Gedichte

von

Karl Heinzen.

(Gesammelte Schriften erster Band.)

New-York.
Selbstverlag des Verfassers.
1858.

Widmung an eine Freundinn.

Von Geldgeklimper und von Flintenknallen
Hör' ich das Rund der Erde wiederhallen.
Wo sie nicht Markt ist, wird sie zum Schaffot,
Die Krämer schachern und die Henker morden,
Die Freiheit machen „Freie" selbst zum Spott
Und die Gemeinheit ist zur Ehre worden.

Der Ernst des Wollens wich frivolen Scherzen,
Kein edler Zorn erbittert mehr die Herzen,
Das Schändlichste läßt diese Seelen kalt;
Gesinnungsstumpf, verschlafft und geistverlassen
Seh'n sie die blut'gen Orgien der Gewalt
Und wer sie spernt, der ist es, den sie hassen.

Wenn ihre Väter, ihre Mütter bluten
Vom Streich des Henkers und vom Hieb der Knuten,
Sie rührt es nicht in ihrer Niedertracht.
Der Rache Ruf ist ihnen ein Erfrechen,
Und wenn der Czar die Welt zum Bango macht,
Die Deutschen helfen keine Kette brechen.

Verstand ist ihnen impotenter Dünkel,
Nichtsthuer Heder und Nichtsthuer Kinkel
Sind ihre Freiheitsretter nach wie vor,
Und wo sie sich des Gegentheils entschlagen,
Da leih'n sie nur dem Preiskourant das Ohr
Und denken für die Freiheit mit dem Magen.

Ich blick' auf diese Schmach als stummer Zeuge;
Sie mag von selbst sich treiben auf die Neige!
Nun das Verderben wittert ein Geschlecht,
Das seiner Mündigkeit Frucht nicht will entbehren:
Wer stolz sich fühlt als Tummkopf und als Knecht,
Lasst sich von keinem freien Geist belehren.

Der Schönheit Reich nimmt auf vergeblich Hessen,
Es hält uns stets ein stilles Pförtchen offen
Und gönnt dem Fremde Rettung und Verbleib,
Dem Lieb' und Dichtung nicht verglomm im Busen:
Des Menschlichen Bestatum ist das Weib,
Des Schönen Retterinnen sind die Musen.

Lass, was dir diese Blätter Gutes bringen,
In deine gleichgestimmte Seele dringen!
Lass weis' uns nützen, was die Zeit beschwert,
Und wem die Zeit der Schlechten und der Schwachen
Rebellion zu machen nicht gewährt,
Der finde Trost durch — Lieb' und Versemachen.

New York, 1853.

I.

Luiſe.

Nichts ſoll mir dich zu preiſen, wehren,
Treuer Geiſt, du edles Herz,
Nur kann dich mein Talent nicht ehren,
So ehre dich dafür mein Schmerz.

Der Todten.

1.

(1835.)

Deine Kinder spielten an deinem Grab
Und pflückten Blumen;
Sie freuten sich des Fundes und jubelten:
Die Blumen bewahren wir uns'rer Mutter.
O ihr arglosen Kleinen,
Wie beneidet euch mein verbiss'ner Schmerz!
Als ihr sie auf der Bahre sah't
Und ungerührt sie anlachtet
Und neugierig an ihrem Leichenkleid zupftet,
Da zürnte ich euch heimlich,
So viel ich noch zürnen konnte,
Daß ihr nicht vergingt in Schmerz
Und nicht hinstarrtet in Wahnsinn.
Glücklich, ihr Kleinen, die ihr nicht fühltet,
Was euch geschehen!
Wie hätten eure zarten Herzen
So viel Weh ertragen!
Ich fühl' es hundertfach für euch mit;
Mein Herz hielt das Schicksal für stark genug,
Drum goß es voll das zuckende Gefäß
Bis an den Rand voll Höllenpein.
Dich besitzen, Luise, und dich verlieren —
Auch Das war möglich!

Nichts mehr zu haben
In dieser trüben, verödeten Welt,
Nichts mehr von deinem Sonnenherzen,
Nichts mehr von deiner Flammenliebe,
Nichts mehr von Dem, was Luise hieß!
Nichts? soll ich nichts mehr von dir finden?
An keinem Ort? Zu keiner Zeit?
Soll ich harren auf deinem Todtenhügel,
Bis der Abend sich auf die Gräber senkt?
Soll ich harren durch die Schauer der Mitternacht?
Soll ich harren bis, bis der Morgen taget?
Soll ich harren, bis der Mond, das Jahr,
Und harren, bis das Leben endet?
Kann deine Liebe gestorben sein?
Wenn die Liebe reicht über das Grab hinaus,
Kann sie nicht zurückreichen zu Dem,
Der sehnsuchtschmachtend ihr entgegendrängt?
Luise! .... Kennst du den Ruf nicht mehr?

Ach, du kennst mich nicht mehr, stumme Schläferinn!
Jeder Stein ist dir so viel wie ich,
Und des Windes Rauschen in den Wipfeln
Ist so lieb dir wie des Freundes Stimme.
Wo in lautem Schmerz dich meine Liebe ruft,
Liegst du kalt und still in tiefer Erde,
Wie entfremdet in einsamer Selbstgenüge,
Todtenlächelnd und doch todtenernst
Niederschauend auf die gefalt'nen Hände.
Schlaf' denn wohl, ich wach' an deinem Bette,
Bis es wird auch meine Ruhestätte!

2.

Mein Herzblut mögt' ich ſchreiben
Auf deinen Leichenſtein:
Ein kleines Liebeszeichen
Sollt' dir die Grabſchrift ſein.

Könnt' ich die Luft durcheilen,
Die Stürme überſchrei'n,
Es würde der Orkan dir
Ein ſchwacher Nachruf ſein.

Und ſendete der Himmel
Den Blitz als Feder mir,
Den Himmel und die Welten
Schrieb' ich voll Hymnen dir.

Der Liebe gold'ne Sprache
Flammt' in dem Weltenhaus
Und löſcht' in Glorie brennend
Das Gift der Bosheit aus.

Verachtung träf' als Donner
Das nied're Geif'rerheer
Und ſtürmend ging' die Welke
Stolz über ihm daher.

Könnt' ich die Berge tragen
Von aller Zonen End',
Ich thürmte ſie der Liebe,
Sie dir zum Monument.

Dann ging', das Werk zu enden,
Zu deinem Grab mein Lauf,
Dort thürmt' ich dir ein Opfer —
Den Heuchlerlarven auf.

Ich riffe sie von Allen
Herab, die dich geschmäht,
Hoch ständ' ihr Schandendenkmal,
Wo die Cypresse steht.

Mein Hassse hat vereinigt,
Die nur der Tod getrennt,
Am Grab noch weil't die Liebe
Haß eurem Sakrament.

Doch schweig'! Hinweg mit ihnen
Von diesem heil'gen Ort!
Die Rache schleppt sie her, doch
Die Liebe bannt sie fort.

Versehnet blickt versehnend
Dein himmlisch Bild darein,
Wo du sprichst, spricht die Größe
Der Liebe nur allein.

„Was ändert an der Schönheit
Der Welt ein Menschenwort?
Die du liebst, bin ich hier und
Die du liebst, bin ich dort."

Das streng den Schmerz bezähmet,
Das eiserne Gebot,
O könntest du es brechen
Und rechten mit dem Tod!

Wenn alle Freuden winkten
  Des frommen Glaubens dir,
Doch schwäng'st du dich hernieder
  Und käm'st zurück zu mir.

Wie auch der Liebe Qualen
  Mich füllen ganz und gar:
Ich weiß, daß deine Liebe
  So groß wie keine war.

3.

(1839.)

Vier Jahre sind's, daß du hinabgestiegen!
  Schon wächst die Weide hoch auf deinem Grabe
Und ihrer Zweige lange Flechten wiegen
  Sich auf dem Beet, das ich bepflanzet habe.

Vier Jahre sind's, daß du hinabgestiegen!
  Weil Stand ist schon, was ich versenkt hier habe,
Denk' ich auch gerne mir, du müssest liegen
  Noch schön und unverändert selbst im Grabe.

Denk' ich auch gern, die Erde müsse gleichen
  Dem Herzen, das dich ewig treu wird hegen,
Das dich bewahrt, bis seine Pulse weichen,
  Bis es sich selber wird zur Ruhe legen.

Wohl weiß ich, daß wir uns nicht wiedersehen!
Soll Das mir wehren, deiner zu gedenken?
Weil es in keinem Jenseits kann geschehen,
D'rum will ich hier dir stete Liebe schenken.

Wohl wär's ein süßer Trost mir, wenn ich wüßte,
Daß dir nicht unbekannt mein Denken bliebe,
Daß du bereit stand'st auf der and'ren Küste,
Wohin man schwimmt in's Land der ew'gen Liebe;

Daß du, wenn einst ich meine Stunden zähle,
Als Todesengel an mein Lager kämest,
Den treuen Freund empfingst und seine Seele
Geleitend mit in deine Wohnung nähmest!

Wozu die schwarze Scheidewand durchschauen?
Des Menschen Wunsch ist auch sein Glaub' und Träumen,
Doch wer will Weltgesetz' auf Wünsche bauen!
Wir fallen ab, wie Blüthen von den Bäumen:

Die Blüthe kehrt zurück im neuen Lenze,
Doch ist's dieselbe, die vom Baum gewehet?
In ew'gem Kreislauf und in weiter Grenze
Erneu't das All von Dem sich, was vergehet.

Die Blume, deren Duft dich hier erfreuet,
Blüht, wenn sie starb, vielleicht im Rosengarten;
Der Geist, der schied, erwacht vielleicht erneuet,
Unkennbar, unter fremder Sonnen Strahle.

Als du gestorben, wähnte ich im Stillen,
Es müsse die Natur nun mit dir sterben,
Es müsse sich die Welt in Trauer hüllen,
Sich Alles bleich wie deine Wange färben.

Doch Alles blieb wie in den freyen Tagen,
Der Sterne Schwarm flog munter fort im Kreise
Nach deinem Tode sah ich keinen fragen,
Um meinen Schmerz wich keiner aus dem Gleise.

Kein Blättchen sank mittrauernd von den Zweigen
Und keine Blume sah ich drum verblühen.
So macht der Schmerz umsonst die Welt sich eigen!
Doch sind nicht so auch Wünsche Phantasien?

Dem Weltengang unmerkbar reißt der Faden,
Woran ein winzig Menschenglück gehangen;
Der Löwe sieht nicht um auf seinen Pfaden,
Wenn über einen Wurm sein Lauf gegangen.

So sei's, daß dich das Meer des Alls verschlungen,
Daß aufgelöst du rannst in seine Fluten,
Daß deines Daseins schönes Lied verklungen,
Daß ausgeglühet deines Herzens Gluten!

Ich habe Wach' an deinem Grab gehalten,
Dein schönstes Theil ich hab' es aufgefangen,
Ein Theil von mir muß es sich neu gestalten
Und mit mir leben, bis auch ich vergangen.

Mein Reichthum, rüstest du mich aus zum Leben,
Du wirst mit mir in einem Hause wohnen,
Wo ich auch weile, wirst du mich umschweben,
Erinnerung soll dem Verluste lohnen.

Ich höre ewig deine Stimme klingen,
Ich fühle deines Sanges Zauber walten,
Der siegend mich auf der Begeist'rung Schwingen
Die Seel' empor mit himmlischen Gewalten.

Ich sehe ewig deine Augen strahlen,
Fühl' ihre dunkle Glut die Brust durchziehen,
Ihr Blut ist Wein' und Zauber, wenn sie malen
Dein Herz und deinen Geist mit ihrem Glühen.

Sie bargen Blitze, die dem Geist entsprühten,
Der frei auf jener hehren Stirne thronte,
Bald waren Blumen sie, die heiter blühten
In Liebe, die dein großes Herz bewohnte.

Laß deines Geistes Flügel nicht umweben!
Sie schwangen kühn sich über das Getriebe
Der Alltagswelt auf freie Alpenhöhen,
Zu hoch und unerreichbar sonst dem Weibe.

Und nichts verlor das Weib auf deinem Auge,
Du bliebst ein Kind trotz deinem kühnen Geiste,
Und, kindlich fesselnd mit geheimem Zuge,
Erfreutest du, was staunend dich umkreiste.

Und trotz dem Kinde warst du eine Weise,
Dein Sterben gibt dir Recht zu diesem Ruhme;
So muthig schickten sich zur letzten Reise
Die Weisen kaum im großen Alterthume:

„Des Menschen Leben gleicht dem Uhrgetriebe,
Es läuft und schlägt und läuft und stehet stille —
Mein Lauf ist aus — gedenke mein mit Liebe —"
Sie sprach's, still steht die Uhr, kalt ist die Hülle.

Laß deines Herzens Saiten mich umrauschen!
Ein edleres hat nie ein Weib besessen.
Durft' ich den Stimmen deines Herzens lauschen,
Dann kennt' ich selber deinen Geist vergessen.

Stets offen, wahr, ganz Edelmuth und Größe,
Nie hassend, freundlich stets wie deine Miene,
So war's; nur Liebe füllt' es, Liebesgröße,
Du warst an Liebe eine Hereine.

Wie hättest du geglänzt auf einem Throne!
Statt meiner ließ' ein Volk dein Lob erschallen.
Doch bist auch so du Königinn, die Krone
Setz' ich dir auf und die nimmst du vor allen:

Ich werde als ein Ideal dich lieben,
Stets nenn' ich dein, was schön und groß ich nenne;
Nimm diese Krone hin, du bist geblieben
Die Königinn der Weiber, die ich kenne.

II.

Liebe und Liebelei.

Wer nicht mit Phrasenig
Auf diesem Feld erblühen,
Hat immer schon genug,
Um Nachsicht zu verdienen.

Ueberall.

Du biſt der Hauch, der durch die Zweige flüſtert,
Du biſt der Stral, der durch die Schatten bricht,
Du biſt die Nacht, die mein Aſyl umdüſtert,
Du biſt der Funke von dem Morgenlicht.

Du biſt die Ruh', die in den Wäldern ſchweiget,
Du biſt der Geiſt, der in den Lüften weht,
Du biſt der Duft, der aus den Blumen ſteiget,
Du biſt die Blume ſelbſt, die nie vergeht.

Du biſt der Schimmer auf azur'nen Seen,
Du biſt der duft'ge Schmelz auf Bergeshöh'n,
Du biſt das Träumen, wo die Wolken gehen,
Du biſt das Harren, wo die Haine ſteh'n.

Du biſt das Murmeln in des Baches Schäumen,
Du biſt die Friſche der beblümten Flur,
Du biſt das Singen in den geld'nen Räumen,
Du biſt die Glüh'nde Seele der Natur.

Du biſt der Freudetrieb im jungen Lenze,
Du biſt die Wehmuth in des Herbſtes Weh'n,
Du flichtſt den Brautkranz und die Todtenkränze,
Du biſt das Scheiden und das Wiederſeh'n.

Du biſt der Klang, der durch die Saiten zittert,
Du biſt die Phantaſie, die ſchweifend ſchafft,
Du biſt das Webe, das die Bruſt erſchüttert,
Du biſt die Wonne und die Leidenſchaft.

Du biſt das Denken und du biſt das Streben,
Du biſt das Sprühen in des Geiſtes Licht,
Du biſt das Wollen und du biſt das Leben,
Du biſt der Tod — o Tod, dich fürcht' ich nicht!

Sappho.

Du haſt kein Ohr für meine Klage,
Für meine Sehnſucht kein Gefühl
Und doch, indem ich dir entſage,
Entſag' ich meines Lebens Ziel.

Es kann mein Geiſt nicht von dir laſſen,
Denn du biſt meines Daſeins Licht,
Um nicht zu lieben müßt' ich haſſen,
Jedoch dich haſſen kann ich nicht.

Es ſchweiget nicht in meinem Herzen,
Es ruhet nicht in meinem Sinn,
Und lieber lieb' ich nur mit Schmerzen,
Als daß ich ohne Liebe bin

Und weil kein Troſt mir mehr geblieben,
Nehm' ich's als göttliches Gebot:
Er ſchickte, wenn er dürfte lieben,
Er ſchickte mich nicht in den Tod.

Was laßt ihr Götter mich erdulden!
Wann duldete ein Frevler mehr?
Und dennoch iſt mein ganz Verſchulden,
Daß ich geliebt, geliebt zu ſehr.

O Liebe, Liebe, bitt're Freude,
O Liebe, Liebe, ſüße Pein,
Könnt' ich nur ein Mal, eh' ich ſcheide,
Ein einzig Mal nur glücklich ſein!

Blume und Weib.

Reklamation eines Weibes.

Ihr nennt uns Blumen, doch die Schmeichelei
Des Worts läßt mich den Sinn nicht mißverſtehen
Die Blumen blüh'n, wie wir, in Sklaverei,
Dem Zufall lebend und — des Windes Wehen.

Verliebte Blüthen trägt der duft'ge Baum,
Und von dem Blumen Kuppler Weſt geſchaukelt
Vertrauen ſie dem weiten fremden Raum
Der Liebe Staub, der in die Ferne gaukelt.

So spenden Liebe sie und wissen nicht,
Von welchem Kelch sie zärtlich wird empfangen,
Vertrauend nur, daß, was aus ihnen spricht,
Antworten werde: liebendes Verlangen.

Vergebens haben sie vielleicht geglüht,
Vergebens ihre duft'ge Seel' entsendet;
Ach! keine Blume hat vielleicht geblüht,
Die herzverwandt sich ihnen zugewendet.

Und manche stand vielleicht vor Sehnsucht krank,
Doch hat des Kupplers Flug sie nicht gefunden,
So daß sie ungeliebt zur Erde sank,
Vielleicht in einen Todtenkranz gewunden.

Ihr armen Blumen, die ihr, festgebannt,
Nicht suchen könnt, wo die Geliebten weilen,
Welch Leben, könntet ihr von Land zu Land
Ein blüh'nder Schwarm die freie Luft durcheilen!

Auch manches Menschenherz hat unerkannt
Geglühet in vergeblichem Verlangen,
Indeß ein and'res, das ihm war verwandt,
In lieblos roher Faust vor Gram vergangen.

Die Liebe stirbt im Bann der Sklaverei.
Soll er das Weib gleich einer Blume binden?
Des Mannes Liebe stäubt und gaukelt frei:
Frei sei des Weibes Lieb', um ihn zu finden!

Männliche und weibliche Liebe.

Der Jäger (allein).

Soll ich aus dem Dunkel dieser Eichen
Wieder auf die Vergeshöh'n entweichen,
In das Reich der Luft zurück?
Lieblich hat ihr Bild mich eingenommen,
Doch sie läßt in meinem Geh'n und Kommen
Keinen ruh'gen Augenblick.

Gram dem freien, unbezähmten Herzen
Warf die Hand entzückenreicher Schmerzen
Mächt'ge Fesseln über mich.
Freudig folgte der besiegte Wille
Und des Herzens ungestüme Fülle
Löst' in sanfte Liebe sich.

Liebe strahlet mir die Morgenröthe,
Liebe singt des Waldes Abendflöte,
Liebe glänzt der Sterne Ruh',
Liebe plätschert mir das Spiel der Bäche,
Liebe lacht des Gletschers Silberfläche,
Liebe nur die Welt mir zu.

Doch aus diesem ruhig süßen Leben
Zieht mich stets ein unermüdlich Streben
Aufwärts nach den Bergen hin.
Und besteig' ich ihre felf'gen Kronen,
Wo die Adler und die Gemsen wohnen,
Zürn' ich meiner Zauberinn.

Denn, als wollt' es höhnend mit mir ſpielen,
Flieht kein Wild mehr meines Rohres Zielen,
Selbſt die Gemſe ſcheint gezähmt;
Pfeifend fliegt die Kugel in die Lüfte,
Spottend wiederhallet das Geklüfte,
Selbſt mein Rüde ſcheint gelähmt.

Soll ich aus dem Dunkel dieſer Eichen
Wieder auf die Vergeoben'n entweichen,
In das Reich der Luft zurück?
Soll die Lieb' in dieſen ſtillen Gründen
Mich für immer feſſeln und entzünden,
Ein gefahrenloſes Glück?

Nein, ich laſſe dich in deinem Thale,
Schöne Klausnerinn! Zum letzten Male
Grüßt dich meine Wiederkehr.
Meiner Freiheit opfr' ich meine Liebe,
Wenn ich länger hier im Thale bliebe,
Säh' ich nie die Berge mehr.

Die Klausnerinn (hervortretend).

Welche Klagen hör' ich durch die ſtillen
Büſche, welche Pläne, welche Grillen
Von der letzten Wiederkehr?
Wehl! die Freiheit opfr' ich meiner Liebe,
Wenn ich länger hier im Thale bliebe,
Säh' ich nie den Frühling mehr.

So wie du mein ſtilles Herz entzündet,
Alſo lod're, die ich hier gegründet,
Meine Hütt' in Flammen auf.
Jetzt biſt du des läſt'gen Zwangs entbunden,
Neu beginnen deiner Freiheit Stunden,
Neu des Jägers wilder Lauf.

Aber ich geh' mit auf deine Höhen,
Wo die Wolken und Gewitter gehen,
Wo der Sturm die Tannen bricht.
Gleichwie du will ich die Büchſe tragen,
Und mit dir werd' ich die Gemſen jagen,
Doch dich laſſen ewig nicht.

Liebe und Majeſtät.

Wie einſtens der große Karl als Held,
Auch wie er als Menſch es getrieben
Der gewaltige Herrſcher der halben Welt,
Das hat uns ſein Schreiber beſchrieben.
Doch des mächtigen Kaiſers Gewalt und Gewicht
Verhinderte ſeine Prinzeſſinn nicht,
Den beſagten Schreiber — zu lieben.

Mit Schreiben hatt' er's dahin gebracht,
Die zärtliche Herrinn zu rühren;
Bei'm Vater bei Tag, bei der Tochter bei Nacht —
Er wußte das Amt er zu führen.
Ihr ſüßes Geheimniß verriethen ſie nur
Einem ſicheren postillon d'amour,
Und — die Fenſter waren die Thüren.

Einst war in einer Dezembernacht
Eginhard durch das Fenster gestiegen.
Sie sahen den Wind mit sausender Macht
Auf den Wipfeln der Bäume sich wiegen,
Sie sah'n in des Mondes winterlich Licht
Und sahen vor seinem frost'gen Gesicht
Die Wolken vorüberfliegen.

„In den Schiefern des Daches hörst du den Wind
Und der Katzen erbärmliches Heulen?
Wenn die Instrumente gestimmet sind,
Beginnt auch das Sturmlied der Eulen.
Ein wildes Wetter und wilde Musik —
So lieb' ich's, der Liebe verstohlenes Glück
Kann im Wetter am Traulichsten weilen."

„„O Liebster, wie schmieg' ich so gern mich an dich,
Wie traulich ist's hier in der Stille!
Es mühet der Sturmwind vergeblich sich;
Daß draußen er tobe und brülle!
Je frost'ger das Wetter, je wärmer die Brust,
Je saurer die Mühe, je süßer die Lust,
Sie raubt uns kein Sturm und kein Wille.""

So spottend des Winters wärmtet ihr euch
An der Liebe süßen Gefühlen.
Ihr ahnetet nichts von dem schlimmen Streich,
Den der Winter euch dachte zu spielen.
Als der Zeiger die sechste Ziffer durchlief
Und der Hahn den Tag aus dem Schlafe rief,
Ward es Zeit, nach dem Fenster zu schielen.

Es trat der Schreiber hinaus und o!
Wie hatt' ihn der Winter betrogen!
Gleich dem schönsten Papier in des Kaisers Bureau
Sah er Alles mit Schnee überzogen.
„Mein Gott, wie komm' ich hier glücklich hinaus,
Unverrathen aus dem fürstlichen Haus?
Wie Späher und Kaiser belogen?"

Die Liebe erfand, aus der Hölle zu flieh'n,
Ihr sollt's aus dem Schnee nicht gelingen?
Auf dem Rücken trug die Prinzessinn ihn
Aus des Winters drehenden Schlingen!
Und wie sie jene hinaus ihn gebracht,
So gedachte sie auch in der nächsten Nacht
Ihn zurück in die Kammer zu bringen.

Ihr zierliches Füßchen verrieth ihn nicht,
Doch, kennt' es durch Schnee nicht geschehen,
Verrathen mußt' ihn des Mondes Licht.
Wie es Fürsten wol pflegt zu ergehen,
So ließ auch dem armen die Sorge nicht Ruh'
Und so sah er durch's Fenster dem Spaße zu,
Doch wollt' er den Spaß nicht verstehen.

Bleich stand die Majestät im Gemach
Und dämpfte mit Mühe die Flammen,
Doch sobald der Tag durch die Wolken brach,
Da rief sie die Richter zusammen:
„Urtheilt nach dem Recht, das nicht schont und nicht lügt,
Wer mein Kind verführet und mich betrügt,
Wozu ist Der zu verdammen?"

Zum Tode! schrie's wie mit Einem Laut,
Und sie sah'n, wie vom Blitze gerühret,
Den Schreiber mit der sündigen Braut
Hereim vor die Schranken geführet.
Er hörte gelassen sein Urtheil an,
Worauf er also zum Kaiser begann:
„Bestrafe mich, wie mir gebühret!"

„Ich habe die Strafe des Todes verdient,
Hat der Himmel gleich Theil an der Sünde;
Mit dem Himmel auch, nur mit der Welt nicht versöhnt,
Verlass' ich die irdischen Gründe.
Den Trost, mein Kaiser, gewähre mir,
Lass nicht deine Tochter den Richter in dir,
Den Vater nur wiederfinde."

„Wer Saubert richtet, der richtet mich,
Sprach Emma, mich lass für ihn sterben!
Nie, Vater, befleckt' Unanständigkeit dich,
Lass auch hier nicht die Unschuld verderben.
Er hat nur dem Ruf der Versuchung gehört,
Ich hab' ihn gelockt und verleitet und bethört,
Mich lasse, die Schuldige, sterben!"

„So lang im Himmel ein Richter lebt,
So lang wird Tag nicht geschehen,
Er, der allsehend dort oben thront,
Hat auch hier den Schuld'gen gesehen.
Nie folgte ein Mädchen der Liebe Wink,
Wenn der Mann nicht verleitend voran ihr ging,
Ich war's, mein ist das Verbrechen."

„„O daß uns Das ein Verbrechen iſt,
Wenn uns die Engel beneiden!
Doch, wenn ihr's beſtrafen wollet, ſo wißt:
Wir erleiden die Strafe mit Freuden.
Nie folgte ein Mann nach der Liebe Wink,
Wenn freudig das Mädchen nicht mit ihm ging,
So bewähr' es der Tod an uns beiden!““

Und wie ſie geſprochen, ſchwieg Weib und Mann,
Ergeben ſah'n ſie zur Erde;
Die Richter ſahen den Kaiſer an
Wie bittend mit ſtummer Gebärde;
Doch der bedurfte der Bitte nicht,
Karl kannte die Lieb', es ſtrahlt' ſein Geſicht
Glück ſchaffend und dieß war ſein „Werde“:

Ein Paar, wie ihr, bringt Freud' in mein Haus,
Mich befriedigt eure Defense;
Heut' Abend iſt Feſt und Verſöhnungsſchmaus
Und Jubel und Thee dansante.
Du, Emma, biſt Eginharts Frau und er —
Sie Haut, Herr Schwiegerſohn Leibſekretair,
Und — Honny, qui mal y pense!

Die Entsagung.

Es schellt die Kunde durch das Land:
Der Herzog macht die Runde,
Ein Weib zu suchen, dem die Hand
Er reicht zum Ehebunde.
Wer stände sie, welcher Herkunft sei,
Das ist dem Herzog einerlei,
Jedoch ein Muster muß er haben
Von Körper-, Herzens-, Geistes-Gaben.

Grausamer Herzog, willst du gar
Die Weiber alle närrisch machen?
Und auch den Männern bist fürwahr
Du keinen Streich gespielt zum Lachen:
Wer nicht versehn ist, frau' die Mud',
Er kommt zu spät, er kommt zu früh,
Und selber ihr, die ihn versehen,
Ihr wißt nicht, was euch wird geschehen.

Denn alle reizt die Herzogin,
Und wo ist Eine so bescheiden,
Daß sie nicht ließ' in ihrem Sinn
Zum Voraus ihn ihr Glück beneiden!
Die Eine sieht ihr alt Gesicht,
Die Andre ihren Höcker nicht,
Die will den Geist mit Herzens Schätzen,
Die Beide durch den Leib ersetzen.

„Nicht geizig, Vater, Ehemann,
Wir müssen herzoglich uns kleiden:
Man soll, wenn nicht um unsern Mann,
Uns doch um unser Kleid beneiden!“
Die Mädchen wurden alle leer,
Es gab kein Essen, Trinken mehr,
Man dacht' an nichts, als die Parade,
Das ganze Land roch nach Pomade.

Wer kennt sie, die der Herzog freit?
Ist es die schimmernde Comtesse?
Ist es die schmucke Kammermaid?
Ist's die aufgeputzte Baronesse?
Sie alle haben guten Muth,
Doch die [illegible] mit dem Federhut
Die macht am Meisten von sich schwätzen,
Auf deren Nummer mögt' ich setzen.

Es ist Elvira! Wer getraut
Sich dieß Idol zu überwinden?
Nur Eins läßt hoffen: sie ist Braut!
Doch Liebe weiß den Weg zu finden.
„Besitzen will der Eigennutz,
Entsagung ist der Treue Schutz,
Nur die kannst bis zum Tod du lieben,
Der du im Leben fern geblieben.“

So spricht sie zu dem Bräutigam.
Der ging den Vorschlag ein mit Lachen,
Als er ihn in Erwägung nahm:
„Sie wird mich zum Minister machen
Und Orden legen auf mein Herz,
Zu pflastern der Entsagung Schmerz.
Der Liebe wird die Freude selten,
So schön der Liebe zu vergelten."

Der Herzog kam, der Tag erschien.
Welch Beet von Blumen und von Pflanzen!
Welch Wangenheiß, welch Augenglüh'n!
Und wie die Herzen freudig tanzen!
Der Herzog sprengt zu Roß heran,
Ein glänzender, ein schöner Mann!
Jedoch was thut der schöne Reiter?
Er grüßt und lacht und — reiset weiter.

Und was ist dieser Sprache Sinn?
Der Freier haßt das Paradiesen,
Er wünschte seiner Herzogin
In Haus und Kammer nachzuspüren!
Nun, Das ist recht, doch warum hat
Er Das nicht kund gethan der Stadt?
Er hätte sicher alle Frauen
In Haus und Kammer können schauen.

Es iſt geſchehn, es iſt vorbei.
Es muß mit Reue und mit Schämen
Sich die gefaßte Phantaſei
Zum alten Fuß zurückbequemen.
Doch daß man bei Eleiren Trutz,
Daß man beſiegten Eigennutz,
Der Tugend Krone kann verkennen,
Das iſt nicht herzeglich zu nennen.

Was hilft's? Sie trägt es mit Verſtand.
Die Liebe weiß den Weg zu finden,
Sie weiß, find't ſie kein neues Band,
Das alte wieder anzubinden.
„Entſagung war der Liebe Pflicht,
Doch Liebe ſtraft Entſagung nicht:
Die ſich entſagend treu geblieben,
Sie werden ewig treu ſich lieben."

Dem Bräut'gam wird auch Dieſes klar,
Auch weiß er's dankbar hoch zu ehren,
Wie ſeine Herrin Willens war,
Ihm Stell' und Orden zu beſcheeren.
Er denkt: nach der Reunien
Wird mich die Lieb' und Treue ſchon
Für Alles zu entſchäd'gen wiſſen,
Worauf ich hab' verzichten müſſen.

Sie stiegen vom Entsagungsthron
Auf den Besitzstuhl nieder
Und etablirten sich zum Lohn
Auf eig'ne Rechnung wieder.
Doch ach! die Liebe ging vorbei
Und das Vertrauen riß entzwei,
Es war nicht mehr das alte Treiben,
Sie blieben, weil sie mußten bleiben.

Drauf ist aus ihrem Liebesbund
Ein Liebeskrieg geworden
Und aus dem kleinen Krieg entstund
Dem Mann der größte Orden.
Traun! Amor kennt das jus nicht schlecht,
Er schenkt ein aufgegeb'nes Recht
Euch nicht zum zweiten Mal, ihr Thoren:
Wer's künd'gen kann, der hat's verloren.

Die Zähne.

So zart, so treu, so inniglich,
Wie Fritz und Lottchen, hatte sich,
So lang das Mondlicht scheinet,
Kein Pärchen je vereinet.
Sie baten einstens sich um ein
Andenken ihrer Liebe:
Nicht Ring, nicht Geld, nicht Edelstein,
Sie wünschten Etwas das bliebe.

Ich weiß was, sprach das schöne Kind,
Ich sehe, uns're Zähne sind
Wie Ei'r aus einem Neste,
Mich dünkt, es wär' das Beste,
Es zöge uns Herr Zangenbein
Aus jedem Munde einen,
Du setztest dir den meinen ein
Und ich bekäme den deinen.

Der Vorschlag zeugt von Heldenmuth,
Denn hieß auch er sogleich ihn gut,
Der Zahnarzt mußte kommen,
Die Zange ward genommen,
Die Zähne gingen aus und ein
Und saßen bald so zierlich,
So fest, daß man drauf schwur, sie sei'n
Bei Beiden völlig natürlich.

Jetzt sah'n sie erst das Wo und Wie:
Wie wuchs der Liebe Sympathie,
Wie war's seit jener Stunde
So süß in ihrem Munde!
Sie waren wie Ein Fleisch und Blut,
Sie konnten sich nicht missen,
Wie schmeckte Trank und Speise gut,
Doch ach! wie schmeckte ihr Küssen!

Die Armen küßten sich fortan
Nur immer auf den eig'nen Zahn,
Die Liebe wurde älter
Und ach! die Herzen kälter.
O! ging es durch das ganze Haus,
Ließ ich den Zahn doch sitzen!
Sie weinte sich die Augen aus
Und er ging unter die Schützen.

Erklärung.

Du denkst, ich werd' um Liebe bitten?
Mein Herz, wenn dich's beglückt, gehört
Dir treu und ganz und unbestritten:
Ich hoff', es ist des Tausches werth.

Willst du mir deins dagegen geben,
So gib es frei aus eig'nem Drang;
Nur Freiheit ist der Liebe Leben
Und schon die Bitt' um sie ist Zwang.

Auch kannst du die Versprechen sparen;
Durch kein Gelöbniß, keine Pflicht
Sollst du mir deine Liebe wahren:
Versproch'ne Liebe mag ich nicht.

Du bist gewöhnt, daß man dir schmeichelt
Und probedient um deine Huld?
Ich bin kein fader Wicht, der heuchelt,
Doch auch kein Ritter der Geduld.

Wohl weiß ich, daß ſie euch verwöhnen,
Die Weſen, die man Männer nennt,
Doch wer die Sklaven darf verhöhnen,
Hat bei den Freien kein Patent.

Wer ſein Verlangniß kann verſchieben,
Der hat die Lieb' als Spiel geübt:
Ein Narr iſt, wer ſich quält zu lieben,
Wird er nicht gleich dafür geliebt.

Mich ziehſt du nicht vor deine Füße,
Ich gebe dir nur, was du mir —
Zum Teufel, ſind denn meine Küſſe
So gut nicht wie ein Kuß von dir?

Erfahrungswiſſenſchaft.

Ich ſah dich oft, mein Kind,
Doch ohne es zu wiſſen,
Denn damals war ich blind,
Obſchon des Seh'ns befliſſen.

Doch ſeit du mich geküßt,
Iſt mir der Blick nicht trübe,
Und daß und was du biſt,
Weiß ich erſt durch die Liebe.

Ja, das Experiment
Gilt auch in Herzensſachen,
Und willſt du, daß es brennt,
So mußt du Feuer machen.

Gefahren für die Liebe.

Wahrlich, ſind wir nicht Thoren, zu den Plagen
Dieſes Lebens uns eig'ne noch zu häufen?
Uns zu quälen mit trübem, menſchenfeindem
Schwindel der Liebe?

Einſam durch die Gebüſche ſchleicht der Schäfer,
Klagt den Bäumen mit Weidern ſein Leiden
Und dem Monde, dem Thau der Nacht und den
Eig'nen Gefährten:

Schwelgt dann wieder in Paradieſesträumen,
Miſcht mit Hoffnungsflügeln die ſchöne Zukunft,
Pflückt nur Blumen und erntet im Voraus ſchon
Himmliſche Früchte:

Erntet ſpäter nur Ueberdruß und Reue,
Wenn entlarvend die Wirklichkeit ihn abkühlt
Und die blumigen Feſſeln ſeiner Lieb' in
Ketten verwandelt:

Wenn die kleinlichen Sorgen dieſes Lebens
Für verlorene Freiheit ihn belohnen
Und verſpottend aus ſeinem ſüßen Traum der
Satyr herausſprang:

Wenn er phyſiologiſch lernt betrachten,
Was ihm früher die Phantaſie verdeckt hat,
Wenn er prüfend als ſchlauer Menſchenkenner
Alles verſteh'n lernt.

Hilf mir, Himmel, und heile meine Sinne!
Daß ich all den unſeel'gen Stoff verſchwitze,
Liebchen, thu' mir den letzten Dienſt und koch' mir
Thee von Kamillen.

Dann ſei alle die Zärtlichkeit vergeſſen,
Die, unmännlich, die Kraft des Herzens aufſaugt
Und die Freiheit der ſturmbeſchwingten Seel' in
Schmähliches Joch ſchmiegt.

Weib, du ſtutzeſt? Du blickeſt ſo bedenklich,
Fragſt mich, was es ſei, das ich dir kund that?
Dieß bemerkt' ich, daß du dir heute nicht die
Zähne geputzt haſt!

Demokratiſche Verzeihung.

Die Wieſe lacht im Sonnenſchein
Am dunklen Wald, ein blühend Beet,
Und in die Lüfte, mild und rein,
Iſt drüber hin der Berg erhöh't.

Und in dem Schloß des Berges wohnt
Ein Weib, das an die Wieſe ſchleicht,
Wenn ſtatt der Sonne ſcheint der Mond
Und über'n Wald die Eule ſtreicht.

Sie ist ein liebedurstend Weib,
Ihr kommt der Abend stets zu spät,
Wenn fort zum nobleu Zeitvertreib
Der Eh'herr auf den Anstand geht;

Wenn pass! der stolze Edelherr
Erlegt das stolze Edelthier,
Den flücht'gen Zwanzigendener,
Als spür' er Neid ob solcher Zier.

Es ist der Graf, der große Mann,
Der Herr der Landschaft rings umher;
Mich sieht er nicht, den Bürger, an,
Doch liebt sein Weib mich um so mehr.

Sie wünschte meinen Unterricht
In Dichtkunst und Orthographie;
Rechtschreiben aber lernt sie nicht,
Doch um so besser Poesie:

Was männlich reimt und weiblich sich,
Das, sagt sie, sei Dichtkunst allein,
Und der Belehrte jetzt bin ich
Und ich will gern ihr Schüler sein.

Es heißt: „durch Lehren lernen wir,"
Und Das bewährt sich wunderbar:
Ein bess'rer Schüler ward aus mir,
Als jemals ich ein Lehrer war.

Sie ſagt, die Wieſe ſei ſo ſchön
Und weicher als des Grafen Pfül,
Und ich ſei mehr als ſeiner zehn
Und habe Geiſt und viel Gefühl.

Sie ſagt, daß ich von Adel ſei,
Sie ſeh's mir an der Stirne an,
Und zähl' ich keine Ahnenreih',
Ich könne ſelber ſein ein Ahn.

Sie ſagt, ſie haſſe ihren Herrn,
Und brennt und bebt, wenn ſie mich küßt —
Ein herrlich Weib! ich habe gern
Verzeih'n ihr, daß ſie Gräfinn iſt.

Mina, die Roſe.

Introduktion, mit Ueberſendung eines Roſenſtocks zum Geburtstag.

Wo fänd' ich deiner Lieblichkeiten,
Wo eine Mina's würd'ge Zier?
Zum Schutze vor Verlegenheiten
Biet' ich dich ſelbſt als Gabe dir.

Keine Wahl.

Dich ſehen heißt dich lieben!
Wie könnt' ich zögern, Götterkind,
Wo nur die Wahl geblieben:
Verliebt zu werden oder blind?

Liebeshandel.

Für einen Kuß verlangst du ein Gedicht!
Den Handel geh' ich unbedenklich ein:
Ich weiß, bei einem Kusse bleibt es nicht
Und's Reimen wird dann bald vergessen sein.

Die Rose.

Du schönste Rose, die je ward gebrochen,
Nie kann ich bewundern dich genug,
Doch haben mich deine Dörner gestochen:
Die Nadeln waren's am Busentuch.

Verwandtschaft.

Das Schönste sind doch die Weiber
Und neben den Weibern die Blumen;
Ihr Blumen seid stumme Weiber,
Ihr Weiber seid redende Blumen.

Anderer Pygmalion.

Wär' ich Pygmalion, im Liebesschmerz
Würd' ich wohl keinem Steinbild Seele geben:
Ich drückte bloß mir eine Ros' an's Herz
Und riefe dich, du Holde, in das Leben.

Bei Nacht.

Des Mondes Glänzen zittert auf den Blättern,
Der Nachtigallen liebeheischend Schmettern
Lös't ab den trunk'nen, kußverstummten Mund;
Das Aug' ist trunken und das Ohr ist trunken,
Das Herz ist ganz in Trunkenheit versunken,
Ach, trunken ist das ganze Erdenrund.

Bei Tag.

Nachdem du im See beim Baden,
Du Teile, beinah ertrunken,
Da bin ich, mit dir beladen,
Ins Gras des Ufers gesunken.

Doch du schlugst auf eine Lache
Ob meinem verliebten Schrecken —
Da eilte ich glühend vor Rache,
Deine Kleider im Schilf zu verstecken.

Da stand'st du, Anadyomene,
Du Schönheit des Paradieses!
Kein Paris sah solche Helene,
Kein Adam ein Bild wie dieses.

Neu getauft.

Ich taufte Eva dich seit jenen Stunden,
Doch du kamst ohne Schlange zum Verständniß:
Wir haben ganz allein den Weg gefunden
Zu dem verpönten Baume der Erkenntniß.

Einsamkeit.

Ich bedaure die Blumen,
Die einsam auf hohem Stängel blüh'n,
Ich bedaure die Sterne,
Die einsam durch den Himmel zieh'n,
Ich bedaure den Schiffer,
Der einsam steuert auf wildem Meer,
Ich bedaure das Irrlicht,
Das einsam irrt im Moor umher,
Ich bedaure den Teufel,
Der einsam thront im Höllenpful,
Ich bedaure den Papen,
Der einsam sitzt im heiligen Stul,
Ich bedaure den Herrgott,
Der einsam über sich selber sinnt,
Ich bedaure die Jungfrau,
Die einsam empfing das Jesuskind,
Ich bedaure die Hunde,
Die einsam liegen an ihrer Kett',
Ich bedaure die Männer,
Die einsam liegen in ihrem Bett';
Doch all mein Bedauren
Wird bloß dadurch verschuldet sein,
Daß du dich bewacht sah'st
Und ließest mich einen Tag allein.

Rückblick.

Nur eine Nacht!
So haben wir zuvor gedacht,
So lang wir heimlich noch am Wünschen waren;
Jetzt lachen wir
Uns gegenseitig aus dafür,
Denn unbescheiden wird man mit den Jahren.

Schlecht prophezei't.

Ein Pfaffe hat dir prophezei't,
Du werdest keine Tugendheldinn werden.
Der Schlingel war nicht recht gescheidt:
Die schönste Tugend bist du ja auf Erden.

Lebensweisheit.

Die Welt ist so schön und der Mensch ist so dumm
Du herrliches Weib, wie vernünftig bist du!
Er treibt sich als Esel im Leben herum
Und schließet als Ochse die Augen zu.
So sprach ich, von heiligem Grimm durchdrungen,
Dann entschlief ich von seidenem Arm umschlungen.

Rose und Rose.

Du warst so schön und doch so leise,
Die Lust verrätherisch verhehlt,
Wie eine halb erschlossne Rose,
Der einzig noch das Beben fehlt.

Doch welkt, gebrochen und verdorben,
So bald der Gartenrose Zier;
Du aber, seit du warst gebrochen,
Blühst du noch schöner als zuvor.

Körper und Seele.

Du fragſt, ob's bloß die Körper-Schönheit iſt,
Warum ich Dich zur Göttinn wähle?
Du Schönſte weißt ja ſelbſt nicht was du biſt:
Dein Körper iſt ja lauter Seele.

Mehr Lebensweisheit.

Die Schlange ſpricht: des Lebens Looſe
Sind falſch, drum in den Apfel beiße!
Heut' biſt du eine rothe Roſe
Und morgen biſt du eine weiße.

Aerger in der Liebe.

Wer dich liebt, den mögt' ich prügeln,
Weil er uns zu ſtören droht,
Wer dich nicht liebt, mögt' ich ſtriegeln,
Denn er iſt ein Idiot.

Zur Nutzanwendung.

Es gönnte keinen Stammvertreter
Venus dem häßlichen Vulkan:
Die Liebe rächten fremde Väter
An dem verhaßten Ehemann.*)

*) Es iſt mir nicht zweifelhaft, daß die Griechen einen tieferen Sinn damit verbanden, als ſie die Göttinn der Schönheit und Liebe mit dem Gott der Häßlichkeit und Unliebenswürdigkeit vermälten. Sie haben dadurch ohne Zweifel das Loos repräſentiren laſſen wollen, welchem ſo manches Weib in den unauflöslichen Banden eines unnatürlichen Verhältniſſes verfällt. Zugleich aber haben ſie das Remedium der Gerechtigkeit dadurch dargeſtellt, daß Venus dem Vulkan keine Kinder gebar, dagegen mit dem Mars, dem Merkur, dem Bachus u. ſ. w. eine Menge Sprößlinge erzeugte.

Moraliſche Vorleſung.

Erſt kam er bettelnd mit der Leier,
Jetzt ſchwingt er den Kommandoſtab,
Er kroch vor dir als bloßer Freier
Und blickt als Mann auf dich herab.

So wird es jedem Weib geboten,
Das Trug in's Netz der Ehe ſpinnt:
Die Männer ſind ſo lang Despoten,
So lang die Weiber Thoren ſind.

Ihr werdet nimmer wahre Frauen,
Wollt Ihr nicht werden ſtolz und frei:
So lang euch Pfaff' und Schöffe trauen,
So lang bleibt ihr in Sklaverei.

Wenn zwei ſich lieben — das iſt Ehe!
Die Feſſel braucht nur der Tyrann.
Zum Henker dein **Gebieter** gehe,
Blick her, mein Weib, hier ſteht dein **Mann**!

Drohende Gefahr.

Sie wiſſen nichts und doch will man uns ſcheiden?
Wen konnten unbekannte Freuden kränken?
Wär' ich ein Gläubiger, ich würde denken,
Daß Götter und Göttinnen uns beneiden.

Mina's Trauer.

Es sei der Mann die starke Eiche,
Dem Weibe ziemt Alleinsteh'n nicht,
Daß es der Epheuranke gleiche,
Die liebevoll sich um ihn flicht.

Und wenn in Sturm und schwerem Ringen
Die Eich' ihr freundlich Grün verliert,
Der Epheu wird sie treu umschlingen,
Bis sie der Lenz von Neuem ziert.

Doch wenn sie Eich' und Epheu scheiden?
Die Eiche steht für sich allein,
Der arme Epheu wird vom Leiden
Der Sehnsucht bald gebrochen sein.

Keine Thränen!

Zum ersten Mal hab' ich dich weinen seh'n
Schon traurend in vorweggenomm'nem Sehnen;
Du weinst nicht wegen Dessen, was gescheh'n,
Du darfst auch nie dich drum betrogen wähnen:
Was ewig bleibt in der Erinn'rung schön,
Darfst du nicht trüben durch des Kummers Thränen,
Und bis uns auf der Zukunft Sterne geh'n,
Muß die Erinnerung den Pfad verschönen.

Abſchied.

Es ſieget die Gewalt! O Schmerz und Schmach!
Doch uns're Treue rächt uns unterdeſſen:
Wohin das Schickſal mich auch werfen mag,
Nie werd' ich, theures Weſen, dich vergeſſen,
Es hängt die Sehnſucht ewig an dem Tag,
An dem ich dich zum letzten Mal beſeſſen,
Es klingt mir deine ſüße Stimme nach,
Bis ſie verſtummt im Säuſeln der Cypreſſen.

Trennung.

Bis geſtern war mir Alles Sonnenſchein,
Heut' iſt mir Alles öd' und trübe.
Dir, beſtes Weib, wird es nicht anders ſein —
Das iſt der Troſt getrennter Liebe.

Nachruf.

Du biſt ſo weit und kannſt es nicht verſchmerzen,
Daß dieſes einzig ſchöne Glück zerrann.
Ach! nimm es dir nur nicht zu ſehr zu Herzen,
Sonſt folg' ich dir und fang's von Neuem an!

Schickſal.

Der einſt dich durft' in ſeine Arme preſſen,
Der deiner Schönheit Götterreiz beſeſſen,
Hat ſpäter einſam ſich begnügen müſſen,
Die todte Locke deines Haars zu küſſen.

Spätere Erinnerung.

Wohl thöricht iſt, wer immer rückwärts denket,
Auch lacht dir ja noch treu der Hoffnung Blick,
Doch bleibet das uns ſtets das ſchönſte Glück,
Das der Verluſt uns hat in's Herz verſenket.

III.

Vermiſchte Gedichte.

Verſchied'ne Stimmung und verſchied'ne Zeit,
Beſchaut mit verſchied'nen Namen,
Vereinet ohne Widerſtreit
Als Dichterin derſelbe Rahmen.

Ermannung eines jungen Poeten.

(1827.)

Ihr tadelt uns, daß wir nichts Neues mehr,
Nichts Eig'nes haben aufzutiſchen,
Und ſeht nicht ein, daß wir im todten Meer,
In einem leergefang'nen Waſſer fiſchen.
Seid ihr geſtreng, ſo ſeid auch billig,
Bedenkt, was Menſchenwitz vermag:
Sind wir zum Schöpfen noch ſo willig,
Was hilft's? Die Quelle rinnt zu ſchwach.
Wollt ihr durchaus was Neues haben,
So ſchafft auch neuen Stoff uns an;
Bedenkt, daß man die beſten Gaben
Schon bei den Frühern finden kann
Schafft neue Liebe, neue Jugend,
Schafft neuen Muth und neuen Wein,
Schafft neue Welt, ſchafft neue Tugend,
Dann ſoll's auch neu beſungen ſein.
Das Feuer, das unſern Ahnen geflammt,
Es kann uns keinen Trieb mehr geben,
Wir wurden einmal nun verdammt,
In dieſem kalten Säkulo zum leben.

Ehmals wurd' Alles mit Reſpekt geleſen,
Wer da was ſchrieb, der wurde anerkannt,
Jetzo wer früher ein Genie geweſen,
Der würde jetzo kaum genannt.
Wir ſeh'n uns um in jedem Fach,
Wir ſuchen allen Spuren nach,
Beſteigen den Parnaß zu Fuß,
Beſteigen ihn zu Pegaſus
Und reiten Schritt, Galopp und Trab
Durch Buſch und Feld, bergauf und ab
Und ſuchen, ob nichts mehr zu finden,
Das And'rer Verſe nicht ſchon verkünden;
Doch Alles iſt ſo oft bewandelt,
Gefühlt, gedacht und abgehandelt,
Daß, was man macht und was man wählt,
Nur ſcheint den And'ren nacherzählt.

Es will uns kein Apoll grundneuen Stoff mehr ſchenken
Und, wie ſich's da von ſelbſt verſteht,
Es iſt jetzt an Originalität
Mit keiner Ahnung mehr zu denken.
Wer ſoll uns rathen, helfen, ſtützen?
Sollen wir aus And'rer Werken
Ein eigenes zuſammenflicken?
Da machten wir's wie mit den neuen Muſikſtücken,
Die bald geſtohlen, bald wie abſichtlich geraubt
Und bald gedreht und bald geſchraubt,
Geleimt, geſchnitzelt und geſtutzt,
Reminiszenzen aufgeputzt,
Mit Variationenlaub umwunden,
Doch gleich verrathen und bekunden,

Was das für Flunkerei und Liſt,
Wer Pfuſcher und wer Autor iſt.
Den Meiſten freilich ſcheint es Einerlei,
Ob, was ſie bringen, Ihrer oder And'rer ſei:
Sie quälen ſich kequet mit Anderer Manier
(Ironiſch nicht, wie ich denn hier
Zum Spaß hausfachſ' und göthefir')
Und dichten aus der Seele nicht, ſie dichten vom Papier.

Da wirft ſich mit Gewalt und durſtend ungeſtillt
Der Eine auf die Kunſt, von Zeugungsdrang erfüllt,
Will Künſtlerleben ſo recht göthiglich umfaſſen
Und ſich in ſeiner Sprach' und Styl
So recht gemächlich göthiſch geben laſſen.
Er ſchreibt zwar ſonſt von Allem furchtbarwarm und viel,
Doch, meint er, könnt' er ſo nicht ehrlich leben,
Wenn er nichts über Kunſt zum Beſten hätt' gegeben.
Da iſt's denn eine Seeligkeit, Genuß und Luſt,
Die ihm ſo wunderbar durch Nerv und Leben quillt,
Und fragſt du, was es eigentlich denn will und gilt,
Iſt ihm davon ſo viel wie vom Chineſiſchen bewußt.

Ein Andrer füllt den Dichterſtrauß mit Tulpe und Ranunkel,
Beladen und geſpickt mit Demant und Karfunkel,
Und iſt ſo duft- und ſaamenlos wie ſeiner Blumen Schein
Und kalt und ohne Herz gleich ſeinem Edelſtein.
Doch das iſt der Entwickelung Beginn:
Wenn ſich durch Uebung ſeine Flügel breiten,
Dann fliegt er erſt recht ſchilleriſch dahin,
Wie ein Paſſatwind rauſcht er in die Saiten
Und hochgemuthet und voll Götterſinn
Durchſegelt er die Räume und die Zeiten.

Bald dreht er uns're Brust zu schmelzen,
Bald auf des Parenthesus Stelzen
Den Himmel uns auf's Haupt zu schneißen,
Bald mikrotikos das Herz uns anzureißen.
Doch haben wir viel gehört, so haben wir nichts geseh'n,
Noch weniger gefühlt und können weiter geh'n.
Was helfen ellenlange Sperren an den Versen,
Wenn es dem Pegasus an Kraft gebricht?
Der Schiller stürmt zwar in den Versen,
Doch in dem Versemacher nicht.

Sieh', dort kommt Einer mit Orakelspruchsgesicht
Und läßt des Schicksals dumpfe Stimme hören,
Er fühlt uns durch des Mondes bleich Gespensterlicht,
Jagt uns den Schlaf durch Eulenruf zu stören
Und legt so abenteuerlich in seine Werke Sinn,
Daß man nicht weiß, woher damit, wohin.

Sein Nachbar brummt klopstockisch edlisch,
Daß euch der Kopf wird antipodisch.

Ein And'rer kann nicht wiedergeben
Die uns're Welt und Seelen „Weben".

Liebt ihr das Weben nicht, so geht zu jenem Chor,
Da lies't verständlich Einer Mordballaden vor.
Er zeichnet Adam ohne Blatt,
Da könnt ihr „Gottes Wunder" sehen,
Und wer ein Trommelfell in seinen Ohren hat,
Der kann unmöglich widerstehen.

Ihr wollt ihn nicht? So trocknet Dem die Thränen,
Der dort vergeht in Herzleid und in Sehnen.
Ich aber will, um ihn zu honoriren,
Bei ihm mein Haus assekuriren.

So plagt sich Jeder was er kann,
Es ist ein Jammer anzusehen;
Nach Unnatur, nach Prunk strebt Jedermann,
Wahrheit will Keiner üben und verstehen.
Sie phantasiren hell' und himmelwärts
Und sind zufrieden, sind nur Worte gleich zur Hand,
Und redet ihr Verstand, so spricht er ohne Herz,
Und redet gar ihr Herz, verlier'n sie den Verstand.
Nicht überlacht, was sie gefühlt,
Und nicht gefühlt, was sie gedacht,
So ist's, wie man mit Worten spielt,
So ist's, wie man Gedichte macht.

So steht's nun mit der jungen Poesie,
Der ich geweiht mein bürgerlich Genie.
Wie bring' ich Licht und Rath darein?
Nachäffer werden will ich nie
Und doch beherrschet mich die Zeit wie sie:
Zum Schaffen reicht nicht Phantasie,
Zu Oden nicht der Schwung allein,
Die Elegie macht mir und And'ren Pein,
Und dennoch muß gedichtet sein.
Ich denke, die Satyre ist
Doch auch, um ein Genie zu adeln,
Und wo nichts mehr zu loben ist,
Da gibt es um so mehr zu tadeln.

Drum ſei's! Die Elegie iſt mir fatal,
Dem Wortgepräng' und Schwung will ich entſagen,
So werd' ich dieſer Narrenwelt einmal
Recht frank und derb die Wahrheit ſagen.

Sprachmangel.

O wär' mir's doch gelungen,
Den Quell, der aus dem Herzen mir geſprungen,
Den Strom, der durch die Seele mir gegangen,
In Wortgefaſſen aufzufangen!
Ich kennt' es nicht. Bald ſprang des Regens Rund
Hoch über mich, in's Träumemeer enteilend,
Bald quoll er murmelnd durch der Seele Grund,
Und ſinnend lauſcht' ich ihm, am Ufer weilend.
Was ich erhaſcht, war bald ein Fleckchen Schaum,
Der ſprühend an das Ufer ſprang
Und ſchon zerging, wenn er ergriffen kaum,
Bald war's ein Krebs, der rückwärts aus dem Waſſer drang
Und ſah, weder ihn führte, nicht wohin ſein Gang;
Dann war's ein Felsſtück, das der Strom vom Ufer ſchlug,
Und eine Blume, die das Felsſtück trug.
Das iſt's. Jedoch die friſche, bunte Flut,
Der Fiſche ſchimmerreiche, munt're Brut,
Der Schmuck und Glanz, die in der Tiefe blieben,
Die Lilien, die auf dem Strome trieben,
Und gar die Schaar der Nixen, die auf tiefem Grund
Bald Zauber ſannen, bald mit ſüßem Mund
Im Mondſchein ließen ihren Sang ertönen,
Die kennt' ich weder ſagen noch gewöhnen.

Auch konnt' ich nicht die bunten Vögel fangen,
Die über'm Waſſer in den Zweigen ſprangen,
Den Nymphenduft, der in den Wäldern klagte,
Und nicht das Wild, das durch die Berge jagte.
Und wie gar hätte ich den Strom gepackt,
Wo er vom Felſen brauſ't als Katarakt?
Und wo er tummelnd aus den felſ'gen Räumen
Hinab ſich wälzet in ein Grab von Schäumen?
Sich dann aus Schwall und Strudel kämpft empor,
Gehüllt in Dampf und Nebelflor,
Und dann ein ſiebenfarbig Thor
Hinabſchleicht in das grenzenloſe Meer,
Von wannen keine Wiederkehr?

Ihr habt es ſelbſt erfahren und ihr lacht?
Ich muß es dulden, könnt ihr es nicht lieben,
Wenn ein Poet das Schlechteſte nur aufgeſchrieben.
Doch bleibt's: die beſten Gedichte, die ich hab' gemacht,
Sind die, die ungemacht geblieben.

Denken und Poeſie.

1.

In dieſem leeren,
Vergänglichen Leben
Iſt etwas werth,
Daß es beſungen werde?

Streifſt du die nichtigen Blätter vom Baum,
Was bleibt nach ſo leichtem Raub
Von dem ragenden, ſtolzen Waldbeherrſcher,
Als der nackte, reizloſe Stamm?
Kann die Täuſchung nur und die Dichtung
Mit phantaſtiſchem Laub
Unſre Kronen zu grünenden,
Lebendigen Pflanzen ſchaffen?
O doppelt unglücklich dann,
Wem keine Agaruppe
Das verderbliebhelle,
Schmerzſuchende Auge badet!

So bliebe des Strebens nichts
Und des Beſingens werth,
Als der Quell des Geſanges ſelbſt!

Doch ach!
Was ſchreckt auch den
Vermeintlich Sich'ren
Aus der geträumten Seeligkeit?
Iſt es nicht Täuſchung auch,
Was an die Flut
Des heilenden Quells
Die unbefriedigte Seele führt?
Wo ſtrömt und weber die Quelle?
Strömt ſie vernehmbar
Und wirklich und gewiß,
Wie die Welle des Waldſtroms
Aus eig'ner Kraft zwangloſer Natur,
Unſterblich, unverſiegbar und klar

Aus fichtenumkränzten
Schluchten ſtürzt?
Und beut ſie, wie der Bach,
Der die munt're Forelle nährt
Dem durſtenden Erdenſohn
Durſtſtillenden Labetrank?

Weh' der Ueberzeugung,
Der entſeelenden Feindinn!
Sie zerreißt das leichte,
Roſenfarb'ne Gewölk,
Das mit ſüßer Empfindung
Und wonnigem Taumel
Und heiligen Schauern
Die kindlich ſorgloſe Seel' umfing.

O kindliche Seele,
Unſchuld'ger Naturſinn,
Verſchwund'nes Geſchenk einer fernen Zeit!
Nur du kennſt das Glück,
Vom Wiſſen, vom Denken
Vergebens geſucht.
Du kindliche Seele, von Genien bewacht,
Nur dich ſucht das Glück,
Denn du ſuchſt es noch nicht.
Von Träumen gewoben,
Umſchimmt dich der roſige Flor,
Nur dir bringt die Dichtung
Den Himmel in's Herz
Und, ohne den Roſquell,
Biſt du nur ihr Liebling.

Dich beneidet das reiſe,
Verlaſſene Herz
Um das Wiſſen, das Denken
Dich erſchafft es nicht mehr.
Ihm zerriß das unſichtbare Band,
Von der Hand der Natur
An den Himmel geknüpft.
Ein neues ſucht es ſich künſtlich zu ſchaffen,
Doch kann auch zur Natur
Die Kunſt zurück ſich künſteln?
Ihm treibet der Kunſt
Und ſtets der Kunſt
Mißverſtandne Empfindung
Den verſiegenden Quell,
Daß er vernehmbar, wirkend daherfließt.
Selbſt ihn, wie er, kein freier,
Bewußtloſer Sohn der Natur,
Der Regeln gemeſſene Spur,
Nachtwachen und Müh'
Und ängſtliche Wahl
Und gelehrte Verehrung,
Unechtes Gefühl und den Schaum
Unſteter, kalt verbrauſender,
Durchdachter Begeiſt'rung
In der getrübten Flut dahinführt!
Ich höre, Dichter, in deinem Gedicht
Nicht ſingen deine Luſt,
Nicht ſeufzen deinen Schmerz;
Sagen hör' ich dich nur zu mir,
Daß du mir verſingſt deine Luſt
Und mir verſeufzeſt deinen Schmerz.

Einſam im Dunkel
Des Waldes ſingt,
Sich ſelbſt genug,
Ihr Sehnen, ihre Liebe
Die Nachtigall.
Sie ſucht nicht den Hörer
Ihrer Melodie'n
Im lebenden Schwarm der Märkte auf
Und theilt nur dem einſamen Wand'rer
Das Geheimniß ihrer Empfindung mit.
Und lauſchte nie ein Wand'rer ihren Tönen,
Es klänge doch ihr Troſt, ihre Luſt,
Der Geſang durch das Dunkel des Waldes fort.
O wärſt du, Nachtigall, ein Poet!
Warum kann der Poet nicht Nachtigall ſein?
Ach! Keine freie
Blume der Natur,
Muß ſelbſt die Dichtung
Die Tochter werden
Der mühſam treibenden Kunſt?
Und der Täuſchungen Mutter
Muß ſelbſt nur Tochter der Täuſchungen ſein?
Der Unvollkommenheit
Tröſtende Gehilfinn
Muß' auch ſie unvollkommen ſein?
Wechſelnd verblüht
Und ſaamenlos die Phantaſie;
Eine trügende Sonne
Streut ſie die Farben des Regenbogens,
Und ein todtes Prisma, ein Gedicht,
Bewahrt den nichtigen Schatz.

Wo bleibt noch die letzte
Zuflucht der verarmten Seele?
So karg ward die reine
Unverfälschbare Freude dem schwachen,
Hilflosen Sterblichen zugemessen,
Daß er mit erzwungener Täuschung
Den eben Pfad sich bepflanzt
Und, der Täuschung sich bewußt,
Ihr dennoch sich hingibt!

Ist etwas werth,
Daß es besungen werde?

2.

(Zehn Jahre später.)

Durch Denken vielgelehrt
Zu dieser schönen Zeit,
Findest du Alles werth,
Daß es besungen werde!

Nenn' es nicht Poesie,
Des Denkens sich entwehnen,
Und such' die Harmonie
Des Denkens mit dem Schönen.

Wer sich bewußt und frei
Kann in die Welt versenken,
Nur dem bleibt schön und neu
Das Leben durch das Denken.

Und was des Lebens Gunſt
Ihm flüchtig übergeben,
Dem ſchafft der Geiſt der Kunſt
Ein unvergänglich Leben.

Schmerz und Poeſie.

Wer kann beim beſten Willen
Stets froh und ſchmerzlos ſein?
Die Wehmuth find't im Stillen
Sich immer wieder ein.

Und was mir das Beſtreben,
Schmerzfeſt zu ſein, gebracht,
Iſt dieß, daß es daneben
Mich nur proſaiſch macht.

Frei will der Schmerzquell rinnen
(Der Felſen ſelber weint),
Verſchließeſt du ihn drinnen,
Der Quell wird mit verſteint.

Es wird zur Stachelgrotte
Voll Tropfgeſtein dein Herz;
Du erntteſt nur an Spotte,
Was du verlierſt an Schmerz.

Drum, Wehmuth, magſt du walten,
Erlieg' ich dir doch nie,
Und männlich und gehalten
Wird Schmerz mir Poeſie.

Der letzte Streit.

Es nahte die Stunde, die Ewigkeit schien
Schon trüb durch das Klaffen der Spalten:
Es rang die Seele, dem Leib zu entfliehn,
Er rang, um zurück sie zu halten.
Schon zog sich die Sehn', es erlosch der Blick,
Da schlang noch die sterbende Kraft sich zurück
Und drang durch die Hülle der Falten:

Der Leib.

Du gibst, die kein Ungemach von mir schied,
Jetzt vor, deine Rechte zu fodern,
Du siehst die Entscheidung, die Hoffnung entflieht,
Der Scheiter beginnet zu lodern.
Du strebst auf purpurnen Flügeln hinauf,
Du wendest voraus, ich zurück den Lauf,
Ich soll in dem Staube vermodern.

Die „Seele."

Fort warst du vom ersten Augenblick,
Aus dem Stoff der Erde gegoren,
Ich gab dir das Leben, ich nehm' es zurück,
Ich ward für das Ew'ge erkoren,
Ich strebe auf purpurnen Flügeln hinauf,
Ich wende hinan, du hinab den Lauf,
Du bist für die Erde geboren.

Der Leib.

So ſprecht der Richter das Urtheil aus,
Er weiſ' uns des Aufenthalts Stelle,
Du fellſt mit hinab in die finſtere Klauſ'
Oder ich mit hinauf in das Helle!

Es hob ſich ein Thron, erhöht von Gebein,
Dort thronte der Richter bei phosphornem Schein,
Und es ſtrömte die klagende Quelle:

Der Leib.

Sie hat mich als ſichere Barke gewagt,
Da das Meer ſie des Lebens beſchiffte,
Mich durch die Gefahren der Erde gejagt,
Sie hat mich gejagt durch die Lüfte.
Die Kraft iſt verblüht, das Ziel rückt heran,
Jetzt ſtößt mich die Falſche zurück von der Bahn
Und verdammt mich zum Moder der Grüfte.

Die „Seele."

Du hörſt, o Richter, das frevele Wort,
Die Falſchheit hörſt du des Böſen;
Er zieht mich von dieſen heiligen Ort,
Um die alberne Frage zu löſen.
Ich hab' ihn zum ſicheren Hafen gelenkt,
Ich hab' ihm die Ruhe, den Frieden geſchenkt,
Mein Lohn iſt Verleumdung geweſen.

Der Leib.

Ohne Hilfe kam ich nur nackt auf die Welt,
Mein Leben verdank' ich der Liebe.
Nackt wird auch das Thier auf die Erde gestellt,
Doch geleitet von nährendem Triebe.
Ich weint' im Beginn dir, du hörtest mich nicht,
Ich weine dir jetzt die vergessene Pflicht,
Doch ich schöpfe den Trank mit dem Siebe.

Die „Seele."

O Undankbarer, so denkst du nicht mehr
Meiner Führung auf jedlichen Wegen,
Meiner Weisheit nicht, meiner tröstenden Lehr',
Meiner Rettung auf schwindelnden Stegen?
Du schliefest am Abend das Auge zu,
Ich ließ mir bei Tage, bei Nacht nicht Ruh'
Und sah deinem Schicksal entgegen.

Der Leib.

Den Ermatteten hast du bei Tage geplagt,
Und rühmst du dich jetzt noch vermessen,
Daß auch mich bei Nacht deine Träume gejagt?
Doch, bist du so sorgend vergessen,
Jetzt schließ' ich auf länger das Auge zu,
Warum suchest du jetzt denn so eifrig die Ruh'?
Jetzt sieh' meinem Schicksal entgegen!

Die „Seele."

Dir dient' ich genug. Meine edelſte Kraft
Es hat deine Gier ſie geſogen;
Wo ich mich dem Schlamme des Lebens entraffſt,
Haſt du mich herniedergezogen;
Selbſt als mich emporhob der Liebe Glück,
Selbſt da riß dein rohes Geſchrei mich zurück:
„Brod will ich, herniedergeſtiegen!"

Der Leib.

Hab' ich nicht deine Klagen geſchrie'n?
Haſt du mein Blut nicht verzehret?
Hab' ich dir nicht meine Thränen gelieh'n?
Hat nicht mein Mark dich genähret?
Ich habe nicht Hölle, nicht Himmel geſeh'n,
Nicht gezaudert, Verbrechen und Mord zu begeh'n,
Sobald dein Dienſt es begehret.

Die „Seele."

O laß uns als Freunde geſchieden ſein!
Ich will dich, ich kann dich nicht haſſen.
Meine Liebe nimm mit in das Grab hinein,
Dein Herz werd' ich weinend verlaſſen.
Führe ſanft ihn, o Richter, zum Friedensort ein
Und laſſe die Erde ſein ſchlafend Gebein
Wie den Freund die Freundinn umfaſſen.

Der Leib.

Dein Freund will ich sein, wie ich immer es war,
Doch wolle nicht Tod mir verkünden
Und laß uns jetzt als ein liebendes Paar
Uns fester und fester verbinden.
Wir waren ein Blut und ein Wort und ein Sinn,
So führ' uns, o Richter, vereint auch dahin,
Wo der Freund und die Freundinn sich finden.

Die „Seele."

O freue dich, daß du vergänglich bist,
Laß ab von den thörichten Klagen!
Wenn an dir die Zunge der Würmer frißt,
Dann werden mich andere nagen.
Was du in dem Leben verbrochen hast,
Ich habe die marternde, schreckliche Last
Vor den ewigen Richter zu tragen.

Der Leib.

Sprich du nur, o Richter, das Urtheil aus,
Der, weiß' uns des Aufenthalts Stelle:
Lasse sie mit hinab in die finstere Klaus',
Oder mich mit hinauf in das Helle!
Ich lasse die flehende Klage nicht,
Ich begleite sie freudig vor jedes Gericht,
Ich folg' ihr in Qualen und Hölle.

Die „Seele."

Es war sein letztes Wort, was er sprach,
Schon erblassen die fiebrischen Schminken!
Bei der Zuckung, die tödtend sein Auge brach,
Ward ich frei und die Fesseln entsinken.
Lebe wohl, o Welt, voll Schmerz und voll Schein,
Die Seele zieht in ihre Heimath ein,
Wo Freude und Wahrheit ihr winken.

Der Leib.

O wunderbar! Plötzlich belebet mich
Die Wirkung der heilenden Säfte,
Es wandte der Kampf der Krankheit sich,
Es erholen sich neu meine Kräfte.
Bis auf Wiedersehn, Richter, verlass' ich dich
Und neu gestärket wende ich mich
Jetzt wieder zum Lebensgeschäfte.

Doch du, triumphirende Seele, jetzt flieh',
Wohin deine Hoffnungen streben!
Du schlugst die purpurnen Flügel zu früh,
Um in's Jenseits dich zu erheben.
Nicht du bestimmest des Abschieds Zeit,
Ich thue den Schritt in die Ewigkeit,
Mir folgst du zum Tod wie zum Leben.

Der Richter.

Ihr Thoren fragt, ob ihr ſterbt, ob ihr lebt!
Iſt die Kuppel des Himmels am Wanken?
Haben die Säulen der Welt gebebt?
Sind die Kräfte des Lebens am Kranken?
So lang die große Natur beſteht,
Frag' auch der Menſch nicht, ob er vergeht,
Wenn in's Grab ſeine Trümmer verſanken.

Ich wirke: ich hege und hebe nicht auf
Der Theile vergängliches Leben;
Für das Ganze wirk' ich: in Stromes Lauf
Muß die Welle ſich ſenken und heben.
Heut' ſtell' ich euch hier ein und morgen dort,
Ihr ändert, euch löſend, Geſtalt nur und Ort,
Krafttheile zum ewigen Leben.

Die Nonne.

(1826.)

Zieh' den Vorhang vor des Lebens Sonne,
Deine Nacht verſchleuß vor ihrem Glanz,
Abgeblüht iſt dir die Zeit der Wonne,
Winde dir geweiht den Todeskranz!

Laß hinein der Blumen ſchönſte pflücken,
Die ſo liebreich deine Pflege ſchuf:
Deines Leichenzuges Flor zu ſchmücken,
Sei ihr letzter, trauriger Beruf.

Schon umdüſtern dich die öden Hallen,
Tritt hinein in's neue Brautgemach!
Statt des Brauttags Jubeltöne ſchallen
Dir die Klagen deiner Lieben nach.

Mahnend knarrt die Angel an der Pforte
Und der Riegel klirret fürchterlich:
Offen war der Eingang zu dem Orte,
Doch der Rückweg ſperrt auf ewig ſich.

Deinem Glücke haſt du abgeſchworen,
Schöne, vielbeweinte Buſerinn;
Für des Lebens ſchönſtes Loos geboren
Riß des Grabes Zauber dich dahin.

Deine Reize blühten für die Todten,
Deine Blumen fallen weinend ab,
Alles, was das Schickſal dir geboten,
Nimſt du ungenoſſen mit in's Grab.

Abſchied nimm vom menſchlichen Geſchlechte,
Nimm von Allem, was die Schöpfung beut:
An die Welt verlorſt du deine Rechte,
Such' Entſchäd'gung bei der „Ewigkeit."

In die Ewigkeit biſt du getreten,
Als du in des Kloſters Halle tratſt,
Um dein Leichentuch haſt du gebeten,
Als du um den Nonnenſchleier batſt.

Keine Freundſchaft ſcherzt an deiner Stäte,
Keiner Liebe iſt dein Herz geweih't,
Seufzer nur und flüſternde Gebete
Sind die Stimmen deiner Einſamkeit.

Keine Laute tönt in deiner Zelle,
Keine Freude ſpricht in deiner Bruſt,
Nur das traur'ge Läuten der Kapelle
Trifft dein Ohr und Tod heißt deine Luſt.

Ach! Umſonſt im Leidensbuch der Zeiten
Such' ich, was von gleichem Schmerze ſpricht.
Selbſt der Dichtung alte Furchtbarkeiten
Kennen deines Looſes Schauer nicht.

Heiter, wie der Schein der Frühlingslüfte,
War, Proſerpina, dein ſchwarz Geſchick:
Freudig kehrteſt du vom Herrn der Grüfte
An der theuren Mutter Bruſt zurück.

Und nur ſchöner lachte dir die Sonne
Nach der lang erſehnten Wiederkehr
Aber auf den Abſchied einer Nonne
Folgt kein Tag des Wiederſehens mehr.

Sie, der keine Räuberhände harrten,
Die kein Hades trügerisch entrückt,
Ward auf ewig aus des Lebens Garten
Als die schönste Blume weggepflückt.

Nicht der Reue heißgeweinte Zähren,
Keines Retters liebevolle Hand,
Nicht der Sehnsucht schmachtendes Begehren
Löst die Fessel, die sie eisern band.

Alle Mächte lassen sich erbitten,
Nur nicht die, die ihr den Schleier gab,
Und die Schärfe, die ihr Haar zerschnitten,
Schnitt auch ihres Daseins Faden ab.

Ach! Und nur ein Schein hat sie betrogen,
Nur ein Irrwahn ist's, der ihr gebeut;
Ihr Entsagen wird nicht eingeschrieben
In's Verdienstbuch der „Unsterblichkeit."

Von dem Trug der Pfaffen angezogen
Gab sie dem Verderber ihren Schwur;
Um den „Himmel" war sie schon betrogen,
Und vorweg nimt sie die „Hölle" nur.

Der sie liebte, in den schönsten Tagen,
Ihres Wahnes Opfer, welkt' er hin;
Ihre Thränen werden nach ihm fragen,
Ihr Reue, seine Rächerinn.

Schon vom Anblick fuhr' ich mich durchschauert
Keine war ihr einziges Vergeh'n,
Ihre Strafe — — lebend eingemauert
In Verzweiflung ringend untergeh'n.

Gebet in Zahlen.

Nimm an, daß eine Kugel, gleich dem Licht,
In der Sekunde laufe tausend Fuß,
So braucht sie, um die Erde zu umkreisen,
Fast einen Tag, zehn Stunden und ein Viertel.
Wenn sie jedoch die Sonne will erreichen,
So braucht sie vierzehn und ein Viertel Jahr'.
Wenn du sie willst zum nächsten Fixstern senden
(Wir wollen Sirius ihn nennen, welcher
Vier Millionen Meilen von uns steht —
Wenn acht du zählst in der Sekunde, zählst du
Just in viertausend Jahren Billion —),
So läuft die Kugel drei Millionen Jahre.
Und das ist nur ein Schritt! Der Teleskop
Hat Sterne schon gezeigt, dreitausendmal
So fern wie jener Sirius, das ist
Zwölftausend Billionen Meilen fern!
Zu diesen Sternen wird die Kugel fliegen
In sechsunddreißig Millionen Jahren.

Welch' langer Weg voll Frist und voll Gefahren!
Weg' uns der Himmel gnädiglich bewahren!

Einem Freunde.

Was du bescheiden übst in stiller Tugend,
Oft wird die Welt dir keinen Lohn gewähren,
Doch darin eben finde deinen Stolz.
Die schwerste Tugend ist, die Fehler meiden,
Ihr schönster Lohn ist, nicht gekannt zu sein.
Wer nicht zum Handeln hat die Macht erhalten,
Kann Tugend doch durch Unterlassen üben,
Und diese Tugend, hoh'res Ruhmes werth,
Entgeht dem flücht'gen Blick der Eitelkeit.
Das Handeln ist die Tugend für die Welt,
Doch für's Bewußtsein ist's das Unterlassen.

Die Musik der Vögel.

Ihr Frühlingssänger, stellet ihr
Aus Zwang und ohn' Empfindung singen?
Singt ihr nicht Weis' und Wort wie wir,
Drin Freud' und Leid der Seele klingen?

Doch hör' ich, gleich dem Wiederhall,
Das eine Lied wie's andre schallen:
So wie die eine Nachtigall,
So singen alle Nachtigallen.

Selbst ihr, die Menschengrausamkeit
Geblendet um des Singens willen,
Ihr wisset euer herbes Leid
Nur durch das früh're Lied zu stillen.

Könnt ihr nicht wechseln euer Spiel?
Könnt ihr nicht aus dem alten Kreise?
Ihr Armen habt nur ein Gefühl
Zu singen oder eine Weise.

Die Trauerweide.

Warum seh' ich deine Laube grünen,
Schatt'ger Baum, auf Todtenhügeln bloß?
Reizt dich nicht das würdigere Loos,
Liebenden zum Baldachin zu dienen?

Wird, wenn deine Blätter einst sich kräuseln
Und verdorren und zerstreut verweh'n,
Auch ein Freund auf deinem Grabe steh'n
Und so treu auch deine Gruft umfäuseln?

Keiner wird sich nahen deiner Gruft,
Jeder wird sein Ohr der Freude leihen,
Die ihm aus des Lebens Garten ruft.

Willst du And'ren deine Tage weihen,
Weihe sie den Lebenden allein,
Und die Todten hat' ein todter Stein!

Stimmen der Weisen.

Die Kraft des Einmals liegt im Knall,
Die Welt pariirt dem Knalle,
Und ist er auch nur leerer Schall,
Der Donner schreckt sie Alle.

Blind ist die wahre Politik,
Je bunter desto frecher!
Im Wachen brächt' du das Genick,
Im Schlaf erklimmst du Dächer.

Halt' stets der Zunge Zügel an!
Was kümmern dich die Possen?
Es fühlt ihr Messer auf den Zahn,
Hältst du den Mund geschlossen.

Warum die Sache denn so ganz?
So wirst du kein Haus Vendir.
Gibst du dem Ding Kopf und Schwanz,
Der Rumpf ist nur Appendix.

Wer klug sein will, muß possig sein;
Laßt die Vernünft'gen rasen!
Die Possen freuen allgemein
Erleichtern die Lungen Nasen.

Welt ist's, worum sich Alles dreht,
Nur Feinheit kann dich krönen:
Nichts kann, wer nicht die Kunst versteht
Den Leuten zu [illegible].

Was gebt ihr auf der Götter Gunst,
Daß ihr's zuerst gegeben?
Ist er gemacht, ist's keine Kunst,
Den Schlüssel umzudrehen.

„Ich sei 'ne zeigerlose Uhr,
Drum sei mir nicht zu trauen."
Wir Mädchen repetiren nur
Und zeigen erst als Frauen.

Ward uns das kurze Dasein doch
Zum Sterben nur gegeben,
Wozu bedenken wir uns noch,
Uns wen'gstens todt zu leben?

Im Dunkeln streicht der kluge Mann,
Bei Nacht sogar der Weise;
Sie sehen uns für Gimpel an,
Sind wir auch Flattermäuse.

Damit wir groß sind, seid ihr klein,
Ihr müßt das Oben füllen:
Die Menschen müßten Noten sein,
Wollt' Gott die Geige spielen.

Neun Zehntel nehmt und ſchont den Reſt,
Schont nur das Herz im Leibe,
Laßt nur dem Huhn ein Ei im Neſt,
Daß es am Legen bleibe.

Gut, daß man noch die Quellen kennt,
Löſchwaſſer draus zu ſchöpfen,
Denn wenn es irgend jetzo brennt,
So iſt es in den Köpfen.

Das nennt man Bremen hier zu Land!
Ach! daß uns Gott erhalte!
Es iſt nun freilich wohl der Brand,
Doch iſt es nur der kalte.

Muſendienſt.

Du nimſt dich kläglich aus im Klagen;
Ein Mann klagt nie!
Muſt an der Menge du verzagen,
So geiß'le ſie!

Willſt du die Poeſie vertreten,
Du Muſenkind,
So zeige erſt, daß die Poeten
Auch Männer ſind.

Ich seh' dich den Verfall begreinen
Der Poesie.
Wahr sei's, doch mag die Muse weinen,
Ihr Priester nie!

Er mag der Gläub'gen sich bemeistern
Durch sein Genie,
Doch kann er sie nicht mehr begeistern,
So opfr' er sie!

Freu' dich des Lebens.

(Nach Lamartine.)

Laß pflücken uns die Ros', am Lebensmorgen pflücken,
Eh' sie der flücht'ge Lenz entführt vor unsern Blicken!
Maßloser Liebe voll, o holde Freundinn mein,
Soll unser Herz geweiht nur wahrer Freude sein.

Der Schiffer, sieht er wilder Wogen Schlag
Mit Schiffbruch sein gebrechlich Boot bedräuen,
Blickt jetzt umsonst der flieh'nden Küste nach;
Daß er die Ruh' gefloh'n, er wird's zu spät bereuen,
Zu spät, daß seine Götter und sein Land,
Daß er verließ der Väter Dach und seiner Lieben.
Gern wär' er jetzt, ruhmlos und unbekannt,
Dem Theuren nah, fern der Gefahr geblieben.
So weint der Mensch, beugt ihn das Alter in das Grab,
Um seiner Jugend Tage, die nicht rückwärts fließen.

„Die Jugend gebt zurück, die ich verloren hab',
O Götter, ich vergaß, zur Zeit sie zu genießen!"
Der Tod — antwortet und die Götter, die er angefleht,
Sie senken ungerührt ihn in des Grabes Bett
Und trösten's nicht, will er sich nach den Blumen bücken,
Zu sammeln, die er nicht gewußt zu pflücken.

Lieben wir uns, holde Seele mein,
Gönnen wir Andern die Sorgen des Strebens,
Eitelkeit tauschen sie, Rauch und Schein
Gegen die wirklichen Güter ein
Opfernd die Hälfte des Lebens.

Gönnen den Großen wir Stolz ohne Freud',
Endlos von Hoffnung geleitet;
Wir, wir nützen was nie sich erneut,
Leeren des Lebens Becher bei Zeit,
Eh' er den Händen entgleitet.

Ob Lorbeer auf're Häupter kränze,
Oder bei blut'gem Kriegsgepräng'
In Erz und Stein gegraben unser Name glänze,
Oder, geleitet uns bis an des Lebens Gränze,
Die Lieb' einfach mit Blumen uns behäng':
Wir sind doch alle nur dem Meerbeschiffer gleich,
Der zag' und ungewiß durchirrt das Wellenreich,
Und alle werden wir an Einer Küste stranden.
Was ist's im Schiffbruch, wo die Wogen dich umbranden,

Ob ein berühmtes Schiff mit ihr die See durchschweifte,
Oder ob einsam fahrend auf dem Meer
In leichter Barke du geschifft einher,
Die schüchtern das Gestade streifte?

Dem Philologen Wolf.

Erster Schüler.

Welcher Grimm! Ist der Tag genah't, der Tag des
Endes? Donnernde Wogen ihr, wo wird beginnen,
An des Himmels Gewölbe, oder an den
Säulen der Welt die

Schreckenvolle Vernichtung? Wahrlich, Feigheit
Hat die Brust nicht gekannt, die durch des Weltmeers
Furchtbarkeiten zuerst die Fahrt gewagt auf
Zitterndem Boote!

Zweiter Schüler.

Fliehet, fehl, wie es kreucht, das giftgefüllte
Hint're vorn! Ob es Skorpion, ob Spinn' es
Sei, das waget nicht weggewandt zu schau'n das
Starrende Auge.

Stumm bewunderet ihr des Meer's Bekämpfer,
Doch des Ruhmes nicht mind'rer Kühnheit werth ist,
Der der Erste den Gaumen überrascht mit
Scheußlichem Krebse.

Dritter Schüler.

Schweigt, ihr Kühnen! Der Kühnste war von Allen,
Der aus Einem gemacht hat acht und vierzig
Und ein zweiter Jason hat vermehrt den
Einz'gen Homeros.

Drake's Katheder.

(1829.)

Als Drake in's Meer der Ewigkeiten
Durch den Kanal des Tods war ausgelaufen,
Um aufzustecken in des Himmels Weiten
Die britt'sche Flagg' auf jenen Weltenhaufen,
Da hat man aus dem Schiff, worin der Held
Zuvor umsegelt diese Welt,
Einen Lehrkatheder konstruirt
Und dieses Lehrerschiff der Universität
Zu Oxford deferirt
Als Lehremblem und Rarität.

Wohl unter'm Wassermann seid ihr geboren,
Beneidenswerthe Professoren,
Die euch das Schicksal auserkoren,
Von einem Sitz herab zu lehren,
Der einst getanzt auf allen Meeren!

Fürwahr, wie auf dem Karren stehet jeder
Der Andern neben euch auf dem Katheder
Und muß mit Müh' sich vorwärts schieben,
Ihr aber werdet vom Sturm getrieben.
Wie muß auf solchem Kiel, vom Geistessturm dahingerafft,
Sich segeln lassen durch das Meer der Wissenschaft!
Wie lassen sich entdecken
An allen Enden und Ecken
Die Inseln, Klippen, Risse
Auf solchem Schiffe!
Wie lassen Physik und Astronomie,
Geschichte und Geographie,
Kameralia und Technologie
Selbst Politik und Philosophie
Und all' die Meere sich durcheilen,
Worein den Ozean der Wissenschaft sie theilen!
Ich seh' euch treten auf's Verdeck,
Ihr seht in's Wetter frisch und keck,
Der Kurs wird kund gethan,
Die Fahrt geht an.
Aus der Tasche Tiefen seh' ich euch winden
Des Kompendiums Anker in die Höh',
Des Haupthaars Segel vertraut ihr den Winden
Und brauset kühn in die offene See.
Die Stirn' als Focksegel bläht sich voran
Und bricht die Bahn.
Als Spriet steht die Nas' in die Luft hinaus,
Das Kinn als Bug in der Wellen Gebraus.
Die Arme durchfahren ohne Rasten
Die Luft als Rahen und Masten.

Das Steuer am Spiegel ihr haltet es gut,
Es iſt der Dreifuß, worauf ihr ruht.

So laßt ihr das Schiff auf den Wogen reiten.
Wohl fünfzehn Knoten in der Stunde,
Durch alle Längen und alle Breiten,
Nach allen Inſeln in der Runde,
Und haltet nicht an und ſegelt zu,
Bis der Ferien Windſtill' euch zwingt zur Ruh'.
Und was nun bringt ihr Segeler mit
Als Beute von eurem Wellenritt?
Ihr lenket Euer Schiff als prakt'ſche Leute
Und, wie der Fährmann, iſt auch ſeine Beute.
Es iſt die Frucht von euren Fahrten
Nicht eingeſchränkt auf Luxusarten,
Nein, an das Leben denkt ihr auch
Und bringt — Kartoffeln für den Hausgebrauch.
Und die mit eurem Schiff gefahren,
Sie kämpfen auf dem Staatsſchiff mit den Jahren.

Nun mögte ich, gelehrte Herren,
Der ich euch preiſe hoch und gern
(Obſchon der Denkers freiſter Kern
Wohl etwas ſchwer euch läg' im Magen),
Zum Lohn dafür es wagen,
Euch eine Bitte vorzutragen..
Ich bitt' euch unſrer Ehre wegen:
Leiht euer Lehrſchiff einen teutſchen Herrn Kollegen,
Erhebt ſie zu Ratsherrenkommederen,
Laßt Drake's Geiſt in ihre Köpfe fahren,
Daß mit dem Ruhm gelehrter Profeſſoren
Sie auch den Ruhm thatſchaffender Männer paaren:

Laß sie nicht bloß sublime Speise uns geben,
Nein, auch — Kartoffeln für das praktische Leben;
Laß nicht in Bücher bloß sie unsre Nasen drücken,
Nein, auch uns lassen frei ins wirkliche Leben blicken;
Laß sie nicht bloß Freiheit und Stärke uns lehren,
Nein, auch den Geist der Klugheit in uns nähren.
O schöne Zeit der Thatkraft und des Muths!
Schon fühl' ich keinen Trieb im Wallen meines Bluts,
Es wird das Herz den Geist bezwingen
Und, heißen Dienstbereit, wird Arm und Hand
Das Schwert und Ruder schwingen
Und über alles Land
Und alle Meere dringen.
Wie herrlich wird dann „des Deutschen Vaterland" blüh'n
Mit seinen Flotten und — Kolonie'n!

Die Musik.

(Batavia, im Juni 1830.)

Empfindung selt'ner Lust! Ich bin allein
Und fühle doch so freundlich mich umgeben;
Die Brust, beklemmen von der Sehnsucht Pein,
Sie fühlt sich doch so herzenlos erweitert;
Ich bin in keinen Elysium verzückt
Und dennoch löst das Wirkliche die Bande,
Ich bin wie von der Liebe Lust beglückt
Und doch so fern von dem geliebten Lande.

Du hehre Muse, die dem Herzen sagt,
Was es dem Ohr nicht wiedersagen kann,
Noch einmal stimme jetzt dem Freyen an,
Was du so oft dem Trauernden geklagt.
Wie du im Sturm des Herzens Ruhe schreckst,
So stillst du es als Frühlingsphilomele,
Wie du der Wehmuth Ernst und Trauer weckst,
Spielst du auch bestimmungsfreundlich um die Seele.
Du steigst hinab in ihrer Tiefe Schacht,
Du trägst sie aufwärts zu des Himmels Pracht,
Du klagst ihr vor und ihre Thränen fließen,
Du lachst sie an und ihre Blumen sprießen,
Du führst sie durch des Lebens Höh'n und Tiefen,
Du öffnest neuer Freuden Traumgefilde
Und weckst die alten auf, die längst entschliefen.
Mit süßem Ton besänftigender Milde
Weckst aus den Gräbern der Vergangenheit
Du der Erinn'rung freundliche Gebilde
Zum Leben schön'rer Wirklichkeit.
Zerriss'ner Freuden fernverstreute Glieder
Vereinen sich zu schön'ren Formen wieder,
Genährt in schön'rem Himmelsstrich;
Ich fühle meine Fesseln sinken,
Ich glaube and're Luft zu trinken
Und and're Sinne leiten mich.
Darf ich dem trunkenen Blicke trauen?
Wohin, durch welche zauberische Auen?
Unter der Wipfel geistiges Weben,
Ueber der Berge luftige Höhen,
In der Burgen phantastische Trauer,
Durch der Wälder heilige Schauer,

Ueber des Rheins heimathliche Schöne
Führt mich der mächtige Schwung der Töne.
Er führt mich hoch auf der Berge Zinnen,
Er führt mich tief, wo die Quellen rinnen,
Er reißt mich über die Felsen, die nackten,
Umtost von brausenden Katarakten.
Sieh' dort der Klüfte gewaltige Basen,
Gefüllt von des Sturzbachs schäumendem Rasen,
Die Zacken verwitterter Brückenbogen,
In drehenden Schweifungen drüber gezogen,
Die Trümmer der wüsten Felsenpaläste,
Zerstörender Formungen ragende Reste,
Und durch die majestätischen Hallen
Das langhindröhnende Wiederschallen —
Horch! dort aus des Thales grünem Gedränge
Die Stimme belebender Hirtengesänge,
Und fern herüber die lieblichen Töne
Der klangvollen, jubelnden Epilene:
O senke den Flug und hemme das Eilen,
Hier laß uns im Glücke der Thäler verweilen!
Umsonst! Dich hält kein Verlangen ein
Und dein Glück ist flüchtig wie deine Pein
Schon seh' ich wieder vor dunkelen Tagen
Die schwarzen Wolken vorüberjagen,
Schon hör' ich des Donners Nahen verkünden,
Schon seh' ich des Blitzes Zucken und Zünden,
Und hinter der Elemente Sieg
Zieht drohend heran der Menschen Krieg.
Was reißest, stürmische Sängerinn,
Was reißest du jetzt den friedlichen Sinn
Unter des Schlachtfeldes keuchende Rosse?

Umbrauſ't von dem Tod der Donnergeſchoſſe,
Siehe, da liegt er der ſterbende Freund,
Von dem Freunde zertreten, der ihn beweint.
Wohin, Grauſame, in die brennende Wüſte?
Verſchmachtet liegt der Wanderer da —
Noch einmal nach der geliebten Heimath
Streckt er die kraftloſe Hand,
Und des Löwen nahend Gebrüll
Uebertönt ſeinen Todesſeufzer.
Eilt nur zum Unglück dein fliehender Fuß?
Siehſt du dort den Todten nicht,
Den der Brandung brauſende Wuth
An die nackte Klippe warf?
Wie iſt ſein Name? Wo iſt der Himmel,
Der ſeinen Lieben ſcheint?
Ich ſah ſeinen Kiel durch die Wogen brauſen,
Ich hörte den Sturm durch die Stengen ſauſen,
Ich ſah das Fahrzeug ſchwanken und dräuen,
Ich hörte das letzte Rufen und Schreien,
Ich hörte das krachende Wrack zerſchellen
Und höre nichts mehr, als — Möwen und Wellen.

O laß, ſchmerzbringende Schöne,
O laß ſie verklingen
Die ergreifenden Töne,
Das ſchaurige Singen,
Und ſenke des Liedes rauſchenden Schwung
Zum ſüßen Tone der Abenddämmerung
Und ſinge des Minſtrels wehmüthige Sage,
Denn die Stimme des Herzens bleibt doch die Klage.

Doch was ſoll das Klagen?
Darf ſchmerzlich Behagen,
Darf Wehmuth und Zagen
Dem Manne ſich nah'n?
In glorreichem Lichte
Wallt aus der Geſchichte
Die Reihe, die dichte,
Der Männer heran.

Durch Thaten verſchönet,
Von Hymnen umtönet,
Mit Lorbeer gekrönet
Ruft du ſie hervor,
Die Helden, verſchönend,
Die Weiſen, verſöhnend,
Die Sänger, bekrönend
Den mächtigen Chor.

Wer ſie von Welt zu Welt könnt' begleiten
Auf dem Flug durch die ſternvollen Weiten!
Rauſchend fahren ſie über die Zeit
Hoch in dem Schiff der Unſterblichkeit,
Wähnend ſeh'n wir die Segel prangen
Und ihres Ruhmes Wimpel hangen
Zu uns Lebenden tief herab.
Mit bewundernd verlangendem Blicke
Schauen wir nach dem erhabenen Glücke
Ueber dem Leben, über dem Grab.
Ach! immer ſeltner führet die Bahn
In den Garten der Sterne hinan,

Wachſend füllt ſich der Kämpfer Kreis
Und immer höher hanget der Preis.
Doch drum mit verdoppeltem Streben
Kämpfe hinan zum unſterblichen Leben,
Reiße dich los von dem niederen Tande,
Wirf ſie hinweg die beengenden Bande,
Mit dem Stolz, der die Größe ſchafft,
Wappne dich mit der Tugend Kraft
Und mit überwält'gendem Muthe
Sprenge die Felſen der Hinderniſſe

Sängerinn, ſchweig', es iſt zu viel,
Schweig', ich zertrümm're dein Saitenſpiel!

Dieſſeit des Kaps.

(1830.)

Da ſteh' ich, an den Maſt gelehnt, auf ſtolzem Schiff, von Schätzen ſchwer,
Und ſchaue ruh'gen Blicks hinaus auf das durchkämpfte wilde Meer.
Jetzt ſchreckt nicht mehr des Südpols Flut, die ſchäumend ihre Wellen thürmt
Und brauſend in nutzloſem Kampf des Kaps gezackte Wehr beſtürmt.

Jetzt blick' ich guter Hoffnung voll zurück auf jenen
indischen Strand,
Den besser man das falsche Kap, das Kap der bösen Furcht
genannt.
Wohl der mag hoffen, der zurück auf die umschiffte Spitze
schaut,
Doch wehe dem, der allzufrüh auf ihren falschen Namen
baut.

Dieß Dreieck ist der Scheidepunkt: dort Orient, hier Occi
dent;
Das große Meer ist, was sie eint, das kleine Kap ist, was
sie trennt.
Meer, wenn du einen willst, so nimm hinweg auch, was dir
wehrt den Bund,
Und schlinge dieß feindselige Kap hinab in deinen Riesen
schlund.

Todesahnung.

Ich fühl' es, diese ungefüge Kraft
Wird früh schon brechen und nicht alt versiegen;
Nicht mederend steh'n wird dieses Baumes Schaft,
Er wird in jähem Bruch dem Sturm erliegen

So ahn' ich's und so nehm' ich's als gewiß.
Wohl, mag es sein! Wenn aus den Reih'n des Lebens
Des Tod's Geschoß mich reißt mit jähem Riß,
Nicht werd' ich's wehren, da der Kampf vergebens

Ich bin bereit. Ich halte ſtets mein Buch
Geordnet, daß der Rechnung Schluß nicht fehle.
Was ſie mir weiſt, iſt Stolz und Troſt genug:
Stets Kampf und Sturm, doch ungebeugt die Seele.

Wohl ſchließ' ich manchen Schmerz im Herzen ein,
Wohl hätt' ich Manches noch der Welt zu ſagen,
Doch ſollt' ich weicher als mein Schickſal ſein?
Soll ich ſie ſtören durch Vorwurf und Klagen?

Kein Wort! Treibt euer Weſen, wie ihr's triebt.
Was ich euch heute bin, ſei ich euch morgen.
Mich ficht's nicht an, ob ihr mich haßt, ob liebt,
Für das Begraben werdet ihr ſchon ſorgen.

Die Windfahne.

Auf des Bergs verwittertem Thurme
Die eiſerne Fahne ſteht,
Rings zeigend den ſtillen Thälern,
Wie die Richtung des Windes geht.
Ein Ritter aus alten Zeiten
Hat ſie hoch auf die Spitze geſetzt;
Seine Burgen ſind längſt verſunken,
Doch die Fahne blieb unverletzt.

Sie ſah mit dem ſpitzen Geſichte
Manche Welle ſchon über ſich ziehn
Und unter ſich gleich den Wellen
Manch Leben verüberfliehn.
Was das Herz erfreut und betrübet,
Haß, Liebe und Schönheit und Mord
Das Alles riſſen die Zeiten
Unter ihr und dem Thurme mit fort.

Doch, ſo viel ſie erlebt und geſehen,
So viel verkündet ihr Mund
Und thut's durch die Schauer des Waldes
Dem betroffenen Wanderer kund.
Wie der wechſelnde Wind ſie belebet,
Erkennt ihr fliegender Lauf,
Daß den Einen es hebt und ergreifet,
Daß den Andern es angſtigt und grauf.

Wie ein Nachhall verklungener Mähren,
Erweckt ſie phantaſtiſche Luft;
Eine Sprache verlor'ner Gefühle
Erſchließt ſie die Tiefen der Bruſt;
Ein Schreckruf dem ſcheuen Gewiſſen
Trifft den Frevler ihr heiſ'res Geſchrei,
Wie da freiſcht durch die Brücher und Sümpfe
Der nächtliche Reiher vorbei.

Es ruft die eiserne Fahne
Mit wunderbarer Musik
Der Erinnerung Zauber und Schmerzen,
Die Stimmen der Todten zurück.
Sie lauscht dem Ohre der Zeit, die
Vieltönig verüberflicht,
Und aus ihrem Liederbuche
Singt sie Jedem sein eigenstes Lied.

Auch ich saß jüngst bei dem Thurme
Im Spätroth am Waldessaum
Und träumte, von Neuem beseeligt,
Alter Lieb' unvergeßlichen Traum.
Da ertönte die eiserne Fahne
Wie ein Mund, der auf ewig schied
Auf einem bekannten Weinhaus
Singt die Fahne dasselbe Lied.

An die Nacht.

Alles scheint wie abgeschieden
In dem Schlaf der stillen Nacht;
Doch den Kerker flieht der Frieden,
Doch der Liebe Sehnen wacht,
Doch der Sorge bitt'rer Kummer,
Doch das Unglück scheucht den Schlummer:
Manches Leiden sinnt,
Manche Thräne rinnt,
Die kein Späher je an's Licht gebracht.

Schwarze Nacht, du deckst die Hehen
Und du deckst die Tiefen zu;
Laß das Unglück nicht vergehen,
Göttinn der Erhebung du,
Laß den Kummer Pause machen,
Laß den Schmerz nicht ewig wachen:
Den der harte Tag
Nicht mehr freuen mag,
Wenne du, o Nacht, ihm doch die Ruh'!

Deine Augen sind die Sterne,
Deine Leuchte ist der Mond,
Doch sie seh'n nur aus der Ferne
Tiefen Wall, von Schmerz bewohnt.
Könnten sie mit Taageshelle
Schau'n in jede Schmerenszelle,
Wüthend stürzten sie
Auf die Lüge, die
Kalt in dieser Welt von Leiden thront.

Vergebliches Suchen.

Einsam in Wiese, Wald und Feld,
Einsam auf Haide, Berg und Mooren,
So hab' ich oft den „Geist der Welt"
Den unergründeten beschworen,

Der blitzend den Gedanken zeugt,
Der gährend Lieb' und Haß entzündet,
Der durch die Höh'n und Tiefen fleugt
Und wechselnd Freud' und Schmerz verkündet

Des Windes Weh'n, der Vögel Sang,
Einsamer Blumen stilles Blühen,
Der Wasser nimmermüder Gang,
Des Morgens Schein, des Abends Glühen

Ein Jedes war mir stets genug,
Den Geist sehnsuchtig zu beschwingen
Und auf drangvollem Liebesflug
An jedes Herz der Welt zu bringen.

Doch seines Fluges Reiz entschwand,
Traf er der Menschen laute Schaaren;
Er sieh die Menschen, die er fand,
Und suchte die nur, die nicht waren.

Geflohen vor der Menschen Blick
In die Natur voll Phantasien,
Eilt zu den Menschen er zurück,
Um wieder zur Natur zu fliehen.

Wahr, groß und schön, kann oder will
Kein Wesen mir entgegenkommen,
Dem ich erschließen kann, was still,
Ohn' Antwort, die Natur vernommen?

Das gleichen Geist mit gleichem Sang
Mischt in ein wechselseitig Leben,
Das freudig gibt, was ich verlang',
Und sehnend nimt, was ich kann geben?

Ich such's umsonst in Wald und Flur,
Ich such's umsonst an Stromesborden,
Bis Mensch geworden die Natur
Oder der Mensch Natur geworden.

Der Abend.

Versteckt am wald'gen Uferrand
Sitz' ich im Fischerkahn, dem schwanken;
Die Angel leg' ich aus der Hand
Und fisch' im See jetzt der Gedanken.

Am Abend beißen sie nicht an,
Die Barsche und die Hechte träumen,
Auch will das luft'ge Wild nicht nah'n,
Noch ist es ruhig in den Bäumen.

Wie läßt am See, vom Wald umhegt,
So süß und träumerisch sich sinnen!
Die Seele möcht', in Lust bewegt,
In's Leben der Natur verrinnen;

Sie mögte dieſe Einſamkeit
Durchſchwärmen bis die Sterne blaſſen,
Sie mögt' aus dieſer Trunkenheit
Sich nimmer wieder ſtören laſſen.

Was iſt es, was ſie feſſelt hier?
Was iſt dieß heimliche Empfinden?
Was iſt es, was die Bäume ihr
Und was die Waſſer ihr verkünden?

Ihr ſprecht nicht, die ich um mich ſeh',
Und doch verſteh' ich, was ihr ſaget,
Du tiefer Wald, du tiefer See,
Ich fühl' es, was ihr in euch traget.

Das Leben, das euch heimlich füllt,
Es lebt auch in der Seele Tiefen,
Und die Begegnung weckt das Bild
Und weckt die Zauber, die drin ſchliefen.

Euch fühl' ich tiefer mich vereint,
Als manches Menſchen Schickſal gönnte;
Der wär' ein neidenswerther Freund,
Der euch in Menſchen wandeln könnte!

Und wer ſich wandeln könnt' in euch?
Ich hab' an euch noch manche Frage
Und viel beherbergt euer Reich,
Wonach ich kaum zu forſchen wage.

Tief liegt es, tief . . . doch sieh', wie dort
Die Schwäne sanft nach Hause gleiten,
Sie theilen Nachts den Ruheort
Und Tags mit mir des Seees Weiten.

Die Dorfuhr schlägt die achte Stund',
Es dämmert schläfrig um die Wipfel,
Und blitzend flammt im Hintergrund
Das Spätroth um der Berge Gipfel.

Es regt sich nichts und Alles schweigt,
Nur daß das Wasserhuhn im Schilfe
Kopfnickt und rudernd näher schleicht
Und, wie's mich sieht, laut schreit um Hilfe;

Nur daß ein Fischlein springt empor
Und plätschernd nach den Mücken greifet,
Und daß ein Rohrspatz in dem Rohr
Ohn' Ende springt und schwatzt und keifet;

Nur daß die Binse plötzlich sich,
Unsichtbar angestoßen, neiget
Und von dem Leben, wunderlich,
Im tiefen Wassergrunde zeuget;

Daß hier die Ratte Kiesel streut,
Im Wurzelknäu'l des Ufers nagend,
Und dort der Kauz zum Gruße schreit,
Sich aus dem Ritz des Thurmes wagend.

Noch ſchweigt die Nachtigall, ſie mag
Vom Rohrſpatz keinen Preis verdienen
Doch kehr' ich heim, ſo wird ſie wach
Und ſingt mir vor bei den Ruinen.

Dort ragt auf Felſengrund die Burg,
Von Meer umgeben und von Hagen,
Durch Mauerluck' und Thurm hindurch
Sieht jenſeits man die Berge ragen.

Dort iſt mein Sommeraufenthalt,
Dort mein Gemach in düſtern Trümmern:
Wen Tags befriedigt See und Wald,
Wird Nachts das Bette wenig kümmern.

Für Freuden ſorgt mir die Natur,
Gewehr und Angel mir für Beute,
Und wart' ich eine Weile nur,
So bin ich auch verſorgt für heute.

Sie kommen! In der Fichte ſchallt
Der Flügelſchlag der wilden Tauben,
Die ſich im dunklen Tannenwald
Für Schlaf und Leben ſicher glauben.

Sie irren! Sachte erheb' ich mich,
Die Flint' anlegend auf den Ufer —
Der Mordſchuß knallt, daß ringsum ſich
Entſetzen hundert Echorufer.

Dort fällt's! Wie schwer! Wie zappelt es —
Ein zapfenschweerer Zweig der Tannen!
Die wilden Tauben unterdeß
Sie eilen unverletzt von dannen.

So gut gezielt und doch nichts todt!
Dafür wird Alles rings lebendig,
Am Meisten macht's dem Rohrspatz Noth,
Er schimpft und protestirt unbändig.

Dort rauscht des Wasserhuhnes Flucht,
Hier plumpst ein Otter in die Wellen,
Und drüben schreckt des Försters Zucht
Den Burghof durch ein mörd'risch Bellen.

Untröstlich schreit der Krähen Schaar,
Sich flüchtend in des Waldes Tiefen,
Und kreischend irrt ein Reiherpaar,
Die heimlich in den Erlen schliefen.

Und sonst noch regt sich, ungeahnt,
Manch Leben, von dem Schuß verjaget,
Das, wenn des Abends Stille mahnt,
Sich scheu aus den Verstecken waget.

Jetzt schweigt es wieder rings umher;
Mich mahnt's das Ruder anzufassen,
Doch denk' ich: hätt'st du das Gewehr
Beim Förster nur zurückgelassen!

Der Fischer hilft dem Jäger aus,
Leer wird's nicht sein auf meinem Tische:
Die Schelmin in dem Jägerhaus
Packt mir die „selbstgefang'nen" Fische.

Wir speisen Mittags stets zu Drei'n,
Drauf dient der Förster seinem Stande
Und Abends speisen wir zu Zwei'n —
Schön sind die Nächte auf dem Lande!

Das Gewitter.

Der Höchste zuerst.

Des Blitzes gold'ne Schlange
Durchzischt der Wolken Wald,
Sie schüttelt ihre Klapper,
Daß Kluft und Felsen hallt.

Ergrimmet zückt sie nieder,
Sie packt des Berges Kopf
Und streut um seine Schläfe
Zerriss'ner Eichen Zopf.

Der Sperber und der Uhu
Stürzt aus der Felsenwand,
Nach stürzt der Thurm des Schlosses,
Der ein Jahrtausend stand.

Bescheidene Sicherheit.

Das Vöglein brütet
Auf stillem Nest
Und wärmt und hütet
Es treu und fest.

Im Schutz der Blätter
Lauscht es heraus —
Wann brach ein Wetter
Solch sich'res Haus?

Stimmung.

Die ganze Welt am Rebellieren!
Das ist das Wetter meiner Laune!
Es ist ein Sturm und Musizieren
Wie durch des jüngsten Tags Posaune.

Mich scheucht der Blitz aus den Spelunken
Und in mir wettert's sympathetisch
Und jede Vene sprühet Funken
Und jede Faser wird magnetisch.

Wenn's auch Philister nicht begreifen,
Jetzt gilt's, Bedrängten beizustehen,
Drum will ich durch das Wetter schweifen,
Mit einem Regenschirm versehen.

Die Sängerinn im Bade.

Ich.

Ich habe dich geseh'n
In deiner ganzen Schöne
Und wag' es zu gesteh'n,
Liebreizende Kamöne.

Du zürnst ob meinem Glück,
Das mir die Cypris gönnte?
Als ob ich noch zurück,
Dein Bild verdrängen könnte!

Kehr' dich nicht länger ab
Von deiner Schönheit Zeugen!
Was ich gesehen hab',
Ist ewig doch mein eigen.

Tiresias hat, zu kühn,
Der Pallas Reiz ergründet,
Mir hat's das Glück verlieh'n,
Drum bin ich nicht erblindet.

Das Recht, das mir verlieh'n,
Du kannst es nicht zerstören:
Du mußt mich ewig flieh'n,
Oder mir ganz gehören!

Sie.

Geſichert wähnt' ich mich in dieſem Wald,
Wo einzig das Gewitter dem Verfolger wehret,
Doch gibt es, ſeh' ich, keinen Aufenthalt,
Den nicht die männliche Verfolgung ſtöret.

Grauſamer Mann, wie ſoll ich dir entgeh'n?
Wie er ſich kalt an meinem Unglück weidet!
Um Eins nur bitt' ich dich: ſeitwärts zu ſeh'n,
Ein wenig nur, bis ich mich angekleidet!

Ich.

Ha! Wenn das Wetter dieſes Bild zerſchlüge!
Als Blitzableiter muß ich bei dir ſteh'n,
Dann mögeſt du geſichert mit mir geh'n —
Biſt du gerettet, trag' ich jede Rüge.

Ha, welch ein Schlag! Und wie um dieſe runden,
Weißroſ'gen Formen flammt des Blitzes Licht!
Noch nicht — ich gebe dir die Kleider nicht —
Ach! wozu ſind die Kleider doch erfunden?

Zuflucht.

Der Herzen Gott hat uns geführt,
Mein Kind, in dieſe Felſenhöhle:
Der Liebe Traulichkeit gebührt
Ein Ort betauſcht von keiner Seele.

Auch Dido und Aeneas floh
So einſtens vor dem Clemente,
Doch ſie ward nicht des Schutzes froh,
Den ihr des Berges Nymphe gönnte.

Den nöthigeren Schutz beſchloß
Der Liebe Gott ihr zu verſagen
Und treulos ließ ſie der Geneß
Der kurzen Freud' ihr Glück beklagen.

Du ſiehſt mich halb bedenklich an!
Erblickſt du eine Treerminne?
Des fremden Mannes Beiſpiel kann
Dein Zutrau'n ängſt'gen, Florentine?

Wär'ſt du Karthago's Königinn
Und ich der Troerheld geweſen,
Es gäbe and're Dinge in
Der Weltgeſchichte Buch zu leſen.

Nie wär' ich falſch in ſtiller Nacht
Auf flücht'gem Schiff davongeſchwommen,
Nie wär' in mir der Römer Macht
An den ital'ſchen Strom gekommen.

Rings von des Mittelmeeres Strand
Bis zu des Hellespontes Borden
Blieb fremde Herrſchaft weggebannt:
Karthago wäre Rom geworden.

Die Treu' gäb' unserm Reich Bestand,
So wie die Liebe es gegründet,
Und Zeit auf Zeit und Land an Land
Hätt' uns'res Glückes Ruhm verkündet.

Horch! wie der Donner fern sich bricht!
Der Blitz erhellt nicht mehr die Grotte:
Du denkest wohl, er brauche nicht
Zu leuchten einem blinden Gotte.

Verschiedene Auffassung.

Sieh' dort den Wand'rer auf den Felsenstegen:
Ein Tauber ist's, der Führer eines Blinden.
Erschöpft und triefend vom Gewitterregen,
Eilt er, ein schirmend Dach nur zu finden.

Der Blinde hört des Donners Musik rollen,
Doch sieht er nicht des Blitzes Helle wühlen;
Der Taube hört nicht den Donner grollen,
Sieht nur des Blitzes Feuerwerke spielen.

Es zuckt und kracht! Der Blinde liegt getroffen,
Das Haupt geschunden von gewalt'gem Schlage;
Ihn zu empfah'n ist gleich die Felsgruft offen,
Sein Mörder leuchtet gleich zum Sarkophage.

Er flucht sterbend, denn er kann nur glauben,
Daß ihn der falsche Taube hab' erschlagen,
Um ihm das lump'ge Bettelgut zu rauben,
Das er besorgt in seinem Sack getragen.

Verfehlte Poeſie.

Hoch auf des Bergs umtobter Spitze
Da ſteht ein Dichter, freudberaubt,
Ingrimmig beut er Trotz dem Blitze
Und ſtreckt ihm dar ſein wildes Haupt.

„Durch den ich lebe, will ich ſterben,
Den Dichter morde Gottes Hand;
Den er zum Schmerz ſchuf und Verderben,
Zernicht' ihn ſeines Geſchoſſes Brand!"

„Herzloſe Menſchheit! Falſches Leben!
Entriſſen euch erſteh' ich jetzt" —
Doch, was dem Blinden Tod gegeben,
Den „Seher" läßt es unverletzt.

Du blöder Seher, biſt du Dichter,
Daß du des Blitzes Willen prüfſt?
Wärſt du des eignen Werks Vernichter,
Wenn Dir bewußt, daß du es ſchüfſt?

Derweil du faſelſt, Selbſtbethörer,
Hab' ich dein edles Wild erjagt,
Die Poeſie der Selbſtzerſtörer
Sie hat mir niemals zugeſagt.

Reitſchule.

Ein dampfend Roß mit ſchäumendem Gebiß
Zerſtampft des Thalwegs kiesbeſtreute Decke,
Am Sattel klebend und des Zaums gewiß
Zähmt es ein kühner, lederharter Recke.

Er will den Rappen für den Krieg erzieh'n
Und, um ihn an das Feuer zu gewöhnen,
Wählt er den Kampfplatz, wo die Blitze ſprüh'n
Und aus den Wolken die Kanonen dröhnen.

Der Donnerlöwe brüllt! In wildem Tanz
Wirft ſich das Roß und ſchnaubt aus weiter Nüſtre,
Dann ſteht's, geblendet von des Blitzes Glanz,
Der jach herabfährt aus der Wolken Düſter.

Sein Auge ſprüht wie unter'm Huf der Stein,
Die Fahne flattert, im Winde fliegt die Mähne,
Die Ader ſchwillt, es zieht die Ohren ein
Und knarrend ſchäumt's die Stange an die Zähne.

Jetzt ſetzt es an des Wildbachs jähen Rand
Und prallt entſetzt zurück und bäumt und keuchet,
Dann will's im Sturm hinan die Felſenwand,
Vom Wetter hier, vom Sperne dort geſcheuchet.

Den Reiter ſchreckt des Wetters Wüthen nicht,
Die Donnerſtimme nicht des Todesmahners —
Der Hieb des Sporns, die Kraft der Schenkel bricht
Den Widerſtand des wilden Afrikaners.

Gelungen iſt's! Des Marſtalls ſchönſte Zier
Gewöhnt, gebändigt von dem ſtarken Ritter!
Weblan, von nun an ſoll das edle Thier
Den Feldherrn tragen gegen die Moskowiter.

Friedensſchluß.

Sieh', die Zenn' als General
Laßt die Wolken aufmarſchiren,
Durch der Iris bunt Portal
Ihre Reihen defiliren.

Wüthend ſtritt Mann gegen Mann,
Wild zerriſſen ſind die Glieder,
Mancher heiße Thräne rann
Auf die durſt'ge Erde nieder.

Ernſt und langſam iſt der Schritt,
Dunkel flattern ihre Fahnen,
Donnernd geht der Tambour mit,
Um die Schaar an Tritt zu mahnen.

Eine Völkerwanderung
Nahmen ſie aus allen Landen,
Nach dem Kampf die Muſterung
Einet nun die fremden Banden.

Nur ein lautlos Flämmchen zückt
Spärlich jetzt noch in der Ferne
Und die ganze Truppe rückt
In des Horizonts Kaſerne.

Aus dem Busch tönt Vogelsang,
Aufgefrischt ist alles Leben;
Wo der Busen krumpf und bang,
Kann er jetzt sich freud'ger heben.

Selbst dein Dichter, der dem Blitz
Trotzte, läßt im Thal sich nieder,
Sinnend ließ er seinen Sitz
Auf dem Berg und — dichtet wieder.

Auf, mein Kind! nimm deinen Hut
Traben von dem Felsentische,
Laß nun nach des Tages Glut
Abendkühlung uns erfrische!

Die Haiderose.

„Es stand auf öder Haiden
„Die bleiche Braut allein,
„Die Sonne wollte scheiden
„Mit ihrem letzten Schein
„Sonne, noch einmal blicke zurück,"
Ist es für sie doch dein letzter Blick!

Sie sieht zur Rechten, Linken
Sich auf der Haide um,
Sieht nach der Sterne Blinken,
Doch Haid' und Stern ist stumm.
Stumm ist sie selbst, sie hat ausgeklagt,
Stimme und Thräne verstummt und versagt.

Nichts ist ihr mehr geblieben,
Die aus der Fremde kam,
Der Tod raubt' ihr die Lieben,
Falschheit den Bräutigam;
Jetzo dem Tod wird sie angetraut,
Bleichem Geliebten die bleiche Braut.

Ihr Leben glich der Haiden,
Sie einer weißen Ros' —
Gebrechen sinkt vom Leiden
Sie auf der Erde Schooß.
Aus ist dein Schmerz und aus deine Noth,
Haiderose im Leben und Tod!

Die See.

(Auf der zweiten Reise nach Amerika, Januar 1840.)

Ein brüllend Heer
Brutaler Wogen,
So kommt das Meer
Herangezogen.

Eintönig Grau,
Eintönig Frauen,
Und rund die Lan'
Eintönig Tauen;

Fischmarktsgeschrei
Der Herrn Matrosen
Ins Einerlei
Von Zimmt und Rosen —

Das die Musik,
Die Alltagsweise,
Das ist das Glück
Der langen Reise!

Euch wert' es leicht,
Die zeitig hatten
Seekrank erreicht
Die Hängematten!

Dort sind am Speis'n
Gesund' und Kranke,
Die von der Pein,
Die vom Gestanke,

Verpacket hint
Im Schiff da drinnen
Mit Iren und
Irländerinnen.

Romantik ſtach
Mir ſtets die Sohlen,
Doch dieſe mag
Der Teufel holen.

Nein, wünſcht euch nie,
Ihr Länderhaſſer,
Die Poeſie
Der ſalz'gen Waſſer!

Dem Land entſpringt
Des Dichtquells Säule,
„Thalatta" bringt
Nur Langeweile.

Das Stetige.

Allem folgt ſein Gegentheil,
Immer drängt ſich vor das Neue;
Jede Freude iſt nur feil
Um den Preis von Leid und Reue.

Jeden Frieden ſtört ein Krieg,
Eine Nacht folgt jedem Tage,
Jedem Falle folgt ein Sieg,
Jedem Sieg folgt Niederlage.

Auf dem Amboß liegst du heut',
Warst du gestern noch der Hammer,
Jeder Lust folgt Traurigkeit,
Jedem Rausch ein Katzenjammer.

Eins nur bleibet stet und treu,
Wenn auch Alles variiret:
Dieses zähe Einerlei,
Daß die Dummheit triumphiret!

Denn sie ist der Rückengrat
In dem geist'gen Organismus
Und verhindert in der That
Allgemeinen Anarchismus.

Frühlingsstimmung.

Ich habe viel erlebt und viel erlitten,
Ich habe viel gestrebt und viel gestritten,
Doch frisch und jung ist meine Kraft geblieben;
Noch glüht das Herz vom alten Kampfesmuthe,
Noch springt die alte Lebenslust im Blute,
Noch kann ich hassen und noch kann ich lieben.

Noch könnt' ich Späße machen ohne gleiche
Und ganz verteufelte Studentenſtreiche,
Könnt' ich nur unter rechten Leuten leben,
Und ſoll ich Alles aus der Schule ſchwätzen,
Ich mögte Einer einen Kuß verſetzen,
Daß ihr das Herz im Buſen ſollt' erbeben.

Noch kämpft ein wildelementariſch Hadern
Der Leidenſchaft vulkaniſch durch die Adern
Und übt des Willens regelndes Bemühen;
Noch tanzt die Phantaſie in blum'gem Kleide
Und ſchmückt des Alltagslebens traur'ge Haide
Mit geiſt'gen Blumen aus, die nicht verblühen.

Mein Geiſt iſt nicht erdrückt von eit'lem Wiſſen,
Mein Herz iſt nicht von eit'lem Schmerz zerriſſen
Und keine Macht hat mir gebeugt den Willen;
Die Freiheit war's, die mir den Geiſt beſchwingte,
Die Wahrheit war's, die mir das Herz verjüngte,
Und die Natur hat mich genährt im Stillen.

In feige Künſte und in Schmeicheleien,
In Heimlichkeiten und in Heucheleien
Hüllt' ich die Wahrheit nicht als Kontrebande:
Des Denkens Fackel hab' ich ganz entzündet,
Des Willens Ziele hab' ganz verkündet
Und off'nes Menſchſein hielt ich nie für Schande.

Liliputaner mögen mich verschreien
Und Heuchler mich dem Scheiterhaufen weihen,
Sie ahnen nicht die Größe des Gefühles,
Ein ganzer Mensch zu sein in Wort und Handeln,
Schuldlos der ganzen Wahrheit Pfad zu wandeln
Und kühnen Schritts den Weg des letzten Zieles.

Wer weltbewußt des Geistes Bahn vertrauet
Und niederwarf, die Menschenfurcht gebauet,
Des freien Seins entwürdigende Schranken,
Nur der ist trüber Schwäche unerreichbar,
Nur der wird den Olympischen vergleichbar,
Die ewig jung erstehn wie die Gedanken.

Die Macht des Niederen.

Als die bei Sebastopel versenkten Schiffe an die Oberfläche heraufgeschafft wurden, fanden sich selbst die Masten von den Würmern ganz zerfressen. — (Zeitungsnachrichten.)

Den Stürmen trotzten diese Mastenstämme
Und selbst die Kugel hat sie nicht zersplittert,
Doch sind in wenig Monden sie wie Schwämme
Vom Wurm durchbohrt und brechen wie verwittert.

So mag der Mann in allen Kämpfen siegen
Und stolz das Haupt durch alle Stürme tragen,
Doch seine Kraft wird nied'rer Macht erliegen:
Der Sorge Wurm fällt ihn durch bloßes Nagen.

Einem Wahrheitsfreunde.

Die Meiſten ſind zu klein, dich zu verſteh'n,
Doch hälſt du ſie zu werth, ſie zu benutzen,
Und willſt ſie größer machen durch die Wahrheit.
Werkzeuge willſt du nicht und Freunde findeſt
Du nicht für dein Bemüh'n. Undank ſtatt Beifall,
Statt Lohn Verfolgung und ſtatt Hülfe Haß —
Das ſind des Wahrheitsfreunds Ermunterungen.
Das Aeuß're lockt und Schmeichelei iſt ſüß,
Gradheit iſt läſtig und die Wahrheit bitter,
Die ganze Wahrheit aber fürchterlich.
Aufrichtigkeit wird nur beim Lob geſchätzt,
Der Heuchelei iſt Offenheit Verbrechen
Und der Gemeinheit — Schonungsloſigkeit.
Der Abſicht Kern gilt nichts verwöhntem Mund,
Den rauhe Rind' und bitt're Schaale ſchreckt.
Die Schwäche wird in Bosheit ſich verwandeln
Und ihr zu Hülfe wird die Dummheit eilen,
Dich zu verdächt'gen und dich zu verketzern.
Und wo der böſe Wille und die Dummheit
Aufhören deines Weges Dorn zu ſein,
Beginnt die Feigheit, die, erkennend zwar
Das Recht und deines Willens Ziel, ſich klug
Verſteckt, dem Zorn zugleich der Angegriff'nen
Und der Betheiligung Gefahr zu flieh'n.
Und wo die Feigheit aufhört, kommt der Neid,
Der, deines Thuns Erfolge fürchtend, dich
Begeifernd bald umſchleicht, bald heuchleriſch
Nicht ſcheint zu wiſſen, daß und was du biſt.

Schwach wirst du Alle finden oder schlecht
Und selbst die Starksten, selbst die Riesen bannt
Elende Furcht vor Schwachlingen und Zwergen.
Stolz, wie du selbst bist, kannst du Einen wol,
Mit dir das Schiff stark lenkend nach der Nadel,
Trotz Sturm und Räubern und des Meeres Weite,
Trotz leckenden Rüsten und fruchtlosen Mühen?

So stehst du stets allein und, strebend immer
Für And're, suchst umsonst du, die dein Werk
Empfah'n, umsonst die Menschen, die es fördern.
Zwar weißt du, daß der Saame, den du streu'st,
Ob auch zertreten, Keim und Früchte treibt;
Zwar siehst du, daß der Fuß selbst, der ihn trat,
Ihn unbewußt mit fortträgt auf den Acker,
Wo ihn der Feind, der nur den Säemann haßte,
Unkundig seiner Herkunft, freudig pflegt;
Zwar bist du stark genug, allein zu steh'n
Und stolz auf And're Stütze zu verzichten,
Auch der Verkennung Last mit Ruh' zu tragen;
Doch Das ist eben deines Geistes Qual,
Daß stets nur Tragen deines Strebens Loos,
Daß, statt mit Götterfreiheit frisch zu schaffen,
Du stets verurtheilt bist, nur Das zu tragen,
Was deines Schöpferwillens Hemmniß ist,
Ja, daß du mußt mehr Kraft an's Tragen wenden,
Als And're, die das Glück sucht, an das Schaffen!

Dein Loos ist Stolz der Resignation.
Du siehst die Kläglichkeit der Gegenwart

Und kannſt ſie doch nicht meiden, um als Flüchtling
In einer künft'gen Welt Aſyl zu finden.
Du ſiehſt der Zukunft edlere Geſtalt
Vor der Geburt ſchon in vollkommner Schöne,
Doch nah'n kannſt du der Fernen nicht, du kannſt
Vorweg nicht nehmen, was noch nicht entſtanden,
Und nicht der Zeiten Stufen überſpringen.
Gebannt biſt du an Das, was du zu flieh'n,
Und biſt getrennt von Dem, was du zu ſuchen
Gedrängt wirſt durch des Geiſt's Vorausberechnung.
Stets folgt die Wahrheit nach der Gegenwart
Und wer ſie ſieht, iſt fremd den Lebenden,
Die der Moment mit ſeiner Täuſchung bannt.
So biſt du arm durch deinen Selbſtreichthum
Und ſchwach durch Das, was deine Stärke iſt.
Was And're freut, es iſt für dich verloren,
Und was dein Ziel iſt, will die Menge nicht,
Sie wird es wollen erſt auf deinem Grabe.
So leb't du nur im Reiche des Gedankens,
Du wirſt ein Fremdling ſtets im Leben ſein
Und deine Wirklichkeit folgt deinem Tode.

Kann nur, wer ſie betrügt, die Menſchen lenken?
Kann nur, wer ein Napoleon an Selbſtſucht,
Des ſelbſt'ſchen Willens And'rer Meiſter werden?
Wer es befrei'n will, darf es nicht verachten,
Und nur, wer es verachtet, wird mit Künſten
Es gängeln, das Alltagsgeſchlecht der Menſchen.
Wer edel, iſt zu ſtolz zum Hiſtrio.
Auf Koſten der Vernunft wird kein Triumph
Des Geiſt's errungen, der den Geiſt befriedigt.

Des Geistes Zweck zerstören durch den Geist,
Heißt der Gemeinheit fröhnen durch das Edle,
Und nur das Edle kann dem Geist genügen
Und Wahrheit nur kann Dem des Edlen sein.

Du wirst verzichten auf des Augenblicks
Erfolg, wo nur die Lüg' ihn sichern kann.
Wer steckt die Menschen selbstisch zu benutzen,
Umsicht ihre Fehler, statt sie zu bekämpfen;
Wer auf die rechte Bahn sie führen will,
Wird ihres Ganges Fehler nicht verschweigen.
Du wirst auch fürder kämpfen wie bisher,
Und wenn du Keinem auch gefällst, sich selbst
Stets treu sein, ist der höchste Ruhm des Manns.

So stehst du nun gerüstet und getröstet:
Was kommen mag, dich wirft's nicht von der Bahn.
Nur eine Qual gibt's, die des Trost's entbehrt:
Es ist der Schmerz ob dieser armen Menschheit,
Es ist der Schmerz, daß immer für die großen
Gedanken sich zu klein zeigt dieß Geschlecht.
Wo will'ger Sinn ist, mangelt der Verstand,
Und wo Verstand ist, fehlt der will'ge Sinn.
Verständniß, Adel, Größe, Schönheit, Herz —
Nur dieß, so denkst du, macht den Menschen und
Doch ist's so selten in dem Schwarm der Menschen,
Daß deiner Brust sich stets entringt der Ruf:
Wie wenig Menschen in der großen Menschheit!

Sind, was die einz'len Blumen auf der Wiese,
Die ein'len Menschen in dem großen Haufen?

Der Schnitter mäh't die Blumen mit dem Grase;
Doch nur das Gras ist Futter für das Vieh.
Sei glücklich, daß ein Blumenfreund dich sah
Und dich verpflanzt in sein Herbarium.

Ausweg.

Es ist keine Kunst,
Die Menschen zu lieben,
So lang ihre Gunst
Dir möglich geblieben.

Doch wenn dir nur Haß
Und Dummheit begegnen,
So ist es kein Spaß,
Die auch noch zu segnen.

Das Weiseste ist,
Sie dann zu verlachen,
Nur ein Lump und ein Christ
Wird zu Freunden sie machen.

Eindrücke aus der Fremde.

Amsterdam.

Künſtlich auf Sümpfe geſtellt und bedroht vom einſt'gen Verſinken,
Biſt du ein Bild des Volks, das dich erbaut und belebt.

In der Sundaſtraße

Zum Elyſium führt und zum Hades die nämliche Straße:
Jenes vermiſſ' ich gern, froh daß ich dieſem entging.

St. Helena.

Großer Despot, wie rächt ſich die Freiheit! Ein einſamer Felſen
Iſt dir Palaſt und Reich, Feſte, Gefängniß und Grab.

Brüſſel.

Schöne Stadt, die du ſtinkſt von Pfaffen, Philiſtern und „Faro,"
Wozu die Polizei, da du mich ſelber vertreibſt?

Petersinſel. Uſnau.

Hier hat Rouſſeau geweilt und dort ſtarb Ulrich von Hutten.
Schweiz, dein Aſyl iſt Dem ſicher nur, den du begräbſt.

Genf.

Auf das Vereinigungsfeſt der Geiſter, der „großen“ und „ſchönen,“
Harrt dein klaſſiſcher See und ſein helleniſcher Reiz.

Die Schweiz.

In dich geflüchtet und durch dich geflüchtet und aus dir geflüchtet,
Wünſcht' ich zu leben doch, wünſcht' ich zu ſterben in dir.

New-York.

Teutſche Amerikaner und amerikaniſche Teutſche
Aeffen den Yankee nach, welcher der Aff' iſt des — „Bull“

Philadelphia.

Schöner, als du, iſt der andere „Gottesacker“ am Schuylkill:
Mehr haſt du für das Grab als für das Leben Geſchmack.

Straßburg.

Jener künſtliche Hahn, der ſo reizend kräht in der Kirche,
War das einzige Ding, das mir franzöſiſch erſchien.

Paris.

Ginge die Welt in Trümmer und du bliebst übrig allein nur,
Fänd' ich vereinigt in dir alle Geschichte der Welt.

Lyon.

Frankreich, wo ich dich sehe, da muß ich Soldaten begegnen,
Sei's von der irdischen, sei's von der Himmelsarmee.

Avignon.

Mächt'ge Ruinen und reizende Reb'n, nur zweierlei nennt ihr:
Pfaffen der bröckelnde Stein, Laura die ew'ge Natur.

Marseille.

Wenn du mich hast auf dem Wege nach Rom gezwungen zur Umkehr,
Gabst du den Vorgeschmack doch von Italien mir.

London.

Krämer und Pfaffen genug für die Welt und Aristokraten!
„Hauptstadt" wärst du „der Welt"? Sei es, doch nimmer das Haupt!

London.

Teutſche Philiſter erfreu'n ſich der engliſchen „Stammesverwandtſchaft."
Sind auch die Stämme verwandt, ſind es die Wipfel doch nicht.

London.

Todtenerſtehung ich glaube ſie nicht, doch würd' ich begraben,
London, in dir, mich hielt' ewig die Grube nicht feſt.

Herrmann (am Miſſouri).

Hier am Ende der Welt die vaterländiſchen Winzer
Zieh'n indianiſchen Wein, daß er wie heimiſcher ſchmeckt.

Amerikaniſche Teutſche.

Feinde des teutſchen Geiſt's und dem Fremden doch ewig befremdet,
Treiben ſie Maulthierzucht im „demokratiſchen" Stall.

Niagarafälle.

Könnt' ich die Spülkraft leiten von dieſem herkuliſchen Stromfall
In den Augiasſtall dieſer verpeſteten Welt!

Ithaka.

In vier Theile der Welt verfluchte mich das Loos des
Ulyſſeus,
Aber die Freiheit, mein Ithaka, fand ich noch nicht.

IV.

In die Politik einschlagend.

Nur wenige sind's, mit Verbedacht,
Die hier sich noch zusammenfanden,
Nicht für die Poesie gemacht,
Nur durch die Poesie entstanden.

Loyale Phantaſie.

1.

(1810.)

Ich wünſchte mir eine große Spinn',
So groß wie der größte Gaul,
Der legt' ich eine Kett' um das Kinn
Und ein Gebiß durch das Maul,
Dann ſchwäng' ich mich mit Peitſch' und mit Sporen
Auf ihren Rücken hinauf
Und ſetzte die acht beborſteten Beine
Sperrſtreichs in geſtreckten Lauf.

So ging's dann queer in die Welt hinaus,
Nach des Augenblicks Luſt und Laun',
Ueber Wald und Berg, über Heck' und Haus
In keckem Reitervertrau'n.
Die berühmte Reiſe des Don Quixote
Wär' ein Spiel gegen meinen Ritt,
Und was wär' gegen mein Roſinantchen
Sein Klepper von altem Schnitt?

Da kam' ich, wie vom Himmel gefall'n,
Sonntags in die Stadt hinein
Auf dem Gaule mit acht tolldrehenden Krall'n,
Mit 'ner Mien', als müßt' es so sein.
Flugs stürmte der ganze Schwarm in die Häuser:
Die Thüren zu, Fenster auf!
Und d'runter weg der seltsame Reiter —
Herr war' er, was denkt wol der Hauf'?

Ein ander Mal kam' ich in einen Ort,
Der Humor und Spaß nicht versteht;
Da rit' ich den Herrn Philistern zum Tort
Ins Gedräng', wenn's zur Kirchmesse geht.
Mein Gaul spönne rasch einen langen Faden,
D'ran klebten die Tämel fest,
Und hinter mir her unter Schreien und Fluchen
Verschleppt' ich das halbe Nest.

Hier hing' ein Philister und dort ein Habn,
Ein Schneider, ein Pfaffe, ein Faß,
Hier hing' eine Katz', eine Nonne dran,
Dort ein Musikus, dort ein Roß.
Fort ging's auf des Berges steilen Gipfel,
Dort schnitt ich den Faden entzwei
Und hinunter tanzte die Kirmesgesellschaft
Zu Ein und zu Zwei und zu Drei.

D'rauf klagt man mich an, man ſtellt mir nach,
Schickt Steckbriefe weit und breit,
Doch auf den polizeilichen Schlag
Bin ich und mein Retter bereit:
Es ſpinnt mein Gaul einen rieſenhaften
Altweiberſommer und auf dem Geſpinnſt
Erheben wir uns vor den Händen der Häſcher,
Von tauſend Philiſtern begrinſ't.

Schlüg' eine verliebte Donna mich aus,
Oder wollte mir ſpröde ſein,
Gleich hing' ihr ein Spinnennetz um das Haus
Und die ſpaniſche Fliege wär' mein.
Und wär' wo ein Ohm, ein Papa nicht willig
Und ſperrte die Zärtlichkeit ein,
Da ritte ich ohne Façon und Gene
Zum Söllerfenſter hinein.

So neckt' und beſchützt' ich die Weibergunſt
In allen Landern umher
Und plagte durch meine Spinnenkunſt
Papa's und Rivalen ſehr;
Doch wie ich die Weiber wollt' lieben und retten,
So wär' ich den Männern ein Graus,
Wo irgend Einer ſich etwas erlaubte
Ueber Recht und Geſetz hinaus.

So jagte z. B. als niedere Jagd
Meine Spinne das nied're Geschmeiß:
Was im Finstern haust und Ränke macht,
Dem macht' ich die Hölle heiß;
Intrigueanten, Verräther, Spione, Verleumder,
Kurz all das Reptilengezücht
Das hängt' ich zur Straf' in die Mittagssonne,
Daß es stürbe vor lauter Licht.

Noch bitterer wär' mir das Hochwild verhaßt,
Ich fing' auf der Hetzjagd es ein:
Der „große Dieb," den ihr „laufen laßt",
Mir sollt' er „gehangen" sein;
Wo nur ein Despot, ein Menschentreiber
Sich aufthät' oder Tyrann,
Da trieb' ich zu schrecklicher Wiedervergeltung
Meine berstige Nemesis an.

Einstweilen eilt' ich nach Spanien hin,
Wo der Bluthund Don Karlos liegt,
Den Palmerston und die Königinn
Christine umsonst bekriegt.
Zuerst versyömm' ich als kriegsgefangen
Seine Bande zu einem corps
Und hängte als Chef den Don Kabrera
Darüber zur disposition.

Dann ging's an das Haupt der blut'gen Partei:
Wie das Auge der Spinne blitzt!
Sie wittert, daß dieß ihre Mahlzeit sei,
Dieser Säufer, vom Blutrausch erhitzt.
Ich laß' ihr willig den Zügel schießen
Zum Sprung auf den grinsenden Greu'l,
Sie faßt im Nu bei'm Genick ihn und wickelt
Ihn wollüstig tastend zum Knäu'l.

Drauf setzt sie die scharfen Zangen ihm ein,
Am Hals, wo die Adern sind,
Und gierig saugt sie den kostbaren Wein,
Besorgt, daß kein Tröpfchen verrinnt.
Erblaßt sich windend ruft er zu Hülfe
Die Generalissima*),
Und voller sprudelt der Spinnennektar
Aus der dicken Arteria.

Ich aber lenze in fühlloser Ruh'
Mich über den Sattelknopf
Und sehe behaglich der Mahlzeit zu
Und streich'le dem Gaule den Kopf.
Die Spinne saugt und säuft und schwillet,
Doch sauft sie den Schlauch nicht leer.
So muß denn der edle Trank verrinnen?
We nehmen wir Fässer her?

*) Bekanntlich hatte er die Jungfrau Maria zur Generalissima seiner Armee ernannt.

Doch die Spinne verklebt das Spundloch dicht,
Zu sparen den Trank für die Reis',
Und drückt auf das fromme Tyrannengesicht
Ihren dicken, bekreuzten Steiß.
Und wie sie den Faden daran befestigt,
Da schnaubt sie muthig und bäumt
Und ha! den geronnenen Würger am Schlepptau
Geht's fort, daß der Zügel schäumt.

Nach Kastilien geht im Triumphe der Ritt —
Viktoria, Freiheit und Heil!
Auf fliegen die Thore von Madrid —
Wem wäre mein Glück jetzt feil?
Flugs sprang' ich heran zur Fensterparade —
Vor der schönen Christine Palast:
Schon harrt sie entzückt auf hohem Balkone
Und winkt dem ersehnten Gast.

Sie glaubt, ich begehr' eine Gnade von ihr?
Es tritt von ihrem Altan
Ihr liebster Kämmerling süß herfür,
Ein Kamarillentyrann.
„Der soll mich empfangen? Nein, schöne Christine!
Hinweg, an das Schlepptau ihn!
Sie aber wollt' ich höflichst ersuchen,
Sie mögten zum Teufel ziehn."

2.

(1816.)

In Spanien mußten wir lange ruh'n,
Meine Prinzessin gefiel sich dort,
Doch trieb's uns endlich, da viel noch zu thun,
Nach einem anderen Ort.
Ich hatte politisches Heimweh bekommen,
Aus dem Lande der Greu'l nach dem Lande der Schand',
Ich schnte mich sehr der Veränderung wegen
Nach dem teutschen Vaterland.

Zwar hatt' aus besonderer Affektion
Ich zuvor an Rußland gedacht,
Doch glaubte mein Gaul nicht, daß er es schon
Zur gehörigen Uebung gebracht,
Um Alles zu hängen und Alles zu würgen,
Und zu saugen alles blutdürstige Blut,
Das jenseit des Niemen am bündischen Volke
Exercirt seinen Henkermuth.

Drum wurde der Lauf nach dem Land dirigirt,
Wo Spanisch und Russisch sich mischt,
Versteht sich, ein wenig kultivirt
Und phrasenhaft aufgetischt.
Dort gibt's Den Karlette, gibt's Nikolai,
Gibt's Knut' und Inquisition,
Nur fehlt der russische Muth zum Erknuten,
Wie der spanische zur Rebellion.

Dort hat man noch mit dem Schein seine Noth,
Thut Alles im Stillen ab,
Dort quält man das Volk mit dem „Recht" zu Tod'
Und bringt's mit „Moral" in's Grab.
Dort greift man dem Löwen nicht in den Rachen,
Man schneidet zu guter Stund'
Ihm heimlich durch die Achillessehnen
Und macht den Löwen zum Hund.

Dort knebelt und schindet man höflich human
Und religiös dabei,
Dort ziehen die Schinder Handschuhe an
Und fromm ist die Polizei.
Dort macht man die ehrlichen Leute zu Schurken,
Und die Schurken sind ehrliche Leut',
Und wer sich und Andre am Tiefsten erniedrigt,
Wird am Höchsten gebenedei't.

Dort führt die Feigheit das Henkerschwert,
Das im Stillen, im Dunkeln trifft;
Dort wird die Seele des Volks genährt
Mit schleichend-moralischem Gift;
Dort schmücken die Heuchelei und die Lüge
Den Kadaver noch künstlich aus —
Doch pfui! sogar meine Syrinx schüttelt
Vor Ekel sich und vor Graus.

So langen wir vor dem Vaterland an,
So stehen wir an der Grenz' —
Und sieh', da empfangt uns ein feiner Mann,
Ein Geheimrath der Residenz.
„Wir bitten Sie, lispelt er, edle Seele,
Gebt euer Verbalen auf,
Wir kennen Ihre edlen Motive,
Doch hemmen Sie Ihren Lauf."

„Vor Ihnen sei kein Fleckchen verschmiert,
Denn Ihnen ist Alles bekannt,
Wir gestehen, daß es im Lande stinkt,
Daß es stinkt vor Lüge und Schand';
Doch bedenken Sie — essen nach Ueberzeugung
Erklär' ich's als Mensch und als Christ —,
Wie kann man es lassen zu prostituiren,
Wo nichts mehr zu bessern ist?"

„Wir machen uns noch die Gegenwart fett,
Denn die Zukunft ist Sündfluth und Graus.
O nehmen Sie Theil und bedenken Sie Dieß:
Unsre Söhne erst haben es aus.
So sein Sie der Unsre! Gesandtschaftsposten
Und Orden und Decoration!
Wenn nicht, so prophezei' ich der Spinne
Eine furchtbare — Indigestion."

„„Indigeſtion? Herr Geheimer Rath,
In dem Punkt ſtimme ich bei,
Doch damit die Verdammung Weile hat,
So nimmt zum Beginn man nur drei:
An der Spree den romantiſchen Jeſuiten,
An der Iſar den herzdürren Narr'n
Und an der Donau den lächelnden Schurken —
Dann mögen die Andern noch harr'n.““

„„Nun, Spinne, friß dieß Gaunergeſicht,
Mir dieſen Geheimrath auf
— Denn ſolch' eine Kleinigkeit zählet nicht —
Und dann „friſch, froh“ auf den Lauf!
Vor dem Ausweiſen werden wir uns ſchon ſchützen,
Und wenn man dich fragt: wohin?
So ſage den Leuten zum Troſt und zur Warnung:
Nach der frommen Stadt Berlin!“ “

Selbſtrettung.

(1810.)

Laß das Träumen von den Tagen,
Wo du wärſt ein Ritter werden!
Wer will heut' dazu geſchlagen
Werden, kann's nicht ohne Orden;

Orden, zwar mit thier'ſchen Zieren,
Die nur feur'ge Kraft bedeuten,
Doch von dieſen wilden Thieren
Schenkt man nur den zahmen Leuten.

Sie turnieren nicht auf Pferden,
Sind nicht kühn und nicht vermeſſen:
Wer will heut' ein Ritter werden,
Muß das Ritterthum vergeſſen.

Willſt du's nicht? Wohl, auf die Dauer
Kirrt dich die Erfahrung beſſer.
Laß denn deinen Recken-Dauer
Wandeln in ein — Federmeſſer.

Schneide Federn, aber leider
Darf es keine Lanzen geben,
Denn ſie würden ihren Schneider
Selber aus dem Sattel heben.

Was iſt übrig noch zu wählen?
Grimmig zwickt's in deinen Zügen.
Willſt du fort im Kampf dich quälen
Oder lernen dich zu fügen?

Kannſt du dienen? Dienen, dienen
Mußt du, willſt du's ſittlich treiben:
In den Zeiten der Maſchinen
Kann nur frei der Arbeiter bleiben.

Deine Pläne und Ideen
Setze unter Wort und Zahlen!
Thatenkern wird zum Vergehen,
Wo genügen Wort und Schalen.

Bitter iſt's, den Keim zu Thaten
Nur in Worte wandeln können;
Doch du mußt! Für deine Saaten
Wird man dir kein Feld mehr gönnen.

Ein Geſunder unter Kranken
Mußt du deine Kraft verzehren
In dem tötenden Gedanken,
Daß du ſie nicht kannſt bewähren.

„Freundchen, laß das Tröſten, Rathen!
Ich bleib' ich. Verzichten immer
Mag ich auf die freien Thaten,
Auf die Freiheit thu' ich's nimmer.

„Reißen mag der Strom die Andern
Ueber Sand und flache Felder,
Aber ich werd' einsam wandern
Durch die Berge und die Wälder.

„Kann ich nicht den Sieg gewinnen
Ueber des Jahrhunderts Bande,
Nun, so werd' ich ihm entrinnen:
Diese Flucht bringt keine Schande."

Lieben und Haſſen.

(1839.)

Was du liebſt, für das mußt du dein Leben laſſen,
Was du haſſeſt, mußt du gründlich, tödtlich haſſen!
Weg die Spreu, die vor dem Wind der Laune ſtiebt!
Nur der Halbe weiß nicht, ob er haßt ob liebt.

Lieben, Haſſen! Laſſet euer Fühlen, Denken,
Euer Handeln ſich in Haß und Liebe tränken.
Zwiefach nur iſt, was die Welt treibt ſonder Raſt,
Fragt, die Hand auf's Herz, euch, was ihr liebt und haßt:

Freiheit fragt euch: wollt ihr mich verlaſſen?
Tyrannei euch: wollt ihr mich nicht haſſen?
Eins der beiden mußt ihr wählen recht und ſchlicht,
Einen Mittelweg, beim Teufel, gibt es nicht!

Der gefangene Sänger.

Euch neid' ich, die ihr mein Verließ umſchwebt,
Die ihr euch ſchaukelt auf des Waldes Bäumen;
Ihr Sänger, die ihr frei in Lüften lebt,
Leih't einem Sänger euren Flug in Kerkerräumen!

Entſendetet ihr eine Feder nur
Mir aus dem Fittig, wie wollt' ich euch danken!
Daß meiner Schmach ich laſſe keine Spur,
Nahm man mir ſelbſt den todten Dolmetſch der Gedanken.

Euch neid' ich in der Haſt, wie wenn ihr ſpringt
In Freiheit jubelnd auf belaubtem Zweige:
Euch bannt des Käfigs Gitter, daß ihr ſingt,
Doch mich begräbt des Kerkers Nacht, auf daß ich ſchweige.

Regulus.

(1839.)

Wer mag auf eure Thaten bauen,
Wenn er's nicht kann auf euer Wort!
Dieß Spiel mit Wahrheit und Vertrauen
Scheucht Glaub' und Liebe von euch fort.

Ihr, die ihr um des Groſchens Werth
Ein falſches Ehrenwort verſchwendet,
Habt ihr vom Regulus gehört,
Wie der gelöſ't, was er verpfändet?

Ihr, die ihr ew'ge Treu' verſprach't
Und ſie am and'ren Tag gebrochen,
Habt ihr an Regulus gedacht,
Wie der erfüllt, was er verſprochen?

Ihr, die ihr löſ't, ſtets ſchwurbereit,
Den alten Eid mit einem neuen,
Dem Konſul helft! Ein röm'ſcher Eid
Wird ihn von pun'ſcher Pflicht befreien.

Ihr Doppelzüngler, die ihr ſtehlt
Lugbrütend Glück und Macht der Staaten,
Daß euch ein Regulus beſeelt'!
Er war der Fürſt der Diplomaten.

Ihr Alle, die ihr, Groß und Klein,
Aus Schwäch' und Falschheit habt gelogen,
Laßt euch den Römer Vorbild sein,
Ihn, der den Todfeind nicht betrogen.

Er liegt in Fesseln, er ist frei —
Rom jauchzt und die Karthager beben;
Er kehrt zurück in Sklaverei,
Er stirbt, weil er sein Wort gegeben.

Hört den beschwerenden Senat
Und hört der Seinen Klag' und Flehen,
Des Volkes Ruf, der Freunde Rath,
Und fragt euch: kann er widerstehen?

Und soll er jetzt im sich'ren Port
Sich der Verbannung Urtheil fällen?
Und fragt euch: soll er für ein Wort
Als Geisel sich dem Henker stellen?

Ihr hättet's freilich nicht gethan,
Er aber stellte sich dem Henker.
Das war ein Wort, das war ein Mann,
Ihr Freunde, Männer, Staatenlenker!

Klingt's Manchem fremd und mährchenhaft,
So wahrt die Mannheit ihre Würde!
So trägt des Mannes Ehr' und Kraft
An's Ziel die übernomm'ne Bürde!

Der Ehre Stolz, des Wortes Treu',
Das ſind die Stern' in ſeiner Krone,
Vor dieſen Sternen ſenkt ſich ſcheu
Das Auge der Napoleone.

Vor dir, o Regulus, zerſtiebt
Die Größe eitler Ruhmgeſtalten,
Die nicht, wie du, ihr Volk geliebt
Und nicht, wie du, ihr Wort gehalten.

Sei uns, o Regulus, Patron!
Gib uns, wenn wir nach Mannheit ſtreben,
Ein Gran doch deiner Kraft zum Lohn,
Daß, kommt die That, wir nicht erbeben!

Daß unſer Wort uns nicht gereu',
Daß unſer Wille nicht erlahme,
Daß uns're Sprache redlich ſei
Und ihre Frucht ſei wie ihr Same.

Wie, wenn der Ueberſchwemmung Meer
Verſchlingend Stadt und Thal begraben,
Ein Thurm, ein Fels noch zeigt umher,
Wo Stadt und Thal geblühet haben,

So auch, wenn der Verderbniß Meer
Tief unten das Geſchlecht gebettet,
Ragt wie ein Markſels hoch und hehr
Der Starke, der die Tugend rettet.

Er zeugt, daß Tugend einst geraget
Und daß sie wiederkehren muß:
Wer an des Wortes Treu' verzaget,
Dem sei ein Marksels — Regulus.

Die Eiche.

Beneidet von den nachbarlichen Bäumen,
Ein Sturmverspotter, stand ich gestern da.
Heut' hat die Axt die hundertjähr'ge Kraft
Gefällt und hingestreckt den Riesenleib.
O wär' ich doch als Eichel schon verfault
Und hätte meinen Keim ein Wurm zerfressen!
Mein Schmuck verwelkt und meine Zweige dorren,
Und schon erscheint der Held, der mich zerstückt.
Das eine Glied wird auf den Herd geworfen,
Das andere vielleicht zum Scheiterhaufen,
Hier klemmt ein Theil als Block vielleicht den Fuß
Zertret'ner Unschuld und Gerechtigkeit,
Ein and'rer wird des Mordbeils blut'ge Schlachtbank.
Als Todtenlade fault das eine Stück,
Ein anderes durchwühlt als Kiel die Meere.
So werd' ich fort nach Norden und nach Süden
Geschleudert und von dem gewalt'gen Baum
Bleibt nichts als seine todten Wurzeln übrig.

Sei frei, ſo lang du kannſt! Hat einmal erſt
Die Axt des Herrendienſtes dich gefällt,
So wird dein Geiſt zerſtückt wie deine Glieder,
Und ach! dein Herz es findet Keiner wieder.

Die Rettung.

Eine Fabel.

(1810.)

Es ging ein Philoſoph im Wald ſpaziren,
Da hört' er ſeitwärts in den Sträuchen
Ein ängſtlich Schrei'n und Lamentiren,
Das Stein' und Bäume konnt' erweichen.
Er nähert ſich und ſieht, wie juſt
Ein Fuchs auf blutgefärbtem Raſen
Beſchäftigt iſt mit Würgerluſt,
Zu morden einen armen Haſen.
Voll Mitleid und Erbitterung
Stürzt er hinzu mit einem Sprung
Und rettet unter Freudebeben
Dem Halbgemordeten das Leben.
„Mich hat das Glück," ſpricht er gerührt,
„Zur rechten Zeit noch hergeführt:
Du arm Geſchöpf, noch ein Moment
Und ach! dein Dasein war zu End'!

Jetzt komm' in meine Ritterhalle',
Ich werde sorgen rein gedenken
Nur dir, bist du gescheit, die Freiheit schenken."
Der Hase verbeut's und dankt mit Beben
Des Männchens nur mit treuem Blick dem Edeln.
Der nimt ihn auf und trägt nach Haus den Kranken.
Doch wie er ihn so liebend trägt,
Ihn ansieht und befühlt und wägt
Und seine Eigenschaften überlegt,
Da kommt er nach und nach auf andere Gedanken.
„Wenn ich's vernünftig prüfe und bedenke,
Thu' ich dann recht und wohl daran,
Daß ich dem Thier Freiheit und Leben schenke?
Fest steht's, daß er sich selbst nicht schützen kann
Und mit Gewißheit ist's vorauszusehen,
Daß er dem Feinde doch nicht wird entgehen;
Und stellt' er auch dem Jäger zur Noth
Entgegen, schießt ihn der Jäger todt.
Nur redet' ich ehrlich, ist es nicht
Mir zu gehören seine Pflicht?
Wär' er nicht ohne mich gestorben?
Hab' ich ihn nicht verdient, erworben?
Nichts ist gewisser, nur wer nimt
Mir weg das Recht, mein Eigenthum zu nützen,
Wenn sogar es die Natur bestimmt?
Ja, Hase, es war Pflicht, dich zu beschützen,
Jedoch dein Schicksal wird erfüllt,
Du bist ein Thier, ein Vieh, ein Wild,
Nur du bist fett und gut gerathen,
Ich muß dich lassen braten."

Er ſpricht's und ſchlägt ihn in's Genick.
„O!“ ſpricht der Haſe ſterbend, „welche Tück'!
Es iſt wohl bitter, durch den Feind verderben,
Doch bitt'rer, durch den Retter ſterben.“

Den Freiheitsbettlern.

(1811.)

Wer da bettelt um Liebe, beweiſ't, daß er keine verdienet,
Und um Freiheit und Recht bettelt nur, wer ſie nicht kennt.
Wer nicht den Muth zu fodern, der hat nicht das Recht zu erlangen:
Kampf iſt das Mittel des Rechts, Sieg iſt der Freiheit Beginn.
Hohn werd' Allen zu Theil, die als Freund behandeln und Gönner
Jeden Räuber des Rechts hinter dem Nimbus der Macht.
Feind iſt, Feind bis zum Tod, wer das Menſchthum raubet dem Menſchen,
Unmenſch iſt er, Barbar: Nieder mit jedem Barbar!

Der Pole.

Schön muß es ſein, ein Vaterland zu haben,
An ſeinem Ruhm ſich, ſeinem Glück zu laben,
Sich ſeinem Ruhm und ſeinem Glück zu weih'n
Und ſeiner Freiheit Schirm und Hort zu ſein!

Mein Vaterland lebt nur in der Geſchichte
Und ſeine Freiheit nur in dem Gedichte,
Ein Pole werd' ich nur zum Spott genannt,
Denn nur der Freie hat ein Vaterland.

Nimm, herbe Zähren, in des Bartes Haare!
Ein todtes Vaterland auf blut'ger Bahre
Liegt Polen da, der weiße Adler ſchwebt
Um's Grab, das tief der Moskowiter gräbt.

Verwaiſ't durch fremde Steppen muß ich klagen,
Den Heimathsſchmerz durch alle Zonen tragen
Des Siegers Bann und dem Mitleid preis
Durchirr' ich ruhelos der Erde Kreis.

Troſt ſuchend floh ich in die freien Lande
Am Miſſiſſippi und Ohioſtrande,
Doch Troſt nicht bracht' es: Trauer, Grimm und Scha
War mein Gefühl, wenn ich zu Freien kam.

Dann wollt' ich kehren zu der Väter Herde,
Mich feſſeln laſſen auf der heim'ſchen Erde,
Freiwillig ſteigen in des Kerker Gruft,
Zu athmen nur die vaterländ'ſche Luft;

Doch ach! ſelbſt dieſen Troſt durft' ich nicht hoffen,
Für mich iſt ſelbſt kein heim'ſcher Kerker offen,
Für Freiheit ſelbſt iſt Polens Luft nicht feil:
Sibirien nur, Sibirien iſt mein Heil!

O Polen! Könnt' ich meine müden Glieder
Nur legen einſt in dir zur Ruhe nieder!
Dem Todten ſelbſt winkt keine Wiederkehr,
Kein Grab hat Polen zu vergeben mehr.

Grauſamer Schmerz, der meinen Muth verklaget,
Niemüder Wurm, der mir am Herzen naget,
Nieſatter Geier, der mein Leben ſchlingt —
Mein Polen hin! Kein Gott der's wiederbringt!

Mein Vaterland lebt nur in der Geſchichte
Und ſeine Freiheit nur in dem Gedichte,
Ein Pole werd' ich nur zum Spott genannt,
Ach! nur der Freie hat ein Vaterland!

Keine Klagen!

Du klagst, daß du kein Mitgefühl gefunden
Für Herzensfreuden wie für Herzenswunden.
O zarter Neuling, zieh' den Panzer an!
Wo suchst du Mitgefühl? Die Welt ist kalt,
Das Herz im Kopf. Wer du nicht bieten kann,
Was sie bedarf, dem wendet sie sich bald.
Dem Freunde magst du, was du fühlest, sagen,
Doch lache ob der Welt und laß das Klagen!

Du klagst, daß dich dein bester Freund betrogen,
Daß du dich in dich selbst zurückgezogen
Und daß der Unmuth dir das Herz erstickt?
Weblau, such' dir ein Weib, dem schließ' es auf!
Das Weib ist treu, ein Weib allein beglückt
Den Mann von Herz. Mit Männern ist nur Kauf
Zu schließen und nur Wett' und Kampf zu wagen:
Drum Wett' und Kampf, doch schäme dich der Klagen!

Du hast dein Weib, den letzten Freund, begraben?
„Ein Herz, wie Männerfreunde keins mehr haben!"
Vom Schicksalsschwert zerhau'n ist deine Welt!
Du weinst? Du mußt? Weblau, so thu's allein!
Nacht sei's wo eine Männerthräne fällt!
Dem Schicksal selbst räum' keine Schwäche ein,
Brich unter Dem, was du nicht mehr kannst tragen,
Doch, bei dem Stolz der Mannheit, keine Klagen!

Arm iſt das Weib. Dem Manne bleiben Bande,
Die nichts zerreißt: weih' dich dem Vaterlande!
Hat's Würd'ges auch zu wahren noch nicht viel,
Hat's doppelt zu erringen, was ihm fehlt.
„Du glaubſt? Mein Vaterland iſt das Exil!
Ich bin ein Pole! Weißt du, was mich quält?"
Wohl weiß ich's jetzt und dennoch keine Klagen!
Wer nicht für ſich, kann ſich für And're ſchlagen.

Den Geduldigen.

Ihr glaubet ſtets, daß es ſich beſſern werde!
Die Beſſerung erwartet ihr vom Feind!
Ihr hoffet von der Bitte und Beſchwerde,
Was euch der Haß und die Gewalt verneint.

Ihr guten Leut', ich wünſch' euch etwas Willen
Und zu dem Willen wünſch' ich euch Verſtand,
Und laßt ihr euch durch ſie mit Haß erfüllen,
Wünſch' ich dann ein Beil in eure Hand.

Hutten.

Ufnau, im Frühling 1813,

im erſten „Semeſter“ meines Exils.

„Und ſollt' es brechen vor dem End',
Nie werd' ich von der Wahrheit laſſen!“
Das war das ſelige Teſtament,
Das uns der Todte hinterlaſſen.

Zwar nicht die höchſte Wahrheit war's,
Die du enthüllet, edler Hutten,
Nur nach dem Hochmuth des Talars
Und nach dem Trotz der Heuchlerkutten

Schlug deines Wortes ſcharfes Schwert;
Doch, was du ſah'ſt, haſt du verkündigt,
Nie haſt du heuchelnd dich entehrt
Un an dem Wiſſen dich verſündigt.

Du haſt den Vortheil nicht taxirt
Und haſt den Nachtheil nicht gewogen:
Wo du die Heuchler aufgeſpürt,
Da haſt du friſch das Schwert gezogen.

Du wollteſt nicht ein Halber ſein,
Nicht Diplomat, jedoch ein „Wager,“
Drum war auch ein Erasmus dein
Bekämpfer in dem eignen Lager.

Dich beugte nicht der Feinde Macht,
Du bliebst des Geistes treuer Streiter,
Und was als „Schreck", wie „Bann" und „Acht",
Dich hemmen sollte, trieb dich weiter.

Doch nicht ein Wort bloß war der Bann,
Womit den Krieg die Pfaffen führten:
So wardst du denn, ruhloser Mann,
Der Ahn der teutschen Exilirten

So ist's „gebrochen vor dem End'"
In dieses Eilands öder Stille;
Dein Leben brach, doch „nicht gewendt"
Und nicht gebrochen ward dein Wille.

Es ist dein Grab wie dein Gebein
Verweht, doch blieb die „Wahrheit" Sieger,
Und stets wird diese Insel sein
Ein Wallfahrtsort der Wahrheitskrieger.

Noch mancher wird hier sinnend steh'n,
Sich in der Berge Schau'n versenkend,
Die einst auf dich herabgeseh'n,
Und deines Beispiels ernst gedenkend.

Wenn du erständ'st in dieser Zeit!
Jetzt gibt es and're Kampf zu streiten,
Jetzt gilt der ganzen Macht der Streit
Den allen alten Herrlichkeiten.

Jetzt hat der Speer ein hehr Ziel,
Der Speer der Wahrheit gegen die Lüge,
Und wenig Freund' und Feinde viel
Steh'n auf dem steilen Weg zum Siege.

Und dennoch muß es vorwärts geh'n
Und auf Altären und auf Thronen
Muß eine neue Welt erstehn,
Die — uns im Grabe wird belohnen.

Des Geistes Streben ist sein Lohn!
Wollt' er das Ringen sich ersparen,
Er wäre nur dem Glück entflohn,
Um sich die Schande zu bewahren.

Der Wahrheit bleib' ich treu, wie du,
Wenn ich, wie du, auch „brechen" werde,
Und fand' ich keine Rast und Ruh',
Auf keiner Aue dieser Erde.

Ein Exilirter an die Nachkommen Tells.

Die Enkel Tells fungiren jetzt
Als Pudel der Tyrannen,
Und wer zu ihnen wird gehetzt,
Sie hetzen ihn wieder von dannen.

Die freute Freiheit begrüßen mit Haß
Gilt ihnen für Patriotismus,
Doch danken sie's fremdem Geiste nur, daß
Sie entgehen dem Kretinismus.

Landvögte jagten einstens hier,
Landjäger thun es heute
Und Republik heißt das Revier
Und Bundesrath die Meute.

Der Bundesrath ist Verbild dem
Tyrannenunterkunde,
Drum wählt man auch in ihn die Creme
Der polizeilichen Hunde.

Der Kern vom Thurgau — welch ein Kern!
Und aus dem Zürcher Lande
Steigt Furrer auf als erster Stern
Der Sykophantenbande.

„Asylrecht" iſt das ſchöne Recht
Des Freien, geübt zu werden,
Doch jeder Schuft und jeder Knecht
Iſt ſicher vor Beſchwerden.

Und ſind ſie drinnen als Büttel gut,
So dienen ſie draußen als Schlächter
Und ſaufen Italienerblut
Als treu'ſte Tyrannenwächter.

Schoß darum Tell den Geßler todt,
Zu zeugen ſolche Kanaillen?
Dazu habt ihr den Becken roth
Gefärbt in Freiheitsbataillen?

Es verſchlägt nichts, gibt auch die Schweiz ſich her,
Zu ſtützen die Welt der Infamen;
Doch taufet euch um und ſchändet nicht mehr
Den republikaniſchen Namen!

Die Niedertracht aus freier Wahl
Zählt nicht zu den Sünden der Schwachen.
Es wird die Geſchichte noch einmal
Auch euch ihre Rechnung machen.

An Teutſchland.

Nach der amerikaniſchen Dichterinn

Sarah Bolton.

O, ſchöſſ' ein Blitz aus ſchwarzer Wolkennacht,
Ein Wort zu künden dir mit Donnerſchrei,
Zu ſchreiben es in früh'rer Flammenpracht
In's Weltgebäu, daß es kein Weiser ſei,
Das Wort: erwach' und werde endlich frei!
Dann von dem Friedhof deiner Patrioten
Den Rhein entlang bis zu der Mündung Bai
Ergöſſen ſich des Echo's wilde Boten:
Auf, zu den Waffen, nieder die Despoten!

Weißt du kein Wort und keinen Talisman,
Der deiner Sehne bitt're Fehde ſchließt?
Der feurig Blut, wie es die Freiheit kann,
Durch deines müd'gen Herzens Pulſe gießt?
Zertreten, verſklavt, zertreten wie du biſt,
Willſt du verharren unter'm Büttelſtock?
Ein Herz, Ein Arm, Ein Schlag — entſchließt
Euch, Teutſche, reißt entzwei den Sträflingsrock
Und eure Kinder leſ't vom Sklavenfleck!

Wo sind die Söhne jener Männer, die
Stirnrunzelnd schreckten einst des Feindes Lande?
Die einst der Römer Legionen wie
Unkraut zertraten an der Lippe Strande?
Wo ist der Geist, der einst auf blut'gem Sande
Die Fahne hielt die wehende empor,
Als ihr bei Leipzig tilgtet eure Schande?
Ist blind dein Auge, Teutschland, taub dein Ohr,
Daß dich umsonst der Söhne Loos beschwor?

Nein, du wirst aufsteh'n aus des Grabes Nacht!
Wie Bergeswasser stürzt mit dumpfem Laut,
Wie nahend Wetter, eh' der Donner kracht,
Wird Thal und Berg, vom Himmel überbaut,
Der Schlachtruf füllen, eine Windesbraut;
Anwachsend wild mit feierlichem Beben
Wird er ein Ruf, daß den Tyrannen graut!
Und neuer Geist durchströmt und neues Leben
Dein Blut, das Königsthronen Kitt gegeben.

Dein Blut der Throne Kitt! So ist's, gesteh'!
Was ist ihr Stoff? Blut, Thränen und Gebeine!
Wo steht ihr Fuß? Auf namenlosem Weh'!
Wer stützt sie? Furcht und Arbeit im Vereine!
Doch sei's! Aus todter Zeiten trübem Scheine,
Aus wüsten Schatten der Vergangenheit
Ringt sich das Licht empor in hehrer Reine,
Die Sonne scheucht die nächt'ge Dunkelheit,
Licht ist das Schlachtfeld und verklärt der Streit.

Hinweg den Feind von Berg und Feld zumal!
Ruf' Hütt' und Dorf zum letzten, blut'gen Kriegen,
Verflucht enthält doch Männer jedes Thal;
Die Waffen glänzen und die Banner fliegen,
Den Wahlspruch tragend: sterben oder siegen!
Sieht, wie der Rhein vom Blut der Herrn und Knechte
Geschwellt die freien Ufer überstiegen
Und stolz du zeigst dem menschlichen Geschlechte,
Daß deine Freiheit siegt' und deine Rechte!

Rückkehr des Verbannten.

Er lenkt zurück nach zwei Jahrzehnten,
Die er in der Verbannung litt,
Zum Vaterland, dem vielersehnten,
Den vielgeübten Flüchtlingsschritt.

Die Berge, die er einst erstiegen,
Die Flüsse, die durchfurcht sein Kahn,
Sieht er wie damals vor sich liegen,
Die Menschen — seh'n ihn nicht mehr an.

Nur die Natur, die immer treue,
Hat noch das alte Angesicht,
Doch das Geschlecht, das junge, neue,
Für das er litt, es kennt ihn nicht.

Was er beſaß, es iſt verſchwunden,
Was er erbeſſt, ſtellt ſich nicht ein,
Von Allen, die er hat gefunden,
Sind nur noch die Begrab'nen ſein.

Der ihr gedient in Lieb' und Haſſen,
Der Freiheit treuer Schmerzenſohn
Muß ſich von ihr vergeſſen laſſen —
Verzichten heißt der Freiheit Lohn!

Deutſche Einheit mit Vorſicht.

Einheit iſt ein tief Bedürfniß
Der germaniſchen Natur,
Drum entſteht auch ein Verdrüßniß
Wegen nicht'ger Dinge nur.

Und weil ſie ſo einig ſind,
Meiden ſtets ſie was ſie trennt,
Deshalb kommen ſie geſchwind
Immer an das rechte End'.

Wenn, zum Beiſpiel, über zwei
Eſſen wollen einen Hahn,
Fangen ſie die Eſſerei
An verſchied'nen Enden an.

Einer wird den Kopf ſeziren
Und der Andere den Schwanz,
Daß ſie ſich nicht renkontriren,
Und die Mitte bleibt hübſch ganz!

Die Nemeſis der Verdorbenen.

Anno —— ?

Jetzt liegt ihr heulend auf den Knieen,
Jetzt ſeh't ihr das Verderben nah'n,
Was ihr als leeren Wahn verſchrieen,
Zum Schluß erkennt ihr's winſelnd an.

Die Weisheit hört jetzt auf zu ſchwatzen,
Der dumme Dunkel iſt verſtummt,
Jetzt fällt die Maske von den Fratzen,
Die ſich mit Freiheitsputz vermummt.

Die Hand der Nemeſis im Nacken
Wollt ihr euch ändern hinterher!
Wen ſchon die Eumeniden packen,
Den rettet keine Reue mehr.

Ihr habt der Freiheit Heer entboten
Und war't der Knechtſchaft nie entrafft:
Erſt war't ihr Knechte der Despoten,
Dann war't ihr's eurer Leidenſchaft.

Die Freiheit liebt nur wack're Werber,
Bewährte in der Wahrheit Strauß,
Und als der Schlechtigkeit Verderber
Wählt sie nicht schlechte Kämpen aus.

Wer ihr nicht ganz und treu ergeben,
Den hat sie bitter stets gefäßt:
Das ganze Ziel von eurem Streben
War ein persönliches Geschäft.

Nur rohe Lust hat euch getrieben,
Nur eitle Sucht und nied're Gier,
Die „Freiheit" auf's Panier geschrieben
Und nur gedacht bis — „Lagerbier."

Als Wirthshausbrüne mit dem Humpen
Habt ihr die Freiheit nur begehrt:
Die hehre Göttinn ist den Lumpen
Auch nicht das kleinste Opfer werth.

Was euch am Feind zum Haß getrieben,
An euch war's rühmlich, recht und klug:
Wie ihm, stand euch in's Herz geschrieben
Nur nied're Selbstsucht, Falschheit, Lug.

Der Freunde Rath habt ihr verachtet,
Verräthern nur das Ohr geliehn,
Und wer zu retten euch getrachtet,
Dem lohntet ihr mit Infamie'n.

Die Beſten waren euch voll Makel,
Die Gaukler habt ihr anerkannt,
Ein jeder Wicht war ein Orakel,
Verrufen Ehre und Verſtand.

Mehr als Tyrannen und Verräther
Hab't ihr der Wahrheit Licht gehaßt,
Wenn ſie in's Auge die Vertreter
Von eurem Lügenwerk gefaßt.

Wo retten konnte die Erkenntniß
Der Gaukelei, die euch berückt,
Da habt ihr eurer Schuld Geſtändniß
In pöbelhaftem Trotz erſtickt.

Des Volkes Wohl ließ't ihr von Schreiern,
Sein Recht vertreten vom Verrath,
Die Freiheit ſollten Knechte feiern
Und Schwäche leitete die That.

„Brod" ſchrie dem Volk ein Schwarm von Laffen,
Doch ohne Freiheit wird's ihm nie,
Und Menſchen will die Freiheit ſchaffen,
Nicht bloßes „Futter für das Vieh."

Sie wollten nicht die Freiheit retten,
Sie haben bübiſch ſie geſchmäh't,
Sie wollten nur die Rohheit betten,
Jetzt erntet denn, was ſie geſä't!

Ihr Ausgemuſterten des Heeres,
Jetzt ſtellt euch in die Buſſerreih',
Daß es des ſchimpflichen Verkehres
Mit dieſer Brut entboten ſei.

Ihr ſelbſt habt euch zuerſt gerichtet,
Was nichtig war, ihr habt's gethan,
Auf Achtung habt ihr frech verzichtet,
Jetzt ſpeit euch die Verachtung an.

Kein Mitleid an der Marterbühne,
Kein Freund mag euch zur Seite ſteh'n,
Geſchändeter Vernunft zur Sühne
Mögt ihr verlaſſen untergeh'n.

Kalt ſitzt die Wahrheit zu Gerichte,
Es weilt der Geiſt in ſich'rer Ruh',
Gönnt eure Züchtigung der Geſchichte
Und kehrt ſich beſſern Menſchen zu.

Moderner Prometheus.

Kein Felſen iſt's, es iſt kein Kaukaſus,
Dran deine Kraft gefeſſelt ſchmachten muß.
O gält' es noch mit einem Zeus zu kriegen,
Du könnteſt leidtern Herzens unterliegen!
Doch dich bekriegt kein Gott: verächtlich und gemein,
Raſtloſer Ringer,
Iſt dein Bezwinger,
Es iſt der leid'ge Pöbel groß und klein.
Was nützt das Feuer dir, die ſchaffende Kraft?
In dieſem Thon entzündeſt du kein Leben!
Dem ward der Geiſt zur eig'nen Qual gegeben,
Der nur verſchwendet wo er ſchafft.
Der Mächt' unleidlichſte, der Stumpfheit Macht
Hat keine and're je in Gang gebracht,
Als Furcht, Gewinn und Noth,
Und dir ſteht bloß die geiſt'ge zu Gebot.
Nur wer befehlen kann, hat Recht,
Und ſelbſt vernünftig wird der Menſch als Knecht.
Die Maſſe folget nur gemeinem Triebe:
Kannſt du ſie füttern, haſt du ihre Liebe,
Und biſt du Herr von ihrem Leben,
Iſt dein ihr Geiſt, iſt dein ihr Streben.
Willſt du befrei'n ſie, ſie beglücken,

Sie kehren feindlich dir den Rücken —
Nur Schmeicheln hilft dir oder Unterdrücken.

Das Schwert des Attila in deiner Rechten
Und Pallas' Oelzweig in der Linken,
So kämpftest du des Geistes Sieg erfechten;
Jetzt siehst du machtlos seine Fahnen sinken.
Geweiht nur von des Grabes nahen Nächten
Wird das Gesetz der Geister zum Gebet,
Und Wen'ge überleben ihren Tod.
Im Leben spottet jeder Pube dein
Und der Philister nennt dich niederträchtig,
Denn sie sind groß in Lumperei'n
Und Lumpereien sind im Leben mächtig.
Die Dummheit und die Niedertracht,
Wer die auf seiner Seite sieht,
Der trotzet jeder andren Macht,
Die niedrige Gemeinschaft flieht.
Du sprichst vom Geist — sie trotzen dir mit Geld,
Du forderst Recht — sie dreh'n dir mit Gensd'armen,
Du suchest Wahrheit — Lug verlangt die Welt,
Du bist ein Mensch — sie kennen kein Erbarmen.
So wirst du stets ein bloßer Dulder sein
Und kämpfst vergebens, denn du kämpfst allein.

So lange du das geist'ge Feuer hegst,
Wird es zu löschen dich der Pöbel heischen,
So lange du ein Herz im Busen trägst,
Wird dir der Roheit Geier es zerfleischen.

Trug will die Welt und auf den Trug Gewalt,
Das iſt die Weisheit wie die Welt ſo alt.
Werd' ihr Tiszipel und es wird die Lüge
Der Wahrheit leuchten auf dem Weg zum Siege.
Was dann noch weiter nöthig, faßt ſich in ein Wort:
Erſchleiche die Gewalt, die Welt beherrſcht der — Mord!

Teutſcher Revolutionair.

(1838.)

Das Feuer ſtirbt, kann es nicht weiter zünden.
Der Geiſt fällt in ſich ſelbſt zuſammen
Gleichwie des Feuers Flammen,
Wenn ſeine Funken keinen Zündſtoff finden.

Es iſt ein zweck- und folgeloſes Streben,
Für teutſche Freiheit dich zu mühen,
Und in dir ſelbſt verglühen
Das wird dein Loos ſein — ein verfehltes Leben!

Drum laß dieß faule Streb ſich gährend blähen!
Es wird, wenn nicht entflammt zum Lichte,
Zum Miſte der Geſchichte —
Und kannſt du zünden nicht, ſo kannſt du ſäen.

Trinkſpruch des Exilirten.

Man mag dich durch alle Länder chaſſen!
Wie manchen Andern zwar —
Bewahre den guten Humor!
Man mag dich ſchmähen, verleumden und haſſen —
Bewahre den guten Humor!
Man lächle dir oder man ſchneide Grimaſſen —
Bewahre den guten Humor!
Du werdeſt zum Popanz der dummen Maſſen —
Bewahre den guten Humor!
Es werfe der Pöbel dich auf den Gaſſen —
Bewahre den guten Humor!
Mit Abſcheu erfüllſt du die „höheren Klaſſen“ —
Bewahre den guten Humor!
Und mit Entſetzen die „edleren Raſſen“ —
Bewahre den guten Humor!
Der Schuh mag drücken dich oder dir paſſen —
Bewahre den guten Humor!
Magſt Hunger du leiden oder praſſen —
Bewahre den guten Humor!
Es ſeien voll oder leer die Kaſſen —
Bewahre den guten Humor!
Du ſitzeſt im Trocknen oder im Naſſen —
Bewahre den guten Humor!
Es mag dich Alles im Stiche laſſen —
Bewahre den guten Humor!

Dein Stern mag glänzen oder erblassen —
Bewahre den guten Humor!
Es mag dich das Schicksal am Kragen fassen,
Es mag dich fassen am Ohr —
Bewahre den guten Humor!

V.

Kleinere Gedichte

und

Epigramme.

Unſchön von Form, zum Theil veraltet!
Wer fragt, ob Dörner ſchön geſtaltet?

Probates Mittel.

Kannſt du nichts, ſo biſt du Keinem recht,
Kannſt du was, wird Alles dich bekritteln;
Biſt du brav, macht dich der Heuchler ſchlecht,
Biſt du frei, wirft dich der Plebs mit Knitteln.

„Was denn, fragſt du, ſoll ich nur noch ſein,
Daß die Menſchen bill'gen, was ich thue?"
Wo du treffen kannſt, da ſchlage drein,
Der Gefürchtete allein hat Ruhe!

Glück und Verdienſt.

Was du gewollt haſt und gedacht,
Entſcheidet keinen Werth,
Was du gethan haſt und vollbracht,
Für das wirſt du geehrt.
Nicht des Verdienſtes, nur des Glückes Kind
Iſt Thun und Ehre und — das Glück iſt blind.

Seltſames Attribut.

Blind iſt das Glück, blind iſt die Juſtiz und blind iſt die Liebe!
Alles, was gut, iſt blind! Braucht nur das Schlechte zu ſehn?

Verfehlte Beſtimmung.

Was ihr in Verſ' und Worte habt gebracht,
Ich hätt' es gern in Thaten abgemacht,
Doch da die Zeit den Thaten nicht gewogen,
Sah ich um Wort' und Thaten mich betrogen.

Die Nachahmer Homers.

Ahmet ihr ihm nur nach, im Hauptpunkt bleibt ihr die Alten:
Was von ſelber bei ihm waltet, ihr ſucht's, die Natur.

Grakomanie.

„Weg mit Schiller, weg mit Göthe!"
Spricht Profeſſor Morgenröthe.
„Kunſt kommt nur vom Griechen her,
Von dem Griechen nur Natur."
Selbſt den Gläub'gern rechnet er
Ad calendas graecas nur.

Neuer Abelard.

Du weibiſcher Phantaſt, ſag' an, welch iſt das Zeichen,
Das Muth dir gibt, mit Abelard dich zu vergleichen?
Du, der ſich ſo verwegen zu den Männern zählte,
Beſitzeſt nichts von Abelard, als, was ihm fehlte.

Auf einen Mathematikus.

Er hat die ganze Wiſſenſchaft zerſtückt,
Aus Nichts zu machen Etwas,
Am Ende ward der Mann ſogar verrückt,
Da ward aus Nichts denn Etwas.

Teutſcher Poeten-Reichthum.

Kein Wunder dieß poet'ſche Element
Wo man nur noch „gebund'ne Rede" kennt.

Subſtitutum.

Dein Verdienſt wir kennen's; auch iſt uns bewußt,
Wie du irrig deferiret worden:
Keinen Adler trugſt du auf der Bruſt,
Hatten wir erſt einen Geiererden.

Geheimer Rath.

Geheimen Titel hat der Mann,
Geheim ſieht ſich ſein Wirken an,
Doch am Geheimſten an ihm in der That
Iſt juſt der Rath.

Geheime Konduitenliſten.

Warum ſie heimlich ſei, die Amtszenſur?
Aus Scheuung nur,
Weil du es ſelbſt ja nicht zu wiſſen brauchſt,
Daß du nichts taug'ſt.

Unterthänige Vorgeſetzte.

Die Herrn ſind ähnlich jener Bürſtenart,
Woran ſich Bürſt' und Spiegel paart.
Nach Unten berſtig kratzen ſie und bürſten die Gehetzten,
Nach Oben freundlich ſtralen ſie zurück das Bild des hochgeſchätzten
Und tiefverwünſchten Vorgeſetzten.

Unter'm Pantoffel.

Als Hauspapa
Darfſt du „Chapeau" dich tituliren,
Frau Kratzig aber nennt den ihren:
Mein chapeau bas.

Mannweib.

Du armes Weib, du armer Mann!
Dich liebt nicht Weib und liebt nicht Mann,
Dieweil du Beides biſt und Keines recht.
Zieh' Hoſen an, dann könnte dir doch Eins gelingen:
Zuneigung zu erringen
Beim eigenen Geſchlecht.

Mannweib.

Dir glaub' ich es, rauhſtimmige Xantippe,
Daß du entſtand'ſt aus eines Mannes Rippe.

Gebet eines teutſchen Poeten.

Phöbus Apoll, im Geben ſo karg, dich bitt' ich zu nehmen:
Nimm mir die Poeſie oder den Magen mir ab.

Dichter-Hungerleider.

Dich wundert's, Bettler, daß es dir nicht frommt,
Uns Lob- und Klagelieder vorzuſingen?
Die Poeſie, die aus dem Magen kommt,
Wem ſoll denn die zum Herzen dringen?

Einem Alltagspoeten.

Gegen Feuersgefahr eine Aſſekuranz
Das wäre für dich ein Geſchäft, wie ich merke;
Mit Leichtigkeit würdeſt du Meiſter des Brands
Durch deine geſammelten Werke.

Eure Poeſie.

Ihr macht die Poeſie zur bloßen Kunſt,
In Worten mit Geſchmack zu übertreiben.
Nur, wo ſie wahr iſt, ſchenke man ihr Gunſt,
Und wenig wird noch von ihr übrig bleiben.

Widerſpruch bei gewiſſen Poeten.

Derweil im Vers ihr das Gemeine richtet,
Iſt es Gemeinheit, was ihr thut und ſtrebet.
Wenn ihr nicht ſucht zu leben, was ihr dichtet,
So ſucht auch nur zu dichten, was ihr lebet.

Wahre Poeſie.

Halbling iſt und leicht zu wandeln,
Wer nur Verſe machen kann,
Aber der Poet im Handeln
Iſt der ideale Mann.

Dichter und Philiſter.

Wo mit Sonnen und Sternen der Dichter ſich leuchtet im Weltall,
Tappt mit dem Talglichtſtump plump der Philiſter umher.

Sonſt und jetzt.

Ehmals ſpielten zum Brüllen der Heerd' arkadiſche Hirten,
Jetzt wird von dem Konzert nur noch das Brüllen gehört.
Ehmals ſpielte der Dichter den Herrn bei Armen und Reichen,
Jetzt auf die Leier Apolls borgt man die Saiten ihm nicht.

Der Gefährliche.

„Wir entmänteln ihn," ſchreien ſie, die ihn ſchinden,
„Das iſt der Wolf, der im Schaffell uns prellt!"
Sie ziehen dem Schlucker das Fell ab und finden
Das natürlichſte Schaf von der Welt.

Offenes Räthſel.

Sie war mir räthſelhaft, wie alle Frauen,
Und ſehr bemüht' ich mich, ſie zu durchſchauen,
Zuletzt ward mir des Räthſels Inhalt klar:
Daß zu enträthſeln gar nichts an ihr war.

Scharfſichtige Blindheit.

„Die Lieb iſt blind!" Doch ſah noch nie
Ein Falkenaug' ſo ſcharf wie ſie.

Umgekehrte Niobe.

Stein ward die Mutter, die den Schmerz nicht trug,
Die Kinder nur dem Tode zu gebären;
Doch birgt nicht gleiche Bitterkeit der Fluch,
Mannlos vergebens Kinder zu begehren?

Troſt.

Die Weiber ſind nicht ſtreng im Schätzen,
Die Schönheit wird nicht leicht vermißt,
Und wenn du kein Therſites biſt,
Den Nireus kannſt du bald erſetzen.

An meinen Freund F. Stier, als er L. durch einen Bach getragen.

Als du ſie trugſt, verglich ich dir
Beinah den Donnerer da droben,
Nur wurde er, der Gott, zum Stier,
Du wardſt, der Stier, zum Gott erhoben.

Ballade.

Erſt liebten ſie ſich ſo treu
Und waren ſelige Leute,
Doch als die Liebe nicht mehr neu,
Da riß der Treue Band entzwei,
Drauf ſtarb die Braut und der Bräut'gam dabei,
Sie ſtarb vor Liebe und er vor Reu'
Und ſo ſtarben ſie alle beide.

Bild eines falſchen Freundes.

Ein falſcher Freund iſt wie ein Spiegel anzuſeh'n,
Vorn ſiehſt du ſtets dein eignes Bild drin ſteh'n,
Siehſt du dahinter, ſind'ſt du nur
Den giftigen Merkur.

Gegendienſt.

Gott hat, ſagen die Leut', aus Nichts erſchaffen die Welt einſt;
Später hat ihm die Welt dankbar erwiedert den Dienſt.

Die Größe.

Süß erquickt dich mit kühlendem Trank die Welle des Bergquells,
Wenn, von der Wanderung müd', ſchmachtend du Linderung ſuchſt.
Weiter rinnet der Quell und endlich nimt ihn das Meer auf,
Wo er dein Boot vielleicht ſpäter zerſtört und begräbt.
Nicht als ländlicher Bach erprobt ſich der Freund, doch als Welle
Auf dem ruh'loſen Meer, wo ihn die Ehre beſtürmt.

Wunderbar.

Gottloſigkeit ſeh' ich den „Gott" verehren,
Rechtloſigkeit ſeh' ich das „Recht" beſchützen,
Geiſtloſigkeit ſeh' ich den „Geiſt" belehren,
Liebloſigkeit ſeh' ich vor „Liebe" ſchwitzen.
Am Eifrigſten ſind immer Die am Wachen,
Die allerwärts den Bock zum Gärtner machen.

Beliebt.

Wie bald ſteht Der in „Treu'" und „Liebe" feſt,
Der Herr iſt von dem Glück der Schwachen!
Wenn er die Sklaven nur am Leben läßt,
Das reicht ſchon, ihn beliebt zu machen.

Geistesgegenwart.

Er hat viel Geistesgegenwart
Beim Streit und Disputiren, heißt es.
Ich merke nichts von dieser Art,
Nicht einmal Gegenwart des Geistes.

Der Kölner Dom.

Du hast nicht wenig Aehnlichkeit
Mit Dem, dess Dienst du bist geweiht:
Von euch, wohin er sich auch wende,
Weiß Keiner Ursprung oder Ende.

Vorsicht im Urtheilen.

Nie urtheile nach Dem, was Andere sagen und meinen,
Leicht versündigst du sonst an der Gerechtigkeit dich.
Was in der Wirklichkeit rechts ist, nimt im Spiegel sich links aus
Und der falscheste ist unter den Spiegeln die Welt.

Göthe und die Teutschen.

Du hast's dein Leben lang gebüßt,
Daß du nicht dumm warst und gemein.
Kein Sterblicher kann ungestraft
Ein Genius und ein Teutscher sein.

Licht und Schatten.

Das Höchſte, doch auch das Gemeinſte
Wirſt du im teutſchen Weſen finden.
Die höchſten Berge ſtehen immer
Umgeben von den tiefſten Schlünden.

„Volksmänner.“

Seht, wie ſie ſchlau der Maſſen-Dummheit ſchmeicheln,
Wie feig ſie ſchweigen und wie frech ſie heucheln!
Die Völker wollen ſie befrei'n
Und wagen ſelbſt nicht frei zu ſein.

Abſchied des Exilirten.

Scheiden iſt ein bitt'res Müſſen,
Doch beim Müſſen hilft kein Klagen,
Laß dich drum noch einmal küſſen
Und dann Lebewohl dir ſagen.

Erinnerung.

Der Schein und Wirklichkeit vereint,
Der Spiegel, drin das Alte jung,
Das Todte lebend dir erſcheint,
Er heißt — Erinnerung.

An die Kommuniſten.

Nicht alles Geld von Erz geprägt,
Nur das verdammt, das Köpfe trägt!

Karl Immermann.

Wie manchem Andern, fehlt ihm Eins:
Er hat Genie, doch iſt er keins.

Lebensfriſtung.

Die Hoffnung ſtarb mit dir, die Liebe blieb am Leben,
Sie lebt vom Schmerz und von der Sehnſucht nach.
So kann noch nächt'ger Thau der Blume Nahrung geben,
Wenn der Zerſtörer ihre Wurzeln brach.

Humaner Standpunkt.

Sind auch die Thoren dir zur Qual und Laſt,
Doch mußt du ſtets verzeih'n:
Das Größte, was du zu verzeihen haſt,
Iſt, daß ſie ſind zu klein.

Beſter Egoismus.

Willſt du des Lebens Zweck vereinen
Und doch nicht ſelber dich verleugnen,
So mache die allgemeinen
Zu deinen eig'nen.

Er iſt „ſtolz".

Macht nicht zum Schandefleck,
Was nur der Ehrenwerthe kann.
Hochmüthig iſt der Geck,
Doch ſtolz iſt nur der wahre Mann.

Trinklied.

Ein hübſches Weib, ein gut Glas Wein
Das lieben wir doch allgemein,
Wozu uns denn verſtellen?
Der Heuchler thut's nur und der Thor,
Ich mögt' ihn hauen hinter's Ohr
Und — noch eine Flaſche beſtellen.

Tugend der Schwäche.

Nur Schwächlinge werden Aszetiker,
Um tragen zu lernen durch Laſten.
Wer immer iſt ſeiner ſelber Herr,
Der braucht nicht zu beten und faſten.

Schmerz-Koketerie.

Laß, Eitler, ab, mit falſchem Schmerz zu ſpielen,
Das Leben bietet wahren dir genug.
Du haſt nicht Herz genug um den zu fühlen
Und willſt doch Mitgefühl für deinen Lug?
Der wahre Schmerz iſt einſam und beſcheiden,
Nur wer verſtohlen leidet, kennt das Leiden.

Uebereinſtimmung.

In Einem ſtimmen ganz
Die „edlen" Menſchen mit den „Steinen":
In beiden ſeht ihr ſich vereinen
Die Härte und den Glanz.

Bei und nach Erſchaffung der Welt.

Mir deucht, daß dieß ein kleines Widerſpruchlein iſt:
Bei „Erſchaffung der Welt“ kam zuerſt das Licht
Und dann erſt kam „Ochs, Eſel und Alles was ſein iſt,
Doch nach der Erſchaffung ging es ſo nicht,
Da ging es genau entgegengeſetzt:
Erſt kam Ochs, Eſel und ſo weiter
Und machte ſich breit und breiter
Und thut es leider noch jetzt,
Und das wahre Licht
Es kommt noch immer nicht.

Der erſte Homöopath.

Wer war der erſte Homöopath?
Ich mögt' es vom Helden Simſon ſagen,
Der einſt die verdammten Philiſter hat
Mit Eſelskinnbacken todtgeſchlagen.

Weibergeſchmack.

Nur ſchwätzen, Lieber, ſei's auch noch ſo leer!
Durch Schwätzen macht es Keiner uns zu bunt.
Ein großes Maul verzeih'n wir eh'r,
Als einen großen Mund.

Bedenken.

„Alles, was iſt, iſt vernünftig.“ Wir ließen es gern uns gefallen,
Hieß' es auch umgekehrt: Alles Vernünftige iſt.

Stilles Angedenken.

Einer Todten.

Ich hätte manch Gedicht auf dich gemacht,
Doch wär's für Andre nicht geweſen?
Was ich für dich empfunden und gedacht,
Ich kann es in mir ſelber leſen.

An G. S.

Dir hätt' ich Alles können ſagen,
Was weder Mann noch Weib verſteht.
Weh, wenn zwei Herzen einig ſchlagen,
Jedoch das eine ſchlägt — zu ſpät!

Teutſcher Kritiker.

Weil ſich ſein Schreibeſtoff ſo ſchnell verliert,
Will ſich der Mann vergiften!
„Wie ſo ſein Stoff"? Der Edle rezenſirt
Nur — ſeiner Freunde Schriften.

Der Politiſche.

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennſt, und warum keine? Aus Religion."
Welche Politik ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennſt, und warum keine denn? Aus Politik.

Waldgedanke.

Gern streich' ich durch den Wald allein
Und seine Dunkelheiten,
Doch stellt sich stets allmälig ein
Der Wunsch nach einer Zweiten.

Der Wald ist wie zum Liebesfest
Die stets geweihte Laube,
Der Vogel denkt im Wald an's Nest
Und ich an — keine Taube.

Resignation.

„Willst du nicht Philosophie studiren? Die Lehre vom Ich und
Nicht-Ich, Sub-, Objekt und von der Identität?
Auch von der Transzendenz, von der Immanenz, der Substanz und
Vom Absoluten? Kein Heil ohne die Philosophie!"
Sehr verführerisch klingt die philosophische Sprache,
Aber der Menschenverstand schließt ihr bescheiden das Ohr.

Auf die Vorwürfe eines Gläubigen wegen „Nihilismus."

Wir haben uns rein auf das „Nichts" gestellt,
Uns macht nur das Nichts Plaisir:
Wir nehmen bescheiden die ganze Welt,
Das Uebrige gönnen wir dir.

Einem, der ſich auf Reſtaurationen berief.

Der ſervile Stallknecht bild't ſich was
Auf die Macht des Miſtes ein,
Weil es leichter iſt ein Augias,
Als ein Herkules zu ſein.

Geheimrath Göthe.

Grabſchrift
geſetzt von A. v. Z.

Verſtanden hat er Vieles recht,
Doch ſollt' er anders wollen;
Warum bl eb er ein Fürſtenknecht?
Hätt' unſer Knecht ſein ſollen.

(Göthe's Xenien.)

Doch warum nicht ein Drittes, Exzellenz?
Vor keinem Thron und keinem Pöbel Reverenz!
Die wahre Größe kann in Ewigkeit
Dem Manne nicht der „Knecht" verleih'n,
Und wer der größte Mann iſt ſeiner Zeit,
Der ſollt' auch ſtets ihr frei'ſter ſein.

Trop tard.

Daß du mich liebſt, hätt'ſt du mir ſollen ſagen,
Als ich dir offen beichtete.
Hör' ich dich deine Sprödigkeit beklagen,
So thut mir Das im Herzen weh,
Doch Liebe, die man einmal abgeſchlagen,
Kommt wie moutard' après diner.

An König Ludwig.

Daß "indignatio versum" mache,
Sagt jener röm'sche Dichter schon;
Du aber drehst herum die Sache:
Dein Vers macht Indignation.

Teutsche „Größe".

1.

Niklas Becker und Friedrich Hecker.

Ein großer Mann ward Niklas Becker,
Ein großer Mann ward Friedrich Hecker,
Wie's Wenigen das Glück beschied,
Und beide sind an Ruhme reich:
Der Eine durch ein dummes Lied,
Der And're durch 'nen dummen Streich.

2.

Gottfried Kinkel.

Bei Anderen macht das Verdienst den Mann,
In Teutschland macht ihn der Dünkel:
Ein Spinnrad und ein Professor d'ran —
So entspann sich der große Kinkel.

Verleumder.

Die dich bei falschem Namen nennen,
Sind die, die dich am Besten kennen.

Tägliche Zumuthung.

Weil mir nicht folgen kann auf meinen Wegen
Dein ſtumpfer Blick, drum ſoll ich dir mich beugen?
Es ſoll der Fels ſich dir zu Füßen legen,
Weil du zu klein biſt um ihn zu beſteigen!

Tägliche Erfahrung.

Wer nicht mit der Mehrheit ſtimmt,
Stimmt darum zu viel,
Wer nicht ſtets in Thränen ſchwimmt,
Hat ein hart Gefühl,
Wer den rechten Ausdruck nimt,
Hat 'nen ſchlechten Styl,
Wer ſich wie ein Menſch benimt,
Spielt gefährlich Spiel,
Wer die höchſte Höh' erklimmt,
Wird der Läſt'rung Ziel,
Und wer ſtets die Wahrheit ſagt,
Wird von aller Welt verklagt.

Geſetz der Verleumdung.

Je kleiner man dich mißt,
Je mehr magſt du dich fragen,
Wie viel du größer biſt,
Als Die, die dich verklagen.

Exiſtenzberechtigung.

Wenn Knute die Welt gerettet
Nur durch eine Lüge werden,
Ich ließe ſie ruhig vergehen
Mit Hölle und Himmel und Erden.

Ein Schriftſteller von „Verhältniſſen.“

Dich haben beneidet Baren und Abt
Und Leute von Rang und Orden,
Doch hätte dein Vater kein Geld gehabt,
So wärſt du ein „Lump“ geworden.

Burſchenſchaftleraeiſt.

Dem Kaiſerkandidaten A. A. L. Follen.

Was ſchwarzrothgelben, folgt derſelben Verbrämung,
Trotz ganzen Lahmungen „Freiſinnigkeit“,
Und wenn ihr irgendwo verſchieden ſeid,
So ſteckt ja doch der ganze Unterſcheid
Im Mehr und Minder nur der ſchwarzen Färbung.
Ob Einer Görres, Menzel oder Follen heißt,
Der Polizeigeiſt treibt ihn und der Pfaffengeiſt.

Follen denunzirt die „Atheiſten“

Die in der alten Zeit Verfolgte waren,
Sie dienen als Verfolger jetzt der Menge:
Sie prahlen mit dem kühnen Muth des “Aaren“
Und haben nichts vom Adler als die — Fänge.

Einem Altmodiſchen,

der die „Unſterblichkeit" vertheidigt.

Du willſt ein erſt und zweites Leben haben?
Erfüllt iſt längſt ſchon dein Begehr:
Du biſt ſchon vor Dezennien begraben
Und ſpukeſt doch noch jetzt umher.

Der Romantiker Follen

will die Poeten auf ſeiner Seite haben.

Du mögteſt gern, zudringlich protektirlich,
Allürte werben unter den Poeten.
Du rechneſt falſch, du biſt nicht ſo verführlich
(Das zeiget ja Freund Herwegh dir figürlich)
Für unſ'rer Neuzeit wahre Muſageten.
Wer ſie mit freiem Blick hat hangen ſeh'n
Im Weltenbau des Geiſtes hehre Ampel,
Der folgt der Zeit auf ihre lichten Höh'n,
Nicht deinem maſtodontiſchen Getrampel
In den verwerr'nen Urwald der Romantik,
Wo Finſterniß das Aug' umſtarret wanddick.

Gezwungene Iſolirung.

Nimmer war's das Ziel von meinem Trachten,
Mich von ihnen feindlich zu entfernen;
Aber wenn ich ſie nicht ſoll verachten,
Darf ich ſie nicht näher kennen lernen.

Freie Weiber.

So wie ihr denkt, ſo müßt ihr reden,
So wie ihr fühlt, ſo müßt ihr handeln,
Philiſter werden euch befehden,
Ich Männer euch zur Zeite wandeln.

Zur teutſchen „Reichs"-Geſchichte.

(1819.)

Erſt machten ſie das teutſche Land zum „Reich",
Doch hat ſich kein Regent dazu gefunden,
Dann hatten fünf „Regenten" ſie zugleich,
Jedoch das „Reich" war unterdeß verſchwunden.

Das teutſche „Reich".

Des Vaters Eſel ſuchte Saul
Und fand dafür ein großes Reich,
Das ihn zum Oberherrn gemacht:
Doch in der Kirche von St. Paul
Da ſuchte man jetzt das „Reich"
Und hat nur Eſel aufgebracht.

Letzte Wirkſamkeit.

Wen du nicht kannſt durch's Wort bekehren,
Der Freiheit ſich zu weih'n,
Dem kannſt du durch dein Beiſpiel lehren,
Ein freier Mann zu ſein.

Verſchiedene Lebensanſchauung.

Ihr ſagt, ich ſei ein „Idealiſt",
Dem müſſe das Leben die Laune ſtören.
Was nicht gemein, wie ihr ſelber, iſt,
Das ſcheint euch zum Leben nicht zu gehören.

En Avant!

Die Menſchen leiten iſt nur ſchwer,
Wenn du ſie leiten willſt zum Beſſern,
Doch willig folgt dir ſtets ein Heer
Von Schleppenträgern und von Freſſern.

Selbſttäuſchung.

Die Schwächlinge begreifen nimmer,
Daß ſie ihr Thun nicht ſelbſt beſtimmen:
Sie halten ſich für gute Schwimmer,
Bloß weil ſie mit dem Strome ſchwimmen.

Prokruſtesbette.

Wo man ſich dehnt, wo man ſich regt,
Da ſtößt man an Pygmäenſchranken
Und trittſt du ein des Bettes Planken,
Siehſt du dich in den Treck gelegt.

Pfaffen.

Nicht Dummheit hindert sie, den richt'gen Stand
Des Denkens sich anzueig'nen:
Ein jeder Dummkopf hat genug Verstand,
Um den Verstand zu verleugnen.

Rath an eine „Eheirau".

„Mein Mann zerstört mir jedes Glück".
So schicket euren Lebenslauf!
„Er hält mich mit Gewalt zurück".
So setz' getreu ihm Hörner auf,
Dem Ochsen!

Die Leidenschaftlosen.

Weil seichte Wasser keine Wellen schlagen,
Wollt ihr das Meer als ruhelos verklagen;
Des Sturmes Freunde mit der Ruhe Hasser
Sind große Menschen und sind große Wasser.

Trost.

Wenn dich die Männer hassen,
Doch dich die Weiber lieben,
So weißt du immer, daß du
Dem Schönen treu geblieben.

Amerikaniſche Epigramme.

Beſcheidener Wunſch.

Einſt hab' ich geträumt von Schätzen und Macht
Zu großen Werken und Thaten,
Doch haben mir niemals Früchte gebracht
Die reichlich geſtreueten Saaten.

Die Zeit, die uns mit Miſeren bannt,
Sie lehrt uns auch reſigniren
Und ich denke jetzt: wäreſt du nur im Stand',
Deine „Werke" zu — publiziren!

Patriotiſche Paſſionen eines teutſchen „Zitiſen".

Vor teutſcher Sprach' hab' ich ein Grauen
Wie vor den Abolitioniſten,
Für Sklaverei laſſ' ich mich hauen,
„Well" aber nur von — Nativiſten.

„Der Graue".

Die „Grünen" kennen keinen „Teſt",
Sind frech und radikal und „wicked",
Doch ich halt' an der Kirche feſt
Und an dem „demokrat'ſchen Ticket".

Der „Grane".

Ich bin ſchon zwanzig Jahr' im Land,
Verlernte Sprache und Verſtand,
Drum — ſoll kein Grüner ſich erfrechen,
Mir gegen die Sklaverei zu ſprechen.

An den Bock.

Du biſt die ſchnödeſte der Plagen,
Wenn du auch keine Schuld begingſt:
Ich weiß nicht, ſoll ich dich beklagen,
Doch ſicher weiß ich, daß du ſtinkſt.

Teutſche Stimme aus der „Wallſtreet".

In Teutſchland hatt' ich Nichts zu freſſen,
Hier ſpiel' ich den Ariſtokraten,
Nachdem mir halt das Buſineſſen
Durch bloße Tummheit ich gerathen.

Teutſch-Amerikaner.

Sich amerikaniſiren
Heißt ganz ſich verlieren;
Als Teutſcher ſich treu geblieben
Heißt Ehre und Bildung lieben;
Doch lieber indianiſch,
Als teutſch amerikaniſch.

Universaltroſt.

Nur Bier, dann denk' ich an keine Gefahren!
Nur Bier, dann trotz' ich jedem Geſchick!
Dann mag der Verſtand zum Henker fahren
Und der Teufel holen die Republik!

An einen „Editor".

Ein wenig Zetiges
Läßt ſich verſchminken;
Doch nur nichts Rothiges,
Es darf nicht ſtinken!

Gegenmittel.

„Du weißt es längſt, man kann hienieden
Nichts Schlechter'es als ein Teutſcher ſein„. (Platen.)
Und dennoch, wem dieß Loos beſchieden,
Der trägt's durch teutſchen Stolz allein.

Strafe.

Je mehr du hohen Zwecken nachgeſonnen,
Je mehr haſt du es bei dem Plebs verfehlt;
Biſt du zur Reife dem Narrenthum entronnen,
Wirſt du den Schurken ſicher zugezählt.

Pöbelgesinnung.

Zeig' es ihm, freundlich wedelt sein Schweif,
Gib es ihm, trotzig wird er und steif.
Wenn der Hund einen Knochen hat,
Knurrt er Jeden an, der ihm naht.
So ist auch dieß Menschengethier
Nach jedem Bissen wedelnde Gier,
Bei jedem Griffe gewandt und tüchtig,
Auf jeden Knochen eifersüchtig.
Pöbelmensch, dich beherrscht der Schlund
Und du kriechst und knurrst wie der Hund.

Rache.

Hast du beleidigt die Gemeinheit,
So hilft dir keine Engelreinheit,
Du mußt dafür verleumdet werden,
Denn — „alle Schuld rächt sich auf Erden".

Gefahren des Geisteskampfes.

Dich schrecket keine Mühe, keine
Im Geisteskampf, wenn sie vermöthen,
Doch das Gemeine, das Gemeine
Kann dich durch bloßen Ekel tödten.

Aechte Aristokratie.

Aristokrat? Wer wollt's bei euch nicht sein!
Bei euch ist's Jeder, ist er nicht gemein.

„Volkes Stimme Gottes Stimme“.

Wenn es ein Volk von rechten Ochsen iſt,
Wird's einer Ochſenſtimme ſich erfreu'n,
Und wer danach die Gottesſtimme mißt,
Wird ſicher nicht auf falſcher Fährte ſein.

Anhang gewinnen.

Die Lumpen zu ködern iſt keine Kunſt,
Will man ſich zu ihnen erniedern:
Du ſtehſt bei allen Kanaillen in Gunſt,
Verkehrſt du mit ihnen als Brüdern.

Idee und „Anhänger“.

Die Sache der Freiheit machte ſich ſchön,
Wenn nur ihr abſcheulicher Schwanz nicht wäre.
Stets lieb' ich die Revolution,
Satt hab ich die Herrn „Revolutionaire“.

„Vieh“-Demokratie.

Das „voting cattle“ ſind die „freuden“ Braven,
Das ſimple cattle ſind die Sklaven,
Und mit dem "Vieh", dem man erlaubt zu „voten“,
Beherrſcht man das, dem man's verboten.

So leben wir, ſo leben wir u. ſ. w.

Täglich Diebſtahl und Bankrott,
Mord und Todtſchlag jede Nacht —
So verehrt man ſeinen „Gott“
Und ſo wird „das Leben gemacht“.

„Faul vor der Reife“.

Zwar hat es „keine Baſalte“
Wie „Europa das alte“,
Doch hat es Schlimm'res ſchon erworben:
Es iſt noch jung und doch verdorben.
Nichts gibt's, das mehr den Ekel beut,
Als Rohheit mit Verderbtheit.

Das Schwerſte.

Leicht iſt's, die Menſchen zu verjagen,
Auch iſt's nicht ſchwer, ſie todtzuſchlagen,
Das Schwerſte iſt — ſie zu ertragen

Beruf zur Freiheit.

Ihr klaget ſtets, daß ihr nicht thun könnt was ihr wollt,
Doch könnt ihr es, ſo wißt ihr gar nicht was ihr ſollt.
Was Feſſel heißt, das kann nur geiſt'ger Trieb ermeſſen,
Doch ihr ſeid frei genug, habt ihr genug zu eſſen.

Die großen Männer.

Um euch das Großthum zu verleiden,
Denkt nur ein wenig an den großen Besen.
Bald wird nur Eins euch unterscheiden:
Ob ihr gewesen oder nichts gewesen.

Unglaublich.

Jeden Humbug, jede Lüge
Glaubt dir diese vielbelog'ne Welt,
Aber Eins wird Niemand glauben:
Daß du Gutes thu'st und nicht für Geld.

Journalistische Qual.

Wer noch nichts ist, der soll nichts werden
Und wer was ist, der soll es büßen.
Es gibt kein bitt'rer Loos auf Erden,
Als Andre anerkennen müßen,
Die trotz dem Lob von seines Gleichen
Man nie kann schlagen, nie erreichen.

„Ladies".

Ihr fraget nicht, ob euch ein Mann
Als Mann befriedigt und gefällt,
Nur, was er aus euch machen kann
Durch Stellung, Rang und Geld.
Humbuger sind eure Paladine,
Ein Mann liebt keine Rechenmaschine.

Nebenbei.

Zu erfreuen seine Freunde
Ist die schönste Freud' im Leben,
Doch zu ärgern seine Feinde
Ist der größte Spaß daneben.

Lumpenprätension.

Die Lumpen kann nichts mehr empören,
Als wenn sie von Verachtung hören.
Die fordern — seltsames Begehren —,
Als Lumpen soll'st du sie verehren.

Deutsche Tonangeber in Amerika.

Deutschlands Vertreter wollt ihr sein?
O laßt euch diesen Irrthum nehmen!
Deutschlands Vertreter sind allein
Die Wen'gen, die sich eurer schämen.

Amerika.

Das Urtheil der Erfahrung spricht:
Hier ist die beste Probeschule auf Erden,
Wer hier nicht kann zum Vieh und Schwindler werden,
Der wird's in seinem Leben nicht.

Amerikaniſche Politik.

Die Freiheit verteufelt durch „menſchliches Vieh“,
Durch Menſchenjäger die Republik,
Durch Kneipenregenten die Demokratie —
Das iſt die herrſchende Politik.

1.

Pſychologiſche Erklärung.

Daß du ihn prellſt und belügſt,
Mißfällt nicht ſo wie Wahrheit ihm,
Denn dadurch, daß du ihn betrügſt,
Wirſt du doch negativ intim.

Beſcheidenes Anliegen.

Ich bitte dich, ſei mir nur in's Geſicht
Wie du biſt mir hinter dem Rücken.
Ich begehre ja deine Freundſchaft nicht,
Bloß Feindſchaft ohne Tücken.

Stumpfheit.

Ein Gaul, ein Eſel, wie alt er ſei,
Er iſt noch zu ſtimuliren;
Mit dieſen Philiſtern iſt Alles vorbei,
Sie laſſen ſich bloß kujoniren.

Vier-„Revolutionair".

An mir iſt „Hopfen und Malz verloren",
Drum hab' ich das Bier zum Tröſter erkoren.

Loos eines teutſchen Revolutionairs in Amerika.

Meine beſte Zeit, meine beſte Kraft
Hat die ſchmachvolle Aufgabe weggerafft,
Gezwungenes Nichtsthun zu ertragen
Und das freiwillige anzuklagen.

Schwieriges Publikum.

Die Einen ſind vor Dummheit weiſe,
Die Andern ſind vor Weisheit dumm —
Nur dumme Weisheit kann befried'gen
Solch ausgewähltes Publikum.

Troſt.

Trotz Dummheit, Rohheit und Schlechtigkeit
Hier iſt das Wort von Ketten befreit
Und ſo lang hier waltet das freie Wort,
Treibt keine Verzweiflung den Freien fort.
Amerika, du befreieſt allem
Den Flüchtling ganz von des Schweigens Pein
Und was ich gefühlt und was ich gedacht,
Hier hab' ich es offen an's Licht gebracht.

VI.

Gelegentliches.

Ein Paar romant'sche Erinnerungen
Und einige antiromantische Hiebe!
Wer bis zu ihnen ist durchgedrungen,
Der lest auch sie dem Poeten zu Liebe

Auf der Reiſe nach Batavia.

An meinen Univerſitätsfreund und Reiſegefährten Ferdinand B.

(1829.)

Sieh nicht den Kirchhof, trauteſter Ferdinand,
So traurig an, als ließeſt du einen Freund
An ihm zurück! Biſt du entſchloſſen,
Weiter zu gehn, ſo vergiß den Kirchhof. *)

Iſt's denn nicht gleich, wohin du dein Haupt gelegt,
Wenn ewig ſich dein Herz und dein Auge ſchloß?
Was ihm der Tod bringt, kümm're Keinen,
Sei ihm das Leben die einz'ge Sorge.

Mag dein Gebein des ſtürmenden Ozeans
Raſtloſe Salzflut waſchend im Sande dreh'n,
Es mag in Aſiens grauſer Wüſte
Sengende Glut dein Gerippe dörren!

*) Seine Ahnungen giengen in Erfüllung. Er ſtarb auf der Rückreiſe.

Ob hier dein Leib, ob dort er begraben wird,
Soll Das des Geistes leitender Kompaß sein?
Was du hier strebest, was du baust,
Ist es denn bloß um ein Grab zu bauen?

Die Kraft ist frisch und jung ist das Leben noch,
Der schlaffen Ruh' alltäglichen Lager dampft;
Du sollst das Buch des Lebens lesen,
Nicht sei der Titel des Forschens Ende!

Schwächlingen laß den Stuhl und das Kanapee,
Der Kräft'ge muß sich rühren und muthig sein.
Was Stubengelehrsamkeit ist, das
Sahest du ja an den Professoren.

Des Lebens Schule ist um das Leben selbst
Und aller Weisheit Lyceum ist Natur;
Sie öffnet ihre große Aula,
Wenn sich die kleine gelehrte schließet.

Weit in der Welt unendliches Nebelmeer
Drang mancher kühne, spähende Forscherblick
Und Millionen Sonneninseln
Liegen wie Lettern des Buches vor ihm;

Doch, den ein Glas hin über die Sonnen trägt,
Ihn trug sein Fuß noch kaum aus dem engen Kreis,
Wo er der Mutter Milch gesogen,
Wo er als Knabe den Kreisel peitschte.

Die Sonnen maß er, maß die Unendlichkeit,
Der Erde Sandkorn kennt er dem Namen nach
Und wählt genügsam sich dieselbe
Schell', ihn zu tragen und zu bedecken.

Traum ohne Ragen, traurigster Ferdinand,
Und laß den Kirchhof bei der Gelehrsamkeit!
Auch auf der and'ren Hemisphäre
Setzt uns der Nachen des Charon über.

Herbstweh.

(Zu der Melodie: Keine Niemand weiß mein Schicksal zu beweinen ꝛc.)

1.

(Trennung.)

Sieh die welkenden Blätter der Bäume,
Die der Frühling so üppig erneut,
Vom Herbst durch die nebligten Räume
Mit stürmendem Handel verstreut.
Es fliehen die Freuden der Jugend,
Zum Himmel das trübe Glück,
Und von der entflohenen Wonne
Bleibt nur die Erinn'rung zurück.

Wer verscheucht die düsteren Tage?
Wer bringt die Zufriedenheit zur Ruh'?
Erst bringt der Gedanke die Klage,
Dann der Schmerz die Thräne dazu.
Es zerreißet mit grausamer Freude
Die Blumen das sanfte Geschick
Und läßt dem grämenden Leide
Nichts als die Erinn'rung zurück.

Du ſiehſt im dunkelen Kleide
Die Zukunft winterlich nah'n;
Sie kündet mit finſterem Neide
Das Ende der Seeligkeit an.
Verlieren iſt härter, als Scheiden,
Doch ſchwer iſt auch Scheiden dem Glück,
Es läßt nur Thränen und Leiden
Der armen Erinn'rung zurück.

Bald naht verſtummend und trübe
Die Stunde der Trennung heran
Und ſtoßt von der Inſel der Liebe
In die Wellen den ſchwankenden Kahn.
Die Thräne ſie rollt von den Wangen,
Trüb wendet die Sehnſucht den Blick,
Und ach! dem ew'gen Verlangen
Bleibt nur die Erinn'rung zurück.

2.

(Tod.)

Durch des Weltmeers drohende Schaaren
Lenkt Treue den ſchwankenden Kahn,
Durch Sturm und Nacht und Gefahren
Zum Hafen der Liebe hinan.
Da verſchlingt ihn die tückiſche Welle,
Umſonſt ſtarrt der ſehnende Blick:
Nichts kehrt von der Ewigkeit Schwelle,
Als der Schmerz der Erinn'rung zurück.

Dem

Herrn von Ernsthausen,

Landrath des Kreises Gummersbach,

zum

18. Januar 1838. *)

Melodie: Auf, Auf, ihr Brüder und seid stark ꝛc.

Wer frei für Recht und Wahrheit sprach,
Dem werd' auch Recht zu Theil!
Es klinge ihm zum Ruhme nach
In Homburg wie in Gummersbach —
Dem Ehrenmanne Heil!

Nimm dieses Ehrenbechers Zier
Als Anerkenntniß an!
Des Kreises Liebe reicht ihn Dir,
Gedenkend dankend für und für,
Was Du für ihn gethan.

*) An diesem Tag, dem Tag der Ordensverleihungen, wurde dem Herrn von Ernsthausen als Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste, besonders bei uneigennützigen und freimüthigen Vertretung seines Kreises von letzterem ein silberner Ehrenpokal geboten. Herr von Ernsthausen war einer der freisinnigsten, humansten und gerechtesten Beamte, die ich kennen gelernt habe, und führte einen unablässigen ehrenvollen Kampf gegen seine Vorgesetzten, die ihn in das bergische Sibirien verbannt hatten um ihn unschädlich zu machen. Auch ist er als Schriftsteller aufgetreten mit einer Sammlung pikanter Aphorismen.

Der Ordenſpende Tag iſt heut,
Des Lohns für Schrift und That.
Die Orden, die das Volk verleiht
Aus Liebe und aus Dankbarkeit,
Sie zieren Fürſt und Rath.

Sei dieſer Becher dein Emblem
Nicht bloß bei dieſem Schmaus!
Die Form iſt zierlich und bequem,
Doch wär' die Form auch nicht genehm,
Der Inhalt macht es aus.

Nicht falſchen, nicht gemiſchten Wein,
Nicht, den der Zucker trübt,
Nur reinen ſchenke ſtets darein
Und ſirnen, wie er gilt am Rhein,
Wie ihn der Kenner liebt.

Noch manchen Zug zu froher Zeit!
Und wo Dir Bitterkeit
Des Lebens Wechſel-Becher beut,
Sei dieſer ſtets zum Troſt bereit
Für unverdientes Leid.

Wer feſt an Recht und Wahrheit hält,
Der ſtoße freudig an!
Der Würdenträger gilt der Welt,
Dem Niedren gilt der Mann von Geld,
Uns gilt der Ehrenmann.

Lina und Luna.

An die Malerinn Lina H.

Die Sonne ſank hinab in's Meer das weite
Und mit ihr ſank auch ihrer Freuden jede,
Da wandelte ich ſtill an deiner Seite
Und lauſchte ſinnend deiner holden Rede.

Und ſeitwärts blickend ſah'n wir auf den Höhen
Den Mond, des nahen Berges Haupt berührend,
Wie eine gold'ne Kugel anzuſehen,
Die Felſenkuppel wunderbar verzierend.

Du freuteſt dich der maleriſchen Schöne,
Des „Felſenmanns, bewehrt mit gold'nem Schilde",
Doch mich verſtimmten deines Lobes Töne,
Denn dich erblickt' ich nur in jenem Bilde.

Ganz nahe ſchien er auf dem Berg zu ſchweben
Der ſtillen Nacht ſtets wandernder Gefährte,
Und faſt verſucht' es mich, hinanzuſtreben
In ſeine Näh', wohin ich oft begehrte,

Um nachzuerforſchen ſeines Weſens Kerne,
Zu kennen ihn, der ſich der Erd' vermählte,
Und um zu wiſſen, ob dem and'ren Sterne
Gegeben wäre, was dem einen fehlte;

Um zu erſehen, ob die Phantaſien,
Die hier uns nichtig vor der Seele ſchweben,
Da drüben als geſtalt'ge Weſen blühen,
Ob, was hier ſtarb, dort wiederkehrt zum Leben.

Doch, hätte ich zu ihm den Berg erklommen,
So wär' er mir entſchwunden in die Ferne,
Und and'ren Bergen wär' er nah gekommen,
Und ſtets getäuſcht wär' ich gefolgt dem Sterne.

So ſeh' auch ich in einſam kalter Weite
Ich über meines Lebens Landſchaft wandern,
Und zog es mich hinan an deine Seite,
So ſeh' ich mich enttäuſcht zu einem Andern.

So rückst du das Geheimniß deines Wesens
Mir fort, wenn ich zu lösen es beginne,
Stets schlägst du zu in Mitte brünst'gen Lesens
Mir deiner Seele Buch mit kaltem Sinne.

Den räthelhaften Sinn von deinem Meiden
Würd' ich gelegentlich nur wol erklären,
Wär' ich nur wen'ger schüchtern und bescheiden,
Doch stets genügsam hält sich mein Begehren:

O daß ich, sank die Sonn' in's Meer das weite
Und treulos mit ihr ihrer Freuden jede,
Nur wandeln könnte stets an deiner Seite
Und sinnend lauschen deiner holden Rede!

Ich würde lauschen nur — und sinnend schweigen,
Entzückt durch deine tollen Rednergaben,
Die jenes Quells rastlosem Strudel gleichen;
Das letzte Wort — ich würd' es dennoch haben.

Eisenbahn-, respective Fortschritts-Lied. *)

(1842.)

Melodie: „Am Rhein, am Rhein" u. s. w.

Es stürmt das kühne Eisenroß von dannen,
Mit Glut und Kraft erfüllt,
Durch Geist allein, nicht durch Gewalt zu bannen —
Das ist des Fortschritts Bild!
Das ist u. s. w.

Der Fortschritt hoch, ihr Fortschrittsaktionaire!
Der Fortschritt vor wie nach!
Wer vorwärts strebt, nur dem gebührt die Ehre
Als schönster Zinsertrag.
Als schönster u. s. w.

Zu langsam nicht, mit Muth sei sie befahren,
Des Fortschritts lange Bahn!
Des Führers kund'ge Hand legt den Gefahren
Stets sichern Zügel an.
Stets sichern u. s. w.

*) Die Direktion der Köln-Belgischen Eisenbahn hatte mich, als ich ihr Sekretair war, um ein entsprechendes Gedicht für die Eröffnungs-Feier ersucht. Ich gab ihr vorliegende Verse, die ihr zwar zusagten, die sie aber nicht zu produziren wagte, wegen des am Schluß vorkommenden Wörtchens „allons", das ich nicht streichen wollte! Im Jahre 1842.

Und gleich der Spartaner keinen Weg verſchwendet!
Mein krummer Winkelzug!
Gradaus den Blick, gradaus den Lauf gewendet,
Gradaus des Geiſtes Flug!
Gradaus u. ſ. w.

Stillſtehend nur iſt ſtumm der muthige Dämpfer,
Doch lärmend eilt er fort:
Weiſ' auch alſo ſtets die Fortſchrittskämpfer
Das laute, freie Wort!
Das laute u. ſ. w.

Auf, Deutſche! Vorwärts nur und immer weiter!
Auf, Volaier, allons!
Und wer nicht kann Dampfwagen ſein als Leiter,
Sei wenigſtens Waggon!
Sei wenigſtens u. ſ. w.

Seelenwanderung.

(Mel.: „Am Rhein, am Rhein" u. ſ. w.)

Der Wein, der Wein iſt eine edle Seele,
Die Flaſch' ihr ſchlechter Leib:
Sie wandre! Laßt ſie wandern durch die Kehle
In einen beſſern Leib!

Schon fühl' ich ſie der meinigen vereinet,
Dem Feurigen das Naß!
Jetzt ahn' ich, wie's Pythagoras gemeinet,
Vivat Pythagoras!

Was in der Flaſchenſeele hat geſchlafen,
Das wacht jetzt auf in mir;
Die Geiſter, die in ihr zuſammentrafen,
Sie' eſſen jetzt ſich hier.

Zuerſt des Berges Geiſt, der in die Reben
Durch Seelenwand'rung ſtieg;
Ich fühl' ihn munter ſich in mir beleben,
Der in den Schachten ſchwieg.

Dann naht der Geiſt des Rheines, der die Welle
Vorbei dem Weinberg trieb;
Sein Waſſer floh, doch war's die Kraft und Helle,
Die ſeinem Weine blieb.

Auch kommt der Burgen Trümmerreſt entſtiegen
Der alte Rittergeiſt,
Der Mann und Weib im Sturme zu beſiegen
Mich muthig unterweiſ't.

Dann endlich drängen bunt mir vor die Sinne
Die Winzerinnen ſich;
Mit ihrem Lied und ihrer Freud' und Minne
Bewältigen ſie mich.

Des Berggeiſt's märchenvolle Phantaſien,
Des Rheines freie Kraft,
Der Ritter thatenluſtig Heldenglühen,
Der Mädchen Leidenſchaft —

Sie alle fühl' ich plötzlich mich befeuern
Durch Seelenwanderung;
Genügt', um ihre Welt mir zu erneuern,
Mir nur der Seele Schwung!

Das Phantaſiren will ich jetzt verſchieben,
Der Kraft hab' ich zu viel,
Und Ritterthaten — wo ſind die geblieben?
Doch Eins lebt: das Gefühl!

Daß ich dem Einen neues Daſein gebe,
Mein Schätzchen froh und jung,
Bedenk' dich nicht, du treue Seel', es lebe
Die Seelenwanderung

Einem Kaiserkandidaten.

(1846.)

„An Karl Heinzen.*)

„Geklopft hat Er die „Preuß'schen Bürokraten"
Mit derbem, doch gesundem Kölner Witz;
In dieser schlechten Luft war Er ein Blitz —
Warum genügt ihm nicht an solchen Thaten?

„Mann von dem Leder, außer sich gerathen,
Was drängt er nach der Feder-Helden Sitz?
Nie billt sich ja zur Nachtigall der Spitz,
Der „grobe Keil" wird nie doch zum Dukaten.

„Mein braver Heinz, bleib Er bei seinem Kuns!
Verwechsl' Er sich mit Cajus Gracchus nie,
Obgleich der beste Büttel des Tribuns.

„Bleib', bon sabreur, bei'm Bengel der Standarten!
Er ist ja nicht geboren für's Genie
Und Seinen Kopf verwirr'n die Plän' und Karten."

A. A. L. Follen.

*) Der bekannte Poet, Romantiker und Burschenkaiser A. A. L. Follen hatte in Zürich mit Ruge und mir einen denunziatorischen Sonettenkrieg über Atheismus, Religion u. s. w. angefangen. Wir entgegneten in Epigrammen, die den Kaiser so in Harnisch brachten, daß er eine neue, verstärkte Ladung folgen ließ und mir im vorliegenden Sonett sogar mit „Er" replizirte. Meine weitere Antwort auf seine Replik bildeten die folgenden Sonette, die ihn endlich zur Ruhe brachten.

An J. A. L. Follenius,

„Genie“ und Kaiser in partibus.

„Heinz, wenn du mich in der Schlacht am Boden siehst, so komm und stelle dich schrittlings über mich, so — es ist eine Freundespflicht.

Falstaff in „König Heinrich der Vierte“.

1.

Grausamer Mann, ich hatte frech geglaubt,
Daß ich, wie du, zu den Genie's zu zählen;
Ach! welcher Titel bleibt mir noch zu wählen,
Seit dein Genie den Dünkel mir geraubt?

Ich Tropf! Hätt' ich, in partibus das Haupt
Gekrönt, als fauler Wenzel mich vermälen
Den Göttern lassen und, statt mich zu quälen,
Mich mit dem Lorbeer vor der That umlaubt!

O hätt' ich feist mich auf dem Lotterbette
Wie du gestreckt und schmierte Schimpfsonette!
— Nichts können und nichts wollen auf der Erden

Als Tagdieb sein und Geistespolizist
Und Narr dazu — beim Herkules, das ist
Das wahre Mittel, ein „Genie“ zu werden!

2.

Mein alter Jung', ich kann mir's lebhaft denken,
Wie es dein kaiserliches Herz muß kränken,
Daß, die bestimmt, vor deines Thrones Bänken
Als Unterthanen ihren Blick zu senken,

Dich jetzt zum Hampelmann in Schrift und Schenken
Straflos gemacht mit frevlem Spott und Schwänken.
Wenn auf dein Haupt doch „Gottes Gnaden" sänken!
Du ließest sie natürlich hau'n und henken.

Wenn doch die Kron' aus deines Irrenhauses
Windfahn' *) herabsänk' auf dein Haupt dein krauses,
Wie würdest du sie züchtigen die Drachen!

Jetzt kannst du Genialischer nur machen
Statt „Ordres" aus „geheimem Kabinete"
In das geheime Kabinet Sonette.

---

*) Seine Ansprüche auf die teutsche Kaiserkrone hielt er sogar in Emblemen (Szepter, Krone, Reichsapfel u. s. w.) an der Windfahne seines Hauses zu Zürich f. S.

3.

Wär' ich doch Einer von den Genialen!
Wenn ich, zum Beispiel, so ein Shakespeare wäre!
Den Stolz von Zürich und Germaniens Ehre
Wollt' ich mit genialem Pinsel malen.

Der Gottesfreund, der Schreck der Radikalen,
Sir John, der neue Falstaff ist's der Schwere,
Den ich aufführe der beschwingten Mähre,
Um mit der beckpeet'schen Last zu prahlen.

Beneidet von den Dichtern, ließ ich reiten
„Hei" durch das Land zur Schau Falstaff den zweiten,
Falstaff den zweiten mit dem heißen Blute,

Falstaff den zweiten mit dem Löwenmuthe,
Falstaff, den würd'gen Adadamanth der Geister,
Falstaff den zweiten — P. Hellenius heißt er!

4.

Du sagst, dein „Vater *) pflegte stets zu weinen",
„Wo man im Shakespeare las die großen Sachen".
Der Gute! Soll ich dir „ein Licht erfachen",
Was er im Stillen dachte mit den Seinen?

Der Aermste mochte wol schon damals meinen,
Daß man noch einstens seiner werde lachen,
Weil er den „großen" Falstaff thäte machen
Und ihn nicht gab zum Dejeuner „den Schweinen".**)

„Die Menschheit ist Ein Mensch!„ Du umgedrehter
Genialer Hasen, du durchschaust Karl Peter
Die Menschheit soll für dich sein responsabel,

Den Bärenhäuter laden gar, den dicken,
Großmüthig auf den allgemeinen Rücken?
Nein, Freund, die Menschheit ist zu respektabel.

---

*) Sein Vater war, wie er berichtet, ebenfalls ein „Atheist", aber von einer andern Sorte, nämlich ein „geborener", also legitimer, „ein Atheist von Gottes Gnaden!"

**) [illegible] hatte aufgestellt, daß, wenn die Menschen nicht mehr an Gott und Unsterblichkeit glaubten, [illegible] meinte dieß [illegible] ihre Kinder den Schweinen vorwerfen würden!

6.

(An den Zurcher Dichter G. Keller, Zögling und Schildknappen Follens.)

Du klagst, daß uns der „Glaube" kam abhanden,
Und bald darauf, daß uns „der Zweifel" fehle!
Weißt du, was dir fehlt? Logik, gute Seele,
Und Rettung aus des Mystiziomus Banden!

Du schiltst uns lieblos, weil wir uns entwanden
Dem „Schmerz" der alten Weiber und Kameele.
Doch, Freund, wir haben „Schmerz" und Schmerzquerele,
Wenn — wir am Pegasus ein Langohr fanden.

Glaub' mir, wer vom Prinzip der Geistesfreiheit
Ein Haar nur weicht, der zeugt Unsinn und Blindheit,
Denn Freiheit und Vernunft sind keine Zweiheit;

Und wer dazu im Dienste fremder Rindheit
Sinn oder Unsinn hält für Einerleiheit,
Der geh' nach Haus mit seiner Freigesinntheit!

Inhaltsverzeichniß.

Widmung an eine Freundinn.

I. Luiſe.

Seite

Der Texten. 1. (1835.) 1
— 2. 3
— 3. (1839.) 5

II. Liebe und Liebelei.

Ueberall 13
Sappho 14
Blumen und Weib 15
Männliche und weibliche Liebe 17
Liebe und Majeſtät 19
Die Entſagung 24
Die Zahme 28
Erklärung 30
Erfahrungswiſſenſchaft 31
Verfahren für die Liebe 32
Demokratiſche Verzeihung 33
Mina, die Roſe 35

III. Vermiſchte Gedichte.

Ernennung eines jungen Poeten (1827.) 47
Sprachmanzel 52
Denken und Poeſie 53

Seite

Schmerz und Poesie 59
Der letzte Streit 60
Die Nonne (1826) 66
Gebet in Zahlen 70
Einem Freunde 71
Die Musik der Vögel 71
Die Trauerweide 72
Stimmen der Weisen 73
Musendienst 75
Freu' dich des Lebens (nach Lamartine) 76
Dem Philologen Wolf 78
Drake's Katheder (1829) 79
Die Musik (1830.) 82
Diesseit des Kaps (1830) 87
Todesahnung 88
Die Windfahne 89
An die Nacht 91
Vergebliches Suchen 92
Der Abend 94
Das Gewitter 99
Die Haiderose 103
Die See 109
Das Stetige 111
Frühlingsstimmung 112
Die Macht des Niedern 113
Einem Wahrheitsfreunde 115
Ausweg 119
Eindrücke aus der Fremde 120

IV. In die Politik einschlagend.

Loyale Phantasie (1840-1846) 127
Selbstrettung (1840) 137
Lieben und Hassen (1839) 139
Der gefangene Sänger 140
Regulus (1838) 141
Die Eiche 144
Die Rettung. Eine Fabel. (1840) 145

Seite

Die Freiheitsbettler (1841) 147
Der Pole 148
Keine Klagen! 150
Den Geduldigen 151
Hutten. (1845) 152
Ein Exilirter an die Nachkommen Tells 155
An Deutschland. Nach der amerik. Dichterinn S. Bolten 157
Rückkehr des Verbannten 159
Deutsche Einheit mit Vorsicht 160
Die Nemesis der Verderbenen. Anno — ? 161
Moderner Prometheus 165
Deutscher Revolutionair (1848) 167
Trinkspruch des Exilirten 168

V. Kleinere Gedichte und Epigramme.

Probates Mittel 173
Glück und Verdienst 173
Seltsames Attribut 174
Verfehlte Bestimmung 174
Die Nachahmer Homers 174
Grabesname 174
Neuer Abelard 175
Auf einen Mathematikus 175
Deutscher Poetenreichthum 175
Substitutum 175
Geheimer Rath 175
Geheime Renditenlisten 176
Unterthänige Vorgesetzte 176
Unter'm Pantoffel 176
Mannweib 176
Mannweib 177
Gebet eines teutschen Poeten 177
Dichter Hungerleider 177
Einem Alltagspoeten 177
Eure Poesie 177
Widerspruch bei gewissen Poeten 178
Wahre Poesie 178

	Seite
Dichter und Philister	178
Sonst und jetzt	178
Der Gefährliche	179
Eines Räthsel	179
Scharfsichtige Blindheit	179
Ungekehrte Liebe	179
Trost	179
An meinen Freund Stier, als er L. durch einen Bach getragen	180
Ballade	180
Bild eines falschen Freundes	180
Gegendienst	180
Die Größe	181
Wunderbar	181
Beliebt	181
Geistesgegenwart	182
Der Kölner Dom	182
Vorsicht im Urtheil	182
Göthe und die Deutschen	182
Licht und Schatten	183
„Volksmänner"	183
Abschied des Exilirten	183
Erinnerung	183
An die Kommunisten	183
Karl Immermann	184
Lebensfristung	184
Humaner Standpunkt	184
Bester Egoismus	184
Er ist „stolz"	184
Trinklied	185
Tugend der Schwäche	185
Schmerz-Koketterie	185
Uebereinstimmung	185
Vor und nach Erschaffung der Welt	186
Der erste Homöopath	186
Weibergeschmack	186
Bedenken	186
Stilles Angedenken. Einer Todten	187

Seite

An G. S. 187
Teutscher Kritiker 187
Der Politische 187
Waldgedanke 188
Resignation 188
Auf die Vorwürfe eines Gläubigen wegen „Nihilismus“ 188
Einem, der sich auf Restaurationen berief 189
Geheimrath Göthe 189
Trop tard 189
An König Ludwig 190
Teutsche Größe 190
Verleumder 190
Tägliche Zumuthung 191
Tägliche Erfahrung 191
Gesetz der Verleumdung 191
Existenzberechtigung 192
Ein Schriftsteller von „Verhältnissen“ 192
Burschenschaftlergeist 192
Fellen denuncirt die „Atheisten“ 192
Einem Altmetischen, der die „Unsterblichkeit“ vertheidigt 193
Der Romantiker Fellen 193
Gezwungene Isolirung 193
Freie Weiber 194
Zur teutschen „Reichs“-Geschichte (1849) 194
Das teutsche „Reich“ 194
Letzte Wirksamkeit 194
Verschiedene Lebensanschauung 195
En avant! 195
Selbsttäuschung 195
Prokrustesbette 195
Pfaffen 196
Rath an eine „Ehefrau“ 196
Die Leidenschaftlosen 196
Trost 196

Amerikanische Epigramme.

Bescheidener Wunsch 197
Patriotische Passionen eines teutschen „Zitisen“ 197

	Seite
Der „Graue“	197
Der „Graue“	198
An den Pöbel	198
Deutsche Stimme aus der „Wallstreet“	198
Deutsch Amerikaner	198
Universaltrost	199
An einen „Criter“	199
Gegenmittel	199
Strafe	199
Pöbelgesinnung	200
Rache	200
Gefahren des Geisteskampfes	201
Wahre Aristokratie	201
„Volkes Stimme Gottes Stimme“	201
Anhang gewinnen	201
Ideen und „Anhänger“	201
„Volks“ Demokratie	201
So leben wir, so leben wir u. s. w.	202
„Kauf vor der Reife“	202
Das Schwerste	202
Beruf zur Freiheit	202
Die großen Männer	203
Unglaublich	203
Journalistische Qual	203
„Vadios“	203
Nebenbei	204
Pumpenprätension	204
Deutsche Tonangeber in Amerika	204
Amerika	204
Amerikanische Politik	205
Psychologische Erklärung	205
Bescheidenes Anliegen	205
Stumpfheit	205
„Bier“-Revolutionair	206
Loos eines deutschen Revolutionairs	206
Schwieriges Publikum	206
Trost	206

Seite

VI. Gelegentliches.

Auf der Reise nach Batavia 209
Herbstweh 212
Dem Herrn von Crusthausen 214
Lina und Luna 216
Eisenbahn resp. Fortschritts Lied 219
Seelenwanderung 220
Einem Kaiserkandidaten (Sonette) 223–228

Copy-right secured.

Berichtigungen.

Seite 18,	Z. 1	von u.	lies	Flüchtling	statt	„Frühling“
„ 81,	„ 10	„	„	Denkens	statt	„Denkers“.
„ 81,	„ 12	„	„	Herrn	statt	„Herren“.
„ 87,	„ 2	„	„	gezackte	statt	„gezachte“.

Lustspiele

von

Karl Heinzen.

(Gesammelte Schriften zweiter Band.)

New-York.
Selbstverlag des Verfassers.
1859.

Meiner lieben Freundinn

Marie Jakrzewska, Med. Dr.

gewidmet.

Professor Irrwisch.

Lustspiel

in

fünf Aufzügen.

Perſonen.

Dr. Irrwiſch, Profeſſor ſämmtlicher Wiſſenſchaften. 45 Jahre alt. Große, hagere Figur, mit ſtarkem Knochenbau. Ziemlich langes, geſcheiteltes Haar.

Dr. Gift, Phileloge. Klein und buklich. Lange, ſpitze, gerötete Naſe.

Willhaber, Rentner.

Frau Willhaber.

Mina, ihre Tochter.

Herrmann Hopper, Vakkalaureus der Medizin.

Mina Ueber, Dichterin.

Naſenloch, Polizeidiener.

Gertrud Winterkohl, die biedere Haushälterin des Profeſſors Irrwiſch, früher Viehmagd geweſen.

Martin Hammel, ein Marktbauer.

Kammerjungfer.

Kindermagd.

Vorbemerkung. Dieſes Luſtſpiel hatte urſprünglich bloß die Beſtimmung, als Einleitung zu einem (wegen Ungunſt der Verhältniſſe unbeendigt gebliebenen) komiſchen Roman „Irrfahrten des Profeſſors Irrwiſch“ zu dienen. Auf Bühnengerechtigkeit wurde daher wenig Rückſicht genommen. Es bedarf wol keiner Bemerkung, daß die Häufung von Monologen im erſten Akt ein abſichtlich angewandtes Mittel der Introduktion iſt.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erſter Aufzug.

Szene: Eine Promenade. In der Nähe Feld und Wald.

Gertrud Winterkohl

(tritt auf, eine lebende Gans in der Hand).

Ich laufe meinem Herrn nach und mir läuft das Unglück nach. Es iſt doch verwünſcht, daß ich ihn nicht finden kann! Aber ich merke, es iſt wieder Montag. Den vorigen Montag bei'm Waſchen hergegangen und in das Fenſter gefallen und alle Scheiben zerbrochen, den vorletzten die neue Schürze verbrannt und den Tintekrug über den Schreibtiſch verſchüttet, voriges Jahr um dieſe Zeit den glühenden Ofen umgeſchmiſſen und das Haus in Brand geſteckt, ſo daß mein guter Herr kaum mit dem Leben davon gekommen iſt, und jetzt ſuch' ich ihn durch die ganze Stadt und kann ihn nicht finden. O, dieſer ſchändliche, abſcheuliche Montag! Gott, wenn er es doch nur wüßte! Ich bin jetzt 39 Jahre in der Welt, bald 40, aber eine ſolche Gans hab' ich mein' Lebtag' nicht geſehen. Sie wiegt ſo ſchwer, als ob ſie Blei gefreſſen hätte, und eine Bruſt hat ſie faſt ſo ſchön wie ich. Wie ſie mich anſieht mit ihren blauen Augen, als wolle ſie mit mir ſprechen und hergehen und ſagen: „Schlachte mich!" Ja, du Dummkopf, es hat ſich was zu ſchlachten, wenn du Einem

noch nicht zugehört. Der Herr Professor ist sonst eben kein avarter Freund von Hochwild, aber hier und dann muß er doch auch einmal Fleisch haben und eine solche Gans kennt' ich auf Freitag essen. Wie zahm, wie weiß, wie fett! Butter ist gar nicht nöthig, bloß mit etwas Wasser angesetzt, dann brät sie sich von selbst. Rupfen muß er sie, er kauft sie sicher. Ist das ein Preis, ein halber Thaler für eine solche Gans? Federn für ein ganzes Kissen sind darauf, und die Schlagfedern, Alles noch daran. In einem ganzen Jahre braucht er sich keine Schreibfedern mehr zu kaufen, und wenn er eine ganze Bibliothek voll schreibt. Presst über Presst, wenn ich ihn nur erst finde! Letzten Sonntag hat der Herr Pastor von der Allmacht Gottes und der Schönheit der Sonne gepredigt — Gott! Gott! was haben wir von deiner Allmacht und deiner schönen Sonne, wenn man nicht einmal seinen Herrn finden kann! Wenn sie mir zu Haus nur nicht die frischen Schinken und die getrockneten Pflaumen stehlen, denn die Hausthüre steht offen, und der Milchbrei brennt so sicher an, als ich hier sitze. Das kommt davon, wenn man hergeht und mit sich selbst spricht. Aber der Herr Professor thut es auch. (Ab.)

Mina Willhaber

(tritt auf).

Ich werde eilen müssen, wenn ich sie noch treffen will. Daß mein Vater doch alle Montage nach dem Kaffeehaus gehen muß! Ich würde ihm das Vergnügen von Herzen gönnen, wenn er mich nur zu Hause ließe. Und was mag er dabei haben, daß er mir so ausdrücklich befohlen hat, ihm auf diesem einsamen Wege nachzukommen? Alterchen, was

ſteckt dahinter? Wollteſt du mich in Verſuchung führen? Haſt du vielleicht gedacht, ich würde hier ein Rendez-Vous mit Herrmann haben? (Sich umſchauend.) Als ob das noch nöthig wäre! Und doch, wenn Herrmann jetzt hier erſchiene, ich liefe ihm ſtracks davon. Freilich würde er mich einholen, vielleicht, vermuthlich, ſehr wahrſcheinlich, ziemlich gewiß — (ſie hört ein Geräuſch) — wer kommt da? Was, der Dr. Irrwiſch? Nun, vor dem lauf' ich ebenfalls davon, aber einholen ſoll er mich nimmermehr! (Ab.)

Dr. Irrwiſch

(in Nachdenken vertieft, daherſchreitend.)

„Der Allwiſſende!" das iſt das einzige Prädikat, welches den Schöpfer der Dinge wiſſenſchaftlich bezeichnet. Ehe er ſchuf, mußte er wiſſen, was er ſchuf — das Geſchaffene iſt nur die Aeußerung des Ur- und All-Bewußtſeins. Es konnte nichts geſchaffen werden ohne Willen, und es konnte kein Wille exiſtiren ohne Wiſſen. Wer Alles ſchuf, mußte vorher ſchon „Alles wiſſen."

Der „Allmächtige" iſt nur eine tautologiſche Wiederholung. Wer allwiſſend iſt, der iſt von ſelbſt allmächtig, denn das Wiſſen iſt die geſtaltende Urkraft und die Erſcheinung iſt nur die Verkörperung des Gedankens.

„Der Alliebende" läßt ſich nur rechtfertigen durch die mißbräuchliche Anwendung des Wortes Liebe zur Bezeichnung der Selbſtbefriedigung. Da Gott das All iſt, konnte der „Alliebende" nur bezeichnen, daß er ſich ſelbſt im All liebe. Liebe fordert ein gleichartiges; aber fremdes Objekt. Soll Gott lieben, ſo muß ein Glied ſeiner Schöpfung ſich gleichſam loslöſen als gottgleiches Individuum und ihm

gegenüberstehen. Das aber thut nur der Mann der Wissenschaft, der als zweiter Allwissender dem Ur-Allwissenden dasjenige Interesse abnöthigt, welches ein Individuum mit selbstständigem Reiz dem andern einflößt. Gott wußte von Haus aus, der Gelehrte weiß durch die Arbeit des Denkens. Indem das Wissen des Denkens dem Wissen von Hause aus oder dem Unwissen begegnet, erkennen sie sich als ergänzende Personen, die den Ring des Daseins schließen, und lieben sich. Zwar repräsentirt Gott, da er das Unwissen ist, auch schon das Wissen des Denkens, aber es bildete sich bei ihm nicht durch die Arbeit des Denkens; in seiner Spontaneität war selbst das Produkt seiner Schöpfungen schon vorgebildet. Indem er es entließ, machte er in ihm gleichsam die Liebe auf sich selbst, und indem er es liebt, liebt er in ihm die Liebe der Idee. Gott ist der Professor des Alt a priori, ich bin der Professor des Alt a posteriori. Indem ich Gott vervollständige durch Reproduktion seines Wissens, werde ich Eins mit ihm, werde ich zu ihm in das Verhältniß der geistigen Gemeinschaft und Liebe. Das zum Schöpfer durchgebildete Geschöpf umarmt den nicht Geschöpf gewordenen Schöpfer. Und siehe da! Von dem Gott a posteriori strahlt die Liebe wieder weiter aus auf das Bindeglied zwischen ihm und der übrigen Menschheit, auf das Weib, welches die religiöse Gesinnung sehr richtig als Produkt aus einem Theile des Mannes darstellt. Wie der wissende Mann der Gott a posteriori, so ist das fühlende Weib der Mann a posteriori und er kehrt durch dieses zu sich zurück, wie Gott durch ihn.

Aber die Liebe des Denkers ist eine andere, als die Liebe des Fühlers. Für den Wissenden gilt es, das Weib wissenschaftlich zu lieben. Phantasie, Gefühl und Sinne

sind so wenig die Medien zur Erfassung der weiblichen Eigenschaften, wie zur Erfassung der Welt überhaupt; aber Wissen, Denken und Abstrahiren erfassen das Weib in den Urelementen seines Wesens und deuten den Sinn seiner Erscheinung. Wie der Mann das zum Schöpfer gewordene Geschöpf Gottes, so ist das Weib das zur Schöpferin gewordene Geschöpf des Mannes. Was aber ist die geheime Wissenschaft des Schaffens? Noch Keiner hat es ausgesprochen: es ist die Mathematik und als ihre Anwendung die Architektonik. Vom Gott, der die Welt schuf, bis zur Schnecke, welche die Muschel schafft; vom Manne, welcher das Weib schuf, bis zum Weibe, welches mit seiner Hülfe das Kind schafft, bildet sich jede Erscheinung nach den Regeln der Mathematik und Architektonik. Selbst der Kuß, die Umarmung lassen sich mathematisch analysiren. Davon hatte höchstens Pythagoras eine Ahnung, als er die Zahlen zu Prinzipien der Dinge machte und z. B. die Seele auf die Zahl vier zurückführte. Die Liebe des Mannes zum Weibe beruht auf mathematischen Gesetzen und als architektonische Vermittlungswissenschaft dient ihr die Physiognomik. Deshalb kam wie eine mathematische Offenbarung die Liebe über mich, als mein Freund Willhaber mich einlud, den Kopf seiner Tochter phrenologisch zu untersuchen und mich die edle Architektonik dieser Physiognomie überraschte.

Doch halt! Hier bin ich ja an meiner Lieblings-Promenade angelangt, die man mit Recht den Philosophengang genannt hat. Hier, in dieser schöpferisch geweihten Einsamkeit, soll mir, der Verabredung mit ihrem Vater gemäß, dieses Gebilde der edelsten Mathematik begegnen. Welche Gelegenheit, welches Objekt für die Studien des Denkers! In der That, die Wissenschaft der physiognomischen Mathe-

matik bedarf einer weiteren Ausführung. Ich muß sie begründen, ich will ihr Schöpfer werden! Aber — was rede ich mit mir selbst über Dinge, über welche die Welt mich vernehmen will! (Zieht seine Brieftafel und geht vorüber.)

Mina Ueber

(tritt hervor, dem Professor Irrwisch nachsehend).

Wie er daherschreitet, ein nachsinnender Gott! Es ist, als hätte er sie geschaffen, diese herrliche Natur, in welcher mein Herz umhergaukeln mögte wie ein Schmetterling. Die Welt, über deren Schöpfung du sinnst, ist es die Welt meines Liebesglücks? Oder soll dein Widerstand sie mir noch länger verschließen? Es beunruhigt dich, quält dich, seit du mich kennen gelernt, das sehe ich. Meinem Auge verbirgst du es nicht. O lege die Thorheit ab, herrlicher Mann, die dir einredet, daß der Kampf gegen ein solches Gefühl dich mehr ziere, als der Sieg desselben! Ob du mich auch fliehest, deinem schönen Loose entgehst du nicht. Die Gleichheit unserer Geister muß die Vereinigung unserer Herzen beschleunigen. Wenn er meine sapphischen Oden lies't, meine platonischen Dialoge, mein wunderbares Trauerspiel in 64 Monologen, meine Schrift über die Geheimnisse der Alliteration — welche Ueberraschung wird es ihm gewähren, welchen Triumph wird es mir bereiten! Wie die Macht des Geistes, so ist auch die Macht der Liebe keine irdische Macht, und wer mit den Göttern den Kampf beginnt, der leckt den Blitz auf sich herab, wenn auch nur (niederlächelnd) sein Herz davon getroffen wird. O gebt, gute Götter, dem geliebten Getäuschten die ungetrübte Gesinnung wieder, damit das größte Glück, das eure

Gunſt für uns geſchaffen, nicht vor dem Genuß zu Grunde gehe. Welche herrliche Alliteration! Und die vernehmen nur meine Ohren allein? (Ab.)

Dr. Gift

(hervorſchleichend und Mina Ueber nachblickend).

Zwar nicht mehr jung, doch von Figur pompös! Eigentlich zu viel Figur für mich. Ihre Hüften wegen unter dem ſeidenen Kleid wie ein glänzendes Saatfeld. Bei'm Cerberus! Dieſe Frühlings-Witterung hat etwas Herkulesziehendes oder Herkuliſirendes an ſich, wenn ich ſo reden ſoll. Ich fühle einen Drang in mir, einen Lebensmuth, einen Mittheilungstrieb, faſt mögte ich ſagen eine Schöpferluſt, als wäre ich neu geboren. Das Weib ſagt mir zu, es reizt mich. Ich würde ihr näher zu kommen ſuchen, wenn ſie auch nicht die 50,000 Thaler beſäße. Aber ſchlau muß ich ſein und umſichtig. Mit der reichen Wittwe iſt es mir mißglückt, weil ſie zu ſtumpf, zu ungebildet war. Sie hatte ſo wenig Geſchmack an der Literatur, wie Horaz am Knoblauch, deshalb konnte ſie kein Verſtändniß für mich haben. Dieſe Dichterin aber iſt empfänglich, iſt geiſtig anzuregen, wirft ſich mit Enthuſiasmus auf jede Dummheit, die man ihr entgegenbringt, und auf dieſem Wege muß ich mich bei ihr heimiſch machen. Ich werde ihr Unterricht anbieten, gratis, aus bloßem Intereſſe für ſie, nicht im Lateiniſchen oder Griechiſchen, denn das verſteht ſie ſchon, ſondern im Türkiſchen, im Arabiſchen. Jetzt, während der Türkenkriege, lernt alle Welt Arabiſch. Ich muß meiner Dichterin Unterricht in der Sprache des Koran ertheilen. Komme ich an die ſieben Himmel, ſo müßte mich mein Witz

und meine Zunge völlig im Stich lassen, wenn ich nicht auch einen für mich erobern sollte. Bei'm Cerberus! das Weib muß mein werden! Dann kommt die Zeit der Rache auf die Zeit der Erniedrigung. Alle diese Narren und Speichellecker, welche die Akademie blamiren, seh' ich zu Professoren erheben, und mich, bei dem sie alle ihr Examen in den Humaniora ablegen sollten, läßt man als bloßen Dozenten versauern. Unerträglicher Zustand! Man möchte zur Wespe werden. Laßt mich im Besitz der 50,000 Thaler sein, so werde ich dieser Regierung die Hölle heiß machen und meine Neider in den Staub werfen. Champagner saufen die Kerle, als wäre er eigens für sie gewachsen, und ich muß mich mit Aquavit begnügen! Bei'm Cerberus! ich ertrag' es nicht länger! Doch was hilft's, daß ich davon mit mir selbst rede? Ich suche meiner Dichterinn zu begegnen und treffe meine Einleitungen. (Ab.)

Nasenloch

(hervorschleichend und auf Dr. Gift deutend).

Schleiche nur herum, du bucklicher Nußknacker! Nasenloch wird dir schon auf die Schliche kommen. Er wird dir Nüsse zu knacken geben, woran du dir die Zähne dran ausbeißen sollst. Ein Polizeibeamter wie Nasenloch ist in der ganzen Natur nicht mehr. Ich fühle mir wie ein halber Herrgott in polizeilicher Hinsicht: ich bin allsehend und allwissend, nur fehlt leider die Spitze d'ran, ich bin nicht allmächtig. Das merk' ich außer dem Uebrigen an zwei Dingen, nämlich erstens kann ich diesen Gift und seinen noch viel gefährlicheren Kompagnon Irrwisch, diesen Erzdemagogen, zweitens kann ich diese zwei Kerls noch nicht in

Unterſuchung bringen. Auch bleibt mir die Gehaltserhöhung noch immer aus. Wenn es der König wüßte, daß ein altgedienter Soldat, wie ich bin, in ſo unglücklicher ſekuniarer Hinſicht wäre, dann würden die Dienſte, die ich am Vaterlande verübt habe, auf andre Art belohnt werden. Aber klatant ſoll es werden, ich will es immediat machen, wenn ich erſt Erfolg aufweiſen kann, wenn ich erſt dieſe zwei Demagogen im Hahmen habe. Kein Menſch denkt, daß das Demagogen ſind, aber Naſenloch ſieht ihnen durch. Erſtens habe ich ſie auf der Kirchenliſte, daß ſie ſelten das Chriſtenthum ausüben; zum Andern gehen ſie immer allein, ſprechen mehrere Sprachen und ſchreiben Bücher; zweitens hab' ich notirt, daß ſie noch bei keiner öffentlichen Gelegenheit Se. Majeſtät unſern allverehrten Monarchen haben hochleben laſſen, für den ich bei jeder Gratifikation Gut und Blut vergießen mögte. Auch grüßen ſie keinen Polizeibeamten. Wartet, ich werde euch Dienſt lehren, ihr Vaterlands-Verräther! Demagogen! Ha! dieſe Race muß ausgerottet werden! Wer wollte ſich noch mit Dieben und Raubgeſindel abgeben? Wer nicht beſtohlen und todtgeſchlagen ſein will, mag aufpaſſen. Was geht's mich an? Ich werde mich dem Diebszeug nicht zum Feind machen, meine Knochen habe ich genug für das Vaterland exponirt. Ich habe wichtigere Geſchäfte, ich muß den Staat retten. Ich will lieber einen Demagogen fangen, als hundert Spitzbuben. Se. Majeſtät haben keinen treueren, nützlicheren Unterthan, als Naſenloch, und wenn ich Polizei-Kommiſſär wäre, ſollte kein ehrlicher Menſch mehr ſicher ſein. Aber was ſchwatz' ich ſo viel mit mir ſelber? Ich muß jetzt dieſen zwei Demagogen nachſetzen, denn ſie haben hier eine geheime Abſicht, ſo wahr ich ein treuer Unterthan bin! (Ab.)

Willhaber mit ſeiner Frau und Tochter treten auf.

Willhaber.

Alſo iſt dir kein Menſch begegnet, als du hier vorbeikamſt?

Mina Willhaber.

Nur ein Paar Leute die ich nicht kannte.

Willhaber.

Auf dein Gewiſſen, Mina: iſt der Student bei dir geweſen?

Mina Willhaber.

Ich habe ihn heute den ganzen Tag nicht geſehen.

Willhaber.

Und auch Niemanden gekannt von Denen, die dir begegnet ſind?

Mina Willhaber.

Niemanden.

Willhaber.

Auf dein Gewiſſen, Mina: Haſt du den Dr. Irrwiſch hier nirgends geſehen?

Mina Willhaber.

Nur flüchtig, ich lief davon, als ich ihn kommen ſah.

Willhaber.

Vor meinem Freund, dem Herrn Profeſſor, davon gelaufen? Dirne, willſt du deinen Vater beleidigen?

Mina Willhaber.

Er hat mich gar nicht geſehen.

Frau Willhaber.

Was ſollte ſie denn mit dem Profeſſor?

Willhaber.

Nun, er hätte uns Geſellſchaft leiſten können.

Frau Willhaber.

Können wir denn kein Vergnügen haben ohne den Profeſſor? Du denkſt mit der Zeit an nichts mehr, als an den Profeſſor. Ich glaube, du könnteſt deine Familie über dem Profeſſor vergeſſen.

Willhaber.

(pfiffig).

Das nicht, Frau, aber ich mögte den Profeſſor vergeſſen über der Familie, inſofern ich ihn mit zur Familie haben mögte. Verſtehſt du? (Alle ab.)

Dr. Irrwiſch.

(mit Notiren in der Schreibtafel beſchäftigt, ſchreitet wieder hervor und ſetzt ſich auf eine Bank).

Die Gedanken ſchießen an einander an wie die Zellen der organiſchen Gebilde. Die Phyſiognomik dehnt ſich unter der Behandlung meines Geiſtes vom Menſchen auf den Kosmos aus und der Titel meines Buchs könnte heißen: Die Phyſiognomik in mathematiſch-architektoniſch-kosmiſcher Hinſicht. — Ueberhaupt iſt die naturphiloſophiſche Anſicht

allem Wiſſen zu Grunde zu legen. — Phyſiognomik des Mikrokosmos. — Architektoniſche Analogie. — Mathematiſche Grundriſſe. — Fortſetzung; Veranſchaulichung. — Der Menſch ſelbſt das Modell zu dem Hauſe, das er ſich baut, und umgekehrt. — Der Geiſt der Hausherr; der Schädel die helle Stube; die Augen die Straßenfenſter; die Ohren die Speicherfenſter; die Naſe der Kamin; der Mund die Thüre; der Unterleib der Keller; der Hals die Treppe — eine wahrhaft überraſchende Analogie! (Schreibt.)

Gertrud

(Einen großen Hausſchlüſſel in der Hand, tritt hervor und bleibt, indem ſie Irrwiſch erblickt, ängſtlich ſtehen).

Nehmen Sie es doch nicht für ungünſtig, Hr. Doktor, denn ich hab' es ja wohl gemacht, aber es war doch meine Schuld nicht. (Irrwiſch bemerkt ſie nicht.) Seien Sie nicht böſ', Herr Profeſſor, es war ja Montag — Sie haben mir ja auch verziehen, als ich die Straßenfenſter zerbrochen und das Haus in Brand geſteckt hatte.

Irrwiſch

(weiter ſchreibend).

Die Augenlider könnten die Blenden der Straßenfenſter darſtellen, welche das Brechen und Beſchädigen verhindern.

Gertrud.

Verhindern? Ach, Herr Profeſſor, notiren Sie es doch nicht Alles auf! Sie haben es mir ja verziehen.

Irrwiſch

(ſchreibend).

Die Ohren die Fenſter des Speichers —

Gertrud.

Wer ſollte denn auch denken, daß der Gänſebauer gleich berginge und ein Spitzbube wäre! Nur die getrockneten Pflaumen hat er vom Speicher geholt.

Irrwiſch

(ſchreibend).

Die Naſe der Schornſtein.

Gertrud.

Nur die Schinken und Würſte.

Irrwiſch

(ſchreibend).

Der Mund die Thüre.

Gertrud.

Ach, mein lieber Herr Profeſſor, es war nachläßig von mir, daß ich berging und ſie eſſen ließ, aber die Gans war ja Schuld, und es wäre ja nicht paſſirt, wenn ich es nicht ſo gut mit Ihnen gemeint hätte

Irrwiſch

(ſchreibend).

Die Zunge etwa der Schlüſſel?

Gertrud.

Ich habe jetzt daran gedacht, hier iſt er und Thür' und Fenſter ſind zu.

Irrwiſch
(ſchreibend).

Der Unterleib der Keller.

Gertrud.

Die zwölf Flaſchen Johannisberger, die Ihnen Herr Willbaker geſchickt hat.

Irrwiſch
(ſchreibend).

Nun kommen wir an die Meubles und die innere Einrichtung des Hauſes. Der Magen die Küche —

Gertrud.

An den Meubeln in der Küche hat er nichts getban, bloß die Suppenſchüſſel gebrochen, wahrſcheinlich als er herging und in den Schornſtein geklettert iſt.

Irrwiſch
(noch ſchreibend).

Fürwahr ich ahne, daß dieß nicht die ſchlechteſte meiner Schriften werden wird.

Gertrud.

Ihre Schriften hat er alle ruhig liegen laſſen.

Irrwiſch
(ſchreibend).

Die Welt wird ſtaunen, wenn ich ihr dieß neue Gericht auftiſchen werde.

Gertrud
(freudig).

Auftiſchen? Ich werde gleich dran gehen. Ich habe die Gans für die geſtohlenen Sachen zurückbehalten und ſie ſteht ſchon auf dem Feuer. Der Herr Profeſſor wird gewiß nicht mehr böſ' darüber ſein, daß der verdammte Bauer herging und uns beſtohlen hat. Wenn er mir wieder unter die Augen kommt, ſchlag' ich ihm ſein Diebsgehirn ein. (Ab.)

(Dr. Gift tritt auf.)

Irrwiſch.

Meine Braut, ſo darf ich ſie nennen, ſcheint mich verfehlt zu haben. (Gift bemerkend und ſich erhebend.) Herr Kollega — was ſagen Sie dazu? Ein neues Werk, ein Werk über die Phyſiognomik in mathematiſch-architektoniſch-kosmiſcher Hinſicht —

Gift
(für ſich).

Hat der Narr wieder einen neuen Unſinn in der Mache! (Laut.) Der Idee ſieht man gleich den Schimmer der Genialität an. Ich bringe Ihnen Ihr naturphiloſophiſches Werk über die Krankheiten der Planeten zurück.

Irrwiſch.

Nun, und was halten Sie davon?

Gift.

Herr Kollega, Ich beneide Sie. Ihr Ideenreichthum, Ihr Scharfſinn, Ihre Gelehrſamkeit, Ihre Vielſeitigkeit,

Ihre Universalität, Ihre Kosmopolitik, wenn ich so sagen soll, setzt mich in Erstaunen. Wenn Horaz Sie gekannt, er hätte nie das frevelhafte Wort nil admirari ausgesprochen.

Irrwisch

(seine Hand ergreifend).

Da sieht man den Unterschied der Menschen! Besäßen alle Menschen Ihre Einsicht und die Empfänglichkeit meines Freundes Willhaber, mein Ruf wäre universal wie mein Wissen. Aber, wie die Sachen stehen, weiß man mitunter nicht, ob man mehr auf den eigenen Genius stolz, oder über die Stupidität der Andern ärgerlich sein soll. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Zeit der Wissenschaft sich trübt. Kein Sinn für die Gelehrsamkeit, keine Wärme für die wahre Philosophie, keine Theilnahme an den Bestrebungen eines originalen Geistes, kein Eindringen, kein Versenken in die Forschungen des Genius, kein Aufgehen mehr in der heiligen Welt der Abstraktion! Alles reduziren sie heut zu Tage auf gemeine Kappalien, auf Politik, auf Staatsreformen, auf Gesellschafts-Theorien, sie schaffen sogar ein System des Materialismus und das nennen sie Leben! Als ob es ein Leben gäbe außerhalb der abstrakten Wissenschaft! Glauben Sie wohl, daß ich in der ganzen Stadt für mein Buch keinen Verleger finden konnte?

Gift.

Wie wär's, wenn ich eine Vorrede dazu schriebe?

Irrwiſch.

Eine Vorrede erſcheint mir immer wie eine Bitte um Entſchuldigung, daß man es nicht beſſer gemacht habe.

Giſt.

Nein, ich werde Sie nicht entſchuldigen, deſſen bedürfen Sie nicht! Aber ich wünſchte eine Kontroverſe durch meine Vorrede anzuregen, indem ich über mehrere Punkte mit Ihnen nicht gleicher Meinung bin. Namentlich ſcheint mir Ihre Bezeichnung der verſchiedenen Temperamente einzelner Planeten nicht zuzutreffen. So bin ich der Meinung, daß unſere Erde kein ſanguiniſches, ſondern ein choleriſches Temperament habe und daß ihre gewöhnlichen Krankheiten Gallen-Krankheiten ſeien. Dieſe Anſicht hängt aber zuſammen mit einer Grundverſchiedenheit unſerer Anſichten über die Weltbewegung und das Weltleben überhaupt. Sie legen Allem ein Liebesverhältniß zum Grunde und ſind ſogar der Meinung, daß der Mond an der Bleichſucht leide; ich lege ein Verhältniß der Feindſchaft zum Grunde und denke, die Weltkörper würden, ſtatt ſich zu umarmen, ſich auffreſſen, wenn ſie Mäuler hätten. Iſt nicht die ganze Welt eine einzige und ewige Freßanſtalt, in welcher ſtets das Eine das Andere auffrißt? Bloß weil ſie unendlich iſt, kann ſie ſich nicht ſelbſt freſſen, ſonſt hätte ſie längſt in ihrem eigenen Magen ihr Ende gefunden.

Irrwiſch.

Aber die Bewegung? Glauben Sie nicht, daß die Bewegung der Himmelskörper durch Anziehung bewirkt werde?

Gift.

Im Gegentheil: durch Abſtoßung. Die regierende oder bewegende Kraft der Welt iſt eine abſtoßende. Wo finden Sie in der moraliſchen wie in der phyſiſchen Ordnung der Dinge eine Bewegung von einiger Bedeutung, die durch eine anziehende Kraft bewirkt wurde? Vom Raubthier, das ein Wild verfolgt, bis zum Despoten, der ein Volk unterdrückt; von der Kugel, die ein Flintenlauf entſendet, bis zum Lavaſtrom, den ein Vulkan über ſeine Umgebung ſpeit; von dem Kern, das aus der Erde keimt, bis zu dem Gebirge, das eine Erdrevolution in die Wolken trieb, wird Alles bewegt, gebildet, erhalten durch abſtoßende Kraft. Kampf iſt das Geſetz der Natur, nicht Friede; Abſtoßen, nicht Anziehen. Und was in unſerer Nähe Naturgeſetz iſt, ſollte das in der Weite der Welt anders ſein? Ein ewiges Abſtoßen bewirkt ein ewiges Wiederkehren, indem, was den Bereich der einen Kraft überſchreitet, von einer andern erfaßt und zurückgetrieben wird. So iſt die Feindſchaft grade das Mittel der Harmonie, wie das Verzehren reſp. Auffreſſen das Mittel der Erhaltung iſt.

Irrwiſch.

Haben Sie darüber in meinem Werke nicht eine Andeutung gefunden?

Gift.

Freilich. Ich habe es grade aus Ihrem Werke herausgeleſen, indem Sie das Gegentheil aufſtellen. Sie ſehen alſo, daß wir uns ergänzen. (Für ſich.) Der Narr wird auch Das annehmen.

Irrwiſch.

Vortrefflich! Nun aber noch eine andere Angelegenheit, Herr Kollega, wobei Sie mir ebenfalls zur Seite ſein wollten. Sie wiſſen, daß ich ein Werk über Archäologie in ethnographiſch-mythologiſch-ethologiſcher Hinſicht bearbeite und daß ich damit auf die Ausgrabungen warte, die ich dort auf der Haide begonnen habe. Die entdeckten Spuren verſprechen die reichſte Ausbeute an Alterthümern und Aufſchlüſſen. Werden Sie morgen Theil nehmen?

Gift

(mit Irrwiſch abgehend).

Mit dem größten Intereſſe. Ich werde Sie abholen... Herr Kollega, können Sie mir aushelfen mit ein Paar Thalern?

Naſenloch

(hervortretend und ihnen nachſchleichend).

Es wird immer klarer. Sie haben von Politik geſprochen, von Kampf, von Flintenlauf, von Feindſchaft, von Welt, von Körpern, von Despoten, von Volk, ſogar von Erdrevolution! Doch halt, ihr Landesverräther, noch lebt ein Mann Namens Naſenloch! Ich werde das Vaterland retten, ich werde den Monarchen bewahren vor euren undemoraliſchen Umtrieben. (Mit Feierlichkeit.) Gefahrdrohendes Teutſchland, verderbenſchwangerer Monarch, ſeid ruhig, fürchtet nichts, ihr habt euren Naſenloch! (Ab.)

Ende des erſten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

Szene: Eine Promenade. Nebenan Haide und Feld.

Irrwisch und Gift. Irrwisch schickt sich an, Alterthümer zu graben.

Gift.

Herr Kollega, der Schweiß wird Ihnen ausbrechen. Sie hätten einen Arbeiter mitbringen sollen. Wir sind an den Spaten nicht gewöhnt.

Irrwisch.

Peter der Große hat sich zum gemeinen Matrosen erniedrigt, als er das Schiff seines Staates zu bauen begann. Verenken Sie, daß es einst heißen wird, ich selbst habe den Spaten ergriffen, als ich das Fundament zum Gebäude meiner Wissenschaft legte. Dann aber die Vorsicht, Herr Kollega, und die wissenschaftliche Heiligkeit der Handlung! Wären die hier verborgenen Schätze vor Beschädigung, ja Zerstörung sicher, wenn eine rohe Hand es versuchte, sie an's Licht zu ziehen? Und wäre es nicht eine Entweihung dieses Heiligthums, wenn ein unwissenschaftlicher Pförtner seine Riegel sprengte? Heute bin ich Schatzgräber. Jede Platte in meiner Hand wird ein Edelstein werden. Herr Kollega, der Lorbeer wächst so gut unter als über der Erde,

wenn man ihn nur zu pflücken weiß. (Den Reck anziehend.) Hier iſt der Ort, wo man den geheimnißvollen Stein und die noch geheimnißvollere Vaſe gefunden hat. Wenn Sie der Geſchichte nachgehen, zweifeln Sie daran, daß hier ein römiſches Lager und ein Tempel geweſen iſt?

Gift.

Allerdings haben die Römer in dieſer Gegend Krieg geführt.

Irrwiſch.

O, es iſt nicht bloß Das, Herr Kollega. Es gibt Dinge von der höchſten Bedeutung, welche die Geſchichte in das Gewand der Fabel kleidet und deren Realität zu entdecken, erſt einer ſpäten erleuchteten Zeit vorbehalten iſt. (Begeiſtert.) Herr Kollega, glauben Sie an meinen Satz, daß Alles iſt, was der wiſſenſchaftliche Kopf denkt? Glauben Sie daran, daß Träume Inſpirationen ſind? Wir müſſen den Muth, das Selbſtvertrauen haben, an der Hand der Inſpiration, dieſer Geburtshelferinn der Abſtraktion, den realen Kern der Dinge unter der poetiſchen Hülle aufzuſuchen, unter welcher eine ſchüchterne oder unvollkommene Erkenntniß früherer Zeiten ihn verſteckt hat.

Gift.

Ich verſtehe Sie nicht ganz, Herr Kollega.

Irrwiſch.

Wohlan, Sie ſollen mich ganz verſtehen. Ich glaube daran daß ich einſt unter den Heroen des Geiſtes das Haus

der Unſterblichkeit bewohnen werde, das die Alten uns im Tartarus oder Elyſium zeigten. Was ich aber für mich in Ausſicht ſtelle, ſollte ich Das den Geiſteshoheren früherer Zeiten verſagen?

Gift.

Vermuthen Sie etwa hier einen Eingang zum Tartarus?

Irrwiſch.

Laſſen Sie ſich einen Traum erzählen. Nachdem ich den größten Theil der vergangenen Nacht mit Studien über das Objekt meiner heutigen Forſchung zugebracht, ſchlief ich ein. Ein Traum führte mich an dieſen Ort. Ich begann zu graben und ſtoße plötzlich auf ein alterthümliches Gewölbe. Was birgt es? In heißer Wißbegier durchbreche ich die Steine und — denken Sie ſich mein Erſtaunen — bei einem ſanften Lichte, wie es in dieſer Welt nicht ſcheint, erblick' ich unter mir eine ehrwürdige Verſammlung der berühmteſten Männer der alten Roma. Es herrſchte eine feierliche Stille in der Verſammlung, nur Cicero hörte ich als Haupt derſelben ſeine Alles beſiegende Stimme erheben. Den nichtswürdigen Katilina traf auch noch in jener Welt der Strahl ſeines nemeſisbefeelten Worts. Mit niedergeſchlagenem Blicke ſaß der Verwegene auf einem entfernten Sitze und die Verzweiflung der Reue ſchwebte auf ſeinem Angeſicht. Herr Rellega, halten Sie meine Hoffnung für zu kühn, daß dieſer Traum in eine Wirklichkeit führen könne? (Gähnt.)

Gift

(für ſich.)

Der Kerl iſt vollſtändig verrückt geworden. (Laut.) Nach den Aufſchlüſſen, die Sie mir geben, halte ich es ſogar für

möglich, daß wir uns eines Mitglieds der Römer-Verſammlung bemächtigen. Ich entſcheide mich für Cicero.

Irrwiſch.

Die Sterne ſtanden günſtig, als der große Gedanke in mich fuhr. Ich fühle mich im Stadium der Weihe. Die Poeten maßen ſich allein die Weihe der Begeiſterung an; glauben Sie mir, die Begeiſterung der Wiſſenſchaft hat eine höhere, heiligere Weihe. Sie und nicht die Poeſie iſt es, die uns in die Tiefen des Kosmos unter das Angeſicht des Schöpfers führt, den das Heer der Welten verbirgt. Wo die Poeſie nur ahnt, da erkennt die Wiſſenſchaft, und wo jene nur andeuten kann, da kann dieſe ergründen. Und ergründen muß ſie, was ſie denkt, denn was ich denke, das iſt. Es muß nicht bloß heißen: ich denke, folglich bin ich; es muß auch heißen: es wurde gedacht, folglich iſt es. Und ſo iſt auch Das, was Sie hier ſollen erſcheinen ſehen, denn ich habe es wiſſenſchaftlich gedacht. (Gräbt.)

Gift.

Hören Sie den dumpfen Schall, ſo oft Sie den Spaten hineinſtoßen?

Irrwiſch.

Herr Kollega, ſeien Sie auf Ihrer Hut, im Fall eine Erſcheinung auftaucht!

Gift.

Ich ſtehe bereit. Mir ſoll Keiner entwiſchen. Herr Kollega, denken Sie ſich die Ausgabe von Cicero's Werken, die wir veranſtalten werden: die Leſearten berichtigt, die

Dunkelheiten erklärt, die Schrift de re publica ergänzt, die Noten und Konjekturen der Kritiker verworfen und —

(Nachdem Irrwisch tiefer gegraben, stürzt die ausgehobene Erde vor ihm zusammen und Gift, davon erschreckt, springt auf die andere Seite.)

Irrwisch

(ihn um den Leib greifend.)

Pah! was ist das? Römer, gesagt wer du bist!

Gift.

Bei allen Göttern der Unterwelt beschwöre ich Sie, lassen Sie meinen Unterleib los!

Irrwisch.

Römer, wer bist du? Römer!

Gift.

Herr Kollega, meine Blase! Bei'm Pluto! Sie drücken –

Irrwisch.

Esne Romanus? Esne Cicero?

Gift.

Missum me facias! Lassen Sie mich los!

Irrwisch.

Bei'm Jupiter, er ist einer! Bist du Cicero?

Gift.

Sie sehen ja, ich bin Katilina

Irrwiſch.

Aber die Warze auf deiner Naſe — Wo iſt Cicero?

Gift.

Dort flieht er. Um Alles in der Welt, laſſen Sie ihn nicht entrinnen!

(Er zeigt auf den Bauer Martin Hammel, der außerhalb der Szene, eine Maſche mit Eiern und Hühnern auf dem Rücken, über die Haide herüber geht. Irrwiſch läßt Gift los und ſtürzt ſich auf den Bauer.)

Gift

(allein.)

Hole dich der Cerberus mit deinen Römern! Iſt das ein Drücken! Hätt' ich doch nie gedacht, daß meine Konſtitution und mein Abdomen ſo etwas ertragen könnte. Wenn aber meine Steinſchmerzen wiederkehren, werd' ich mir ſechs Aerzte auf ſeine Rechnung halten. Dieſer Wütherich! Der Menſch beginnt gefährlich zu werden. Alterthümer, Tartarus, Cicero — jetzt iſt ja gar nichts mehr vor dem Menſchen ſicher: was er denkt, das iſt, und wenn er mit ſeinem wahnſinnigen Gehirn denkt, ich ſei Marſyas, ſo ſchindet er mich. Und in dieſen Menſchen ſoll meine Dichterin ſich verliebt haben! Bei der lernäiſchen Schlange, der Kerl muß in's Narrenhaus! Wenn übrigens der Bauer dort nicht ſtärkere Knochen hat als ich, ſo gibt es einen Kriminal-Prozeß. (Man hört die Beiden außerhalb der Szene larmen.) Auch gibt es Stoff für eine neue Schrift: die Archäologie in oſteologiſch-pathologiſcher Hinſicht. Da

kommen ſie ſchon. Jetzt wird Unterricht im Denken gegeben.

Irrwiſch kommt mit Martin herangetragen.

Irrwiſch

(zu Martin.)

Esne Cicero? frag' ich.

Martin.

Laſſ' er mich los, ſag' ich. Sieht er denn nicht, daß ich Eier habe? Sollen das Narrenspeſſen ſein, oder ſeid ihr Spitzbuben?

Irrwiſch.

Sei ruhig, Freund meiner einſamen Stunden! Nur über deine Schule der Beredtſamkeit und über deinen Staat ſollſt du mir Aufſchluß geben.

Martin.

Staat? Ich denke, wir wohnen in einem polizeigerechten Staat, wo man die Leute ruhig ihre Wege gehen läßt. Laſſ' er mich los, ſag' ich ihm, oder mein Knittel wird mir den Paß ſchreiben!

Irrwiſch.

Beruhige dich, mein Freund. (Zu Gift.) Katilina, ſuche deinen Konſul von meiner guten Abſicht zu überzeugen und winde ihm den Scipio *) aus der Hand.

(Gift greift Martin den Stock aus der Hand und wirft denſelben zur Seite.)

*) Der Konſulſtab.

Martin.

Seh' Einer dieſen Knirps an, mit dem Hühnerauge auf dem Rücken und der ſpitzen Krebsnaſe! Es wird mir jetzt aber bald zu toll. Wenn ich die Eier nicht hätte, Ihr kämt mir beide nicht geſund von der Stelle. Ihr Pattrioten, ihr Tyrannen, ihr!

Gift

(zu Martin.)

Ergib dich doch, Marce Tulli! Quid resistis? Haſt du nicht deinem Mörder freiwillig das Haupt dargeſtreckt, und deinen Wohlthäter, den Auffriſcher deines Ruhmes, willſt du mit Füßen treten? „Quousque tandem, Marce, abutere patientia nostra?" Pfui, pudeat te, auf ſolche Art deine Tugendlehren lächerlich zu machen und zu zeigen, wie unähnlich deine Werke deinen Worten ſind! Age dum, Marce! Oro obsecroque te, concedas!

Martin.

Es iſt ja doch, um die Gallſucht zu bekommen, daß ihr Straßenräuber noch Faſtnacht mit mir ſpielen wollt. Dürft' ich mich mit meinem Korb nur rühren, es ſollte nie ein Stockfiſch ſo weich geklopft ſein, wie ihr.

Irrwiſch.

Sind deine Worte Verſtellung, Freund? Willſt du mich über deine Perſon täuſchen, um dich meinen Abſichten zu entziehen? Oder iſt es Wahrheit, wie du ſprichſt? Mir deucht, deine Sprache hat durch den unterirdiſchen Aufenthalt in dieſen freilich unklaſſiſchen Landen einen etwas

profanen Charakter angenommen. Iſt das die Sprache des Forums und der rostra, die wie ein Schwert und Meſſer das über das Vaterland ausgeſpannte Verderbensnetz des Katilina zerſchnitt?

Martin.

Was? mit dem Meſſer? Losgelaſſen, du Straßenräuber, les, ſag' ich zum letzten Mal! Donner und Wetter, ich will les, und wenn Eier und Hühner drauf gehen! (Er ſtoßt heftig mit den Füßen.)

Irrwiſch.

(Nemm et operauk perdidi, die Kräfte verlaſſen mich. (Er läßt Martin zu Boden fallen.)

Martin.

Meine Eier, meine Hühner! Die ſollt ihr mit euren Knochen bezahlen. (Er raſft ſich auf, ergreift ſeinen Stock und ſchlägt auf die Beiden ein. Sie ergreifen, Irrwiſch ohne Rock, die Flucht und Martin verfolgt ſie.) He, Halunken, Gaudiebe, he! Polizei! Mörder! Polizei! (Ab.)

Naſenloch kommt hervorgeſtürzt und rennt ihnen mit Martin nach.

Szene: In Willhabers Hauſe.

Frau Willhaber. Mina Willhaber. Fepper.

Fepper.

Ich muß euch geſtehen, daß mir heute eure Geſichter nicht gefallen. Ihr habt etwas auf dem Herzen. Namentlich

du, Mina. Du ſiehſt mich an wie das futurum exactum von Sterben. Was iſt dir, Erſte der Weiber, Königinn deines Geſchlechts, Schweſter der Grazien, Nichte der Muſen, Tochter der Aphrodite?

Mina.

Der Vater hat wieder üble Launen.

Topper.

Muß ich wieder Krieg wegen des Alten mit euch beginnen? Ehre deinen Alten! Das bitt' ich mir aus und nicht bloß aus Frömmigkeit. Wenn ihr ihm etwas anhaben wollt, laſſe ich mich von euch ſcheiden.

Mina.

Ich hatte früher nur einen Fehler an ihm auszuſetzen.

Topper.

Und der war?

Mina.

Wenn er gut gelaunt war und Rheinwein trank, zwang er die Mutter und mich immer, ihm Beſcheid zu thun, und konnten wir nicht ſo viel trinken, als er, ſo nannte er uns Theetaſſen, wurde zornig und der Spaß endete unfreundlich.

Topper.

Das alſo ſein größter Fehler? Ich nehme dir nicht übel, daß der Wein nicht ſo reichlich über deine Lippen will, denn auf Süßigkeiten ſchmeckt er nicht eben am Beſten. Aber

bedenke, wer dir künftig als Helfer zur Seite sein wird! Unter allen Dingen, die ich keinem Vater übel nehmen konnte, kommt die Leidenschaft, Rheinwein zu trinken und einzuschenken, zuletzt an die Reihe. Wäre er in diesem Punkte nicht ein vollendeter Ehrenmann, so mögte ich nichts mit ihm zu schaffen haben, er wäre dann entweder ein Knicker oder ein Heuchler. Ich sage euch, der Alte ist der beste aller Männer, die liebenswürdige Tochter zu vergeben und zugleich ihres Weibes wegen das Bewußtsein haben, keinen Schwiegersohn finden zu müssen. Er ist ein Polterer, aber ein Pickelhering; er ist kein Gene, aber ein gesunder Orakaus; er ist mein Gegner, aber mein bester Freund. Wäre ich nicht dazu gemacht, kein Mann zu werden, kein Alter wäre wenigstens dazu gemacht, mein Schwiegervater zu werden.

Mina.

Ich stimme dir in Allem bei und will auch gern mit meinem Vater Rheinwein trinken so viel ich kann. Aber in neuester Zeit will er mich auch zum Trinken zwingen und dieser Eingriff in die Freiheit meines Geschmacks ist Tyrannei.

Tropper.

Deines Geschmacks? Wie kann mein künftiger Schwiegervater deinem Geschmack Gewalt anthun wollen?

Frau Willhaber.

Schwiegervater? Bist du dessen so gewiß, du Uebermüthiger? Du hättest nur hören sollen, wie er sich gestern über dich geäußert hat. Daß du ein Mediziner bist, ist ein

bloßes Unglück, aber daß du dich noch als Bakkalaureus duellirt haſt, iſt ein Verbrechen, das er dir niemals vergeben kann.

Fopper.

Habt ihr ihm denn nicht geſagt, daß mein Gegner ſeine Tochter beleidigt hatte?

Frau Willhaber.

Dieſer Grund des Duells iſt ihm grade doppelt unangenehm. Auch bedauert er den Berliner, weil du ihn ſo grauſam zerhauen habeſt. Er ſagt, du habeſt gar kein Gefühl.

Fopper.

Nein, unter dieſen Flegeln und Renommiſten habe ich keins. Nennt ihr ein ſinnleſeres, ſtupideres, widerwärtigeres Geſchlecht, als dieſe gewöhnliche Sorte von Studenten? Kerle, die ſich geberden, als ſei die Welt ihr Erbtheil, und nichts können, als Unſinn ſchwatzen, mit überkommenen Redensarten um ſich werfen, ſich zu Schanden ſaufen und ſich die Geſichter zerhauen! Jede Flegelei gilt ihnen als eine Großthat, jede Rohheit als eine Auszeichnung und jeder Viehſinn als Genialität. Dafür hat ſie denn auch ein ſo genannt geiſtreicher Schriftſteller die „letzten Ritter“ genannt. Er hätte ſie die erſten Lümmel nennen ſollen, oder die erſten Philiſter. Sie theilen die Welt ein in Studenten und Philiſter; gibt es aber größere Philiſter, als dieſe Sklaven des ſtereotypen Unſinns und der Schellen-„Verbindungen“, die den Namen jedes Krähwinkels, aus dem ſie hervorgekrochen, zur Bildung einer akademiſchen Nationalität

benutzen? „Frei iſt der Burſch“, ſingen ſie, und ihre ganze Freiheit beſteht in der rohesten Libertinage. Wo hört ihr je etwas von dieſen Menſchen, wenn irgend eine edle Sache die Geiſter bewegt? Sie liegen in der Kneipe und ſaufen! Wo waren ſie, als die Revolution jedes Herz entflammte? Sie lagen in der Kneipe und ſoffen! Grade weil ich dieſe Menſchen ſo gründlich verachte und haſſe, habe ich mich unter ſie gemiſcht, habe ich ihr Weſen mitgemacht, habe ich Fechten gelernt beſſer als ſie. Ich habe ſie züchtigen wollen in ihrer eigenen Weiſe, ſo gut ich es vermogte, und jetzt ſeht ihr Dutzende von dieſen abgefertigten Renommiſten umherlaufen, denen ich für immer in's Geſicht geſchrieben habe, daß ſie Dummköpfe, Flegel und gemeine Seelen ſind. Das iſt der Sinn meiner Duellſucht und meiner Gefühlloſigkeit. Aber Eins fühle ich nur zu tief: daß aus dem teutſchen Geiſt nichts Geſcheidtes werden kann, ſo lang das teutſche Studentenleben nicht von Grund aus reformirt iſt.

Mina.

Aber auch die Profeſſoren haſt du beleidigt haben, namentlich meines Vaters gelehrten Freund, den unvergleichlichen Dr. Irrwiſch

Topper.

Dieſe Unſchuld beleidigen? Wo wäre mir das jemals eingefallen! Ich habe ihm bloß einmal eine Abhandlung über die antediluvianiſchen Maulwürfe überſchickt. Er hatte nämlich ein Kollegium über die Schöpfungsgeſchichte und tiſchte uns ſo abenteuerliche Hypotheſen über das Innere der Erde, die Entſtehung der Berge u. ſ. w. auf, daß ich

mich nicht enthalten konnte ihm zu Hülfe zu kommen. Ich ſchrieb daher eine Abhandlung, worin ich ſehr gelehrt bewies, daß die Erde nichts ſei, als ein von der Sonne abgeloſ'ter Maulwurfshaufen, in dem zufällig ein Neſt voll Maulwürfe geſteckt habe, die natürlich ſo viel Mal größer ſind als die irdiſchen, wie die Sonne größer iſt als die Erde. Durch ihr Wühlen und Heben entſtanden die Berge, aus denen angſtvoll die von ihnen verfolgten rieſigen Regenwürmer hervorſchoſſen, welche durch ihr ſchlängelndes Kriechen die Betten der Flüſſe und Bäche bildeten. Sie krochen in's Meer und leben dort noch jetzt als Kraken oder Seeſchlangen fort. Die Maulwürfe ſelbſt ſtarben im Innern der Erde, erzeugten Phosphor und das iſt der glänzende Kern unſeres Planeten und die Urſache des Feuerſpeiens. War das eine Beleidigung?

Mina.

Im Gegentheil, es war eine Schmeichelei für ſeine Gutmüthigkeit.

Fopper.

Ein ander Mal war ich bei ihm, um mir den Kollegienbeſuch von ihm beſcheinigen zu laſſen. Er war grade im Begriff auszugehen und da es regnete, nahm er in der Zerſtreuung ſtatt des Regenſchirms den Stubenbeſen in die Hand, den ich ihm darreichte, und trug ihn über die Straße. War das eine Beleidigung?

Mina.

Es hieß bloß ſeine Kenntniſſe auf die Probe ſtellen.

Fopper.

Ein drittes Mal war er in den verkehrten Hörſaal gerathen und wollte unſerm mediziniſchen Auditorium eine Vorleſung über ägyptiſche Alterthümer halten. Als Aſſiſtent des Profeſſors der Anatomie ſtellte ich neben ſeine mitgebrachte Mumie eine präparirte Kindesleiche und plötzlich begann er das neugeborene Kind unter ſchallendem Gelächter als dreitauſendjährige Mumie zu beſprechen. War das meine Schuld?

Mina

Im Gegentheil, es war eine präparirte Unſchuld.

Fopper.

Wie du Das zu treffen weißt! Doch verlieren wir den Faden nicht. Die Fehler des braven Papa, die euch verſtimmt haben, ſind: 1. er ſchenkt zu viel Rheinwein ein; 2. er haßt den Medizimer; 3. er haßt den Duellanten; 4. er bedauert den Berliner; 5. er ſympathiſirt mit den Profeſſoren. Der letzte Fehler ſcheint mir der ſchlimmſte zu ſein.

Mina.

Wenn er die Sympathie nur auf ſich ſelbſt beſchränken wollte!

Fopper.

Wie verſteh' ich Das?

Frau Willhaber.

Wozu ſollen wir ſo viel Umſtände machen? Erſchrick nicht und vernimm mit Einem Wort das Unerhörte: mein

Mann will meine Tochter an den Dr. Irrwiſch verheirathen!

Fopper.

Warum ſoll er Das nicht wollen? Mir iſt das gar nichts Neues und auch nichts Wunderbares. Da der gute Papa den Dr. Irrwiſch für den Beſten hält, weil er den vortrefflichen Dr. Fopper noch nicht kennt, iſt es natürlich, daß er ſeiner Tochter nicht den Schlechteſten beſtimmt hat. Doch mit dem Papa werd' ich mich ſchon abfinden; ob ich aber bei dem „hochzuverehrenden Fräulein" dieſe Konkurrenz beſtehe, wagt meine Beſcheidenheit nicht zu entſcheiden.

Mina.

Wenn er dich ausſticht, wirſt du dich wol entſchädigen bei meiner Namensſchweſter, der Dichterinn Mina Ueber, deren Liebe der Grauſame zu verſchmähen ſcheint.

Fopper.

Die iſt leider für mich verloren, denn der Dr. Gift macht ihr den Hof. Ich denke dabei immer an eine Weſpe, die um eine Birne kriecht, an der ſie freſſen will. Nein, nicht Mina Ueber — ich will in der Familie bleiben und werde mich entſchädigen und rächen zugleich, indem ich dem Rentner Johannes Willhaber ſeine niedliche kleine Frau entführe.

Frau Willhaber.

Alterchen, wenn du etwas jünger und kein ſo unausſtehlicher Nervhänger wärſt, würde ich dir keinen Korb geben. (Gibt ihm einen Kuß.)

Fopper.

So, nun habt ihr wieder humane Geſichter. Jetzt will ich euch erzählen, was heute meinem hochzuverehrenden Nebenbuhler paſſirt iſt. Als ich vor einer Stunde vom Markt in die Marktſtraße einbiege, begegnet mir der Dr. Irrwiſch ganz echauffirt und ohne Rock, den er wahrſcheinlich beim Ausgehen vergeſſen hatte anzuziehen. Ich grüße ihn, wie immer, ſehr freundlich und er, im Sturmſchritt vorbeiſauſend, nimt den Hut ab und hält ihn, durch Nachdenken zerſtreut, in der Hand. Ich wende mich um, ſeh' ihm erſtaunt nach und eben, als er um die Ecke der Straße wenden will, rennt ihn ein breitſchulteriger Bauer, der eine große Hühnermaſche auf dem Rücken trug, über den Haufen, ſo daß ſie beide der Länge nach im Rinnſtein lagen.

Mina.

Und du halfſt ihm nicht auf?

Fopper.

Originalgenie's laſſen ſich nicht helfen. Ehe ich bei ihm war, hatte er ſich ſchon wieder aufgerafft und eilte davon wie ein Seeräuber, verfolgt von dem Bauer und meinem Freund, dem Poliziſten Naſenloch. Sie ſcheinen ihn im Augenblick für einen Andern genommen zu haben.

Frau Willhaber.

Was wird mein Mann dazu ſagen!

Kammerjungfer

(hereineilend.)

Der Herr Profeſſor Irrwiſch iſt da.

Fopper.

Was? Mein Nebenbuhler? Jetzt fühl' ich wieder den „Ritter" in mir erwachen.

Mina.

(zur Kammerjungfer.)

Haſt du ihm nicht geſagt, ich ſei krank?

Kammerjungfer.

Freilich! Aber er ſagt, er wolle Sie wieder geſund machen. Er hat einen funkelnenen Reck an. (Ab.)

Fopper.

We iſt mein Helm und meine Lanze? (Nimt ſeinen Hut und Steck.)

Frau Willhaber.

Wenn du nach einem Gaul fragteſt, edler Ritter, würde ich dir der Sicherheit halber dieſen anweiſen. (Auf einen Schrank deutend.)

Fopper

(hineinſteigend.)

Sollte das trojaniſche Pferd nicht ein Kleiderſchrank geweſen ſein?

Die Vorigen. Irrwiſch.

Irrwiſch.

Guten Abend, meine hochzuverehrenden — (Er nähert ſich Mina, die wie krank auf dem Sopha ſitzt.)

Frau Willhaber

(bei Seite.)

Er ſagt „guten Abend" und es iſt heller Mittag.

Irrwiſch.

Sind Sie krank, mein hochzuverehrendes Fräulein? Was iſt die Urſache? Ich wäre aber gekommen, wenn nicht die Herausgabe eines archaeologiſchen Werkes — (in die Taſche greifend). Schade, ich hab' es nicht zu mir geſteckt, ſonſt würde ich Ihnen einige Kapitel verleſen und Ihre Unpäßlichkeit würde ſich [illegible]gleich —

Mina.

Verſchlimme[illegible]

Irrwiſch.

Sagte ich verſchlimmern? Verzeihen Sie, mein hochzuverehrendes Fräulein, es war ein lapsus linguae. Doch womit ſoll ich die Wirkung meines Werkes erſetzen? Erlauben Sie mir Ihren Puls. (Er will ihren Puls fühlen, doch indem ſie ihre Hand zurückzieht, ergreift er die eigene und fühlt ſich ſelbſt den Puls.) Ihr Puls iſt unruhig — vielleicht 100 Schläge in der Minute. Das deutet auf Bewegung und wie deute ich dieſe Bewegung?

Foppet

(im Schrank.)

Auf den Rinnſtein.

Irrwiſch.

Sprach ich vom Rinnſtein? Das war ein lapsus linguae. Ich wollte — verzeihen Sie, hochzuverehrendes Fräulein — ich wollte vom Kuß reden.

Mina.

Vom Kuß? Was hat denn ein Kuß mit dem Rinnſtein gemein?

Irrwiſch.

Einiger Maßen laßt er ſich ſchon mit ihm zuſammenbringen, ſofern nämlich ein Rinnſtein ein Werk der Architektenik iſt. Ich ſagte Ihnen ſchon, als ich Ihren ausgezeichneten Schädelbau unterſuchte, daß er gleichſam eine Verkörperung aller mathematiſch architektoniſchen Regeln der Schöpfung ſei. Ich gedachte Ihnen weiter auszuführen, daß auch alle Thätigkeiten dieſes edlen Gebildes denſelben Regeln entſprechen müßten. Betrachte ich Ihren Mund, ſo überkommt mich eine Idee, die ich unter den Ausdruck „die Mathematik der Liebe" bringen mögte.

Frau Willhaber.

Der Mund meiner Tochter gleicht dem meinigen. Habe ich nicht auch Talente zur Mathematik?

Irrwiſch.

Erlauben Sie, meine Hochzuverehrenden. Die edelſte, ausdruckvollſte Aeußerung des weiblichen Mundes iſt der Kuß. Der Kuß aber muß mathematiſchen Regeln entſprechen. Ein edler Mund zieht beim Kuß die Mitte der Oberlippe der Art in die Höhe, daß ſie einen rechten Winkel auf der Unterlippe bildet. (Demonſtrirt es durch ſeinen Mund.) Nach Pythagoras iſt das Quadrat der Hypothenuſe gleich dem Quadrat der beiden Katheten. Das Quadrat der Unterlippe muß alſo beim Kuß gleich ſein dem Quadrat der beiden Hälften oder Katheten der Oberlippe.

Frau Willhaber.

Gibt es auch Leute, die viereckig küssen, Quadrat Küsser?

Mina.

Ich glaube, einige küssen sogar rund.

Irrwisch.

Alles das sind nicht die wahren Küsse und nicht wissenschaftlich zu benennen. Wenn ich Sie küsse, hochzuverehrendes Fräulein, so muß das Quadrat meiner Hypothenuse und meiner Katheten das Quadrat der übrigen decken. Erlauben Sie mir, Ihnen der Deutlichkeit halber ein Beispiel aus der Natur vorzuführen. Wenn Sie die Narbe des Bisses eines Blutigels betrachten, so finden Sie ein regelmäßiges Dreieck.

Mina.

Wenn man von einem Manne dreieckig geküßt wird, denkt man sich gleichsam einen Blutigel mit zwei Beinen.

Irrwisch

Erlauben Sie, meine Hochzuverehrenden —

(Martin Hammel und Nasenloch dringen, von der Kammerjungfer aufgehalten, unter großem Gepolter in die Stube.)

Martin.

Was will die Jungfer? Das wird die gnädige Frau nicht übel nehmen, daß man ihr einen Spitzbuben aus dem

Hauſe holt. (Irrwiſch erblickend, der ſich niederſetzt, zum Polizeidiener.) Seht, Sergeant, da ſitzt er ſchon. Ich kenn' ihn ſo gut, als mich ſelbſt. Jetzt hat er einen neuen Rock an und vor einer Stunde ſah er aus wie ein Möbelſchreiner. Jetzt iſt es eure Sache zu ſprechen, Sergeant.

Naſenloch.

Alſo Sie ſind es, Herr Profeſſor? (Für ſich.) Ich ſeh' es ihm an, er iſt mein, der Demagog.

Martin.

Ein ſchöner Profeſſor der! Donnerwetter! Ein Profeſſor der Hühnerdiebe iſt er.

Irrwiſch.

Welches iſt der Auftrag eurer Sendung, gute Leute?

Martin.

Gute Leute! Ja warte! Donnerwetter! (zu Naſenloch) Friſch, ſagt es ihm auf gut Deutſch.

Naſenloch.

Es iſt nicht von meiner Gewalt, Herr Doktor, daß ich hierher komme. Aber der Herr Bürgermeiſter, der mein genauer Freund iſt, hat mich detachirt. Denn es gibt für Sie nur zwei Ausgänge resp. Mittel: erſtens, ob Sie, entweder oder, dieſem ehrlichen Manne die Eier bezahlen wollen; indeſſen aber werden Sie resp. zu Protokoll gebracht und großen Nachtheil exponiren, wenn Sie praeter propter nicht von der Gemeinheit Gebrauch nehmen wollen, dieſem durchaus ehrlichen Manne ſolidariſch ſeine Eier, das heißt, ſeine Hühner zu bezahlen.

Martin.

So war es recht, so hat er es verdient.

Frau Willhaber.

Leute, es ist nicht Fastnacht. Was wollt ihr hier? Ihr riecht nach Branntwein.

Nasenloch.

Ich bitte um Entschuldigung, gnädige Frau; es ist nicht von meiner Gewalt. Aber Sie wissen, daß unser Bürgermeister ein braver, rechthabender Mann ist. Zehn Thaler, hat er gesagt, daß der Mann verlangt hat.

Martin
(für sich).

Ich habe nur fünf verlangt.

Nasenloch.

Denn es waren gegen einen — wie viel Eier waren darin?

Martin.

Zehn Dutzend Eier waren darin und fast alle zerbrochen und zwei Hühner tot, zwei weggelaufen und einem echten englischen Hahn das rechte Bein entzwei.

Frau Willhaber.

Wissen Sie davon, Herr Professor?

Irrwiſch.

Das Wiſſen, meine Hochzuverehrenden, iſt allerdings die Frucht und eine herrliche Frucht, aber ſüßer noch iſt das Brechen dieſer Frucht, ich meine das Erforſchen. Die eigentliche Bedeutung der Zahlenlehre des Pythagoras iſt noch von Keinem erforſcht worden.

Martin.

Was? Der ſoll ein Profeſſor ſein? Donnerwetter! Ein Komödiant iſt er, denn eine ſolche Verſtellung iſt mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen. Aber warte! (Irrwiſch's Rock unter dem Kittel hervorziehend.) Kennt er den? Herr „Profeſſor", kennt er den? Jetzt ſitzt er da wie Kreuzbauer und ſieht in den Tag hinein, als ob er ihn auffreſſen wollte.

Frau Willhaber.

Herr Profeſſor, das iſt Ihr Rock! Ich begreife die Sache nicht, ich bin —

Irrwiſch.

Ich bin! Sonderbare Uebereinſtimmung in unſern Gedanken! Dachten Sie auch an Berkeley und Kant? Ich bereite eben eine Abhandlung vor, worin der Urſprung der idealiſtiſchen Philoſophie auf einen andren Boden zurückgeführt werden ſoll.

Martin.

Ich merke den Pfiff: der will uns Geſchichten erzählen, damit wir ſeinen Prozeß vergeſſen. Das ſoll ihm aber nicht gelingen, ſo wahr ich Martin heiße.

Gertrud

(hereinſtürzend, einen Rührlöffel in der Hand).

Was hör' ich? Meinen Herrn wollen ſie bergehen und hier mit der Polizei anpacken? Rühr' ihn Einer an, den werf' ich mit dem Rührlöffel nieder!

Martin.

Nun will ich doch ein Hottentott ſein, wenn die Perſon nicht auf meine ſelige Hanne gleicht — Donnerwetter!

Gertrud.

Das muß ein nettes Mädel geweſen ſein, wenn ſie zu dir gepaßt hat. Aber was wollt ihr meinem Herrn? frag' ich. Es ſcheint mir, daß ihr bergeht und eigennützige Streiche verübt.

Martin.

Wir ſind im Recht, aber nicht eigennützig.

Gertrud.

Ihr ſeht mir allerdings in einer Sache uneigennützig aus —

Martin.

Wie ſo?

Gertrud.

Weil man euch umſonſt ſehen kann. In einer Menagerie gäbe man gern 5 Sgr. d'rum.

Martin.

Ich ſchlage vor, daß wir uns beide zuſammen ſehen laſſen. Ich heiße Hammel: dann iſt es ein Männchen und ein Weibchen und wir bekommen 10 Sgr.

Willhaber

(hereineilend).

Was iſt das — guten Morgen, Herr Profeſſor, guten Morgen — was iſt das für ein Lärm in meinem Hauſe?

Martin.

Herr Stadtrath, nun machen Sie es aus, Sie wiſſen Beſcheid.

Willhaber.

Wer ſagt euch, daß ich Stadtrath bin und was weiß ich? Nichts weiß ich. Ich frage, was hier vorgeht?

Martin.

Da ſitzt er, Herr Stadtrath (auf Irrwiſch zeigend). Auch hat er noch ſo einen krettigen Zetenreißer bei ſich gehabt und der Kerl hat mich noch am Meiſten geärgert. So eine Warze von einem Kerl! Hätt' ich ihn nur in die Finger bekommen können, aber er ſchoß in das Gebüſch wie ein Dachshund.

Frau Willhaber

(zu Willhaber).

So viel ich mir die Sache enträthſeln kann, muß der Herr Profeſſor von dieſem Mann Eier und Hühner gekauft haben und zwar für jenen Reck.

Martin.

Gekauft? Ich merke, die gnädige Frau will seine Partei nehmen. Nennt man das kaufen? Donnerwetter! Gepackt hat er mich und zwar unvernünftig gepackt. Es war da linker Hand von der Promenade an der Haide vor dem Hasenbusch. Die Haide hat früher zum Birnbacher Hof gehört und jetzt hat sie der Arelsdorfer Bauer gekauft. Doch der thut nichts als jagen, statt das Land zu bauen und sät mehr Schreet als Roggen auf das Feld. Aber ich hab' es ihm auch prophezeit, daß er sich noch ganz zu Grunde ruinirt. Doch das sollt' er wissen, daß ihm die Gaudiebe die Füchse und Kanine graben! Ich wollte noch stillschweigen, wenn sie dabei einen ehrlichen Menschen seine Wege gehen ließen. Aber Einen so unnatürlich hinzuwerfen und nicht zu sehen, was man bei sich hat, und Einen am hellen lichten Tage vor dem offenen Stadtthor bestehlen wollen — Donnerwetter, das thut kein Schinderhannes nicht einmal.

Willhaber

(zu Nasenloch).

Sagen Sie, was ist hier vorgefallen?

Nasenloch.

Ew. Exzellenz nehmen nicht ungütig, aber es ist die Wahrheit, die reine Wahrheit.

Willhaber.

Was denn? Was?

Nasenloch.

Sehen Sie, ich komme nicht von meiner Gewalt, aber der Herr Bürgermeister hat mich geretachirt. Denn der

Herr Doktor hat dieſem grundehrlichen Mann für zehn Thaler Hühner gebrochen.

Martin.

Und Eier! Das iſt für eine Herrſchaft, wie Sie ſind, nicht der Rede werth, aber für unſer Einen, der ſein Brod ſo hühnerweiſe verdienen muß, macht das ein ganzes Kapital. Ich hab' ihm doch wahrhaftig nichts zu Leid gethan; Sie können alle Geſetze nachſchlagen, ob ich jemals einen Menſchen um einen Nadelknopf beleidigt habe.

Naſenloch.

Sehen Sie, Herr Präſident, ich bin Soldat geweſen, ich habe die Befreiungskriege gegen den gemeinſchaftlichen Feind mitgemacht, auch dem Kaiſer treu gedient, wo ich bei Leipzig übergegangen bin zu den Alliirten, zugleich eine Kugel bekommen und zwei Hiebe auf den Torniſter — Sehen Sie, da kann man ſchon mitſprechen! Die Kugeln, ſage ich Ihnen, pfiffen wie die Feldmäuſe, ventre à terre, aber, ſo wahr ich nicht von meiner Gewalt komme, einem Menſchen ſo muthwillig ſein Gut verderben, das hab' ich in allen meinen Kampagnen noch nicht geſehen und die Disziplin, pflegte unſer General — daß ich nicht lüge — unſer Kapitain zu ſagen, iſt doch immer die Seele vom Kriegsweſen.

Willhaber.

Es iſt Eſſenszeit. Sie halten uns etwas lang hier auf und ich weiß ſchon genug. Alſo iſt es bloß um 10 Thaler zu thun?

Martin.

Den Kerb will ich gar nicht verlieren.

Willhaber

(ihm Geld gebend).

Hier habt ihr's. (Zu Irrwisch, der bis dahin in einem Buch gelesen.) Herr Professor, Sie bleiben hier zu Mittag. Kommt!

(Alle ab, außer Martin, Nasenloch und Gertrud.)

Willhaber

(wieder zurückkommend, zu Nasenloch).

Sagen Sie, was meinten Sie damit, als Sie mich Präsident nannten?

Nasenloch.

Präsident vom Kasino.

Willhaber.

Sie wollten sagen: Direktor!

Nasenloch.

Ja richtig: Direktor!

Willhaber.

Dann hatten Sie Recht. (Gibt ihm ein Trinkgeld. Ab.)

Nasenloch.

Nu? Denen haben wir einmal in den Nacken gesessen. Oekonom, sagte ich nicht, daß ich aus dem Darm eine

Wurſt machen würde? Doch nun noch ein Wort, eh' ich zum Rathhauſe gehe. Als ihr mit den zweien auf der Haide zuſammengerietet, hörtet ihr da auch, was ſie mit einander ſprachen? Wollten ſie euch nicht verführen zur Revolution? Sprachen ſie nichts von Staat, Vaterland und dergleichen? Im Namen des Geſetzes, antwortet!

Martin.

Allerdings ſagten ſie Das und noch allerlei andres dummes Zeug, wovon ich nichts verſtand. Sie ſprachen alle Sprachen durcheinander.

Naſenloch.

Aha! wir haben ſie. Das ſoll ein Fang werden, wovon die Zeitungen ſprechen. Ich gehe jetzt ſchnell zum Rathhauſe und dann treffen wir uns im „Stübersbrödchen", wo wir das Uebrige verprotokolliren werden. Den Rock nehm' ich einſtweilen mit.

Gertrud

(die bis jetzt wie eine Schildwache beobachtend in der Ecke geſtanden, vortretend und den Rock ergreifend.)

Halt, Ihr Spitzbuben! Das Eigenthum meines Herrn rührt Keiner an, wenn ich da bin. Mag euch Herr Willhaber geben, was er will, meinen Herrn laßt ihr ungeſchoren!

Naſenloch

(ein aus dem Rock gefallenes Manuſkript aufhebend).

Das alte Papier wird ſie mir doch wenigſtens laſſen.

Gertrud.

Papier kann er haben, ſo viel er will.

(Naſenloch ab.)

Martin.

Sagt einmal, Mamſell, Ihr gefallt mir.

Gertrud.

Ihr mir nicht. Uebrigens bin ich keine Mamſell und es war Euch gerathen, daß Ihr meinen Herrn in Ruhe ließet.

Martin.

Dient Ihr bei ihm? Iſt er wirklich ein Profeſſor?

Gertrud.

Und wenn er ein Schneider wäre, er iſt mein Herr.

Martin.

Wenigſtens ein Schneider hätte nicht ſchneller einen neuen Reck bei der Hand gehabt. Aber übrigens, Jungfer, Ihr gefallt mir immer beſſer. Je länger ich ſie anſehe: akkurat meine ſeelige Hanne! Dieſelbige Naſe, dieſelbige Mütze, dieſelbige Bruſt — Alles Daſſelbige!

Gertrud.

Wie viel Augen hatte ſie? (Stellt ſich als wolle ſie gehen.)

Martin

(ſie zurückhaltend.)

So wahr ich ein ehrlicher Mann bin, Jungfer, Ihr gefallt mir. Wenn ich mir denke, daß Ihr Eva geweſen wärt, Adam hätte in der erſten Minute in den Apfel gebiſſen. Wenigſtens ich hätte nicht an ſeiner Stelle ſein müſſen. Donnerwetter! Wo kann man die Jungfer bisweilen ſprechen?

Gertrud.

Macht mir keine Redensarten! Ihr denkt wol, daß Ihr mich zum Narren halten könntet? Dazu iſt Gertrud Winterkohl viel zu lang in der Schule geweſen.

Martin.

Den Namen Winterkohl hab' ich öfter gehört. Ach! ich ſuche ſchon ſo lang eine anſtändige Frau, aber keine findet ſich, die meiner Hanne das Waſſer reichen könnte. Das war Euch ein kapitales Frauenzimmer und die verſtand den Umgang mit Vieh und Menſchen! Und Ihr ſeht ihr ſo gleich, als wärt Ihr von unſerm Kirchhof geſtohlen. Wo kann man Euch denn bisweilen ſprechen?

Gertrud.

Iſt es Euch auch wirklich Ernſt? Aber ſagt — was ſeh' ich? Seid Ihr es wirklich? Habt Ihr mir nicht einmal eine Gans verkauft? Ihr hattet damals keinen Kittel an.

Martin.

Ich weiß es wohl. Ihr habt mir die Gans aber nicht bezahlt und weil Ihr ſo lang bliebt —

Gertrud.

Was? Nicht bezahlt? Habt Ihr uns nicht beſtohlen?

Martin.

Bleß Bezahlung genommen. Aber, liebſte Jungfer, wie könnt Ihr die Sache nur ſo auslegen! Ich hab' Euch gleich im Auge gehabt und ich dachte, daß ich doch etwas für uns ſorgen müßte. Denkt Euch einmal, wenn es mit uns beiden etwas würde und wir hätten nicht einmal etwas Apartes auf den Tag —

Gertrud.

Iſt es Euch denn wirklich Ernſt?

Martin.

So wahr ich Martin heiße. Sagt mir nur, wo man Euch am Beſten ſprechen kann.

Gertrud.

Ich komme jeden Morgen um 9 Uhr auf den Gemüſemarkt.

Martin.

Donnerwetter! Und wir haben uns noch nicht geſehen? Das begreif' ich nicht. Kommt, Ihr geht mit mir in's „Stübersbrödchen"!

Gertrud.

Ich bin auch nicht aus der Stadt, ich bin auch vom Land zu Hauſe.

Martin.

Das hab ich' gleich an der Peſ'tur geſehen. So ein Gebäude hat auch keine Mamſell. Ihr ſeid (ſchmeichelnd) ſo breit, wie ein zweijährig Füllen.

Gertrud

(verſchämt.)

Ihr ſeht mir auch nicht uneben aus. Ihr gefiel't mir gleich, als ich euch hier ſah, und ich dachte: wie dem der Kittel ſo ſchön ſteht; aber als Frauenzimmer kann man nicht hergehen und ſo auf der Stelle mit dem Kenfekt in's Gelag kommen. Doch iſt es euch auch wirklich Ernſt?

Martin.

Iſt es nicht wahr, ſo mag dort der Schrank ſagen, ich ſei ein Lügner.

Popper

(in dem Schrank, mit tiefer Stimme.)

Erſt prüft, eh' ihr euch ewig bindet,
Ob ſich der Kohl zum Hammel findet!

Gertrud.

Heilige Sankt Maria, da haben wir's!

(Beide laufen davon.)

Popper

(aus dem Schrank tretend und ſich den Schweiß abwiſchend.)

Wenn ich Einem ein Schwitzbad zu verordnen habe, ſo weiß ich, wo ich ihn hineinſetze.

(Ab. Mina Willhaber erwartet ihn an der Thüre.)

Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Aufzug

Szene: In Willhaber's Hause.

Frau Willhaber. Willhaber.

Frau Willhaber.

Seitdem du mit dem Nachbar den Prozeß über die Gartenmauer hast, ist gar nicht mehr mit dir zu sprechen.

Willhaber.

Prozeß hin, Prozeß her, ich bleibe bei Dem, was ich gesagt habe. Der Herr Professor soll sie haben und sonst kein Mann unter der Sonne.

Frau Willhaber.

„Er soll sie haben!" So spricht Derjenige, der sie gelegentlich einmal auf den Armen getragen; Diejenige aber, welche sie einst unter dem Herzen getragen hat, sagt: er soll sie nicht haben!

Willhaber.

Was? Ich werde zeigen, wer Herr im Hause ist. Der Student, scheint es, hat euch den Kopf verrückt gemacht mit seinen Weiber-Emanzipationsgeschichten. Der Mann ist der Herr. In dem Stück bin ich ein guter Christ. Was hast du an meinem Freunde auszusetzen?

Frau Willhaber.

So lang er bloß dein Freund iſt, ſage ich nichts über ihn. Ich überlaſſe dir die freie Wahl deiner Freunde. Aber meiner Tochter ſoll die freie Wahl ihres Mannes bleiben. Die Liebſchaft meiner Tochter und deine Freundſchaft haben nichts mit einander zu thun.

Willhaber.

Das wäre mir ſchöne Politik und Erziehung! Wenn Das als Regel gälte, ſo wärſt du nie Frau Willhaber geworden.

Frau Willhaber.

Keine Schmeichelei für dich und keine Beſchämung für mich. Frau Louiſe Willhaber, geborne Müller, bildet ſich ein, daß ſie ohne alle elterliche oder ſonſtige Hülfe würde gefunden haben, was ſie wünſchte. Doch laſſen wir Das. Mina haßt den Profeſſor, ſie verabſcheut ihn und ſie würde ihm ihren Ekel eſſen zu erkennen geben, wenn ſie nicht zugleich über ihn lachen müßte und nicht Rückſichten auf dich nähme. Sie iſt darin vollkommen einer Meinung mit mir. Du hätteſt nur hören und ſehen ſollen, wie er ihr eine Vorleſung über das Küſſen gehalten hat. Er wollte ſie küſſen mit Kathéten und Hypothenuſen und mit Dreiecken. Joſeph, höre meinen Entſchluß: ein Mann, der meine Tochter dreieckig küſſen will, wird nie mein Schwiegerſohn.

Willhaber.

Er ſoll es werden und wenn er ſie ſechseckig küſſen wollte.

Frau Willhaber.

Sechszöllig, das würde ihm leicht werden. Wenn ich ſeinen großen Mund anſehe und ihn dabei von Küſſen reden

here, so fürchte ich fast, er mache Anstalten zu sagen und zu thun, was Schiller sagt: „Diesen Kuß der ganzen Welt," oder wenigstens der ganzen Umgegend. Sein Mund ist so umfassend wie seine Gelehrsamkeit. Du weißt, ich halte etwas auf einen hübschen Mund. Er verräth in der Regel wenigstens Geschmack. Hättest du nicht einen hübschen Mund, ich wäre trotz Allerem nicht deine Frau geworden. Du hast einen hübschen Mund, ich habe einen hübscheren und Mina hat den hübschesten. Und daran will dieser gelehrte Irrwisch mit seiner sechszelligen Hypothenuse mathematische Experimente machen? Nimmermehr!

Willhaber

(pfiffig.)

Sag' einmal, hat der Student nicht einen erstaunlich hübschen Mund?

Frau Willhaber.

Wie in Stahl geschnitten: fein, männlich und geistreich!

Willhaber.

Ei je! Es scheint mir, ihr habt euch beide in die Lippen eines Windbeutels vergafft. Das wäre also hier ein Wettkampf um die Mundstücke. Es handelt sich aber um etwas Anderes, Madame Willhaber. Es handelt sich darum, Mina glücklich zu machen durch einen Mann, der durch seine Person, seinen Namen und seine Stellung eine Bürgschaft für die Zukunft bietet. Weißt du auch, daß er jetzt den rothen Adlerorden erhalten hat?

Frau Willhaber.

Du redest von Bürgschaft und suchst eine Bürgschaft für das Unglück! Die beste Bürgschaft für Mina's Glück er-

blicke ich in einem Manne, den ſie liebt und der durch ſeinen Charakter wie durch ſeine Kenntniſſe ſich eine angemeſſene Stellung in der Welt zu erringen fähig iſt ohne Regierung und rothen Adlerorden.

Willhaber

Eine Stellung? Du wollteſt wol ſagen: eine Sitzung! Ein Menſch, der in den Märztagen das Volk aufgereizt und auf den Barrikaden kommandirt, ja, der ſogar den Kopf des Königs gefordert hat, ſollte mein Schwiegerſohn werden? Meinſt du, ich wiſſe es nicht? Hätte er nicht mit den Andern amneſtirt werden müſſen, er wäre für die Zeit ſeines Lebens aufgehoben. Und wer bürgt dafür, daß er nicht wieder ſolche Streiche macht?

Frau Willhaber.

Ich bin ſtolz darauf, wenn meine Tochter einen Republikaner zum Mann erhält, und mache mir keine Sorgen darum. Herr Fepper iſt klug genug, ſich ſeinen Feinden nicht leichtſinnig in die Hände zu liefern, und in Zukunft werden ſich die Rollen ſchon wechſeln. Soll ich dich übrigens daran erinnern, daß du 2000 Thaler hergegeben haſt, um die Steuerverweigerung zu betreiben?

Willhaber.

Davon ſchweige man hübſch ſtill! Uebrigens war das bloß paſſiver Widerſtand.

Frau Willhaber.

Nun, der eben iſt es, den Mina gegen dich und den Profeſſor leiſtet. Und doch willſt du ihn zum Hochverrath machen?

Willhaber.

Paſſiver Widerſtand! Um mit dem Studenten aktives Nachgeben aufzuführen? He? Daraus wird nichts, liebe Frau. Auch ſoll der Menſch gar keine Religion haben.

Frau Willhaber.

Welche Religion haſt denn du? Es iſt doch merkwürdig, daß dich ein junger Mann plötzlich religiös macht.

Willhaber.

Kurzum, der Menſch iſt ein Revolutionair nach allen Seiten. Willſt du das Verbrechen auf dich nehmen, deine Tochter einem Manne zur Frau zu geben, der überall Streit hat und nach dem die Polizei die Hand ausgeſtreckt hält, ſo daß ſie ihn jeden Augenblick von ihrer Seite reißen kann?

Frau Willhaber.

Willſt du das Verbrechen auf dich nehmen, deine Tochter einem Manne zur Frau zu geben, nach dem die Polizei ihre Hand ſchon in unſerm eigenen Hauſe ausgeſtreckt hat, weil er die Leute auf offener Straße anfällt?

Willhaber.

Ich Dummkopf! Daß ich es nicht gleich gemerkt habe! Es war jedenfalls ein Strauß, den ihm der Student geſpielt hat. Der Nichtswürdige! Laſſ' ihn mir nochmals über die Schwelle kommen, er ſoll ſchmecken, daß ſpaniſch Rohr in meinem Garten wächſt!

Frau Willhaber.

Aber woher kam denn der Rock, den der Bauer mitbrachte?

Willhaber.

Schweig', ich will nichts mehr davon hören! Ihr seid alle gegen mich und meinen Freund verschworen, ihr habt ein Komplot gegen mich. Aber ich werde euch zeigen, wer Willhaber heißt; ich werde euch zeigen, auf wessen Seite Recht und Gesetze sind, um falsche Ehefrauen, ungerathene Töchter und revolutionaire Verführer zur Raison zu bringen!

Frau Willhaber.

Bist du schon bei deinem Advokaten gewesen? Er hat zwei Mal nach dir fragen lassen.

Willhaber.

Das Gebabbel! (Ab.)

Fopper und Mina Willhaber kommen aus der entgegengesetzten Thüre herein.

Frau Willhaber.

Kinder, Kinder, es wird unangenehme Dinge absetzen. Er ist unerbittlich und entschlossen, wie ich ihn selten gesehen habe.

Fopper.

Wir hörten es donnern und wenn ich zugegen gewesen wäre, hätte es sicher eingeschlagen. (Zu Mina, die ein be-

trübtes Geſicht macht:) Wie? Du willſt doch nicht auch den Regen dazu geſeilen? Mein Mädchen, bedenke und vergiß es nicht, daß deine ſchönen Augen nicht zum Weinen geſchaffen ſind, ſo wenig wie dein ſchöner Mund für den pythageräiſchen Lehrſatz!

Mina.

Lieber Herrmann, du weißt, daß ich keine Kopfhängerinn bin; aber es iſt mir unerträglich und thut mir in der Seele weh, daß wir mit einem Manne, der doch einen geſunden Verſtand und ein gutes Herz hat, über die Frage ſtreiten müſſen, ob ich die Deinige werden, oder mich an einen abgeſchmackten Narren wegwerfen ſoll.

Topper.

Ihr beurtheilt den Papa wieder falſch. Reiche wie mächtige Leute ſind immer eigenwillig, weil ſie an die Erfüllung ihrer Wünſche gewöhnt ſind. Und die einzige Oppoſition, die der Papa bisher zu bekämpfen hatte, war eine weibliche. Laßt ihm eine männliche entgegentreten und er wird ſich beſinnen.

Frau Willhaber.

Du irrſt dich. Er geht nicht von ſeinem Verſatz ab und ſpricht ſogar ſchon von den Geſetzen. Das iſt es grade, was ihm in dieſer verkehrten Welt die Uebermacht verleiht. Er hat die Polizei auf ſeiner Seite.

Topper.

Und ich die Liebe. Mina, biſt du der Meinung, daß die Polizei mächtiger ſei, als die Liebe?

Mina.

Spare dir die Frage, eitler Jüngling! Aber, lieber Herrmann, laß uns nicht ſpotten. Ich mache mir Sorgen um dich, der Papa hat einen wahren Grimm auf dich.

Fopper.

Ueberlaß die Sorgen mir und denke nur daran, mir zu folgen.

Mina.

Folgen! Ja ich folge, wohin du willſt. Aber wie ſollen wir hinausgehen, wo keine Thüre iſt?

Fopper.

Nichts einfacher, als das. Wo keine Thüre iſt, macht man eine. Der wird überall ein Gefangener ſein, der wartet, bis die Thüre ihm nachläuft. Mina, glaubſt du weniger werth zu ſein, als die Lazedämonierinn Helena? Jetzt ſei nicht zu beſcheiden.

Mina.

Was willſt du damit ſagen?

Fopper.

Daß ich nicht weniger aufgelegt bin, als der Trojaner Paris. Ich werde dich einfach entführen.

Mina.

Mutter!

Frau Willhaber.

Herrmann! Mein Mann würde die ganze Stadt mit Skandal füllen und die ganze Welt würde ein Geſchrei erheben.

Topper.

Es iſt nicht Alles himmelſchreiend, was gen Himmel geſchrieen wird, und die Welt hat im erſten Augenblick immer mehr Mäuler um über Das zu ſchreien, was ſie nicht einſieht, als ſie Augen hat um Das einzuſehen, worüber ſie ſchreit. Später ändert ſich Das. Man läßt den Sturm von Stadtgeſpräch und Salongeklatſch ruhig vorübergehen und dann ſcheint die Sonne um ſo freundlicher. Um welche Zeit iſt der Papa am Sicherſten nicht zu Hauſe?

Mina.

Von halb drei bis vier hält er ſeinen Mittagsſchlaf und um ſieben geht er regelmäßig in's Kaſino.

Topper.

Das Schickſal iſt wie ein Bandit. Wenn er mir das Piſtol auf die Bruſt ſetzt, werde ich leichter mit ihm fertig, als wenn er mir ungeſehen nachſchleicht. Heute Nachmittag ſehen wir uns wieder. (Schickt ſich an zu gehen.)

Frau Willhaber.

Um des Himmels willen, ich höre meinen Mann kommen! Herrmann, hierher, da hinaus!

Topper.

Er kommt mir grade recht, ich erwarte ihn. Laßt mich mit ihm allein.

Mina.

Ich bleibe bei dir, ich laſſe dich nicht im Stich.

Fopper.

Du ſprichſt ja, meine Heldinn, als wolle man mir an den Kragen. Ich fodre jetzt Vertrauen, laßt mich allein; (Schiebt Frau Willhaber und Mina zur Thüre hinaus.)

Fopper. Willhaber

Willhaber

(eintretend).

Alſo wirklich Sie hier? Ich erkannte Sie ſchon an der Stimme. Sie ſchienen mir hier das große Wort zu führen. Sie ſcheinen ein dreiſter Kamerad zu ſein. Was ſuchen Sie hier?

Fopper.

Sie zu ſprechen. Da ich nun eben das Vergnügen habe, Sie zu treffen oder von Ihnen getroffen zu werden, wollen wir die Umſtände und Komplimente bei Seite laſſen und gradeswegs —

Willhaber

(auf die Thüre zeigend.)

Gradeswegs — ohne Komplimente — dort iſt die Oeffnung.

Fopper.

Ich heiße Herrmann Fopper.

Willhaber.

Der iſt es, den ich meine.

Fopper.

Der Name ſollte Ihnen bloß ſagen, daß Sie keinen Mann vor ſich haben, der ſich die Thüre weiſen läßt.

Willhaber.

„Es gibt mehr Ketten als rasende Hunde", Herr! Ich werde die Polizei rufen lassen und zusehen, ob mir so ein revolutionairer Bursche —

Topper.

Unterricht im passiven Widerstand geben kann. Herr Willhaber, lassen Sie uns als vernünftige Männer handeln und beschmutzen Sie nicht unnützer Weise Ihre hübschen Möbeln mit rother Farbe. Den Ersten den Besten nämlich, den Sie zu Hülfe rufen, um mich zu entfernen, schlage oder steche ich mit Gemüthsruhe über den Haufen. Ihnen aber werde ich ohne Gewalt weichen, wenn Sie erst Ihre Grobheit, Ihren Hochmuth und Ihren Eigensinn so weit ablegen, daß Sie mich anhören. Fußen Sie nicht darauf, daß Sie in Ihrem Hause sind. Ob sich hier um mich herum zufällig eine Anzahl Steine zu vier Mauern zusammenhäufen, die man ein Zimmer, ein Haus nennt, welches ein gewisser Herr Willhaber gebaut hat, oder ob sich eine Anzahl Bäume um mich erheben, die man einen Wald nennt, oder ob mich Wasser oder Haide umgibt, das ändert doch an meiner Person und ihrem Recht so wenig wie an Ihrer Stellung und Ihrem Verfahren. Ich bin ich, sei ich wo ich wolle, und ich will angehört sein im Namen Ihrer Tochter und in meinem eigenen.

Willhaber.

Im Namen meiner Tochter? Sie sprechen sehr kühn.

Topper.

Im Namen Ihrer Tochter und in meinem eigenen ersuche ich Sie um Ihre Einwilligung zu unserer Verehelichung. Das ist Alles.

Willhaber.

Wirklich? Das iſt Alles? Sagen Sie einmal, Herr Studioſus, oder Baccalaureus, oder Doktor, oder was Sie ſonſt jetzo ſind, haben Sie nicht Luſt, unſern König um ſein Königreich zu bitten? Wiſſen Sie, was er Ihnen antworten würde? Er würde ſagen: Sie ſind nicht legitim, junger Mann (wie wir Politiker uns auszudrücken pflegen), deshalb begnügen Sie ſich mit Ihres Vaters Pachtgütchen.

Topper.

Wenn es die Legitimität iſt, Herr Willhaber, die mir ein Recht auf Ihre Tochter geben ſoll, ſo gehört ſie mir unbedingt. Wer zuerſt den Thron beſitzt, gilt für den legitimen Herrſcher, und wer ihn davon vertreiben will, den nennt man einen Uſurpator. Wer zuerſt ein Herz beſitzt, iſt legitimer Liebhaber und iſt er der rechte Mann, ſo wird er nicht einmal einen Uſurpator fürchten. Er hat vor den Herrſchern auf dem Thron noch Das voraus, daß er nicht durch „Gottes Gnade", ſondern durch den Willen der Beherrſchten in das Regiment eingeſetzt iſt und wer will ihn daraus vertreiben?

Willhaber.

Ich, Herr legitimer Baccalaureus. Ich will Sie vertreiben, ohne Uſurpator zu ſein, und werde den Thron, nach dem Sie ſo ſehr verlangen, ſchon angemeſſener zu beſetzen wiſſen.

Topper.

Sie ſind ein zu guter Politiker, Herr Willhaber, um nicht zu wiſſen, daß Sie dadurch eine Revolution hervorru-

ken werken. Ihre Tochter würde zur Revolutionairinn werden und auch ohne meine Hulfe spazirte der gewaltsam eingesetzte Herrscher zum Lande hinaus. Nein, nein, Herr Willhaber, keine Revolution! Sie sind ja sonst kein Freund davon, obschon Sie seltsamer Weise die russische Rebellion der Griechen gegen die Turken billigen.

Willhaber.

Und warum nicht? Gegen die Türken ist Alles erlaubt. Ich hasse die Türken, sie stehen außerhalb der Gesetze der Zivilisation.

Topper

(für sich.)

Jetzt ist er auf dem rechten Wege. (Laut:) Obschon die Turken im Ganzen nobler von Charakter und nicht schlechter von Sitten sind als die frommen Christen, theile ich Ihre Antipathie noch vollkommen wegen eines Punktes: weil sie nämlich das weibliche Geschlecht zur Sklaverei herabwürdigen. Bei den Türken hat das Weib kein Recht und keine Stimme, man verkauft es und verheirathet es nach Belieben und es muß zufrieden sein mit jedem männlichen Schicksal, dem es überliefert wird. Gegen solches Regiment ist allerdings die Rebellion stets im Recht.

Willhaber.

Aber das ist nicht der Hauptpunkt. Die Hauptsache ist, daß die Türkei als Bollwerk der Barbarei die europäische Entwickelung und Zivilisation aufhält. Dieß Bollwerk muß niedergebrochen werden und es wird niedergebrochen werden, ehe ein Jahr vergeht. Die Türkei ist schon im Zerfall begriffen und der Sultan ist nicht der Mann, sie zu retten.

Topper.

Ich bin vollkommen Ihrer Anſicht. Die Türkei iſt ein leckes Schiff und der Sultan iſt ein Drahtſtift, der es im Sturm zuſammenhalten ſoll. Der Stift wird brechen und das Schiff wird zerfallen. Aber es muß doch wieder einen neuen Kapitain haben. Die Staatsſchiffe unterſcheiden ſich von den Seeſchiffen u. A. dadurch, daß ſie hundert Mal untergehen können und doch wieder flott werden. Auch die Türkei wird nicht verſchwinden, wenn ſie untergeht, und es handelt ſich dann um den neuen Kapitain. Wer wird es ſein? Das iſt eine Frage, über die ich gern Ihre Anſicht vernähme.

Willhaber.

Das iſt allerdings eine ſchwierige Frage, darin haben Sie Recht. Aber die Wahrſcheinlichkeit ſpricht dafür, daß der Kapitain Nikolaus heißen wird.

Topper.

Sie ſagten ja aber, die Türkei müſſe untergehen, weil ſie als Bollwerk der Barbarei die europäiſche Ziviliſation aufhalte. Glauben Sie denn, der Kapitain Nikolaus werde als Vertreter der Ziviliſation in Konſtantinopel einziehen? Soll in Sibirien die Sonne unſerer Entwickelung aufgehen? Sollen die Koſaken die Vorkämpfer unſerer Ideen werden?

Willhaber.

Der Diamant ſchleift den Diamanten und der Ruſſe muß den Türken ſchleifen. Es gibt keinen Politiker in unſerm Kaſino, vom Kaufmann bis zum Profeſſor, der nicht glaubt,

daß die Türkei ruſſiſch werden wird und werden muß. Was wird ſie denn nach Ihrer Anſicht werden?

Fopper.

Sie wird — griechiſch.

Willhaber.

Griechiſch? Nein, Herr Studioſus — Herr Fopper, wollt' ich ſagen, griechiſch — das wird ſie ihr Leben lang nicht.

Fopper.

Ihr Leben lang nicht, aber nach ihrem Tode.

Willhaber.

Aber wodurch ſoll ſie denn griechiſch werden?

Fopper.

Durch ein Wörtchen, wodurch wir Politiker oft mehr ausdrücken, als wir ſagen wollen, durch das Wörtchen — Legitimität.

Willhaber.

Was? Legitimität? Iſt denn der König von Griechenland legitimer Herr der Türkei?

Fopper.

Es gibt noch eine andre Legitimität, Herr Willhaber, als die der Könige, es gibt auch eine Legitimität der Völker. Dieſe Legitimität ſetzt ſich auf den Thron, wenn ſie die Könige in den Staub geworfen und die Eroberer in alle Winde vertrieben hat. Nehe Horden oder gewaltſam aufgetriebene

Wuchervölker, wie das türkiſche, denen kein geiſtiger Inhalt Konſiſtenz verleiht, werden abſorbirt oder verdrängt von leitenden Nationen. Aber keine Nation geht unter, die als Kulturvolk eine Stellung in der Geſchichte errungen hat. Mag die brutale Gewalt der Eroberer Jahrhunderte lang den Fuß auf ihren Nacken geſtellt haben, ſie lebt fort von den Erinnerungen ihrer Geſchichte und wird eines Tages wieder ſtolz ihr Haupt erheben. So wird es mit Italien, ſo wird es mit Griechenland ſein. Griechenland hat den erſten Schritt zu ſeiner Wiedergeburt durch ſeinen Unabhängigkeitskampf gegen die Türkei gethan. Aber es konnte die Schlacken einer Jahrhunderte alten Verunreinigung und Erniedrigung nicht in einem Tage abwerfen und unter der Aegide von Fürſten macht kein Volk eine wirkliche Revolution. Den nächſten, den entſcheidenden Schritt wird Griechenland thun unter der Aegide von Völkern. Wenn die Revolution das teutſche und das franzöſiſche Volk an die Spitze der europäiſchen Angelegenheiten ruft, dann wird unter ihrem Schutz die griechiſche Republik die Stelle einnehmen, welche unſere Profeſſoren dem griechiſchen Pabſt zu Petersburg zuſprechen. Das Volk, das einen Miltiades, Perikles, Epaminondas, Homer, Ariſtoteles, Sokrates, Sophokles, Appelles und Phidias erzeugte, wird dasjenige Volk wieder verdrängen, das nichts hervorzubringen vermegte, als Henker, Harems und Verſchnittene. Unter dem Schutz der modernen Heiden werden die Enkel der antiken Heiden ihre klaſſiſche Bildung wieder aufnehmen, die neuen Kulturvölker werden den Söhnen der alten mit Zinſen zurückerſtatten, was ſie von ihnen empfangen, und in den Kunſttempeln Athens werden teutſche und franzöſiſche Revolutionaire das Bild des Apoll und der Aphrodite wieder

aufrichten. Sollte ich dabei etwas zu ſagen haben, ſo wird Mina Willhaber das Modell zur Aphrodite abgeben. Wenn dieſe Zeit kommt, Herr Willhaber, werden auch Sie der griechiſchen Revolution das Wort reden, aber in einem Sinne, der mehr Ihrer Natur entſpricht, als der — ruſſiſche.

Willhaber.

Herr Fopper, Sie haben da ganz beſondre Anſichten — ich geſtehe, daß darin Manches — aber — indeſſen — übrigens ſind wir ganz von unſerm Kapitel abgekommen und da bedaure ich, Herr Fopper, daß ich Ihnen meine Tochter nicht geben kann.

Fopper.

Nun wohl. Jetzt habe ich doch einen Beſcheid, den ich einholen mußte, um alle ſchuldige Rückſicht gegen Sie zu nehmen: aber ich wünſchte nun auch Ihre Gründe zu erfahren.

Willhaber.

Nachdem ich Sie jetzt etwas näher kennen gelernt habe, Herr Fopper, wäre ich vielleicht im Stande, meine Zuſtimmung zu geben, obſchon ich, offen geſagt, die Mediziner nicht leiden kann — habe auch noch nie einen gebraucht. Aber es ſteht Ihnen etwas im Wege, das ich nicht mehr ändern kann, wenn ich ein ehrlicher Mann bleiben will: ich habe meine Tochter einem Andern verſprochen.

Fopper.

Herr Willhaber, Sie ſind ein rechtſchaffener Mann, deshalb müſſen Sie Ihr Wort halten, wenn es nämlich in

Ihrer Macht ſteht. Aber eben deshalb hätten Sie es nicht geben dürfen. Sie haben nicht die Macht, Ihre Tochter einem Profeſſor Iranisch oder irgend einem Andern zu überliefern, dem ſie ſich nicht ſelbſt überliefert.

Willhaber.

Was? Sie wollen mir Vorſchriften machen, wie ich mich als Vater zu verhalten habe, und Sie wollen meinen Freund angreifen? Sie wiſſen Ihr Wort zu machen, Herr Fopper, aber das gibt Ihnen kein Recht, es über Alles zu machen.

Fopper.

Ich mache Ihnen keine Vorſchriften, ich gebe nur den Vorſchriften Ausdruck, die Ihnen Ihr eigenes geſundes Gefühl machen muß. Dieſe Vorſchriften ſagen Ihnen, daß Sie Ihre Tochter einem Manne, den Sie für ſchlecht halten, ſo weit Sie vermögen *vorenthalten*, daß Sie ſie aber Keinem, den Sie für gut halten, *verſprechen* können. Wenn Ihre Tochter Ihr Eigenthum iſt, ſo iſt ſie es höchſtens als Kind, nicht aber als Weib. Beſchützen und beglücken dürfen Sie Ihr Kind, nicht Ihre Tochter verſprechen und verſchenken. Die Liebe iſt ein Glück, das ſich von den Eltern billigen, nicht verſchreiben läßt. Billigen dürfen Sie nun zwar die Liebe Ihrer Tochter zu mir nicht mehr, weil Sie durch ein Wort gebunden ſind, deſſen Gewicht ich anerkenne; aber zu verbüten, daß Sie ihr eine Liebe vorſchreiben, wo keine möglich iſt, wird *meine* Pflicht und *meine* Sorge ſein. Sie ſollen nie Urſache haben, ſich zu beklagen, daß Ihr Schwiegerſohn nicht offen und ehrlich gegen Sie gehandelt habe. Deshalb erkläre ich ohne Um-

ſchweife: Ihre Tochter iſt durch ihren eigenen freien Willen mein Eigenthum und ich werde mein Eigenthum aus Ihrer Verwaltung entfernen, da ich mit dieſer Verwaltung nicht mehr zufrieden bin.

Willhaber.

Ich muß geſtehen, daß mir ein Menſch Ihrer Art noch nicht vorgekommen iſt. Ihre Dreiſtigkeit iſt ſo groß wie Ihre Hartnäckigkeit. Aber beantworten Sie gefällig dieſe Frage: würden Sie mit derſelben Hartnäckigkeit meine Tochter verfolgen, wenn ihr Vater nicht ein Mann von 300,000 Thalern wäre?

Fopper.

Im Namen Ihrer Tochter proteſtire ich gegen die Beſcheidenheit, womit Sie Ihre lumpigen Thaler für fähig halten, den Werth eines ſolchen Mädchens zu erhöhen. Doch iſt es mir nicht unlieb, daß Sie mir Gelegenheit geben, mich wenigſtens in Bezug auf einen Punkt mit Ihnen zu verſtändigen. Wären auch meine Eltern nicht beinah eben ſo reich wie der Rentner Willhaber und ſetzte mich auch meine Medizin nicht in Stand, den Beutel meines Vaters mit derſelben geringſchätzigen Unabhängigkeit zu behandeln wie den Beutel meines Schwiegervaters, ſo würde ich dennoch von der Tochter eines Mannes, der hinter meiner Liebe Geldabſichten ſucht, nie eine andre Mitgift annehmen, als dieſe: (zeigt auf ihren Ring an ſeinem Finger.)

Willhaber.

Was? Alſo ſchon ſo weit iſt die Dirne mit Ihnen gekommen? Herr, ich werde meine Maßregeln treffen und wir werden ſehen, wer ſeinen Willen durchſetzt.

Fopper.

Wohlan, Herr Willhaber, ich biete Ihnen Schach. Verlieren Sie auch die Partie, so ſollen Sie doch dabei gewinnen.

Willhaber.

Mein Herr, das Maß iſt voll. Auf der Stelle verlaſſen Sie jetzt mein Haus!

Fopper.

Auf der Stelle nicht, Herr Willhaber. Verzeihen Sie mir, wenn ich lieber ungehorſam, als ungalant bin: zuvor muß ich mich bei Ihrer Frau und Tochter verabſchieden. (Geht in die Nebenſtube.)

Willhaber.

(Allein.)

Wer iſt hier eigentlich Herr im Hauſe? Bin ich es oder dieſer junge Teufel? Und doch weiß ich nicht, worüber ich mich mehr wundern ſoll, über ſeine Dreiſtigkeit oder ſeinen offenen Kopf. Wie Der, weiß kaum der Herr Profeſſor ſein Wort zu machen und was er mir da von den Griechen geſagt hat, war etwas ganz Neues, es war wahrhaft antik. Aber ein Mediziner! — Mein Wort! — Der Herr Profeſſor! — Nein, nein, es wird nichts mit ihm. Und ſolch ein junger Menſch will durchaus gegen mich ſeinen Willen durchſetzen? Hat er mir nicht Schach geboten? Geduld, junger Mann, ich werde mich verſehen! Der Kamerad iſt zu Allem fähig. Wo möglich ſoll das Mädchen noch heute aus dem Hauſe und dann werden wir ſehen, wer ſeinen Willen hat. (Ab.)

Frau Willhaber, Mina Willhaber und Fopper kommen aus dem Nebenzimmer.

Fopper.

Der Papa iſt weg. Das hat eine Bedeutung. Daß er nicht zu euch gekommen iſt und Lärm geſchlagen hat, iſt ein Zeichen, daß er jetzt beabſichtigt zu handeln, nicht mehr zu reden. So iſt's recht. Setzt mich nur von jedem ſeiner Schritte in Kenntniß. Ich werde unterdeſſen meine Vorbereitungen treffen. Vor allen Dingen rathe ich euch, gegen Kutſcher freundlich zu ſein. Er iſt ein vortrefflicher Menſch, ich habe auch ſchon Freundſchaft mit ihm geſchloſſen. Sollte der Profeſſor kommen, ſo benehmt euch nicht abſtoßend gegen ihn, im Gegentheil, ermuthigt ihn. Lebt wohl, ihr „Hochzuverehrenden", bis nach Mittag! (Ab.)

Mina.

Was wird's denn nun werden, Mutter? Ich kann nicht ſagen, daß ich Angſt habe, aber ich bin in einer Spannung, die ihr gleich kommt.

Frau Willhaber.

Ich denke, du wirſt dich reiſefertig machen müſſen.

Mina.

Mit Herrmann?

Frau Willhaber.

Ich hoffe es. Es kann aber auch einſtweilen anders kommen. Auf alle Fälle vertraue ich dem Verſtand und der Feſtigkeit Herrmanns. Doch ſtill! Ich höre den Profeſſor kommen. Jetzt nur ein freundliches Geſicht aufgeſetzt!

Irrwiſch

(hereineilend.)

Meine Hochzuverehrenden — wie glücklich fühle ich mich —

Mina.

Herr Profeſſor, Sie haben ja ein Kreuz auf der Bruſt. Was iſt denn das?

Irrwiſch.

Es iſt ein Angebinde für Sie, wenn ſich Ihnen das Verdienſt anbieten darf, dem es zu Theil geworden. Es iſt der rothe Adlerorden!

Mina.

Eine paſſende Auszeichnung! Sie deutet auf den Adlerblick, womit Sie in die Sonne der Wiſſenſchaft ſchauen, und auf die Röthe der Beſchämung, womit ſich alle Rivalen vor Ihnen zurückziehen müſſen.

Irrwiſch.

Die ſchönſte Kritik, welche mein Wirken je gefunden! Doch laſſen Sie mich die Bedeutung dieſes Symbols auch auf eine andere Sonne ausdehnen, die meinen Scharfblick nicht weniger auf ſich gezogen, als die Sonne der Wiſſenſchaft.

Frau Willhaber.

Auf welche beſondre Veranlaſſung, Herr Profeſſor, iſt Ihnen dieſe hohe Auszeichnung zu Theil geworden?

Irrwisch.

Wie Sie vielleicht wissen, habe ich meine Forschungen auf alle Gebiete des Wissens ausgedehnt und mich in neuerer Zeit auch als Germanist versucht. Es ist namentlich mein Werk über die „Stammwurzeln der germanischen Eiche", welches die Aufmerksamkeit Sr. Maj. auf sich gezogen hat.

Frau Willhaber.

Vielleicht ein botanisches Werk?

Irrwisch.

Bitte um Entschuldigung, meine Hochzuverehrenden! Mein Buch ist ein historisch philologisch philosophisches. Ich habe darin zunächst durch unwiderlegliche Beweise festgestellt, daß die Germanen aus Indien, namentlich vom obern Indus und Jaxartes, herüber gekommen sind. Es ist mir durch unendliche Sprachforschungen gelungen, die Verwandtschaft der teutschen Konjugation mit dem Sanskrit, namentlich bei der Bildung des Präteritums, nachzuweisen. Nachdem ich diesen Ausgangspunkt gewonnen, habe ich den Strom von der Quelle weiter verfolgt und dann namentlich auf dem Gebiet der keltischen Sprache die wichtigsten Entdeckungen in Bezug auf die germanische Verwandtschaft und Ausbreitung gemacht. So bin ich fortgeschritten bis auf die heutigen Tage und in meinem Werk sehen Sie jeden einzelnen Stamm, die Friesen, Sachsen, Thüringer, Alemannen, Baiern, Burgunder u. s. w. wie die Zweige des Baumes aus dem Saamenkorn und aus den Wurzeln entstehen und sich ausbreiten. Fast eben so sehr, wie über die allgemeine Ausführung meines Plans, ist Se. Maj. über die Details erstaunt, welche ich dabei verarbeitet habe. Lassen Sie sich

ein Beiſpiel anführen. Woher ſtammt der Name der Stadt Halle und des Fluſſes Sale? Vermöge eines Lautwechſels, der in den keltiſchen Sprachen ſehr geläufig iſt, verwandelt ſich im Wäliſchen das S im Anfang eines Ortsnamens, wenn demſelben ein Verwort vorangeht, das z. B. in, an, bei u. ſ. w. bedeutet, in H; tritt das Verwort aber mit einem Flußnamen in Verbindung, ſo behält das S ſeinen Laut. Nun heißt im Wäliſchen eine Salzquelle: „Sale", mit dem Verwort heißt ſie: „a Sale", und das veränderte ſich in: a Hale, woraus Halle entſtand. In dem Flußnamen Sale aber blieb das S unverändert. Dieſe wichtige Entdeckung hat Se. Maj., die kürzlich in Halle waren, ganz beſonders überraſcht und in dieſem Ordenskreuz ſehen Sie das Zeichen höchſtihrer Anerkennung.

Mina.

Das Bewußtſein ſolcher Anerkennung muß noch beglückender ſein, als das Bewußtſein des Verdienſtes, dem ſie gilt.

Irrwiſch.

Zur Vervollſtändigung meines Glücks hat mir Ihre Anerkennung noch gefehlt. Die Anerkennung des Königs beſteht in einem Orden; die Anerkennung des Weibes beſteht in der — Liebe.

Mina.

Dieſer Satz ſcheint mir doch etwas zu kühn zu ſein. Die Anerkennung Ihres Verdienſtes gehört in die Region des Kopfes, die Liebe aber kommt aus der Region des Herzens. Mir ſcheint es wenigſtens ſo. Denn ich habe Ihre wiſſenſchaftliche Theorie von der Mathematik des Kuſſes und

Ihre gelehrte Ableitung des Namens der Stadt Halle mit der größten Bewunderung vernommen, aber keine Liebe dabei empfunden.

Irrwisch.

Sie haben nicht? Was ist es denn, das der Wissenschaft noch zu Hülfe kommen muß, um die Bewunderung in Liebe zu verwandeln?

Mina.

Herr Professor, ich fühle mich zu der Offenheit verpflichtet, die Sie verdienen. Das Geheimniß, die Liebe des Weibes zu erregen, liegt nicht so sehr in der Wissenschaft, als (betonend) in der — Romantik und die Romantik im Muth und in der That! (Für sich:) Jetzt hat er etwas zu studiren.

Irrwisch

(nachsinnend.)

An der Romantik! Ein tiefes Wort! Muß die Wissenschaft romantisch werden, oder die Romantik wissenschaftlich?

Willhaber

(eilig hereintretend.)

Ich freue mich, geehrter Freund, Sie hier zu finden. Ich suchte Sie eben in Ihrer Wohnung. Es ist ein herrliches Wetter heute und wir wollen eine kleine Exkursion nach der Tannenburg machen ... Mina, du siehst ein wenig blaß aus. Fehlt dir etwas? Es wird dir wohl bekommen, wenn du uns begleitest — nach Mittag.

Mina.

Ich werde mich gleich reiſefertig machen. (Mit Frau Willhaber ab.)

Irrwiſch.

Ich habe mit Ihrer Tochter von der Liebe geſprochen.

Willhaber.

Haben Sie? Und was hat ſie geſagt?

Irrwiſch.

Mein Orden ſcheint einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht zu haben. Aber ſie gab mir zu verſtehen, es ſei noch ein anderes Erforderniß zu erfüllen und das liege in der Romantik und die Romantik im Muth und in der That.

Willhaber.

Wie herrlich Das zuſammentrifft! Hören Sie, welchen Plan ich habe. Er muß raſch ausgeführt werden, denn unſer größtes Hinderniß iſt ein junger Menſch, der meiner Tochter nachſtellt und der uns mit ſeiner Verwegenheit in die Quere zu kommen droht, wenn man ihm nicht raſch zuvorkommt.

Jetzt hören Sie zuvor, wie es mir früher mit meiner Frau ergangen iſt. Ich war der reichſte junge Mann und ſie das ſchönſte junge Mädchen in der Stadt. Trotz allen meinen Bemühungen machte ſie mir aber beſtändig Schwierigkeiten. Ob ſie eine andre Bekanntſchaft gehabt oder ob ſie eine bleiche Phantaſie im Kopf hatte, das hab' ich nie erfahren können. Doch ich war einverſtanden mit ihrem Vater und ſo war mir die entſcheidende Hülfe geſichert. Wir

beſchloſſen eine Reiſe nach dem Rhein. Unterwegs gab es hundert Gelegenheiten, mich ihr zu nähern und die ſchöne Natur bot eben ſo viel Anregungen zu paſſenden Stimmungen. Doch ein kleiner Unfall gab kurzweg den Ausſchlag. Bei einer Bergfahrt nämlich ſtürzte unſer Wagen um. Meine Frau wie ihr Vater waren außer ſich vor Schrecken. Ich aber ſprang behende hinaus, nahm die halb Ohnmächtige in meine Arme und trug ſie unter einen Baum. In einer halben Stunde war Alles wieder in beſter Ordnung, ich aber erhielt an jenem Tag den erſten Kuß und nach drei Wochen waren wir verheirathet. Sehen Sie: das war die *Romantik*, mit dem Muth und mit der That. Später hatte meine Frau zwar auch noch mitunter Launen, aber auch Das verlor ſich allmalig, als ſie ein Kind hatte. Ich ſage Ihnen: die Weiber machen nicht ſo hartnäckige Unterſcheidungen unter den Männern und ſobald ſie ein Kind haben, ſind ſie zufrieden.

Irrwiſch.

Ich habe ſchon eine Kindermagd gemiethet. Denn allerdings iſt das Sexualſyſtem beim Weibe am vollkommenſten ausgebildet und ſeine Thätigkeit kulminirt in den Gefühlen der Mutterſchaft.

Willhaber.

Ja, das thut es. Doch jetzt hören Sie weiter. So wie ich es mit meiner Frau gemacht habe, ſo machen Sie es mit meiner Tochter. Sie haben jetzt grade Ferien und wir können ſie vortrefflich zu einer Rheinreiſe benutzen. Doch müſſen wir äußerſt vorſichtig und klug verfahren. Wir machen heute Nachmittag ſcheinbar bloß eine Tour nach der

Tannenburg und dort erst rücke ich mit dem weitern Plan heraus. Damit Niemand etwas merkt, lasse ich meine Tochter beim Kasino verfahren, wo ich einsteige. Sie aber sind dann schon auf der Promenade zu ihr eingestiegen, an jenem Ort, wo wir früher ein Rendezvous verabredet hatten. Doch müssen Sie dieses Mal pünktlicher sein. Meinen Kutscher werde ich genau instruiren.

Irrwisch.

Vortrefflich! Ja, Sie haben Recht, das ist der Weg der Romantik. — Doch fast hätte ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich wieder eine neue wissenschaftliche Entdeckung gemacht habe. Ich bin dem menstruum universale, dem allgemeinen Auflösungsmittel, auf der Spur, wovon ich Ihnen schon gesprochen habe.

Willhaber.

Nun, das wird keins Ihrer kleinsten Verdienste sein. Doch jetzt lassen sie uns bloß an unsern Plan denken, an das Verbindungsmittel, nicht an das Auflösungsmittel.

(Beide ab.)

Szene: Eine Promenade.

Gertrud. Martin.

Martin.

Wann meinst du, daß ich heute Abend kommen soll, um dich zu holen?

Gertrud.

Vor zwölf Uhr nicht, denn um eilf ſitzt der Herr Doktor noch auf dem Birnbaum.

Martin.

Auf dem Birnbaum? Was macht er da?

Gertrud.

Das weiß ich nicht, er hat ſich auf dem Birnbaum hinter dem Hauſe einen Kaſten bauen laſſen und da ſitzt er bei gutem Wetter bis Mitternacht und ſieht mit dem Fernrohr nach dem Himmel und predigt.

Martin.

Was doch die gelehrten Leute nicht thun!

Gertrud.

Du ſollteſt ihn hören, wenn er hergeht und ſo recht auf dem Birnbaum ſitzt!

Martin.

Unſer Paſtor war doch auch ein gelehrter Mann und ſprach beſſer Latein, als der Profeſſor. Aber, was den Birnbaum angeht, ſo war er von einer ganz andern Meinung. Ich erinnere mich, als ich noch in die Schule ging und wir waren dem Paſtor auf dem Birnbaum geweſen und er ſchnappte uns, dann zog er uns immer tüchtig bei den Ohren und ſagte auf Lateiniſch: Nitimur in vitulum! Das heißt auf Deutſch: Donnerwetter! Der Teufel holt euch, wenn ihr nicht von dem Birnbaum wegbleibt.

Gertrud.

Darin mag euer Paſter nun Recht gehabt haben, aber wenn du ſagſt, daß er beſſer Latein geſprochen hat, als der Herr Profeſſer, dann ſag' ich, daß es nicht wahr iſt.

Martin.

Aber nun denk' einmal, Gertrud, ein Paſtor!

Gertrud.

Das iſt einerlei. Ich habe unſern Herrn Profeſſer oft genug mit dem kleinen Dekter Giſt Latein ſprechen hören halbe Stunden lang, daß ich nicht ein Wort davon verſtehen konnte.

Martin.

Nun, dann konnte unſer Herr Paſter es doch beſſer. Er konnte Meſſen leſen, zwei, drei Stunden lang und die ganze Gemeinde verſtand kein Wort davon.

Gertrud.

Dadurch beweiſeſt du nichts, weil der Paſtor nicht aus dem Steigriemen ſpricht. Doch, daß du da grad' hergehſt und von Meſſeleſen ſprichſt, ich habe den Schreck noch in den Beinen ſitzen, den mir in Willhabers Haus der böſe Geiſt in dem Schrank eingejagt hat.

Martin.

I, du Narr, das war kein böſer Geiſt! Er hat es ja gut genug mit uns gemeint. Er ſagte: der Kohl und der Hammel die finden ſich zuſammen und weil nun der Hammel den Kohl auffrißt, darum hat er ſagen wollen, ich hätte dich ſo lieb, daß ich dich auffreſſen mögte.

Gertrud.

Ja, Martin, nun ſeh' ich es ein, es war doch ein guter Geiſt.

Martin.

Du mußt wiſſen, es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen einem ſelchen Geiſt und zwiſchen einem Geſpenſt. Darüber will ich dir einen Beweis erzählen. Als vor ungefähr drei Jahren unſer Küſter krank war, trug mir der Paſtor auf, etliche Tage den Dienſt zu verſehen. Ja, Gertrud, ich bin auch ſchon Küſter geweſen! Ich gehe alſo des Abends einmal nach der Kirche, um die Abendglocke zu läuten. Wie ich auf den Kirchhof komme, hor' ich in dem Beinhaus ein allmächtiges Lärmen und Schmeißen mit den Knochen und zugleich ſeh' ich ein feuriges Geſpenſt, das von oben anſah wie eine Leuchte. Ich laufe zum Paſtor, wir holen den Weihkeſſel und gehen auf das Beinhaus los. Sobald wir auf den Kirchhof kamen und anfingen zu ſingen, machte das Geſpenſt ſich weg. Später ſagten die Leute, es ſeien Studenten der Medizin geweſen, die Knochen ſtehlen wollten. Aber ich erfuhr es ganz anders. Zwei Tage darauf ſtarb meine ſelige Hanne im Kindbett und das Kind dazu und jetzt liegen ihre Knochen ſchon in dem nämlichen Beinhaus, wo das Geſpenſt danach geſucht hatte.

Gertrud.

Gott! Was iſt doch das menſchliche Leben! Martin, wenn ich nur nicht auch das Unglück habe —

Martin.

Wie?

Gertrud.

Wie alt war deine ſelige Frau?

Martin.

Von deinem Alter.

Gertrud.

Nu, ſiehſt du?

Martin.

Was?

Gertrud.

Und auch von der nämlichen Peſtur, haſt du geſagt. Wenn ich dann nur nicht auch hergehe und —

Martin.

O du Narr! Das war mit meiner Hanne ein ganz anderer Fall. Zwei Tage vor ihrem Kindbett läuft die gute Frau noch ſechs Stunden weit, um ihre Schweſter zu holen und wie ſie nach Hauſe kommt, hat ſie ſich erkältet und zwei Tage darauf iſt ſie todt.

Gertrud.

Ja, auf die Art glaub' ich es wohl. — Aber weil wir nun grade vom Kirchhof und vom Kindbett geſprochen haben, was denkſt du wol von der „unbefleckten Empfängniß", die jetzt bekannt gemacht worden iſt?

Martin.

Nun, ich bin doch auch verheirathet geweſen, ich kann das Ding nicht begreifen. Wenn du ein Kind bekommſt und du

ſagſt mir, der heilige Geiſt ſei bei dir geweſen, — Gertrud, es wird mir ganz kurios dabei. Wenn du Frau Hammel biſt und ein Kind im Arm haſt und die Leute ſagen, du ſeiſt eine unbefleckte Jungfrau — Donnerwetter! Ich ſchlage Alles zuſammen, was mir unter die Knöchel kommt. Gertrud, jetzt frage ich dich auf dein Gewiſſen —

Gertrud.

Was denn?

Martin.

Willſt du eine unbefleckte Jungfrau werden?

Gertrud.

Aber Martin, wie kann ich Das ſagen? Bin ich denn die Jungfrau Maria?

Martin.

Einerlei. Ich frage dich, was du thun würdeſt, wenn der heilige Geiſt käme?

Gertrud.

Ich weiß es ſelbſt nicht. Ich hab' ihn noch nicht geſehen. Wie meinſt du das denn? Weshalb ſoll er denn kommen?

Martin.

Wenn er nun käme und dir ſagte, du ſolleſt einen Heiland gebären und ſolleſt denken, der heilige Geiſt ſei Martin. Ich frage dich, was du thun würdeſt?

Gertrud.

Ich würde dich zu Hülfe rufen.

Martin.

Dann käm' er nicht mit dem Leben davon.

Gertrud.

Er iſt aber eine Taube.

Martin.

So ſchlag' ich ihm flügellahm. Eine Taube? Ein Gebäude wie du biſt und dann eine Taube! Donnerwetter! Ja ich kenne dieſe Tauben. Sie tragen Hoſen wie ich. Wenn nun aber der heilige Geiſt käme, während ich auf dem Markt wäre?

Gertrud.

Dann nähm' ich die Axt — Gott verzeih' mir die Sünde! Aber ich will nun einmal keine unbefleckte Jungfrau werden.

Martin.

Gib mir einen Schmatz! Du biſt akkurat wie meine ſeelige Hanne. — Was ich dich noch hab' fragen wollen: dein Herr und ſein Kompagnon ſind das ein Paar von den Doktors, die Rezepte ſchreiben?

Gertrud.

So recht kann ich nicht klug daraus werden, denn ſie ſchreiben allerlei.

Martin.

Aber warum haben ſie denn kein Schild wie der Doktor Schneid? Auf deſſen Thürſchild ſteht: „Arzt, Operateur

und Geburtshelfer.“ Uebrigens wollen wir den Dr. Schneid nehmen ... Wie bist du doch bei dem Doktor oder Professor in Dienst gekommen?

Gertrud.

Das will ich dir sagen. Ich brachte früher, als ich noch in unserm Dorf als Viehmagd diente, bisweilen die Milch und Butter zu ihm in's Haus. Nun komm' ich eines Morgens zu ihm, da ist über Nacht die Haushälterinn durchgegangen und hat Alles gestohlen, was sie nur mitnehmen konnte. Der Herr Doktor, der gute Mann, sitzt am Ofen und sagt kein böses Wort und plagt sich mit einem Schwefelholz, um Feuer anzumachen. Das that mir doch so leid, daß ich herging und sagte: „so ein schlechtes Frauenzimmer! Es ist eine schmutzige Schande, so einen guten Herrn im Stich zu lassen und zu bestehlen. Kommen Sie her, Herr Doktor, sag' ich, ich will Ihnen den Kaffee machen“, und ich mach' ihm den Kaffee und der schmeckt ihm so gut, daß er sagt, einen so leckeren Kaffee hatt' er in seinem Leben nicht getrunken. Ich sehe, ihr seid eine vortreffliche Haushälterinn, sagte er, ihr müßt mir die Wirthschaft führen, ihr sollt 40 Thaler Lohn haben. Und so bin ich seine Haushälterinn geworden und wir haben redlich zusammen gehaus't. Auch hab' ich von meinem Lohn so viel gespart und meinem Bruder in Verwahr gegeben, daß wir uns noch eine Kuh anschaffen können.

Martin

(den Kopf schüttelnd und in den Bart brummend.)

Vierzig Thaler Lohn zu geben und Einen doch so anzupacken!

Gertrud.

Da fällt mir ein, daß es Zeit iſt, den Kaffee zu machen. Laſſ' uns jetzt gehen, und um 12 Uhr, wenn Alles ſchläft, kommſt du vor unſer Haus. Aber ſachte, ſag' ich dir, denn der Herr Doktor hat für ſeine Heirath eine Kindermagd gemiethet und das Frauenzimmer will ſich kein Wort kommandiren laſſen und ſieht mir überall auf die Finger, als ob ich ein Gaudieb wäre. Es iſt ſo Eine aus der Stadt und die haben immer ein Maulwerk wie eine Kirſchenklapper.

Martin.

Ach! es iſt ſo eine ſchöne Luft in der Natur!

Gertrud.

Ich wollt' es wär' ſchon 12 Uhr. (Sie küſſen ſich.) Es wird mir ganz viellett, wenn ich an die lange Zeit denke. Es iſt überall ſo grün in der Natur.

Martin.

Was ſiehſt du mich ſo an!

Gertrud.

Ach, Martin!

Martin.

Was iſt?

Gertrud.

Ich weiß es nicht, aber ich hab' dich außerordentlich lieb. Komm', Martin, laß mich dich einmal in die Naſe beißen!

(Er hält ſie dar, ſie beißt ihn ſanft in die Naſe.)

Martin.

Ich glaube, du haſt mich noch lieber, als meine ſeelige Hanne, denn die hat mir noch nie in die Naſe gebiſſen.

(Beide ab.)

Naſenloch. Darauf Irrwiſch, Fopper, Giſt. Später Mina Ueber und Mina Willhaber.

Naſenloch

(hinter dem Gebüſch hervortretend.)

We mag doch der Verräther geblieben ſein! Ich hab' ihn hier wieder herumſtreichen ſehen wie einen rendezvous. Wichtige Entdeckungen hab' ich ſchon gemacht, ich will aber nicht eher zugreifen, als bis ich ihn flagrant gemacht habe. Da kommen ſchon wieder Menſchen; kaum iſt der dumme Bauer mit ſeiner Liebſten fort, ſo ſind ſchon wieder andre Individuen da: es iſt hier ein Gelaufe, daß man keinen Augenblick ruhig ſeinen Dienſt verſehen kann.

(Stellt ſich bei Seite.)

Irrwiſch wird von Fopper und Giſt herangeführt.

Fopper.

Wir wollen hoffen, daß keine Ruthigel nöthig ſein werden. Eine Einreibung mit Branntwein wird Ihnen Linderung verſchaffen.

Irrwiſch.

O weh! O weh!

Fopper.

We iſt das Rad eigentlich herübergegangen?

Irrwiſch.

Hier ... nein hier .... nein rund herum.

Gift

(für ſich.)

Nun fühlt er auch einmal, was es heißt, ein Cicero zu ſein. Das Rad hat ihn ſicher nicht ſtärker gedrückt, als er mich.

Fopper.

Sie fühlen doch nichts in der Bruſt?

Irrwiſch.

Nein .. o weh! o weh!

Fopper.

Wie kamen Sie eigentlich unter das Rad?

Irrwiſch.

Mein Schwiegervater hatte mir geſagt, um dieſe Zeit werde ſeine Tochter hier durch die Allee fahren. Um nun — o weh! es beengt mir die Lunge....

Giſt.

Iſt Gefahr dabei?

Fopper.

Nicht die mindeſte. Ein wenig Ruhe wird Alles wieder herſtellen. Herr Giſt, Ihr Haus iſt das nächſte, bringen wir ihn dahin?

Giſt.

Ich habe nur e i n Bette und es iſt ſehr kurz.

Topper.

So geleiten wir ihn in das Hotel, der Wirth iſt mein Bekannter.

Gift

(für ſich.)

Teufel! Ich werde meine Dichterinn wieder aus dem Auge verlieren, der ich eben auf der Fährte war.

(Sie führen Irrwiſch ab.)

Mina Ueber

(herzueilend.)

Was ſoll ich denken, was ſoll ich ſagen? Im einen Augenblik ſehe ich ihn ſtolzen Schrittes über die Erde dahinſchreiten, die beglükt ſeine Sohle küßt, und im andren, wo er die Ekke des Gebüſches umſchreitet und ich ihm folge, um von fern mich an ſeinem Anblik zu weiden, ſeh' ich ihn mit Hülfe fremder Menſchen ſich mühſam vom Boden erheben und wie einen Verwundeten vom Platze führen! Doch warum laſſ' ich mir von meiner Beſcheidenheit als ein Räthſel darſtellen, was mein Herz mir als einfache Gewißheit erklärt? Das göttliche Gefühl hat ihn überwältigt, das er bekämpft, und eine Ohnmacht hat ihn belehrt, daß eine Uebermacht ſeine Gegnerinn iſt. O wie gern wäre ich hinzugeeilt, um ſeine Ohnmacht durch den balſamiſchen Kuß der Sympathie zu verſcheuchen, hätte die entheiligende Gegenwart fremder Menſchen meiner jungfräulichen Sittſamkeit (auf ihren Buſen lächelnd) eine Annäherung geſtattet! Doch länger ſoll er nicht dulden. Mein Geſtändniß ſoll das ſeinige erleichtern. Ich öffne ihm ſchriftlich mein Herz. Romantiſch, wie er leidet, ſoll er geheilt werden. Dieſer

Ort, geheiligt durch ſein Leiden, iſt allein würdig für ſeine Erlöſung. Ich lade ihn auf morgen Abend an dieſen Ort zu einer Zuſammenkunft ein. (Will gehen.)

Naſenloch

(hervortretend, für ſich.)

Die kennt ihn, da läßt ſich was herausbringen. (Laut:) (Gnädiges Fräulein, ich habe die Ehre zu bedauern — es iſt allerdings ein unangenehmer Verfall — mit der größten Theilnahme zu vernehmen — und gebe ich mir die Ehre mich zu äußern — glaube übrigens, daß Alles ein gutes Ende nehmen wird.

Mina Ueber.

O Sie edles Herz! Ich muß alſo in Ihnen einen theilnehmenden Freund erkennen, den die Sympathie an unſer Verhältniß knüpft? Sie fühlen ſich alſo auch gefeſſelt durch ſeinen großen Geiſt?

Naſenloch.

O ich bin ſein treueſter Freund, von Natur aus, gnädigſtes Fräulein, doch wollte ich als Freund nicht alle Geheimniſſe auf ein Mal von ihm erfahren, auch nicht im Mindeſten daran zweifle, daß Ein Wohllöbliches Fräulein, die mit ſo viel Schönheit und Verſtand qualifizirt iſt, mehr davon wiſſen wird. Wie weit iſt denn die Sache ſchon gekommen, wenn ich fragen darf?

Mina Ueber.

Sie meinen, ob ſchon etwas Näheres eingeleitet und feſtgeſetzt iſt?

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Nasenloch.

Jawohl, schönstes Fräulein, z. B. ob schon etwas beschlossen ist und wer noch mehr dabei sein wird.

Mina Ueber.

Beschlossen ist es allerdings, beschlossen im Rathe der Götter und was die beschließen, das wird keine irdische Macht hintertreiben.

Nasenloch.

Und wenn unser König mit seiner ganzen Macht käme, er soll uns nicht hindern, unser Wagestück auszuführen.

Mina Ueber.

Und wenn alle Könige der Welt ihre Macht aufböten, sie sollten diesen Bund nicht zerreißen.

Nasenloch.

O, ein unüberwindlicher Bund! Wie heißen doch die Andern, die noch mithelfen? Den Herrn Gift kenne ich. Ist denn Herr Zepper auch dabei?

Mina Ueber.

Alle guten Genien sind uns befreundet, aber alle Zepper bleiben fern dieser Gemeinschaft wahrer Gefühle.

Nasenloch

(für sich).

Mit dem Zepper ist auch nicht gut Kirschen essen. (Laut.) Wie heißen denn die übrigen Gehülfen?

Mina Ueber.

Ja, wohl haben wir Gehülfen, edler Freund, mächtige Gehülfen. Vor Allen nenne ich dir meinen Freund Eros.

Nasenloch
(die Brieftasche ziehend.)

Einen Augenblick, wenn ich bitten darf, ich nehme zu viel Theil und will alle unsere Freunde aufschreiben, damit sie mir nicht aus dem Gedächtniß kommen. (Schreibt.) Also Heros. Und wo wohnhaft?

Mina Ueber.

Ich merke an Ihren schelmischen Fragen, daß sich mit Ihnen geistreich scherzen läßt. Wohnhaft ist er augenblicklich in dieser Stadt, unseres Bundes wegen, sonst ist sein Wohnort die ganze Welt.

Nasenloch.

Wie heißen die Andern, schönes Fräulein? Mein schlechtes Gedächtniß —

Mina Ueber.

Neben Eros darf nur der Name Aphrodite genannt werden.

Nasenloch.

Das ist wohl ein französischer Gehülfe?

Mina Ueber.

Sie Geistreicher! Die Griechen waren allerdings die Franzosen des Alterthums.

Nasenloch.

Ebenfalls hier wohnhaft?

Mina Ueber.

Ebenfalls. Ich darf es mit Stolz behaupten, daß, wo Er und ich wohnen, auch alle diese Bundesgenossen sich niederlassen.

Naſenloch.

Haben wir noch mehr?

Mina Ueber.

Ich nenne dir noch ein ganzes Heer, edler Freund. Namentlich dürfen wir nicht vergeſſen: Hymen —

Naſenloch

(ſchreibt.)

Doch nicht **von** Hymen?

Mina Ueber.

Schelmiſcher Mann! Allerdings ſollte er von Adel ſein, da er ſo viel Verdienſte hat.

Naſenloch

(für ſich.)

Alſo glücklicher Weiſe nicht verwandt mit unſerm Polizeidirektor von Hymen. (Laut.) Und die Andern?

Mina Ueber.

Thalia — Melpomene — Euterpe — Polyhymnia — Urania. Auch Klio, ja ſogar Terpſichore werden ſich einfinden.

Naſenloch

(der ſie alle aufgeſchrieben.)

Alſo meiſtens Ausländer. Wer iſt nun wol der Gefährlichſte von Allen — ich meine, wer wol am Meiſten ausrichten könnte?

Mina Ueber.

Das, mein Freund, iſt ohne Zweifel der Erſtgenannte Eros, denn ihm kann Niemand widerſtehen.

Naſenloch.

Hat er auch für Waffen geſorgt? Iſt auch ein Magazin —

Mina Ueber.

Sie entzücken mich wahrhaft durch Ihre geiſtreiche Schelmerei. Allerdings hat er Waffen, er geht niemals unbewaffnet und iſt der beſte Schütze der Welt, der ſtets das Herz trifft.

Naſenloch.

Hm! Da haben ſich die Feinde in Acht zu nehmen. Darf man nicht erfahren, wo das Magazin iſt?

Mina Ueber.

Das, edler Freund, verräth er Keinem. Welche Gefahr, wenn Jedem ſolche Waffen zugänglich wären!

Naſenloch.

Aber iſt noch kein Tag feſtgeſetzt?

Mina Ueber.

Auf morgen iſt er feſtgeſetzt. Morgen Abend ſoll unſer Loos entſchieden ſein. Doch, mein Freund, der Sie wie ein Bettgeſandter zur guten Stunde ſich mir genähert haben, darf ich Sie zum Vermittler machen? Darf ich Sie um Ihre Hülfe bitten und auf Ihre Verſchwiegenheit rechnen?

Naſenloch.

Mit Leib und Seele bin ich zu Ihrem Befehl. Befehlen Sie nur und ſagen Sie nur, wo und wann ich im Dienſt ſein muß.

Mina Ueber.

Ich werde Ihnen einen Brief anvertrauen, der ihn auf morgen Abend zu einer Zuſammenkunft einladen ſoll. Oder wollen Sie mündlich die Zuſammenkunft vorbereiten?

Naſenloch.

Schriftlich iſt doch beſſer, wie mich dünkt, da kann man ſich über Alles genauer ausdrücken — man hat beſſere Beweiſe — ich wollte ſagen, beſſere Sicherheit.

Mina Ueber.

Sie haben Recht, einſichtsvoller Freund. Morgen Vormittag erwarte ich Sie.

Naſenloch.

Sie könnten wol den Brief doppelt ſchreiben, gnädigſtes Fräulein, ich könnte dann den einen — ich wollte ſagen, man könnte einen verlieren.

Mina Ueber.

Vortrefflich! Alſo bis morgen. (Ab.)

Naſenloch

(allein.)

Jetzt frage ich die ganze Natur, ob es noch einen Polizeibeamten gibt wie Naſenloch? Wer hätte dieſe Verſchwörung

herausgeleckt wie ich? Hier iſt ſie, die ganze Liſte, mit allen Namen, von dem Anführer Heros bis zu dem Schurken Terpſichore, und das Alles durch bloße Feinheit, Schlauheit und Adrettigkeit. Wofür mag das Frauenzimmer, dieſe dumme Verſchwörerinn, mich eigentlich gehalten haben! Gewiß für einen hohen Revolutionsbeamten. Nun, Naſenloch wird ſchon zeigen, was aus ihm werden kann. In acht Tagen, ihr Bäume, die ihr mich ſo verwundert angafft, werdet ihr den Polizeikommiſſarius Naſenloch hier vorbeiſpazieren ſehen. Wenigſtens! (Ab.)

Fopper und Mina Willhaber begegnen ſich, von verſchiedenen Seiten auf die Bühne eilend.

Mina

(außer Athem.)

Aber, lieber Herrmann, wo bleibſt du doch? Ich halte die ganze Zeit hindurch mit dem Wagen auf offener Straße und laſſe mich von den Leuten begaffen, die nicht wiſſen, was das zu bedeuten hat. Wenn mein Vater daher gekommen wäre, ich hätte die Flucht ergreifen und dich im Stich laſſen müſſen.

Fopper.

Liebe Helena, ich hatte euren Kutſcher beſſer inſtruirt, als dein guter Papa. Doch da du nun einmal die Angſt ausgeſtanden haſt, will ich dich auch dafür entſchädigen.

Mina.

Was haſt du denn?

Fopper.

Eine Geſchichte, die beinah ſo wunderbar iſt, wie die Geſchichte der heiligen Jungfrau und ihrer ſeeligen Frau Mutter. Dieſer Profeſſor Irrwiſch iſt ein Tauſendkünſtler.

Mina.

Wie kam er unter das Rad? Iſt ihm ein Unglück widerfahren?

Fopper.

Im Gegentheil, ein Glück, deſſen ſich unter Tauſenden kein Einziger zu erfreuen gehabt hätte. Hätte ich eine Feder wie ein Teichſelbaum, ich würde mit ſpeichenlangen Buchſtaben dieſes wunderbare Ereigniß in die Annalen der teutſchen Fabelwiſſenſchaft eintragen.

Mina.

Du machſt wieder die Folter deiner Späße zurecht. Bedenkſt du auch die Zeit?

Fopper.

Nicht Zeit noch Raum kommen in Betracht bei ſolchen Männern und ſolchen Thaten. Doch höre. Wie uns der Kutſcher erzählt hat, ſollte er den Profeſſor zu dir einſteigen laſſen und dann beim Kaffee verfahren. Der Profeſſor hat mir als ſeinem Zufalls Arzt und Retter — den er in ſeiner Gelehrſamkeit noch nicht als ſeinen Nebenbuhler kennt — jetzt das Weitere geſtanden. Der Plan lief darauf hinaus, daß man von der Tannenburg aus morgen eine Rheinreiſe antreten wollte: dein Vater, der Profeſſor und du. Dieſe romantiſche Reiſe ſollte zugleich deine Brautreiſe ſein —

Mina.

Was ſagſt du? Dieſe gewiſſenloſe Intrigue ging von meinem Vater aus?

Topper.

Von der „Verſehung"! Die Verſehung hat das Skandal nicht gewollt, daß wir in dem Miethwagen entfliehen, der dort bereit ſtand. Sie hielt es für würdiger und angemeſſener, daß in deines Vaters eigenem Wagen ſein Schwiegerſohn mit ſeiner Tochter davonfährt. Und ich wage nicht, ihrem Willen entgegen zu handeln. Nämlich ich betrachte jetzt deines Vaters Wagen nebſt Kutſcher und Pferden als mein; ich habe ihn rechtmäßig erobert. Er ſoll mich in Zukunft vor die Thüren meiner Patienten bringen und ich vertauſche ihn nicht gegen einen Königswagen.

Mina.

Aber wie kam der Profeſſor unter das Rad? Ich hatte ihn vorher gar nicht geſehen.

Topper.

Die Romantik und nichts als die Romantik. Er ſagt, ſeine Braut habe von ihm eine Probe von Romantik verlangt und die Romantik beſtehe im Muth und in der That. Aber worin beſteht nun der Muth und die That? Das hat ihm ſein Schwiegervater geſagt: nämlich im Umwerfen des Wagens und im Retten der darin ſitzenden Dame. Er ſagt, ſeine Ungeduld habe ihn nicht abwarten laſſen, ob das Glück ein ſolches Ereigniß auf ſeiner Rheinreiſe herbeiführen werde, und da der Menſch der Schmied ſeines Glückes ſelbſt ſein muß, hat er, plötzlich aus dem Gebüſch hervorſchießend,

ſich in ſelbſteigener Perſon muthig unter das Rad geworfen in der Hoffnung, den Wagen umzuſtürzen. Dann wollte er dir zu Hulfe eilen, dich umſchlingen, dich embraſſiren, dich umhalſen, dich umarmen, dich kuſſen und dich heirathen. Du ſiehſt, die Romantik iſt da, der Muth fehlt ebenfalls nicht: wo bleibt jetzt die That?

Mina.

Iſt es möglich, ſolchen Wahnſinn zu begehen?

Fopper.

Einem teutſchen Profeſſor iſt Alles möglich, und da ich das weiß, hielt ich es auch für nöthig, meine Vorkehrungen zu treffen. Ich habe ihn nämlich, damit er doch eine Rheinreiſe mache, in's Hotel „Zum Rhein" gebracht, deſſen Wirth ich kenne. Dort legte ich ihn in ein Bette, verordnete ihm eine Ruhe von mindeſtens zwölf Stunden, verſchloß die Thüre und gab den Schlüſſel dem Wirth mit dem Auftrage, den Patienten nicht vor dem andern Morgen hinauszulaſſen. Er habe nämlich einen Anfall von periodiſchem Wahnſinn bekommen, der gefährlich werde, wenn man ihn zu früh in die freie Luft laſſe. Ohne dieſe Vorſichtsmaßregel wäre er trotz ſeinen geräderten Rippen ſpornſtreichs zu deinem Vater geeilt mit der Nachricht, daß die Romantik mit dem Muth und mit der That ſchon vollendet ſei, und in zwei Stunden wäre dein Vater mit der reitenden Polizei hinter uns geweſen. Jetzt aber haben wir Zeit und Freiheit.

Mina.

Eine ſolche Auslegung alſo hat dieſer Wahnſinnige meinen Worten gegeben? Ich kann noch gar nicht zur Beſinnung kommen über ſolche Gelehrſamkeit.

Topper.

O verſtelle dich nicht, boshafte Urheberinn des Mißgeſchicks dieſes großen Mannes! Du haſt nur eine neue Probe geliefert von der Tücke, deren dein Geſchlecht fähig iſt.

(Pathetiſch.)

Ich ſchaue klar jetzt in dein falſches Herz,
In dem der Saame dieſes Unheils wuchs.
Ein Thor der Mann, der gläubig ſich vertraut
Dem tückiſchen Geſchlecht, dem du gehörſt!
Nicht war's genug, daß du ihn ſchmeichelnd lockteſt,
Um kalt ihm dann den Rücken zuzukehren,
Nein, ſeinen Rücken auch, den ſchwarzbehaarten,
Den er ſo oft verehrungsvoll gebogen,
Haſt du zum Dank erniedrigt in den Koth
Und mit des Rades Nägeln dann geſtempelt,
Den Druck verſtärkend durch die eig'ne Laſt;
Und marternd ihn, den würd'gen, treuen Freund,
Warfſt du dem loſen Pöbel Blicke zu,
Verbot'ne Liebe kaufend für verrath'ne.
Hinweg von mir, fühlloſeſte der Frauen,
Nie wird mein Herz entweihen ſeinen Adel
Indem es ſolcher Tücke ſich vermählt!

Anna

(mit frommer Demuth.)

Seid nicht ſo grauſam, edelherz'ger Ritter!
Traun, ihr verkennt mich, ſo ihr unterſtellt,
Daß ich verſtieß den Einen, um den Andern
An ſeiner Statt zum Gatten zu erkieſen.
Vernehmet den Entſchluß, den ich gefaßt
Und in der Stille längſt im Herzen trug:

Ich habe mich dem Bräutigam geweiht,
Deß hehre Mutter jeder Makel iſt,
Und bin jetzt eben auf dem Weg in's Kloſter.

Doch nun hab' ich keine Ruhe mehr, du ſchauſpielernder übermüthiger Verſucher des Schickſals. Mich drückt die Atmoſphäre meiner Heimath, dieſe Umgebung treibt mich fort, es iſt mir, als ſei ein Feind mir auf den Ferſen.

Es wird mir zu eng hier, es wird mir zu klein,
Mir winket die Freiheit und frei will ich ſein.
Der Kerker iſt offen, das Schloß iſt entriegelt,
Jetzt eil' ich von dannen, von Liebe beflügelt.
Nimm' her, du Entführer, daß ich dich entführe,
Damit ich durch keine Gewalt dich verliere,
Damit ich muß bleiben die Deine,
Ob alle Gewalt ſich vereine.
Der Mutter Liebe zum Geleite,
An deiner Hand, an deiner Seite
In's Weite, in's Weite!

(Beide eilen davon.)

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Szene: Straße bei Irrwiſch's Hauſe. Nacht und Mondſchein.

Gertrud. Martin.

Gertrud

(drinnen am Fenſter.)

Nimm meine Kiſte an, laß ſie aber nicht hart niederſtoßen, denn mein Spiegel iſt drin.

(Reicht die Kiſte aus dem Fenſter.)

Martin.

Haſt du alle deine Kleider drein gepackt?

Gertrud.

Bloß die reinen; hier ſind die andern.

(Wirft ein Bündel heraus.)

Martin.

Iſt das mein Strick, womit ſie zuſammengebunden ſind?

Gertrud.

Martin.

Es war ein ſchармantes Kalb, das ich damit in die Stadt gebracht habe, aber das ich damit hinausführe, iſt mir noch

zehnmal lieber. Gertrud, du biſt doch ein ſehr anmüthiges Kalb.

Gertrud.

Martin, ich glaube, daß wir einen ſehr glücklichen Eheſtand haben werden.

Martin.

Ich kann dir verſichern, ich habe dich noch lieber als meine ſelige Hanne — Donnerwetter!

Gertrud.

Still! Wecke die Kindermagd nicht auf!

Martin.

Iſt das denn ein Werfen?

Gertrud.

Meinſt du, daß der Schuh das nicht vertragen kann?

Martin.

Wo iſt der andre?

Gertrud.

Den hat der Nachtwächter mitgenommen. Als ich vergeſtern Nacht nicht ſchlafen konnte, legte ich mich hier in's Fenſter und dachte an uns. Da kam der Nachtwächter vorbei und ſchrie: kann die Nachteule noch nicht in's Neſt kommen? Weil der Vogel ſo frech war, während ich doch ganz unſchuldig über uns nachdachte, wurde ich eifrig, griff den Schuh vom Fuß und warf ihn damit auf den Kopf. Da fällt mir ein, daß ich vergeſſen habe zu fragen, wie lang die Kuh melk iſt, von der du das Kalb heute verkauft haſt.

Martin.

Das iſt jetzt vierzehn Tage.

Martin.

Ha! wie freue ich mich auf die Kühe! Das Futtern, das Miſten, das Melken und das Buttermachen iſt immer meine liebſte Arbeit geweſen, als ich noch Kuhmagd war. Es war auch keine Kuh im Stall, die mich nicht lieb hatte. Du hätteſt uns ſehen ſollen, wenn ich ſie Abends in die Tränke trieb! Martin, in der Stadt iſt es doch nichts gegen das Land.

Martin.

Da haſt du wohl Recht, Gertrud. Wenn du eine Städtiſche wärſt, ich hätte dich nicht genommen.

Gertrud.

Wie glücklich bin ich, daß ich einen Mann vom Land bekomme! So einen Hahn aus der Stadt mögt' ich nicht und wenn er Federn von Gold hätte. Sie haben mich oft mit Aufmucken beläſtigt, die zuckergebackenen Windbeutel, aber ich dachte immer: kuckt ihr mich nur an, ihr wurmſtichigen Käſegeſichter, ihr kriegt mich nicht und wenn ich noch einmal ſo alt werde. Ich mag nun einmal keinen Mannsmenſchen leiden, dem ich anſehe, daß ich ihn abprügeln könnte.

Martin.

Darin haſt du Recht. Bei mir haſt du übrigens keine Noth. Sind jetzt alle deine Sachen heraus? Nimſt du die Kiſſen und Decken nicht mit?

Gertrud.

Nein, die gehören meinem Herrn. Was mir nicht gehört, das nehm' ich nicht mit. Ich denke ſo: was braucht

man fremdes Gut, wenn man nur geſund iſt? Da hangt mein Weihwaſſerbecken noch an der Wand (reicht es heraus). Martin, ich weiß nicht, es iſt mir grade, als ob ich eine Sünde begehen wollte. So ſtill wegzugehen, ohne meinem guten Herrn etwas davon zu ſagen — es iſt nicht recht, es thut beſtimmt nicht gut. Sollte ich es auch wol beichten müſſen?

Martin.

Du bringſt mich da auf Etwas, wobei ich wahrhaftig nicht zu rathen weiß. Das iſt eine abſonderliche Sache.

Gertrud.

Gott, daß mir Das auch erſt jetzt eingefallen iſt! Nun haben wir ſchon eingepackt —

Martin.

Wieder auspacken geht aber doch nicht, wir müſſen es wagen.

Gertrud.

Wir wollen es ſo machen: wenn uns eine Mannsperſon auf der Straße begegnet, dann iſt es eine Sünde und begegnet uns eine Weibsperſon, dann hat es nichts zu ſagen. Doch nein, Das geht auch nicht, dann begegnet uns ſicher der Nachtwächter.

Martin.

Da fällt mir was ein: haſt du im vorigen Jahr auch einen Miethpfenning bekommen?

Gertrud.

Nein.

Martin.

Nun, dann iſt Alles in Ordnung, denn der Miethpfenning iſt der Kontrakt und wenn du keinen Miethpfenning bekommen haſt, haſt du keinen Kontrakt gemacht und wenn du keinen Kontrakt gemacht haſt, biſt du frei und brauchſt dich beim Weggehen an nichts zu ſtören.

Gertrud.

Das iſt auch wahr; jetzt bin ich wieder ruhig. Und doch thut es mir leid, daß ich meinem guten Herrn nicht einmal die Hand geben kann. Aber ich darf es nicht, weil ich ohne ſein Bewußtſein weggehe. Er wollte nicht haben, daß ich heirathen ſollte, das war ſein einziger Fehler. Martin, wenn wir verheirathet ſind, müſſen wir ihm doch ein Paar fette Hühner präſent machen zu ſeiner Hochzeit.

Martin.

Ich habe mir ſchon gedacht, daß er die gern eſſen muß, weil er ſie mir damals auf der Haide abnehmen wollte.

Gertrud.

Das kann nicht ſein, Martin. Du haſt ihn gewiß nicht recht verſtanden. Denn er iſt ein viel zu reſoluter und genieſer Herr. Er hat ſicher 20,000 Thaler im Vermögen, aber wenn ihm ſein Schwiegervater die nicht verwahrte, hätte er längſt keinen Heller mehr. An den hundert zwei und fünfzig Montagen, die im Jahr ſind, hab' ich ihm doch wenigſtens für hundert drei und fünfzig Thaler zerbrochen und nie hat er mir ein bös Wort drüber geſagt. Ein kurieſer Mann iſt er zwar, ſo kuries, wie ich noch keinen geſehen habe, aber das ſind die gelehrten Leute ja immer und er iſt

dabei ſo gut wie ein Kind. Ach! der gute Mann! Warum mag er doch dieſe Nacht nicht nach Hauſe gekommen ſein! Gott ſchenke ihm ein langes, langes Leben! (Sie ſteigt aus dem Fenſter.) Wenn man doch ſo lang irgendwo gewohnt hat! Martin, ſieh das Fenſter noch einmal an! Da habe ich jetzt ſieben Jahre gewohnt und wer weiß, ob ich es wol jemals wieder ſehen werde! (Sich die Augen wiſchend.) Martin!

Martin.

Was iſt, Gertrud?

Gertrud.

Sieh es noch einmal an!

Martin.

Ja, Gertrud.

Gertrud.

Da hab' ich jetzt ſieben Jahre gewohnt.

Martin.

Ja, Gertrud.

Gertrud.

Und wer weiß, ob ich es in meinem Leben wieder ſehen werde!

Martin.

Ja, Gertrud.

Gertrud.

Und unſern Kindern wird nicht einmal etwas dran liegen.

Martin.

Ja, Gertrud.

Gertrud.

Was iſt doch das menſchliche Leben!

Martin.

Du machſt mich ganz manſeliſch, Gertrud.

Gertrud.

Das Leben iſt wie eine Lampe, es geht aus, wenn ein Wind kommt.

Martin.

Es iſt wie mein Kittel, es verſchießt und verſchleißt.

Gertrud.

Es iſt wie eine Fenſterſcheibe, es berſtet und bricht.

Martin.

Es iſt wie ein Ei, das man auf den Boden wirft.

Gertrud.

Es iſt wie ein Spinngewebe.

Martin.

Es iſt wie ein Strom.

Gertrud.

Es iſt wie eine Schlüſſelblume.

Martin.

Es iſt wie ein Kohlblatt.

Gertrud

(äußerſt gerührt).

Ich hab' es ja immer geſagt, daß wir nur einmal ſterben können.

Martin

(desgleichen).

Wenn man ſich nur nichts vorzuwerfen und ein gutes Gewiſſen hat, dann braucht man ſich nie etwas vorzuwerfen.

(Sie führen ihre Effekten auf einem Schiebkarren weg, den Martin ſchiebt und Gertrud zieht.)

Szene: in Irrwiſch's Hauſe. Studirſtube.

Kindermagd

(allein, einen Staubbeſen in der Hand.)

Wenn die zukünftige Frau Profeſſorinn es nicht beſſer macht, dann bin ich die längſte Zeit hier geweſen. Iſt das eine Wirthſchaft? Der Herr von's Haus bleibt die ganze Nacht draußen und die Haushälterinn liegt bis neun Uhr noch in's Bett. Von ſo ein faules plumpes Bauerngeſicht ſoll ſich ein Mädchen von Erziehung kujoniren laſſen? Was denkt ſo ein Kuhſtallomibel wol von mich. Meine Eltern ſind zwar nur ein Schuſter, aber ſo hab' ich es doch nicht von ſie gelernt und Eſſen hab' ich wenigſtens genug gehabt. Vierzig Thaler iſt ein hübſcher Lohn, aber kun dafür Hunger zu leiden, oder alle Tage Milchbrei zu ſchlucken, dazu iſt es zu wenig. Und welch' eine Schmiererei! Wenn das

Haus in vier Jahren ausgefegt worden iſt, dann mag mir dieſer Beſen tertſchlagen. Nicht ein einziges Fenſter ganz Alles mit Spinnenneſtern behängt, wie Kinderwiegen ſo groß; Treppen, um Hals und Bein zu brechen und dann die Wanzen, die Wanzen! Gott, was wird mein Muſketier von mich ſagen! Hab' ich doch keinen geſunden Fleck mehr an meinen ganzen ſchönen Körper! Nein, bei dem Greffier war es doch ganz anders und wenn der häßliche, alte Kerl nicht in mir verliebt geweſen würde, ich hätte niemals hierher gezogen. (Ab.)

Irrwiſch

(tritt herein).

So nah beim Hesperus und ich ſollt' es nicht bemerkt haben? Das wäre noch ſeltſamer, als die Erſcheinung ſelbſt. (Er nimt einen Himmelsglobus zur Hand.) Vielleicht liegt es am Beobachtungsort, denn die Ausſicht von dem Hotel war dieſe Nacht ungemein hell und frei. Sie hat mich vollkommen neu belebt. Dennoch war es mir, als ſäh' ich Alles doppelt. Da ich aber den einen Stern vierfach ſah, ſo muß er wol ein Doppelſtern geweſen ſein.

Frau Willhaber

(hereintretend).

Sie ſind alſo zu Hauſe, Herr Profeſſor?

Irrwiſch.

Meine Hochzuverehrende — Schwiegermutter, hätt' ich beinah geſagt —, welchem Umſtand verdanke ich denn zum erſten Mal das Glück, Sie bei mir zu ſehen?

Frau Willhaber.

Dem nämlichen Umſtand, welchem mein Mann das Unglück verdankt, Sie geſtern nicht geſehen zu haben. Ich komme als Abgeſandte oder Agentinn meines Mannes, der einige Bedenken hatte, ſelbſt zu erſcheinen. Sie hatten eine Exkurſion mit ihm verabredet — wie iſt es, Herr Profeſſor, daß Sie ſich nicht eingefunden haben? Mein Mann macht ſich Sorgen darüber.

Irrwiſch.

Nicht eingefunden? Freilich habe ich mich eingefunden. Aber ein kleiner Unfall unterbrach die Ausführung meiner Abſichten.

Frau Willhaber.

Der Unfall muß doch nicht ſo unbedeutend geweſen ſein, da Ihre Abſichten ſo weit gingen. Sie hatten wol eine weite Reiſe vor? Mein Mann wenigſtens hat mir Das zu verſtehen gegeben, oder vielmehr eingeſtanden.

Irrwiſch.

Allerdings, ja wohl. Wir wollten eine Rheinreiſe antreten. Doch denke ich, der Plan wird durch die kleine Verzögerung nicht zu leiden haben.

Frau Willhaber.

Keineswegs. Es gibt jeden Tag Gelegenheiten in Menge, nach dem Rhein zu reiſen. Man hat nur nicht immer die nämliche Geſellſchaft. Da Sie geſtern nicht zu finden waren, glaubte mein Mann Anfangs, Sie allein ſeien mit meiner Tochter nach dem Rhein gereiſ't. Ich

meinerſeits glaubte es nicht. Da aber auch meine Tochter nicht nach Hauſe gekommen iſt, ſcheint es, ſie hat in anderer Geſellſchaft die Reiſe angetreten.

Irrwiſch.

Ihre Tochter nicht nach Hauſe gekommen? Nun, ſo wird ſie uns ſicher auf der Tannenburg erwarten.

Frau Willhaber.

Ich bezweifle es, mein Mann ebenfalls. Meine Tochter liebt zwar die „Romantik", aber ich glaube nicht, daß ſie ihr auf der Tannenburg huldigt. Sie iſt ein Mädchen von Verſtand, iſt ſie nicht?

Irrwiſch.

Ausgezeichneter Verſtand! Ich habe nie ein weibliches Weſen kennen gelernt, das ſo vollkommen organiſirt war und ſo vollſtändig den Anforderungen der wiſſenſchaftlichen Theorie von der organiſchen Architektonik entſprach. Ihre Stirne, ihr ganzer Schädelbau, die Harmonie ihrer Züge —

Frau Willhaber.

Und ihr Mund, nicht wahr? Ein Mund wie gemacht für den wiſſenſchaftlichen Kuß!

Irrwiſch.

O, wie beglücken Sie mich, daß auch Sie mir dieſe herrliche Ausſicht eröffnen! Der Mund Ihrer Tochter iſt ein wahrer Schatz für das Studium.

Frau Willhaber.

Ueberhaupt — ohne mir ſelbſt zu ſchmeicheln — iſt meine Tochter in allen Theilen ein koſtbares Objekt für die Wiſ-

ſenſchaft, ſogar für die Mediziner. Es macht mich nicht wenig ſtolz, daß ſie beim rechten Manne die wahre Anerkennung gefunden..... Doch, Herr Profeſſor, wie ich von meinem Mann erfahre, haben Sie ſchon eine Kindermagd gemiethet!

Irrwiſch.

Ja, ich habe. Sie ſehen, daß ich mit Sorgfalt und Vorausſicht die ſchöne Zukunft in's Auge faſſe, die uns Allen bevorſteht. Wie thut es meinem Herzen wohl, daß meine Vorausſicht in dieſem zarten Punkt ſo glücklich zuſammentrifft mit der Vorſorge Ihrer mütterlichen Zärtlichkeit!

Frau Willhaber.

Ich kann Ihnen verſichern, es gibt kein größeres Glück, als das Mutterglück.

Irrwiſch.

Und wie erhaben denke ich mir das Vaterglück, das in dem Sprößling das Verhältniß des Entſtandenen zum Schaffenden erfaßt und an ihm die Geſetze erprobt, welche den Mikrokosmus mit dem Makrokosmos in Zuſammenhang bringen!

Frau Willhaber.

Ja, das muß erhaben ſein! Ich verſichere Ihnen, ich werde meinen Augen nicht trauen, wenn ich Sie den kleinen Mikrokosmos auf den Arm nehmen oder Ihrer Kindermagd übergeben ſehe. Iſt Ihre Kindermagd ein Mädchen von guten Eigenſchaften?

Irrwiſch.

Sie iſt mir als vorzüglich empfohlen worden.

Frau Willhaber.

Iſt ſie brav? Iſt ſie beſcheiden?

Irrwiſch.

Alles im höchſten Grade.

Frau Willhaber.

Iſt ſie namentlich geduldig? Keine Eigenſchaft iſt Ihrer Kindermagd nöthiger, als Geduld. Ich kenne meine Tochter und empfehle Ihnen daher vor allen Dingen, Herr Profeſſor, Ihre Kindermagd in der Geduld zu unterrichten. .....Leben Sie wohl, Herr Profeſſor! Aber — Geduld, viel Geduld!

Irrwiſch.

Meinen ſchönſten Gruß! Ich werde mich ſo bald wie möglich bei meinem verehrten Freunde einfinden. (Frau Willhaber ab.) Ja, ja, das iſt ein wichtiger Punkt. Eine Kindermagd muß vor Allem Geduld haben. Ich werde meiner Schaffnerinn Gertrud die Anweiſung geben, ſie in dieſer Tugend genau zu prüfen und zu üben. (Er klingelt.)

Kindermagd
(tritt ein).

Was wünſchen der Herr Profeſſer?

Irrwiſch.

Ich wünſche meine Schaffnerinn Gertrud zu ſprechen.

Kindermagd.

Die Gertrud? Ich höre ſoeben von Nachbars Liſette, daß ſie dieſe Nacht mit dem Bauernkerl durchgegangen iſt,

der hier die Eier im Haus brachte. Sturm's Johann hat es gesagt, der ist der Sohn von den Nachtwächter. Ob das Möbel was gestohlen hat, weiß ich noch nicht. Ich dachte schon: wie mag das Wesen so lang schlafen? Aber in's Bett ist sie nicht und ihr ganzer Kram ist fort. Wenn der Herr Professor daher eine neue Köchinn belieben haben zu wollen, so versteh' ich ebenfalls —

Irrwisch.

Sie sprechen einiger Maßen unverständlich.

Kindermagd.

Ich unverständig? Sehen Sie selbst nach, ob sie in's Bett ist und ob nicht Alles leer ist. Ich unverständig? Eher ist es unverständig, wenn man Kindermagd sein soll und es ist nicht einmal eine Frau da. Was soll ich jetzt thun?

Irrwisch.

Ich wünsche meine Schaffnerinn Gertrud zu sprechen, sagte ich.

Kindermagd.

Schaffen? Ich kann besser schaffen als sie und will lieber in die Küche verproviſieniren als auf dem Kind warten, wovon die Hausfrau fehlt.

Irrwisch.

So verstehe sie mich doch: sie soll mir meine Schaffnerinn Gertrud rufen.

Kindermagd.

Schaffnerinn? Gertrud? Rufen? Ich ſoll ſie rufen? Sie wird es ſchwerlich hören, ſie iſt ja fort, aus der Stadt.

Irrwiſch.

Sie iſt fort? Aus der Stadt?

Kindermagd.

Ja, fort iſt ſie, durchgegangen, ausgeriſſen, davongelaſſen, diſſentirt iſt ſie mit den Bauernlümmel.

Irrwiſch.

So verſehen Sie einſtweilen ihre Stelle und laſſen Sie mich allein. (Kindermagd ab.) Sie ſollte fort ſein? Dieſe perſonifizirte Treue und Anhänglichkeit, die in ahnender Verehrung der Wiſſenſchaft ſich mit der ganzen Kraft ihrer ſchlichten Seele an mein Haus angeſchloſſen? Nein, ſie hat ſich ſo wenig entfernt wie meine Braut. Das Band, das die Macht der Wiſſenſchaft um die Seelen zaubert, iſt der Treue heilig wie der Liebe.

Naſenloch

(hereintretend und Irrwiſch einen Brief übergebend.)

Euer Wohlgeboren beehre ich mich ein Schreiben von Ihrer Freundinn angelegen gehorſamſt zu überreichen. (Er nimt unverſehens einige Papiere vom Tiſch und entfernt ſich.)

Irrwiſch

(leſend).

„Herrlicher Mann! Die Scheidewand muß endlich fallen, die unſre Herzen trennt. Ich habe dich leiden ſehen

und ich muß dich endlich glücklich sehen. Mit dem Kampf, den du kämpftest, ist nur der zu vergleichen, den ich selbst zur Unterdrückung meines Verlangens kämpfen mußte, als ich dich leidend von Fremden hinwegführen sah und ihre Gegenwart mir das harte Gebot auflegte, dir fern zu bleiben. An jenem romantischen Orte dich heute Abend wieder zu sehen, ist meine Sehnsucht, aber weder leidend, noch in Gegenwart Anderer, sondern freudig im Vereinigungsrausch der Liebe und ohne andre Zeugen als die keusche Luna, wenn sie mit verschämtem Zaudern über die östlichen Hügel hinüberschaut.

Auf ewig deine

Mina."

Genius, du hast mich nicht betrogen! Mein Vertrauen ist gerechtfertigt und die Wissenschaft wird einen neuen Sieg feiern sogar über das elterliche Urtheil. Geistreiches Mädchen, welche sinnreiche Ueberraschung hat deine Romantik deinen Eltern zugedacht! Mein Freund, der mein Lehrer sein wollte, wird in mir seinen Meister erkennen, wenn ich an ihrer Hand als Sieger vor ihn trete. Heute Abend! Sieg der Wissenschaft, verbündet mit der Romantik — das war also der Sinn ihrer bedeutungsvollen Worte ..... Doch jetzt muß ich nach meiner Schaffnerinn umschauen lassen, die sich aus Sorge um mich entfernt hat, weil ich die ganze Nacht nicht zu Hause gekommen bin. Es ist vor Allem nöthig, daß sie sogleich den Unterricht beginnt, um die Kindermagd in der Geduld zu üben. (Ab.)

Szene: eine Promenade. Abenddämmerung.

Naſenloch. Dann Giſt. Dann Irrwiſch. Dann Mina Ueber.

Naſenloch

(in das Gebüſch ſchleichend.)

Sie werden mich zwar hier eine Komödie aufführen, denn in dem Brief ſprechen ſie von Liebesgeſchichten, ich will ſie aber in's Auge nehmen, denn ſo geſchickt maskirt ſich Keiner, daß Naſenloch nicht durch ein Knopfloch oder einen Schlitz hindurchſähe, was für Unterkleider darunter ſtecken. Und wenn das Frauenzimmer mich noch länger anführen will, dann verſprech' ich ihr, daß ich ihr im Narrenhaus bringe, denn es heißt doch ſchon, daß ſie verrückt iſt.

(Verſteckt ſich.)

Giſt

(hervortretend).

Ich habe mich nicht geirrt, es war meine Dichterinn! Sie war ausnehmend poetiſch gekleidet, als hätte ſie ſich auf ein rendez-vous mit mir vorbereitet. Ich werde mich hier ſo lang aufhalten, bis ſie von der großen Straße in die Gänge der Vertraulichkeit einbiegt. Daß es mir auf meinen alten Tag noch ſo gelingen muß! Beim Cerberus! Ein Leben werd' ich führen wie Cicero ſelbſt, und welche Bibliothek hat ſie nicht! Welche Auswahl, und von Allem die beſten Ausgaben! Wie ein literariſcher König werde ich auf meinem Thron ſitzen und wehe Denen, die mir auf die Zehen getreten haben! Meine Feder ſoll ein eiſerner Szepter werden, ein zweiſchneidiges Schwert: ohne Rückhalt und Rückſicht werde ich jetzt meine polemiſchen Feldzüge begin-

nen und mit den Leichen meiner Feinde werde ich das Feld meines Ruhmes düngen. (Er bemerkt Irrwisch, der von der andren Seite auf die Bühne trit.) Wetter! Da muß mir mein unseeliger Kollega wieder in die Quere kommen!

(Er verbirgt sich hinter einem Baum.)

Irrwisch.

Dieß ist der Ort, den sie bezeichnet hat. Möge an diesem Ort ein Tempel erbaut werden und mögen zweifelnde Herzen zu dieser heiligen Stätte wallfahrten, um ihr Vertrauen zu befestigen!

Gift

(für sich.)

Sollt' er hier ein rendez-vous haben? Sollte er vielleicht der Begünstigte sein?

Irrwisch.

Mit der Ungeduld des Morgens harr' ich des Aufgangs meiner Sonne. Es vergoldet sich der Horizont meiner Hoffnungen und bald prang' ich im Mittagsglanze meines Glücks.

Gift

(für sich).

Es fängt an mir sonderbar vorzukommen.

Irrwisch.

Die größten Seeligkeiten dieser Erde sieht nicht die Sonne, sondern der Mond und die Sterne. Diana, lüfte deinen Schleier!

Gift
(für ſich).

Spanne deinen Bogen!

Irrwiſch.

Du findeſt ein herrliches Bild zu beſchauen.

Gift
(für ſich).

Du findeſt ein ſeltnes Stück Wild zu erlegen.

Irrwiſch.

Es iſt mir, als hörte ich den Flügelſchwung der Amoretten durch die leſende Abendluft.

Gift
(für ſich).

Ich wünſchte, es wären Fledermäuſe, die ihm in die Haare führen.

Irrwiſch.

Die Nachtigall flötet die Ouvertüre zu dem Feſtſpiel unſerer Vereinigung.

Gift
(für ſich).

Ich wünſchte, die Spottvögel ſängen den Chor zu der Komödie ſeiner Abfertigung.

Irrwiſch.

Ihr holden Göttergebilde Griechenlands! Ich fühle die ganze Mythologie in mir ſich gleichſam zur Anthropologie umwandeln.

Gift

(für ſich).

Ich beiſſe, daß ſeine ganze Anthropologie ſich in Mythologie verwandeln wird.

Irrwiſch.

Ja, auch die Liebe hat ihre Reize.

Gift

(für ſich).

Hat ſie? Bei manchen Leuten ſoll ſogar der Hunger mit Eßluſt verbunden ſein.

Irrwiſch.

Faſt fühle ich eine Neigung zum Schwelgen.

Gift

(für ſich).

Ich möchte den Kerl zu Brechpulver zerreiben. Die Apotheker würden ſich um ihn reißen.

Mina Ueber

(plötzlich heraneilend und Irrwiſch in die Arme ſtürzend).

O mein Endymion!

Irrwiſch

(ſie feſt an ſich drückend und nach dem pythagoräiſchen Lehrſatz küſſend).

O meine Cynthia!

Gift

(für ſich).

Beim Cerberus! Wenn ſie ihn nicht für mich angeſehen hat, bin ich verloren.

Irrwiſch

(nachdem er Mina Ueber nach langer Umarmung losgelaſſen und erkannt, zurückſchaudernd).

Hu! Was ſeh' ich?

Mina Ueber.

Ich bin es, mein Geliebter, deine Mina. Haſt du meinen Brief nicht empfangen?

Irrwiſch.

Unerhört!

Mina Ueber

(ſich ihm nähernd).

Erkenne mich, herrlicher Mann! Erſticke nicht das göttliche Gefühl und umarme mich!

Irrwiſch

(ſie zurückſtoßend).

Hinweg von mir!

Mina Ueber.

Hat mein Unſtern dir den Brief nicht zukommen laſſen, oder hab' ich ihn ſchreiben ſollen, um dich zu meiner Qual hierher zu beſcheiden?

Irrwisch.

Der Brief war von dir? Hinweg, Ungeheuer!

Mina Ueber.

Hilf, Venus Amathusia!

(Sie beginnt zu weinen. Gift, der während des ganzen Gespräches auf dem Sprunge gestanden, stürzt hervor.)

Gift.

Das soll ich dulden? Herr Kollega, das wird eine Ehrensache unter uns werden! Unsere Freundschaft ist aus. Sie sollen mir Genugthuung geben. Sie sollen dieser Dame Genugthuung geben. Ich werde die Ehre dieser Dame rächen.

Mina Ueber.

Ich Unglücklichste der Sterblichen!

Gift.

Jetzt nicht mehr, jetzt nicht mehr. Aber er hätte Sie ermordet, wenn ich Sie nicht gerettet hätte.

(Er faßt ihren Arm und beginnt sie wegzuschieben.)

Irrwisch.

Der Wissenschaft diesen Streich zu spielen! Schändlich! (Eilt hinweg.)

Nasenloch

(aus seinem Versteck hervorstürzend.)

Halt! Im Namen des Gesetzes, ein Angriff auf die Männerwelt!

Mina Ueber.

Iſt das nicht mein edler Freund? Haben Sie meinen Brief nicht abgegeben?

Naſenloch.

Ich werde der Komödie ein Ende machen. Sie ſollen wiſſen, was es heißt, die Sicherheitsmänner des Staats anführen zu wollen. Wo iſt nun Herr Alio und Herr Aphrodite und Herr Heros und die Andern?

Mina Ueber.

Edler Freund, ſie haben mich alle verlaſſen. O grenzenloſes Unglück!

Naſenloch.

Sie haben Angriffe auf die Männerwelt gemacht. Ich werde Sie protokolliren. Dieſer Herr (auf Giſt zeigend) iſt Zeuge und dort (auf Irrwiſch zeigend) geht das Corpus delicti.

Giſt.

Das Letztere will ich bezeugen, aber dieſe edle Dame, mein Herr, bitte ich in Ruhe zu laſſen, ſonſt werden Sie von mir ein Geſetz lernen, das höher ſteht als die Polizeigeſetze.

Naſenloch.

Einem alten Beamten will ſo ein Demagog Geſetze lehren? Ich glaube eher, ich werde ſein Lehrmeiſter werden; nur Geduld, Herr Doktor!

Gift

(mit affektirtem Pathos und Muth).

Das Geſetz, mein Herr, das Sie noch nicht kennen, heißt: Achtung vor den Damen! Und beſonders vor ſo edlen, hochſtehenden, begabten Damen, wie dieſe! Der Mann, der den Damen keine Ehre erweiſ't, hat ſelbſt keine Ehre, mag er nun Beamter, oder Gelehrter ſein. (Zu Mina Ueber.) Ich begleite und beſchütze Sie, mein Fräulein, kommen Sie; es iſt meine Pflicht, es iſt meine Ehre, es iſt mein Glück.

(Schiebt ſie fort.)

Naſenloch.

Mord Element! Sie ſoll im Narrenhaus und er im Priſen, oder Naſenloch wird ein Selbſtmörder an der öffentlichen Sicherheit.

(Eilt den Beiden nach.)

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

Szene: in Willhabers Hause.

Irrwisch. Willhaber.

Willhaber.

Duell! — es ist so eine Sache. Halten Sie es nicht für besser, daß wir ein Paar Leute von der Polizei mitnehmen und diesen Giftkopf mitsammt seinem Höcker einstecken lassen?

Irrwisch.

Es wäre allerdings angemessen. Aber es gibt wichtige Gründe, anders zu verfahren.

Willhaber.

Ich kann Ihnen sagen, dieser Dr. Gift ist mir mehr verhaßt, als die größte Katze. Wenn ich sein spitzes, verschrumpftes Spitzbubengesicht ansehe, seine rothe Schnappsnase, seinen hinterlistigen Höcker und überhaupt dieses ganze Spinnradsgestell, so mögte ich ihn gleich vor's Knie setzen und den Ofen mit ihm anzünden. Und daß auf diesem Spinnrad der Plan gesponnen ist, meine Tochter zu stehlen, ist so gewiß, wie daß das türkische Reich kein Jahr mehr besteht.

Irrwisch.

Ich glaube das ebenfalls, denn er war gleich zur Stelle, als ich mit dem Wagen Ihrer Tochter jenen mißglückten

Verſuch gemacht hatte. Auch hat er mir und der Wiſſenſchaft dieſen ſchändlichen Streich mit der Dichterinn Ueberſpielt. Ferner hat er ein giftiges Pasquill auf mich gemacht, das er jetzt ſogar unter den Studenten zirkuliren läßt. Ich muß geſtehen, daß er mich empört hat und ich mögte ihn gedemüthigt ſehen. Wollen Sie mir, verehrter Freund, Das ſein, was man Sekundant nennt?

Willhaber.

Worauf hat er Sie gefodert?

Irrwiſch.

Auf Das, was dieſe Menſchen den „Stich" nennen.

Willhaber.

Auf den Stich! Das zeugt von ſeiner Hinterliſt, ſeiner Schlangenart. Auf ein ſpaniſch Rohr wäre mir lieber geweſen.

Irrwiſch.

Daß ich ſeine Foderung annehme, halte ich auch aus dem Grunde für rathſam, weil es einen entſcheidenden Eindruck auf Ihre Tochter machen wird. Wie Sie ſelbſt ſagen, liegt die Hauptſtärke ihres Begleiters im Duelliren, das ſie unter dem „Muth und der That" verſtanden hat. Sie wird mir deraleichen nicht zugetraut haben. Erfährt ſie das Gegentheil, wird ſie ſich mir wieder zuwenden.

Willhaber.

Möglich wäre es, denn ſie wird ohnehin bald an die Rückkehr denken. Die Weiber lieben das Sichere.

Irrwiſch.

Auch kann ich auf dem Kampfplatz andre Waffen ergreifen, als mein Gegner gewählt hat. Ich kann ihn mit der Waffe der Wiſſenſchaft ſchlagen und dadurch ſeine Niederlage um ſo entſcheidender machen.

Willhaber.

Nun, ich werde Ihr Sekundant ſein. Wir wollen ihn zugleich zwingen, zu geſtehen, wo meine Tochter iſt. Kommen Sie, wir gehen zuvor in's Kaſino und nehmen etwas zur Stärkung. (Beide ab).

Fopper ſteigt aus einem Schrank. Frau Willhaber und Frau Fopper kommen aus der Nebenſtube.

Frau Willhaber.

Alſo darin haſt du geſteckt? Ich glaubte, du ſei'ſt aus dem Hauſe gegangen.

Fopper.

Als der Papa mit dem Profeſſor ſo unverſehens hereinkam, fand ich in der Eile keinen beſſern Zufluchtsort, als dieß trojaniſche Pferd, das du mir früher empfohlen haſt. Und ich freue mich, daß ich es beſtiegen. Ich habe ein Geheimniß erfahren —

Frau Willhaber.

Mein Mann und der Profeſſor ſtehlen ſich mit etwas herum, das habe ich gemerkt.

Fopper.

Es handelt ſich um ein ſchreckliches Geheimniß, es handelt ſich um ein Paar Menſchenleben.

Frau Fopper.

Du willſt unſre Neugier wieder auf die Folter ſpannen.

Fopper.

Es handelt ſich um nichts Geringeres, als um ein Paar Menſchenleben. Unerhörter Blutdurſt! Schändlicher Leichtſinn bejahrter Männer und Familienväter, ſo mit dem Leben umzugehen!

Frau Willhaber.

Du ſagſt, daß du im Anfang des Monats immer am Meiſten zu Tollheiten aufgelegt ſeiſt. Wie es ſcheint, beginnt das junge Licht wieder auf dich zu wirken.

Fopper.

Unbegreifliche Tollheit! Strafbarer Frevelmuth! So wiſſt denn: ſie haben ein Duell und zwar der große Profeſſor mit dem kleinen Dr. Wiſt und der Papa will Irrwiſch ſekundiren.

Frau Willhaber.

Iſt es Scherz oder Ernſt?

Fopper.

Dank dem Glück, es iſt Ernſt!

Frau Fopper.

Was iſt denn der Grund und die Veranlaſſung?

Fopper.

Der Hut des Profeſſors läuft oben breit und Gift's Hut läuft oben ſpitz zu. Hab' ich daraus nicht ſchon längſt einen Krieg zwiſchen den beiden prophezei't?

Frau Fopper.

Dadurch werden wir auch wol hinter das Geheimniß kommen, den ewigen Frieden zu ſichern. Die Hutmacher brauchen bloß allen Hüten eine und dieſelbe Façon zu geben.

Fopper.

Das würde nichts nützen, wenn ſich ihre Kunſt nicht auch auf die Köpfe und ihren Inhalt erſtreckte. Zu der breit auflaufenden Schädelform des Profeſſors Irrwiſch kann niemals ein Hut paſſen, welcher das ſpitze Haupt des Dr. Gift umſchließt, das mit dem Zuckerhut äußerlich, nur nicht ſeinem bitterlichen Inhalt nach Aehnlichkeit hat. Und ſo wenig dieſe Hüte und Köpfe, ſo wenig paſſen dieſe Charaktere zuſammen. Jedoch um dieß wiſſenſchaftlich aufzuhellen, meine hochzuverehrenden Zuhörerinnen, müſſen wir etwas näher auf die Schädellehre eingehen. Die Schädellehre iſt, wie Sie wiſſen, —

Frau Fopper.

Die Schädellehre. Wir ſchenken dir deine Vorleſung; wir wollen dein Geheimniß.

Fopper.

Nun, das wißt ihr. Mehr weiß ich auch nicht.

Frau Willhaber.

Welche Waffen haben ſie denn?

Fopper.

Die malitiöſeſten, die es gibt: ſie wollen ſich nicht hauen und nicht ſchießen, ſondern ſich ſtechen, mit Parisiens oder Degen. Jetzt nehmt es noch einmal einem Studenten übel, daß er ſeiner Zukünftigen das Hemdenzeichnen erſpart, wenn ſo würdige gereifte Männer ſich ohne Weiteres todt ſtechen wollen!

Frau Willhaber.

Die Sache würde mir ſo komiſch vorkommen wie du ſie machſt, wenn mein Mann nicht dabei wäre. Seine Heftigkeit und Halsſtarrigkeit könnte Unglück herbeiführen.

Fopper.

Seine Heftigkeit und Halsſtarrigkeit ſind grade heute ſeine beſten Eigenſchaften. Ich werde an dem Duell Theil nehmen.

Frau Fopper.

Zuvor fragt man hier um Erlaubniß an!

Fopper.

Nicht bloß Das, ſondern ich lade Dich ſogar ein, ebenfalls Theil zu nehmen. Alle Plane, die wir zur Verſöhnung des Papa entworfen, zerfallen vor dem, den er uns

ſelbſt jetzt an die Hand gibt. Nur etwas Keckheit und etwas Humor, dann macht ſich Alles von ſelbſt. Ich muß jetzt raſch hinaus, um mich dem Dr. Giſt als Sekundant anzubieten. Du, mein Weibchen, ſorgſt unterdeß für deine Verkleidung: du wirſt den Duellarzt ſpielen, mit meinem ganzen chirurgiſchen Apparat bewaffnet. In einer Viertelſtunde bin ich wieder hier.

Frau Willhaber.

Herrmann, ich verlaſſe mich auf dich!

Fopper.

Sei unbeſorgt, Mütterchen. Meine Hand darauf, daß Alles zu deiner Zufriedenheit ablaufen wird. Richte dich auf eine luſtige Mahlzeit für den Mittag. (Alle ab).

Szene: Haide und Gebüſch bei der Promenade.

Giſt

(allein).

Welch ein Glück, daß dieſer Fopper mein Sekundant geworden! Er ſoll das Pariren meiſterlich verſtehen. Ohne einen ſolchen Sekundanten wäre ich verloren bei einem Gegner, der mir an Kraft ſechsfach überlegen iſt. Ob er ſich auch ſtellen wird? Wenn er ausbliebe wäre, ich Sieger ohne Kampf und ohne Gefahr. Teufel! dieſes Stechen! Aber ich muß es wagen und verlaſſe mich auf Fopper. Es ſteht für mich Alles auf dem Spiel. Meine Dichterinn wankt; meine Theilnahme rührt ſie und die Nachricht, daß

ich für ſie mein Leben exponirt habe, wird den Ausſchlag geben. Mein Leben! Iſt das ein Leben, das ich führe? Ich habe ein doppeltes zu gewinnen und nur ein halbes zu verlieren. Wohlan denn! Hat Sophokles, hat Xenophon, hat Demoſthenes, hat Horaz, haben nicht faſt alle großen Männer meiner Bibliothek die Waffen getragen? Wo mag mein Sekundant bleiben? Er wird mich doch nicht im Stich laſſen? Was, zittere ich? Nein, ich will ſtehen, ich will der Gefahr Trotz bieten. Muth, Muth! Ich will nichts denken als: Irrwiſch oder Gift! Einer von beiden! Wohlan, die Geiſter der Vorwelt ſtehen mir zur Seite! Ich ſtürze mich auf ihn, ich ſteche ihn, ich durchbohre ihn. Nieder mit ihm! Piff — da liegt er!

(Kopper, in einen ältlichen Gelehrten, und Frau Kopper, in einen jungen Mediziner verkleidet und beide mit Stoßrappieren verſehen treten auf. Bei ihrer Annäherung ſchrickt Gift heftig zuſammen und will die Flucht ergreifen.)

Kopper

(die Maske lüftend und ſich zu erkennen gebend).

Wohin, Herr Doktor? Hier iſt Ihr Sekundant.

Gift.

Ich bitte vielmals um Entſchuldigung, ich hatte Sie für Polizeibeamten angeſehen.

Kopper

(auf ſeine Frau deutend).

Ich ſtelle Ihnen hier einen Freund vor, der uns als Wundarzt zur Seite ſein wird.

Giſt.

Meinen beſten Dank, Herr Fopper. Ich habe viel von Ihrer Fertigkeit gehört und ich geſtehe, wenn ich mich einer gleichen rühmen könnte — das heißt, ich fühle Muth genug, auch weiß ich wohl die Waffe anzufaſſen —

Fopper.

Auf Eins, Herr Doktor, muß ich Sie ſofort aufmerkſam machen: Sie riechen ſehr ſtark nach Aquavit. Man würde Ihnen das als eine Art blutgieriger Selbſtaufregung auslegen, die man aus Scheuung dem Gegner nicht verrathen darf, deshalb halten Sie bei der Aktion nur den Athem an ſich und ſprechen Sie ja kein Wort. Laſſen Sie es bloß ankommen auf die Geſchicklichkeit Ihrer Hand.

Giſt.

Sehen Sie: ſo leg' ich mich aus; er wird den erſten Stoß thun; Sie pariren ihn; darauf fang' ich an, ihm zuzuſetzen. Sie liegen vor und indem ich einige Finten anziehe, wird ihm, gleichviel von welcher Seite, Eins verſetzt und ich habe geſiegt. Sobald nur ein Tröpfchen Blut gefloſſen iſt, kann ich füglich die Sache auf ſich beruhen laſſen, denn der Lorbeer iſt dann mein.

Fopper.

Nicht übel überlegt, aber ich würde die Sache doch nicht zu leicht nehmen. Das Schlimmſte iſt, daß er wahrſcheinlich den erſten Stoß thut. Sie haben es mit einem Gegner zu thun, der eine furchtbare Kraft beſitzt. Er könnte Stöße thun, die gar nicht zu pariren ſind.

Giſt.

Wie, mein Freund? Wo iſt denn Ihre Kunſt, auf die ich mich verlaſſen habe? Sie werden mich doch nicht im Stich laſſen?

Fopper.

Ich werde mein Beſtes thun, aber dieſe Kraft! Er ſoll eine wahrhaft athletiſche Kraft beſitzen.

Giſt.

Ich hab' ihn einmal ein Teleskop verſetzen ſehen, das meiner Sechs nicht vom Fleck gebracht hätten. Es wird nicht gehen, Freund; Sie werden in Gefahr kommen. Laſſen Sie uns ihm Verſöhnung anbieten.

Fopper.

Was mich betrifft, ſo iſt meine Freundſchaft Alles für Sie aufzuopfern bereit.

Giſt.

Nein, mein Freund, durch Ihren guten Willen bin ich ſchon genug verpflichtet. Es wäre gewiſſenlos, Sie ſolcher Gefahr auszuſetzen. Aus Rückſicht für Sie will ich mich bezähmen: bieten Sie ihm Verſöhnung an!

Fopper.

Das hat ſeine Bedenken, mein Freund. Verſöhnung nach ſo ſchwerer Beleidigung — das will ſich nicht reimen. Von den Verſöhnungen auf dem Kampfplatz habe ich nie viel gehalten.

Giſt.

Was denken Sie denn davon, wenn ich ihm z. B. unter Ihrem Schutz eine Ohrfeige gäbe? Eigentlich hat er eine andre Behandlung auch gar nicht verdient.

Fopper.

Eigentlich wol nicht; aber mit den Ohrfeigen hat es auch ſeine Bewandtniß. Dieſe Südfrüchte ſind hier zu Lande wenig beliebt und ſie würden in Ihrem Falle post festum kommen, ohne als Deſſert gelten zu können.

Giſt.

So fodern Sie ihn denn auf, die beleidigte Dame um Verzeihung zu bitten.

Fopper.

Das wird er verweigern und überdieß würde dieſe Aufforderung Ihnen ſchlecht anſtehen, nachdem Sie eine weit ernſtlichere haben verbergehen laſſen. Drum die Sache friſch angegriffen! Muth iſt die Hauptſache und daran fehlt es Ihnen ja nicht. Was hätten wir auch am Ende zu fürchten? Elephantenknochen allein haben noch nie etwas ausgerichtet. Ihr Horaz drückt das ſehr hübſch in den Worten aus: „vis consilii expers mole ruit sua". Zugleich aber bedenken Sie, für wen Sie in dieſem Kampfe auftreten!

Giſt.

Freund, Sie haben Recht. Im Namen des Dichters Horaz und der Dichterinn Ueber denn zur Sache! (Sie gehen vorüber.)

(Willhaber und Irrwisch treten von der andern Seite auf, ebenfalls mit Steßrappieren versehen.)

Willhaber.

Ich kann Ihnen sagen, wir haben nun nichts bei der Sache zu befürchten, auch haben wir eine gute Flasche zur Stärkung eingenommen und dennoch fühlt man eine gewisse unheimliche Störung im Blut. Ist's Ihnen nicht auch so?

Irrwisch.

Das ist jene innerliche Störung, die immer einem großen Unternehmen vorangeht. Eine solche Störung hat Alexander und Cäsar so gut empfunden, wie wir. Sie hat einfach darin ihren Grund, daß des Menschen Geist höher steht, als seine irdische Natur. Wäre der Mensch nichts als Geist, er würde sich auch vor nichts fürchten. „Was kann ich dazu (sagte ein Held vor der Schlacht), daß mein Leib zittert vor den Gefahren, in die ihn mein Muth stürzen wird?" Würde unser Leib sich einem Kometen nähern? Unser Geist zieht ihn unbedenklich vom Himmel herunter.

Willhaber.

Sie haben Recht. Ich wünschte nur, daß der krumme Philelege schon hier wäre. Blutgierig bin ich von Natur nicht, auch nicht schadenfroh, aber wenn ich den Kerl in den Sand schmeißen könnte, ich gäbe mein bestes Stückfaß dem Straßenvolk zum Besten.

Irrwisch.

Seien Sie nicht zu hitzig, verehrter Freund! Wenn wir ihn durch unsre Haltung auf's Aeußerste gebracht haben,

werde ich ihn als Mann der Wissenschaft fassen und vollends zu Boden werfen.

Willhaber.

Dort kommt er, von zwei Sekundanten begleitet. Der eine sieht aus wie ein Antiquar und der andre wie ein Student.

Die Vorigen. Gift. Hopper. Frau Hopper.

Hopper.

Den Herren guten Tag und unsern besten Gruß!
Im Denken wird um Freundschaft heut' gebeten,
Jedoch der Punkt, der hier verfochten werden muß,
Zwingt uns im Handeln feindlich aufzutreten.

Willhaber.

Wenn's so poetisch endigt, wie's beginnt,
Dann seh'n sich vor, die nicht beritten sind.

Gift

(für sich, indem er Irrwisch ansieht).

Welch ein Vertrau'n in seinem Blick und welche Kraft in seinem Arm!
Mein Flaccus, steh' mir bei, es überläuft mich kalt und warm!

Hopper.

Es ziemt sich wohl, bei unserm Ehrenstreit
Die Wichtigkeit der Handlung zu bedenken

Und vor der Reise — ach! vielleicht zur Ewigkeit —
Noch einen Augenblick der Zurüstung zu schenken.
Wir kamen nicht zum Schmause, zum Gelag,
Wir kamen her zum Kampf auf Tod und Leben,
Und wer sein Leben nicht dran wagen mag,
Der kann sich dreist nach Haus zurückbegeben.
Der Mann von Ehre suchet die Gefahr,
Kann er sie nur für seine Ehre nützen;
Wie ihm die Ehr' im Leben Alles war,
So sucht er auch im Tod sie zu beschützen.
Die Ehre ist das höchste Gut,
Das uns beglückt und ziert auf Erden,
Drum will sie auch vom höchsten Muth
Vertheidigt und verfochten werden.

Willhaber.

Was Ehre sei, wir wollen's schon erproben,
Sie sind der Definitionen überhoben.

Fopper.

Der gier'ge Stahl durchbohrt die klopfende Brust
Und frißt das Herzblut aus den Eingeweiden —
Doch ist der Tod dem Helden eine Lust,
Kann er ihn nur für seine Ehre leiden.
Die Ehre ist die Mutter alles Schönen,
Die Mutter alles Großen auf der Welt:
Die Ehre winkt als Preis den Musensöhnen,
Nach Ehre strebt der Staatsmann wie der Held;
Sich bloß mit einem Lorbeerkranz zu krönen,
That Mancher mehr, als Mancher für sein Geld.

Willhaber.

Das Pred'gen, deucht mir, will hier wenig paſſen,
Sonſt könnten wir den Paſtor kommen laſſen.

Fopper.

Die Ehre kann ein edles Herz ſo leicht
Zum höchſten Grad des Heldenmuths berücken
Und (Irrwiſch anſehend) wenn die Hand ihr gar die Liebe reicht,
Dann wird Gefahr ein Spiel und Blutvergießen wird Entzücken.

Irrwiſch.

Die Liebe gibt dem Herzen Muth und Kraft,
Jedoch dem Geiſt gibt ſie die Wiſſenſchaft.
Wo Wiſſenſchaft und Liebe ſich vermählen,
Da wird der Geiſt und wird das Herz ſich ſtäh —

Fopper.

Der Herr enthalte ſich, mich hier zu unterbrechen,
Hier kann nicht Jeder plaudern, was er will:
Die Sekundanten mögen ſich nach Wunſch beſprechen,
Jedoch die Duellanten ſchweigen ſtill,
Die laſſen ihren Mund in Ruh',
Denn ihnen kommt das Handeln zu!

Willhaber
(eifrig).

Man ſuche übrigens uns nicht zu perſuadiren,
Daß unſ're Sache ſei das bloße Raiſonniren.

Gift

(für ſich).

Es wird mir leicht! Geht's noch ein wenig weiter,
So wird der Rentner noch für mich zum Blitzableiter.

Popper.

Der Muth ſagt Jedem, wie er handeln ſoll,
Wer ihm gehorcht, der braucht ſich nie zu ſchämen,
Es weiß der Mann, von Muth und Ehre voll,
Sich überall gehörig zu benehmen.
Es geht der Muth ihm leitend ſtets zur Hand
Und gibt ihm raſch die Mittel in die Hände:
Ein Stich verſetzt, ein Schüſſchen abgebrannt —
Und gleich iſt aller Streit zu Ende.
Die Sach' iſt klar und zweifellos,
Auch hier in unſerm Fall bedarf es bloß
Des Hiebes oder Stichs mit einem unvernünft'gen Eiſen,
Selbſt keines mathematiſchen Beweiſes,
Als allenfalls, die Quadratur des Kreiſes
An Menſchenköpfen zu beweiſen.

Willhaber.

Das Renommiren ſteht ihm ganz charmant,
Ich denk' es ihm gehörig anzuſtreichen,
Und nehm' ich erſt mein Inſtrument zur Hand,
So ſoll kein Haſe mehr im Laufen ihn erreichen.

Popper.

Der Muth iſt Stütze dem bewährten Mann
Und läßt ihn nimmermehr zu Schanden werden:
Es mag geſchehen, was da will und kann,

Ihm bi ſt der Muth in Nöthen und Beſchwerden.
Der Mann voll Muth iſt ein geſtählter Gott,
Er ſchlägt die Welt zu Schnupftaback zuſammen,
Drum treibe Keiner mit dem Muthe Spott,
Und Keiner ſchüre ſeines Zornes Flammen!
Der Muth erſetzt das Mangelnde der Kraft,
Er braucht ſich nicht mit Rebenſaft zu ſtützen,
Und was der Feige ſich durch ſeinen Wein verſchafft,
Das hat der Muthige ſchon im Gelenke ſitzen.

Willhaber

(höhniſch).

Jetzt überzeug' ich mich, ich hatte recht gerochen,
So war es denn der edle Branntewein?
Und all' den hohen Muth, wovon der Herr geſprochen,
Den gab ihm alſo bloß die Fuſelflaſche ein?

Gift

(für ſich).

O edler Sekundant, der mir den Strick durchſchnitt!
Er übernimt ſogar den Duft vom Aquavit.

Fopper.

Manch And'rer weiß nicht minder wohl
Die Eigenſchaft des Weins zu ſchätzen,
Um ſich durch ſeinen Alkohol
In kühn're Stimmung zu verſetzen.
Und man hat Recht. Der Wein kann Leben,
Kann Geiſt und Kräfte wiedergeben;
Der Wein verjüngt das alte Blut
Und hilft es von der Furcht kuriren,

Dem Einen gibt es zum Duelle Muth,
Dem Anderen zum Sekundiren.

Willhaber

(hitzig).

Ich mögte faſt die Fuchtel ſitzen laſſen
Und mir nichts dir nichts meinen Herrn beim Schopfe faſſen.

Topper.

Es iſt der Wein ein wunderthätig Naß,
Er hilft den Teufel aus der Hölle holen,
Und während der Papa bei ſeiner Flaſche ſaß,
Hat oftmals ein Student die Tochter weggeſtohlen.
Doch tobt man Anfangs auch wie raſend und beſeſſen,
Bei einer Flaſche Wein wird Alles wieder vergeſſen.

Willhaber.

Der Herr iſt, wie ſein Kamerad,
Ein ungezog'ner, grober Lümmel,
Doch ſieht man nach, was er gebabbelt hat,
Er ſpricht es ſelber nicht, aus ihm ſpricht nur der Kümmel.

Topper.

Geliebter Wein, Du Stütze aller Schwachen,
Du Lohn und Preis der Braven, heller Wein!
Zum Kampf des Muthes Flammen anzufachen,
Sollſt du uns ſtets willkomm'ner Helfer ſein.
Du ſtärkeſt uns bei unſerm Todesfeſte,
Du weiheſt uns zum dunklen Bunde ein,
Drum gebe „Gott", der Sorger für das Beſte,
Ich finde meinen Tod bei einer Flaſche — Wein.

Willhaber.

Den Wein trinkt nur wer ihn bezahlen kann,
Der Lump und Bummler ſchafft ſich Kümmel an!

Fopper.

Es iſt ſo leicht, mit eitlem Geld zu prahlen,
Doch ſchwerer iſt's, aus eig'nem Fond zu zahlen.
Was Jener draußen hat, hat Dieſer im Gehirne:
Das Kapital, das Lehn und Zinſen bringt;
Der Eine birgt den Reichthum in der Stirne,
Der einem Andren in der Taſche klingt.
Ha, welch Gefühl, ein Millionair zu ſein
Durch Geld und Demant in des Schädels Schrein!
Kein Dieb entwendet ihm ſein Kapital
Und niemals kann er dem Bankrott erliegen,
Und wünſcht er ſich ein ſchönes Ehgemal —
Der Falter liebt es, in das Licht zu fliegen.
Der Mann gezieret mit dem ſchönſten Schädel
Erringt auch, wenn er will, das ſchönſte Mädel
Und wird ein Ehemann, er weiß nicht wie,
Durch praktiſche Phrenologie.

Willhaber.

Hier wird uns die Geduld verteufelt zugeritten,
Die Probe iſt für mich zu groß,
Und wird jetzt noch nicht bald zur Sache ſelbſt geſchritten,
So laſſ' ich meines Zornes Pfropfen los.

Fopper.

Den Pfropfen? Nun, wo man mit Pfropfen ladet,
Da muß wohl das Piſtol die Flaſche ſein;

Ein ſolch' Piſtol hat freilich nie geſchadet
(Ein wunderwirkend Pulver iſt der Wein),
Doch gibt der Wein auch Muth, dem's dran gebricht,
Um Muth zu zeigen, ſeh' ich, taugt er nicht.

Willhaber.

Jetzt iſt der Eimer voll! Mein Herr, was ſoll das heißen,
Daß Sie uns die Geduld ſo frevelhaft zerreißen?
Heran, du alter Beck! Heran! Ich, oder du!
Haſt du ſo großen Muth, wohlan, ſo ſtoße zu!

Fopper.

Der Teufel mag regieren, wo der Teufel hauſ't,
Drum friſch an's Werk, die Fäuſtel in die Fauſt!
Das Stechen iſt erlaubt, das Hauen iſt verboten,
Doch wer's durchaus nicht laſſen kann, der haue drauf nach Noten.

(Sie fechten einige Zeit, Fopper bloß parirend, Willhaber hauend. Fopper fällt. Seine Frau kann ihre Unruhe doch nicht ganz unterdrücken, er beruhigt ſie aber durch irgend ein Zeichen, z. B. ein heimlich zugeworfenes Kußhändchen.)

Willhaber.

Da iſt er!

Fopper.

O weh! der traf den rechten Fleck. Adieu, Freund Giſt!
Fliehen Sie — ich — ich liege auf dem Rücken —

(Giſt ſchleicht ſich fort.)

Irrwiſch

(ſich ebenfalls entfernend, für ſich.)

Dieß ſcheint eine Thatſache zu ſein, die der Wiſſenſchaft einige Verlegenheit bereiten dürfte, wenn ſie ſich kompromittirte.

Willhaber

(ſich die Stirne abwiſchend).

Haſt du jetzt Ruhe, du hebler Strehreneummiſt? Sagt' ich dir nicht, daß ich dir das Maul ſtopfen würde? Warum reneummirſt du nicht mehr? He! Heda! Was Wetter, der Kerl iſt doch nicht —! Heda! Mein Herr, wo traf es denn? Herr Doktor oder Herr Profeſſor oder was Sie ſind! Stehen Sie auf! es ſoll abgemacht ſein! Er rührt ſich nicht: ich glaube faſt — (ſich umdrehend nach Irrwiſch.) Wie? Was? Wo ſind die Andren? (zu Frau Fopper:) Mein Herr, wo iſt mein Freund?

Frau Fopper.

Er hat ſich entfernt, er iſt entflohen, er iſt ausgeriſſen, er hat Sie verlaſſen.

Willhaber.

Entfernt? Mein Freund? Das thut ein Freund? Mich im Stich laſſen, nachdem er mich in das Unglück gebracht? Nun wünſcht' ich denn doch, ich könnte Mühlſteine fluchen — doch, mein Herr, Sie ſehen mich hier in der Klemme und Sie ſagen nichts? Haben Sie etwa Medizin ſtudirt? Wollen wir nicht einmal unterſuchen?

Frau Topper.

Ich gehöre allerdings zur Zippschaft der Mediziner, doch bei Ihrer bekannten Abneigung gegen die Mediziner wage ich nicht, meine Dienste anzubieten.

Willhaber.

Ich bitte Sie um Gottes Willen, helfen Sie mir aus der Angst! Wenn dem Mann ein Unglück passirt wäre, ich wäre verloren.

Frau Topper.

Beruhigen Sie sich, es läßt sich Rath schaffen. Aber Sie müssen sich auf unsren medizinischen Standpunkt stellen. Nach medizinischer wie nach kriegerischer und jägermäßiger Auffassung ist derjenige Mensch mein Eigenthum, den ich erlege. Sollten Sie diesen Mann erlegt haben, so disponiren Sie über ihn, so verschenken Sie ihn, ich werde ihn mit Dank annehmen und mit ihm die ganze Verantwortlichkeit.

Willhaber.

Aber ist verstehe Sie nicht. Ich will gern thun, was Sie wollen, aber retten Sie mich und expliziren Sie sich!

Frau Topper

(Körper betastend).

Sehen Sie, dieser Mann, oder der Körper dieses Mannes — denn wir haben jetzt bloß ein wissenschaftliches Objekt vor uns — ist trotz seinem Alter ein ausgezeichnetes Exemplar für den Anatomiriich. Fühlen Sie diesen Arm, diese Brust, diesen Hals! Namentlich sind seine Muskeln

ungewöhnlich ausgebildet. Sehen Sie: hier ſitzt der musculus brachialis, hier der musculus biceps, hier der musculus pectoralis u. ſ. w. Denjenigen Muskel, deſſen Name mir ſtets am Wohlthuendſten in den Ohren geklungen, ich mögte ſagen, meinen Lieblingsmuskel, den musculus sterno-cleudo-mastoideus, werden wir in dieſer Gegend zu ſuchen haben. In der That, der Mann iſt trefflich gebaut und ich werde Ihnen dankbar ſein, wenn ich ihn mit nach Hauſe nehmen kann.

Willhaber.

Lieber Herr, Sie verſtehen ſich auf dieſe mediziniſchen Dinge beſſer als ich; doch ſagen Sie mir lieber, ob der Mann noch lebt, befreien Sie mich aus meiner Angſt!

Frau Fopper.

Auf mein Wort, Sie brauchen ſich ſo wenig Angſt zu machen, als ob er noch lebte. Ich mache mir nicht die mindeſte. Sehen Sie, wie mediziniſch er da liegt, wie wiſſenſchaftlich, als ſollte eben eine anatomiſche Vorleſung an ihm gehalten werden. Ich habe ſämmtliche Schneidinſtrumente bei mir.

Willhaber.

Aber ſo ſtellen ſie ihn doch wieder her, fühlen Sie ihm doch den Puls, ſehen Sie, ob noch Hoffnung iſt!

Frau Fopper.

Werden Sie ihm denn auch noch zürnen, wenn ich ihn herſtelle, werden Sie ſich mit ihm ausſöhnen, werden Sie ihn freundlich behandeln, werden Sie ihn in Ihr Haus aufnehmen?

Willhaber.

Ich will ihn behandeln wie einen Sohn oder Bruder, aber stellen Sie ihn wieder her und retten Sie mich!

Frau Hopper.

Herrmann, steh' auf und begrüße deinen Papa! (Hopper erhebt sich und wirft, wie seine Frau, die Maske ab.)

Willhaber.

Gerechter Himmel, was erleb' ich! So ist er lebendig, unverletzt? Du bist es, Hopper? Du, der Medizimer? (Ihm die Hand drückend.) Junge, ich kann dir sagen, du bist der größte Schelm, den ich in meinem Leben gesehen habe. (Zu seiner Tochter:) Und du hast guten Unterricht bei ihm genommen. (Küßt sie.)

Hopper.

Möge Sie mit der Medizin Ihr Kunststück aussöhnen, Einen zu tödten und dadurch zwei lebendig zu machen. Der Todte präsentirt Ihnen hier in seinem Arzt seine Frau.

Frau Hopper.

Vergibst du uns auch Alles, was wir gethan haben?

Willhaber.

Nicht bloß Das, sondern auch Alles, was Ihr noch thun werdet. — Aber der Henker hole diesen Professor! Jetzt hab' ich den Menschen erst kennen gelernt. Pfs! es ist mir verteufelt warm geworden bei eurem Streich. Pfs! dieser

verteufelte Profeſſor! Das nennt man Freundſchaft! Wenn er mir nochmals über die Schwelle kommt —

Foppet.

Thun Sie Ihrem Freunde nicht Unrecht. Er iſt ſo wenig in böſer Abſicht weggegangen, als hierhergekommen. Er iſt unſchuldig wie mein Ohrläppchen und ich würde es ſehr bedauern, wenn Sie ihn heute Mittag nicht mit zu Tiſch nähmen.

Willhaber.

Aber er iſt ja fort, er hat ſich aus dem Staube gemacht!

Foppet.

Ich müßte meine Leute nicht kennen, wenn er nicht in einigen Minuten wieder hier wäre. Sie haben ſchon den Polizeidiener Naſenloch geſehen, dieſes unausſtehlichſte aller Riechorgane der geheimen Polizei. Dieſer Menſch riecht in jedem alten Weibe einen Robespierre und in jeder Theegeſellſchaft eine Verſchwörung. Sogar den Profeſſor Irrwiſch hat er als Demagogen im Verdacht.

Willhaber.

Der ein Demagoge? Dann iſt mein Strumpf eine Kanone.

Foppet.

Dieſer Poliziſt hat ſchon Dutzende in Unterſuchung gebracht, wenn ſich auch immer herausſtellte, daß man ihnen nichts anhaben konnte. Am Meiſten hat er früher mir nachgeſtellt, aber ich habe ihn ein Paar Mal in die Dinte geführt, daß er froh war, ohne Verluſt ſeiner Stelle davon

zu kommen. Und seltsamer Weise hat er dadurch eine Sympathie für mich gewonnen, die an Ergebenheit grenzt. Um ihn dafür zu belohnen, habe ich ihm durch einen Vertrauten verrathen lassen, dieser Platz sei zum Rütli ausersehen, auf dem heute eine große Verschwörung eingeleitet werde. Es handle sich darum, den Reichskriegsminister Jochmus, der eben in der Stadt ist, zum teutschen Kaiser auszurufen, und der Professor Irrwisch sei zu seinem Premierminister ausersehen. Es wäre wunderbar, wenn er den Premierminister ruhig nach Hause gehen ließe.

Frau Fopper.

Kommen sie dort nicht?

Willhaber.

Wahrhaftig, er hat ihn beim Kragen!

Fopper.

Jetzt werden wir alle arretirt.

(Nasenloch, den Professor Irrwisch am Kragen führend, tritt auf.)

Nasenloch.

Im Namen des Gesetzes, im Namen des Königs, Sie sind Arrestanten, alle zusammen!

Fopper

(vortretend, indem Nasenloch zusammenschrickt.)

Heute wollen wir den Spieß umkehren, Herr Spürhund. Sie sind mein Arrestant, und zwar wegen dreier Verbre-

chen: 1. haben Sie ſich an dieſem hochzuverehrenden Herrn Profeſſor vergriffen, der Ritter des rothen Adlerordens vierter Klaſſe iſt; 2. haben Sie dem Herrn Willhaber Geld abgepreßt, indem Sie ſich in Sachen eines Marktbauers Juſtiz anmaßten; 3. habe ich jetzt durch Zeugen konſtatirt, daß Sie in Ihrem ſchurkiſchen Spionirgeſchäft der Verbindung „Rhenania“ nicht bloß das Archiv, ſondern auch die Kaſſe geſtohlen haben. Wer den Menſchen die Geheimniſſe ſtiehlt, um ſie zu verrathen, ſtiehlt ihnen auch das Geld. Dieſe drei Verbrechen reichen hin, Sie nicht bloß um Ihren Poſten, ſondern auch etliche Jahre in's Zuchthaus zu bringen.

Naſenloch.

Herr Fopper, ich bitte Sie um Gottes willen! Bedenken Sie, daß ich Vater bin, der Familie hat und eine Frau mit vier Kindern!

Fopper.

Schlimm genug, daß ſolche Schurken auch noch eine unſchuldige Nachkommenſchaft mit ihrem infamen Namen ſtempeln können. An die Familien ehrlicher Leute, die Sie in's Unglück zu bringen ſuchten, haben Sie nie gedacht.

Naſenloch.

Für dieß Mal haben Sie Nachſicht! Ich will nie wieder eine Denunziation machen, ich ſchwöre es Ihnen.

Fopper.

Keine Gnade! Für Ihre Familie werde ich ſorgen, und zwar beſſer, als Sie, winſelnder Spürhund. Sie allein

ſollen Ihre Verbrechen abbüßen. Zu meiner Hochzeit muß ich einen Schuft eſſen und ich bin der ſchlechten Zeiten wegen beſcheiden genug, mit Ihm für lieb zu nehmen. In drei Tagen ſind Sie für immer aus der Stadt verſchwunden, oder Sie ſpazieren auf ſechs Jahre in's Zuchthaus. Kehrt! Marſch! (Naſenloch ab.) (Zu Irrwiſch:) Herr Preiſſer, ich habe die Ehre, Ihnen meine Frau vorzuſtellen.

Irrwiſch

(ſie anſtierend und ſich beſinnend.)

Haben wir uns nicht früher ſchon einmal geſehen?

(Der alte Willhaber ſchlägt ſich auf den Schenkel.)

Der Vorhang fällt.

Ende.

Die teutſchen

„Organiſten der Bildung“

in Amerika.

Luſtſpiel

in

drei Aufzügen.

Perſonen.

Geißel, Gaſtwirth, früher Literat.

Beutel, „Redakteur" des „hartſchaalig-demokratiſchen" Blattes „der National Hickory".

Schneider, „Redakteur" des „weichſchaalig-demokratiſchen" Blattes „der Staats-Hickory".

Streichling, Violinvirtuoſe.

Bengel, Vormann in der Druckerei des „National-Hickory".

Typus, Vormann in der Druckerei des „Staats-Hickory".

Draht, Schneidermeiſter.

Ein flüchtiger Sklave.

Betty, ſeine Frau, Beutels Schweſter.

Ort der Handlung: eine Stadt Nordamerika's.

Erſter Aufzug.

Szene: Zimmer im Gaſthof.

Geißel. Streichling.

Geißel.

Ich bin in der That überraſcht bis zum Erſtaunen, einen Mann von Ihrer Unſchuld und Sanftmuth als Flüchtling in Amerika zu ſehen.

Streichling.

Erzählen Sie der teutſchen Polizei, daß die Maikäfer und die Mücken Revolutien ſummen, ſo können Sie es erleben, daß gegen Mücken und Maikäfer eine Kriminalunterſuchung eingeleitet wird. Ich habe mir früher etwas darauf zu gut gethan, daß, während euch Schriftſtellern jeder Buchſtabe zenſirt wurde, mir kein Anderer ſtreichen konnte, was ich ſelbſt ſtrich; aber auch mich ereilte das Schickſal, als man die Entdeckung machte, daß ich durch Pizzicato's die Hinrichtung Ludwig des 16. und ſeiner Kollegen auf der Violine feierte. Nun ſage noch Einer, daß die Muſik keine Gedanken ausdrücken könne! Sie wiſſen, daß die Kenner uns Virtuoſen und Kompoſiteurs ſtets

Dinge unterlegen, woran wir ſelbſt nie gedacht haben. Ich „phantaſirte“, wie man es nennt, in einem Konzert dem Publikum der Reſidenz ein Pot-Pourri vor und als ich nach einer ſchwierigen Paſſage eben nicht wußte, was weiter, füllte ich die Pauſe der Rathloſigkeit mit etwas Pizzicato aus. Was geſchieht? Am andren Tag erheben mich die muſikaliſchen „Kenner“ in die Wolken wegen meines „gedankenvollen“ Pizzicate; die Polizei aber machte Jagd auf mich, weil ich auf der Quint Ludwig den 16. hingerichtet hatte. Jetzt bin ich hier im Lande der Freiheit, wo man ohne Gefahr vor der muſikaliſchen Kennerſchaft der Polizei Pizzicato's machen kann.

Geißel.

Das iſt allerliebſt. Nun, ich gratulire Ihnen zu Ihrer Rettung, Sie Schrecklicher wären ſicher in Berlin gepizzicato't worden. Im Lande der Freiheit werden Sie beſſere Geſchäfte machen, als ich.

Streichling.

Beſſere als Sie? Ich dächte, hier ſei eben das wahre Element für freiſinnige Schriftſteller. Ein Mann von Ihrem Talent muß hier vom Glück und vom Geldſack förmlich verfolgt werden.

Geißel.

Treiben Sie die Sache um. Doch was liegt mir am Geldſack! Den überlaſſ' ich den Virtuoſen. Der leere Beutel würde mich niemals kümmern, wenn ich weniger leere Köpfe fände. Wir leben hier im Lande der teutſchen

Barbaren. Ich habe die Schriftstellerei aufgegeben und schreibe jetzt höchstens Rechnungen.

Streichling.

Sie werden immer räthselhafter. Sicher sind Sie aus dem Buchmacher ein Buchhändler geworden.

Geißel.

Das hieße aus dem Regen sich unter die Traufe retten. Mein jetziges Geschäft heißt: „Zum Europäer". Dieß ist nämlich der Name meines Gasthofs. Wollen Sie bei mir einkehren, so werden Sie mein Geschäft wie meine Schriftstellerei kennen lernen.

Streichling.

Sie ein Gastwirth! Da haben Sie aber einen Rückschritt gemacht, wenn Sie früher die Geister zu Gast hatten und jetzt bloß die Leiber.

Geißel.

Ich vereinige jetzt Beides. Das Schriftstellern ist mir zum Ekel geworden in einem Lande, wo die Feder mit Erfolg nur entweder von Schurken oder von Eckenstehern geführt wird. Meine Rivalen beschimpften mich dadurch, daß sie mich den „Organisten (sie wollten sagen: Organisator) der Bildung" nannten. Hier floriren die „Organisten" der Rohheit. Wo ein Schriftsteller von Fähigkeit und Charakter kein Publikum findet, das ihm entgegenkommt, ist es für ihn eine Herabwürdigung, dem Publikum entgegenzukommen. In Europa standen die Dinge anders und da ich das Europäische hier nicht öffentlich retten kann,

ſuche ich es einſtweilen privatim zu retten. Mein Gaſthof iſt ein Aſyl des europäiſchen Geiſtes. Nur Geiſtesverwandte haben dort Zutritt. Ich kenne die Gefahren, denen ſie in dieſem Lande ausgeſetzt ſind. Sie athmen bei mir auf in einer europäiſchen Atmoſphäre, leben bei mir für's halbe Geld und bleiben dabei ganze Leute. Eine Tante hatte die Güte, mir vor ihrem Tod ein hübſches Vermögen zu ſichern und dadurch meinen Freunden eine Zuflucht vor den Einwirkungen der Barbarei. Freund Streichling, in Ihrer Unſchuld haben Sie noch keinen Begriff von Amerika.

Streichling.

Sie introduziren mich auf eine nicht ſehr ermuthigende Weiſe. Aber was kann in einem ſolchen Lande ein Muſiker zu erwarten haben?

Geißel.

Sie haben davon gehört, daß Orpheus die Beſtien durch Muſik bezähmt hat, aber niemals, daß ein Weiſer ſie durch Vernunft bezähmt hätte. Mit dem Violinbogen fechten Sie ſich durch, mit der Feder würden Sie umkommen.

Streichling.

Aber wäre ich Schriftſteller, ſo würde ich demokratiſcher Schriftſteller ſein. Hier iſt ja das Land der Demokratie.

Geißel.

Ich habe Sie nicht für ſo beſcheiden gehalten. Ich will Ihnen ſagen, aus welchen Elementen ein teutſcher „demokratiſcher" Journaliſt zuſammengeſetzt iſt. Man nehme

einen Zentner Schweinefleisch, genannt „Pork", einen Zentner Humus aus einem Urwald, ein Faß Bier, zwei Gallonen Anfel, eine Gallone Schlangalle, zerstampfe diese Ingredienzien in einem Mörser, menge sie zu einem Teig zusammen und forme aus diesem ein Geschöpf von der Gestalt eines Botokuden. Sodann lege man dieß Geschöpf in die Straßenrinne an die Sonne. Nach einer halben Stunde wird der Botokude sich zu regen beginnen, lebendig werden und plötzlich auf die Straße springen mit dem Ruf: „es lebe die Demokratie, es lebe die Bestialität!" „Es lebe die Republik, es lebe die Sklaverei!" „Es lebe die freie Presse, es lebe die Pöbelhaftigkeit!" Sodann rennt er schnurstracks in's Schnapphaus, aus dem Schnapphaus in eine Druckerei und am andern Tage erscheint ein Musterorgan der Demokratie.

Streichling.

Halten Sie ein. Sie machen mir unwohl!

Geißel.

Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, die sich vor acht Tagen hier zutrug. Eine Frau kam aus dem Schlachthaus mit einem Stück Fleisch. Unterwegs sieht sie einen Hund auf der Straße liegen dem Verhungern nahe und sie mit sterbenden Blicken um Rettung vor dem Tode bittend. Voll Mitleid wirft sie dem Hunde das Fleisch vor, das sie für ihren Ehemann gekauft hatte. Der Hund beriecht es, blickt die Frau verachtungsvoll an und — verhungert. Sie hatte nämlich das Fleisch in den hier erscheinenden „National-Hickery" gewickelt, den ihr Mann redigirt.

Streichling.

Schweigen Sie, ich bekomme Nervenzufälle!

Geißel.

Eine andere Geſchichte. Ein Gaſtwirth holt auf dem Markt ein halb Dutzend Schnepfen. Als er ſie zu Hauſe auspackt, haben ſie ſich in Pork verwandelt. Sie waren eingewickelt in ein Exemplar des ebenfalls hier erſcheinenden „Staats-Hickery".

Streichling.

Halten Sie mich, ich falle in Ohnmacht!

Geißel.

Ich will Sie wieder kuriren. Gleichzeitig hatte mein Kellner auf dem Markt Schweinefleiſch gekauft. Als er es zu Hauſe auspackte, hatte es ſich in Schnepfen und Faſanen verwandelt. Es war eingewickelt in ein Exemplar des früher von mir herausgegebenen „Europäer".

Streichling.

Mir wird wieder wehler. Aber nun ſagen Sie mir, wie ich in dieſen Blättern mit der Kunſtkritik zurecht kommen werde. Sie wiſſen, wir Künſtler bedürfen der Empfehlung, der Introduktion durch Puff's und der Konſervation durch Bewunderung. Es geht uns wie den Königen: wir können nur gelobt werden. Geld und Lob — ohne das ſterbe ich, ich ſag' es Ihnen ohne Umſchweif. Und was iſt Uebles dabei? Wenn man einmal Lob verdient, ſo ſeh' ich kein Verbrechen darin, daß man ſich es auch gleich von vorn herein

ſicher ſtellt. Es iſt Selbſtverrath, ſein Verdienſt der Willkür der Verkennung auszuſetzen, wenn man ihm den Zoll der Anerkennung zu ſichern vermag. Um mir in dieſem Sinn vorarbeiten zu laſſen, führte ich in Teutſchland einen gewiſſen Dr. Zwirnsfaden mit mir, einen nichtswürdigen aber gewandten Kerl, der den Vermittler zwiſchen mir und den Zeitungsredakteuren ſpielte. Ich fand indeß Urſache, ihn wegen ſchamloſer Forderungen in ſeine Schranken zu weiſen, worauf er mich, wie ich überzeugt bin, wegen revolutionairer Pizzicato's bei der Polizei denunzirte. Auf dieſe Weiſe des Lohagenten beraubt, bin ich einſtweilen verurtheilt, ihn perſönlich zu erſetzen, und nun frage ich Sie, wie kann ich mit den hieſigen Blättern in Verbindung treten, wenn ihre Redakteurs Subjekte der von Ihnen geſchilderten Art ſind?

Geißel.

Sie ſind um ſo übler daran, da ich im Begriff bin, die Redakteure der hieſigen teutſchen Blätter, des „National-Hickory" und des „Staats-Hicker", beide verhaften zu laſſen.

Streichling.

Um Gottes willen, warten Sie damit wenigſtens einige Tage! Sie würden mein Geld und mein Lob mit verhaften. Ich muß die Schufte zuvor benutzen für meine Konzerte, es koſte was es wolle.

Geißel.

Ich kann keine Gnade üben. In zwei Stunden ſitzen ſie beide in demjenigen „Sanktum", das vom Beginn ab ihr Quartier hätte ſein ſollen.

Streichling.

Was haben ſie denn verbrochen?

Geißel.

Ihre Hauptverbrechen ſind: ſie ruiniren die teutſche Sprache, ſie kultiviren die Roheit, ſie korrumpiren das Volk, ſie geben die Schlechtigkeit für Tugend aus, ſie rühmen die Sklaverei als eine republikaniſche Zierde, ſie beſchimpfen die Neger, die eine Alpenhöhe über ihnen ſtehen, als zweibeiniges Vieh, ſie treten Alles was wahr, ſchön, recht und edel iſt, mit Füßen. Doch für dieſe Kapitalverbrechen gibt es leider keine Geſetze. Es iſt daher ein günſtiges Zuſammentreffen, daß ſie ſich auch noch einige Kleinigkeiten haben zu Schulden kommen laſſen: ſie haben z. B. betrügeriſche Bankerotte gemacht, haben fremde Gelder eingeſteckt, haben leichtgläubige Weiber betrogen, haben falſche Eide geſchworen u. ſ. w. Doch wegen dieſer Kleinigkeiten kann ich ihnen auch noch nichts anhaben, da ſie mich nichts angehen. Da kommt mir denn zu Statten, daß die Schurken für meine Revolutionsthätigkeit Gelder kollektirt, ſie aber ſelbſt eingeſteckt und dann, um mich zeitig als gefürchteten Ankläger bei der leichtgläubigen Population zu diskreditiren, während meiner Abweſenheit ausgeſtreut haben, daß ich die Gelder verſchwendet. Nun habe ich Verhaftsbefehle auf zwei Anklagen hin: erſtens wegen Verleumdung und zweitens wegen Erhebung von Geldern unter falſchen Vorwänden. Das gibt mir die Mittel in die Hand, an dieſen Schurken unſre Mutterſprache, den Menſchenverſtand und die öffentliche Moral zu rächen.

Streichling.

Aber verſchieben Sie Ihre Rache wenigſtens nur zwei Tage! Ich will mich dankbar bezeigen, indem ich den Ertrag meines zweiten Konzerts für revolutionaire Zwecke beſtimme.

Geißel.

Sie kennen das Mittel, mich zu erweichen. Ich ſchiebe alſo die Verhaftung auf, muß mir aber zuvor noch den Spaß machen, mit den Galgenvögeln eine Komödie aufzuführen. Ich will nämlich inkognito die Rolle Ihres Dr. Zwirnsfaden übernehmen.

Streichling.

Ich bin einverſtanden, wenn Sie mich loben wie er.

Geißel.

Sie ſollen gelobt werden wie nie. Ueberlaſſen Sie Alles mir.

Streichling.

So vertrau' ich Ihnen denn mein Lob und mein Leben an. Ich ſterbe, wenn Sie mich tadeln. Jetzt laſſ' ich Sie allein, um meine neue Kompoſition einzuüben. (Ab.)

Geißel

(allein).

Geſinnungsloſigkeit iſt das Privilegium der Künſtler und der Gelehrten. Doch dieſer hat wenigſtens gute Intentionen bei der Verwendung ihres Ertrags. Drum ſei ihm

vergeben. Jetzt muß ich nachsinnen, wie ich es am Besten einrichte —

(Ein Laufjunge tritt ein.)

Laufjunge.

Ein Billet an den Ritter Streichling von dem Redakteur des „National Hickern." (Ab.)

Geißel.

Der scheint mir von selbst in das Garn rennen zu wollen. Als Geheimsekretair darf ich die Depesche eigenhändig erbrechen. (Liest:)

„Nachdem Sie unsere City mit Ihrer Gegenwart beehren und Ihre Reisetaschen mir sehr werthvoll ist an diesen gastlichen Gestaden von dem feinsten Zentro der Welt, halte ich es für meine Pflicht, meinen großen Einfluß bei der national demokratischen Partei dieser glorreichen National-Union für Ihnen zur Disposition zu stellen. Mein Päper wird Ihnen wohl bekannt sein, als der erste deutsche Päper in den Juneited States, sowohl von Prinzipels als auch wegen Literatur und Kunst. Es wird daher für Ihren Konzert keine bessern Rekommandäschen geben, als wenn ich ihn mit einem geistreichen Puff ouvertire. Der „National-Hickern" hat stets das berechtigste Interesse an Freiheit und Kunst unseres alten Vaterlandes an diesen gastlichen Gestaden geleistet und wird von Jedermann gelesen, weil er immer die deutsche Bildung der Juneiten States georganeisirt hat. Ich werde daher für Zeitspendung mit einer kleinen Mühwaltung von $2 bei 12 Freitickets für meine Fa-

reiby, welche die Muſik ganz beſonders gleicht, Ihnen beſtens ſupporten.

Mit beſonderer Werthſchätzung bei
ausgez. Ergebenheit
Beutel,
Redakteur des „National-Hickory".

Das iſt haarſträubend! Der Menſch ſchreibt eine Sprache, womit man die Indianer aller Territorien der „Ju„eited Stätes" in das Meer treiben könnte.

(Zweiter Laufjunge trit ein.)

Laufjunge.

Ein Billet an den Ritter Streichling von dem Redakteur des „Staats-Hickory". (Ab.)

Geißel
(lieſt:)

„Stets war es für uns Deutſche in dieſem Lande der Freiheit ein hehrer Hochgenuß, wenn die Stimmen der Kunſt aus dem alten Vaterlande an dieſen gaſtlichen Geſtaden ertönten und ſich mit den Klängen der neuen Welt vermälten, um die Kuppel dieſer glorreichen Union zu erfüllen, und die Grundfeſten dieſes herrlichen Baues der Freiheit erzittern machten in der alten Innigkeit deutſchen Gefühls und Hochgenuſſes. Aber ſchwerlich wird einigem deutſchen Gaſte ein glorreicherer Empfang bereitet werden ſein, als Ihnen, hochgeehrter Koryphäe der Kunſt und der Freiheit, bevorſteht bei der tiefen Begeiſterung, womit die Kunſt- und Bildung liebende Preſſe den Hochgenüſſen Ihrer Leiſtungsfähigkeit entgegenſchlägt. Der von mir herausgegebene

„Staats-Hickory" ist anerkannt das beste, angesehenste und verbreitetste deutsche Organ dieses Landes, ja er ist das leitende Blatt des deutschen Volks der westlichen Atmosphäre, weil er die Bildung stets organistisch behandelt und gefürchtet wird von all jenem maulwurfsartigen Unkraut der Unbildung, welches die Kuppeln der Unien benagend ihre Grundfesten unterwuchern möchte. Es wird für mich ein doppelter Hochgenuß sein, wenn ich Ihrem großen Talent Bahn brechen kann an unsern gastlichen Gestaden. Als Zeichen Ihrer Zustimmung werde ich eine kleine Zeit- und Raum-Vergütung von $1.50 Cents nebst zwei Dutzend Freibillets für Personal und Familie betrachten, der ich bin mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren gehorsamster

Schneider,

Redakteur des „Staats-Hickory".

Ein Stul, zu dessen Verdammung ein Kopf von Hickory gehört!

Man muß übrigens gestehen, daß diese Organisten mit ihrem Lob sehr billig sind; aber beide haben auffallend starke Familien. Sie verkaufen die Freibillets für einen Dollar per Stück und das ist ihre Spekulation bei der Sache. Der eine heißt Beutel und der andre Schneider, beide aber sind, was sie zusammen heißen, nämlich Beutelschneider.

Doch wie benutz' ich jetzt die Waffe, die sie mir in die Hand geben? Halt, ich hab' es. In den Brief des Beutel schließe ich 5 Dollar ein und schicke sie wie durch Versehen dem Schneider; in den Brief des Schneider schließe ich ebenfalls 5 Dollar ein und schicke sie aus Versehen dem Beutel. Dann wird Jeder wüthend, daß seinem Kollegen

mehr bestimmt war als ihm, Jeder wird aber das Geld des Kollegen einstecken und, wenn's gut geht, dessen Brief abdrucken lassen, um ihn an den Pranger zu stellen. Ich müßte ein Stümper in der Menschenkenntniß sein, wenn morgen nicht gleichzeitig beide Briefe gedruckt erschienen zum Skandal der Stadt und zur gegenseitigen Vernichtung dieser Hundesötter. (Ab.)

Ende des ersten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

Szene: „Sanktum" des „National-Hickery".

Ventel. Vengel.

Ventel.

Well, das Bier von dem Zerevisius schmeckt nicht schlecht, aber es ist gemixt. Ich hab' gestern Abend nur 20 Glas getrunken und der Kopf ist mir so mastig wie ein Hogshead. Tschali, hast Du keinen Brandy hier?

Vengel.

Well, wo hab' ich denn gesuppos't, daß Du heut' schon um 11 Uhr im Sanktum wärst! Ich hab' schon zwei Spalten aus den Wechselblättern setzen lassen, wie gewöhnlich: ein Leitartikel über eine verbrannte Frau, ein Mann zu Brei zermalmt, ein durchgegangenes Pferd, das 6 Menschen gekillt hat, und ein Artikel gegen die Whigs als ob er mit Donnerkeilen gesetzt wäre.

Ventel.

Oh weeh! Da hätt' ich also heut' nichts mehr zu siren.

Vengel.

Es sind Leute hier gewes't und Briefe gekommen.

Beutel.

Well, wat's de Matter?

Beugel.

Ein Flüchtling hat ein ſchönes Gedicht geſchickt. Er verlangt nichts dafür.

Beutel.

Will er dafür bezahlen?

Beugel.

Er will es bloß gedruckt haben.

Beutel.

Well, das wär' ein Büſineß, Gedichte umſonſt aufzunehmen! Das heißt, ich bin nicht ganz gegen die Gedichtkunſt: ſogar Göthe und Schiller können ein Gedicht in mein Blatt ſetzen, wenn ſie dafür bezahlen wollen, aber Käſch dann, das iſt amerieann fashion. Der „National-Hickory" iſt ein demokratiſches Blatt, das ſoll ſo ein Grünhorn von einem Verſemacher ſich merken, und wir Demokraten ſind praktiſch. Was ſagſt Du, Tſchali?

Beugel.

Well, doch nicht alle Tage. Soeben war der Präſident von der Menagerie hier, der Dir geſtern einen Dollar bezahlt hat für den Puff über ſeine Beſtien. Er beklagt ſich, daß Du geſchrieben haſt, ſeine Beſtien ſeien ſo wild, daß Einem die Haare zu Berg ſtehen und den Hut in die Höhe

heben. Jetzt hat die Populäschen einen solchen Schreck bekommen, daß die Polizei schon dreimal Visitäschen gehalten hat, und kein Mensch die Menagerie besucht. Auch hast Du gesagst, daß sein grönländischer Tiger schon drei Menschen gefressen hat, und er weiß nichts von einem grönländischen Tiger.

Beutel.

Well, so schreibst Du morgen in die Zeitung, die Bestien seien so zahm, besonders der bengalische Eisbär, daß sie gar keine Käfige haben und unter dem Auditorium — hörst Du? Auditorium — frei herumspazieren wie Adam im Paradies.

Beugel.

Jes, das will ich thun. Aber Du hast den Puff für die Brauerei von dem Malzhausen vergessen.

Beutel.

Hat er das Bärrel geschickt?

Beugel.

Not jet, Sör.

Beutel.

Well, so sag' ihm, daß ich ein schlechtes Memory habe, das man somteimes anfeuchten muß. Die verdammten Kopfschmerzen! Da fällt mir ein, daß übermorgen die Elekschen ist. Der Fox muß elektet werden, er ist ein Schentlemän.

Bengel.

Der Dog iſt beſſer.

Beutel.

Ne, Sérri! Alter Demokrat und Käſch daun. Ich gleiche ihn.

Bengel.

Der Kerl iſt zu ſchlecht, die Leute merken es.

Beutel.

Nevermeind! Was ich ſage, das gilt bei einigem Deutſchen. Wenn ich unſeren deutſchen Zitiſens ſage, ſie ſeien Volter, ſchlechte National-Demokraten und Feinde der Union, wenn ſie unſere Eleſchen nicht ſupporten, ſo elekten ſie den Teibel ſelbſt. Weißt Du denn nicht, daß der Dog der Kandidat von den Sosts iſt? Haſt Du nicht geleſen, daß der Schneider, der Lump, ihn in ſeinem Hallunkenblatt gepuſſt hat, als hätt' er 10 Cents dafür gekriegt? Hä! hä! 10 Cents, iſt das nicht eine Verſchwendung für den Kerl?

Bengel.

Well, er ſoll aber in der letzten Woche hundert neue Abonnenten bekommen haben.

Beutel.

Was? Da werd' ich einmal wieder einen Libder vom Stapel laſſen, der ſich gewaſchen hat. Ich werde den deut-

schen Zitisens sagen, daß sie (pathetisch) an diesen gastlichen Gestaden die Schlangen am Busen füttern, daß sie sich von Menschen mißrepräsenten lassen, welche Revolüschen machen, welche den Schuft Domingo in die Union rufen, welche die heilige National-Demokratie mit Weltverbesserung mixen, welche an diesen gastlichen Gestaden die abolitionistische „Scheckenzüchterei" einführen wollen, welche mit frechen Fäusten an die Constitüschen der Inneited Stätes greifen, welche das glorreiche Sternenbanner mit dem Unflat des Radikalismus beschmutzen, welche die Religion und Sitte dieser gastlichen Gestade unter die Füße treten. Und wer auf diese Menschen abonnirt, der soll ausgestoßen werden aus der demokratischen Kirche. Das werde ich den deutschen Zitisens sagen und in acht Tagen sind alle neue Abonnenten des „Staats-Hickory" beim Deibel. Was meinst Du, Tschali? Du weißt, wenn meine Libderartikel kommen —

(Der Schneider Draht trit ein.)

Draht

(ein Papier darreichend).

Haben Sie vielleicht einen Augenblick Zeit?

Beutel.

Well, was haben Sie? Einen Artikel für mein Päper?

Draht.

Wenn Sie ihn aufnehmen wollen, so wäre das wol nicht zu meinem Nachtheil. Das Publikum würde nämlich daraus ersehen, daß ich erstens für sehr billigen Preis die besten

Kleider verfertige, und daß ich zweitens möglichst lang Kredit gebe. Es iſt meine Rechnung, die ich Ihnen ſchon ſechs Mal vergebens präſentirt habe.

Beutel.

Sie ſtören mich jedes Mal, wenn ich die wichtigſten Geſchäfte habe, wenn ich engähdſchd bin.

Draht.

Sie haben ſchwerlich ein wichtigeres Geſchäft, als durch Bezahlung einer ſchon ſechs Mal abgewieſenen Rechnung endlich einen Familienvater aus der Verlegenheit zu reißen und Ihre Ehre —

Beutel.

Was geht Sie meine Ehre an? Wie können Sie Grünhorn mir ſolche Dinge in meinem Sanktum ſagen? Sind Sie ein Demokrat?

Draht.

Das habe ich da drüben auf den Barrikaden bewieſen. Ich halte es nicht für demokratiſch, einem Handwerker mit ſechs Kindern den ſauer verdienten Ertrag ſeiner Arbeit —

Beutel.

An unſern gaſtlichen Geſtaden wagen Sie eine ſolche Sprache zu führen? Sie wollen ein Demokrat ſein? Wiſſen Sie nicht, daß übermorgen Eletſchen iſt? Wollen Sie mich ſtören in meinen Pflichten gegen die national-demokratiſche Partei? Sind Sie auch einer von Denen, welche dieſe heilige Union zerreißen wollen? Herr, wenn man an

unſern gaſtlichen Geſtaden ein guter Zitiſen werden und ſein Leben machen will, ſo muß man vor allen Dingen Reſpekt vor der national-demokratiſchen Partei und ihren Lidders haben. Im Namen der demokratiſchen Ehrfurcht, die Sie Sr. Majeſtät unſerem hochverehrten Präſidenten ſchuldig ſind, der mich auf ſeiner letzten Reiſe beſucht hat — ich ſage Ihnen, daß ein Grüner an unſern gaſtlichen Geſtaden erſt etwas lernen muß, ehe er mitſprechen darf. Ich bin ſchon zwanzig Jahre im Lande —

Draht.

Ich bin nicht zwanzig Monate hier, weiß aber, daß man ſeine Schulden bezahlen muß, wenn man nicht ein Schurke —

Beutel.

Ged däm! Jetzt iſt es genug. Herr Grünhorn, in meinem nächſten Blatt werden Sie einen Artikel finden, daß kein Menſch von der national demokratiſchen Partei Ihnen mehr einen Cent zu verdienen geben ſoll. Ich bin angeſehen bei der ganzen Partei, ich bin Präſident von der national demokratiſchen Aſſoziation, ich habe Renneſſchen bei allen Perſonen von Influenz. Ich will Sie als Aufrührer bekannt machen. Sie ſollen ruinirt werden, wenn Sie mich noch länger ſtören in meinen wichtigen Geſchäften für die national-demokratiſche Partei.

Draht.

Noch einmal muß ich ſchweigen! Er weiß, daß ich ſechs Kinder habe. (Ab.)

Beutel.

Well, Tſchali, was ſagſt Du jetzt, bin ich nicht praktiſch, bin ich nicht ſmart? So muß man dieſe Grünhörner behandeln.

Bengel.

Aber ſo behandelt man keine ehrliche Leute, keine arme Arbeiter, keine Familienväter. Der Mann hat Recht. Es iſt eine Schande, daß Du ihn fortjagſt. Das ſollte der Geißel wiſſen! Er iſt eben wieder in der Stadt.

Beutel.

Der Schandkerl iſt wieder hier? Dieſer Orgnißt der Bildung? Dieſer Nigger-Beck? Dieſer Weltverbeſſerer? Dem will ich Eins anhängen. Ich will bekannt machen, daß er wieder hier iſt um zu kollekten, daß wieder Revolution in ſeinem Magen iſt, daß er wieder Hunger hat, daß er wieder Geld haben muß, um eine neue Schreckenzüchterei anzulegen.

Beutel.

Ich aber werde es nicht mehr drucken laſſen. Du ſollſt dich ſchämen, dieſen Mann zu verleumden wegen des Geldes, das Du ſelbſt in die Taſche geſteckt haſt. Du biſt ein ſchlechter Kerl, das ſag' ich.

Bengel.

Tſchali, willſt Du beltern? Was iſt das für ein Brief da? (Lieſt.)

Tſchali, jetzt ſind wir eben auf! Jetzt zieh' am Glockenſeil! Der Schneider bettelt bei dem Virtuoſen Streichling

um ein Trinkgeld von 1 T. 50 C., um ihn zu puffen und 24 Freitickets für ſeine Family und hat nur 2 Kinder. Da iſt ſein eigner Brief. Durch eine Mistäke iſt er an mich adreſſirt und eine Bill von 5 T. drin. Der ſchlechte Kerl! Und einem ſolchen Kerl 5 T. zu ſchicken! Er kann lang warten, bis er ſie kriegt: heut' Abend gibt es eine Flaſche extra und der Brief kommt morgen in unſer Päper. Das wird ein Spektakel in der City werden! Da können die Feſts ſehen, was ſie für Kerle in der Preſſe haben. Ein Natienal Demokrat —

Bengel.

Du willſt die 5 Dollar verſaufen?

Beutel.

Und noch Something dazu. Was denkſt Du denn?

Bengel.

Daß Du der gemeinſte Kerl biſt, der jemals das Wort Demokrat ausgeſprochen hat. Daß Du den Brief abdrucken willſt, iſt obl weit, aber daß Du das Geld einſteckſt und andre Leute verleumdeſt und arme Arbeiter hungern läſſeſt, iſt eine Schufterei, wofür man dich wippen ſollte. Du Schandkerl, der Du biſt!

Beutel.

Du trinkſt ja mit, Tſchali!

Bengel.

Ich mag nichts von Dir, Du Tſchäl-Kandidat!

Bentel.

Tſchali, bring mich nicht in Erzeitement!

Bengel.

Ich will Dich an die Luft bringen, damit Deine ſtinkige Seele abduften kann. (Wirft ihn zur Thüre hinaus.)

Szene: Sanktum des „Staats-Hickery".

Schneider

(allein eintretend, einen Brief in der Hand).

Als ich wegen des falſchen Bankeretts in Brandenburg eingeſteckt wurde, beſchäftigten ſich alle Zeitungen Deutſchlands mit mir und ich wurde ein Mann von europäiſchem Ruf. Doch das hielt nicht Stand: die öffentliche Meinung iſt wetterwendiſch da drüben. Hier aber iſt ſie treu. So lang ich hier bin an dieſen gaſtlichen Geſtaden, war ich ſtets ein Mann des Volks, und wenn meine Popularität einen Tag nachließ, machte ich irgend einen Streich, betrog einen Freund, beſtahl eine Freundinn, ließ mich aus einem Verdeck hinausſchmeißen, verleumdete einen ehrlichen Mann, beſchwindelte ein Grünhorn, und mein Ruhm war wieder hergeſtellt. Es iſt einzig, wie dumm die Leute ſind, wenn ſie hierher kommen. Glaubt doch meine gute Landsmännin, ſie ſage mir etwas Schimpfliches, wenn ſie mir dieſen Brief ſchreibt (lieſt:) „Daß Du ſchlechter Menſch mir vorgelogen haſt, Du ſeiſt nicht verheirathet, um mich herumzu-

bringen, daß Du meine Ehre geſchändet und meine Ruhe geraubt haſt, alles Das verzeihe ich Dir, denn Du haſt mich für immer von Dir befreit, indem Du mir zeigteſt, wer Du biſt; aber daß Du mein Geld verſchlemmt, meinen Schmuck geſtohlen, meine Kleider verſetzt und mich nackt in dieſe rohe Welt" hinausgeſtoßen haſt, das ſollen unſere Landsleute wiſſen, um Dich dafür zu züchtigen."

Großartig! Das Weib glaubt mich zu züchtigen, wenn ſie meine Popularität vermehrt. Mich genirt nur, daß ſie ſo philiſterhaft iſt, das könnte meinen Geſchmack diskreditiren. Legt doch das Weib Geſinnungen an den Tag, als ob ich ein Hypothekenbewahrer ſei. Statt ſich glücklich zu ſchätzen an dieſen freien, gaſtlichen Geſtaden, daß ſie einen ordentlichen Kerl gefunden hat, mit dem ſie den Champagner der Freiheit genoſſen, kommt das Frauenzimmer hinter mir hergelaufen und reklamirt den Pfropfen von der Flaſche!

Doch genug davon. Die neue Statiſtin von unſerm Theater iſt ein ganz anderes Weib, voll Poeſie und dabei voll Lebensweisheit: wenn ſie keinen Champagner hat, begnügt ſie ſich mit Brandy und gibt mir ihre halbe Gage mit. Sie weiß die Ehre zu ſchätzen, die Favorite des Redakteurs des „Staats-Hickery" zu ſein!

Typus

(eintretend).

Wir haben wieder nicht eine Zeile Manuſkript. Ein Flüchtling hat einen gediegenen Artikel gegen die Sklaverei und ihre Beſchützer eingeſchickt. Soll ich ihn ſetzen laſſen?

Schneider.

„Und ihre Beſchützer?" Was ſoll Das heißen?

Typus.

Nun, er meint die „demokratiſchen" Humbuger.

Schneider.

Lieber Freund, Sie wiſſen, daß ich ein „Soft," ein Weichſchaaliger, ein Barnburner, ein Jungamerikaner, ein Sozialiſt u. ſ. w. bin, aber Sie verſtehen keine Politik. Wir müſſen immer eine Zeitfrage, z. B. die Sklavenfrage, benutzen, um vor den Hunkern den Schein als Fortſchrittsmänner voraus zu haben, wir dürfen ſolche Fragen aber niemals bis auf das praktiſche Gebiet verfolgen, denn das verſtößt gegen unſre Partei, untergräbt unſer Büſineß und gleichzeitig die Kuppel dieſer großen Union. In der Praxis ſind wir alle gleich gute Demokraten; das Volk will aber, daß wir ihm in der Theorie etwas Variation liefern.

Typus.

Somit ſind alſo die Hunker aufrichtige Reaktionaire, die Barnburner aber doppelte Schufte, die den Freiſinn heucheln und dem Rückſchritt dienen.

Schneider.

Sie ſind noch grün, lieber Typus, Sie verſtehen dieſe Dinge nicht. Nur dadurch, daß wir etwas freiſinniger gefärbt ſind, erlangen wir eine Macht im Volk und können den Hunkern die Aemter abjagen. Sie werden ſehen: in einem Jahre bin ich notarius publicus und wenn ich nicht da drüben einen Haken ſitzen hätte, ließe ich mich zum Geſandten in Berlin vorſchlagen. Der Beutel aber wird höchſtens Ofenheizer im Zollhauſe.

Typus

Weshalb ſind Sie denn nicht lieber ſelbſt Hunker, um mit ihnen zu theilen?

Schneider.

Zum Hunkern ſind wir zu gewandt und leichtfüßig. Wir bedürfen einer freiern Bewegung für unſere Talente und die Konkurrenz iſt zu groß für ein einziges Feld. Auch denken Sie an mein Blatt. Meine Leſer hätten ja gar keinen beſondern Ehrgeiz mehr, wenn ſie nicht glaubten, daß ſie weiter ſeien als die von dem alten Nationalen. Ich frage Sie, würde ſich der „Staats-Hickory" halten können, wenn er mit dem plumpen „National-Hickory" in der Hunkerei konkurriren wollte? Beim beſten Willen kann ich nicht ſo büffelhaft dumm ſein wie dieſer Beutel. Auch iſt der Kerl ſchon zwanzig Jahre im Lande und ich erſt 10. Er iſt ein Schwabe und ich bin ein Brandenburger. Das macht Unterſchiede. Typus, ich bin freiſinnig und zeitgemäß — das zeigt auch unſre Abonnentenliſte. Habe ich nicht in der letzten Woche 108 neue Abnehmer gewonnen?

Typus.

Sie haben ſie in den Wirthshäuſern mit Gewalt zuſammengeſchwatzt. Heute haben 50 wieder abgeſagt.

Schneider.

Was ſagen Sie? Ich werde gleich einen Artikel gegen die Piaſſen ſchreiben, über die Gebärmutter der Jungfrau Maria, über den Sündenfall der feurigen Eva, über den heiligen Geiſt, der ebenfalls feurig war. Sie wiſſen, ſelbe

Gerichte liebt das Publikum und ich weiß ſie zu würzen. Dann aber ſoll der alte Beutel wieder herhalten. Dieſer ſchlechte Kerl, dieſer Narrengaul, dieſe Miſtpfütze, dieſer Schindanger, dieſe Eiterbeule — haben die 50 Abonnenten den „National-Hickery" genommen?

Typus.

Sie erklären, daß beide Blätter ſie gleich ſehr anekeln und daß ſie keins mehr leſen wollen, bis der **Geißel** wieder eins herausgibt.

Schneider.

Der Geißel? Dieſen Nichtsnutz werde ich nicht wieder aufkommen laſſen. Ich werde ihn verleumden, daß kein Hund ein Stück Brod von ihm annimt. Ich will verbreiten, daß er jede Nacht in der Straßenrinne aufgeleſen wird, daß er Gelder unterſchlägt, daß er an die Whigs verkauft iſt, daß er Brand geſtiftet hat, daß er nicht eine Zeile Deutſch ſchreiben kann.

Typus.

Das ſind freilich Ihre einzigen Waffen gegen ihn.

Schneider.

Lieber Freund, Sie ſind noch zu grün. In dieſem Lande darf man keinen Gegner aufkommen laſſen, der uns die Maske abzieht, und keinen Konkurrenten, der uns ſchaden kann. Wer den Andern „niederbricht", namentlich durch ſchlechte Mittel, der iſt der Mann des Volks. In Amerika glaubt das Volk von den Beſten Alles was ſchlecht iſt

und von den Schlechteſten Alles was gut iſt. Vox populi vox dei.

Typus.

Die Verleumdung, Roheit und Korruption macht die vox populi und ſo wird Ihr denn ein Verleumder, Gaſſenbube und Schurke.

Schneider.

Da fällt mir ein, daß übermorgen die Wahl iſt. Der Tag muß gewählt werden. Zwei Dollar ſtehen auf dem Spiel.

Typus.

Dieſer Tag iſt auch einer von den Heuchlern, Komödianten und Volksbetrügern.

Schneider.

Wofür halten Sie denn mich?

Typus.

Für den Verderbenſten von Allen. Gleichzeitig wollte ich Ihnen ſagen, daß von morgen ab kein Setzer mehr eine Type anrührt, wenn Sie den rückſtändigen Lohn nicht bezahlen. Seit vier Wochen ſind Sie keinen Tag nüchtern geweſen und ſeit vier Wochen hat kein Arbeiter einen Cent erhalten.

Schneider.

Sie halten mich alſo für einen ſchlechten Kerl?

Typus.

Für den ſchlechteſten in der Stadt

Schneider.

Das gefällt mir. Das iſt genial. Geben Sie mir die Hand, ich liebe das Geniale!

(Ein Brief wird hereingebracht. Schneider lieſ't ihn.)

Typus, jetzt gibt es etwas noch Genialeres! Sehen Sie her: der Ritter Streichling ſchickt mir aus Verſehen einen Bettelbrief zurück, worin der alte Beutel ihn um ein Almoſen anſpricht, um ſein Konzert dafür zu puſſen. Und welche geniale Sprache! Den Brief laſſen Sie für morgen in unſer Blatt ſetzen, vorn an die Spitze als Leitartikel. Die ganze Stadt wird in Aufregung kommen und in 2 Tagen haben wir 200 Abonnenten mehr. Aber, was ſeh' ich! Eine Fünfdollarnote das? Einem ſolchen Kerl fünf Dollar zu ſchicken? Herrliche Fügung des Schickſals! Typus, beruhigen Sie die Setzer: ſobald ich die Note geſchäfft habe, ſollen Sie einen Dollar mit haben —

Typus

(ergrimmt zufahrend, ſchlägt ihn hinter die Ohren und wirft ihn zur Thüre hinaus.)

Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Geißel und Streichling im Gasthof beim Frühstück.

Geißel

(ein Paar Zeitungen in der Hand).

Ich habe Ihnen die Briefe der edlen Preßvertreter gezeigt und erzählt, was ich damit eingeleitet. Sie zweifelten an dem Erfolg. Wohlan, sehen Sie jetzt (ihm die Zeitungen übergebend), welchen Gebrauch diese Champions der teutschen Ehre von ihren eigenen Briefen gemacht haben. Der Eine hat den Brief des Andern abgedruckt, als hätte er selbst nie an einen gleichen gedacht, und Jeder schimpft den Andern aus, daß ihn alle Hunde der Stadt anbellen müssen. Zwei Spitzbuben schlagen sich gegenseitig an den Pranger und jeder hängt das corpus delicti des Andern daneben, das sein eigenes corpus ist. Schon jetzt, wo die Blätter erst eben ausgegeben sind, ist die ganze Stadt voll Skandal.

Streichling.

So etwas hätt' ich doch niemals für möglich gehalten! Wie werden sich denn diese Menschen aus solcher Lage wieder herausbelfen?

Geißel.

Dergleichen verwächst hier in acht Tagen und schadet den Herrn nicht im Mindesten bei ihrem Publikum. Ich habe ihnen den Streich auch nicht gespielt, um ihnen zu schaden, sondern bloß zum Amüsement.

Streichling.

Doch am Ende werde ich die Zeche bezahlen müssen. Jetzt werden mich die Schufte nicht leben.

Geißel.

Dadurch werden Sie nichts einbüßen. Man wird das Skandal auf Ihre Rechnung schreiben, Sie werden dadurch in den Ruf des originellsten und generösesten Künstlers kommen und Ihr Konzert wird mehr besucht werden, als wenn alle Zeitungen dafür in die Posaune geblasen hätten.

(Herr Beutel, Redakteur des „National-Hickory" wird angemeldet.)

Streichling.

Wie fertigen wir den Menschen ab?

Geißel.

Jetzt wird der Spaß erst auf die rechte Höhe kommen. Der Kerl wird den Beleidigten spielen wollen, bloß um Ihnen Geld abzuzwacken. Halten Sie sich fest und stellen Sie sich dumm. Ich gehe in das Nebenzimmer und werde im rechten Moment dazwischen treten. (Ab.)

Beutel

(eintretend).

Ich habe wol die Ehrerbietung, den Ritter Streichling vor mir zu ſehen?

Streichling.

Sie haben.

Beutel.

Den Virtueſiſten?

Streichling.

Den Virtueſiſten.

Beutel.

Sie haben einen Ehrenmann vor ſich, der kommt um Satisfaktschen für ſeine gekränkte Ehre zu ſuchen.

Streichling.

Ich habe einen Ehrenmann vor mir? Wir beide ſind ja allein im Zimmer.

Beutel.

Ich bin der Editor vom „National-Hickory", dem erſten deutſchen Päper in den Juneited Stätes.

Streichling.

Sie vertreten Ihre Ehre in einer eigenthümlichen Sprache. Ich bin erſt wenige Tage im Lande.

Ventel.

Aber ich bin 20 Jahre darin und kenne die Politik und die Laws, die Gesetze von diesen gastlichen Gestaden. In Amerika ist man sehr streng in Sachen der Ehrerbietung und der Personality, Dämmädsches und Leibel, Warrant und Büsineß. Sie haben meine Ehre gedämmädscht und Sie müssen mir Satisfätschen geben für mein Päper.

Streichling.

So viel ich verstehe, wollen Sie Satisfaktion haben für Ihre Ehre.

Ventel.

That's it!

Streichling.

Das ist sehr lobenswerth von Ihnen. Aber ich sehe nur nicht ein, was ich damit zu thun habe. Sie müßten mir erstens Ihre Ehre zeigen, zweitens die Beleidigung und drittens, daß ich Sie beleidigt habe.

Ventel.

Sie haben meinen Brief dem Schneider geschickt und der hat ihn abgedruckt, gepübliſ'ht.

Streichling.

Wenn darin eine Ehrenkränkung liegt, so kann Ihr Brief nicht sehr ehrenwerth sein.

Beutel.

Sie wollen noch einen neuen Teibel machen? Ich fodre Satisfaktschen, volle Satisfaktschen.

Streichling.

Welche „Satisfaktschen" fodern Sie?

Beutel.

Welche? Mein Herr, ich betrachte Sie als einen Ehrenmann. Sie werden es am Besten wissen, wie sehr — was dazu gehört — wie viel eine Satisfaktschen werth ist.

Streichling.

Wünschen Sie Pistolen?

Beutel

(lachend).

Pistolen! Der Ausdruck hat eine doppelte Bedeutung, d. h. in Deutschland. Hier würde man das Wort gar nicht übersetzen können. Hier würde man entweder „Revolver" oder „Igel" (engle) sagen müssen. Sehen Sie (nach der Tasche greifend), dieß ist ein Igel — doch ich habe mein „Pocketbuch" vergessen. Ein einfacher Igel gilt 5 Dollar, ein doppelter 10; man hat hier Igel bis zu 50 Dollar, kalifornisches Geld.

Streichling.

Merkwürdige Igel haben sie hier.

(Schneider, Redakteur des „Staats-Hickery" wird angemeldet.)

Da wird ſich's um eine neue Satisfälſchen handeln. Wo nehme ich genug Piſtolen her?

Schneider

(eintretend).

Herr Ritter Streichling?

Streichling.

Steht vor Ihnen.

Schneider.

Ich komme, um Satisfaktion zu holen für einen mir angethanen Schimpf.

Streichling.

Keine „Satisfälſchen"?

Schneider.

So drücken ſich nur jene alten Preßſchänder aus, welche keine Bildung haben und die Deutſchen in Mißkredit bringen an dieſen gaſtlichen Geſtaden.

Beutel.

Räskel! Abolitioniſt! Schefkenzüchter! Ich wünſche, ich hätte eine Kauheide hier.

Schneider.

Eine Ochſenheide trägt er immer bei ſich.

(Die beiden Redakteure gerathen ſich in die Haare und prügeln auf einander los.)

Streichling.

Friede, meine Herren! (Er klimpert mit ein Paar Geldstücken.)

Beutel. Schneider

(bei dem Klange des Geldes einander ſofort loslaſſend.)

Es war bloß wegen der Sprachfehler. Die Ehre des Publizismus —

Streichling.

Richtig, es handelt ſich um die Ehre des Publizismus —

Schneider.

Ich fodre Genugthuung für die Ehre meines Standes. Sie haben einen Brief, den ich im Enthuſiasmus für die deutſche Kunſt an dieſen gaſtlichen Geſtaden an Sie geſchrieben, in verkehrte Hände geſpielt und in mir den Stand des Publizismus in ſeiner Ehre gekränkt.

Streichling.

Eigenthümlich. Dieſer andre Herr erhebt ganz die nämliche Klage, denn er war von dem nämlichen Enthuſiasmus erfüllt. Doch mir ſcheint es, als ob Sie beide unter ſich die Sache abzumachen hätten, denn Sie haben ſich gegenſeitig am Publizismus verletzt.

Beutel. Schneider.

Mein Herr, wir werden uns gegen Sie verbinden: Sie ſollen uns Genugthuung (Satisfaktſchen) oder Entſchädigung geben.

Streichling.

Ich entſcheide mich für die Genugthuung. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meinen Sekundanten vorſtelle.

(Er ſtellt ihnen Geißel vor, der unterdeſſen plötzlich eingetreten.)

Beutel, Schneider

geben einen durch Buchſtaben nicht auszudrückenden Laut von ſich und ſtarren den Eingetretenen an.

Geißel.

Es ſcheint, ich bin den Herren unbekannt; mir iſt indeß, als hätte ich ſie ſchon öfter geſehen. Ich kann nicht ſagen, daß ich ſie poſitiv kenne, es iſt ein gewiſſes negatives Bekanntſchaftsverhältniß, in welchem ich zu ihnen ſtehe. Die Herrn kommen mir ſo negativ vor, als ob ſie gar nicht exiſtirten. Ich kenne ſie, wie ich eine Null kenne. Ich meine damit nicht, den Herrn fehlte derjenige Theil der poſitiven Exiſtenz, welcher aus Fleiſch und Bein beſteht; aber nach der Lehre der Naturforſcher ſoll Fleiſch und Bein Geiſt und Charakter erzeugen und wer in dieſer Beziehung negativ iſt, der exiſtirt eigentlich gar nicht, wenn er zum menſchlichen Geſchlecht gehört. Wenn ich die Herrn ſo anblicke und mir dabei ſage, du blickſt jetzt etwas Negatives an, ſo entſtehen in mir ganz eigne philoſophiſche Betrachtungen. Ich bin nämlich ein Philoſoph und heiße Hagel. Ich mögte die Herrn ſo bezeichnen: ſie ſind die poſitiv in die Exiſtenz getretene Negativität, oder die negativ in die Exiſtenz getretene Poſitivität, oder die poſitive Nichtexiſtenz. Halten Sie dieſe Bezeichnung für richtig?

Beutel. Schneider.

Sie heißen Hagel?

Geißel.

Alle Hagel, Sie erkennen mich nicht wieder? Ich bin wahrſcheinlich zu poſitiv. Doch blicken Sie mich nur näher an. Beſehen Sie mein Prent: beſchauen Sie jetzt mein Geſicht von Oben, dann von Unten. Jetzt laue ich das Fenſterlicht grade in's Auge fallen, dann auf die Seite der Naſe, gleichſam auf ihre Verkweinte: betrachten Sie meine Zähne, mein Haar, meinen Hinterkopf, mein Ohrläppchen, meine Naſenwurzel, meine Schläfe, meinen Wirbel und meine Schuhſohle. Erkennen Sie jetzt nicht, daß ich der Hagel bin?

Beutel. Schneider.

Wirklich, es iſt der Hagel!

Geißel.

In der That? Aber der Hagel iſt blos meine negative Seite. Poſitiv heiße ich Geißel!

Beutel. Schneider.

Geißel —

Geißel.

Wiſſen Sie, was poſitiv und negativ iſt?

Beutel. Schneider.

Poſitiv iſt der Geißel und negativ iſt der Hagel.

Geißel

(zieht eine Peitſche und verſetzt Beiden Eins auf den Rücken.)

War das poſitiv?

Beutel. Schneider.

Das war eine „Rauheide."

Geißel.

Aber iſt eine „Rauheide" poſitiv oder negativ?

Beutel. Schneider.

Wenn man damit gehauen wird, iſt ſie poſitiv und wenn man nicht gehauen wird, iſt ſie negativ.

Geißel.

Vortrefflich! Die Herren beſitzen ein ausgezeichnetes Talent zum Lernen. (Zu Beutel:) Sagen Sie einmal das A B C her.

Beutel.

Ae Bi Szi Fi Pi Ar —

Geißel.

Das ſcheint Ihnen nicht ſo geläufig zu ſein wie der Effekt der „Rauheide". (Zu Beutel:) Was iſt ein Neger?

Beutel.

Ein Nigger.

Geißel.

Sehr richtig! Aber was iſt ein Nigger?

Beutel.

Ein Sklave.

Geißel.

Und was iſt ein Sklave?

Beutel.

Ein Nigger.

Geißel.

Sehr richtig! Aber was iſt ein Nigger und ein Sklave?

Beutel

Ein Niggerſklave.

Geißel.

Vortrefflich! Ich bewundre Ihren Witz. Aber worin unterſcheidet ſich ein Nigger-Sklave von Ihnen?

Beutel.

Er iſt Property.

Geißel.

Nicht übel. Doch Sie ſind ebenfalls Property. Der „Nigger" iſt Property mit ſeinen Knochen und Sie ſind es mit Ihrer Seele". Der „Nigger" iſt es, weil er muß, Sie ſind es, weil Sie wollen. Der „Nigger" ernährt ſeinen Herrn, Sie werden von Ihren Herrn ernährt. Der „Nigger" wird von Andern verkauft, Sie verkaufen ſich ſelbſt. Der „Nigger" iſt ein Menſch, den man zum Vieh macht,

Sie ſind ein Vieh, das die Prätenſionen des Menſchen hat. Der „Nigger“ wird gehauen von Bütteln und Sie von Männern, der „Nigger“ mit der Peitſche und Sie mit der „Rauheide“. (Blänt ihn ziemlich durch. Zu Schneider:) Was iſt ein Redakteur?

Schneider.

Ein Editer einer Zeitung.

Geißel.

Sie irren ſich. Ein Redakteur iſt ein Lump, der ſich vor der Kriminaljuſtiz an dieſe „gaſtlichen Geſtade“ gerettet hat, hier, zu allem Andern unfähig, die Preſſe durch Herausgabe eines Spekulanten-Blattes ſchändet und gegen alle honnete Leute den großen Mann ſpielt in dem ſichernden Bewußtſein, daß er „ſmart“ genug iſt, dem Galgen zu entgehen. Uebrigens, wenn er auch dem Galgen entgeht, entgeht er darum nicht dem Zuchthauſe. Doch darüber „weiter unten.“

Schneider.

Ihr Urtheil über die Redakteure iſt ſtreng. Aber es gibt doch auch Ausnahmen.

Geißel.

Unter den Redakteuren, die ich meine, gibt es keine Ausnahmen, höchſtens Unterſchiede, und dieſe beſtehen darin, daß der Eine zwei Mal des Tags beſoffen iſt, der Andre nur einmal, nämlich den ganzen Tag; daß der Eine das Schlechte gut nennt und der Andre das Gute ſchlecht; daß der Eine ſchimpft und verleumdet, der Andre ſchimpft oder verleumdet; daß der Eine der Sklaverei mit Stolz das

Wort redet, der Andre mit Heuchelei: daß der Eine seine Muttersprache maltraitirt, weil er sie an diesen „gastlichen Gestaden" verlernt, und der Andre, weil er sie nie gelernt hat: daß der Eine die Vernunft tyrannisirt, weil er keinen Verstand, und der Andre, weil er kein Gewissen hat: daß der Eine gemein ist von Natur und der Andre aus Prinzip: daß der Eine lügt aus Leichtsinn, der Andre aus Spekulation: daß der Eine die Presse entehrt und der Andre sie unter die Füße bringt. Das sind einige der Unterschiede, die ich bemerkt habe.

Schneider.

Ihr Urtheil ist sehr —

Geißel.

Sehr gerecht. Doch wo ein Urtheil ist, muß auch eine Vollstreckung sein. (Er klingelt und ein zweiter Neger tritt ein, der die beiden Delinquenten mit ledernen Zuchtinstrumenten mißt. Sie entsetzen sich.) Dieser Neger, unser Herrn, ist vorgestern mit der untertänigsten Empfehlung dem Türken hier angekommen. Es ist der nämliche, dem so eifrig nachgespürt wird und dessen Geschichte Ihnen bei den Gelegenheit zu so patriotischen Ergüssen Ihres „demokratischen" Rechtsgefühls gegeben hat. Sie (zu Ventel) haben bei der Gelegenheit die Neger Vieh ohne Schwänze genannt und es für demokratische Pflicht erklärt, das entlaufene einzufangen; Sie (zu Schneider) haben sich gestellt, als sei die Sklaverei in Ihren Augen ein Uebel, aber zugleich erklärt, es sei Schuldigkeit, sie anzuerkennen, mit ihren Vertretern Partei zu machen und die „demokratischen" Jagdgesetze auszuüben. Dieser Neger ist auf der Reise

nach Kanada und ich habe ihm die Satisfaktion bereiten wollen, vor seiner Abreise einen kleinen Denkzettel für ein Paar teutsche „Redakteure" auszustellen, welche über Tyrannei in Europa schimpfen und ihr in Amerika die Schleppe tragen. (Zum Neger:) Go on Sir!

Neger.

Where is the whip?

Geißel

(ihm die Peitsche reichend).

Here it is, but gentlemanlike to be laid on!

Neger.

How many lashes?

Geißel

(zu Beutel).

Sie, weil Sie wenigstens sich keinen moralischen und freisinnigen Anstrich gegeben, erhalten bloß 25. (Zum Neger:) Twenty-five for this scamp!

(Der Neger legt Beutel über einen Stuhl und haut ihm 25 auf den Hintern.)

Neger.

Will that do?

Geißel

(zu Beutel).

Da Sie bei Ihrer Schlechtigkeit stets mit dem Fortschritt koquetirt haben, erhalten Sie die doppelte Portion. (Zum

Neger:) Forty-nine*) in two broken doses for this "gentleman"!

(Der Neger gibt ihm ſeine Portion.)

Neger.

The one seems to be a "Hard" and the other a "Soft"; but now they are both soft-, I think

Geißel.

Jetzt erſuche ich die Herrn, ihrem Wohlthäter die Gebühren zu zahlen. (Zu Beutel:) Ich ſandte Ihnen 5 Dollar, die für Ihren Kollegen beſtimmt waren; zahlen Sie ſie Ihrem ſchwarzhäutigen Mitmenſchen als Reiſegeld aus.

Beutel

(verlegen ſeine Taſche betaſtend.)

Ich habe mein „Perfektum" — ich weiß nicht

Geißel.

Ich weiß ſchon. (Zu Schneider:) Helfen Sie ihm aus. Ich ſandte Ihnen ebenfalls 5 Dollar, die für Ihren Kollegen beſtimmt waren.

Schneider.

(ſeine Taſchen betaſtend).

Ich habe — ich bin —

---

*) Es iſt verboten den Negern volle 50 auf ein Mal zu geben, deßhalb gibt man ihnen 49.

Geißel.

Keine Lüge, oder Sie erhalten noch 25!

Schneider.

Ich geſtehe, daß ich ſie verludert habe.

Geißel.

Dieſer Aufrichtigkeit wegen will ich für Sie zahlen. (Gibt dem Neger Geld.) Fare well, my fellow citizen of the fugitive world!

Neger.

Very much „oblitſcht" to you sir! God bless you, Gentlemen! — Aber — ich ſprechen auch Dötſch.

Geißel.

Sie ſprechen Teutſch? Wo haben Sie das gelernt? Freilich wäre es nicht unpaſſend, daß ihr Neger unſre Landsleute wärdet.

Neger.

Mein Maſter war ein Dötſchman. Er war ein Wholeſale-Grocer und Liquerſeller. Er war ein Nigger nach Oben, but ein Tyrann nach Unten. Er war ſchlimmer als alle American masters. But aber er hatte eine gute Tochter, very good and pretty — ſehr gut für mir und ich ſehr gut für ihr. Ich lernten Dötſch von ſie, ſie lernten Kiss me quick von mich. Sie mein Brau werden wollt' und wir Fugitives geworden ſind for love and liberty. Wollen Sie ſehen meinen Brau?

Geißel.

Ich werde mich freuen, eine ſo vortreffliche Landsmänninn zu ſehen.

(Der Neger ruft Betty herein.)

Betty

(auf Beutel blickend).

Das iſt ja mein Bruder!

Beutel.

O heilige Union!

Neger.

Das iſt ein Raskel, dem ich einen Libder auf ſein Bäckleder geſchrieben hab' über Abolition and human rights.

Betty.

Laß uns gehen! Wenn ich den Menſchen anſehe und bedenke, daß er mein Bruder heißt, ſo mein' ich, ich ſei nicht werth deine Frau zu ſein. Laß uns fliehen! Der Menſch verräth uns für 10 Cents! (Beide ab.)

Beutel, Schneider

(für ſich).

Könnt' ich den ſchwarzen Teufel in Riemen ſchneiden und den weißen dazu!

Geißel.

Bald hätten wir über all dem Scherz eine wichtige Angelegenheit vergeſſen. Ich beſinne mich nämlich, daß die

Herrn Satisfaktion und Satisfäkſchen hier holen wollen. Iſt es nicht ſo?

Beutel. Schneider.

Wir wollten uns bloß erkundigen. Es handelt ſich bloß um ein Mißverſtändniß (Mißtäke) —

Geißel.

Durchaus nicht, meine Herrn. Jedem das Seine! Sie haben Satisfaktion verlangt, ſie kommt Ihnen zu und Sie ſollen ſie haben. Ich habe hier nämlich ein Paar Verhaftsbefehle gegen Sie und werde Sie ſofort proviſoriſch einſtecken laſſen, um Sie dann wegen Verleumdung, wegen Schulden, wegen Betrugs, wegen Unterſchlagung von Geldern, wegen falſcher Wechſel, wegen Verführungsgeſchichten, Meineidsgeſchichten und anderer Kleinigkeiten auf mindeſtens 10 Jahre unſchädlich zu machen. Die Beweiſe und Zeugen für meine Anklagen ſind alle in Bereitſchaft. Denken Sie, daß 10 Jahre hinreichende Satisfäkſchen ſein werden?

Beutel. Schneider.

Um unſerer Kinder willen machen Sie uns nicht unglücklich! Wir wollen Alles thun, was Sie befehlen, aber denken Sie an unſre Familien!

Geißel.

Schlimm genug, daß auch ſolche Kanaillen Familien haben! Man ſollte alle ſolche Racker kaſtriren, damit ſie ihre Schande wenigſtens nicht auf unſchuldige Nachkommen übertragen könnten.

Beutel.

Ich will Alles wieder gut machen. Ich will meine Kuh verkaufen und einen Preis auf die beste deutsche Novelle setzen.

Schneider.

Und ich will eine Massenversammlung berufen, um gegen die Nebraska-Bill den Protest der deutschen Bevölkerung einzulegen.

Geißel.

Sie wollen also Ihre Sünden dadurch gut machen, daß Sie sie vermehren? Wissen Sie denn nicht, daß Sie die teutsche Literatur und die Sache der Freiheit noch mehr schänden durch Ihre Gunst als durch Ihre Anfeindung? Ihre Sünden sind gar nicht abzubüßen, deshalb gilt es nur, Sie unschädlich zu machen. Doch Ihrer Familien wegen will ich das gelindeste Mittel anwenden, indem ich Ihnen folgende Bedingungen auferlege:

1, morgen erscheinen Ihre Blätter zum letzten Mal unter Ihrer Redaktion.

2, in der morgigen Nummer zollen Sie diesem ausgezeichneten Künstler (auf Streichling deutend) an diesen gastlichen Gestaden die verdiente Anerkennung für das erhaltene Geld.

3, Gleichzeitig erklären Sie in Ihrem Blatt, daß Sie die Redaktion desselben für immer niederlegen. Und jetzt versprechen Sie mir, daß Sie die niedergelegte Redaktion nie wieder übernehmen, auch nie wieder ein anderes Blatt gründen werden.

Beutel. Schneider.

Wir verſprechen es.

Geißel.

Sobald Sie Ihr Wort brechen, leite ich ſofort das Kriminalverfahren gegen Sie ein.

Beutel.

Sie ſind ein Schentlemän, auf den wir uns verlaſſen. Deshalb haben Sie die Keindneß und ſagen uns genau, was wir zu thun haben. Wir ſollen alſo morgen dieſen Künſtler loben, dann unſre Editorſhip niederlegen für immer, ich vom „National-Hickory“ und Der vom „Staats-Hickory“, die niedergelegte Editorſhip nie wieder übernehmen und auch nie wieder einen neuen Päper gründen. Iſt es Das?

Geißel.

Das iſt es.

Beutel.

Und wenn wir genau Das thun, was Sie jetzt vorgeſchrieben haben, ſo werden Sie uns nicht vor die „Kort“ bringen?

Geißel.

So werde ich Sie nicht vor Gericht bringen und Sie ruhig Ihrem ſenſtigen Treiben überlaſſen, denn der Teufel wird Sie auch ohne mich holen.

Beutel.

Dieſer ausgezeichnete Künſtler iſt Zeuge für Sie und uns.

(Geißel und Streichling ab.)

Schneider.

Jetzt ſitzen wir im Elend. Dieſer malitiöſe Kerl! Jetzt werde ich ihn ruiniren auf unterirdiſchen Wegen. Ich habe tauſend Teufel in mir und jeder mögte platzen vor Gift.

Beutel.

Pah! Da ſieht man, wie ſo ein Grünſchnabel, der unſer Eins ſchulmeiſtern will, gleich in Deſperäſchen geräth! Ein ſmarter Kerl wie ich, der zwanzig Jahr' im Lande iſt, macht ſich einen Spaß aus einer ſolchen Situäſchen. Dieſer dumme Weltverbeſſerer, der Geißel, ſoll erkennen, daß er mit Unſer Einem nicht fertig wird wie mit ſeines Gleichen!

Schneider.

Und wie willſt Du dich denn retten? Deine Zeitung iſt kaput und Du wirſt Hunger und Durſt leiden müſſen wie ich.

Beutel.

Indibt? Iſt die Zeitung kaput? Ja, wenn ich ſo ein Grünſchnabel wäre wie Du, ſo wären wir beide kaput. Wir haben verſprochen, unſre Editorſhip niederzulegen, ſie nicht mehr zu übernehmen und keinen neuen Päper mehr zu gründen. Nicht?

Schneider.

Allerdings.

Beutel.

Haben wir aber auch verſprochen, nicht zu tauſchen? Haben wir auch verſprochen, daß ich nicht den „Staats-Hickory“ redigiren ſoll und Du den „National-Hickory“? He, Grünſchnabel?

Schneider.

Grandios! Beutel, Du biſt ſmarter als ich, ich bekenne mich beſiegt. Alſo übermorgen werde ich „Hard“ und Du wirſt „Soft“.

Beutel.

Nevermeind, es iſt ja doch Alles Eins. Wenn Du ſchlechter Kerl aber jetzt wieder auf mich ſchimpfſt, nachdem ich Dich gerettet habe, werd' ich Dir den Grünſchnabel einſchlagen.

Schneider.

Was? Du Spitzbube ſprichſt vom Schlagen?

Beutel.

Raskel!

Schneider.

Unthier! (Sie faſſen ſich und prügeln ſich kollegialiſch zur Thüre hinaus.)

Ende des dritten Aufzugs.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Erlebtes.

Erſter Theil:

Vor meiner Exilirung.

Von

Karl Heinzen.

(Geſammelte Schriften dritter Band.)

Boſton,
Selbſtverlag des Verfaſſers.
1864.

P.o. germ. 536 RR/3

Entered, according to Act of Congress, in the Year 1864, by

KARL HEINZEN,

In the Clerk's Office of the District Court of the District of Massachusetts.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von O. Bodtmann, 125 Washington Str.,
Boston, Mass.

Inhalt.

I. Biographiſche Skizze (Erziehungsgeſchichte) 5

II. Reiſe eines teutſchen Romantikers nach Batavia ... 59

1. Vorſchule in Holland ... 59
2. Ein Seeſturm ... 81
3. Weitere Reiſe nach Batavia ... 89
4. Ankunft in Batavia. Viermonatlicher Aufenthalt daſelbſt ... 104
5. Ein Malaiiſches Volkslied ... 149
6. Die Javanerinn ... 154
7. Malaiiſche Kriege ... 162
8. Ein Jagdabenteuer auf Sumatra ... 173
9. Phantaſie auf der Rhede von Batavia ... 181
10. Bataviſche Erbſchaften und teutſche Erben ... 187
11. Rückreiſe von Batavia bis St. Helena ... 194
12. St. Helena ... 207
13. Sonnenuntergang auf der See ... 219
14. Die Matroſen, als Redner und Muſiker ... 224
15. Die Seeräuber ... 231
16. Weitere Fahrt bis Rotterdam ... 237
17. Meine Uhr ... 242
18. Die holländiſche Wittwe ... 253
19. Eine romantiſche Nacht in Utrecht ... 258
20. Die Farbe der Augen ... 272

III. Acht Jahre Staatsdienſt, oder: ein Stück Beamtenleben ... 289

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Biographiſche Skizze.

(Erziehungsgeſchichte.)

Wer öffentlich wirkt für die Zwecke der Menſchheit, hat nicht bloß ein Recht, ſondern muß auch ein Bedürfniß haben, wenigſtens von Denen näher gekannt zu ſein, die im Stande ſind ihn zu verſtehen und geneigt ihm gerecht zu werden. Zugleich iſt es mit uns „Unſterblichen“ ſo beſtellt, daß wir nicht erſt durch eigene Erfahrung über die Möglichkeit belehrt zu werden brauchen, jeden Augenblick für immer aus dem Rapport mit der übrigen Menſchheit hinausgeworfen zu werden. Mir und den mir Naheſtehenden für ſolchen Fall ein richtiges Bild meiner Vergangenheit zu ſichern, drängt es mich, denjenigen Leſern, welche meine Schriften nicht als Feinde in die Hand nehmen, in einem kurzen Ueberblick die Hauptmomente meiner Lebens- und Entwicklungsgeſchichte vor Augen zu führen. Hat doch ſo mancher erbärmliche Wicht auf dem Thron ſeine Biographie; warum ſollte ein ehrlicher Republikaner ſie weniger haben? Wer ein *Leben* hinter ſich hat, kann auch eine Lebens*beſchreibung* haben. Und da ich mich vor der Gefahr geſichert habe, jemals einen

Schmeichler zum Biographen zu erhalten, ich mich aber auch nicht mit der Ehre begnügen kann, bloß Feinde als Richter meines Lebens fungiren zu sehen, so muß ich das Amt selbst übernehmen. Ich werde möglichst gerecht sein d. h nicht bloß über meine vielen Untugenden, sondern auch über meine wenigen Tugenden wahrheitgetreuen Bericht erstatten.

Der Gesichtspunkt von dem ich auf meine Vergangenheit zurückblicke, ist der eines Opponenten, der unter Umständen als s. g. Revolutionair gilt und auftrit. Ich bin der Meinung, daß man eine Lebensgeschichte eben so wie eine Weltgeschichte auffassen und behandeln müsse vom Standpunkt der Gegenwart d. h. als Unterlage, Vorschule und Mittel für denjenigen Charakter, denjenigen Grad der Entwickelung und diejenige Errungenschaft, welche die Gegenwart erreicht hat, und von ihr aus auch für die Zukunft sich abstrahiren läßt. Die Frucht entscheidet über die Natur des Baumes und der Herbst über die Frucht. Hiernach behandle ich meine Lebensgeschichte als die Entwicklungsgeschichte eines Opponenten oder Revolutionairs, von der einen Seite berichtend, wie Umgebung und Verhältnisse drückend auf meine Natur eingewirkt, und von der andren, in welcher Weise sie gegen dieselben reagirt hat.

Es ist keine Frage, daß ein Revolutionair muß geboren werden; die Verhältnisse können ihn bilden, nicht machen. Seine nothwendigen Eigenschaften sind eine, von der Natur verliehene, aus Geist und Gemüth hervorgehende, ideale Auffassung, welcher die unvollkommene Wirklichkeit nie genügt, ein kritischer Verstand, welcher die Verhältnisse mit dem prinzipiellen Maßstabe mißt, und ein kräftiger Wille, welcher die Hindernisse der Vervollkommnung mit Entschiedenheit und um jeden Preis zu überwinden sucht. Man

kann vom gewöhnlichen Standpunkt aus ſagen, ein Revolutionair müſſe ein Stück Poet und ein Stück Verbrecher ſein, Poet gegen die gemeine Proſa, Verbrecher gegen die legale Berechtigung des Beſtehenden. Die gemachten Poeten aber ſind wie die gemachten Verbrecher ohne große Mühe zurückzukuriren zum Proſaiker und zum „braven Mann“; die geborenen Poeten und Verbrecher allein ſind zuverläſſig und unheilbar. Ja, die Unheilbarkeit — das iſt das ſpezifiſche Merkmal des wahren Revolutionairs. Er iſt nie zufrieden, er hat niemals Ruhe, er fügt ſich in kein Beſtehendes, er iſt der treibende Teufel der Geſchichte, „der ſtets das Böſe (nach gewöhnlichen Begriffen) will und ſtets das Gute (den Fortſchritt) ſchafft.“ Es iſt, ſo viel ich weiß, noch Keinem eingefallen, den Teufel als Revolutionair zu behandeln, obgleich derſelbe ſchon in den erſten Zeiten des Himmelreichs gegen die höchſte Majeſtät revoltirt haben ſoll. Und doch wäre dieß die würdigſte Auffaſſung. Der Teufel iſt der Repräſentant der Revolution, aus welcher die Dummheit und die Autorität „das Böſe“ gemacht hat. Er iſt die ewige Rebellion der Vernunft gegen die herrſchende Unvernunft, aber trotz der Verwandtſchaft von Luzifer und Prometheus gilt der Teufel noch immer als Feind der Menſchheit.

Der Revolutionair kann übrigens lange Zeit revolutioniren ohne an Das zu denken, was man gewöhnlich Revolution nennt. So lang er nicht zu derjenigen Intelligenz und ſittlichen Ausbildung gelangt iſt, welche ihn in die Sphäre der allgemeinen Intereſſen und Beſtrebungen einführt, oder ſo lang er nicht mit den Verhältniſſen der Allgemeinheit in Berührung zu kommen Gelegenheit erhält, revolutionirt er bloß für ſich, als „Egoiſt“, und man kann behaupten, daß jeder Revolutionair, ehe er in die Arena der

allgemeinen Freiheit und der allgemeinen Intereſſen trat, in der Vorſchule des Kampfs gegen die Schranken ſeiner individuellen Freiheit und die Hinderniſſe ſeines individuellen Willens vorgebildet wurde. Der gewöhnliche Menſch fügt ſich dieſen Schranken und weicht dieſen Hinderniſſen ohne Kampf; der Revolutionair kann nicht ruhen, bis er den Kampf zum Ausbruch und zur Entſcheidung gebracht hat, und je mehr ihm der Sieg erſchwert wird oder entgeht, um ſo weiter läßt er ſich in den Kampf ein und um ſo umfaſſender wird ſein ideeller wie taktiſcher Geſichtskreis, bis er zuletzt aus dem Kämpfer für eine individuelle Angelegenheit ein Kämpfer für die Angelegenheiten der Menſchheit geworden. Und je mehr er bei dieſer Entwickelung auf die innere Arbeit ſeiner natürlichen Anlage beſchränkt war, je weniger ihm durch äußeren Anflug die Aneignung des Stoffes und durch äußere Führung die Wahl der Richtung erleichtert wurde, deſto feſter wird ſich ſein Charakter, deſto feſter werden ſich ſeine Grundſätze ausbilden.

Mein Vater hat Notizen über die Jugendzeit ſeiner Kinder hinterlaſſen. Er ſtellt darin, außer Angaben über ihre Geburt, ihre Erſcheinung u. ſ. w., Aeußerungen, Handlungen, Charakterzüge derſelben zuſammen und zwar von ihrem früheſten Alter an. Die Notizen über mich reichen etwa bis zu meinem vierten Jahr. Darin heißt es u. A.: „Karl Peter Heinzen wurde geboren zu Grevenbroich (ein Städtchen unterhalb Kölns) am 22. Februar 1809. Er wog 14 Pfund am Tage ſeiner Geburt, 22½ Pfund nach ſechs Wochen u. ſ. w. Er liebt es, allein zu ſpielen und weiß ſich ohne Geſellſchaft zu unterhalten. Sieht oft lang auf einen Fleck. Verräth viel Anlage zum Zorn. Er zeigt die meiſte Anhänglichkeit an ſeine Mutter.“

Diese Notizen erinnern mich an meinen ersten revolutionairen Akt, auf den ich mich zu besinnen weiß. Meine Mutter (geborne Schmitz, die Tochter mäßig bemittelter Landleute, zu Nievenheim, einem Dorf fünf Stunden von Köln) verlor ich als Knabe von vier Jahren. Während ihrer Krankheit brachte man mich von Köln, wo sie damals wohnte, zu ihren Eltern auf das Land. Sie folgte als Leiche bald nach, da sie wünschte, in ihrem Heimathsort zu einem kurz vorher gestorbenen Kinde begraben zu werden. Bei ihrem Begräbniß war ein großes Gedränge um ihre Gruft. Mir, dem vierjährigen Knaben, verwehrte ein erwachsenes Fräulein aus Köln den Zutritt, so daß ich das Grab nicht sehen konnte. Als sie, die Unbetheiligte, mir, dem Nächstbetheiligten, nicht gutwillig Platz machen wollte und meine Schwäche kein andres Mittel hatte sie zu entfernen, biß ich ihr so heftig in den Arm, daß das Blut in das Grab herabrann. Um diesen Preis erkämpfte ich den ungestörten Anblick der Verscharrung meiner Mutter.

Diese Mutter war werth, daß ihr Sohn um ihrer willen eine Gewaltthat beging. Sie war ein Weib und eine Mutter im vollsten Sinne des Wortes. Von Körper schön und von Verstand bedeutend, wenn auch ohne alle höhere Bildung, besaß sie zugleich eine tiefe Innigkeit des Gemüths und das treueste, liebevollste Herz. Ihr Tod war die Folge ihrer Besorgniß für meinen Vater, den sie einst bei Nacht, als er verspätet aus seinem Amtsbezirk zurückkam, am offenen Fenster erwartete, wobei sie sich eine schwere Erkältung zuzog. Sie liegt vergessen auf dem Kirchhof ihres Dorfs und wäre auch keine geschichtliche Person geworden. Ich will daher keine künstliche Größe aus ihr machen, indem ich Andren die Vorstellung einer Bedeutung aufdränge, die sie

nur für mich hat. Deshalb begnüge ich mich, ſie durch einen einzigen ſprechenden Zug zu charakteriſiren. Während ſie in Köln krank lag und ich nebſt einer jüngeren Schweſter bei ihren Eltern auf dem Lande war, pflegten dieſe ihr wöchentlich Waizenbrod zu ſchicken, das beſſer war als das ſtädtiſche. Und auf dieſes Waizenbrod mußten, ehe es gebacken wurde, ihrer Anordnung gemäß meine und meiner Schweſter Hände und Füße eingedrückt werden. Sie aß dann die eingedrückten Spuren ihrer entfernten Kinder.

An dieſe Mutter, die mir nur noch vorſchwebt wie eine mythiſche Perſon, habe ich in früheren Jahren oft zurückgedacht. Wenn Alles ſich vereinigte, meinen unverſtandenen oder verkannten oder unberückſichtigten Charakter zu mißhandeln oder zu beugen, wenn Niemand ein Verſtändniß für mich hatte und ich mit meiner ganzen Umgebung im Kriege war, ſehnte ich mich im Stillen nach meiner verſtorbenen Mutter und fühlte ich ſchmerzlich das Bedürfniß ihrer verſöhnenden Einwirkung. Aber ſeit ihrem Tode begegnete meine ungefügige Individualität faſt nur feindlicher Aufnahme. Vielleicht war das gut, vielleicht auch nicht. So viel ſteht feſt: die Feindſchaft und der Zwang hat nie etwas mit mir zu Stande gebracht; Liebe und Güte hätte alles Gute aus mir machen können, wozu ich überhaupt fähig war.

Beim Verluſt des Vaters kann die Familie noch fortbeſtehen; ohne Mutter gibt es keine Familie mehr. Die Mutter iſt die Zentripetal-, der Vater die Zentrifugalkraft der Familie.

Mein Vater ſtammt aus Mundorf, einem Dorfe, das eine Stunde unterhalb Bonn's auf dem rechten Rheinufer liegt. Mein Großvater, „Grundeigenthümer, Pächter und Schultheiß des Domkapitels zu Köln", iſt mir ſtets als ein

Mann von riesenhafter Stärke und unbeugsamem Charakter beschrieben worden. Er warf einst mit einem schweren Gegner, der ihm in der Dunkelheit mit einem Hebebaum auflauerte, den er aber noch vor dem beabsichtigten Hiebe glücklich in die Finger bekam, auf fünfzehn Schritte Entfernung eine Hausthüre ein, so daß der Geworfene für leblos liegen blieb. Als einst fremde Truppen in seinem Dorfe hauf'ten, trieb er allein eine ganze Schwadron, die ihm das Heu stahl, mit der Heugabel von seiner Wiese weg, worauf er aber auf längere Zeit über den Rhein flüchten mußte, um sein Leben zu retten. Er starb an einem Gallfieber, das er sich zuzog durch verhaltenen Zorn, indem er einen Friedensrichter, der gegen ihn ein ungerechtes Urtheil gefällt, aus dem Fenster werfen wollte, aber vor der amtlichen Autorität seiner Leidenschaft Einhalt gebot. Wie man mir erzählt hat, war sein Vater ein noch stärkerer Mann, der den Ehrgeiz besaß, jeden Kraftmenschen, von dem er hörte, auf Tagereisen Entfernung aufzusuchen um sich mit ihm zu messen.

Eine solche Vorfahrenschaft darf nicht von ihren Erben ignorirt werden, die ihr einen Theil ihrer Eigenschaften zuzuschreiben haben. Mein Vater hatte ebenfalls eine ansehnliche Größe und unter seinen Brüdern brachte es einer, der Pastor und Domherr Heinzen zu Düsseldorf, auf 6 Fuß 5 Zoll, so daß er mich noch um zwei Zoll überragte. Ich stamme also jeden Falls aus einer Familie „großer Männer".

Mein Vater studirte in Köln und Bonn außer Philosophie (namentlich der Kantschen) die Rechts- und Forstwissenschaft und wurde im Jahr 1795 unter der französischen Republik als garde général des camps et forets angestellt, nachdem er vorher bei dem Oberforstamt als Sekretair fun-

girt hatte. Er war damals ein glühender Republikaner und wirkte mit dem alten Venedey und Andern eifrig für die weſtrheiniſche Republik. Ich finde in ſeinem Nachlaß eine Anzahl Reden und Aufſätze, womit er unter ſeinen Landsleuten agitirt hat. Alle ſind ein Gemiſch von Begeiſterung für die politiſche Freiheit und von moraliſchem Eifer, welcher ſtets an die Kantiſchen Lehren anknüpft und den Republikanern vorhält, daß ohne ſittliches Leben und würdiges Beiſpiel alle politiſche Freiheit keinen Werth und keine Dauer habe. Er nahm es mit ſeinen Grundſätzen ſehr ernſt, wie namentlich aus Zuſchriften an ſeine ehemaligen Lehrer, z. B. an die Profeſſoren Daniels und Fiſchenich hervorgeht, welche nach teutſcher Profeſſoren-Art der Monarchie zugethan blieben. In einem Schreiben an den Letztgenannten heißt es: „Warum treten Sie nicht zu uns? Eine traurige Unterſuchung für Einen, der noch vor nicht langer Zeit Ihr Schüler war, der noch die ſchönen Grundſätze der Moralität und des Naturrechts, die Sie in Ihrem Kollegium mit ſo großem Intereſſe aufſtellten, wie eine elektriſche Kraft in ſich wirken fühlt und gemäß denſelben noch immer bereit iſt, ein Opfer zu werden wo der Zweck der Menſchheit es fodert. Wenn die demokratiſche Verfaſſung, gemäß Ihren naturrechtlichen Grundſätzen, die beſte und dem Zweck vernünftiger Weſen angemeſſen iſt, warum treten Sie nicht zu uns? War es nur bon ton, wenn Sie uns eine Lobrede auf republikaniſche Staaten hielten? Sollte es möglich, ſollte es wahr ſein, daß Sie Ihre Grundſätze dem Intereſſe eines Hofes aufopferten um dafür das Glück Ihres Volkes, Ihres Vaterlandes unter die Füße zu treten? Soll es Dankbarkeit ſein, die Sie einem Fürſten zollen, der nur Diener des Staats ſein durfte und deſſen Wohlthaten Sie nur als die Ihres Vaterlandes,

welches ſie eigentlich gab, annehmen konnten? Sind es Familienverhältniſſe und ſonſtige politiſche Rückſichten, welche Sie zurückhalten? Nun, dann fort mit der Heuchelei, die unter dem reizenden Gewande der Kantſchen Philoſophie zu uns ſprach, ſie iſt abſcheulicher als das Laſter ſelbſt! Ohne Rückſicht auf die Folgen, heißt es da, bloß aus Achtung vor dem moraliſchen Geſetz muß gehandelt werden. Anbetungswürdiger Grundſatz, noch Wahrheit, wenn auch tauſend Heuchler ſie ſchänden! Ihr werde ich nicht untreu, ſollte auch mein Lehrer Schurke genug ſein ſie zu verleugnen". (Mein Vater war damals etwa 25 Jahre alt. Als Schriftſteller (wozu er wenig Talent beſaß) iſt er übrigens nur in einem Paar kleiner Schriftchen über Forſtweſen aufgetreten.)

Nachdem er während der franzöſiſchen Herrſchaft in verſchiedenen Bezirken der Rheingegend als Forſtmann gewirkt, wurde er 1814 unter dem neuen teutſchen Gouvernement als Generalſekretair der Forſtdirektion zu Aachen berufen und ſpäter fungirte er bis zu ſeiner Penſionirung als Forſtinſpektor zu Kleve. In allen Stellungen, die er bekleidet, zeichnete er ſich als Menſch wie als Beamter rühmlich aus, ein „Verfolger der Frevler und Vater der Dürftigen", wie er in einem ſeiner Zeugniſſe genannt wird.

Mein Vater war ein rechtſchaffener, durchaus human geſinnter Mann und von Allen geachtet, die ihn kannten. Bei den preußiſchen Behörden aber hat er trotz ſeiner tadelloſen Amtsverwaltung kein Glück gehabt. Ob man ihm ſeinen früheren Republikanismus nachtrug, oder ob er nicht ſervil genug befunden wurde, weiß ich nicht. Genug, trotz allem äußern Anſchein von Zufriedenheit vernachläßigte man ihn und zuletzt verdrängte man ihn durch gewaltſame, allem Recht und Geſetz Hohn ſprechende, unter den lügenhafteſten

Vorwänden eingeleitete Penſionirung, gegen die er vergebens bis zu ſeinem Ende durch alle Inſtanzen hindurch remonſtrirt hat, von ſeinem Poſten, um — Platz zu machen für einen Leibjäger des Prinzen von Düſſeldorf.

Mein Vater hat mir von ſeinem früheren Republikanismus, den ich erſt aus ſeinem Nachlaß kennen gelernt, nie geſprochen. Ich habe ihn ſtets für einen Royaliſten gehalten und nur ein einziges Mal erinnere ich mich bei Tiſch aus ſeinem Munde die Aeußerung gehört zu haben, daß es ein ſchrecklicher Zuſtand ſei, wenn das Schickſal eines ganzen Volks in der Hand eines einzigen Menſchen liege. Er war weltklug, für mich zu weltklug geworden und er hat nie politiſch auf mich eingewirkt durch etwas Anderes, als durch die ſchändliche Behandlung, die er unter dem preußiſchen Regiment erfahren und die mich wie jeden Naheſtehenden im Innerſten empören mußte.

Aber trotz aller Theilnahme und Achtung habe ich meinen Vater nie lieben können. Bei mancher Uebereinſtimmung hatte ich eine, von meiner Mutter geerbte, ihm fremde Natur, die er nicht verſtand oder nicht zu behandeln wußte. Doch davon ſpäter.

Nach dem Tode meiner Mutter blieb ich bei deren Eltern auf dem Lande, in dem Dorfe Nievenheim, wo die Schweſter der Verſtorbenen meine Pflege übernahm. Sie war eine herzlich gut geſinnte Tante, deren Erziehungs-Methode aber ganz eigenthümliche Mittel anwandte. Einſt hieb ſie mich mit einem Stock zehn Minuten lang, weil ich kein Zeichen des Schmerzes von mir gab. Sie hieb bis ſie nicht mehr konnte, aber ihren Zweck, mich zum Schreien zu bringen, erreichte ſie nie. Neben dem Stock war ihr gewöhnliches Erziehungsmittel die Furcht vor Geſpenſtern und Unge-

heuern, ein infames Mittel, das überhaupt bei Katholiken im Schwunge iſt und das bei einem phantaſievollen Kinde ſeine Wirkung nicht verfehlen konnte. Man füllte meine Vorſtellung ſo mit Schreck- und Monſter-Geſtalten an, daß ich in jeder dunkeln Stube Todesangſt ausſtand und um keinen Preis Abends vor die Thüre gegangen wäre aus Furcht, einem Geſpenſt oder dem „Zubbelsthier“ zu begegnen. So hieß das Hauptunthier, mit deſſen Hilfe man mich zu bändigen ſuchte. Ich erinnere mich, daß ich einſt am Abend des „St. Nikolaus“ (auf Nievenheimiſch: „Zinter Klohs“), den ein ſchrecklich vermummter Pferdeknecht mit raſſelnden Ketten und ſonſtigen Zuthaten vorzuſtellen pflegte, mit meiner jüngern Schweſter beordert wurde, in der Stube zu knieen und zu beten, in Erwartung des angekündigten Heiligen. Wir ſaßen dicht neben dem Ofen, der unterdeſſen ganz glühend wurde, ſo daß uns die Wangen faſt zu braten begannen. Aber wir wagten weder uns einen Zoll breit zu entfernen, noch einen Laut von uns zu geben, bis der hohe Ankömmling uns zitternde Kreaturen examinirt und uns erlaubt hatte, die mitgebrachten Geſchenke in Empfang zu nehmen.

Das Dorf Nievenheim war, wie die meiſten rheiniſchen Dörfer, dick katholiſch und ein grenzenloſer Aberglaube war dort auch unter Erwachſenen eine herrſchende Macht. Ich erinnere mich, daß vor beſagtem „Zinter-Klohs“ ein Knecht, dem derſelbe ſich drohend näherte, gleich einem Pfeil über einen großen Tiſch fuhr und ſich zitternd in einer Ecke verkroch. Auch wurden in den Schoppen und Ställen des Bauernguts meiner Großeltern bei jeder Gelegenheit Geſpenſter und ſonſtige Erſcheinungen geſehen. Mein Großvater, darüber ärgerlich, veranſtaltete eines Abends einen

förmlichen Feldzug gegen eine weiße Erſcheinung, die man über den Hof hinüber im Wagenſchoppen geſehen hatte. Er bewaffnete ſeine muthigſten Knechte mit Miſtgabeln und Dreſchflegeln und als die Expedition ſich dem geſpenſtiſchen Feinde näherte, fand man einen großen weißen Truthahn, der ſich auf einem Ernte-Wagen ſeinen Schlafplatz ausgeſucht hatte.

Daß ſolche Umgebungen und Einwirkungen geeignet geweſen ſeien, mich zu einem Mann der Aufklärung vorzubilden, wird Niemand behaupten wollen. Aber bei dieſer Erziehung blieb es nicht. Weiter herangewachſen, kam ich in die Schule und wurde auch in die Geheimniſſe der Religion eingeweiht. Als vornehmſter Knabe des Orts wurde ich ſogar zu dem Ehrenamt auserkoren, an hohen Feſttagen beim Herrn Pfarrer die Meſſe zu bedienen und bei Prozeſſionen das Kreuz voranzutragen. Bei einer ſolchen Gelegenheit blieb ich einſt beim Ausmarſch aus der Kirche mit meinem Kreuz an einem der aufgehängten großen Leuchter hangen und riß ein halbes Dutzend jener armdicken Wachskerzen herunter, welche der Katholiken einziges Erleuchtungsmittel bilden. Es iſt mir noch ganz genau der tiefe Reſpekt erinnerlich, den ich vor dem dicken Dorfpfaffen hatte (obſchon ich ihm gelegentlich die Aepfel ſtahl), die andächtige Verehrung, womit ich die Jungfrau Maria betrachtete (den Gekreuzigten habe ich ſelbſt damals nicht ausſtehen können), das ſchauerliche Gefühl, womit ich den Ton der Abendglocke aus den ſchwarzen Schallöchern des ſtumpfen Kirchthurms herauskommen hörte, und die beklemmende Angſt, womit ich die Rappel- und Klapper-Geſchichten vernahm, die ſich bei Nacht in dem Beinhaus neben der Kirche zutragen ſollten.

Doch der fromme Aberglaube, womit man meinen Kopf

vollstopfte, hätte mich eines Tags beinah zu einer That verleitet, die durch mein ganzes Leben einen blutigen Strich zu ziehen drohte. Von dem Unsinn, den mir der Pfaffe, der Schulmeister und meine häusliche Umgebung einschwatzte, beschäftigte nichts meine Phantasie so sehr, wie die Lehre vom künftigen Leben, von dem engelgefüllten Himmel, von der ewigen Seeligkeit u. s. w. Eines Tages unterhielt ich mich über diese wichtigen Dinge mit meiner Schwester. Wir wollten wissen, wie es im Himmel denn eigentlich aussehe, und kamen ganz kaltblütig überein, daß ich ihr den Hals abschneiden solle, damit sie eine Reise in den Himmel mache und mir Bericht über die dortigen Angelegenheiten abstatte. Wir machten vor der Hausthüre eine Grube, in die sich meine Schwester reisefertig hineinlegte. Darauf ging ich voll himmlischen Eifers in die Küche, um das große Brotmesser zu holen. Meine Großmutter, die mir zufällig begegnete, nahm es mir aus der Hand und fragte, was ich damit wolle. Antwort: „Gretchen den Hals abschneiden."

Hätte ich in aller Unschuld diese fromme That verübt, so würde man gesagt haben: der Mensch ist ein geborenes Scheusal und hat — keine Religion! Die Gefahr, welcher ich damals nur durch einen Zufall entging, kommt mir stets in's Gedächtniß zurück, wenn ich mich empört fühle über jene verruchte Lehre des Verstandes- und Menschen-Mordes, die man Religion nennt. Mir erscheinen Diejenigen geradezu als galgenwürdig, welche mit dem Wahn dieser Lehre die Köpfe der Menschen, sogar unschuldiger Kinder erfüllen.

Eine bessere That beging ich in der Schule. Als siebenjähriger Knabe sollte ich vom Schulmeister geprügelt werden und zwar nach meiner Ueberzeugung ungerechter Weise. Nachdem er mich aus der Bank hervorgezogen, ergriff ich ihn,

warf ihn auf eine andre Bank und deckte ihn tüchtig mit Püffen zu. Dieß sicherte mich vor fernerer Strafe: die schülerische Revolution wurde fortan respektirt von der schulmeisterlichen Autorität.

Was mir aus jener Zeit am Lebhaftesten vor der Erinnerung schwebt, ist das rege Spiel meines Phantasielebens, das sich mit jedem Jahr mächtiger entfaltete und auch bis in das reifere Mannesalter hinein wenig nachgelassen hat. Als junger Mann habe ich mitunter, obschon meine kräftige Natur eines gesunden Schlafs bedurfte, ohne alle besondre Veranlassung ganze Nächte lang kein Auge geschlossen, bloß wach erhalten durch den Flug meiner Phantasie, die mich durch alle Regionen umherführte und mit allen erdenklichen Vorstellungen, Bildern und Planen unterhielt. (Sie hat mich sogar einmal zwei Jahre lang mit einer halb wahnsinnigen Leidenschaft für ein Weib erfüllt, das ich nie gesehen und mit dem ich nur in brieflichem Verkehr gestanden habe.) In meiner Kindheit war diese Phantasie so sehr Meisterinn meiner Sinne, daß ich einst einen halben Tag lang schweißtriefend einen Schwarm Feldtauben verfolgt habe in der festen Ueberzeugung, dieselben seien Papageien und sonstige bunte Vögel aus dem fremden Lande, von dem ich hatte erzählen hören. Ich kannte Feldtauben so gut wie Spatzen: dennoch sah ich auf hundert, auf fünfzig, auf zwanzig Schritte ganz deutlich, daß sie Papageien waren, mit Gold- und Silber-Federn, roth und blau, gelb und grün gezeichnet, und ich schlich mich stets mit der geduldigsten Ausdauer an den Schwarm hinan, in dem Glauben, ich müsse die schönen Vögel mit der Hand fangen können, weil sie in diesem Lande fremd seien. (In späteren Jahren ist mir ein Paar Mal das Gegentheil passirt, daß ich nämlich bunte Papageien für

Tauben angesehen habe, ebenfalls durch Phantasietäuschung, und es wäre mir beinah übel bekommen.)

Leider war die flache, prosaische Gegend, in der ich meine erste Jugend zuzubringen hatte, wenig geeignet, der Phantasie viel schöne Eindrücke zu hinterlassen, und so bereicherte und vergrößerte sie das Vorhandene durch eigene Zuthat. Als ich einst an den Rhein geführt wurde, der eine Stunde von meinem Wohnort entfernt war, sah ich ihn für das Weltmeer an und konnte dessen Unendlichkeit gar nicht ausdenken. Ein, etwa dreißig Fuß hoher, mit Haidekraut bewachsener Sandhügel vor dem Dorf, an dessen Fuß der Schindanger lag, erschien mir als ein Berg mit schauerlichen Geheimnissen. Ein nah gelegenes, von einem Bach durchflossenes, mit Binsen, Schilf und Strauchwerk durchwachsenes Torf- und Moor-Bruch, worin Karpfen und Schleien mit der Hand gefangen wurden, beschäftigte mich wie ein endloses poetisches Labyrinth Tage lang, so oft ich es besucht hatte, und ein benachbarter Busch, in dem ich mit dem Sohn des Försters Vogelnester suchte und Schlüsselblumen pflückte, war mir eine romantische Wildniß mit unerschöpflichen Reizen. Mit dem schlechtesten Gedächtniß der Welt begabt, erinnere ich mich noch jetzt, nach 46 Jahren, genau der erhabenen Worte, in welche der poetische Försterssohn einst ausbrach, als ich mit ihm in den schattigen Wald eintrat. Er sprach:

„Wir wollen in der Hochwald geh'n
Und sehen dort der Bäume nach" —

und daher schritten die beiden Poeten in die Schatten des Waldes und sahen begeistert der Vogelnester nach.

Die Phantasie ist die mächtigste Gehülfinn der Leidenschaft für das andre Geschlecht,*) die mich schon als Knaben von

*) Die Frau, von der später die Rede ist (S. in meinen Gedichten: „Einer Todten."), sagte sehr bezeichnend: „Die Phantasie ist die offene Thüre des Herzens."

acht Jahren in Anſpruch nahm und als wahrhaft begeiſterte Verehrung auftrat. Ich hatte damals zwei Geliebten. Die eine war Chriſtine, das Stubenmädchen meiner Großmutter, eine gutmüthige Bauerstochter mit friſchrothen Wangen, die in der Nähe des Moor-Bruchs zu Hauſe war und mich mitunter Sonntags zu ihren Eltern mitnahm. Auf einem ſolchen Spaziergang rief ich einſtens im leidenſchaftlichen Drang der Begeiſterung aus: „Ich wollte, daß jetzt 100,000 Türken kämen, um dir was zu thun, ich wollte ſie alle verjagen.“ Parbleu! „Dat Sting“ (Nievenheimſche Wendung für: die Chriſtine) mit ihren rothen Wangen, blauen Augen und freundlichen Zügen war mir das Ideal weiblicher Schönheit. Meine zweite und zwar noch höher geſtellte Geliebte war Thereschen, die Tochter einer armen Wittwe, ein blaſſes, zart gebautes Mädchen von ſechszehn Jahren. Ich ſprach ſelten mit ihr, ſtrich mich aber immer in ihre Nähe um ſie bewundernd anzublicken oder anzuphantaſiren und brachte ihr Oſtereier und ſonſtige Geſchenke.

Als ich ein erziehungsfähigeres Alter erreichte — etwa 9 Jahre —, wurde ich von Nievenheim zu meinem Oheim, dem ſchon erwähnten Domherrn geſchickt, der damals Paſtor in Wittlar, einem Dorf am Rhein etwa drei Stunden unterhalb Düſſeldorfs, war. Dieſer Paſtor hatte mich zum Geiſtlichen beſtimmt und er richtete für dieſe Zukunft meine Erziehung ein. Er hat aber niemals einen tieferen Eindruck auf mich gemacht, als mit einem Glockenſeil, womit ich mitunter eine chriſtliche Mahnung erhielt, und mit einer Bohnenſtange, womit der lange Mann mich einſt von einem Aprikoſenbaum herunterkitzelte. Trotz meiner abergläubigen Nievenheimer Vorbildung wirkte die unmittelbare geiſtliche Berührung ſofort abſtoßend auf meine Natur und ich habe

mit meinem Oheim nie auf gutem Fuß geſtanden. Ich verlangte, was ich vertrat, nämlich natürliche Menſchlichkeit, und bei der gemeſſenen Würde meines Oheims, die grade das Gegentheil davon war, wurde mir unheimlich. Auch glaube ich, daß ich ſchon damals ein Mißtrauen in die geiſtliche Glaubwürdigkeit auffaßte. In meiner Schlafſtube beunruhigte mich Abends das Raſcheln und Nagen von Mäuſen, die in meiner vielgeängſtigten Phantaſie allerlei geſpenſtiſche Vorſtellungen erregten. Ich flüchtete aus dem Bette und klagte meinem Oheim meine Noth. Er erwiederte: „du biſt nicht fromm genug und haſt wahrſcheinlich nicht gebetet. Bete und du wirſt ruhig ſein.“ Ich kniete darauf vor meinem Bette hin, faltete die Hände und betete inbrünſtig zur Stubendecke hinauf. Dann legte ich mich beruhigt nieder. Aber in wenig Minuten waren die Mäuſe wieder an der Arbeit. Ich betete abermals und betete jeden Abend auf den Knieen um Erlöſung von den ſchrecklichen Mäuſen. Aber die Beſtien hatten keinen Reſpekt vor der Religion und ich glaube, ſie ſteckten mich einiger Maßen an. Nach und nach ſchlief ich ruhig ohne Beten und trotz den Mäuſen.

Auch in Wittlar hatte ich eine Geliebte, ohne die früheren zu vergeſſen. Da ich aber ihren Namen nicht mehr weiß, ſchließe ich daraus, daß ſie keinen Platz in der Weltgeſchichte verdient, und da ich nicht lang bei meinem Oheim blieb, entwickelte ſich kein „ernſtes Verhältniß“ mit ihr. Mein Oheim mußte wol erkannt haben, daß aus mir kein Diener des Herrn zu machen ſei; auch zog um jene Zeit mein Vater nach Kleve, wo er ſeine vier Kinder wieder um ſich zu vereinigen wünſchte, und ſo kam auch ich wieder zu ihm.

Obſchon mein Oheim ein Geiſtlicher war, bin ich ihm doch einen Tribut der Achtung ſchuldig. Ich habe nie einen

Geiſtlichen höher geachtet, als ihn, denn er war ein Mann von muſterhaften Sitten und einer raſtloſen Thätigkeit für das Wohl ſeiner Mitmenſchen. Er hatte kein andres Bedürfniß, als dieſe Thätigkeit, die er namentlich zum Wohlthun für Bedürftige und zur Hebung des Schulweſens entwickelte. Dieß wurde auch von der Regierung anerkannt, die den Beſcheidenen unter den größten Lobſprüchen wider ſeinen Willen aus ſeiner ländlichen Stille in einen bedeutenderen Wirkungskreis nach Düſſeldorf verſetzte, wo er ein Dutzend Aemter bekleidete und Tag und Nacht thätig war. Um ſo ſchändlicher war es, daß jene Regierung den verdienten Mann auf die gemeinſte Weiſe um das ihm zugeſicherte Gehalt gradezu betrog, ſo daß er, der hochgeſtellte, überall hochangeſehene und mit einem hohen Orden ausgezeichnete Prälat trotz ſeiner frugalen Lebensweiſe kaum die Koſten für ſein Begräbniß hinterließ, nachdem er ſein kleines Vermögen hatte zuſetzen müſſen, um ſein Amt repräſentiren zu können. Es gibt tyranniſchere Regierungen, als die preußiſche, aber keine, welche mit ihrer Tyrannei ſo viel niedrige Kleinlichkeit und Gemeinheit verbindet.

In Kleve begann ein neues Leben für mich. Ich kam zum erſten Mal in eine Stadt und eine größere Geſellſchaft. Auch hat Kleve eine ſehr hübſche Umgebung, in welcher mein Sinn für Naturpoeſie reiche Nahrung fand. Dieß war um ſo mehr der Fall, da mein Vater ein Domainengut, die ſo genannte Waſſerburg, bezog, welche eine halbe Stunde von Kleve gelegen und mit Fiſchweihern und Gebüſch umgeben war. Dort bildeten Fiſchen und Streifereien durch die Umgegend faſt ausſchließlich meine Unterhaltung. Dort habe ich halbe Tage lang an und auf dem Waſſer zugebracht und häufig ganze Stunden mit der zäheſten Ausdauer auf einem

und demſelben Fleck geſeſſen, um angelnd die Geduld der Fiſche zu ermüden. Das Fiſchen hatte einen beſondren Reiz für mich durch das Geheimniß, welches die Operationen der Bewohner der Tiefe umgab, mit denen ich durch meine Angelſchnur in Verbindung trat. Ich ſchuf eine Art perſönlichen Verhältniſſes zwiſchen mir und ihnen und wenn ich an einem mir günſtig ſcheinenden Platz die Angel auswarf, aber kein Hecht anbeißen wollte, ſo legte ich ihm die Abſicht bei, mich zu äffen, und nahm mir dann vor, den Ort nicht zu verlaſſen, bis ich den Widerſpännſtigen dennoch erwiſchte. In der Regel gelang mir das auch und mitunter zog ich Exemplare von 10 — 20 Pfund aus dem Waſſer hervor. Aehnliche Ausdauer entwickelte ich auch bei andren Liebhabereien. Ich erinnere mich, daß ich einſt einem Eichhörnchen auf die höchſten Bäume ſo lang nachgeklettert bin, bis er vor Angſt und Müdigkeit ſich in ein Neſt verkroch, woraus ich es herausholte, obſchon es mir die ganze Hand zerbiß, und lebendig nach Hauſe brachte.

Unterricht erhielt ich damals auf dem Klever Gymnaſium (deſſen Schüler auch Moleſchott geweſen iſt). Ich beſuchte es mit meinem ältern Bruder, indem wir bei jedem Wetter und in jeder Jahreszeit zwei Mal täglich nach der Stadt und wieder nach Hauſe marſchirten.

War meine Erziehung bisher eine verkehrte bei Verwandten geweſen, ſo wurde ſie noch verkehrter unter der Aufſicht meines Vaters. Der Liebling deſſelben war mein Bruder, vier Jahre älter als ich, der ihm zu ſchmeicheln wußte und durch ein geſchmeidigeres, weniger unbändiges Weſen Das zu werden verſprach, was mein Vater von ſeinen Söhnen außer Rechtſchaffenheit vor Allem verlangte, nämlich ein Klugheitsmenſch, der „durch die Welt" zu kommen verſteht.

Von meinen Anlagen hatte er eine hohe Meinung, aber um so mehr ärgerte es ihn, daß ich nicht auf den Alltags-Leisten paßte, den er von vorn herein für mich bereit hatte. Für meine eigentliche Natur, mein Phantasie- und Gemüths-Leben, meinen poetischen Sinn u. s. w. hatte er gar kein Verständniß und auf die Anlage meines Charakters, der sich nichts abzwingen ließ, nahm er nicht die mindeste Rücksicht. So wurde denn jede meiner angebornen Eigenthümlichkeiten, die bei Andern Interesse erregte, in seinen Augen zu einem angenommenen Fehler und da man mir fortwährend widerstrebende Zumuthungen machte, wurde stets außer Moral-Predigten der Zwang als Mittel der Folgsamkeit angewandt, ohne etwas Andres zu erzeugen als Trotz. Und so bildete sich nach und nach ein Verhältniß, aus dem nur eine von zwei Folgen entstehen konnte: entweder mußte der Trotz und damit der Charakter des Sohnes gebrochen werden, oder dieser Trotz mußte die väterliche Autorität entwaffnen. Und das Letzte geschah. Alle Predigten, alle Strafen, alle Prügel, wodurch mein Vater meine Natur nach seiner Schablone umwandeln wollte, bewirkten nur, daß ich immer entschiedener gegen ihn rebellirte und endlich seiner Autorität zu einer Zeit vollständig entwuchs, wo er mir bei andrer Behandlung als leitender Freund zur Seite hätte stehen können und als solcher willig wäre anerkannt worden. Wo mir aber mein Vater Vertrauen bewies oder ich ihn eine gute Lehre aussprechen hörte, die nicht in bevormundender und feindlicher Gestalt auftrat, konnte er eines guten Eindrucks stets gewiß sein. Einst hörte ich ihn bei einer passenden Gelegenheit ausrufen: „ein schlechter Kerl, der sein Wort nicht hält!“ Diesen Ausruf, der den tiefsten Eindruck auf mich machte, habe ich nie vergessen und es hat sich in meinem ganzen Leben Niemand vergebens auf mein Wort verlassen.

Zu dem Verhältniß zwiſchen mir und meinem Vater trug nicht wenig ſeine offene Parteilichkeit für meinen Bruder bei, der in moraliſcher wie in geiſtiger Beziehung weit unter mir ſtand. Aber als Liebling meines Vaters erlaubte er nicht bloß ſich ſelbſt ſtraflos Alles, was bei mir verpönt war, ſondern er maßte ſich ſogar einen Antheil der väterlichen Autorität an und ſo oft ich von Jenem Prügel erhalten, prügelte mich mein Bruder im Geheimen doppelt, weil ich meinen Vater geärgert habe. Prügel, wenigſtens angedrohte oder verſuchte Prügel, waren für mich als Strafe die Regel. Gab es aber ein Vergehen zu beſtrafen, woran mein Bruder betheiligt war, ſo wurde ein gelinderes Mittel, z. B. Einſperrung, gewählt, die mir indeß nicht minder verhaßt war. Einſt hatte mein Vater uns beide auf unſrer Schlafſtube eingeſperrt, die unter dem Dach des hohen Hauſes gelegen war. Der Gefangenſchaft überdrüſſig, fand ich ein Mittel die Thüre zu öffnen, die ich von Innen durch meinen Bruder wieder zuſchließen ließ. Dann ſchlich ich mich die Treppe hinab in den, unter den Fenſtern der Wohnſtube gelegenen Blumengarten, bohrte meine Beine bis an die Kniee in den lockern Grund, ließ mich zu Boden fallen und rief um Hilfe. Meine Schweſtern öffneten erſchreckt die Fenſter und ſchrieen: „Herr Jeſus, der iſt oben hoch aus dem Fenſter geſprungen“. Als man mich aufhob, rief ich: „öffnet geſchwind dem Joſeph die Thüre, ſonſt ſpringt der auch herunter!“ Mein Vater hatte nichts Eiligeres zu thun, als ſeinen geliebten Joſeph zu retten, und ſo wurden wir beide frei.

Die Tyrannei dieſes Bruders hatte ich ſo lang zu tragen, bis ich dem Knabenalter zu entwachſen begann, wo ich plötzlich in einem einzigen Jahre einen ganzen Kopf in die Höhe

ſchoß und bei einem Renkontre meinen vier Jahre älteren Peiniger zu ſeiner größten Beſtürzung zu Boden warf und ihm den Meiſter zeigte. Aber trotz den erlittenen Mißhandlungen — er hieb mir einſt mit einer Axt ein Loch in die Backe und prügelte mich mit Dornſtöcken, daß mir das Blut durch die Hoſe rann — habe ich ihm keinen Groll nachgetragen. Als er einige Jahre ſpäter in Düſſeldorf erkrankte, reiſ'te ich zu ihm und ſaß während meiner ganzen Ferienzeit, vier Wochen lang, an ſeinem Bette bis er ſtarb. Als er ein Verlangen nach Aprikoſen äußerte, die damals nicht mehr zu haben waren, machte ich einen Marſch von acht Stunden, um ihm bei Verwandten auf dem Lande, die einen ſchönen Obſtgarten hatten, ein Paar Aprikoſen zu holen. Dieſe Züge geben Winke genug, wie man mich hätte behandeln ſollen. Aber mir begegnete nur rückſichtloſe Voreingenommenheit, moraliſirende Schulmeiſterei und ſchlecht angebrachte Strenge, welcher überdieß die nöthige Kraft fehlte. Die Folge war, daß ich zuletzt alle fremde Einwirkung von mir abwies, daß ich endlich auch wohlgemeinten Verſuchen zur Verſtändigung unzugänglich wurde, daß ich Denen, von denen ich abhing, nur Trotz entgegenkehrte und daß Alles, was an mir Erziehung heißen kann, bloß von mir ſelbſt ausgegangen iſt.

Ganz das nämliche Verhältniß, das ſich meinem Vater gegenüber ausbildete, trat zwiſchen mir und meinen Lehrern ein. Das Geſetz der preußiſchen Unterrichtsanſtalten iſt dem uniformirenden Gamaſchendienſt entlehnt, es iſt das bloße Kommando, der bloße Zwang, der nicht an das Ehrgefühl, ſondern an die Furcht appellirt und nur darauf ausgeht, Individualitäten zu erdrücken ſtatt ſie zu entwickeln. Obſchon ein ſchüchterner Knabe vom Lande, hatte ich das kleviſche Gymnaſium noch nicht ein Jahr lang beſucht, als

ich mit diesem preußischen Gamaschendienst schon auf dem entschiedensten Kriegsfuß lebte. Jede jugendliche Rohheit wurde als ein gefährliches Verbrechen, jeder unschuldige lustige Streich — und ich war dazu stets aufgelegt — als eine unerhörte Schlechtigkeit behandelt. Rücksichtlose Züchtigungssucht von der einen rief auf der andren Seite sehr bald die Empörung des beleidigten Selbstgefühls hervor und so war das Mißverhältniß zwischen Lehrer und Schüler entschieden. Es verging in Kleve keine Woche, in der ich nicht wegen irgend eines unschuldigen Schelmenstreichs oder einer übermüthigen Auslassung jugendlicher Kraft mit Karzer und anderen Strafen belegt wurde. Einst hatte ich einen achttägigen Prozeß zu bestehen wegen eines Pasquills in Knittelversen, das ich auf einen dicken Mitschüler gemacht hatte und das wie ein wahres Kriminalverbrechen behandelt wurde, obschon es durchaus nichts Unziemliches enthielt. Die Folge solcher Erziehungsmethode war immer, daß ich mich wegen der erlittenen Strafe durch neue Streiche, und zwar gegen die Lehrer gerichtet, zu rächen hatte und so setzte sich der Krieg beständig fort. In der Regel wußte ich es sogar so einzurichten, daß ich meinen Zuchtmeistern in der Gefangenschaft (der ich mich nie in meinem Leben ruhig fügen konnte) noch mehr Noth machte, als in der Freiheit. Eines Tags z. B. hatten sie mich, um meiner ganz sicher zu sein, sogar in einen Keller eingesperrt. Derselbe war unter der Klasse, zu der ich gehörte. Als der Unterricht begonnen hatte, schnitt ich mit meinem Federmesser Löcher durch die Ritzen des Fußbodens und begann mit einem zugespitzten Faßreifen meine Mitschüler in die Beine zu stechen. Die Gestochenen hielten, wie vorausgesehen, ihre Nachbarn für die Thäter, fuhren sie an und beschwerten sich beim Lehrer.

Die Angeklagten waren natürlich über die Beſchuldigung empört und es entſtand eine lärmende Kontroverſe. Während ein ſolcher Prozeß in der einen Bank verhandelt wurde, entſtand ein neuer in einer andren, wo ebenfalls geſtochen worden war, und ſo ein dritter und ein vierter, bis zuletzt die ganze Klaſſe in der größten Verwirrung war und der Lehrer nicht mehr aus und ein wußte. Endlich entdeckte man den wirklichen Thäter und man hatte keine andre Wahl, als ihn aus dem dunklen Keller herauszulaſſen, in welchem er die einzige Beſchäftigung ergriffen zu haben behauptete, wozu er Gelegenheit gefunden.

Dieſen Krieg gegen die offizielle preußiſche Schulzucht zu unterbrechen, ſchickte mein Vater mich nach Kempen (Heimath des bekannten Thomas a Kempis) in das dortige Kollegium, eine Privat-Anſtalt, deren Direktor ſein Freund und Studiengenoſſe war. Aber dort kam ich aus dem Regen in die Traufe. Ich war damals 13 Jahre alt. Was ich brauchte, war von der einen Seite theilnehmende Behandlung und von der andren freier Spielraum für meine, von Kraft und Uebermuth ſtrotzende Natur. In Kempen fand ich grade das Gegentheil. Das Kollegium war ein ehemaliges Kloſter, in welches über hundert Zöglinge eingeſperrt und deſſen Lehrer noch theilweiſe Pfaffen waren. Jeden Morgen in aller Frühe mußten wir in die Kirche, an Sonn- und Feier-Tagen zwei Mal, und den ganzen Tag waren wir in die Schulzimmer oder unſre Stuben eingeſperrt. Selten kamen wir in's Freie. Natürlich mußte in ſolchem Zwangsleben jede kräftige, friſche Natur ſich „auf Abwegen“ Luft zu machen ſuchen und ſo ſetzte es denn alle mögliche Schelmenſtreiche ab. Bald hatten wir an einem

hohen Feiertage die Klöppel der Glocken in der Kloſterkirche mit Stroh und Lumpen umwunden, ſo daß der Küſter vergebens an den Strängen zog um die Gläubigen zum „Gottesdienſt“ zu rufen; bald waren aus den Grabkellern die Gebeine der ehrwürdigen Mönche hervorgeholt und entweiht worden; bald ließ man einander an Stricken in den Kloſtergarten hinab, um Obſt zu ſtehlen; bald wurde eine Schmuggelei von dem Städtchen aus in's Werk geſetzt; bald wurde den Lehrern, bald den Schülern ein Schabernack geſpielt. Zum Mathematiker und Rechner von Natur durchaus verdorben, aber doch mit Gewalt dazu angehalten, rächte ich mich an dem Lehrer u. A. dadurch, daß ich eine Maſchinerie erfand, welche, durch die Füße meiner Mitverſchworenen in Bewegung geſetzt, während des Unterrichts einen fortwährenden betäubenden Lärm unter den Bänken machte, ſo daß der verzweifelte Lehrer zuletzt in helle Thränen ausbrach. Einen großen, ochſendummen Bauernlümmel von 25 Jahren — Ix hieß der Kerl —, der im Bewußtſein ſeines höheren Berufs vom Pflug deſertirt war, um ſich auf dem Kollegium für das theologiſche Studium vorzubereiten, ließ ich von meinen Kameraden feſthalten und ſchor ihm zur Einweihung einen ſchönen Vollmond auf den Kopf. Einem andren Tito, der ſchon 34 Jahre alt war, legte ich ein Pechpflaſter auf den Sitz, ſo daß er beim Nachhauſegehen einen Theil ſeiner zehn Jahre alten, einſt ſchwarz geweſenen Manchester-Hoſe zurückließ und einen Vollmond am Nadir davontrug, während bei ſeinem Kollegen Ix das Geſtirn am Zenith aufgegangen war. Der ärgerlichſte Streich aber wurde einem der Lehrer-Pfaffen geſpielt, der wegen ſeines mürriſchen, liebloſ-pedantiſchen Weſens bei allen Schülern verhaßt

war.*) Man erbrach seinen Weinkeller, leerte die Flaschen und füllte sie mit Jauche. Die Thäter waren völlig unbekannt. Aber kaum wurde die That entdeckt, so sperrte der Direktor ohne alle Untersuchung mich in den Karzer ein. Dieser Karzer, der früher zum Einsperren der Mönche gedient hatte, war geschlossen durch eine Eichenthüre von mindestens sechs Zoll Dicke, mit einem entsprechenden Schloß versehen, und hatte sonst keine Oeffnung als ein Fenster mit Eisengittern. Empört über das summarische Verfahren des Direktors suchte ich nach einem Mittel der Befreiung. Endlich fand ich in der Wand einen starken eisernen Bolzen, den es mir nach langer Bemühung gelang herauszuarbeiten. Mit dem Bolzen brach ich das massive Schloß entzwei und da grade Essenszeit war, ging ich direkt in das Speisezimmer und nahm meinen gewöhnlichen Platz in der Nähe des Direktors ein. Er gewahrte mich erst, als schon ein Paar Gerichte herumgereicht waren, und erstaunt und empört fuhr er mich an: „Wie kommst du aus dem Karzer?“ „Ich habe ihn erbrochen.“ „Das ist nicht möglich.“ „Sperren Sie mich nochmals ein und ich werde Ihnen beweisen, daß es möglich ist.“ „Wie kannst du dich unterstehen, eigenmächtig heraus zu kommen?“ „Sie haben mich eingesperrt auf bloßen Verdacht, ohne Untersuchung und Beweis. Das ist Ungerechtigkeit und ich lasse mir keine Ungerechtigkeit gefallen.“

Der Direktor ließ mich in Ruhe, schrieb aber sofort an meinen Vater, daß er einen solchen Rebellen nicht länger in

*) Einst trug uns der Mann die Naturgeschichte des heiligen Geistes vor, als plötzlich eine Schwalbe durch das offene Fenster in die Stube geflogen kam. „Da ist der heilige Geist, fangt ihn,“ rief ich aus. Diesen Scherz mußte ich als großes Verbrechen abbüßen.

seiner Anstalt dulden könne. Mein Vater bat ihn, einen weiteren Versuch zu machen. Der Direktor ging darauf ein und behandelte mich fortan mit Rücksicht und Aufmerksamkeit. Die Folge war, daß Niemand mehr über mich zu klagen hatte und ich mit einem sehr guten Zeugniß die Anstalt verließ, um wieder in das Gymnasium zu Kleve einzutreten.

Noch muß ich nachholen, daß ich mich in Kempen zuerst vom religiösen Glauben emanzipirte. Das Mittel dazu war die Beichte. Wir hatten dort alle Paar Wochen unsre Sünden zu beichten, auch wenn wir keine wußten. Sünden sind der Beichte wegen da, die Beichte braucht Sünden wie die Justiz Verbrechen und waren keine da, so mußten sie gemacht werden. Ich dachte über das Thema nach und nahm besonderen Anstoß daran, daß der allwissende Gott nöthig haben sollte, durch einen Pastor oder Kaplan sich Bericht über unser Thun und Treiben erstatten zu lassen; auch schloß ich, daß diese Herren, welche mit dem Allwissenden in so engem Verkehr stehen, etwas von seinen Eigenschaften müßten mitbekommen haben, um die Korrektheit der erhaltenen Berichte beurtheilen zu können. Entweder weiß Gott unsre Sünden schon und dann ist es damit genug; oder er weiß sie nicht und dann muß für ihn sein geistlicher Diener sie ermitteln. Läßt dieser Diener sich aber belügen, so fällt seine ganze Berechtigung zusammen und die Beichte ist nichts als ein Hokus-Pokus. In dieser Weise raisonnirend, beschloß ich meinen Beichtvater auf die Probe zu stellen. Ich log ihm als gethan oder als beabsichtigt die schwersten Sünden vor, die ich nur erdenken konnte, und er nahm Alles als baare Münze an, erstaunte über meine Verbrecher-Anlage und gab mir eine zentnerschweere Pönitenz von Rosenkranzbeterei u. s. w. auf. Von dem Moment an war ich trotz

aller religiöſen Erziehung vom Chriſtenthum kurirt und haßte jeden Pfaffen als Betrüger. Den Glauben an „Gott“ aber hielt ich feſt.

In Kleve hätte ſich bei meinem Wiedereintritt unterdeſſen der militairiſche und pedantiſche Schulmeiſtergeiſt nicht geändert und der alte Krieg brach wieder aus, wurde aber jetzt mit andren Waffen geführt. Meine vorgeſchrittene Ausbildung befähigte mich jetzt, mehr geiſtige Waffen zu gebrauchen, indem ich meine Lehrer in Verſen und ſogar in den Schulaufſätzen meiner Kritik unterwarf. Dieſe Reibereien endeten damit, daß ich nach einjährigem Beſuch der Prima das Gymnaſium verließ, ehe ich den vorgeſchriebenen Kurſus vollſtändig beendigt hatte, um die Univerſität zu beziehen. In meinem Abgangszeugniß heißt es, daß ich in den alten Sprachen und in der Geſchichte mich hervorgethan, aber in der Mathematik gradezu gar nichts geleiſtet habe; zugleich tadeln die Lehrer meinen „Styl“, genau wie ſpäter die Steuerbehörden. Sie ſagen: „Sein deutſcher Styl trägt die Spuren einer gewiſſen Sucht originell zu erſcheinen, welche ſich auch in ſeinem ganzen Weſen ausſpricht. Sein Betragen gegen Lehrer und Schüler iſt oft höchſt mißfällig geweſen, was eben dieſem Umſtande zugeſchrieben werden muß; nichtsdeſtoweniger iſt die ſittliche Grundlage ſeines Charakters lobenswerth“. Ich kann dem damaligen Gymnaſiaſten bezeugen, daß er der natürlichſte Menſch der Welt war, der ſprach wie ihm der Schnabel und drein hieb wie ihm die Fauſt gewachſen war. Aber wenn dieſe Schulmeiſter eine Natur vor ſich haben, die nicht in ihre Form paßt, ſo entſpricht das Nichtpaſſen einer „Sucht“, ſogar der Sucht originell zu erſcheinen, und dieſe Sucht muß kurirt werden. So kuriren ſie an der Natur herum, in der Meinung eine

Krankheit zu kuriren, und die Folge muß ſein, daß entweder der Geſunde krank kurirt wird, oder daß er dem Arzt den Rücken kehrt und das that auch ich.

Von Jugend ab iſt mir nichts mehr verhaßt geweſen, als etwas zu thun aus dem Grunde weil Andre es thaten, oder etwas mitzumachen aus dem Grunde weil es Mode war, oder etwas anzuerkennen aus dem Grunde weil es beſtand. Mein natürliches Gefühl widerſtrebte Allem, was mich in Anſpruch nehmen ſollte ohne meine eigne Initiative, Neigung und Ueberzeugung. Stehende Redensarten, hergebrachte Formen, konventionelle Rückſichten, ſtereotype Geſelligkeits-Produktionen, kurz der ganze Kram von überlieferten Feſſeln und angelernten Liebhabereien und ſtylgewordenen Geiſtloſigkeiten, der uns von Außen aufgenöthigt wird, hat mich ſtets in Oppoſition zu meiner Umgebung gebracht, die darin eine geſuchte Feindſeeligkeit, oder, wo ſich dieſe angeborne Verſchiedenartigkeit im Styl ausſprach, eine Sucht fand, originell zu erſcheinen. Ueberdieß ſagte ich meine Meinung ſtets offen heraus und war immer eher geneigt, eine freundliche, als eine unfreundliche Geſinnung zu verbergen. Das war das „mißfällige Betragen gegen Lehrer und Schüler".

Ein einziger meiner Lehrer hat den Verſuch gemacht, mich als Individuum, als einen Menſchen mit eigenthümlichen Eigenſchaften, nicht als willen- und charakterloſe Lern-Maſchine zu behandeln. Es war der Direktor Nagel. Er unterrichtete bloß in der Prima und ich war daher nur kurze Zeit unter ſeiner unmittelbaren Aufſicht. Allein er hatte ein aufmerkſames Auge auf mich und nahm ſich die Mühe, mich kennen zu lernen. Da er bemerkt hatte, daß ich mit den andern Schülern zwar Späße genug aufführte und noch

öfter mit ihnen Streit hatte, aber mich nur an Wenige näher anſchloß, fragte er mich eines Tages, mit wem ich umgehe. „Mit mir ſelbſt“, war die Antwort. Ueberdieß war es ihm aufgefallen, daß der unbändige Raufbold, den er täglich auf dem Spielplatz des Gymnaſiums umhertoben ſah, ihm auf abgelegenen Promenaden oft als einſamer Träumer mit einem Buch in der Hand begegnete. So kam er einſt dazu, mich zu einem Spaziergang einzuladen, und forſchte auf eine theilnehmende Weiſe nach meinen Neigungen, meinem Geſchmack, meiner Lektüre, erſuchte mich um Mittheilung einzelner Gedichte u. ſ. w., die ich gemacht hatte, ſprach ſich ermunternd über meine Fähigkeiten aus und ertheilte mir als Freund Rathſchläge über meine Studien und Beſchäftigungen. Von jenem Tage ab hatte es der Direktor Nagel in ſeiner Gewalt, mich mit einem einzigen Wort zu jeder Anſtrengung und jeder Selbſtverleugnung zu bringen. Aber er ſtarb bald nachher und ich hatte es jetzt wieder bloß mit Denen zu thun, denen mein „Styl“ ſo wenig zuſagte wie mir ihre Schulmeiſterei.

Im Herbſt 1827 ging ich nach Bonn um Medizin zu ſtudiren. Kaum war ich dort angelangt, ſo hatte ich ſchon wieder Kämpfe mit meinem Vater zu beſtehen. Er war trotz aller Achtungswürdigkeit und allen ſchönen Grundſätzen in einzelnen Dingen ein ſchwacher Mann und zu ſeinen Schwächen gehörte eine unerträgliche moraliſirende Aengſtlichkeit, die mich bevormundend auf jedem Schritt begleiten wollte aus Furcht, ich werde Exzeſſe begehen. Während er meinem Bruder ohne Weiteres Alles geſtattete, wozu er Luſt hatte, Jagen, Reiten, Fahren u. ſ. w., ſuchte er mich in Allem zu beengen und aufzuhalten, ſo daß ich bei jeder Bewegung erſt Schranken zu durchbrechen hatte. Wollte ich auf

die Jagd gehen, ſo ſollte ich in Gefahr ſein, Jemanden todtzuſchießen, wollte ich ausreiten, ſo wurde behauptet, ich werde den Hals brechen, und verlangte ich Geld, ſo wurde ich auf das Knickerigſte abgefertigt, weil ich mich ſonſt zum Verſchwender ausbilden werde. Mein Vater war früher ein luſtiger Student und kein Koſtverächter am Tiſch des Lebens geweſen. Vielleicht zog er aus der Erinnerung an ſeine Jugend den Schluß, daß ich im Verhältniß meiner kräftigeren Anlage eine ſtärkere Neigung zu Exzeſſen haben müſſe, und um denen zuvorzukommen wollte er meine Natur durch fortwährende moraliſche Behandlung dahin bringen ſich ſelbſt zu vergeſſen. Er that mir dabei großes Unrecht, denn trotz meinem leidenſchaftlichen Temperament und meiner Neigung zum Extravagiren habe ich in meiner Jugend einen Stolz darin geſucht, ſtets Herr meiner ſelbſt zu ſein und mir dieß, wo ich es aus ſittlichen Rückſichten der Mühe für werth hielt, durch Enthaltſamkeitsproben zu beweiſen, deren ſich kein Tugendheld in einem Roman hätte zu ſchämen gehabt. Mein Vater war ein wohlhabender Mann, bezog dabei ein ſchönes Gehalt und überdieß hatte er für mich einige tauſend Thaler zu verwalten, die ich von meiner Mutter geerbt. Ueber dieß Geld wollte er mir aber niemals Auskunft geben, auch als ich ſchon mündig war, bloß aus Furcht, ich werde es reklamiren und dann verthun. Selbſt als ich ſpäter, gegen ſeinen Willen, Verſorger einer mittelloſen Familie geworden war (während er den Plan hatte, mich mit einem reichen Mädchen zu verheirathen), weigerte er ſich, ohne richterlichen Zwang mein mütterliches Erbe herauszugeben. Alles das entſprang aus guten Abſichten, aber es konnte nicht zu guten Reſultaten führen. Trotz den Mitteln, die ihm zur Verfügung ſtanden, wollte er mich in Bonn auf eine jährliche

Ausgabe von 200 Thalern beſchränken, während allein die Kollegien die ich zu hören und die Bücher die ich anzuſchaffen hatte die Hälfte dieſer Summe in Anſpruch nahmen. Ich ſchrieb ihm ſchon in den erſten Wochen, daß ich die Univerſität verlaſſen werde, wenn er mein Büdget nicht erhöhe, und in dieſer Weiſe hatte ich jede kleine Zulage zu erkämpfen, wozu er ſich nach und nach nöthigen ließ. In einem meiner Briefe, die ich in ſeinem Nachlaß finde, wird meine Einrichtung alſo beſchrieben: „Mein Zimmer iſt ungefähr noch einmal ſo lang und noch einmal ſo breit wie ich lang bin. Auf dieſem Raum ſtehen ein Bette, ein Schrank mit Schreibpult und Bücherbrettern, ein Nachttiſchchen, ein Ofen, drei Stühle, ein Tiſch, ein Kanapee und mein großer Koffer und zwiſchen dieſe Scharteken bin ich eingepackt. Das iſt auch meine Geſellſchaft, denn Freunde habe ich hier noch nicht. An feindlicher Geſellſchaft fehlt es nicht, nämlich an Wanzen. Unter mir in der Blechſchmiede höre ich den ganzen Tag das Gehämmer der Zyklopen und das Geſchrei der Kinder; neben mir ſtinkt ein krummer Schneider ein Stückchen zu ſeiner Arbeit; über mir hockt ein Pfaffologe und hinter mir wieder einer. Schöne Unterhaltung. Gehe ich aber aus, ſo ärgere ich mich wenn ich die Studenten mit ihren langen Mänteln und ihren dummtrotzigen Geſichtern umherſchwenken ſehe, und ſpaziere lieber auf das Feld hinaus. An Stubenmiethe zahle ich monatlich 3 Thaler, für Brand 2 Th. 10 Sgr., für Mittageſſen 5 Sgr. Wer dazu die Auslagen für Kollegien, Bücher, Sezirinſtrumente, Papier, Aufwartung, Kleider, Wäſche u. ſ. w. berechnet, der braucht keine Kopfanſtrengung, um mein Büdget aufzuſtellen, ohne an Vergnügungen nur zu denken.“ Trotz dieſer beſcheidenen Einrichtung konnte ich die ökonomiſchen Anſprüche meines

Vaters nicht befriedigen und wo ich Geld erwartete, erhielt ich in der Regel moraliſche Vorleſungen. Natürlich war dieß Verhältniß wenig geeignet, mir eine freudige Stimmung zum Studiren beizubringen, und es fehlte wenig, ſo hätte ich ſchon damals die Univerſität wieder verlaſſen, um in die weite Welt zu gehen.

Ich ging indeß an meine Studien und zwar Anfangs mit dem beſten Eifer. Die Medizin hatte ich gewählt, weil ſie mir die unabhängigſte Stellung und zugleich eine genauere Kenntniß des Menſchen verſprach, welcher ſtets der Hauptgegenſtand meiner Beobachtungen und Spekulationen geweſen war. Eigentlich war mein Wunſch, „ſchöne Wiſſenſchaften" zu ſtudiren. Während meiner Gymnaſial-Zeit war in meinen Freiſtunden Literaturgeſchichte und die Lektüre der neueren Klaſſiker, namentlich der Poeten, meine Lieblingsbeſchäftigung geweſen und dieſe Beſchäftigung ſetzte ich auch in Bonn fort. Ich war dort eine Zeit lang der regelmäßige Beſucher aller Bücherauktionen und kaufte mir eine ganze Bibliothek zuſammen. Aber die „ſchönen Wiſſenſchaften" ſchienen mir nicht genug Garantie für die künftige Exiſtenz darzubieten und in dieſem Punkt ließ ich mich durch die Rückſicht auf meinen Vater beſtimmen. Wäre ich meinem Wunſch gefolgt, ſo würde ich beſſer gefahren ſein, denn mein „Studium der Medizin" war rein weggeworfen. Es war damit vorbei, als ich bis zum Seziren vorgeſchritten war. Unglücklicher Weiſe hatte ich meine erſte Probe an einem ausgezeichnet ekelhaften „Subjekt," der mit Geſchwüren bedeckten, theilweiſe ſchon verweſ'ten Leiche einer alten Frau aus dem Irrenhauſe abzulegen. Der Ekel nahm mir ſehr bald die Geduld und ich zerſchnitt den Kadaver in einer Weiſe, daß der Profeſſor erklärte, dieſe Arbeit ſcheine ein

Metzger, kein Student der Medizin verrichtet zu haben. Von diesem Augenblick ab widerte mich die Medizin an — eine Schwäche und Leichtfertigkeit, wegen welcher ich mir später genug Vorwürfe gemacht habe. Ich besuchte von nun an die medizinischen Kollegien unregelmäßig und hospitirte in ästhetischen und geschichtlichen, figurirte als Student der Medizin bloß noch pro forma oder aus Gewohnheit, mit unbestimmten Hoffnungen auf die Wirkung der Zeit, beschäftigte mich mit Poesie mehr als mit Anatomie und begann meinem doppelten Mißbehagen, über meine unnöthigen ökonomischen Beschränkungen wie über die unästhetische Seite meines Studiums, durch Betheiligung am „Studentenleben“ Luft zu machen.

Bis dahin hatte ich kaum eine „Kneipe“ besucht. Das Gebahren der Studenten mit ihren stereotypen Formen, sinnlosen Auszeichnungen und leeren Renommisterein stieß mich zurück und das Duelliren mit seinen Präliminarien von „dummen Jungen“ und „infamen Hundsföttern“ erschien mir so unsinnig und albern, daß ich mir und Andern gelobte, den Ersten den Besten, der mir mit solchen Geistreichigkeiten nahe komme, gründlich durchzuprügeln. Ich konnte nicht einsehen, warum dieß einfache und natürliche Mittel, einen Streit zu schlichten oder sich eines zudringlichen Gegners zu erwehren, auf der Universität nicht eben so passend sein sollte wie auf dem Gymnasium. „Aber dann kommst du in Verschiß,“ lautete die Warnung. Thut nichts, ich hätte eher mit meiner Faust und meinem Stock Krieg gegen sämmtliche „Verbindungen“ und „Corps“ angefangen, als mich dem eingeführten unsinnigen Zwange gefügt. Doch „Gelegenheit macht Diebe“ und die Gelegenheit wurde theils durch den Zufall, theils durch die Berechnung anderer Stu-

denten, der „Westphalen," herbeigeführt, welche in meiner Körperstärke eine gute Akquisition für ihre Armee zu machen glaubten. Den ersten Anlaß hatte ich einem „jungteutschen" Schriftsteller zu danken. Als ich eines Tags in einer „Kneipe" saß, erhob sich plötzlich am andern Ende der Stube ein langer Mensch vom Tisch und schlug einen gegenübersitzenden Kleinen, mit dem er in Disput gerathen war, mit einer Flasche auf den Schädel, daß der Geschlagene blutend vom Stuhl fiel. Alles sprang von den Sitzen, aber der Thäter hielt durch eine drohende Stellung die Nächsten von sich ab. Empört über die elende Heldenthat, drängte ich mich zu ihm, ergriff ihn bei der Kehle, gab ihm einige fühlbare Ermahnungen und warf ihn der Thüre zu, durch die der künftige Schriftsteller Wiendarg sich eilig entfernte. Das entschied meine Stellung zu den Studenten. Sie drängten sich auf das Freundlichste zu mir und die Schranke des Umgangs war gefallen, die mich bis dahin von ihnen getrennt hatte. Nun aber waren sie auch sofort darauf bedacht, mir eine Gelegenheit zur Auszeichnung auf demjenigen Felde zu verschaffen, auf welchem ihre Hauptlorbeern wuchsen. Ich machte sie mit meinen Grundsätzen in Bezug auf das Duelliren bekannt; aber sie ließen sich dadurch nicht entmuthigen. Sie hatten von einer kleinen Differenz gehört, die ich im Hörsaal mit einem langen Polen, der sich zu den „Preußen" hielt, wegen meines Platzes gehabt hatte, und diese benutzten sie sofort als casus belli. Ohne mir etwas zu sagen, foderten sie den Polen in meinem Namen „auf zwölf Gänge" und luden mich dann ein, denselben an einem gewissen Tage auf der Insel Nonnenwerth gegenüberzutreten. Um Mißdeutungen zu begegnen und da mir überdieß das hochmüthige Benehmen des „Preußen" durch meine

mündliche Zurechtweisung nicht hinlänglich bestraft erschien, ließ ich mich ausnahmsweise auf den Handel ein. Obschon ich bis dahin nie ein Rappier in der Hand gehabt und mich auch weigerte erst das alberne Fechten zu lernen, gelang es mir durch meine Kraft, meinen geübten Gegner „abzufertigen“ und sogar auf den Hintern zu setzen. „Nur der erste Schritt kostet Ueberwindung“ und so kam ich denn auch zu der Verirrung, an dem unsinnigen und rohen Duelliren eine Zeit lang Geschmack zu finden. Und da ich überhaupt Alles, was ich einmal mit Neigung angriff, mit „Eifer“ und „Nachdruck“ zu betreiben pflegte, gerieth ich bald in so viele Händel (natürlich auf die „dummste“ und „infamste,“ roheste und leichtfertigste Weise gesucht), daß ich beim Abgang von der Universität noch mehrere Dutzend Duelle auszufechten hatte. „Haben Sie schon gespeis't?“ So wurden ein halbes Dutzend Mitglieder einer andern „Verbindung“ auf der Straße angeredet, mit denen man gern anbinden wollte. „Nein,“ war die Antwort. „Sicher haben Sie gespeis't; Sie müssen sich übersatt gegessen haben.“ „Warum denn?“ „Weil Sie gar nicht mehr anbeißen zu wollen scheinen.“ Natürlich war das genug und ein halbes Dutzend „Skandäler“ waren wieder fertig. Ich wünschte, ich könnte Denen, welche noch immer ähnlichen Liebhabereien huldigen, das Gefühl der Scham mittheilen, welche ich später über diese sinnlosen Rohheiten und Renommistereien empfunden habe. (Der Wortführer meiner Reue über dieselben ist der Baccalaureus Fopper in dem Lustspiel Professor „Irrwisch“.)

Daß neben dem Duelliren auch das „Kneipen“ und „Randaliren“ nicht vernachlässigt wurde, versteht sich von selbst, zumal da ich als Mitglied der „Westphalia“ in eine Verbindung gerathen war, deren Haupt-Auszeichnung in

Manifestationen der Rohheit, überhaupt in physischen Leistungen bestand. Wenn ich aber dabei eine hervorragende Rolle spielte, so muß ich mich vor dem Verdacht verwahren, als habe ich mich deshalb auch vor Anderen durch innere Rohheit ausgezeichnet. Schon meine körperliche Beschaffenheit sicherte meinem Auftreten bei jeder Gelegenheit einen größern Eklat, als unansehnlicheren Theilnehmern. Das „Kneipen", wobei Andre sich mit ihren stereotypen Gesängen, Redensarten und Dummheiten begnügten, benutzte ich zur Produzirung barocker Einfälle, drastischen Humors und „cynischer Witze", wie der Poet Hutterus sagt, und deshalb kam auf meine Rechnung ein unverhältnißmäßiger Theil des Kneip-Renomme's; ebenso wußte ich dem „Randaliren" gewöhnlich eine Wendung in's Pikante oder Großartige zu geben und deshalb erschien ich schuldiger, als Andre, die im Grunde weit mehr Rohheit entwickelten. Einst wurde ich bei einem Kommers in Königswinter zu Hülfe gerufen, um einige betrunkene „Füchse" zu bändigen, welche sich Abends auf der Straße mit Fenster-Einschlagen amüsirten. Ich brachte sie sofort von ihrer Unterhaltung ab indem ich sie anwies, sich nicht mit solchen alltäglichen Kleinigkeiten zu befassen, sondern ihre Kräfte an größeren Objekten zu versuchen. Demnach wurden alle Fuhrwerke von den Straßen in den Rhein gefahren und die Kähne aus dem Rhein in die Straßen geschleppt. Und diese unschädliche Dummheit wurde mir als ein weit größerer Vandalismus angerechnet, als wenn ich sämmtliche Fenster und Thüren von Königswinter hätte einschlagen lassen.

Zu meinen westphälischen „Kommilitonen" gehörte damals auch der erwähnte Hutterus, ein großer Dichter und nicht bloß als solcher, sondern auch als Schafsnatur im All-

gemeinen das Objekt täglicher „Hänselei“. Er hatte namentlich von meinen „cynischen Witzen“ zu leiden. Dieser Hutterus hat es unterdessen zum preußischen Assessor oder einer ähnlichen Belohnung seiner Unterthanen-Treue gebracht und das gibt ihm natürlich ein Recht, an einem durch das Exil vogelfrei gewordenen Revolutionair zum großen Mann und Sittenrichter zu werden. In einem seiner langweiligen Bücher hat er kürzlich neben andren Lügen eine Geschichte meiner Relegation zum Besten gegeben, welche auf die Klage eines katholischen Theologen erfolgt sei, den ich zur Schaustellung meiner Stärke vor ihm, Hutterus, unter dem Arm über die Straße getragen habe. Die Affaire hat mit meiner Relegation nichts zu schaffen, doch will ich sie zur Berichtigung erzählen wie sie passirt ist. Als ich eines Tages in guter Laune über den Markt ging, begegnete mir, mit einer schweren Mappe beladen, ein katholischer Theologe, der mich mit einer Miene gewinnender Humanität anblickte und dessen ganze Persönlichkeit überhaupt etwas Einladendes an sich hatte. Meine alte Vorliebe für die Theologen brachte mich auf den Einfall, den vorübergehenden Liebling auf den Arm zu nehmen (wobei an eine Probe von Stärke gar nicht gedacht wurde), und trotz allem Sträuben, Zappeln und Peroriren mußte der angehende Mann Gottes sich gefallen lassen, daß ich ihn liebkosend zur Erbauung der Umstehenden bis an's andre Ende des Marktes trug, wo ich ihn sanft niedersetzte und freundlich verabschiedete. Doch der Jünger des Herrn hatte unterdessen alle Humanität abgelegt und eilte spornstreichs zum Universitätsrichter um mich wegen des unverzeihlichen Verbrechens anzuklagen, das ich an seiner künftigen Würde begangen hatte. Ich wurde vorgeladen und hörte von dem zornentbrannten Ankläger die Beschuldi-

gung wiederholen und auf strengste Bestrafung antragen. Nachdem ich ihn eine Zeit lang ruhig hatte gewähren lassen, fuhr ich ihn endlich in einem feierlichen Pathos folgender Maßen an: „Sie wollen ein Seelsorger werden? Sie wollen ein Nachfolger Christi sein? Haben Sie die Lehre des Herrn vergessen, wonach Sie, wenn Sie einen Schlag auf die rechte Backe erhalten, auch die linke herhalten sollen? Mußten Sie hiernach, statt mich zu verklagen, mich nicht vielmehr bitten, Sie auch den Markt hinauf zu tragen, nachdem ich Sie den Markt hinab getragen hatte? Doch habe ich dadurch eine feindliche Handlung an Ihnen verübt? Stets habe ich mit Rührung die Geschichte Josephs von Arimathia gelesen, der dem Herrn das Kreuz abnahm, als er es den Berg Golgatha hinaufschleppen sollte, und von Jesus dafür gesegnet wurde. Als ich Sie mit Ihrer schweren Mappe sich über den Markt schleppen sah, kam der Geist Josephs von Arimathia über mich und ich bot mich nicht bloß mit Ihrem Kreuz, sondern auch mit Ihrer Person, um Sie Ihrem Ziel näher zu bringen. Sie aber, statt mich zu segnen wie der Heiland, wollen mir fluchen und meine Hülfe mit Strafe erwiedern? Ist das gerecht, ist das menschlich, ist das — christlich?“ Der Universitätsrichter kam durch diese Anrede in eine so glückliche Stimmung, daß er das Lachen kaum halten konnte, und als er dem verdutzten Theologen rieth, lieber von der Klage abzustehen, war der bekehrte Nachfolger Christi sofort einverstanden und eilte davon, um einer überwältigenden Verlegenheit zu entgehen.

Damit war dieser Spaß abgethan. Allerdings erfolgte bald nachher meine Relegation, aber sie wurde durch ganz andre Veranlassungen herbeigeführt. So viel ich mich erinnere, figurirten dabei auch der erwähnte Kemmers und

Duelle, namentlich aber eine aufrühreriſche Rede, wodurch ich mich an der Univerſitäts-Obrigkeit vergangen hatte. Wie all das bramarbaſirende Studenten-Gelümmel, hatte ich damals über politiſche Freiheit noch niemals nachgedacht. Zwar hatte ich mich ſchon auf dem Gymnaſium mit allerlei Phantaſien und Sentimentalitäten über Beglückung der Menſchheit getragen, aber ob ich in einem Despotenlande lebte oder in einer Republik, darüber war ich niemals zur Beſinnung gekommen, wie ſehr auch mein Inſtinkt mich der Freiheit zukehrte. Doch wo meine perſönliche oder die Freiheit meiner Freunde in Frage kam — d. h. die Freiheit, Studenten-Unfug zu treiben —, da war ich ſofort ein erklärter Freiheits-Mann. Grade dieſe Freiheit iſt es, durch welche in Teutſchland eine machiavelliſtiſche Regierungspolitik die Jugendkraft ſyſtematiſch vergeuden läßt, und ich hatte wahrlich Gebrauch genug davon gemacht. Dennoch war damals von dem Regierungsbevollmächtigten Rehfues zu Bonn irgend eine Beſchränkung jener „Freiheit“ ausgegangen, die mir nicht zuſagte. In ſolcher Stimmung begegnete ich eines Abends auf dem Markt einem der Pedelle und redete ihn in dieſem Tone an: „Man nennt Sie einen Pudel. Das iſt aber eine bloße Schmeichelei: Sie ſind ein Fuchs. So trägt auch Ihr Oberhaupt den unſchuldigen Namen Rehfues. Geierklaue wäre ein paſſenderer Name. Wie ein Geier ſitzt der Menſch dort oben in ſeinem Neſt, um auf unſchuldige Studenten-Tauben zu lauern, die ſich eine kleine Freiheit herausnehmen“ u. ſ. w. In dieſem Ton ging es eine Viertelſtunde lang weiter, während das erſtaunte Publikum rings die Fenſter öffnete und der Pedell wie eine Bildſäule vor mir ſtand um ſich jedes Wörtchen zu merken. Am andern Tage wurde ich vorgeladen und mein Urtheil lautete auf Relegation, in perpetuum.

Doch bei der Relegation blieb es nicht. Es wurde gleichzeitig verordnet, daß ich so lang im Karzer sollte festgehalten werden, bis eine Bestimmung meines Vaters über meinen künftigen Aufenthalt eingetroffen sei. Ich hatte indeß kaum einige Stunden im Karzer zugebracht, als diese willkürliche Zugabe zu meiner eigentlichen Strafe mich zur Empörung brachte. Ich foderte den Pedell auf, sofort den Universitätsrichter zu rufen, dem ich eine wichtige Mittheilung zu machen habe. Der alte Richter Bergmann kam wirklich in den hohen Karzer heraufgekeucht und ich eröffnete ihm in einem Zustande, der keinen Zweifel an meinem Ernst aufkommen ließ, daß ich, wenn man nicht noch den nämlichen Tag mein Gefängniß öffne, mich um jeden Preis befreien und daß es mir dabei selbst auf ein Menschenleben nicht ankommen werde. Ich werde mir Stadtarrest auf Ehrenwort gefallen lassen, aber keine gemeine Einsperrung, die mich zur Raserei bringe, und schiebe alle Verantwortlichkeit für mögliches Unglück auf die Universitäts-Behörde. Der Richter Bergmann erkannte, was von mir zu erwarten war, er eilte sofort zum Regierungsbevollmächtigten und in zwei Stunden war ich frei unter der Bedingung und mit dem Versprechen, den nächsten Tag nach Köln abzureisen und dort die Bestimmung meines Vaters abzuwarten.

So endigte meine Studenten-Laufbahn. Doch stand auch ohne die Relegation mein Entschluß, die Universität zu verlassen, schon fest. Das wüste Studenten-Treiben konnte mich eine Zeit lang beschäftigen, doch war es zu leer und unwürdig, um mich irgend zu befriedigen, und die Zwecklosigkeit meines Aufenthalts auf der Universität, nachdem ich mein Studium innerlich aufgegeben, hatte mir schon lang Unbehagen und Unruhe verursacht. Einen Ausweg für

meine Unruhe und meinen Thatendrang fand ich in dem Plan, eine Expedition in fremde Welttheile zu machen, von der ich ſchon ſeit Jahren geträumt hatte. So gerieth ich auf die Reiſe nach Batavia, die trotz allem Widerſtand und allen Hinderniſſen ausgeführt werden mußte, nachdem der Plan dazu einmal entworfen war. Ich reiſ'te mit einem tollen Studiengenoſſen ab, im Herbſt 1829.

Nach ſechszehn Monaten, im Winter 1831, langte ich wieder in Rotterdam an, wo mich, da ich mich ſchämte nach Hauſe zurückzukehren, trotz meinem Heimweh nur das Einfrieren der Schiffe abhielt, ſofort wieder eine Reiſe, vielleicht als Matroſe, nach Amerika zu machen. Was wäre hier aus mir geworden? Ich kann es weder ſagen noch denken.

Unterdeſſen war die Juli-Revolution erfolgt, die mich aber völlig unberührt gelaſſen, da ich auf meiner Reiſe nicht einmal etwas davon erfahren hatte.

Kaum hatte ich mich zu Hauſe von den Folgen meiner winterlichen Strapazen im bataviſchen Sommeranzug erholt, ſo wurden wieder neue Reiſepläne geſchmiedet. Ein Weib trat in den Weg, nahm meine ruheloſe Phantaſie vollſtändig in Beſchlag und gab meinem Leben eine andre Richtung. Die Liebe zu ihr und die übernommene Pflicht machte mich zum Steuerbeamten. (S. „Acht Jahre Staatsdienſt.")

Was ein Mann im Leben empfunden und erlitten hat, das ſoll er, wenigſtens in Proſa, nur wiedererzählen, wenn er es in den Farben der Indignation, oder in denen des Humors darſtellen kann. Genug, Diejenige, der zu lieb ich gethan, wozu mich keine Macht der Welt gebracht hätte, ſtarb nach kurzer Zeit und ließ mich allein in einer Lage zurück, deren Druck ich jetzt hundertfach empfinden mußte. Wenn

ich je in meinem Leben ſittliche Kraft entwickelt, ſo geſchah es während jener langen, langen acht Jahre, die ich im preußiſchen Steuerdienſt, einer übernommenen Pflicht zu lieb, ausgehalten habe. In jener Zeit habe ich Alles reichlich abgebüßt, was ich durch das leichtfertige Aufgeben meiner Studien und überhaupt durch meine Jugend-Verirrungen verſchuldet habe. Zugleich aber gaben jene acht Jahre mir Gelegenheit zu andren Studien, die ich ohne eine ſolche Schule nie hätte machen können. Sie verſchafften mir einen Einblick in das Getriebe des preußiſchen Staats und gaben mir eine praktiſche Vorbildung für die politiſche Oppoſition. Mein mehr als ſiebenjähriger Krieg gegen die preußiſche Büreaukratie war die Vorübung zu einem dreißigjährigen Krieg gegen Alles, was Unfreiheit und Unterdrückung heißt.

Nachdem ich meinen Abſchied genommen, ließ ich mich in Köln nieder, um durch Privatſchreibereien und literariſche Arbeiten meine Exiſtenz zu begründen. Ich ließ einen Band Gedichte und die „Reiſe nach Batavia“ (die ſpäter bei Beſſermann in Mannheim in zweiter Auflage erſchien) auf eigne Koſten drucken, doch da ich mich um den Abſatz nicht bemühte und keinen geeigneten Buchhändler zum Vermittler hatte, wurden ſie faſt nur in befreundeten Kreiſen bekannt. Außerdem korreſpondirte ich in die freiſinnigſten antipreußiſchen Blätter, namentlich in die „Leipziger Allgemeine“ und die „Mannheimer Abend-Zeitung.“ Später betheiligte ich mich an der in Köln gegründeten „Rheiniſchen Zeitung“. Ich ſtand mit den Junghegelianern, die dieſes Blatt beherrſchten, zwar nicht auf feindlichem Fuß, doch wich ich entſchieden von ihnen ab und bekämpfte ſie, als ſie ſich dem Kommunismus zuzuneigen begannen. Auch hatte ich ihnen vorzuwerfen, daß ſie nicht den Muth beſaßen, revolutionair aufzutreten.

Ich ſelbſt war damals entſchieden *gegen* die Revolution. Ich war, obgleich Republikaner von dem Moment ab, wo ich mich mit Politik zu befaſſen begann, noch befangen in dem Glauben, daß die politiſche Reaktion auf „geſetzlichem" Wege gebrochen werden könne und daß es unſittlich und inkonſequent ſei, im Namen der Freiheit Gewaltmittel anzuwenden, wegen welcher man ihre Gegner bekämpfe. Den Kommuniſten aber, welche alles Beſtehende mit einem Mal umwerfen und der Politik vollſtändig den Rücken kehren wollten, muthete ich auch die Konſequenz zu, das allein mögliche Mittel zu jenem Zweck anzuwenden, nämlich das Predigen offener Gewalt gegen die ganze Geſellſchaft. In Bezug auf die „jenſeitigen" Dinge war ich damals noch ziemlich unklar. Ich war allerdings Atheiſt im religiöſen Sinne, aber ich vertrat gegen die Junghegelianer eine Grundurſache aller Dinge, ohne die ich mir die Welt nicht denken konnte. Ueber dieſen Punkt kam ich erſt einige Jahre ſpäter in's Reine, namentlich durch den Umgang mit Ruge in Zürich.

Während meines „Staatsdienſtes" hatte ich das unterdeſſen ererbte kleine Vermögen beinah gänzlich zugeſetzt und der Ertrag meiner literariſchen Arbeiten reichte nicht zur Erhaltung meiner Familie aus. Ich mußte daher auf eine andre Einnahmequelle bedacht ſein und nahm die Stelle eines Direktions-Sekretairs der Rheiniſchen Eiſenbahn-Geſellſchaft (mit einem einſtweiligen Gehalt von 400 Thalern) an. In dieſer Stellung lernte ich Herrn Hanſemann kennen, der zu den Direktoren jener Geſellſchaft gehörte. Eines Tages beſuchte er mich in meiner Schreibſtube, machte mir Elogen wegen meiner Talente, die eine beſſere Anerkennung verdienten, drückte den Wunſch aus, mich nach

Aachen in seine Nähe zu ziehen, und bot mir die Stelle eines Sekretairs der Aachener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft, deren Präsident er war, mit einem einstweiligen Gehalt von 700 Thalern und der Aussicht auf baldige Verbesserung an. „Aber, bemerkte er, ich setze dabei voraus, daß Sie Ihre Schrift über die preußische Büreaukratie (die ich damals angekündigt hatte) ungedruckt lassen. Können Sie mir nicht einmal eine Probe aus der Schrift zur Ansicht mittheilen?" Ich gab ihm das Kapitel, das von der Wortbrüchigkeit Friedrich Wilhelms III. handelt. Schrecken im Gesicht, brachte er es mir nach einigen Tagen zurück und versicherte, ich werde, wenn ich dergleichen drucken lasse, unfehlbar zum Tode verurtheilt werden. Ich lachte darüber und erklärte, daß ich die Probe machen werde. Er aber ging darüber mit seiner überlegenen, an Dominiren gewöhnten Zuversichtlichkeit hinweg, sprach die Ueberzeugung aus, daß ein Mensch von meinem Verstande nicht solche Thorheiten begehen könne, und kehrte nach Aachen zurück, um mir die versprochene Stelle zu verschaffen. In Aachen hatte ich mich in das neue Geschäft bald hineingearbeitet und da ich mir große Gewandtheit in Büreau-Arbeiten angeeignet, blieb mir während der Geschäftsstunden noch Zeit genug übrig, um die Schrift über die Büreaukratie in dem Lokal der Versicherungs-Gesellschaft selbst zu vollenden.

Eines Tags erhielt ich in meiner Wohnung einen Besuch von Herrn Hansemann, der mir verkündete, er habe zu seinem größten Erstaunen gehört, daß ich die Schrift dennoch herausgeben wolle. Ich erwiderte, es sei nicht meine Schuld, wenn er daran jemals gezweifelt habe. „Aber Sie werden doch einsehen, daß Sie dann Ihre Stelle nicht beibehalten können. Herr Heinzen, bedenken Sie Ihre Zukunft, Ihre

Familie" —. „Seien Sie ruhig, Herr Hansemann, ich werde bei Zeiten dafür sorgen, daß Ihre Loyalität nicht durch mich exponirt werde." Nachdem er vergebens alles Mögliche aufgeboten, mich durch Vorspiegelungen und Einschüchterungen von meinem Entschluß abzubringen und gleichzeitig über den Druckort, die Zeit des Erscheinens u. s. w. etwas zu erfahren, entfernte er sich, um nach einigen Tagen den Versuch nochmals zu wiederholen, natürlich mit dem nämlichen Erfolg. Als die Zeit des Erscheinens der Schrift herannahte, nahm ich in Aachen meinen Abschied und zog wieder nach Köln. Herr Hansemann, dadurch von seiner Angst befreit, erklärte, ich sei „ein edler Mann."

Was dieser schlaue Fuchs, dem schon damals ein Ministerposten in der Nase steckte, mit mir beabsichtigte, glaube ich schon errathen zu haben, als er mir in Köln die Aachener Stelle anbot. Als er sah, daß er sich in mir getäuscht hatte, fällte er das Urtheil: „ein talentvoller Mensch, aber zu wenig legirt".

Die Schrift über die Büreaukratie war schon ein Jahr lang verboten, ehe sie geschrieben war. Nachdem ich meinen Plan bekannt gemacht und zu thatsächlichen Beiträgen aufgefodert hatte, wurden sofort alle Polizeibehörden angewiesen, auf das Buch zu vigiliren und es in Beschlag zu nehmen. Da ich die preußischen Pfiffe kannte, traf ich geeignete Vorkehrungen. Den Verlagsort und Verleger Niemanden verrathend, instruirte ich diesen, C. W. Leske in Darmstadt, seinerseits ebenfalls das strengste Geheimniß zu wahren, das Buch so zu versenden, daß es möglichst um dieselbe Zeit in allen Städten der preußischen Monarchie eintreffe, und den Buchhändlern das sofortige Austragen desselben am Tage der Ankunft dringend zu empfehlen. Diese Instruktion wurde

ſo pünktlich ausgeführt — und in Köln half ich ſelbſt dazu mit —, daß die „preußiſche Büreaukratie“ plötzlich in allen Gegenden Preußens gleichzeitig verbreitet war und es der Polizei nur gelang, einige wenige Exemplare in Beſchlag zu nehmen.

Das Buch machte ein ungeheures Aufſehen und es wären davon ſicher 10—20,000 Exemplare abzuſetzen geweſen. Am Rhein bezahlte man mitunter 10 und 12 Thaler für ein einziges Exemplar. Obſchon ich mich darin als Republikaner bekannte, waren namentlich die Koryphäen des „Konſtitutionalismus“ entzückt über die Schrift und der alte Welcker rief: „das iſt nicht ein Buch, das iſt eine That.“ Meine Haupt-Abſicht bei dieſer „That“ war einfach dieſe: das Königthum in ſolcher Weiſe zwiſchen moraliſche Schrauben zu ſetzen, daß es entweder gänzlich diskreditirt, oder zur Bewilligung einer Konſtitution genöthigt werde und hierdurch den Weg zur Republik anbahnen helfe, dem Volk aber eine Perſpektive auf dieſen Weg zu eröffnen. Dieß in einer Weiſe zu thun, daß der Verfaſſer ſich nicht ohne Weiteres als Hochverräther unſchädlich machte, war damals nicht ganz leicht. Ich glaubte es aber, ohne Hülfe eines Advokaten, ſo weit zu Stande gebracht zu haben, daß ich ohne Furcht vor ernſteren Folgen, als einer kurzen Gefängnißſtrafe, meinen Prozeß in Köln ruhig abzuwarten beſchloß in der Vorausſetzung, man werde ein ehrliches d. i. öffentliches Gerichtsverfahren gegen mich anwenden. Kundigere und weniger vertrauensvolle Rathgeber überzeugten mich aber noch zur rechten Zeit, daß ich ſchon auf dem Wege der bloßen Unterſuchungshaft werde unſchädlich gemacht werden, und dieß bewog mich, im November 1844 über die belgiſche Grenze zu flüchten, ſtatt der erhaltenen Vorladung des Unterſuch-

ungsgerichts Folge zu leiſten. Daß meine Rathgeber richtig geurtheilt hatten, zeigte die Folge. Das Kölner Gericht nämlich mußte, um die Oeffentlichkeit ausſchließen und mich hinter verſchloſſenen Thüren abthun zu können, ein ganz neues, in keinem „Geſetz“ nur mit einer Andeutung vorgeſehenes, noch nie und nirgendwo aufgetauchtes „Verbrechen“ gegen mich erfinden, nämlich: Beleidigung der lebenden Majeſtät durch Beleidigung der todten.

Empört über dieſen Streich, der mich zugleich meiner Zuſage, mich dem Gericht zu ſtellen, entband, ließ ich in Brüſſel eine Flugſchrift „Ein Steckbrief“ (gegen die preußiſche Regierung) drucken als Antwort auf die Steckbriefe, womit man mich verfolgte. Dieſe Flugſchrift, die ich zwiſchen Brüſſeler Nachdrucksſchriften nach Leipzig ſchmuggeln ließ, machte beinah noch mehr Aufſehen, als die „Büreaukratie“, und ſie enthält ſicher ein ſo getreues „Signalement“ der preußiſchen Politik, wie es auf ſo kleinem Raum nirgends geliefert worden iſt. Die teutſchen Unterthanen waren an eine ſolche Sprache und „Frechheit“ damals noch nicht gewöhnt, gönnten aber der preußiſchen Regierung das Schlimmſte. Auch der „Steckbrief“, der die Reihen meiner ausländiſchen Propagandaſchriften eröffnete, war noch nicht revolutionair. Erſt in der Schweiz, wohin ich mit Freiligrath im Frühling 1845 von Brüſſel abreiſ'te, legte ich alle Bedenken gegen die Revolution ab und begann jenen revolutionairen Krieg in Flugſchriften, welche, wie viel ſie auch in ſchriftſtelleriſcher Hinſicht zu wünſchen übrig laſſen, an Kühnheit und Rückſichtloſigkeit ſchwerlich ihres Gleichen in irgend einer Literatur finden.

Außer jenen Flugſchriften publizirte ich vom Auslande aus: „Mehr als zwanzig Bogen“ (Leske, 1845), „Die Oppoſition“, eine zwanzigbogige Vierteljahrsſchrift (Leske,

— nominell H. Hoff —, 1846), und „Politiſche und unpolitiſche Fahrten und Abenteuer", zwei Bände (H. Hoff, 1846). Später machten Drohungen der Polizei gegen die eingeſchüchterten Buchhändler es mir unmöglich, noch eine einzige Schrift in Teutſchland zu publiziren.

Doch dieß bloß der Ueberſicht wegen. Meine weiteren Erlebniſſe im Exil — der Aufenthalt und die erlittenen Verfolgungen in der Schweiz, in England u. ſ. w., meine zweimalige Reiſe nach Amerika, meine Erfahrungen während der Revolution 1848 und mein Leben und Wirken in den Ver. Staaten — liefern den Stoff für den nächſten Band. Ich kann mich indeß nicht enthalten, gleich hier, die noch darzuſtellende Periode meines Exils überſpringend, ein kurzes Reſüme über Inhalt und Erfolg meines bisherigen Lebens folgen zu laſſen.

Daß es mein Schickſal unter allen Umſtänden ſein mußte, oppoſitionell, reformatoriſch und revolutionair gegen die beſtehenden Zuſtände, Einrichtungen und Gewalten aufzutreten und die Folgen dieſes Auftretens auf mich zu nehmen, iſt eine mit meiner individuellen Natur gegebene Nothwendigkeit. Das wird mir durch einen Rückblick auf mein Leben zur vollſtändigen Gewißheit, denn es hat mich, welche Lage ich mir auch in's Gedächtniß zurückrufe, nie irgend eine Macht meiner Natur untreu machen können und mir bloß zu Zeiten eine Macht gefehlt, die mich meiner Natur entſprechend hätte leiten ſollen. Dieſe Natur hat von Außen nur angenommen was ihr entſprach und Alles ausgeſtoßen was ihr widerſtrebte; im einen wie im andern Fall aber war ſtets die entſcheidende Macht: Ueberzeugung nach Vernunftgründen. Doch eine ganz andre Frage, als die, was ein Menſch von Natur iſt und werden mußte, iſt die zweite, was

er gethan und geleiſtet hat. Und in dieſer Beziehung hat mein Leben keine hervortretende Reſultate aufzuweiſen, welche der Kraft und Anſtrengung entſprechen, mit der ich mich durch das Leben durchgekämpft habe. In dieſer Beziehung theile ich das Schickſal ſo vieler Andern, deren Anſtrengungen nur die Beſtimmung zu haben ſcheinen, durch Zufall und Umſtände vereitelt oder in den Hintergrund gedrängt zu werden. Denn dieſe, der bloße Zufall und die äußern Umſtände, entſcheiden mehr als die angeborene Kraft und der ausgebildete Wille, ob ein Menſch Gelegenheit erhält, zu leiſten was er vermag und zu verwirklichen was er erſtrebt. Durch zufällige Stellung und Geldbeſitz kann der Unbedeutendſte zu Dingen in Stand geſetzt werden, denen ein Anderer vergeblich die Anſtrengungen eines ganzen Lebens zuwendet. Was hilft dir alle Kraft und aller Wille, wenn die Miſere des Lebens dich zwingt, ſie für die gemeinen Erforderniſſe der Exiſtenz aufzubieten, und was hilft dir alle gute Abſicht, wenn du in einer abhängigen Lage deine Perſönlichkeit nicht nach dem Geſchmack Derer beugen und modeln kannſt, deren Gunſt dir zur Erreichung deiner Zwecke unentbehrlich iſt?

Einem Menſchen, den ſchon ſeine äußere Stellung über die Abhängigkeit von dem Geſchmack und der Gunſt ſeiner Umgebung erhebt und dem ſie überdieß große Mittel in die Hand gibt, wie leicht muß es Dem werden, große Dinge auszuführen! Wie klein die meiſten Fürſten ſind, zeigt ſich vor Allem dadurch, daß ſie trotz aller Macht und allen Mitteln ſo wenig Drang und Fähigkeit zeigen, etwas Großes zu wirken und zu ſchaffen. Andre, die ſolche Macht und Mittel zur Umgeſtaltung der Welt benutzen würden, ſind verurtheilt, ihr ganzes Leben an den Kampf mit der

Noth und Gemeinheit zu ſetzen und ihre Ideen unausgeführt mit in's Grab zu nehmen. Die einzige Genugthuung, wodurch ſie diejenige erſetzen, ihre Ideen ausführen zu können, beſteht in dem Bewußtſein, denſelben trotz der Unmöglichkeit dieſer Ausführung treu geblieben zu ſein, in ſich ſelbſt eine Verkörperung derſelben darzuſtellen und ihren Werth als unabhängig von den Erfolgen zu zeigen, die äußern Verhältniſſen und fremder Hülfe zu verdanken ſind.

Von kleinen Menſchen, die zur Beurtheilung Anderer nur ihre eigene Sinnesart zum Maßſtab nehmen können, iſt mir in Europa wie in Amerika bei jeder Gelegenheit vorgeworfen worden, daß ich Opponent und Revolutionair aus bloßem Ehrgeiz ſei. Der Ehrgeiz iſt eine Leidenſchaft, die ich an Menſchen von einigem Verſtande nie habe begreifen können, denn er beruht im Grunde auf der Geringſchätzung des eigenen Werthes und ſucht ſeine Befriedigung in der äußern Auszeichnung durch Andre, die er ebenfalls geringſchätzen muß, indem er ſie für ſich benutzt. Der einzige Ehrgeiz, der ſich nicht bloß rechtfertigen ſondern auch empfehlen läßt, beſteht in dem Streben nach der Achtung Derjenigen, die wir ſelbſt achten. Einem ſolchen Ehrgeiz aber iſt grade Dasjenige, wonach der gewöhnliche ſtrebt, nämlich die Gunſt der Maſſe und was ihr imponirt, alſo äußerer Glanz und äußere Stellung, nicht bloß gleichgiltig, ſondern ſogar läſtig und widerwärtig. Er lacht über die Narren, deren höchſtes Glück darin beſteht, General, Miniſter oder Präſident zu werden. Für ihn kann eine äußere Stellung nur Werth haben durch Macht und Mittel zur Ausführung edler Ideen und zur Durchführung allgemeiner Prinzipien. Wo nicht ſolche Rückſichten zeitweiſe in Frage kommen, gibt es in

meinen Augen keine edlere, reinere und höhere Stellung, als die eines radikalen und unabhängigen Schriftstellers. Ich kenne keine Stellung in der Welt, die ich erringen oder einnehmen mögte mit Aufgebung von einem Jota meiner Grundsätze und meines Charakters. Und wer die Welt und namentlich die Revolutionaire kennt, weiß, daß dieß so viel heißt, wie: ich verzichte auf jede Stellung, außer derjenigen, die ich als Person einnehme, die ich also mir selbst zu verdanken habe. Grade weil ich ein wirklicher Revolutionair bin, werde ich in der Revolution nie eine Stellung erlangen, welche Gegenstand des Ehrgeizes sein könnte. Denn ein wirklicher Revolutionair ist es auch, und ist es vorzugsweise, gegen die eigene Partei. Sie bedarf der Wahrheit wo möglich noch mehr, als die gegnerische, und sie erträgt sie wo möglich noch weniger. Alle die unsauberen und unfähigen Elemente, welche in einer Revolution, wie in der Politik überhaupt, auftauchen und sich in der Regel zuerst in den Vordergrund zu drängen wissen, wollen nicht bloß geschont, sie wollen sogar bevorzugt sein, während grade sie das Verderben der Revolution sind und noch eher unschädlich gemacht werden sollten, als die erklärten Gegner derselben. Wer sich aber gegen sie wendet — und ich habe dieß stets mit Entschiedenheit gethan —, macht sich zur Zielscheibe aller erdenklichen Bosheit, Haß und Verleumdung im Dienst des niedrigsten Demagogenthums heften sich an seine Fersen und ehe die Zeit kommt, welche sein Urtheil bestätigt und sein Recht darthut, ist die Revolution ruinirt, oder er selbst ein Opfer jener Bosheit geworden, welcher die bethörte Masse als williges Werkzeug zu dienen pflegt. Ich habe das Alles im kleinen Maßstabe durchgemacht und werde es auch in einem größeren durchzumachen haben, wenn ich noch mit hinreichen-

der Kraft und geeigneter Dispoſition die Zeit erleben ſollte, wo Teutſchland wieder ein Feld für das revolutionaire Wirken darbieten wird.

Ich weiß, daß Keiner, der die Freiheit je mit Namen genannt, es aufrichtiger mit ihr gemeint hat und ihr uneigennütziger ergeben geweſen iſt, als ich. Aber kein teutſcher Verfechter der Freiheit iſt jemals von der „eigenen Partei“ ſo gemein verfolgt und ſo ſchändlich verleumdet worden wie ich. Doch das hat mich ſo wenig entmuthigt wie irre gemacht. Die Fähigkeit, die Feindſchaft der Dummheit und Schlechtigkeit zu verdienen, gibt auch die Kraft, ſie zu ertragen. Ich habe es ſogar ſo weit gebracht, daß es mir mitunter unbehaglich zu Muth wurde, wenn man mich eine Zeit lang nicht exemplariſch herabſetzte oder verleumdete. Es war mir dann, als habe ich durch irgend Etwas die Dummheit und die Gemeinheit berechtigt mich zu ſchonen. Ich habe in einem vielgeprüften Leben jeden Schmerz, jede Noth, jede Enttäuſchung, jede Verkennung, jede Verbitterung, jede Verfolgung erfahren und mein Wirken war ein fortwährender Kampf, deſſen Zweck getheilt werden mußte zwiſchen der Behauptung meiner eigenen Perſönlichkeit gegen die Ungerechtigkeit und der Verfechtung der allgemeinen Wahrheit gegen die Lüge. Dennoch bin ich geblieben was ich war und ich habe den Humor ſo wenig verloren wie den Willen. Das iſt es, was in meinen Augen den würdigſten Gegenſtand des Ehrgeizes bildet. Seine Exiſtenz zu behaupten gegen Alles was ſie untergraben, ſeine Stimmung zu behaupten gegen Alles was ſie trüben, ſeinen Verſtand zu behaupten gegen Alles was ihn verwirren, ſeine Ehre zu behaupten gegen Alles was ſie beſchmutzen, ſeinen Charakter zu behaupten gegen Alles was ihn beugen, ſeine Zwecke zu behaupten ge-

gen Alles was ſie vereiteln kann, mit einem Wort, ein freier Mann in jeder Richtung zu ſein und zu bleiben, das iſt in meinen Augen ein würdigeres Ziel des Strebens, als alle äußere Stellungen und alle Gunſt der Welt. Lerne Alles ertragen, nur keine Knechtſchaft; lerne Alles entbehren, nur nicht deine eigne Achtung; lerne Alles verlieren, nur nicht dich ſelbſt. Alles Andre im Leben iſt werthlos, trügeriſch und wetterwendiſch. Der einzig ſichere Halt des Menſchen iſt er ſelbſt, iſt ſeine Individualität, ruhend in ihrer eigenen Kraft und Souverainetät. Und das Höchſte, wozu es der Menſch bringen kann, iſt eben dieſe ausgebildete Individualität, aber als Trägerinn der allgemeinen Ideen:

Willſt du der Menſchheit Zwecke vereinen
Und doch dich ſelber nicht verleugnen,
So mache die allgemeinen
Zu deinen eig'nen.

Reiſe eines teutſchen Romantikers nach Batavia.

I.

Vorſchule in Holland.

Abreiſe.

Wer einen Fehler erkennt und ablegt, hat das Recht, ſich darüber luſtig zu machen. Die Beſchreibung meiner Reiſe nach Batavia kann als ein Beitrag zur Geſchichte der teutſchen Natur, mit ihrer tragikomiſchen Seite, hingenommen werden. Ich geſtehe, daß ich mit dem fatalſten Erbtheil der Teutſchen, der vagen Romantik und der ſentimentalen Phantaſterei, urſprünglich reichlicher bedacht worden bin, als tauſend Andere, und daß ich, die religiöſe und politiſche Knechtſchaft abgerechnet, in meiner Jugend für Alles geſchwärmt habe, was die Teutſchen ſo oft zu Narren der Menſchheit gemacht hat. Da ich aber zugleich derb und geſund organiſirt war und mit dem bloßen Schwärmen oder einem ſitzenden Bücherleben mich nicht begnügen konnte, ſo mußte ſich meine

Natur, wo ſie konnte, zu entfeſſeln ſuchen und auf das Handeln werfen. Die Teutſchen gehören noch nicht zu den handelnden Nationen, welche der Thatkraft und der Wirkensluſt in der Arena einer freien ſtaatlichen, nationalen oder menſchheitlichen Entwickelung überall einen angemeſſenen praktiſchen Kreis anzuweiſen, welche ihre thätigen Elemente zu verwenden wiſſen und ſie zur Mitwirkung für die Zwecke des Ganzen von Jugend auf erziehen und einüben. Es folgt hieraus von ſelbſt die Nothwendigkeit, daß Derjenige, der ſich nicht mit dem offiziellen Maß von Bewegungs- oder Entwickelungs-Freiheit begnügen und ſich nicht zum Werkzeug eines tödtenden Mechanismus machen laſſen kann, mit den beſtehenden Verhältniſſen in Kolliſion kommen, ihnen zu entgehen ſuchen und ſein Gelüſte zum freien Handeln nach andern Seiten hin richten muß. Ohne zu wiſſen, daß ich nur einen Theil des Schickſals zu tragen hatte, welches dem Einzelnen wie der Allgemeinheit unſre politiſchen und ſozialen Zuſtände bis in alle Verhältniſſe und Lebensalter hinein auflegen, wurde ich in meiner Jugend von einem unbeſtimmten Drang nach der Weite und nach Thatengelegenheit gequält, der mir meine Lage faſt überall als drückend und meinen Entwickelungskreis ſtets als beengend erſcheinen ließ. Lange Zeit habe ich mich auf das Eifrigſte damit gequält, daß es keine Ritter mehr gibt, ohne zu wiſſen, daß das Rittergelüſte nur eine romantiſche Form der aus der Beengung und Jämmerlichkeit unſerer ganzen Zuſtände hervorgegangenen Unbehaglichkeit war, einer Unbehaglichkeit, die das Mittel ihrer Abhülfe nicht in der Vergangenheit, ſondern einzig in der Zukunft zu ſuchen hat. Ich brachte mein Rittergelüſte ſogar in Verſe und „ſang“, wie die Profeſſoren ſich ausdrücken:

Laß das Träumen von den Tagen,
Wo du wärſt ein Ritter worden:
Wer will heut' dazu geſchlagen
Werden, kann's nicht ohne Orden,

Orden zwar mit thier'ſchen Zieren,
Die nur feur'ge Kraft bedeuten,
Doch von dieſen wilden Thieren
Schenkt man nur den zahmen Leuten.

Ein Geſunder unter Kranken,
Mußt du deine Kraft verzehren
In dem tödtenden Gedanken,
Daß du ſie nicht kannſt bewähren ꝛc. ꝛc.

Ich litt an einem jener Uebel, deren Schuld in der Regel auf Rechnung des Einzelnen geſchrieben wird, während ſie nur auf die Rechnung der Allgemeinheit gehört. Glücklicher Weiſe kam in dieſer Lage mein teutſch-romantiſches Unbehagen nicht mit dem burſchenſchaftlich-politiſchen Zündſtoff in Berührung, der ſo manches Opfer der Zeitzuſtände durch einen falſch verſtandenen Patriotismus vergeblich einer vernichtenden Reaktion in die Hände lieferte; eine naturpoetiſche Dispoſition, welche ihr Genüge im Naturleben ſucht, ehe ſie ſich auf die Theilnahme am Kulturleben wirft, zog mich vielmehr von näheren Umgebungen nach der Ferne, von der Politik gleichſam in die Geographie und führte mich auf dem Wege des Gefühls und der Phantaſie in ein Gebiet, welches die Foderungen einer höheren Erkenntniß, wenn auch nach anderen Motiven, ebenfalls umfaſſen, nämlich in das große Leben der Menſchheit, in die weite Welt. Natürlich war Das, was mich fortriß, nur ein romantiſcher Drang; das Rittergelüſte machte ſich nach moderner Modifikation geltend als Reiſegelüſte. Durch unſre Zuſtände nicht nach

höheren Auffassungen und den Motiven einer Mitwirkung für allgemeine Interessen erzogen, hätte ich in meinem damaligen Alter die ganze Welt durchreisen können ohne andere Gesichtspunkte als die des romantisirenden Individuums, und was dabei für Allgemeineres abgefallen wäre, hätte nur der Zufall herbeigeführt. Was Wißbegier hätte sein können, war meistens bloße Neugier; was Thaten hätten sein sollen, waren bloße Abenteuer. Selbst die romantischen Schwärmereien für Ausbreitung der teutschen Nation, für teutsche Seemacht, teutsche Kolonien ꝛc., mit welchen mein individueller Trieb in die Weite versetzt war, konnten ihm seinen Charakter nicht nehmen, da sie ihm in der Praxis keine Richtung geben konnten, und ich mußte als teutscher Abenteurer eine Reise nach Batavia machen, weil ich als teutscher Bürger kein Bewußtsein der Existenz hatte. Das Einzige, was meinem später erwachten Bedürfniß eines würdigeren Strebens, als dem des individuellen Romantizismus, zu gut kam, war die Gelegenheit, durch mein Beispiel und meine Erfahrungen Andern eine Warnung geben zu können. Diese negative Befriedigung ist übrigens auch nicht ohne Werth und setze ich sie unseren nationalen Zuständen gegenüber auf die Rechnung meiner Jugend, so müßte ich die Strenge gegen mich selbst bis zur Affektation treiben, wenn ich mich beim Abschluß nicht beruhigen wollte.

Man denke sich nun einen, aus seiner Bahn getriebenen teutschen studiosus medicinae, dessen Romantik sich durch eine Reise in fremde Länder Luft zu machen sucht, Luft machen muß, denn die Sehnsucht nach der Ferne war bei mir und einem Universitätsfreund, mit welchem ich öfter solche Reiseprojekte besprochen, nach und nach zur förmlichen Leidenschaft geworden. Dieser Leidenschaft hätten wir Alles

geopfert, von ihr hätte uns keine Macht der Erde zurückbringen können. Was ein Freiligrath in Verſen ausließ, das mußten wir in Reiſen auslaſſen. Mit unſerm Verlangen aber, uns in der Welt umzuſehen, ſtanden unſere Mittel nicht im geringſten Verhältniß. Zu bloßen Vergnügungsreiſen fehlte es uns an Geld, zu wiſſenſchaftlichen Reiſen fehlte es uns an Kenntniſſen und zu unternehmenden Entdeckungsreiſen an Beidem zugleich. Da es alſo nicht in unſerer Macht ſtand, die Welt nach Willkür und wie ein Fürſt Pückler zu durchkreuzen, oder wie ein Humboldt, Mungo Park, Le Vaillant als Entdecker vorzudringen, mußten wir uns nach einer zufälligen Gelegenheit umſehen und waren weder in Bezug auf die Art, noch in Bezug auf den Weg unſerer Reiſe unabhängig. Die Nähe von Holland und das von dort herüberklingende Gerücht wandte unſern Blick zunächſt nach den holländiſchen Kolonieen, beſonders nach der Inſel Java. Man hatte uns die Inſel als ein wahres Paradies geſchildert, auch kannten wir Einige, die nicht bloß voll Enthuſiasmus, ſondern zugleich mit Schätzen beladen von dort zurückgekommen waren. Mein Freund namentlich hatte in Frankfurt einen holländiſchen Kapitain kennen gelernt, durch deſſen Beiſpiel, Schilderungen und Zureden er ſo ſehr von dem Plan einer Expedition nach Batavia erfüllt worden war, daß er es als das Jeruſalem unſeres projektirten Kreuzzugs anſah. Es bedurfte nicht viel, um auch mich mit bataviſchen Phantaſien zu erhitzen und bald war unſere Reiſe ſo feſt beſchloſſen, daß uns nichts mehr davon zurückhalten konnte. Als Vehikel mußten wir uns indeß entſchließen, die odiöſeſte aller Stellungen, nämlich den Soldatenſtand zu wählen und als Reiſepaß ſollte uns ein holländiſches Militairpatent dienen. Man ſieht,

daß wir Logik ſtudirt hatten und konſequent zu Werke gingen: um der heimiſchen Beengung zu entgehen, wurden wir — fremde Sklaven. Unſer Plan war, als ausgezeichnete Krieger Java und die moluckiſchen Inſeln zu durchziehen, was wir ganz in unſre Wahl gelegt glaubten, als Lohn für unſere Thaten ein Paar Ordenskreuze und goldene Epauletten zu verdienen, darauf den Abſchied zu nehmen und mit dem erſparten oder erbeuteten Gold von Java nach Sumatra, von Sumatra nach der Halbinſel Malacka überzuſetzen und durch Hinterindien, Hindoſtan, Perſien und die Türkei nach Konſtantinopel zu gehen. Von Konſtantinopel gedachten wir alsdann nach Griechenland, von Griechenland nach Sizilien überzuſetzen und von Sizilien aus durch Italien, die Schweiz und Frankreich nach Hauſe zurückzureiſen. Dieſer unüberlegte Plan, der uns bloß noch eine Kleinigkeit von der Welt übrig ließ, lag in unſerer Phantaſie ſchon ſo ſicher ausgeführt da wie die unfehlbaren Feldzugsplane Napoleons. Wir dachten weder daran, daß uns die Umſtände, noch, daß uns die Menſchen im Wege ſein könnten. Es ſchwebte uns nur die Ausführung vor, nicht die Mittel; wir dachten nur an den Erfolg, nicht an die Hinderniſſe. Wir erblickten uns ſchon im Voraus in dem odyſſeiſchen Nimbus, der uns nach einigen Jahren in unſerer Heimath umgeben würde; wir hatten uns in Gedanken ſchon verheirathet und zwar um weiter nichts, als um Abends auf dem Kanapee unſere Frauen mit der Erzählung unſerer Fahrten zu unterhalten. Ehe wir die Reiſe angetreten, berechneten wir in voreiliger Beſorgniß ſchon, wie viel Federn und Papier wir mitzunehmen hätten, um die Notizen zur Beſchreibung derſelben gehörig aufzuzeichnen. Später läßt ſich die Zeit ſchwer begreifen, wo die Phantaſie noch im Stande iſt, uns kriechen-

den Schnecken anſtatt der Fühlhörner ſolche Merkursflügel an den Kopf zu heften, wo ſie unſer Schiff noch mit tauſend Wimpeln und Segeln behängt, um der maſtenloſen Treckſchuit des trägen Alltagslebens voranzueilen. Und doch ſehnen wir uns oft genug nach ihr zurück, wenn wir in der Welt, wie ſie wirklich iſt, einen feſten Platz einnehmen ſollen und dabei den Mächten in die Hände fallen, welche uns in dem Prokruſtesbette der „beſtehenden Einrichtungen“ das rechte Maß zu geben haben. Es paſſirt uns dabei ſchwerlich, daß wir zu klein befunden werden, und während der alte Prokruſtes ſeine Operation an den Beinen begann, verſuchen ſeine modernen Nachfolger, ohne Rieſen zu ſein, ihr Kunſtſtück gleich am Kopf.

Bei unſeren Vorſtellungen konnten wir übrigens der Enttäuſchung nicht lang entgehen und unſere Enttäuſchung mußte um ſo bitterer ſein, da die Täuſchung ſo ſchön war, und um ſo vollſtändiger, da wir grade den Meiſtern der Enttäuſchung, den Holländern, in die Hände fielen. Aber dennoch (wie ſehr ich auch Anderen abrathe, den von mir eingeſchlagenen Weg zu wählen) kann ich meinen Schritt auch jetzt nicht bereuen, und war ich doch einmal verurtheilt, durch unſere kleinliche Zeit in ihre engen, eingefahrenen Geleiſe gebannt zu werden, ſo mußte mir zum Einbiegen in ihre Straße der Umweg über Batavia wenigſtens lieber ſein, als der grade Weg unmittelbar in das platte Philiſterleben. In dieſer Beziehung habe ich einen großen, freilich theuer genug erkauften Vorzug vor ſo vielen andern Schickſalsgenoſſen, die von vorn herein in dieſes Leben verwieſen ſind und nie eine Ahnung von einem andern hatten.

Während wir uns zur Reiſe anſchickten, lernte ich in meiner Vaterſtadt einen Mann kennen, dem ich ſpäter meine

Befreiung aus der unausſtehlichſten Lage und, ich kann wohl ſagen, die Rettung meines Lebens ſollte zu verdanken haben. Es war dieß ein Obriſt aus Batavia, der eben auf einer Urlaubsreiſe begriffen war und in einigen Wochen ſich wieder nach Oſtindien einſchiffen wollte. Als ich ihm meinen Entſchluß mittheilte und ihn um ſeinen zukünftigen Beiſtand bat, ſagte er: „rathen kann ich Ihnen zu dem Schritt nicht, ich rathe Ihnen dringend ab; ſind Sie indeſſen durchaus entſchloſſen, Ihren Plan auszuführen, ſo werde ich in Batavia für Sie thun, was ich kann.“ Weit entfernt, die Warnungen des Obriſten für begründet zu halten, oder zu berückſichtigen, nahm ich nur das Günſtige aus ſeinen Worten heraus und ſah ihn nur als einen Gewährsmann für das Gelingen meines Unternehmens an.

Im September 1829 begaben wir uns, mein Freund und ich, nach einem thränenreichen Abſchied nach Harderwyck, einem Städtchen an der Süderſee, wo das Depot für die holländiſchen Kolonialtruppen iſt. Wir meldeten uns bei dem dortigen Obriſten, einem alten und anſcheinend gutmüthigen Manne. Mein Freund, ein Holſteiner von Geburt und durch beſondere Protektion ſchon vor ſeiner Studienzeit geweſener Officier in däniſchen Dienſten, ward ſogleich als Unterofficier angenommen. Mir dagegen erklärte der Obriſt, daß er mich zurückweiſen müſſe, weil ich in meinem Vaterlande noch nicht „gedient“ und Holland mit demſelben einen Vertrag geſchloſſen habe, keine Dienſtflüchtlinge anzunehmen. Ich bemerkte dagegen, daß ich nicht ſo lang in niederländiſchen Dienſten zu bleiben gedenke, bis ich zu Hauſe als Refraktair betrachtet würde, ich habe bis dahin noch Zeit genug, die Reiſe nach Batavia ſechsmal zu machen und es könne mir von Niemanden verwehrt werden, bis zum

Tage meiner Militairpflichtigkeit auf beliebige Art über mich zu disponiren. Der Obriſt indeß blieb gegen alle Vorſtellungen taub, denn die Leute, mit denen ich zu thun hatte, halten, wie wir ſogleich ſehen werden, gewiſſenhaft ihre Verträge. Da ſtand ich nun nach wenig Schritten ſchon am Ziel meiner langen Bahn, ich hatte das Ende ſchon erreicht, ehe ich den Anfang gemacht. Nach wenig Tagen ſollte ich die Meinigen wiederſehen mit Augen, in denen noch die Thränen eines vielleicht für ewig genommenen Abſchieds nicht getrocknet waren. Mein beneidenswerther Freund ſchien mir ſchon auf oſtindiſchem Boden zu ſtehen und mir Unglücklichen vergebens zuzuwinken. Auf die herrliche Reiſe, auf alle die Wunder der Natur, auf alle die fremden Völker, auf alle die Schönheiten des Orients, auf alle die intereſſanten Abenteuer, die uns bevorſtanden, hatte ich mich umſonſt gefreut. Ich war in der troſtloſeſten Lage von der Welt und auch meinem Freunde, der nicht allein abreiſen wollte, blieb zuletzt nichts übrig, als ebenfalls auf Alles zu verzichten. Da auf einmal erſchien uns ein rettender Engel. Der Sekretair des Obriſten, ein Sergeant, machte ſich vor der Thüre an uns heran und drückte uns mit der wärmſten, menſchenfreundlichſten Theilnahme ſein Bedauern darüber aus, daß ein ſo mißlicher Umſtand uns hindern müſſe, „unſer Glück zu machen“. Nach einer Weile angeſtrengten Nachdenkens, ob denn gar kein Ausweg für uns unglückliche junge Leute zu finden ſei, ward es endlich Licht in ſeinem Haupt. „Ich nehme wirklich zu viel Antheil an Ihrem Schickſal, als daß ich nicht Alles für Sie zu thun bereit ſein ſollte; direkt kann ich übrigens nicht für Sie wirken, ich entſinne mich aber, daß ich in Amſterdam einen Freund habe, der vielleicht Rath zu ſchaffen weiß, und an dieſen Freund will ich Ihnen ein

Briefchen mitgeben.“ Wir fielen dem edlen Mann beinah um den Hals bei dieſen Worten, wir gaben ihm in dankbarer Freude die Hand und daß wir ihm noch mehr gaben, als die Hand, verſteht ſich von ſelbſt. Das Uriasbriefchen, womit wir nach Amſterdam reiſ'ten (man wird in ſolchen Fällen, wenn man es nicht verſchmäht, unentgeltlich über die Süderſee geſchafft), hatte folgende omineuſe Adreſſe: „An den Sergeanten N. N. im Gefangenenthurm an dem Zingel zu Amſterdam“.

Der Sergeant N. N., der uns in ſeinem Seelenverkäufer komptoir (denn anders war es nicht zu nennen) im Gefangenenthurm mit den ausgeſuchteſten Komplimenten empfing, war ein Meiſter im Handwerk. Er verkaufte mich mit ſo verführeriſcher Gewandtheit und mit einer ſolchen Klapperſchlangenbezauberung, daß ich auch ohne die Abſicht, mich von ihm in meine neue Bahn einführen zu laſſen, ihm ſchwerlich entgangen ſein würde. Die Art, wie die Seelen im Gefangenenthurm zu Amſterdam verkauft werden, iſt folgende. Zuerſt ward ich höflichſt und freundlichſt erſucht, durch Eintragung meines Namens ꝛc. in eine Liſte den erſten Riegel hinter mir zuzuſchieben. Darauf bat mich der Sergeant N. N., ihm zu folgen. Er führte mich, während mein Freund in einer benachbarten Reſtauration wartete, durch viele Straßen hindurch in ein Haus, worin er mich erſuchte, an der Treppe einen Augenblick ſtehen zu bleiben, während er ſelbſt hinaufging. Nach kurzer Zeit kam er zurück und führte mich in ein Büreau, das ich für ein Polizeibüreau anſah. Bevor wir jedoch eintraten, inſtruirte er mich, wie ich mich zu verhalten habe; ich ſollte nämlich ſagen, daß ich ein geborener Hamburger ſei und meinen Paß verloren habe. Auch möge ich einen falſchen Namen angeben.

Er ſagte, man müſſe die Sache pfiffig überlegen und den Herrn in dem Büreau ein wenig hinter's Licht führen, damit er keine Schwierigkeiten in den Weg nach Batavia lege. Als ich in das Büreau hineintrat, beſah mich der Kommandant deſſelben ſehr ſcharf und that Fragen an mich, woraus erhellte, daß er mich für einen gewiſſen Menſchen zu halten geneigt ſei, gegen den er einen Steckbrief in Händen habe. Es ſchien ihm ſehr ſchwer zu werden, ſeine Zweifel in dieſer Beziehung zu überwinden. Sein barſches Benehmen, das ich mir ſpäter als ein Maskenſpiel erklärte, wodurch er ſeine polizeiliche Gewiſſenhaftigkeit an den Tag legen und ſeine Theilnahme an der Seelenverkäuferei verdecken wollte, erleichterte mir die verdächtige Aufgabe, ſeine Fragen nach der Inſtruktion des Sergeanten und zwar mit einiger Impertinenz zu beantworten. Im Hinblick auf die teutſche Einheit ließ ich mich ohne Weiteres zum Bürger eines teutſchen „Freiſtaats" machen. (Man ſieht, in Holland hat man fremde Bürgerrechte ſtets zur Dispoſition; man rechnet darauf, daß die Beſchenkten in „dieſer Welt" nicht mehr in den Fall kommen werden, ſie geltend zu machen.) Auf einen falſchen Namen ließ ich mich übrigens nicht ein. Als ich mich für einen Hamburger und meinen Paß für verloren ausgegeben, ward, wie es mir ſchien, ein neuer Paß ausgefertigt und dem Sergeanten übergeben, durch deſſen freundliche Verwendung er ausgewirkt worden war und der dadurch in Stand geſetzt wurde, mich ohne Weiteres als einen angeworbenen Hamburger nach Harderwyck zu empfehlen. Darauf verließen wir das Polizeibüreau und gingen in ein anderes Haus, worin, wie es mir vorkam, ein Kaſſebüreau war. Der Sergeant ging in das Büreau hinein und ich blieb in dem Hausflur ſtehen. Wahrſcheinlich wurden an

dieſer Raſſe die Judasſilberlinge ausbezahlt, die ich ſelbſt noch durch eine anſehnliche Prämie vermehrte. Als wir wieder in dem Gefangenenthurm angelangt waren, hatte ich in Hamburg zuerſt das Licht der Welt erblickt und meine redlichen Eltern hatten ſich der neuen Taufe mit unterwerfen müſſen. Daß ein Stück, worin ſolche hamburger Rollen geſpielt werden, eine tragiſche Entwicklung haben müſſe, würde ich mit Händen haben greifen können, wenn ich nicht zu wenig Weltkenntniß und zu viel Vorliebe für meinen Reiſeplan gehabt hätte. Ich entnahm zwar, als ich mit dem Sergeanten über die Straße ging, aus den Redensarten der vorübergehenden Leute, daß ſie in der großen Stadt Amſterdam, wo ſo oft ein Nachbar den andern nicht kennt, ſogleich aus meiner Begleitung meine Beſtimmung erriethen; auch hatte ich wohl Menſchenkenntniß genug, um unter der Heuchlerphyſiognomie des Sergeanten nach und nach den abgefeimteſten Seelenlieferanten zu erkennen. Allein meine für die intereſſante Reiſe zu ſehr beſtochene Phantaſie ſophiſtiſirte leicht die Bedenklichkeiten hinweg, welche die Vernunft ihr entgegenſtellte. Ich lachte ſogar den Sergeanten und Kompagnie heimlich in's Fäuſtchen aus, indem ich Die, welche mich zu verkaufen glaubten, bloß als Mittel zu meinem Zweck zu gebrauchen vermeinte.

Als ich nach Harderwyck zurückkam, hatte man mich dort niemals geſehen, ſo wenig wie die übrigen Hamburger, deren ich eine Menge dort antraf und die alle in Amſterdam waren umgekauft worden. Die falſchen Namen, die man ihnen gegeben, ſprachen meiſtens noch Hohn über die Unglücklichen aus, man ſchien ſich einen Spaß daraus zu machen, ſie in's Verderben zu bringen, und ſpedirte ſie mit der geübteſten Fühlloſigkeit einer geſchäftlichen Ge-

wohnheit wie Waaren oder Vieh nach ihrem Beſtimmungsort.

In Harderwyk wurde ich als Rekrute eingeſchrieben mit der Bedingung und dem Verſprechen, daß ich, nachdem ich das Exerzitium durchgemacht, als Sergeant nach Batavia abreiſen ſolle. Neben dieſer Zuſicherung erhielt ich und mein Freund von dem Obriſten die ſeltene Erlaubniß, außerhalb der Kaſerne auf einer gemietheten Stube wohnen zu dürfen. Dieſe Erlaubniß verſchaffte uns nicht bloß eine große Erleichterung, weil wir dadurch der in der Kaſerne einquartirten, rohen, wahrhaft galeerenartigen Geſellſchaft und Kameradſchaft entgingen, ſondern ſie war auch ein Beweis von Zutrauen, indem ſie uns außer die Kontrole der vielfachen Wachen ſtellte, wodurch die übrige Mannſchaft vom Deſertiren abgehalten wurde. Eine Vorſichtsmaßregel, die ſich auf Alle ohne Unterſchied erſtreckte, war die, daß kein Soldat vor die Stadt gehen durfte ohne beſondere Erlaubnißkarte. (Uebrigens erhielt ich und mein Freund zwei Mal Urlaub nach Amſterdam, wobei wir beliebig deſertiren konnten, wenn wir gewollt hätten.) Damit Niemand ſo leicht im Stande ſei, jenes Verbot verkleidet zu übertreten, mußte Jeder, wenn er militairiſch eingekleidet wurde, die mitgebrachte Zivilkleidung abgeben. Später wurde dieſe verkauft und der Erlös dem Eigenthümer eingehändigt, der übrigens nicht bei dem Verkauf zugegen ſein durfte, wenigſtens nicht davon in Kenntniß geſetzt wurde. Meinem Freund und mir konnte es keineswegs angenehm ſein, unſere Kleider in Geſellſchaft ſo mancher vom Galgen gefallener Hoſen und Röcke verkaufen zu ſehen. Beſorgter für unſere Kleider als für uns ſelbſt, wollten wir dieſen erſparen, was mit unſerer Perſon bereits geſchehen war. An dem Tage, wo wir eingekleidet

werden ſollten, erſchienen wir daher in einem ſchlechten Anzug, den es ſich ohnehin nicht der Mühe verlohnt hätte nach Indien mitzunehmen. Unglücklicher Weiſe begegnete uns auf dem Wege nach dem Kleidermagazin der Adjutant des Obriſten, ein barſcher, hetzhündiſcher Menſch mit ſehr rothem Geſichte. Sobald er unſern veränderten Anzug gewahrte, befahl er, ohne irgend einen Grund weiter anzugeben, dem uns begleitenden Korporal, uns ſofort in Arreſt zu bringen. Da wir uns die Urſache dieſer Bewillkommnung nicht ſogleich denken konnten, wollten wir ihn darum befragen, allein hierzu ließ er uns nicht Zeit und war verſchwunden, ehe wir uns von unſerm Erſtaunen erholt hatten. Wahrſcheinlich hatten dem Schelm unſere hübſchen Röcke gefallen und er wollte die Gelegenheit benutzen, ſich für wenig Geld eine Zivilkleidung anzuſchaffen. Nachdem wir unſere beſten Kleider wieder angezogen, war von keinem Arreſt mehr die Rede. Für meinen ganzen Anzug erhielt ich 18 Gulden. Dieß war übrigens ein unerhörter Preis, denn es gab in Harderwyk Kleider zu verkaufen, worin jeder Bettler Fortüne gemacht hätte. Als die Kaufpreiſe ſpäter ausgetheilt wurden, rief man die Intereſſenten auf dem Kaſernenplatz zuſammen und las die Liſte ab. Zwei bis zehn Stüber waren der gewöhnliche Preis. Beim dritten oder vierten Mann hieß es immer: „voll Ungeziefer auf den Miſt geworfen.“ Dann wieder: „die Hoſe weggeworfen, für den Rock zwei Stüber.“ Für dieſe zwei Stüber tranken dann die Bedauernswerthen auf den Abſchied von Europa, wovon ſie ſo wenig wiederſehen ſollten wie von ihren Röcken und Hoſen.

Ihr Fielding, Lichtenberg, Hogarth, Lavater, Gall und wie ihr Menſchenkenner und Beobachter noch ſonſt heißen mögt, welche unſchätzbare Bereicherung wäre der Literatur

und Kunſt geworden, wenn das Schickſal euch auf einige Zeit nach Harderwyk geführt hätte! Was hättet ihr für Beobachtungen machen, was für Menſchenkenntniß und Menſchenſchickſale ſammeln können, wenn ihr euch an jene Kloakenmündung von Europa geſtellt, durch die ſich der Abfall und Kehricht von allen Enden unſeres Kontinents hindurchdrängt, um über die See nach Batavia zu ſchwimmen und den javaniſchen Boden zu düngen! Neben euch ſollte ſich aber zugleich ein reicher Howard ſtellen, um mit rettender Hand die nicht zum Kehricht gehörenden Unglücklichen aufzugreifen, die, durch widrige Zufälle oder durch Unbeſonnenheit in jenen Kothſtrom hineingeriſſen, nicht verdienen, für eine auf Oſtindien gebaute Hoffnung verzweifelnd in einem javaniſchen Lazareth oder unter der Knute eines branntweinduftenden holländiſchen Militairtyrannen zu büßen. Als Beiſpiele ſolcher Unglücklichen will ich bei dieſer Gelegenheit nur zwei anführen. In der harderwykſchen Kirche, die ich auf einem Spaziergang durchmuſterte, fand ich auf ein Blatt eines alten Kirchengeſangbuchs mit Bleiſtift auf Franzöſiſch folgende Worte geſchrieben: „Du, der du niemals unglücklich warſt, beſinne dich, daß vielleicht ein Tag kommen wird, der dich vernichtet. Du wirſt dein Vaterland nicht wiederſehn, deine Freunde ſind todt für dich, du biſt ganz allein und mitunter ganz verlaſſen in dieſer Welt und du wirſt ſterben vor Gram.“ Auf der Kehrſeite des Blattes ſtanden, als habe der Schreiber dieſer Zeilen ſich von ſeinen traurigen Betrachtungen und Ahnungen wieder erholt und ermuthigt, auf Griechiſch die Worte: „Prüfet Alles und das Beſte behaltet.“ Ich habe das Blatt herausgeriſſen und bewahre es als Andenken an einen unbekannten intereſſanten Unglücklichen, der gewiß verdient hätte, ſeinen Retter zu finden.

Er hat ihn wahrſcheinlich nicht gefunden und wird verſchwunden ſein unter den vielen Tauſenden, die auf der Inſel Java nichts erwartet, als getäuſchte Hoffnungen und ein unbezeichentes Grab, worauf ſich der fühllose Egoismus herumtreibt, der es zubereitet. Ich glaube von jenem Unglücklichen in Batavia eine Spur wiedergefunden zu haben. Es wurden mir nämlich dort am Tage vor dem Antritt meiner Rückreiſe nach Europa in einem Kleidermagazin von dem Korporal, der darin die Aufſicht führte, einige ſchön emaillirte, mit Gold eingefaßte Knöpfe gezeigt und dieſelben als Nachlaß eines franzöſiſchen Grafen bezeichnet, der ſie früher auf ſeinem Rock getragen, ſpäter aber unglücklich geworden, als gemeiner Soldat nach Batavia gekommen und als ſolcher dort vor einem halben Jahre im Lazareth geſtorben ſei. Der Graf hatte, wie man mir erzählte, viele Reiſen gemacht und war als Schriftſteller, namentlich durch die Beſchreibung ſeiner Reiſen, ſehr bekannt. Seinen Namen konnte man mir nicht mehr nennen und ich hatte nicht Zeit mehr, mich näher danach zu erkundigen. Der Korporal, ein nicht ungebildeter Teutſcher, gab mir aber ein aus kleinen aufgeleſenen Papierſtücken zuſammengeheftetes Manuſkript und verſicherte, daß der Graf eine Menge dergleichen, namentlich Gedichte, hinterlaſſen habe, die aber ſämmtlich verloren gegangen ſeien. Was mir das Heftchen am Meiſten intereſſant machte, war die Aehnlichkeit, die ich zwiſchen der Handſchrift deſſelben und zwiſchen derjenigen jenes Blattes zu finden glaubte, welches ich aus dem Geſangbuch in Harderwyck herausgeriſſen. Den Inhalt bilden meiſtens Exzerpte ſchöngeiſtiger Art aus der Geſchichte und Autoren, die wahrſcheinlich als adminicula memoriae gelegentlich beim Schriftſtellern dienen ſollten. Außerdem befinden ſich auch eigene Aphorismen und Sätze

darin, unter dieſen jedoch nur zwei, die auf den Charakter und die frühere Stellung des Verfaſſers ſchließen laſſen. Der eine lautet ſo: „ich habe eine zu lebhafte Empfindlichkeit für den Schmerz, ſowohl phyſiſchen wie moraliſchen, und ein einziger Dorn verurſacht mir mehr Pein, als mir der Geruch von hundert Roſen Vergnügen macht.“ Der andere Satz heißt: „ich habe an mir ſelbſt die Wahrheit erprobt, daß ſich die öffentliche Beachtung nur erlangen läßt auf Koſten des häuslichen Glücks.“ Ich muß bedauern, nicht genug Kenntniß der franzöſiſchen Literatur und Literatoren zu beſitzen, um den Namen des intereſſanten Grafen errathen zu können, der, vielleicht von vielen Freunden und Angehörigen vermißt, in einem fernen Erdwinkel unter fremden und herzloſen Menſchen ein ſo troſtloſes Ende gefunden.

Einen anderen intereſſanten Unglücklichen, einen Herrn von M—l, lernte ich perſönlich kennen. Er beſuchte mich in Harderwyk auf meiner Stube, weil er gehört hatte, daß ich teutſcher Student geweſen. Seiner Haltung und ſeinen Zügen ſah man gleich an, daß er nicht geſchaffen war, das Wamms zu tragen, welches ihn bekleidete. Er war aus einer ſehr angeſehenen Familie Sachſens, hatte in Leipzig die Rechte ſtudirt, ſein Examen ſchon gemacht und war als Referendar einer Anſtellung gewärtig, als er zufällig unter Spieler gerieth und neben dem Verluſt ſeiner disponiblen Habe in kurzer Zeit ſo in Schulden verſank, daß er zur Rettung ſeiner Ehre und vielleicht ſeiner Perſon kein Mittel mehr übrig ſah, als auf gutes Glück landesflüchtig zu werden. Er kam an die Elbe und faßte in der Verzweiflung den Entſchluß, ſich hineinzuſtürzen. Weil er nach ſeinem Tode wo möglich nicht wieder erkannt ſein wollte, hatte er ſeinen

Siegelring ſchon vom Finger gezogen und vergraben. Allein eine wiederwachende Hoffnung und die Scheu vor einem Schritt, den Keiner zurückthun kann, bewogen ihn, den beſchloſſenen Selbſtmord wenigſtens aufzuſchieben. Zu Fuß langte er endlich in Hamburg an und beim Suchen eines Weges nach einem fremden Welttheil gerieth er holländiſchen Werbern in die Hände, die den Unerfahrenen unter Verheißung alles möglichen Glücks für den holländiſchen Dienſt anwarben und nach Harderwyck beförderten. Hier nun ſaß er in der Kleidung, die eher einem Baugefangenen anzugehören, als eine Militairuniform zu ſein ſchien, als gemeiner Soldat neben mir und zog bei der Schilderung ſeiner Lage einen zinnernen Löffel aus der Hoſentaſche, den er da aufbewahren mußte, weil ſelbſt dieß Geräth unter ſeiner Kameradſchaft in der Kaſerne nicht ſicher war. Mit dieſem Löffel aß er aus der hölzernen Schüſſel, an die er binnen wenig Wochen aus den erſten Geſellſchaften Dresdens verſetzt worden war, ſeine Sklavenkoſt mit den Kameraden, unter denen jedesmal um das Stück Fleiſch geloos't werden mußte, das man ihnen in die Suppe gegeben. Er hatte ſeiner Familie, die er aus Schonung nicht mehr an ſeinem Schickſal betheiligen zu wollen ſchien, nichts von ſeiner Lage mitgetheilt und war auch trotz allem Zureden nicht zu bewegen, dieß verkehrte Mittel aufzugeben. Als er von den Seinigen ſprach, liefen ihm die Thränen über die Wangen und er ſchalt ſich eine Memme, daß er noch weinen könne. Sein offener, edler Charakter und ſein geſittetes Weſen haben ihm auf der Inſel Java ſchwerlich das Loos verſchafft, das er verdiente. Er wurde ein Paar Wochen vor mir eingeſchifft und in Batavia ſah ich ihn nur flüchtig wieder, indem er von dort gleich nach meiner Ankunft mit einem Detachement in das Innere der

Inſel geſchickt wurde. Später habe ich nichts mehr von ihm gehört, ſo daß ich ihn ebenfalls zu den Opfern des holländiſchen Kolonialdienſtes rechnen muß.

Das Exerzitium, das ich in Harderwyck lernte, nahm unter Schimpfen und Fluchen einen guten Fortgang. Anfangs hatte ich viel vom holländiſchen Sprachgebrauch zu leiden; ſo ſagte mir unter Anderm ein Unterofficier, der mich für einen ſchon Einexerzirten angeſehn und über meine Neulingsunbehelfenheit aufgebracht wurde, daß ich ſo dumm wie lang ſei ꝛc. Solche Stürme legten ſich aber bald, nachdem der Unterofficier in Erfahrung gebracht, daß für mein Geld ſo guter Genever zu kaufen war, wie für das ſeinige. Nach vierzehn Tagen avancirte ich ſchon zum Korporal und erhielt einen gelben Streifen auf den Arm. Man griff jetzt ſchon vor mir an die Mütze — welcher Vorſchritt in meinem Reiſeplan! Wenn ich in Sturm und Regen an der Süderſee Poſten ſtand — in Harderwyck die Aufgabe der Korporale — und meine Zukunft mit meiner Vergangenheit zuſammenſtellte, wurde es mir allerdings bisweilen übel zu Muth. Das Leben in Harderwyck, wo Alles auf Betrug und die roheſte Liederlichkeit in jeder Beziehung hinauszulaufen ſcheint und welches man in Holland ſelbſt ein zweites Gomorrha nennt, trug auch das Seinige bei, üble Stimmungen, die meine ungewöhnte Lage mit ſich bringen mußte, zu vermehren. Allein das Alles war nicht im Stande, mich bei meinem Unternehmen irre zu machen, meine Romantik blieb vielmehr friſch und geſund und als nach vier Wochen endlich der Tag der Abreiſe herannahte, waren alle Nebel von der ſchon herüberſcheinenden oſtindiſchen Sonne bald zerſtreut. Ich erhielt einen vergoldeten Unterofficiersſtreifen auf den Arm und wurde dem reiſefertigen Detachement als Feurier zugetheilt.

Am 30. Oktober gegen Abend reiſten wir ab. Die Soldaten, meiſtens Teutſche, zogen unter dem Singen des Liedes: „Auf, Matroſen, die Anker gelichtet ꝛc.“ — aus der Stadt. Trotz allem guten Muth konnte ich in dieſem entſcheidenden Augenblick doch nicht umhin, unwillkürlich an die Worte in dem Kirchengeſangbuch: „Toi, qui a été jamais malheureux etc.“ zurückzudenken. Wir wurden, 130 Mann ſtark, in zwei kleine Schiffe verladen, die uns nach Amſterdam bringen ſollten. Es wehte ein ſcharfer Wind, der die Wellen der grauen Süderſee brauſend vor ſich hertrieb und uns bald in die Ferne brachte. Das holländiſche Gomorrha, von einem fliegenden Nebel eingehüllt, lag hinter uns in ruinenartigen Umriſſen und verſetzte das Gemüth in eine unangenehme Stimmung. Die wachſenden Wellen leiſteten den Dienſt, uns daraus aufzurütteln. Am andern Morgen nach einer ſchlaflos zugebrachten Nacht ſahen wir Amſterdam vor uns, langten aber erſt Nachmittags dort an, weil uns durch forcirtes Segeln bei dem heftigen Winde der Maſt abbrach. Ueberdieß wären wir durch Unvorſichtigkeit des betrunkenen Steuermanns beim Laviren beinah von einer Brigg überſegelt worden, die nicht zwei Schritte weit an uns vorüberbrauſ'te. In Amſterdam wurden wir in ein anderes Schiff übergeladen und kamen durch die Amſtel und andere kleine Flüßchen nach einer elftägigen Fahrt bei unſerm Oſtindienfahrer an, der zwiſchen Dortrecht und Helvoetſluis auf dem ſogenannten Klönder lag. Das Schiff war nicht groß, nur etwa 100 Fuß lang, ganz neu und ſollte ſeine erſte Reiſe machen. Der Raum, der uns zum Aufenthalt angewieſen wurde, war dunkel, ſehr niedrig und für 130 Mann zu beſchränkt. Die Hängematten hingen dicht neben einander, ein Umſtand, der bei eintretender Hitze unerträgliche

Folgen haben mußte. Die Unterofficiere erhielten eine beſondere Ecke im Schiffsraum, die jedoch von dem Aufenthaltsort der Soldaten nicht abgetrennt war. Mir als Fourier war als Vertrauensamt die Beaufſichtigung und Vertheilung der Lebensmittel zugewieſen, in ſo fern ein angenehmes Geſchäft, als ich dadurch von der Beaufſichtigung der Soldaten entbunden war und keine Wachen zu thun brauchte. Auch gelangte ich bei der Mannſchaft zu einer gewiſſen Beliebtheit dadurch, daß ich beſtimmt war, ihr auf der langweiligen Fahrt behülflich zu ſein zu ihrem beſten Zeitvertreib, nämlich zum Eſſen und Trinken.

An meinen Freund.

Sieh nicht den Kirchhof, trauteſter Ferdinand,*)
So traurig an, als ließeſt du einen Freund
An ihm zurück. Biſt du entſchloſſen,
Weiter zu gehn, ſo vergiß den Kirchhof.

Iſt's denn nicht gleich, wohin du das Haupt gelegt,
Wenn ewig ſich das Herz und das Auge ſchloß?
Was ihm der Tod bringt, kümm're Keinen,
Sei ihm das Leben die einz'ge Sorge!

Mag dein Gebein des ſtürmenden Oceans
Raſtloſe Salzflut waſchend im Sande dreh'n,
Es mag in Aſiens grauſer Wüſte
Sengende Glut dein Gerippe dörren!

*) Name meines Freundes und Reiſegefährten. Er wurde vor der Abreiſe durch allerlei traurige Ahnungen beunruhigt, die, wie ſich ſpäter zeigen wird, ſich nur zu ſehr beſtätigten.

Ob hier dein Leib, ob dort er begraben wird,
Soll das des Geiſtes lenkender Kompaß ſein?
Was du hier ſtrebeſt, was du baueſt,
Iſt es denn bloß, um ein Grab zu bauen?

Die Kraft iſt friſch und jung iſt das Leben noch,
Der ſchlaffen Ruh' alltägliches Lager dampft.
Du ſollſt das Buch des Lebens leſen,
Nicht ſei der Titel des Forſchens Ende.

Schwächlingen laß den Stuhl und das Kanapee,
Der Kräft'ge muß ſich rühren und muthig ſein.
Was Sitzkathederweisheit iſt, das
Saheſt du ja an den Profeſſoren.

Des Lebens Schule iſt nur das Leben ſelbſt
Und aller Wahrheit Lehrerinn die Natur:
Sie öffnet ihre große Aula,
Wenn ſich die kleine gelehrte ſchließet.

Weit in der Welt unendliches Nebelmeer
Drang mancher kühne, ſpähende Forſcherblick
Und Millionen Sonneninſeln
Liegen wie Lettern des Buches vor ihm;

Doch, den ein Glas hin über die Sonnen trägt,
Ihn trug ſein Fuß noch kaum aus dem engen Kreis,
Wo er der Mutter Milch geſogen,
Wo er als Knabe den Kreiſel peitſchte.

Die Sonnen maß er, maß die Unendlichkeit,
Der Erde Sandkorn kennt er dem Namen nach
Und wählt genügſam ſich dieſelbe
Scholl', ihn zu tragen und zu bedecken.

Drum ohne Zagen, trauteſter Ferdinand,
Und laß den Kirchhof bei der Gelehrſamkeit!
Auch auf der andern Hemiſphäre
Setzt uns der Nachen des Charon über.

II.

Ein Seesturm.

Am 13. November gingen wir unter Segel und nahmen Abschied von Europa. Den andern Morgen erblickten wir schon die Kreideberge von England und die Küste von Frankreich. Den Kanal ließen wir glücklich hinter uns und steuerten mit günstigem Wind in die offene See. Die Lootsenboote und Küstenschiffe verloren sich allmälig um uns herum und das Meer trug uns allein auf seinem unermeßlichen Rücken davon. Wenn wir als Knaben zum ersten Mal von unsern ländlichen Mistpfützen, Pferdeschwemmen und Bächen an die Ufer eines großen Stromes versetzt werden, verlieren wir uns in Staunen und stummer Betrachtung bei der dem kindlichen Blick unermeßlichen Wasserfläche und die Phantasie erfüllt ihre Tiefe mit tausend Wundern. In dieselbe, ich mögte sagen, heilige Stimmung versetzt die See das Gemüth des Jünglings, wenn er zum ersten Mal über ihre grausige Tiefe dahinschwebt; er wird wieder zum Kinde vor dieser unergründlichen, geheimnißvollen Wasserunendlichkeit. Wie er sich aber klein und überwältigt fühlt bei dem großartigen Schauspiel, so erhebt es ihn wieder zu kühner Vorstellung, wenn er seinen Kiel mit überlegener Leichtigkeit über die gefahrvolle Bahn dahinbrausen hört, wenn er die Straßen durchschneidet, die einen Columbus, einen Anson, einen

Cook getragen, wenn er mit aufgeblähten Segeln über die Grade und Meere dahinfliegt, die er als Knabe zählend mit dem Finger oder Bleistift überstrichen hat. Doch die See, unwillig über die ungestörte Betrachtung ihrer Größe, will ihre neuen Beschiffer auf die Probe stellen, sie will sich in ihren Schrecken zeigen und die voreilige Kühnheit zur Demuth zurückbringen. Es wird Abend, der Himmel verhüllt sich in Wolken, die dunkeln Wellen kräuseln sich, die Segel fliegen hinauf, es wird Sturm. Wer da sagt, daß ihm beim ersten Seesturm, den er erlebt, das Herz nicht geklopft, der prahlt gewiß noch mehr, als Der, welcher furchtlos in die erste Schlacht gegangen sein will. Mir deucht, eine Schlacht, wenn auch an sich bei Weitem gefährlicher, kann nicht so schreckenerregend sein wie ein ernstlicher Seesturm. Jene stellt nur einen Kampf gegen gleichartige schwache Menschen, dieser einen Kampf gegen das mächtigste aller Elemente dar. Bei einer Schlacht hat auch der Besiegte noch Aussicht auf künftigen Sieg oder wenigstens auf Rettung des Lebens; allein die See, wen sie besiegt, den besiegt sie meistens gänzlich und sie kennt, wie die Bewohner ihrer wilden Inseln, weder Pardon noch Kriegsgefangene. Im Sturm einer Schlacht herrscht zusammenwirkende Thätigkeit, wodurch der Eine den Andern beseelt und fortreißt; in einem Seesturm herrscht zusammenleidende Ohnmacht, wodurch der Eine den Andern entmuthigt und lähmt. Dort gibt es erhebende Offensive, hier nur niederschlagende Defensive und wenn dort das point d'honneur die Gefahr verachten lehrt, so hilft hier das point d'horreur sie vergrößern.

Ein Vorgeschmack der Beängstigungen einer Seefahrt war uns gleich in den ersten Tagen zugedacht. Am 16. fiel uns ein heftiger Wind so plötzlich in die Segel, daß man nicht

Zeit hatte, sie schnell genug einzuziehen und das Schiff Gefahr lief, umzuschlagen. Einige wollten gesehen haben, daß die Raen in's Wasser tauchten. Es war eine bestürzende Ueberraschung, die Alles ohne Unterschied aus der Fassung brachte. Ich sah auf der Brust des Kapitains unseres Detachements das croix d'honneur hüpfen von dem Klopfen des alten Soldatenherzens, das darunter hing und das in der Schlacht nicht so unruhig gewesen wäre. Selbst der Schiffskapitain, ein sehr tüchtiger und erfahrener Seemann, veränderte auffallend sein zuverlässiges Gesicht und entschuldigte dadurch die Angst der neuen Seefahrer, wie er sie dadurch vergrößerte. Am 17. legte sich der Wind, jedoch nur, um sich zu neuen Anstrengungen zu erholen. In der Nacht vom 18. auf den 19., als wir uns ungefähr auf der Höhe von Lissabon befanden, verwandelte er sich in einen heftigen Sturm. Von den 300 Augen, die auf dem Schiff waren, schloß sich die ganze Nacht kein einziges zu. Ein Schauspiel neuer und schrecklicher Art hielt unsere Seele und Sinne beschäftigt auf eine in der Erinnerung angenehme, aber in der Wirklichkeit entsetzende Weise. Die See hatte sich in Tausende von brausenden Wasserbergen verwandelt, die sich wie mit absichtlicher Gewalt über das dröhnende Schiff hinwegstürzten und es bisweilen dermaßen auf die Seite warfen, daß das Verdeck beinah senkrecht in's Wasser zu stehen kam. Die Hängematten schlugen gegen die Decke. Wohin man sich durchwand, war Tumult und Schrecken. Das Toben und Gebrause der Wogen, das Sausen und Schnauben des Windes durch die Taue und Stengen, untermischt von dem fischweiberartigen Geschrei der Matrosen und dem brandgeschreiähnlichen Kommandiren der Schiffsofficiere, der feurige Schaum, der kochend um das Schiff herumwogte, das Kra-

chen und Aechzen des neuen Holzwerks an den Schiffswänden, das Schlagen und Flattern der losgerissenen Segel von der Höhe des Mastes herab — dieß Alles zusammen, durch die Dunkelheit der Nacht noch beängstigender gemacht, bildete eine Szene, die einen Napoleon hätte frappiren müssen, wie viel mehr einen holländischen Sergeanten. Dabei flog Alles, was nicht festgebunden war, in der wildesten Verwirrung und mit donnerndem Getöse durch einander. Die Todesangst zeigte bei unserer nobeln Reisegesellschaft ihre ganze Gewalt. Selbst die wüsteste Rohheit verschwand unter den bleichen Gesichtern. Die Wölfe wurden zu zahmen Lämmern und die Bären zu anschmiegenden Schoßhündchen. Die sonst so geläufigen Verwünschungen und Flüche verwandelten sich in fromme Ermahnungen und kindische Ausdrücke des Entsetzens. Ruhig blieb fast Niemand als die Seekranken, die in dumpfer Gleichgültigkeit Alles über sich ergehen und sich in ihren Hängematten in den Schlaf der Vergessenheit aller irdischen Dinge einwiegen ließen.

Bei dieser wie bei späteren Gelegenheiten gewährte es mir ein besonderes Interesse zu beobachten, wie verschieden sich bei verschiedenen Menschen die Angst kund gab. Einige betranken sich in aller Eile und legten sich dann in die Hängematten, Andere verkrochen sich in den Schiffsraum, um nur nichts von Dem zu sehen, was auf dem Verdeck vorging. Andere dagegen drängten sich vor Angst auf das Verdeck hinauf, als hätten sie sich bereit halten wollen, um im Fall eines Untergangs irgend einen schwimmenden Gegenstand zu ergreifen. Sie ließen sich weder durch See- noch durch Regenwasser in den Schiffsraum zurücktreiben. Noch Andere halfen mit aller Anstrengung den Matrosen an den Tauen ziehen, um die Ausführung der unglückverhütenden

Maßregeln zu beschleunigen. Am Besten von allen Passagieren nahm sich der Premierlieutenant unseres Detachements aus, der eine in dem Gemälde unersetzliche Staffage bildete. Diese winzige, versoffene Figur von 4½ Fuß Höhe, mit dickem, halbkahlem Kopf, vorstehenden, stets halbgeschlossenen Augen und einem gewaltig langen Schnurrbart hatte die frappanteste Aehnlichkeit mit einem Seehund. Auch schien die See sein Element zu sein: ihn genirte nichts, als das Schwanken des Schiffs, wodurch er stets genöthigt war, sich festzuklammern. Wenn Alles unruhig wurde, blieb dieser Ritter sans peur et sans courage, wie man ihn hätte nennen können, stets gleichgiltig und sah mit seinen schnappsschläfrigen Augen in den Tumult hinein, wie in einen Tanzsaal.

Einen andern sehr komischen Anblick gewährten die Seekranken. Bisweilen sah man ein Paar Dutzend zugleich die Köpfe über Bord strecken und in den lächerlichsten Attitüden sich würgend gegen die See expektoriren, die ihnen so viel zu schaffen machte. Einer derselben wurde nach dem Sturm für todt aus einer schmutzigen Ecke im Schiffsraum hervorgezogen, kam aber wieder zu sich.

Der Sturm hatte ganz plötzlich nachgelassen und es trat eine völlige Windstille ein. Ein solcher Zustand ist für die Seefahrer einer der unangenehmsten, weil die zurückbleibende Wallung jetzt das Schiff ganz in ihrer Gewalt hat und nach Belieben umherwirft, so daß nicht selten die Masten über Bord fliegen, oder durch das heftige Arbeiten ein Leck entsteht. So lang dagegen der Sturm weht, schwankt das Schiff nur heftig nach der Seite hin, wohin der Wind geht, während nach der andern Seite hin die unten an den Masten befindlichen Sturmsegel so viel Widerstand finden, daß das

Schiff eher nach der einen Seite weggleitet, als gegen den Wind hin ſich auf die andere legt. Weil nur Wenige ſich von dem Segeln eines Schiffs bei Sturmwetter einen Begriff zu bilden ſuchen, folge hier eine kurze Andeutung über Dasjenige, was ich in dieſer Beziehung bei den zahlreichen, auf meiner Reiſe erlebten Stürmen habe beobachten können. Man ſegelt entweder vor dem Wind, wenn er von hinten in die Segel weht, oder mit halbem Wind, wenn er mehr von der Seite, oder bei dem Wind, wenn er mehr von vorn weht. Entſteht beim Segeln vor dem Wind Sturm, ſo läßt man einſtweilen im Verhältniß zur Stärke deſſelben einige Segel aufgezogen und man kann denken, mit welcher Vogelſchnelle alsdann das Schiff durch das Waſſer brauſ't. In kurzer Zeit aber werden die Wellen ſo hoch, daß das Schiff, wenn ſie ſich vor demſelben erheben, nicht Zeit hat, ſie zu überſteigen, ſondern durch die reißende Schnelligkeit in Gefahr kommt, in den Waſſerberg hineinzuſegeln oder, wenn es ihn an der Seite durchſchneidet, in der ſchnellen Schwankung umzuſtürzen Um nun dieſen Gefahren auszuweichen, muß bei Zeiten beigelegt werden. Das Nämliche wird nöthig, wenn im Segeln bei dem Wind, oder mit halbem Wind die Wellen ſo groß und ſo heftig werden, daß das Schiff ihre Stöße am Bug oder an der Seitenwand nicht aushalten kann. Das Beilegen geſchieht, indem man die gewöhnlichen Fahrſegel aufzieht, anſtatt ihrer die Sturmſegel herabläßt und das Schiff ſo viel wie möglich in den Wind dreht, ſo daß die ſchräg geſtellten Sturmſegel nicht mehr Wind faſſen, als nöthig iſt, das Schiff um ein Weniges voranzutreiben, damit man es mit dem Steuer in der Gewalt behält. Indem aber das Schiff durch den ſchräg einfallenden Wind beinah eben ſo viel nach der Seite wie nach vorn

fortgleitet, weicht es den Wellen aus, oder lähmt ihre Kraft. Das ist das einzige Vertheidigungsmittel, welches sich auf offener See gegen den Sturm anwenden läßt. Dabei arbeitet das Schiff aber immer noch heftig genug und hält der Sturm lang an, so daß die Wellen immer höher werden, oder ist er gar so heftig, daß selbst keine Sturmsegel mehr halten, dann bleibt nichts übrig, als der Stärke des Schiffes oder dem Glück zu vertrauen. Man pflegt dann die oberen Theile der Masten herabzunehmen, damit diese weniger Schwung haben, und alle Oeffnungen auf dem Verdeck zu verschließen, so daß die Wellen bloß darüber wegspülen, aber nicht eindringen können.

Bei dieser Gelegenheit, wo von der Einrichtung und dem Verhalten eines Seeschiffs die Rede ist, mögen die Seeromanschreiber auf eine Gewohnheit aufmerksam gemacht werden, deren gelegentliche Erwähnung ihnen bei ihren sorgfältigen Beschreibungen aller Einzelnheiten den Anstrich der genauesten Beobachtung geben müßte. Die Schiffstaue nämlich werden alle, so weit sie nicht im Gebrauch sind, auf dem Verdeck gleich einer Bratwurst in Kreisen zusammengelegt und zwar von der linken nach der rechten Seite herum, also für uns dem Lauf der Sonne nach. Bloß ein einziges unter jenen mehr als hundert Tauen pflegt man von der rechten nach der linken herumzulegen. Dieß Tau ist dasjenige, woran die sogenannten Baken (boeien, sprich Buien) befestigt werden, die über dem hinausgeworfenen Anker auf dem Wasser schwimmen, damit man diesen, wenn das Ankertau brechen sollte, wieder auffinden kann. Jenes vor allen andern ausgezeichnete Tau nennen die Holländer Boeireep (sprich Buireep). Es könnte nun in einem Seeroman gelegentlich etwa also heißen:

Es war ein ſchöner Sonntagsmorgen. Der Himmel ſpiegelte mit Wohlgefallen ſein reingewaſchenes Geſicht in dem blauen Spiegel der See, auf dem das Schiff wie eine Fliege daherkroch, und ſein großes Sonnenauge glänzte aus dem Spiegel beinah noch feuriger heraus, als es hineinſtralte. Kein trübes Wölkchen verdüſterte die klare Himmelsmiene, um die nur einzelne Locken herumwehten, weiß wie die Segel des Schiffs und wie der Schaum, womit die See deſſen kupferbeſchlagenes Kinn einrieb, gleich dem rothbewachſenen Kinn des Unterſteuermanns, der, an den Fockmaſt gelehnt, im Schatten der Segel ſich raſirte. Neben ihm ſtand, bereits ſonntäglich aufgeputzt, der Bootsmann und hielt, in ausruhendes Nachdenken verloren, den Blick auf die zuſammengerollten Taue geheftet, die vor ihm auf dem Verdeck lagen, oder neben ihm an der Verſchanzung hingen. Sie erinnerten ihn lebhaft an ſeine lang entbehrte Lieblingskoſt, an Bratwürſte, und an ihren, dem Lauf der Sonne nach gelegten Ringen ſchien er zu zählen, wie oft die Sonne ihren Lauf noch zu vollenden habe, bis er bei „Mutter Scheppop“ zu Amſterdam und ihrer dickbackigen Tochter ſich wieder an ſeinem Lieblingsgericht, an Bratwürſten, ergötzen könnte. Schon glaubte er im heimathlichen Hafen den Anker fallen zu hören, indem ſein Blick auf die Buireep fiel und ihre gegen den Lauf der Sonne gelegten Ringe (nur bei dieſem einzigen Tau iſt dieß Gebrauch) mahnten ihn in ſeiner freudigen Vorſtellung nicht daran, daß er nach wenig Wochen ſchon wieder die Anker lichten und die Rückfahrt nach dem glühenden Süden antreten ſollte. Ha! rief er unwillkürlich aus ꝛc. ꝛc.

III.

Weitere Reise nach Batavia.

Nachdem wir durch einen Sturm als Seefahrer eingeweiht waren und unsere erste Neugier gestillt hatten, fingen wir schon an, einen Begriff von der Langeweile zu bekommen, welche ohne ganz besondere Gegenmittel eine nicht zu entfernende Begleiterinn des gewöhnlichen Seelebens ist. Man fühlt sich sehr bald eingeschlossen in das hölzerne Gefängniß, man sieht nichts als Wasser und Luft, man ist außer Stande sich körperliche Bewegung zu machen, die Befriedigung der unschuldigsten Bedürfnisse des Herzens wie des Geistes ist versagt, man führt ein halbes Kerkerleben. In unserer Lage machten sich diese Uebelstände doppelt bemerkbar, da wir bei unserer untergeordneten Stellung keine Ansprüche auf Bequemlichkeiten oder Aufmerksamkeiten machen konnten und da auf der andern Seite unsere Reisegesellschaft keine Unterhaltung zu gewähren im Stande war, sondern nur dazu beitrug, das Leben recht unerträglich zu machen. Man kann sich denken, welchen Reiz auf die Dauer eine Gesellschaft gewähren konnte, die aus Vagabunden, Deserteurs*), entlaufenen Dieben, Falschmünzern, vielleicht Mör-

*) Einer der Soldaten rühmte sich, 39 Mal desertirt zu sein und zwar meistens mit dem Pferde. Ein Anderer prahlte, daß er „mit einem Paar Schuhe sechs Monarchen gedient habe".

dern, oder auch aus einzelnen ſchuldloſen Unglücklichen beſtand, die man aber nicht kannte und die nicht Bildung genug hatten, ihre Bekanntſchaft wünſchenswerth zu machen. Die Officiere zeigten ebenfalls keine Bildung, ſie ſchrieen bei jeder Gelegenheit Hurrah und tranken mehr Branntwein als wir Waſſer. Der Kapitain des Detachements war ein eigenſinniger, mürriſcher, fühlloſer Franzoſe, der zwar das Ehrenkreuz trug, aber dadurch nichts von ſeiner Widerwärtigkeit verlor. Sein Hauptzeitvertreib beſtand darin, mit einem Stock in die auf dem Verdeck befeſtigten Hühnerkäfige hineinzuſtechen und die armen Thiere zu beunruhigen. Seine Neigung zum Stechen hatte übrigens üble Folgen für ihn, er gerieth kurze Zeit nach unſerer Ankunft in Batavia mit einem kleinen Premierlieutenant, einem wackern Teutſchen, in ein Duell und wurde von ſeinem Gegner vollſtändig durchbohrt, ſo daß er todt auf dem Fleck blieb. Den Soldaten hatte man Damenſpiele, Schachſpiele und Taback mitgegeben, um ſie ſo gut wie möglich zu unterhalten und vielleicht vor rebelliſchen Gedanken zu bewahren, die indeß doch nicht ganz entfernt blieben, ſo daß die Eiſen mehre Male in Gebrauch kamen. (Einmal war ſogar eine ernſtliche Verſchwörung im Werk und man ließ es auf meine Entſcheidung ankommen, ob der Kapitain über Bord geworfen werden ſollte oder nicht. Natürlich legte ich gegen den tollen Plan mein Veto ein.) Außerdem ſuchten die Soldaten aus eigenen Mitteln ſich die Zeit zu vertreiben, es gab Spaßvögel unter ihnen, die Komödien aufführten u. ſ. w. Allein das Alles reichte nicht hin, eine regelmäßige Beſchäftigung zu erſetzen und den ganzen langen Tag auszufüllen. Die meiſte Zeit ſah man die Mannſchaft gähnend und ſchlafend umherliegen.

In der Vorausſetzung, daß die Reiſe an ſich immer Unterhaltung genug gewähren werde, hatte mein Freund und ich nur einige wenige Bücher mitgenommen, die wir ſehr bald beinah auswendig gelernt hatten. Zum Schreiben war man in der widerwärtigen Umgebung ſelten aufgelegt, es gab für uns nicht einmal einen paſſenden Platz dazu. Auch war die nicht ganz zu verhütende Unreinlichkeit der rohen Bande ſo groß, daß Einem nicht ſelten eins von den Thierchen unter die Feder lief, die den Herodes ſollen aufgefreſſen haben. Ein Hauptvergnügen gewährte uns das Schießen auf Vögel oder Fiſche, aber auch zu dieſem Vergnügen fand ſich nur ſelten Gelegenheit.

Unter ſolchen Umſtänden machte das Eſſen keinen geringen Theil unſerer Unterhaltung und Beſchäftigung aus, wenn wir auch keine Leckermäuler dabei wurden. Morgens gab es regelmäßig Grütze, Mittags (d. h. gegen 2—3 Uhr) abwechſelnd Speck und Erbſenſuppe (Snert), oder Speck mit Sauerkraut, oder Pökelfleiſch mit Erbſen, oder Stockfiſch mit Erbſen. Erbſen waren unvermeidlich. Des Abends blieb Jedem überlaſſen, ſeinen aus Waſſer und Kleien gebackenen Schiffszwieback zu kauen, an dem man gemeinlich einige Minuten ſeine Zähne verſuchen mußte, um nur den erſten Anbruch zu machen. Als Zugabe zu dem Zwieback erhielt man Butter und bisweilen etwas Käſe. An Getränken gab es täglich zwei Mal ein Gläschen Branntwein und zwei kleine Feldflaſchen voll Waſſer. Die ewige Wiederholung der genannten Speiſen machte ſie uns gänzlich zuwider, zumal da ſie auf nicht ſehr delikate Art von einem alten, ſchmierigen Koch zubereitet waren. Eine Menge gieriger Blicke folgten jeden Mittag den Schüſſeln, die aus der Küche von dem reinlichen Kajütenkoch nach der Officierstafel getragen wur-

den. Das Verlangen nach der gewöhnlichen Landkost war so groß bei uns, daß wir gern eine einzige Kartoffel mit einem holländischen Stüber bezahlten. Was das Getränk betrifft, so waren zwei Flaschen Wasser, das noch dazu bald stinkig und faul wurde, zu wenig für einen Menschen, der in der fürchterlichen Hitze beinah eben so viel Schweiß vergoß. Die Soldaten versuchten sogar bisweilen ihren Durst durch Seewasser zu stillen, das ihnen indeß sehr übel bekam.

Das erste Land, das wir wieder erblickten, waren einige der kanarischen und später die kapverdischen Inseln. Die Inseln hatten sämmtlich eine düstere Physiognomie, gewährten aber doch dem Neuling einen besondern Reiz, indem sie der romantischen Phantasie zu thun gaben, für welche die erhabene Oede und traurige Majestät eines Meeresfelsens oft mehr Interesse hat, als ein blühendes Eiland. Man sah auf den genannten Inseln nichts, als schroffe Felsenküsten, ausgebrannte Vulkane, einige zerstreute Häuser und ein Paar Kokospalmen. Den Pik von Teneriffa haben wir, da das Wetter etwas trüb war, nicht gesehen, obschon wir nah genug an ihm vorbeisegelten. Bei den kapverdischen Inseln sahen wir in einiger Entfernung ein spanisches Sklavenschiff, das eine Ladung von Unglücklichen nach Amerika brachte. Ich bedauerte, daß unsere 130 Soldatenköpfe, die gähnend auf dem Verdeck umherlagen, nicht auf den Sklavenhändler losgehetzt werden konnten, und bedachte dabei nicht, daß unser Schiff mit dem spanischen beinah gleichen Namen hätte führen können.

Die Linie passirten wir ohne die gewöhnlichen Possen, weil dieselben bei der Menge von Soldaten zu Uebertreibungen und Unfug Anlaß gegeben hätten. Die Hitze war in der Gegend, wo man seinen Schatten verliert, in der That

fürchterlich, ſo daß auf dem Verdeck das Harz flüſſig aus den Fugen herausquoll. Bei einer der unter der Linie häufig eintretenden Windſtillen gelang es der Schiffsmannſchaft, einen Haifiſch zu fangen. Ein Unterofficier wünſchte ſich zu baden. Zur Vorſicht band ihm der Schiffskapitain ein Tau um den Leib, an welchem er ihn herumſchwimmen ließ. Kaum hatte er einige Schritte weit gerudert, als man von der entgegengeſetzten Seite rief, daß ein Haifiſch in der Nähe ſei. Sogleich wurde der Unterofficier in aller Eile, wobei ſeine Rippen genug zu leiden hatten, heraufgehißt. An das Tau wurde ſchnell eine große Angel mit einem Stück Speck gebunden und da in's Meer geworfen, wo der Fiſch ſich gezeigt hatte. Man ſah in einer großen Tiefe ſeine Floſſen, die aus dem hellen, blauen Waſſer wie goldgrüne Blätter heraufſchimmerten. Er hielt ſich lange Zeit in ſeiner Tiefe und ſchien von dem Speck gar keine Notiz nehmen zu wollen. Allmälig kam er ein wenig höher herauf, ſo daß man ſchon etwas von ſeiner Geſtalt ſehen konnte, jedoch verrieth er noch immer keinen Appetit und ſchwamm ganz träg in einem Kreiſe unter dem Speck herum. Endlich aber gewann ſein Heißhunger, den er bisher aus Vorſicht bekämpft zu haben ſchien, die Oberhand, er legte ſich plötzlich unter dem Speck auf den Rücken, verſchlang ihn mit ſeinem unter dem Kopf befindlichen Rachen und ſchoß damit in die Tiefe hinab. Als der Hai ſich unter den Speck legte, dachte ich unwillkürlich an den Sergeanten, durch den ich mich in Amſterdam hatte verkaufen laſſen, ſo wie mir das Unthier überhaupt als ein paſſendes Bild für jene ſchönfloſſigen Judasſeelen erſchien, die ſich unterthänig unter ihre Beute legen, um ſie zu — verſchlingen. Mögte es nur auch ihnen allen ſo ergehen, wie es ihrem Herrn Vetter bei unſerm Schiff erging! Kaum

mogte er ſich mit ſeinem Fraß in Sicherheit glauben, als der Steuermann, der den Fang leitete, das Tau anzog, um die Angel einzuhaken, wobei ihm jedoch der Strick mit ſolcher Gewalt durch die Hände geriſſen wurde, daß ſeine Finger in Gefahr waren. Als die Angel gefaßt hatte, begannen die Matroſen, welche die Leine feſthielten, das Ungeheuer aus der Tiefe heraufzuziehen. Sämmtliche Matroſen waren kaum im Stande, ihn herauszubringen. Als er über dem Waſſer war, that er ſo heftige Schläge gegen die Schiffswand, daß das ganze Schiff erdröhnte, und als er auf das Verdeck kam, arbeitete er ſo gewaltig darauf herum, daß alle Beine aus ſeiner Nähe eilten, um nicht zerſchlagen zu werden. Sobald er ſich müde geſchlagen und gezappelt hatte, ſchlich ſich ein Matroſe heran und kappte ihm mit einem Beil den Schwanz ab, worauf er ſich bald verblutete. In ſeinem Magen fand man allerlei Gegenſtände, die ſeit einigen Tagen über Bord geworfen waren, unter andern ein krepirtes Huhn. Trotz dem Lärm, den er gemacht hatte, war er nicht ſehr groß, ſeine Länge betrug etwa zehn Fuß. Die ganzen zehn Fuß wurden von den Matroſen aufgefreſſen, ſie gaben den Soldaten nicht einmal eine Probe davon.

Die gewöhnlichſten Fiſche, welche man auf der See (d. h. im atlantiſchen Meer) zu Geſicht bekommt, ſind die Meerſchweine. Sie ſchwimmen immer ſchaarenweiſe und eine ſolche Schaar nennen die Holländer den Bauer mit ſeinen Schweinen. Ich habe ſie faſt nicht anders ſchwimmen ſehen, als je zwei neben einander und auf dieſe Art bilden ſie eine ganze Prozeſſion, deren Glieder, ohne ihre Ordnung lang zu verlieren, beſtändig mit großer Schnelligkeit aus dem Waſſer ſpringen und in der Richtung ihres Laufes etliche Schritte weit durch die Luft fortſchießen. Einen nicht weni-

ger hübſchen Anblick gewähren die fliegenden Fiſche, die ſich bei der Annäherung eines Raubfiſches wie ein Schwarm [illegible] berweißer Vögel aus dem Waſſer erheben und ſich gemeiniglich etliche hundert Schritte weiter wieder niederlaſſen. Unter den Schwärmen her, die nah bei unſerm Schiff vorbeiflogen, ſah ich immer einen braunen Raubfiſch, etwa zwei Fuß lang, mit Vogelſchnelle nachſchwimmen und einen aus dem Schwarm ergreifen, ſobald er ſich niederließ. Auf dieſe Art that den armen Thieren ihre ſeltene Kunſt wenig Dienſte. Wallfiſche ſahen wir zwar viele, aber ſie blieben ſo weit vom Schiffe entfernt, daß wir nichts Näheres von ihnen unterſcheiden konnten. Die Waſſerſäulen, die ſie ausſpieen, täuſchten uns bei Abend mehrere Male, indem ſie gegen den Horizont hin für Segel von Schiffen angeſehen wurden. Einen Fiſch haben wir geſehen, der mir aus der Naturgeſchichte nicht bekannt iſt, wenn er nicht etwa zu der größten Art der Delphine gehörte. Er ſchwamm in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten lange Zeit mit dem Schiff parallel, indem er wie die Meerſchweine abwechſelnd aus der See hervorſchoß und ſeine ganze Länge, die wenigſtens vierzig Fuß betrug, über dem Waſſer nachzog. So oft er hervorkam, ſtieß er aus einem einzigen, auf dem Kopf befindlichen Loch das Waſſer mit einem knallähnlichen Getöſe und mit [illegible]ber Gewalt heraus, daß es als Dunſt in der Luft [illegible]. Er ſchien ein Raubfiſch zu ſein und wir glaubten in ſeinen kleinen Augen die Gier zu leſen, womit er gern Einen von uns in ſeinen langgeſpaltenen, an den Lefzen, wie es ſchien, jagdhundartig gezackten Rachen hineingeſchlungen hätte.

Unter den Seevögeln, die uns zu Geſicht kamen, waren die auffallendſten die großen Albatroſſe. Sie pflegten ſich

in der Straße aufzuhalten, die das Schiff hinter ſich ließ, um darin den Abfall aufzufreſſen. Es wurden mehrere gefangen, indem man ein Stück Speck, das an einer Angel und an einer langen Schnur befeſtigt war, hinter dem Schiff in's Waſſer warf. Sobald es an ſie herankam, fielen ſie gierig darüber her und wurden dann ſchreiend an Bord gezogen. Einer maß gegen vierzehn Fuß in den ausgebreiteten Flügeln.

Einer der intereſſanteſten Tage unſerer Reiſe war uns der 8. Januar. Nach Tagesanbruch erblickten wir um uns herum drei Felſeninſeln, deren größte, die ſogenannte Nachtigalleninſel, etwa 800 Fuß ſteil aus dem Meer hervorragte und einen pompöſen Anblick gewährte. Unſer Schiffskapitain bekam einen Anflug von romantiſcher Neugier und überwand ſich, ſeine ängſtliche Diligencenfahrt durch eine kleine Expedition nach der Inſel zu unterbrechen. Mit einem Officier und ſechs Matroſen beſtieg er ein Boot und ſegelte ab, während das Schiff beilegte. Ich hatte mir alle Mühe gegeben, die Fahrt mitmachen zu dürfen, da ich aber bloß Unterofficier war, konnte meine Bitte nicht berückſichtigt werden. Bis zur Rückkehr der Expedition beluſtigten wir uns mit Fangen und Schießen der Seevögel, die zu Tauſenden das Schiff umſchwärmten. Gegen Mittag kam das Boot zurück. Der Kapitain hatte Anfangs unverrichteter Sache umkehren wollen, weil ihn die heftige Brandung an der Inſel zurückſchreckte. Durch die Vorſtellungen ſeiner Matroſen, welche ausgelacht zu werden fürchteten, ließ er ſich indeß bewegen, einen Verſuch zu machen, und mit Hülfe einiger kühner Schwimmer, die ſich mit Lebensgefahr durch die Brandung durcharbeiteten, gelang es, die Landung zu bewerkſtelligen. Sobald das Boot an's Land gezogen war,

fielen die Matroſen mit ihren Rudern und Knitteln ſogleich über die Seehunde her, welche in Menge auf der Küſte umherlagen. Sechs ſchlugen ſie todt, obſchon ſie nur einen mitnehmen konnten. Einer von ungeheurer Größe, dem ſie die Hirnſchale geſpalten, ſchleppte ſich dennoch, als man ſich von ihm wegwandte, in die See. Außer dem Seehund, der die Größe eines Bären hatte, brachte der Kapitain zwei Pinguine mit, welche auf dem Verdeck die putzigſten Sprünge machten, dann eine Menge Vogeleier, ein Bündel Sellerie und Kartoffeln, welche auf der Inſel wild wuchſen. Letztere waren jedoch ungenießbar. Ferner hatte er am Strande einen Spaten, einen eiſernen Keſſel und achtzehn Fäſſer mit Thran gefunden, von denen er aber nur zwei mitbringen konnte. Die Geräthſchaften und Fäſſer ſchienen einem Schiff angehört zu haben, deſſen Trümmer rings herum den Strand bedeckten. Aus dem Holzwerk ſchloß der Kapitain, daß es ein amerikaniſches geweſen. Es hatte wahrſcheinlich die Inſel des Seehundsfangs wegen beſucht und war durch einen Sturm an der Küſte zerſchellt. Von Menſchen wurde weiter keine Spur wahrgenommen. Es wäre jedenfalls der Mühe werth geweſen, in das Innere der Inſel vorzudringen, allein der Kapitain, der die zu ſeiner Expedition verwandte Zeit ohnehin ſchon in dem Schiffstagebuche nicht verantworten zu können glaubte, befahl die Rückkehr. Als die Matroſen das Boot wieder beſtiegen, geriethen ſie mit zwei Haifiſchen in einen Kampf. Der eine derſelben, von der Größe eines kleinen Kahns, ergriff den Seehund, als man ihn durch das Waſſer in's Boot zog, riß ihm ein großes Stück aus dem Leibe und verwundete ihn bei wiederholtem Angriff noch an mehreren Stellen. Er verſuchte den Seehund noch zu ergreifen, als man ihn bereits aus dem Waſſer

BAYERISCHE STAATS-

gezogen hatte, und konnte nur durch einige kräftige Hiebe auf den Kopf entfernt werden. Eine solche Kühnheit und Gier der Haifische würde mir trotz den Versicherungen des glaubwürdigen Kapitains unglaublich vorgekommen sein, wenn ich nicht in Krusensterns Reise um die Welt gelesen, daß derselbe einst einen Haifisch zwei Mal hinter einander an derselben Angel gefangen, nachdem das Thier sich beim ersten Mal mit solcher Gewalt losgerissen hatte, daß ihm der halbe Kopf aufgeschlitzt war. Wir betrachteten mit Erstaunen die aufgerissenen Stellen an dem Seehund und dachten uns das Loos, welches die Matrosen erlitten hätten, wenn sie einige Zeit später durch die Brandung geschwommen wären.

Die nächste Abwechselung, welche unsere von nun an wieder sehr langweilige Fahrt unterbrach, brachten einige sehr heftige Stürme in der Nähe des Kaps der guten Hoffnung, unter welchem wir in einer Entfernung von etwa vier Graden vorbei segelten. Bei den Stürmen gab es auch dieses Mal wieder blasse Gesichter und große Augen, allein die Meisten zeigten sich schon ruhiger bei dem gefahrdrohenden Schauspiel, sie amüsirten sich an dem Umherfliegen der Kisten und an den Purzelbäumen ihrer Kameraden, wodurch bisweilen die lächerlichsten Szenen herbeigeführt wurden. Unter andern erinnere ich mich einer Scene, die selbst einen Heraklit hätte zum Lachen bringen müssen. Eine Eßgesellschaft von etwa zwölf Mann, unter denen zwei alte Soldatenweiber, hatte sich, um bei dem Schwanken des Schiffs eine festere Haltung behaupten zu können, rings um einen großen hölzernen Napf voll Erbsensuppe platt auf den Boden gelegt, mit der einen Hand je nach den Bewegungen des Schiffs den Napf balancirend, um das Ueberschütten zu verhüten. Plötzlich legte sich, bei einem heftigen Wellenstoß,

das Schiff der Art auf die Seite, daß selbst das platte Liegen auf dem Boden keinen Halt mehr gab und die Gesellschaft sammt dem Erbsennapf mit reißender Schnelligkeit nach dem entgegengesetzten Bord in eine dunkle Ecke glitt. Unmittelbar darauf, als das Schiff wieder herüber schwankte, sah man die ganze Familie aus der Ecke wie von einem Berg und wie mit absichtlicher, wettremender Vehemenz zurückrutschen. Dabei gab es allerlei ängstliches Geschrei und hyperkomische Situationen und Gruppen. Sie hielten sich einander fest, sie griffen sich in die — „Gesichter", sie überkugelten sich und zwar der Eine das Gesicht, der Andere den Leib mit Erbsenbrei überkleistert. Und mitten in der Gruppe hüpfte der leere Erbsennapf wie ein muthwilliger Bube über Leiber und Köpfe hinweg und theilte Püffe aus nach allen Seiten. Diese Rutschpartie auf der von Erbsensuppe geglätteten Bahn wurde mehrere Male unter betäubendem Gelächter der Zuschauer hin und her gemacht, bis eine augenblickliche Ruhe des Schiffs den Geängstigten Zeit ließ, zur Besinnung und auf die Beine zu kommen, was namentlich den beiden Damen sehr schwer wurde.

Am 7. Februar, in der Nähe der Inseln St. Paul und Amsterdam, stürzte sich bei Nacht ein Korporal über Bord. Wegen der Dunkelheit, der schnellen Fahrt und der hohen See war an keine Rettung zu denken. Der Mann gehörte zu den Gesitteteren und Gebildeteren des Detachements und suchte den Tod, weil er an einer seit einiger Zeit unter der Mannschaft eingerissenen Augenkrankheit völlig zu erblinden fürchtete. Vielleicht hatten sich diesem körperlichen Uebel auch sonstige traurige Ahnungen hinsichtlich seines Schicksals in Batavia, worauf die Behandlung auf dem Schiff bereits vorbereitete, zugesellt und ihn zu dem verzweifelten Entschluß gebracht.

Am 10. kam ein engliſches, nach Padang, auf der Inſel Sumatra, beſtimmtes Schiff auf etwa 100 Schritte an uns heran, um mit dem unſrigen die übliche Bekanntſchaft anzuknüpfen und Erkundigungen einzuziehen, wofür die Holländer den Ausdruck praayen gebrauchen. Die beiden Kapitains beſprachen ſich durch das Sprachrohr und belogen einander um die Wette. Die Schiffskapitains ſind nämlich eiferſüchtig darauf, die ſchnellſte Fahrt gemacht zu haben. Sprechen nun zwei auf der See mit einander und der eine fragt, wie lang der andere unterwegs ſei, ſo gibt dieſer gemeinlich, im Fall die Zeit ſeiner Abfahrt Jenem nicht bekannt ſein kann, eine viel kürzere Friſt an, als er wirklich gebraucht, und, um nicht für beſiegt zu gelten, iſt dann der Andere natürlich noch viel ſpäter abgefahren. Sie gebrauchen auch wol, wenn ſie ſchnell gefahren ſind, die Liſt, eine längere Zeit anzugeben, als ſie wirklich unterwegs waren, und läßt ſich dadurch der Andere bewegen, ſeinerſeits die Wahrheit zu ſagen, ſo kann der Erſte danach einen ſichern Vergleich anſtellen.

Wir rückten unſerm Ziel jetzt allmälig auf merkbarere Art näher. Täglich wurden die Fortſchritte, die wir gemacht, auf der Karte bezeichnet und danach berechnete man, wie viel Tage wir noch auf der See zubringen würden. Wie früher von Harderwyk nach der See, ſo ſehnten wir uns jetzt von der See nach Batavia. Dort hofften wir Erſatz zu finden für die ausgeſtandenen Unannehmlichkeiten und dort konnte von der Langeweile, die uns auf dem Schiffe ſo ſehr geplagt, nach unſerer Vorſtellung keine Rede ſein. Namentlich für meinen Freund und mich war es ein erhebender Gedanke, nun bald an der erſten großen Hauptſtation unſerer Reiſe angelangt zu ſein. Die ſeit unſerer Ankunft

in Harderwyk bereits gemachten Erfahrungen hatten uns zwar etwas zum Nachdenken gebracht, allein die Stützen, welche die Erfahrung mit ihrem unbarmherzigen Fuß unter unsern Planen hinweggestoßen, waren durch unsere reproduktive Phantasie bald wieder ersetzt. Nur den javanischen Boden unter den Sohlen — weiter verlangten wir einstweilen nichts, um unserer Zukunft gewiß zu sein.

Am 6. März erschien uns ein Zeichen, daß wir diesem Boden nicht mehr fern waren. Bei Regen und trübem Wetter sahen wir in einiger Entfernung zur Seite des Schiffes einen schwärzlichen Gegenstand von der Größe eines Bootes auf den Wellen schwimmen. Einige hielten ihn für den Wrack eines Schiffes, Andere für ein Boot und glaubten sogar einen Menschen darin zu erkennen, der die Hände hülfeflehend ausstreckte. Andern schien es ein todter Büffel, ein Rhinozeros, Elephant oder ein Fisch zu sein. Der Schiffskapitain hielt es der Mühe für werth, das Räthsel zu lösen. Er ließ sich in einem Boote hinaurudern und kaum hatte er den Gegenstand erreicht, als wir ihn aussteigen und sich darauf setzen sahen, wodurch er zu den sonderbarsten Vermuthungen Anlaß gab. Nach einiger Zeit kehrte er zurück und wir erfuhren, daß der Gegenstand unserer Neugier ein ungeheurer alter Baumstamm war, der vielleicht schon ein halbes Jahrhundert auf der See umherschwamm. Der Kapitain hatte, an die heraufstehenden Aeste sich festhaltend, sich auf den Stamm gesetzt, um mit den Zehen und Fingern junge Haie und andere Fische anzulocken, die in Menge um den Baum herumschwammen — ein origineller Einfall, wodurch sich indeß kein Fisch verlocken ließ. Nachmittags wurde ein langes, halbverfaultes Bambusrohr aufgefischt, in dessen Höhlungen sich allerlei Krabben aufhielten.

Solche unbedeutende Gegenstände, die auf dem Papier nicht der Rede werth scheinen, gewähren auf der See für Neulinge ein unbeschreibliches Interesse und liefern einen ganzen Tag Stoff zur Unterhaltung.

Am 8. erblickten wir bei Tagesanbruch nordöstlich einige hohe Berge. Im Nu eilte Alles aus den Hängematten auf's Verdeck. Nach dem Aufgang der Sonne sahen wir schon Java zur Rechten, Sumatra zur Linken und segelten mit günstigem Wind in die Straße Sunda hinein. Entspräche auf Java Alles dem Eindruck, den sein Anblick namentlich bei der Einfahrt in die Sundastraße macht, so müßte die Insel ein wirkliches Paradies sein. Eine üppigere Vegetation, schönere Berge und Thäler lassen sich gar nicht denken. Schon von der See aus glaubten wir die Schatten der frischgrünen, dichtbelaubten Bäume zu empfinden, unter Pisangs, Kokospalmen, Apfelsinen, Mangistan's, Prambutangs, und wie alle diese herrlichen Bäume heißen, auszuruhen und ihre köstlichen Früchte zu schmecken. So weit man sah, schien das Land ein einziger Garten zu sein. Der Eindruck, den die Physiognomie und Schönheit einer solchen Natur macht, ist bei Dem, welcher zum ersten Mal ein tropisches Land sieht, doppelt groß. Gegen neun Uhr befanden wir uns dem Fort Anjer gegenüber, wo die Schiffe Halt machen müssen. Die beiden Kapitains gingen an's Land um ihre Papiere abzugeben. Kaum lag das Schiff vor Anker, als schon eine Menge Malaien auf ihren Booten heranruderten und Hühner, Papageien, Affen, allerlei Früchte ꝛc. zum Verkauf anboten. Einige Boote waren sicher keinen Fuß länger und keinen halben Fuß breiter, als der Mann welcher darin saß. Er führte ein einziges Ruder, das an beiden Seiten eine Schaufel hatte, so daß das Boot ohne

Leibesbewegungen und Schwankungen damit fortgetrieben werden konnte. Die Menschen waren gut gebaut und sehr gewandt, aber nicht hübsch von Gesicht und hatten alle kohlschwarze Zähne. Das schwarze Haar trugen Einige lang herab, wie Weiber bei der Toilette. Ihre Zungen waren äußerst geläufig, sie plapperten schneller, als der plauderhafteste Franzose. Auffallend war das Mißtrauen, das sie durch Blicke und Handlungen zu erkennen gaben; sie ließen nicht das Geringste aus den Händen, bevor sie das Geld dafür erhalten hatten, und foderten dazu noch ganz unverschämt. Das Geld besahen sie sehr sorgfältig, und war es im Mindesten abgeschlissen, wie dieß bei dem holländischen Geld in der Regel der Fall ist, so nahmen sie es gar nicht an. Man kann sich, wenigstens ich konnte mich nicht enthalten, beim ersten Zusammentreffen mit so fremdartigen, halbwilden Menschen sie in ein gewisses Verhältniß zur Thierwelt zu setzen. Dieß hat zur Folge, daß man Alles, was man Menschliches an ihnen beobachtet, ihnen doppelt anrechnet und mit doppeltem Interesse ansieht. Es ist nicht anders, wie das wohlgefällige Staunen, womit man die menschlichen Mienen und Manieren eines Affen betrachtet.

Wir segelten bei meist schwachem und veränderlichem Wind drei Tage lang durch die Straße Sunda, links die unzähligen kleinen Sundainseln, nur von Fischern und Seeräubern bisweilen besucht, rechts die herrliche javanische Küste mit ihren großartigen Einbuchten und Bergen. Ein feuerspeiender Berg, als welcher er uns bezeichnet wurde, schien die anderen um mehrere tausend Fuß zu überragen. Am 12. März ließen wir auf der Rhede von Batavia zwischen einer Menge von Schiffen der verschiedensten, auch chinesischer Flagge, die Anker fallen. Nur teutsche Schiffe

waren nicht zu ſehen und es kam dieſem Mangel damals auch noch kein Bewußtſein von der Exiſtenz einer preußiſchen „Amazone“ zu Hülfe. Von Batavia ſieht man auf der Rhede faſt gar nichts, auch hat dort die Küſte ein flaches, reizloſes Anſehen. Wir ſehnten uns daher um ſo mehr, die berühmte Stadt zu betreten (welche einſt die Königinn des Orients hieß, jetzt aber höchſtens ſeine Königinn Mutter heißen könnte), mußten aber noch zwei Tage auf dem Schiff bleiben, bis der Kapitain uns angemeldet hatte und Alles zu unſerm Empfang bereit war. Der Aufenthalt auf der ungeſunden Rhede war namentlich für die Augenkranken ſehr ſchädlich, deren ich Einige drei Monate ſpäter im Hospital wiederſah, ohne daß ſie ſich im Mindeſten gebeſſert hatten.

Die erſte Nachricht, die wir vernahmen und die der Stadt durch 100 Kanonenſchüſſe verkündet wurde, war die Gefangennehmung Diepo Negro's, des kühnen Malaienhäuptlings, der den Holländern ſo viel zu ſchaffen gemacht hatte. Dieſe Nachricht wirkte auf uns ſehr niederſchlagend, denn ſie bedeutete die Beendigung des Kriegs, der uns die Mittel zur Ausführung unſeres großen Reiſeplans liefern ſollte.

IV.

Ankunft in Batavia.

Viermonatlicher Aufenthalt daſelbſt.

Am 14. März, nach viermonatlicher Reiſe, beſtiegen wir einige große, von Chineſen und Malaien geführte Boote,

um an's Land geſetzt zu werden. Als wir noch etliche hundert Schritte von der Küſte entfernt waren, ſprangen die Malaien in das hier ſeichte Waſſer, um die Boote weiterzuziehen. Mir ſchien das ein Beweis zu ſein, daß auf der Rhede von Batavia die Gefahr vor Krokodillen (Kaimans), deren wir nicht ein einziges geſehen, nicht ſo groß iſt, wie man ſie gemeinlich zu machen ſucht. Das Erſte, worauf am Land unſer Auge fiel, war eine große Menge malaiiſcher Sträflinge, die, mit Ketten beladen, unter gewaltigem Lärm an einem Pfalwerk arbeiteten. Wenn man eine Reiſe nach einer ſechs tauſend Stunden entfernten ſchönen Inſel macht, ſind kettenbeladene Eingeborne gewiß das Letzte, woran man denken würde. Bei uns waren ſie das Erſte, das wir erblickten, und der Eindruck, den ſie machten, war allerdings nicht der angenehmſte. Sie präſentirten ſich als die Träger der holländiſch-oſtindiſchen Kultur und Humanität. Wir fuhren an ihnen vorbei in die Mündung des Flüßchens Jakatra, welches ſich als ein Kanal in die Rhede mündet. Am Ende dieſes etwa eine Viertelſtunde langen Kanals, wo die erſten Häuſer von Batavia liegen, ſtiegen wir aus. Unſer Gepäck wurde in zwei Boote zuſammengepackt und über den Jakatra, der ſich in mehreren Krümmungen bis nach Weltevreden hinaufwindet, weitergeſchafft. Als wir wieder feſten Boden unter uns fühlten, glaubten wir ihn förmlich erobert zu haben, fühlten uns aber auch verſucht, mit den Füßen darauf zu ſtampfen, um zu erproben, ob wir ihm wol trauen dürften. Das Gefühl der Unſicherheit ſetzt ſich bei einer langen Seereiſe ſo feſt, daß man noch längere Zeit nachher, wenn man auf dem Lande z. B. zu Tiſch ſitzt, ihn plötzlich ergreifen und feſthalten zu müſſen glaubt, damit durch das Schwanken des Schiffs die Schüſſeln nicht herabgeworfen

werden. Unſer Empfang war ziemlich gut, wir erhielten zur Stärkung ein Glas vortrefflichen Branntweins und friſche Semmeln, die uns nach der langen Entbehrung wahrhaft wie Nektar und Ambroſia ſchmeckten. Als wir uns geſtärkt hatten, ſetzten wir uns, einige Horniſten an der Spitze, in unſern fingerdicken, harderwyckſchen Jacken und Hoſen ſchweißtriefend in Marſch. Alles, was uns nun unter die Augen kam, war etwas nie Geſehenes. Die ſchönen Bäume, die in dem verſchiedenartigſten Laub umherſtanden, die Vögel, die über uns hinflogen und unter denen nur die Sperlinge Europäiſch pfiffen, die Chineſen und die Malaien, die in ihren Geſchäften faſt ganz nackt durch die Straßen umherliefen, oder aus ihren barocken, mit allerlei ſeltſamen Handelsartikeln und Geräthſchaften gefüllten Wohnungen hervorguckten, kurz, alle unſere neuen Umgebungen beſtürmten unſere entwöhnten Sinne der Art, daß wir im eigentlichſten Sinne des Worts außer uns ſelbſt waren und wie im Traum forttaumelten. Die mit der Muſik Schritt halten konnten, waren die völlig Indolenten.

Das eigentliche alte Batavia, welches wir zuerſt durchſchritten, iſt nicht ſehr groß und im Ganzen ſchlecht gebaut, es iſt gleichſam nur die unanſehnliche Wurzel, aus welcher die ſchönen, in das Land hineingebauten Vorſtädte wie lange Blumenranken hervorſprießen. Wegen ſeiner ſumpfigen, ungeſunden Umgebung und Lage wird es faſt nur von Chineſen und Malaien bewohnt, während die Europäer, welche bloß Packhäuſer und Komptoire daſelbſt beſitzen, ſich in den geſunder liegenden Vorſtädten Molenvliet, Riswyk, Weltevreden ꝛc. ꝛc. angebaut und eingewohnt haben. Dieſe Stadttheile beſtehen aus den ſchönſten, mit ſchattigen Säulengängen umbauten Häuſern, deren jedes einzelne, mit Garten

und Park umgeben, wie ein Landhaus für ſich daſteht. Wir marſchirten über eine Stunde an dieſen ſchönen Häuſern vorbei, bis wir am Abend zu Weltevreden (Wohlzufrieden) bei den Kaſernen ankamen. Sobald uns unſere Quartiere angewieſen waren, erhielt ich, als Fourier, den Befehl, mit 20 bis 30 Mann das Gepäck, wozu auch das der Officiere gehörte, heran ſchaffen zu laſſen. Die Malaien, die es transportirt hatten, warteten damit 10 Minuten von der Kaſerne auf dem Jakatra. Für alles Fehlende wurde ich verantwortlich gemacht und ließ es daher an ſorgfältiger Recherche nicht mangeln. Als Alles ausgepackt war, vermißte ich einen Soldatenmantel. Ich unterſuchte die Boote und fand den Mantel unter Brettern verſteckt. Sogleich ergriff ich den Malaien, der das Boot führte, beim Arm, um ihm eine kleine Lektion für den beabſichtigten Diebſtahl zu geben und für die grenzenloſe Unverſchämtheit, womit er ſeine Unſchuld darzuthun ſuchte. Er benutzte aber einen günſtigen Augenblick und ſprang mit ſolcher Heftigkeit über Bord, daß er mich beinah mit in den Fluß geriſſen hätte. In Eifer gerathen, ſchiffte ich ihm nach, während auf dem Ufer einige hundert Malaien unter gewaltigem Geſchrei aus den benachbarten Hütten zuſammenliefen, um ihn zu retten, konnte aber glücklicher Weiſe den gewandten Schwimmer nicht erwiſchen, da er, ſo oft ich ihn eingeholt hatte, untertauchte wie eine Ente und dann an einer fernen Stelle wieder hervorkam. Glücklicher Weiſe, ſage ich, denn, wie ich ſpäter hörte, wäre er, wenn er bekannt geworden, entweder ſofort gehängt, oder wenigſtens unter die Kettenmänner geſteckt worden, die wir an der Rhede geſehen. Die holländiſche Juſtiz iſt in Oſtindien ziemlich einfach und erſchwert ihren Gang nicht durch zu viel Abſtufungen in den

Strafen. Dieſe Jagd auf einen armen Malaien hatte übrigens für mich die Bedeutung, daß ich durch die Strafe, welcher ich ihn auszuſetzen drohte, zum Nachdenken kam über die Ehre, um Nichts und wieder Nichts dieſe unſchuldigen Menſchen ſchlachten zu helfen.

Den anderen Tag wurden wir in eine andere Kaſerne einquartiert. Auf dem Vorplatz derſelben ließ ein Lieutenant, dem einſtweilen das Kommando über uns übertragen war, die Mannſchaft einen Kreis formiren und hielt folgende erbauliche Anrede an uns: „Jungen, ihr ſeid hier in das ſchönſte Land der Welt gekommen. Hier wächſt Alles im Ueberfluß: die leckerſten Früchte, die beſten Dirnen, Reiß in Menge, woraus man den vortrefflichſten Arack macht, zugleich aber, Gott verdamm' mich, das beſte Rohr, woraus man die vortrefflichſten Stöcke ſchneidet. Hier zu Lande kann man thun, was man will, ihr könnt ſaufen, ihr könnt ſtehlen, ihr könnt todtſchlagen, ſo viel ihr wollt, nur iſt eine Bedingung dabei: wir dürfen es nicht gewahr werden. Sobald wir erfahren, daß ihr dummes Zeug macht, legt man euch auf die Bank, vier Mann halten feſt, zwei hauen mit Rohrſtöcken hinten drauf und dann in's Loch damit. Iſt es ein Unterofficier oder Korporal, ſo nimt man ihm die Streifen vom Arm, legt ſie unter die Bank und haut ihm ein Dutzend andere dafür auf den Hintern. In zwei Tagen ſetzt Keiner einen Fuß vor die Kaſerne. Denkt an die Bank! Kehrt — Marſch!“ Mein Freund fragte mich nach dieſer Rede, was ich von unſern romantiſchen Aſpekten dächte? Zwei Tage waren wir, wahrſcheinlich der Akklimatiſirung wegen, ſchweißtriefend in die Kaſerne eingeſperrt, auf den Handel mit chineſiſchen und malaiiſchen Hauſirern beſchränkt, welche allerlei Früchte ꝛc. zum Verkauf brachten. Dennoch

fehlten bei den Appells, die drei Mal des Tags gehalten wurden, gewöhnlich ein bis zwei Dutzend. Diese kamen zwar nicht gleich auf die Bank, aber meistens in's Hospital, woraus nur Wenige zurückkehrten — eine Folge der Unmäßigkeit, womit sie über die Früchte und den Arack hergefallen waren. Die Löhnung, die sie während der Seereise verdient, wurde ihnen in Batavia auf ein Mal ausbezahlt und man kann sich denken, welchen Gebrauch die rohen Menschen davon machten, nachdem sie so lange Zeit eine nothgedrungene Mäßigkeit geübt hatten. Die Folge war die Cholera, welche in ein Paar Stunden ihrer Existenz ein Ende zu machen pflegte.

Am dritten Tage wurden wir zu einer ostindischen Parade mit Sack und Pack vor den Obristlieutenant beordert, der unsere Abtheilung kommandirte. Als wir etwa eine Stunde gestanden und geschwitzt, kam anstatt des Obristlieutenants, der seiner Gewohnheit nach zu tief in's Glas gesehen hatte d. h. viehisch betrunken war, ein von ihm abgesandter Officier, um für ihn die Revue abzuhalten. Dieser Officier war für mich einer der liebenswürdigsten Holländer, die ich je gesehen. Um zu zeigen, worin seine Liebenswürdigkeit bestand, muß ich von dem geschichtlichen Mann einen flüchtigen Riß entwerfen. Er war von mittlerer Statur, gesetzt, wohlhabender Bauch, etwa vierzigjährige Taille, horizontale Schultern, Kopf mehr Tiefe als Front, das Gesicht ein grobliniger Holzschnitt, Mund unergründlich unter der üppigen, überhangenden Fülle eines gelbgrünlichen Schnurrbarts, Nase mit röthlicher Spitze und erhabenem, aber schmalem Rücken und unbedeutender Wurzel, Augen groß und blau, das rechte etwas nordwestlich schielend, Stirne kriegerisch senkrecht und wegen des dünn gewordenen Haarwuchses von unberechenbarer Höhe, obschon die goldgebordete Mütze mit dem hol-

ländisch-horizontalen Schirm bedeutend nach hinten ſtand; Backenbart röthlich; Ausdruck des Geſichts verfehlte Martialität und hinter derſelben durchſcheinend ein ſchlauköpfiges, ſelbſtgefälliges Lächeln, das gar nicht zu beſchreiben iſt. Dieß Lächeln, verbunden mit den gekreuzten Armen und einem forſchenden Blick, war mir der Schlüſſel zu der Liebenswürdigkeit des Mannes. Ich merkte ihm nämlich an, daß er glaubte, Aehnlichkeit mit Napoleon zu beſitzen. Wie kam der Mann dazu? In ſeinem Geſicht lag die Aehnlichkeit nicht, in ſeinem Verſtand, daß ſich „Gott“ erbarme, auch nicht. Sie lag in ſeinem — Bauch. Ich bemerkte, daß er von Zeit zu Zeit nach ſeinem Bauche ſah und wenn er ihn über die gekreuzten Arme hinweg, ohne den Kopf viel zu bücken, hatte ſehen können, ſo richtete er ſich jedes Mal mit der Freude über die erneuerte Beſtätigung, daß er ein Napoleon ſei, wieder empor. Alsdann heftete ſich ſein Auge auf Den, welchem er den Beobachter anzuſehen glaubte, fixirte ihn mit jenem Blick, womit er durch die Herzen und die Torniſter hindurchſah, und ließ dann hinter dieſem phyſiognomiſchen Gewitterdrohen die Sonne ſeines Lächelns aufgehen, welches triumphirend den Fixirten fragte: „Nicht wahr, du wunderſt dich, hier einen Napoleon zu finden? Dich beunruhigt mein Blick? Sei nur ruhig, mein Sohn, ich könnte Euch alle vernichten, aber ich bin zufrieden, wenn ich Euch bewieſen habe wer ich bin.“

Er begnügte ſich übrigens nicht, den Beweis bloß mimiſch und phyſiognomiſch zu führen, er führte ihn auch oratoriſch. „Unterofficiere vor!“ ertönte ſeine Stimme, die ſo rauh war wie der Bart in dem ſie ſich brach. „Wer hat Sie zum Sergeanten gemacht?“ fragte er den erſten Unterofficier. Der Prinz Friedrich, war die Antwort. „Verwandt mit

ihm?“ Nein. „Schon gedient?“ Nein. „Was für ein Landsmann?“ Ein Teutſcher. „Der Prinz Friedrich iſt ein guter Mann.“ Nr. 2. „Wer hat Sie zum Sergeanten gemacht?“ Der Prinz Friedrich. „Hm! Was für ein Landsmann?“ Ein Teutſcher. „Sprechen Sie Holländiſch?“ Nein. „Können Sie exerzieren?“ Nicht viel. „Warum bleiben Sie nicht in Ihrem Schelmenland? Wir haben, Gott verdamm' mich, holländiſche Jungen genug, ſind andere Kerls.“ Nr. 3 (ich). „Wer hat Sie zum Sergeanten gemacht?“ Ich (auf Holländiſch): der Obriſt in Harderwyck. „Was für ein Landsmann?“ Ein Teutſcher. „Und ſprechen Holländiſch? Wo gelernt?“ Die Schönheit der Sprache hat mich angezogen, ich habe Unterricht genommen. „Ein tüchtiger Unterofficier! Hier, ihr Moſſen, nehmt ein Exempel. Der Unterofficier wird ſein Glück machen.“ Nr. 4. „Was für ein Landsmann?“ Ein Schwede. „Sind keine Türken hier? Wer hat Sie zum Sergeanten gemacht?“ Der Prinz Friedrich. „Ich wollte, daß der Prinz Friedrich zum Henker (na de bliksem) wäre mit allen ſeinen Moſſen und Schweden.“ In dieſer Art examinirte er die ganze Reihe herunter. Man glaube aber nicht, daß es ihm mit ſeinen harten Worten Ernſt geweſen, ſie ſollten ihn bloß als Napoleon legitimiren. Darin eben beſtand ſeine Liebenswürdigkeit. Hätte er ſich, wie ſo viele Andere, bloß etwas darauf eingebildet, daß er ein Holländer war, ſo wäre er unausſtehlich geweſen; daß er ſich aber für einen holländiſchen Napoleon hielt, darin beſtand ſein Triumph über die Herzen. Der Schelm! Man konnte ihm durchaus nicht böſe werden, ſelbſt bei den härteſten Worten nicht. Ich hätte ſo gern aus voller Bruſt gerufen: vive l'empereur! und ich bin überzeugt, er würde es ſogleich

auf ſich bezogen und gedankt haben. Als er die Unteroffiziere gemuſtert, durchflog er mit ſeinem Napoleonsblick die Reihen der Gemeinen und bemeiſterte ſich raſch ihrer Seelen. Darauf befahl er dem Feldwebel, uns in die Kaſerne zurückzuführen, und ſah uns mit gekreuzten Armen unter dem Rauſchen der hohen Tamarinden-Allee, worin wir geſtanden, noch eine Weile bedeutungsvoll nach.

Am vierten Tag endlich wurden uns die europäiſchen Winterkleider abgenommen. Wir erhielten an die Stelle zwei ſchneeweiße Jacken und Hoſen von einem ſchlechten baumwollenen Zeug. Sie ſollten vier Monate aushalten, aber ſchon nach etlichen Wochen hingen die Fetzen davon. Dieß rührte theils von der Unhaltbarkeit des Stoffs, theils von der Waſchart der malaiiſchen Wäſcherinnen her, welche das Waſchen nicht durch Reiben mit den Fingern, ſondern durch Schlagen auf eine ſchräg in's Waſſer geſtellte Bank bewerkſtelligen.

Sobald wir die neuen Kleider am Leibe hatten, bezogen wir zum dritten Mal eine andere Kaſerne, worin wir für längere Zeit bleiben ſollten. An den Kaſernen zu Weltevreden iſt wenig auszuſetzen, ſie ſind recht hübſch und luftig gelegen und unten wie oben mit Korridors umgeben, welche Schatten und Raum zur Abhaltung von Appells ꝛc. ꝛc. gewähren. Der Aufenthalt der Soldaten iſt gemeinlich eine einzige, durch die ganze Länge der Kaſerne durchlaufende luftige Stube; die Unteroffiziere haben beſondere Stuben. Die Fenſter beſtehen bloß aus Oeffnungen, mit hölzernen Gittern verſehen. Dadurch haben zwar die Winde, aber auch die Mücken, dieſe unausſtehlichen Schlafſtörer, freien Eingang, eben ſo eine Art Eidechſen, welche zu Batavia in unverſchloſſenen Häuſern wie die Fliegen an den Wänden umherlaufen

und dabei piepen wie Vögel. Man läßt sie ungestört, weil sie ganz unschuldige Thiere sind und das Ungeziefer wegfangen. Unsere Betten bestanden in hölzernen Gestellen, über welche eine starke Leinewand gespannt war. Als Unterlage auf dieser elastischen Bettstelle dient bloß eine Schilfmatte, welche Kühlung gewährte, und man schlief sehr gut darauf.

Sobald ich eingekleidet war, machte ich dem Obristen, der mir in meiner Vaterstadt seine Protektion versprochen, meine Aufwartung. Er empfing mich, wie ich erwartet hatte, recht artig. Ich benutzte die Unterredung, um ihm anzudeuten, daß ein Freund mit mir gekommen sei, der ebenfalls bemüht sein werde, seinen Beistand zu verdienen. Mit einer auffallenden Gereiztheit verwahrte sich der Obrist vor meiner Zumuthung und wollte von keinem Andern wissen, als von mir. Er sagte, mich kenne er, er könne meine Familie, meine Verhältnisse beurtheilen, in Bezug auf meinen Freund sei das Alles nicht der Fall und er müsse ihn seinem Glück überlassen. Das Versprechen, das er mir gegeben, werde er halten, er habe aber schon zu viel Erfahrungen gemacht, als daß er sich in Batavia noch mit Menschen einlassen sollte, die er nicht kenne, ich möge ihn daher mit keinen weitern Vorstellungen über die Sache behelligen. Trotz dieser für meinen Freund unerwartet ungünstigen Stimmung bewog ich diesen dennoch, dem Obristen einen Besuch abzustatten und ein mitgebrachtes Empfehlungschreiben abzugeben. Er kam aber sehr niedergeschlagen zurück. Man beurtheile hiernach, wie mißtrauisch und gleichgültig in Batavia selbst die besten Menschen gegen Fremde sind und man verlasse sich weder auf persönliche Insinuation, noch auf Empfehlungschreiben. Ich lernte eine Menge Freiherrn aus

allen Gegenden Teutſchlands kennen, die eine ganze Taſche voll Empfehlungſchreiben nach Batavia mitgebracht hatten. Der Eine war Gemeiner, der Andere Korporal, der Dritte Vize-, der Vierte wirklicher Unterofficier. Sie blieben Alle, was ſie waren (d. h. wenn ſie nicht etwa einen Grad herunter geſetzt wurden) und man ſchickte ſie in das Innere von Java, oder nach den Molucken, nach Borneo ꝛc. ꝛc., ohne daß ſich ein Menſch weiter um ſie bekümmert hätte. Auch einen Grafen B—l aus Plauen ſah ich als Vizeunterofficier mitmarſchiren, ſein Grafentitel hatte ihm ſo wenig genützt wie ſeine Empfehlungſchreiben.

Mit der Kaſerne hatten wir auch den Kompagnie-Chef gewechſelt. Wir erhielten einen ausgeſuchten Kaſernenhelden, einen durch und durch rohen Menſchen mit einem widrigen Gendarmengeſicht, auf welchem Flüche, Schimpfwörter, Arreſt, Stockhiebe, kurz der ganze Inbegriff der holländiſch-oſtindiſchen Disziplinirmethode zu leſen war. Er hielt auch redlich, was ſein Geſicht verſprach, beſonders ſchien die Bank der Stockhiebe eine wahre Theaterbühne für ihn zu ſein. Faſt täglich wurde ein Stück darauf aufgeführt, dem er als Regiſſeur mit wahrem Behagen zuzuſehen ſchien. Die Leute wurden geſchlagen, daß ihnen das Blut durch die Hoſe drang, und dann in's Kachot geführt oder vielmehr geſchleppt, weil ſie gemeinlich kaum noch gehen konnten.

Der Gang unſerer täglichen Beſchäftigungen war folgender. Morgens beim Anbruch des Tages, welcher in Batavia nach ſehr kurzer Dämmerung um 6 Uhr beginnt, ſo wie er Abends um 6 Uhr regelmäßig aufhört, wurde Appell gehalten und Jedem eine Semmel und ein Glas Arack ausgetheilt. Wem dieß Frühſtück nicht genügte, dem ſtand eine mit Syrup verſüßte Taſſe Kaffee mit „Olikuhk“ (Oelkuchen

— aus Mehl und Pisang in Oel gebacken) zu Gebot, womit vor der Kaserne stets bei Tagesanbruch einige malaiische Männer und Weiber aufwarteten. Nach dem Frühstück wurde exerziert, bis die Hitze es nicht mehr zuließ, nämlich bis 9 oder 10 Uhr. Auf das Exerzieren folgte das Essen, welches hauptsächlich aus Reiß, dem Hauptnahrungsmittel auf der Insel Java, bestand, der mit einer gepfefferten, der sogenannten Kerry-Sauce übergossen wird, worin man zerstückeltes Fleisch kocht*). Nachmittags gegen 4 Uhr wurde wieder exerziert. Während der Zwischenzeit war es nicht erlaubt auszugehn, weil die Hitze der Gesundheit zu nachtheilig war, namentlich der Sonnenstich war sehr gewöhnlich. Die Zeit wurde meistens durch Schlaf ausgefüllt, dessen man sich gar nicht erwehren konnte. Wenn der Abend kam, zerstreute sich Alles umher in die Promenaden oder in die Kneipen und chinesischen Speisehäuser, wo man für wenig Geld gebratene Hühner, Kuchen, Fische, Krebse, Reiß ꝛc. kaufen konnte. Eine Flasche Kapwein (dort Madera genannt) kostete nur einen Gulden, dagegen eine Flasche Bier eben so viel. Ueberhaupt, was aus Europa kommt, was beim Transport schwer zu konserviren ist und was zum Luxus gehört, hat dort enorme Preise, wogegen die Landesprodukte ꝛc., woran in der Regel Ueberfluß ist, meist für ein Spottgeld zu haben sind. Um 9 Uhr wurde wieder Appell abgehalten und dann, nachdem man noch ein Glas Arack getrunken, mußte sich Alles zu Bette verfügen. So verlebte man einen Tag wie den andern, exerzierend, schlafend, essend und

*) Zum gewöhnlichen Getränk eignet sich dort nicht das frische Wasser wie bei uns, sondern kalter Thee, der in den dortigen Kasernen in Kufen zur Disposition steht. Das frische Wasser verursacht Bauchgrimmen und Diarrhee.

wieder ſchlafend. Es war ſtets beſondere, von der Laune der Officiere abhangende Erlaubniß nöthig, um aus dieſer engen Bahn einen Schritt herauszuthun, und es erfoderte beſondere Bemühungen, um bei dieſer Beſchränkung und Abgeſchnittenheit einige Kenntniß von den Merkwürdigkeiten des Landes zu erhalten. Sogar zu einem Gang nach der Stadt Batavia war beſonderer Urlaub nöthig. Nur Sonntags konnte man ſich einige Stunden umſehen. Alsdann hatte man auch die beſte Gelegenheit, ſich durch den ſeltenen Anblick der europäiſch-bataviſchen oder bataviſch-europäiſchen Zivil-Elite zu erquicken. In eleganten Equipagen verſammelten ſich Sonntags Nachmittags eine Menge derſelben auf einem großen Platz, der in der Nähe eines pompöſen Verwaltungsgebäudes liegt, um der Muſik zuzuhören, die dort von dem Militair-Muſikkorps vorgetragen wurde. Dort ſah man den glänzendſten Kleiderluxus, die widerwärtigſte Nabobsgrandezza, die bleichſten, fadeſten Limonadegeſichter, kurz die Muſterkarte der bataviſchen feinen Welt. An Wochentagen fliegen dieſe ſeltenen Vögel faſt nur bei Abend aus. Fünf, ſechs bis ſieben Uhr iſt die Zeit, wo in Batavia die Europäer- und die Thier-Welt lebendig wird. Eine Unzahl Equipagen fliegt durch die ſchönen Alleen und Promenaden umher, jede Equipage hinten und vorn mit malaiiſchen Dienern beſetzt, welche große brennende Fackeln in den Händen halten. Die Schwärme dieſer rieſenhaften Johanniswürmer verſchönern die Abende durch einen wahrhaft magiſchen Reiz. Daneben beginnen die Thiere ihr vielſtimmiges Konzert: hier ſchwirrt eine Fledermaus oder vielmehr hundert, dort ſchreit ein Vogel, dort ziſcht eine Schlange, dort brüllt ein rieſenhafter Froſch, dort läßt ein Gecko ſeinen widrigen Namensruf erſchallen. Welch ein Lärm muß es erſt in den

großen javaniſchen Wäldern ſein, wo das Konzert durch Tiger, Büffel, Rhinozeros ꝛc. ꝛc. vollſtändig gemacht wird! Dieſen geräuſchvollen Abenden folgen die herrlichſten Nächte, ganz geeignet, einen Dichter zu begeiſtern, eine Liebe zu beglücken, oder einen Fremdling in die ferne Heimath zu verſetzen, die unter den niegeſehenen Umgebungen bei Tage nichts ihm vorſpiegelt.

Das Leben der europäiſchen Nobleſſe in Batavia charakteriſirt ſich im Allgemeinen durch Weichlichkeit und Luxus. Der Tag wird, außer einer kurzen Berufsbeſchäftigung, ausgefüllt durch Schlafen, Baden, Eſſen, Trinken, Spazierenfahren u. ſ. w. Keine dieſer Verrichtungen geſchieht ohne Beihülfe von gekauften oder ungekauften Sklaven oder Sklavinnen. Dieß geht ſo weit, daß die Herrn ſich durch Sklaven ſogar die brennende Zigarre in den Mund ſtecken und diejenigen, denen keine Ehehälfte im Wege ſteht, ſich durch Sklavinnen aus- und anziehen laſſen wie die Sultane. Solch weichliches Leben führt natürlich auch zu allerlei raffinirten Kunſtſtücken der Sinnlichkeit. Es laſſen ſich z. B. Diejenigen, die ſo weit ausgemergelt ſind, daß ſie weder zum rechten Schlafen, noch zum rechten Wachen die gehörige Kraft mehr haben, zu Beidem durch ihre Sklavinnen förmlich zurecht machen: ſie laſſen durch Streichen, Stoßen, Kneipen, Kneten u. ſ. w. (wofür es beſondere Kunſtausdrücke gibt) entweder den Körper ſo lang bearbeiten, bis er in den gewünſchten Schlaf fällt, oder durch veränderte Anwendung dieſer Mittel ihn ſo lang reizen, bis der halbtodte Lebensgeiſt in ſeinem Grab ſich wieder zu regen beginnt. Bei dem Gedanken an derartige Szenen empfindet man doppelten Ekel, wenn man ſich dabei die breitmäulige Liebes-Gourmandiſe eines holländiſchen Nabobs vorſtellt.

Was, neben den erwähnten Privatvergnügungen, die öffentlichen betrifft, so beschränken sie sich so ziemlich auf Ausflüge nach dem nahgelegenen Fort „Meester Corneelis," nach dem etwa zehn Stunden entfernten Buitenzorg, das der gewöhnliche Aufenthaltsort des Gouverneurs ist, auf die Gesellschaft in den enorm theuren Gasthöfen und auf das Liebhabertheater. Letzteres befindet sich in einem recht hübschen Lokal, das eigens zu diesem Zweck erbaut ist. Ueber dem Eingang steht der Vers: ut desint vires, tamen est laudanda voluntas! Ich behaupte: nein. Für's Erste bin ich der Meinung, daß die Holländer gar kein Theater haben sollten, so lang sie es durch ihre durchaus unpoetische und hanswurstliche Sprache verunstalten und lächerlich machen, und zweitens ist es keine laudanda voluntas, wenn man in Ermangelung von weiblichen vires die Weiberrollen durch männliche Subjekte besetzt. So geschieht es in dem Theater zu Weltevreden. Ich war einst als Kommandeur von 20 Mann in das Theater beordert, um die militairische Staffage zu bilden und eine Festung anzugreifen, die in dem zu gebenden Stück erobert werden mußte. Einstweilen war bloß Probe, aber sie war hinreichend, sowohl um mir einen Begriff von diesem Theaterwesen zu geben, wie auch, um mich von der Vorstellung selbst zurückzuschrecken. Letzteres namentlich deshalb, weil ich, was ich früher nicht gewußt, für meine Hülfe ein Trinkgeld und demgemäß meine Unterordnung zu erwarten hatte. Ich trat daher meinen Ehrenposten einem Andern ab. In jener Probe wurde, um von Anderem zu schweigen, ein hochtragisch-sentimentales Weib durch einen hochaufgeschossenen Komptoiristen mit mächtiger Nase und einer, die erlangte Pubertät noch halb im Zweifel lassenden, rabenartig gebrochenen Stimme dargestellt. Auf

ſolche Einfälle kann nur ein holländiſcher Geſchmack gerathen und nur einer holländiſchen Phantaſie mag bei derartigen Darſtellungen die Illuſion möglich ſein. Es wurde mir erzählt, daß einſt bei einer ähnlichen Vorſtellung die zur Mitwirkung unter dem Befehl eines verhaßten Feldwebels kommandirten Soldaten den fingirten Krieg auf der Bühne zu einem wirklichen gemacht und in dem Tumult den Feldwebel der Art zugerichtet, daß er aus dem Theater mußte getragen werden. Dieß muß allerdings, um auch einen Gegenſatz gegen das Spiel des Komptoiriſten mitzutheilen, die Illuſion ſehr erleichtert haben.

Nach einem etwa dreiwöchentlichen Aufenthalt in Weltevreden erhielt unſer Detachement, als es hinlänglich einexerziert war, ſeine Beſtimmung nach Salatiga im Innern der Inſel Java. Auf Befehl meines Obriſten, welcher mich nicht ſchutzlos dem Schickſal der Uebrigen überlaſſen wollte, blieb ich allein zurück. Alle Anderen, ſelbſt mein Freund, wurden ohne Rückſicht fortgeſchickt. Ich trennte mich von ihm ohne zu wiſſen, ob wir uns jemals wiederſehen würden, jedoch überließen wir uns der Hoffnung, daß ich es durch den Beiſtand des Obriſten bald zum Officier bringen und alsdann auch meinem Freund behülflich ſein könnte. Es war überaus ſchmerzlich, daß wir, die wir uns zur Ausführung eines eben ſo großen wie freilich abenteuerlichen Planes vereint hatten, in einem fernen, fremden Lande ſchon ſo bald getrennt wurden; allein die Trennung war, wie wir wohl erkannten, ein Theil der Folgen, welche eben ein ſo ſchlecht berechneter Plan nothwendig haben mußte. Wir klagten weniger, weil wir uns ſelbſt anzuklagen hatten. Uebrigens war es, wie ſchon erwähnt, ein unglücklicher Umſtand für uns, daß ſchon vor unſerer Ankunft der Krieg auf Java auf-

gehört hatte und uns dadurch die sonst nicht ungewisse Aussicht versperrt war, das Land näher kennen zu lernen und den in unserm Plan vorgezeichneten Weg zu forciren. All unser guter Muth und unsre romantische Kriegslust war für unsre Neugier wie für unser Avancement gleich unnütz. Das Einzige, wogegen wir Muth zu Hülfe nehmen konnten, war die Langweiligkeit und Unerträglichkeit unsrer beengten und traurigen Lage.

Nach einigen Wochen erhielt ich von meinem Freunde Nachricht. Er hatte bis zu dem neuen Kantonnement eine nichts weniger als angenehme Reise gehabt und zwar an einem der gewöhnlichsten, aber auch gefährlichsten Uebel, der Blutdiarrhoe leidend, die ihn für einige Zeit in's Hospital brachte. Fast die einzige Unterhaltung in seiner neuen Lage bot ein in der Nähe liegender feuerspeiender Berg, der bisweilen ein schönes Schauspiel gewährte. Von dem Detachement war nach so kurzer Zeit schon mehr als die Hälfte begraben und zwar meistens die stärksten Leute. Man kann sich danach einen Begriff von der Sterblichkeit unter dem javanisch-holländischen Militair machen.*) Ich erhielt davon

*) Würde den Holländern die Zufuhr an fremden Soldaten abgeschnitten, so wären sie nicht mehr im Stande, ihre menschenfreissenden Kolonieen zu behaupten. Durch die von mir veröffentlichten Warnungen beunruhigt, schickte in den Vierziger Jahren die holländische Regierung mehrere Emissaire nach Köln, um mich zu sondiren, meine Verhältnisse zu erforschen und mich zum Schweigen zu bringen, oder mir nöthigen Falls entgegenzutreten. Einer dieser Emissaire war selbst elf Jahre in Ostindien gewesen und bestritt namentlich meine, in der „Kölnischen Zeitung" aufgestellte Behauptung, daß von 100 Angeworbenen vielleicht nicht Einer von Batavia zurückkehre. Da ich meine Leute kannte, setzte ich dem Emissair eine tüchtige Flasche Rheinwein vor und als er dadurch offenherzig geworden war, machte er mir über seinen Auftrag unumwunden Mittheilungen. „Glauben Sie, fragte ich ihn dann, daß von hundert Soldaten Einer nach Europa zurückkehrt?" „Von tausend nicht Einer", war die Antwort.

ein lebendiges Bild, als mir eines Tags die Aufsicht in dem Hospital zu Weltevreden übertragen wurde. Dasselbe besteht aus mehreren, recht hübschen und luftigen Gebäuden, in welchen die Kranken nach dem Grade oder der Art ihrer Krankheit vertheilt zu sein schienen. Aus der Kaserne hatte ich so Viele, den Einen von der Cholera ergriffen, den Andern an der Blutdiarrhoe leidend, dorthin bringen sehen, aber sehr Wenige sah ich zurückkommen und war daher neugierig, zu erfahren, welche noch am Leben wären. Zwischen zwei langen Reihen von Betten ging man hindurch und sah rechts und links die armen Menschen in ihrem schrecklichen Zustande, blaß wie die Wand des Hospitals, hohläugig, ausgedörrt und nur durch hohles Röcheln verrathend, daß sie noch nicht auf den Kirchhof gehörten. Andere sahen schwärzlich aus und schrieen vor Schmerz; wieder andere wurden von riesenhaften Blutigeln ausgesogen, welche, dicker als ein Daumen, ihnen wie schwarze Schlangen auf dem Bauche lagen. Einen der Unterofficiere unseres Detachements, einen Herrn von Flotow, welcher Page bei einer preußischen Prinzessinn gewesen und ein talentvoller Kopf, wenn auch kein sehr ehrenhafter Charakter war, sah ich wie ein Gespenst auf seinem Bette liegen. Er hatte ein unbedeutendes Unwohlsein benutzt, um in's Hospital zu gelangen und dadurch dem unangenehmen Leben und der schlechten Behandlung in der Kaserne zu entgehen. Dabei äußerte er den Entschluß, lieber auf seinem Krankenbette zu vertrocknen, als wieder in die Kaserne zurückzukehren. Er hielt vollkommen Wort und ist wirklich im Hospital, zur Mumie ausgetrocknet, gestorben, nachdem er zuvor zur katholischen Religion übergegangen war, um mittelst des Proselytenlohnes, den er vom Geistlichen erhielt, sich zu guter Letzt reichlich mit seiner Lieblingsspeise, mit Apfelsinen, versehen zu können.

Um das batavische Lazarethleben noch mehr zu charakterisiren, diene folgender kleine Vorfall, von dem ich ebenfalls Augenzeuge war. Ein Unterofficier lag in den letzten Zügen; sein Todeskampf zeigte, daß er nicht fünf Minuten mehr zu leben hatte. Da man wußte, daß er noch einiges Geld in seiner Uniform hatte, schleppten sich zwei Kranke aus ihren benachbarten Betten zu ihm und begannen seine Taschen zu untersuchen. Ich zeigte das einem der Wärter und machte ihn auf seine Pflicht aufmerksam. Als er die Diebe (wie es schien, in nicht sehr uneigennütziger Absicht) vertreiben wollte, baten dieselben, „dem armen kranken Mann die Fliegen wehren zu dürfen." Das ist eure Sache nicht, sagte der Wärter, scheert euch weg! — „Nun, antwortete Einer der Beiden, so wollen wir ihm den Daumen auf den Hals halten, dann ist er eher weg. Wir theilen!"

Die Bedienung im Hospital geschah durch Malaien, unter welchen ein kettenbeladener Prinz den Kranken die Speisen ausschöpfte. Er hatte, wie man sagte, seinen Bruder ermordet. Seine Physiognomie bewies nicht, daß er dazu unfähig gewesen. Dabei war er der schönste Malaie, der mir zu Gesicht gekommen, und sah, um einen bezeichnenden populairen Ausdruck zu gebrauchen, aus wie der lebendige Teufel. Sein Geschäft verrichtete er mit großer Gewandtheit und einer wahrhaft prinzlichen Nonchalance und seine Ketten schüttelte er mit einem Stolz, als hätte er bedeuten wollen, daß er sie nur zum Scherz trage und daß er sie zerbrechen könne wann es ihm beliebe.

Am Ende der Hospitalgebäude befand sich ein kleines Häuschen, aus welchem allerlei verworrene Töne hervorkamen. Ich näherte mich ihm, um zu sehen, was dort vorgehe. Das Häuschen hatte an der Seite ein Paar Oeff-

nungen, die einem Menschen eben Raum genug gewährten, um von Außen hineinzusehen und von Innen heraus dem Beschauer plötzlich mit affenhafter Tücke das Gesicht zu zerkratzen. Das Geschöpf, von welchem diese Tücke ausging, war ein Wahnsinniger, ein ganz nackter, abgemagerter Mensch. Er sprach Teutsch, wie natürlich. In seiner Vorstellung war er Millionair, ein König, und vertheilte den Sand, welcher das einzige Mobiliar seines Kerkers war, als Geldhaufen an seine Günstlinge. Unter diesen standen oben an seine Mutter und seine Geschwister. Wenn er seinen Reichthum vertheilt hatte, führte er Rechnung darüber mit seinen langen, zerissenen Nägeln an der verkratzten Wand seines Palastes. Doch nein, diese Wand war nicht das Kontobuch über seinen Reichthum, er bekratzte sie mit Briefen an seine Mutter und Geschwister, die er niemals wiedergesehen hat. Genug von dem Wahnsinnigen und den physischen Krankheiten. Jetzt Einiges von den moralischen.

Bei einem Magazinsmeister, bei dem ich eines Tages Reiß und Arack für unsere Abtheilung in Empfang zu nehmen kommandirt war, wurde ich zuerst aufmerksam auf die Betrügereien, die in Batavia und analog natürlich auch in andern Theilen der Kolonie an der Tagesordnung sind. Der Mann sagte auf meine Vorstellungen ganz offen, es komme ihm putzig vor, daß man sich über dergleichen wundern könne, in Ostindien müsse Jeder betrügen so viel er könne, ein ehrlicher Mann komme dort gar nicht durch. Betrügen sei dort keine Sünde und er wünsche den Beamten zu kennen, der es nicht thue. Er berief sich sogar auf das Beispiel des Gouverneurs. Nach diesem offenherzigen Geständnisse wurde mir auch klar, warum unser Feldwebel, der mit dem Magazins-

meiſter ſtets in Berührung ſtand, ſo emſig dafür beſorgt war, daß ich die Fouriergeſchäfte mit den weniger läſtigen Sergeantengeſchäften vertauſchen mußte. Der Feldwebel galt für einen Mann von 30 bis 40,000 Gulden, die er in wenig Jahren erworben hatte. Da er nebſt dem ihm befreundeten Fourier den Schlüſſel von dem Kleidermagazin und von der Proviantkammer hatte, ließ ſich die Quelle, woraus die 30,000 Gulden gefloſſen, leicht errathen. Die Betrügereien indeß, die er hier verüben mogte, gingen bloß das Gouvernement an und wenn daſſelbe ſie nicht beſſer kontrolirte, ſo ſchien es dadurch ſeine Erlaubniß dazu zu ertheilen; das Schändlichſte aber waren die Betrügereien, die er an den armen Soldaten beging. Er zahlte ohne alle Aufſicht die Löhnung aus und ich habe nicht ein einziges Mal geſehen, daß dieſelbe richtig war. Immer litt jeder Soldat einige Pfennige Schaden. Die Löhnung beſtand ſtets in Kupfergeld, welches in Säcken ſektionsweiſe vertheilt wurde. Fehlte nun in einem Sack etwas und der Unterofficier beklagte ſich darüber bei dem Feldwebel, ſo ſchob dieſer ſtets mit affektirter Entrüſtung die Schuld auf die „verfluchten Chineſen", bei denen das Kupfergeld eingewechſelt war. Dabei verſprach er das nächſte Mal Erſatz zu leiſten, dieſer beſtand aber nur in neuer Betrügerei.

Als Beiſpiel, wie unverſchämt die Soldater, ich mögte ſagen von Regimentswegen, betrogen wurden, diene Folgendes. An einem Nationalfeſttage (ich weiß nicht mehr, welchem) wurde vor der Kaſerne auf einem ſchönen Raſenplatz ein „Traktement" angerichtet, wobei die Soldaten unter allerlei ergötzlichen Spielen mit Arackpunſch und beſondern Gerichten regalirt wurden. Alles war im Taumel, ſchrie über die Maßen Hurrah und floß über von holländiſchem

Patriotismus. Was folgte? Am nächsten Löhnungstage hielt man der Mannschaft die Hälfte des Soldes ab für die begeisterten Hurrah's, die sie auf Anordnung des Gouvernements dem König von Holland gebracht hatte. Man murrte darüber, aber Keiner wurde klagbar, weil man voraussah, daß man sich dadurch den bittersten Verfolgungen aussetzen werde, und weil die zuverläßige, abschreckende Miene der Betrüger die Betrogenen in Zweifel ließ, bis zu welcher Instanz sie hinaufzusteigen hätten, um mit ihren Klagen Gehör zu finden. Man ließ es sich gefallen und litt zum Lohn für diese Gefälligkeit vielleicht am nächsten Löhnungstage einen Pfennig weniger Schaden.

An dem erwähnten Nationalfesttage hatte ich zufällig die Kasernenwache zu kommandiren. Um 10 Uhr Abends war von der Wachmannschaft, der man auf höhern Befehl ihren Punschantheil aus der Kaserne zuschickte, außer mir und einem Paar malaiischer Füsiliere Niemand mehr nüchtern. Als ich um Mitternacht meinen Korporal wecken wollte, um die herannahende Ronde zu visitiren, richtete er sich von der Britsche halb in die Höhe und gab mir eine derbe Maulschelle, natürlich ohne zu wissen was er that. Ich steckte sie ruhig ein und mußte selbst darüber lachen, da die Kriegsartikel mit Nationalpunsch ausgelöscht waren. In der Eile ernannte ich einen neuen Korporal, einen wahren Polyphem, der in Neapel unter den Schweizern gedient hatte. Als er von seiner Ernennung hörte, sprang er fluchend von der Britsche auf, riß ein Paar murrende Nachbarn mit sich hinaus und stürzte schlaftrunken und arackmuthig auf den Kapitain der Ronde los, um ihn zu — arretiren. Nur mit der größten Mühe gelang es mir, das ärgste Skandal zu verhüten.

Seitdem mein Freund von mir entfernt war, fühlte ich mich hinsichtlich des Umgangs so ziemlich auf mich selbst reduzirt. Bei Denen, die ich kennen lernte, traf ich auf zu viel Gemeinheit oder zu wenig Bildung, als daß ich besondere Lust gefühlt hätte, mich an sie anzuschließen. Unter solchen Umständen Allem, was aus Europa kam, immer mehr entfremdet, ließ ich mir denn um so mehr angelegen sein, meine Zerstreuung und Gesellschaft, so viel die Beschränkung meiner Verhältnisse es zuließ, javanisch einzurichten und zusammenzusetzen. In dieser Gesellschaft würde nach dortiger Sitte eine javanische Gefährtinn den ersten Platz eingenommen haben, wenn ich beabsichtigt hätte, so lang auf der Insel Java zu bleiben, daß ich nicht in die Lage gekommen wäre, Dasjenige gezwungen zu thun, was die javanischen Europäer gewöhnlich aus Gewissenlosigkeit thun, nämlich, das arme Geschöpf im Stich zu lassen, oder zu verstoßen. Also von den Freuden einer javanischen Häuslichkeit, wie ich sie mir träumte, ausgeschlossen, umgab ich mich, ohne daß durch diesen Uebergang den Javanerinnen zu nah getreten werden soll, mit einer Menge von Thieren. In meiner engen Stube, die nicht zwölf Fuß im Quadrat hatte, wohnte außer mir ein sehr liebenswürdiger Affe, eine ungeheure Ohreule, ein Storch von der Größe eines Kranichs, eine am Strick liegende, sieben Fuß lange, schwarz und gelb geringelte Schlange, mehrere Papageien, etwa dreißig Reißvögel, einige goldgrüne Tauben ꝛc. Der Affe war unter dieser Gesellschaft natürlich die Hauptperson, die andern dienten ihm bloß als Mittel zu seinen Späßen. Besonders machte er sich viel mit der Ohreule zu schaffen, bald zog er sie beim Schwanz, bald bei den Flügeln, bald suchte er ihr den Schnabel aufzubrechen, bald ritt er auf ihr ꝛc. Das

Alles litt die Eule ganz geduldig, ſo lang es Tag war. Im Dunkel aber durfte ihr Niemand zu nah kommen. Sie war zugleich nützlich, indem ſie unter den Ratten aufräumte, die bei Nacht ſchaarenweiſe und mit lautem Geknurr in meine Stube drangen. Vor der Schlange hatte der Affe eine unbeſchreibliche Angſt, ich brauchte ſie ihm nur von fern zu zeigen, ſo machte er Sätze bis an die Decke. Uebrigens hatte er Urſache dazu, denn die Schlange war ſehr bösartig. Wenn ich ihr irgend einen Gegenſtand, z. B. einen Schuh, vorwarf, ſtürzte ſie ſich wüthend darauf und biß danach. Später, als ich meinen Abſchied genommen hatte, wollte ich ſie benutzen um dem Feldwebel, der gegen mich intriguirte, einen Schabernack zu ſpielen. Ich band ſie deſſen Lieblingshund an den Schwanz, indem ich glaubte, derſelbe werde ſie in die Wohnung ſeines feigen Herrn ſchleppen und ihm einen Schreck einjagen. Allein der entſetzte Hund lief damit wie beſeſſen in die Stadt hinein und hat ſich wahrſcheinlich todt gelaufen.

Der Wärter meiner Menagerie und auch meiner Perſon war ein Malaie, ein äußerſt gutmüthiger und kindlicher Menſch. Er hatte meine Aufmerkſamkeit erregt durch die Gewandtheit ſeiner Bewegungen und durch die originelle Art, wie ich ihn irgendwo die Stiefel putzen geſehen, indem er nämlich mit einem etwa zolllangen Daumennagel, den er wie ein Meſſer gebrauchte, aus der Naht an der Sohle den Dreck herausſchälte. Bewaffnet mit einer Büchſe und in Geſellſchaft dieſes nagelbewaffneten Begleiters durchſtrich ich, ſobald ich einige Stunden mein nennen oder mich unbemerkt davon ſchleichen konnte, die nahgelegenen Wälder und Sümpfe, in welchen Reiß und Zuckerrohr wuchs. Zu jagen fand ich freilich außer kleinen Papageien, Tauben, Störchen ꝛc. nichts

in diesen bewohnten Regionen, aber es gab doch Manches zu sehen, das mir neu und interessant war. Bald hatte ich Gelegenheit, die schönsten und mannigfaltigsten Bäume zu bewundern, bald stießen wir auf ein schönes Landhaus, bald auf einen barocken malaiischen Tempel, dessen Wächter uns bei der Annäherung feierlich durch Winke zurückwies, bald auf einen malaiischen Kirchhof, wo ein Priester über den Gräbern laut in einem Buche las, welches wahrscheinlich der Koran war, bald kamen wir in ein malaiisches Dorf (Campo malaio), wo die Mädchen und Weiber in die Häuser flüchteten, sobald sie mich sahen, bald trafen wir auf eine Heerde Büffelochsen*), vor denen ich selbst flüchten mußte, indem sie wüthend auf meine weiße Kleidung losstürmten. Auf einer unserer Wanderungen bat mich mein Begleiter, in seiner Wohnung vorzusprechen. Es war eine aus Bambusrohr gebaute Hütte, die in dichtem Gebüsch versteckt lag. Sobald wir eingetreten waren, ließ er durch seine Frau Reiß mit getrockneten Fischen (die Lieblingskost der Malaien) herbeischaffen und schickte seinen Sohn auf einen Kokosnußbaum, um einige Nüsse**) herabzuwerfen. Der gutmüthige Mensch wußte gar nicht auszudrücken, wie wohl es ihm that, daß ich unteroffizierliche Person, die er wie einen

*) Diese Büffel, die den Malaien den geduldigsten Gehorsam leisten und sich ihnen durch ihre Dienste als Zugthiere unentbehrlich machen, scheinen gegen die Europäer, besonders mit auffallender Kleidung, eine wahre Malice zu hegen. Auch sind sie bei ihrer imposanten Figur und ihren ellenlangen Hörnern wohl geeignet, Respekt einzuflößen. Im Malaiischen heißen sie Karabau — ein wahrer Büffelname.

**) Sie werden meistens gebraucht, wenn sie noch weich und grün sind. Man schneidet die Spitze ab und trinkt den Saft heraus — ein süßsäuerliches, äußerst angenehmes und kühlendes Getränk.

einkehrenden Prinzen behandelte, mich mit seiner gastfreundlichen Bewirthung zufrieden zeigte.

Der Mensch besaß eine fast rührende Naivität und Leichtgläubigkeit. So z. B. war er überzeugt von der Wahrheit der unter den Aufgeklärteren seiner Nation wenig mehr geglaubten, von den Holländern listiger Weise ausgestreuten Sage, daß die in Ostindien sterbenden Europäer in Holland wieder auferständen und fortwährend wiederkehrten, so daß das Tödten derselben nichts fruchte. Auch theilte er unter Anderm den Glauben, die Affen könnten sprechen, sie seien aber aus Klugheit stumm, weil sie fürchteten, gleich den Malaien von den Holländern zu Arbeiten und Kriegsdiensten angehalten zu werden. Die Malaien, welche zwar flink und gewandt, aber zugleich arbeitscheu und freiheitliebend sind, haben zu dergleichen Diensten wenig Neigung, wozu die Behandlung auch das Ihrige beitragen mag. Dennoch haben die Holländer viel malaiisches Militair, meist von den benachbarten Inseln, sogar reitende Artillerie. Am Besten dienen ihnen die Amboinesen, aus denen in Batavia die Gensdarmerie bestand. Sie sehen komisch aus, wenn sie in ihrer Uniform, nur einen ihrer nackten Füße mit einem Sporn bewaffnet, auf ihren kleinen Pferdchen daherreiten, sollen aber vortreffliche Polizeibeamten sein und viel Muth besitzen. Sie sind der Schrecken der Deserteurs, deren keiner ihnen entgeht.

Ich hatte Gelegenheit Zuschauer bei den Feierlichkeiten einer glänzenden malaiischen Hochzeit zu sein, welche ein merkwürdiges Schauspiel darboten. Die Braut war die Tochter eines reichen Malaien, eines sogenannten Kaptein malai, (welches eine Art Scheffen über einen gewissen Bezirk zu bedeuten schien). Der Bräutigam war ein nicht

minder reicher junger Malaie. Am Tag der Hochzeit wurde die Braut in Geſellſchaft ihrer Mutter und einiger Freundinnen von etwa 30 bis 40 Trägern in einem auf Bambusrohr ruhenden, ſehr hübſchen Zelt oder Baldachin durch die Stadt umhergetragen. Hinter der Braut ritt auf einem kleinen beſcheidenen Pferdchen der unter Anderm mit einem in goldener Scheide hangenden Dolch (Kriss) und einer von diamantenen Blumen ſtrotzenden Kopfbedeckung gezierte Bräutigam. Hinter dem Bräutigam folgte ein Schwarm Muſikanten, die mit allerlei Inſtrumenten, namentlich aber mit Hörnern, eine ſo gellende, fürchterliche Blechmuſik machten, daß man für immer das muſikaliſche Gehör dabei hätte verlieren können. An die Muſikanten ſchloß ſich ein faſt unüberſehbar langer Zug von allerlei Figuren an, aus welchem koloſſale Drachen, Elephanten, ungeſchlachte Rieſengeſtalten ꝛc. hervorragten, die ſämmtlich von Pappe oder dergleichen Material fabrizirt waren. Dieſer wunderliche Zug von Ungeheuern, von dem ich nicht weiß, ob er bloß zur Zier des Feſtes diente oder ob er etwa eine bildliche Darſtellung der Folgen einer Heirath ſein ſollte, bewegte ſich nach dem Hauſe der Braut hin, wo die Trauung vor ſich ging. Die Zeremonie geſchah geheim im Hauſe und Das, was man mir davon erzählte, kann ich hier nicht mittheilen. Draußen war unterdeß fortwährender Jubel. An der einen Seite ſtanden lange, mit unzähligen Gerichten beſetzte Tiſche, auf der andern wurden bei europäiſcher, aber von Malaien auf einem Gerüſt vorgetragener Tanzmuſik allerlei Tänze und Poſſen aufgeführt, die bis in die Nacht hinein fortzudauern ſchienen. Das Kaſernenhorn verbot mir, das Ende des Feſtes abzuwarten.

Das Sonderbarſte und Pikanteſte, das ich im Leben der

bataviſchen Malaien beobachtet habe, waren ihre Abendvergnügungen in einem Hauſe, welches der Freundſchaft und Liebe geweiht war. Sobald man in das Haus hineintrat, ſah man links eine Ladenbank, auf welcher Opium verkauft wurde. Rechts trat man in eine große Stube, in welcher mehrere niedrige, tiſchähnliche Gerüſte ſtanden. Auf dieſen Gerüſten lagen je in einem Kreis die Mitglieder der Geſellſchaft. In jedem Kreis zirkulirte eine Pfeife, aus welcher kleine, mit Opium geſchwängerte Tabacklügelchen in langen, wollüſtigen Zügen geraucht wurden. Außerdem ſaßen auf jedem Tiſch zwei Kampfhähne, denen man Opiumrauch um den Kopf hauchte, während man ſie ſtreichelnd und ſtoßend gegen einander hetzte. Bei dem ganzen Vergnügen wurde ſelten ein Wort geſprochen, die Menſchen ſchienen meiſtens in ſtiller, träger Verdauung ihrer Opiumwonne hingegeben. Manche lagen ganz berauſcht und betäubt auf dem Boden umher. Der Genuß des Opiums ſoll die Menſchen von mahomedaniſchem Glauben in der Phantaſie durch ihre ſieben Himmel hinaufzaubern. Für dieſe, der aufgeregten Phantaſie vorgezauberten Himmel war bei unſern Malaien auch in der Wirklichkeit geſorgt. Man trat durch ihre opiumqualmende Freundſchaftsſtube hinaus in den Salon der Liebe. Er war rings herum eingefaßt mit halbdurchſichtigen, aus Bambus geflochtenen Zellen, in welchen die Opiumbezauberten mit ihren Houris, zu engen Liebesknäueln verflochten, der ſtillen Verzückung in's Paradies überlaſſen zu ſein ſchienen. Es regte ſich nichts an ihnen, als ihre glänzenden Augen, die bald im Feuer gutmüthiger Vergnüglichkeit ſpielten, bald in eiferſüchtiger Glut den Betrachter anflammten. Ueberhaupt war es mitunter bedenklich, Abends allein in dieſen Regionen umherzugehen, wenigſtens würde ich ſie nicht ohne Säbel beſucht haben.

Unter den Malaiinnen habe ich manches reizende Geschöpf gesehen, besonders unter denen, welche von einem chinesischen oder europäischen Vater und einer malaiischen Mutter abstammten. Man sah sie am Häufigsten zu Weltevreden auf den beiden Märkten (basar bahru [neuer Markt] und basar malaio), auf welchen allerlei Landesprodukte, als Früchte, Gemüse ꝛc., zum Verkauf ausgeboten wurden. Sie nahmen sich dazwischen wie lebendige Südfrüchte aus. Das Schönste an ihnen war in der Regel, wie an den Männern, ihre Gestalt, die unter der dünnen, eng um die Hüften anschließenden Kleidung die üppigsten Formen zeigte, an denen man trotz dem Mangel an Unterkleidern nichts von dem Schwung und der Fülle vermißte, welche unsre Damen durch sechsfache Hülfskleidung hervorbringen zu müssen glauben. Ueber den Hüften trugen sie einen Gürtel, der in der Regel von Silber war. Bei manchen stand das Gesicht, obschon es braungelblich war, mit dem Körperbau im besten Verhältniß: sie hatten so sprechende Mündchen, so schnippische Näschen und unter den scharfgezeichneten, schön gewölbten Augenbrauen so seelenvolle Augen, so poetische schwarze Vergißmeinnicht, daß man schwer an ihnen vorübergehen konnte, ohne sie durch Beweise von gutem Geschmack und galanter Aufmerksamkeit, die sie in ihrer Unschuld mitunter als Frechheit auslegten, in Verlegenheit zu setzen. Dabei war über ihre Haltung und ihr Benehmen eine gewisse indische Träumerei, ein orientalischer Zauber ausgegossen, wobei einem ganz Mahomedanisch zu Muth wurde. Zwei Dinge sind es aber, die bei den meisten, namentlich bei den zur niedrigsten Klasse gehörigen, jenen Zauber unangenehm beeinträchtigen, nämlich das starkduftende, mit Kokosnußöl pomadisirte Haar und die bisweilen zolllang aus dem Mund herausragenden

Pruimchen. Sie wickeln in ein Betelblatt etwas haarfein geſchnittenen Taback mit Kalk und einem Stückchen Arekanuß und auf dieſem pikanten Paketchen lutſchen ſie mit ihren, oft zu würdigerem Gebrauch geſchaffenen Lippen wie ein Kind auf einem Stückchen Süßholz. Die ihren Reizen nachtheiligſte Folge dieſes ſonderbaren, ihren Männern abgeſehenen Vergnügens iſt, außer der Verunſtaltung ihres Mundes, die, daß ihre ſchönen Zähne durch den Saft des Siri, wie ſie jenes Kompoſitum nennen, kohlſchwarz gebeizt werden. Der Saft, den ſie von Zeit zu Zeit ausſpeien, iſt blutroth, beizt Flecken, die gar nicht auszuwaſchen ſind, und dient den boshaften Schelminnen zuweilen als Dinte, mit welcher ſie den zudringlichen Europäern die beſchämende Entdeckung ihrer fruchtloſen Bewerbung auf die weißen Kleider ſchreiben d. i. ſpeien. Man ſagt, daß ſie im entgegengeſetzten Fall, wo nämlich der Bewerber Gehör findet, ihm dieß durch Ueberreichung eines Stücks Zuckerrohr zu verſtehen geben — eine allerliebſte Art, dieß Sprechen durch das Zuckerrohr.

Ein anziehendes Schauſpiel war es, die Malaiinnen ſich baden zu ſehen. Ich ſah ſie häufig Abends im Jakatra, wo ſie mit Männern und Büffelochſen gemeinſchaftlich den Staub des Tages abwuſchen und mit großer Lebendigkeit ſich in den trüben Wellen umherpudelten. An Jupiter und Europa zu denken, lag dabei ſehr nah, die Geſchichte wurde aber höchſtens in malaiiſcher Ueberſetzung reproduzirt.

Die hübſcheſten Javanerinnen ſind vielleicht, eiferſüchtig verborgen, als Kebsweiber im Beſitze der in den holländiſchen Kolonieen angeſiedelten Chineſen, dieſer ekelhafteſten aller Menſchen, die dabei mit thieriſcher Begier auf das ſchöne Geſchlecht verſeſſen ſein ſollen. Es gibt wol kein

Volk auf der Erde, in deſſen ganzer Erſcheinung, in deſſen ganzem Weſen ſich eine ſo gemeine Seele und eine ſo niedrige, entſchiedene, obligate Sklavennatur ausſpräche, wie dieß bei den Chineſen der Fall iſt. Von Allem, was einen Mann zieren kann, iſt bei den Chineſen durchgängig keine Spur zu finden, keine Männlichkeit, keine Würde, keine Kraft, keine Schönheit; ebenſo wenig ſpricht ſich an ihnen aus, was ſie als Menſchen zieren könnte, keine Seele und kein Herz. Es iſt mir nie, ſelbſt ſpäter am Kap der guten Hoffnung unter den häßlichen Hottentotten, Madagaskaren und Mozambikern nicht, eine ſo widerliche Menſchenerſcheinung vorgekommen, wie die Chineſen die ich geſehen. Nicht ohne Abſcheu konnte ich dieſe ſpitzen, geſchorenen, mit thieriſchen Ohren und ſchwanzartigen Zöpfen gezierten Philiſterköpfe, dieſe enggeſchlitzten, verſchobenen Augen, dieſe gierigen, weitgeſpaltenen Mäuler, aus denen ſie eine widrige Sprache hervorſchnattern, dieſen grinſenden Schacherausdruck in den Geſichtern, dieſe kraftloſe Bedientenhaltung betrachten. Die Malaien, in deren Weſen ſich häufig ein männlicher Trotz ausſpricht, ſind wahre Ideale neben den chineſiſchen Fratzen. Das ganze Streben dieſer Menſchen iſt auf den Schacher gerichtet und ſie beſitzen dazu alle nöthigen Eigenſchaften und Fertigkeiten. In Batavia ſagt ein Sprüchwort, „aus einem Chineſen könne man drei Juden ſchneiden“. Dabei darf übrigens nicht unerwähnt bleiben, daß dieſe Chineſen außer ihrem Schacher auch eine nützlichere und würdigere Thätigkeit entwickeln, denn in ihren Händen iſt faſt jedes Handwerk und ſie arbeiten, wenn alle Andern ſchlafen, oder ſich der glühenden Sonne auszuſetzen fürchten. Freilich zeigt ſich bei Allem, daß die Triebfeder ihrer Thätigkeit die Geldgier iſt. In der fürchter-

lichsten Mittagshitze, wo alle Straßen öde sind, trägt der Chinese, den geschorenen Schädel mit einem schirmartigen Deckel gekrönt, seine Hausirwaaren umher und kündigt sich mit seiner Klapper den Käufern an. Wie weit ihre Industrie geht, zeigte Einer, der sich täglich zu gewissen Stunden in unserer Kaserne umhertrieb und dessen Geschäft neben der Bartscheererei ꝛc. im Ohrenreinigen bestand, — eine Verrichtung, die er mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit und Leichtigkeit vollbrachte. Während einer solchen Operation hatte er einst das Unglück, daß ein Soldat ihm unversehens den Zopf abschnitt — ein Verbrechen das ihn fast wahnsinnig machte, denn ein solcher Raub ist nicht geringer anzuschlagen, als wenn man z. B. bei uns einem Adligen plötzlich die Präposition von seinem Namen abschneiden könnte. Die Geldgier macht die Chinesen auch zu den leidenschaftlichsten Spielern und es ist ein wahrhaft physiognomischer Genuß, beim Spiel ihre Fratzen zu beobachten. Zu solchen Beobachtungen hatte man täglich auf dem Markt, namentlich aber zur Zeit der chinesischen Kirchmesse Gelegenheit. Auf dieser Kirchmesse kehrte das sonst zurückhaltende Chinesenthum seine innerste Gefühls- und Geistes-Seite hervor. Während die Einen auf dem Markt spielten oder sich sonst amüsirten, saßen die Andern mit ihren Gästen vor den Hausthüren und tranken Thee mit Opium, an welchem Vergnügen sie die vorübergehenden Europäer gastfreundlich Theil nehmen ließen. Es fand bei solchen Szenen eine solche zeremoniöse Freundlichkeit und kälberhafte Manierlichkeit Statt, daß man sich des Lachens schwer enthalten konnte. Am Allerlächerlichsten aber nahm sich die chinesische Komödie aus, die in freier Luft auf einem hohen Gerüst aufgeführt wurde. Ich konnte nichts aus derselben entnehmen, als ein

unzuſammenhangendes, improviſirtes Durcheinander von ſchnatternden Tönen, tölpelhaften Geſten und poſſenhaften Handgreiflichkeiten. Zu den letzten gehörte namentlich ein Kunſtſtück, wobei die handelnden Perſonen deren in der Regel nur zwei waren — ſich plötzlich aus dem Diskurs heraus mit den Rücken aneinander ſtellten, ſich hinterrücks anfaßten und ſich dann abwechſelnd durch Niederbücken in die Höhe hoben. Dieß Manöver machte auf das umherſtehende Publikum ſtets einen tiefen Eindruck.

Merkwürdig iſt der chineſiſche Kirchhof bei Batavia, ein wahres Gräbermeer, in welchem die einzelnen, backofenähnlichen Gräber die Wellen bilden. Man wird von unbeſchreiblichen Empfindungen erfüllt, wenn man auf den Gräbern ſo fremdartiger Menſchen umherwandelt und bedenkt, wie viel Millionen derſelben ſchon gelebt haben, bloß um begraben zu werden. Außer Malaien und Chineſen ſieht man in Batavia auch häufig Exemplare von allerlei andern aſiatiſchen Völkern z. B. Bengalen, Perſer, Armenier u. ſ. w.

Was ich bisher berichtet, iſt das Mittheilenswertheſte von Dem, was ich in meiner beſchränkten Lage beobachten konnte. Hätte ich Geld gehabt oder einen höhern Rang bekleidet, ſo würden mir auch andere Dinge zugänglich geweſen ſein, und mein Bericht wäre reichhaltiger und intereſſanter ausgefallen. Aber ich lag an der Kette des Kaſernenlebens und wenn ich dieſelbe nicht mitunter eigenmächtig durchbrochen hätte, würde mir ſelbſt Manches von dem Berichteten fremd geblieben ſein.

Eine Zeit lang machte ich mit einem andern Teutſchen, einem unternehmenden Menſchen, der allein das halbe Amerika durchwandert hatte, nächtliche Exkurſionen, nachdem

Vorgesetzte wie Untergebene zu Bette waren. Wir durchstrichen dann, den Säbel an der Seite, gewöhnlich die chinesischen und malaiischen Regionen, wobei es viel zu lachen gab, mitunter aber auch ernstliche Verlegenheiten entstanden. Gewöhnlich trieben wir auf dem Rückwege den Scherz, auf die chinesischen Wachen mit ihren langen Bambusstäben scheinbare Angriffe zu machen. Sie rissen dann aus mit fürchterlichem Geheul, aber in der Regel war uns in wenig Minuten die ganze aufgescheuchte Population auf den Fersen, mit einem Geschrei und Geschnatter, als wäre das ganze himmlische Reich hinter uns gewesen. Um der Entdeckung zu entgehen, mußten wir uns in solchen Fällen mitunter bis an den Bauch durch Sümpfe und Reißfelder durcharbeiten, aber wir kamen immer glücklich davon.

Einmal brachten wir durch unsere Studentenstreiche halb Weltevreden in Aufruhr. Die zu unserer Kaserne gehörenden Abtritte waren etwa zweihundert Schritte von derselben entfernt am Ufer der Jakatra gelegen. Nun war es damals, wo die Gemüther der Malaien noch durch die Nachwirkungen des Kriegs erbittert waren, mitunter bedenklich, jene Abtritte zu besuchen. Es kamen mehrere Fälle vor, wo einzelne Soldaten von dem Kriß versteckter Malaien niedergemacht worden waren. Auch hieß es, daß die Mörder um die Kasernen herumschlichen und durch die Schlüssellöcher abgelegener Stuben Opiumrauch bliesen, um dann die Thüren zu erbrechen und die betäubten Bewohner zu ermorden. Natürlich wurde dabei Manches gefabelt. Die Wirkung aber war, daß ängstliche Gemüther sich bei Nacht nicht vor die Kaserne wagten. Durch seine Angst zeichnete sich namentlich ein holländischer Unterofficier aus, dessen Stube grade an der, den verhängnißvollen Abtritten zugekehrten Seite

gelegen war. Von einer meiner nächtlichen Exkursionen zurückgekehrt, gerieth ich einst auf den Einfall, jenen Unteroffizier zur Unterhaltung in Angst zu setzen. Ich schlich mich leise an seine Stube, schlug mit der flachen Klinge drei Mal an seine Thür' und stellte mich dann mit meinem Begleiter in der Nähe hinter ein Paar Bäume. Zuerst hörten wir ein Gepolter, dann öffnete sich plötzlich die Thüre und der holländische Held kam im bloßen Hemde wie ein Blitz hervorgeschossen. Mord und Hülfe schreiend, rannte er durch den Korridor der Wache zu und in zwei Minuten war die ganze militairische Welt der Umgegend auf den Beinen. Die Wachen wurden verdoppelt und Patrouillen ausgesandt, welche die ganze Umgegend durchsuchen mußten. Später erfuhr ich, daß man sogar die reitende Gensdarmerie aufgeboten hatte. Man setzte eben nichts Geringeres voraus, als einen Ueberfall einer malaiischen Mörderarmee.

Um nach dem entstandenen Lärm nicht sofort in Verdacht zu kommen, mußte ich mit meinem Begleiter nichts Besseres zu thun, als uns in die nächsten Wälder zu flüchten. Dort aber geriethen wir in ein malaiisches Dorf, dessen Bewohner wir noch auf den Beinen fanden, obschon es Mitternacht war. Sie umringten und betrachteten uns auf eine verdächtige Weise. Um ihre Vermuthungen abzulenken, fragte ich sie, ob sie nicht ein Paar Deserteure gesehen, welche sich nach der Gegend ihres Dorfes geflüchtet, und foderte sie auf, dieselben einfangen zu helfen. Da für die Einbringung eines Deserteurs 40 Gulden ausgesetzt waren, ließen sich unsere Herren Malaien nicht zweimal auffodern und zerstreuten sich sofort in die Wälder. Dadurch bekamen wir wieder Luft und schlichen uns auf einem Umweg nach einer andern Seite der Kaserne zurück, wo wir uns mit feierlicher

Dienſtmiene unter die Retter des Vaterlandes miſchten. Unſer Streich hätte uns einen Ehrenplatz auf dem „Fort Oranien“ am Ende der javaniſchen Welt einbringen können und dann waren wir verſorgt und aufgehoben für immer.

Um ſolchen Preis alſo erkaufte ich meine Erholungen und näheren „Informationen“.

Ein intereſſanter Gegenſtand der Nachforſchung wäre die holländiſche Kolonial-Politik und ihr Verhältniß zu den Eingeborenen geweſen. Allein es war mir nicht möglich, darüber Das zu erfahren, was ich zu wiſſen wünſchte. Die Holländer hüllen dieſe Dinge in ein wahrhaft ruſſiſches Geheimniß. Es erſchien in Batavia nur ein einziges Blatt und zwar unter hoher obrigkeitlicher Zenſur. Es war ſo inhaltlos wie möglich und von Dem, was in der Kolonie vorging, ließ ſich daraus nicht das Mindeſte erſehen. So viel aber konnte ich überall wahrnehmen und erfahren, daß die Holländer die Eingeborenen nur um jeden Preis benutzen, ohne für ihre Ziviliſirung und Humaniſirung irgendwie Sorge zu tragen. Sie fürchten die Aufklärung derſelben und zwar mit Recht, denn ihr perfides und tyranniſches Regiment ſteht ohnehin auf ſchwachen Füßen. Sie wüthen daher auch im Kriege mit jener beſtialiſchen Grauſamkeit, welche der Feigheit des geängſtigten böſen Gewiſſens eigen iſt. Mir hat ein holländiſcher Officier u. A. erzählt, daß in dem letzten Krieg auf der Inſel Sumatra dreizehn Raja's, die man durch tückiſchen Verrath in holländiſche Gewalt gebracht, in einer Nacht auf höhern Befehl durch Soldaten — nicht erſchoſſen (die Schüſſe würden den Feind aufmerkſam gemacht haben), ſondern mit Meſſern, die an den Bajonneten gewetzt wurden, wie das Vieh hingeſchlachtet worden ſind. Dieß führt mich auf das holländiſche Militair zurück,

das ich beſſer kennen zu lernen Gelegenheit hatte, als die Kolonialverwaltung.

In Holland ſelbſt, wo man die oſtindiſchen Angelegenheiten natürlich beſſer kennt, als in Teutſchland, ſieht man Java halb als einen Verbannungsort an, wohin in der Regel diejenigen ſubordinirten Militairs zu gehen ſich entſchließen, zu deren Sicherung und Fortkommen eine Entfernung von einigen Tauſend Meilen nöthig geworden iſt. Die Teutſchen und ſonſtigen Ausländer wiſſen davon nichts, ſie lernen das javaniſche Leben erſt näher kennen, wenn es zu ſpät und die Klappe an der Falle zugeſchlagen iſt. Wie ſehr ſich die Holländer auch in ſonſtigen Dingen, namentlich in ihrer Handelspolitik, gegen Teutſchland abzuſperren ſuchen, — wo es gilt, die Teutſchen in ihr Netz zu bringen, ſie zu ihren Sklaven zu machen, ſie in ihr Handelsjoch zu ſchmieden, ſie nach Batavia zu ſpediren, da ſind ſie die zugänglichſten, zuvorkommendſten Leute von der Welt, da öffnen ſie die Arme für ganz Teutſchland. Sie kennen ihre Leute und wiſſen, daß die Teutſchen ſtets bereit ſind, ihnen nicht bloß ihr Geld, ſondern auch ihre Perſon zu opfern. Es iſt unglaublich, wie vielen Teutſchen die Holländer in ſolchem Sinn die Arme geöffnet, wie viel Tauſende ſie ſchon auf Java begraben haben. Kehrt aus ihren Klauen ein einzelner Glücklicher, vielleicht mit voller Taſche, in ſein Vaterland zurück, ſo iſt der natürlich nicht geeignet, ein abſchreckendes Beiſpiel zu liefern; die Tauſende von Unglücklichen aber, die ſolche Beiſpiele abgeben könnten, ſehen ihre Landsleute ſelten wieder. Entweder ſterben ſie, oder man macht ihnen, wenn ſie in ſeltenen Fällen das Ende ihrer ſechs Jahre lebendig erreicht, alle mögliche Schwierigkeiten, um ihnen den Rückzug zu verſperren und ſie zum Kapituliren zu zwingen. Solcher

Beiſpiele ſind mir mehrere vorgekommen. In dieſen Umſtänden hat man den Hauptgrund der in den Zeitungen wenig oder gar nicht beſprochenen Erſcheinung zu ſuchen, daß ſo viel Menſchen als holländiſche Militairs nach Batavia ſtrömen und daß vor ſolchen Expeditionen nicht früher öffentlich gewarnt worden iſt. Daß die Teutſchen von den Holländern auf alle Weiſe ausgebeutet werden, iſt die Schuld Jener, wenn auch Dieſen durch ſolch Bekenntniß kein Anſpruch auf günſtigere Beurtheilung ihrer Politik zu Theil wird. Was alſo die Teutſchen in Maſſe von den Holländern gelitten und noch zu leiden haben, gereicht ihnen ſelbſt zum Vorwurf wie zur Schande und man kann dabei, wenn man gerecht ſein will, nicht Partei für ſie nehmen. Wo aber der holländiſchen Habgier und Rohheit der Einzelne zum Opfer wird, da muß er gewarnt werden, obſchon er ein Teutſcher iſt. Wo es Gelegenheit giebt, den teutſchen Auswanderern zu rathen und zu helfen, da könnte ſelbſt ein Feind der Teutſchen den Anſprüchen der Menſchlichkeit nicht widerſtehen, denn — die teutſchen Auswanderer ſind die unglücklichſten Menſchen der Erde. Sie haben kein Vaterland, ſie haben keinen Schutz, ſie haben keine Theilnahme, ſie haben keinen Troſt, ſie haben nichts, als ihre Noth und ihren Schmerz. Alle Wehmuth und Bitterkeit der Menſchenſchickſale konzentrirt ſich in der Auswanderungsnoth der armen Teutſchen. Wie ein böſer Geiſt treibt es ſie fort aus ihrem troſtloſen Vaterland, in welchem ihnen von tauſend Hoffnungen vielleicht nicht eine einzige in Erfüllung geht, und doch bietet ſich ihnen kein neues, das ihre Hoffnungen erfüllen könnte. Tauſende ſtehen vielleicht ihr ganzes Leben hindurch nur mit einem Fuß auf vaterländiſchem Boden und doch können ſie mit dem andern Fuß das aus-

ländiſche Gebiet nur in der Vorausſetzung betreten, daß ſie in's Verderben gehen. Noth und Unbehaglichkeit dieſſeits; Noth und Verzweiflung jenſeits! Hier keine Hülfe, die ſie feſſelt, dort keine Hülfe, die ſie rettet! Welches Land der Erde bietet uns dieß troſtloſe Schauſpiel außer Teutſchland? Auf dem Lande finden unſere Unglücklichen keine Erlöſung und ihre Sehnſucht nach dem Meer führt ſie in der Regel um ſo ſicherer in das Verderben. Das Meer, das Meer! Keinem, wie uns, ſcheint es der Weg zu ſein, der uns in eine neue beſſere Welt führt, und Keinem, wie uns, wird es nur ein ſtygiſcher Rieſenſtrom, der uns hinüberträgt in „jene“ Welt. Es gibt keinen Kirchhof auf der Erde, auf welchem nicht die Gebeine teutſcher Sklaven, teutſcher Unglücklichen ruhten. Teutſchland iſt das Vaterland der Vaterlandloſen; wer wundert ſich noch, daß es die Wiege der Weltbürger iſt?

Auf hundertfache Weiſe werden die teutſchen Auswanderer betrogen, gemißbraucht, erniedrigt und beſchimpft; ich wüßte aber nicht, wo ein traurigeres Loos ſie erwarten könnte, als in dem Dienſt der holländiſchen Kolonialtruppen. Der ſchlechteſte unter ihnen iſt zu gut, um als holländiſcher Sklave begraben zu werden; um ſo trauriger iſt es, daß noch ſo mancher Beſſere ſich durch abenteuerliche Luſt oder Unkenntniß der oſtindiſchen Militairverhältniſſe in eine Lage verlocken läßt, die in der Regel mit, mindeſtens moraliſcher, Mißhandlung beginnt und mit Verzweiflung endigt. Unter allen Verhältniſſen, in die ein Auswanderer ſich begeben kann, gibt es überhaupt kein härteres, als dasjenige, an welches ihn das eiſerne Geſetz der Kriegsartikel für alle Fälle auf eine feſte Reihe von Jahren feſſelt; das Verhältniß wird aber um ſo unerträglicher, je ſchlimmer die Elemente

ſind, aus welchen die Umgebung des Gefeſſelten zuſammengeſetzt iſt. Das holländiſch-oſtindiſche Militair hat ſchwerlich ſeines Gleichen. Zuſammengeſetzt aus Menſchen faſt jeder Nation, jedes Standes, jedes Grades der Schlechtigkeit und Gemeinheit bildet es ein wahres Pasquill auf Diejenigen, denen es dient: es gleicht beinah einem Banditenkorps. Liederlichkeit und Rohheit, welcher die aſiatiſche Schlaffheit und Verderbtheit ſehr zu Statten kommt, machen ſeinen Hauptcharakter aus und nur der Stock, die gewöhnlichſte Strafe, ſichert vor einer gänzlichen Ungebundenheit. Daß dabei auch im Dienſt keine Gemeinſamkeit und Ordnung beſtehen kann, läßt ſich leicht denken. Dieß wird indeß eben ſo ſehr von oben herab bewirkt, wie von unten herauf: wie die Soldaten, ſind gewöhnlich die Officiere*) und wie die Officiere, ſo iſt die Behandlung. Mit Flüchen wird kommandirt, mit Flüchen gehorſamt. Die Leidenſchaft ſündigt, die Leidenſchaft rügt, die Leidenſchaft macht den Rapport, die Leidenſchaft beſtraft. Milde wird Nachläßigkeit, Strafe wird Kujonade, Strenge wird Tyrannei. Dabei wird keine Rückſicht auf Bildung, auf Haltung, auf Menſchenwerth genommen, kein Unterſchied gemacht, Alles gehört in *eine* Kategorie, in die Kategorie uniformirter Sklaven, deren Endbeſtimmung iſt, unſern kaufmänniſchen Nachbarn ihren Kaffee und Zucker zu ſichern. Dieſer Anſicht entſpricht auch der Standpunkt, von welchem aus die dortigen Zivi-

*) Von der Rohheit der dortigen Officiere kann man ſich einen Begriff machen, wenn man hört, daß ſie zur Zeit meiner Anweſenheit in Weltevreden es mehrere Tage lang zu einem Hauptzeitvertreib machten, aus den Fenſtern die vorbeipaſſirenden Hunde todtzuſchießen, die auf dem zwiſchen ihrer und unſerer Kaſerne befindlichen lebhaft begangenen Kaſernplatz ſehr häufig umherliefen. Das Skandal hörte erſt auf, als es der Sicherheit der Menſchen wegen hohern Orts verboten werden mußte.

liſten die ſubalternen Militairs beurtheilen: bei ihnen hat man ſo wenig auf die mindeſte Achtung, wie beim Militair auf Schonung zu rechnen.

Obgleich die phyſiſchen Uebel gegen dieſe moraliſchen zurücktreten, ſo ſind ſie doch keineswegs zu überſehen. Die Inſel Java iſt anzuſehen als eine große Menſchenfalle, als ein einziges großes Grab. Wo die Eingebornen nicht Krieg führen, werden ſie durch peſtartige Krankheiten, namentlich durch die Cholera abgelöſ't. Iſt der Soldat im Felde, ſo machen ſchlechte Koſt, ſchlechte Pflege, die Strapazen in der fürchterlichen Hitze, die Märſche durch das verſchiedenartigſte, bald gebirgige, bald ſumpfige Terrain beinah die Waffen des Feindes überflüſſig: das Land ſelbſt ſcheint die Fremdlinge ſeinen Bewohnern zu mißgönnen.

Was nun das Avancement betrifft, wovon man ſich in der Regel ſo glänzende Vorſtellungen macht, ſo glaube ich wohl, daß in Kriegszeiten dazu in den holländiſchen Kolonien für tüchtige Soldaten Ausſicht genug vorhanden iſt, denn an Muth, dem Hauptmittel zum Avancement, kann bei ſolchem Militair kein Ueberfluß ſein. Der Krieg iſt indeß dort nicht mehr ſo häufig, und ſelten weiter als über kleine aufrühreriſche Diſtrikte verbreitet, ſo daß es, vom militairiſchen Geſichtspunkte betrachtet, ſchon ein Glück genannt werden kann, in der Nähe ſolcher Diſtrikte ſtationirt zu ſein. Uebrigens kann von ſolchem Glück natürlich überhaupt keine Rede ſein bei der Vorſtellung, daß man gegen Menſchen ficht, die bloß ihr gutes Recht vertheidigen und als Opfer niedriger Geldgier zu betrachten ſind. Die Ausſichten in Friedenszeiten ſind ſehr ſchlecht, denn die Soldaten werden geopfert, die Officiere konſerviren ſich beſſer und häufen ſich an, ſo daß der Menge von Antichambrirenden die Thüre zum Avance-

ment ſelten durch das Bedürfniß geöffnet wird. Als ich in Weltevreden mit meinem Obriſten über meine Ausſichten ſprach, hörte ich, daß mir noch 75 Aſpiranten den Weg vertraten, deren Viele ſchon vor mehreren Jahren das Examen gemacht hatten und noch immer vergebens auf die Epauletten warteten. „Unter ſolchen Umſtänden, ſagte der Obriſt, könnte ich Ihnen nicht voran helfen, wenn Sie mein eigener Sohn wären. Ich könnte Sie nur in meiner Nähe zurückbehalten, um Sie zu ſchützen und für den Fall bereit zu halten, daß die Ereigniſſe Ihnen irgend eine unerwartete Ausſicht eröffneten.“

An einer ſolchen Ausſicht — um den Faden meiner Reiſegeſchichte wieder aufzunehmen — begann ich nach drei Monaten zu verzweifeln und durch die getäuſchten Hoffnungen und alle die unangenehmen Erfahrungen ward mir meine Lage immer unausſtehlicher. Ich hätte weit lieber mit den Malaien gegen die Holländer, als umgekehrt gefochten. Aber die Fechtluſt überhaupt verging mir und derjenige Feind, der mir am Meiſten zu fechten gab, war der gemeinſchaftliche Feind aller neu eingewanderten Europäer, nämlich die Diarrhoe, die, wenn ſie in Blutdiarrhoe überging, wahrſcheinlich dem Fechten für immer ein Ende gemacht hätte. Meine Romantik begann auf die Neige zu gehen. Mein Blick richtete ſich aus der hoffnungsloſen Zukunft immer mehr in die Vergangenheit, ich wurde hypochondriſch und bekam das Heimweh, oder, wenn ich den Ausdruck erfinden darf, das Fremdweh. Es liegt in unſerer Natur, daß wir, wenn wir uns in einer ſchlimmeren Lage befinden, als die, worin wir waren, uns nicht bloß das Angenehme zurückwünſchen, das wir *hatten*, ſondern uns auch nach Dem ſehnen, was wir möglicher Weiſe hätten *haben können*. Wir

rechnen zu dem aufgegebenen Kapital auch die möglichen Zinsen und keine geringe. Solche Amplifizirung und Ausschmückung des verlorenen Angenehmen muß natürlich das vorhandene Unangenehme ebenfalls verdoppeln; bei mir machte sie allmälig das Vaterland zum Himmel, Batavia zur Hölle. Meine Reiseplane, die ich nun doch keine Aussicht hatte ausführen zu können, gab ich auf und alle meine Wünsche vereinigten sich in das einzige Verlangen, aus meiner Lage befreit zu werden und in meine Heimath zurückzukehren.

In einer solchen Stimmung begab ich mich zu meinem Obristen, stellte ihm meine Lage vor und ersuchte ihn, mir zur Rückkehr nach Europa behülflich zu sein. „Hab' ich es Ihnen nicht gesagt?" sprach er, „doch seien Sie ruhig, ich werde Ihnen helfen." Er trug mir auf, ihm ein Gesuch an den Gouverneur einzureichen, worin ich meinen Wunsch und das Anerbieten ausdrückte, dem Gouvernement die Kosten meiner Ueberfahrt zu erstatten und die Rückreise auf eigene Kosten anzutreten. Meinem Gesuch wurde entsprochen, ich bezahlte das Geld, das ich noch hatte, das fehlende lieh mir der Obrist dazu und ich war wieder ein freier Mann, frei von Zwang, aber auch von Geld. Vergebens sah ich mich nach einem Schiff um, das mich nach Europa zurückbrächte, kein Kapitain wollte sich mit mir einlassen. Auch aus dieser Verlegenheit ward ich durch den Obristen befreit. Auf seine Empfehlung versprach mir ein Schiffskapitain einen Platz. Der Obrist gab mir indeß nicht bloß seine Empfehlung mit, sondern er unterzeichnete auch als Bürge einen Wechsel von 600 Gulden, welche ich für die Ueberfahrt nach Europa bezahlen mußte.

Ich bleibe dem Obristen ewig erkenntlich und zwar nicht

ſowohl für Das was er an mir gethan, als für Das was er an einem Menſchen in Batavia gethan. Meine dortigen Erfahrungen ergaben u. A. dreierlei: die ſchönſten Blumen, aber ohne Geruch, die ſchönſten Vögel, aber ohne Geſang*), mit Allem ausgeſtattete Menſchen, aber — ohne Herz. Der Obriſt machte eine Ausnahme. Ich ſchmeichelte ihm durch nichts als durch einen Brief, den ich ihm nach meiner Abreiſe überreichen ließ und worin ich ſeinem Edelſinn auch meinen Freund**) empfahl.

Vor dem Antritt meiner Rückreiſe erhielt ich einen Brief aus Salatiga von einem mit mir nach Batavia gekommenen Unterofficier, einem Luxemburger, der trotz ſeinem leichten franzöſiſchen Sinn durch ſein Schickſal ganz niedergebeugt war. Als Beleg zu den vorſtehenden Warnungen und Schilderungen theile ich einige Stellen aus dem Briefe mit:

„Unſere unglückliche Reiſe zur See bis Samarang wird Ihnen M. wohl erzählt haben, dem ich darüber geſchrieben. Die tyranniſche Behandlung eines dortigen Majors hielt uns in immerwährender Beſchäftigung und Unruhe. Ihr Freund B. hatte das Unglück, durch dieſen Tyrannen degra-

*) Ich erinnere mich nur einen einzigen Vogel gehört zu haben, der einen menſchlich intereſſirenden Ton von ſich gab. Als hätte er Griechiſch verſtanden, hörte ich ihn jeden Morgen in der Frühe mit dem wehmüthigſten Laut in Einem fort buchſtäblich den Namen Itys rufen. Es war mir immer, als müſſe er den Vers des Sophokles rezitiren: „Ityn, Ityn aien olophüretai.“

**) Ich ſchied von Batavia mit dem Verſprechen, bei den Verwandten meines Freundes nach meiner Rückkehr ſofort Alles in's Werk zu ſetzen, um ihm ebenfalls die Mittel zur Erlöſung zu verſchaffen. Er wurde, wahrſcheinlich durch Hülfe des Obriſten, erlöſ't, ſtarb aber auf der Heimreiſe in der Nähe von St. Helena an den Folgen des Lebens auf der Inſel Java. Der letzte Wunſch, den er mir zu erkennen gegeben, war der, daß ich eine Warnungsſchrift über das javaniſche Leben veröffentlichen möge.

dirt und in's Cachot gebracht zu werden, er wurde indeß nach einigen Tagen wieder in ſeine Stelle eingeſetzt. Endlich ſchlug die Glocke unſerer Erlöſung; unſere Kompagnie erhielt ihre Beſtimmung nach Salatiga und ging den 30. April auf den Marſch. Unſere Reiſe, auf welcher nichts Beſonderes vorfiel, dauerte nur drei Tage. Nun befinden wir uns in Salatiga, ungefähr 800 Mann beiſammengelagert, in einem Kampement wie im Felde, unter Strohdächern und dem Nachdenken über unſer trauriges Schickſal überlaſſen. Hier gibt es ſowohl wie in Samarang täglich Exerzitien und Militairkommando's von 8 bis 10 Palm Entfernung. Allen dieſen Plagen habe ich das Glück entriſſen zu ſein, da ich ſeit 14 Tagen auf der Blankammer arbeite. Aber dennoch iſt meine Lage mir unerträglich. Wie beneidenswerth iſt die Ihrige! In's Vaterland zurückzukehren! Der Gedanke hieran bringt mich in Verzweiflung und die Thränen kommen mir in die Augen. Weil Sie nun doch nach Hauſe zurückkehren, hätte ich eine einzige Bitte an Sie, nämlich, den beiliegenden Brief, welchen ich nach Hauſe geſchrieben, zu beſorgen. Ich habe ſchon einen geſchrieben, aber dieſer wird ſicherer hinkommen und hoffentlich auch meinen Leiden ein Ende bringen. Wie glücklich ſind Sie, in fünf Monaten, vielleicht früher, die Heimath wieder zu erreichen und, durch dieſe harte Schule der Erfahrung belehrt, ruhig bei Ihren Eltern leben zu können! Ach! Wäre dieſer erwünſchte Augenblick auch für mich da! Ich bin nicht krank, aber ein immerwährendes Brüten und Grübeln hat mich Andern und mir ſelbſt unerträglich gemacht. Bei Gott! eine ſolche Strafe hat dieſer leichtſinnige Streich nicht verdient; mich in's Unglück und meinen alten Vater vor Gram in's Grab zu bringen, denn dieß iſt doch gewiß geſchehen.

Ich muß ſchließen, um meine Schweermuth nicht Ueberhand nehmen zu laſſen.“

V.

Ein malaiiſches Volkslied.

So angenehm und muſikaliſch die Laute der malaiiſchen Sprache klingen, ſo bündig und prägnant ſind bisweilen ihre Ausdrücke und Wendungen. Man höre und leſe z. B. folgendes Liedchen voll Seele und Phantaſie:

Satu duhwa!
Diga ampad,
Lima anam.
Tudju d'lapan?
Sembilan sapolu.

Iſt das nicht reizend? Ich hörte dieß Liedchen von einem malaiiſchen Mädchen ſingen, welches, ein kleines halbeuropäiſches Kind auf dem Schooß, am Ufer des Jakatra im Schatten eines Piſang auf dem Graſe ſaß. Obgleich ich noch Nichts vom Malaiiſchen verſtand, wurde ich doch durch das Liedchen wunderbar gerührt und entzückt. Eine feſtſtehende Melodie war nicht darin, aber es lag ein ſo ſchweermüthiger Reiz in den Tönen und der Klang der Worte ließ ſo Vieles ahnen, daß ich alle Poeſie, deren ich fähig war, in den Sinn des Liedchens zuſammendrängte. Man denke ſich dabei nun noch das Bild der Sängerinn, eines wirklich rei-

zenden Geschöpfes. In ihrer Haltung und Miene lag eine süße, hingebende Träumerei, ihre dunkeln Augen schwärmten phantastisch in den dichtbelaubten Wipfeln der Bäume umher, deren Blüthen bloß der Duft fehlte für ihr zierliches, sanft aufgestülptes, gar nicht breit gedrücktes Näschen. Beim Oeffnen ihres üppigen Mündchens zeigte sie eine Reihe durchaus nicht vom Sirikauen geschwärzter Zähne — in meinen Augen eine Annäherung an europäische Kultur, wovon ich günstig auf die Art der Empfindungen schloß, von denen sie beim Singen jenes Liedes beseelt war. Sollte nicht, dachte ich, dieß Mädchen eine von den vielen Betrogenen sein, die, von dem Reiz eines Europäers gefesselt, sich mit der Innigkeit ihrer reinen Naturseele an sein treuloses Herz hängte und nun, seiner Treulosigkeit gewiß, die Einsamkeit sucht und die Traurigkeit ihrer tiefgekränkten Liebe in diesen schweermüthigen Tönen aushaucht? Man hatte mir zwar gesagt, daß die Malaiinnen, welche sehr zärtlich und treu, aber auch sehr eifersüchtig lieben, im Fall eines Betrugs von Seiten des Mannes eher aktiv als passiv werden und eher an Gift und Dolch als an eine sanfte Schweermuth und Resignation denken. Allein eine solche medeenhafte Idee konnte sich der Seele eines so sanften Geschöpfes, wie die Sängerinn war, nicht nähern. Ihre Gefühle mußten, ohne an Glut zu verlieren, reiner sein, als die ihrer leidenschaftlichen Landsmäminnen und überdieß war sie vielleicht veredelt durch den Umgang mit einem Europäer, der für etwas mehr Sinn gehabt haben mogte, als für ihre körperlichen Reize. Der Eindruck, den die Malaiinn und ihr Gesang auf mich gemacht, belud meine Seele mit einer Art poetischer Schuld, die ich nicht eher abgetragen glaubte, als bis ich dem Weibe ein kleines Denkmal der Theilnahme an

ihrem Schickſal und ihren Empfindungen geweiht. Ich that dieß durch ein Lied, worin ſich ihre Zärtlichkeit und Treue auf das Edelſte und Rührendſte ausſprach. Voll Begier, mich zu überzeugen, ob der Inhalt des Liedes mit dem Schickſal der Sängerinn übereinſtimmte, legte ich mich von der Zeit an, wo ich ihren reizenden Geſang gehört, eifriger auf ihre Mutterſprache. Nach etlichen Wochen, als ich mir Einiges davon angeeignet, hatte ich das Glück, die arme Betrogene wiederzuſehen. Sie ſaß, wie das vorige Mal, im Schatten eines Wäldchens und an eine Kokospalme gelehnt. Ich intereſſirte mich ſo ſehr für ſie, daß ich unwillkürlich voll Beſorgniß in die Höhe ſah, um zu berechnen, ob etwa eine reife Kokosnuß auf ſie herabfallen könnte, gewahrte aber zu meiner Freude, daß der Baum ſchief ſtand und keine Gefahr vorhanden war. Dieſes Mal kam ſie mir noch weit reizender und poetiſcher vor, als früher. Sie ſchien reſignirt, gelaſſen und ſommerruhig und der Zuſtand ihrer träumenden Seele glich dem ſingenden Lallen des Säuglings im Mittagsſchlummer, akkompagnirt von dem Summen der Fliegen, die neckend auf dem weißen Vorhang ſeines Lagers in dem durch das Baumlaub zitternden Sonnenſtral ſpielen. Ich war geſpannt, ob ſie wieder ſingen werde und belauerte ſie hinter einer Kaktushecke. Sie ließ mich nicht lang warten, ſie ſang und zwar wieder das nämliche Lied, das mich ſo ſehr entzückt hatte. Jetzt verſtand ich ſeinen Inhalt und nur mit Mühe gelang es mir, daſſelbe bis zu Ende zu hören, ohne laut den Eindruck zu verrathen, den es auf mich machte. Es lautete — und ich werde es nie vergeſſen — in wörtlicher Ueberſetzung folgender Maßen:

Ein zwei!
Drei vier,

Fünf ſechs.
Sieben acht?
Neun zehn.

Es war mir, als ob man mir ein ruſſiſches Bad gäbe. So oft das Mädchen bis zehn gekommen war, fing ſie wieder mit ein an und ſo ging es fort bis in die Hunderte. Das einzige Mittel, mich in der Enttäuſchung nicht zu übernehmen, war der Gedanke, ſie zähle vielleicht zum Erſatz für die verlorne Treue des Geliebten die Küſſe oder Zärtlichkeiten nach, die ſie von ihm empfangen. Es konnte eine Rekapitulation oder ein ideelles Wiederkäuen ihres Liebesglücks ſein.

Ich habe mich übrigens in Batavia auch nach anderen Volksliedern umgeſehen, als das aufgezählte iſt. Allein die Europäer, mit denen ich in Berührung kam, waren alle zu proſaiſch geſinnt, als daß ich durch ſie auf eine Spur hätte kommen können, und um durch die Eingebornen zu etwas zu gelangen, war ich nicht lang genug unter ihnen und kannte ihre Mutterſprache zu wenig.

Nach dem Wenigen, das ich von der malaiiſchen Sprache kennen lernte, gefiel ſie mir ungemein gut. Sie hat, was die Laute betrifft, Aehnlichkeit mit der griechiſchen, d. h. wenn Jemand, ohne von der malaiiſchen Sprache etwas zu kennen, ſie ſprechen hörte, ſo würde er dabei unter allen Sprachen am Erſten an die griechiſche erinnert werden, obgleich in der ganzen malaiiſchen Sprache vielleicht kein griechiſches Wort enthalten iſt. Einige ihrer gewöhnlichſten Ausdrücke und Eigenheiten ſind wohl werth, hier kurze Erwähnung zu finden. Ja heißt áda, nein — tráda; ich — gúa, du — lu. Viel — bánjak, wenig — kitjól. Eſſen — makán, trinken — minum. Gib — kássi.

An allen Ecken hört man in Batavia kommandiren: kássi ápi d. h. gib Feuer (natürlich zum Pfeifenanzünden). Kássi heißt gib und geben zugleich. Ausgebildete Konjugation und Deklination haben die Malaien nicht. Die Mehrzahl drücken sie durch Wiederholung aus, z. B. orang — der Menſch, orang-orang — die Menſchen. Der Mann heißt orang lakiláki d. i. ein männlicher Menſch. Mein Mann guapúnja láki. Die Frau heißt prámpuang, das Kind — ának. Ein Sohn nun heißt ának-lakiláki d. h. ein männliches Kind; Tochter ának prámpuang d. ein weibliches Kind. Fräulein heißt nónja, Frau (als Titel) nónna. Junger Herr — sinjo. Schön — bággus, häßlich — gólek. Das Beiwort ſtellen ſie hinter das Hauptwort. Für Liebe haben ſie ein eben ſo ſchönes Wort wie die teutſche Sprache, nämlich tjinta. Ich liebe dich von Herzen heißt (wie mir eine Dame geſagt hat) gua tjinta áti sáma lu, wörtlich: ich liebe das Herz mit dir. Kommen und Komm' — mári. Hier (her) — sini. Weggehen — piggi. Mach dich ſchnell weg — piggi lakáss. Geh zum Henker — piggi por sámbol, wörtlich: geh' zum Pfeffer. Wollen und will heißt man, nicht wollen tramau (trada mau). Können — bólei, nicht können — trábolei (trada bolei). Wiſſen — tau, nicht wiſſen — tratau (trada tau). Sprechen — bidjáro. Sprichſt du nicht Malaiiſch? heißt: trada bidjáro malaio? Für die blaue Farbe ſcheinen die Malaien früher keinen Ausdruck gehabt zu haben, denn ſie haben ihn von den Holländern übernommen: blau heißt bei ihnen ebenfalls blau. Am Regelmäßigſten durchgeführt iſt ihr Zahlenſyſtem. Von 1 bis 10 (satu bis sapolu

— satu polu) iſt oben von der Sängerinn ſchon gezählt worden. 11 heißt sablas (satu blas), 12 — duhwa blas, 13 — diga blas ꝛc. ꝛc. 20 heißt duhwapolu (zweimal 10), 21 — duhwapolu satu ꝛc. ꝛc., 30 — digápolu, 31 — digápolu satu ꝛc. ꝛc. 100 — s'ratus (satu ratus), 200 — duhwa ratus ꝛc. ꝛc. 1000 — s'ribu (satu ribu) ꝛc. ꝛc.

Dieſe Proben mögen hinreichen zu einer oberflächlichen Vorſtellung von der malaiiſchen Sprache wie ſie in Batavia geſprochen wird.

I.

Die Javanerinn.

Der Lieutenant S. zu Surabaya, ein Teutſcher, war einer der ſchönſten Officiere der holländiſchen Kolonialtruppen, und keiner von Allen hatte in dem aufzehrenden javaniſchen Klima ein ſo friſches Roth auf den Wangen bewahrt wie er. Dieß Roth, welches gegen die ſonſtige Weiße ſeiner Haut und ſein dunkelröthliches Haar ſehr pikant abſtach, verlieh ihm einen beſondern Reiz in den Augen der malaiiſchen Weiber, die, nur an das eintönige Gelbbraun der Javaner oder die welke Bläſſe der Europäer gewöhnt, in dem weißen Mann mit den rothen Wangen, dem röthlichen Haupt- und Barthaar und den blitzenden blauen Augen ein Ideal männlicher Schönheit zu erkennen glaubten. Ein freundliches, einnehmendes Weſen unterſtützte dieſe Eigenſchaften ſo wirkſam, daß der Lieutenant S. ſelten mit einer Malaïn bekannt

wurde, ohne ihr die Schwäche ihres unverwahrten Herzens zu beweiſen.

An einem Markt zu Surabaya wohnte ein junger Malaie mit ſeiner Schweſter. Das Mädchen führte, ſeit dem kürzlich erfolgten Tode der Eltern, die kleine Haushaltung und verfertigte nebenbei niedliche Stickereien, während der junge Mann auf dem Markte oder als Hauſirer Handel mit Früchten, Gemüſen, Federvieh ꝛc. trieb. Zugleich verſorgte er mit dieſen und andern Artikeln zu feſtgeſetzten Zeiten einige Officiere und unter dieſen den Lieutenant S. Die Officiere gewannen den wohlgeſtalteten, aufgeweckten Malaien lieb und behandelten ihn nach und nach mehr wie einen gleichgeſtellten Bekannten, als wie einen abhängigen Diener.

So geſchah es, daß eines Tags auf einem Spaziergang der Lieutenant S. in der Wohnung des jungen Handelsmanns vorſprach, um zu ſehen, wie ſein malaiiſcher Freund ſich eingerichtet habe. Als er in die Thüre trat, ſah er eine allerliebſte Malaiin den Stickrahmen wegwerfen und in das Hinterhaus flüchten. Iſt das deine Frau? fragte er den Malaien, der ihm im Hausflur entgegenkam. Es iſt meine Schweſter, antwortete der Handelsmann, das närriſche Ding hat ſicher Angſt vor deinem Bart oder deinem Säbel bekommen. Selima, rief er dem Mädchen nach, komm hervor aus deiner Hütte: der Mann, vor dem du wegläufſt, iſt mein Freund, der mir allein an Apfelſinen und Limonen ſo viel zu verdienen gibt, daß ich deinen ganzen Schmuck davon unterhalten kann. Selima blieb indeß ruhig in ihrem Verſteck. Hole ſie heraus, ſagte der Malaie zu dem Officier, du biſt ja kein Menſchenfreſſer. Der Officier ließ die Aufforderung nicht zwei Mal an ſich ergehen. Nach einigem

Suchen fand er die niedliche Selima hinter einem Bambusgeſtell in eine Ecke gekauert, woraus ihm ihre ſchwarzen Augen halb ängſtlich, halb lächelnd entgegenleuchteten.

Der malaiiſchen Sprache vollkommen mächtig — ein Haupterfoderniß, um den Malaiinnen Zutrauen einzuflößen — gab er der kleinen Selima eine Menge ſchmeichelhafter und beruhigender Verſicherungen, zog ſie ſanft aus ihrer Ecke hervor, küßte ſie auf ihren üppig ſchwellenden, aber keineswegs häßlichen Mund und führte ſie zu ihrem Bruder. Nach kurzer Zeit hatte ſie ihre völlige Unbefangenheit wieder erlangt und bewirthete ihren Gaſt mit der liebenswürdigſten Freundlichkeit, wobei er die ſchönſte Gelegenheit hatte, bald ihre feine, von einem ſilbernen Gürtel eingefaßte Taille, bald die reizenden Formen ihres üppigen Leibes, bald ihr niedliches Haup[illegible]ſonders aber ihre ſchelmiſchen und zugleich kühnen Augen zu betrachten, in denen mehr Geiſt lag, als er bis dahin an irgend einer Malaiinn wahrgenommen. Der Entſchluß des Officiers ſtand ſofort feſt. In einem Lande, wo die Früchte beinah wild wachſen, iſt die Hand des Wanderers ohne langes Bedenken zum Pflücken bereit. Der Lieutenant S. war entſchloſſen, die reizende Selima in ſeinen Beſitz zu bringen. Als ſie ſich auf einige Augenblicke aus der Geſellſchaft entfernt hatte, ſprach er zu ſeinem Apfelſinenlieferanten: „Ich gebe dir hundert Rupien und du gibſt mir deine Schweſter zur Frau.“ Ich weiß, erwiederte der Malaie, daß ihr unſere Mädchen nicht ſo heirathet wie die weißen, da ihr uns unterjocht habt; ich will dir meine Schweſter zur Frau geben, wenn du mir verſprichſt, ſie nicht bloß zu deiner Sundal (Buhldirne) zu machen. „Das verſpreche ich“, antwortete der Lieutenant. So komm' morgen wieder, ſprach der Handelsmann, ich werde mit meiner

Schweſter reden. Der Lieutenant ging, ohne von Selima Abſchied zu nehmen, denn ſie war noch abſeits bei einer Freundinn, der ſie ſich nicht enthalten konnte ſogleich von dem ſchönen weißen Mann zu erzählen, welcher ſie geküßt hatte. Als der Officier am folgenden Abend zurückkam, hatte Selima ihr Bündel bereits geſchnürt und empfing ihren Gemal mit ſchüchternem aber ungeduldigem Verlangen. Die hundert Gulden wurden ausbezahlt und die Ehe war geſchloſſen. Selima wanderte ohne Weiteres mit ihrem Officier nach deſſen Wohnung.

Der Lieutenant empfand für ſeine Selima, wenn ſie auch auf einer niedrigeren Kulturſtufe ſtand, als er, eine wirkliche Liebe und nicht bloß eine flüchtige, ſinnliche Neigung, da ſie, von ihren körperlichen Reizen abgeſehen, ihm an ihrem naiven Weſen und ihren ſeltnen Charaktereigenſchaften ſo viel zu ſtudiren gab, daß das Intereſſe einer höheren Bildung dadurch großen Theils erſetzt wurde. Er gab ihr auf alle Art Beweiſe ſeiner Zuneigung, kaufte ihr die hübſcheſten Kleider, ſah mit Vergnügen ihren Stickereien zu und brachte faſt alle ſeine Mußeſtunden bei ihr hin. Selima hingegen dachte an nichts, als ihrem Geliebten Freude zu bereiten, für ſeine Bequemlichkeit zu ſorgen, ihm die ſchönſten Apfelſinen zu kaufen, ſeine Wäſche ſchneeweiß zu erhalten, ſeine Affen und Papageien zu pflegen, ihm bei'm Nachmittagsſchlaf Kühlung zuzufächeln, ihm nach dem Exerzieren ein erquickendes Bad bereit zu halten ꝛc. Ihre Zärtlichkeit umſtrickte ihn wie eine Schlange, und wenn er ſie fragte, ob ſie ihn recht lieb habe, wußte ſie wirklich keine ſtärkere Verſicherung zu geben, als dieſe: „ich liebe dich wie eine Schlange!“

So liebten ſie ſich mehrere Monate ungeſtört. Da plötzlich erging Befehl, der Truppentheil, zu welchem Lieutenant

S. gehörte, ſolle in's Feld rücken, es ſei wieder Krieg ausgebrochen. Sofort wurde Alles in Bereitſchaft geſetzt, ein Schiff wartete auf der Rhede und in drei Tagen ſollte das Bataillon auf dem Weg nach der Inſel Zelebes ſein. Der Lieutenant S. konnte ſich ſchwer mit dem Gedanken befreunden, ſeine treue Selima zurücklaſſen zu müſſen, er wußte aber keinen beſſern Plan, als, ſie der Obhut ihres Bruders anzuvertrauen. Selima hörte von dieſem Plan mit der größten Verwunderung. „Meinſt du", fragte ſie ihren Officier, „daß ich dir auf der Inſel Zelebes nicht auch Apfelſinen beſorgen, die Wäſche rein halten, Reiß mit Kerri kochen, dir Limonade machen und dich lieb haben könne? Iſt denn Zelebes ein anderes Land, als das unſrige? Ich will lieber ſterben, als dich allein dahin gehen ſehen". Ohne zu wiſſen, wie es ſich werde möglich machen laſſen, ein weibliches Weſen auf einem Kriegszuge durch ein wildes Land mitzunehmen, ſah doch der Lieutenant S. keinen Ausweg übrig. Selima zog alſo mit in den Krieg. Der Krieg auf der gebirgigen Inſel Zelebes war eine ununterbrochene Reihe von Mühſalen, Entbehrungen und Gefahren. Bald wateten die Truppen durch Moräſte, bald wanden ſie ſich durch dichte Wälder, bald drängten ſie ſich durch tiefe Schluchten, bald überkletterten ſie himmelhohe Berge. Bald erlagen ſie dem Regen, bald der Hitze; der Eine ſtarb vor Durſt, der Andere blieb zurück wegen Ermattung durch Hunger. Hier wurden ſie durch den Feind in offenem Angriff, dort durch verſteckte Meuchelei, hier durch das Schießgewehr, dort durch den vergifteten Dolch, hier durch Waffen, dort durch Fallen bedroht, verwundet, getödtet. Selima kam nicht von der Seite ihres Lieutenants. Niemand ertrug Alles leichter und muthiger, als ſie; Niemand wurde verpflegt wie er. Wenn

Alles hungerte, Selima hatte wenigſtens Reiß oder Früchte für ihren Geliebten in Bereitſchaft; wenn Alles durſtete, Selima wußte eine Waſſerſpalte in einer Felſenritze oder eine Kokospalme zu entdecken, von welcher ſie für ihren Lieutenant mit der Gewandtheit eines Affen grüne Nüſſe mit friſcher „Klappermilch“ herabholte. Im Gefecht beſchützte, im Bivouak bewachte ſie ihn. Einſt in einer finſtern Nacht hatte ſich die von dem Lieutenant S. kommandirte Abtheilung auf einem Bergvorſprung gelagert, um von den erlittenen Strapazen auszuruhen. Niemand dachte an Gefahr und ſogar die Schildwachen ſchliefen. Selima, deren feinem Gehör ſelbſt im Schlaf nicht leicht etwas entging, glaubte plötzlich ein ſchleichendes Geräuſch in dem umherſtehenden Gebüſch zu entdecken, ſie richtete leiſe ihr Köpfchen in die Höhe und ſah mit ihrem ſcharfen Geſicht in der Nähe ihres Officiers die blinkende Spitze einer langen Lanze wie den Kopf einer züngelnden Schlange aus einem Strauch hervorkriechen. Ein neben ihr liegendes Gewehr ergreifen und mit vorgeſtrecktem Bajonnet in den Strauch hineinrennen, war das Werk eines Augenblicks. Ein Todesſchrei in dem Strauch — und im Nu war Alles auf den Beinen. Ein Malaſſare lag mit ſeiner langen Lanze hingeſtreckt auf dem Boden und rings umher hörte man eine Menge Anderer durch das Gebüſch davon fliehen. Selima hatte ihren Geliebten und vielleicht deſſen ganze Mannſchaft gerettet. In einem Gefecht flog dem Lieutenant S. ein vergifteter Pfeil in den Arm. Selima ſtürzte ſich auf ihn, riß ihm die Uniform herab und ſog die Wunde ſo lang aus, daß das Gift ſeine Kraft verlor und nur eine bald geheilte Entzündung der leichten Wunde zurückblieb. Sie hatte zum zweiten Mal ihren Geliebten gerettet. In einer Gegend, die man für ganz geſäubert vom

Feinde hielt und die Ueberfluß an Lebensmitteln aller Art darbot, beſchloß man eines Abends, ſich gütlich zu thun und einen kurz vorher erfochtenen Sieg zu feiern. Alles war guter Dinge, und damit die Luſt ihre rechte Würze erhalte, fand ſich auch ein Trupp makaſſariſcher Tänzerinnen ein. Die kluge Selima glaubte Unrath zu merken und hatte ſich als angebliche Gefangene den Tänzerinnen zugeſellt, um ſich in ihr Vertrauen einzuſchleichen. Auf dieſe Art erfuhr ſie, daß jede Tänzerinn mit einer Doſis einſchläfernder Mittel verſehen war, daß dieſe in das Feſtgetränk gemiſcht und in der Nacht die Schlafenden von einer großen Anzahl Feinde, die in einer benachbarten Schlucht lauerten, überfallen werden ſollten. Selima zog ihren Geliebten auf die Seite und theilte ihm den Plan mit. Der Lieutenant S. ließ ſofort die Tänzerinnen feſſeln, rückte unter der Leitung einer derſelben in aller Stille mit ſeiner Abtheilung aus, umzingelte die Auflaurer, tödtete eine große Anzahl derſelben und nahm die Uebrigen faſt alle gefangen. Für dieſe That wurde er ſofort zum Kapitain befördert und erhielt das Kreuz "Voor beweze moed en dapperheid". Wer ihn abermals gerettet und überdieß zum Hauptmann gemacht hatte, das war ſeine Selima. Selima begleitete, unterſtützte und beſchützte in ſolcher Weiſe ihren Geliebten bis an das Ende des Feldzugs, obſchon ſie außer ihm nun auch ihren Sohn zu verſorgen hatte, den ſie ihm heute gebar und morgen ſchon über Berge und Flüſſe nachtrug.

Selima kehrte mit ihrem Hauptmann nach Surabaya zurück. Ihre Liebe hatte in nichts nachgelaſſen, wenn ſie dieſelbe jetzt auch zweien zuzuwenden hatte. Der Kapitain S. indeſſen zeigte ſich, nachdem er von der Unruhe des Kriegs wieder zu ſich gekommen, weit lauer, als der Lieutenant S.

ſich gezeigt hatte. Durch Selima ſelbſt verwöhnt, begann er ſie allmälig mehr als Magd, denn als Geliebte zu betrachten und zu behandeln. Auch mußte ſie jetzt mitunter auf einer Schilfmatte vor dem Bette ihres Mannes ſchlafen, ein Platz, den man auf der Inſel Java den Buhldirnen anzuweiſen pflegt. Ihre Liebe war indeß zu friſch und unſchuldig, ihre Natur zu hingebend und aufopfernd, als daß ſie durch das veränderte Benehmen des Kapitains hätte gekränkt oder abgeſtoßen werden können. Sie nahm Alles als Nothwendigkeit an, ohne ſentimentale Betrachtungen anzuſtellen, ob es anders ſein könne, ſorgte nach wie vor für ihren Geliebten mit unveränderlicher Aufmerkſamkeit und beſchäftigte ſich während der jetzt öfter vorkommenden Abweſenheit des Vaters um ſo eifriger mit dem Sohn.

Eines Abends, als der Kapitain ausgegangen war, kam Selima's Bruder zu ihr und ſprach: „weißt du auch, daß dein Kapitain eine weiße Wittwe heirathen will, die zweimalhunderttauſend Rupien reich iſt? Jetzt eben iſt er wieder zu ihr gegangen. Bald wirſt du verſtoßen und eine bloße Sundal ſein.“ Selima zitterte und ließ ihr Kind vom Schooß fallen. Darauf gab ſie es ihrem Bruder, ließ ſich die Wohnung der Wittwe bezeichnen, nahm zehn Rupien aus dem Schrank und eilte hinaus. In wenig Augenblicken hatte ſie Bekanntſchaft mit einer Sklavinn der reichen Wittwe angeknüpft und ſich für ihre zehn Rupien Einlaß in das Innere des Hauſes verſchafft, ſo daß ſie Alles beobachten konnte. Selima ſah durch eine halb geöffnete Thüre hinter einer reichbeſetzten Tafel die weiße Wittwe in dem Arm ihres Kapitains, mit welchem ſie die zärtlichſten Küſſe wechſelte. Selima fragte ſich nicht, ob ſie träume, ob der Blick ſie trüge. Sie ſah ſcharf, ſie ſah, was ſie ſah, und in demſelben Augen-

blick, wo sie ihren Gemal in dem Arm einer Andern sah, fühlte ihr Herz — keine Liebe mehr. Beinah heiter ging sie wieder nach Hause, wenn auch ihr Blick von einem eigenthümlich wilden Feuer leuchtete. Sie gab ihrem Bruder ihr Kind mit, holte bei demselben ein kleines Papier mit unbekanntem Inhalt und wartete die Ankunft des Kapitains ab.

Der Kapitain kam sehr spät zurück. Er war erhitzt, schläfrig und ungemein mürrisch, während Selima ihn, nicht zärtlich, aber zum ersten Mal — schmeichelnd empfing. Er begehrte bald Dieß, bald Das; was Selima ihm aber zuerst reichte, war die stets bereit stehende Limonade. Als sie ihm das Glas gegeben, machte sie sich im Hinterhause zu schaffen. Nach zwei Minuten, als das in der Stube ihres Gemals laut gewordene Gepolter wieder verstummt war, kehrte sie zurück und fand den vergifteten Kapitain am Boden liegen. Sie zündete mehrere Lichter an und stellte sie um das Haupt des Todten, welches sie auf ein weißes Kissen bettete. Sodann setzte sie sich neben ihn, betrachtete ihn eine Zeit lang und sang dann mit eintöniger aber lieblicher Stimme folgende improvisirte Worte:

Da liegt der Kapitain,
Der ein Setan (Teufel) war!
Jetzt ist er weiß, ganz weiß,
So weiß, wie die Wittwe mit zweimalhunderttausend Rupien.

Die arme Wittwe!
Sie muß allein jetzt Wein trinken!
Sie muß jetzt weinen auf dem Grab
Des weißen Kapitains, die arme weiße Wittwe.
Unschuldig schwimmt das Krokodill,
Wie todt, in der Bay von Surabaya,

Und wer es ſehn will in der Nähe,
Den greift es, den frißt es,
Das ſchöne grüne Krokodill.
Adieu, weißer Kapitain!
Selima iſt keine Sundal geworden!
Sie iſt gleichfalls Wittwe, eine braune Wittwe.
Süß ſchmeckt der Piſang
In den Wäldern der Malaien.

Als ſie dieß Todtenlied geſungen hatte, packte ſie ihre Kleider, alles Geld und alle Pretioſen, die der Kapitain im Beſitz hatte, zuſammen, ſchlich ſich leiſe hinaus und verſchloß die Thüre. Haſt du auch genug mitgenommen, daß wir davon leben können? fragte ihr Bruder, als ſie in deſſen Wohnung ankam. Selima ſprach: nicht um davon zu leben, habe ich das Geld des Kapitains mitgebracht. Du haſt hundert Rupien von ihm empfangen, als ich von dir wegging; du erhältſt hundert Rupien von mir, indem ich wieder zu dir komme. Welche ſind dir lieber? Das Uebrige, das ich von dem Kapitain beſitze, bewahre ich auf als Geſchenk, wenn einſt ein malaiiſcher Mann mich liebt.

Am andern Morgen ſah man das Haus des jungen Handelsmannes von Militair und Polizei durchſuchen. Der Malaie mit ſeiner Schweſter Selima war verſchwunden und die weißen Männer haben ſie niemals wieder geſehen.

VII.

Malaiiſche Kriege.

Ein vollſtändiges Studium der Kriegswiſſenſchaften findet in den Kriegen mit den oſtindiſchen Völkern, wenigſtens auf Java und den benachbarten Inſeln, keine Anwendung. Zu belagern gibt es wenig in einem Lande, wo keine regelmäßige feindliche Städte und Feſtungen ſind; zu befeſtigen gibt es nur die leicht zu vertheidigenden zerſtreuten Forts, und Evolutionen ſind in den javaniſchen Wäldern und Bergen ſelten anwendbar. Wo dieſelben etwa möglich ſind, da wird ſich nicht leicht ein Feind entgegenſtellen, weil die Javaner in offenen Schlachten nicht Stand halten können und lieber wie Guerillas fechten. Wer ſich alſo für den Dienſt bei den holländiſch-oſtindiſchen Kolonialtruppen vorbereiten will, braucht ſich bloß auf den kleinen Krieg, auf Tirailleurmanoeuvres ꝛc. ꝛc. gefaßt zu machen, wobei es indeß oft ſehr ernſt zugeht, denn die Javaner wiſſen die Gefahren zu vergrößern indem ſie ſie vervielfältigen.

Die Art ihrer Kriegsrüſtung iſt folgende. Wenn durch ihre eigentlichen Fürſten oder durch Aufruhroberhäupter der Krieg beſchloſſen iſt, werden zuerſt die Prieſter auf die Beine gebracht, deren Stola bei den Malaien, wie bei den meiſten unkultivirten Nationen, die beſte Rekrutirfahne iſt. Die Prieſter gehen im Lande umher und ſuchen die Eingeborenen theils durch Schilderung des dem Volk und Fürſten ange-

thanen Unrechts, durch Sprüche aus dem Koran und durch vorgebliche Eingebungen Gottes zur bitterſten Rache anzuſpornen, theils ſie durch das Hinweiſen auf die Belohnungen des Himmels und auf die zu erobernde Beute zum Kampf zu reizen. Sind auf dieſe Art die Gemüther geſtimmt, ſo wird durch den Fürſten oder das Oberhaupt der Tag der Verſammlung anberaumt. Bei derſelben erſcheinen die ausgeſandten Prieſter, jeder an der Spitze der geworbenen und gehörig bewaffneten Mannſchaft, auf deren Mehrzahl großer Ruhm und großes Verdienſt geſetzt wird. In der Regel bietet ſich eine große Anzahl dieſer Prieſter, die, wie die ſpaniſchen, nicht bloß zu hetzen, ſondern auch zu beißen verſtehen, zur Anfeuerung des verſammelten Volkes freiwillig an, nicht nur mit gegen den Feind zu ziehen, ſondern auch im Nothfall zur Ueberwindung deſſelben ihr Leben aufzuopfern. Dieß Beiſpiel von Heldenmuth und Todesverachtung wird durch eine Menge aus dem abergläubigen und fanatiſchen Haufen befolgt. Nachdem ſie ihr Anerbieten gemacht, legen die Prieſter vor einem Hohenprieſter den Eid ab, welches geſchieht, indem ſie die linke Hand auf den Koran legen und denſelben küſſen. Sodann wird auch den übrigen freiwilligen Vorfechtern, welche wie die Prieſter das Gelübde gethan, entweder zu ſiegen oder zu ſterben, der Eid abgenommen, aber auf andre Art. Der Hoheprieſter läßt ein Becken oder Faß mit fließendem Waſſer füllen und aus einer kleinen Wunde, die er ſich an der Hand anbringt, etliche Tropfen Bluts hineinfallen. Darauf werfen einige, durch den Bund Geheiligte gewiſſe Kräuter hinzu und leſen über dem Gemiſch geeignete Stellen aus dem Koran ab. Nun iſt das Waſſer geheiligt und die Vorfechter werden vereidet, indem ſie einige Tropfen davon trinken, welche ihnen

der Hohepriester darreicht. Ist dieß Alles geschehen, so wird jedem der vereideten, dem Tode geweihten Priester und Vorfechter ein weißes Tuch (ein Stück Kattun) ausgetheilt, welches sie als Unterscheidungszeichen um ihre Häupter winden. Alsdann trit alles versammelte Volk näher und Jeder benezt mit dem übrig gebliebenen Wasser seine Waffen, um sich dadurch, wie die Andern durch das Trinken, unüberwindlich zu machen oder zu heiligen.

Ihre Waffen sind mannigfacher Art. Die der Javaner sind in der Regel allerlei sehr scharfe, spitzige und vergiftete Dolche (Pedangs, Holoks, Klewangs und Pandols), wovon einige wie Säbel mit hölzernen Scheiden aussehen (der Kriß ist ein geschlängelter Dolch). Außerdem haben sie noch viele andere lange Schlachtmesser, deren sie sich in Friedenszeiten zum Bauen ihrer Hütten und zu anderen Arbeiten bedienen. Auch gebrauchen sie Spieße (Tambaks) oder Lanzen von 8 bis 12 Fuß Länge, woran mancherlei vergiftete, spitzige und hakige Mordwerkzeuge befestigt sind. Pfeil und Bogen, Blasrohre und Wurfspieße sind bei den Javanern wenig mehr im Gebrauch. Dagegen bringen einige unter ihnen Schießgewehre mit, z. B. Donnerbüchsen, worauf sie besonderes Vertrauen setzen, weil sie mit Pulver und Blei können geladen werden. Andere tragen gewöhnliche Gewehre, wozu sie entweder durch Tausch mit den europäischen Schleichhändlern gegen Kaffee, Zucker und Pfeffer (auf den moluckischen Inseln gegen Muskatnüsse und andere Gewürze), oder durch Seeräuberei und zum Theil durch eigene Verfertigung gelangt sind. Die moluckischen Völkerschaften, wie die Ternatanen, Tidoresen, Helvuresen und Zeramesen, tragen alle sehr scharfe Parangs, Pedangs, Klewangs, Schilde, Pfeil und Bogen und außerdem lange, dünne Wurfspieße

(Aſſagaien). Mit den beiden letztgenannten Waffen gehen ſie ungewöhnlich geſchickt um, ſo daß ſie damit auf große Entfernung Vögel in der Luft und Fiſche zu einer beträchtlichen Tiefe in der See treffen und tödten. Faſt unglaublich iſt die Behendigkeit und Kraft der obengenannten Helvureſen (noch halb wilder Menſchen), da ſie mit ihren ſcharfen Parangs nicht allein Kopf, Arme oder Beine auf einen einzigen Sprungſchlag vom Rumpf des gegenüberſtehenden Feindes zu trennen verſtehen, ſondern ſogar auf der Jagd vermöge ihrer außerordentlichen Schnelligkeit den wilden Schweinen im Lauf Kopf und Füße abhauen. Uebrigens ſind die meiſten Amboineſen und Sapperoneſen, außer mit Parangs, Klewangs und Spießen, auch mit Schießgewehren verſehen, welche ſie wegen der Uebung auf der Jagd auch im Krieg auf eine bewundernswürdige Art handhaben. Die Buganeſen, Rioneſen, Borneſen und Sumatreſen ſind ebenfalls, außer mit Dolchen, Lanzen und Wurfſpießen, häufig mit Schießgewehren (worunter gezogene Büchſen) bewaffnet, welche ſie, wie auch das Pulver, ſelbſt verfertigen und im Kriege ungemein gut zu gebrauchen wiſſen. Man behauptet, daß in den Kriegen mit den genannten Völkerſchaften bisweilen Kanonen zum Vorſchein kommen, die von ſtarkem Bambusrohr gemacht und feſt mit Tauen umwickelt ſind. Es iſt aber nicht abzuſehen, wie ſich ein ſolches Geſchoß öfter als zu einem einzigen Schuß gebrauchen läßt. Vielleicht werden ſie mit Kokosnüſſen geladen.

Man kann nicht läugnen, daß die meiſten der genannten Waffen, zumal wenn ihre Wirkſamkeit durch das heilige Waſſer verſtärkt worden, in der kräftigen Fauſt eines wildflinken und grauſamen Feindes, der weder Kriegsgefangene noch Pardon kennt und der nur angreift, wenn er ſeiner

Sache gewiß zu ſein glaubt, dagegen in ſeinen Wildniſſen ſchwer angegriffen werden kann, dem europäiſchen Soldaten eine unheimliche Gelegenheit zur Auszeichnung drohen. Die Kampfweiſe der Wilden hat ſtets etwas Jägermäßiges und Metzgerhaftes an ſich und es liegt nicht ſo viel Abſchreckendes in dem Gedanken, daß man im Kriege mit kultivirten Nationen auf eine kultivirte Art aus der Welt geſchafft wird, wie in der Vorſtellung, daß man einem Wilden als Wild oder Schlachtvieh dient, zumal wenn man dabei zu erwarten hat, daß Einem auf helvureſiſche Art ſtehendes Fußes unverſehens der Kopf vor die Füße gelegt wird, als ob er vom Himmel gefallen wäre. Wer ſich indeß dadurch nicht abſchrecken läßt und es mit ſeinem Bajonnet gegen die vergifteten zwölffüßigen Lanzen, mit ſeiner Patrone gegen die ebenfalls vergifteten, aus dichtem Gehölz unverſehens hervorgeſchnellten Pfeile, mit ſeinem ſtumpfen „Käſemeſſer“ gegen die zum Raſiren ſcharfen Holoks und Parangs aufzunehmen gedenkt, der höre zuvor weiter, um ſeinen Feind noch etwas näher kennen zu lernen.

Sind die verſammelten Krieger durch die oben beſchriebenen Zeremonien zum Kriege vorbereitet, ſo ſtellen ſich die Häupter oder Regenten nebſt den Prieſtern und Vorfechtern an ihre Spitze. Doch bevor ſie etwas gegen den Feind unternehmen, warten ſie, wie die Römer, erſt einige Auſpizien ab (z. B. die Beſchaffenheit und Farbe der Luft beim Auf- und Niedergang der Sonne und des Mondes), wonach ſie ſich beim Abmarſch und Angriff richten. Auch wird ihnen vorab ein allgemeiner Sicherheitsort für ihre Frauen und Kinder angewieſen, mit dem Verſprechen, für deren Unterhalt zu ſorgen. Dieſe Maßregel dient hauptſächlich dazu, die Krieger länger beiſammenzuhalten, da ohne jenes Mittel

Viele derſelben, durch das Umherſchwärmen ermüdet und durch Furcht gejagt, zu ihren Weibern deſertiren würden, während aus den Sicherheitsorten, die durch zuverläßige Inſpektoren bewacht ſind, die Deſerteurs, welche man bei ihren Weibern entdeckt, ſogleich zum Heer zurückgeſandt werden.

Sind nun die günſtigen Vorzeichen zum Beginn des Krieges erſchienen, ſo brechen die Krieger auf unter fürchterlichem Geſchrei, in verſchiedene unregelmäßige Haufen vertheilt, die von einem Oberbefehlshaber nebſt einigen Prieſtern und Vorfechtern geführt werden. Die Mittheilung des Planes, den der Hauptanführer entworfen, ſo wie der Befehle, welche die Unterbefehlshaber auszuführen haben, geſchieht in der Regel öffentlich in Gegenwart des verſammelten Volks — bei Benutzung von Spionen ein großer Vortheil für den Feind. Die Feindſeeligkeiten, womit ſie beginnen, beſtehen meiſtens darin, daß ſie diejenigen Landſtriche, in denen Vorpoſten mit kleinen Detachements und Zivilbeamten ſtehen, ganz unerwartet überfallen, die Gebäude in Brand ſtecken, alle Europäer, deren ſie habhaft werden, ermorden und deren Habſeeligkeiten rauben oder zerſtören. Aber ſobald ſie bemerken, daß ſolche Vorpoſten oder Beamten auf ihrer Hut ſind, ſo daß ſie hiernach ihre ſchleichenden Anfälle entdeckt glauben, ergreifen ſie ſogleich die Flucht. Selten werden ſie an dem Tag, wo ihnen ein ſolcher Plan geſcheitert iſt, noch etwas Weiteres unternehmen. Auf ihren Rückzügen ſuchen ſie, um die Verfolgung zu erſchweren, alle Brücken über die Flüſſe ſo wie alle Poſtſtations- und andere Gebäude, die ſie erreichen können, zu zerſtören und abzubrennen. Alsdann ziehen ſie einige Zeit im Lande umher, um ihre Raub- und Rachſucht an Allen, die ſie für Feinde halten zu

müſſen glauben, auszulaſſen, oder die friedlichen Landbewohner durch Ueberredung und Zwang zur Mitvereinigung gegen den Feind zu bewegen. Bemerken ſie die Annäherung deſſelben, ſo ſind ſie alsbald darauf bedacht, Sicherheitsplätze in den wüſten Gegenden zu ſuchen, woſelbſt ſie ſich namentlich bei Nacht aufhalten. Wegen Mangels an Lebensmitteln können ſie ſelten mehr als drei oder vier Tage in einem ſolchen Bezirk verweilen. Deshalb ſchwärmen ſie von Neuem umher, ohne daß ſie ihren Feind angreifen, bloß darauf bedacht, ihn durch allerlei liſtige Mittel zu benachtheiligen, abzumatten und aufzureiben. Daher kommt es, daß die holländiſchen Truppen gemeinlich mehr Menſchen beim Verfolgen als beim Angriff verlieren. Die Liſten, deren ſich die Verfolgten bedienen, ſind eben ſo mannigfaltig wie ihre Waffen. Bisweilen ſetzen ſie ſich, wo ſie den Feind erwarten, in die Bäume und umhüllen ſich mit Baummoos oder Blättern; ihr Gewehr binden ſie, um ſich beim Zielen nicht durch Leibesbewegungen zu verrathen, der Art feſt, daß ſie es nach allen Seiten drehen und unvermuthet auf den Feind abſchießen können. Nach dem Schuß laſſen ſie ſich, bei dringender Gefahr mit Hinterlaſſung des Gewehrs, aus dem Baum herabfallen und verſchwinden im Dickicht. Es ſoll nicht ſelten vorkommen, daß Affen in den Bäumen für Malaien angeſehen und in der Beſtürzung durch ein ganzes Pelotonfeuer heruntergeſchoſſen werden. Sehr ſinnreich ſind die Wachen und Vorpoſten ausgedacht, die ſie, um ſelbſt keiner Gefahr ausgeſetzt zu ſein, bei Nacht um ihre Aufenthaltsorte herumſtellen. Sie ſpalten nämlich einen etliche Fuß langen Bambus und zwängen zwiſchen die Enden der geſpaltenen Hälften ein Queerholz, woran eine Leine befeſtigt iſt. Dieſe Leine wird über die Wege hingeſpannt,

ſo daß, wenn ein Fuß daran ſtößt, der Bambus mit einem flintenſchußähnlichen Knall zuſammenſchlägt und die Annäherung des Feindes verräth. Es ereignet ſich nicht ſelten, daß bei ſolcher Vorrichtung ein wildes Schwein für einen Holländer gehalten wird und ein ganzes Lager voll Malaien in Bewegung ſetzt. Wollen ſie bei Nacht einem Feind auflauern, ſo ſpannen ſie über die Wege, wo ſie ihn erwarten, Queerleinen von 100 bis 150 Fuß Länge. Bei dem einen Ende der Leine verſtecken ſich im Gebüſch einige mit Gewehren Bewaffnete. Sobald ſie nun fühlen, daß etwas an die Leine ſtößt, ſchießen ſie nach der Richtung derſelben ihre Gewehre los und ſind faſt immer verſichert, zu treffen, wenn ſie auch ihren Feind eben ſo wenig ſehen, wie ſie von ihm geſehen werden. In ſolchen Fällen biegen ſie auch wohl ſtarke Bambushölzer krumm und bringen dieſelben mittelſt einer Spannleine ſo auf den Wegen an, daß das Bein, welches an die Leine ſtößt, von dem zurückſchnellenden Bambus unfehlbar zerſchlagen wird. Auf verſchiedene Art bedienen ſie ſich des Giftes gegen den Feind. So z. B. graben ſie in die Wege Löcher, die ſie mit zugeſpitzten und vergifteten Bambusſtücken austapezieren und mit dünnem Reiſerwerk und Erde überdecken. Wer in ein ſolches Loch fällt, iſt ſelten zu retten. Auch gebrauchen ſie vergiftete Fußangeln, die ſie auf der Flucht hinter ſich werfen, um den Feind aufzuhalten. Ferner verfertigen ſie trügeriſche Brücken, unter welchen im Waſſer ſpitzige Bambuſſe eingepfält ſind. Sie vergiften die Nahrungsmittel auf der Marſchroute des Feindes und binden oberhalb deſſelben in die Flüſſe todte, mit Gift gefüllte Büffel feſt. Außer allen dieſen graben, krummen, ſpitzigen und giftigen Mitteln bedienen ſie ſich auch der Weiber zum Kriegführen. Sie ſchicken nämlich

Tänzerinnen in das feindliche Lager, die daſelbſt einſchläfernde Mittel in den Trank zu miſchen wiſſen, ſo daß die Schlafenden leicht überfallen und überwältigt werden können. Wer ſich nicht retten kann, wird in Stücke gehauen, oder auf andere Art zu Tode gemartert.

Die feige Bosheit und tückiſche Grauſamkeit, die ſich in der hier beſchriebenen Kriegsweiſe der von den Holländern bekriegten Völkerſchaften auf den oſtindiſchen Inſeln ausſpricht, ſind ſicherlich keine urſprüngliche Charakterzüge derſelben. Die Malaien des oſtindiſchen Archipels ſind, was ſich unter günſtigen Verhältniſſen noch immer verräth, nicht ſo bösartig und nicht ſolche menſchenfreſſeriſche Unholde, wie z. B. die Neuſeeländer. Ohne Zweifel hat die willkürliche, treuloſe und unmenſchliche Behandlung, welche jene Völker neben dem Verluſt ihrer Freiheit in früheren Zeiten von den Portugieſen und ſpäter von den Holländern zu erdulden hatten, jene Bosheit in ihre Seele gepflanzt, denn Unterdrückung und Sklaverei muß, auch bei dem ſanfteſten Gemüth, wenn es nicht thieriſch indolent iſt und die mindeſte Reaktionskraft beſitzt, Tücke und Rachſucht an die Stelle der betrogenen Offenheit und der geraubten Freiheit ſetzen. Was die Holländer hiervon ernten, ſind meiſtens ſelbſtgeſä'te Früchte.

VIII.

Ein Jagd-Abenteuer auf Sumatra.

Laſſen wir den Dr. F. erzählen:

Ich kam beinah um die nämliche Zeit nach Batavia, als Sie die Stadt der Epidemien wieder verließen; doch hatte ich nicht das Glück, jenem verwünſchten Lande ſo bald wieder den Rücken kehren zu können wie Sie. Von der andren Seite kann ich mich auch nicht beklagen, daß es mir ſchlechter ergangen wäre, als Andern. Im Gegentheil. Was die Geſundheit betrifft, ſo ſchützten mich meine mediziniſchen Kenntniſſe vor den Gefahren, denen Tauſende ſich unwiſſend ausſetzen und unterliegen. Was aber die Karriere betrifft, ſo verſchafften mir die nämlichen mediziniſchen Kenntniſſe Gelegenheiten zum Fortkommen, auf die ich nicht gerechnet hatte. Gleich ſo manchem Andern aus bloßer Abenteuerluſt unter das oſtindiſche Militair gegangen, war ich mittelſt einiger Empfehlungen als ehrſamer Feldwebel nach Batavia gekommen. Einſt bei einer Parade ſcheute das Pferd des Generals, der uns inſpizirte, und ſtreifte ſein Bein, ſeinen Arm und Kopf mit ſolcher Gewalt an einem Tamarindenbaum, daß er ohnmächtig herabſtürzte. Da kein Arzt zugegen war, eilte ich hinzu und traf geeignete Anordnungen, ſo daß der General nach einigen Stunden wieder zu ſich kam und nach einigen Tagen wieder ausgehen konnte. Dadurch kam es heraus, daß ich Mediziner war, und ich wurde ſo-

gleich als Bataillonsarzt angeſtellt. Glückliche Kuren unter den höheren Militairs und ihren Bekannten verſchafften mir Gunſt, Geld und Avancement und nach ſechs Jahren, als ich meinen Abſchied nahm, konnte ich als angeſehener Regiments-Doktor mit vollem Beutel nach Europa zurückkehren. Man that Alles, um mich zurückzuhalten, aber die Unvermeidlichkeit dieſer rohen „Jantjes“ und die Sehnſucht nach Europa machten mir den längeren Aufenthalt unmöglich.

Vor der Rückreiſe beſchloß ich aber noch einen Freund und Studiengenoſſen zu beſuchen, der in der Gegend von Padang, auf der Inſel Sumatra, ebenfalls Militairarzt war und mich wiederholt eingeladen hatte.

Bei meiner Ankunft fand ich ihn krank. Meine Ausſicht, in ſeiner Geſellſchaft Ausflüge zu machen und das Land näher kennen zu lernen, war alſo vereitelt und da mir die übrige Geſellſchaft, die ich dort vorfand, eben nicht ſonderlich zuſagte, war ich auf mich ſelbſt verwieſen. Ich benutzte meine Muße zu kleinen Jagd-Exkurſionen, auf denen ich mich mehrere Male verirrte. Dennoch blieb ich bei meinem Entſchluſſe, keine Begleitung mitzunehmen, ſo lang mein Freund nicht hergeſtellt war.

Man hatte mir verſichert, ich würde ſtundenweit ſchwerlich andres Wild finden, als Schweine und Hirſche, während früher meine Phantaſie die Wälder von Sumatra mit Elephanten, Tigern, Rieſenſchlangen ꝛc. bevölkert hatte. Ich pflegte mich daher nur auf unſchuldiges Wild gefaßt zu machen und trug nichts bei mir, als meine Büchſe, auf welcher ein kleines, meſſerartiges Bajonnet zum Abfangen der Eber befeſtigt war.

Eines Tags hatte ich mich wieder verirrt und mußte,

meinem Kompaß folgend, durch ein dichtes, ſtruppiges Gebüſch, um auf den Heimweg zurückzukommen. Als ich, mit Händen und Füßen mich durcharbeitend, das Ende des Gebüſches beinah erreicht hatte, hörte ich ſeitwärts ein Rauſchen und Tappen, wie wenn ein aufgeſcheuchtes Wild die Flucht ergriffe. Geſehen hatte ich nichts und ich vermuthete einen Hirſch oder eine Sau. Um ſie noch zu erwiſchen, arbeitete ich mich mit doppelter Anſtrengung durch die dichten Zweige und nach kurzer Zeit befand ich mich in einem herrlichen Hochwald, in dem ich mich nach allen Seiten umſchauen konnte. Anfangs ſah ich nichts; die Augen aber nach dem Gebüſch zurückwendend, aus dem ich gekommen war, erblickte ich am Rande deſſelben zu meiner nicht geringen Ueberraſchung einen herrlichen Panther. Er war eben im Begriff, in das Gebüſch zurückzuſchreiten, indem er zugleich zweifelhaft zu ſein ſchien, ob er mich nicht direkt angreifen ſolle. Ich kam ihm aber zuvor, riß meine Büchſe von der Schulter und ſchoß ihm eine Kugel nach dem Schulterblatt. Er ſtürzte heulend zuſammen, raffte ſich aber im nämlichen Augenblicke wieder auf und kam in blitzſchnellen Sätzen auf mich zu. Als er angeſchoſſen wurde, mogte er etwa 100 Schritte von mir entfernt ſein. Dieſe Entfernung legte er aber ſo ſchnell zurück, daß ich kaum Zeit hatte, mich hinter den nächſten Baum und, weil mir dieſer nicht dick genug ſchien, nach einem anderen zu flüchten. Bei dieſem Baume angelangt, wandte ich mich um, das Bajonnet vorausgeſtreckt, um die Beſtie ſich darauf ſpießen zu laſſen. Aber indem ich mich umwandte, war das wüthende Thier ſchon bei mir angelangt. Ob es der heftige Anprall oder ein Schlag ſeiner Tatze war, weiß ich nicht, kurzum, ehe ich mich nur beſinnen konnte, flog meine Büchſe mit zerbrochenem

Schaft zur Seite und ich ſtürzte, über eine hervorſtehende Wurzel ſtrauchelnd, rücklings zu Boden. Natürlich empfand ich in dieſer Lage nichts als die Angſt eines Menſchen, der ſich für verloren hält, und glaubte ſchon die Krallen und Zähne des Panthers an meiner Kehle zu fühlen. Aber in dieſem Augenblicke geſchah etwas, das, wenn der Schreck homöopathiſch durch den Schreck könnte geheilt werden, mich von aller Angſt hätte befreien müſſen, in Wirklichkeit aber mir auf einige Zeit das Blut in den Adern erſtarren machte. Indem nämlich der Panther ſich auf mich zu werfen im Begriff war, hörte ich in der Höhe ein blitzſchnelles Rauſchen und Raſcheln und gleichzeitig ſah ich einen großen Gegenſtand, den ich im Augenblick für einen Baumaſt hielt, ſcheinbar auf mich herabſtürzen, ſo daß ich inſtinktmäßig mit den gegen den Panther aufgehobenen Händen gleichzeitig jenen Gegenſtand abzuwehren ſuchte. Im nämlichen Moment aber ſah ich dieſen Gegenſtand vor und über mir in ſchrecklichen Windungen ſich zu einem Knäuel ballen und fühlte gleichzeitig mein linkes Bein, das in Folge des Falles auf den Rücken noch in der Luft ſchwebte, am Knie mit einer Kraft umſchnürt, als ſollte es gradezu abgequetſcht werden. Faſt beſinnungslos, erkannte ich doch ſehr bald, in welcher Lage ich war. Eine ungeheure Rieſenſchlange war von dem Baum, an den ich mich geflüchtet, herabgeſchoſſen, hatte den Panther grade in der Augengegend mit ihrem weit ausgedehnten Rachen gepackt und indem ſie ihn umringelte, hatte ſie mein Bein mit umwunden, ſo daß mein Knie gegen die Rippen des Panthers gepreßt wurde. Alles Dieß geſchah in höchſtens zehn Sekunden. Zum Glück hatte ſie mein Bein nur um die Kniekehle herum gefaßt, ſonſt wäre es ſicher zerbrochen worden. Der Panther, offenbar durch den

Schuß ſchon ſehr ermattet, brüllte entſetzlich und machte krampfhafte Anſtrengungen, ſich los zu ringen, wobei er mit ſeiner Tatze mein Bein mehrmals oberflächlich ſtreifte und zerfleiſchte. Aber je mehr er ſich wand, deſto feſter umſtrickte ihn die Schlange. Seine Rippen hörte ich deutlich krachen und mein ſchrecklich gepreßtes Knie mußte mit als Werkzeug dienen, ſie zu zerbrechen. Seine Anſtrengungen ließen bald nach und ich fühlte nur noch dann und wann ein Zucken und das Klopfen ſeines Herzens. Einen wahrhaft entſetzlichen Anblick gewährte die Schlange. Sie war ſtellenweiſe mit Blut ganz überzogen und indem ſie ihre furchtbare Muskelkraft anſtrengte, um ihr Opfer zu ſichern und durch Preſſen gleichſam zuzubereiten, funkelten ihre unbeſchreiblichen, nach allen Seiten gleichzeitig blickenden Augen mit einem Ausdruck, als beobachte ſie mit Schadenfreude und doch mit Angſt den Erfolg ihrer ſchrecklichen Operation. Zugleich aber kam es mir vor, als richteten ſich dieſe Augen beſtändig überwachend auf mich, als wollten ſie mir ankündigen, daß nach der Tödtung des Panthers ich an die Reihe kommen werde. Die Angſt vor dieſem Schickſal hatte vom erſten Augenblick ab, wo ich mich an die beiden Ungeheuer feſtgeringelt ſah, mein Verhalten diktirt. Ich hatte daher trotz den ſchrecklichen Schmerzen, die mir das Preſſen der Schlange und die Krallen des Panthers verurſuchten, während ich gleichzeitig ein Paar Mal hin und her geſchoben wurde, mein Bein ohne allen Widerſtand der verhängnißvollen Umarmung überlaſſen, mich wie ein todter Köper geberdet und nur durch die zuſammengekniffenen Wimper meine wüthende Geſellſchaft beobachtet.

So lag ich wohl eine halbe Stunde lang, mit möglichſt verhaltenem Athem durch die Augenwimper den ſchrecklichen

Blick der Schlange beobachtend, der ſtarr, aber mit allſeitig umherblitzendem Gefunkel die Umgebung beherrſchte. Plötzlich hörte ich hinter mir ein Rauſchen und Rennen durch das Gebüſch. Es kam uns ganz nah, ſtockte einen Augenblick, kehrte dann um und tobte mit verdoppelter Eile in das Gebüſch zurück. Wahrſcheinlich waren es ein Paar Hirſche, die, als ſie den dreifach ſchrecklichen Knäuel vor ſich liegen ſahen, ſich ſchleunig zurück in das Dickicht retteten. Ihr Erſcheinen hatte aber die Schlange einiger Maßen beunruhigt, es gab ihr den Anſtoß, Vorbereitungen zur Aenderung ihrer Lage zu machen. Der Panther war offenbar längſt todt und ſeine meiſten Glieder zerbrochen wie Reiſerholz. Obſchon mein unteres Bein wie abgeſtorben war, fühlte ich doch plötzlich eine Erleichterung. Die Ringe begannen ſich zu löſen, erſt verſuchsweiſe, dann aber raſcher und unbedenklicher, während die Schlange ſich noch in das ſchrecklich verzerrte Geſicht des Panthers feſtgebiſſen hatte. Sie ſchob ſich in einer Weiſe von dem getödteten Thiere los, daß zugleich mein Bein von ihm entfernt wurde und neben daſſelbe zu liegen kam. Endlich ließ ſie auch ſein Geſicht los, ringelte ſich neben ihm zuſammen und begann ihn mit Schleim zu überziehen, wobei ſie ein ganz eigenthümliches Geräuſch machte. Ihr Blick hatte jetzt einen ganz andern Ausdruck erhalten und es ſchien nur noch die Gier des Hungers aus ihren Augen zu leuchten. Die Zubereitung mittelſt des Schleimüberzugs währte ziemlich lang. Als ſie beendigt war, richtete die Schlange den Kopf ſchwanenartig in die Höhe und blickte forſchend um ſich her. Dann plötzlich erweiterten ſich ihre Ringe, wobei ſie ihre ganze Länge kalt über mein Bein gleiten ließ, ſie ſtreckte ſich, den Rachen nach dem Kopfe des Panthers gerichtet, lang aus und ergriff ihn,

als gälte es einen neuen Kampf. Den hintern Theil ihres Körpers in Windungen auf den Boden und gegen den Baum ſtemmend, begann ſie nun, ſich gleichſam als Ueberzug über den Panther zu ſchieben, von Zeit zu Zeit ihn wieder an ſich ziehend. Es währte ziemlich lang, bis ſie den Kopf durch ihre Kehle gewürgt hatte; dann aber ging die Operation ſchneller von Statten und in wenig Minuten ragte nur noch der hintere Theil des Panthers aus ihrem Rachen hervor.

Man kann ſich denken, in welcher Stimmung ich mich während dieſer ganzen Zeit befunden hatte. Zwar war meine eigentliche Angſt zu Ende, ſobald die Schlange ihre Beute zu verſchlingen begann; aber meine unbequeme Lage, in der ich kein Lebenszeichen geben durfte, war unerträglich und ich war nicht gewiß, ob ich mein fühllos gewordenes Bein raſch genug würde benutzen können, um bei plötzlichem Aufſpringen aus dem Bereich der Schlange zu kommen, ehe ſie Zeit hätte, den Panther loszulaſſen und ſich auf mich zu ſtürzen. Als ſie ihn aber bis zum Hintertheil verſchlungen hatte, hielt ich ſie jeden Falls für momentan unſchädlich, ſchwang mich plötzlich hinter den Baum, raffte mich auf und eilte davon, ſo ſchnell ich konnte. Als ich mich umblickte, ſah ich die Schlange noch auf dem alten Fleck, einen Augenblick pauſirend mit ihrer Mahlzeit, dann aber ihren Schmaus fortſetzend.

Es begann unterdeſſen Abend zu werden. Mein zerbrochenes Gewehr im Stich laſſend, ſchleppte ich mich mit meinem gelähmten und zerfleiſchten Beine, das ich mit meinem Schnupftuch verband, heimwärts. Man war ſehr erſtaunt, als ich endlich in der Nacht eintraf und mein Abenteuer berichtete. Es wurde ſofort beſchloſſen, am andern

Morgen den Ort deſſelben wieder aufzuſuchen. Obſchon ich in der Schlange meine Retterinn erkennen mußte — übrigens hätte ſie ohne den Panther wahrſcheinlich mich verſpeiſ't —, hatte mich doch ihre ungewöhnliche Größe und das mit ihr erlebte Abenteuer gereizt, ſie in meinen Beſitz zu bringen. In Begleitung von ſechs bewaffneten Malaien und mehreren Militairs begab ich mich zu Pferde auf den Weg. Wir fanden bald den Ort, den wir ſuchten, und richtig die Schlange noch auf dem Fleck, mannsdick geſchwollen von ihrer Mahlzeit und wie leblos im Graſe liegend. Wir konnten uns ihr ohne Gefahr nähern. Zwei gleichzeitig abgeſchoſſene Kugeln zerſchmetterten ihren Kopf und nach einigen gewaltigen Windungen ergab ſie ſich in ihr Schickſal. Nachdem ich ihre Eingeweide mit dem Inhalt herausgenommen, ließ ich ſie in die Wohnung meines Freundes bringen, wo ich den Rückgrat herausnahm und die Haut zur Ausfüllung vorbereitete. Ihre Länge betrug 30 Fuß. Sie bildet noch jetzt den Hauptgegenſtand meines kleinen Muſeums und ich kann ſie nicht anblicken, ohne mich auf dem Rücken liegend in jenen Wald zurückzudenken, wo ſie mich mit ihrem gewaltigen Ringe an den raſenden Panther feſtgekettet hatte. Ich habe nämlich mit Hülfe eines ausgeſtopften Panthers und einer menſchenähnlichen Figur die ganze Szene nachbilden laſſen. Den unvergeßlichen Blick der Schlange konnte ich durch kein Mittel wieder herſtellen, obſchon ich ihr als Augen ein Paar blitzende Diamanten habe einſetzen laſſen.

IX.

Phantaſie auf der Rhede von Batavia.

Ich ſaß im Schatten des Fockſegels auf einer Kanone und ließ meinen Blick bald über die ſchimmernden Piſang- und Kokos-Palmen ſchweifen, welche die Stadt verhüllten, bald über die nah liegenden Inſeln, die wie grüne Sträuße aus dem Waſſer ragten, bald über die Schiffe, die um uns her in majeſtätiſcher Ruhe vor Anker lagen. Von dieſer ſchwarzen Brigg ertönt franzöſiſches Geſchwätz; vom Maſtkorb jenes Dreimaſters ruft ein engliſcher Bootsmann herab; vom Bord jener ferneren Schiffe ſcheint bald die Sprache von Liſſabon, bald von Kopenhagen, bald von Stockholm zu erſchallen. Da drüben links erheben zwei ſichelförmige Jonken ihre ſpitzen Hörner; gezopfte Matroſen mit deckelförmigen Sonnenhüten arbeiten emſig an dem zerriſſenen Mattenſegel und ſtoßen die ſchnatternden Töne von Kanton aus. Welch ein Gemiſch von Erſcheinungen, von Sprachen und Nationen! Warum fehlt hier die teutſche Nation? Warum läßt ſie ſich nur durch ihre Verwandten repräſentiren, wo ſie in Perſon erſcheinen ſollte? Es erſchallt kein teutſches Wort, es weht keine teutſche Flagge zwiſchen dieſen Inſeln. Meine Betrachtungen führten mich auf die Geſchichte und den Cha-

rakter der verſchiedenen Nationen. Beim Chineſen blieb ich ſtehen und bedachte, daß er ſo lange Zeit vor den Andern ſchon den Kompaß und das Schießpulver gekannt, bedachte aber zugleich, daß er beide Erfindungen nicht auszubeuten gewußt, daß auf ſeine frühe, aber unvollkommene Entwickelung ein ſo langer Stillſtand folgte und der unmittelbare Schritt von dem Stillſtand nicht zu weiterer Entwickelung, ſondern zum Verfall führen werde. Vom Chineſen wandte ich mich zum Franzoſen und bedachte, daß er bei ſeiner Beweglichkeit zwar den Gegenſatz gegen den chineſiſchen Stillſtand darſtelle, daß er ſich aber in zu feurigem Fortſchritt ſelbſt aufreibe und auf dem Höhepunkt ſeiner Entwickelung umſchlagen könne, weil er den Gipfel erſteige, bevor er ihn zu einer ſicheren Baſis ausgebaut. Der Franzoſe führte mich auf den Teutſchen, der in gewiſſer Beziehung zwiſchen jenem und dem Chineſen in der Mitte ſteht. Der Chineſe iſt ihm mit dem Kompaß und dem Schießpulver, der Franzoſe mit der Literatur und Politik und alle zuſammen ſind ihm auf der See zuvorgekommen. Und doch hat er Macht, er hat Bauholz, Häfen und Mannſchaft. Bei Erklärung dieſer Erſcheinung ſetzte ich die geſchichtlichen Hemmniſſe, die den Entwickelungsweg der Teutſchen ſo oft geſperrt, an die Seite und faßte den Charakter des Volks, als die Grundurſache von Allem, in's Auge. Der Franzoſe iſt mit fünfzehn Jahren bärtig, mit zwanzig ein Mann; dem Teutſchen beginnt im zwanzigſten Jahre vielleicht der Bart zu keimen und er wird Mann, wenn die andern Greiſe ſind. Er iſt ähnlich ſeiner Eiche, die in Jahrhunderten nicht auswächſt, aber in Jahrtauſenden nicht abſtirbt. Die Natur verſchwendet weder Kraft noch Zeit umſonſt und was ſie zum Schaffen an Zeit aufwendet, das erſetzt ſie durch die Haltbarkeit und

den Werth ihrer Schöpfung. Wie der körperliche, ſo iſt auch der innerliche Charakter der Teutſchen. Er bedarf im Individuum wie in der Nation Zeit zu ſeiner Ausbildung und beim Bau ſeiner Geſchichte mörtelt er vielleicht noch am Erdgeſchoß, wenn die Andern bereits ſpöttelnd aus dem Dachfenſter auf ihn herabſchauen. Die Teutſchen ſind die Garde des Menſchengeſchlechts, die nicht zum Tirailliren gebraucht wird, aber mit ungeſchwächter Kraft und den Kampf entſcheidend dann vorrückt, wenn die andern alle geſchlagen ſind. Iſt es ſo? Vielleicht iſt es auch anders. Vielleicht ſind ſie bloß beſtimmt, den philoſophiſchen und ſittlichen Stoff zu liefern, den die Andern praktiſch verarbeiten, und in dieſer gemeinnützigen Thätigkeit aufzugehen, ohne ſelbſt Nutzen davon gezogen zu haben. So viel iſt ſicher: aus den Teutſchen muß etwas Tüchtiges werden, oder ein auserſehenes Volk von Lumpen.

Nichts charakteriſirt den wahren Teutſchen ſo allgemein wie der einfache Umſtand, daß er Zeit nöthig hat. Keine Nation trägt in ihrem angeborenen Charakter ſo wenig und zugleich ſo viel Fehler wie die teutſche. Ihr hat die Natur die Fehler auch den Tugenden beigemiſcht, zum Theil ſie in einem Uebermaß dieſer Tugenden dargeſtellt. Daher jene geduldige Gutmüthigkeit, die nur im äußerſten Fall aus Nothwehr widerſtrebt, nachdem das Widerſtreben vielleicht vergeblich geworden; daher dieſe unwandelbare Treue und Ehrlichkeit, die kein Betrug witzigt; daher dieſe gläubige Offenheit, die dem Feind das Beſte preisgibt, ehe ſie ihn erkennt; daher dieſe übermäßige Gewiſſenhaftigkeit, die ſich beim erſten Schritt ſo lang aufhält, bis ſie beim zweiten zu ſpät kommt; daher dieſe Tiefe eines Gemüths, deſſen Saiten bei der gelindeſten Berührung bis in den in-

nerſten Grund nachklingen und lange, lange ausklingen müſſen, bis andere können angeſchlagen werden; daher dieſe blöde Beſcheidenheit, die ſelbſt das Recht nur auf dem Weg der Schenkung und Gnade in Anſpruch nimt; daher dieſe Gründlichkeit und Wiſſenſchaftlichkeit, die zuvor den Begriff der Sache nach allen Seiten ausbilden muß, bis ſie im Stande iſt, zur That zu greifen; daher dieſe Geiſtestiefe, die jede Erſcheinung von der Wurzel auf muß kennen lernen und erſt in der Krone anlangt, wenn Andere die Frucht weggenaſcht haben. Geduld, Gutmüthigkeit, Treue, Ehrlichkeit, Offenheit, Gewiſſenhaftigkeit, Gemüthstiefe, Beſcheidenheit, Gründlichkeit — es ſind an ſich Alles gute Eigenſchaften, ſogar Tugenden; die Teutſchen aber verſtehen es, ſie ſämmtlich in Fehler und Lächerlichkeiten umzuwandeln. Sie ermüden mit ihren Fehlern die Geduld und mit ihren Tugenden die Anerkennung. Sie wären im Stande, ſogar die Verachtung zu ermüden. Es mag für einen Ausländer intereſſant ſein, ſich die Teutſchen zu erklären, denn ſie liefern ihm eine lange Unterhaltung dadurch; aber ſie erklären und zu ihnen gehören — das iſt, um des Teufels zu werden.

Meine Betrachtungen verloren ſich in Phantaſien, meine Phantaſien in Träume. Unter dem Druck der Mittagshitze ſank ich in Schlaf. Der Traum führte mich durch alle Erdtheile, durch alle Länder, durch alle Meere, unter alle Völker. Endlich fixirten ſich die Bilder, die meinen Geiſt umſchwebten, er beſchäftigte ſich wieder mit meinen nächſten Umgebungen und blieb gefeſſelt durch eine einzige Erſcheinung, die als ein majeſtätiſches Schiff mir entgegenbrauſ'te. Das mächtige Segel, welches das Schiff trug, rollte ſich vor meinem Blick herab als koloſſale Zeitung, mit teutſchen Lettern gedruckt, in welcher ich folgenden Artikel las:

„Neuteutſchland.

Das Unerhörte iſt geſchehen. Teutſchland hat ſich aufgerafft und will vom Dulden zum Handeln, vom Träumen zur That übergehen. Es will nicht mehr den bloßen Fabrikſtoff für Andre abgeben, es will endlich ſelbſt fabriziren. Es will auch ſeinen Antheil an der übrigen Welt haben und Kolonieen für ſeine Auswanderer gründen. Das Volk, nachdem es das Fürſtenjoch abgeſchüttelt und Herr im eigenen Hauſe geworden, hat auf gemeinſchaftliche Koſten einſtweilen, um einen der Nation würdigen Anfang zu machen, zweihundert Transportſchiffe geſtellt, welche am 1. ° ° ° aus den Häfen von ° ° ° die Stammbevölkerung des neuen Vaterlandes an ihre Beſtimmung bringen werden. Dieſe Beſtimmung wird S. ſein. Die Bevölkerung, einſtweilen auf 100,000 Köpfe berechnet, wird ſich in drei Abtheilungen ſondern: 1. Soldaten, um die Kolonie zu beſchützen; 2. Beamten, um ſie zu verwalten; 3. Handwerker, Ackersleute, Kaufleute u. ſ. w., um ſie auszubeuten. Ueberdieß werden Pädagogen, Künſtler, Literaten u. ſ. w. je nach dem Bedürfniß engagirt werden. Auswanderungsluſtige, die ſich für eine dieſer Abtheilungen qualifiziren, können ſich zur Einſchreibung an ihre Orts- oder Kreisbehörde wenden, nachdem von dieſen das Nähere über die ganze Angelegenheit publizirt ſein wird. Die Einſchreibungen werden am ° ten geſchloſſen und alsdann wird die Auswahl der geeignetſten Individuen bis zu der feſtgeſtellten Zahl und je nach dem Verhältniß der Bevölkerung jedes Diſtrikts Statt finden. Nur körperlich und moraliſch Geſunde werden angenommen.

Die neue Kolonie wird unter der Leitung und Kontrole eines repräſentirenden Volksausſchuſſes einſtweilen von drei

Oberbeamten, deren Ressort sich nach den genannten Abtheilungen der Bevölkerung bildet, verwaltet werden. Sobald deren Beschluß einen Zuwachs der Kolonie für nöthig erklärt, wird die zweite Ausschreibung und der zweite Transport folgen.

Freut euch, ihr Söhne Teutschlands! Zwar haben schon viele eurer Brüder sich auf fremden Gebieten niedergelassen und der Grund, den sie dort in die Völker gelegt, wird für uns nicht verloren gehen, aber sie Alle haben ihre Hoffnungen nur auf den Zufall gebaut und sind einem ungewissen Schicksal entgegengegangen; ihr hingegen habt eine sichere Bestimmung und einen sichern Erfolg vor Augen, denn euer Bürge ist die Theilnahme des Vaterlandes. Euer Drang nach der Weite hat jetzt ein bestimmtes Ziel und ihr werdet nicht vom Sold oder der Gewalt der Fremden abhängig sein, nicht von niederer Habgier tyrannisirt und geopfert werden, sondern unter der fürsorglichen Leitung eures Stammvolks in sicheren Wohnsitzen euch ansiedeln. Ihr werdet eure Sitten jenseit des Meeres nicht abzulegen, eure Gesinnungen nicht aufzuopfern haben und eure herrliche Sprache wird durch die Lüfte des Südens —"

Ein rohes Geschrei weckte mich aus meinem Schlaf und meinem Traume. "Moffegezigd (hörte ich rufen) gaat uit de weg, of ik slaa je, god verdomm me, met de handspaak op je donder, dat je de harsens oover boord vliegen! (Moffengesicht, aus dem Weg, oder ich schlage dich, Gott verdamm' mich, mit dem Handspaak auf den Schopf, daß dir das Gehirn über Bord fliegt!) Es war der Steuermann, der mit einem Schiffsjungen sprach — figürlich der holländische Pygmäe, der den gefesselten teutschen Riesen in hergebrachtem Ton in seine Schranken zurückweis't.

So löſen ſich die nationalen Träume über teutſche Größe ohne teutſche Freiheit.

X.

Bataviſche Erbſchaften und teutſche Erben.

Es iſt bekannt und auch in dem Vorhergehenden genug berührt worden, daß ſeit Jahrhunderten das Militair- und häufig auch das Zivil-Perſonal in den holländiſchen Kolonieen ſowohl Oſt- wie Weſtindiens ſich meiſtens aus Teutſchland rekrutirt hat. Entweder lieferte Holland nicht genug Menſchen auf, um den ungeheuren Abgang der durch Kriege und Krankheiten Hingerafften zu erſetzen, oder die mit den überſeeiſchen Verhältniſſen beſſer bekannten Holländer gaben ſich nicht zu jenem Erſatz her, oder der abenteuerlichere Geiſt und die größere Noth der Teutſchen machte ihnen den Erſatz aus dem Nachbarlande zu leicht um ihn im eignen ſuchen zu müſſen. Wo die freiwilligen Auswanderer nicht hinreichten, brachte man die Fehlenden durch Liſt und Gewalt auf. Es braucht in dieſer Beziehung nur an die ſogenannten Seelenverkäufereien und die damit zuſammenhangenden Schändlichkeiten erinnert zu werden. Von jenen Tauſenden nun, die aus Teutſchland namentlich nach Batavia ausgewandert oder geliefert worden, haben Viele, wie ſich ſchon a priori annehmen läßt, oft anſehnliche, bisweilen enorme

Reichthümer erworben, mit denen sie indeß selten in das, Manchen für immer unzugänglich gewordene Vaterland zurückgekehrt sind, die sie vielmehr meistens nach ihrem Tode in Ostindien hinterlassen haben. Mit ihren Reichthümern hinterließen sie dort selten zugleich gesetzmäßige Erben, zumal da stets eine Menge Malaünnen bereit sind, ohne den Ring am Finger die Ehefrau und Familienmutter zu ersetzen. Unterdeß lebten die Intestat- oder Testat-Erben in Teutschland vielleicht im Elend und die Verhältnisse ihrer Erblasser nicht ahnend, oder dieselben längst als verschollen betrachtend. Was etwa geschah, um sie mit dem ihnen wiederfahrenen Glück bekannt zu machen, geschah entweder durch unbestimmte Gerüchte oder durch kurze Mittheilungen in holländischen Blättern, welche in Teutschland nicht gelesen wurden und den Interessenten vielleicht nie zu Gesicht kamen, vielleicht sogar in dieser Voraussicht von den Publikanten als Berechtigungsmittel benutzt wurden, um später die Stelle der Erben einzunehmen. Unter diesen Umständen erfüllte die dem Prinzip nach vortreffliche Einrichtung der sogenannten Weeskamer in Batavia und Amsterdam sehr häufig nicht den Zweck, dessen Erreichung bei Publikation in teutschen Blättern oder bei gewissenhafter Nachforschung nach dem Wohnort der Erben nicht leicht zweifelhaft sein könnte; vielmehr bildete die Weeskamer ein Depot von stets wachsenden Fonds, die in einem Handelsstaat wie Holland schwerlich unbenutzt blieben, die wohl gar auf eine, freilich schwer nachzuweisende Art mit den Fonds des Staats oder der ostindischen Kompagnie zusammengeflossen sein mögen. Namentlich ist dieß wohl von der Zeit der französischen Usurpation anzunehmen, welche bis in das innerste Getriebe der holländischen Staatsmaschine eingewirkt und Gelder liquide gemacht haben

wird, die nur mit einem Teſtament in der Hand hätten in Empfang genommen werden dürfen. Der Betrag dieſer Fonds muß in's Ungeheure gehen. Eine Aeußerung, die ein Beamter aus dem holländiſchen Finanzminiſterium gegen einen mir bekannten glaubwürdigen Mann hat fallen laſſen, berechtigt zu der Annahme, daß zur Erſtattung der Summen, welche aus nicht reklamirten oder nicht ausgelieferten, für teutſche Erben beſtimmten Erbſchaften in die Kaſſe der Weeskamer ꝛc. gefloſſen, „die Finanzen des Königreichs der Niederlande nicht ausreichen würden.“

Holland hat bekanntlich ſeinen Hauptreichthum aus teutſchen Beuteln gezogen; Teutſchland hat ihm die Mannſchaft geliefert, um die überſeeiſchen Quellen ſeiner Reichthümer zu bewachen; nun behält es auch noch den Preis der Mühen und Gefahren zurück, denen Teutſche ſich zu ſeinem Beſten unterzogen. Es gibt für Freund und Feind keine willigere Milchkuh in der Welt, als die teutſche Bonhommie, welche die ganze Welt ernährt und die eignen Kälber verhungern läßt.

Vielleicht noch mehr Erbſchaften, als den teutſchen Erben wegen Unbekanntſchaft mit ihrem Glück nicht zu Theil geworden, ſind denſelben unerreichbar geblieben durch die Schwierigkeiten, welche ſich ihnen auf dem Weg zur Kaſſe der Weeskamer entgegenſtellten. Es läßt ſich denken, daß die Meiſten von Denen, welche in Batavia ihr Glück geſucht, in Teutſchland nicht nur keine glänzende Lage, ſondern auch keine begüterte Verwandten hinterlaſſen haben. Letztere waren alſo ſchon in dieſem Betracht ſelten mit den Mitteln ausgerüſtet, welche zur Verfolgung ihrer Intereſſen nöthig waren. Zu dem Mangel der finanziellen Mittel wird ſich in

der Regel auch der Mangel an geistigen Mitteln gesellt haben, mithin eine doppelte Hülflosigkeit eingetreten sein, welche sicher Manchen ganz vom Versuche abgeschreckt hat. Wurde indeß der Versuch gemacht, so hintertrieben häufig noch größere Schwierigkeiten das Gelingen. Es ist unglaublich, welche Barrikaden von Hindernissen dabei zu durchbrechen sind und welch ein schwarzer Schleier von Intriguen, welche dichte Hülle von Schlechtigkeiten bisweilen die ostindischen Schätze bedeckt, zu deren Hebung mehr nöthig ist, als Wünschelruthe und Zauberformel. Es lassen sich Romane von schauerlichstem Interesse schreiben, deren unglückliche Helden teutsche Erben in holländischen Straßen und Gewölben, oder wol gar auf javanischen Siechbetten sind.

Kommt ein teutscher Erbberechtigter nach Amsterdam, um seine Erbschaft in Empfang zu nehmen, so ist das Erste, wonach man fragt, der Nachweis über das Schiff, womit der Erblasser nach Batavia abgesegelt ist, mag derselbe nun noch so bekannt und noch so lang in den Kolonieen angestellt gewesen sein. Nun denke man sich für einen Fremden, für einen der Landessprache Unkundigen die Schwierigkeit, aus tausend aufgeschichteten Schiffsbüchern, w e n n deren Einsicht ihm gestattet wird, einen einzelnen Namen herauszufinden. Man denke sich die Zeit, die schon während der Beibringung dieses einzigen Requisits verloren geht, das Geld, das aufgewendet werden muß, die Unannehmlichkeiten, die durch allerlei niedrige Mittelspersonen in den Weg gelegt werden ꝛc. ꝛc. Warum macht man, wenn man ehrlich zu Werke gehen will, nicht Auszüge aus jenen tausend Büchern und legt sie den Interessenten zur Einsicht vor? Ist es endlich gelungen, auch ohne dieses Hülfsmittel den gesuchten Namen herauszufinden, dann folgt das Hin- und Herschreiben, das

Petitioniren an Dieſen und Jenen, das Einſenden von Dokumenten, die vielleicht nach der Einſendung verloren gehen und auf die doch ſpäter Alles ankommt, das Ergreifen verkehrter Maßregeln bei der Unbekanntſchaft mit dem holländiſchen Geſchäftsgang, die Abhängigkeit oder Verrätherei der Mandatarien, das Intriguiren, das Verfolgen, das Zuſammentreffen mit auftauchenden Prätendenten u. ꝛc. War der Erbe nicht arm, ſo iſt er es unterdeß geworden, hatte er guten Muth, ſo iſt er unterdeß abgeſchreckt und kehrt, wenn er dazu noch im Stande iſt, troſtlos in die Heimath zurück mit einem Vorrath trauriger Erfahrungen, aber ohne Erbſchaft. Beſſer das ausgedehnteſte droit d'Aubaine, als ſo vortreffliche, aber in der Praxis ſo unſee ige Einrichtungen. Wer für meine Behauptungen Beiſpiele und Beweiſe fodert, dem ſtehen ſie zu Gebot. Aus früheren Zeiten iſt namentlich des Paul Wirz, eines Bauernſohns aus der Gegend von Köln, Erwähnung zu thun, welcher 1676 als holländiſcher Generalfeldmarſchall ſtarb. Das bedeutende Vermögen dieſes Land- und Seehelden wurde von den Holländern unter dem Vorwande der Nichtidentität der Erben zurückgehalten, weil der Admiral ſich nach der Mode der Zeit des lateiniſchen us am Namensende bedient und ſich zu Zeiten Wirzius (Wirtius) genannt hatte. So ſchleppte ſich denn der Erbſchaftsprozeß bis in den Anfang dieſes Jahrhunderts hinein, wo die Verwandten endlich zur Einſicht kamen, daß ihre Bemühungen fruchtlos waren. Auf ähnliche Weiſe wird man die Erbſchaften Derer unterſchlagen, welchen man vor der Abreiſe falſche Namen gegeben, und ſo wird denn das Taufen zu Amſterdam einen doppelten Zweck haben.

Die Frage iſt nun die, ob bei der Aufdeckung des Uebels nicht auch ein Mittel zur Heilung angegeben werden kann.

Dem Anschein nach wäre das natürlichste und einfachste Mittel, sich an die holländische Regierung zu wenden. Allein dieser Weg, der, wenn er sicher zum Ziel führte, so manchen Klagen vorgebeugt haben würde, wird höchstens bei klarer, ausgemachter Sache und bei einer vielleicht schwer zu erlangenden Audienz mit Erfolg betreten werden können. Es dürften auch auf diesem Wege manche Hindernisse nicht bloß den Petenten, sondern selbst einem wirklichen Gerechtigkeitswillen der Regierung entgegentreten und wer kennt alle die wunden Stellen, welche, wenn jene Gerechtigkeit kein Hinderniß achtete, nur unter Schmerzzuckungen des holländisch-ostindischen Finanzkörpers würden berührt werden können! Eine solche Operation kann einem holländischen Regenten, zumal wenn er selbst Kaufmann ist, auf die Reklamation einer fremden Privatperson hin nicht wohl zugemuthet werden. Das wirksamste Mittel würde von der Annahme eines Vorschlags zu hoffen sein, welchen ein rheinischer Jurist, der mir über obige Angelegenheit aktenmäßige Mittheilungen gemacht, an die Bundesversammlung hat gelangen lassen wollen. Sein Vorschlag geht dahin, die teutschen Regierungen mögten eine für Teutschland so wichtige Angelegenheit zur Staatssache erheben und auf diplomatischem Wege zu bewirken suchen, daß die holländische Regierung ihren Konsens zur Bildung einer in Amsterdam eigens niederzusetzenden Kommission von teutschen Männern ertheilte, welcher die Einsicht und Benutzung der bezüglichen Notizen, der Schiffsbücher, Register und Journale der Weeskamer und des ostindischen Hauses von Amtswegen wenigstens in Bezug auf die zukünftigen und die in der Unterhandlung schwebenden Erbschaftsfälle der besprochenen Art gestattet würde. Die Funktionen jener Kommission, zu deren

Erhaltung die Koſten etwa durch Prozente von den flüſſig gewordenen Erbſchaften beigebracht werden könnten, müßten darin beſtehen, die extrahirten Notizen periodiſch zur Kunde des teutſchen Publikums zu bringen, die Betheiligten wo möglich beſonders in Kenntniß zu ſetzen, alle nöthigen Mittheilungen zu geben, zu empfangen und nöthigen Falls die Sache mandatariſch zu betreiben. Auf dieſe Art würden die niederländiſche Regierung und deren Behörden der vielfachen Recherchen enthoben und von allen den läſtigen und verdrießlichen Reklamationen befreit, womit ſie beſtürmt werden. Zugleich würde Holland, wenn in einem von gedachter Kommiſſion zu dekretirenden Präkluſivtermin ſich keine Prätendenten meldeten, die Beruhigung erhalten, daß es die nicht reklamirten Erbſchaften als Staats-Eigenthum in Beſitz nehmen könnte, ohne ſich dem Verdacht der mindeſten Rechtsverletzung auszuſetzen und den Ruhm ſeiner „braven Vorfahren" irgend zu beflecken.

Iſt von dem erwähnten Vorſchlag etwas zu hoffen? Wären wir Engländer, es würde gar nicht mehr nöthig ſein, ihn zu machen. Die Vertreter des Volks würden längſt dafür geſorgt haben, ſowohl daß man ihre Vertretenen nicht bethörte, wie daß man die Bethörten nicht plünderte. Bei uns iſt das anders. Wir ſind kein Volk und verſtehen unſre Landsleute eben ſo wenig zu ſchützen wie zu feſſeln. Wie ſollte ein Volk, das ſelbſt keine Rechte hat, die Rechte ſeiner Angehörigen im Auslande zu vertreten wiſſen? Es wäre ſeltſam, wenn wir die pekuniairen Erbſchaften unſerer Auswanderer zu erlangen verſtänden, während wir unſre eignen Rechtserbſchaften in feiger Schlaffheit fahren laſſen.

XI

Rückreiſe, von Batavia bis St. Helena, mit Berührung des Kaps der guten Hoffnung.

Montekukuli ſagt: zum Kriegführen gehört erſtens Geld, zweitens Geld und drittens Geld. Das Nämliche könnte man vom Reiſen ſagen, namentlich vom Reiſen in fremde Welttheile. Wer von der Reiſeluſt getrieben wird, der reiſe als unabhängiger Mann, wo möglich mit voller Börſe; kann er Das nicht, ſo opfere er ſeiner Reiſeluſt nicht ſeine Unabhängigkeit auf, wenigſtens nicht unter Umſtänden, wie ich es gethan. Er ſuche lieber ein Menſch Ernſt zu werden, wenn er kein Fürſt Pückler werden kann. Eine Reiſe in fremde Welttheile oder um die Welt würde ich auch nach meiner Rückkehr von Batavia, wären keine günſtigere Bedingungen möglich geweſen, bei Waſſer und Brod mitgemacht haben, wenn ich nur über meine Perſon und die Einrichtung meiner Reiſe hätte disponiren können; aber unter militairiſchem Kommando oder unter pauverer Abhängigkeit von rohen, nur durch ſklaviſche Unterordnung oder durch Geld zu kirrenden Menſchen, in deren Geſellſchaft weder von Belehrung noch von Unterhaltung die Rede ſein kann, würde ich keine Seereiſe mehr gemacht haben und hätte ich zur Entſchädigung auf Polſtern mit Nektar und Ambroſia beköſtigt werden ſollen. Schon in der Heimath iſt es unſere Abhängigkeit,

welche Denjenigen, von denen wir abhangen, die Geißel für uns in die Hand giebt; in der rücksicht- und theilnahmelosen Fremde wird leicht jeder Conjon unser Büttel und seine Geißel dringt bis in Blut und Galle. So wie nun aber die Abhängigkeit in der Fremde uns doppelt fühlbar wird als persönliche Qual, so stellt sie sich auch als unübersteigliches Hinderniß der Erreichung des Reisezweckes entgegen. Dieß zeigt sich im Vorhergehenden und wird sich im Folgenden zeigen. Von meiner Rückfahrt, einer Reise von etwa sechstausend Stunden, hatte ich doch nicht viel mehr zu erwarten, als die bloße kahle Wiederkehr in's elterliche Haus! Ein Paar tausend Gulden reicher konnte ich, und zwar mit meinem zurückgelassenen Freund, die interessanteste Rückreise durch Asien oder Afrika machen.

Anfangs Juli bestieg ich auf der Rhede von Batavia das Schiff, welches mich nach Europa zurückbringen sollte, ein mächtiges, schwerbeladenes Kauffahrteischiff. Ich konnte mich bald überzeugen, daß meine Rückreise nicht angenehmer sein werde, als meine Hinreise. Da das Schiff schon besetzt war, als ich mich beim Kapitain meldete, hatte ich es auf Empfehlung meines Obristen nur dahin bringen können, daß mir für meine 600 Gulden ein Verschlag im Vordertheil des Schiffs, wo die Matrosen hauf'ten, zugesagt wurde. Ich verstand mich gern zu Allem, da ich lieber selbst Matrose geworden, als auch nur einen Monat länger in der batavischen Hölle zurückgeblieben wäre. Auf dem Schiffe angekommen, suchte ich meinen Verschlag vergebens, es war nicht einmal ein Platz dazu vorhanden. Man wies mich daher gradezu in's Matrosenlokal. Dieß war ein auf dem Vorderverdeck befindlicher, nach dem Hintertheil des Schiffes zu offener Raum, welcher oben durch ein auf der Verschanzung ruhen-

des zweites Verdeck geschlossen war. In diesem Raum hing es gedrängt voll Hängematten, die Betten meiner künftigen Gesellschaft. Mir wurde der beste Platz angewiesen, nämlich zwischen der Hängematte des Bootsmanns und der des Segelmachers.

Die erste Zeit konnte ich mich nicht entschließen, den mir eingeräumten Ehrenplatz einzunehmen. Ich legte mich daher bei Nacht, in einen alten Kapotmantel gehüllt, auf das platte Verdeck und gedachte es so auch in Zukunft zu halten. Allein ich wurde bald inne, daß ich dieses Nachtlager gegen das angewiesene werde vertauschen müssen. Legte ich mich der Länge nach auf das Schiff, so rollte ich bei dem Schwanken desselben bald nach dieser, bald nach jener Seite hin; legte ich mich queer, so hatte ich den Kopf bald hoch, bald niedrig, so daß ich in der einen wie in der andern Situation die Nächte meist schlaflos zubrachte. Hierzu kam noch manche andere Annehmlichkeit und Abwechselung: bald trieb man mich auf einen andern Platz, weil ich den Matrosen bei Ausführung der Kommando's im Wege lag, bald warf man mir in der Dunkelheit ein Tau auf den Leib, bald trat man mir auf die Beine, bald fiel man über mich und fluchte, daß man eine Gänsehaut hätte bekommen können. Als ich mich endlich entschloß, das Matrosenlokal zu beziehen, fehlte mir eine Hängematte. Auf Befehl des Kapitains wurde durch meinen Nachbar, den Segelmacher, aus altem Segeltuch eine zusammengenäht. Sie hielt jedoch nur eine Nacht aus, am andern Morgen hing ich mit den Beinen hindurch und stieg, statt von der Seite, von unten aus dem Bette. Nach mancherlei Aushülfsversuchen machte endlich der Schiffsarzt der Noth ein Ende und lieh mir eine schmutzgeblümte Krankenhängematte. Sie war stärker, als die vorige, aber es fehlte

mir die Unterlage darin, so daß ich genöthigt war, in oder auf meinen Kleidern zu schlafen. Beim ersten schlechten Wetter wurde mir dieser Uebelstand auf nassem Wege sehr fühlbar. Da ich grade vor dem Eingang hing, strichen alle die durchregneten Jacken, die aus- und einkrochen, unter meiner Hängematte her, so daß ich des Morgens wie im Wasser lag. Ich wußte diesem Uebel, daß ich aus Klugheit nicht verrathen durfte, weil man mir sonst allerlei Schabernack gespielt hätte, auf keine andere Art unbemerkt abzuhelfen, als dadurch, daß ich die Hängematte auch bei Tage bis in den Bereich der Jacken und Fäuste herabhangen ließ, wodurch sie in kurzer Zeit äußerlich einen so dicken und so dichten Ueberzug von Fett, Theer ꝛc. annahm, daß kein Tropfen Wasser mehr durchdringen konnte. Die Flüche, die während der Zeit wegen Versperrung des Eingangs gegen mich laut wurden, ließ ich, meinen Zweck im Auge haltend, ruhig über mich wegdonnern. Ich hatte in dieser Beziehung am Meisten auszuhalten von einem meiner nächsten Nachbarn, einem der originellsten und genialsten Brüder Liederlich, die mir je in meinem Leben vorgekommen. Weil er in Surabaya zu stark an einer malaiischen Blume gerochen, hatte sich der eine Flügel seines gewaltigen Riechorgans ganz abgelöst't und dieß Manquement, welches zu seinem gekalfaterten Gesicht die letzte noch nöthige Zuthat war, übte auch auf den Ton seiner Stimme einen entsprechenden Einfluß aus, so daß die Flüche, die aus seinem Mund hervorgingen, doppelt so viel Eindruck machten wie die der andern. Der Kerl fluchte mit Mund und Nase gleichzeitig. Man denke sich das Leben in dieser Gesellschaft, die Tag und Nacht um mich herum arbeitete, kochte, aß, schnarchte, fluchte, Zoten riß, kurz, jedem Sinn und Gefühl so viel Beschäftigung und Nahrung gab,

daß man Beides hätte verlieren mögen. Wie oft habe ich des Spaßes wegen einige von unſern zarten, fein zubereiteten Glaçeherrchen an meine Stelle gewünſcht, wenn meine „Kameraden“ Morgens Toilette um mich herum machten, oder wenn mir bei Nacht ein ausgekautes Tabackpruimchen in die Hängematte flog und ich danach ſchlug in der Meinung, daß es einer von den tauſend rieſigen Kackerlacken ſei, die rings in den Schiffswänden hauſ'ten, oder wenn mein lebhafter Nachbar, von ſeinen Händeln in der „Kalverſtraat“ zu Amſterdam träumend, mir unverſehens einen derben Fauſtſchlag aus ſeiner Hängematte herüberreichte. Eben ſo wünſchte ich jene Herrchen an meine Stelle, wenn ich bei Nacht im Mondſchein neben dem Bugſpriet ſaß und unvermerkt meine dunkelfarbige Hoſe mit einem Stück weißen Segeltuchs hinterging, oder meiner vorwitzigen Zehe die Ausſicht durch eine Gardine von Schurzfellsleder ſchloß, oder wenn ich, zur Bezahlung von Waſchlohn außer Stande, meine Wäſche ſelbſt beſorgte. Letzteres geſchah auf eine einfache Art, indem ich die ſchmutzigen Sachen an einem Strick eine halbe Nacht durch die See ſchleppen ließ. Die Hemden büßten dabei durch die ſchnelle Fahrt zwar häufig einen Aermel oder Schlippen ein, aber rein wurden ſie wie unter den Händen der beſten Wäſcherinn.

Trotz der radikalen Gemeinheit des Unterhauſes, deſſen nothgedrungenes Mitglied ich war, kam mir daſſelbe, als ich mich einiger Maßen gewöhnt hatte, nicht ſo unerträglich vor wie das hochnaſige Oberhaus, welches im entgegengeſetzten Theil des Schiffes ſeinen Sitz hatte. Dieſe hohe Geſellſchaft beſtand aus einem halbverſchwitzten Reſidenten von der Inſel Sumatra, einem halb vertrockneten Kapitain von der Inſel Java und dem ſtiefelkrachenden Schiffskapitain als Präſi-

denten. Ein Kranz holder Frauen, nämlich die seekränkelnde Frau Residentinn (mit zwei allerliebsten Sklavinnen) und zwei liebängelnde Wittwen, flocht sich zwischen jene drei Lieblinge hinein, denen sich der Schiffsarzt und die Obersteuerleute günstlings- und adjutantenartig anschlossen. Jeder der drei erstgenannten Herren besaß eine Merkwürdigkeit, um die ich ihn beneidete, nämlich der Herr Resident eine 25 Fuß lange Riesenschlange, die leider beim Kap der guten Hoffnung wegen der Kälte starb, der javanische Kapitain die sechs Fuß lange Haut eines javanischen Tigers, den er selbst erlegt haben wollte, und der Schiffskapitain einen schönen bengalischen Schiffskoch in Nationaltracht; nun besaßen die Herren aber noch weit mehr Merkwürdigkeiten, um die ich sie n i ch t beneidete, besonders der Letzte, eins der unausstehlichsten Exemplare, die jemals einen ehrlichen Menschen ennuyirt haben. Wie dieser Windbeutel, der besser hinter die Gardinen als hinter die Segel paßte, zum Schiffskapitain gelangt war, ist mir unbegreiflich. Eben so weichlich und feige wie dünkelhaft und arrogant, verkroch er sich bei Sturmwetter stets in seine Kajüte und floh sonderbarer Weise sein eigentliches Element, den Wind; bei gutem Wetter zeigte er sich dafür desto mehr und zog sechs Mal des Tags andere Kleider an, um den Damen, vor denen er beständig auf dem Verdeck herumpetitmaiterte, seine Liebenswürdigkeit in immer neuer Gestalt zu produziren. Seine Thätigkeit als Seemann beschränkte sich darauf, die Matrosen, bei denen er auf's Aeußerste verhaßt war, zu kujoniren und Mittags um 12 Uhr mit dem Sextanten, in malerischen Attitüden sich übend, nach der Sonne zu sehen. Ich hatte bald das Unglück, mir den Groll dieser hochfahrenden Person zuzuziehen. An stete Komplimente und Devotion seiner

Umgebung gewöhnt, glaubte der Mann von mir dieſelben Zeichen der Untergebenheit fodern zu dürfen, die er von den übrigen Bewohnern des Matroſenlokals foderte, und hatte die Impertinenz, mich zur Rede zu ſtellen, als ich meine Mütze nicht vor ihm abnahm. Meine Antwort brachte ihn dahin, mir zu bedeuten, es ſei nicht akkordirt, daß ich, außer zum Eſſen, hinter den Mittelmaſt kommen dürfe; komme ich weiter, ſo werde er als Kapitain auftreten, den ich nicht für einen meiner Korporale anſehen möge. Ich erwiderte ihm kaltblütig, daß der Kapitain in ihm mir ganz gleichgültig ſei, ich betrachte ſein Schiff als mein Wirthshaus und ihn ſelbſt als meinen Wirth, von dem ich um ſo mehr Zuvorkommenheit und Artigkeit erwarte, da er durch Logis und Bewirthung meine 600 Gulden wahrlich nicht verdiene. Er möge das Verhältniß zwiſchen Wirth und Gaſt feſthalten, dann werde vom Mittelmaſt gewiß keine Rede mehr ſein. Zu ſeinem größten Verdruß nahm ich mir denn auch nach wie vor die Freiheit, ſeine Geſellſchaft in meinen ſchlechten Kleidern bis an das Steuerruder hin aufzuſuchen. Meine Antworten und mein Benehmen verfehlten ihre Wirkung nicht und wenn ſie mir auch zur Freundſchaft des Kapitains den Rückweg für immer verſchloſſen, ſo ſtellten ſie mich dafür bei den Matroſen, die mit ſchadenfrohem Wohlgefallen zugehört hatten, um fünfzig Prozent höher und ſicherten mir ihre Gefälligkeit für die ganze Reiſe.

Die Fahrt von Batavia bis in die Nähe der Inſel Madagaskar, die wir indeß nicht zu Geſicht bekamen, lieferte wenig Intereſſantes. Später fuhren wir kurze Zeit in einer Entfernung von etwa einer Stunde längs der afrikaniſchen Küſte hin, auf welcher wir bei Tag eine Menge Eingeborener hin und her laufen ſahen und bei Nacht viele

Feuer erblickten. Die Phantaſie der Romantik erhielt dadurch reichlichen Stoff und malte ſich alle die reizenden Gefahren in den afrikaniſchen Wäldern und Wüſten auf's Lebendigſte aus. Daß doch die meiſte Poeſie, dachte ich, in den Ländern wohnen muß, wo die wenigſte Kultur wohnt! Wie wird es einſt ſein, wenn die ganze Erde hübſch kultivirt iſt, wenn reuige Beter flüſtern, wo jetzt wilde Kriegstänze lärmen, wenn „königliche" Sergeanten kommandiren, wo jetzt königliche Löwen brüllen, wenn geſchminkte Damen luſtwandeln, wo jetzt gefleckte Rieſenſchlangen ſich winden, wenn affektirte Dandies lorgnettiren, wo jetzt lechzende Tiger lauern, wenn die Münze des Krämers klingt, wo jetzt der Pfeil des Buſchmanns ſchwirrt oder die Lanze des Beduinen ſauſ't! Bis dahin hat es allerdings noch viel Zeit, aber kommen muß es doch dahin und wie wird es dann erſt mit der praktiſchen Poeſie beſtellt ſein, die jetzt ſchon von den unpoetiſchen Europäern an die Wilden Afrika's und an die Thiere der Wüſte verwieſen iſt! Man mögte wünſchen, ſo manchen lieben Nächſten, der als Menſch kein Blättchen Poeſie produzirt, ſondern wohl gar in bornirter Malice befliſſen iſt, mit ſeinem Philiſter-Knittel die poetiſchen Blüthen und Früchte vom Baum des Lebens herunterzuwerfen, wenigſtens in eine afrikaniſche Beſtie verwandeln zu können, damit er die zuſammenſchmilzende Zahl der vierfüßigen Träger der Poeſie vermehren hälfe, nachdem die zweifüßigen ihn hatten aufgeben müſſen. Welche Luſt würde es z. B. gewähren, einen früheren Philiſter als Elephanten zu jagen, auf einem früheren Büreaukraten als Kameel durch die Wüſte zu reiten, einen früheren Despoten als Tiger zu erlegen, einen früheren Höfling als Leibaffen im Käfig mit ſich zu führen u. ſ. w. Es würde noch Manchem ein uner-

wartetes Licht über seine poetische Qualifikation aufgehen, wenn man die Macht hätte, alles Verdienst angemessen zu placiren.

In der Nähe des Kaps der guten Hoffnung hatten wir mehrere Tage lang mit einem halbkontrairen Wind zu kämpfen, der bei unbewölktem Himmel mit solcher Heftigkeit blies, daß alle Segel mußten eingerefft oder ganz eingezogen werden. Unser Schiff, das unter der Leitung des unfähigen Kapitains ganz fehlerhaft geladen war, ging mit dem Vordertheil weit tiefer im Wasser als mit dem Hintertheil und stampfte deshalb bei etwas hoher See mit ungeheurer Gewalt. Es hatte sich dadurch, als der heftige Wind einige Tage angehalten, vorn an mehreren Stellen auseinander gearbeitet, so daß das Wasser gußweise eindrang. Außerdem war das Bugspriet halb durchgebrochen und mußte durch ein neues ersetzt werden. Diesen Umständen hatte ich es zu verdanken, daß ich das Kap der guten Hoffnung zu sehen bekam. Das Schiff steuerte der falschen Bai zu, welche im Herbst und Winter die sichersten Ankerplätze bietet, während in der übrigen Zeit des Jahres die Tafelbai benutzt wird. Die falsche Bai hatten wir gegen Abend vor uns und da wir unsern Ankerplatz, die kleine Simonsbai, erst am andern Tag erreichen konnten, riethen die Steuerleute, für die Nacht noch die offene See zu halten und erst am folgenden Morgen in eine Bai einzulaufen, deren bloßer Name schon alle Vorsicht anrieth. Der Kapitain aber glaubte seiner höhern Einsicht folgen zu müssen, segelte in die falsche Bai hinein, bis es dunkel war, und ließ dann in der Nähe der Klippenküste auf ungeheurer Tiefe den Anker werfen. Am andern Morgen drehte sich der Wind, trieb das Schiff den nahen Klippen zu und brachte es in solche Gefahr, daß es nur durch

ſchleuniges Kappen des Ankertaues freigemacht und vom Scheitern gerettet wurde. Am Nachmittag gingen wir endlich in der Simonsbai, an der die kleine Simonsſtadt liegt, glücklich vor Anker.

Zur Reparatur des Schiffs hätten vierzehn Tage vollkommen hingereicht, zumal da der Schiffszimmermeiſter (der Mann hieß wegen ſeines Reichthums der König der Simonsſtadt) damals durch kein anderes Schiff in Anſpruch genommen wurde. Der Kapitain aber, der die meiſte Zeit in der fünf Stunden entfernten Kapſtadt zubrachte und ſich dort beſonders zu gefallen ſchien, wußte unſere Abreiſe ſo lang hinauszuſchieben, daß erſt nach ſechs Wochen Anſtalten dazu gemacht wurden. Außer dem bereits zurückgelaſſenen und wieder erſetzten Anker büßte er durch ſeine geſchickten Maneuver in der Simonsbai noch zwei andere ein, an deren Stelle, unter abermaliger Verſchiebung der Abreiſe, ebenfalls neue aus der Kapſtadt mußten herbeigeſchafft werden. Bei dieſer Gelegenheit erzählte mir ein Matroſe Folgendes:

„Mein Oheim, ein Schiffskapitain und vermögender Mann, wurde, nachdem er ſich ſchon zur Ruhe geſetzt, unerwarteter Weiſe Vater zum zehnten Kinde. Mein jüngſtes, ſagte er, ſoll hinter den andern nicht zurückbleiben, ich muß ihm raſch noch 10,000 Gulden holen. Er nahm darauf ein Schiff an nach Batavia und ich ſegelte mit ihm. Im Kanal trafen wir ſchlechtes Wetter, das alle Schiffe in die Häfen trieb. Mein Oheim aber hielt die See und ſpannte Segel auf ſo viel das Schiff nur tragen konnte. Den andern Tag lagen zwei Maſten über Bord und mit dem Reſt des dritten liefen wir am Schlepptau eines engliſchen Schiffs zu Plymouth ein. Nach zwei Monaten ſegelten wir nach Batavia mit neuen Maſten und mit der quittirten Rechnung

über eine unverschämt hohe Summe, wovon der vierte Theil in die Tasche meines Oheims wanderte. Sein Jüngstes war schon beinah versorgt, ehe wir den Kanal hinter uns hatten. Havarie ist die beste Ressource für einen Schiffskapitain."

Diese Mittheilung verbreitete mir Licht über Manches, das mir bis dahin unerklärlich war, und die darin enthaltene Andeutung mag ahnen lassen, welch' eine Menge großartiger Schurkereien im Reich des Merkurius verübt werden, die keine Zeitung bespricht und die kein Gericht vor sein Forum zieht und ziehen kann.

Der lange Aufenthalt am Kap würde mir natürlich überaus erwünscht gewesen sein, wäre ich nicht durch die Last meines leeren Geldbeutels in der reizlosen falschen Bai zurückgehalten worden. Während die übrigen Passagiere Ausflüge nach der Kapstadt und der Tafelbai machten, mußte ich mich mit der Ansicht des fernen Tafelberges begnügen, der wie ein behauener ungeheurer Steinblock auf den übrigen Bergen zu liegen schien. Für meine Entbehrungen suchte ich mich zu entschädigen durch Fischen und Muschelnsuchen, durch Exkursionen längs des Strandes und in der öden kahlen Berggegend, welche rings ihn einfaßte. Auf den Exkursionen in diesen Bergen kam mir außer einer gelben Schlange, die vor meinen Füßen wie der Blitz in ein Erdloch schoß, und einem Paar Hottentotten, die nach einem unbekannten Ziel auf der Wanderung zu sein schienen, kein lebendiges Wesen zu Gesicht. Das Bemerkenswertheste, das ich sonst fand, war eine blaue, glockenartige Blume, die ganz den Geruch unserer Veilchen hatte. Dieser geringe Fund, werthvoll durch den heimathlichen Reiz des Veilchengeruchs, erhöhte mir das Poetische meiner Umgebungen, die

bei ihrer Verlaſſenheit und Oede etwas Erhabenes an ſich hatten. Welches Spiel der Genügſamkeit! Als Soldat ein 6000 Stunden fernes Land beſuchen, um von dort aus die halbe Welt zu durchſtreifen, aber nichts ſehen als Waſſer und eine einzige Stadt, dann mittellos zurückkehren und einſam in einer Wüſte ſich entſchädigt fühlen durch eine unanſehnliche Blume, die nach einem heimiſchen Veilchen riecht! Und ſogar jene Wüſte kam mir in gewiſſer Beziehung reizend vor. An dieſen kahlen, lebenloſen Bergen, die unabſehbar ſich in die Weite verloren und vervielfältigten, hatte die Hand des Menſchen noch nichts zu rauben und nichts zu verſchönern gefunden; nur die Hand der Natur war es, deren erſte, jahrtauſendalte Spur noch über ſie hingebreitet lag und unverwiſcht ſich in die wilde See verlor, welche in ruheloſer Wuth die trümmerhafte Spitze des Kaps umdonnert.

An der falſchen Bai, 1½ Stunde von unſerem Schiff, hatte ich das Glück einen Wallfiſch zu ſehen, der den Tag zuvor war gefangen worden. Er lag in der Nähe einer Thranſchmelzerei an dem ſtinkenden Strande, welcher rings umher von den koloſſalen Gerippen ſeiner Vorfahren und von einem Schwarm gieriger Aaskrähen bedeckt war. Der Fiſch galt für nicht groß, ſeine ausgeſchnittene Zunge hatte indeß allein ſchon beinah die Größe eines Pferdes. Die Wallfiſchfänger trugen Trauer um einen ihrer Kameraden, der eine Woche zuvor, wo ihnen ein Wallfiſch mit ſeinem Schwanz das Boot umgeworfen, ertrunken war. Wie auf Rache ſinnend, ſaßen ſie, obgleich ſie erſt eben einen Feind erlegt, auf dem hohen Strand und ſpäheten, die ſcharfen Harpunen zur Seite, nach einer neuen Beute in die Bai hinaus. Bis zu unſerer Abreiſe wurde indeß keine mehr erlegt.

Endlich erſchien der erſehnte Tag, wo wir der falſchen Bai den Rücken kehrten. Es fehlte aber wenig, ſo wäre unſer Aufenthalt noch bedeutend verlängert worden. Der Kapitain nämlich, der ſich bei der Abfahrt im Angeſicht einer eben angekommenen engliſchen Fregatte mit imponirender Geberde in voller Funktion zeigen wollte, machte zum Geſpött der Engländer ein unglückliches Maneuver, ſo daß ihm das Schiff durch den Wind herumging und mit ziemlicher Schnelligkeit der Küſte zuſteuerte, von der es wegſegeln ſollte. Die eilig ausgeworfenen Anker wollten nicht faſſen und wir hatten die Ausſicht, nach wenig Minuten das Schiff ſtranden zu ſehen. Aus dieſer kritiſchen Lage befreite uns die Großmuth der Engländer. Im Nu waren alle Boote der Fregatte in Thätigkeit, Werfanker wurden in die Bai hinausgeſchafft und in einer halben Stunde war unſer koloſſales Schiff mit einer Leichtigkeit, als wäre es ein Kahn geweſen, durch die kräftige Mannſchaft von der Küſte wegbugſirt und in die Fahrt gebracht. Und alles Dieß ging mit der größten Ruhe vor ſich, ohne Flüche und leere Redensarten, ſo daß man auch ohne die rothe Kleidung ſogleich die Engländer erkannte, die, wo gehandelt werden muß, handeln, aber nicht ſchwätzen.

Als wir die falſche Bai einige Tagereiſen hinter uns hatten, überfiel uns der fürchterlichſte Sturm, den ich auf der ganzen Reiſe erlebt habe. Er währte mehrere Tage ununterbrochen fort und nöthigte den Oberſteuermann, welcher den vom Sturmfieber befallenen Kapitain vertreten mußte, die Maſten halb herabnehmen und die Lucken des Schiffs ſchließen zu laſſen. Die Wellen, welche wüthend über uns wegſtürmten, wurden ſo hoch, daß man, wenn das Schiff von ihnen herabſchoß, den Boden unter den Füßen zu ver-

lieren glaubte. In der Gegend des Kaps, namentlich wenn der Sturm vom Südpol heraufkommt, gibt es Wellen wie ich sie oben im Atlantischen Meer nie gesehen habe. Selbst die ältesten und rohesten Matrosen wurden zuletzt bedenklich und ich glaube nicht, daß unser Schiff den Wellen widerstanden, wenn der Sturm noch zwei Tage so fortgewüthet hätte.

Bis nach St. Helena, wo wir Wasser einnehmen sollten und wohin uns der günstigste Passatwind beförderte, ereignete sich Nichts, das der Aufzeichnung werth wäre.

XII.

St. Helena.*)

Es war bereits Abend, als wir die Felsen von St. Helena über den Horizont hervorragen sahen. Da wir die Insel vor Einbruch der Nacht nicht mehr erreichen konnten und bei weiterem Fortsegeln durch den südlichen Wind über ihre Höhe hinübergetrieben worden wären, so wurde bis zum andern Morgen beigelegt. Den größten Theil der Nacht war es mir nicht möglich, ein Auge zu schließen. Meine Phantasie war zu sehr mit Dem beschäftigt, worauf ich schon so lang gespannt gewesen. Es freute mich um der feierlichen

*) Der Leser wolle namentlich bei diesem Kapitel nicht unberücksichtigt lassen, daß er eine Jugendarbeit vor sich hat. Dem Verfasser imponirte damals die Kraft des Kerfen mehr, als ihn seine Tyrannei empörte.

Einſamkeit willen, daß meine theilnahmloſen Reiſegefährten ruhig und proſaiſch in ihrer Kajüte lagen, während ich auf dem Vordertheil des Schiffes ſaß und den dunklen Horizont voll Felſen und felſige Heldengeſtalten malte. Wenn ich Napoleon im Leben geſehen, oder ihn gar im Getümmel einer Schlacht beobachtet hätte, ich wäre ihm nie ſo nah geweſen wie auf den Wellen, die ſein Gefängniß und ſein Grab umrauſchen. Es war, als wandelte ſein ernſter Geiſt durch die Dunkelheit auf dieſen Gewäſſern umher und ſpräche in ihrem Rauſchen, wie ein Berggeiſt in dem Rauſchen fabelvoller Wälder. Ein profanes Meer, das nur der Habſucht des Kaufmanns zum reizloſen Transportweg diente, hat das Unglück des ausgezeichnetſten Mannes der Geſchichte zu einem hiſtoriſch-poetiſchen Heiligthum geweiht, deſſen Reiz länger dauern wird, als einſt das zauberiſche Wunderreich des alten Poſeidon. Der Mann, der die halbe Erde zum Schauplatz ſeiner Thaten machte, hat ein ganzes Meer zu ſeinem Begräbnißplatz gemacht. Dort ſchläft ſein Gebein in dem rieſigen Mauſoleum, das ihm vor Jahrtauſenden die Natur erbaut hat. Sonderbar! Eine Inſel war die Wiege und eine Inſel das Grab dieſes gigantiſchen Mannes, der in ſeiner abgeſchloſſenen Größe ſelbſt wie eine ſchroffe, wildromantiſche Felſeninſel in der Fluth der Geſchichte daſteht. Der Kontinent ſollte weder ſein Wiegengeſchrei noch ſein Todesröcheln, er ſollte nur den verhängnißvollen Flügelſchwung ſeiner Adler und die Poſaunen ſeines beiſpielloſen Ruhmes hören. Es war, als habe das beinah Uebermenſchliche, das Dämonenhafte ſeiner Erſcheinung durch die Hinwegrückung ſeines menſchlichen Urſprungs und Endes erhöht werden ſollen. Er kam über das Meer und durchtobte Europa mit Donner und Blitzen wie ein lebendiges Gewitter; er ging über das

Meer zurück und verschwand hinter dem wogenden Horizont wie ein zerschellter Komet, der an der unverrückbaren Freiheitssonne im System der Weltgeschichte die Schranke seines regellosen Laufs gefunden.

Napoleon ist in Teutschland so vielfach und so hündisch verehrt worden, daß es fast bedenklich ist, ihn noch unparteiisch anzuerkennen, weil man bei der patriotischen Voreingenommenheit Anderer jenes hündischen Kultus ebenfalls verdächtig zu werden fürchten könnte. Doch der Grund solcher Furcht sei in das Kontobuch des schmachseeligen Servilismus eingetragen, der Alles verehrt, was ihm befehlen kann, und dann das Buch weggeworfen. Könnte es (die patriotischen Ultra's sei es gefragt), könnte es entehrend für irgend einen Menschen sein, nach dem Tode eines solchen Dämons, wie der nie beherrschte, nie gebeugte Korse war, durch Staunen und Bewunderung seiner männlichen Kraft und Größe gerecht zu werden? Ist es entehrender, nach beendigtem Kampf anerkennend die Riesenglieder des besiegten Feindes zu messen, als in blinder Wuth sie zu verstümmeln? Bietet an Napoleon sich dem Betrachter nichts Anderes dar, als der Franzose, der Feind, der Despot, der Unterdrücker Teutschlands? Man sollte bedenken, daß es doppelte Schande für Teutschland wäre, wenn sein Unterdrücker nur diese Qualitäten gehabt hätte. Die Schmach der Teutschen wird vermindert, so wie ihr späterer Sieg erhöht wird bei würdiger Schätzung des gewaltigen Mannes, dem sie Beides zu danken haben. Dieß beachten am Wenigsten jene literarischen und unliterarischen Großsprecher, die sich das Ansehen geben, einen Napoleon sogar zu „verachten“ und die hierdurch den Beweis ihres Patriotismus zu liefern glauben. Diese Mundhelden, deren hohle Redensarten noch widriger

klingen als die entgegengesetzten Anbetungen der Napoleonsdiener und Kaiserverehrer, mögte man fragen, ob die Heerde den Löwen verachtet, der sie und ihre Hirten zerreißt und zu Paaren treibt? Sie mag ihn hassen, sie mag sich ihm widersetzen, sie mag ihn niederstrecken, wenn sie kann, aber verachten wird sie ihn so wenig wie er sie achten wird, wenn sie nichts kann, als vor ihm kriechen und fliehen und hinterher über ihn schimpfen. Es ist ein bornirter, ein gemeiner Haß, der sich gegen die Vorzüge eines solchen Feindes verblendet. Wenn ihr Napoleon fluchen wollt, so flucht ihm als Freunde der Freiheit, aber flucht ihm mit Bewunderung. Spart eure Verachtung für Andere, es gibt nur einen Napoleon in der Geschichte. Mit der Verachtung bedeutender Männer muß gewissenhaft umgegangen werden, damit sie ihre Kraft nicht verliere bei Denen, welche sie wirklich verdienen. Es darf behauptet werden, daß ein wahrhaftes Genie, auch bei verderblichen Bestrebungen, niemals Verachtung treffen kann, und das Genie, die Geistesgröße und die Kraft ist es, was Napoleon vor der Gleichstellung mit Despoten sichert, die uns mit ihren Sünden durch keinen poetischen Reiz großartiger Eigenschaften versöhnen. Wer Napoleon verachten will, muß ihm zuvor sein Genie abgesprochen und moralisch den Mann vernichtet haben, der im neunzehnten Jahrhundert die Liebe seiner Nation wie der Menschheit durch Bewunderung, der die Gerechtigkeit durch Kraft, das Glück seiner Untergebenen durch Ruhm, die Güte durch Größe, die Freiheit durch seine Person und sogar die so schwer aufzuwiegende Legitimität durch eben jenes Genie so lange Zeit zu ersetzen verstanden. Grade daß vor Napoleons Kraft, der Kraft des bürgerlichen Lieutenants, sich alle die starren und stolzen Verhältnisse des Herkommens

beugen mußten, die allen ſonſtigen Angriffen widerſtanden, das verſöhnt uns theilweiſe mit ſeinem eignen Despotismus und Egoismus. Er war, indem er ſelbſt fehlte, zugleich ein Beſtrafer Anderer; er war, indem er ſelbſt beleidigte, zugleich ein Rächer gegen andere Beleidiger. Man kann nicht gut einen Mann dauernd haſſen, vor welchem aller Hochmuth der gekrönten Gewalthaber gezittert hat. Daß Napoleon die „Bürſtenbinder gefürſtet“ und die „Fürſtenkinder gebürſtet“, wie man ſich ausgedrückt hat, das läßt es einiger Maßen überſehen, daß er ſelbſt nichts Beſſeres zu werden wußte, als franzöſiſcher Fürſt. Der poſitive Republikanismus ſeines früheren und der negative Republikanismus ſeines ſpäteren Lebens ſcheint uns, neben ſeiner eminenten Perſönlichkeit, die Hauptauflöſung des Räthſels zu liefern, daß ein ſolcher Egoiſt und Despot neben dem Haß der verletzten Nationalen ſo manche Sympathien der freien Männer, auch in Teutſchland erwecken konnte.

Wer weiß, ob Napoleon nicht unter den Römern ein Cato, ein Gracchus u. ſ. w. in vergrößertem Maßſtab geworden wäre! Seine Zeit mußte ihn zu einem Napoleon machen. Nicht ich bedurfte der Sklaven, ſagt er in ſeinen Memoiren, aber ihr bedurftet eines Herrn. Die Menſchheit, als deren Ausſchuß er eben noch ſeine Nation in der ſo würdig begonnenen, aber ſo unwürdig fortgeſetzten Revolution auf eine ſo ſchlecht beſtandene und in ſeinen Augen gewiß entſcheidende Probe hatte ſtellen ſehen, hielt Napoleon für zu klein, um ſie zu beglücken, ſie ſchien ihm nur groß genug, um ihm ſeinen Ruhm zu erwerben und durch die Geſchichte zu tragen. Zwar war dieß ſein Gericht und von da an war ſein Schickſal entſchieden, wo er, ſtatt ſeine Kraft der Menſchheit zu weihen, die Kräfte der Menſchheit nur für ſich zu

verwenden begonnen; allein es war doch hauptsächlich, neben der Unwürdigkeit Derer, welche die französische Revolution verloren gehen ließen, sein Alles überragendes Genie, was jenen großartigen Egoismus ausbildete und zum vermessenen Trotz gegen die ewigen Gesetze der Geschichte steigerte. Er fühlte sich in seiner Lage groß genug, die Menschen zu verachten, leider nicht groß genug, die Menschheit anzuerkennen. Er maß sie nach seinem Genie, nicht nach ihrer Bestimmung. Das Genie glaubt sich leicht zu Allem befugt, weil es sich zu Allem ausgerüstet fühlt, und es wird um so eher sein Recht nach seiner Macht messen, je mehr es die Macht sich selbst verdankt. Der Willkür des Genie's, als welches sich selbst die Bahn bricht zu Dem, was es will, ist aber auch theilweise Nachsicht oder Entschuldigung gewiß, wo sie der Willkür der widerwärtigen Mittelmäßigkeit, die nur durch Verhältnisse und duldende Bereitwilligkeit zu ihrem Ziel getragen wird, nimmer zu Theil werden kann. Der Mißbrauch der eigenen, Alles ersetzenden Kraft zum Nachtheil Anderer empört nicht so sehr, wie die bloß geliehene oder anvertraute Kraft, zum Nachtheil der Geber verwandt, empören muß. Wer uns mit dem Schwert verwundet, das seine Kraft uns entrissen, ist bloß unser Feind; wer die Waffe gegen uns kehrt, die ihm zu unserem Schutze anvertraut worden, ist unser Feind und Verräther. Ein Ludwig XV., ein Ferdinand VII. und so manche Andere sind im Grunde mehr zu verdammen, als ein Napoleon, wenn auch durch sie nicht so viel Blut geflossen. Jene mißhandelten die Nationen, nachdem sich dieselben voll Hoffnung und Vertrauen in ihre Gewalt begeben; Napoleon mißhandelte sie, nachdem er selbst sie durch sein Genie in seine Gewalt gebracht. Jene mißbrauchten den Vertrag, Napoleon nur den Sieg.

Wer Napoleons Größe verkennt und ihn ſo wenig bewundert, daß er ihn verachten zu können glaubt, der beſitzt das Recht dieſer Verachtung nur dann, wenn er den Muth gehabt, ſie ihm in der Zeit ſeiner Macht zu zeigen. Er mußte ſie ihm vor ſeinen Thron oder in ſein Hauptquartier bringen, nicht ſie nach St. Helena ihm nachrufen. Wer ihn nachträglich verachtet, der ſpricht ſein eigenes Urtheil, nachdem er ſich von dem Verachteten zuvor hatte knechten laſſen.

Es gibt ſo viel Weiber und Zwitter unter dem männlichen Geſchlecht, daß man dem Mann, an dem vom Dreikanter bis zum Sporn kein weibiſches Härchen zu finden iſt, ſchon um der bloßen Männlichkeit willen ſeinen Platz gönnen ſollte. Napoleon war ein Mann von großartigen Gedanken, der einen Willen für ſeine Gedanken, der Thaten für ſeinen Willen hatte, während ſeine großſprecheriſchen Verächter Keins von Allem, ſondern nur Worte haben. Durch ſeine Thatkraft aber hat er auch mehr Männer in's Leben gerufen als getödtet und mehr Freie als Sklaven gemacht. In Bezug auf das Reſultat ſind die Teutſchen ihm Dank dafür ſchuldig, daß er ſie aus dem Schlaf gerüttelt, daß er ihnen Gelegenheit gegeben, ihre Männerkraft an ſeiner Titanenkraft zu erproben, daß er ihnen das freilich wieder eingeſchlafene Gefühl hinterlaſſen, wer einen Napoleon beſiegen könne, der brauche auch vor Andern nicht zurückzubeben. Napoleon war für Teutſchland der gewaltige Konduktor der Elektriſirmaſchine, mit welcher die franzöſiſche Revolution die Welt erſchütterte, und wenn er auch durch tauſend zerſchmetternde Schläge nach allen Seiten hin Tod und Verderben verbreitet, ſo hat er doch auch eben durch dieſe Schläge aus den ſchlafenden Köpfen der Ueberlebenden Funken gelockt, die

ohne ihn vielleicht nie in ihnen wach geworden wären und die ihnen wie Morgensterne vor der Stirne küsterten. Der Franzose ist eine Kugel, die sich leicht nach allen Seiten hin rollen läßt; der Teutsche ist ein Kubus, auf den sich zwar Häuser bauen lassen, der aber, nur über Kanten und Ecken umschlagend, aus der einmal angenommenen Lage schwer fortzubewegen ist. Napoleons herkulische Faust hat den teutschen Granitblock herumgeworfen, daß er bis in sein innerstes Korn erschüttert und lebendig geworden ist. Möge der Kubus nie seine Ecken und Kanten ganz verlieren, damit er sich nicht zu leichtfertig rollen lasse; möge aber auch seine Trägheit und Indolenz nie wieder einen Napoleon provoziren, sei es auch einer, der unter anderm Namen und durch andere Mittel siegend von einer andern Seite käme.

Uebrigens hat das Menschengeschlecht an Napoleon gesehen, was es, in einem Einzelnen vereinigt, hervorzubringen vermag und darum braucht man nicht daran zu verzweifeln, daß die Natur auch in den Rettern der Freiheit zu vereinigen im Stande sein werde, was sie in dem größten ihrer Unterdrücker zu vereinigen vermogte. Vielleicht wird einmal ein Universal- oder Kontinental-Genie der Freiheit erstehen, wie Napoleon ein Universal- oder Kontinental-Genie des Despotismus war. Die größten Männer der Geschichte müssen noch kommen, sie werden sein Napoleone an Kraft und Washingtons an Tugend. Die Zeiten des Genies, wie man dieß Wort mit fast alleiniger Berücksichtigung der geistigen Kraft zu verstehen gewöhnt ist, scheinen ihr Ende voraussehen zu lassen. Das Genie in rein geistiger Beziehung ist bereits halb verdrängt, paralysirt, ersetzt durch die Allgemeinheit, durch die, man mögte sagen, ansteckende Allgemeinheit des, durch die Bildung erstarkten, Alles sich aneignenden

Talents. In unſerer durchgebildeten Zeit, welche nach der Umkehr von dem durch die Genies eroberten Gebiet der Theorie nur auf das Praktiſche, das Nützliche gerichtet iſt, wird ſelbſt das Genie nur noch Anerkennung und Geltung gewinnen durch Einwirkung auf das Nützliche. Das Nützliche aber kann bei den hohen, nothwendig idealiſchen Beſtrebungen des Genies nur noch erreicht werden auf dem Weg der Tugend und zwar der höchſten Tugend, der republikaniſchen Tugend. Daher dürfen wir uns nicht im Mindeſten wundern, wenn wir in unſerer Zeit, in der Blüthezeit des Egoismus, bei Gelegenheit vielleicht Männer werden auftauchen ſehen, die den alten Römern und Griechen die Spitze bieten. Solche Männer ſtehen zugleich auf einem Gebiet, wo für das Genie keine verdrängende Rivalität des Talents zu fürchten iſt. Sollte es Geiſtesgenies regnen können, Charaktergenies regnet es wahrlich nicht.

Als Alexander der Große kaum geſtorben war, ſtritt man ſich ſofort um ſeine Erbſchaft und vergaß über dieſem Streit ſogar, ihn zu begraben. Der große Cäſar, der humaner war, als Alexander, fiel durch den Dolch ſeines Lieblings. Keiner von Beiden war groß und durch ſeine Perſönlichkeit imponirend genug, um durch die Bewunderungswürdigkeit ſeiner Größe den Eigennutz und die Freiheitsliebe zu überwältigen. Beide hätten im Glück keinen Bertrand, Montholon und Las Caſas gefunden wie Napoleon ſie im Unglück fand. Und wer von Beiden hätte die Kraft beſeſſen, ſeine Sieger- und Herrſcherlaufbahn mit ſolcher Feſtigkeit und Würde durch einen ſechsjährigen Tod auf jener Felſeninſel zu beſchließen? Der Sieger in ſo vielen Schlachten

hat seinen größten Sieg auf St. Helena erkämpft. Dort hat er das Schicksal wie die Menschen bezwungen, denen er in Europa unterlegen, und er wäre sich treu geblieben, er wäre nicht schwach geworden der korsische Löwe, hätte man auch, anstatt eines, zehn englische Bullenbeißer vor seinen Kerker gelegt. Er war ein Despot, aber er war wenigstens ein Genie, ein Mann und ein Charakter.

Bei Tagesanbruch wurden die Segel wieder aufgehißt und die Fahrt fortgesetzt. In wenig Stunden sahen wir schon von der Ebene des Meeres an den hohen, starren Felswänden von St. Helena hinauf. An der östlichen Spitze bildet ein hoher, kegelförmiger Felsen gleichsam den Eckthurm der Festung. An seinem Fuß und auf der steilen Spitze ist er mit Forts bepanzert, worauf hohe Fahnen wehen. Als wir uns bis auf Schußweite genähert, fiel von einem der Forts ein Kanonenschuß. Es ist dieß ein Signal, worauf die Schiffe beidrehen, ein Boot aussetzen und ihre Papiere an's Land senden müssen, um über ihre Herkunft und Absicht Aufklärung zu geben. Nachdem dieß Geschäft abgemacht war, segelten wir an der starren Küste weiter der Rhede zu. So defilirten wir an allen den Felsenposten vorbei, welche nach Nordosten zu drohend das Meer überschauen und von unten bis oben, wo irgend ein Vorsprung oder eine zugängliche Stufe ist, mit Forts und Kanonen bewaffnet sind. Wahrlich, diesen Bollwerken natürlicher und künstlicher Fortifikation sieht man es an, daß hinter ihnen einst die Ruhe und Sicherheit des ganzen Europa bewacht worden ist! Endlich langten wir auf der Rhede an und ließen die Anker fallen. Wir fanden eine Menge fremder Schiffe dort,

die gleich uns vor Anker lagen, um Waſſer einzunehmen. Auch zeigte man uns einen Schooner, der kurze Zeit vorher einem Seeräuber war abgenommen worden. Auf dem Lande ſah man in ein langes Thal hinauf, das an beiden Seiten von hohen Felſenmauern eingeſchloſſen und in der Mitte von der Jakobsſtadt ausgefüllt iſt. Oben am Ende befindet ſich ein dunkles Gebüſch, in deſſen Nähe in einem Seitenthal Napoleons Grab liegt. Im Vordergrund der Stadt, die nach der See zu von Fortifikationen eingeſäumt iſt, ragte das große Haus des Gouverneurs hervor, welches einſt der General der Kerkermeiſter bewohnt hat. Rechts die Felſen hinauf führt eine Eiſentreppe zu dem Hauptfort der Inſel, das mit Kanonen wie mit Borſten bewachſen iſt. Die vielen Fahnen auf allen den Forts ſind in beſtändiger Telegraphenthätigkeit und Korreſpondenz unter einander. Ueber die geringſte Kleinigkeit wird rapportirt und kommandirt. Man begreift nicht, wozu alle dieſe Vorſichtsmaßregeln und Wachen noch dienen, nachdem die Inſel ihren Hauptdienſt längſt geleiſtet. Fürchtet man, daß ſich Einer in das Innere ſchleiche und einen Plan aufnehme? Fürchtet man einen Ueberfall? Oder iſt man etwa auf einen zweiten Napoleon gerichtet?

Wenn wir uns nur wenig Stunden aufhielten, beeilten ſich die Paſſagiere, an's Land zu gehen und zu Pferde das Grab Napoleons zu beſuchen. Für mich war dieſe Merkwürdigkeit unzugänglich, weil, wie ich jetzt erfuhr, zu dem Ausflug Geld nöthig war, woran es mir gänzlich mangelte. Auf meiner ganzen Reiſe, worauf ich ſo viel habe entbehren und verbeißen müſſen, hat mich nichts ſo ſehr geſchmerzt wie daß ich das Grab Napoleons nicht beſuchen konnte, obgleich ich demſelben ſo nah war. Mit dem gemeinen Kapitain war

ich gespannt und ich hatte von ihm nicht bloß kein Geld, sondern vielleicht nicht einmal die Gefälligkeit zu erwarten, mit an's Land gesetzt zu werden; was die Passagiere betrifft, so hatte ich mich ihnen nicht genähert, weil es mir eben an Dem fehlte, worauf sie den meisten Werth legten, und weil unter diesen Umständen eine Annäherung von meiner Seite nur mit einer Art von Demüthigung verbunden gewesen wäre, um deren Preis ich keine holländische Freundschaft erlangen mogte. Es wurde mir daher eine Sache der Unmöglichkeit, irgend Jemanden um einige Gulden anzusprechen und so mußte ich denn die kaltherzigen Holländer, die mehr in der Tasche als im Kopfe hatten, zum Grabe Napoleons abziehen sehen, während ich, ganz voll von dem Schicksal des mächtigen Helden, ihm mit erzwungen gleichgültiger Miene den Rücken kehrte und dem vorüberrollenden Seewasser zusah. Ich zitirte aber den Geist des Todten auf das Schiff herab, so daß die Holländer da oben nichts fanden, als Trauerweiden, um deren Zweige es ihnen hauptsächlich zu thun war, und einen Stein so kalt wie sie.

Nachmittags, nachdem die Wasserfässer und die Passagiere wieder eingeladen waren, wurden die Anker gelichtet. Ich schied von St. Helena mit der Vorstellung, daß die Insel keine Bewohner hätte, oder plötzlich mit den Gebeinen des großen Korsen in die Tiefe des Meeres versänke. Das kleinliche Leben, das kaufmännische Treiben und Spekuliren, welches die Insel bevölkert, beeinträchtigt den Zauber zu sehr, der um jene Felsen schwebt, die ohne ihn so wenig würden genannt werden. Napoleon ist versunken mit seiner Größe, mit seiner Macht. Der einzige Sproß des gewaltigen Stammes sank ihm noch. Sein Blut rollt, wie jener amerikanische Häuptling sprach, vielleicht in keinen menschlichen

Adern mehr. Er hatte keinen Vorgänger und hat keinen Nachfolger. Der Geschichte allein gehört, was von ihm ausging. So müßte denn auch selbst sein Grab von der Erde verschwinden, oder hoch und einsam in felsigen Wildnissen schlafen, wo nur Stürme darüber hinhauf'ten und traurig schreiende Vögel, die niemals eine menschliche Gestalt sahen und die fremd und betroffen den seltenen Wanderer anstierten, dessen Fußtritt in den grauenvollen Felsklüften wiederhallte.

Unser Schiff brauf'te, durch keine fesselnde Betrachtung aufgehalten, rasch und emsig der Heimath zu. Die inneren Höhen der Insel treten hervor, wie der Fuß der andern mehr in die Wellen sinkt. Die menschlichen Schöpfungen entschwinden allmälig dem Auge, nur die düstern Felsen ragen noch lang in trauriger Majestät über den Horizont. Der Abend sinkt herab, einzelne Seevögel schwärmen noch abwechselnd um das Schiff, bis auch sie verschwinden. Der Wind ist frisch, noch ein Segel auf! Kours Nord-Nord-West! Adieu, Napoleon!

XIII.

Sonnenuntergang auf der See.

Wie unter der Linie, besonders bei Windstillen, die Tage am unausstehlichsten sind wegen der senkrecht herabbrennenden Hitze, welcher man vergebens unter das Verdeck zu entfliehen sucht, so sind dort die Nächte am schönsten. Nach-

dem die Sonne den Tag hindurch die Linienbefahrer, die ſie Mittags regelmäßig zu Schlemihls macht, hinreichend gequält hat, ſucht ſie Abends durch ihren ſchönen Scheideblick ſie zu verſöhnen. Ehe ſie Abſchied nimt, zieht ſie noch ſchönere Kleider an, als ehe ſie kommt, und wer wollte da noch zürnen, wenn er ſo viel Aufmerkſamkeit mit ſo viel Schönheit gepaart ſieht! Der Betrachter wiſcht ſich verſöhnt den Schweiß von der Stirne und blickt von ſeinem hölzernen Belvedere über die goldene Fläche bewundernd der Scheidenden nach. Jetzt ſetzt ſie den Fuß ſanft auf den blitzenden Waſſerſaum und wandelt langſam mit rückwärts gekehrtem Geſicht den nächtlichen Pfad herab. Wie eine brennende Inſel ſteht ſie am Horizont da und zündet unter ſich das Meer und über ſich den Himmel an, als reichte ihr gewöhnliches Licht nicht aus, die neue Bahn zu beleuchten. Allmälig beginnt der Brand zu erlöſchen, ſie ſinkt erſchöpft hinter der Erde hinab und läßt nur einen ſanftglühenden Wiederſchein in der Dunkelheit zurück. Wie der Schein der abendlichen Lampe aus dem Nachbarfenſter in die Kammer eines träumenden Poeten, der ſtill die dämmernde Landſchaft betrachtet, ſpärliche Stralen herüberſendet, ſo gießt die Sonne, die ſchon einer andern Weltſeite ſcheint, ihren Abglanz noch über die Scheidewand des Horizonts herüber und erfüllt die verlaſſene Welt magiſch mit ihrem ſchattengemiſchten Licht. Nach und nach treten die Sterne aus ihrem blauen Hintergrund hervor, ſchüchtern, als ſtutzten ſie, ihr Bild ſogleich in dem unermeßlichen Spiegel unter ſich zu erblicken, oder als ſchlichen ſie ſpähend der Sonne nach, oder als wollten ſie auf dem verlaſſenen Gebiet geheime, verbotene Zuſammenkünfte halten. Dann wieder ſcheinen ſie ſchwärmende Funken zu ſein, von dem ausgelöſchten Licht des Ta-

ges abgeſtoben, die bald blitzend hervorzucken, bald verglimmend wieder verſchwinden. Es ſind andre Sterne, als die uns in der Heimath ſchienen, es ſind nicht die täglich wiederkehrenden Wahrzeichen, die uns, wenn die Sonne untergegangen war, an ihrer Stelle zeigten, daß der alte Himmel noch über uns ſich ausbre ete und die Erde unter ihm noch an dem alten Kloben feſthing; es ſind nicht die bekannten Begleiter unſerer duftenden Frühlingsnächte, nicht die vertrauten Zeugen unſerer einſamen Wanderungen durch Feld und Gebirg, unſerer verſtohlenen Freuden in Gärten und Lauben, unſerer ſeeligen Schwärmereien an Wald und Strom. Wir ſehen andre Begleiter, andre Leuchten, andre Meilenzeiger an der Straße unſerer Weltreiſe. Iſt dieß noch die nämliche Erde? Wer verbürgt es uns? Iſt nicht die Bahn, die wir befahren, in eine neue Region des Himmels gehoben oder geſenkt? Was iſt aus unſerer früheren Welt geworden, von der wir nichts mehr ſehen als das täuſchende Waſſer, worauf das Schiff leiſe ächzend ſich wiegt? Was mag während dieſer Verlaſſenheit, wo die altbekannte Sonne von uns geſchieden iſt und uns nur unbekannte Stellvertreter zurückläßt, was mag während dieſer Stille, die kein bekannter Laut unterbricht, mit unſerer Heimath, mit der übrigen Welt vorgegangen ſein? Welch Gefühl würde dich anwandeln, wenn ſich nichts mehr fände, als das Meer und dieſes Schiff? Du würdeſt einen Becher holen, den größten, der zu finden wäre, ihn füllen mit dem beſten Wein und einen Toaſt ausbringen auf — du wüßteſt ſelbſt nicht mehr, was.

Dergleichen befremdliche Phantaſien umnecken bisweilen die Seele nach dem Untergang der Sonne auf der See. Doch nicht lang, und eine beruhigende Erſcheinung verdrängt

ſie. Ein alter Freund, ein bekanntes Geſicht, ein Zeuge früherer Gefühle und Schickſale trit aus dem Dunkel hervor und grüßt vertraut von der andern Seite herüber. Er ſagt uns, daß noch die alte Erde uns trägt, daß unſre Heimath, die er vor Kurzem verlaſſen, noch zwiſchen den alten Bergen, noch an dem alten Strome liegt. Der Freund iſt der Mond. Das iſt eine ſchöne Eigenſchaft des Mondes, daß er überall derſelbe treue Freund bleibt. Er verändert ſich trotz ſeinem Wechſel nicht wie die Sonne, die bald unſer Blut kochend durch die Adern jagt, bald unter ſchrägem Stral uns erfrieren läßt; auch wehrt er nicht, wie ſie, ſeinen Anblick durch blendendes Feuer; er brütet nicht, wie ſie, verpeſtende Dünſte aus giftigen Lachen; er entflammt nicht, wie ſie, den blutdürſtigen Bewohner der Wildniß, der den argloſen Wanderer aus verborgenem Hinterhalt überfällt. Er iſt überall der nämliche, überall der ſanfte, unſchädliche Begleiter, er ſieht uns überall mit derſelben theilnehmenden Miene an, mag er in blühendem Hag oder in ſandiger Wüſte, auf himmelhohen Bergen oder in tiefem Thal, in der traulichen Heimath oder auf unwirthbarer See auf uns herabſcheinen. Er iſt überall und immer der „gute, liebe Mond“. Iſt irgend eine Veränderung mit ihm vorgegangen, ſo iſt es die, daß er ſchöner iſt, als ſonſt. Er ſteigt wie eine rieſenhafte, leuchtende Lilie aus der See und der lange Glanzſtreifen, der ſich vom Horizont bis in die Tiefe unter das Schiff verliert, ſteht unter der Lilie wie ein ſchlanker, goldener Stängel.

Nach und nach ſchleicht die Mannſchaft ſich unter das Verdeck in die Hängematten oder lehnt ſich zu verſtohlenem Schlaf an die Seitenwand des Schiffs. Nur der Steuermann bewahrt erwartend ſeinen Platz am Ruder und be-

ſpricht mit dem wachehabenden Schiffsofficier, ob nicht über Nacht endlich ein fördernder Wind ſich erheben und das Schiff von der Stelle erlöſen werde, auf der es ſchon Tage lang wie angeankert daliegt. Auf den ſanften, lang hinrollenden Wallungen, welche die See nach jahrelanger Windſtille noch bewegen würden und entweder die Nachwirkungen entfernter Stürme oder des Umſchwungs der Erdkugel ſind, und die wie rieſige Pulsſchläge oder wie athmendes Buſenwallen der Natur ſich unaufhörlich erheben und ſenken, ſchaukelt das Schiff ſich langſam wie eine ungeheure Wiege und wiegt in Schlaf die von Hitze erſchöpften Seefahrer, die es in ſeinem Bauch beherbergt. Jetzt, wo Alles ruhig geworden, iſt für den einſamen Betrachter, der unvermerkt und ſtill an den Vordermaſt gelehnt noch daſitzt, die Zeit gekommen, wo er ungeſtört mit den Sternen und dem Mond und der See und der Welt ſich unterhalten, wo er die Vergangenheit und die Zukunft und die Unendlichkeit durchſchwärmen kann. Das ſind Augenblicke, wo er ſein Leibliches abgelegt zu haben, wo er als bloß ätheriſche Seele die Regionen der Natur zu durchwandeln glaubt und wo er in Gebiete hineingeführt wird, in denen weder der Geiſt ihm den Weg zeigen, noch ſein Gefühl die Grenze finden kann. Keine Grenze über ihm in dem unendlichen Himmel, keine Grenze unter ihm in der bodenloſen See. Da droben führen die ſtillen Geſtirne ihren Reigen auf, fremd und doch wieder vertraut, als fürchteten ſie in dieſer Verlaſſenheit keinen Beſchauer und Belauſcher ihrer Geheimniſſe; da drunten verſenkt ſich die Phantaſie in ein Reich voll Schauer und Wunder: bald in die Geſellſchaft ſeltſam geſtalteter Ungeheuer, bald in die Verſchlingungen unerforſchlicher Korallenwälder, bald in die Werkſtatt nie ergründeter Weltkräfte, bald begegnet

ſie auf dem tiefen Friedhof der See den Schatten längſt verſenkter Argonauten und fragt, ob auch hier „Unſterblichkeit“ ſei?

Die in Betrachtungen verlorene Seele entſchwebt endlich in Regionen, wo der läſſige Leib ſie nicht mehr feſthält. Er ſchläft. Beglückende Träume über das Wiederſehen in der lang entbehrten Heimath umgaukeln den Schlafenden die Nacht hindurch. Plötzlich erwacht er durch den Zuruf und das johlende Geſchrei der geſchäftigen Matroſen; ein murmelndes Rauſchen um das Bord des Schiffes, ein Brauſen am Bug überraſcht ſein Ohr. Stutzend ſetzt er ſich auf dem nun ſchrägen Verdeck zurecht, reibt ſich ermuntert die Augen und ſieht die hohen Segel von einem friſchen Winde geſchwellt, der das Schiff dem erſehnten Vaterland munter entgegentreibt. Die Sonne ſchaut wieder freundlich über den andren Horizont herüber, als erwarte ſie in unſern Blicken die Anerkenntniß zu leſen, daß ſie es ſei, die über Nacht den willkommenen Wind uns hergeſandt.

XIV.

Die Matroſen,

als Redner und Muſiker.

Was ein Soldat ohne Bart, ja, was ein Löwe ohne Mähne und Gebrüll, das würde ein Matroſe ohne Flüche ſein. Die Sprache der Seeleute muß, wie ihre Koſt, derb und voll Salz und Pfeffer ſein. Es hängt mit ihrem gefahrvollen Handwerk zuſammen, daß ſie ſich immer ſo ramaſ-

ſirt vernehmen laſſen, und man kann ſich die Stürme und Wellenſchläge, mit denen ſie ſtets zu kämpfen haben, als eine Art Flüche der See denken, welche aus dem Munde ihrer Beſchiffer ein angemeſſenes Echo herauslocken. Die Sterne, der Mond und die Sonne ſind für die Matroſen nur Spielbälle und die Herrgötter ſind ihre Puppen, die ſie Tag und Nacht über Kiſten und Hängematten herumſchleppen. Am Weiteſten haben es im Fluchen unſtreitig die holländiſchen Matroſen, wie die Holländer überhaupt gebracht, weil ihnen außer einer natürlichen Anlage und dem Genever ihre vierſchrötige Mutterſprache ſo vortrefflich zu Statten kommt. Wenn die teutſche Sprache die der Philoſophie, die engliſche die der Beredtſamkeit, die franzöſiſche die der Unterhaltung, die italieniſche die der Liebe und des Geſanges iſt, ſo iſt die holländiſche die der Flüche. Die Holländer haben, wie alle Amphibien, rothes kaltes Blut und athmen durch Lungen. Jenes zeigt ſich in ihrem Pflegma und Dieſes wird man als Gegenextrem namentlich gewahr, wenn man ſie fluchen hört. Kriecht ihnen das Geringſte über die Leber, ſo muß gleich die Lunge es entgelten, und wo andere Leute ein Ausrufungszeichen machen, da ſetzen ſie gleich einen Donnerkeil hin. In keinem Zuſtand, im ungereizten ſo wenig wie im gereizten, können ſie die Flüche entbehren, ſie ſind ihnen ſo natürlich, wie dem Vogel das Singen, und ſie nehmen mit derſelben Gemüthsruhe einen Fluch in den Mund, wie z. B. eine Priſe in die Naſe. Der Holländer kann nicht die Stiefel anziehen, nicht frühſtücken, nicht ſeinen Genever darauf trinken, ehe Gott ihn zuvor ein halb Dutzend Mal verdammt hat. Gott muß ihn verdammen, wenn er ſeine Frau küßt, ſo wie, Gott verdamm' mich, wenn er ſie prügelt. Man ſollte ſagen, es müſſe eine total verdammte Nation

ſein, die den ganzen Tag ſelbſteigen auf ihr Verdammungsurtheil beim „höchſten Richter“ bringt. Von Holländern ſelbſt werden dieſe beſtändigen Verbal-Injurien gegen Sitte und Geſchmack bei der Gewohnheit an die barbariſchen Laute ihrer Sprache vielleicht gar nicht einmal bemerkt. Auch glaube man nicht, daß dieſe Fluchſeeligkeit bloß bei den niedrigſten Klaſſen zu finden ſei, ſie erſtreckt ſich vielmehr ziemlich hoch hinauf und ich bin überzeugt, daß der brave General Chaſſee ſich eben ſo gut von Gott hat verdammen laſſen, ehe er die Zitadelle von Antwerpen übergab, wie der unſinnige Lieutenant van Speyk, ehe er in übelverſtandener Heldenhaftigkeit ſeine unſchuldigen Kameraden in die Luft ſprengte.

Die größte Virtuoſität im Fluchen haben, wie geſagt, die holländiſchen Seeleute errungen. Es iſt ein monſtröſes Konzert, wenn man zu der tobenden Grundmelodie, welche die ſtürmende See brüllt, einen holländiſchen Matroſen die Variationen fluchen hört. Die geringſte Veranlaſſung reicht ihm hin zu den fürchterlichſten Verwünſchungen und jeder Gegenſtand iſt ihm paſſend, ihn in einen Fluch zu verwandeln. Einſt verſprach ein holländiſcher Kapitain beim Austheilen des Branntweins demjenigen ſeiner Matroſen, der auf der Stelle einen neuen Fluch erfände, dreidoppelte Portion. Dieß hörte Einer, der eben herzukam und über einen eiſernen Ring ſtolperte, welcher mit einem Bolzen in das Verdeck befeſtigt war. Sogleich rief er aus: Gott ſoll mich ewig ringbolzen! und erhielt den Preis. Es iſt ſonderbar, daß faſt bei allen ihren Flüchen Gott in's Spiel kommt. Vom Teufel ſprechen ſie ſelten. Man könnte ſie die Theologen des Fluchens nennen.

Auf meiner Rückreiſe habe ich mir die beliebteſten und originellſten Flüche und ſtereotypen Kraftausdrücke der hol-

ländiſchen Matroſen, die ich kennen lernte, aufgeſchrieben. Sie füllen einen ganzen Bogen und ſind vielleicht nicht weniger intereſſant und charakteriſtiſch, als Lichtenberg's Trunkenheitsterminologie der Teutſchen. Zuerſt kommen die monologiſchen Flüche. Unter dieſen ſteht obenan das unerſetzliche und unentbehrliche „Gott verdamm' mich". Wenn dieß einfache Rezept nicht hilft, ſo wird Gott zu komplizirteren Leiſtungen herangezogen und dann heißt es z. B.:

Gott ſoll mich lazaruſſen (mich mit den Uebeln des Lazarus heimſuchen)!
Gott lazarusſteine mich (lazersteen me)!
Gott lazarusſtrale mich (lazerstraal me)!
Gott lazarusſtralſteine mich (lazerstraalsteen me)!
Gott ſododonnerſteine mich (zododondersteen me)! (Wahrſcheinlich eine Ideenverbindung von Sodoma und „Donnerſtein" oder Meteorſtein.)

Bei Weitem mannigfaltiger und genialer, als die monologiſchen, ſind die dialogiſchen Flüche. Auffallend iſt, daß das einfache „Gott verdamm' dich" dabei gar nicht vorkommt. Soll Gott einen Andern verdammen, als den Sprecher ſelbſt, ſo heißt es z. B.: „Gott ſoll dich kreuzweis verdammen", oder: „Gott ſoll dich dreiundſiebenzigmal polniſch verdammen." Will Gott das nicht ſogleich thun, ſo ſagt man z. B.:

Gott donnerſtrale dich!
Gott donnerſteine dich!
Du Donnerſtein!
Du Mondfinſterniß!
Deine Schweſter!
Deine Mutter!
Dein Vater!

Alles myſteriöſe Verwünſchungen oder Beſchimpfungen.

Spaniſcher Kuckuk, biſt du beblitzt (bobliksomd)?
Gott ſoll dich ewig mauleſeln!
Gott ſoll dich ſalamanderen!
Gott ſoll dich todt donnern!
Gott ſoll dir doch ein Schaf geben!
Gott ſoll dich dreimal kielholen!
Brich ein Ohr!
Der Mond verpuffe dich!
Er ſitzt da, wie die verdammte Luiſe, als ſie durch die Limonade geblitzt war! (Was das heißen ſoll, mögen die Holländer wiſſen.)
Brich deine Nackenhaare und dreizehn deiner beſten Rippen!

Bisher hat bloß der Scherz geſprochen, die Jovialität, die freundſchaftliche Neckerei; es haben bloß die Schwärmer der gewöhnlichen Unterhaltung umhergeziſcht. Nun aber fällt der Barometer, plötzlich ſammelt ſich finſteres Gewölk um die gefurchte Stirne und das drohende Gewitter entladet ſich in folgenden Donnerſchlägen:

1, Ich wünſchte, du bekämſt den Schorf ſo dick, daß dich deine Familie mit einer Leiter von 48 Fuß beſuchen müßte!

2, Gott ſoll dich durch den Mond donnern, daß dir die Sterne an der Seele hangen bleiben!

3, Gott ſoll dir einen Tritt geben, daß dir die Seele durch die Rippen guckt, wie ein Dieb durch das Gegitter!

4, Ich wünſchte, daß dir der Teufel mit einem Meſſer in den Leib kröche, dir das Fett von den Gedärmen ſchälte und Kerzen davon machte, um dir zur ewigen Verdammniß zu leuchten!

Ich war im Begriff, noch mehr Proben zu geben, allein

die Dinte wurde blaß, als ich die Feder anſetzte. Sollte der Eindruck der gegebenen noch nicht hinreichend ſein, ſo bedenke man, daß ſie in der Ueberſetzung viel von der Kraft verlieren, die ſie im Original beſitzen.

Es gibt bei allen Menſchenklaſſen und Gewerben gewiſſe Feinheiten und Meiſterſchaftskennzeichen, woran man die Routine oder Virtuoſität eines Menſchen in ſeinem Fach erkennen kann, oder worin er wenigſtens das Gefühl dieſer Virtuoſität ausſpricht. Meiſtens ſind ſolche Meiſterſchaftskennzeichen Abweichungen von dem normalen Gebrauch, oder Entſtellungen der einfachen, natürlichen, vernunftgemäßen Art und Weiſe. So ruft z. B. ein neuangeſtellter Nachtwächter die Stunden und, was er dabei zu ſagen hat, deutlich aus. Iſt er aber längere Zeit im Amt, ſo fallen alle jene Akkurateſſen und Neulingsbemühungen weg und es wird ihn kein Menſch mehr verſtehen können. Eben ſo die Ausrufer, Hauſirer ꝛc. ꝛc. Als Beiſpiele von Meiſterſchaftskennzeichen und Feinheiten können noch folgende dienen:

Beim Tabackrauchen das Auslaſſen des Rauches aus den Winkeln des Mundes und gelegentlich aus der Naſe.

Das abſichtliche Ueberſchütten auf den Präſentirteller beim Präſentiren einer Taſſe Thee.

Das gefährliche Werfen der Kellner und Marqueurs mit den Tellern und Schüſſeln.

Das drohende Stockſchwingen der Korporale und Büttel vor dem eigentlichen Hiebe.

Das Kopfſchütteln der Schneider, wenn ſie den Faden durchziehen.

Das „Hä"-Rufen der Holzhauer.

Das vorſätzliche, taktmäßige Vorbeiſchlagen der Schmiede von dem eigentlichen Schmiedeeiſen auf den Ambos.

Beim Zutrinken der Bauern, Fuhrleute ꝛc. das Ueberreichen des Glases mit weggewandtem Gesicht.

Das Auf- und Nieder-Schwenken der Hände beim Walzen.

Daß Junker ihren Hunden die sonst so verpönte Gewohnheit beibringen, ihnen bei jeder Gelegenheit an [illegible]leider zu springen.

Daß die Gastwirthe ihren Gästen nur dann in die Augen sehen, wenn sie mit ihnen sprechen.

Die entstellten Kommando's der Soldaten. Der Unterofficier z. B. sagt: Marsch! der Lieutenant Arrsch! der Hauptmann Errsch! ꝛc.

Daß ein Stabsofficier beim Wiedersehen seine Frau zuerst auf die Hand und dann erst auf den Mund küßt.

Das schonungslose Schlagen der Bänkelsänger mit dem Stock auf die abgemalte fürchterliche Geschichte, die neulich im Braunschweigischen oder in Italien passirt ist. ꝛc. ꝛc.

Solcher Feinheiten und Virtuositätskennzeichen, die übrigens zur Poesie des Lebens gehören, gibt es, auch von höherem Styl, unendlich viele. Bei den Matrosen bestehen sie, außer im Fluchen, in der Art, wie sie beim Anziehen der Taue den Signalruf von sich geben. Wird nämlich an einem Tau gezogen, ein Segel aufgehißt ꝛc., so gibt gemeinlich derjenige, welcher vorn steht, taktmäßig durch Rufen das Signal, daß jedes Mal Alle zugleich mit vereinten Kräften ziehen sollen. Ein Unroutinirter wird in einem solchen Fall ganz einfach rufen: halen (ziehen)! oder hyst hom op (hißt ihn auf)! Ein Meister dagegen wird diese Worte so entstellen und so verjohlen und variiren, daß kein Mensch sie mehr herausfinden kann und daß man sich die Ohren dabei zuhalten muß. Ich habe wirklich gefunden, daß Diejenigen, welche Das am

Beſten verſtanden, die beſten und zugleich angeſehenſten Matroſen waren. Wenn ich Schiffskapitain wäre, ich würde jedenfalls, ehe ich einen Matroſen engagirte, ihn vorher mit Variationen an einem Tau ziehen laſſen. Bisweilen hört man, was ſich ſehr ſpaßhaft ausnimt, jene Signale auch dann geben, wenn Einer ganz allein an einem Tau zieht, ohne daß er dabei beabſichtigte, Gehülfen heranzurufen. Es iſt wie wenn ein einſamer Rekrut ſich ſelbſt kommandirte.

XV.

Die Seeräuber.

Als wir etliche Tagereiſen über die ſogenannte Himmelfahrtsinſel (eine kleine Inſel etwa 10 Grade oberhalb St. Helena) hinaufgeſegelt waren, erſcholl eines Morgens plötzlich der Ruf: „Seeräuber! Seeräuber!“ Am öſtlichen Horizont ſah man ein kleines Segel ſchimmern, welches ſich, da der Wind etwas ſchwach war, uns nur langſam näherte. Es war noch ſo weit entfernt, daß man von dem Fahrzeug ſelbſt nichts wahrnehmen konnte. Der Kapitain, deſſen Muth wir ſchon mehrere Male zu bewundern Gelegenheit hatten und der eben in der Kajüte mit dem Raube von Damenherzen beſchäftigt war, ſtürzte auf die Nachricht, daß er von einem weit ernſtlichern Raube bedroht ſei, aus dem Verdeck hervor auf das hintere Oberdeck, wo ſein Kommandoplatz war. Sein brabäntiſches Pfingſtroſengeſicht hatte in dem Augenblick eine merkliche Veränderung erlitten und die

Lilien der Angſt blühten ſchneeweiß zwiſchen den Roſen ſeines hitzigen Temperaments. Als er das verhängnißvolle Segel anſichtig wurde, lief er in der Verwirrung wie ein Tanzmeiſter auf ſeinem Kommandoverdeck herum und rollte ſeine ſchönen Augen nach allen Himmelsgegenden umher, als wollte er auf der See einen Weg ſuchen, auf dem er ſich zu Fuß aus dem Staube machen könnte. Da ſich ein ſolcher Weg nicht finden wollte, beſchloß er endlich, ſeinen Feind näher in's Auge zu faſſen, und ließ ſich alle ſeine Fernrohre heraufbringen, eins nach dem andern, bis er eine ſolche Menge dieſer Inſtrumente beiſammen hatte, daß man mit ihnen allein, wenn man ſie wie Kanonen aufpflanzte, einen Seeräuber hätte verjagen können. Seine Anſtalten, wenn ihnen auch keine Kriegsliſt zu Grunde lag, erinnerten mich an jenen Militairmuſikanten, der, von einem feindlichen Kavalleriſten auf der Ferſe verfolgt, ſich plötzlich umwandte und mit ſolcher Malice ſein Fagot auf ihn anlegte, daß Jener es für ein Schießgewehr anſah und die Flucht ergriff.

Nachdem unſer Kapitain den Korſaren hinlänglich beſernrohrt hatte, gab er ſeiner Mannſchaft, die nicht weniger auf ſeine Befehle als auf das Reſultat ſeiner Beſichtigung geſpannt war, mit bebender Stimme den troſtloſen Beſcheid, daß es wirklich ein Seeräuber von der afrikaniſchen Küſte ſei. Zugleich ertheilte er den Befehl, ſich zum Kampf bereit zu machen. Die erſte Vertheidigungsmaßregel, die er ergriff, war eine Kriegsliſt. Er ließ nämlich auf die Maſtſpitzen ungeheure engliſche Kriegsſchiffswimpel aufziehen, welche, in Verbindung mit den vielen an den Seiten des Schiffes angebrachten blinden Kanonenlöchern und mit der ungewöhnlichen Größe des Schiffs, denſelben durchaus das Anſehen eines Kriegsſchiffes geben mußten. Der Pirat in-

deſſen, ſeiner Sache gewiß und die fehlende Größe ſeines Fahrzeugs durch die Größe ſeines Muthes erſetzend, ließ ſich durch jene Masken nicht abſchrecken und rückte mit furchtbarer Langſamkeit ſeiner Beute näher. Als die Wimpel und Kanonenlöcher nicht helfen wollten, mußten die Kanonen ſelbſt vorrücken. Sie wurden in aller Eile durch die Verſchanzung (die um das Verdeck laufende Schutzwand) vorgeſchoben und eine Menge Pulver, Kanonenkugeln, Traubenkugeln, Säbel, Flinten, kurzum das ganze Arſenal des Schiffs wurde auf das Verdeck geſchafft. Um dem Feind alles Ernſtes zu zeigen, mit wem er ſich einzulaſſen im Begriff ſtehe, wurde ſogar von den Zündlöchern einiger Kanonen etwas Pulver abgebrannt, ſo daß der Rauch drohend in die Höhe ſchlug. Aber Alles umſonſt. Der Seeräuber ſchien ſchon zu viel Pulver gerochen zu haben, als daß er vor einem Wölkchen Rauch umkehren ſollte. Sein Kiel ſteuerte ſicher und feſt auf unſer unglückliches Schiff los. Unſer Kapitain nahm ſeinen letzten Reſt von Kontenance zuſammen und feuerte die Mannſchaft zu verzweifelter Gegenwehr an. Er ſuchte den Muth der Andern zu verdoppeln, um mit dem Ueberſchuß den fehlenden eigenen zu erſetzen. Sogar mir ſchenkte er, trotz der zwiſchen uns eingetretenen Spannung, die Ehre, mich freundlich anzureden und mir zu ſagen, ich werde bald Gelegenheit finden, mich auszuzeichnen. Auf ſeine Aeußerungen bei einer früheren Gelegenheit anſpielend, erwiederte ich: davon ſei zwar „nichts zwiſchen uns akkordirt," da ich aber lieber in Europa, als in Afrika wohne, werde ich mein Beſtes thun, im Fall Ernſt aus der Sache werde. Mittlerweile war der Afrikaner ſo nah gekommen, daß man die Größe ſeines Schiffes ungefähr überſehen konnte. Ich bemerkte einigen Matroſen, es ſcheine mir höchſt unwahr-

ſcheinlich, daß ſich ein Seeräuber darin befinde, da doch der Kampf eines ſo kleinen Fahrzeugs gegen ein ſo großes Schiff, wie das unſrige, faſt unmöglich ſei. Sie belehrten mit kriegsmeiſterlicher Altklugheit, worin ſich ihre Angſt mehr als ihre Sachkenntniß ausſprach, meine Unerfahrenheit in ſo gefährlichen Dingen und verſicherten mir, daß die Seeräuber ſich immer ſo kleiner Schiffchen bedienten und daß die ſchnellſte Fregatte nicht im Stande ſei, dieſe kleinen Schnellſegler einzuholen. Vorn auf dem Schiff hätten ſie eine einzige Kanone, die ſich nach allen Seiten hin drehen laſſe und die noch einmal ſo weit trage, wie die Kanonen der Kauffahrteiſchiffe, auf die ſie Jagd machten. Sobald ſie nun auf Schußweite ſich genähert, pflegten ſie ein Boot auszuſetzen und das zu plündernde Schiff zur Auslieferung ſeiner Schätze oder ſeiner Paſſagiere aufzufodern. Werde ihnen bewilligt, was ſie verlangten, ſo ſei wenigſtens Hoffnung vorhanden, das Leben der Schiffsmannſchaft zu retten; trotze man ihnen aber, ſo rudere das ausgeſandte Boot wieder zurück und alsbald fange der Räuber an, aus ſeiner ſicheren Entfernung das widerſpännſtige Schiff ſo lang zu beſchießen, bis es ſich ergebe oder unterſinke. Verfolge man ihn, ſo ziehe er ſich ſchießend zurück; fliehe man, ſo ſei er Einem immer auf den Ferſen, ſo daß es einem Kauffahrer eben ſo unmöglich ſei dieſen anſcheinend geringfügigen Feind zu beſiegen, wie ihm zu entrinnen.

Dieß gefahrdrohende Bild von den Seeräubern ſchien nirgendwo ſo lebhaft ausgemalt zu ſein wie in der Phantaſie unſeres unglücklichen Kapitains. Es iſt doch ein entſetzliches Uebel, gar keinen Muth zu beſitzen, und das Uebel wird doppelt fühlbar, wenn es ſich kundthut um einen aufgeblaſenen Hochmuth zu demüthigen und in ſeiner wehrloſen Erbärm-

lichkeit bloßzuſtellen. Es war mit dem Kapitain ſo weit gekommen, daß er ſich einen Stuhl mußte bringen laſſen, auf den er ſich wie auf ein Pferd, die Beine auseinander, hingeſetzt hatte. Als ich ihn in dieſer berittenen aber bejammernswerthen Delinquentenſituation ſah, beſchloß ich ohne alle Großmuth, mir für ſein früheres Benehmen eine kleine Rache zu erlauben. Ich ging an ihn heran und ſagte ihm ſcherzend: er ſcheine die Kavallerie zu kommandieren, ob er mir als Sergeanten nicht die Infanterie und Artillerie überlaſſen wolle? Entweder verſtand er mich nicht oder er wollte mich nicht verſtehen, denn er antwortete mir mit einem zerſtreuten, weinerlichen Lächeln, das ausſah wie ſüßer Eſſig: ja wohl, wir wollen uns tapfer halten. Und wirklich hielt er ſich auch ſo tapfer an ſeinem Stuhl, daß er nicht fallen konnte, wenn der Stuhl nicht mitfiel. Unterdeſſen waren die afrikaniſchen Unmenſchen ſo nah gekommen, daß wir jeden Augenblick das fürchterliche Parlamentairboot erwarteten. Sie ſchienen ſich abſichtlich im Winde über unſerm Schiff zu halten, um nöthigen Falls ſogleich zur Verfolgung bereit zu ſein, und wenn man auch auf dem Fahrzeug noch keine kriegeriſche Bewegungen und Vorbereitungen ſehen konnte, ſo hatte es doch ein ſo geheimnißvolles, beängſtigendes Ausſehen, daß man ſich auf Alles gefaßt halten mußte. Es ſchien ein trojaniſches Pferd mit Segeln zu ſein. Auf unſerm Schiff ſtanden die Matroſen zum Theil mit brennender Lunte bei den Kanonen, die man aus Angſt oder Unſchlüſſigkeit vergeſſen hatte zu laden. Wer nicht Kanonier war, ſtellte ſich in die Nähe eines Säbels oder einer Flinte. Die Paſſagierdamen eilten in Verzweiflung bald aus der Kajüte auf das Verdeck, bald von dem Verdeck wieder in die Kajüte. Sie glaubten ſich, wie es ſchien, ſchon auf einen

afrikaniſchen Sklavenmarkt verſetzt, wo ein roher, kaufluſtiger Dei muſternde Haremsblicke auf ſie heftete. Plötzlich ſetzte das Räuberſchiff das ängſtlich erwartete Boot aus. Zwei Mann hatten den unbegreiflichen Muth, daſſelbe auf unſer Schiff loszurudern. Als ſie näher kamen, nahmen die Steuerleute die Fernrohre wieder zur Hand und gaben dem Kapitain, der ihnen in geſpannter Erwartung nach dem Munde ſah, endlich die himmliſche Verſicherung, daß das Fahrzeug ein einfacher Kutter und daß die herannudernden Menſchen einfache Matroſen ſeien. Dieſelben hatten unſer Schiff bald erreicht und — was wollten ſie? Sie ſagten, daß ſie, vier Mann hoch, auf einer Fahrt nach Südamerika begriffen ſeien, daß ſie unterwegs kontraire Winde und Windſtille gehabt und daß durch dieſen Aufenthalt ihr Waſſervorrath auf die Neige gegangen ſei. Sie baten den Kapitain um Gotteswillen, durch ein Faß Waſſer ihrer Noth ein Ende zu machen. Als unſer Kapitain dieſe Sprache hörte, wuchs ſein Muth wieder bis an den Maſtkorb und er hatte die Herzhaftigkeit, von der Höhe ſeiner hölzernen Zinnen herab mit vernehmlicher und feſter Stimme zu ſagen: „nein, ich kann kein Waſſer miſſen.“ Auf dieſen Beſcheid, der durchaus nicht der Wahrheit gemäß und nichts Anderes war, als eine Rache für die ausgeſtandene Angſt, kehrten die Armen Matroſen zu ihrem beſcheidenen Kutter zurück, der hinter unſerem Koloß ſich wie ein abgewieſener Betteljunge hinter einem hochmüthigen Lord vorüberſchlich.

XVI.

Weitere Fahrt bis Rotterdam.

Die erſte Gefahr, die wir nach dem Abenteuer mit den Seeräubern wieder zu beſtehen hatten, war die Gefahr, mit Mann und Maus unterzugehen. Dieſe Ausſicht, in einem Haifiſchmagen begraben zu werden, verdankten wir, wie ſo manche andere, der Kundigkeit unſeres würdigen Kapitains. Wer dieſen Menſchen Mittags um 12 Uhr mit ſeinem Sextanten nach der Sonne ſtieren ſah und dabei die gelehrte Miene und das prätenſiöſe Weſen, welches er dem Himmel gegenüber annahm, beobachtete, konnte ihn nur für einen Profeſſor der Seemannswiſſenſchaft halten. Dennoch, obſchon der Mann ſo viel nach dem Himmel ſah, wußte er ſelten recht, wo er ſich auf der Erde befand. So erging es ihm auch, als wir in die Nähe der azoriſchen Inſeln kamen. Daß dieſe Inſeln nicht weit mehr entfernt waren, wußte er zwar, aber er konnte nicht berechnen, ob wir zwiſchen ihnen durch, ob wir rechts oder links vorbeiſegeln, ob wir ſie heute oder morgen, bei Nacht oder bei Tage paſſiren würden, während z. B. der Kapitain auf unſerer Hinfahrt die Ankunft in der Straße Sunda beinah auf die Stunde vorherbeſtimmt hatte.

Es war an einem neblichten Morgen, kaum nach Tagesanbruch, als zwei Matroſen auf dem Vordertheil des Schiffs, welches von einem ſturmähnlichen Winde mit reißender

Schnelligkeit vorangetrieben wurde, vor ſich zwei Waſſerhoſen zu ſehen glaubten, deren wir bereits am Tage vorher eine geſehen hatten. Während die beiden Matroſen ſich über die Gefahr unterhielten, in die das Schiff durch die Waſſerhoſen gerathen oder nicht gerathen könnte, rief ein dritter vom Vordermaſt herunter, er ſehe Land vor dem Schiff. Wer den Ruf hörte, wurde leichenblaß; wer ihn nicht gehört, erhielt durch das fortgepflanzte Geſchrei ſogleich Kunde davon und im Nu war Alles aus den Betten und auf dem Verdeck, wo die Matroſen und Steuerleute mit verwirrendem Geſchrei und betäubendem Gepolter durch einander liefen. Der uns rettete, war der Matroſe am Steuer. Er hatte die Geiſtesgegenwart und das Glück, das Steuerrad nach der richtigen Seite herum zu drehen und das Schiff ſogleich von der Felſenſpitze abzulenken. Jetzt ſahen wir, in welcher Gefahr wir geſchwebt. Nahe vor uns ragte eine ungeheure, ſteile Felswand in die Wolken, an welcher die Brandung häuſerhoch hinaufſchlug. In ſie hinein ſtürzten ſich hoch von den Felſen herab zwei ſchäumende Waſſerfälle und dieſe waren es, welche die Matroſen durch den Nebel hindurch für Waſſerhoſen angeſehen hatten. Kamen wir eine Stunde früher, als der Nebel noch dichter war, bei der Inſel an, oder beſchrieb die Felſenküſte, die wir vor uns ſahen, nicht einen konferen, ſondern einen konkaven Bogen gegen uns, ſo daß das Schiff ſich nicht mehr gegen den heftigen Wind aus der Bucht herausarbeiten konnte, dann waren wir unrettbar verloren. Ohne Opfer kamen wir indeß doch nicht davon. Der Matroſe, der uns gerettet, wurde unmittelbar nachher durch das heftige Arbeiten des Steuerruders, welches nach dem Drehen des Schiffs die Wellen von der Seite packten, über Bord geſchleudert,

ohne daß bei dem ſtarken Wind und der hohen See auch nur an einen Verſuch zu ſeiner Rettung hätte gedacht werden können. Es war, als hätte die See ſich an dieſem einen Opfer dafür gerächt, daß es ihr ſo viel andere entzog. Die Inſel, die wir vor uns ſahen, war die Inſel Terzeira, auf welcher Don Pedro ſeine Eskadre gegen Don Miguel ausgerüſtet hat.

Oberhalb der azoriſchen Inſeln hatten wir faſt beſtändig kontraire Winde. Sie machten unſere Fahrt um ſo unangenehmer, je mehr die Sehnſucht nach Europa wuchs. Zudem wurde das Wetter ganz unausſtehlich. Der Winter war vor der Thüre und die Kälte nahm von Tag zu Tag zu. Dieß mußte namentlich ich empfinden, der ich, auf eine bloße Sommerreiſe gerichtet, außer einem leidlichen Anzug, welcher ich bis zu meiner Ankunft in Europa bewahren mußte, nur mit abgetragener und dünner Kleidung verſehen war. Ich behielt ſie Tag und Nacht auf dem Leibe und verdickte ſie durch allerlei Hülfsmittel, ſo gut ich konnte. Trotzdem war es mir nicht möglich, auf dem Verdeck in meinem luſtigen Quartier, wo Näſſe und Kälte mir immer mehr zuſetzten, länger auszuhalten. Ich beſchloß daher, die Matroſengeſellſchaft zu verlaſſen und mit meiner Hängematte unter das Verdeck zu retiriren. Im Vordertheil des Schiffs befand ſich das ſogenannte Kabelgat, ein finſteres Loch, worin die Schiffstaue, Ankerketten, allerlei Geräthſchaften und Material aufbewahrt wurden. Dieß Behältniß, worin es auffallend wärmer war, als auf dem Verdeck, wählte ich zu meinem Aſyl, um darin unterirdiſche Betrachtungen über die Romantik anzuſtellen. Da ſaß ich denn Wochen lang auf den bratwurſtartig zuſammengelegten Tauen, um in der Oberwelt nicht zu erfrieren, und meine Hauptbeſchäftigung

bei dem beſtändigen Sturmwetter beſtand darin, mich ſo in die Tauneſter gleichſam einzuniſten und feſtzuklemmen, daß ich durch das furchtbare Arbeiten des Schiffs nicht umhergeworfen und zerſchlagen wurde. Ohne Geſellſchaft blieb ich indeß auch hier nicht. Der Schiffskoch, ein ſtattlicher, rabenſchwarzer Bengale, der nie in Europa geweſen, der nur an das heiße Klima gewöhnt und deſſen Kleidung noch dünner war, als die meinige, hatte, durch mein Beiſpiel angeleitet, für die Zeit, wo er ſich nicht in ſeiner Küche wärmen konnte, namentlich bei Nacht, ebenfalls Schutz in dem Kabelgat geſucht. Seine Geſellſchaft war mir Anfangs anziehender, als die der Matroſen, er unterhielt mich, bis er einſchlief, von den indiſchen Gottheiten, von ſeinen zurückgelaſſenen Weibern, ſeinen Schickſalen und deklamirte aus dem Koran; bald aber mußte unſere Freundſchaft ein Ende nehmen, als ich mit dem dritten meiner fünf Sinne wahrnahm, daß ihn bei Sturmwetter die Angſt abhielt, ſeine Anhänglichkeit an mich und das Kabelgat auch nur auf Augenblicke zu verleugnen. Ich konnte ihm nur dadurch andere Lebensart angewöhnen, daß ich ihn abſtoßend behandelte und mit Prügeln bedrohte.

Nachdem wir uns bei dem fürchterlichſten November- und Dezember-Wetter, in welchem wir mehrere Male auf den Untergang gefaßt waren, gegen vier Wochen in der Gegend von England herumgetrieben, während welcher Zeit meine feſte Geſundheit endlich durch die beſtändige Näſſe und Kälte merkbar zu leiden begann, kamen wir ſo weit, daß wir einen Lootſen an Bord nehmen konnten. Das Schiff war leck geworden, ſo daß in mein Kabelgat das Waſſer tonnenweiſe hereinſchoß, und konnte die Fahrt bis Holland unmöglich aushalten, es mußte der Ausbeſſerung wegen in einen der

nächſten Häfen einlaufen. Der Lootſe rieth wegen des Wetters und wegen des Zuſtandes, worin ſich das Schiff befand, das nähere Falmouth an; der Kapitain aber wünſchte zu Plymouth einzulaufen, weil er dort ein angenehmeres Leben erwarten konnte. Seine Hoffnung auf ein angenehmeres Leben hätte uns beinah das unſrige gekoſtet. Trotz dem fürchterlichen Wetter und den Warnungen des Lootſen mühte er ſich faſt einen ganzen Tag lang vergeblich ab, durch Laviren nach Plymouth zu gelangen, und kehrte erſt nach der Richtung von Falmouth um, als der Nebel, die Dunkelheit und der Sturm ſo überhand genommen, daß ſelbſt der Lootſe in die größte Beſorgniß gerieth. Jetzt mußte dieſer unſer Retter werden. Ohne zuletzt durch den Nebel hindurch von der Küſte mehr als bisweilen den unbeſtimmten Umriß eines Berges zu ſehen, befahl er, ſchnurſtracks auf einen gewiſſen Punkt loszuſegeln, wo er die Hafenmündung vermuthete. Glücklicher Weiſe hatte ihn ſein geübtes Auge nicht getäuſcht. Wir ließen nach fünfmonatlicher Fahrt bei ſinkender Nacht in der Bucht von Falmouth den Anker fallen. Es war die höchſte Zeit, denn das Schiff enthielt gegen fünf Fuß Waſſer. Sogleich wurden die Pumpen in Bewegung geſetzt und mit dem Seewaſſer wurde der ſchon beſchwemmte Kaffee und Zucker auf das Verdeck gepumpt. Zwei Tage ſpäter hieß es, daß in der Nacht, welche auf unſere Ankunft folgte, achtzehn Fahrzeuge an den benachbarten Küſten geſtrandet ſeien. Nachdem wir in Sicherheit waren, hörte ich den Oberſteuermann ſagen, er wundere ſich, daß wir Europa wiedergeſehen, wir ſeien durch die Unkunde und den Eigenſinn des Kapitains mindeſtens dreimal in der augenſcheinlichſten Gefahr geweſen, unterzugehn.

Das Schiff mußte gänzlich ausgeladen werden und der

Ausbeſſerung wegen den Winter hindurch im Hafen von Falmouth liegen bleiben. Unter dieſen Umſtänden konnte eine Abfindung hinſichtlich der ſofortigen Weiterſchaffung der Paſſagiere dieſen wie dem Kapitain nur angenehm ſein. Ich, der ich am Meiſten Urſache hatte, meine Reiſe zu beſchleunigen, und am Wenigſten durch mein Gepäck genirt war, nahm das vom Kapitain mir angebotene ſpärliche Reiſegeld ſogleich mit Freuden an und reiſ'te mit dem Dampfſchiff nach London, nachdem ich meine Habſeeligkeiten unter meine geehrten Reiſegefährten, die Matroſen, vertheilt und meinen "maat" (Kamerad) mit dem verlorenen Naſenflügel mit meinem Sergeanten-Kapotrock beglückt hatte. Da ich weder Zeit noch Geld hatte, mich in London weiter, als nach dem benachbarten Tower, umzuſehen, beſtieg ich ſogleich ein ſegelfertiges Paketboot und langte nach einer achttägigen, ununterbrochen ſtürmiſchen Fahrt, auf welcher eine franzöſiſche Brig uns beinah in den Grund ſegelte, in Rotterdam an.

Nie in meinem Leben habe ich eine entzückendere Ausſicht gehabt, als damals, da ich den erſten Sand der flachen, traurigen holländiſchen Küſte wieder ſah.

XVII.

Meine Uhr.

Wenn eine Uhr ein Erfoderniß für den Geſchäftsmann und ein Luxusartikel für den Sorgloſen iſt, wem wäre ſie dann überflüſſiger, als einem Studenten? Ihn erinnern an

Beobachtung der Stunden höchſtens mitunter die Kollegia und auch dieſen Mahnern läßt ſich leicht genug thun, wenn man, wie es bei mir der Fall war, aus ſeinem Fenſter die Ausſicht auf das Zifferblatt des Rathhouſes hat und überdieß das Zeitgewiſſen alle Augenblicke durch einen Ruf von den umherſtehenden Kirchthürmen aufgeſchreckt wird. Worauf es mit dieſer Einleitung hinaus ſoll, wird einem Menſchenkenner ſofort klar ſein, nämlich auf das Geſtändniß, daß ich auf der Univerſität meine ſchöne, dicke Uhr, durch die ich mich als wohlausgeſtatteten Sohn anſtändiger Eltern legitimiren ſollte, als ein überflüſſiges Möbel zurückgelaſſen, daß ich ihr Gold in Silber umgeſetzt, daß ich Dasjenige, welches die Zeit anzeigt, in Dasjenige umgewandelt hatte, womit man die Zeit vertreibt.

Als ich nun dem Studentenleben Adieu geſagt und im Begriff ſtand, die große Fahrt nach Batavia anzutreten, wurde ich an meine bereits vergeſſene Uhr zuerſt wieder gemahnt durch — die Abſchiedsſtunde. Die Meinigen ſtanden um mich herum mit verweinten Augen und brachten ihre letzten Herzensanliegen vor, ich ſelbſt ſtand da, mit der einen Hand Händedrücke austheilend und mit der andern das Schnupftuch haltend, da plötzlich ſchlägt die Thurmuhr, ich greife haſtig in die Weſtentaſche, um zu ſehen, ob es die Stimme der Abſchiedsſtunde iſt, die mich ruft, und — die Taſche iſt leer! Mein Vater, den dieſer unwillkürliche Wink an die Ausfüllung einer Lücke mahnte, nöthigte mich, die Abſchiedsſzene noch um einige Augenblicke zu verlängern, und ging aus der Stube. Als er zurückkam, hielt er eine höchſt elegante goldene Uhr mit emaillirtem Zifferblatt in der Hand und überreichte ſie mir mit den Worten: „Ich ſchenke dir als Andenken die goldene Repetiruhr deines verſtorbenen

Bruders. In Batavia wird ſie ſich beſſer bewahren laſſen, als auf der Univerſität. Verſprich mir Das!“ Ich verſprach ſie zu bewahren wie einen Augapfel und einige Minuten ſpäter rollte mit mir und meiner Uhr der Wagen der holländiſchen Gränze zu.

Welche Dienſte hatte von nun an die ſchöne Uhr zu verrichten! Auf der kolonialen Hochſchule zu Harderwyk hatte ſie mich zu erinnern, nicht an die Kollegia, oder an die Stunde eines Burſchenturniers, oder an die Stunde eines Gelags, ſondern an die Zeit, wo ich mich beim Appell durch mein „Preſent!“ als Nichtdeſerteur auszuweiſen, wo ich mit der grauen Kompagnie der Aſpiranten auf den oſtindiſchen Kirchhof nach der Schimpf- und Fluchſchule des Exerzierplatzes auszurücken, wo ich als Wachpoſten einen Ausgang der Stadt an der Süderſee zu beſetzen hatte, um die teutſchen Argonauten von der Flucht vor dem bataviſchen goldnen Vließ abzuhalten. Wie oft habe ich nach der Uhr geſehen auf dem langen Weg von Harderwyk bis in den Kanal, von dem Kanal nach den Azoren, von den Azoren nach den Kanariſchen Inſeln, von den Kanariſchen Inſeln bis zum grünen Vorgebirge, vom grünen Vorgebirge bis zum Aequator, vom Aequator bis Triſtan d'Akunha, von Triſtan d'Akunha bis zum Kap der guten Hoffnung, vom Kap der guten Hoffnung bis St. Paul und Amſterdam, von St. Paul und Amſterdam bis zur Sundaſtraße, von der Sundaſtraße bis Batavia! Wie oft habe ich die Uhr mit ihrer klangvollen Stimme mir die Zeit angeben laſſen, wenn ich in den ſtillen Nächten auf dem Verdeck ſaß und die Matroſen ſich nach ihrer Ablöſungsſtunde ſehnten, oder wenn ich in dem ſchwarzdunkelen Schiffsraum, von Hitze und von Phantaſien geplagt, ſchlaflos in der Hängematte gewiegt wurde! Dann kam die böſe

Zeit von Batavia, wo mich die ſchöne Uhr auf den Exerzierplatz unter den hohen Tamarindenbäumen rief, wo ſie mich Abends um die neunte Stunde in der qualmenden chineſiſchen Reſtauration zum Aufbruch mahnte, wo ſie vor Tagesanbruch mir meldete, daß die malaiiſchen Höckerweiber mit ihrem Kaffee vor den Kaſernen warteten, um die teutſchen Auswanderer zu ihrem oſtindiſchen Tagewerk zu ſtärken, wo ſie mir bei Nacht auf der Wache die Zeit angab, wann ich meine großmäuligen malaiiſchen Untergebenen, die meine repetirende Uhr ſtaunend für einen goldenen Singvogel zu halten ſchienen, mußte aufmarſchiren oder auf ihren einſamen Poſten an den militairiſchen Bagno's und am Jakatra mußte ablöſen laſſen. Darauf kam die ſeelige, goldene Stunde, wo mir endlich der langſam rückende Finger der Uhr den Minutenſtrich zeigte, hinter welchem der Rückweg nach Europa begann. Wie viel unendliche Stunden, Minuten, Sekunden hat der ſchlanke Zeiger der goldenen Repetiruhr meines verſtorbenen Bruders bis zu jenem Augenblick durchlaufen! Und nun der Rückweg bis England — doch der Rückweg ruft mir die Verſuchungen in's Gedächtniß, die ich zu überwinden hatte, um das meinem Vater gegebene Verſprechen zu halten.

Menſch, ſelbſt wenn du ein rechtgläubiger Chriſt biſt, es gibt Augenblicke, in welchen es trotz deinem Stolz auf die „Göttlichkeit" deiner Natur und trotz deinem tröſtenden Glauben an ein „beſſeres Leben" dir klar wird, daß du weniger biſt, als das verachtete, ſterbliche Thier, wenn du — kein Geld haſt, denn das Geld iſt das ſtellvertretende Supplement der Gottheit im Menſchen. Aber unter allen Lagen, welche dir deine pekuniaire Menſchlichkeit fühlbar machen, gibt es ſchwerlich eine verdrießlichere, als wenn du eine Reiſe um

die halbe Welt gemacht und kein Geld haſt um ein Andenken an deine große Fahrt mit nach Hauſe zu nehmen. In der That, ich habe es empfunden, daß eine ſolche Noth weit bitterer iſt, als ſo manche andre, die durch ihre Folgen weit ſchwerer in's Gewicht fällt. Von dem Geld, das mir außer der goldenen Uhr mein Vater mit auf den Weg gegeben hatte, beſaß ich nach vier Monaten noch eben genug, um mit Zuſchuß einer kleinen Summe, die mir mein Obriſt lieh, meinen Laufpaß einzulöſen. Nun ſtand ich da wie ein Vogel, der die Freiheit des Fliegens mit den Federn ſeiner Flügel erkauft hat. Sollte ich in dem berühmten Lande, das eine Reiſe von 6000 Stunden von meiner Heimath trennte, mich nicht weiter umſehen, als die militairiſche Feſſel gereicht hatte, und ſollte ich nicht einmal einige Denkzeichen meines Aufenthalts, einige Merkwürdigkeiten und Geſchenke mit nach Europa bringen? Hier gab es ſeltene Thiere, glänzende Papageien, niedliche Affen, dort ſeltene Pflanzen, ſchöne Blumen, koſtbare Konfitüren; hier gab es chineſiſche Kunſtwerke, dort japaniſche Seltenheiten; hier gab es allerliebſte malaiiſche Arbeiten, dort ſchöne javaniſche Waffen; hier gab es Dieß, dort gab es Das für verhältnißmäßig wenig Geld zu kaufen. Wie Manchen, wie Manche konnte ich mit allen dieſen Dingen beglücken! Welchen Familienſchatz bildeten ſie, wenn ich ſie in einer kleinen Sammlung vereinigte! Kinder und Kindeskinder hätten ihren Stolz und ihre Freude daran gehabt. Und wie ſchön hätte ich mit chineſiſcher Tuſche und mit chineſiſchen Federn auf dem ſanften chineſiſchen Papier, das man mir vor meiner Abreiſe zum Kauf anbot, unter teutſcher Zenſur meine Erlebniſſe beſchreiben können! Welche Verſuchungen alle dieſe Gedanken in mir erregten und in welche Gefahr ſie meine — Uhr

brachten, das beliebe ſich jeder Leſer von Gefühl vorzuſtellen. Beherzt zog ich meine goldene Uhr, die ſchon ſo Manchen lüſtern gemacht hatte, mit Ermuthigung betrachte ich, daß in Batavia, wo ich für ein bloßes Uhrglas drei Gulden hatte bezahlen müſſen, die Uhr ſelbſt mich zum reichen Manne machen, daß ſie mich in Stand ſetzen würde, eine ganze Sammlung javaniſcher Merkwürdigkeiten zu kaufen, daß ich meinen Vater durch eine einzige Seltenheit würde verſöhnen können; aber — ich hatte damals noch keine Politika getrieben, das gegebene Verſprechen trat wie ein mahnendes Geſpenſt zwiſchen mich und den Käufer und mit verzweifelter Genugthuung ſteckte ich die goldene Uhr meines verſtorbenen Bruders wieder in die Taſche. Mich mit einem früher gekauften javaniſchen Ring als einzigem Andenken begnügend, nahm ich Abſchied von Weltevreden, deſſen Name ſchon ſo viel Tauſenden wie bitterer Hohn in die Ohren geklungen, und wandte mich der Rhede von Batavia zu, um das Schiff aufzuſuchen, das mich nach Europa zurückbringen ſollte. Meine Begleiter waren zwei Kuli's (malaiiſche Träger), die meinen Koffer mit dem Ueberreſt meiner Garderobe trugen. Als ſie den Koffer am Strande der See niederſetzten, hielt ich folgende ſtumme Rede an ſie:

„Edle Malaien! Eure ſanfte orientaliſche Phyſiognomie verräth mir, daß ein menſchenfreundliches Herz in eurem Buſen ſchlägt. Eure Geſinnung iſt nicht durch niedern Eigennutz verhärtet, wie das Herz der Europäer, und Wohlthun iſt euch eine Freude. Ein wahrer Stolz aber muß es für euch ſein, Wohlthaten einem der Weißen zu erzeigen, die mit Geringſchätzung eure braune Haut zu betrachten pflegen und ſie nur für gut genug zum Gerben halten. Ihr habt Gelegenheit, eine edle Rache zu üben. Der weiße Mann,

dem ihr den Koffer getragen, beſitzt nichts mehr, als dieſen künſtlich gearbeiteten Ring, den ein Chineſe verfertigt hat. Der Ring beſteht aus einer goldnen Schlange, die ſich dem weißen Mann neun Mal um den Finger windet und womit er ſeine einſtige Braut zu umſtricken gedenkt. Wollt ihr ihn nöthigen, ſich dieß einzige Kleinod und Andenken von Finger und Seele zu reißen, bloß damit er euch den geringen Lohn für euren Trägerdienſt zahlen könne? O, ihr werdet es nicht wollen, edle Malaien! Eure Seele ſchaudert zurück vor ſolcher Hartherzigkeit! Es liegt euch zu viel an der Zufriedenheit und zugleich an der Achtung eures ſcheidenden Mitmenſchen, als daß ihr ihm nicht den beſten Begriff von eurer Edelſinnigkeit und Sympathie mit auf die Reiſe geben ſolltet. Nehmt dafür, durch und durch edle Söhne des Südens, den herzlichen Händedruck eures weißen Bruders aus dem Norden und die Verſicherung an, daß er im Lande der Weißen ſich eurer Rechte und Freiheiten annehmen wird."

Die edlen Menſchen konnten auf dieſe Rede vor lauter Rührung nur drei, aber inhaltſchwere Worte erwiedern. Sie ſprachen: duhwa rupia, tuwang! Was heißt Das? Es heißt: „zwei Gulden, mein Herr!" Was ſollte ich thun? Die Malaien eben ſo wenig verſtehen, wie ſie den weißen Mann verſtanden, hätte beiden Theilen gleich wenig geholfen. Meine Lage foderte kurzen Entſchluß. In wenig Minuten befand ich mich in dem bambusgezimmerten Kram eines chineſiſchen Schacherers, der mir die goldene Schlange für einen Spottpreis ablaufte. Zwei Rupien erhielten die edlen Kuli's und beinah den ganzen Reſt verwendete ich, um als Andenken an Batavia vierzehn dicke Kokosnüſſe, einige javaniſche Stöcke, einen malaiiſchen Sonnenſchirm, ein chine-

ſiſches Kartenſpiel und einige andere wohlfeile Kleinigkeiten zuſammenzuhandeln. Auch von dieſen Andenken habe ich wenig nach Hauſe gebracht, da mir das Meiſte in einer ſtürmiſchen Nacht durch die Wellen aus meiner losgeriſſenen Kiſte, die in dem offenen Ueberdeck unter meiner Hängematte ſtand, in die See geſpült wurde. Weniger, als ich, hat nicht leicht ein Reiſender von Batavia mitgenommen, meine — Uhr aber hatte ich noch in der Taſche.

Auf der Reiſe bis zum Kap hatte ich Manches von der Mißachtung der reichen Paſſagiere, des Kapitains und ſelbſt der Steuerleute zu leiden, welche auf einen „kahlen Moff“ meiner Art als auf ein Weſen hinblickten, dem mit dem Geld auch die Würdigkeit abginge, ſich an ihrer edlen Geſellſchaft zu betheiligen, und dem ſie ſogar ihre Verachtung mögen zugewandt haben, wenn ſie ſahen, daß er das Gefühl jener Würdigkeit dennoch mit doppelter Prätenſion feſthielt. In dieſe Lage gerieth ich übrigens nur den männlichen Paſſagieren gegenüber. Wenn ich nun aber ſo einen Blick voll holländiſchen Mitleids oder oſtindiſcher Verachtung auf mir ruhen ſah, dann ſtellte ich mich wie abſichtlos in die Nähe des Betrachters, zog mit der wohlhabendſten Nonchalance die ſchönſte Uhr, die das Schiff trug, als holländiſches Wahrzeichen meines Standes unter meinem alten Kapotmantel hervor, ließ revidirend die Uhr repetiren und drehte dem verwunderten Bemitleider mit teutſcher Geringſchätzung den Rücken. Das wirkte. So oft ich die Uhr zog, betrachteten mich die Nabobs und ihre Trabanten nicht wie einen bemitleidenswerthen armen Teufel, ſondern wie ein intereſſantes teutſches Räthſel, deſſen Löſung aber meine einſylbige Zurückhaltung unmöglich machte.

Wir kamen in die falſche Bai am Kap. Die Paſſagiere

und der Kapitain beeil[illegible] ſich, die Kapſtadt und deren Umgegend zu beſuchen. [illegible]er Eine brachte Straußfedern, der Andere Löwenfelle, [illegible]er Dritte Kapwein, der Vierte allerlei Seltenheiten und Stoffe mit. Sollte ich nicht auch nach der Kapſtadt gehen? Sollte ich nicht dort durch den Einkauf von Seltenheiten nachholen, was ich in Batavia verſäumt? Hatte ich nicht von meinem guten Willen, mein Verſprechen zu halten, Proben genug abgelegt? Hatte nicht mein Vater bloß von Batavia geredet, als er mir das Verſprechen abnahm? Sollte ich nicht die Gelegenheit, die mir ein günſtiges Gebot des zweiten Steuermannes auf meine Uhr eben an die Hand gab, benutzen dürfen, um die Südſpitze Afrika's zu bereiſen? Die Verſuchung war vielleicht noch größer, als in Batavia, aber meine Enthaltſamkeit war nicht geringer. Ich ließ die koſtſpielige Kapſtadt Kapſtadt ſein, fing während der Abweſenheit der Andern goldglänzende Knurrhähne, die ganz unentgeltlich an meine Angel kamen, ſuchte Muſcheln, ſetzte mich an die donnernde Brandung, wanderte umher auf den Bergen der falſchen Bai, die ſo „kahl" waren wie ich und — behielt meine Uhr, obſchon die Verſuchungen ſechs Wochen andauerten.

Wir kamen nach St. Helena. Die Verſuchung klopfte zum dritten Mal an und zwar dieſes Mal ſtärker, als in Batavia und am Kap. Sie verbündete ſich zu meiner Beſiegung mit Napoleons Schatten. Sie ſetzte ſich wie eine andere Lorelei auf die hohen Berge der Inſel und winkte mir aus dem dunklen Wäldchen, in deſſen Nähe das Grab des Giganten liegt. Und das Grab des Giganten war bei der Kürze unſeres Aufenthalts nur Dem zugänglich, der ein Paar Goldſtücke aufzuwenden hatte. Aber ich ließ das Grab des Giganten unbeſucht und — behielt meine Uhr.

Wie oft habe ich mir ſpäter geſagt, ich ſei ein Philiſter geweſen! Wenigſtens habe ich tauſend Mal bereut, daß ich meine Uhr auch bei St. Helena nicht verkauft, bereut namentlich aus dem Grunde, weil ich ſie — doch nicht wieder nach Hauſe gebracht habe. Wie manche verzeihliche Sünde würden wir begehen, wenn wir immer die Folgen unſerer Tugenden voraus wüßten!

Wir kamen in die Bai von Fallmouth. Als ich das leck gewordene Schiff verlaſſen und mit dem Dampfſchiff der Heimath zueilen ſollte, überzählte ich mit troſtloſen Berechnungen die kleine Summe, die mir der Kapitain zur Abfindung als Reiſegeld hatte geben laſſen und die ich mit Freuden angenommen, um nur nicht den Winter hindurch auf dem traurigen Schiffe zurückzubleiben. Es bedurfte keiner arithmetiſchen Kenntniſſe, um einzuſehen, daß ich mit jener Summe nicht weiter, als bis Portsmouth, höchſtens bis London würde gelangen können und mich dann dort in hülfloſer Lage vergebens nach der nahen Heimath würde hinüberſehnen müſſen. Der gute Rath wurde theurer als je. Mit dem verhaßten Kapitain mich in ein, vielleicht fruchtloſes, Unterhandeln einlaſſen, wobei ich ihm als Bettler gegenübergeſtanden hätte, das konnte ich nicht. Länger auf dem Schiff bleiben bei der Möglichkeit, in einigen Tagen mein Vaterland wiederzuſehen, das konnte ich noch weniger. Was hätte ein Anderer an meiner Stelle gethan?

Die verzweifelte Lage, in der ich mich befand, ſchien der Steuermann, der ſchon am Kap auf meine Uhr geboten, abwartet zu haben. Er bot auf's Neue und zwar dieſes Mal weniger, als früher, er bot mir ſeine goldene Uhr und dreißig Gulden Geld. Was ich gethan hätte, wenn er bloßes Geld geboten, weiß ich nicht; daß er mir aber eine Uhr dazu

geben, daß er mich in Stand ſetzen wollte, eine goldene Uhr, wenn auch nicht die meines verſtorbenen Bruders, doch eine dagegen eingetauſchte und ebenfalls nach Oſtindien gereiſ'te Uhr nach Hauſe zurückzubringen — das beſchwichtigte mein Gewiſſen und ich erlag. Mit geſammelter Herzhaftigkeit zog ich meine Uhr, ſteckte die dreißig Silberlinge ein und ſtieg in das Boot, um nach dem Dampfſchiff zu fahren. Ehe ich die alte Uhr abgab, ſetzte ich zuvor die neue noch ihr, um die Aehnlichkeit zu vergrößern. Das iſt teutſche Gewiſſenhaftigkeit bei Kleinigkeiten, während man — doch keine Beichte! Was mich beſiegt hatte, das war die Liebe zur Heimath. Sie war damals ſtärker, als Batavia, das Kap und St. Helena zuſammen genommen. Ich kannte damals noch keine Zenſur und keine vaterländiſche Politik.

Als ich in das Boot geſtiegen war, ſah ich, wie der Steuermann die Uhr meines verſtorbenen Bruders wohlgefällig betrachtete, wie er ſie dann an's Ohr hielt und mit ihrer ſchönen Stimme die Zeit ausrufen ließ. Sie ſchlug zehn Uhr und es war, als riefe ſie mir ein zehnmaliges Lebewohl zu, nachdem ſie mich ſo treu über das Weltmeer hin und her begleitet hatte. Vielleicht trägt ſie jetzt ein malaiiſcher Seeräuberhauptmann, der ſie dem langen, erdolchten Steuermann aus der blutigen Taſche geriſſen.

Die Geſchichte meiner unbelohnten Gewiſſenhaftigkeit und fruchtloſen Selbſtüberwindung war übrigens noch nicht zu Ende. Als ich in Rotterdam landete, war von den dreißig Silberlingen nichts mehr vorhanden, ich mußte ihnen ſogar durch ein „ehrliches Geſicht" zu Hülfe kommen und Alles, was ich noch beſaß, war die goldne Uhr des Steuermanns. Bekanntlich iſt es nur "le premier pas qui coute." Der zweite folgt ihm nicht nur geläufig nach, ſondern macht ihn

überdieß auch leicht vergeſſen. Ich fragte mich: „ſoll ich mich an der holländiſchen Küſte mit der Kaprice wegen des Steuermanns goldener Uhr quälen und vielleicht Wochen lang an einer Uhrkette vor Anker liegen?“ Ich war klüger geworden und beſann mich nicht. Die Uhr des Steuermanns verſchaffte mir das Geld, wovon ich bei der Ankunft in Utrecht (ſ. das nächſtfolg. Kapitel) noch drei holländiſche Stüber übrig hatte.

Wofür hatte ich mir denn nun in Batavia, am Kap und bei St. Helena ſo ſchwere Opfer auferlegt? Wenn man das Ende hört, wird man mich doppelt auslachen, denn — mein Vater hat nach der goldenen Repetiruhr meines Bruders nie wieder gefragt.

XVIII.

Die holländiſche Wittwe.

Das Schickſal hatte mir alſo auch die Freude zugedacht, die berühmte Stadt London, wenn nicht kennen zu lernen, ſo doch von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. In dieſe Freude miſchte ſich aber ein fatales Gefühl, als mich der Zufall ſofort in ein Quartier führte, wo nur Der des Lebens ſicher zu ſein ſcheint, der außer dem Leben nichts zu verlieren hat.

Als ich in Falmouth das Dampfſchiff beſtieg, fand ſich auch die hübſcheſte und jüngſte der liebäugelnden Wittwen ein, die mit mir von Batavia gekommen waren. Obſchon ich unterwegs nie ein Wort mit ihr geſprochen, hatte ſie mir

ſtets viel Aufmerkſamkeit bewieſen und auf dem Dampfſchiff kam ſie zu mir und bat mich, mit ihr die Reiſe nach Holland gemeinſchaftlich zu machen und ſie unter meinen Schutz zu nehmen. Natürlich war ich verpflichtet und bereit, das in mich geſetzte Vertrauen zu rechtfertigen, und nahm die Wittwe unter die Flügel meiner Galanterie. In London angekommen, wünſchte ſie ſich ein wenig umzuſehen und einige Einkäufe zu machen. Wir gingen am Tower vorüber und kamen in eine Straße, die eine Menge Kramläden enthielt und nebenbei ein verdächtiges Anſehen hatte. Meine Wittwe, die nicht minder begierig zu ſein ſchien, ſich in ihrem Putz und Schmuck zu zeigen, als, den Putz und Schmuck der Kaufhäuſer zu ſehen, blieb faſt an jedem Hauſe eine Weile ſtehen und betrachtete Alles mit der größten Sorgfalt. Während ſie ſo in Betrachtungen verloren war, kam aus einem der Häuſer ein Mann und ein ſehr hübſches Weib zu uns und nöthigten uns unter den einnehmendſten Komplimenten, ihre Waaren zu beſehen. Sie ſchienen uns ſogleich als Fremde erkannt zu haben und uns für geeignet zu halten, ein Geſchäft mit uns zu machen. Der Mann gab ſich alle Mühe, mich vor der Hausthüre zurück zu halten und zu feſſeln; während Deſſen ſah ich das Weib die Wittwe in Beſchlag nehmen, vertraulich ihre Hand faſſen und ſie mit einem Schmeichelweſen, wie ich nie ein einnehmenderes geſehen, in das hintere Haus hineinführen. Die Wittwe, obſchon ſie kein Wort Engliſch verſtand, folgte dennoch ihrer Führerinn wie willenlos und bezaubert. Anfangs ohne Verdacht, glaubte ich plötzlich in dem Blick meines Unterhalters eine gewiſſe ſchadenfrohe Gaunerhaftigkeit zu entdecken, die ich ſofort mit der Liebenswürdigkeit des Weibes in Zuſammenhang brachte und die mir eine große Angſt für meine Schutz-

befohlene einflößte. Ich sah mich nach ihr um, aber sie war bereits verschwunden. Sofort sprang ich in das Haus hinein, eilte durch einen Laden und ein Zimmer, faßte die Wittwe, die eben im Begriff war, mit ihrer Führerinn in eine Hinterthüre hineinzutreten, bei der Hand und zog sie mit Gewalt der Straße zu. Der Ausdruck von Wuth, in welchen die Freundlichkeit des Hausherrn und seines Weibes plötzlich verwandelt war, sagte mir, daß ich mich nicht getäuscht. Die Wittwe hatte ebenfalls große Angst ausgestanden, sie sagte aber, das Weib sei eine so verführerische Schlange gewesen, daß sie ihr unwillkürlich habe folgen müssen, was bei einer Holländerinn gewiß sehr viel heißt. Was hatte man mit ihr gewollt? Ich vermuthe, daß es bloß auf ihren Schmuck abgesehen war, denn ihr zugleich nach dem Leben zu trachten, wäre unter solchen Umständen etwas gewagt gewesen. Wäre sie allein gewesen, so war es wahrscheinlich um sie geschehen.

Als die Wittwe einer so ungeahnten Gefahr glücklich entronnen war, verging ihr plötzlich die Lust, noch andere Merkwürdigkeiten der Stadt London zu besehen. Auch verzichtete sie auf alle Einkäufe, einen einzigen ausgenommen. Ihr Lieblingsgericht bestand in Bückingen und auf dieß lang entbehrte Gericht schien sich nun ihre ganze Kauflust zu konzentriren. Sie kaufte eine solche Menge Bückinge, daß wir beide genug daran zu tragen hatten. Mit den Bückingen beladen eilten wir auf das Paketboot, auf welchem sie zum Lohn dafür, daß ich ihr das Leben oder wenigstens die Juwelen gerettet, während unserer langen Fahrt nach Holland ihr Lieblingsgericht redlich mit mir theilte.

Aber wer kann sich acht Tage auf einer langweiligen Fahrt mit bloßen Bückingen unterhalten? Die Wittwe

wollte unterhalten ſein und ich ebenfalls. Zu meiner Beſchämung ſei es geſagt, daß die Bemühungen auf Seiten der Wittwe größer waren, als auf meiner Seite. Sie war nicht ſchön, aber noch weniger häßlich, ſie war ſogar ſehr gut und üppig gewachſen, dabei ſehr gutmüthig, offenherzig und ungenirt, wie alle Holländerinnen. Aber es fehlte ihr, wie Allem, was Holländiſch heißt, das äſthetiſche Element und dieſer Mangel langweilte mich ſehr. Sie erzählte mir ihre ganze Lebensgeſchichte, ſetzte mir ihre Verhältniſſe auseinander, zeigte mir alle ihre Pretioſen und ſonſtige werthvolle Sachen, aber ſie war und blieb ohne Aeſthetik und Poeſie. Doch was unſrer Unterhaltung nicht fehlte, das war derber Humor. Je mehr man ſich darin gehen ließ, deſto lieber war es ihr, und ſo iſt es mit den Holländerinnen durchgängig der Fall. Da ſie in dieſer Beziehung als Repräſentantinn ihrer Landsmänninnen gelten kann, ſo habe ich ſie nicht aus meiner Erzählung weglaſſen dürfen. Man höre, wie der Humor ſich bei ihr geltend machte. Als Schlafſtellen wurden uns zwei über einander befindliche Kaſten in der Seitenwand der Kajütenſtube angewieſen. Da ich fürchtete, es werde für die Wittwe eben ſo genant ſein, wenn ich in den unter[illegible] als wenn ich in den obern Kaſten hineinkrieche, ſo erbot ich mich, im Vordertheil des Schiffs bei den Paſſagieren zweiter Klaſſe zu ſchlafen. Das wollte indeß meine Begleiterinn, die es nun einmal auf meine Geſellſchaft abgeſehen hatte, durchaus nicht zugeben und ich mußte mich entſchließen, den obern Kaſten einzunehmen. Jetzt aber begann erſt die rechte Verlegenheit. Wer ſollte ſich zuerſt entkleiden und zu Bette gehen? Die Kaſten waren ſo eng und niedrig, daß in ihnen die zum Entkleiden nöthigen Bewegungen unmöglich waren, und doch ging es auch nicht an

in den Kleidern zu ſchlafen. Nach genauer Erwägung aller Schwierigkeiten wurde endlich entſchieden, daß die Wittwe zuerſt zu Bette gehen und ich ſo lang auf dem Verdeck ſpazieren ſolle, bis ſie in ihrem Kaſten liege. Auf ſolche Weiſe war wenigſtens die Dame ſalvirt. Aber nun begann die Verlegenheit für mich, da ich an den ſchlecht geſchloſſenen Vorhängen der ſcharfſichtigen Wittwe vorüber in den obern Kaſten kriechen mußte. Dieß war unmöglich, ohne die Beine ſo lang herabhangen zu laſſen, bis der Oberkörper ſich zurecht gefunden hatte, und während ich mit ſolchen Bemühungen beſchäftigt war, lauerte die Wittwe durch ihre Gardinen und lachte mich aus. Daß ſie mich nicht an den Beinen zog, war Alles. Morgens wurden die Rollen vertauſcht, dann mußte die Wittwe zuerſt hinaus und das Lauern durch die Gardinen war an mir, ich verrichtete es aber mit möglichſter Beſcheidenheit und Erröthungsnoth. Die größte Noth hatte ich bei Nacht, wo das vom Sturm umhergeſchleuderte krachende Schiff mir alle Augenblicke die Gefahr vorſpiegelte, durch meinen Kaſten durchzubrechen und auf meine Schutzbefohlene zu fallen. Auf ſolche Weiſe ſtand ich viel Angſt und Verlegenheit aus, während die Wittwe ſich auf das Beſte darüber amüſirte und ſich beſtändig auf mein Herabfallen zu richten ſchien. Ich mußte mir ſogar eine Kritik meiner Beine von ihr gefallen laſſen, und wenn dieſelbe auch durchaus günſtig war, ſo wird man ſich doch vorſtellen können, wie ein romantiſcher teutſcher Jüngling, der damals weit blöder war, als eine holländiſche Wittwe, dadurch in Verlegenheit geſetzt werden mußte.

Als wir, nach mancherlei Unterhaltungen ſolcher Art, endlich in Helvoet-Sluis ankamen, wollte mich meine Wittwe durchaus nöthigen, mit ihr im Gaſthof abzuſteigen und über

Amsterdam, wo sie zu Hause war, nach meiner Heimath zu reisen. Ich ließ mich indeß nicht halten und reis'te sofort nach Rotterdam. Wenn ich der Einladung der guten Wittwe gefolgt wäre, hätte ich nicht erlebt, was im folgenden Kapitel berichtet wird.

XIX.

Eine romantische Nacht in Utrecht.

Quisquis erit vitae scribam color.

In Rotterdam setzte ich mich auf die Post, um nach Nymegen zu fahren, von wo ich leicht Gelegenheit finden konnte, meine nahe Heimath zu erreichen. Der Postwagen langte Abends gegen fünf Uhr in Utrecht an und hier vernahm ich zu meinem größten Schrecken, daß die Fahrt erst den andern Vormittag um elf Uhr fortgesetzt werde. Zu meinem Schrecken, sage ich, denn mein ganzes Vermögen bestand noch aus drei holländischen Stübern und für einen solchen Preis hätte man höchstens in der Eifel übernachten können, wo ich einst als Student für Abendessen, eine Flasche Wein, Nachtquartier und Frühstück sechs Silbergroschen bezahlt habe. Ueberdieß hatte ich, eben meiner magern Börse wegen, den ganzen Tag noch nichts gegessen, als eine Semmel, und meine vor Kälte starrenden Glieder wie meinen Magen auf Nymegen vertröstet, wo ich auf Kredit leben konnte. Wo sollte ich nun in Utrecht für meine drei Stüber

Nachtquartier und eine Mahlzeit finden? Ich kannte in der ganzen Stadt keine Seele, Kredit hatte ich nirgends zu erwarten und zum Betteln war ich total verdorben, seitdem ich das Grab Napoleons nicht gesehen, um keiner zu werden. Endlich fiel mir ein, daß ich auf den Platz im Postwagen, den ich bis Nymegen bezahlt, ein Recht habe, so lang man mich nicht an Ort und Stelle geschafft. Ich ging daher zum Postmeister, um mein Recht geltend zu machen und ihm anzukündigen, daß ich die Nacht im Postwagen schlafen werde. Der Postmeister hatte indeß Bedenken und machte mir begreiflich, daß, da der Wagen in der Nähe seines Bureaus stehe, worin die Kasse enthalten sei, und da er mich nicht kenne, er mir die Erlaubniß zu meinem neumodischen Nachtquartier versagen müsse. Daß der Mann mich so mir nichts dir nichts für einen Dieb hielt, kam mir gar zu massiv vor, als daß ich mich darüber hätte ärgern können. Ich setzte ihm meine Verhältnisse mit aller Ruhe auseinander, versicherte ihm mit aller Glaubwürdigkeit, daß ich aus seiner Kasse so wenig nehmen werde wie aus meiner eigenen, kam aber nicht zum Zweck und mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. Als ich vor dem Posthause stand und auf ein neues Mittel sann, zu einem Nachtlager zu gelangen, hörte ich in einer nahgelegenen Kneipe ein entsetzliches Perroriren, Singen und Lärmen. Die Kälte gestattete mir nicht, lang mit meinem Entschluß zu zögern, ich war genöthigt, rasch einen Plan zu entwerfen. Schlimmer, als bei den Matrosen, hatte ich es in der Kneipe nicht zu erwarten und die Gesellschaft mogte sein, von welcher Art sie wollte, so saß sie doch in einer warmen Stube und es war immer der Mühe werth, sie einige Zeit zu beobachten. Ich ging in die Kneipe hinein, bestellte mir ein Glas Genever und setzte mich an den Kneip-

tiſch. Die Geſellſchaft beſtand aus etwa zwölf Perſonen, theils uniformirten, theils neuangeworbenen und noch nicht eingekleideten Soldaten, theils aus Handwerkern. Alle umſchlang das gemeinſame, in vaterländiſchem Feuer getränkte Band des Haſſes gegen die Brabänter. Sie zogen zu Felde mit einem entſetzlichen Blutdurſt und ſchlugen ihre Feinde todt, daß es eine wahre Freude war. Geflucht wurde mit einer Herzhaftigkeit, daß, wenn jeder Fluch ein Flintenſchuß geweſen wäre, die zwölf Mann allein ganz Belgien hätten in die Flucht jagen können. Die Hauptperſon war ein großer ſtarker Kerl, der, nach ſeinem Ausſehen und ſeinen Reden zu urtheilen, ein Jäger geweſen ſein mußte und der jetzt in die Reihen der Altniederländer eingetreten war, um auf die Neubelgier Jagd zu machen. Er vertheidigte während des ganzen Abends den Satz, daß jeder Belgier, den er auf ſechshundert Schritte anſichtig werde, „ſein ſei.“ Machte ihm Einer einen Einwurf dagegen, ſo erwiderte er immer mit geſteigertem Ton: „Gott verdamm' mich, er iſt mein!“ Ließ dann ſein Beſtreiter noch nicht nach, ſo nahm der miles gloriosus ſeinen Stock, lud ihn wie ein Gewehr, legte an, nahm Jeden aus der Geſellſchaft mit beängſtigender Sicherheit auf's Korn und bewies mit ſolcher Evidenz, daß Alles ſein ſei, daß man ſich wundern mußte, noch immer am Leben zu bleiben. Endlich ſchlug es neun oder zehn Uhr, wo die Helden ſich in ihren Kaſernen oder Quartieren einfinden mußten. Ich dankte dem Erfinder der Uhren dafür, daß ich von den ſo lang angehörten ekelhaften Renommagen endlich befreit wurde. Einem Weibe iſt der Holländer dann am mausſtehlichſten, wenn er zärtlich oder ſentimental wird, und einem Manne widerſteht er am Meiſten dann, wenn er im Ernſt von ſeiner patriotiſchen Kourage

ſpricht. Nicht wenig trägt dazu die holländiſche Sprache bei, welche für das Seederbe, für das Niedrigkomiſche, für das Obſzöne ꝛc. wie gemacht iſt, aber allem Ernſthaften und Pathetiſchen, das in ſie eingekleidet wird, einen Anſtrich des Lächerlichen oder Abgeſchmackten verleiht. Bei Behandlung des Rührenden oder Erhabenen ſteigt dieß bis zum Ekelhaften. Wer ſich von ſolchem Ekel lebhaft will durchdringen laſſen, wohne der Vorſtellung eines holländiſchen Trauerſpiels bei, die wirklich das Ideal des Abgeſchmackten erreicht.

Während der eben beſprochenen patriotiſchen Abendunterhaltung hatte ich, obſchon ich einige Male mit in den Diskurs gezogen wurde und mitblies in die patriotiſche Trompete, um die Erreichung meiner Abſicht nicht zu erſchweren, die Hauptſache nicht vergeſſen, nämlich meinen Uebernachtungsplan in's Werk zu ſetzen. Ich hatte mir für meine drei Stüber ein Glas Genever nach dem anderen kommen laſſen, ſpie ihn aber jedes Mal unbemerkt vor der Thüre wieder aus, und als nun die Geſellſchaft aufbrach, ſaß ich in ſimulirtem Schlaf hinter dem warmen Ofen und hatte die beſten Verdachtsgründe für mich, betrunken zu ſein. Ich hatte darauf gerechnet, daß der Wirth zu Bette gehn und mich betrunkenen Menſchen in der warmen Stube meinen Rauſch werde ausſchlafen laſſen. Gelang dieß, ſo hätte ich ein tüchtiges Feuer in den Ofen gelegt und die Nacht auf einem Stuhl oder einer Bank zugebracht. So wohl ſollte es mir indeß nicht werden. Als der Wirth und ſeine Frau, ein junges Ehepaar, zu Nacht geſpeiſ't, während welcher Zeit ich, unter verſtohlenen Blicken nach der apetitlichen Mahlzeit, durch künſtliches Schnarchen die Tafelmuſik gemacht, wechſelten ſie zum Deſſert einige Zärtlichkeiten und machten ſich fertig, zu Bette zu gehn. Es ſtand oder vielmehr ſaß ihnen

nichts mehr im Wege, als ich. Nachdem ſie eine Zeit lang deliberirt hatten, wie ich am Beſten zu entfernen ſei, trat der Mann zu mir, ſtieß mich vertraulich an und rief mir laut in's Ohr: „Freundſchaft, es iſt Zeit, zu Bette zu gehen.“ Meine Freundſchaft wollte ihn aber nicht verſtehen und antwortete mit Schnarchen. Ein wiederholtes Anrufen und Rütteln hatte dieſelbe Wirkung. Sollte er ehrlich ſein? ſagte der Wirth zu ſeiner Frau. Man darf es nicht riskiren, antwortete die Frau, welche, wie die meiſten jungen bürgerlichen Ehefrauen, ſehr beſorgt und mißtrauiſch zu ſein ſchien. „So nimm du ihn bei den Füßen, ſprach der Wirth, ich werde ihn beim Kopfende nehmen. Wir wollen ihn vor die Thür' tragen.“ Und wirklich machten ſie Anſtalten, mich auf dieſe Art zu Bette zu bringen.

Was hätte ich darum gegeben, wenn ich in dem Augenblick als verkappter Herrſcher, der ſeine Unterthanen auf die Probe ſtellte, hätte aufſpringen und das beſchämte Ehepaar anbonnern können: ich bin Harun al Raſchid, ich bin der König von Holland und werde Jedem ein ruſſiſches Bad auf öffentlichem Markt geben laſſen, der in dieſem Wetter einen hülfsbedürftigen Menſchen vor die Thüre ſchickt! Allein es war mir in dem ſeltnen Moment nur vergönnt, mich bürgerlich zu halten und auszudrücken. Ich richtete mich, als ich ſah, daß meine Verſtellung nichts mehr half, ruhig auf und ſprach, zwar mit der Würde eines Herrſchers, aber mit der Sanftmuth eines verfrorenen Sergeanten: ich bin, gute Leute, nicht betrunken, wie ihr glaubt, ich habe mich nur verſtellt in der Hoffnung, daß ihr menſchenfreundlich genug ſein würdet, mich die Nacht hindurch hier ruhig ſitzen zu laſſen. Ich bin hier fremd, fahre morgen mit dem Poſtwagen weiter und bin außer Stande, mir bis dahin ein regelmäßiges

Quartier zu beſorgen. Nun ſtreckt eure warme Hand vor die Thüre in die eiſige Luft und dann beſchließt. „Das iſt Alles gut, gab das Ehepaar nach Art des Poſtmeiſters zur Antwort, allein wir haben hier keine Herberge, überdieß kennen wir Sie nicht und haben einen Laden.“ Auf dieſe Antwort beſah ich mich von unten bis oben, um zu entdecken, ob ich denn wirklich ſo auffallende Aehnlichkeit mit einem Spitzbuben habe. Aus meinem Stiefel ſah man durch eine wahrhaft phyſiognomiſch geſtaltete Ritze die große Zehe ſehr verdächtig herauslauern, ſie konnte alſo auf verbotenen Wegen wandeln wollen, das iſt wahr; meine blaue Hoſe, die ich vor der Abreiſe von Batavia von einem neuangekommenen Unterofficier für einen Gulden gekauft, war für die Jahreszeit gewaltig dünn und etwa einen halben Fuß kürzer, als meine Beine, konnte alſo fremden Beinen angehören, das iſt auch wahr; meinem Frackrock ſah man an, daß er früher eine Uniform geweſen war, er konnte alſo aus Furcht vor Entdeckung verändert worden ſein, das iſt ebenfalls wahr; auf meinem Geſicht ſtand Hunger und Kummer geſchrieben, vor dem nichts Eßbares ſicher zu ſein ſchien, das iſt nicht weniger wahr. Nachdem ich zu ſolcher Selbſterkenntniß gekommen, konnte ich den guten Leuten ihr Mißtrauen nicht mehr übel deuten, zumal wenn ich noch bedachte, daß ich mir durch meine eingeſtandene Verſtellung wie durch meine eingeſtandene Armuth eine neue Blöße gegeben hatte. Die Menſchen greifen Einem ſelten unter die Arme, wenn ſie Einem nicht zugleich in den Beutel greifen können, und in meinem Fall war durchaus nicht ausgemacht, daß nicht ich der greifende Theil ſein werde.

Mich in meiner ganzen Gefährlichkeit und Verwerfenheit durchſchaut und beſchämt fühlend wünſchte ich gute Nacht

und trat vor die Thüre. Nun ſtand ich wieder, wie früher vor der Poſt, den Hals in den Kragen zuſammengezogen und meinen treuen Gefährten, einen Stock, unter den Arm gekniffen, eine neue Kriegsliſt zur Eroberung eines Bettes ausſinnend. Ich hatte aber dieſes Mal mehr Schwierigkeit damit, weil ich alle meine Munition verſchoſſen: in meinen Taſchen war, wie Lichtenberg ſagt, nichts mehr zu finden, als meine Hände. O Natur, wie ſchön biſt du, wie reich! Wäre ich in Verzweiflung, wäre ich durch das Benehmen des Wirths und des Poſtmeiſters in miſanthropiſchen Unmuth gerathen, ſo fand ich in der freien Natur ſogleich das vortrefflichſte Mittel, mich abzukühlen und zu heilen. Es war eine herrliche Januarsnacht, in die ich aus der warmen Stube zitternd hineintrat, die Sterne flimmerten ungewöhnlich klar vom Himmel herab und beleuchteten in dem knatternden Schnee Tauſende von blitzenden Diamanten, die ich reicher Mann mit Füßen trat. Ein äußerſt munterer Zephyr ſpielte muthwillig neckend mit meiner ſommerlichen Hoſe und mit den ſpitzen, nickenden Schößen meiner Fracuniform. Meine Zähne klapperten wie Kaſtagnetten zu der lebhaften Muſik des Windes und mein hungriger Magen knurrte den Takt dazu. Auch blieb der Tanz nicht aus. Um mich zu erwärmen, rennte ich wie beſeſſen durch die Straßen. Als ich einige Straßen durchrennt hatte, hörte ich in einem hellerleuchteten Hauſe, das ich für ein Weinhaus anſah, einen Lärm von der Art deſſen, der mich in die Kneipe neben der Poſt gelockt hatte. Auch hörte ich einige lateiniſche Brocken lallen, wobei das Wort patria immer vorklang. Es fiel mir ein, daß Utrecht eine Univerſitätſtadt ſei und daß die tobenden Gäſte wohl Studenten ſein könnten. Da ich ebenfalls Student geweſen war, ſo hoffte ich an dieſe Quali-

tät ſofort ein ſemikollegialiſches Band anknüpfen zu können und dadurch wenigſtens ein Nachtquartier zu erlangen, das nicht erbettelt, ſondern angeboten oder doch mit Freuden gewährt würde. Ich blieb alſo vor dem Hauſe ſtehn, um zu warten, bis Einer von der Geſellſchaft herauskäme. Ich hatte nicht fünf Minuten geſtanden, als die Thüre mit Ungeſtüm geöffnet wurde und ein ganzer Klumpen Studenten hervorbrach. Als ich dem erſten ungeſtümen Stoß des Klumpens ausgewichen war, näherte ich mich ihm und trug mein Anliegen vor. Meine ganze Bitte ging dahin, Einer möge mir die Nacht ſein Kanapee einräumen — ein Platz, der auf teutſchen Univerſitäten bekanntlich jedem fremden Studenten zur Dispoſition ſteht. Statt mir meine Bitte zu gewähren oder abzuſchlagen, ließ man ſich gar nicht darauf ein, ſondern that allerlei theils ausweichende, theils läppiſch-verhöhnende Fragen an mich, z. B. wo und was ich ſtudirt, ob ich Cicero's amores und Ovids orator geleſen, ob ich ein Freund der Brabänter ſei, was ich von der niederländiſchen Verfaſſung halte ꝛc.? Meine Antwort war, ich bäte um Entſchuldigung, daß ich mich geirrt, ich habe ſie für Studenten angeſehen; ich ſei zu ihnen gekommen, ſie um eine kollegialiſche Gaſtfreundſchaft zu erſuchen, die ich in meiner Heimath bei erſter Gelegenheit zu erwiedern beabſichtigt, nicht aber, um mich examiniren zu laſſen. Uebrigens nehme ich mein Geſuch zurück, denn, wenn man geſinnt geweſen, daſſelbe zu gewähren, ſo würde man nicht ſo viel Umſchweife gemacht haben ꝛc. Man gebot mir, zu ſchweigen und nicht frech zu ſein, ich ſollte bedenken, daß ich in Niederland ſei. Ich erwiederte, Niederland ſei ein konſtitutioneller Staat, wo Schreib- und Redefreiheit beſtehe, deshalb ſei es von ihnen, die ſo viel auf ihr Vaterland hielten, ſehr inkonſequent und

inkonſtitutionell gehandelt, daß ſie mir ſchon wegen einer ſo kleinen Freiheit Stillſchweigen gebieten wollten. „Was? rief Einer von ihnen, will der Niederland beſchimpfen? Drauf, Jungen! (drop Jongos!)“ Zum Glück für ſie hatte ich einen derben bataviſchen Rohrſtock bei mir, deſſen ſtumme Beredtſamkeit die „Jungen“ bewog, mich nicht auch körperlich zu examiniren und ihre Wege zu gehen. Als ſie eine Strecke weit gegangen oder getaumelt waren, hörte ich die Mondkälber ein fürchterliches Gelächter aufſchlagen. Es waren dieſe jungen Leute von der Klaſſe Jener, die man nach der Löwenſchen Affaire mit dem ſogenannten Verluſtorden im Knopfloch umherreiſen ſah, um das Zeichen des Heldenmuths zur Schau zu tragen, womit ſie ſich die Uniform hatten anmeſſen laſſen. Ich war im Stand, ihre Berechtigung und Qualifikation zu jener Auszeichnung zu beurtheilen, denn ich lernte hinlänglich ihre martialiſche Geſinnung kennen, welche ſich ſo wenig verleugnen konnte, daß ich ohne die Hülfe meiner Geſtalt und meines Stocks ſicher war, anſtatt eines Nachtquartiers den Buckel voll akademiſcher Prügel zu bekommen.

Nach der gemachten Probe hatte ich nicht Luſt, bei dem Weinhauſe noch mehr Bekanntſchaften der Art zu ſuchen, und da mich bei dem Stillſtehen wieder ſehr zu frieren begann, gab ich mich auf's Neue an's Laufen. Es war ein Wetter, um ſich zum ewigen Juden zu qualifiziren. Ich wurde aber auch das Laufen bald müde, denn meine Beine, die ich auf dem Schiffe fünf Monate lang faſt gar nicht gebraucht hatte, waren mir ganz ſteif geworden. Endlich fiel mir ein, mich zum Ausruhen und zum Schutz vor dem immer ſchärfer werdenden Wind unter einer Brücke an eine zugefrorene Gracht (Kanal) zu ſetzen. Dort ſtellte ich Betrachtungen

über meine tragikomiſche Lage an und ich konnte mich der Kühnheit nicht erwehren, Batavia mit Moskau und mich auf der zugefrorenen Gracht mit Napoleon an der Bereszina zu vergleichen. Warum war ich Dummkopf nicht mit der holländiſchen Wittwe gegangen? Als ich eine halbe Stunde, etwa bis zwei Uhr, an der Bereszina geſeſſen hatte, ſah ich eine große Katze an mir vorüberſchleichen, die, wie es ſchien, auf den Rattenfang ausgegangen war. Ich gerieth auf den Einfall, ſie zu mir heranzulocken, in der Abſicht, ihr ein wenig über den Kopf zu kratzen und ſie ſpielender Weiſe auf meine halberfrorenen Füße, namentlich auf meine lauernde große Zehe zu ſetzen. Ich ward indeß bald inne, daß meine Bemühungen fruchtlos ſein würden, als ich hinter der Katze ihren Galan, einen ſchönen, rabenſchwarzen Kater, herſchleichen ſah. Auch verlor ich durch meine Reſignation nichts, denn es zeigte ſich bald, daß, wenn auch meine Füße kalt bleiben ſollten, zur Entſchädigung meinem Herzen eine deſto angenehmere Erwärmung zugedacht war und zwar durch eine Oper mit der ſchmelzendſten Vokalmuſik. Die Oper ſtellte einen aus übergroßer Zärtlichkeit hervorgehenden Liebeszank dar. Nach der Ouvertüre, beſtehend in dem Geſchrei fliehender Ratten und dem Klappen einer zugeſchlagenen Fenſterlade, faßten die Liebenden theatraliſch gegen einander Poſto und nachdem ſie ſich einige Zeit ausdrucksvoll betrachtet und zärtlich-leiſe präludirt hatten, machten ſie ihren Gefühlen mit Ungeſtüm Luft und die Oper begann. Die Szene war ergreifend. Sternen- und mondhelle Nacht. Gegen zwei Uhr. Jungfräulich ſchüchterner Verſuch der Katze, mit halb umgewandtem Antlitz ſich wegzuſchleichen. Zudringliche Anſtalten des Katers, zu verfolgen. Augenblicklich wieder entſchloſſene Defenſiv- und Offenſiv-Poſition

der Liebe. Demonſtratives Schweifgewedel. Rührende Einleitung, dann mörderiſcher Diskant. Bald ſympathetiſch klagende, bald verachtungsvoll drohende; bald ermüdet gleichgiltige, bald hartnäckig trotzende; bald dramatiſch-ſanguiniſche, bald lyriſch-melancholiſche, bald epiſch-choleriſche Töne. Glückliche Geſchöpfe, die ihr in dieſem Wetter noch lieben könnt! Kurze Pauſe. Kleine Digreſſionen der Phantaſie. Löwenkampf in Afrika. Eingefrorene Schiffe am Nordpol. Erſte Liebe in der Geisblattlaube. Aſſoziation der Ideen. Napoleon auf der Brücke von Arkole. Unſterblichkeit der Seele ohne Himmel und Hölle. Revolution. Entdeckung einer neuen Inſel. Erdbeben mit Zähneklappern. Zwei Flaſchen Johannisberger Kabinetswein. Toaſt auf die Einheit Teutſchlands, ſofern es nicht zwei Teutſchländer gibt. Friſche Schellfiſche. Europäiſches Gleichgewicht. Abraham a Sankta Klara. Maria Stuart. Beefſteaks mit Kartoffeln. Noch eine Portion Beefſteaks. Federbette. Weitere Regung auf der Bühne und Fortſetzung der Oper. Aufmerkſame Blumenbachſche Beobachtung des Zuſchauers in der Parterreloge. Kurzes, aber phantaſiereiches Intermezzo einer Wetterfahne. Effektvoller Windſtoß über die Szene. Aufathmen und Seufzen der beiden Liebenden. Unvermuthet ein überwältigender Angriff und heldenmüthige Vertheidigung durch die ganze Tonleiter. Unvorhergeſehenes Signal des Theaterinſpizienten, d. i. die Klapper eines Nachtwächters um die Straßenecke. Plötzliches Zuſammenfahren der beiden Liebenden. Aengſtliche Erwartung und Unſchlüſſigkeit. Ungeduldige Furcht des Verluſtes von der einen, freudige Hoffnung der Erlöſung von der anderen Seite. In der Nachbarſchaft ſchlägt es Zwei auf einer Hausuhr, die zu ſpät geht. Etwas weiter revolutionäres

Wiegengeſchrei eines Kindes von ſechs Wochen. Zweites Signal des Inſpizienten über der Brücke. Die beiden Akteurs ab, die Katze rechts in's Mauerloch, der Kater links die Steintreppe hinauf, der Nachtwächter „in der Mitten", wie Göthe ſagt.

Die Klapper des Nachtwächters war auch mir das Signal zum Aufbruch und ich muß geſtehen, daß mir dieſe Störung nicht unangenehm war, denn es wurde mir eine unheimliche Erſcheinung, daß ſich die Katzen im Januar liebten, es ſei denn, daß ich mich in ihrem Benehmen geirrt und die ganze Komödie ein Zweikampf zwiſchen zwei Katern, etwa einem holländiſchen und einem belgiſchen, geweſen. Als ich unter der Brücke hervorgeſtiegen kam, blieb der Nachtwächter, an dem ich früher ſchon einige Male vorbeigerennt war, ſtehen und hielt mich auf mit den Worten: „Sagen Sie einmal, Freundſchaft, ich habe Sie ſchon die ganze Nacht hier herumlaufen ſehen, worauf ſpekuliren Sie eigentlich?" Ich war offen wie mein Stiefel und antwortete: ich ſpekulire auf nichts als auf ein Nachtlager und würde mich nöthigen Falls mit einem Bündel Stroh begnügen. Als ich ihm das Nähere meiner Lage mitgetheilt hatte, rieth er mir, mich auf die ſogenannte Klepperwacht (eine Art Bürgerwache) zu begeben, wo ich wenigſtens einen warmen Ofen finden würde. Der Mann mogte bei dieſem Rath neben ſeiner menſchenfreundlichen Abſicht auch wol den liſtigen Gedanken haben, daß man mich, wenn ich ein verdächtiges Individuum wäre, auf der Klepperwacht feſtnehmen werde. Das ſupponirte ich indeß damals trotz den gemachten Erfahrungen nicht, ich nahm ſeinen Rath als reine Menſchenfreundlichkeit mit Dank an und in wenig Minuten war ich an Ort und Stelle, wohin er mir den Weg zeigte. In der Wachtſtube waren wenig-

ſtens dreißig Menſchen verſammelt, die theils um den Ofen ſaßen, theils auf den Britſchen lagen, theils mit Piken bewaffnet aus und eingingen, um zu patrouilliren und zu rappertiren. Ich trat hinein und fragte nach dem ſogenannten Kapitain. Man zeigte mir einen ſchweren, maſſiven Mann, der mir ein Bierbrauer zu ſein ſchien. Ich machte ihn kurz mit meinen Umſtänden bekannt und erſuchte ihn um die Erlaubniß, bis zum Tagesanbruch hinter dem Ofen ſitzen zu dürfen. „Wat bliksem, rief er mit einer fürchterlichen Braukeſſelſtimme, meinen Sie, daß wir hier eine Herberge haben? Sie ſind hier, Gott verdamm' mich, auf der Klepperwacht! Im Augenblick (dadelyk) hinaus!“ Vor der Thüre begegnete ich einem anderen Nachtwächter, dem ich das Vorgefallene mittheilte, indem ich mich über die Grobheit ſeiner Mitbürger beklagte. Er zeigte mir eine zweite Klepperwacht und bewog mich, dort hineinzugehen, indem er mir eine beſſere Aufnahme verſprach. Ich wurde indeß beinah auf die nämliche Art empfangen, wie von dem Bierbrauer. Allein dieß Mal fand ich Rath. Eine Reihe auf-einander folgender Unfälle oder Unannehmlichkeiten, zumal von einer und derſelben Art, machen zuletzt das Gemüth nicht bloß gleichgiltig dagegen, ſondern ſie bewaffnen es auch mit einem gewiſſen Gefühl von Ueberlegenheit, welches nach den Umſtänden zu einer Art übermüthigen Humors werden kann. Auch bei mir hatte ſich dieſer Humor eben eingefunden. Ich ſprach das Holländiſche ziemlich fertig, ſo daß ich, wenn ich mich anſtrengte, wohl kurze Zeit als Holländer paſſiren konnte. In dieſer Vorausſicht beſchloß ich, die Wachtmannſchaft bei ihrer ſchwachen d. h. bei ihrer patriotiſchen Seite zu faſſen. Ich trat mitten unter ſie und redete ſie mit feierlichem Straften alſo an: „Seid ihr Niederländer? Iſt das

unſere berühmte (vermaerde) Gaſtfreundſchaft? Ich habe dem Gouvernement in Oſtindien gedient, jetzt bin ich hier, um gegen die Brabänter in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger zu treten, ich bin unterwegs am Kap der guten Hoffnung gelandet, habe unter den Wilden Afrika's eine gaſtfreundliche Aufnahme gefunden und hier unter meinen niederländiſchen Landsleuten renn' ich, Gott verdamm' mich, die ganze Nacht halberfroren auf der Straße umher und man vergönnt mir nicht, mein für Niederland erſtarrtes Blut hinter dem Ofen einer Klepperwacht aufzuthauen."

„Landsman, neemt niet qualyk (nehmen Sie nicht übel) ſagte der Kapitain gerührt — weiter konnte er nichts herausbringen, er drückte mir mit einer wahren Ofenwärme die kalte Hand und ertheilte ſtatt aller weiteren Explikation den Befehl, mir in der Nähe des Ofens auf der Britſche ein Lager von Wachtmänteln zurecht zu machen. Dort ſchlief ich bis zum Tagesanbruch ganz vortrefflich und hatte alsdann noch die Satisfaktion, von Einem der Mannſchaft, einem Bäcker, zum Frühſtück mitgenommen zu werden. Der Mann gratulirte mir zu meinem Appetit und wußte nicht, daß ich bei ſeinem Frühſtück zugleich zu Mittag und zu Abend aß. Die Schuld übrigens, in die ich durch ſeine Gaſtfreundſchaft gerieth, trug ich ihm zehnfach ab durch das geduldige Anhören ſeiner unermüdlichen Schwätzereien. Vielleicht hatte er mich zum Frühſtück in der Hoffnung eingeladen, daß meine Ohren ſo empfänglich ſein würden wie mein Magen. Bis die Poſt abfuhr, hing er an mir wie ein Blutigel. Ein Schwätzer hat wirklich mit dem Blutigel die Aehnlichkeit, daß er ſich mit dem Munde anhängt, wo er Einen habhaft werden kann; bloß die Unähnlichkeit beſteht zwiſchen beiden, daß der Blutigel nicht eher losläßt, als bis

er ſich gefüllt, und der Schwätzer nicht eher, als bis er ſich geleert hat.

So endete meine romantiſche Reiſe nach Batavia.

XX.

Die Farbe der Augen als Kennzeichen, daß das Menſchengeſchlecht von wenigſtens zwei Paaren abſtammen müſſe.

An den Augen ſollt ihr ſie erkennen.

Die Frage, ob das Menſchengeſchlecht von einem oder von mehr Stammpaaren ſeinen Urſprung herzuleiten habe, iſt vielfach angeregt worden und die Meiſten haben ſich bei Beantwortung derſelben dahin vereinigt, die Ehre Adams zu retten. Die religiöſe Gewiſſenhaftigkeit hat ſich für ihn entſchieden, weil ihm die Bibel die alleinige Stammvaterſchaft zuſchreibt, und die hiſtoriſche Kombination iſt ihm nicht zu nah getreten, weil ſie ſich nicht entſchließen konnte, auf den Grund unſicherer und, wie man annahm, ſtets veränderlicher Merkmale die für die Würde der Menſchheit angemeſſenere Idee einer Abſtammung von einem einzigen allgemeinen Stammvater fahren zu laſſen. Wenn man ſich den Menſchen als ein Ebenbild und als einen Ausfluß „Gottes“ denkt, ſo ſcheint er dadurch an Würde zu verlieren, daß man annimt, „Gott“ ſei im Stande geweſen, oder habe ſich entſchließen können, ein ſo koſtbares Stück Arbeit gleich in duplo oder triplo erſcheinen zu laſſen. Man meint,

„Gott" habe ſparſamer mit ſeiner Göttlichkeit wie mit den Ausflüſſen derſelben ſein müſſen und das große Neſt der Erde ſei zu klein geweſen, um mehr als einen einzigen ſolchen göttlichen Kuckuk, wie der Menſch iſt, aufnehmen zu können, ihn, dem ſelbſt eine generatio aequivoca keinen Nebenbuhler zu ſchaffen vermogte. Auch ſcheint in der Annahme, daß es mehrerlei Menſchen, wie z. B. mehrerlei Affen, mehrerlei Bären ꝛc. geben könne, eine beleidigende Gleichſtellung mit den Thieren zu liegen. Es bleibt hier dahin geſtellt, worin die Würde des Menſchen beſteht und ob ſie durch den Beweis einer mehrfältigen Abſtammung beeinträchtigt wird; der Zweck iſt hier nur, mit der Freiheit, die jede Forſchung auf wiſſenſchaftlichem Gebiet anſprechen darf, auf ein neues Mittel zur Führung jenes Beweiſes mit Wenigem aufmerkſam zu machen, obgleich Büffon, Kant, Haller, Blumenbach ꝛc. ihre gewichtige Stimme mit der moſaiſchen Ueberlieferung vereinigt haben. Sorgfältige und anhaltende Beobachtung der Natur hat das Recht, auch der tiefſten philoſophiſchen Deduktion entgegen zu treten, wenn dieſelbe nicht durch die Erſcheinungen der Wirklichkeit unterſtützt und beſtätigt wird.

Bei den Forſchungen über die Abſtammung des Menſchen nat man ihn gemuſtert von oben bis unten, man hat den Körperbau, die Form des Schädels, die Farbe der Haut, die Art des Haars ꝛc. der Unterſuchung unterworfen, bloß Das, womit man alle dieſe Wahrnehmungen machte, nämlich die Augen ſelbſt, hat man meines Wiſſens außer Acht gelaſſen, wenigſtens darauf keine Herleitungen bezüglich der Urabſtammung gegründet. Und doch ſind ſie es, die meines Erachtens als die Haltepunkte für alle Merkmale zu betrachten ſind, auf welche ſich jene Herleitungen bauen laſſen.

Von früher Jugend auf zu beständiger Beobachtung der Augen unwillkürlich hingezogen, habe ich denselben stets solche Aufmerksamkeit geschenkt, daß ich mich der Augenfarbe aller Menschen erinnere, die ich kennen zu lernen oder zu beobachten Gelegenheit hatte. Man wird zugeben, daß, wenn aus den Augen etwas gefolgert werden kann, zu solchen Folgerungen eine so genaue Beobachtung von Tausenden von Exemplaren berechtigt ist. Mit der Beobachtung von so viel tausend Augen und ihren vielfachen Nüancen habe ich stets die Beobachtung der mit der Augenfarbe zusammenhangenden Merkmale, z. B. der Haare, der Haut, der Gesichtsfarbe, der Zähne ꝛc. verbunden. Auf meiner Reise nach Batavia habe ich die vielfache Gelegenheit zur Fortsetzung derartiger Beobachtungen auf's Sorgfältigste benutzt und glaube die gewonnene Ueberzeugung kühn öffentlich aussprechen zu dürfen, von etwaiger Kontroverse gleich sorgfältige Beobachtungen erwartend.

1, Es gibt bei den Menschen ursprünglich zweierlei und nur zweierlei Augen: blaue und braune. Diese verschiedene Farbe ist

2, nicht ohne Zusammenhang mit andern Erscheinungen und Eigenschaften des Körpers, sie ist in Bezug auf ihre Ursachen nicht auf das Auge allein beschränkt, ist nicht eine bloß zufällige Eigenschaft, sondern ein nothwendiges Attribut zu einem so oder so beschaffenen Körper. Das Auge ist gleichsam die Blüthe, woran man die Art und Beschaffenheit des menschlichen Stammes erkennt, wie man z. B. rothe und weiße Rosen unterscheidet. So sicher wie der Rosenstock mit weißen Blüthen innerlich eine andere Beschaffenheit hat, als der mit rothen, eben so sicher ist der blauäugige Mensch innerlich verschieden von dem

braunäugigen. Blau- und braunäugig iſt alſo der kürzeſte Ausdruck zur Unterſcheidung von zwei Menſchenarten verſchiedener Abſtammung und Kompoſition. Zu ächten blauen Augen gehört, was die äußern Kennzeichen betrifft, blondes (bei den alten Teutſchen hellgelbes) Haar, eine feinere Epidermis und darunter ein helleres, zartroth, beinah roſenfarbig durchſcheinendes Blut, welches demgemäß die Geſichtsfarbe bildet.

Bei ächten braunen Augen dagegen findet ſich ſchwarzes oder braunes Haar, ein dunkleres Blut und demſelben entſprechend auch ein dunkleres Roth der Hautfarbe, oder in ſüdlichen Ländern eine gelbe, braune, kupferfarbige oder ſchwarze Haut. Der Zuſammenhang dieſer Erſcheinungen am ganzen Körper iſt ſo durchgängig und deutlich, daß es einem geübten Beobachter nicht ſchwer wird, die Farbe der Augen, wenigſtens der ungemiſchten, ſogar von der Hand oder vom Fuß abzuſehen, was natürlich nur von weißer Haut gemeint iſt, da ſich bei dunkler Haut die Farbe der Augen ſogleich ergibt. Was die innere Verſchiedenheit der verſchiedenäugigen Menſchen betrifft, ſo läßt ſich dieſelbe von einem phyſiologiſchen Kenner vielleicht nicht ohne Gewinn für die Wiſſenſchaft weiter verfolgen und die ſorgfältige Beobachtung derſelben in Bezug auf Affekte, Leidenſchaften, Empfänglichkeit für Krankheiten ꝛc. könnte einem Arzt vielleicht von Wichtigkeit ſein. So z. B. iſt die Gicht bei blauäugigen Menſchen unendlich öfter zu finden, als bei braunäugigen; ſo habe ich in Batavia, wo die Cholera eine endemiſche Krankheit iſt, bemerkt, daß die davon Befallenen faſt immer braunäugige waren. Daß die aſiatiſche Cholera auch nach Europa und ſogar in das nördliche Europa gedrungen, iſt vielleicht einzig oder doch hauptſächlich eine Folge

des Umſtandes, daß die choleraſähigen, d. i. die braunäugigen Menſchen ſich allmälig auch nach dem Norden verbreitet haben.

3, Die Farbe der Augen iſt keine Gabe des Zufalls in Bezug auf Abſtammung. Ein Paar mit beiderſeitig ächten braunen Augen kann niemals Kinder mit blauen Augen erzeugen und eben ſo ein ächt blauäugiges Paar niemals braunäugige Kinder. Für die Richtigkeit dieſes Satzes ſetze ich, und ſollte ich mich mit allen galanten Ehefrauen verfeinden, meine Augen, ja meinen Kopf zum Pfande. Um ſie aber nicht unſchuldig zu verlieren, muß ich darauf aufmerkſam machen, daß es bei der vielfachen Vermiſchung der blau- und braunäugigen Menſchen in unſerer Zeit nicht ſchwer iſt, ſcheinbare Beiſpiele vom Gegentheil anfzuweiſen, die Manchen leicht täuſchen könnten. Es gibt jetzt unendlich viel Menſchen, welche dem Anſchein nach Augen von einer ächten Farbe haben, aber mit einer, nicht auf den erſten Blick erkennbaren fremdartigen Beimiſchung, welche indeß, innerlich vorherrſchend, bei der Fortpflanzung den Ausſchlag gibt und eine der der Eltern ſcheinbar entgegengeſetzte Augenfarbe hervorbringen kann. In ſolchen Fällen gehe man auf die Augenfarbe der Großeltern zurück und man wird entweder bei den mütterlichen oder väterlichen Großeltern diejenige Augenfarbe finden, welche bei dem fremdäugigen Enkel nicht zu erklären war. Und ſollte man (um einer Möglichkeit, für die ich noch kein Beiſpiel gefunden, freies Feld zu gönnen) die Farbe bis zu den Urgroßeltern verfolgen müſſen, man wird die Quelle der Abweichung nicht vergebens ſuchen. Die Abweichungen können in folgender Art entſtehen. Angenommen, der Mann habe ächte blaue, die Frau aber ächte braune Augen, ſo können die

Kinder entweder a. blaue, oder b. braune, oder c. gemiſchtblaue z. B. grünblaue, graublaue, dunkelblaue, oder d. gemiſchtbraune, z. B. fuchſigbraune, grünlichbraune Augen haben. Vermiſcht ſich nun ein blauäugiger Sohn einer ſolchen Familie mit einer Tochter einer andern Familie von derſelben Grundbeſchaffenheit, ſo halte ich es z. B. für möglich, ſage möglich, daß aus dieſer Vermiſchung eines blauäugigen Paares Kinder mit theilweiſe braunen Augen hervorgehen. Durch die ſeit ſo viel Jahrhunderten fortgeſetzte Vermiſchung der blauäugigen und braunäugigen Nationen ſind vorzüglich in Europa außerordentlich viel Nüancen aller Art entſtanden und verhältnißmäßig wenig ächte Racemenſchen, namentlich von der blauen Farbe, übrig geblieben, ſo daß ſchon eine ziemlich geübte Beobachtung dazu gehört, die ächte von der unächten immer unterſcheiden zu können. Auch die übrigen mit den Augen zuſammenhangenden Merkmale, beſonders die Farbe des Haars, ſind durch die vielfache Vermiſchung durcheinander geworfen worden. So findet man jetzt ſogar ſchwarzhaarige Menſchen mit hellen blauen Augen (die man indeß leicht von den ächten unterſcheidet) und ſogar flachshaarige mit dunkelbraunen Augen. Sieht man ſich aber in denjenigen Ländern um, deren Bewohner ſich erhalten haben ohne Vermiſchung mit Menſchen einer andern Augenfarbe, ſo gewinnt man das überzeugendſte Reſultat. Kein ächter Skandinavier hat braune, kein Chineſe im ganzen großen himmliſchen Reich hat blaue Augen ꝛc.

4, Die Augen ändern ſich nicht durch das Klima. Die Kinder eines ächten Afrikaners und einer Afrikanerinn werden in Schweden dieſelben braunen Augen mit zur Welt bringen, mit denen ſie in Afrika geboren ſein würden, und

ſollte auch nach langjähriger Fortpflanzung die Farbe der Haut, welche wenigſtens großen Theils eine Wirkung der ſüdlichen Sonne ſein mag, im Norden etwas heller werden, die braunen Augen werden nach tauſend Jahren doch nicht blau. Ebenſo werden die unvermiſchten Nachkommen eines ächt ſchwediſchen Paares auf dem Aequator nach tauſend Jahren zwar vielleicht eine verbrannte Haut, aber niemals braune Augen bekommen. Beiſpiele der Unveränderlichkeit der Augenfarbe durch das Klima ſind zu Tauſenden, ſowohl bei Europäern in ſüdlichen Kolonieen, wie bei Aſiaten im nördlichen Aſien zu finden.

Ein Beiſpiel, das wir täglich vor uns ſehen, liefern auch die Juden, die, weil ſie ſich nur durch Verheirathung unter ſich fortpflanzen, ungeachtet ihres langen Aufenthaltes unter nördlichen und blauäugigen Völkern doch ihre braunen Augen bewahrt haben. Einzelne Ausnahmen ſtoßen die Regel nicht um, denn wo ſich ein Jude mit blauen Augen findet, hat jedenfalls, ſei es nun bei den nächſten, oder bei entfernteren Vorfahren, eine chriſtliche Intervention Statt gehabt. Solche Beiſpiele mögen zugleich die Juden mahnen, daß es ihre Beſtimmung nicht iſt, durch eine ewgie orientaliſche Scheidewand von den übrigen Menſchen getrennt zu leben. So oft ſie ſich in die blauen Augen ſehen, ſehen ſie ſich wenigſtens körperlich ſchon bekehrt. (Bei blauäugigen Juden wird man auch die meiſte Neigung finden, ſich in Sitten und Geſellſchaft den Trägern der Blauäugigkeit, den Chriſten, anzuſchließen). Zugleich mögen durch jene Kennzeichen einer chriſtlichen Betheiligung an jüdiſcher Fortpflanzung die Chriſten an ihre Menſchengemeinſchaft mit den Juden erinnert werden. Ein Chriſt kann nicht mehr intolerant ſein, wenn er einen Juden mit blauen Augen ſieht.

5, Eine endliche Aenderung der Augenfarbe im bloßen Gange der Fortpflanzung ohne fremdartige Vermischung und ohne Aenderung des Klima, bloß durch ein geheimes Gesetz der Natur, wird man noch weniger anzunehmen geneigt und veranlaßt sein. Gegen eine solche Annahme ließe sich auch vielleicht die Unveränderlichkeit der Augenfarbe bei den verschiedenen Thieren anführen, die den Wohnplatz nicht wechseln und sich nicht mit anderen Gattungen vermischen.

Abnormitäten, wie die rothäugigen Kakerlaken und Kretinen, wird man hier nicht entgegenstellen wollen, da diese Menschen nur krankhafte Erscheinungen sind, welchen die Natur sogar meistens die Fähigkeit der Fortpflanzung und schon dadurch das Recht versagt hat, in dieser Frage, welche die Quellen der Menschenströme hinter den fernsten Jahrhunderten aufsucht, mitzusprechen. Wären indeß die Kakerlaken ꝛc. nicht Abnormitäten, wären sie in jeder Beziehung gesunde, fortpflanzungsfähige Menschen, wie die anderen, so würden sie nur den Beweis für ein drittes, nämlich ein rothäugiges Stammpaar liefern.

6, Ein Gläubiger könnte den Einwand machen, Adam habe z. B. braune und Eva blaue Augen gehabt und aus dieser Verschiedenheit der Augen der Stammeltern sei die Verschiedenheit jener der Abkömmlinge entstanden. Gegen diesen Einwand läßt sich aber die Frage aufwerfen, wie sich die ausschließliche Vertheilung der blauen Augen an das nordwestliche oder doch nördliche Europa und der braunen an den übrigen Theil der Welt erklären lasse? Warum findet man unter den südlichen Asiaten und Afrikanern keine Nationen mit blauen Augen und unter den nordwestlichen Europäern nur da braune Augen, wo sie aus der Vermischung

mit ſüdlicheren Menſchen hervorgegangen? Zweitens müßten die ad 3 aufgeſtellten Erfahrungsſätze mit der Genealogie der Adam'ſchen Familie in Widerſpruch gerathen, da es unerklärlich wäre, daß je aus einem Stamm mit gemiſchten, unächten Augen nur Abkömmlinge mit ſich gleich bleibenden ächten Augen hätten erwachſen ſollen. Drittens wird man in den meiſten Fällen, wo Vater und Mutter verſchiedene und zwar gleichächte Augen haben, die Beobachtung beſtätigt finden, daß bei den Kindern in Betreff der Augen die Mutter den Ausſchlag gibt. Da nun aber bei Weitem der größte Theil der Menſchen braune Augen hat, wie ſollte es ſich erklären laſſen, daß dennoch im Allgemeinen Adam, welcher als erſter Aſiate den erſten Anſpruch auf die braunen Augen hatte, den Ausſchlag gegeben? Stellt man nun aus altteſtamentariſcher Gewiſſenhaftigkeit hiergegen auf, Eva könne dennoch die braunäugige geweſen ſein, weil es geſchrieben ſtehe, daß nur ein Stammpaar exiſtirt habe, ſo hat man darauf viertens auch das altteſtamentariſche Recht, zu antworten, daß Eva, weil Gott nur einen Menſchen geſchaffen, aus einer Rippe Adams entſtehen mußte und daher nothwendig mit ihm gleiche Augen gehabt hat. Durch dieſe Antwort würde zugleich der ganze hier beſprochene Einwand widerlegt. Will man Das noch nicht gelten laſſen, ſo wird man es vielleicht durch die Hypotheſe entkräften können, Adam könne ein blaues und ein braunes Auge gehabt haben und dieß ſei durch die Rippe auch auf Eva übergegangen. Könnte ſich das aber durch die Rippe vererben, ſo müßte es noch weit eher durch Zeugung geſchehen und dieſe Folgerung widerlegt uns ein Blick in den Spiegel.

Geht nun aus dem bisher Geſagten hervor, daß die Farbe der Augen keine zufällige, für ſich unab-

hängige, ſondern eine der Beſchaffenheit des ganzen Körpers entſprechende und von der Abſtammung abhängige Erſcheinung iſt; daß ferner die Verſchiedenheit derſelben weder durch den Wechſel des Klima, noch im bloßen Laufe der Fortpflanzung endlich entſtanden; daß zuletzt jene Verſchiedenheit auch nicht durch die Annahme erklärt werden kann, von dem Stammvater rühre die eine und von der Stammmutter die andere Farbe her, ſo bleibt wohl nichts übrig, als anzunehmen, daß das Menſchengeſchlecht von wenigſtens zwei beſonderen Paaren, einem blauäugigen und einem braunäugigen, abſtammen müſſe. Vielleicht hat jede Hauptrace des Menſchengeſchlechts (nach der gewöhnlichen Eintheilung) ein eigenes Stammpaar. Allein, wenn man auch von dieſer Annahme abſtrahirt und die Merkmale jener Racen als ſchwankend verwirft, ſo bleibt wenigſtens in den Augen das ſichere Kennzeichen für zwei verſchiedene Stammpaare übrig. Mag es möglich ſein, daß aus dem Stamm eines zirkaſſiſchen Apoll ein hunniſcher Brückenpfal, aus einem chineſiſchen Zopf ein mohriſcher Krauskopt, aus den gutmüthigen Zügen eines Malaien ein türkiſches Henkergeſicht, aus einem grönländiſchen Zwerg ein patagoniſcher Rieſe entſtehe und umgekehrt; mag man in Bezug auf das Aeußere, auf Geſtalt, Schönheit, zum Theil auch Hautfarbe ꝛc. die Möglichkeit aller nur denkbaren Bildungen und Veränderungen annehmen: in Bezug auf das Innere und die Farbe der Augen, als die Blüthe jenes Innern, iſt die Herleitung gefeſſelt. Man kann einen Baum ſchlank aufziehen, man kann ihn zum Krüppel machen, aber man kann ihn nicht zwingen, fremdartige Blüthen zu treiben. Soll er fremde Blüthen tragen, ſo muß man ihm den

Stoff dazu einimpfen; soll aus einem ächtbraunäugigen Menschen ein ächtblauäugiger werden und umgekehrt, so genügt es nicht, daß sein Haar kraus oder glatt, seine Haut weißer oder dunkler, sein Schädel eckig oder rund, seine Gestalt schön oder häßlich werde, nein, der ganze Mensch vom Kopf bis zur Zehe, äußerlich und innerlich, muß bis in alle Fasern und Säfte eine andere Beschaffenheit erhalten, er muß neu geschaffen werden. Und wäre es möglich, z. B. einem braunäugigen Menschen blaue Augen einzusetzen, so daß sie wie organisch verwüchsen, die Fortpflanzung würde den aufgedrungenen fremden Stoff ausscheiden und die Nachkömmlinge würden doch wieder braunäugig sein.

Sind die aufgestellten Behauptungen richtig, so bleibt, da der Ursprung der braunäugigen Menschen jedenfalls in Asien zu suchen ist, nur noch übrig, zu ermitteln, wo das blauäugige Stammpaar des Menschengeschlechts seinen Sitz gehabt und wer die Nachkommen desselben sind. Diese Ermittelung wäre in historischer Hinsicht nicht unwichtig, da sie über die Abstammung des einen Volks von dem anderen, über die Bevölkerung des einen Welttheils durch den anderen ꝛc. ꝛc. ein nicht zu verachtendes Licht verbreiten würde. Es wäre zu wünschen, daß die Reisebeschreiber, welche sich bei Beschreibung der verschiedenen Nationen in der Regel auf Angabe der Hautfarbe, des Haars ꝛc. ꝛc. beschränken, den Augen mehr Aufmerksamkeit geschenkt hätten und daß ein Gelehrter sich für die hier gemachten Bemerkungen so weit interessirte, um die Mittheilungen der Schriftsteller über die Augenfarbe der Völker zu sammeln und daraus vielleicht mit mehr Sicherheit ein genealogisches Gebäude für dieselben zu konstruiren So viel meiner geringen Belesenheit bekannt ist, sprechen die historischen Zeugnisse von blauen Augen nur

in der Geſchichte der Germanen, bei welchen ſie als eine bis dahin unbekannte Erſcheinung hervorgehoben werden. Die „glaukopis Athänä“ (die gemiſchtblauäugige) und der „Xanthos Menelaos,“ der bei dem blonden Haar vermuthlich auch die entſprechenden blauen Augen hatte, ſind iſolirte Erſcheinungen und, wenn jene Bezeichnungen nicht als durchaus poetiſche Erfindungen anzunehmen, verwehte Blätter vom germaniſchen Stammbaum. Das ſtimmt auch mit der eiſigen, nordiſchen Kälte jener Göttinn überein und für die Teutſchen wäre es nicht wenig ſchmeichelhaft, wenn aus ihrem Lande die Griechen die Göttinn der Weisheit hätten holen müſſen. Sind nun die Germanen urſprünglich die einzigen blauäugigen Völker, ſo werden ihre Stammeltern wohl im Nordweſten von Europa gewohnt haben. Ihre ſpätern Nachbarn, die Sarmaten, Wenden und überhaupt die ſlaviſchen Völkerſchaften ſollen braune Augen und dunkles Haar gehabt haben, konnten alſo nicht germaniſchen Urſprungs ſein. Auch ſcheint es, wenn man für die Germanen beſondere Stammeltern annimt und annehmen muß, nicht wahrſcheinlich, daß ſie, wie die Sarmaten ꝛc. ꝛc., aus Aſien herübergekommen, da ſie in dieſem Fall nicht ihre reine, unvermiſchte Blauäugigkeit hätten bewahren können und da es ferner ſchwer zu erklären wäre, warum ſie, der Weiſe der übrigen Wandervölker zuwider, ſich ausſchließlich nach dem Norden gewandt und nicht wenigſtens theilweiſe ſchon gleich Anfangs den einladenden Süden ſollten bevölkert haben. Sind ſie aber wirklich aus Aſien gekommen, ſo müſſen ſie, da ſie nun einmal wegen ihrer Augen nicht gleiche Abſtammung mit den übrigen haben können, wenigſtens an der Schwelle von Europa gewohnt und ſich frühzeitig genug nach Skandinavien, an die Nordſee ꝛc. ꝛc. gezogen haben, um

ihre unverfälschte Ursprünglichkeit bis zum Zusammentreffen mit den nachrückenden Braunaugen bewahren zu können. So viel ich habe beobachten können, haben, außer den teutschen und zu Teutschland gerechneten Völkern, die Tyroler, Schweizer, Holländer, Dänen, Schweden, Norweger, die Völker des nordwestlichen Rußlands, großen Theils auch die Engländer blaue Augen. Sie müssen also alle, selbst wenn die geschichtlichen Nachweise widersprächen, wenigstens größten Theils aus germanischem Element bestehen. Alle übrigen Nationen, also die ganze Urbevölkerung von Amerika, Australien, Asien, Afrika und Südeuropa, mit Ausnahme einzelner, durch die Völkerwanderungen hier und da hinterlassener Reste, z. B. einzelner Vandalenüberreste im nördlichen Afrika und der sogenannten Usun im innern Asien (am obern Entzina) — zu vereinzelt und abgeschlossen, um als Stammvölker der Germanen gelten zu können —, mögen aus der Wiege von Kaschemir gekrochen sein, sie haben alle braune Augen. Die Germanen aber kommen aus einer andern und zwar weniger sanften Wiege her. Sie allein stehen der ganzen übrigen Menschenmasse der Erde gegenüber als eine besondere Art für sich. Die Menschheit zerfällt also in Adamiten und Germanen. Was folgt daraus? Wenigstens so viel, daß die Germanen, besonders die Teutschen, da sie nicht von Adam abstammen, auch nicht der Erbsünde theilhaftig sind und nicht dafür zu büßen haben. Sie können also auch in dieser Beziehung ein besseres Loos erwarten. Die übrigen Nationen sind im Paradies geboren und wurden in der Person ihrer Stammeltern daraus verjagt und verurtheilt, für ihr Brod zu schwitzen und zu entbehren; die Teutschen haben, wenn auch nicht geschwitzt, doch entbehrt in freudeleeren skandinavischen Wildnissen und

sind bestimmt, allmälig in's Paradies und aus Nifl heim nach Mispelheim zu gelangen.

Es lassen sich noch einige Fragen und Bemerkungen hier anknüpfen.

1, Die Erfahrung lehrt, daß die Vermischung verschiedenäugiger Menschen von sonst angemessener Grundbeschaffenheit in der Regel die schönsten und talentvollsten Kinder hervorbringt. Ein schöner blauäugiger Mann wird mit einer schönen blauäugigen Frau nicht so vollkommene Kinder zeugen wie mit einer gleichschönen braunäugigen Frau. Dieß beruht auf einem genetischen Mischungsgesetz, ähnlich dem Gesetz, wonach eine Mischung von zwei verschiedenen Metallen ein drittes festeres gibt. Es scheint daraus zu folgen, daß die Verschiedenartigkeit der Menschen dazu vorhanden ist, um allmälig durch Vermischung das menschliche Geschlecht zu veredeln. Der Germanen sind aber im Verhältniß zu den Braunäugigen sehr wenige. Läßt sich daraus nicht vermuthen, daß sie so viel zum Geschäft mitzubringen haben, wie die übrigen alle zusammen? In gewisser Beziehung allerdings. Sie sind nicht zum eigentlichen Produziren, aber zum Befruchten bestimmt. Sie werden wie der Blüthenstaub der Pflanzen über den ganzen Baum der Menschheit verweht. Für sich selbst richten sie nichts aus, sie sind kein Ganzes, so wie auch die Slaven kein Ganzes sind und sein sollen. Die Romanen scheinen das Mittelding darzustellen und sie, die Mischlinge, sind es, die bis jetzt den größten Antheil an der praktischen Geschichte gehabt haben. Vielleicht wird auch das Vereinigungsgeschlecht der Zukunft das romanische sein, in welchem Germanenthum und Slaventhum aufgeht. Wer weiß, ob nicht alle Anfoderungen an die Teutschen so gut, wie an die Chinesen, ungerecht sind,

ſo lang nicht ihr Blut hinreichend mit fremdem verſetzt iſt. Die phyſiſchen Urſachen werden in der Geſchichte gar zu häufig überſehen und die Vermiſchung der Nationen iſt eins ihrer wichtigſten Kapitel. Dieſes Thema gewinnt ein beſonderes Intereſſe in Nordamerika, wo die Miſchung am Vielfältigſten vor ſich geht und die nächſte Ausſicht zu ſein ſcheint, als Reſultat derſelben möglichſt vollkommene Menſchenerſcheinungen, wenigſtens in phyſiſcher Beziehung, hervorgehen zu ſehn.

2, Wird es über etliche tauſend Jahre noch braune oder noch blaue Augen geben? Welche Farbe wird ſiegen? Preisaufgabe!

3, Welches Paar wird die vollkommenſte Nachkommenſchaft haben, ein blauäugiger Mann mit einer braunäugigen Frau, oder ein gleichſchöner braunäugiger Mann mit einer gleichen blauäugigen Frau? Muß der Mann oder die Frau braune Augen haben? Ich glaube, die Frau.*)

---

*) Mit dieſer Anſicht ſtimmt auch folgende Bemerkung Feuerbachs überein:

„Der wahre, der mit dem Leben, dem Menſchen identiſche Philoſoph muß gallo-germaniſchen Geblüts ſein. Erſchreckt nicht, ihr keuſchen Teutſchen, über dieſe Vermiſchung! Schon Anno 1716 haben dieſen Gedanken die Acta Philosophorum ausgeſprochen: „„Wenn wir die Teutſchen und Franzoſen gegen einander halten, ſo haben zwar dieſe ihre ingenia mehr Hurtigkeit, jene aber mehr Solidität, und könnte man füglich ſagen, das temperamentum gallico-germanicum ſchicke ſich am Beſten zur Philoſophie, oder ein Kind, welches einen Franzoſen zum Vater und eine teutſche Mutter hat, müßte (caeteris paribus) ein gut ingenium philosophicum bekommen.““ Ganz richtig; nur müſſen wir die Mutter zur Franzöſin, den Vater zum Teutſchen machen. Das Herz — das weibliche Prinzip, der Sinn für das Endliche, der Sitz des Materialismus — iſt franzöſiſch geſinnt; der Kopf — das männliche Prinzip, der Sitz des Idealismus — deutſch. Das Herz revolutionär, der Kopf reformirt; der Kopf bringt die Dinge zu Stande, das Herz in Bewegung ꝛc.“

4, Die blauen Augen bringen die Kraft, die braunen das Leben, die blauen den Zunder, die braunen das Feuer. Es ist bemerkenswerth, daß Napoleon, dieser Erzantideutsche, zum Theil aus deutschem Stoff entstanden, denn er hatte blaue Augen.

5, Darf Christus mit blondem Haar und blauen Augen gemalt werden? Die Maler wie die Romanschreiber könnten bei Vertheilung der Augenfarben sowohl in Bezug auf Nationalität, wie auch in Bezug auf Charakter oft viel naturwahrer zu Werke gehen. Welcher Maler wird einen alten Deutschen mit braunen Augen malen? Warum nun einen Orientalen mit blauen? Dieß mögte man vorzugsweise der Düsseldorfer Schule zur Beachtung empfehlen. Und doch kann eine (künstlerische) Wahrheit darin liegen, daß man Christus mit blauen Augen malt, denn das Christenthum ist seinem Hauptelement nach germanisch — es ist die Religion der Geprügelten.

6, Menschen mit violettscheinenden braunen Augen sind niemals gesund. Sie scheinen sich den Kakerlaken zu nähern. Findet sich zu dieser abnormen Bildung die Anlage und Fähigkeit auch unter blauäugigen Menschen? Sind die Kretinen in der Schweiz nicht ursprünglich Braunäugige gewesen?

7, Sollten weiße Kaninchen, weiße Mäuse ꝛc., welche immer rothe Augen haben, eine eigene Urgattung, oder sollten sie nicht vielmehr die Kakerlaken (Albinos, Kretinen) der Thiere sein? Haben die Eisbären rothe Augen?

8, Welche Augenfarbe ist vorherrschend bei den Fischen, welche bei den Vögeln? Bei den Säugethieren ist es die braune. Ich kenne außer ein Paar Fischarten nur zwei durchweg blauäugige Thiere: Krähen und Gänse.

9, Was ist der chemische Grund der Augenfarbe, ihrer Verschiedenheit und der übrigen mit ihr zusammenhangenden Erscheinungen des Körpers? Die Lösung dieser Frage, die ich von vornherein beantwortet haben würde, wenn ich gekonnt hätte, wäre vielleicht im Stande, die wissenschaftliche Bedeutung der Augenfrage entscheidend festzustellen.

Acht Jahre „Staatsdienst“,

oder:

Ein Stück Beamtenleben.

Nachdem Sie nun wissen, meine Freundinn, auf welche Weise ich einst holländischer Sergeant geworden, verlangen Sie auch das Nähere darüber zu wissen, wie ich preußischer Steuerbeamter geworden und gewesen bin. Sie mögten eine Vorstellung haben, „wie mir dieses Joch gesessen.“ Sie verlassen sich eben darauf, daß ich Ihnen nichts abschlagen kann, was ich Ihrer Schadenfreude zu bieten vermag, sonst würde ich Ihnen bloß mit den Worten des Aeneas antworten:

Infandum, regina, jubes renovare dolorem
(„O Königinn, du weckst der alten Wunde
Unnennbar schmerzliches Gefühl!“).

Sie werden denken, ich sei nach meiner Rückkehr von Batavia vollständig und für immer von der Romantik kurirt gewesen; aber Sie irren sich. Batavia bewi es mir bloß, daß ich den unrechten Weg eingeschlagen hatte. Ich war irriger

Weiſe nach Süden geſegelt; aber es gab noch einen Norden, Weſten und Oſten. Wodurch war es bewieſen, daß ich nicht unter Tſcherkeſſen, Franzoſen oder Yankees finden werde, was ich unter den Holländern vermißte? Ich wollte entweder nach dem Kaukaſus, oder nach Algier, oder nach Nordamerika und ließ es auf die Belehrung von Landkarten und Geographiebüchern, die ich zu dieſem Zweck ſtudirte, ankommen, welchem Plan ich den Vorzug geben ſollte.

Unterdeſſen war aber die Zeit herangerückt, wo ich an das königlich preußiſche Vaterland meinen Tribut als „einjähriger Freiwilliger" abzutragen hatte. Mich dieſem Vergnügen zu entziehen, gab es kein anderes Mittel, als das Deſertiren und zwar für immer. Zu dieſem Mittel konnte ich mich indeß nicht entſchließen, indem mich ein unbeſtimmtes Bedürfniß an Teutſchland feſſelte, und da um jene Zeit meine Vaterſtadt (Kleve) grade die Ehre hatte, das 17. Infanterieregiment und ſonſtiges buntrockiges Volk zu beherbergen, ließ ich mir kurzweg die Uniform anmeſſen und trat als zweiter Flügelmann an die Spitze des Regiments.

Mein Dienſtjahr war mir eigentlich nichts Anderes, als eine Uebungszeit für die Kunſt, das Militairweſen lächerlich zu machen und die Herren Officiere, die eine wunderbare Nachſicht gegen mich an den Tag legten, zu ärgern, „in wie außer dem Dienſt." Im Dienſt ärgerte ich ſie durch Verhöhnung der heiligen Verrichtungen, wodurch ein guter Unterthan in Uniform ſeinen König ehrt, und „außer dem Dienſt" durch die Geringſchätzung, womit ich die bunten Herren Vorgeſetzten in Geſellſchaften, namentlich in Geſellſchaft von Damen behandelte. Wie weit ich in dieſen deſtruktiven Beſtrebungen ging, mögen Sie aus folgenden Beiſpielen erſehen. Einſt hatte ich als „Gefreiter" (Vice-Unterofficier)

eine Wache außerhalb der Stadt zu kommandiren. Da kein Feind im ganzen Europa uns gegenüber ſtand, wollte mir die Nothwendigkeit nicht einleuchten, während der Nacht die Mannſchaft und mich des Schlafs zu berauben. Das Schlafen erſchien mir als eine ſo natürlich berechtigte Dienſtverrichtung, daß ich gar nicht bezweifelte, der Officier, welcher die nächtliche Ronde zu machen und die Wachen zu inſpiziren hatte, werde mit mir über dieſen Punkt ganz einverſtanden ſein. Ich kommandirte deshalb die ganze Mannſchaft auf die Britſche und legte mich als Vorgeſetzter an ihre Spitze. Als wir um Mitternacht im beſten Schlafe lagen, entſtand plötzlich ein Tumult und die ganze Mannſchaft ſtürmte hinaus, indem ſie mir zurief: „die Ronde, die Ronde!“ Nachdem ich mir hinlänglich Zeit genommen, mich anzukleiden und mein „Lederzeug“ umzuhängen, fand ich meine kleine Armee vor der Thüre wie die Pfäle in Reih' und Glied aufgeſtellt. Indem der Flügelmann mir zuflüſterte: „der Officier der Ronde — Gewehr präſentiren“ — ſah ich einige Schritte vor mir in der Dunkelheit eine Figur ſtehen, die ſchweigend dem Treiben zuſchaute. Um dieſen „Officier der Ronde“ dafür zu ſtrafen, daß er uns im Schlaf geſtört, ſtellte ich mich, als ſehe ich ihn nicht, und hielt an meine Mannſchaft folgende Anrede: „Ihr ſeid ausgezeichnete Soldaten. Ich hatte das Alarmzeichen geben laſſen, um zu verſuchen, ob ihr pünktlich auf eurem Poſten ſein würdet, im Fall der Feind uns überfiele, oder der Officier der Ronde unſern Dienſteifer auf die Probe ſtellte. Ich bin mit euch zufrieden. Wie der Blitz wart ihr auf dem Poſten, gerüſtet und kampfbegierig, wie es preußiſchen Soldaten ziemt. Jetzt paßt auf, was ich euch kommandire, und thut genau wie ich euch befehle: Achtung!! das Gewehr über

— die Heck'!" (Neben dem Wachthaus nämlich war eine Gartenhecke.) Kaum hatte ich das Wort aus dem Munde, so stürzte der Herr „Officier der Ronde" auf mich zu und schrie: „Herr, ich werde Ihnen lehren den Königlichen Dienst verhöhnen; Herr, Sie sollen auf die Festung, so wahr ich von Brehn heiße!"

„Herr Lieutenant, entgegnete ich mit besonderer Betonung, Sie haben zu viel Verstand, als daß Sie mich wegen eines schlechten Witzes auf die Festung bringen sollten." Und wirklich hatte der Lieutenant zu viel Verstand, er machte nicht einmal eine Anzeige, obschon er wegen dieser Nachsicht gegen solch hochverrätherisches Benehmen selbst riskirte auf die Festung zu kommen.

Ein ander Mal entdeckte das Argusauge des Kompagniechefs, daß dem Vaterland Gefahr drohte, weil meine Patrontasche nicht blank genug geputzt war, um die Herzschläge der Angst meines Hintermanns abzuspiegeln. Da er sich scheute, mir persönlich darüber Vorwürfe zu ertheilen, inspirirte er einen Soldaten, mir in seiner Gegenwart die Bemerkung zu machen, mein Bursche müsse ein fauler Kerl sein, da er meine Patrontasche nicht geputzt habe. Als der Soldat seinen Auftrag ausgerichtet, kam der Herr Kompagniechef, der nicht ahnte, daß ich Alles angehört hatte, herzu und fragte mich, was der naseweise Mensch wolle? Ich antwortete: „er wünschte die Emmericher Kirchmesse zu besuchen und da er weiß, daß ich bei Ihnen etwas gelte, läßt er durch mich um drei Tage Urlaub ersuchen." Der blamirte Kompagniechef wußte nichts Anderes zu thun, als den Urlaub zu gewähren.

Den bittersten Verdruß aber bereitete den Herren Officieren eine Demüthigung, welche ihnen mir zu lieb eine Frau angedeihen ließ. Ihre größte Aufmerksamkeit war

einer Dame zugewandt, welche die übrigen an Geist, Schönheit und Liebenswürdigkeit ungefähr in dem Grade überragte, wie der kommandirende General die Lieutenants an Macht. Einst auf einem Balle war ich mit dieſer Dame in eifrigem Geſpräch begriffen. Plötzlich macht der Haupttänzer, ein Lieutenant, ihr ſeinen Kratzfuß und erſucht ſie in der üblichen geiſtreichen und zuverſichtlichen Weiſe um die Ehre eines Tanzes. Sie ſchlug ſie ihm ab. „Seit die Frau Rittmeiſterinn*) mit einem Freiwilligen Bekanntſchaft gemacht, hat ſie, wie es ſcheint, für die Officiere keinerlei Aufmerkſamkeit mehr.“ „Sie wiſſen“, erwiederte die Frau Rittmeiſterinn (ohne mir Zeit zu einer Unbeſonnenheit zu laſſen), „daß ich eine Freundinn der Lekture bin; aber ich ſchätze die Bücher nicht nach ihrem Einbande. Es kommt mir auf den Inhalt an. So geht es mir auch mit den Männern. Alltägliche, flache Bücher blättert man höchſtens aus Langweile flüchtig durch, wenn keine andre vorhanden ſind, und wirft ſie dann in die Ecke; entdeckt man aber ein inhaltvolles, gediegenes Buch, ſo lieſ't man es mit Aufmerkſamkeit, man ſtudirt es, ja man ſucht es ſich anzueignen.“ Der Herr Lieutenant entfernte ſich bleich vor Wuth. Ich aber fühlte nicht einmal Schadenfreude; mein Gefühl war das der Bewunderung für eine Frau, welche ſo geiſt- und taktvoll ihrem Geliebten in einer Lage Satisfaktion verſchaffte, wo ein aufgeblaſener Gimpel die Ueberlegenheit ſeiner äußern Stellung zu ſeiner Demüthigung benutzen wollte.

„Man ſucht ſie ſich anzueignen.“ Die Aneignung war

*) Luiſe Moras, Tochter des Advokaten Moras zu Kleve, früher verheirathet an den Rittmeiſter Schiller.

damals ſchon eine Thatſache. Es ſind nicht unſere Anlagen, unſere Verhältniſſe und unſere Erziehung allein, was unſer Schickſal entſcheidet; der geringfügigſte Zufall kann trotz Allem den Ausſchlag geben. Ich hatte jene Frau öfter geſehen und ſie mich; aber ſie tadelte mich wegen meiner Tollheiten, obſchon ihr grade dieſe das meiſte Intereſſe einflößten, und ich ſie wegen ihrer Verachtung der Weltformen, obſchon ich es ihr hierin zuvorthat. Wir tadelten und mieden uns, ſo lang wir uns nicht kannten, ſo lang wir nicht wußten, was hinter den getadelten Eigenſchaften verborgen war. Ein reiner Zufall brachte uns allein zuſammen und nach einer einſtündigen Unterhaltung war unſer beiderſeitiges Schickſal entſchieden. Dieſe Stunde vernichtete alle meine Reiſepläne, ſchlug meine ganze abenteuerliche Phantaſterei nieder und machte mich zum königlich preußiſchen Steuerbeamten. Bis dahin hatte ich das Ende meines Dienſtjahres nur herbeigewünſcht, um nach dem Kaukaſus, nach Afrika, oder nach Amerika gehen zu können; jetzt dachte ich nur daran, meine Freiheit zur Gründung einer ſchlichten, bürgerlichen Exiſtenz zu benutzen.

Die Frau, deren Geſchick von nun an mit dem meinigen eins geworden, beſaß keine andere Schätze, als ihre perſönlichen Eigenſchaften und vier Kinder. Ich war nicht Phantaſt genug, um zu glauben, bloße Schwärmerei der Liebe reiche hin zur Ausfüllung der neuen Stellung, die ich einnehmen ſollte; ich begriff, daß ich zugleich eine ſchwere, proſaiſche Aufgabe zu übernehmen hatte und zu ihrer Erfüllung war raſcher Entſchluß, feſter Wille und ausdauernde Thätigkeit nöthig. Wovon exiſtiren? Vermögen hatte ich nicht; meine Studien hatte ich nicht vollendet; ein Handwerk hatte ich nicht gelernt. Wovon nun mich und eine ganze Familie

ernähren? Wer die Verhältniſſe in Preußen kennt, wird wiſſen, welche abſchreckende Unendlichkeit dort Jedem entgegenſtarrt, der namentlich in einer wiſſenſchaftlichen Karriere eine materielle Sicherung des Lebens ſucht.

Man empfahl mir, Beamter zu werden und zwar in der Steuerpartie, in welcher mehrere meiner Verwandten eine erträgliche Karriere gemacht hatten. Mit dem „Staatsdienſt“ und namentlich dem Steuerdienſt völlig unbekannt und mich unbeſtimmten Hoffnungen, wie ſie beim Eintritt in neue Verhältniſſe den Unerfahrenen zu beleben pflegen, gern überlaſſend, meldete ich mich daher als Aſpirant zum Steuerſupernumerariat. Zu Steuerſupernumerarien werden nur junge Leute genommen, welche das Gymnaſium abſolvirt haben. Sie machen ſich verbindlich, mindeſtens drei Jahre unentgeldlich auf einem Hauptſteueramt zu arbeiten; nach Ablauf dieſer Zeit können ſie angeſtellt werden und allmälig bis zu Steuerräthen vorrücken. In der Regel erhalten ſie auch ſchon innerhalb der drei Probejahre kommiſſariſche Beſchäftigungen mit Diäten, welche zwanzig Silbergroſchen für den Tag betragen.

Die Ehre, Supernumerar zu werden, iſt nicht ſo leicht zu erlangen, wie man glauben könnte, denn der Zulauf iſt gar zu groß. Was mich betrifft, ſo ſollte ich ſchon vor dem Eintritt in dieſe wichtige Stellung auf eine doppelt harte Probe geſtellt werden. Man hatte ein ganz beſonderes Vorurtheil gegen mich, weil man vernahm, daß ich nicht bloß als Student, ſondern auch als Soldat eine bedeutliche Unabhängigkeit und Unbändigkeit an den Tag gelegt, ein Ruf, zu deſſen Verbreitung die Herren Officiere nicht wenig beigetragen hatten. Da man ihn aber nicht als Grund einer Abweiſung benutzen konnte, glaubte man mich durch Schwie-

rigkeiten und Chikanen abschrecken zu können. Zunächst kostete es große Mühe und einen ganzen Stoß Papier, um nur die Zulassung als Bewerber zu erlangen. Als diese erreicht war, folgte das Examiniren, worauf man bekanntlich in Preußen so versessen ist, daß man sich nicht zu wundern brauchte, wenn plötzlich ein Gesetz vorschriebe, daß die Schweinehirten beim Avanciren zum Ochsenhirten zuvor ein Examen „am Phantom" ablegen müßten. Obschon ich das Gymnasium und die Universität besucht hatte, mußte ich doch, bevor ich als Supernumerar zu dem wichtigen Geschäft des Linienziehens und Abschreibens zugelassen wurde, mich von einem Steuerrath examiniren lassen. Der Mann legte mir allerlei unerwartete Spezialfragen vor, über die er sich wahrscheinlich erst im Konversationslexikon unterrichtet hatte, und zwar mit der Uhr in der Hand, um zu notiren, wie viel Zeit ich zur Beantwortung jeder Frage benutzte. Bekanntlich verstehen es die praktisch unbrauchbarsten Menschen mitunter am Besten, sich in die beengende Form eines Examens pressen zu lassen. Ich besaß diese Fähigkeit nicht, hatte überdieß die Gymnasialzeit schon vier bis fünf Jahre hinter mir und mein unterdeß freier gewordener Geist hatte den Schulstaub so ziemlich abgeschüttelt. So geschah es denn, daß ich den Examinator nicht befriedigte, wie leicht sich derselbe auch, wenn er nicht Pedant und Chikaneur sein wollte, überzeugen konnte, daß ich mehr allgemeine Bildung und Federfertigkeit besaß, als er. Es war unterdessen schon ein Jahr verflossen und ich war noch nicht weiter, als ich gewesen. Neue Schreibereien, neues Sollizitiren. Um mich definitiv abzuschrecken, stellte man mir anheim, mich bei einem Gymnasialdirektor zum zweiten Mal prüfen zu lassen und durch dessen Zeugniß nachzuweisen, daß ich die Kenntnisse eines angehen-

den Primaners beſitze. Man denke ſich einen jungen Mann, der ſich ſeit fünf Jahren bemüht hat, die unnützen Kenntniſſe eines preußiſchen Gymnaſiaſten zu vergeſſen, von Neuem in den Händen eines Schulpedanten, der ſeine Fähigkeit zum Steuerbeamten an Buttmann's Grammatik prüfen ſoll! Dennoch verſtand ich mich zu dem Examen und zwar — abermals ohne die Steuerverwaltung zu befriedigen, obſchon das erlangte Zeugniß jeder billigen Anforderung entſprechen mußte. Als ich auch jetzt mit meinen Geſuchen noch nicht nachließ, foderte man ein drittes Examen und ich ließ mich zum dritten Mal darauf ein, nachdem ich zuvor meine Schulbücher wieder durchſtudirt hatte. Dieß Mal fiel das Zeugniß noch beſſer aus, aber man war noch immer nicht dadurch zufrieden geſtellt. Man ſetzte daran aus, es erkläre nicht ausdrücklich, daß ich auch ſpeziell in Mathematik ꝛc. geprüft worden ſei, obſchon es beſagte, ich ſei „in ſämmtlichen Schulwiſſenſchaften" examinirt worden; man ſtellte mir daher frei, mich in dieſen beſondern Fächern, die zugleich meine ſchwächſten waren, von einem Gymnaſialdirektor oder einem Steuerrath nochmals prüfen zu laſſen. Da ich mir wegen meines Verhältniſſes nun einmal vorgenommen hatte, platterdings die Geduld nicht zu verlieren, ſo unterzog ich mich auch der vierten Prüfung. Sie fiel ſo genügend aus, daß man keinen Vorwand mehr finden konnte, mich nochmals abzuweiſen. So ward mir denn endlich nach anderthalbjährigen Bemühungen das große Glück zu Theil, in die Zahl der königl. preußiſchen Supernumerarien aufgenommen zu werden. Nur wer die Aufopferungsfähigkeit kennt, welche ein Verhältniß wie das meinige eingibt, wird begreifen können, daß ich den jugendlichen Trotz zu bemeiſtern vermogte, welcher mehr als ein Mal im Begriff war, dem

Provinzialsteuerdirektor ein Pasquill anstatt eines Anstellungsgesuchs einzuschicken. Wenn man später erfährt, zu welchen Dienstleistungen man mich benutzt hat, so wird man staunen über die „wissenschaftlichen" Anfoderungen, die an den Supernumerarkandidaten waren gemacht worden

Als Supernumerar auf dem Hauptsteueramt (zu Düsseldorf) hatte ich zwar den bestehenden Einrichtungen gemäß nur Handlangerarbeiten von Handlangern zu besorgen, die Bearbeitung des „Prozeßwesens" ausgenommen, die mir auf einige Zeit übertragen wurde; dennoch gelang es mir, meinen Geist so weit unter das übernommene Joch zu zwingen, daß der Provinzialsteuerdirektor meinen „Eifer zur Förderung meiner Ausbildung" und „meine praktische Brauchbarkeit" anerkannte. Nach anderthalbjähriger Gratisarbeit ward ich dafür mit einem Kommissorium als Thorempfänger zu Kleve belohnt. Ich hatte es also doch nach dreijährigen Bemühungen endlich zum „Geldverdienen" gebracht und der Familienvater in mir that sich auf seine 20 Sgr. Dieten noch mehr zu gut, als der Beamte. Meine Beschäftigung in Kleve war nicht die angenehmste, aber meine Stellung war ziemlich selbstständig. Ich saß vom Morgen bis zum Abend in einem kajütenähnlichen Amtslokal und ließ das Rindvieh die Revue passiren, dem ich den Paß in die Stadt zu schreiben hatte. Aber nicht bloß das Vieh, auch die Menschen standen unter meiner Kontrole und mein amtliches Gewissen, durch die beständige Aufsicht der Vorgesetzten wach erhalten, wurde bei dieser Funktion so geschärft, daß ich kaum den Ridikule einer Dame konnte passiren sehen, ohne zu denken, daß er möglicher Weise ein Stück Fleisch oder Brod in die Stadt einschwärze. Es ist eine schreckliche Funktion, diese Aufpasserei. Ein wahrer Steuerbeamter

zieht seine Nebenmenschen nur in so fern in Betracht, als sie schmuggeln oder nicht schmuggeln. Jeder Korb, jeder Sack, jeder Koffer, jede Füllung unter den Kleidern, ja sogar jede schwangere Frau ist ihm verdächtig, ist ihm ein Gegenstand der Jagd und des Diensteifers. Wenn nicht die Lust, einen Nebenmenschen zu fassen, ihn treibt, so treibt ihn die Furcht, eine Pflicht zu versäumen. Die Möglichkeit, daß etwas geschehe, was er verhüten sollte, quält und verfolgt ihn wie ein Gespenst, er mögte alle Taschen, alle Kleider, alle Mauslöcher, alle Winkel visitiren können, um sich zu überzeugen, daß die „königlichen Intraden" und das Interesse seiner Familie nicht verkürzt werden.

Das unmittelbare Visitiren und Spioniren war nun, glücklicher Weise, meine Funktion nicht. Ich hätte mich auch nie dazu verstanden. Es war dieß die Bestimmung der Steueraufseher und Thorwächter, dieser unglücklichsten der Sterblichen. Wer hat sie nicht schon an den Thoren „mahl- und schlachtsteuerpflichtiger" Städte gesehen, wie sie sich die Koffer aufschließen lassen, in die Körbe der Gemüseweiber hineintasten, mit klafterlangen Sonden die Heuwagen durchstechen ꝛc.? Dann aber muß man sie sehen, wenn sie einen armen Bauer oder ein Kind mit einigen Pfunden Fleisch erwischt haben, wenn sie mit zitternder Hand ihr Protokoll schreiben und mit gierigem Gesicht im Voraus berechnen, wie viel Pfennige Denunziantenantheil der Fang für sie abwerfen wird! Nur die Gewohnheit, die allmächtige, verbirgt dem Blick der Menschen das Empörende, welches darin liegt, daß von Staatswegen der eine Mensch zum Hetzhund und Auflauerer des andern gemacht wird, um ihm einen Bissen Brod abzujagen und dann seinen Antheil an der Beute auf die Seite zu schleppen. Es ist schon so viel über die Mahl-

und Schlachtſteuer geſchrieben worden, daß nichts Neues mehr darüber zu ſagen bleibt. Wenn unſere ſogenannten Staatsmänner für Vernunft- und Moralitätsgründe empfänglich wären, ſie hätten ſchon allein aus Rückſicht auf die demoraliſirende Jagd der Beamten gegen die ärmſten ihrer Nebenmenſchen jene nichtswürdige Steuer abgeſchafft.

In Kolliſionen mit meinen Vorgeſetzten war ich einſtweilen nicht gerathen. Die Hauptamtsmitglieder in Düſſeldorf waren entweder meine Verwandten, oder Bekannte meiner Eltern und behandelten mich human. Ueberdieß hat in dieſer Beziehung der Supernumerar etwas vor dem ſpäteren Beamten voraus; ſo lang er noch kein Geld verdient, hat man noch nicht das ganze Recht an ihn; erſt wenn er mit einem „feſten Einkommen“ von 240 Thalern jährlich beglückt wird, darf man ihm dafür das volle Maß der Hudelei einſchenken. Auf meinem Poſten zu Kleve, wo ich 240 Thaler Dieten „genoß“, hatte ich den erſten Vorgeſchmack ſpäterer Glückſeeligkeiten. Der Zufall führte mir einen alten, drei Zentner ſchweren, eben aus Holland daherkutſchirenden Rentier, einen Millionair, mit ſeiner Gemalinn als Schmuggler in die Hände und ich konnte nicht umhin, meine übernommene Pflicht gegen ihn wie gegen ſeine ſchöne Begleiterinn mit ungalanteſter Nachſichtloſigkeit zu erfüllen, wobei es ganz humoriſtiſche Szenen abſetzte. Der Rentier ſuchte ſich für die erlittene Bloßſtellung dadurch zu rächen, daß er mich wider alle Wahrheit einer unangemeſſenen Behandlung beſchuldigte, und es war mir zu Ohren gekommen, daß er dabei von Beamten, welchen meine Perſon nicht zuſagte oder welche mich wegen des Fanges beneideten, im Geheimen unterſtützt werden ſollte. Ich kam der Ausführung der Intrigue zuvor, indem ich eine humoriſtiſch ge-

haltene Darſtellung des ganzen Handels einreichte und den Rentier mit ſeinen Gehülfen in das wahre Licht ſtellte. Ich hatte dadurch einen großen Fehler begangen, ich war nämlich aus dem Kanzleiſtyl gefallen und den Formen der amtlichen Geiſtloſigkeit zu nah getreten. Man überzeugte ſich nun zwar, daß die Klage des Rentiers völlig grundlos geweſen, aber man verwies mir zum erſten Mal meinen Styl: „der Supernumerar Heinzen hat ſeinen Hang zum Sarkasmus künftig bei Abfaſſung von Berichten und amtlichen Verhandlungen zu unterdrücken“ ꝛc. Man ſah wahrſcheinlich voraus, wie viel Stoff man mir ſpäter noch zu „ſarkaſtiſchen“ Bemerkungen geben werde.

Doch bis jetzt war meine Aufgabe trotz allen Unannehmlichkeiten, ja Unausſtehlichkeiten ein wahres Kinderſpiel für mich geweſen. Ich wußte, für wen ich mich ihr unterzog, und ich fühlte mich für Alles reichlich belohnt. Aber das härteſte Examen, nach allen vorangegangenen, hatte ich erſt jetzt zu beſtehen. Der Examinator war ein Mann von exemplariſcher Strenge, Unerbittlichkeit, Fühlloſigkeit, Grauſamkeit. Er examinirte mich, und zwar ebenfalls die Uhr in der Hand, bis in die Nieren, bis in alle Faſern, bis in alle Atome. Er examinirte mich über alles Mögliche, Himmel und Hölle, Gott und Teufel, Vergangenheit und Zukunft. Meine Freundinn, Sie kennen dieſen Examinator, er nennt ſich: der Geheimrath Tod. Er erachtete es für nöthig, mir die Frau zu rauben, für die ich mich Allem unterzogen hatte, was mir zuwider, und Alles geopfert, was mir lieb war. Nach ſo vielen Examen, die ich für ſie beſtanden, ſollte ich jetzt ein ganz anderes ohne ſie beſtehen.

Wie viel Menſchen, meine Freundinn, werden nicht täglich begraben und zwiſchen Männern und Weibern macht man

gar keinen Unterſchied! Ein Weib zu begraben iſt eine eben ſo einfache Operation wie das Begraben anderer Menſchen: man beſchaut ſie noch einmal, legt ſie in einen Sarg, ſchließt ihn zu, trägt ihn in einen Wagen und fährt ihn nach dem Kirchhof. Das Alles hat gar keine Schwierigkeit. Dennoch iſt die Operation mitunter etwas angreifend, wenn man keine Uebung darin hat. Und ſo griff ſie auch mich ein wenig an. Ich verlor, obſchon mit exemplariſcher Geſundheit geſegnet, ſonderbarer Weiſe auf acht Tage allen Appetit, was einem Mann im königlichen Dienſt, der ſtete Rüſtigkeit verlangt, gar nicht paſſiren ſollte. Ja, ich war ſogar in wenig Tagen äußerlich wie innerlich auffallend zu meinem Nachtheil verändert, was ich ſchon aus Rückſicht auf meine Vorgeſetzten hätte vermeiden ſollen. Aber das Alles wurde, wie geſagt, durch Mangel an Uebung und perſönliche Schwäche verurſacht, ſonſt hätte ich ſicher nicht überſehen, daß dergleichen unbedeutende Vorgänge, wie eine Fahrt nach dem Kirchhof, keine dem „Königlichen Dienſt“ nachtheilige Wirkung auf die Stimmung haben dürfen.

Wie geſagt, das Begraben iſt eine einfache Operation, aber es gehört dennoch Uebung dazu. Wäre ich ein Todtengräber geweſen, wer weiß, ob ich nicht auch mein Weib hätte begraben können ohne meine Stimmung ſonderlich zu ändern. Ich wäre in der Todtengräberſtimmung geblieben. Aber ich hatte, wie geſagt, nicht Uebung genug und deshalb kam ich mit meiner Stimmung in einige Verlegenheit. Mag man ſeinen Willen noch ſo viel geübt haben, ich habe gefunden, daß über nichts der Wille weniger Macht hat, als über die Stimmung, namentlich wenn man allein vom Kirchhof zurückkommt und die Seinigen nicht alle zu Hauſe findet.

Wie gesagt, es muß der verdammte, verfluchte, infernalische Mangel an Uebung gewesen sein. Ich war erst 26 Jahre alt und in diesem Alter hat man eben nicht hinreichende Gelegenheit, sich die rechte, gleichmäßige Stimmung anzueignen. Sonst würde schon die Zerstreuung, welche mir meine interessanten Dienstverrichtungen darboten, meine Stimmung sofort wieder hergestellt haben.

Metzger A. ein Kalb versteuert für 22½ Sgr.

Metzger B. einen Ochsen versteuert für 8 Thlr.

Bäcker C. 6 Zentner Mehl versteuert.

Tabakshändler D. um 4 Uhr N. M. 10 Zentner fabrizirten Tabak an E. in Emmerich versandt.

Ellenwaarenhändler F. 4 Zentner Ellenwaaren von G. in Emmerich um 11 Uhr V. M. in die Stadt gebracht.

Von dieser Art, meine Freundinn, waren die Elegieen, durch die ich mir vom Morgen bis zum Abend die Stimmung zu erleichtern hatte, und dennoch wollte sich diese verwünschte, unerklärliche, unbegreifliche Stimmung nicht ändern. Wie gesagt, es mußte Mangel an Uebung sein, denn die Operation war so einfach wie möglich gewesen.

„Was hilft es viel von Stimmung reden?“ sagt der Theaterdirektor im Faust. Seiner Ansicht waren auch meine Vorgesetzten. Ich suchte acht Tage Urlaub nach, um zu versuchen, ob eine kleine Reise mir die Stimmung, die doch sonst so ausgezeichnet war und sich jetzt so verschlimmerte, daß ich sogar an Verlegung meiner Wohnung auf den Kirchhof dachte, nicht wieder herstellen könnte. Was sagten meine Vorgesetzten dazu? Sie sagten: „wenn die Gemüthsstimmungen des Supernumerars Heinzen einen nachtheiligen Einfluß auf seine Amtsführung äußern, so wird man auf

ſeine Erſetzung durch einen andern Beamten antragen müſſen."

Das ſagten meine Vorgeſetzten, indem ſie mir den Urlaub verweigerten. Sie werden ſagen, meine Freundinn, ich hätte mich ſelbſt und zwar für immer beurlauben, ich hätte dieſem entmenſchten Büreaukratengeſindel meine Stelle in's Geſicht ſchleudern ſollen. Ich dachte noch an ganz andere Dinge, ich dachte u. A. wieder an den Kaukaſus, an Afrika und an Amerika. Aber ich hatte nicht für mich allein zu denken. Es war leicht, mein Joch abzuwerfen und wieder ein Abenteuerer zu werden; aber würdiger war es, mich zu bezwingen und die Pflichten zu übernehmen, welche die Liebe zu einer Verſtorbenen und zu Allem, was ihr angehörte, mir auferlegte. Was gehörte ihr an? Vier Kinder.

Wäre ich nicht ein Teutſcher geweſen, ſo hätte ich auf Mittel geſonnen, meine neue Aufgabe auf anderm Wege zu erfüllen. Allein eine gewiſſe Beharrlichkeit der Pietät oder Romantik, wenn man es ſo nennen will, gebot mir, das Joch auch ferner zu tragen, das durch ein ſo ſchönes Motiv war geweiht worden. Ich ſteckte den Beſcheid meiner Vorgeſetzten ein, erdrückte meine Empörung, ſuchte mit mir fertig zu werden ſo gut es ging und ſetzte mich wieder in meine Kajüte, um Kälber und Ochſen verſteuern zu laſſen und Paſſageſcheine zu ſchreiben. Ich dachte damals nicht, daß alle meine Selbſtverleugnung und Ausdauer vergebens ſein und daß einſt die Verfolgung und die Noth des Exils, überhaupt des „Schickſals", den Kreis gewaltſam wieder ſprengen werde, den ich ſo ſorgſam gebildet hatte.

Nachdem ich drei Jahre und etliche Monate Supernumerar geweſen, wurde ich endlich als Steueraufſeher angeſtellt. Es gibt Steueraufſeher für die Mahl- und Schlachtſteuer,

es gibt Grenz- oder Zollaufseher, es gibt Aufseher für innere (Branntwein- und Brausteuer), auch gibt es berittene Aufseher. Als Regel stellt man auf, daß ein Supernumerar „von der Pike an" dienen müsse, obschon er zu den „höchsten Stellen" aufrücken kann. Dieß hat allerdings sein Gutes; es ist recht, daß ein künftiger Vorgesetzter kennen lerne, wie es seinen Untergebenen zu Muth ist. Aber da Supernumerarien in der Regel gebildetere Leute sind, während man die gewöhnlichen Aufseher aus der Reihe der Unterofficiere nimt, so sollte man sie wenigstens nicht so lang zu rohen und drückenden Verrichtungen gebrauchen, daß ihnen der „Dienst" durch und durch verleidet werden muß. Man scheint sie aber mit Gewalt in alle dienstlichen Formen kneten zu wollen, um alle Selbstständigkeit und Charakterkraft in ihnen zu vernichten, so daß sie als völlig gefügige Werkzeuge der Büreaukratie aus der harten Schule hervorgehen. Gibt es übrigens Söhne von Regierungsräthen, Geheimräthen ꝛc. zu versorgen, so läßt man sie vom Supernumerar gleich zum Assistenten, mindestens zum berittenen Aufseher avanciren.

Als meine Supernumerariatszeit zu Ende ging, suchte ich die Stelle eines berittenen Steueraufsehers nach, da ich mich nicht für schlechter hielt als einen Geheimrathssohn. Man schlug sie mir ab und berief sich auf die obenerwähnte Regel; eben so hatte man mir früher die Versetzung unter die Supernumerarien der Provinzialsteuerdirektion zu Köln aus dem Grunde abgeschlagen, weil ich nicht die erfoderliche „höhere Qualifikation" besitze. Es ist in der That überaus komisch, diese Herrn, unter welchen ich vom Provinzialsteuerdirektor bis zum Steueraufseher herab nicht einen einzigen kennen gelernt habe, der ein passables Teutsch geschrieben hätte, von „höherer Qualifikation" bei Besetzung

von Stellen ſprechen zu hören, zu deren Ausfüllung jeder aufgeweckte Schuljunge fähig wäre. Genug, ich hatte hier nicht die erfoderliche höhere Qualifikation, dort nicht die erfoderliche höhere Protektion und mußte mich glücklich ſchätzen, nach 3½jähriger Lehrzeit und beinah 5jährigen Bemühungen mit 240 Thlrn. Gehalt als Aufſeher bei der innern Steuer auf meine Koſten — bei ſo hohem Avancement erhält man keine Reiſevergütung — mit meinen vier Pfleglingen vierzig Stunden weit in eine öde, ſibiriſche Gebirgsgegend geſchickt zu werden. „Der bisherige Supernumerar Karl Peter Heinzen wird hierdurch zum proviſoriſchen Steueraufſeher ernannt und demſelben vertraut und auferlegt, daß er Sr. Majeſtät dem Könige aufrichtig ergeben bleibe, die Pflichten ſeines Amtes ſtets mit Sorgfalt, Fleiß und unwandelbarer Treue, den allgemeinen geſetzlichen Beſtimmungen, ſo wie den auf ſeine Stellung beſonders anwendbaren Vorſchriften nach, rein und gewiſſenhaft, ohne Furcht und Nebenabſichten erfülle und überhaupt, ſo viel derſelbe nach Maßgabe ſeines Wirkungskreiſes es vermag, zum Wohl des Vaterlandes, des königlichen Hauſes und jedes getreuen Unterthanen beizutragen ſich bemühe. — So lang dieſe Anſtellung proviſoriſch dauert, kann der Karl Heinzen ohne weiteres Verfahren, wenn ſeine Dienſtleiſtungen nicht befriedigen, durch Entſcheidung der vorgeſetzten Verwaltungsbehörden wiederum entlaſſen werden, in welchem Falle ihm diejenigen Anſprüche verbleiben, welche er gegenwärtig, indem ihm dieſes Amt übertragen wird, haben möchte. — Nach Verlauf von zwei Jahren kann er auf definitive Anſtellung antragen, die, wenn nicht beſondere Gründe entgegenſtehen, nicht verſagt werden wird.“

Dieß war das beglückende Dokument, welches mich zum „proviſoriſchen“ Aufſeher machte. Dieſe Methode der proviſoriſchen Anſtellung iſt eine ächt büreaukratiſche Erfindung. Man ſichert ſich dadurch die Macht, dem armen Teufel, welcher in den drei Jahren des Supernumerariats noch nicht zahm genug geworden, noch zwei Jahre lang das Damoklesſchwert der möglichen Entlaſſung über den Kopf zu hängen. Ueberdieß wird dadurch in die lange Wartezeit, welche er jetzt bis zum Aufrücken in eine andere Stelle vor ſich hat, einige Variation gebracht. Wird er nämlich nach zwei Jahren „definitiv“ angeſtellt, ſo vermehrt man in der Regel gleichzeitig ſein Einkommen von 240 auf — man denke! — auf 250 Thlr., und ſollte er ſich dann in den erſten Jahren erkühnen, wieder eine beſſere Stelle zu wünſchen, ſo kann man den Unbeſcheidenen darauf verweiſen, daß er ja erſt vor Kurzem „definitiv“ angeſtellt und um 10 Thlr. jährlich bereichert worden ſei! Der Bereicherte kann ſich nun, wenn er nicht „Protektion“ hat, darauf gefaßt machen, als „definitiver“ Aufſeher („permanenter“ ſollte es heißen) 5—6—8 Jahre umhergehudelt zu werden, bis er, völlig gebrochen und demoraliſirt, an Geiſt und an Ehre abgeſtumpft, zum Aſſiſtenten (mit 3—4—500 Thlrn.), oder zum Oberkontroleur (mit 5—600 Thlrn.) befördert wird.

Mit dieſen Ausſichten bezog ich meinen neuen Stationsort, das Städtchen Gummersbach im „Bergiſchen“, 12 Stunden hinter Elberfeld. Ich war noch in meinen beſten Jahren, zwar ſchon in mancher Schule des Lebens geprüft, aber ungebeugten Muthes, voll Phantaſie und Lebensluſt. Wie wenig mir alſo meine Stellung zuſagen mogte, wird man ſich vorſtellen können. Aber ich hielt die Ausdauer in derſelben für eine Probe meiner Fähigkeit, übernommene

Pflichten zu erfüllen, und war noch zu ehrlich-dumm um daran zu zweifeln, man werde mit der Zeit zwischen mir und den vielen Ungebildeten oder gar Lumpen, die ich in ähnlichen Stellungen kennen gelernt hatte, einen Unterschied zu machen wissen. Ich war in der That so dur: aus teutonisch ehrlich, daß ich nicht im Stande gewesen wäre, ein selbst von Büreaukraten mir geschenktes Vertrauen auch nur in Kleinigkeiten zu mißbrauchen. Ich sagte die Wahrheit und wollte sie geglaubt wissen; mit meiner übernommenen Pflicht nahm ich es durchaus genau, glaubte dann aber auch erwarten zu dürfen, daß man nichts Unmögliches von mir verlange und nicht die infame büreaukratische Maxime bei mir anwende, „das Unmögliche zu fodern, damit das Mögliche geleistet werde." Man hat mich, wie ich aus spätern Vorgängen erkannte, oft genug wegen Schurkereien beobachtet und verdächtigt, an die ich niemals nur mit einer Ahnung gedacht, die ich nie für möglich gehalten hatte.

Daß man mich nach und nach anders beurtheilte, als im Anfang, beweis't z. B. folgende Stelle aus einer Verfügung des Provinzialsteuerdirektors: „Heinzen hat dem Anschein nach eine Vorbildung (trotz der früher vermißten „Qualifikation"), welche ihm die Aussicht gewährt, nicht immer(!) auf der Dienststufe (Aufseher) stehen zu bleiben, die er jetzt einnimt. Er hat sich diese Vorbildung wahrscheinlich in der Absicht angeeignet, sich einer andern Laufbahn zu widmen, als die ist, welche er später eingeschlagen hat. Seine Verhältnisse vor dem Eintritt in den Steuerdienst waren von der Art, daß sie ihn in soziale Berührungen mannigfacher Art gebracht haben, welchen er einen Theil seiner Zeit zu widmen gewohnt ist. Mit diesen Ansprüchen an das gesellige Leben ist Heinzen in sein gegenwärtiges Amt getreten" ꝛc.

Welche Folgerungen wird nun eine vernünftige und humane Logik an dieſe Zugeſtändniſſe knüpfen? Offenbar etwa dieſe: „weil Heinzen in geiſtiger wie in geſelliger Beziehung mehr Anſprüche zu machen hat, als ſein Poſten befriedigen kann, darum ſoll man ihm eine angemeſſenere Stellung anweiſen, wenn es ohne ungerechte Bevorzugung geſchehen kann. Eine ſolche Bevorzugung verlangt er nicht, wie er ſchon oft erklärt hat; er verlangt vielmehr nur, daß man ihm, nachdem er den „praktiſchen Dienſt" hinlänglich kennen gelernt, eine ſeinen Fähigkeiten und ſeiner „Vorbildung" angemeſſene Beſchäftigung gebe, damit er ſich und dem Allgemeinen nütze, was er nützen kann; er verlangt nur, daß man nicht bloß ſeinen Körper benutze, dagegen ſeinen Geiſt unter die Füße trete und ſeinen Charakter maltraitire" ꝛc. Statt dieſer Konſequenzen aber zog der Herr Provinzialſteuerdirektor wörtlich folgende: „Das Maß der mit einer gewiſſen Dienſtſtelle verbundenen Leiſtungen kann nicht nach der Perſönlichkeit des Inhabers derſelben genommen werden" ꝛc. „Von dem Inhaber einer gewiſſen Stelle muß verlangt werden, daß er die derſelben anklebenden Verpflichtungen vollſtändig und gewiſſenhaft erfülle" ꝛc. — folglich kommt die Schuld nicht auf mich, der ich den Heinzen ſo lange Zeit zu ſo unangemeſſenen Verrichtungen zwinge, während ich angemeſſenere genug in Bereitſchaft habe, ſondern auf den Heinzen, welcher die Kaprice beſitzt, für unangemeſſene Stellungen nicht angemeſſen zu ſein. Dieß arabiſche Pferd iſt zu gut für den Miſtkarren und würde ſich beſſer zum Reitpferd eignen; da aber der Miſtkarren fodert, daß das Pferd, welches man ihm vorſpannt, ihn ziehe, ſo muß das arabiſche Pferd den Miſtkarren ziehen, obſchon man hundert andere bereit hat, die ſich an ſeiner Stelle glücklich ſchätzen würden. Dieß iſt

büreaukratiſche Logik. Doch ich habe vorgegriffen und muß zuvor den Miſtkarren beſchreiben, an welchen man mich geſpannt hatte.

Meine neue Beſchäftigung beſtand darin, in einem Bezirk, welcher ungefähr die Hälfte des landräthlichen Kreiſes umfaßte, die Brennereien, die Brauereien und die Chauſſeen zu kontroliren. Dieſe Geſchäfte werden auf folgende Weiſe verrichtet. Bevor man ſeinen Wohnort verläßt, verfügt man ſich auf das Steueramt und wirft dort in einen verſchloſſenen Kaſten, wozu der vorgeſetzte Oberkontroleur und Oberinſpektor den Schlüſſel hat, einen Zettel, worauf nachgewieſen iſt, welche Route man für den Tag einſchlagen und welche Orte man beſuchen will. Auf dieſe Weiſe iſt man ſchon am frühen Morgen gebunden, einen beſtimmten Dienſt zu verrichten, und begeht man dabei eine Vernachläßigung, Abweichung oder Täuſchung, ſo hat der Vorgeſetzte, wenn er unerwartet in den Ort kommt, ſofort das Mittel in der Hand, den Faullenzer oder Betrüger zu fangen. Doch dieſe Schlinge genügt noch nicht. Der Aufſeher muß nicht bloß durch Andre kontrolirt werden, er muß ſich auch noch ſelbſt kontroliren. Zu dieſem Zweck führt er ein Tagebuch. In dem Tagebuch zeichnet er ſich ebenfalls, bevor er ſeinen Marſch antrit, die Route vor und trägt dann bei der Ausführung des Dienſtes jede Verrichtung nach Ort und Zeit in den beſtimmten Rubriken ein, ſo daß, wenn er Abends aus ſeinem Bezirk zurückkehrt, das Tagebuch die Benutzung der Tageszeit in Uebereinſtimmung mit dem Zettel in dem verſchloſſenen Kontrolekaſten genau nachweiſ't. Die geringſte Abweichung zieht Denunziation, Vernehmung, Unterſuchung, kurz ein ganzes Gefolge von Inquiſition nach ſich.

Als Maß der Verrichtungen waren durchschnittlich 10 Dienststunden, in welchen 5—6 Stunden zu Fuß gemacht werden mußten, für jeden Tag vorgeschrieben. Mochte das Wetter gut oder schlecht sein, mochte es regnen oder schneien, mochte man ein Privatgeschäft haben oder nicht, mochten die Brennereien in Thätigkeit sein oder still liegen — das war Alles einerlei, es mußten täglich die 10 Dienststunden nachgewiesen werden. Wäre ein Erdbeben entstanden und hätte es die ganze Gegend das Unterste oben gekehrt — jedenfalls würde, wenn nach Beendigung der Affaire der Provinzialsteuerdirektor herzugekommen wäre, er zunächst den Aufsehern das Tagebuch abgefedert und nachgesehen haben, ob sie durch die allgemeine Kalamität auch an der Aufbringung von täglich 10 Dienststunden gehindert worden seien. Ob die 10 Stunden ausgefüllt werden konnten oder nicht, ob die Ausfüllung nöthig war oder nicht, darauf kam es nicht an, das hatte der Aufseher nicht zu untersuchen; genug, sie waren in der vom Provinzialsteuerdirektor durch harte Geistesarbeit hervorgebrachten Instruktion vorgeschrieben und deshalb mußten sie nachgewiesen werden.

Wie sie ausgefüllt wurden, muß noch kurz angegeben werden. Die Hauptaufsicht erstreckt sich auf die Brennereien, deren jede längstens alle drei bis vier Tage revidirt werden muß. Der Aufseher sucht sich der Brennerei möglichst ungesehen zu nähern, trit rasch in dieselbe hinein und ergreift die an einem bestimmten Ort niedergelegte Betriebsnachweisung, welche genau angibt, wie der Betrieb der Brennerei an jedem Tag beschaffen sein, welches Gefäß gefüllt, welches leer, ob die Maische, woraus der Branntwein gemacht wird, frisch in den Bottich gemengt, ob sie in steigender, ob sie in abnehmender Gährung ist ꝛc. Diese Betriebs-

nachweiſung in der Hand, ſchnüffelt nun der Aufſeher in jedem Gefäß umher und überzeugt ſich, ob der Zuſtand desſelben mit dem vorgezeichneten Plan genau übereinſtimmt. Stimmt er nicht, ſo macht er ein Protokoll. Den Befund trägt er jedes Mal pünktlich in die Nachweiſung und zugleich in das Tagebuch ein, z. B. ſo: „um 12 Uhr Mittags zum Brenner N. gekommen. Blaſe mit Lutter. Bottich Nr. 1 leer, Nr. 2 in abnehmender, Nr. 3 in ſteigender Gährung, Nr. 4 friſch eingeteigt. Um 12¼ Uhr beim Brenner M." ꝛc. So geht es von einem Tag zum andern, von einem Ort zum andern, von einem Brenner zum andern. Man wird glauben, wer ein ſolches Geſchäft ſechs Wochen lang verrichte, müſſe blödſinnig werden. Nun, ich nehme ein günſtiges Vorurtheil für mein Gehirn in Anſpruch, denn ich habe das geiſtreiche Geſchäft über drei Jahre lang verrichten müſſen und bin doch der Irrenanſtalt entgangen. Wer die Kürze des menſchlichen Lebens in Betracht zieht, wird erkennen, was es heißt, drei Jahre lang ſich ſolchen „Staatsgeſchäften" zu widmen.

Doch das Geiſttödtende und Ermüdende dieſer Geſchäfte war noch nicht deren ſchlimmſte Seite; es kommt noch die moraliſche in Betracht. Ich meine damit nicht die ſich von ſelbſt verſtehende Gehäſſigkeit des Belauerns und Unterſuchens ſelbſt bei Leuten, welche alles Zutrauen verdienen, ſondern ich meine die Unmöglichkeit, den geſtellten Anforderungen auf die Dauer zu genügen, und dieſer Unmöglichkeit gegenüber die ſchergenmäßige, büreaukratiſche Aufſicht der Vorgeſetzten, welche die Unmöglichkeit zur Möglichkeit gemacht wiſſen will. Dieß führt denn die meiſten Aufſichtsbeamten dahin, ſich auf die Kunſt des L ü g e n s zu verlegen und ſchriftlich allerlei Dienſte nachzuweiſen, während ſie in

Wirklichkeit vielleicht nicht einen Fuß vor die Thüre gesetzt hatten. Bei diesen Lügen risiren sie ihr Amt zu verlieren wenn sie ertappt werden; lügen sie aber nicht, so riskiren sie es zu verlieren weil sie die Unmöglichkeit nicht zur Möglichkeit machen konnten. So schlagen sich die Meisten zwischen Scylla und Charybdis durch und erwerben sich den Ruf fleißiger Beamten, weil sie monatlich ihre 300 Dienststunden im Tagebuche nachweisen konnten. Daß sie dabei auf die Nachsicht der Brenner, welche sie zu kontroliren haben, Rechnung machen müssen, um nicht wegen falscher Einzeichnungen in die Betriebsnachweisungen verrathen zu werden, versteht sich von selbst; auch handeln sie sehr häufig im Einverständniß mit ihren nächsten Vorgesetzten, welche das nämliche Mittel anwenden müssen, um ebenfalls übertriebene Anforderungen zu befriedigen.

Soll auch noch die finanzielle Seite der Sache zur Sprache kommen, so stelle man sich vor, wie es möglich sei, mit Familie von 240 Thlrn. zu existiren, wenn man täglich 10 Stunden außerhalb des Hauses zubringen, also auswärts essen, ja nicht selten schlafen muß. Zieht man dieß Alles in Betracht, so wird man zugestehen, daß die „königlichen Beamten" sehr häufig ein elenderes Leben führen, als Tausende von „Proletariern", welche wenigstens die Freiheit von den amtlichen Fesseln voraus haben. Mich setzten ein Paar tausend Thaler, die ich unterdessen von meinen Eltern geerbt hatte, in Stand, der „Versorgung des Staats" einstweilen noch zu Hülfe zu kommen. Ohne solchen Zuschuß wäre ich mit den Meinigen in Elend und Schulden versunken.

Unter allen den tausend Beamten, welche ein solches Leben führen, gibt es nicht einen einzigen, der den Muth hätte, die

Uebel seiner Stellung zur Sprache zu bringen *). Daraus folgt u. A., daß die „hohen Behörden" nichts an der Sache auszusetzen wissen und Den für einen Querulanten, Opponenten ꝛc. erklären, welcher nicht Lust hat, sich für die „Staatsversorgung" zum Lump und Sklaven machen zu lassen. Ich komme damit auf die Vorstellungen, welche ich meinen Vorgesetzten machte, nachdem ich meinen Dienstbezirk kennen gelernt und mich von der Unmöglichkeit, das Gefoderte zu leisten, überzeugt hatte. Mich mit Lügen durchschlagen wollte ich nicht und strengte alle Kraft an, um dieselben unnöthig zu machen. Aber aller Anstrengung ungeachtet erhielt ich eine Rüge über die andere wegen ungenügender Dienstleistungen. Die Brenner machten mir höhnische Bemerkungen über meine häufigen Besuche, an die sie gar nicht gewöhnt seien; meine Vorgesetzten machten mir drohende Bemerkungen über die seltenen Besuche, an die sie (nach den Tagebüchern) gar nicht gewöhnt seien. Beständige Ermahnungen und Rügen von der einen, beständige Repliken und Remonstrationen von der andern Seite. Es hatte, trotz allen meinen Aufforderungen, noch nie einer von den Beamten, welche über meine Dienstleistungen und Versicherungen in oberer Instanz aburtheilten, meinen Bezirk außerhalb der Landstraße bereis't, weil er ihnen zu beschwerlich war. Dennoch warfen sie unbedenklich meinen Versicherungen Un-

*) Als ich schon aus dem Steuerdienst ausgeschieden war, wurde ich im Namen der zahlreichen Steueraufseher der Stadt Köln um Anfertigung einer Kollektivpetition ersucht, in welcher sie dem Könige das Traurige ihrer Lage, namentlich in finanzieller Beziehung, vorstellen wollten. Ich fertigte die Petition an, als sie aber fertig war, hatten die Petenten sämmtlich wieder den Muth verloren sie einzureichen und duldeten und hungerten schweigend weiter.

wahrheit und meinen Anstrengungen Unzulänglichkeit vor. Ich mogte sagen und nachweisen und vorrechnen, was ich wollte. Alles half nichts. Man urtheile nach folgenden Details aus einer meiner Vorstellungen, ob meine Angaben Berücksichtigung oder Untersuchung verdienten:

„Ohne mit allen örtlichen Verhältnissen der Provinz bekannt zu sein, glaube ich kühn behaupten zu dürfen, daß sie keinen zweiten so ausgedehnten und dabei so beschwerlichen Kontrolebezirk enthält, wie der Bezirk des Untersteueramts Gummersbach. Den Stationsort als Mittelpunkt angenommen, so läßt sich um denselben herum in einer Entfernung von circa 3 Stunden ein Kreis ziehen, welcher 7—8 Ortschaften durchschneidet, die der Gewerbstellen wegen stets besucht werden müssen. Innerhalb dieses Kreises, der also 6 Stunden im Durchmesser hat, liegen in 40—50 Ortschaften gegen 100 Brennereien und Brauereien, außerdem noch 3 Barrieren verstreut. Die vierte Barriere liegt über 5 Stunden von hier und von der gegenüberliegenden letzten Gewerbstelle 8 starke Stunden entfernt. Der in den ermüdendsten Krümmungen sich windende Weg zu allen jenen Ortschaften führt, einige Strecken Chaussee abgerechnet, beständig hohe Berge (oft von der Höhe des Siebengebirges) hinauf und hinunter, bald über scharfen Felsengrund, bald durch Sumpf und Morast. Im Sommer sind die Touren in solchem Terrain überaus anstrengend und erschöpfend, dabei greifen sie wegen der beständigen außerordentlichen Transpiration die Gesundheit sehr an; im Winter und Herbst sind sie nicht minder schädlich wegen der unvermeidlichen fortwährenden Erkältungen, die man sich bei den langen Märschen durch Nässe und mannhohen Schnee zuzieht. Ja, des Schnees halber, der sich namentlich in den Thälern und

Hohlwegen oft zu außerordentlicher Höhe anhäuft, ist das Ausgehen in hiesiger Gegend mitunter lebensgefährlich und Tage lang unmöglich. Dieser große und beschwerliche Bezirk nun ist vertheilt unter zwei Fußaufseher, die, wenn sie sich keinen einzigen Ruhetag gönnen wollen, zur Revision der jedem Einzelnen zugetheilten Gewerbstellen durchschnittlich 4 Tage gebrauchen müssen, außerordentliche Geschäfte, wie Vermessungen neuer Geräthe, Insinuation von Zahlungsauffoderungen ꝛc. gar nicht gerechnet. Nimt man nun bloß den fünften Tag nach so anstrengender viertägiger Arbeit als Ruhetag an, so geht schon daraus hervor, daß jede Gewerbstelle statt alle 2—3, eigentlich nur alle 5—6 Tage revidirt werden kann. Dabei darf von umsichtiger Eintheilung und Anwendung der Kontrole nach einzelnen, vielleicht besonders kontrolebedürftigen Orten nicht die Rede sein, denn die mindeste Abweichung von der zur möglichst befriedigenden Führung des Tagebuchs oder der Revisionsnachweisungen erfoderlichen Eintheilung könnte, wenn sie auch dem Interesse des Dienstes noch so sehr enspräche, nur auf Kosten des diensthuenden Beamten geschehen, indem ihn die häufigere Revision der einen Brennerei nicht wegen des seltneren Besuchs einer andern bei der nachrechnenden Kalkulatur entschuldigen würde. Der Beamte muß hier mehr auf sich, als auf den Staat, mehr auf das Tagebuch, als auf den Dienst bedacht sein ꝛc.*)"

*) Die Quälereien und Rechnereien mit den Tagebüchern gingen so weit, daß sogar der Generaldirektor Kuhlmeier zu Berlin dieselben in einer Verfügung vom 30. Januar 1840 ganz in meinem Sinn also rügte: „Unbemerkt kann ich nicht lassen, daß es bedenklich ist, Beamten, deren Pflichttreue und Diensteifer bekannt sind, auf Grund solcher Revisionen der Tagebücher in's Kleinliche gehende Vorhaltungen zu machen und leicht dahin führen

An einem andern Orte heißt es: „Der Unterzeichnete erfreute ſich ſtets einer ſolchen Geſundheit und Körperkraft, daß er ſich nicht entſinnt, in dieſer Beziehung ſeines Gleichen gefunden zu haben. Trotz Dem hat er in B. körperliche Leiden empfunden, die er früher nie gekannt. Namentlich Bruſtſchmerzen und Gicht ſind ihm früher nur dem Namen nach bekannt geweſen; in B. hat er ſie auch aus Erfahrung kennen gelernt. Ich bin überzeugt, daß unter 100 Beamten nicht 10 Das 3 Jahre lang zu leiſten im Stande ſind, was ich während meines Hierſeins abgemacht habe, ohne ihre Geſundheit total zu ruiniren. Trotz aller Anſtrengung iſt es mir indeß nicht möglich geweſen, den Vorſchriften zu genügen. Der Steuereinnehmer S. hat mir mehrere Male verſichert, der frühere Aufſeher E. habe kaum zu Pferde die Touren abmachen können, die ich mitunter zu Fuß abmache; der Oberkontroleur St., den ich einige Male durch den Bezirk begleitet, hat ſich geäußert, daß er mir in den Bergen mit ſeinem Pferd auf die Dauer nicht habe beibleiben können. Aber trotz dieſer glücklichen Fußgängergabe hat es mir nicht gelingen wollen, mit den Anforderungen Schritt zu halten, welche die Vorſchrift an mich macht."

An einem andern Orte heißt es: „Ich ſpreche wiederholt die ſchon mehrere Male offen und gewiſſenhaft ausgeſprochene Ueberzeugung aus, daß nie und nimmer von dem bisherigen ſchwachen Perſonal der Dienſt zweck- und vorſchriftmäßig verrichtet werden kann; daß die Klagen über zu wenig Reviſionen nicht aufhören können, ſo lang kein Sukkurs erfolgt; daß die Rechtfertigung der Beamten ſtets ohnmächtig bleiben

---

kann, die Beamten zu entmuthigen, ſie zu verleiten, ihre Dienſtverrichtungen in einen nachtheiligen Mechanismus zu bringen und ſich zu beſchränken, nur für ſickernde Aufſtellung der Tagebücher zu ſorgen."

muß, ſo lang ihre Gründe nicht unterſucht werden; daß endlich die Ueberbürdung von zwei Beamten dem Staat mehr Nachtheil bringen muß, als die Erſparung des Gehalts für einen dritten Vortheil gewährt, indem, abgeſehen von den daraus entſtehenden Unannehmlichkeiten und Schreibereien, durch die nothwendig mangelhafte Kontrole das Steuerintereſſe leidet und, was die Hauptſache iſt, die Zuverläßigkeit der Beamten gewaltſam vernichtet, ihre Moralität durchaus verderbt wird. Nach vergeblicher und nicht anerkannter Anſtrengung aller Kräfte müſſen dieſelben zuletzt erſchlaffen und dann iſt der nächſte Schritt entweder ein freiwilliger Rücktritt, welcher die Ehre rettet, oder ein erzwungener Betrug, welcher, mit Abwälzung der Schuld von dem eigenen Gewiſſen, wenigſtens die Stelle zu retten ſucht. Ich nenne wiederholt den hieſigen Aufſichtsdienſt eine bedenkliche Aufgabe und eine böſe Schule für einen rechtlichen Beamten. Unter den gegenwärtigen Verhältniſſen hat der Ehrliebende und Gewiſſenhafte hier nur unverdiente Vorwürfe und Kränkungen zu erwarten; am Beſten werden Leute von nachgiebigem Gewiſſen und leichter Moral beſtehen können: ſie werden, ihre Abgeſchiedenheit von den Vorgeſetzten benutzend, aus dem Umſtand, daß *mehr* von ihnen verlangt wird, als ſie thun können, mittelſt einer pſychologiſch begründeten Ausgleichungs-Philoſophie ſich leicht das Recht vindiziren, *weniger* zu thun; ſie werden ſich mit den Bremern à tout prix in gutes Vernehmen ſetzen, die Reviſionen auf ihrer Stube abhalten und ihre Dienſttouren auf dem Papier machen. Der tapferſte Fußgänger wie das ſchnellſte Pferd iſt die — Feder. Schließlich noch die allgemeine Bemerkung, daß manche Uebelſtände längſt abgeſchafft und manche Kolliſionen vermieden wären, wenn die Beamten es mehr

für ihre Pflicht hielten, ihren Vorgesetzten gegründete Klagen gewissenhaft und freimüthig vorzutragen, als sie in feiger Klugheit mit Stillschweigen zu übergehen und Andern zu überlassen, sich durch eine offene, mit der ihrigen freilich kontrastirende Sprache in den unverdienten Ruf übertreibungsfüchtiger Opponenten zu bringen. Rechtgemäße Beschwerde ist nicht feindseelige Opposition, sie kann es der Gerechtigkeit gegenüber nicht sein, und wahrheitliebende Offenheit hat der Sache jederzeit mehr genützt, als serviles Umgehen und angedienende Gunstschleicherei. Der Person ist dieser Nutzen freilich nicht immer gesichert, denn, wie Lichtenberg sagt, vom Wahrsagen läßt sich eher leben in der Welt, als vom Wahrheitsagen."

Ich frage Jeden, der die Sprache der Wahrhaftigkeit kennt, ob sich in diesen Vorstellungen Mangel an gutem Willen ausspricht, selbst Dienstleistungen zu verrichten, zu denen ich gemacht war wie die Fleischgabel zum Misthaken? Ich frage Jeden, der ein Gefühl für Recht und Unrecht hat, was er auf solche eindringliche Vorstellungen als Provinzialsteuerdirektor gethan haben würde? Ja, was hat der Herr Geheimrath gethan? Meine Angaben nach wie vor für Unwahrheiten erklärt, ohne sie untersuchen zu lassen; nach wie vor die Mangelhaftigkeit meiner Dienstleistungen getadelt, ohne die Möglichkeit besserer erproben zu lassen! Andere Beamten, hieß es, haben ihren Tagebüchern zufolge mehr gethan, als du; daß sie in diesen Tagebüchern gelogen haben, muß erst bewiesen werden, ehe es geglaubt wird. Ich sollte also die Anderen denunziren und als Lügner demaskiren, um zu beweisen, daß ich selbst ein ehrlicher Mann sei. Andere Mittel wußte der büreaukratische Verstand nicht aufzufinden. Später habe ich eine von fünf Beamten,

welche in meinem Bezirk angeſtellt geweſen, unterſchriebene Erklärung beigebracht, worin dieſelben auf ihr Ehrenwort die Richtigkeit aller meiner Angaben bezeugten. Glaubt man, das habe geholfen? Ein Ehrenwort gilt bei der Büreaukratie nicht; ein Tagebuch aber gilt. Ich mogte verſichern, ich mogte ſchreiben, ich mogte beweiſen, was ich wollte — Alles umſonſt. Ich war in eine Stellung zur Büreaukratie gerathen, worin ich ihr ein Unrecht beweiſen wollte, und darin beſtand das meinige. War mein Recht auch noch ſo unzweifelhaft, ſo beging ich doch dadurch ein Vergehen, daß ich es geltend machen wollte der unfehlbaren Büreaukratie gegenüber. Ich hatte als Untergebener, als Aufſeher, als Werkzeug, als Lump zu ſchweigen und zu dulden; mein Sprechen war Oppoſition und Oppoſition iſt Verbrechen. Ich finde auf eine der Antworten, die ich von dem Provinzialſteuerdirektor erhielt, als Gloſſe die Worte geſchrieben:

Contra vim directoris
Non est medicamen vis Hectoris.

Als ich in meiner unerträglichen Stellung ſo lang ausgeharrt hatte, daß ich glaubte, alles Menſchenmögliche geleiſtet zu haben, begann ich auf Verſetzung anzutragen. Eine pekuniaire Verbeſſerung verlangte ich noch gar nicht, ich trug bloß den Wunſch vor, eine mehr geiſtige Beſchäftigung zu erhalten. Da man mir ſchon oft vorgerückt, ich habe nicht genug „höhere Qualifikation“ bewährt — höhere Qualifikation beim Bergſteigen und Tagebuchſchreiben! —, ſo ſuchte ich ein Urtheil über meine Befähigung durch außerdienſtliche Proben zu begründen. Ich legte daher meinem Geſuch einige Kapitel der „Reiſe nach Batavia“ bei, die ich damals für den Druck vorbereitet hatte. Darauf erhielt ich folgende

Stylprobe als Bescheid: „Wenn Sie die Zweckmäßigkeit einer Versetzung durch die Behauptung, daß Sie vermöge des Standpunktes von wissenschaftlicher Bildung, auf welchem Sie sich befänden, sich besser für den sedentairen, als den Aufsichtsdienst eignen würden, beweisen wollen, und zur Bekräftigung Ihrer Behauptung die anliegend zurückfolgenden, größten Theils auf ein früheres abenteuerliches Leben Bezug habenden Skripturen eingereicht haben, so machen wir Ihnen bemerklich, daß der Inhalt jener Schriftstücke gar nichts für Ihre Behauptung beweis't und daß Sie Ihren Zweck verfehlt haben." Bevor ich diesen Bescheid erhielt, hatte ich Gelegenheit, einen der Regierungsräthe zu sprechen, welche auf der Provinzialsteuerdirektion über das Schicksal der armen Beamten entscheiden halfen. Er versicherte mir, daß er die eingereichten Fragmente aus der „Reise nach Batavia" mit dem größten Interesse gelesen habe, und sprach sich überhaupt sehr günstig gegen mich aus. Später, als mir durch Zufall meine geheimen Personalakten zu Gesicht kamen, fand ich, daß das Konzept zu dem mitgetheilten humanen Bescheide von der Hand — jenes Regierungsraths geschrieben war. Der Ehrenmann verdient, daß ich ihn namhaft mache: er war ein Vetter des bekannten Ministers von Kamptz. Er galt für einen ganz achtenswerthen Mann und ich hätte ihm eine solche büreaukratische Falschheit niemals zugetraut. Aber man lernt, wie ich später dem Provinzialsteuerdirektor zu bemerken Gelegenheit fand, „seine Leute besser von hinten als von vorn kennen."

Die Erwähnung der „Reise nach Batavia" bringt mich auf meine außerdienstlichen Beschäftigungen. Ich war damals noch sehr belletristisch gesinnt und beschäftigte mich in meinen Mußestunden mit Versemachen und ähnlichen Arbei-

ten. Meine Dienſtverrichtungen waren ſogar ſolchen Beſchäftigungen nicht ungünſtig, denn ich hatte mitunter Stunden weit zu gehen und über die Berge zu klettern, ohne nur ein Haus, geſchweige eine Brennerei anzutreffen, und auf ſolchen einſamen Wanderungen machten ſich die Verſe von ſelbſt. Ich kannte jeden Weg, jeden Bach, jeden Baum, ja, ich mögte ſagen, jeden Stein der ganzen Gegend auswendig, ſo oft hatte ich ſie nach allen Richtungen hin durchkreuzt. Der Denkungsart meiner Vorgeſetzten hätte es entſprochen, wenn ich dennoch nur an meinen „Dienſt" gedacht, wenn meine Phantaſie ſich nur mit Branntweinblaſen, „Maiſche" und dergleichen poetiſchen Gegenſtänden beſchäftigt, wenn ich beim Heraustreten aus der einen Brennerei ſofort nur darauf geſonnen hätte, wie ich die nächſte, vielleicht Stunden weit entlegene am Beſten beſchleichen könne. Und in der That war ich in gewiſſer Beziehung vor ſolcher Denkungsart nicht immer geſichert, denn mein Geiſt hatte ſich ſchon ſo lang und ſo viel mit dem „Branntweinbrennereibetrieb" beſchäftigen müſſen, daß mir mitunter die Berge, die ich zu überklettern hatte, wie lauter Branntweinblaſen, aus welchen die Bäche als „Lutter" hervorrieſelten, und die Thäler wie Maiſchbütten vorkamen, in welchen ich oft bis an die Kniee durch die „Maiſche" des Moraſtes hindurchwaten mußte. (Wie gern hätte ich ein Protokoll über dieſe ordnungswidrige „Einmaiſchung" gemacht!) Aber trotz dieſer branntweinbrenneriſchen Durchdringung meines Kopfes brachte ich es doch nicht dahin, wohin meine Vorgeſetzten mich gern gebracht hätten. Als ich mich einſt bei einem der Herren Regierungsräthe oder Departementsräthe über das Geiſttödtende meiner Beſchäftigungen beklagte, erwiederte mir der Mann, „dieſelbe biete doch vielfache Gelegenheit zur

Spekulation dar!“ Spekulation! Ich war schon bereit, mir einige philosophische Werke anzuschaffen, um herauszubringen, wie ich meine Stellung am Besten zur Spekulation benutzen könne, als mich der Herr Departementsrath durch eine nähere Erläuterung auf die rechte Fährte brachte. Er meinte nämlich, ich habe vielfache Gelegenheit, zu spekuliren, ob und wie die Branntweinbrenner die „königlichen Intraden“ oder das „Interesse fisci“ verkürzten und wie sie dabei am Besten zu fassen seien.*)

*) Um den wahren Steueraufsehergeist, oder den amtlichen Spekulationsgeist, zu charakterisiren, der alle Vorstellungen von einer Gehässigkeit seiner Funktionen glücklich abgestreift hat, so daß er als „in den Geist des Dienstes“ völlig eingedrungen betrachtet werden kann, schreibe ich hier ein Paar Stellen aus einer praktischen Anleitung ab, die ein alter Steueraufseher, welcher Verbindlichkeiten gegen meine Familie hatte, mir aus Erkenntlichkeit nach meiner Anstellung zukommen ließ:

1. „Man muß die gewerbtreibende mit Achtung und Anstand behandeln, denn wie besser man sie behandelt Jemehr lust haben sie am geschäft, und desto mehr abgaben werden dem Staate zugetheilt, auch kan der Steuerbeamte dadurch manche endeckung machen, daß einer den andern verräth, und zwar dadurch daß wenn einer defrodiert auch dadurch den Brantwein wohlfeiler verkaufen, und den andern dadurch schadet.“

2. „Ist es eben selbst bei den Brennknechten der Fall wenn man die mit Achtung behandelt dann setzen sie ein gewisses zutrauen in den Beamten und wenn man sich dann zuweilen mit ihnen unterhält, dann hört man bald von den einen oder andern etwas wo man sich nach richten und dadurch leichter auf die spur kommen kann, auch ist es zuweilen der Fall, daß Sie mit ihren Brodherren uneinig werden und dann auch etwas verrathen.“

3. „Wenn man ein heimliches Gefäß vermuthet muß man ganz unbemerkt beobachten, so lange bis man ungefehr ermittelt hat, wo es sich befindet, man muß nicht gleich die Sache uber eilen, sondern nur mit lachen und spazen, bis man die Sache gewiß hat, dann zugreifen“ ꝛc.

Siehst du, lieber Leser? Dieser Steueraufseher hatte Anlage zur „Spekulation“ und „höhere Qualifikation“.

Wenn doch einmal ein Beamter der Polizei, in welcher die Spekulation erst recht zu Hause ist, ein preußischer Vidocq, seine Memoiren schriebe!

Wenn Jemand einen Artikel über Spekulation in eine Enzyklopädie zu schreiben hat, so bitte ich ihn, den Wink des kölnischen Departementsraths nicht unbeachtet zu lassen.

Trotz aller pflichtschuldigen Spekulation auf die Branntweinbrenner spekulirte ich, wie gesagt, auch auf die Literatur. Das wußten die Herren Vorgesetzten und diese Spekulation war ihnen ein Dorn im Auge, obschon ich meinem „Dienst“ nicht eine Minute darum entzog. Ich sollte ausschließlich und ganz auch außer der Dienstzeit dem „Dienst“ angehören; so lang ich noch an andere Dinge, als an den geistreichen „Dienst“, zu denken im Stande war, verdiente ich nicht dasjenige Vertrauen, welches allein auf Berücksichtigung Anspruch verleihen konnte; so lang ich nicht vom „Dienst“ träumte, nicht „Dienst“ aß, „Dienst“ schwitzte, „Dienst“ betete, kurz so lang ich neben dem Büreaukratendiener auch noch ein Mensch blieb, so lang konnte man sich nicht überzeugen, daß ich mit Leib und Seele ein „königlicher Beamter“, daß ich ein tüchtiger und innig verwachsener Leibeigener der Büreaukratie werden würde. Diese Dienstlichkeit brachte mich sogar einmal auf den Gedanken, dienstliche, nämlich Steuergedichte (Mahlsteuergedichte, Schlachtsteuergedichte, Branntweinsteuergedichte, Braumalzsteuergedichte, Tabakssteuergedichte, Moststeuergedichte, Rheinzollgedichte, Grenzzollgedichte ꝛc.) zu schreiben und sie dem Provinzialsteuerdirektor zu dediziren. Wenn ich dem Tadel wegen meiner undienstlichen Geistesthätigkeit neben der dienstlichen den Einwand entgegenstellte, man möge mir eine Stellung anweisen, in welcher der Geist auch dienstlich mehr in Anspruch

---

Herr Dunker, Sie erstes spekulatives Genie der preußischen Menschenfänger, fühlen Sie keine Lust?

genommen werde, ſo erwiderte man mit dienſtlichen Impertinenzen von der Art der vorhin mitgetheilten. Um mein amtliches Verhältniß in Bezug auf außerdienſtliche Geiſtesthätigkeit anſchaulich zu machen und überhaupt dieſen Gegenſtand näher zu beleuchten, laſſe ich auch hier wieder eine Auseinanderſetzung folgen, die ich dem Provinzialſteuerdirektor auf Veranlaſſung ſeiner Erinnerungen einreichte. Das Ironiſche in derſelben brauche ich nicht beſonders hervorzuheben.

„Sofern meine literariſche, an ſich gewiß nicht tadelnswerthe Liebhaberei und Beſchäftigung mich nicht in Verfolgung eines beſtimmten Lebenszweckes gehindert, habe ich keine Urſache gehabt, mich darüber zu beklagen oder ſie zu unterdrücken, da ſie mir manche edle Freude bereitet und mir im ſozialen Verkehr oft ein Erſatzmittel für Eigenſchaften oder Attribute dargeboten hat, von denen ſo Mancher eine eben ſo ſehr gemißbrauchte wie unverdiente Ueberlegenheit borgt.

„Als ich in die Beamtenkarriere eintrat, hinderte mich meine Vorliebe für literariſche Beſchäftigung nicht an der Ueberzeugung, daß der Ausbildung in meinem Berufsfach und der gewiſſenhaften Erfüllung meiner Amtspflicht jeder Nebenzweck nachſtehen müſſe, indem das Amt durch keine fremdartige Eigenſchaften für Vernachläßigungen entſchädigt werden könne; zugleich aber hielt ich es für zu weit gegangen, wenn ich der Erreichung jenes Hauptzwecks alles Andre gänzlich aufopfern ſollte, auch wenn derſelbe *ohne* dieſe Aufopferung erreicht werden konnte. Daß Letzteres möglich iſt, hat mir ſowohl eigne Erfahrung wie das Beiſpiel ſo vieler ausgezeichneter Männer bewieſen, welche bis in die höchſten amtlichen Stellungen hinauf ohne Vernachläßigung ihrer Amtspflicht eine neben derſelben oft ganz heterogene litera-

riſche Thätigkeit entwickelten, zu der ich weder den Fleiß, noch die Kenntniſſe, noch die Talente beſitze. Zugleich aber habe ich mich überzeugt, daß, wenn es mir auch möglich geweſen wäre, das literariſche oder poetiſche Element gänzlich aus meiner Natur auszuſcheiden und mir den Beamten, wie man zu ſagen pflegt, in Saft und Blut übergehen zu laſſen, ſelbſt jetzt übergehen zu laſſen, wo mir meine amtliche Stellung ſo drückend wenig geiſtige Beſchäftigung darbietet, daß, ſage ich, daraus weder meiner Perſon noch meinem Amt ein reeller Vortheil erwachſen wäre. Eine zu weit gehende amtliche Einſeitigkeit ſcheint mir nachtheiliger zu ſein, als eine ihr die Waage haltende literariſche Vorliebe; jene ſchadet dem innern Menſchen, indem ſie den Geiſt tödtet, das Gefühl abſtumpft, die Geſinnung herabzieht und den Charakter verwiſcht, dieſe ſchadet, bei ſonſt vernünftigen Begriffen von Amtspflicht und gewiſſenhafter Erfüllung derſelben, nur dem äußern Menſchen, dem Avancement, indem ſie mehr, als die ſtille Amtsthätigkeit, dem allgemeinen Urtheil anheimfällt und dadurch leicht den ſo oft ungerechten Verdacht erregt, daß ſie nur auf Koſten der äußerlich im Hintergrund ſtehenden Amtsthätigkeit geübt werde. Ihren Nutzen pflegt man dabei zu überſehen, indem man ſie bloß auf das Angenehme gerichtet glaubt und keine unmittelbare günſtige Wirkung auf das Amt aus ihr hervortrit. Was ich hier andeuten will über den Nutzen literariſcher Beſtrebungen auch für den Beamten, das ſcheint mir namentlich in Bezug auf die Steuerbeamten beachtenswerth zu ſein und zwar in zweierlei Betracht: erſtens in Bezug auf die Perſon an ſich und zweitens in Bezug auf ihr Verhältniß zum Publikum. Es iſt bei aller pflichtgemäßen Parteinahme nicht zu leugnen, daß ein ſehr großer Theil des Steuerbeamtenperſonals, namentlich

in den untern Stellungen, an einem Mangel feſter Grundſätze, ehrenhafter Geſinnung, veredelnder Geiſtes- und Charakterbildung laborirt, deſſen böſen Wirkungen, ſo weit ſie das nackte fiskaliſche Intereſſe und den Dienſtmechanismus treffen, durch die ſchärfſte, ſchonungsloſeſte Kontrole entgegengearbeitet wird — eine Kontrole, die zwar die Wirkungen zu verhüten ſucht, aber die Urſachen nicht zu heben vermag, die zwar als unaufhörlich angewandtes Palliativ wirkſam iſt und, wie die Peitſche das Pferd zum Laufen, ſo den Beamten zur Thätigkeit und Treue für den Augenblick antreibt, aber keine intenſive moraliſche Wirkung, keinen Selbſttrieb zur Erfüllung ſeiner Obliegenheiten in ihm zurücklaſſen kann. Letztern dürfte ſie ſogar in nicht ganz unabhängigen und ſelbſtſtändigen Charakteren zerſtören, ſofern ſie das Ehrgefühl nicht reſpektirt, welches Den, der es beſitzt und es geehrt ſieht, ſicherer kontrolirt und antreibt, als alle Furcht und alle Strafen vermögen. Sobald die Kontrole dermaßen verſtärkt und ausgedehnt wird, daß nur auf *ihre* Rechnung alle Pflichterfüllung der Kontrolirten geſetzt werden kann, daß mithin die Führung und Wirkſamkeit des Selbſtthätigen wie des Gezwungenen nur eine gemeinſame, demüthigende Urſache zu haben ſcheint, lernt das Ehrgefühl ſich für überflüſſig anſehen, es verzweifelt an ſich ſelbſt, es ſucht kein Vertrauen mehr zu rechtfertigen, weil ihm keines geſchenkt wird, und löſ't ſich in jene kluge, ſpekulirende Folgſamkeit auf, deren Verdienſt dienſtliche Oſtentation, deren Zweck die Befriedigung des perſönlichen Intereſſe iſt. Daß Ehrenhaftigkeit und diejenige Gewiſſenhaftigkeit, welche nicht bloß den Vorgeſetzten, *ſondern auch* ſich ſelbſt genug zu thun ſtrebt, nicht die ſtarke Seite ſo mancher Steuerbeamten bilden, dürfte zum Theil in dem Umſtand, daß früher die Auswahl

der anzuſtellenden Subjekte beſchränkter und mehr auf die Klaſſe ungebildeter Unterofficiere hingewieſen war, zum Theil auch in den nothwendigen, auf die Moral nicht günſtig wirkenden Uebeln zu ſuchen ſein, welche die amtliche Thätigkeit ſelbſt mit ſich bringt. Zu dieſen nothwendigen Uebeln rechne ich z. B. das Ausſpieniren von Geſetzwidrigkeiten, die unbedingte Pflicht der Denunziation und die Belohnung durch Denunziantenantheile, das zur Gewohnheit, zur andern Natur werdende Mißtrauen gegen das Publikum ꝛc. ꝛc. Außerdem miſchen ſich auch manche nicht nothwendige, aber nur zu oft geduldete Uebel ein, z. B. das ſtets genährte Mißtrauen der Beamten unter ſich, von denen Einer den Andern opfert, ſo daß alle Treu' und aller Glaube unter ihnen ausgerottet wird; alle die unedlen Mittel, ſich bei den Vorgeſetzten zu inſinuiren, durch Anträgereien, Verdächtigungen, Kriechereien, Schweifwedeleien u. ſ. w. die Schwierigkeit des Avancements zu heben und ſchuhputzerartig ſich, ich mögte ſagen, durch die Schuhbürſte, die eben ſo gut zum Schwarzmachen wie zum Säubern dient, den Weg zu einer höhern Stelle zu bahnen. Gegen alle ſolche Unwürdigkeiten und moraliſche Schäden gibt es keine beſſere Bürgſchaft, als ein für das Schöne der Literatur empfängliches Gemüth und einen durch Kultivirung der äſthetiſchen Seite des Lebens gebildeten Charakter, der gelernt hat, gegen ſeine Entwürdigung zu wachen. Ich ſage damit natürlich nicht, daß man, um ein tüchtiger und ehrenhafter Steuerbeamter zu ſein, nothwendig Aeſthetik ſtudirt, den Homer und Virgil auswendig gelernt, den Shakespeare und Göthe inne haben müſſe ꝛc. ꝛc. Allein der Geſchmack an geiſtigen Dingen ſcheint mir doch eher zu fördern als zu erdrücken nöthig, und wo ſich an einem Beamten ein geiſtiges Streben, eine auch

den höhern Gebieten des Geistes zugewendete Natur kund gibt, da sollte man sie meiner Ansicht nach, so lang sie nicht erwiesen die Erfüllung der Amtspflicht beeinträchtigt und die derselben bestimmten Kräfte absorbirt, nicht bloß dulden, sondern eben als einen Vorzug betrachten, der vermöge seiner Wirkung auf Charakter und Gesinnung (vom Geist ganz abgesehen) und als Gegenhalter gegen schlimmere Richtungen grade der Amtspflicht zu gut kommt. Eine solche Zugabe dürfte aber dem Beamten nicht bloß in Bezug auf seine Person und seine Amtswirksamkeit an sich, sondern auch in Bezug auf seine Stellung zum Publikum zu Statten kommen. Selbst meine geringfügige literarische Thätigkeit, obschon sie sich in meinen ungünstigen Verhältnissen zu einigen, den Philistern anstößigen Lokalschreibereien verleiten ließ, hat mir gezeigt, daß sie ein wirksames Mittel war, nicht bloß mich, sondern auch meine Stellung im Auge des Publikums zu heben und mir manche Demüthigung zu ersparen bei Leuten, die den Menschen gern nach seinem Titel taxiren und behandeln. Zugleich bildet es von der dem Publikum feindlich zugewandten und von demselben in der Regel feindlich betrachteten Stellung des Steuerbeamten einen versöhnenden Uebergang, wenn sich an ihm auch Sinn und Anlage für andere Dinge kundgibt, als für einseitige Betreibung Dessen, was Sicherung und Erhöhung der Steuern zum Zweck hat. Selbst ein Protokoll erscheint nicht so gehässig, wenn der Verfasser desselben auch Gedichte und andere Dinge schreibt, die allgemein interessiren und gleichsam eine humane oder ästhetische Folie unterlegen. Ueberdieß gewährt es dem Steuerbeamten eine ausgleichende Satisfaktion, wenn er den Beamten anderer Verwaltungen, z. B. den Juristen, welche auf die Steuerverwaltung als in eine niedrigere Ordnung

gehörig mit Achſelzucken herabzuſehen pflegen, auf dem Gebiete des Geiſtes etwas zu bieten vermag" ꝛc.

Glaubt man, derartige Vorſtellungen hätten auf die verhärteten und verſteinerten büreaukratiſchen Seelen oder Köpfe den mindeſten Eindruck gemacht? Höchſtens lachte man darüber, nannte man mich einen Phantaſten und machte dem unruhigen Steueraufſeher, der platterdings ſeinen Verſtand nicht los werden konnte, eine üble Note mehr auf die Rechnung.

In meiner dienſtlichen Stellung machte ich unterdeſſen doch einen bedeutenden Fortſchritt. Ich erhielt nämlich auf meine Eingaben, worin ich u. A. daran erinnerte, daß die Kampagnejahre doppelt zählen und ich in meinem Bezirk die Kampagnejahre des Steuerbeamten durchgemacht, meine „definitive Beſtallung" ſchon vor Ablauf der feſtgeſetzten zwei Jahre. In dieſer „Beſtallung" (von „Stall" herrührend?) heißt es u. A.: „Zugleich wird ihm der Rang und jede den Steueraufſehern zukommende Gerechtſame hiermit beigelegt". Welche Ehre, welches Glück! Mein Gehalt blieb übrigens auf der anſehnlichen Höhe von 240 Thlrn. ſtehen und in meinen Dienſtverrichtungen trat keine Erleichterung ein. Um meine Geſundheit nicht zu ruiniren, ſchaffte ich mir daher ein Reitpferd auf eigene Koſten an. Jetzt ging es an ein „Dienſtverrichten", als ob die wilde Jagd durch das bergiſche Land gezogen wäre. Aber obſchon ich mein Pferd beinah zu Schanden ritt, konnte ich dennoch nicht Alles ſo leiſten, wie die nun einmal für alle Fälle feſtgeſtellte Inſtruktion es verlangte. Bei manchen Branntweinbrennern hatte ich durch meine häufigen Beſuche, denen ſie, weil ſie nicht daran gewöhnt waren, eine perſönliche Malice zuſchrieben, und durch energiſches Auftreten, welches ihr Be-

nehmen mitunter erforderte, mich ziemlich verhaßt gemacht, obſchon mich die beſſern um ſo mehr reſpektirten. Bald wollte man mich durchprügeln, bald ſchimpfte man mich aus *), bald ſollte ich in einem einſamen Thal oder Wald erſchoſſen werden, bald vergiftete man aus Bosheit meinen treuen Begleiter, meinen Hund, der den glorreichen Namen Menzel trug, bald verleumdete man mich ꝛc. — Alles Folgen meiner dienſtlichen Gewiſſenhaftigkeit, die aber den Herren, welche mir in Köln auf dem grünen Tiſche mit der Feder nachritten, nicht genügte. Nicht, was ich in der

*) In meinen Papieren finde ich eine amüſante Probe des Branntweinbrennerſtils. Gegen einen Brenner, einen früheren Schulmeiſter, der drei Stunden von meinem Stationsort entfernt in einem abgelegenen Winkel wohnte und den ich im Verdacht hatte, daß er ſeine Abgeſchiedenheit zu Kontraventionen benutzte, hatte ich einſt wegen unerlaubten Gebrauchs ſeiner Geräthe ein Protokoll gemacht, denn es blieb mir in meiner Stellung nur übrig, entweder der übernommenen Verpflichtung gemäß ſtreng auf die Befolgung der Geſetze zu halten, oder mir durch eine eigenmächtige Nachſicht bedenkliche Blößen zu geben. Als ich das nächſte Mal zu dem geweſenen Schulmeiſter in's Haus kam, hielt er folgende Standrede an mich: „Ich habe mich ſtets mit den Beamten gut vertragen; Sie ſind der Erſte, der mir ein Protokoll macht. Ja, ja, Sie ſind äußerſt gewiſſenhaft. Sie werden mich aber nicht hier aus meinem Orte wegholen. Sie ſuchen hier etwas. Als Sie das erſte Mal hierher kamen, hab' ich gleich geſehen, daß Sie in mein Haus nicht paſſen. Sie ſind zu groß. Sie verfluchter Schweinepelz, ſolche Niederträchtigkeiten ſind mir in meinem Leben nicht vorgekommen, ſo ein verdammter Apoſtel iſt mir noch nie erſchienen." Da ich mir nie eine Inhumanität gegen die Brenner erlaubte, duldete ich auch keine Beſchimpfungen. Ich mußte daher den Schulmeiſter vor Gericht bringen, wo er wegen Mangels an Zeugen noch glücklich mit den Koſten davon kam. Später, als er ſich überzeugt hatte, daß ich nur meine Pflicht that, war er voll von Reſpekt und Gefälligkeit. Kam ich im Dunkeln zu ihm, ſo begleitete er mich mit der Laterne bis auf die Landſtraße und ſo oft ich mein Pferd an ſeine Thüre feſtband, bat er mich, ein wenig auszuruhen und „mein Pferdchen ſo lang in den Stall zu werfen."

Wirklichkeit that und ausrichtete, nur was Schwarz auf Weiß das Tagebuch ihnen vorlog, stellte die Herren zufrieden. Als ich mich denn endlich überzeugte, daß ich weder zu Pferd noch zu Fuß der unerbittlichen Instruktion genug thun konnte und nur das Schwarz auf Weiß die Entscheidung lieferte, gab ich mich ebenfalls an's Lügen. Ich kam auf einfache Weise schon durch mein Pferd dazu. Mit Hülfe desselben (ich habe schon in einzelnen Fällen vor lauter Langeweile 3 Stunden in ½ Stunden zurückgelegt) erreichte ich manche Brennerei weit schneller, als zu Fuß, und ich ließ das Thier laufen, wo ich konnte, weil es mir natürlich in der Seele zuwider sein mußte, öde, langweilige, hundert und tausend Mal begangene Wege im Krebsschritte zurückzulegen. Durch diese schnelle Bereisung meines Bezirkes kam ich aber mit meinem Tagebuch in Kollision. Das Tagebuch mußte seine zehn Dienststunden haben und ich machte mein Tagewerk in der Regel in fünf bis sechs Stunden ab, konnte aber dann doch nicht des bloßen Tagebuchs wegen eine neue Reise antreten. Um die Differenz auszugleichen, mußte ich also bei meinen Eintragungen eine spätere Stunde angeben, als diejenige war, in welcher ich die Brennereien revidirte. Ritt ich z. B. um 7 Uhr ab und erreichte eine 3 Stunden entlegene Brennerei um 8½ Uhr, so hieß es in der Eintragung: um 10 Uhr die Brennerei revidirt. Natürlich mußte dabei mitunter auch der Zustand des Betriebs anders angegeben werden, als er augenblicklich gefunden war, und so zog ein Falsum das andre nach sich und gewöhnte die eine Lüge an die andre. Das ist „Staatsdienst", das ist Beamtenleben mit „höherer Qualifikation!"

Die Lüge diente mir übrigens nur zu Aushülfe, nicht zum Ersatz der Dienstleistungen. Ich that immer noch was ich

konnte, um mir ſelbſt genug zu thun. Wenn ich an dieſe Zeiten zurückdenke, ſo läuft mir noch jetzt die Galle über. Ich bin auf den unwegſamen Bergen meines Bezirks mehrere Male in der augenſcheinlichſten Gefahr geweſen, mit meinem Pferde den Hals zu brechen oder im Schnee zu verſinken; ich opferte meine Geſundheit und mein Geld; ich langweilte mich bis zum Ekel; ich wandte mit Widerſtreben meiner innerſten Natur Kniffe und Lügen an; ich kämpfte Jahre lang mit den kleinlichſten Erbärmlichkeiten und Quälereien — und das Alles wofür? Verkennung und büreaukratiſche Flegeleien waren mein Lohn! Und wie kam ich zu meiner unverantwortlichen Ausdauer in ſo empörenden Verhältniſſen? Durch die Thorheit, welche mir einredete, daß ich die betretene Laufbahn nicht wieder verlaſſen dürfe und die übernommenen Pflichten zu erfüllen in der übrigen Welt keine Gelegenheit mehr finden werde! Gewiſſenhaftigkeit iſt eine ſchöne Sache, aber vielleicht nur in Teutſchland kann ſie den Menſchen zum Dummkopf machen. Ein Hauptfehler der teutſchen Natur beſteht darin, daß ſie Dummheit häufig nicht von Gewiſſenhaftigkeit zu unterſcheiden weiß. Hätte ich nicht an dieſem Fehler laborirt, ſo würde ich mich ohne Weiteres für die zugedachten Ehren bedankt und meine Kräfte anderwärts verſucht haben, ſtatt Geld und Zeit in gutmüthigem Vertrauen den Launen einer unmenſchlichen Büreaukratie zu opfern.

Die dienſtlichen Lügen führen mich auf die Mittel, ſie zu entdecken. Dieß Geſchäft bildet in der Steuerverwaltung, die vom Beginn ab Alles an Mißtrauen und Lügen gewöhnt, eine Hauptfunktion und Auszeichnung der „Vorgeſetzten“. Selbſt „mit allen Hunden gehetzt“, machen ſie von ſich Schlußfolgerungen auf die Handlungsweiſe ihrer

Untergebenen und ſuchen ſie ihre Auszeichnung in der Entdeckung und Beſtrafung von Sünden, in welchen ſie ſelbſt vielleicht die größte Virtuoſität beſeſſen haben. Dieſes Lauern und Fahnden der „Vorgeſetzten“ auf die Untergebenen führt in einen wahren Pfuhl von moraliſchem Schmutz und von Niederträchtigkeit. Der Dirigent des Hauptamts, zu welchem mein Bezirk gehörte, war ein wahrer Meiſter in der Kunſt, die Untergebenen in Unterſuchungen zu bringen. Ein ekelhafterer Judas, als dieſer Menſch (er ſoll früher ein gouvernementaler Spion geweſen ſein), iſt mir im amtlichen Leben nicht vorgekommen. Er war die Freundlichkeit ſelbſt, drückte Jedem die Hand, küßte ſogar ſeine Untergebenen und hinterher fing und denunzirte er ſie. Er reiſ'te mitunter von Elberfeld nach Weſtphalen, um auf dieſem Umweg unerwartet die entfernteſten Orte unſeres Bezirkes überfallen und ſich aus den Betriebsnachweiſungen der Brennereien überzeugen zu können, ob ich und mein Kollege ihren Dienſt vernachläßigt hätten. Einſt überfiel er plötzlich einen Barriereempfänger, welcher an dieſen Beſuch gar nicht gedacht hatte, und ließ ſich ſofort die ledernen Ballen vorzeigen, auf welchen die Schwärze zum Stempeln der Chauſſeezettel abgerieben wurde. „Woher wußten Sie“, fragte er den erſtaunten Empfänger, „daß ich heute hierher kommen werde?“ Er ſchloß dieß nämlich daraus, daß die Ballen zufällig mit friſcher Schwärze beſtrichen waren, ein Geſchäft, auf deſſen Verrichtung der hohe Vorgeſetzte mit unnachſichtiger Strenge zu halten pflegte. Derſelbe hohe Vorgeſetzte kam auf die Vermuthung, daß in unſern Tagebüchern mitunter eine fingirte Nachweiſung über Chauſſeekontrole (Reviſion der Barrierezettel und Frachtbriefe zu den Waarenladungen) unterlaufen könne. Um uns

ein ſolches Hülfsmittel zur künſtlichen Vermehrung der Dienſtſtunden abzuſchneiden, erließ er eine Verfügung, daß wir im Tagebuch nicht nur die auf der Chauſſee angetroffenen Fuhrleute, ſondern *auch die Nummerſteine angeben ſollten*, in deren Nähe wir die Fuhrleute angehalten hatten. Es fehlte nur, daß er noch ein Portrait der Fuhrleute und eine Zeichnung der umliegenden Landſchaft verlangte. Und mit ſolchem in's Geſicht geworfenen Mißtrauen, mit ſolchen Fußtritten, die man dem Ehrgefühl der Beamten gibt, glauben die büreaukratiſchen Herren dem Staat einen unerſetzlichen Dienſt zu leiſten! Solches Herumtrampeln auf den Seelen der Untergebenen bahnt den Herren den Weg zur Gunſt der höheren Büreaukraten, die wieder auf ihnen herumtrampeln. Erſt ſchafft man Stellungen, in denen ein ehrlicher Mann nicht ausharren kann, und dann ſucht man ſeine Auszeichnung darin, die Fehlenden zu fangen und unglücklich zu machen. Wie bei den Kannibalen die Zahl der Zähne und ſkalpirten Zöpfe von erlegten Feinden, ſo beſteht bei den Büreaukraten die Auszeichnung in der Zahl der gemarterten Seelen von hülfloſen Untergebenen.

Ueber beſagten Judas hatte ich perſönlich mich nicht zu beklagen. Er hatte mich wunderbarer Weiſe in Affektion genommen und berichtete, wo er es wagen durfte, zu meinen Gunſten. Ein Mal hielt er ſich ſogar acht Tage lang in meinem öden Bezirk auf, um mich zu ſtudiren und mein Treiben zu beobachten. Die Frucht dieſes Studiums war eine günſtige Meinung über meine Perſon, was ich, wenn es ſich hier nicht um bloß amtliche Dinge handelte, als ein ſchlechtes Zeugniß für mich anſehen müßte. Seine günſtige Meinung ſchien aber höher hinauf nicht Wurzel faſſen zu

wollen. Der Herr Provinzialsteuerdirektor und seine Departementsräthe, welche, um Stoff für ihre Reiseberichte zu haben, nach jedem Haar griffen, das sie einem Beamten ausfallen sahen, wußten immer noch einen Grund zum Tadel oder zur Abweisung meiner Gesuche herauszufinden. Fanden sie keinen dienstlichen, so bot sich ein außerordentlicher dar, denn des außerdienstlichen Lebens des Beamten bemächtigt sich die bevormundende Kontrole nicht minder, als des dienstlichen. Dabei kam ihnen ein Mensch trefflich zu Statten, der mich an einen kurzen Rückblick auf mein außerdienstliches Verhältniß zum Publikum erinnert.

Mein „Stationsort" war ein Städtchen von etwa 1000 Einwohnern; die Kleinstädterei und Philisterhaftigkeit hatte also dort, wie sich von selbst versteht, ihr Wort mitzusprechen. Es befanden sich zwar auch mehrere sehr achtungswerthe und gebildete Familien in dem Städtchen, mit welchen ich und die Meinigen freundschaftlichen Umgang pflogen; aber dieser Umgang sicherte mich nicht, da mir der Bürgermeister als Haupt der Philister gegenüber stand, in der That der unermüdlichste amtliche Hetzhund und die niedrigste Denunziantenseele, welche mir jemals vor Augen gekommen ist. Er war in der ganzen Gegend eben so gefürchtet wie verachtet, weil er Allem, was ihm feindlich entgegentrat, Etwas „anzuhängen" wußte; sogar die Honoratioren des Orts fürchteten ihn und fanden erst nach langer Zeit den Muth, auf seine Absetzung anzutragen. Er stand in beständiger Korrespondenz bald mit der Regierung, bald mit dem Oberpräsidenten, bald mit dem Ministerium, kurz er trug den Schmutz seiner unermüdlichen Spürereien in die höchsten wie die niedrigsten Winkel des Staatsgebäudes hinein. Die Feindschaft dieses Menschen zog ich mir zunächst durch einen komischen

Vorfall zu. Das Städtchen unterhielt einen Nachtwächter, der bei Nacht auf einem ellenlangen Horn ein ſolches Gebrüll erhob, daß ich in den erſten Wochen oder Monaten, ſo lang mein Trommelfell ſich nicht an die ſchreckliche Muſik gewöhnt hatte, nicht eine einzige Nacht ruhig ſchlafen konnte. Und doch bedurfte ich der Ruhe, um mich von meinen ermüdenden Märſchen erholen zu können. Als einſt nach Mitternacht der Nachtwächter vor meiner Wohnung, wo er einen Stationspunkt hatte, ſeine Lunge auf eine ungewöhnliche Weiſe anſtrengte, ſprang ich im Aerger aus dem Bette und feuerte einen blinden Piſtolenſchuß zum Fenſter hinaus, um den Ruheſtörer zu erſchrecken und ihn durch die angedeutete Möglichkeit eines ſcharfen Schuſſes von künftigem Lärmmachen abzuhalten. Am andern Morgen, als kaum der Tag angebrochen war, begann ſchon die Unterſuchung. Während jeder Unbefangene über den Spaß lachte, behandelte ihn der Bürgermeiſtereiverwalter als ein Kriminalverbrechen. Er gab ſich das Anſehen, als glaube er an einen Mordverſuch, verhörte die ganze Nachbarſchaft, ſchrieb einen dicken Aktenſtoß voll, dem ein ſpezieller Situationsplan beigefügt war, und ſandte ihn dem Oberprokurator in Köln ein, um mich in allem Ernſt vor die Aſſiſen zu bringen. Zu dieſer Malice war der Mann gebracht worden, als ich einige Zeit vorher einen humoriſtiſchen Aufſatz über den Nachtwächterlärm, unter der Aufſchrift „Nachtgedanken“, in das Lokalblatt hatte einrücken laſſen und eine fulminante Entgegnung des Bürgermeiſtereiverwalters, der ſich gelegentlich auch auf die Schriftſtellerei warf, vom Zenſor (dem geiſtreichen Landrath von Ernſthauſen, mit dem ich auf dem freundſchaftlichſten Fuße ſtand) zurückgewieſen wurde. Nun war es um mich geſchehen. Ich hatte jetzt den ſchriftſtellern-

den Ortsvorstand, den Nachtwächter und das ganze Philisterkorps gegen mich. Die Angelegenheit wurde so ernst betrieben, daß der Bürgermeistereiverwalter sogar eine Stimmliste bei der Bürgerschaft umhergehen ließ, um zu konstatiren, daß die öffentliche Meinung für die Beibehaltung des Nachtwächterhorns sei, auf dessen Abschaffung der naseweise Steueraufseher angetragen hatte. Die Entscheidung fiel gegen mich aus, das Ochsenthum und Ochsengebrüll siegte, wie gewöhnlich, mit bedeutender Majorität und das Horn wurde beibehalten, was dessen Träger von nun an mit verstärktem Tone meinen gemarterten Ohren bemerklich machte.

Den Antrag auf eine Kriminaluntersuchung wies der Oberprokurator natürlich zurück, obschon als Beweis meiner mörderischen Absicht sogar eine von mir herrührende „Grabschrift auf einen Nachtwächter" den Untersuchungsakten beigefügt war *). Jetzt aber brachte mein Gegner die Sache bei meinen Vorgesetzten zur Sprache und bei denen fand er, wie sich von selbst versteht, Gehör, d. h. man bereicherte mit dem lächerlichen Handel meine Personalakten. Das merkte sich der schreibseelige Bürgermeistereiverwalter und von nun an machte er es sich zum Geschäft, Alles, was von dem Provinzialsteuerdirektor günstig d. h. ungünstig aufgenommen werden konnte, in meine Personalakten zu bringen. Bald hatte ich einen „hohen" Beamten herausgefodert (einen Wegebauinspektor nämlich, von dem ich, als eine untergeordnete Kreatur, ohne Veranlassung auf die übermüthigste und empfind-

*) Diese verbrecherische Grabschrift lautete:

Macht euch gefaßt, sündhafte Menschen ihr,
Es ist vorbei mit eurem Thun hienieden:
Der Schreck des jüngsten Tags ist vor der Thür',
Der Hauptposauner ist schon hindeschieden.

lichſte Weiſe war beleidigt worden, den ich aber als Landwehrofficier den beſten Verwand hatte zu züchtigen), bald hatte ich durch ein angeſtiftetes Duell (wobei ein Schlaukopf gehänſelt und mit papiernen Kugeln geſchoſſen wurde) zwei Menſchenleben in Gefahr gebracht, bald hatte ich ein Mädchen geküßt, das ich ſo wenig kannte wie Andere, bald ſollte ich „mit dem vornehmſten Fräulein des Orts ſponſiren“ (ſo nannten die Philiſter die geſellige Unterhaltung), bald hatte ich Karten geſpielt, bald ein Gedicht gegen die Pietiſten drucken laſſen, bald einen groben Wirth über den Tiſch geworfen, bald mir beim Bürgermeiſtereiverwalter das Grüßen verbeten, „weil ich nicht in den Verdacht gerathen wolle, als ſtehe ich mit einem ſolchen Menſchen in freundlicher Beziehung“, bald hatte ich einen Witz über den heiligen Geiſt gemacht — kurz Alles und Jedes, was ich that und nicht that, nährte den Groll des Bürgermeiſters und wurde dann in meinen Perſonalakten abgelagert. Ich konnte kaum ausſpucken, ſo ſtand der Bürgermeiſtereiverwalter ſchon mit einem Bogen Papier bei der Hand, um dieſen amtlichen Spucknapf meinen hohen Vorgeſetzten zur „Kenntnißnahme“ und Unterſuchung „angebogen zu überreichen.“ Und meine edlen Vorgeſetzten, ſtatt ſolche gemeine Anträgereien über ſolche Lächerlichkeiten zurückzuweiſen, nahmen ſie ſtets mit Begierde auf, ließen jedes Mal eine lange, lange Unterſuchung veranſtalten und richteten eben ſo lange, feierliche Ermahnungen an den unruhigen Steueranſieher, der ſein amtliches Anſehen ſo wenig zu wahren wußte, daß alle achtbare Leute ihn reſpektirten und alle Lumpen ihn haßten. Kam auch weiter nichts bei ſolchen Unterſuchungen heraus, ſo erhielt man dadurch wenigſtens Stoff, bei „vorkommenden Gelegenheiten“ auf frühere Dinge zurückzugreifen und die

Bewilligung von Geſuchen wie bei einem Schuljungen an die lächerliche Bedingung einer vorherigen Beſſerung zu knüpfen. Ein Hauptkunſtgriff der büreaukratiſchen Praxis beſteht nämlich darin, möglichſt viel Ungünſtiges in den Perſonalakten anzuhäufen und bei jedem Anlaß mit hartnäckigſter Gedächtnißtreue immer wieder auf die papiernen Zeugniſſe zurückzukommen, ſo daß der Beamte, er mag ſonſt ſein oder werden wie er wolle, mit Hülfe ſeiner Perſonalakten beſtändig gekränkt, gedemüthigt und in ſeinen Ausſichten beſchränkt werden kann, wenn er keine persona grata iſt. Die Perſonalakten ſind das Arſenal der büreaukratiſchen Gewalt gegen die Untergebenen und ſie haben, wie ich einſt in einer Vorſtellung an den Provinzialſteuerdirektor bemerkte, die Aehnlichkeit mit den Zylinderuhren, daß die dünnſten für die beſten gelten. Die meinigen waren durch die Anträgereien des Bürgermeiſtereiverwalters, die jedesmaligen Unterſuchungsverhandlungen und meine zahlreichen Vorſtellungen ſo angeſchwollen, daß, wenn ich nach dem Maßſtab ihrer Dicke meine Ausſichten maß, ich auf alle Zukunft verzichten konnte. Schickte ich aber ein günſtiges Atteſt ein, um die Wirkung der ewigen Anſchwärzungen zu paralyſiren, ſo ſandte man es mir zurück, es paßte nicht in das Arſenal.

Man könnte glauben, ich ſei hier in meinem Intereſſe parteiiſch oder ich täuſche mich über die Anſtößigkeit meines Benehmens vor amtlichen Augen. Um den Gegenbeweis zu liefern, ſchreibe ich die Zeugniſſe ab, die ich mir von dem Bürgermeiſter zu Kleve, wo ich als Supernumerar ein Kommiſſorium verwaltet, und von dem Landrath zu Gummersbach, wo ich ſo viele Beamtenleiden zu erdulden hatte, nachträglich geben ließ, um ſie dem Urtheil meiner Vorgeſetzten gegenüberzuſtellen. Das erſte Zeugniß lautet: „Ich

kenne den ꝛc. Heinzen ſeit vielen Jahren, von ſeiner Jugend an, und zwar, was ſeine Bildung und vielfachen Kenntniſſe anbelangt, nur von einer rühmlichen Seite; ſein Charakter verrieth ſtets Feſtigkeit und Offenheit; was ſein Benehmen betrifft, ſo hat er ſich ſeit Jahren als ein geſetzter, geſitteter und gebildeter Mann betragen." (Ein andres Atteſt deſſelben Bürgermeiſters erklärt, „daß das Verhalten des Herrn Heinzen in Kleve in jeder Beziehung anſtändig, ſittlich und ruhig war. Er hat ſich bei einem offenen aber gutmüthigen Charakter als ein Mann von vielſeitiger Bildung gezeigt".) Das landräthliche Zeugniß, von einem der gebildetſten, geiſtreichſten und rechtſchaffenſten Beamten ausgeſtellt, die ich kennen gelernt habe, ſpricht ſich alſo aus: „Herr K. Heinzen iſt in den Jahren 1836 bis 1839 zu Gummersbach als Steueraufſeher in Funktion geweſen und hat ſich während dieſer Zeit durch ſeine Führung die Achtung ſeiner Mitbürger erworben. Indem ich dieß Zeugniß der Wahrheit gemäß ertheile, wünſche ich, daß Herr Heinzen, welcher den Staatsdienſt verlaſſen hat, um eine andere Laufbahn zu betreten, eine ſeinen ausgezeichneten Talenten und Fähigkeiten entſprechende Stellung finden möge." Da ich einmal am Abſchreiben von amtlichen Zeugniſſen bin, ſchließe ich auch noch dasjenige der Direktion der Rheiniſchen Eiſenbahngeſellſchaft an, bei welcher ich nach meinem Austritt aus dem Steuerdienſt eine Anſtellung als Direktionsſekretair fand. Es heißt in demſelben u. A.: „Wir ſind dem Herrn Heinzen das Zeugniß ſchuldig, daß er ſich durch ſeine allgemeine wiſſenſchaftliche Bildung ſowohl, wie durch praktiſche Geſchäftskenntniß und Gewandtheit unſre beſondre Zufriedenheit erworben hat. Da Herr H. außerdem ſowohl in als außer dem Dienſt ſich ſtets durch ein anſtändiges und ſitt-

liches Verhalten ausgezeichnet hat, so erkennen wir es als eine angenehme Pflicht, ihn hiermit in allen Beziehungen bestens zu empfehlen." Eine nicht minder günstige Beurtheilung fand ich bei der Direktion der Aachener Feuerversicherungsgesellschaft. Diese Zeugnisse ließ ich mir bloß zu dem Zweck geben, um in Berlin zu zeigen, wie ein Mensch von der Büreaukratie herabgesetzt und maltraitirt werden kann, der anderwärts überall auch amtlich die beste Beurtheilung findet. Lag also die Schuld an dem Menschen oder an der Büreaukratie? Wäre ich ein amtlicher Wischlappen, wäre ich eine Schmeichler- oder Sklavenseele gewesen, die Büreaukratie hätte mich ganz anders behandelt. Ich gebe zu, daß ich in Gummersbach mich nicht so viel genirt habe, wie man es von einem so niedrig gestellten Beamten, der nach gewöhnlichen Begriffen auch auf Philister ängstlichere Rücksichten nehmen soll, zu verlangen pflegt; aber schon die verzweifelte Lage, in welcher man mich systematisch zu Grunde richten oder verkommen lassen zu wollen schien, foderte die Schnellkraft meines Geistes heraus, mitunter einen Sprung zu thun, um die Misere des Lebens wieder unter sich zu bringen. Ueberdieß waren die Verstöße, die man mir vorwarf, so geringfügig, daß eben eine büreaukratische Kleinigkeitskrämerei dazu gehörte, um nur Notiz davon zu nehmen. Ich hebe diesen Punkt besonders heraus, weil er später sogar durch „Se. Majestät" bei einer Gelegenheit zur Sprache kommt, wo es sich um die Frage handelt, ob ein unterdrückter Beamter in Preußen Gerechtigkeit finden könne, oder nicht.

Nachdem ich in der geschilderten Lage drei Jahre ausgehalten hatte, fand sich eine Gelegenheit, mich in derselben Eigenschaft nach Elberfeld zu versetzen. Die Versetzung war

zugleich mit einer Gehaltserhöhung von jährlich — 10 Thlrn. verbunden. Eine ſolche Erhöhung hat zur Folge, daß dem Verſetzten nur die Hälfte der Reiſekoſten erſtattet wird. Man gab mir alſo für das Jahr 10 Thlr. mehr und ließ mich dafür das Dreifache an Reiſegeld ausgeben. Mit ſolchen Kleinigkeiten erholt ſich die büreaukratiſche Gewalt auch finanziell an Kleinen, während ſie den Großen das Geld haufenweiſe zuwirft. Hat ein Provinzialſteuerdirektor Geld nöthig, ſo macht er eine ſogenannte Dienſtreiſe, liquidirt die Koſten für vier Extrapoſtpferde, reiſ't aber mit dem Dampfſchiff, und wenn er nach einigen Tagen zurückkehrt, ſo läßt er ſich ein Paar hundert Thaler für die erlittene Erholung auszahlen. Wie mit den Reiſegeldern, verhält es ſich auch mit andern Zuſchüſſen. Ein Provinzialſteuerdirektor erhält außer ſeiner hohen Gage jährlich eine Gratifikation von ein Paar tauſend Thalern; ein Steueraufſeher erhält vielleicht 10—20 Thlr., und doch kann es ſich treffen, daß ein Steueraufſeher ſich mehr angeſtrengt und mehr wirkliches Verdienſt hat, als ein Provinzialſteuerdirektor. Die Gegenſätze zwiſchen Proletariern und Kapitaliſten wiederholen ſich im amtlichen Leben auf weit empörendere Weiſe, als im bürgerlichen.

Die Verſetzung nach Elberfeld erlöſ'te mich zwar aus meinem Sibirien, ſie ſchob aber die Erfüllung meiner ſonſtigen Wünſche wieder in eine um ſo längere Zukunft hinaus. Auch erregte ſie mir finanzielle Bedenklichkeiten, da das kleine Vermögen, womit ich den Staat ſo lang unterſtützt hatte, auf die Neige zu gehen begann und das koſtſpielige Leben in Elberfeld größere Zuſchüſſe erfoderte. Ich ſuchte daher ungeſäumt eine neue Verſetzung nach und zwar eine Verſetzung in die Büreaux des Provinzialſteuerdirektors. Einige Stel-

len aus meinem Geſuch, womit ich es auf ein So oder So wollte ankommen laſſen, mögen Zeugniß von den Stimmungen und der Lage geben, in welche man mich gebracht hatte:

„Steueraufſeher! Ja, ich bin jetzt über drei Jahre Steueraufſeher, ich habe ihm ſechs Jahre und drei Monate meiner beſten Zeit, ich habe ihm meine Laune, ich habe ihm mein Vermögen geopfert und ich bin noch immer Steueraufſeher. Seit drei Jahren bin ich auf den Beinen, ſeit drei Jahren habe ich mich beſtrebt, auf das Papier zu kommen, aber ich bin noch immer Steueraufſeher und noch immer lebe ich von meinen Beinen. Ahasverus, warum biſt du nicht Steueraufſeher geworden? Selbſt die Verfügung, welche mir meine hieſigen Dienſtverrichtungen anweiſ't, hat wieder nur meine vielerprobten und vielermüdeten Beine im Auge, denn ſie ſagt, „weil ich noch rüſtig (d. h. nicht invalide) ſei, ſolle ich vorzugsweiſe den äußern Bezirk kontroliren.“ Bin ich denn von oben bis unten nichts als Bein? Muß ich denn durchaus am unrechten Orte zeigen, daß ich auch einen Kopf habe? Ich kenne ſo Viele, deren Beine ſchlecht ſind, deren Beine aber doch noch beſſer ſind als ihr Kopf und deren Kopf noch beſſer iſt als ihr Charakter. Und ſie ſind mir weit, weit vorgekommen, ſie fahren gleichſam im Dampfwagen, während ich noch immer im Laſtkarren keuche. Soll ich exemplifiziren? Nein, ſo wenig wie denunziren. Aber iſt es d'rum weniger wahr? Und iſt es d'rum weniger wahr, daß Jenen der Wurm in der Wurzel ſteckt, während mir nichts vorgehalten werden kann, als daß es bei mir in der Krone etwas unruhig geweſen, daß darin der Sturm der Phantaſie gerauſcht und daß oben darüber und unten darunter die Raben der Verläumdung gekrächzt und die Eulen

der Anträgerei geſchrieen haben? Wenn ich mich doch nur über Alles ausſprechen könnte! Aber es fehlt mir, wie ſehr ich auch gepreßt werde, die erfoderliche Preßfreiheit und ich fürchte, daß ohnehin aus der poetiſchen Ader meines Schreibfingers zu viel Blut in das amtliche Dintefaß gefloſſen iſt. Kann ich dafür? Ich bin ſo lang und ſo tief in die Form des Steueraufſehers gepreßt worden, daß die Form endlich geſprungen und der Menſch aus den Ritzen herausgequetſcht iſt. Aus dem Prokruſtesbette beginnen die Planken herauszufallen."

„Doch, ich bin in Gefahr, zu viel zu ſagen. Ich unbedeutende, ungenannte Perſon habe noch nichts aufzuweiſen, worauf ich mich berufen könnte. Der Staat iſt eine Bank, welcher jeder Staatsbürger das Recht hat ſein geiſtiges und moraliſches Kapital in's Geſchäft zu geben, um ſeinen Theil an der Dividende zu beziehen. Wo aber iſt mein Kapital? Wenn die Bank meine Wechſel nicht acceptiren will, bis ich alle meine baaren Fonds eingezogen und aufgewieſen habe, kann ich mich beſchweren? Mit Nichten. Aber wiederum die Frage: woher rührt der Kredit ſo vieler Andern, gegen die ich ein Kapitaliſt bin? Warum beziehen ſie 50 p. C., während ich mich mit 1 p. C. begnügen muß? Verſtehen ſie die Kunſt, reich zu ſcheinen, während ich das Verdienſt hatte, arm zu ſcheinen? Iſt es ein Vergehen, daß ich nicht zu den dienſtlichen Plusmachern gehöre, die das innere minus durch das äußere plus zu erſetzen verſtehen? Und warum wird mir, wenn ich mein baares Geld einzahlen will, die Kaſſe verſchloſſen, während Andere mit jedem Pfennig, den ſie freilich mit einem prunkenden Lieferzettel einreichen, zugelaſſen werden? Wenn Latein in meine Bittſchrift paßte, würde ich den Juvenal zitiren u. ſ. w."

„Ich würde längſt aus dem Dienſt der Steuerverwaltung ausgeſchieden ſein, wenn es bloß meine Perſon wäre, für deren Exiſtenz ich zu ſorgen habe u. ſ. w.“

„Seit 14 Tagen habe ich wegen der Krankheit des auf dem Hauptamt beſchäftigt geweſenen Steueraufſehers J. das Glück gehabt, an deſſen Stelle ſchriftliche Arbeiten verrichten zu können. Ich habe Linien gezogen, Regiſter aufaddirt, ich habe abgeſchrieben für drei Mann. Das waren unerquickliche Arbeiten, aber ich habe ſie mit wahrer Wonne verrichtet, mit wahrem Heißhunger habe ich die Konzepte zuſammengeſucht, die ich abzuſchreiben hatte, denn es waren doch ſchriftliche Arbeiten, ich konnte doch die verwünſchten ſtarken Beine ruhen laſſen und die Feder in Bewegung ſetzen u. ſ. w.“

„Mit meiner Beſchäftigung als Steueraufſeher kann ich mich unmöglich mehr befreunden, eben ſo wenig, wie ich länger leben kann an einem Ort, in welchem ich, wie ſonnenklar am Tage liegt, auch beim ſparſamſten Leben mindeſtens eben ſo viel aus eigenen Mitteln zuſetzen muß, wie ich vom Staat beziehe. Es ſcheint mir eine ſehr unbillige Zumuthung zu ſein, daß ein Staatsbeamter ſich arm machen müſſe, um ſeine Stellung zu behaupten, und daß er im Leben Bankerott mache, um im Amt den Kredit nicht zu verlieren.“

Auf dieſe Vorſtellung, die nach ſubalternen Begriffen etwas Unerhörtes war, erhielt ich folgenden Beſcheid: „Auf die Eingabe vom 3. d. M. erwiedere ich Ihnen, Daß eine Gelegenheit nicht vorhanden iſt, Sie auf dem Provinzialſteuerdirektorat zu beſchäftigen, und überhaupt von einer Beförderung, reſp. Uebertragung eines andren Amtes, erſt dann die Rede ſein kann, wenn Sie längere Zeit hindurch nicht allein in dienſtlicher ſondern auch in außerdienſtlicher

Beziehung ſich die völlige Zufriedenheit des Herrn Hauptamtsdirigenten erworben haben. Ich weiſe denſelben heute an, nach Ablauf dreier Monate pflichtmäßig über Ihre Leiſtungen zu berichten und wird es von den Aeußerungen deſſelben abhangen, ob und wie weit Ihren Wünſchen willfahrt werden kann. Uebrigens haben Sie fernerhin alle derartigen Eingaben, den Beſtimmungen der Dienſtinſtruktion gemäß, Ihren unmittelbaren Vorgeſetzten, welche mir ſolche vorlegen werden, zu übergeben, und dieſelben nicht mit Redensarten, Vergleichungen und Schilderungen anzufüllen, die zur Sache nicht gehören und ſonſt unpaſſend erſcheinen."

Man ſieht, ich hatte wieder die Schranken des Kanzleiſtyls und der Kanzleigeſinnung durchbrochen; ſo viel hatte mein Styl aber wenigſtens bewirkt, daß ich nach drei Monaten wieder eine Erlöſung hoffen durfte. Sie erfolgte wirklich, denn — die „Aeußerung des Herrn Hauptamtsdirigenten", der mich nun unmittelber unter Augen hatte, war günſtig ausgefallen. Ich wurde, noch immer als Steueraufſeher und mit 250 Thlrn. Gehalt, an das Hauptſteueramt für „ausländiſche Gegenſtände" (Zollabfertigungen) zu Köln verſetzt. Dort beſchäftigte man mich mit Reviſion der Waaren, Kontrolirung der Zuckerſiedereien und nebenbei mit Abſchreiben. Dieſes Abſchreiben führte nach langer Ruhe wieder eine Kolliſion herbei. Der Vorſteher der Kanzlei nämlich, ein Aſſiſtent, der keinen ſonderlichen Geſchmack an meinem Weſen zu finden ſchien, muthete mir, um mich zu chikaniren, außer dem Abſchreiben auch das Kouvertiren der Briefe und das Adreſſenſchreiben zu. Der Mann gehörte zu jenen amtlichen Muckern, welche die Hand, womit ſie einen Gegner kneifen wollen, geſchickt mit einem Aktenſtück zu bedecken wiſſen, ſo daß der Gekniffene, wenn er

sich beschwert, in Kollision mit den Akten und dem Amte kommen muß. Ich kam dem Kneifen zuvor, indem ich mich weigerte, eine Arbeit zu verrichten, die ich bis dahin nur von Amtsdienern hatte ausführen sehen. Der Mucker beschwerte sich darauf beim Oberinspektor und dieser, obgleich der gescheidteste Steuerbeamte, den ich in der ganzen Provinz kennen gelernt habe, beging die bureaukratische Schwachheit, in meiner Weigerung eine gefährliche „Selbstüberhebung" oder Insubordination zu erblicken und mich durch einen besondern, schriftlichen Befehl zur Anfertigung des streitigen Kouverts anzuweisen! Ich ersuchte ihn, er möge „das Schiff meiner Subordination, das ich schon durch so manche Klippen glücklich hindurchgesteuert, nicht in die Gefahr bringen, an einem bloßen Briefkouvert scheitern zu müssen", aber der gute Oberinspektor glaubte die Gefahr, welche dem Staat drohte, nicht verantworten zu können und bestand auf seinem Befehl. Ich dagegen bestand auf meiner Weigerung, mich durch so kleinliche Chikanen vor einem amtlichen Mucker demüthigen zu lassen. Jetzt wurde die Sache erst recht wichtig. Man trug sie dem Provinzialsteuerdirektor vor. Große Verlegenheit! Daß ich mich zu solchen Lumpereien nicht zwingen ließ, sah man voraus, auch war der Brief mit dem streitigen Kouvert wahrscheinlich nicht mehr vorhanden; einen Insubordinationsprozeß einzuleiten, dessen schien man sich denn doch zu schämen. Man fand also den Ausweg, ich solle dem Oberinspektor eine Genugthuungserklärung schreiben, worin ich meine Weigerung als eine amtliche Sünde anerkenne. Ich stellte die Erklärung so bedingt und verfänglich, daß man nicht damit zufrieden war; da ich mich aber zu nichts Weiterem bringen ließ, mußte man sich beruhigen, nachdem der Provinzialsteuerdi-

rektor eine zwei Seiten lange Ermahnung über die Wichtigkeit der Sache und die Gefahren eines „falſchen Ehrgefühls“ an mich erlaſſen hatte. Der Streit hatte übrigens die gute Folge, daß man mich kurze Zeit nachher, wahrſcheinlich um dem beleidigten Oberinſpektor den widerſpännſtigen Untergebenen aus den Augen zu rücken, in die Bureaux der Provinzialſteuerdirektion verſetzte.

Mein ſo lang und vergebens gehegter Wunſch war alſo endlich erfüllt, erfüllt durch ein Briefkouvert. Ich ſollte alſo endlich in die Hallen des Heiligthums eintreten, zu dem meine andächtigen Blicke ſo oft hinaufgeſchaut hatten. Endlich hoffte ich die Gelegenheit zu finden, welche entſcheiden ſollte, ob ich mehr leiſten könne, als meinen Namen in die Betriebsnachweiſungen der Brennereien ſchreiben und den Fuhrleuten auf der Landſtraße die Chauſſeezettel abfodern. Aber ich hatte mich abermals getäuſcht. Als ich bei meiner Introduktion dem Hohenprieſter des Heiligthums, dem Provinzialſteuerdirektor Helmentag, meine Aufwartung machte, überraſchte mich der Mann mit folgender Botſchaft: „Sie werden in der Rechnungskontrole beſchäftigt werden; ich will ſehen, ob Sie im Stande ſind, Ihren „poetiſchen Geiſt„ unter Zahlen zu erdrücken.“ Ich erwiderte ihm, „wenn es darauf ankomme, zu zeigen, daß ich den „poetiſchen Geiſt“ einer meiner Natur nicht zuſagenden Beſchäftigung zu lieb verleugnen könne, ſo habe ich von dieſer Fähigkeit ſchon hinlängliche Proben abgelegt; was das „erdrücken“ betreffe, ſo ſtehe ich nicht für das Gelingen des Verſuchs ein, denn der „Geiſt“ eines Menſchen ſei der Menſch ſelbſt und ich beſitze keine beſondre Fähigkeit, mich erdrücken zu laſſen. Genug, ich nahm meinen Platz in einem Bureau der Rechnungskontrole ein und zwar mit allem

nur möglichen guten Willen, meiner Natur zum Trotz zu thun, was sich irgend thun ließ. Ich hatte erwartet, daß man mich einem Departementsrath als Gehülfen beigeben, daß man mir Berichte, Prozesse und dergleichen zu bearbeiten, kurz daß man mir Gelegenheit zur Uebung meiner Feder geben werde. Und nun warf man mich in ein Meer, in eine wahre Sahara von Zahlen! Zahlen waren mir von jeher ein Greuel, ich hatte keine pythagoräische Faser in mir, Rechnen hieß für mich Verzweifeln und die Regel de Tri war das höchste Kunststück, wozu mich aller Schulzwang jemals hat befähigen können. Jetzt aber sollte ich plötzlich das Rechnen zu meinem ausschließlichen Geschäft machen. Ich mußte addiren, subtrahiren, multipliziren, dividiren, ich mußte Zahlen abschreiben und zusammenstellen, verwirren und entwirren, daß es mir dreherig im Kopf wurde. In der That fühlte ich mitunter meinen Verstand, wenn auch noch nicht verscheiden, doch wenigstens still stehen, und ich hatte längere Pausen nöthig, um ihn wieder in Gang zu bringen. Zahlen sind nach meiner Ueberzeugung ein Mittel, einen Menschen, der nicht durchaus für sie geschaffen ist, in's Narrenhaus zu bringen. Wollte man mich in's Narrenhaus bringen? Ich will keinen ungerechten Verdacht aussprechen, aber auffallend ist es immer, wenn einem Menschen, der sich als „gerecht in vielen Sätteln" zeigt, immer grade diejenige Beschäftigung angewiesen wird, zu welcher er am Wenigsten gemacht, die ihm in der Seele zuwider ist.

Meine einzige Beschäftigung neben dem „Zahlenfressen" bestand im Kollationiren. Ein Theil der Korrespondenz des „Direktorats" ging vor der Absendung durch meine Hände, damit ich die Abschriften mit den Konzepten vergliche und die Fehler korrigirte. Diese Beschäftigung war mir als Ab-

wechſelung eine wahre Wonne. Ich war ſchon ſo hart gewöhnt, daß ich mich glücklich geſchätzt hätte, wenn ich den ganzen Tag hätte kollationiren können. Auch hatte dieſe Beſchäftigung noch das beſondere Intereſſe für mich, daß ich über den Umfang der ganzen Wirkſamkeit der Direktion ſo wie über die Leiſtungen der einzelnen Beamten, der Regierungsräthe u. ſ. w., einen Ueberblick erhielt. Namentlich hatte ich Gelegenheit, mich zu überzeugen, mit wie geringen Mitteln man einen ſo hohen Poſten, wie den eines Provinzialſteuerdirektors, auszufüllen im Stande iſt.

Die Hauptthätigkeit des Herrn Direktors beſtand darin, die eingehende Korreſpondenz durchzuſehen, diejenigen Stücke, welche einen Bericht erforderten, zum Zeichen der außerordentlichen Thätigkeit des Chefs mit einem eigenhändigen „br. m. s. c. r. an das Hauptſteueramt zu N. zum Bericht" zu verſehen, die übrigen Stücke den einzelnen Departementsräthen zur Bearbeitung zuzuſchreiben, in dieſe Bearbeitungen ſpäter eine Menge überflüſſiger Kommata hineinzukorrigiren, à la Heine z. B. Inſpektion in Inſpekzion umzuändern, dann mitunter eine koſtſpielige und einträgliche Reiſe in die Provinz zu machen ꝛc. ꝛc. Der Herr Direktor war ein Menſch etwa dritter Ordnung, von Verſtand eben unbedeutend und dabei von Geſinnung ſchlecht genug, um als Büreaukrat eine ſchnelle Karriere zu machen: er war ein Kleinigkeitskrämer und amtlicher Narr erſter Klaſſe, aber auf ſeinem Poſten galt er „höhern Orts" für ausgezeichnet, weil er die Kunſt der dienſtlichen Plusmacherei und die Pfiffe der Geltendmachung verſtand, mit ſchlafloſer Strenge auf äußere Pünktlichkeit des Geſchäftsganges hielt und ſich im eigentlichen Sinn des Worts mit fremden Federn zu ſchmücken wußte. Die Arbeiten ſeiner Räthe gingen ſämmtlich unter

seinem Namen und mit seinen Komma's nach Berlin, so daß man dort nicht unterscheiden konnte, was von ihm, was von Andern herrührte. Außerdem ließ er das büreaukratische Getriebe mit Hülfe seiner mehr als tausend Beamten durch die schonungsloseste Hetzerei in Bewegung halten. Ob die Beamten glücklich oder unglücklich wurden, hungerten oder nicht, zu Grunde gingen oder nicht, das rührte ihn wenig, wenn nur seine büreaukratische Maschinerie hübsch im Gange blieb und auf diese Weise in Berlin dem Ehrgeiz des kleinen Direktors diente*). Denn der Mann war durch seine schnelle Karriere im höchsten Grade eitel geworden und schien sich noch für höhere Dinge bestimmt zu halten. Seine wahre Natur legte er namentlich durch die Wahl Derer an den Tag, welchen er sein Vertrauen und seine Gunst schenkte. Ordinaire Naturen und mittelmäßige Köpfe, aber in den Pfiffen des amtlichen Lebens routinirt, durch ihre Begabung dem Verstand des Chefs nicht gefährlich, aber vermöge ihrer Bereitwilligkeit zu allem Möglichen brauchbare Werkzeuge seines büreaukratischen Despotismus — solche Menschen waren es, welchen dieser kleine büreaukratische Napoleon,

---

*) Die Auszeichnung eines Provinzialsteuerdirektors besteht namentlich in Dreierlei. Er muß es verstehen,

1. mit jedem Jahr eine höhere Steuersumme aus seiner Provinz herauszupressen, wobei natürlich das kommerzielle Interesse dem fiskalischen untergeordnet wird;

2. dieß Resultat mit möglichst wenig Mitteln zu erlangen, also die Beamten rücksichtlos zu exfern und dabei in finanzieller Beziehung möglichst zu beschneiden;

3. recht hohe Aktenberge aufzuschichten und die Federn seiner Untergebenen in ununterbrochener Thätigkeit zu erhalten. Die Höhe des Verdienstes hängt nicht wenig von der Höhe der Korrespondenznummern ab, welche am Ende des Jahres das Korrespondenzjournal nachweist. Was diese Menschen zusammenschmieren, das ist schrecklich und unglaublich!

wofür er gern gegolten hätte, seine Gnade angedeihen ließ.

Noch fällt mir ein Zug ein, welcher einen Begriff von den Verdiensten solcher Herrn geben kann. Er hatte vor dem Hause des Regierungspräsidenten große, eiserne Laternenträger stehen sehen und war nun der Meinung, der Provinzialsteuerdirektor dürfe keine geringere Zierde vor seiner Wohnung haben. Um in den Besitz derselben zu kommen, stellte er dem Ministerium vor, daß die Bäume, welche ein gegenüberwohnender Holzhändler häufig in seinen Holzhof fahren ließ, beim Einbiegen in diesen Hof mit ihren Schwänzen die Wände des „Direktorats" verletzten; zum Schutz vor diesen Sturmböcken sei ein geeignetes Mittel die Aufstellung eiserner Kandelaber ꝛc. Dieser wichtigen Angelegenheit, auf welche das Ministerium der bedeutenden Kosten wegen nicht sogleich eingehen wollte, widmete der Herr Direktor, welcher sonst so wenig von sich ausgehen ließ, mehrere lange eigenhändige Berichte, bis er wirklich seinen Zweck erreichte. Als man die geschmacklosen Leuchter, zu deren Placirung gar kein Raum vorhanden war, kaum aufgestellt hatte, fuhr ein Bauer einen derselben mit seinem Karren in die Straßenrinne. Das Stück hatte, so viel ich mich erinnere, gegen 200 Thlr. gekostet. Ungefähr um dieselbe Zeit kam die Wittwe eines armen Steuereinnehmers, welche durch die mehrmonatliche Krankheit ihres Mannes und ihrer vier Kinder beinah an den Bettelstab gebracht war, mit einem Gesuch um eine Unterstützung ein. Der humane Herr Direktor ließ ihr in seiner ängstlichen Sorge für das „Interesse fisci" 10 Thlr. auszahlen. Ein solcher Direktor erhält 3000 Thlr. Gehalt, vielleicht eben so viel für Reisekosten und dergleichen und eben so viel als Gratifikation.

Bei dieſer Gelegenheit darf ich eine andere charakteriſtiſche Probe von der humanen Geſinnung dieſes Provinzialſteuerdirektors und geheimen Oberfinanzraths nicht mit Stillſchweigen übergehen. Einer der Sekretaire der Rechnungskontrole war ſeit einiger Zeit kränklich; er legte aber unterdeſſen ſeine fünfzehn Dienſtjahre zurück, ſo daß er, wenn er durch die Krankheit dienſtunfähig wurde, penſionirt werden mußte. Als ſein vorgeſetzter Rechnungsrath über ſeine Kränklichkeit mit dem Provinzialſteuerdirektor ſprach, war dieſer ſehr ungehalten darüber, daß die Anzeige nicht vor Ablauf der fünfzehn Dienſtjahre erfolgt ſei, „man hätte dann den Erkrankten ohne Penſion entlaſſen können!“

Nach einigen Monaten wurde ich von dem „Zahlenfreſſen“ erlöſ't. Sei es, daß man es für bedenklich zu halten begann, einen Menſchen meiner Art längere Zeit in die Geheimniſſe des hohen „Direktorats“ einzuweihen, ſei es, daß man wirklich beabſichtigte, mich allmälig vom Steueraufſeher in eine höhere Stelle einrücken zu laſſen, genug, ich wurde an das kölniſche Hauptſteueramt „für inländiſche Gegenſtände“ (Mahl- und Schlachtſteuer, Branntweinſteuer ꝛc.) verſetzt, um dort, aber ohne Gehaltszulage, die Stelle eines abgegangenen Aſſiſtenten zu verſehen. Die Stelle war, was die Beſchäftigung betrifft, die angenehmſte, welche ich bis dahin bekleidet hatte. Man übertrug mir die Bearbeitung eines großen Theils der Korreſpondenz; Berichte, Prozeßverhandlungen, kurz allerlei ſchriftliche Arbeiten, welchen Andre ihrer Natur und Fähigkeit gemäß die mechaniſchen vorzogen, wurden meine Lieblingsbeſchäftigung. Ich arbeitete nicht bloß für meinen beſondern Poſten, ich arbeitete auch für den Hauptamtsdirigenten (einen windigen Parvenü und Flachkopf, aber Liebling des Provinzialſteuerdirektors), ſowie für

die andern höhern Beamten des Hauptamtes; kurz ich leiſtete mehr, als irgend ein Anderer je auf meinem Poſten geleiſtet hatte. Man erkannte dieß auch an und bemerkte mir bei mehreren Gelegenheiten, daß man einen ſo raſchen und rüſtigen Aufräumer in ſchriftlichen Arbeiten noch nicht geſehen habe. Man wird glauben, ich ſei nun auf dem beſten Wege geweſen. Weit gefehlt!

Einen erſten Anlaß zur Unzufriedenheit gab ich durch folgendes Verbrechen. Ich hatte das Feld des amtlichen Glücks mit der Zeit ſo weit überblicken gelernt, daß ich allen Beamten Ehrgeiz von mir abſtreifte und zum Ziel meiner Wünſche nur eine beſcheidene Stelle machte, welche mir neben möglichſter Selbſtſtändigkeit zugleich einige Ruhe und Zeit zu literariſchen Beſchäftigungen darzubieten vermögte. Als eine ſolche Stelle betrachtete ich die eines Steuereinnehmers in einem Landſtädtchen. Die Steuereinnehmer, auf einen beſtimmten Kreis von Beſchäftigungen beſchränkt und Büreau und Wohnung in ihrem Hauſe vereinigend, ſind unter allen Steuerbeamten die ſelbſtſtändigſten und am Wenigſten den Plackereien und Chikanen ihrer Vorgeſetzten ausgeſetzt; halten ſie ihr Büreau und ihre Kaſſe in Ordnung, wozu nur Pünktlichkeit und einiger Fleiß gehört, ſo kann ihnen kein Menſch etwas anhaben, während die Funktionen der übrigen Beamten ſtets eine Handhabe zur Quälerei und Verfolgung darbieten. Steuereinnehmer in einem Rheinſtädtchen mit 4—600 Thlrn. Gehalt zu werden, das war damals in amtlicher Hinſicht mein einziger und höchſter Wunſch geworden. Ich hatte ſchon früher um einen ſolchen Poſten petitionirt, er wurde mir aber vom Provinzialſteuerdirektor unter nichtigen Vorwänden abgeſchlagen. Auf dem Hauptſteueramt „für inländiſche Gegenſtände“ wiederholte ich mein Geſuch,

weil ſich eben eine paſſende Vakanz in einem Städtchen an der Moſel darbot. Statt der Gewährung erfolgte ein zorniger Befehl an den Hauptamtsdirigenten, mich zu Protokoll darüber zu vernehmen, „von wem und auf welche Art ich erfahren habe, daß die Stelle in N. vakant ſei“? Die büreaukratiſche Gemeinheit und Impertinenz dieſer Antwort empörte mich, zumal da man darin die Abſicht ausſprach, mich zum Verräther an einem andern Beamten zu machen, durch den ich jenes wichtige Geheimniß zunächſt erfahren hatte. Ich erklärte daher u. A. Folgendes zu Protokoll: „Hätte ich über die fragliche Angelegenheit eine konfidentielle Mittheilung von einem Beamten erhalten, ſo würde ich hiervon entweder gar keinen Gebrauch gemacht haben, oder aber, wenn dieß einmal geſchehen, mir lieber jede Strafe zuziehen, als meine Ehre mit feigem Verrath und dem Mißbrauch eines geſchenkten Vertrauens beſudeln, in meinen Augen ein Vergehen, das ſtrafbarer wäre, als Mangel an Amtsverſchwiegenheit über — eine vakante Einnehmerſtelle! Uebrigens bin ich hier auch gar nicht in dem Falle, einen Beamten der verletzten Amtsverſchwiegenheit verdächtigen zu können, da ꝛc. die Vakanz der betreffenden Stelle ein öffentliches Geheimniß iſt.“ Meine Erklärung ſchloß mit folgender chikaneuſen Erdichtung: „Was mir über die Vakanz in N. Gewißheit gegeben, iſt eine Benachrichtigung meines Schwagers, der vor Kurzem in einem Gaſthof zu Koblenz einem Diskurs von Steuerbeamten über jene Stelle zugehört hat. Wie er mir ſagt, ſolle der Poſten einen raſchen und rüſtigen Arbeiter erfodern und dieſe Mittheilung hat mir am Meiſten Hoffnung gegeben, daß ich als Bewerber nicht unwillkommen ſein werde.“ Meine Antwort konnte natürlich auf den Herrn Geheimrath keinen angenehmen Eindruck

machen, zumal da er nichts darauf erwidern durfte; aber warum ſetzte man ſich in die Lage, ſich von einem Steueraufſeher ſagen zu laſſen, was man ſich ſelbſt hätte ſagen müſſen? Doch die Herren haben für Rückſichten der Ehre nicht das mindeſte Gefühl und ſind dabei an die ſklaviſche Duldſamkeit ihrer Untergebenen ſo gewöhnt, daß ſie auch auf die größte Flegelei und Gemeinheit nichts Andres erwarten, als Zeichen der Ehrfurcht und Ergebenheit

Die nachgeſuchte Einnehmerſtelle erhielt ich natürlich nicht und arbeitete daher auf meinem Aſſiſtentenpoſten rüſtig fort. Derſelbe nahm mich täglich 10 Stunden in Anſpruch. Auf die Innehaltung dieſer Büreauſtunden wurde mit der kleinlichſten Genauigkeit gehalten, wie in einer Schule oder Fabrik. Auch dann, wenn alle Arbeit aufgeräumt und keine andre zu erwarten war, mußte das Ende der 10 Stunden gewiſſenhaft abgewartet werden, der Staat hätte ſonſt zu Grunde gehen können. Bei dieſer Dummheit ſtand ſich Niemand ſchlimmer, als ich. In der Regel war ich mit meinen Arbeiten in 6—7—8 Stunden fertig und mußte dann der Büreaueinrichtung zu lieb 2—3—4 Stunden die Wände anſehen. Faſt jeden Nachmittag ging ich beim Hauptamtsdirigenten wie bei allen übrigen Beamten des Büreau's umher und fragte ſie, ob ſie mir nicht eine paſſende Arbeit überlaſſen könnten, weil ich nichts mehr zu thun habe. In den meiſten Fällen war mir aber ſchon alles Vorhandene übertragen worden und ich mußte mich dann mit meinem vergeblichen Dienſteifer auf die Lauer ſtellen, um den Ablauf der Büreauſtunden abzuwarten.

Wie ärgerlich und langweilig eine ſolche Einrichtung war, wird ſich Jeder vorſtellen können, den keine büreaukratiſche Erziehung in ein Büreaumöbel verwandelt hat. Ich be-

klagte mich zwar gelegentlich privatim darüber, ertrug sie aber mit Geduld. Doch mit dieser Geduld reichte ich nicht aus; ich begann zu erkranken. So lange Zeit an eine ganz außerordentliche Bewegung gewöhnt, fühlte ich, nachdem ich mehrere Monate hindurch täglich 10 Stunden an den Büreaustuhl gefesselt worden war (auch auf der Direktion bestand diese Stundenaufsicht), meine Gesundheit leiden und wurde namentlich von Hämorrhoidalbeschwerden heimgesucht, ein Uebel, wovon ich bis dahin keine Ahnung gehabt hatte. Mein Arzt verordnete mir u. A. häufige Bewegung und eine Badekur. Ich reichte daher ein ärztliches Attest ein und suchte ein Paar Wochen Urlaub nach. (Ich bemerke dabei, daß ich während meiner ganzen Dienstzeit kaum auf einige Wochen beurlaubt gewesen war.) Man verweigerte mir den Urlaub, weil das ärztliche Attest keine „völlige Dienstunfähigkeit“ (man hätte sagen sollen: keine Todesgewißheit) bekunde. Ich ließ ein zweites Attest folgen, welches noch genauer meinen Zustand angab und auf der Nothwendigkeit eines Urlaubs zur Herstellung meiner Gesundheit durchaus bestand. Man blieb nicht bloß bei der Verweigerung des Urlaubs, sondern versetzte mich auch zur Strafe für meine Erkrankung wieder als Aufseher an das Hauptsteueramt für „ausländische Gegenstände“, wo man, „um mir körperliche Bewegung zu machen“, mich zum Postenstehen an den Stadtthoren (womit das Taschenvisitiren ꝛc. verbunden war) zu gebrauchen gedachte! Jetzt lief das Maß meiner Geduld, das schon seit so langen Jahren bis an den Rand gefüllt war, endlich über und ich foderte meinen Abschied. Doch ich muß zur Charakterisirung des amtlichen Lebens, welche der Hauptzweck dieser Darstellung ist, die Geschichte des gegen mich beobachteten humanen Verfahrens etwas ausführlicher

erzählen und schreibe zu diesem Zweck einen Theil der Beschwerde ab, die ich nach Erlangung meines Abschieds (Oktober 1840) dem Finanzministerium einreichte:

„Ich meldete mich am 22. Oktober schriftlich bei dem Oberinspektor N. und zeigte an, daß ich mich bis zum ersten November zum Wiederantritt des Dienstes stellen werde; früher einzutreten erlaube mir die ärztliche Vorschrift und zugleich die Verlegung meiner Wohnung nach einem entfernten Stadttheil nicht. Der Herr Oberinspektor erwiderte mir, daß ich wegen der „vergeschützten" Unpäßlichkeit nicht so lang dispensirt werden könne und mich sofort zu stellen, oder ein Attest über absolute Dienstunfähigkeit (Todesgewißheit) einzusenden habe, widrigenfalls mein Ausbleiben vom Dienst im Wege des Disziplinarverfahrens verfolgt und geahndet werden würde." Zwei, meine Unpäßlichkeit ausführlich nachweisende Atteste hatte ich eingereicht und man hatte sie durch keinen Kreisphysikus widerlegen lassen; nun sollte ich auch noch ein drittes einreichen. Und diese Aufforderung schließt mit Androhung von Disziplinarverfahren, obschon mich nie eine Strafe getroffen hatte. Dieß ist eben so wenig die Art, einen ehrliebenden Beamten zu behandeln, wie es die Schonung ausspricht, die man einem Erkrankten schuldig ist. Der Arzt foderte, daß ich mehrere Wochen dispensirt werden solle; ich begnügte mich zuletzt mit einer Woche und doch fand ich solche Begegnung. Was mich aber am Empfindlichsten berühren mußte und durch moralische Einwirkung mehr, als durch physische, meine angegriffene Gesundheit völlig zu untergraben drohte, war die Aussicht, gleich meinen ungebildetsten und zu keiner höheren Verrichtung fähigen Kollegen zum Postendienst ꝛc. herangezogen zu werden. Alle Anzeichen

ließen mich dieß erwarten und ich war um so mehr berechtigt, diesen Anzeichen zu glauben, da bereits mehrere Monate vorher ein darauf hindeutender Befehl des Oberinspektors ergangen war. Damals entging ich dieser moralischen Degradation nur durch persönliche, dringende Vorstellung beim Provinzialsteuerdirektor. Ich war 7¼ Jahre Beamter, war Officier, man nannte mich einen gebildeten Mann, bezeugte mir Achtung und nun sollte ich mit gewesenen Unterofficieren, deren Charakteristik in den Worten „Bramtwein“ und „Denunziantenantheil“ enthalten ist, im Angesicht der ganzen Stadt Köln noch Posten stehen lernen! Und in diese Lage wollte man mich jetzt zum zweiten Male bringen. Der Pflicht des Familienhauptes hatten Ehre und Charakter des Mannes keine weitere Konzession mehr zu machen — ich dankte ab.“

Der Herr Finanzminister „überzeugte sich“ durch den Bericht meiner Gegner „und durch meine Personalakten“, daß ich — „keine Veranlassung habe, über die mir gewordene Behandlung zu klagen, meine Vorgesetzten vielmehr mit aller, dienstlich irgend statthaften Rücksicht und Schonung gegen mich verfahren“ waren. „Insbesondere, heißt es in dem Antwortschreiben weiter, beruht es auf einem Verkennen Ihrer Stellung und des Organismus des Dienstes, wenn Sie aus unzeitiger Selbstüberschätzung (!) Anspruch darauf gemacht haben, von denjenigen Leistungen entbunden zu werden, welche Ihnen, in Ihrer Eigenschaft als Aufseher, instruktionsmäßig ebenso oblagen, als allen, in gleicher Kategorie stehenden Beamten. Daß Ihnen bei Ihrer letzten Versetzung zu dem Hauptsteueramt f. a. G. zu Köln der erbetene Urlaub versagt worden, kann, da allerdings die von Ihnen beigebrachten

Atteſte eine gänzliche*) Dienſtunfähigkeit nicht bekundeten, und eine weitere Beſcheinigung hierüber mit Recht gefodert worden iſt, eben ſo wenig getadelt werden, als daß der Hauptamtsdirigent Sie darauf aufmerkſam machte, daß Ihr Ausbleiben vom Dienſt, ohne Beibringung einer ſolchen Beſcheinigung, eine Disziplinarrüge zur Folge haben müſſe. — Wenn hiernach Ihre Beſchwerde, ſelbſt materiell, für unbegründet erachtet werden muß, ſo können, ſowohl der leidenſchaftliche und höchſt ungebührliche Ton, in welchem ſolche vorgetragen worden, als die Ausfälle, welche Sie ſich gegen Ihre — früheren Vorgeſetzten erlauben, nur ernſtlich gemißbilligt und Ihnen empfohlen werden, ſich deſſen ferner zu enthalten, wenn Sie nicht die Einleitung einer gerichtlichen Unterſuchung gewärtigen wollen."

Einen ſolchen Beſcheid hatte ich in ſo fern verdient, als ich noch immer nicht von dem thörichten Glauben kurirt war, es laſſe ſich ſelbſt auf Büreaukraten ein Eindruck machen und bei der Büreaukratie Gerechtigkeit finden. Uebrigens beſchloß ich, mich nicht eher zu beruhigen, als bis ich meine Sache durch alle Inſtanzen hindurch verfolgt habe; den weiteren Schritt ſparte ich aber auf, bis ich ein anderes Unterkommen gefunden. Ich ſuchte daher und fand eine Anſtellung als Direktionsſekretair bei der Rheiniſchen Eiſenbahngeſellſchaft.

*) Man muß erſt in den letzten Zügen liegen, eher erkennen dieſe Büreaudenker nicht an, daß ein untergebener Menſch Anſpruch auf Erhaltung ſeiner Geſundheit habe. Man ſchlage einem Steueraufſeher ein Auge aus, ſo darf er ſich nicht kuriren laſſen, weil er mit dem andern noch ſehen kann. Man zerbreche ihm ein Bein, ſo kann er ja noch auf dem andern nach dem Büreau hüpfen. Hat dagegen ein „hoher Vorgeſetzter" einmal eine üble Laune, ſo reiſ't er auf ſechs Wochen in's Bad.

Erſt in dieſer Stellung trug ich meine Angelegenheit dem König vor, denn es iſt, wie ich in meiner Eingabe an denſelben bemerkte, „nicht zu leugnen, daß in ſolchen Angelegenheiten die Bedürftigkeit des Bittſtellers nicht ſelten von den Verwaltungen als ein perſönlicher Fehler, oder als eine ſchwache Seite der verfochtenen Sache betrachtet und in Anſchlag gebracht wird und man der Supplik weniger die Abſicht unterlegt, eine Rechtsgewährung, als, eine Verſorgung zu erlangen. Vor dieſer Verwechſelung wollte ich mich verwahren. Die Ueberzeugung, Unrecht erlitten zu haben, führt meine Feder, nicht der Hunger, und ich würde kein Geſuch an die Majeſtät richten, wenn ich dort nichts zu erlangen beabſichtigte, als das tägliche Brod.“

Die Sprache meiner Vorſtellung an die Majeſtät war ſchonungslos genug, namentlich ſtellte ich die Erniedrigung dar, welche man mir aus büreaukratiſcher Malice zugedacht hatte. „Man verurtheilte mich, und zwar auf keinen andern Grund, als weil ich zur Wiederherſtellung meiner Geſundheit einer Ruhe von zwei Wochen bedurfte, zu der Erniedrigung, mit Offizianten in eine Klaſſe und auf einen Poſten geſtellt zu werden, deren höchſte Bildungsſtufe ſich nicht ſelten in ihrer nothdürftig vollbrachten Namensunterſchrift dokumentirt und deren Stand von den höhern Beamten ſelbſt ſo tief geſtellt wird, daß ich einen von ihnen kurze Zeit zuvor täglich bei einem Steuer-Rath hatte den Stall miſten, die Pferde putzen und Kutſcherdienſte verrichten ſehen. Die Steuerverwaltung macht bei jeder Gelegenheit die ſtrengſten Anſprüche an das Ehrgefühl der Beamten und doch gibt es ſchwerlich im ganzen Staat eine Verwaltung, die ſo, wie ſie, das Ehrgefühl zu verletzen oder zu vernichten weiß.

Mag die Provinzialsteuerverwaltung sich das Ansehen geben, als sei sie ohne Arg, rein im Interesse des Dienstes von dem Grundsatze ausgegangen, daß ich, ein Steueraufseher, auch als Steueraufseher nach dem Buchstaben der Instruktion habe behandelt werden müssen; mag sie bei mir die Rücksicht auf den Unterschied der Person nicht kennen wollen, welche sie doch, nach dem Beispiel so mancher Andern zu schließen, stillschweigend als Regel angenommen zu haben scheint und im Interesse des Dienstes annehmen muß: sie wird hierdurch das Urtheil keines Unparteiischen über ihr Verfahren ändern, sie wird keine andere Ueberzeugung hervorrufen können, als die, daß ihr mein Rang nur als Mittel hat dienen sollen, mich für die mir aufgebürdete, völlig erlogene Sünde büßen zu lassen. Nein, so wahr Krumm nicht Grade und Grade nicht Krumm ist, nein, so wahr es bei unparteiischem Eindringen in diese Sache nicht auf die Form und die Verstecke, welche eine Vertheidigung à tout prix sich in dieser Form bilden könnte, sondern auf den Geist, auf die Absicht ankommt, welche aus dem Verfahren gegen den mit hundert Fesseln der Subordination gebundenen Untergebenen hervorleuchten: der vom Provinzialsteuerdirektor gegen mich verfügten moralischen Degradation lag keine andere Absicht zum Grunde, als die, mir für eine, von dem Steuerrath R. mir gegen Wahrheit und Recht aufgebürdete Schuld, die man sich nicht die Mühe nehmen wollte zu untersuchen, in summarischer Verfahrensweise die härteste Züchtigung aufzulegen, die es, wie man sich aus früheren Vorgängen überzeugt hatte, für mich geben konnte. Und hier liegt die Ungerechtigkeit, eine schreiende büreaukratische Ungerechtigkeit auch dann, wenn sie mich aus der lange Jahre verfolgten Laufbahn zu meinem Glück endlich herausgesprengt hat."

Meiner Vorstellung waren eine Menge Dokumente, u. A. auch die oben abgedruckten Zeugnisse beigefügt und sie schloß mit dem Gesuch um Wiederanstellung in einer angemesseneren, nicht zur Steuerverwaltung gehörenden Stelle, welche mich in den Stand setze, „Staatsdiener" zu sein, statt „Verwaltungsdiener". Ich war damals noch in der Illusion befangen, in einem „Staat" wie Preußen könne ein Beamter auch Staatsdiener sein, während es dort keine andre Staatsdiener gibt, als die Opponenten.

Se. Majestät erkannten aus den „über meine Vorstellung einberichteten Umständen, daß ich im Dienst mit mehr als verdienter Schonung und Nachsicht behandelt worden sei", und wies daher „meine Beschwerde über das gegen mich beobachtete Verfahren als ganz unbegründet zurück"; übrigens wurde mir der Weg zur Wiederanstellung gnädigst geöffnet, indem ich mich an diejenige Provinzialbehörde wenden sollte, „in deren Ressort ich placirt zu werden wünschte". Es wurde mir also — gewiß ein seltner Fall — förmlich die Wahl gelassen, wo ich angestellt zu werden wünschte, was einen auffallenden Kontrast gegen das bisherige Verfahren bildete.

Durch die Aussicht auf Wiederanstellung in einer mir zusagenden Verwaltung ließ ich mir die Genugthuung für erlittenes Unrecht natürlich nicht abkaufen *). Ich erwiderte daher Se. Majestät Folgendes:

*) Die preußischen Staatsgrößen haben überhaupt keinen andern Gesichtspunkt zur Beurtheilung einer Opposition, als den „ökonomischen". Mit einer Anstellung glauben sie Jedem das Maul stopfen zu können, wenn sie es nicht durch Einschüchterung vermögen. Ungefähr um die nämliche Zeit, wo ich dem preußischen Beamtenthum für immer den Rücken kehrte, reichte ich — da ich vor dem 40. Jahre keine Entlassung verlangen konnte — bei dem Kölner Landwehrmajor ein Gesuch ein, „mich vom Officier zum Ge-

„Die Steuerbehörde iſt von mir angeklagt und ihr Bericht hat über mich entſchieden. Sie war ſogar veranlaßt worden, mich über einen Paſſus in meiner Vorſtellung zur Erklärung aufzufordern, worauf ich ihr erklären mußte, daß ich ihr nicht Rede ſtehen könne, weil ſie mir als Partei gegenüberſtehe. Mein Gegner war alſo Zeuge gegen mich und protokollirender Richter."

„Der Bericht der Steuerbehörde hat ergeben, daß man mir zu viel Nachſicht habe wiederfahren laſſen. Ich habe mitunter gegen die Steuerbehörde eine freiere Sprache geführt, als ſie von ihren Beamten gewöhnt iſt; ich habe mich mitunter gegen eine Behandlung geſträubt, welche ich nicht zu verdienen glaubte; ich bekenne auch, in der Mißſtimmung über meine dienſtlichen Verhältniſſe und über die traurigen Erfahrungen, die ich zu machen hatte, durch eine nicht zur Apathie verurtheilte Natur mitunter zu außerdienſtlichen, unbedeutenden Extravaganzen verleitet worden zu ſein, die indeſſen auf meine Ehre keinen Flecken werfen und die nicht einmal zur Sprache gekommen wären, wenn nicht ſchleichende,

---

meinen degradiren zu laſſen, da mir die preußiſchen Epauletten drückend geworden und ich es mit meiner Ehre nicht mehr vereinigen könne, ſie zu tragen". Der erſchreckte Major ließ mich zu ſich beſcheiden und beſchwor mich, mein Geſuch zurückzunehmen; es ſei ein unerhörter Schritt, der die ganze Armee kompromittiren und alarmiren müſſe. Als ich darauf beſtand, verſprach er mir, wenn ich ablaſſen wolle, ſeinen ganzen Einfluß aufzubieten, damit ich eine angemeſſene Anſtellung erhalte ꝛc. Als ich ihm ſagte, daß ich einen preußiſchen Miniſterpoſten eben ſo zurückweiſen würde wie die preußiſchen Epauletten, konnte er mich gar nicht mehr begreifen und fand endlich den Ausweg, mich für die ganze Friedenszeit von allem Dienſt dispenſiren zu laſſen, ſo daß ich die Epauletten gar nicht mehr zu tragen brauchte. Als die „Preußiſche Büreaukratie" erſchienen war, ließen mich dieſes Buchs wegen die nämlichen Leute kaſſiren, die mir vorher die Degradation nicht hatten gewähren wollen.

verachtete Gegner meine Personalakten damit zu bereichern sich bemüht hätten. In Bezug auf diese Punkte nun mag die Steuerbehörde mir „Nachsicht“ bewiesen haben; wie aber diese frühere Nachsicht sie hat berechtigen können, das spätere Verfahren, welches mich zum Austritt aus dem Dienst genöthigt hat, in die Waagschaale meiner Schuld zu werfen, dieß ist mir nicht erklärlich“.

„Wegen einer ehrenrührigen oder einer andern Sache, wobei der moralische Werth des Menschen oder Beamten in Frage steht, habe ich nie die Nachsicht der Steuerbehörde in Anspruch zu nehmen gehabt. Diese Behörde hätte bedenken sollen, daß durch mich ihre Nachsicht nicht erschöpft worden ist, indem sie davon noch Vorrath für ganz andre Dinge produzirt hat, als die mir zur Last gelegten sind. Ich will nicht Denunziant sein, aber ich bin meiner Sache schuldig, zur Beleuchtung der Anklägerinn meine Behauptung mit Belegen zu versehen und begnüge mich mit einem einzigen Beispiel, dem in der Anlage referirten, welches zugleich einen weiteren Blick in gewisse Regionen des Staatsdienstes thun läßt“.

„Ich bin verurtheilt wegen der angeblich unverdienten Nachsicht einer Behörde, welche dem gedachten Beispiel zufolge die Niederträchtigkeit unter Umständen nicht nur nicht bestraft, sondern indirekt protegirt; das Urtheil einer solchen Behörde hat hingereicht, einen Mann herabzusetzen, der trotz seinen eingestandenen Fehlern sich wenigstens das Recht bewahrt hat, ihre Protege's zu verachten; mich hat eine Behörde ungestraft unter die Füße treten dürfen, die Beamten begünstigt, welche unter einer dienstlichen Maske Ehre, Diensteid und Alles unter die Füße treten, was ehrliebenden und rechtschaffenen Menschen heilig ist. Unter diesen Um-

ständen durchstreiche ich alle Hoffnungen, die ein thörichtes Selbstgefühl in mir erregt hatte, und ich fühle mich zu der Erklärung gedrungen, daß ich auf die mir gnädigst gewährte Aussicht zum Wiedereintritt in den Staatsdienst Verzicht leisten muß".

Diese Vorstellung wird zu denen gehört haben, welche man Sr. Majestät nicht zu lesen gibt. Ich hatte keine Antwort darauf erwartet, erhielt aber doch eine vom Finanzministerium, in welcher es zum Schluß hieß: „Wenn Sie sich in Zukunft wieder berufen fühlen sollten, Vorstellungen an die allerhöchste Person Sr. Majestät des Königs oder an die Behörden einzureichen, welche ähnliche unziemliche und beleidigende Ausfälle gegen die Steuerverwaltung enthalten, als Ihre Immediatvorstellung vom 24. Juni c., so haben Sie zu gewärtigen, daß dergleichen Vorstellungen Behufs Einleitung der fiskalischen Untersuchung wider Sie der Gerichtsbehörde übergeben werden, worauf Sie hiermit besonders aufmerksam gemacht werden".

Dem Generalsteuerdirektor Kühne, welcher diese Drohungen unterzeichnet hatte, schickte ich darauf folgenden Brief zu:

„Ew. Hochwohlgeboren haben mir auf meine Immediatbeschwerde erwidert, daß dieselbe „ohne allerhöchste Bestimmung" an das Finanzministerium abgegeben worden sei, und mir zum Schluß bedeutet, daß, wenn ich ähnliche Vorstellungen über die Steuerverwaltung an den König oder an Behörden einzureichen mich berufen fühlen sollte, dieselben Behufs Einleitung der fiskalischen Untersuchung den Gerichtsbehörden würden übergeben werden. Was ich gesagt habe, war die Wahrheit, und die Wahrheit werde ich fortfahren zu sagen, so oft sich eine Gelegenheit dazu bietet, sei

es vermittelst der Presse, sei es vermittelst Eingaben an die Staatsbehörden. Es wird mich dabei weder ein ungünstiger Bescheid, noch eine „fiskalische Untersuchung“ schrecken. Was also meine Person betrifft, so kann die Drohung, womit der erwähnte Bescheid schließt, von keiner nachtheiligen Wirkung für die freimüthige Wahrheitsliebe sein. Da eine derartige Drohung indeß gelegentlich andre Personen einschüchtern und das Recht der Staatsbürger, sich in Vorstellungen an den König einer freien Sprache über die Behörden zu bedienen, beeinträchtigen könnte, so sehe ich mich im allgemeinen Interesse veranlaßt, Ew. Hochwohlgeboren auf diejenigen Bestimmungen aufmerksam zu machen, welche derartige Bescheide verbieten und welche Ew. Hochwohlgeboren unbekannt gewesen zu sein scheinen. Ich beschränke mich dabei auf folgende Zitate:

„In einer Bekanntmachung des Justizministeriums vom 26. August 1831 heißt es u. A.: „Es ist von Sr. Majestät bestimmt worden, daß in Fällen, wenn Sie Allerhöchstselbst die für anzüglich und verletzend zu achtenden Ausdrücke als strafbar nicht gerügt und zur Untersuchung verwiesen haben, ein fiskalisches Verfahren von Amtswegen nicht eingeleitet werden dürfe“.

„In einem Reskript desselben Ministeriums vom 14. Juli 1836 heißt es u. A.: Wenn des Königs Majestät solche Ausdrücke nicht für anzüglich und verletzend achten und deren Rüge nicht befohlen haben, so wird die Vermuthung begründet, daß Allerhöchstdieselben eine Untersuchung wider den Verfasser der Bittschrift nicht für erforderlich halten.“

Mit Bezugnahme auf die Kabinetsordre vom 26. August 1831 äußert der Justizminister Mühler bei einer andern

Gelegenheit, „daß Se. Majestät selbst und allein sich vorbehalte, zu beurtheilen, ob eine in einer Immediatvorstellung enthaltene Aeußerung beleidigend und zugleich strafbar ist.“

Aus diesen und andern hohen und höchsten Bestimmungen geht auf das Unzweifelhafteste hervor, daß Ew. Hochwohlgeboren so wenig, wie irgend eine andere Behörde, das Recht haben, „ohne allerhöchste Bestimmung“ fiskalische Untersuchungen wegen der Ausdrucksweise einer Immediatvorstellung anzudrohen.

Köln, den 21. Dezember 1842.“

Mit diesem Schreiben, welches ohne Antwort blieb, schließt mein persönlicher Kampf mit der Büreaukratie. „In Erfüllung meiner Amtspflichten die innere Selbstständigkeit und Würde der freien Persönlichkeit nicht untergehen zu lassen“, dieß war, wie ich in meiner Vorstellung an die Majestät bemerkte, mein unabläßiges Streben, aber wahrscheinlich auch mein größter Fehler. Ein Beamter, namentlich ein untergeordneter Beamter, darf in Preußen keine Persönlichkeit mehr haben; er muß Alles ablegen und ausscheiden, was die Uniformität der willenlosen Maschinerie stören könnte; er muß aufhören, der und der Mensch mit den und den Eigenschaften zu sein, die er mit auf die Welt gebracht hat. Fehlt ihm die Anlage, seine Menschennatur aufzugeben und auf eine „freie Persönlichkeit“ zu verzichten, so ist sein Schicksal entschieden. Jeder freie Vorsprung oder Auswuchs an seiner Individualität wird sofort von der büreaukratischen Maschinerie erfaßt und sie ruht nicht, bis sie den Ungefügigen ausgestoßen oder zermalmt hat. Besitzt er die Geschicklichkeit, ernstlichen Konflikten auszuweichen, welche ihn dem

Geſetz in die Hände liefern, ſo weiß man ihn auf andre Weiſe mürbe zu machen und aufzureiben. Mein Kampf mit der Büreaukratie weiſ't keine eklatante Kolliſionen, keine intereſſante Verwickelungen auf, aber iſt er nicht dennoch charakteriſtiſch für das ganze Treiben, ſtellt er nicht namentlich ein unabläßiges Ringen einer freien Perſönlichkeit auf der einen und ein eben ſo unabläßiges Streben nach Aufreibung dieſer Perſönlichkeit auf der andern dar? Erſt ſuchte man mich körperlich, dann geiſtig und endlich moraliſch zu ruiniren. Und dieſer Kampf war unvermeidlich auch da, wo kein ausdrücklich politiſches Element ſich hineinmiſchte. Von Illoyalität hatte ich damals noch keine beſondre Proben abgelegt; ich war ſogar, obgleich ſtets republikaniſch disponirt, gleich den Andern noch zu unklar in politiſchen Dingen, um für meine Oppoſition ein allgemeines oder revolutionaires Ziel zu finden. Nichtsdeſtoweniger war ich für das Syſtem der preußiſchen Staatsmaſchine von vorn herein ein unbrauchbares Element, weil ich vermöge meiner Perſönlichkeit und Erziehung überall nach Grund und Recht fragte, wo es ſich nach dem Weſen der ganzen Staatseinrichtung nur um Gehorſam und Müſſen handelte. Hätte man mich dahin gebracht, dieſen Fehler abzulegen, ſo war ich gleich ſo viel Tauſenden ein verlorener Menſch, ein Lump und — „getreuer Unterthan!“

Der Kampf mit der Gewalt hat in einem Staat wie Preußen, auch wenn es ſich nur um geringe Differenzen handelt, ein wahrhaft dramatiſches Intereſſe, ſobald es auf die Durchfechtung eines Rechts gegen den einmal ausgeſprochenen Willen des von oben bis unten organiſirten Unrechts ankommt. Der Kampf zieht den Kämpfenden immer weiter hinein, ein vergeblicher Verſuch zieht den andern, ein Konflikt

den andern, eine Erbitterung die andre nach ſich und zuletzt, wenn der Bruch vollſtändig geworden, findet ſich die Gelegenheit, den widerſpännſtigen Antagoniſten in einem der tauſend „geſetzlichen“ Netze zu fangen, oder ihn auf andere Weiſe unſchädlich zu machen, zu erdrücken, zu ruiniren. Deshalb gibt es nichts Vergeblicheres in der Welt, als den Kampf eines Einzelnen gegen die Macht der preußiſchen Bureaukratie. Er iſt geſchlagen, ſobald er den Kampf beginnt, und ſeine Vertheidigung iſt ſo erfolglos wie ſein Angriff machtlos iſt. Ein Syſtem, wie das der preußiſchen Büreaukratie, wird natürlich nur durch eine allgemeine Erhebung, durch eine gewaltſame Umgeſtaltung des ganzen Staatsweſens erſchüttert und geſtürzt werden.

° ° °

Jetzt, meine Freundinn, wiſſen Sie, warum ich königl. preußiſcher Steuerbeamter geworden, wie ich es geweſen bin und „wie mir dieſes Joch geſeſſen hat“. Jetzt wiſſen es auch meine Feinde, welche mich gelegentlich durch die Erinnerung an jene Stellung herabſetzen zu können glaubten, obſchon in ihren Augen Burns und Cervantes nichts von ihrem Kredit dadurch verlieren, daß ſie einſt meine Zöllner-Kollegen waren. Ich wünſchte bloß, mit dieſen Feinden, namentlich mit unſern „großen Männern“, die mich ſo gründlich verabſcheuen weil ich ihnen das Maß genommen, die Probe veranſtalten zu können, was aus ihnen werden würde, wenn ſie meine amtliche Karriere durchzumachen und dann noch in einem zwanzigjährigen Exil meine Erfahrungen zu tragen hätten. Ich weiß ziemlich genau, was die menſchliche Natur zu leiſten vermag, und kenne noch genauer

den Stoff, aus dem die „großen Männer“ gemacht ſind, die ſo wohlfeilen Kaufs zu Götzen des Volkes werden. Wollt ihr ſie prüfen, ſo verſetzt ſie nicht in Lagen, in denen äußere Unabhängigkeit ihrem Charakter die Gelegenheit erſpart, trotz Noth und Sorgen Grundſätze und Ueberzeugungen gegen Alle zu kehren, in deren Macht die Entſcheidung der Frage über ihre Exiſtenz oder ihren Untergang liegt; liefert ihnen auch nicht durch eitle Parteigunſt und Popularität die Stütze, welche ſie gegen Haß und Verfolgung von andren Seiten aufrecht erhält; laßt ihnen auch keine Hoffnung, daß ihr Ehrgeiz einſt entſchädigt werde für ſo genannte Opfer, die ſie im Namen von Ideen und Prinzipien bringen; ja laßt ihnen nicht einmal die Satisfaktion, daß dieſe Ideen und Prinzipien einen Werth haben und eine Wahrheit ſeien, oder daß ſie denſelben je wirklich ergeben geweſen; ſtempelt ſie ſogar als erfolgloſe Spekulanten oder als hirnloſe Narren, nachdem ihr ſie zu erfolgloſen Kämpfern oder „verkannten Märtyrern“ gemacht, kurz thut Alles und Jedes, um ſie hülflos und machtlos zu machen, ihnen alle Hoffnung auf Erfolg und Gerechtigkeit unter den Menſchen zu rauben, ſie phyſiſch wie moraliſch zu ruiniren und geiſtig gradezu aus der Exiſtenz auszuſtreichen. Und wenn ſie, bloß auf ihre eigene Kraft und ihr Bewußtſein geſtellt, dieſe Probe mindeſtens ein Dutzend Jahre beſtanden haben und dann unverändert die Nämlichen geblieben ſind, ihre Ehre und ihren Charakter unverſehrt behauptet, an ihren Ueberzeugungen unverzagt feſtgehalten und ihre Grundſätze ſtets rückſichtlos verfochten haben, an ihren Beſtrebungen nicht irre geworden, in ihrem Wirken nicht erlahmt und auch nicht um ihren Humor gebracht ſind, dann will ich ihnen wieder das Maß nehmen und ich ſtehe dafür ein, daß ſie ſich dann nicht werden

zu beklagen haben, namentlich wegen meines Urtheils über ihre Zöllner-Karriere.

Doch ich weiß, was Sie ſagen werden. Sind wir bloß dazu vorhanden, um unſere Dauerhaftigkeit zu bewähren und ein Examen auf unſre Unverwüſtlichkeit zu machen, die endlich doch ihre Grenze finden muß? Können irgend welche Eigenſchaften uns Befriedigung gewähren, wenn ſie keine angemeſſene Verwendung finden? Iſt es eine Genugthuung für den Baum, daß ihn der Sturm nicht entwurzeln konnte, wenn er ihm alle Blüthen abreißt oder alle Früchte raubt? Iſt der ſtete Kampf und die ungeſchwächte Kampffähigkeit ein Erſatz für Sieg und Trophäen? Kann es eine Lebensaufgabe ſein, bloß in ungünſtigen Verhältniſſen zu zeigen, was wir in günſtigen hätten leiſten können? Kann die nothgedrungene Verzichtleiſtung auf die Möglichkeiten, die uns zu den höchſten Zielen unſeres Strebens bringen konnten, jemals Troſt finden in dem Heroismus, womit wir unſre Kräfte an die bloße Ertragung von Hinderniſſen und die gemeinen Nothwendigkeiten der Alltäglichkeit verſchwenden? Wie mancher Ungenannte entwickelt in dem bloßen Mühen um das tägliche Brod und eine ehrliche Exiſtenz mehr geiſtige Kraft und ſittliche Größe, als Andre bei der Gründung von Reichen und der Regierung von Staaten, wodurch ſie ſich ewigen Nachruhm erwerben! Wo liegt ſeine Genugthuung?

Sie verrathen, daß Sie ein Weib ſind. Weiber können nichts ſchwerer begreifen, als die Unabhängigkeit von der „Welt“ und ihren „Meinungen“ und ihren „Auszeichnungen“. Der Maßſtab für den Werth Deſſen, was wir ſind, was wir ſtreben und was wir erreichen, muß in uns ſelbſt liegen, nicht in der Meinung der Welt. Auch iſt es thöricht

mit dem Glück zu hadern. Der Zufall, das iſt wahr, kann uns auf einen Berggipfel und er kann uns in eine Schlucht verſetzen; er kann uns unſre Umgebung und Lage anweiſen, aber nicht unſer ſittliches und geiſtiges Wollen beſtimmen. Trotz allen Einwirkungen des Zufalls herrſcht im Streben der Menſchen, wie überall bei der Wirkung beſtimmter Kräfte, eine gewiſſe mathematiſche Regel für den Erfolg. Wenn uns ein ganzes Leben vergönnt war, ohne daß uns phyſiſche Feſſeln die Glieder banden, ſo iſt der Platz, den wir erringen, zuletzt doch immer derjenige, der unſern Eigenſchaften und Wünſchen in der uns zugänglichen Arena entſprach, und was wir darin am Ende nicht erreicht, das haben wir entweder nicht gekonnt oder nicht gewollt. Iſt Der aber nicht ein Thor aller Thoren, der ſich über ſich ſelbſt beklagt? Lerne dich ſelbſt kennen, ſagt der alte Philoſoph. Er hätte hinzufügen ſollen: und lerne dich mit dir ſelbſt begnügen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Erlebtes.

Zweiter Theil:

Nach meiner Exilirung.

Von

Karl Heinzen.

(Gesammelte Schriften vierter Band.)

Boston,
Selbstverlag des Verfassers.
1874.

P.o.germ. 596 hb/4

Entered according to Act of Congress, in the year 1873, by Karl Heinzen,
in the office of the Librarian of Congress, at Washington, D. C.

Bibliotheca Universitatis Regiae Ludovicae Maximiliani Hungarici
Budapest

Dieſes Buch

widme ich

meiner Frau und meinem Sohn,

welche alle die Verfolgungen und Miſeren,

über die es berichtet,

tapfer und unverdroſſen mit mir durchgemacht haben.

Inhalt.

I. Seite

Preußische Justiz. Flucht aus Köln. Politische Romantik. Fahrten in Belgien ... 5

II.

Eine Winterfahrt von Brüssel nach der Schweiz. Ufnau ... 57

III.

Aufenthalt und Thätigkeit in Zürich. Republikanische Hetzjagd. Genf. Abschied von Europa ... 98

IV.

Erste Reise nach Amerika, mit sechs Jesuiten ... 139

V.

Empfang in New-York. Thätigkeit daselbst. Die Nachricht von der Februarrevolution. Vorbereitungen zur Rückkehr nach Europa. Der teutsch-amerikanische Gesandte ... 158

VI.

Rückkehr nach Europa. Der teutsch-amerikanische Gesandte und Herr Lamartine. Die badische Revolution und ihre großen Männer. Die Schusterinsel. Republikanische Hetzjagd in Frankreich. Frankreichs brüderlicher Bund mit Teutschland. Neue republikanische Hetzjagd in der Schweiz ... 202

VII.

Die zweite badische Revolution und ihre großen Männer. Ihr Untergang durch Dummheit und Verrath. Vergebliche Anstrengungen zur Abwendung des Verderbens. Abermalige republikanische Hetzjagd. Eine republikanische Regierung im Zenith der Infamie und im Nadir der Erniedrigung. Zweite Vertreibung vom Kontinent ... 275

VIII.

Die großen Männer der Paulskirche ... 336

IX.

Ein Jahr in London. Struviana und Struffiana. Irländische Hülfe in der teutschen Noth. Englisches Chinesenthum. Der Erbherzog von Braunschweig und die „Lehren der Revolution". Die kommunistische Schwefelbande. Zweite Auswanderung nach Amerika ... 356

X.

Dreinndzwanzig Jahre in Amerika ... 455

XI.

Schlußbemerkungen ... 506

I.

Flucht aus Köln. Politische Romantik. Fahrten in Belgien.

Ueber meinen Konflikt mit der preußischen Justiz und das Verfahren derselben, das mich in's Ausland trieb, habe ich schon im ersten Theil dieser Schrift kurz berichtet. Dasselbe ist aber so außerordentlich und bezeichnend, daß es noch eine ausführlichere Darlegung und nähere Beleuchtung verdient.

Durch eine Verfügung vom 15. August 1843 war die ganze Polizei des polizeigesegneten Preußenlandes angewiesen worden, ein Buch ausfindig zu machen und in Beschlag zu nehmen, welches später unter dem Titel „Die preußische Bureaukratie" erschien — eine schwierige Aufgabe für die Polizei, da zu jener Zeit noch kein Buchstabe dieser Schrift geschrieben, sondern nur die Absicht, es zu schreiben, bekannt geworden war. Die Polizei wie die Justiz hatte sich mit ihrem Fang noch länger als ein Jahr zu gedulden. Am 11. November 1844 langte endlich das im Geheimen gedruckte Buch ungeahnt von Darmstadt in Köln an und war von den Buchhandlungen mit

meiner Hülfe in wenig Stunden vertheilt. Am 12. wurde in allen Buchläden vergebliche Haussuchung gehalten und am Abend des 13. erhielt ich vom Instruktionsrichter eine Vorladung, um am Vormittag des 14. „über Das vernommen zu werden, dessen ich beschuldigt worden."

Wessen war ich beschuldigt worden? Das wollte mir die preußische Delikatesse nicht sogleich verrathen. Hatte ich gestohlen, gemordet, Brand gestiftet? Fürchtete man, ich werde entwischen, wenn man mich vorzeitig mit meinem Verbrechen bekannt machte? Doch dagegen war man gesichert durch meine Erklärnng in der Vorrede, daß ich mich dem Gericht stellen werde, wenn man meine Freiheit vor Fällung des Urtheils nicht antaste, meiner Vertheidigung nichts in den Weg lege und nach dem bestehenden Recht und Gesetz verfahre. Auch sah man mich unbesorgt in der Stadt umhergehen und vielleicht bloß deshalb und zur Vermeidung von Aufsehen schob man die Verhaftung bis zu meinem erwarteten Erscheinen vor dem Instruktionsrichter auf, wo sie in aller Stille hätte erfolgen können.

Mein Entschluß, dem Gericht nicht aus dem Wege zu gehen, so wie mein Vertrauen auf das vorausgesetzte öffentliche Verfahren nach Rheinischem Recht blieb unerschüttert, bis mir noch in der elften Stunde meine Freunde und namentlich ein Paar erfahrene Juristen klar machten, daß das tückische Preußenthum seine Rache um so sicherer durch einen langen Untersuchungsarrest mit angemessenen Quälereien verwegnehmen werde, je weniger es Aussicht habe, sie später durch ein offenes und ehrliches Gerichtsverfahren hinlänglich zu befriedigen. Man be-

stürmte mich daher mit den dringendsten Zureden, mich bis zum Tage der gerichtlichen Verhandlung jenseit der belgischen Grenze in Sicherheit zu bringen, und erklärte es für eine Thorheit, daß ich mich nicht schon längst mit einem Paß versehen und bei Zeiten in's Ausland begeben hatte. Nachdem ich mich endlich von der Weisheit des ertheilten Raths überzeugt hatte, entschloß ich mich auch sofort, am 13. Abends, ihn mit Anwendung aller nöthigen Vorsicht zu befolgen. Als gewesener Beamter kannte ich die mißtrauische und vorsorgliche Umsicht der preußischen Griff- und Kniffologie. Mich von ihr überlisten zu lassen, hätte ich für eine tödtliche Blamage gehalten. Es galt daher, solche Maßregeln zu treffen, daß meine Flucht nicht vereitelt werden konnte. Daß man mich und meine Wohnung, so wie die Stadtthore und die Eisenbahn bewachen ließ, mußte ich als gewiß annehmen. Ich ließ meine Frau mit Hülfe eines zuverläßigen und vorsichtigen Bekannten von Allem benachrichtigen und nach dessen Wohnung aus der meinigen Dasjenige schaffen, was mir zur Reise unentbehrlich war, während ich ruhig hinter einem Glase Wein saß; zu einer bestimmten Stunde aber erwartete mich an einer sicheren Stelle ein pompöser, zweispänniger Wagen, welcher einem vor dem Stadtthore wohnenden Rentier gehören konnte und daher vor einer Untersuchung durch die Thorwache gesichert war. Die belgische Eisenbahn mußte nicht bloß am Kölner Bahnhof, sondern auch an den nächsten Stationen bewacht sein — eine Vermuthung, die sich später ebenfalls bestätigte. Ich war daher nur sicher, wenn ich am andern Tage den ersten Zug in möglichst weiter Entfernung von Köln bestieg — (Telegraphendrähte gab es damals noch nicht und die

Armtelegraphen konnten in der Nacht nicht arbeiten); deshalb wies ich den Kutscher an, mich sieben Stunden weit, nach der Stadt Düren zu bringen, die ungefähr in der Mitte zwischen Köln und Aachen liegt. Vor der Abreise schrieb ich noch einen Brief an den Instruktionsrichter, worin ich ihn von meiner Flucht wie von den Gründen benachrichtigte, die sie veranlaßt hatten, und versprach, mich sofort auch ihm zu stellen, wenn mir meine persönliche Freiheit bis zur Fällung des richterlichen Endurtheils zugesichert werde. Die Antwort war ein zwei Tage später in den Zeitungen publizirter Steckbrief, der zwar angab, „wessen ich beschuldigt worden", aber behauptete, ich habe mich „der gegen mich eingeleiteten Untersuchung durch die Flucht entzogen". Eine Aufklärung über meinen Schritt, die ich von Belgien aus der „Kölnischen Zeitung" zusendete, wurde von der Zensur gestrichen. Nach preußischer Moral durfte das Publikum nicht erfahren, was ich beabsichtigte, sondern sollte glauben, ich habe mein Wort gebrochen.

Doch die Hauptsache, die Flucht, gelang vollkommen und ich betrieb sie mit einem gewissen romantischen Gusto. Die Fahrten der politischen Flüchtlinge bilden den Haupttheil der modernen Romantik. Ich erzähle nach meinem Tagebuch:

Die Nacht war aus Dunkelheit, Nässe und Kälte zu gleichen Theilen zusammengesetzt. Der Zustand der Chaussee brachte als viertes Ingrediens noch die Langeweile hinzu, denn zur Zurücklegung einer Strecke von sieben Wegstunden brauchte ein flüchtiger Literat in einem Wagen mit zwei Pferden nicht weniger als sieben Zeitstunden. Wer an schlechter Verdauung leidet und Leibes-

erschütterung bedarf, dem empfehle ich eine Chaussee wie die zwischen Köln und Düren. Trotz diesem Zustand streckt Einem der Weg alle Nasen lang einen drohenden Barrierebaum entgegen, der bei Tage wie eine aufgehobene Zuchtruthe in die Luft ragt und bei Nacht wie ein Polizeistock die Passage verbietet. Die Barriereempfänger schienen gar nicht darauf gerichtet zu sein, daß in solcher Nacht ein Mensch sie inkommodiren könne. Sie schliefen einen Schlaf von erstaunlicher Hartnäckigkeit, so daß der geduldige Kutscher, nachdem er fünf Minuten die Stärke ihrer Fensterscheiben versucht, seinem bescheidenen Aerger jedes Mal in den Worten Luft machte: „Donnerwetter, der Kerl schläft wie ein Dachs!“

Die Barrierebäume brachten mich auf allerlei Betrachtungen über die geistigen und sonstigen Barrieren, die in Teutschland uns bei jedem Schritt den Weg versperren, und es wurde mir schon damals klar, daß man die Freiheit eines Volkes sehr gut auf der Landstraße studiren könne. Ein Barrierebaum ist ein Gedankenstrich, lang genug, um auf eine ganze Landstraße von Betrachtungen hinzuleiten. In Belgien ist, so weit ich mich umsehen und erkundigen konnte, kein Barrierebaum auf der Chaussee zu sehen; die Barrieren, bloß durch Aufschriften bezeichnet, sind alle verpachtet; der Pächter ist verpflichtet, an jedes Fuhrwerk heranzutreten, um das Geld in Empfang zu nehmen; der Fuhrmann kann ungestraft durchfahren, wenn auf dreimaligen Ruf der Empfänger nicht erscheint; er kann im Galopp vorbeifahren, wenn er das Geld dem Empfänger zuwirft, denn Chausseezettel gibt es dort nicht; er kann das Nämliche thun, wenn er demselben bekannt ist und ihm zuruft, daß er später zurückkommen

werde. Kurz, die ganze Einrichtung trägt die Rückſicht auf das Volk an der Stirne. Keine unnöthige Scherei, kein Aufenthalt, keine Beſchränkung.

Morgens gegen 6 Uhr ſah ich endlich die dunklen Umriſſe der romantiſchen Stadt Düren vor mir. Trotz meinem, „bis oben zugeknöpften gelb bräunlichen Winterüberrock“, worin ich durch den Steckbrief den Menſchenfängern denunzirt wurde, war ich ſo erfroren, daß ich mich vierzehn Jahre zurück unter die Brücke einer zugefrorenen Gracht zu Utrecht verſetzt fühlte, wo ich damals nach meiner Rückkehr aus Batavia eine herrliche Winternacht zubrachte. Es wurde mir noch romantiſcher zu Muth, als ich aus den geſpenſtiſchen Umgebungen des Dürener Kirchhofs durch die dunkle, naſſe Einſamkeit des Morgens zwei ſchwarzweiße Geſtalten hervorſchleichen ſah, die mir Anfangs einen entſetzlichen Schauder von polizeilichen Kirchhofsgedanken einflößten, ſich aber ſpäter unter der halberloſchenen Laterne des Thoreinganges als zwei trauernde Weiber mit Betbüchern zu erkennen gaben. Sie waren chriſtlich genug, mir als Führerinnen zum nächſten Gaſthof zu dienen. Im Augenblick, wo der Kutſcher anhielt, erſcholl aus der dämmerigen Luft herab plötzlich eine wunderbare Muſik. Es ſchlug nämlich auf dem Kirchthurm ſechs Uhr, aber nicht in der geiſtloſen, monotonen Weiſe der gewöhnlichen Kirchthürme, ſondern es ſchlug ſechs Uhr mit Melodien und Variationen. In Düren ruft die Zeit ihre Stunden durch ein Glockenſpiel aus. Meine Utrechter Illuſion wäre dadurch vollſtändig geworden, hätte nicht der Dürener Kirchthurm Teutſch geſprochen oder geſungen. Er ſang nämlich nichts Geringeres, als: „Heil dir im Siegeskranz“ ꝛc. — jenen

rührenden Nationalhymnus, den kein getreuer Unterthan anhören kann ohne in Gedanken Gut und Blut zur Verfügung zu stellen. Mir schien übrigens der Gruß des Kirchthurms eine gute Vorbedeutung zu sein und das „Heil dir im Siegeskranz" konnte mir nichts Geringeres bedeuten, als: du wirst als Sieger über die Polizei mit heiler Haut über die Gränze passiren.

Mit diesem Vertrauen legte ich mich nieder. Nach zwei Stunden stand ich wieder auf, ohne ein Auge geschlossen zu haben, und zwar nicht vor Angst, wie groß dieselbe auch war, sondern vor Kälte. Die Dürener Chaussee und die geschlossenen Schlagbäume hatten mein Blut so lang gerinnen gemacht, daß selbst ein zweistündiger Aufenthalt in den Bettfedern es nicht wieder in Gang zu bringen vermogte.

Als ich aufgestanden war und im Gastzimmer erschien, sah mich der Wirth mit großen, mißtrauischen und sehr schlauen Augen an. In einer solchen Nacht, auf einer solchen Chaussee eine solche Reise in einem zweispännigen Wagen von Köln nach Düren zu machen, während die wohlfeile und schnelle Eisenbahn nebenherläuft, sodann von Düren, nach zweistündigem Aufenthalt im Bette, dennoch auf der Eisenbahn weiter zu reisen — das hat Etwas, das hat ein Mehreres, das hat Viel, das hat alles Mögliche zu bedeuten. Der Wirth strich um mich herum, wie ein Hund um ein einzukreisendes Wild, er maß mich, er fixirte mich, er durchschaute mich. Endlich „stand" er mich, wie es in der Jägersprache heißt, trat entschlossen vor mich hin und sprach:

Er. Es ist kalt heute.

Ich. Es ist nicht warm heute.

Er. Haben Sie gut geſchlafen?

Ich. Ich habe nicht gut geſchlafen.

Er. Nicht gut geſchlafen? Und doch eine ſo ermüdende Reiſe gemacht!

Ich. Haben Sie Kaffee beſtellt?

Er. Er wird gleich da ſein. Sie kommen von Köln?

Ich. Ich komme von Köln.

Er. Und Sie gehen?

Ich. Haben Sie den Homer geleſen? Die alten Griechen waren anſtändige Leute. Sie pflegten die Fremden nicht eher nach dem „Woher und Wohin" zu fragen, als bis ſie ſie einige Tage bewirthet hatten. Die Eiſenbahn iſt übrigens eine ſchöne Erfindung.

Er. Um Vergebung, wie iſt Ihr Name?

Ich. (Durch die Naſe geſprochen): Ich heiße He.nzen.

Er. Henzen? Hänzen?

Ich. Wie Sie wollen.

Er. Alſo Henzen! Oder vielleicht Heinzen?

Ich. (Ihn groß anſehend.) Nein, ich heiße Wackernagel.

Er. Wie? Wackernagel? Sie ſagten ja: Henzen!

Ich. Was ich geſagt habe, war Ihnen ja nicht genug, darum wollte ich Ihnen noch einige Namen als Zugabe in den Kauf geben.

Dieß brachte den Mann zur Ruhe. Der Sprung von dem Namen Heinzen zu dem Namen Wackernagel war ſo groß, daß der verdutzte Menſchenkenner ganz richtig berechnete: ich ſtehe mich doch beſſer, wenn ich die viel kleinere

Differenz zwiſchen Heinzen und Henzen überſehe und mich mit dem letzten Namen begnüge.

Nachdem He.nzen (durch die Naſe geſprochen) ſeine Zeche bezahlt, verfügte er ſich zum Bahnhof. Der Zug von Köln brauſ'te heran. Große Spannung. Blickt kein verdächtiger Kopf zum Wagenfenſter heraus, um den Bahnhof zu muſtern? Steigt kein Häſcher aus? Kein Spion — Alles in Ordnung! Wir kamen nach Aachen. Der Zug fuhr erſt nach zwei bis drei Stunden weiter und bis dahin konnte mit dem nächſten Zug ein polizeilicher Gruß aus Köln für mich anlangen. Ueberdieß ſollten an der Grenze die Päſſe revidirt werden und ich hatte keinen anderen Paß, als die Vorladung des Inſtruktionsrichters. Ich mußte alſo als kluger Feldherr meinen Operationsplan ändern und von der Eiſenbahn wieder auf die Landſtraße einlenken. Eine halbe Stunde von Aachen liegt der holländiſche Flecken Vaels, wohin die Aachener Bonvivants Auſtern eſſen gehen, wenn ſie die Beſtien unverzollt über die Grenze bringen wollen. Es war alſo das Gerathenſte, vorläufig in Vaels Auſtern zu eſſen und ſie dann auf einem Spaziergange nach Belgien zu verdauen. Um durch unſchuldige Begleitung allen Verdacht abzuwenden, lud ich den Redakteur der „Aachener Zeitung" zu einem Spaziergang vor das Thor ein. Als ich mit ihm durch die Büchelſtraße kam, wo zwei Buchhandlungen ſind, ſah ich — o Schrecken! — zwei Polizeibeamten aus der einen herauskommen und in die andere hineingehen. Ich fragte nach und vernahm, daß ſie gekommen waren, um in Beſchlag zu nehmen „die preußiſche Bureaukratie von Karl Heinzen", daß ſie aber ſo wenig gefunden hatten, wie ihre Kollegen in Köln. Auf dem Wege nach dem

Thor, das nach Holland weiſ't, begegnete mein Blick plötzlich dem forſchenden, ſtechenden Auge eines — Polizeikommiſſairs, eines alten giftigen Feindes, den ich einſt als Landwehrofficier auf das Empfindlichſte beleidigt hatte und der den beſten Willen zu haben ſchien, außer dem Buch auch den verhaßten Verfaſſer in Beſchlag zu nehmen. Er müßte ein ſchlechter Polizeibeamter geweſen ſein, wenn er nicht durch mein Erſcheinen in Aachen auf einige geographiſche Betrachtungen über das Königreich Belgien hingeleitet worden wäre. Ich ſah ihm Das an, aber mit bewundernswürdiger Geiſtesgegenwart gab ich ſeinen Gedanken eine andere Richtung indem ich mir in ſorgloſeſter Unbefangenheit ein Paar durch Miethzettel bezeichnete Häuſer mit der Miene eines Menſchen beſah, der eine Wohnung miethen will und dabei ſeinen ortskundigen Begleiter als Rathgeber benutzt. Später hörte ich, daß eine halbe Stunde nach meiner Ankunft der Polizeikommiſſar den gleichzeitig mit mir angelangten Befehl zu meiner Verhaftung in der Hand hatte. Der arme Menſch wird ſich nichtswürdig geärgert haben.

Der Weg von Aachen nach Vaels iſt ſchwerlich ſchon mit ſchnelleren Schritten bereiſ't worden, als durch mich am 14. November des Jahres 1844. Die Fuhrleute wichen mir mit vierſpännigen Wagen aus und die Chauſſeewärter ließen erſtaunt ihre Hacken fallen. Vor Angſt und Anſtrengung zugleich ſchwitzend, dampfte ich wie eine Lokomotive daher und aus den Feldern kamen die Landleute herzugelaufen, um die Eröffnung der neuen Eiſenbahn von Aachen nach Vaels mit anzuſehen.

Faſt mit verrenktem Hals, vom häufigen Umſchauen nach der verfolgenden Polizei, ſtand ich endlich vor den

zwei Pfälen, die ſich als Repräſentanten des Königreichs Preußen und des Königreichs Holland freundnachbarlich anblickten. Rechts von der Chauſſee ſteht der rothe Pfal mit der Aufſchrift: Ryks-regten (des Reichs Rechte, oder Zölle). Der Name „Reich“ nimt ſich ſehr poſſirlich aus in einem Land mit zwei Dutzend Einwohnern, und was die „Rechte“ betrifft, ſo gab man mir davon einen Begriff, als ich in Vaels nach einem Reitpferde fragte. Im ganzen Ort war keins zu finden, denn von einem Pferd, das einen Sattel trägt, ſind in Holland — 40 Gulden jährliche „Rechte“ zu zahlen.

Mit beſonderer Aufmerkſamkeit ſchien mich der ſchwarzweiße Pfal zur Linken anzuſehen. Es war, als fragte er mich:

„Ich bin ein Preuße, kennſt Du meine Farben?“

Ich antwortete: „Wohl kenne ich ſie, denn das Schwarz erinnert mich an die Nacht des Kölner oder Berliner Unterſuchungsarreſts und das Weiß der Angſt ſiehſt du auf meinem Geſicht geſchrieben.“ Worauf er replizirte: „Du biſt ein Mann des böſen Gewiſſens; greife in deinen Buſen und zeige deinen Paß oder deine Konduitenliſte! O, ich ſehe ſchon die Nemeſis auf Deinen Ferſen! Wer aber ein reines preußiſches Gewiſſen hat, den ſchreckt kein Schwarz und kein Weiß, der ſieht mit unſerm durchlauchtigen Monarchen im Einen die Nacht des Böſen und im Anderen den hellen Tag des „Vorwärts“, das ſie durch die Macht der „Wahrheit“ beſiegen wird; der ſchlägt ſtolzen Selbſtgefühls auf ſeine mit Gott für König und Vaterland erfüllte Bruſt und ſingt mit mir:

„Ich bin ein Preuße, will ein Preuße ſein.“

Als ich mich von dem Eindruck dieſer angreifenden Apoſtrophe wieder erholt hatte, blickte ich meinen hölzernen Landsmann patriotiſch an und ſang in der Antiſtrophe:

Ich bin ein Preuße, darf kein Preuße bleiben,
Weil Angſt und Pflicht mich aus dem Lande treiben;
Schwarz weiße Pfäl', ihr prahlt, obſchon ihr wißt,
Daß „Wahrheit" „ſchwarz auf Weiß" nicht preußiſch iſt!

Der Pfal ſchwieg und ich ſetzte den Fuß auf königlich-niederländiſches Gebiet. Ich ahnte nicht, daß ich dem ſchwarz-weißen Vaterlande den letzten Fußtritt verſetzt hatte. In dem Augenblick, wo ich die Grenzlinie überſchritt, zuckte es mir im Genick. Ein Windſtoß riß mir ſechs Haare aus, die zwiſchen Aachen und Baels grau geworden waren; ich glaubte darin die unſichtbare Hand der Polizei zu erkennen, die mir gleichſam per Telegraph in's Genick griff und der ich juſt im letzten Augenblick noch entgienge. Das Göthe'ſche „Wer nie ſein Brod mit Thränen aß" würde ſeine ganze Wirkung einbüßen neben einem Lied über die Angſt, das etwa begänne:

Wer nie mit Angſt die Straße maß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Erwiſcht im Vorarreſte ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr ſchwarz und weißen Mächte.

Zu Baels kehrte ich in das nächſte Gaſthaus ein und opferte für meine glückliche Rettung den Göttern des Unterleibs eine Viertel-Hekatombe friſche Auſtern mit einer Libation von zwei Glas echten holländiſchen Genevers. Aber ſelbſt dieſe heilige Handlung ſollte nicht ohne romantiſche Störung vorübergehen. Wie die Raben um ein

gefallenes Wild, so sammelten sich sofort die benachbarten Philisterhonoratioren des Orts und die amtlichen Spürnasen um den langen Menschen, der mit einem „Rohrstock" und „bis oben zugeknöpften Winterrock" in so ungünstiger Jahreszeit zu Fuß die holländische Grenze überschritten, eine geheime Unterredung mit dem schwarzweißen Pfal gehabt und darauf eilig im Wirthshause eingekehrt war, um —, um —, um — darauf kam es nun eben an, das Um, das „Woher? und Wohin?" zu erfahren.

Während ich die Austern opferte, sah ich seitwärts mehrere amtliche Gesichter mit schielenden Augen mein Signalement aufnehmen. Hätten sie gewußt, daß ich der Verfasser einer „Reise nach Batavia" war, ich wäre auf holländischem Gebiet aus dem Regen in die Traufe gekommen. In Kleve pflegt man den Lebensüberdrüssigen den Rath zu geben, nach Holland zu gehen und zu sagen, sie seien K. Heinzen. Glücklicher Weise waren die Vaelser Nationalen keine Kenner der teutschen Literatur. Als sie fanden, daß ich auf den amtlichen Steckbriefen, die sie auf ihrem Bureau haben mogten, nicht verzeichnet stand, ließen sie ihre außeramtlichen Vermuthungen los und hetzten ihre Neugier in der Person des Wirths auf mich ein. Wer? Woher? Wozu? Was? Warum? Womit? Wofür? Wogegen? Wonach? Es schwebten mir allerlei sonderbare Antworten auf der Zunge, z. B. ich sei Karl der Große und wolle in den Wäldern zwischen Vaels und Verviers mich von dem Gedeihen einer Eiche überzeugen, die ich vor tausend Jahren in einer sicheren Einsamkeit gepflanzt, um jetzt einen Knutenstiel für den romantischen Steiß der servilen teutschen Nation daraus zu

ſchneiden. Da ich aber die Befugniſſe der holländiſchen Grenzbeamten nicht kannte, ſo hielt ich es doch für gerathen, ihr Denkvermögen nicht allzuſehr anzuſtrengen, und begnügte mich mit der wahrheitgemäßen Verſicherung: ich ſei ein Freund der Natur, der die wilde Gebirgsgegend zwiſchen Vaels und der preußiſch-belgiſchen Chauſſee kennen zu lernen wünſche. Das war nun freilich den Leuten noch unglaublicher, als wenn ich geſagt hätte, ich ſei Karl der Große; ſie beruhigten ſich aber, als ich einen Boten beſtellte, um mich in jenen Bergen zurechtzuweiſen. Die Tochter aus dem Hauſe, ein Mädchen mit einer rührend-intereſſanten Todesverſchreibung auf dem Geſicht, die ſie ſelbſt noch niemals geleſen hatte, nahm beſonderen Antheil an meinen naturforſcheriſchen Abſichten und ſchärfte dem Boten ein, mich ja über Alles auszufragen. Unter ihren Auſpizien kam ich denn glücklich aus Vaels heraus und trat die Wanderung durch ein Gebiet an, das vielleicht noch kein ziviliſirter Fuß betreten hat und das nur einen Tummelplatz für Wild, Vieh und Schmuggler bildet. Es iſt eine Eifel, in's Holländiſche oder Belgiſche überſetzt. Koth bis an die Kniee, Sumpf bis an die Kniee, Waſſer bis an die Kniee — das waren die Abwechſelungen des Wegs. Mein „bis oben zugeknöpfter Winterrock", bei dem Marſch über himmelhohe Berge, ſorgte dafür, daß ich auch von oben nicht trocken blieb, und wo er nicht hinreichte, mir den Schweiß auszutreiben, da kam ihm wieder die Angſt zu Hülfe, die Angſt des böſen Gewiſſens, die dem Frevler auch in der Einſamkeit der Wildniſſe keine Ruhe läßt. Ich mögte ſagen: ich ſchwitzte Unterſuchungsarreſt. Zu ſolcher Angſt fehlte es in jener Wildniß um ſo weniger an Grund, da die Grenzverwickelungen

dort so mannichfaltig sind, daß man fast bei keinem Schritt weiß, ob man auf belgischem, oder holländischem, oder preußischem, oder neutralem Gebiete steht. Es liegt dort nämlich zwischen den drei Ländern ein sogenanntes neutrales Gebiet, ein herrenloser Landstreifen, der zwar keinem der angrenzenden Länder gehört, in dem aber das Regiment derselben wechselt. Dieses neutrale Gebiet, dieses preußisch-holländisch-belgische Krakau schien mir besonders bedenklich zu sein, denn nichts ist verdächtiger als Neutralität. Mitunter stand mein Fuß auf vier Gebieten zugleich und ich sorgte dann wenigstens dafür, daß der Absatz meines Stiefels auf belgisches zu stehen kam, damit ich im Nothfall dadurch mein Domizil darthun könne.

Unterwegs begann es fingerdick auf meinen bis oben zugeknöpften Winterüberrock zu regnen und mein Führer von Vaels verabschiedete sich. Er hatte den Auftrag seiner Herrinn getreulich erfüllt und mich über Alles ausgefragt. Aus Rücksicht auf seine treuen Dienste und die Gesundheit des interessanten Mädchens zitirte ich ihm beim Abschied einige Paragraphen aus dem Zollgesetz vom Jahre 1838 und vertraute ihm unter dem Siegel sonstiger Verschwiegenheit an, daß ich der Geheimrath Helmentag aus Köln sei, der hierher gekommen, um das neutrale Gebiet zu rekognosziren und eine geheime Konduitenliste über die Schmuggler anzulegen. Mein Führer, der kein gutes Gewissen haben mogte, nahm auf der Stelle Reißaus. An seine Stelle trat ein ohrspitzender, urochsenbefohlter, blaukitteliger, knotenstockiger, autochthonischer, schleichweg-hohlweg-kreuzwegkundiger Schmuggler, der mich endlich nach einem vierstündigen Marsch auf die Chaussee nach Henry-Chapelle (einem kleinen Städtchen zwischen Aachen

und Verviers) brachte, wo ich durch und durch naß und kothbekleistert ankam. Ich verlangte im Gasthaus eine heizbare Schlafstube, aber im ganzen Ort war keine heizbare Schlafstube zu finden. So mußte ich mich denn entschließen, gegen 4 Uhr Nachmittags zu Bette zu gehen, um nur aus dem Sumpf meiner Kleider herauszukommen. Als ich im Bette lag, kam die Tochter des Hauses, die Krone aus der „Krone" zu Henry-Chapelle, zu mir und fragte mich in jenem Ton einer prüden Barschheit ländlich-städtischer Schönen, hinter dem der Kenner sofort das zärtliche Herz herauszufinden weiß, ob ich etwas wünsche? Ich wünschte also zunächst, daß sie mich mit derjenigen Freundlichkeit anblicke, welche dem mir zu Ohren gekommenen Ruf ihrer Liebenswürdigkeit entspräche. Sie fragte, wo dieser Ruf laut geworden? Ich versicherte, daß alle Kutscher und Fuhrleute auf der Landstraße von ihren liebenswürdigen Eigenschaften enthusiasmirt seien. Diese Versicherung wirkte und die Tochter aus der Krone war ganz für mich gewonnen. Ich bestellte ihr zunächst eine halbe Flasche Burgunder und erhielt aus besonderer Rücksicht und Affektion einen unchaptalisirten Rheinbleichert aus der Gegend von Bonn. Darauf fragte mich die freundlich gewordene Schöne, was ich zu essen wünsche? Als ich ihrem feinen Geschmack die Wahl anheimstellte, überraschte sie mich mit der Nachricht, daß sie mir einige ... „L i s t e r" warm machen wolle.

Ich. Wie? Sie geistvolle, kühne Tochter aus der „Krone", wollten mich wirklich mit warmen Philistern beglücken?

Sie. Warum nicht? Es ist noch Vorrath genug da.

Ich. Am Vorrath zweifle ich nicht, aber wie kann ich

fremder Menſch, der ich Sie morgen wieder verlaſſe, ſo luxuriöſe Rückſichten verlangen?

Sie. Welcher Luxus? Sie ſind ganz billig.

Ich. Wie viel Fuhren Holz gedenken Sie mir denn zu opfern? Wiſſen Sie nicht, daß, um einen einzigen Philiſter warm zu machen, mehr Holz nöthig iſt, als um die Stadt Moskau in Brand zu ſtecken?

Sie. Philiſtern? Was iſt das? Ich habe von Liſtern geſprochen.

Nun fodere ich alle Sprachforſcher der Chriſtenheit auf, zu ſagen, was ein Liſter iſt. Ein Liſter iſt ein — Krammetsvogel. Als ich dieſe Entdeckung, wofür ich den Doktortitel der internationalen Philologie in Anſpruch nehme, gemacht hatte, aß ich ein halbes Dutzend Liſter, mit entſprechender Malice, als wären es Philiſter geweſen, und ſchlief ein ungeheures Loch in die ſchwere Zeit meiner Angſt. Die Krone des Hauſes ſtrich als ein ſchützender Engel um meine Zimmerthüre und wehrte alle Anfechtungen eines beunruhigenden Polizeigeiſtes von meinen Träumen ab, ſo daß ich, als ich am andern Morgen erwachte, in häuslicher Gewohnheit ganz naiv meine Magd fragte, ob die „Kölniſche Zeitung" noch nicht da ſei.

Meine Magd und die „Kölniſche Zeitung" waren nicht da, aber die Chaiſe, die ich zur Weiterreiſe beſtellt hatte, ſtand ſchon vor der Thüre. Die Chaiſe war von antediluvianiſcher Bauart und wurde von einem revolutionairen Gaul gezogen, der nach der apathiſch-turbulenten Weiſe des belgiſch-niederländiſchen Nationalcharakters entweder Schritt ging, oder hinten ausſchlug und dabei eine beſondere Inklination nach den Chauſſeegräben und Abhängen

hatte, was auf den himmelhohen Wegen bei Henry Chapelle eine bedenkliche Eigenſchaft war. Mit zwei wohlgemeinten Hieben hätte der Gaul die Chaiſe mitſammt dem Kutſcher und dem Paſſagier in die Luft geworfen und durch einen einzigen Satz hätte er mich in die Tiefen der belgiſchen Geographie und Mineralogie geſtürzt. So war denn auch jetzt wieder für die erfoderliche Quantität Angſt oder Romantik geſorgt, denn die Angſt iſt die Seele der modernen Romantik.

Endlich langte ich doch mit heiler Haut in Verviers an. In Verviers gedachte ich mich niederzulaſſen und zwar aus drei Gründen: erſtens, weil es der nächſte anſehnliche Ort bei der Grenze iſt, wo ich den Tag des Gerichts abwarten wollte; zweitens, weil es berühmte Tuchfabriken beſitzt, und ich eine neue Hoſe brauchte; drittens, weil dort kürzlich eine Volksdemonſtration gegen die Einſchmuggelung der Jeſuiten Statt gefunden hatte. Als ich aber anfing mich in Verviers zu orientiren, konnte ich in der ganzen Stadt nicht einmal eine teutſche Zeitung auftreiben, und Das verdroß mein Nationalgefühl ſo ſehr, daß ich mich gleich wieder auf die Eiſenbahn ſetzte und nach Lüttich fuhr. In Lüttich ging mein erſtes Bemühen dahin, ein Kaffeehaus mit teutſchen Zeitungen zu finden. Ich lief in eins, in zwei, in ſechs Kaffeehäuſer und gab ſchweres Geld für Kaffee aus, den ich nicht trinken konnte, aber eine teutſche Zeitung kam mir nicht zu Geſicht. Meine Vorſtellung von den berühmten, durch Männergeſang und Kunſtausſtellungen zur wahren Verliebtheit geſteigerten teutſchen Sympathieen in Belgien, über welche die preußiſchen Spekulanten ſo viel gefaſelt, ſanken auf Null herab und ich beſchloß, am anderen Morgen nach Brüſſel zu

gehen, um eine teutſche Zeitung zu ſuchen. Vorher aber ſollten meine romantiſchen Erfahrungen noch durch ein Abenteuer voll Angſt und Schrecken bereichert werden. Ich ging im Gaſthof gedankenvoll an einen einſamen, hoch abgelegenen Ort, wohin man nicht öfter zu gehen pflegt, als man muß, und den nur weibliche Menſchen zu zweien beſuchen. Als ich den Ort verlaſſen wollte — es war eine grauenvolle Dämmerung und nur dumpfes Rauſchen aus dem Gewühl der Stadt drang in dieſe Einſamkeit — verſuchte ich vergebens die Thüre zu öffnen, ich war — eingeſchloſſen. Ich klopfte, ich rief, ich ſchrie — keine Antwort, keine Seele, die mir zu Hülfe kam. So ſollte ich alſo einſam und gefangen, fern von Freunden und Verwandten, in dieſem tückiſchen Gelaß mein Leben enden? So ſollte ich denn ein zweiter Ugolino werden? So hatte mich alſo mein Schickſal doch in anderer Geſtalt ereilt und die Freiheit, die ich im einen Lande zu retten ſuchte, mußte ſich im anderen einem ſo gemeinen Kerker überliefert ſehen? Man kann ſich denken, welche Kombinationen meine gehetzte Phantaſie und meine ängſtliche Dispoſition in jener Gefangenſchaft ſchuf. In meiner Verzweiflung ſtellte ich ſogar Viſitationen nach einem unterirdiſchen Durchgang an, aber auch hier war keine Thüre der Hoffnung zu finden. In wüthender Hoffnungsloſigkeit warf ich endlich den Deckel auf die Oeffnung und begann dann wieder meine Verſuche an der Thüre. Und, ſiehe da! die Thüre war offen. Wie ging das zu? Wer es noch nicht weiß, dem ſei es hiermit kund gethan, daß in manchen Gaſthöfen die Abtrittsthüre ſich nicht eher wieder öffnen läßt, als bis man den Deckel auf die Oeffnung geklappt — gewiß ein ſehr ſinnreiches Mittel der Erziehung, um unkultivirten

Leuten gute Lebensart beizubringen und die Zerſtreuten an ihre Umgebung zu erinnern.

Schon die Freude über meine Rettung aus ſo großer Gefahr hätte mir Lüttich auf einige Tage intereſſant machen können, aber das beleidigte Nationalgefühl trieb mich am anderen Morgen nach Brüſſel. Nachdem ich in Brüſſel vergebens den Kaffee und das Bier von zehn Kaffeehäuſern und Eſtaminets gekoſtet, gelang es mir endlich, im "Café Suisse" die „Kölniſche Zeitung" aufzutreiben. Mit dem Leſen hatte es freilich noch eine Stunde Zeit, denn es war eben ein alter Vlaemiſch-Belgier beſchäftigt, in ihr das Sanskrit zu ſtudiren. Nachdem er ſich bis zwiſchen die Zähne vollſtudirt hatte, brachte mir endlich der Kellner die „Kölniſche Zeitung", die „Kölniſche Zeitung" vom 17. Nov. 1844. Und was finde ich in der Kölniſchen Zeitung vom 17. Nov. 1844? Meinen Steckbrief!

„Der der Verſpottung der Geſetze, ſowie des frechen Tadels der Anordnungen im Staat und der Erregung von Mißvergnügen der Bürger gegen die Regierung beſchuldigte Literat Karl Heinzen, zuletzt hier wohnhaft, hat ſich der gegen ihn eingeleiteten Unterſuchung durch die Flucht entzogen. Indem ich deſſen Signalement hier unten mittheile, erſuche ich ſämmtliche reſp. Civil- und Militärbehörden, auf denſelben zu vigiliren, ihn zu verhaften und mir vorführen zu laſſen."

Ferner enthält er außer der Perſonalbeſchreibung das ſchmeichelhafte Zeugniß, daß ich Teutſch, Holländiſch und, was einſtweilen nicht wahr iſt, Franzöſiſch ſpreche.

Ich kaufte dem Kellner das Blatt mit dem Steckbrief ab und benutzte es fortan als Legitimationspapier.

Nachdem ich in Brüssel ein Paar Tage verweilt und einen Ausflug nach Antwerpen gemacht hatte, zog es mich wieder nach der Grenze, wo ich Nachricht von den Meinigen erwartete: Ein Brief meiner Frau meldete:

„Am Abend nach dem Tage deiner Abreise kam ein alter Mann keuchend die Treppe heraufgelaufen und fragte mich: „sind Sie Frau Heinzen?“ Ja. „Ihr Mann wird, wie es in der Stadt mit Bestimmtheit heißt, heute Abend verhaftet werden; seien Sie auf Ihrer Hut.“ Einige Minuten später kam ein Anderer auf Pantoffeln heimlich herauf und sagte: „Ihr Mann wird morgen früh verhaftet; wenn er sich noch entfernen will, so sagen Sie ihm, daß er sich der Eisenbahn nicht mehr bedienen kann, da morgen ganz früh schon Gens'darmen und Polizeidiener an der Bahn stehen, um ihm aufzupassen.“ Den Tag darauf war mehreremale ein Polizeikommissair hier, um dich zu sprechen, und sonstige Polizeibeamten sind stets Tag und Nacht um unsere Wohnung herumgegangen. Sie sollen auch die Thoreingänge bewacht haben. Einer deiner Freunde brachte mir die Nachricht, daß der Befehl angelangt sei, dich sofort nach Berlin in die Hausvogtei zu bringen. Die Gensd'armen und einige Polizeidiener haben den ganzen Tag an der Eisenbahn gestanden. Es soll ihnen selbst lächerlich vorgekommen sein, dort stehen zu müssen, da du schon lang über alle Berge sei'st.“

„Am andern Morgen, als ich eben Kaffee getrunken und in die Schlafstube gegangen war, um meiner Schwester meinen Mantel zu zeigen, kommt ein Herr durch die Küche in die Stube gelaufen. Ich führe ihn durch die Küche auf den Gang zurück und sehe dort noch zwei Herrn stehen, sodann einen Polizeikommissair und einen Polizei-

diener. Ich führe ſie alle in das Vorderzimmer und biete ihnen Plätze an, da begann einer die Unterredung mit der Frage: „Um Vergebung, Ihr Gemahl iſt nicht hier?“ Ich: nein. Er: „Wollten Sie wol die Güte haben, uns ſeine Schreibſtube und ſeinen Schreibpult zu zeigen?“ Ich: Hier iſt ſeine Schreibſtube und hier ſind ſeine Papiere. Er: „Sie werden erlauben, daß ich Alles nachſehe.“ Hierauf diktirte er einem andern Herrn das Protokoll. Der Kleine fing an zu ſchreien und ich mußte zu ihm in die hintere Stube gehen. Der Polizeidiener folgte mir auf einen Wink des Kommiſſairs und blieb hinten auf dem Gang ſtehen, von wo er ſpäter ſogar die Speichertreppe hinaufging, um zu ſehen, was meine Schweſter oben mache. Uebrigens waren die Herren ganz höflich. Als ich wieder nach vorn gekommen war und in meine Schlafſtube ging, folgte mir der Kommiſſair. Sie ſahen alle deine Papiere nach und haben einige zuſammen in einen Bogen Papier gethan und verſiegelt mitgenommen. Hierauf kamen auch die Andern in die Schlafſtube. Als ſie dort die Päcke mit deinen Gedichten liegen ſahen, rief der Eine (der Staatsprokurator): „Aha, das ſind gewiß Exemplare der Schrift über die Büreaukratie.“ Das wäre wohl möglich, ſagte der Andre (der Polizeikommiſſair). Der Dritte (Inſtruktionsrichter) hob einen Pack auf den Stuhl und fing an loszuknoten. Ich hielt mich ganz ſtill. „Das ſind ja bloß Karl Heinzens Gedichte,“ rief er ganz unwillig und warf den Pack wieder hin. Darauf gingen ſie fort. Der Unwille über jene Täuſchung hat allen Grund, denn man hat hier ſchon 10 Thaler für dein Buch geboten und doch iſt kein Exemplar mehr zu haben. Ein fremder Kaufmann hat dir, freilich zu ſpät, durch

einen deiner Freunde ſeinen Wagen mit Kutſcher und Pferden zur Verfügung ſtellen laſſen, um zu entfliehen."

Welche Anſtalten, welche Zurüſtungen, welche Anſtrengungen, eines unſchuldigen Buches wegen! Und Alles Das verrichten dieſe Menſchen, ohne ſich ſelbſt auszulachen. Sie thun es mit einem wahrhaft religiöſen Ernſt und Eifer und würden Den für eine verworfene, jeder ſittlichen Regung unfähige Kreatur erklären, der ihnen ſeine Verachtung bezeugte.

In Belgien begriff man Das nicht. Ich kam mit manchen gebildeten Menſchen zuſammen, die mir kaum glauben wollten, wenn ich ihnen ſagte, ich werde wegen eines Buches über die Büreaukratie verfolgt; und wenn ich ihnen über die preußiſchen Preßzuſtände Aufſchluß gab, erſchraken ſie, ſolche Nachbarn zu haben. Ein freiſinniger Arzt in Brüſſel, der mir eine Menge Fragen ſtellte, warum wir in Teutſchland nicht Dieß und Das thäten, fing an vor Wuth zu zittern, als ich ihm die Zenſur erklärte, und rief in ſeiner verzweifelten Bemühung, Teutſch zu ſprechen, mit einem markdurchdringenden Pathos aus: „O das is fürchterliig, das is unglücktig, wenn der Mens nit ſagen kann, was ſie denkt!" Allerdings iſt es fürchterlich und unglücklich, aber es denkt eben nicht jeder „Mens", namentlich unter der „Nation der Denker".

Doch genug davon. Wenn Einer zu lang auf einen Punkt ſieht, ſtreicht man ihm über die Augen, um ihn abzulenken. Alſo ein Strich über die Augen:

Ein Ochſe und ein Schaf rühmten ihre Vorzüge vor dem Eſel, dem noch nie die Ehre und das Glück wiederfahren ſei, von Menſchen geſchoren oder gegeſſen zu werden. Der Eſel, der klaſſiſche Studien gemacht hatte, erhob ſich

in ſtolzem Selbſtgefühl, pochte auf ſein Kreuz und ſein Pergament, nahm Plutarchs Werke vom Brett und las: „Als Artaxerxes Mnemon gegen die Kaduſier zu Felde zog, entſtand eine Hungersnoth in ſeinem Lager, die ſo groß war, daß man kaum für 60 Drachmen einen Eſelskopf kaufen konnte.“ Voilà, ſagte er, wann iſt jemals für euer Gehirn ſo viel geboten worden? Und glaubt ihr, meine Zeit werde nicht wiederkommen? Schon ſehe ich die Morgenröthe des Artaxerxes und die Kaduſier ſind bereits aufgeſtanden. Der Ochs und das Schaf erkannten in Demuth die Superiorität des Eſels an und baten ihn um ſeine Fürſprache, wenn der große Artaxerxes kommen ſollte.

*

Noch ein Strich. Das ſchönſte Mädchen in Verviers iſt Klärchen, die Tochter in dem Wirthshauſe, wo ich täglich die Zeitungen leſe. Ich nenne ſie die Roſe von Verviers. Sie iſt unſchuldig wie ein Kind und liebenswürdig wie eine Venus. Aber ſie iſt arm und wird nicht glücklich werden. Neulich fragte ſie mich, wer ich ſei? Ich ſagte: Der Teufel. Sie (ſie ſprach neben dem Franzöſiſchen ein eigenthümliches, Luxemburgiſches Teutſch): Wo haben Sie denn Ihre Kiefies? (Wo haben Sie denn Ihren Kuhfuß?) Ich: Den hab' ich dort unten meiner Großmutter zurücklaſſen müſſen als Unterpfand, daß ich zurückkommen werde. Sie: Was wollen Sie denn hier oben? Ich: Ich will Sie holen. Sie: Mich holen? Warum denn? Ich: Weil Sie arm und unglücklich ſind. Sie: Alſo da unten wird man glücklich gemacht? Ich: Ja. Dort unten wird gezeigt, daß nur der Unglückliche bös und daß das Böſe nur ein Unglück iſt.

Sie: Also gibt es gar kein Böses? Ich: Nein, es gibt nur Unglück und das Unglück hört in der Hölle auf. Sie: In der Hölle auf? Dann wäre ja zwischen Himmel und Hölle kein Unterschied? Ich: Ganz recht. Die Hölle ist das Vorzimmer des Himmels und der Himmel ist die Erkenntniß, daß es kein Böses gibt. Sie: Dann ist ja auch kein Unterschied zwischen dem Teufel und — Gott. Ich: Ganz recht. Der Teufel ist Gott von hinten besehen. Dreht Gott sich um, so zeigt es sich, daß sie eine Person sind. Sie: Dann wären Sie Teufel ja Gott, denn Sie sehen mich ja mit dem Gesicht an. Ich: Ich bin Gott und Sie sind es auch. Spiegeln Sie sich nur in meinem Auge. Sie: Ich will Ihnen erst einen Schoppen Wein holen. (Sie holt einen Schoppen Wein). Welche Strafen haben Sie denn in der Hölle? Ich: Die härteste Strafe besteht darin, daß man mit Moosrosen auf den bloßen Rücken geschlagen wird, wenn man glaubt, daß man bös sei, denn der Glaube an das Böse macht bös. Sie: Das ist die härteste Strafe? Ich gehe mit Ihnen in die Hölle und Sie werden sehen, daß ich nicht bös bin. Aber läßt es sich nicht einrichten, daß schon hier die Menschen nicht mehr bös sind? Ich: Da müssen Sie den Minister des Innern und des Unterrichts fragen. (Als ich den Ort verließ, schenkte ich in Ermangelung von etwas Besserem der Rose von Verviers eine große, wohlriechende Seifenkugel mit der Bitte, sich jedesmal die Hand zu waschen, wenn sie dieselbe in ihrem Geschäft als Aufwärterinn einem Unwürdigen habe reichen müssen.)

*

Noch ein Strich. Ich ging durch einen einsamen Wald. Die Liebesbriefe, welche die Natur dem Frühling auf Mil-

lionen Baumblätter geſchrieben, lagen zerknittert, zerriſſen und weggeworfen am Boden. Die Verlaſſene weinte dem Treuloſen die letzten erkalteten Thränen von den nackten Zweigen nach, denn ſie glaubte nicht an ſeine Wiederkehr. Kein Laut ringsum, nur der Fall der Thränen auf die zerriſſenen Liebesbriefe und dann und wann der ſcheue Pfiff einer fliehenden Amſel, begleitet von dem fernen Rauſchen des reißenden Vesdreflusſes. Hineingeriſſen in die traurige Stimmung der Natur, trat ich auf einen ragenden Felſenvorſprung, zog vom Leder (denn ich hatte eine Flaſche Wein in der Taſche) und ſchrie in die weite Welt hinaus, daß alle unvermutheten Holzhacker ringsum erbebten:

„Sie ſollen ihn nicht haben“ —

Wen? fragte das Echo. Mich! antwortete ich.

*

Noch ein Strich: Das Verlangen, ein Weib zu küſſen, iſt wie das Verlangen, eine Blume zu riechen. Eine Blume iſt ein Weib, das man küßt mit der Naſe.

*

Noch ein Strich: Wir leben nicht, ſofern wir das menſchliche Recht, ſondern nur, ſofern wir die polizeiliche Erlaubniß dazu haben.

*

Noch ein Strich: Man lieſ't jetzt nur vom ungenähten Rock zu Trier. Hätte Chriſtus gewußt, welchen Mißbrauch man von ſeiner Religion machen würde, er hätte ſich nicht dafür an's Kreuz ſchlagen laſſen; wenn er aber gar gewußt, welches Skandal man mit ſeiner Garderobe machen würde, er wäre lieber nackt durch die Welt gegangen.

*

Noch ein Strich: Auf den balearischen Inseln war es in alten Zeiten Gebrauch, daß die Kinder ihr Butterbrod erst mit dem Pfeil treffen mußten, ehe sie es essen durften. Jedes Volk wird darauf erzogen, des Brodes seiner Freiheit nur durch den Pfeil habhaft zu werden.

*

Noch ein Strich: Wir haben in neuerer Zeit mehrere Male von Beispielen gelesen, wo Zensoren sich durch priapeische Regungen zu Skandalgeschichten haben verleiten lassen. Dieß erinnert an den psychologisch-physiologischen Erfahrungssatz, daß Wollust und Mordlust verbunden zu sein pflegen.

*

Noch ein Strich: Es ist sehr bezeichnend, daß das Einzige, was unsere Politik in dem freien Nordamerika studirt, das Gefängnißwesen ist. Und wie grausam schlägt man bei diesem Studium daneben! In einem Lande, wo der freie Mensch sich nach Belieben aussprechen kann, hat es doch einigen Sinn, daß der gefangene Sträfling zur Stummheit verurtheilt wird, wenn auch das Isolirungssystem noch so unmenschlich ist; aber in Teutschland, wo die Stummheit Regel ist, hätte man sie nicht auch noch zur Strafe machen sollen. Das verräth zu viel Grausamkeit.

*

Noch ein Strich: Keinem wird es leichter, bei den Damen eines Landes liebenswürdig zu erscheinen, als einem Ausländer, der ihre Sprache nur theilweise versteht. Alles, was er sagt, erscheint naiv, und die Naivetät ist die Liebenswürdigkeit in Person. Aber Das ist es nicht allein. Seine Bemühungen, sich in der fremden Sprache auszu-

drücken, verdecken ſeinen Mangel an Geiſt; hat er aber Geiſt, ſo erſcheint jede Probe davon, die er mühſam zur Welt bringt, doppelt geiſtreich. Es iſt damit, wie mit den klaſſiſchen Schriftſtellern, von denen ſo mancher nicht bei uns genannt werden würde, wenn er in teutſcher Sprache geſchrieben hätte, die aber Alle als etwas Außerordentliches erſcheinen, weil wir ihre Schätze ſo mühſam herausgraben müſſen. Uebrigens kommt bei der Unterhaltung mit ausländiſchen Damen auch noch Das hinzu, daß ſchon die gute Lebensart ſie dazu bringt, dem Fremden bei ſeinen Unterhaltungsbemühungen nachzuhelfen und dadurch Intereſſe an ihm zu nehmen, ſowie daß es ihrer Eitelkeit ſchmeichelt, wenn ſie ſeine Meinung errathen und interpretiren können. Aus dieſen Gründen iſt es auch weit leichter, Franzöſiſch oder Engliſch in der Unterhaltung mit Damen, als mit Herren zu lernen.

*

Noch ein Strich: Auch du biſt hier aus dem Lande der Todten. Dein Lächeln ſcheint ſtill herüber zu mir, wie das Flimmern der Sterne, und aus den Gefilden des Todes überweht mich das Erinnerungsleben deiner Seele, wie ein ſommerlicher Abendhauch das träumende Gebüſch eines moosbewachſenen Felſens. In der ſchmerzlichen Süßigkeit der Todesruhe lächeln deine Züge und die unnahbare Vertraulichkeit deines Weſens zieht und bannt meine Seele in ſtillem, vergeblichem Zwieſpalt. Durch das Flüſtern der Nacht und das Klingen ſüßer Akkorde ziehen die Träume und die Schmerzen und die Seeligkeiten einer ewigen Liebe und ſchwärmen deinem verſinkenden Bilde nach; mein ermüdendes Augenlid ſinkt nieder unter der ſanften Hand der mütterlichen Natur,

und meine Seele verſchwindet in den erneuten Traum von der nächtlichen Blume, welche, gebrochen von der Hand des Geliebten, das duftende Gift ihrer ſüßen Seele mit der ſeinigen eint und ſterbend ihn tödtet.

*

Noch ein Strich: Seht da unten am Tiſch den dickwanſtigen Pfaffen mit dem funkelnden, erbarmungsloſen Teufelsgeſicht! Dieſen Menſchen kann nichts in der Welt noch rühren, als der — Schlag.

*

Noch ein Strich: Erasmus von Rotterdam litt einſt an einem hartnäckigen und bösartigen Geſchwür. Zufällig las er um die Zeit in den epistolis obscurorum virorum. Als er an die Stelle kam: "ego me diabolice inutilem faciam", brach er in ſo gewaltiges Lachen aus, daß ſein Geſchwür aufging und Erasmus kurirt war. Wenn Erasmus mit ſeinem Geſchwür jetzt hier am Tiſch ſäße, ſo würde ich ihm den dickwanſtigen, diaboliſch freſſenden Chriſtusſtreiter dort unten zeigen und dabei ausrufen: "ille se diabolice inutilem facit".

*

Noch ein Strich: Die alberne Redensart, daß derjenige Staat der beſte ſei, von welchem am Wenigſten geſprochen werde, glauben manche Staatsmänner ganz einfach dadurch verwirklichen zu können, daß ſie die Leute zwingen, gar nichts mehr vom Staat zu ſprechen.

*

Noch ein Strich: Hermes (Trismegiſtos) ſoll über 36,000 Bücher geſchrieben haben. Das wäre der Mann für ein Oberzenſurgericht. Wenn wir ſolcher Skribenten ein Paar Dutzend beſäßen, ſo bliebe nichts übrig, als, den

Schriftſtellern Preßfreiheit, oder den Zenſoren Gewerbefreiheit zu geben.

*

Doch das Streichen nützt nichts mehr und ich gehe zu Bette.

*

In meiner Ungeduld, ſtets auf dem Sprung zu ſein, wenn der Gerichtskalender mich nach Köln rief, hielt ich Verviers für einen zu entfernten Aufenthaltsort und etablirte mich daher der Grenze ſo nah, daß ich faſt das Klirren der preußiſchen Douanen- und Polizei-Säbel hören konnte. Dolhain, ſo hieß mein neuer Aufenthaltsort, iſt ein kleiner, triſter Flecken und die erſte belgiſche Douanenſtation an der Eiſenbahn. Im Winter iſt es dort ſo öde, wie es nur in der Seele eines preußiſchen Büreaukraten ſein kann, und der Ort wird zur Winterzeit aus dem Grunde von keinem Menſchen beſucht, weil noch kein Selbſtmörder den Tod aus Langeweile aufgeſucht hat; im Sommer dagegen ſoll es mitunter recht lebhaft ſein, der romantiſchen Umgegend wegen. Den ſchönſten Punkt dieſer Umgegend bildet das benachbarte Limburg, ein kleiner Flecken und ehemals eine berühmte Feſte, welches auf einem ſteil aus dem Vesdreſluſſe hervorragenden Felſen wie auf einem kleinen Tafelberg oder einem großen Limburgerkäſe aufgetiſcht liegt.

In der Dolhainer Einſamkeit konnte ich eine gute Vorübung anſtellen auf die Dinge, die meiner etwa warteten. Außerdem aber liegt Verviers zu weit von der Grenze, um dort die „Marken des teutſchen Vaterlandes“ in den Verzweigungen der niederteutſchen Mundart gehörig feſtſtellen zu können, wogegen ich in Dolhain, welches ſchon

durch seine erste Sylbe den germanischen Ursprung verräth, werthvolle Beiträge für die „Völkerstimmen Germaniens“ erwarten durfte, welches durch die Völkerstimmen die Volksstimme ersetzen zu wollen scheint.*)

Die biedere alte Wirthinn des “Hotel des Pays bas” zu Dolhain, in welchem ich logirte, hatte eine ganz ausgezeichnete „Stimme Germaniens,“ so daß ich mich selten des Lachens enthalten konnte, wenn sie mich anredete. Doch behandelte sie ihren germanischen Gast mit mütterlicher Sorgfalt und ließ es ihm an nichts fehlen. Die Unterhaltung mußte ich mir selbst verschaffen und sie bestand meistens im Schreiben, so daß ich dort in vier Wochen ein ganzes Buch zu Stande brachte, das ein Paar Monate später unter dem Titel „Mehr als zwanzig Bogen“ in Darmstadt beim Verleger der „Preußischen Büreaukratie“ erschien.

Meine Frau besuchte mich nur auf kurze Zeit, da ich jeden Tag nach Köln gerufen zu werden erwartete. Außerdem aber erhielt ich mehrere Besuche von verdächtigen Personen, namentlich von einem Eisenbahnbeamten und einem an der Grenze stationirten Steuerkontroleur, die mir unter Bezeugung der größten Sympathie und Hochachtung versicherten, ich könne ganz unbelästigt auf preußischem Gebiet ihren Besuch erwiedern. Natürlich glaubte ich ihnen auf's Wort und blieb in Dolhain.

---

*) Zu jener Zeit füllten die Nationalwütheriche das Land mit ihren germanischen „Forschungen“ und Renommagen, namentlich ein Dr. Firmenich aus Köln, der in einem gewaltigen „Werke“ alle teutschen Dialekte, Sprachverhunzungen und linguistischen Barbareien sammelte, die er die „Völkerstimmen Germaniens“ nannte.

Der verdächtigſte Beſuch war ein junger Mann, angeblich aus Verviers, der ſich in meinem Hotel einquartirte und ſich meine Unterhaltung ſehr angelegen ſein ließ. Eines Tages lud er mich zu einem Spaziergang ein, um mir die Schönheiten der Umgegend zu zeigen. In einem Wäldchen angekommen, ſtellte er ſich plötzlich vor mich, zog ein Meſſer und fragte mich, eine drohende Miene annehmend, was ich thun würde, wenn er mir erklärte, daß jetzt meine letzte Stunde gekommen ſei. Ich erſuchte ihn mit entſprechender Freundlichkeit, dem dummen Spaß ſofort ein Ende zu machen, wenn er ſich nicht ein Paar hundert Fuß tiefer im Vestrefluß baden wolle. Dazu hatte er natürlich in der kalten Jahreszeit keine Neigung und er ſuchte der Sache den Anſtrich eines unſchuldigen Scherzes zu geben. Ob der Menſch an Beraubung dachte oder ein Spion war, weiß ich nicht; er verſchwand noch am nämlichen Tage.

Die ſonſtige ſeltene Geſellſchaft, die ich in Dolhain kennen lernte, beſtand aus Bewohnern des Orts, die mitunter im Hotel des l'ays bas den Abend zubrachten.

Eines Sonntags, während ich in der Wirthsſtube mit Schreiben beſchäftigt war, kam plötzlich eine etwas angetrunkene Geſellſchaft herein, ſetzte ſich in meiner Nähe an einen andern Tiſch, ließ Wein kommen und ſtimmte einen ungeheuren „Männergeſang“ an. Dabei inſtrumentirten ſie mit Händen und Füßen, daß die Stube dröhnte. Ich merkte bald, wo man hinaus wollte. Man ennuyirte ſich darüber, daß ein germaniſcher Menſch ſich hinter einem Berg Papiere, die ihm lieber die Polizei in Beſchlag nehmen ſollte, ungeſellig den ſchönen Sonntag verbrachte, und dieß Mißvergnügen entſprang bloß aus dem franzöſiſchen Blut. Die Hauptkunſt und das erſte Bedürfniß

der franzöſiſchen Natur beſteht im leben; leben aber heißt ihnen mit Recht nur, die Lebensgeiſter in Bewegung ſetzen, und das können ſie am Beſten im geſelligen Verkehr und in der Unterhaltung. Sie wollen und können nicht allein mit ihrem Gemüth und ihrer Phantaſie ſpazieren gehen, wie der Teutſche; ſie müſſen ſich ergänzen durch Andere, ſie ſind, man mögte ſagen, mitmenſchlicher. Was ihnen aber ſelbſt Bedürfniß iſt, das ſuchen ſie auch bei Andern. Ein Menſch, der ſchweigt, ſich nicht unterhält, nicht geſellig iſt, nicht an der Geſellſchaft theilnimt, iſt ihnen unausſtehlich. So war es denn im Hotel des Pays-bas die franzöſiſche Natur am einen Tiſch und die germaniſche am anderen, die in Kolliſion geriethen. Nachdem die Geſellſchaft mich nicht durch das Gehör hatte kuriren können, begann ſie den Verſuch mit dem Gefühl. Sie ſtimmten allerlei Lieder an (auch Beranger'ſche), worin von "écrire", von "pamphlet" u. dgl. die Rede war, kurz ſie chikanirten mich durch Verſe. Je fleißiger ſie aber ſangen, deſto fleißiger fuhr ich fort zu ſchreiben. Als ſie endlich pauſirten, pauſirte ich auch, bloß um zeigen, daß mein Schreiben nicht von ihrem Singen abhängig war. Da ich jedoch trotz dem Pauſiren noch immer nicht an ihrem Vergnügen Theil nahm, verſuchten ſie wieder ein anderes Mittel. Sie ſangen nämlich allerlei drollige Trinklieder, wobei der Hauptſpaß darin beſtand, daß Jeder in der Runde ein Glas leeren mußte, während die Andern ihn durch komiſche, ſtets wiederholte Töne, z. B. le Turlulu, le lem-lem-lem u. ſ. w. zum Lachen reizten. Endlich richteten ſie es ſo ein, daß ſie die Reihe zu meinem Tiſch herüberſpringen ließen und mich plötzlich Alle zuſammen anfangen:

le Turlulu, lo lem-lem-lem ꝛc. Statt nach den Eingebungen der germaniſchen Tölpelnatur wegen der ſonderbaren und anhaltenden Störung grob zu werden, oder die Stube zu verlaſſen, ergriff ich in franzöſiſcher Einſichtlichkeit mein Glas, ſtürzte es mit einer nicht aus der Faſſung zu bringenden Virtuoſität hinunter und turlulemte, daß die ganze Turlulu-Geſellſchaft darüber in freudiges Stutzen gerieth. Daß ich auf ihren Spaß ſo unerwartet eingegangen war, machte auf ihren geſelligen Takt ſolchen Eindruck, daß ſie ſofort meine beſten Freunde wurden. Einer derſelben, der ſich als Poſtverwalter zu erkennen gab, erbot ſich ſogleich, die Briefe, die ich eben geſchrieben, auf der Stelle perſönlich zur Poſt zu bringen, damit ſie zeitig abgingen; ein Anderer, in dem ich den fungirenden Unterbürgermeiſter kennen lernte, lud mich auf das Freundlichſte und Dringendſte ein, bei ihm zu Abend zu ſpeiſen und ſeinen Wein zu verſuchen. Am andern Morgen kam er ſogar zu mir und ſuchte ſich mit der ängſtlichſten Sorgfalt zu entſchuldigen und zu vergewiſſern, daß ich die Späße des vorigen Abends nicht übel genommen habe. Ich frage alle germaniſchen Poſtverwalter und Bürgermeiſter, ob ſie ein Gleiches gethan hätten? Ich frage namentlich alle Philiſterbürgermeiſter der kleinen germaniſchen Städte, ob ſie nicht weit eher den ſchreibenden Menſchen mit ſeinen Papieren durch den Polizeidiener vor ſich hätten zitiren, ihm mit obrigkeitlicher Impertinenz den Paß abverlangt und ihn, wenn er nicht allen Anforderungen des Philiſterthums erſter und zweiter Klaſſe genügte, die bürgermeiſterliche Hand hätten fühlen laſſen?

Schickſal, Schickſal, wie ſpielſt Du mir mit! Wird meine robuſte Natur das Alles aushalten? In welchem Abgrund von Romantik werde ich enden? Kaum habe ich ein nationales Abenteuer mit Männern beſtanden, ſo erwartet mich eins mit Weibern. Ein Paar Tage nach dem Turlulu-Abend ſitze ich wieder in der Wirthsſtube und ſchreibe einen Brief an den Dr. Firmenich, worin ich ihm Mittheilungen über meine völkerſtimmigen Forſchungen mache. Es war eben Abend geworden. Ich lege das Papier zur Seite, ſetze mich an's Fenſter, ſchaue hinaus in die Dämmerung und laſſe meine Gedanken über den benachbarten Felſenberg umherdämmern, der ſeinen beſchneiten und bewaldeten Rücken wie eine geſtreifte und borſtige Hyäne über der Eiſenbahn in die Luft hinaufkrümmt. Da öffnet ſich plötzlich die Thüre und herein trit ein Damenpaar, zwei Damen von hoher Geſtalt mit großen Hüten und langen Mänteln. Sie verbeugen ſich und ich auch. Sie ſetzen ſich und ich auch. „Woher? Wohin?“ Dieß waren die erſten Gedanken, von welchen meine Seele in Bewegung geſetzt wurde. Ein Paar Worte der Wirthinn, welche die Damen hereinbegleitet, belehren mich, daß es zwei fremde Frauen ſein müſſen, die ihre Männer zur Abreiſe erwarten. Fremde Damen in Dolhain! Ich fühlte eine ganze Elektriſirmaſchine in mir arbeiten. Fremde Damen! Teutſche Damen ohne Zweifel! Dieß waren die zweiten Gedanken, von denen meine Seele in Bewegung geſetzt wurde. Nachdem meine Seele von den zweiten Gedanken in Bewegung geſetzt war, begannen die Damen zu ſprechen. Sie ſprechen! Was ſprechen ſie? Sie liſpeln, ſie murmeln, endlich ſprechen ſie! Welche Sprache? Ja, welche Sprache?

Sie ſprachen eine Sprache, die ich nie gehört, nie geleſen, nie gedacht, nie geahnt hatte. Sie ſprachen eine Sprache, in welcher ſich Alles vereinigte, was die Welt in ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit zu bieten vermag, eine Sprache, die wie ein Kaleidoskop fur das Ohr alle Tonarten, Objekte und Formen des Univerſums durcheinander wirbelte. Beim erſten Wort dachte ich natürlich an Teutſchland; beim zweiten an Auſtralien; beim dritten an Belgien; beim vierten an Batavia; beim fünften an Truthühner; beim ſechſten an Chineſen; beim ſiebenten an Spanferkel; beim achten an Matroſen; beim neunten an Rohrdommel; beim zehnten an Zumalacarregui; beim elften an den Teufel; beim zwölften an den Zaunkönig; beim dreizehnten an Düren; beim vierzehnten an Limburger Käſe; beim fünfzehnten wieder an Truthühner; beim ſechszehnten an Berlin; beim ſiebenzehnten an den berühmten Dünger Guano; beim achtzehnten wieder an Spanferkel; beim neunzehnten an Meerſchweine, Truthühner und Spanferkel zugleich; beim zwanzigſten an Kohlenbergwerke, Leberwurſt, Meerſchweine, Chineſen, Kälberſchwänze, Spanferkel, Wittwenkaſſen, Bürgermeiſter, Puppentheater, die Königinn Pomare, Rührеier, Fiſchmarkt, Accoucheur, Truthühner, leere Fäſſer, Nachtwächter, die Redaktion der litariſchen Zeitung, Kaffeemühlen, Lappländer, Bügeleiſen, Zahnſchmerzen, Kraniche, den babyloniſchen Thurm, Zurbano, Kindergeſchrei, Amſterdamer Handelsblatt, Laberdan, Begräbnißkoſten, Nervenfieber. Man wird ſich von der geſteigerten Anſtrengung meines Denkvermögens bei der weiteren Unterredung eine Vorſtellung machen können, wenn ich ſchon beim zwanzigſten Wort eine ſolche Gedankenjagd zu beſtehen hatte. Und

was ich da hörte, ſchien aus Teutſchland zu kommen! Ich habe eine robuſte Natur, aber Alles hat ſeine Grenzen. Nachdem die fremden Damen in der Mitte ihres Diskurſes angelangt ſind, hört man plötzlich in der Stube einen erſchütternden Schlag. Was iſt geſchehen? Ich liege unvermuthet ſechs Fuß lang am Boden, wälze mich, ziehe mich zuſammen wie ein Igel und habe Krämpfe wie ein Vulkan. Krämpfe! Glaubt man, ich ſei ohne Hülfe geblieben?

Wi—Wi—, Walle—Wulle—Wa—, hi—kü—kü—kü—, tchü—tchü—tchü—, Mau—Mau—Mau—, Wa—tcha—huus—, Limburgü—gü—gü—ruti—quickukula—leeve—ſchnuck—bille—hamme—rommel—füllebüb—ritſch—ſamme—tchü—tchü—hi—kü—kü—blblmhſkrqchnwvw—ꝛc. ꝛc.

Das war meine Hülfe! Das war mein Rezept! Das war die Botſchaft der Rettung! Die beiden fremden Damen warfen ſich auf mich und hielten die vorſtehende Anrede, als ſei ihre Abſicht mich vollens um's Leben zu bringen. Glücklicherweiſe blieben ſie nicht allein, denn die Wirthinn, der Wirth, die Magd, die Nachbarſchaft, die Straße, der Ort, die Umgegend ſammelte ſich um mich. Es war eine hiſtoriſche Szene. Staunen, Schrecken, Entſetzen rings umher. Endlich kommt die Wirthinn zu ſich und fragt:

Sie: Sollen wir einen Doktor kommen laſſen?

Ich: Ja.

Sie: Johann, geſchwind zum Doktor!

Ich: Halt! Welcher Doktor?

Sie: Zum Doktor N. Seien Sie verſichert, wir haben einen guten Doktor. Seien Sie ganz unbeſorgt.

Ich: Er kann hier nichts leiſten, ich muß einen anderen Doktor haben.

Sie: Welchen denn?

Ich: Den Doktor Firmenich in Berlin!

Sie (im Stillen mit den Anweſenden): Mein Gott, der arme Teutſche iſt wahnſinnig geworden.

Ich: Wenn er es werden könnte, wär' er es ſchon früher geworden. Den Doktor Firmenich her!

Sie: Was wollen Sie denn durchaus mit dem Doktor Firmenich?

Ich: Ich will ihn auffreſſen!

Sie: Warum denn? Iſt dieſer Doktor zugleich eine Medizin?

Ich: Ja! Er iſt ein Brechpulver gegen die nationale Cholera. Er ſoll entſcheiden, ob Das, was dieſe beiden Damen geſprochen haben, zu den „Völkerſtimmen Germaniens" gehört, oder nicht. Sagt er: ja! ſo freſſe ich ihn auf mit Haut und Haar, und dann hoffe ich kurirt zu ſein für immer.

Sie: Was dieſe Damen geſprochen haben? Sie ſind eine Stunde von hier zu Hauſe, ſie ſind von — Eupen!

Die Damen: Wulle—Wi—huus—füllebüb—blblll ... Eupen! Eupen! hallte es in der ganzen Umgegend wieder. Eupen gehört zu Germanien, gehört zu Preußen!

Meine Krämpfe legten ſich, um dem teutſchen Vaterlande nicht vorzugreifen. Teutſches Vaterland, du kannſt dich über Alles tröſten, da du ſolche Völkerſtimmen haſt! Ich ſchlage einen Nationalkonvent aller Nationaldialektforſcher in Eupen vor, um es mit einem Tutti aller Völkerſtimmen Germaniens gegen ein Solo in der Mundart

jener beiden Damen zu verſuchen, und ich verwette mein Leben für Eupen.

*

Wer damit einverſtanden iſt, daß man in allen Dingen Maß halten müſſe, der wird es begreiflich finden, daß ich meine pennſylvaniſchen Vorübungen in der Dolhainer Einſiedelei, zumal nach einem ſo ſchrecklichen Abenteuer, nicht ſofort im mittelalterlichſten Style trieb. Nachdem ich zehn Tage dort ausgehalten, fühlte ich das Bedürfniß, einen Ausflug in ein poetiſcheres Gebiet zu machen, um meinen auf die Neige gegangenen Vorrath an Privatpoeſie einigermaßen wieder zu ergänzen. Ich reiſ'te alſo nach dem einige Stunden von Dolhain gelegenen, berühmten Badeort Spa, wo einſt Peter der Große die Gnade gehabt hat, Mineralwaſſer zu trinken. Ein Badeort hat zwar keineswegs das Privilegium, poetiſch zu ſein, aber ein Badeort im Winter ſchien mir etwas Reizendes zu haben, etwas die Phantaſie Herausfoderndes. So wie eine Burgruine mit den phantaſtiſchen Gedanken, die um ſie herumſchweben, romantiſcher iſt, als die Burg mit dem rohen Ritterleben war, deren Andenken ſie aufbewahrt, ſo wird, dachte ich, auch die geſellſchaftliche Ruine eines bunten und rauſchenden Treibens poetiſcher ſein, als dieß Treiben ſelbſt. Von Spa erwartete ich Das um ſo mehr, da daſſelbe im Sommer der Sammelplatz vieler Berühmtheiten iſt, engliſcher, ſpaniſcher, polniſcher ꝛc. Ich habe aber erfahren, daß ich meiner Phantaſie, die ſonſt produktionsfähig genug iſt, da ich mit ihrer Hülfe ſogar eine Zeitlang den König von Preußen für einen ehrlichen Narren gehalten, dießmal zu viel zugemuthet hatte.

Gleich bei meiner Ankunft hatte ich ein Abenteuer zu bestehen, das den gespannten Hahn meiner Lebensgeister schnell wieder in „Ruh'" setzte. Als ich aus dem Omnibus gestiegen war, bestürmte mich sofort nach der gewöhnlichen Weise ein dienstbarer Geist mit seinen Hülfsanerbietungen, um mir den besten Gasthof zu zeigen. Ich hatte indeß mein Absteigequartier, dessen große Aufschrift mir schon aus der Ferne zuwinkte, bereits in's Auge gefaßt, so daß ich mich ganz einheimisch geberden konnte, und wies die Hülfe des zudringlichen Lohnbedienten durch ein stolzes "Allez-vous en!" zurück, welches ich während meiner Anwesenheit in Belgien gelernt hatte, aber mit einer so geläufigen, eingeschulten Betonung aussprach, daß der Zurückgewiesene in mir sofort einen Belgier oder Franzosen von Geburt erkannte und mich ruhig den Weg nach meinem „Hotel" einschlagen ließ. Es war ein großes, pompöses Gebäude. Zwar wird es, dachte ich, dort nicht so wohlfeil sein, wie in dem Hotel des Pays-bas zu Dolhain, aber in den wenigen Stunden, die du dich hier aufhältst, willst du auch einmal etwas Fashionables kennen lernen. Ich trete also mit dem Selbstgefühl eines Lords und der Dreistigkeit eines seinem augenblicklichen Vorhaben gewachsenen Geldbeutels in das Hotel hinein. Im Hausflur begegnet mir ein Mann, der zwar ein etwas amtliches Aussehen hatte, den ich aber um so eher für den Kellner halten mußte, da er mich fragte, was ich wünsche? „Vorläufig," antwortete ich, „eine warme Stube und eine Portion Beafsteak, denn Hunger und Kälte streiten sich um mich." Der Mann sah mich groß an und sprach Einiges, das ich nicht verstand, woraus aber keinesfalls Höflichkeiten zu entnehmen waren. Sollte dieser fashio-

nable Gasthof dich etwa nicht als ebenbürtig ansehen? dachte ich. Um daher den Kellner zu beschämen, bestellte ich auch noch eine halbe Flasche Burgunder. Der Kellner wurde aber noch grober, als zuvor. Man kann sich denken, wie ich mich darüber empört fühlte, daß ich nicht einmal einem dummen Lord gleichgestellt wurde und wie ein Ausgeschlossener den Einlaß in ein öffentliches Wirthshaus förmlich erkämpfen sollte. Ich foderte den Kellner im gebietendsten Tone auf, mich zum "Maitro d'hôtel" zu führen. Und was erwiderte der Mensch? Er wolle mich zum "Bourgmestre" führen, der sei hier der "Maitre d'hôtel". Ich sollte also zur Polizei geführt werden, und zwar durch einen Kellner! Der Gedanke an meine Flüchtlingsqualität war zu natürlich, als daß er mir nicht sofort durch den Kopf hätte schießen sollen. Ich suchte also dem Kellner begreiflich zu machen, daß ich zwar ein teutscher Schriftsteller sei, der in Belgien seine Person in Sicherheit gebracht habe, aber es sei ein Schimpf für Belgien und seine Freiheit, daß es den Kellnern seiner Gasthöfe erlaube, die politischen Flüchtlinge an den Bürgermeister zu verweisen. Jetzt ging dem "garçon" ein Licht auf und seine Grobheit löſ'te sich auf in platzendes Gelächter. Als er wieder zu sich kam, machte er dem teutschen Franzosen begreiflich, daß die große Aufschrift des Hauses "Hôtel de ville" nicht Gasthaus, sondern Rathhaus bedeute und daß ein Polizeidiener kein Kellner sei. Das hatte ich von meinem Dünkel, den ich mir durch den Steckbrief hatte einflößen lassen. Ich beschloß, in Zukunft lieber bloß Holländisch zu sprechen und mich für einen Holländer halten, als mir je wieder einbilden zu lassen, daß ich ein Wort Französisch verstehe.

In Spa fand ich nicht eine gesellschaftliche Ruine, sondern eine gesellschaftliche Leiche. Todt wie ein Kirchhof war der ganze Ort, und ebenso todt die halb verschneite Umgegend. Dabei ein italienischer Himmel (der Prinz von Capua hielt sich noch dort auf), daß Einem das Mark in den Knochen gefrieren konnte. Der Prinz von Capua und ich, oder vielmehr ich und der Prinz von Capua waren die einzigen Fremden, deren Spa sich noch rühmen konnte. Dieser Prinz hat wenigstens das Verdienst, daß er den Menschen in sich höher gestellt hat, als den Prinzen, indem er seiner schönen Penelope Smith einstweilen die Vortheile seiner Geburt und die Gnade seines königlichen Bruders opferte. Er ist verhältnißmäßig arm und sein Hauptreichthum ist seine Penelope, welche ihm in der Einsamkeit von Spa seine Verbannung versüßt. Ich fragte den Lohnbedienten, der mich in den Umgebungen des Städtchens umherführte, ob die schöne Miß sich mitunter öffentlich zeige, ob ich sie nicht einmal zu Gesicht bekommen könne? und erhielt die naive Antwort: „das wohl, aber e r ist immer dabei."

Die Umgebungen von Spa bieten schöne Punkte dar, die sich sogar meine halb erfrorene Phantasie in ihren sommerlichen Reizen recht wohl vorstellen konnte; aber auch dort vermißt man die befriedigende Poesie und Anmuth der Rheingegenden. Ueberhaupt tragen die Schönheiten der belgischen Natur, wie oft sie auch an rheinische Gegenden erinnern, einen gewissen prosaischen Charakter der Nüchtheit und Geistlosigkeit. Nur etwas ist mir in den Promenaden von Spa aufgefallen, was mir eine geistige Ueberraschung verursachte. Es fiel mir dort nämlich ein Baum mit einem Auswuchs in die Augen, der die frappanteste Aehn-

lichkeit mit dem Profil Mozarts hatte, so daß man ganz dryadisch-musikalisch dadurch gestimmt wird. Ich habe den Baum mit der Mozartnase länger betrachtet, als die ganze Umgegend von Spa, so daß mein Führer mich für einen Engländer mit den üblichen Kuriositäten hielt. Physiognomik an den Bäumen studiren, das war ihm noch nicht vorgekommen.

Den tödtendsten Eindruck machte in Spa die Redoute mit ihren leeren Sälen und ihrem vereinsamten kleinen Theater. Die grünen Tische, auf denen das klingende Gold so oft getanzt, standen da in weißen Tüchern wie stumme Grabsteine des Glücks. Es wird Einem ganz unheimlich in diesen Räumen, denn man glaubt sie noch vom Geflüster runzliger Koketten, vom Hüsteln alter Sünder und vom Zähneknirschen verzweifelnder Intrigenritter wiederhallen zu hören. Eine Büste der Jeanne d'Arc, die dort träumerisch in der kalten Einsamkeit stand, war die einzige Erscheinung, welche in jenes trostlose Gedankenthema einige Variation brachte.

Das Theater war mehr als stumm. Seine einzigen Akteurs waren eine unverhältnißmäßig gehäufte Anzahl weißer, riesiger, mythologischer Karyatiden, welche auf ihren glotzenden Häuptern vor ein Paar Monaten in den Logen die steife Elite der reisenden Müßiggänger getragen hatten. Sie führten eben ein langes, ergreifendes Stück auf, nämlich: der Tod, großes, unromantisches Gähn- und Trauerspiel in sechs Monaten, — und man muß gestehen, daß sie ihre Rollen gut aufgefaßt hatten.

Obgleich erfüllt von allen diesen Eindrücken, ließ ich mich dennoch verleiten, einige Quartiere zu besehen, weil ich mit dem Plan umgegangen war, nach Spa auf einige

Zeit mein „Hoflager“ zu verlegen, wie es im Styl unſerer journaliſtiſchen Kammerjunker heißt. Aber eine ſolche Unverſchämtheit im Fodern, wie in Spa, iſt mir noch nicht vorgekommen. Die Leute zehren dort im Winter von dem Tatzenfett, das ſie im Sommer den Fremden abgekrallt haben, denn im Winter kommt keine Seele dorthin. Und dennoch ſcheuchen ſie Diejenigen, die aus Verirrung ihre Langeweile theilen wollen, auch im Winter durch ihre Unverſchämtheit zurück. Ich eilte daher mit der erſten Gelegenheit nach Dolhain zurück und ließ mir en passant von dem ſchönen Munde der Roſe von Verviers nachrufen: “à revoir, Monsieur Hoisen!”

Der Anblick dieſes unverdorbenen, armen Mädchens, dieſer naturwahren, unentſtellten menſchlichen Erſcheinung war mir eine wahre Erholung und Erfriſchung nach einer Fahrt voll Ekel, die mir eine Art geiſtigen oder miſanthropiſchen Erbrechens verurſacht hatte. Ich war nämlich auf derſelben gar nicht aus der Geſellſchaft von Pfaffen der niedrigſten Sorte herausgekommen.

Zu den unausſtehlichſten Unausſtehlichkeiten wie Unvermeidlichkeiten gehören in Belgien die Soldaten und die Pfaffen. Man kann faſt nicht über die Straße gehen, ohne entweder den Einen oder den Andern zu begegnen. In dieſem kleinen Lande ſoll es 400 Klöſter geben. Ich bin während meines Aufenthaltes in Belgien vielfach auf den Eiſenbahnen hin und her gerutſcht, aber ich habe keine Fahrt von nur einigen Stunden gemacht, ohne daß Pfaffen zur Geſellſchaft gehörten. Beim Anhalten an den Stationen blicke man zum Wagenfenſter hinaus und man wird ſich wundern lernen, wenn man nicht einen „Dreithurm“, wie ich von einem belgiſchen

Pfaffen die geiſtliche Kopfbedeckung nennen hörte, aus der Thüre des Stationshauſes hervorragen ſieht. Die Herren ſcheinen fortwährend auf Geſchäftsreiſen zu ſein und die Eiſenbahn, die man als Mittel zur Aufklärung begrüßt hat, mit dem beſten Erfolg zu entgegengeſetzten Zwecken zu benutzen. Auf meiner Fahrt nach Verviers war ich verurtheilt, ein halbes Dutzend „Dreithürme“ in meiner nächſten Umgebung zu erdulden. Als ſie ſich hinlänglich hatten betrachten laſſen, zogen ſie auf einmal koloſſale, in ein Futteral gewickelte Betbücher aus der Taſche, ſetzten ihre Lippen in eine plappernde Bewegung und führten eine förmliche Meſſe im Dampfwagen auf. Ihr Benehmen war ein Mittelding zwiſchen frecher Heuchelei und gedankenloſer Maſchinenmäßigkeit. Bis zu ſolchen frechen Komödien hat man es doch bei uns noch nicht gebracht. Es war ein ſehr paſſender Witz des Zufalls, daß neben jenen meſſeleſenden Pfaffen ein Menſch ſich mit der Lektüre des „ewigen Juden“ beſchäftigte.

Mittheilungen aus Köln überzeugten mich, daß ich mir in dem öden Dolhain ganz unnützer Weiſe die Entbehrung einer paſſenderen Umgebung und Geſellſchaft auferlegte, da mein Prozeß über alle Erwartung hinausgeſchoben wurde. Ich entſchloß mich daher, meinen Aufenthalt vorläufig in Brüſſel zu nehmen, wohin ſich unterdeſſen auch Freiligrath und einige andere Gegner der preußiſchen Juſtiz gewandt hatten. Dort erhielt ich nach einiger Zeit einen ungeahnten Aufſchluß über die Urſache des gerichtlichen Aufſchubs. Ich war, wie auch der Steckbrief ſagt, angeklagt „der Verſpottung der Geſetze, ſowie des frechen Tadels der Anordnungen im Staat und der Erregung von Mißvergnügen der Bürger gegen die Regierung.“ Nach

den rheinischen Gesetzen mußten die Verhandlungen über dieß „Verbrechen“ öffentlich sein. Das war es, worauf ich gerechnet hatte. Das war es aber auch, was das Preußenthum um jeden Preis hintertreiben mußte. Wie Das beginnen? Der Herr Justizminister ließ sich die Akten nach Berlin kommen. Es handelte sich darum, ein neues Verbrechen zu entdecken, bei dessen Aburtheilung die Oeffentlichkeit konnte ausgeschlossen werden. Man war überzeugt, daß ich mich stellen werde, um vor aller Welt mich selbst zu vertheidigen und meinen „frechen Tadel“ zu begründen. Das Vaterland war dadurch in Gefahr und es mußte gerettet werden. Der Herr Justizminister fand das Mittel dazu. Konnte man mir z. B. auch eine Majestätsbeleidigung aufbürden, so war der Zweck erreicht — denn ein Majestätsbeleidiger durfte, einer besondern Kabinetsordre gemäß, nur bei verschlossenen Thüren unschädlich gemacht werden. Nun aber war in meiner Schrift unglücklicher Weise beim besten Willen keine Majestätsbeleidigung zu entdecken. Nach den ausdrücklichsten, in drei verschiedenen Paragraphen enthaltenen, übereinstimmenden Definitionen des Landrechts bestand sie nur und konnte und sollte sie nur bestehen in einer Beleidigung des regierenden „Oberhaupts des Staats“. Und dieses Oberhaupt hatte ich ungeschoren gelassen. Aber der Herr Minister wußte Rath. Er fand, daß ich in einem Kapitel über den („in Gott ruhenden“) wortbrüchigen Friedrich Wilhelm III., dieses todte „Oberhaupt“, dieses Allerhöchste Skelett im Grabkeller, direkt und dadurch indirekt auch dessen noch mit lebendigem Fleisch versehenen Nachfolger beleidigt hatte. (Natürlich wäre nach solcher Logik und Erfindung, welche Verbrechen gegen Todte einführte, auch

z. B. ein Tadel des „großen Kurfürsten“ u. s. w. eine Majestätsbeleidigung gewesen.) Der geniale Minister wies daher das Kölner Gericht an, mich nicht bloß wegen „Verspottung der Gesetze“ u. s. w., sondern auch wegen „indirekter Majestätsbeleidigung“, also hinter geschlossenen Thüren abzuthun. Diese Zumuthung, mich wegen eines nie erhörten, allem Menschenverstand und Recht in's Gesicht schlagenden, für die Gelegenheit eigens erfundenen, selbst mit Hülfe preußischer „Gesetze“ und Verfolgungseinrichtungen durch keine Auslegungskunst qualifizirbaren Verbrechens vor Gericht zu stellen, war so absurd, so unmoralisch und ungeheuerlich, daß die Rathskammer des Kölner Landgerichts sie trotz dem Befehl des allmächtigen Ministers entschieden zurückwies. Der Staatsprokurator wurde genöthigt, gegen diese Zurückweisung zu appelliren. Mein Advokat, der sich vergebens um Einsicht der Akten bemühte, reichte beim Appellsenat eine Schrift ein, worin er nachwies, daß eine mittelbare Majestätsbeleidigung nie existirt habe, nicht existire und nicht existiren könne. Sogar das „öffentliche Ministerium“ (Vertreter des Staats) war der nämlichen Ansicht und trug auf Verwerfung der Klage an. Dennoch ließ der korrupte und servile Appellsenat, gehorsam den Befehlen aus Berlin, die Klage zu und — damit war die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen ausgeschlossen.

Als ich diese Nachricht erhielt, konnte ich nicht lang zweifelhaft sein, was ich zu thun hatte. Meines gegebenen Wortes, das eigentlich schon durch den Steckbrief zurückgewiesen worden, war ich nun durch Verletzung aller Voraussetzungen und gestellten Bedingungen ledig. Nach so schändlichem Verfahren mußte ich, wenn ich mich stellte,

alles Möglichen gewärtig sein. Meine Natur kennend, mußte ich erwarten, daß ich in der Gewalt und unter den Mißhandlungen solcher Feinde mich in ohnmächtiger Empörung aufreiben oder zu Widerstandsexzessen werde hinreißen lassen, welche die Mittel zu meiner gänzlichen Unschädlichmachung würden dargeboten haben.*) Zu einer Ueberlieferung an das Gericht konnte mich daher so wenig ein vernünftiger Zweck, wie eine Ehrenverpflichtung noch veranlassen. Dennoch wollte ich meinen Entschluß nicht bloß von meinem persönlichen Urtheil abhängig machen und berief daher eine Anzahl Freunde, unter denen F. Freiligrath, zur Entscheidung über meine Wahl. Nach genauer Prüfung entschieden sie, daß ich nicht bloß meines gegebenen Versprechens vollständig entbunden sei, sondern auch „durch Erfüllung desselben die Pflichten gegen mich und die Meinigen, wie nicht minder gegen mein Vaterland verletzen würde, da ich mir nach der von dem Gericht

---

*) Mein Advokat schrieb mir in dieser Beziehung: „Ihre Freunde sind alle der Ansicht, daß eine Arresthausordnung oder das Reglement einer Militärstraffektion (ich war Landwehrofficier), auch noch so kurze Zeit auf Ihren Charakter angewendet, Ihren geistigen, vielleicht auch Ihren physischen Tod zur Folge haben wird, weßhalb es eine ungeheure Thorheit wäre, wenn Sie sich auch nur einen Augenblick unter einen preußischen Stockmeister stellten. Bei der Abgabe Ihres Versprechens scheinen Sie der irrigen Ansicht gewesen zu sein, als würden politische Verbrecher bei uns besonders ehrenvoll behandelt werden. Vergessen Sie nicht, daß die einschläglichen Gesetze im vorigen Jahrhundert und zwar in Teutschland (d. i. nicht in Frankreich) das Lebenslicht erblickt haben."

zu Köln gegebenen Probe auf kein wirkliches Recht mehr Hoffnung zu machen habe."

(Brüſſel, den 22. Januar 1845.)

Damit war meine Exilirung entſchieden. Jetzt galt es, den im Inland begonnenen Kampf im Ausland mit größerer Freiheit, Entſchiedenheit und Energie fortzuſetzen. Ich begann die Erfüllung dieſer Aufgabe mit einer Broſchüre, worin ich das gegen mich beobachtete Verfahren angemeſſen bloßſtellte und das ganze preußiſche Regierungsweſen in der ſchonungsloſeſten Weiſe charakteriſirte. Sie hieß: „Ein Steckbrief," ein mit entſprechendem „Signalement" ausgeſtatteter Steckbrief gegen die preußiſche Regierung, welche ſich „der gegen ſie eingeleiteten Unterſuchung durch die Flucht hinter verſchloſſene Thüren entzogen hatte." Es war die Antwort auf den gegen mich erlaſſenen Einfangungsbefehl. Da es in Brüſſel keine teutſche Schriftſetzerei gab, mußte ich die Broſchüre in lateiniſchen Buchſtaben ſchreiben und von franzöſiſchen Setzern, die kein Wort des Manuſkripts verſtanden, mit franzöſiſchen Typen ſetzen laſſen. Die Korrektur machte mir mehr zu ſchaffen, als die Abfaſſung der Schrift. Endlich war ſie fertig. Mit Hülfe eines teutſchen Buchführers der belgiſchen Verlagshandlung, in deren Offizin der „Steckbrief" war gedruckt worden, ließ ich 4000 Exemplare, zwiſchen franzöſiſchen Nachdruck verpackt, der als täglicher Frachtartikel an der Grenze nur oberflächlich unterſucht wurde, nach Leipzig ſchaffen. Der Buchführer ſelbſt reiſ'te ihnen nach, um ſich die Ehre ihres Abſatzes zu ſichern. Er war nicht wenig ſtolz, als ſich in Leipzig die Buchhändler um ſeine Broſchüre riſſen, und ſchrieb mir triumphirend: „ich bin der Held des Tages". Die Folge

ſeiner prahleriſchen Unvorſichtigkeit war, daß man den Helden des Tages beim Kragen nahm und, wie er mir ſpäter meldete, der ganze Ertrag der 4000 Exemplare an Gerichtskoſten und Strafen darauf ging, ſo daß mir von meinen nicht geringen Auslagen nicht ein Pfennig erſetzt wurde.

Der Lärm, den die Brochüre in Teutſchland erregte, fand bald ein Echo in Belgien, wo der preußiſche Geſandte wie beſeſſen umhertobte und alle Behörden alarmirte. Ich hatte Das vorausgeſehen und, wohl wiſſend, daß man mich trotz dem Aſylrecht in Belgien nicht mehr dulden und durch eine Ausweiſung meine Niederlaſſung auch in andern Ländern erſchweren werde, mich bei Zeiten auf eine Ueberſiedelung nach der Schweiz gerichtet, wo ich, nun einmal zum Exil verurtheit, den zuſagendſten Aufenthalt zu finden hoffte. Ich trat daher mit Freiligrath, der die nämliche Wahl getroffen, im Anfang des März 1845 die Reiſe nach dem Lande der Alpen an.

Ehe ich dieſe Reiſe beſchreibe, muß ich noch erwähnen, wie das um ſein Opfer betrogene Preußenthum ſeine ohnmächtige Wuth an mir auszulaſſen ſuchte. Da das gerichtliche Urtheil über den Streiter mit der Feder nicht vollſtreckt werden konnte, ſuchte man wenigſtens eins über den Streiter mit dem Degen zur Ausführung zu bringen. Ein Paar Jahre vorher ſchon, als ich meinen Abſchied als Beamter genommen und über das preußiſche Regiment vollſtändig in's Reine gekommen war, empfand ich das Bedürfniß, jedes Band zu zerreißen, welches mich noch durch eine freiwillig übernommene Stellung an daſſelbe feſſeln konnte. Ich war Landwehrofficier und wollte dieſe „Ehre" um jeden Preis los werden. Den Abſchied ver-

langen konnte ich nicht, da ich noch nicht das erforderliche Alter hatte. Ich richtete daher eine schriftliche Eingabe an den mir vorgesetzten Major, worin ich erklärte, daß es sich mit meinen Grundsätzen nicht mehr vertrage, unter der preußischen Regierung eine Charge zu bekleiden, die als eine Ehren- und Vertrauensstellung angesehen werde, und da es mir noch nicht gestattet sei, von den mir drückend gewordenen Epauletten durch den Abschied befreit zu werden, müsse ich ihn ersuchen, auf meine „Degradation zum Gemeinen" anzutragen, wenn ich nicht auf ein gänzliches Ausscheiden aus dem Landwehrdienst rechnen könne. Der erschreckte, mir übrigens sehr gewogene Major beschwor mich, mein Gesuch zurückzunehmen, es sei etwas Unerhörtes, eine Beleidigung der Regierung und eine Beschimpfung der ganzen Armee. Da ich aber nicht davon abstehen wollte, suchte er mich durch allerlei Vorspiegelungen zu beschwichtigen; er meinte, ich sei unzufrieden, weil ich nicht eine angemessene Stellung im Staatsdienst einnehme, und bat mich, anzugeben, welche Wünsche ich hege, er werde Alles aufbieten, ihre Erfüllung zu sichern. Als ich ihm aber erklärte, selbst für einen Ministerposten seien meine Grundsätze nicht feil, schlug er ein Kompromiß vor, das ich zuletzt annahm. Es bestand darin, daß ich für alle Friedenszeit von jedem Dienst, also auch von jeder Nothwendigkeit befreit wurde, den Soldatenrock wieder anzuziehen. Solche Vergünstigung ist schwerlich schon einem andern preußischen Officier zu Theil geworden. Nachdem nun aber das Buch über die Büreaukratie und der „Steckbrief" erschienen waren, stimmte man einen andern Ton an. Jetzt sollten die vergoldeten Schwalbennester, die man mir früher trotz meinem Protest als Ehren-

zeichen auf die Schultern genöthigt, mir zur Beſchimpfung herabgeriſſen werden. Man berief die Kölner Landwehr-Officiere zuſammen und muthete ihnen zu, mich cum infamia aus ihrer Mitte auszuſtoßen, und als ſie Das verweigerten, wurde ich mit Eklat kaſſirt, was mir begreiflicher Weiſe ſehr zu Herzen ging.

II.

Eine Winterfahrt von Brüſſel nach der Schweiz. Ufnau.

Theure Freundinn.

Wie ich auf meiner Flucht aus dem ſchwarz-weißen Rußland wohlbehalten in Belgien angelangt bin, habe ich Ihnen bereits gemeldet. Die Theilnahme, womit Ihre Freundſchaft meinem Schickſale folgt, erleichtert mir die Erfüllung Ihres Wunſches, auch einen Bericht über meine ſpäteren Erlebniſſe zu erhalten. Für den Flüchtling gibt es kein tröſtenderes Bewußtſein, als dasjenige, von den theilnehmenden Gedanken einer befreundeten Seele durch die oft ſo unfreundliche Fremde begleitet zu werden. Was ich thue, thue ich mit einem geiſtigen Hinblick auf Sie, was ich erlebe, erlebe ich in Ihrer Begleitung. Begegnet mir etwas Erfreuendes, ſo beeilt ſich meine Feder, Sie daran Theil nehmen zu laſſen; begegnet mir etwas Unangenehmes, ſo erleichtert mir die Pflicht, Ihnen Mittheilung davon zu machen, das Beſtreben, möglichſt Alles von der humoriſtiſchen Seite aufzufaſſen. Ich hoffe es noch dahin zu bringen, daß mir kein Begegniß mehr etwas anhaben

kann und daß der Ernſt des Lebens, wo er mich recht böſe anſehen will, niemals davor geſichert iſt, vor meinem Blick in Lachen auszubrechen. In der That iſt dieß die beſte Rolle, in die man ſich hineinleben kann, ſo lang man dem Schickſal oder der Welt gegenüber in der Defenſive ſteht. Wo gibt es aber einen defenſiveren Menſchen, als einen heimathloſen Flüchtling? Verfolgung hinter ſich, Mißtrauen vor ſich, im beſten Falle die Gnade der Gaſtfreundlichkeit über ſich — ſo lebt er in der beſtändigen Bemühung, bald ſich zu retten, bald ſich zu legitimiren, bald ſich unanſtößig zu benehmen. Bald muß er ſeine Perſon, bald ſeine Ehre, bald ſeine Selbſtſtändigkeit zu ſalviren ſuchen. Er hat keinen Schutz, denn er iſt fremd; er hat keinen Kredit, denn er iſt Flüchtling; er hat keine Rechte, denn er iſt Ausländer. Nicht beſtohlen und nicht todt geſchlagen zu werden — dieſe negativen Rechte ſind faſt die einzigen, die er geltend machen kann, und wer wird, um zu dieſer Geltendmachung eine Gelegenheit zu erhalten, es auf das Beſtehlen und Todſchlagen ankommen laſſen?

Die größte Bitterkeit im Leben des Flüchtlings iſt die, daß er überall von der Gnade abhängt. Werde ich *geduldet*? Das iſt die ewige Frage, die er ſich wiederholt, wo er kommt, wo er ſich niederläßt, wo er etwas unternehmen, wo er ſprechen, wo er handeln will. Dulden ihn die Geſetze, ſo iſt er wenigſtens von der Geſellſchaft, duldet ihn die Geſellſchaft, ſo iſt er von der Nationalität abhängig. Keiner empfindet, wie der Flüchtling, die Exkluſivität der Nationalvorurtheile, beſonders wenn er Schutz bei Nationen ſuchen muß, die aus ſolchen Vorurtheilen eine Tugend machen und dieſe Tugend ſelbſt auf Koſten der Ehre — wer nimt die Ehre eines Volks mehr

in Anſpruch, als ein Schützling? — auszuüben ſich nicht ſcheuen.

Doch alles Das, theure Freundinn, läßt ſich noch ertragen, wenn man ein gehörig legitimirter Menſch iſt; aber wer den Becher der Flüchtlingſchaft bis auf den Grund leeren will, der muß fliehen — ohne Paß. Was ein Paß iſt, das wiſſen Sie, und Sie wiſſen auch, was ein Menſch iſt; aber was ein Menſch ohne Paß iſt, das wiſſen Sie nicht. Sie haben ſich ſo oft gewünſcht ein Mann zu ſein, weil Sie der Meinung ſind, daß Sie als Mann Ihr Menſchenthum beſſer zum Ausdruck bringen und geltend machen könnten. Preiſen Sie ſich glücklich, daß Sie zum ſchönen Geſchlecht gehören, denn das ſchöne Geſchlecht kann die Welt durchreiſen ohne Paß. Der Mann iſt das abhängigſte Geſchöpf von der Welt, denn er darf kaum den Kopf zum Fenſter hinausſtecken ohne Paß; zudem iſt er das gefährlichſte, denn er wird zu den wilden Thieren gerechnet ohne Paß; auch iſt er das werthloſeſte, denn es gilt nichts ohne Paß. Ob ich ein Menſch bin, danach fragt Niemand, denn ich habe keinen Paß; ob ich ein ehrlicher Mann bin, dadurch läßt ſich Keiner bethören, denn ich habe keinen Paß; ob ich Gefühl in der Bruſt, ein Herz im Leibe, Blut in den Adern, eine Galle und Nerven habe und ſo gut wie jeder andere Menſch des Teufels werden kann, das kümmert Keinen, denn ich habe keinen Paß. Mein eigenes Ich iſt mir nicht mehr ſicher, denn daß ich Ich bin, kann ich nicht beweiſen ohne Paß. Ja, meine Freundinn, ich habe es an mir erfahren, was es heißt, keinen Paß zu haben. Ich theile ſeitdem die Menſchen in zwei Klaſſen ein: in ſolche, die Päſſe haben und in ſolche, die keine haben. So weit ſind wir mit unſerer

Kultur gekommen, daß Der nicht mehr zu den Menſchen gehört, der nicht polizeilich dazu geſtempelt, der nicht mit einem gehörigen Paß verſehen iſt. Wer es empfinden will, welche feindſeelige, mißtrauenreiche und menſchheitwidrige Sonderungen der jetzige Zuſtand in der Menſchheit unterhält, der ſetze ſich in die Lage, mit den Nationalitäten und mit dem Paßweſen in Kolliſion zu kommen. Im Ernſt, es iſt ſchrecklich, keinen Paß zu haben. Das Requiſit des Paſſes iſt ſo wichtig zur Dokumentirung der irdiſchen Menſchlichkeit, daß ein Menſch ohne Paß, der ſich für einen aus den Wolken gefallenen Mondbürger ausgäbe, alle Ausſicht hätte, Glauben zu finden.

Wenn das Chriſtenthum noch nicht in der Welt wäre, die chriſtlich-germaniſche Polizei allein würde es hindern, hinein zu kommen. Man würde Chriſtus mit ſeinen Apoſteln ganz einfach nach ihrem Paß und, wenn ſie nach Oeſterreich kämen, überdieß nach ihrem Heimathſchein fragen. Hätten ſie keinen, ſo würden ſie als Vagabunden über die Grenze gewieſen, oder als Demagogen in Unterſuchung gezogen; hätten ſie aber wohl einen, ſo würden ſie ihren ganzen göttlichen Kredit verlieren, denn denken Sie ſich den Eindruck, den es machen müßte, in dem Paß des Welterlöſers zu leſen: Vaterland — „nicht von dieſer Welt;“ Eltern: Joſeph der Schreiner und Maria die Jungfrau; Geſchäft: Religionsſtifter; Religion: Allgemeine Liebe; Beſondere Kennzeichen: „hat nicht, wohin er ſein Haupt legt“ u. ſ. w. Mit einem Menſchen, der ſich durch einen ſolchen Paß legitimiren wollte, würde die Polizei kurzen Prozeß machen und ihn entweder in einem Narrenhaus oder einem Zuchthaus unterbringen.

Der Paß ist die menschenfeindlichste, unchristlichste und zugleich auch die prosaischste Erfindung der Welt. Denken Sie sich einen Odysseus, einen rasenden Roland, einen Don Quixote, oder einen sonstigen Repräsentanten der Romantik, wie er mit abgezogener Mütze die Polizeibüreaux aufsuchen und den Paß visiren lassen muß. Vor diesem bloßen Gedanken erstarrt alle Romantik der alten und mittleren Zeit und doch sind die Befehlshaber unserer Polizei so große Freunde der Romantik. Die Unchristlichsten sind die Beschützer des Christenthums, die Unromantischsten sind die Begünstiger der Romantik geworden. Sich auf den Kopf zu stellen, ist für gewisse Leute das einzige Mittel geworden, zu zeigen, daß sie noch einen haben.

Ich mache den Herrn Eugène Sue darauf aufmerksam, welch ein herrliches Attribut des ewigen Juden die Paßlosigkeit wäre. Die Paßlosigkeit allein kann einen Menschen zum ewigen Juden machen. Ein paßloser Mensch ist sogar übler daran, als der ewige Jude, denn er kann nicht bloß nicht bleiben, sondern auch nicht fortkommen. Er ist ein wahrer Fangball für die Polizei, sei es die amtliche oder die gesellschaftliche. Wen die Philosophie nicht zum Kosmopoliten machen könnte, den würde die Paßpolizei dazu machen müssen.

Sie werden sich darüber wundern, daß ich diese Paßjeremiaden mit Rücksicht auf ein Land anstimme, welches durch seine liberalen Institutionen, besonders durch seine Liberalität gegen die Fremden sich auszeichnet, ein Land, worin mir mehrere Male ein Steckbrief als polizeiliche Legitimation hat dienen können. Belgien hat sich allerdings bereitwillig zum Zufluchtsort von Flüchtlingen gemacht, die auf dem ganzen Kontinent kein Asyl finden

konnten, was beſonders von den Polen gilt; allein Belgien iſt, ſollte es ſich auch in ſeiner inneren Politik ſpezifiſch von dem teutſchen Nachbarlande unterſcheiden, nicht unabhängig von der allgemeinen Ueberlegenheit der Deſpotenländer, die ſich allmälig geltend macht, wenn die Gegenelemente als zu vereinzelt daſtehen. Die Kleinheit und Lage des Landes, die Zollvereins-Verbindungen, der Zuſtand der Geſellſchaft — alles Das übt einen Einfluß aus, dem Belgien ſich nicht als Ausnahme entziehen konnte. Belgien hat es nicht dahin bringen können, der Diplomatie die ſtolze Lehre der Nordamerikaner zu geben, daß ſie ſich auf ihre eigene Küche zu beſchränken habe. Desbalb hat ſich denn auch dort die Lage der Fremden ungünſtiger geſtellt, als früher. Es iſt auch dort ein beſonderes Fremdengeſetz entſtanden, welches den Aufenthalt der Flüchtlinge von den Launen des herrſchenden Syſtems und von der Gnade der Miniſter abhängig macht, die ſchwerlich eines politiſchen Flüchtlings wegen einen Orden oder eine ſonſtige Gunſt verſcherzen oder gar eine Handelsverbindung beeinträchtigen werden. Die Freiheit hat es auf dem Kontinent noch nirgendwo dahin gebracht, daß man die Fremden mit den Einheimiſchen nur ſtrafgeſetzlich gleichſtellte. Was ein Belgier drucken läßt gegen das Ausland, das verantwortet er vor Gericht, wenn die Angegriffenen ihn belangen laſſen; was ein Fremder in Belgien drucken läßt, das kann ihm auf auswärtige Reklamation Landesverweiſung zuziehen. Nachdem ich daher meinen Liebesbrief an die Sicherheitswächter meines engeren „Vaterlandes“ vom Stapel gelaſſen, war auch für mich die Zeit gekommen, die belgiſche Gaſtfreundſchaft mit einer andern zu vertauſchen.

Dieſe kurze Auseinanderſetzung der Verhältniſſe, meine Freundinn, wird es Ihnen klar machen, in welche Verlegenheit ich paßloſer oder „unpäßlicher“ Menſch gerathen mußte, da mein Endziel einſtweilen weder England noch Nordamerika, ſondern die Schweiz war. Wie ſollte ich ohne Paß aus Belgien nach der Schweiz kommen, da auf der franzöſiſchen Route die Paßkontrole ſo ſtreng gehandhabt wird wie in Vorderrußland? Ich habe mich in Belgien Monate lang in der Lage eines Vogels befunden, der, durch die Abenddämmerung an die Rückkehr in die freien Wälder gemahnt, unruhig die Runde durch ſeinen Drathkäfig macht und für ſeinen Freiheitsdrang umſonſt einen Ausweg ſucht.

Doch ehe ich Sie weiter führe, muß ich den Zwiſchenraum durch einige Bemerkungen über meinen belgiſchen Aufenthalt ausfüllen, damit Sie einigermaßen die Eindrücke mitempfinden können, die er auf mich gemacht hat. Ich beſchränke mich dabei auf Weniges, da ein Hinüberſtreifen in politiſche Gebiete Sie zu wenig intereſſiren würde. Wenn ich von den politiſchen Inſtitutionen und den literariſchen Zuſtänden eines Landes abſehe, ſo beſchränkt mein Hauptintereſſe ſich auf drei Punkte: auf den Charakter des Volks und deſſen geſellſchaftliches Leben, auf die natürlichen wie die geſchaffenen Merkwürdigkeiten des Landes und ſodann auf intereſſante einzelne Menſchen. Indem ich aus meinem Brief die Politik ausſchließe, habe ich dieß hinſichtlich der literariſchen Zuſtände nicht einmal nöthig, denn eine belgiſche Literatur gibt es nicht. Die geiſtige Verſorgung Belgiens hat die Natur der Dinge Frankreich zugetheilt und der Nachdruck iſt das Vehikel, wodurch Belgien ſich an der literariſchen Wirkſamkeit Frankreichs

betheiligt. Taucht in Belgien eine geiſtige Erſcheinung von einiger Bedeutung auf, ſo wird ſie durch den franzöſiſchen Schwerpunkt ſofort nach Paris gezogen. Die belgiſche Literatur für ſich gilt im Lande ſelbſt ſo wenig, daß belgiſche Schriften in der Regel nur gegen Erlegung der Druckkoſten einen Verleger finden können. Zwar hat ſich in Belgien eine vlaemiſche Literatur als lokale Selbſtſtändigkeit aufzuthun beſtrebt, indem deren Vertreter, die es in franzöſiſcher Sprache zu keiner Bedeutung bringen konnten, dem allgemeinen Schickſal durch Verſchanzung hinter die holländiſche Sprache zu entgehen glaubten. Allein dieſe Beſtrebungen, welche namentlich von der preußiſchen Diplomatie als Reaktionsmittel gegen die franzöſiſchen Sympathien und zwar vergebens begünſtigt werden, haben weder ein eigentliches Volkselement zur Grundlage, noch können ſie es zu irgend einem nachhaltigen Anklang im Lande bringen. Ihr Haupteindruck iſt der einer ekelhaften Koketterie mit der Romantik und dem Preußenthum, das ſich auf Belgien allerlei Hoffnungen macht. Die Natur der Dinge, welche die Geſtalt der Völker aus dem Großen formt und deren Schickſal nicht nach beſonderen lokalen Zufälligkeiten und Spekulationen modelt, hat einmal das freie Belgien in geiſtiger wie politiſcher Beziehung dem freien Frankreich untergeordnet oder wenigſtens einſtweilen beigeordnet, und daran wird ſich auch das ſpekulirende Preußenthum gewöhnen müſſen.

Fragen Sie mich, wie mir das ſonſtige Leben in Belgien behagt hat, ſo kann ich kurz antworten, daß ich dort ſo wenig exiſtiren mögte, wie in Holland. Was ich in Belgien vermißte, war hauptſächlich eine Verbindung mit dem geiſtigen Leben in Teutſchland. Die Paar teutſchen

Journale, welche dort gehalten werden, ſind nicht im Stande, jenen Mangel auszugleichen und literariſche Neuigkeiten gelangen aus Teutſchland nur ſehr ſpärlich und ſpät nach dem Nachbarland. Obſchon an der Thüre Teutſchlands wohnend, ſind die Belgier in geiſtiger Beziehung faſt ganz davon abgeſchnitten. In Paris iſt bei Weitem mehr teutſches Geiſtesleben, als in Brüſſel und dem geſammten Belgien. Den Grund davon ſuche ich in den politiſchen Zuſtänden Teutſchlands und dann im belgiſchen Materialismus. Der Materialismus verſchlingt in Belgien alles Intereſſe, er liegt dort gleichſam in der Luft. Auch Ihr Geſchlecht entgeht ſeiner Einwirkung nicht und es mag wol wenig Länder in der Welt geben, deren Frauen ſo unintereſſant und unliebenswürdig ſind, wie die belgiſchen. Sie ſind ein unglückliches Gemiſch von niederländiſchem Materialismus und franzöſiſchem Feuer. Das Feuer iſt nicht ſtark genug geweſen, die materielle Rohheit umzuſchmelzen, es hat nur hingereicht, ihr eine ſchwarze Farbe anzubrennen und ſo ſtehen denn die angebrannten Niederländerinnen in ihrer verfehlten Anlage als eine charakterloſe Spezies da und können es weder nach der einen, noch nach der andern Seite hin zu etwas Ganzem bringen. Sie eignen ſich hauptſächlich zu Dienerinnen der Pfaffen und die verſäumen denn auch nicht, ihre Opfer in Sicherheit zu bringen. Wo die Frauen nicht liebenswürdig ſind, da ſind es die Männer auch nicht, da fehlt Etwas in der Entwicklung, da hat die Bildung einen Haken. In Belgien ſitzt der Haken hauptſächlich im Materialismus. Ich habe mich noch niemals ſo materiell und geiſteslahm gefühlt, wie in Belgien, namentlich in Brüſſel, und damit Sie nicht etwa die Schuld

davon mir zuſchieben, zitire ich Ihnen den bezeichnenden Ausdruck einer Ihrer teutſchen Landsmänninnen, welche ſich in Belgien aufhielt und ihrer Unbehaglichkeit in den Worten Luft machte: „Hier iſt kein geiſtiges Klima für uns.“ Solcher Unbehaglichkeit würde ich eher an jedem andern Ort entgehen zu können glauben, als grade in der ſchönen Hauptſtadt. Brüſſel erſcheint mir wie ein ſchöner Leib ohne Seele. Niederländiſcher Materialismus mit franzöſiſchem Firniß überzogen und in einen ſchönen Rahmen gefaßt — ſo präſentirt ſich die belgiſche Hauptſtadt. Es iſt nichts Tieferes und Charakterganzes in dem dortigen Leben und man wird ſtets in der Schwebe gehalten zwiſchen den Prätenſionen der ſchönen, durch ihre politiſche und geſellſchaftliche Stellung bedeutenden Stadt und zwiſchen dem unbefriedigenden Inhalt ihres Lebens. Dem Treiben der hohen Welt ohnehin fern ſtehend, habe ich, außer im Umgang mit einigen intereſſanten Perſonen, bisweilen Unterhaltung geſucht in dem Materialismus des eigentlichen Volkes. Die Seele des Brüſſeler Volkslebens bilden die Bierhäuſer, wo das berühmte Farobier in ähnlichen Maſſen konſumirt wird, wie in München der Bock. In dieſen Bierhäuſern ſitzen die Brüſſeler Philiſter jeden Vormittag und jeden Abend in dicht gedrängten Maſſen und genießen geſichterglänzend die Freuden des Faro. Tabaksqualm und ununterbrochenes Diskursgeſumme füllen die Stube. Zwiſchendurch machen Höckerweiber die Runde, welche getrocknete Fiſche, gekochte Seeſchnecken, geſchmorte Kartoffeln und kalte Eier feilbieten, die ohne weitere Umſtände vom Biertiſch, der den Teller bildet, gegeſſen werden. Wenn man in dieſer Umgebung eine Zeit lang geſeſſen, ſo hat

man ein derbes Stück Volksleben verzehrt und kommt auf den Weg, vor lauter Materialismus dem Materialismus zu entgehen.

Doch sagt Ihnen die Einförmigkeit des materialistischen Philisterthums der Estaminets nicht zu, so begleite ich Sie in die "faille déchirée", wo mehr für Abwechslung gesorgt ist. Was ist die "faille déchirée?" Eine kleine Gasse in der Nähe des Rathhausplatzes, auf welchem Egmont enthauptet wurde. In dieser Gasse existirt eine kleine Wirthschaft mit einer zwanzig Fuß langen und sieben Fuß breiten Stube, in Form einer Treckschuitkajüte, in welcher man zu geeigneten Stunden den Tandy und den Handwerker, Damen und Grisetten, Literaten und Diplomaten durch einander sitzen und Beefsteaks oder Austern essen und Bier oder Champagner, oder was ihnen sonst beliebt, trinken sieht. Da das Wirthshausleben nun einmal ein unentbehrliches Element der Gesellschaft ist, so mögte ich Allen, die nach Brüssel kommen und eine „gemüthliche Kneipe" suchen, die Kajüte in der "faille déchirée" empfehlen. Wenn ich an Brüssel zurückdenke, so vergesse ich dabei niemals die "faille d'échirée", in welcher die Erinnerung an die teutschen Emigranten und ihre gefährlichen Diskurse ihren geheimen Sitz aufgeschlagen hat.

Einmal in das Gebiet der Brüsseler Gastronomie hineingerathen, erwähne ich auch noch der „sozialistischen" Kartoffelwirthschaft in der Nähe des Rathhauses. Dort werden nämlich zu gewissen Stunden am offenen Fenster geröstete Kartoffelscheiben verkauft und zwar in solcher Menge, daß der Unternehmer mitunter hundert Franken den Tag lösen soll, obschon er seine Waare in kleinen

Quantitäten, dutenweiſe, verkauft. Eine Fünfpfennigsdute heißt eine Vigilante; eine Groſchendute heißt ein Omnibus. Ich habe Sie oft zu mir gewünſcht, wenn ich mit einer Vigilante über die Straße ſpazierte und die delikaten Kartoffelſcheiben verzehrte; wir hätten dann einen Omnibus genommen und uns zweiſpännig des Lebens gefreut. Genügt Ihnen Das auch noch nicht? So werde ich Sie über die einförmigen Boulevards führen, welche ſich rings um die Stadt ziehen, oder in den proſaiſchen Park, in welchem die ſchöne wie die häßliche Welt ihre Paraden abhält, oder durch die Magdalenenſtraße, vor deren glänzenden Läden die Menſchen ſich zum Kauf aufſtellen wie die Waaren, oder in die Kaffeehäuſer, die ſo oft als homöopathiſches Gegenmittel gegen die Langeweile der Geſellſchaft dienen müſſen, oder in die Theater, wo Sie Herrn Oriol in Gedanken den Hals brechen und Stücke aufführen ſehen, von denen Sie nichts verſtehn, oder in Muſeen, die ſich ausnehmen wie alle Muſeen. Sind Sie mit allem Dem noch nicht zufrieden, ſo führe ich Sie zu dem „älteſten Bürger von Brüſſel", deſſen unerſchöpfliche Laune ohne Rückſicht Alles überſprudelt, was in ſeine Nähe kommt, und Ihre Ungenügſamkeit ſchon beſchämen wird.

Es iſt nicht Ihre Abſicht, meine Freundinn, von mir ein Handbuch über Belgien zu erhalten und noch weniger iſt es meine Abſicht, den Handbüchern in's Handwerk zu pfuſchen. Begnügen Sie ſich daher mit den ſkizzenhaften Bemerkungen, in denen ich Sie auf einige Zeit in mein einſtweiliges Aſyl verſetzt habe. Wären Sie perſönlich zu mir gekommen, ſo hätte ich auch Gelegenheit gehabt, Sie mit einigen intereſſanten Perſonen bekannt zu

machen, mit denen ich in Brüſſel in Berührung gekommen bin. Es verſteht ſich, daß ich zunächſt von meinen Kollegen, von Flüchtlingen ſpreche. Doch unter Allen, welchen das Schickſal ein Aſyl in Brüſſel angewieſen hat, würde Keiner Ihr Intereſſe mehr in Anſpruch nehmen, als ein Mann mit grauen Haaren, welcher dort Ruhe vor dem Fluch des ruſſiſchen Despotismus gefunden. Dieſer Mann heißt Lelewel. Für einen ſichern Anhänger der Gewalt iſt es ein ſo leichter Triumph, einen Menſchen ſich abquälen zu ſehen, der in ſtiller Charakterfeſtigkeit kein höheres Ziel kennt und verfolgt, als die Heilighaltung und Verwirklichung ſeiner Ueberzeugungen; auch iſt das Gewühl des Erdenlebens ſo groß und mannichfach, daß ein Mann, den nicht Stellung und Ehrgeiz in den Vordergrund drängen, nach und nach in der Stille verloren gehen kann, ſchlüge auch ſein Herz lauter und edler, als tauſend andere. Wer aber ſelbſt nicht herzlos iſt, dem thut es wohl, einem ſolchen Mann ein Wort der Anerkennung zurufen zu können, damit er wiſſe, daß es noch Menſchen gibt, die ſich die Schätzung ſeiner Eigenſchaften zur Ehre anrechnen. Lelewel iſt nicht bloß ein vielgenannter öffentlicher, er iſt auch ein großer Privatcharakter, der an längſt vergeſſene Zeiten erinnert, gleich ſeinem edlen Geſicht, eins der ſchönſten Geſichter, die ich je geſehen habe. Lelewel iſt ganz arm, weil er es ſein will, und er will es ſein, um unabhängig leben zu können. Seine einzige ſpärliche Hülfsquelle ſind literariſche Arbeiten. An ſeiner beſcheidenen Charakterfeſtigkeit ſind alle Unterſtützungszumuthungen der Polenfreunde abgeprallt und mit ſtiller Reſignation erträgt er auf ſeiner einſamen Dachſtube alle Entbehrungen, um der Gnade der gaſtfreundlichen Fremde gegenüber Eins be-

wahren zu können, das er höher als alle äußerliche Stellung ſchätzt, nämlich den Stolz einer republikaniſchen Seele. Ihm zu lieb geht Lelewel, der ſchwache gebückte Greis, ärmlich mit ſeiner alten polniſchen Kappe in blauem Kittel daher, ſo daß man eher einen armen Handwerker, als ein ehemaliges Haupt der polniſchen Regierung in ihm vermuthen ſollte; ihm zu lieb dauert er ohne Heizung im Winter auf ſeiner einſamen Kammer aus und umwickelt zum Schutz gegen die Kälte ſeine Glieder mit Lumpen; ihm zu lieb begnügt er ſich mit ſpärlicher Koſt und depenſirt mit einer Taſſe ſelbſt gebrauten Kaffees. Ich traf ihn mit dem Studium der polniſchen Wappenkunde beſchäftigt. Der Inhalt ſeiner kalten Stube war ein merkwürdiges Durcheinander von Gegenſtänden ſeiner Studien und Geräthſchaften ſeiner Häuslichkeit. Hier eine alte Kaffeekanne neben einem Folianten, dort Nähgeräthſchaft neben einem Manuſkript, dort ein Stück Brod neben einem Wappen. Zwiſchen dieſem Hausrath empfängt Lelewel ſeine ſeltenen Beſucher. In dieſer Umgebung hätte ich Stunden lang die edlen Züge dieſes Mannes betrachten können. Der Ausdruck des Geſichtes, in welchem eine reſignirende Schwermuth nicht zu verkennen, iſt bei der Unterhaltung die mildeſte Freundlichkeit und die hingebendſte Offenheit; aber zugleich ſieht man ihm an, daß Dasjenige, was Lelewel als Geheimniß betrachtet, hinter dieſen Zügen jedem Scharfblick verſchloſſen bleibt. Der Menſch beeinträchtigt in ihm nicht den Mann, das hat auch die ruſſiſche Politik gewußt, als ſie ſo viel Gewicht auf ihn legte. Die polniſchen Flüchtlinge ſind je nach dem Grade ihrer Gefährlichkeit in zwölf Proſkriptionskategorien eingetheilt. Auf der zwölften Liſte, der

gefährlichſten, ſteht ein einziger Name verzeichnet und dieſer Name heißt Lelewel, denn — Lelewel iſt ein Republikaner. Lelewel liefert durch ſeinen entſagenden Freiheitsſtolz ein hohes Beiſpiel für Alle, die ſich als Opfer ihrer Ueberzeugungen und Freiheitsbeſtrebungen betrachten können. Dieſer alte Mann, meine Freundinn, beſchämt uns Alle. Vielleicht wird man ihn eines Morgens erfroren oder an Erſchöpfung verſchieden auf ſeinem ärmlichen Lager finden. Dann wird die Welt ihn rühmen als einen Mann von antiker Charaktergröße. Jetzt wird er vergeſſen oder gemieden, denn er iſt arm und iſt ein „Revolutionair". Vielleicht, meine Freundinn, ſchreibe ich einmal ein Buch über die politiſchen Flüchtlinge. Die Zahl derſelben iſt ſo groß, daß es ſich dieſerhalb ſchon verlohnt, ſie als eine beſondere Klaſſe von Menſchen zu behandeln.

Verſetzen Sie ſich nun aus der kalten Stube des alten Lelewel plötzlich in den noch kältern Wagen der Meſſagerie, wie er mich und meinen Reiſegefährten Abends ſpät (es war Anfangs März 1845, zur Zeit jenes wahrhaft ſibiriſchen Nachwinters) aus dem Thor der belgiſchen Hauptſtadt nach Namür der franzöſiſchen Grenze zuführt. Sie fragen nach meinem Paß? Dieſe Frage iſt grauſam, denn wenn ich in Verlegenheit komme, tragen Sie die Schuld. Sie ſind die Veranlaſſung, daß ich nicht länger bleiben kann, Sie ſind die Veranlaſſung, daß ich Frankreich paſſiren muß, Sie ſind die Veranlaſſung, daß ich nach der Schweiz reiſe, Sie, ja Sie ſind die Amme meiner paßloſen Unruhe. Sie verdienen, daß ich Ihnen kein Wort darüber mittheile, wie ich den kühnen Entſchluß zu meiner Abreiſe faſſen konnte, und daß ich Ihnen die Enthüllung von Geheim-

niſſen vorenthalte, die für Sie nicht weniger Intereſſe haben würden, als für die Polizei.

Die Fahrt von Brüſſel war ſehr langweilig, obſchon der Kondukteur die halbe Nacht auf ſeinem Klapphorn muſizirte und mein Freund, der einige poetiſche Anlage hatte, aus den verſchneiten Umgebungen heraus allerlei Gebilde vorphantaſirte und beſtändig in einer „großen Stadt" zu ſein glaubte. Die übrige Reiſegeſellſchaft war ſehr ordinairer Natur und wir hielten ſie in ihrer Rohheit für fähig, „ihren eigenen Wohlthäter zu freſſen". Wir hatten ſie zum Futter für die Wölfe auserſehen, von denen damals in der Gegend der Ardennen viele Heldenthaten erzählt wurden, im Fall wir eine Attaque dieſer fahrenden Helden ſollten zu erleiden haben.

Unter den langweiligen Städten unterſcheide ich ſolche, in denen ich nicht leben mögte, und ſolche, in denen ich nicht mögte begraben ſein. Die Feſtung Namür, in der wir Morgens anlangten und bis zum Nachmittag bleiben mußten, gehört zu der letztern Klaſſe, obſchon ſie in ihren Umgebungen ziemlich hübſche Partien hat. In Namür hörte man von nichts Anderem, als von Wölfen, deren dort auch eine große Menge in Schafpelzen ſich aufhalten ſoll, und vom Schnee. Es wurde uns erzählt, daß auf der Tour nach Metz in den Ardennen förmlich der Himmel eingefallen ſei und der weiße Platfond deſſelben häuſerhoch auf den Straßen liege. Das waren ſchöne Ausſichten auf einer Tour, die ſelbſt in der günſtigſten Jahreszeit ſo wenig Unterhaltendes bietet. Wir fanden ſehr bald, daß man nicht übertrieben hatte. Eine ſolche Fahrt, meine Freundinn, habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gemacht und ich ſtehe nicht dafür ein, daß ſelbſt Ihre

Gegenwart sie hätte angenehm machen können. Denken Sie sich eine sibirische Kälte und in dieser Kälte eine Fahrt von mehreren Tagen durch eine zugeschneite wilde Gebirgsgegend, in welcher bald der Wagen völlig stecken bleibt, bald ganze Landschaften im Schritt durchfahren werden, bald die Passagiere Stunden weit zu Fuß und bis an die Kniee durch den Schnee krebsen müssen, bald das Fuhrwerk umzuschlagen oder in Abgründe zu stürzen droht — und Sie haben einige Züge von dem Bild unserer Reisefreuden. Dieselben waren wirklich mitunter sehr ernster Natur. Der Wagen war oben auf die unvernünftigste Art mit Koffern und Gütern beladen, so daß der obere Theil schon auf gebahnten Wegen eine große Neigung zum Umschlagen verrieth. Fuhr nun dieser gewaltige Kasten die hohen, steilen Berge hinab, deren Wege zum Theil mit Eis bedeckt, zum Theil durch die Glättung des Schnees zu einer Schlittenbahn geworden waren, so schwankte er in beständigen Schlangengeleisen wie eine Schleuder hinter den Pferden her und ehe man sich's versah, stand er völlig queer und rutschte auf der abschüssigen Seitenchaussee den Gräben zu, und plötzlich hatten die entsetzten Passagiere aus dem zum Umkippen schiefgestellten Wagen die herrlichste Aussicht in die romantischen Abgründe. In solchen Augenblicken flog dann schnell die Thüre auf, Alles stürzte hinaus, an den obern Theil des Wagens wurde ein Seil angebunden und an diesem Seil mußten die Passagiere dem Kondukteur den Wagen aufrecht halten helfen, wenn es gelingen sollte, ihn aus seiner Stellung wieder heraus auf die Mitte der Chaussee zu bringen.

Zu solchen Hindernissen, welche die Elemente schufen, kamen noch allerlei andere hinzu, welche durch die Nach-

läßigkeit der Fuhrunternehmung entſtanden. Bald war das Pferdegeſchirr nicht in Ordnung, bald brach der Hemmſchuh, bald fand ſich ſonſt ein Aufenthalt. Mit welcher Liederlichkeit das Fuhrweſen der Meſſagerie gehandhabt wird, davon erlebten wir auf Koſten Ihres Geſchlechts ein ſprechendes Beiſpiel.

Auf der Fahrt zwiſchen Namür und Arlon ſtiegen auf dem Lande zwei junge Damen ein, die in der Gegend von Arville wieder ausſteigen wollten. In der Mitte der Nacht hält plötzlich der Wagen in einer einſamen Waldgegend an. Was ſoll geſchehen? Dem Kondukteur iſt eingefallen, daß er zwei Damen im Wagen hat, deren Abſteigeort wir ſchon eine halbe Stunde vorbeigefahren ſind. Nun denken Sie ſich, daß dieſe Damen um Mitternacht durch den Schnee einer Waldgegend, die überall von Wolfsphantaſien bevölkert iſt, eine halbe Stunde zu Fuß gehen ſollen. Es blieb ihnen indeß nichts Anderes übrig und während der Kondukteur ſich der nothgedrungenen Galanterie befleißigte, ſie zu begleiten, mußten wir Andern bis zur Weiterfahrt eine Stunde lang Betrachtungen über die Eitelkeit der irdiſchen Dinge anſtellen.

Am andern Mittag kamen wir mit erſchöpfter Geduld in Arlon an, wo uns in einer freundlichen und warmen Wirthsſtube wieder menſchlich zu Muth wurde. Auch wurde dort mit der aufgethürmten Koffer laſt des Wagens zugleich eine ſchwere Laſt der Angſt von den Herzen genommen. Von Arlon aus ging es im flotteſten Trabe der franzöſiſchen Grenze zu und mein Freund und ich, die wir jetzt allein im Coupé ſaßen, geriethen in die ſeligſte Stimmung. Der Gedanke, auf franzöſiſches Gebiet zu kommen, hatte in der That etwas Erhebendes für uns,

während wir in der vorherigen Nacht die Felder von Waterloo mit nationalster Gleichgültigkeit passirt hatten. Man muß die Waterloo'schen Felder als politischer Flüchtling passiren, erst dann hat man den rechten nationalen Genuß davon. Meine Freundinn, Sie haben sich die Politik verbeten; ich wäre sonst sehr aufgelegt, Ihnen einige Waterloo'sche Phantasiebilder mit königlich-preußischen Farben zu zeichnen. Wenn es ein anderes Leben mit Himmel und Hölle gibt, so kann ich mir in der Hölle keine größere Qual denken, als das Bewußtsein, für den teutschen Polizeidespotismus sein Blut vergossen zu haben. Doch genug davon. Wir sind also im Begriff, den Fuß zum ersten Mal auf den freien französischen Boden zu setzen. Den freien? Wenn nur die verwünschte Paßpolizei nicht wäre! Sie werden begierig sein, zu erfahren, wie ich über die Grenze gekommen.

Der Grenzort heißt Mont-Saint-Martin. Dort werden von den Douaniers nicht bloß die Effekten, sondern auch die Personen revidirt, d. h. die Pässe abgefodert. Bei der Visitation unserer Koffer richtete sich die Hauptaufmerksamkeit der jovialen Zollbeamten auf die Bücher. „Haben Sie Bücher?“ Aufzuwarten! „Teutsche oder französische?“ Bloß teutsche und russische. „Die können passiren.“ (Es war den Herren um belgischen Nachdruck zu thun, der in Frankreich streng überwacht wird.) „Haben Sie gar keinen französischen Nachdruck aus Belgien, etwa den juif errant?“ Mit Nachdruck geben wir uns nicht ab, aber wenn Sie vom juif errant das Original sehen wollen, so steht selbiges vor Ihnen. Diese Worte, welche eigentlich die Einleitung zu einem mehr als aufrichtigen Bekenntniß der Paßlosigkeit bilden

ſollten, machten auf die empfänglichen Douaniers einen ſo erheiternden Eindruck, daß ich plötzlich einen großen Muth faßte, ein ſehr paßmäßiges, wie ein Normalſignalement ausſehendes Geſicht aufſetzte und in dem benachbarten Wirthshaus eine Flaſche Wein kaufte, um — doch den Paß, Sie wollen den Paß. Denken Sie, was Sie wollen, denken Sie mich untergetaucht wie eine Ente, bis die Gefahr vorüber iſt, denken Sie mich von einem Schlaganfall heimgeſucht, denken Sie, ich ſei gefallen und habe von vier Mann in den Wagen gehoben werden müſſen, kurz, denken Sie, was Ihnen beliebt, nur verbitte ich mir den Verdacht, als ſei ich nach Belgien umgekehrt, denn bald kamen wir in die Feſtung Longwy, wo — zum zweiten Mal und zwar von Militairperſonen die Päſſe abgefodert werden. Sie können denken, ich ſei zum zweiten, ſodann in Metz zum dritten, ſodann in Straßburg zum vierten Mal untergetaucht — genug, von Saint-Martin bis Straßburg wird vier Mal der Paß abgefodert und wer keinen hat, der kommt nicht durch.

Jetzt vergeſſen Sie dieſe Paßgeſchichte trotz ihrer Räthſelhaftigkeit und laſſen Sie ſich von einem grandioſen Abenteuer erzählen, das ich zwiſchen Longwy und Metz erlebte, oder anrichtete. Zu unſerer Reiſegeſellſchaft gehörten u. A. zwei franzöſiſche Damen, eine Mutter mit ihrer Tochter. Sie ſprachen ziemlich viel, wovon ich indeß nichts verſtand, theils weil ich in der entgegengeſetzten Seite des Wagens ſaß, theils weil ich des Franzöſiſchen zu wenig kundig war; aber nichts deſtoweniger nahm ich großen Antheil an ihrer Unterhaltung, da ihre wohlklingende Stimme und die zarte Betonung ihrer Sprache in mir die Vorſtellung von zwei intereſſanten und reizenden

Geſchöpfen von edelſter Bildung und zarteſter Weiblichkeit erregte, — ein Geſchäft der Phantaſie, das durch die Dunkelheit ungemein begünſtigt wurde. Zwiſchen dieſen beiden zarten Damen, welche die rechten Ecken des Wagens einnahmen und meinem Freund und mir, welche in den linken Ecken ſaßen, waren noch zwei Herren eingepreßt, die an dem Diskurs lebhaften Antheil nahmen. Mit dieſer diskurrirenden Geſellſchaft beladen, hält der Wagen plötzlich ſtill, wahrſcheinlich weil die Pferde in dem tiefen Schnee eine Pauſe machen müſſen. Ich aber gerathe, ich weiß nicht wie, auf den Glauben, wir ſeien an einer Station, vielleicht gar in Metz angelangt. Von meinem Freunde angeſteckt, glaube ich in den verſchneiten Erſcheinungen um uns her Theile einer „großen Stadt" zu erkennen, öffne die Wagenthüre und ſteige aus. Während ich — wir waren mitten auf dem Felde in einem koupirten Terrain — mit meinen halberfrorenen Füßen umhertrete und mich in der Dunkelheit nach einem Abſteigequartier umſehe, fährt der Wagen getroſt von dannen. Ich höre das zwar an dem Knirſchen des gefrorenen Schnee's, glaube indeß, es komme bloß darauf an, in den benachbarten Poſthof hineinzufahren. Die Fahrt nach dem Poſthof wird indeß ſo lang, daß zuletzt Bedenken in mir aufſteigen. Ich trabe alſo hinter dem Wagen her, hole ihn in einer Viertelſtunde ein und ſehe, daß er ſich mühſam zwiſchen zwei hohen, zu Eis gefrorenen Schneemauern dahinwindet, an welchen die Räder ſo nah vorbeiſtreifen, daß an ein Einſteigen gar nicht zu denken iſt. Ich faſſe Geduld und wandere ruhig hinter dem Wagen fort, aber der Hohlweg zwiſchen den Eiswänden nimt kein Ende und ein Vorbeikommen bleibt unmöglich. Endlich bemerke ich, daß an der Seite, wo die

Damen ſitzen, der Weg ſich etwas erweitert. Ich nehme den Augenblick wahr und riskire, entweder in einem Satz auf den Wagentritt zu gelangen, im nämlichen Moment die Thüre aufzureißen und mich in das Interieur zu ſtürzen, oder aber — unter die Räder zu kommen und an der unmittelbar wieder einbiegenden Eiswand zerquetſcht zu werden. Die Erwägung, daß der Wagen ſechstauſend Pfund weg, und zugleich der Gedanke an Sie, meine Freundinn, machten es möglich, daß das Kunſtſtück, in den Wagen hineinzuſetzen, gelang. Aber jetzt? Ich hatte zwei Ueberröcke auf dem Leibe und über dieſen Ueberröcken einen großen Schlafrock, ſo daß ich eine ziemlich groteske und koloſſale Figur bildete. In dem Augenblick, wo dieſe Figur die Thüre aufreißt, um ſich in den Wagen zu werfen, fühlt ſie vier wüthende, würgende Hände an der Kehle, die ſich unter dem Geſchrei "un brigand! un brigand!" alle mögliche Mühe geben, den Eindringling unter die Räder zu ſtoßen und ihn einem ſichern Verderben zu überliefern. Und dieſe Hände waren die Hände der beiden Damen von edelſter Bildung und zarteſter Weiblichkeit! Obgleich, wie Ihnen bekannt, ſehr eifrig der Galanterie befliſſen, vermogte ich doch nicht, dieſe Tugend ſo weit zu treiben, daß ich ihr zu lieb mein junges Leben in einem Wagengeleiſe hätte laſſen ſollen; mit ungalanteſter Kraftentwicklung forcirte ich daher zwiſchen den zarten Damen und ihren galanten Nachbarn hindurch den Eingang und ſaß plötzlich wohlbehalten meinem erſtaunten Freund gegenüber, der geglaubt hatte, ich ſei in das Coupé geſtiegen, um mir beſſer die nächtlichen Schönheiten der „großen Stadt" betrachten zu können. Das Geſchrei der Damen hatte übrigens damit kein Ende,

ſie hatten plötzlich ihre ganze Zartheit abgelegt und beſchuldigten den "brigand" auf die nachdrücklichſte Weiſe, daß er ihnen — einen Hut geſtohlen habe. Sie können ſich denken, daß dieſe Beſchuldigung, verbunden mit der kundgegebenen Grauſamkeit, welche mir nach dem Leben getrachtet hatte, bei mir, der ich in größter Aufregung über das vollbrachte Wageſtück war, die übelſte Auslegung fand. Die Wuth lehrte mir plötzlich Franzöſiſch ſprechen und, von dieſer Wuth beſeelt, ſprach ich folgende denkwürdige Worte: Mesdames, vous m'avez voulu tuer, vous êtes des hyènes; vous n'êtes pas mêmes des femmes, vous êtes des — pucelles! Wie ich an dieſe Worte kam, weiß ich nicht mehr, ſie machten aber die Szene noch tragiſcher, als ſie ſchon war. Von der einen Seite die Beſchuldigung des Diebſtahls, von der andern die Beſchuldigung eines Mordverſuchs mit der Reminiszenz aus Schiller:

„Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entſetzen Scherz"

und dann die pucelle von Orleans dazwiſchen und unter den Zuhörern ein banges Schweigen des Erſtaunens — Sie werden ſich die Situation jetzt ſelbſt vergegenwärtigen können, in welche die Reiſegeſellſchaft mit einem Schlage gerathen war. Aber der Hut? Es ergab ſich ſpäter, daß ich wirklich bei meinem gewaltſamen Eindringen einen Hut mit fortgeriſſen hatte, der ſich in etwas veränderter Geſtalt, nämlich der eines Kuchens, zwiſchen den Reiſenden wiederfand.

Kurze Zeit nachher kamen wir in einer kleinen Stadt, Namens Ucange, an. Ehe wir uns darüber beſonnen hatten, daß wir an einer Station angelangt ſeien, war ſchon

die ganze Reisegesellschaft mit Kondukteur, Postillon und Pferden verschwunden und mein Freund und ich, die nicht wußten, daß hier eine lange Pause gemacht wurde, denen auch kein Mensch eine Sylbe davon sagte, fanden sich mitten in der Nacht und der Straße im Postwagen allein. Nirgends hörte man einen Laut und keine Seele ließ sich blicken. Bloß eine Hundeseele, ein kälbergroßer Bullenbeißer, der mein von der überstandenen Aufregung noch todtblasses Gesicht für den Mond zu halten schien, machte um den Wagen die Runde und bellte uns aus Leibeskräften an. Endlich wurde uns die Situation doch gar zu langweilig und ich stieg aus, um auf Entdeckungen auszugehen. So gelang es mir denn, einige Minuten vom Wagen entfernt ein Wirthshaus aufzufinden, in welchem der rücksichtvolle Herr Kondukteur, der uns ohne Weiteres im Stich gelassen, ganz großartig hinter einer Kaffeekanne saß. Ich erkundigte mich nach den beiden Damen, um in der Reue meiner wiedererwachten Galanterie einen Versuch zur Verständigung zu machen, und erfuhr, daß sie zu Bette gegangen waren, um sich von ihrem Schreck und ihrer Aufregung zu erholen. Requiescant in pace! Wer waren sie? Die Frau eines — Douanenbeamten mit ihrer Tochter. Diese Qualität machte allerdings die Unbedenklichkeit, womit sie einen in Lebensgefahr schwebenden Flüchtling sofort als "brigand" attakirt hatten, einiger Maßen erklärlich.

In Metz — eine schreckliche Stadt mit der schmutziggelben Todtenfarbe ihrer Häuser — langten wir Morgens als lebendige Eisklumpen an. Im Hôtel de l'Europe, das ich Jedem empfehle, der Geld zu viel hat, ließen wir uns an einem kleinen Herdfeuer, das 20 Groschen

koſtete, ein Paar Stunden aufthauen und benutzten dann, da der Wagen nach Straßburg ſchon beſetzt war (Beiwagen werden nicht gegeben), die nächſte Fahrgelegenheit nach Nancy, um nur aus dem fatalen Metz herauszukommen. Auf der ganzen Tour nach Nancy, die uns übrigens manche hübſche Moſelgegend zeigte, begegneten wir überall jener gelben Häuſerfarbe von Metz. Ich habe vergebens nachgedacht, um für dieſe gelbe Leidenſchaft eine Erklärung zu finden. Wenn ſie auf den Geiſt der Menſchen ſchließen läßt, ſo muß Lothringen ein wahrer geiſtiger Kirchhof ſein. Nancy gilt für das ſchönſte Monument auf dieſem Kirchhof. Wir kamen bei Nacht dort an und fuhren vor Tagesanbruch wieder ab, ſo daß wir faſt nichts von der Stadt zu ſehen bekamen. Der nächſte bemerkenswerthe Ort war Lüneville. Dort zwängte ſich zwiſchen meinen Freund und mich ein Familienvater, Schwabe von Geburt, Möbelfabrikant von Geſchäft, in das Coupé, um uns bis Straßburg nicht wieder zu verlaſſen. Der Mann war mitunter ſehr langweilig, aber doch der intereſſanteſte Reiſekompagnon, den wir bis dahin gehabt hatten. Er hielt uns Anfangs für Engländer, um zu zeigen, daß er Welt beſitze, ſpäter aber für Teutſche, was wir uns gefallen ließen, um die nationalen Sympathien nicht zu zerſtören. Ich erwähne des Mannes weitläufiger, weil er eines der ausgeſuchteſten Exemplare jener Spezies war, deren Seele heißt: Geld. Es iſt Unſinn, einen Menſchen zu verabſcheuen, weil er Geld hat, wie das bei den Kommuniſten Mode geworden iſt; aber ein Menſch, der an gar nichts denkt, als an Geld, und zwar bloß des Geldes wegen, ſollte geröſtet und pulveriſirt werden, um als Brechmittel zu dienen. In jedem Wort unſeres Reiſe-

gefährten, er mogte ſprechen, wovon er wollte, hörte man den Klang des Geldes. Der Mann hatte als Handwerksburſche die halbe europäiſche Welt durchwandert und Manches geſehen und erfahren, bis er ſich zuletzt in Lüneville niederließ und es dort zu einem hübſchen Wohlſtand brachte. Von dieſem Wohlſtand erzählte er bis in den Keller hinein, wo er 18 Ohm Wein habe (aber nicht zum Trinken, ſondern nur, um ſie zu beſitzen, oder gelegentlich einen Profit darauf zu machen); auf dieſen Wohlſtand bezog ſich ſeine Religion, auf dieſen Wohlſtand ſeine Politik. Er rühmte Ludwig Philipp als einen großen Mann, unter dem ſich in Ruhe ein Wohlſtand erwerben laſſe, nur ſeien die Steuern, welche die Induſtrie- und Gewerbs-Klaſſe zu zahlen habe, etwas ſehr hoch, während die Bauern ihren Wohlſtant ohne Steuerdruck erwerben könnten. Algier koſte viel Geld, die Pariſer Forts ebenfalls, aber Beides ſei doch nothwendig, denn Ludwig Philipp wiſſe was er thue, und er ſei der Vater des Wohlſtandes. O unausſprechliches Glück, einen Wohlſtand zu beſitzen! Und doch ſei dieß Glück nicht unverfälſcht, denn wenn er auch zwölf Geſellen halte und ſo und ſo viele tauſend Franken zurückgelegt habe, ſo gehöre er doch nicht zu den eigentlichen „Bourgeois“, die mehr beſitzen, als ſeinen Wohlſtand, und mit Geringſchätzung auf denſelben hinabſehen. Aber nur Geduld! Er reiſe jetzt nach Schwaben, um eine Erbſchaft zu erheben, und dadurch werde ſein Wohlſtand wieder bedeutend in den Komparativ gebracht. Wohlſtand, Wohlſtand! Er wiſſe, was es heiße, einen Wohlſtand zu beſitzen. Alles, was ihm früher Freude gemacht, ſei ihm jetzt gleichgültig geworden, nur die Politik feſſele ihn noch, denn davon hange auch der Wohlſtand ab. „Meine Her-

ren," so schloß er seine Vorlesung, „das Leben bringt große Aenderungen im Menschen hervor; meine Herren, — ich habe den Wolf gesehen!" Mit dieser Redensart wollte er den Ernst des Lebens, der sich als Noth des Lebens zu erkennen gebe, bezeichnen und zugleich erklären, daß der Mensch Alles d'ran geben müsse, was ihn in die Gefahr des Nichtwohlstandes bringen könne. Dieß sagte der Mann, weil er sich bewußt war, ursprünglich freisinnig gewesen zu sein. Bei den Aeußerungen dieses angehenden Geldwolfs (er wußte in der That so gut über Politik mitzusprechen, daß er völlig zurechnungsfähig war) konnte ich mich nicht enthalten, an Lelewel zu denken. Lelewel, du hast den Wolf gesehen, öfter als dieser Bourgeois, und du verkehrst noch täglich mit ihm, aber er zeigt dir vergebens die Zähne. Ein Wolf frißt, was zum Vieh gehört und es ist entsetzlich, wie viel er frißt. Es gibt unendlich viel Politiker und unendlich viel „Freisinnige"; wie viele gibt es, die den Wolf sehen können? Meine Freundinn, man findet trotz der Masse verächtlichen Gesindels hoher und niederer Art noch manchen Menschen, den man ehren kann; keinen auf der Welt aber ehre ich höher, als den, der da sagen kann: ich bin, was ich war, und bleibe, was ich bin und — „habe den Wolf gesehn."

Unter den Wohlstandsunterhaltungen unseres schwäbisch-französischen Bourgeois, der den Wolf gesehen hatte, kamen wir in die Himmelsregion der Vogesen. Was der Winter in den Ardennen möglicher Weise an uns versäumt haben mogte, das holte er in den Vogesen doppelt nach. Schnee, Sturm, Eisregen, Nordpolskälte — Alles aus der ersten Hand und was die Natur unterließ, das richteten die Menschen aus.

In einem kleinen Städtchen ſtieg eine ſtark gegliederte, pausbackige Elſaſſerinn auf; ſie ſchien von Geſchäft eine Viehmagd zu ſein. Da im Wagen kein Platz mehr war, mußte ſie mittelſt einer Leiter in die imperialiſchen Regionen des Kondukteurs befördert werden. Der Kondukteur, galant und weinerfüllt, nahm die neue Begleiterinn mit offenen Armen auf. Er war in mehrere ſchwarze Schaf- und Bärenfelle gekleidet, in dieſer Umhüllung beinah eben ſo breit wie lang und würde in der Dunkelheit überall für einen rieſigen Newfoundländer oder einen Tanzbären gehalten worden ſein. Dieſen Newfoundländer mit ſeiner ebenbürtigen Begleiterinn über uns, gelangten wir glücklich zur nächſten Station. Plötzlich kugelt der bärenfellige Edle wie ein rieſiger Igel von der Imperiale herab und fährt mit der Tatze neben mir durch die Fenſterſcheibe, daß die Trümmer durch das Coupé umherfliegen. Was war geſchehen? Ob eine Brunhildiſche Szene aufgeführt wurde, oder der Newfoundländer beim Abſteigen ſeiner Begleiterinn hülfreiche Hand hatte leiſten wollen und wegen ſeiner Betrunkenheit den feſten Fuß verloren, weiß ich nicht — genug, durch die offenen Fenſterſcheiben ſtrömte von nun an eine ſolche Quantität Winter auf mich ein, daß der Ueberzug von einem halben Dutzend Bären mich nicht hätte ſchützen können. Doch was war zu thun? Ich that das einzig Vernünftige, ich faßte mich in Geduld. Wir kommen weiter. Der Poſtillon hält mitten im Felde an, um etwas am Geſchirr in Ordnung zu bringen, und der Kondukteur ſteigt mit ſeiner verbundenen blutigen Hand ebenfalls ab. Als der Poſtillon wieder aufſteigt, ſchlägt er mit ſeinem Holzſchuh — ein Schutz gegen Schnee und Kälte — die vor mir befindliche Scheibe ebenfalls ein.

Jetzt saß ich vollständig im Freien und fühlte mein Ende herannahen. Dieß Gefühl überwand meine Geduld, ich riß die Thür' auf und stürzte mich wüthend auf den Newfoundländer, um ihn dahin zu bringen, daß er die Fensterscheiben reparire und mich vor dem sichern Untergang bewahre. Er wollte mich nöthigen, bis zur nächsten Station zu warten, ich erklärte ihm indeß, daß ich ihn nicht eher wieder auf den Wagen hinauflassen werde, als bis er die Fensterscheiben reparirt habe. Der Postillon fluchte und schlug auf die Pferde. Ich trabte mit dem Newfoundländer neben dem Wagen her und vertrat ihm beständig den Weg. Als wir in dieser Weise fluchend und schimpfend eine Zeit lang getrabt hatten, begriff ich endlich, daß der Mann mich mit vollem Recht fragen konnte:

Wächst mir 'ne Fensterscheibe in der flachen Hand?

Diese Reminiszenz, welche mir es in's Gedächtniß rief, daß dem armen Newfoundländer wirklich von seinem Fall her die Stücke einer Fensterscheibe in der Hand wuchsen, mahnte mich an meine Grausamkeit und ich machte der Traberei ein Ende. Zum Lohn für diese Menschlichkeit kam ich verfroren bei der nächsten Station (Pfalzburg) an, wo um Mitternacht der Fenstermacher aus dem Bette geholt werden mußte.

Ich könnte meinen Bericht über unsere Reiseannehmlichkeiten noch bedeutend verlängern und Ihnen z. B. erzählen, wie sogar die Pferde vor unserem Wagen einander wirklich todt schlugen, als sei in der That der jüngste Tag gekommen; Sie werden indeß nach den erzählten Begegnissen schon hinlänglich ermessen können, was Sie an mir zu verantworten haben, seitdem Sie mir ein Rendezvous in der Schweiz gegeben. Ich übergehe also allen weitern

Zwiſchenraum, ſelbſt das romantiſche Städtchen Saverne, wo einſt Fridolin „in der Furcht des Herrn“ (d. h. des Herrn (Grafen) gewandelt iſt, und verſetze Sie unmittelbar nach Straßburg, wo wir endlich nach einer beinah achttägigen Reiſe mit einem ähnlichen Gefühl anlangten, wie die Kreuzritter vor Jeruſalem, nur etwas kälter.

Straßburg hatte ich mir als eine impoſante Stadt gedacht, es hat mir indeß dort nichts imponirt, als der Kirchthurm und der Paßkommiſſair. Den Eindruck, den die äußere Stadt mit ihren alterthümlichen, verkrüppelten, verſchrobenen Häuſern auf mich gemacht, mögte ich in die Worte faſſen: hier ſcheinen viel Wanzen zu ſein. In Straßburg ſcheint ein groſſartiger Philiſterſinn zu herrſchen, dagegen wenig geiſtiges Intereſſe und noch weniger „teutſcher Sinn“, den man nach manchen Darſtellungen vorausſetzen könnte, vorhanden zu ſein. Man beſtrebt ſich dort vielmehr, einen Gegenſatz gegen das Teutſchthum zu bilden, obſchon die teutſche Sprache im gewöhnlichen Leben nach wie vor die Hauptſprache iſt. Daß die Elſaſſer ſich nicht nach Teutſchland zurückſehnen, kommt den nationalen Strohköpfen verwunderlich vor. Sie wären wahrlich nicht werth, Franzoſen zu ſein, wenn ſie unter den jetzigen Verhältniſſen wieder Teutſche werden wollten. Doch Das gehört nicht hieher, Sie wollen keine Politik. So ſteigen Sie mit mir hinauf auf die Plateform der Münſterkirche und in die berühmten Schneckenſtiegen des großen Thurms, des würdigen Rivalen des Kölner Doms. Trotz der bezogenen Winterluft konnten wir nach der einen Seite hin die Vogeſen, nach der andern den Schwarzwald mit dem Rhein erblicken. Da oben an dem Platze, wo Göthe geſeſſen, einen Sommerabend zuzubringen,

muß allerdings wohlthuender ſein, als eine Winterreiſe durch die Ardennen und Vogeſen. Der Wächter zeigt den Beſuchern eine Menge eingemauerter Steine, worauf die Namen der berühmten Männer gezeichnet ſtehen, die den Thurm hinaufgeklettert ſind. Unter ihnen befindet ſich auch Voltaire. Von ſeinem Namen ſind indeß, angeblich durch den Blitz, wahrſcheinlich aber durch die Pfaffen, ſo viel Buchſtaben weggekratzt, daß beinah das Wort Volte herauskommt, ſo daß man ſagen könnte, der Blitz habe dort oben die Volte geſchlagen.

Wenn Sie nach Straßburg kommen, meine Freundinn, ſo verſäumen Sie ja nicht, Mittags zwölf Uhr in den Münſter zu gehen und die berühmte Uhr ſchlagen zu ſehen. Da wird u. A. der Tod in leibhaftiger Furchtbarkeit, ſodann Chriſtus mit ſeinen Apoſteln und namentlich der famoſe Hahn ſich Ihnen produziren, welcher den Petrus ſo hübſch angeführt hat. Er kräht ſehr ausdrucksvoll, ſchlägt die Flügel mit triumphirender Malice und das Alles nach den Eingebungen eines chriſtlichen Uhrwerks. Ich habe nie etwas Abgeſchmackteres geſehen, als dieſen heiligen Marionettenkaſten, belebt durch die künſtlichſte Uhr der Erde. Selbſt die dummſten, gläubigſten Bauerngeſichter verzogen ſich zu einem höhniſchen Lachen vor dieſem Schauſpiel, wie ſehr daſſelbe auch berechnet ſein mag, den Wunderkultus zu unterſtützen. Man mögte davon laufen tauſend Stunden weit, wenn man das Mittelalter in ſeinem kirchhöflichen Aufzug ſo ſchwarz an ſich vorüberſchreiten ſieht, wie es noch in Straßburg konſervirt wird. Ich für meinen Theil werde immer melancholiſch durch ſolchen Kultus und meine Vernunft zieht ihre Trauerkleider an, ſo oft ſie ihm begegnet.

Da ich Geschäfte hatte, die mich in Straßburg acht Tage lang aufhielten, mußte ich meinen poetischen Freund nach der Schweiz vorausreisen lassen.

Bei der Fahrt von Straßburg nach Basel versetzte ich mich in die Lage eines teutschen Nationalen und wurde dadurch auf fremde Rechnung ganz neidisch gegen die Franzosen gestimmt, denn es ist schade um die teutsche Romantik, daß sie ein so schönes Land mit so malerischen Bergen und so romantischen Ruinen in fremden Händen lassen muß. Es mag dort noch manche Marxburg und mancher Stolzenfels liegen, die sich trefflich zu Geburtstagspräsenten für gekrönte Häupter eigneten. Wenn wieder ein Krieg gegen Frankreich ausbräche, so bedürfte es nur eines Hinweises auf die Romantik des Elsasses, um die loyalen Teutschen zu Helden zu machen und die „Marken des Vaterlandes" wiederzuerobern. Endlich langten wir bei dem Grenzort St. Louis an und sahen die erste Schweizerstadt vor uns. So sollte also meine langjährige Sehnsucht, einmal in meinem Leben das Land der Berge zu sehen, seine Erfüllung finden. Freilich hatte ich niemals gedacht, daß es auf solche Veranlassung geschehen werde. Doch so oder so, es gilt gleich: ich sah die Berge vor mir und hatte nur zwei Schritte bis Basel. Vor einer neuen Landesgrenze stehend, setzte ich mich wieder in die erfoderliche Positur, um der Douanen- und Paßrevision begegnen zu können. Aber wie erstaunte ich, als von dem französischen Grenzbahnhof der Omnibus Menschen und Koffer in das Schweizerland hineinführte, ohne daß auch nur eine polizeiliche Seele sich um uns bekümmert hätte! Wahrlich, wenn etwas geeignet ist, beim Eintritt in ein Land ein günstiges Vorurtheil für dasselbe

zu erwecken, so ist es der freie Eintritt. Wir sind überall so sehr an Absperrungen, Kontrolen, Visitationen, Plackereien und Teufeleien gewöhnt, daß wir in einer neuen Welt anzulangen glauben, wenn wir irgendwo den Strich, den man Grenze nennt, ohne Hülfe von Douaniers und Polizisten überschreiten können.

In Basel mich umzusehen, fand ich keine Zeit, denn ich benutzte am nämlichen Abend, wo ich ankam, die Postgelegenheit, um bis zum nächsten Morgen nach Zürich zu gelangen. Zürich! Mein poetischer Freund hatte bei meiner Ankunft schon ein Gedicht fertig, das also begann:

„An dem See von Zürich
Welch ein Leben führ' ich" u. s. w.

Meine Freundinn, wenn Sie erst Zürich gesehen hätten, so würde Ihnen der Abschied von Ihrem Mutterlande viel leichter werden. In Zürich haben Sie Teutschland und Italien zugleich. Rechts und links von Bergen begleitet, kommen Sie von Basel her durch freundliche, mit Landhäusern untermischte Dörfer und schöne Fluren in die freundliche Limmatstadt. Nachdem Sie einige Straßen durchfahren, gelangen sie plötzlich auf die letzte Brücke, welche über die krystallklare Limmat führt, und sehen vor sich den langhin gestreckten Zürichsee. Seine Ufer sind von Zürich aus an beiden Seiten weithin mit Dörfern und Landhäusern in fast ununterbrochener Reihe besä't, in deren Rücken sich rebenbesetzte und bewaldete Bergzüge erheben, welche die ganze schöne Landschaft einfassen. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß Zürich mit den andern Uferorten sich einst zu einer ungeheuren Weltstadt verbinden werde, die den See in ihre Mitte nimt.

Den Zürichsee hinauf, der sich acht Stunden weit erstreckt, erheben sich im Hintergrunde die schroffen Häupter der Glarner Alpen, welche bis zu einer Höhe von 11,000 Fuß den Blick fesseln und bei Abend ihre ewig mit Schnee bedeckten Gipfel von der untergehenden Sonne vergolden lassen. Da haben Sie einige Züge zu dem Bilde der Gegend von Zürich, welche einzeln hinzuzeichnen ich unterlasse, um Sie noch mehr zur Selbstbesichtigung anzureizen. Die ganze Gegend ist ein Garten, ein Spaziergang, eine Schönheit und — ihre Seele ist Freundlichkeit. Eins nur werden Sie hier vermissen, was Ihnen in Teutschland so viel Vergnügen machte: in der teutschen Schweiz gibt es keine Nachtigallen. Doch ist denn die Nachtigall eine Verkünderinn der Freude? In den Annoncen, welche Wohnungen ausbieten, wird hier als gewöhnlicher Charakter derselben die „Frohmüthigkeit" hervorgehoben: „ein frohmüthiges Wohngemach;" auf den Schildern verschiedener Wirthshäuser lies't man die Aufschrift: „zum Frohsinn," „zur frohen Aussicht" u. s. w. Diese Bezeichnungen gehören sämmtlich in das Lexikon der Umgegend. Die „Frohmüthigkeit" ist ihr Hauptcharakter. Man muß in der That vom Unglück verfolgt werden, oder ein unheilbarer Hypochonder sein, wenn man am Zürichsee nicht „frohmüthig" gestimmt wird. Ich bin ein ganz anderer Mensch geworden, seit ich nach Zürich kam. Meine Wohnung war so gelegen, daß ich Morgens schon aus meinem Bette den See überblicken, die weißen Landhäuser sich in seinem Spiegel vor lauter „Frohmüthigkeit" auf den Kopf stellen und die jodelnden Schiffer mit ihren schlanken Kähnen seine glatte Fläche durchfurchen sehen konnte. Die Abende waren noch schöner und wie müssen

ſie erſt im Sommer ſein, wenn man in traulicher Geſellſchaft oder bei einem Glaſe würzigen „Valteliners“ oder „Neſtenbachers“ mit einem ſchaukelnden Kahn den hallenden See durchrudert, oder von den umliegenden Bergen aus die blühende Landſchaft überträumt! Meine Freundinn, ich würde in Zürich ein Romantiker geworden ſein, wenn ich ihn nicht ſchon hinter mir hätte. Und doch bin ich um eine Zeit dort hingekommen, wo alle Welt in Aufregung und Verwirrung war. Die Romantik des Bürgerkrieges hätte die Romantik der Natur leicht paralyſiren können. Es wurde damals gerade die Luzerner Affaire eingeleitet. Die Unternehmung der Freiſchaaren, welche meiſt bei Nacht ihrem Ziele zumarſchirten, bereitete ſich ganz in der Stille vor, ohne daß man etwas Anderes von ihr gewahr wurde, als die Zeitungsberichte und verworrenen Gerüchte. Kaum aber zeigte ſich die Lage der Dinge in der traurigen Niederlage der Freiſchaaren und dem blutdürſtigen Triumph der Jeſuitenpartei, ſo war gleich von allen Seiten das Militair auf den Beinen. In der Nacht hörte ich die Trommel rühren und am andern Morgen überraſchte mich ſchon eine wie aus dem Boden aufgetauchte Truppenmacht, Infanterie, Kavallerie und Artillerie. In keinem „Militairſtaat“ kann ſchneller das Militair bei der Hand ſein, als in dieſem Freiſtaat ohne ſtehendes Heer. Die Schweiz kann in wenig Tagen 100,000 Mann auf die Beine bringen. Auch habe ich mich gewundert über die männliche Haltung der ſchweizeriſchen Soldaten, welche bei aller Ungenirtheit und Zwangloſigkeit den wahren Geiſt freier Wehrhaftigkeit an den Tag legen. Ueberhaupt habe ich in wenig Tagen ganz andere Begriffe von der Schweiz erhalten, als mir die entſtellenden Be-

richte bis dahin beigebracht hatten. Namentlich hat mich die lebendige, erregte Theilnahme, die bis zum Dienſtboten und zum Handwerker herab Alles für die Politik an den Tag legte, überraſcht und erfreut. Was iſt das doch für ein anderes Leben, als bei uns, wo Jedem ſein Stück Politik von der Polizei zubereitet und zugemeſſen wird! Und ein ſolch erregtes Leben nennt man in Teutſchland ein unglückliches! Wenn man in die Schweiz kommt, ſo denkt man nur an Verwirrung, Anarchie, Banditen und Todtſchläger. Die Schuld davon trägt die beſtändige Verleumdung, namentlich der teutſchen Preſſe. Ich bin in die Schweiz gekommen zu einer Zeit, wo die Zuſtände mich in ungünſtigen Vorurtheilen hätten beſtärken müſſen, und dennoch behaupte ich, daß die Schweizer durchweg verleumdet werden. Sie ſind ein nüchternes, praktiſches Volk, das wahrlich nicht zum bloßen Vergnügen Anarchie treiben wird, und wenn ſie ihre Freiheit benutzen, um ihre Theilnahme an ihren Angelegenheiten zu bethätigen, ſo haben nicht ſie die Schuld, daß dieſe Bethätigung keine glänzende Früchte trägt. Man entferne die ausländiſchen Intriguen und mache aus der Schweiz eine Einheit, ein die Kantonalzerſtückelung beſeitigendes Staatsganzes, und man wird anders über ſie urtheilen lernen. Doch — ich verirre mich als geweſener Soldat in das Militair und als politiſcher Flüchtling wieder in die Politik. Verzeihen Sie, ich werde Sie gleich durch eine Zugabe von Romantik wieder zu beſänftigen ſuchen.

Bevor ich mich in meinem neuen Wohnort einrichtete, wünſchte ich, den Züricher See bis in die obere Gegend kennen zu lernen. Es bot ſich mir hierzu eine paſſende Gelegenheit, als ich in Geſellſchaft meines poetiſchen

Freundes einen Ausflug nach Rapperswyl machen konnte, ein Städtchen ſechs Stunden von Zürich, wohin man in zwei Stunden mit dem Dampfſchiff gelangt und in deſſen Nähe ſich mein Freund eine reizend gelegene Sommerwohnung gemiethet hat. Ich ließ ihn dort in ſeiner idylliſchen Einſamkeit allein und ſetzte mit einem Kahn nach einer andern Einſamkeit hinüber, um auf den Beſuch bei einem lebenden Poeten den Beſuch bei einem todten folgen zu laſſen. Errathen Sie, welche Einſamkeit ich meine? Ufnau! Es war ein herrlicher Frühlingstag, ein beinah heißer Aprilmittag, als ich zur Inſel hinüberſchiffte. Der See war glatt wie ein Spiegel und ſchon in ziemlicher Entfernung vom Ufer ließ er durch ſein kryſtallenes Waſſer auf den tiefen Grund ſehen. Ich zitirte alle Geiſter aus der Höhe und aus der Tiefe, um in angemeſſener Begleitung den letzten Aufenthaltsort jenes Mannes zu betreten, der mehr als hundert Andere einen Anſpruch auf unſere Pietät hat, weil er nicht bloß ein kräftiger und kühner Geiſt, ſondern auch ein kräftiger und kühner Charakter war, einer jener ſeltenen Charaktere, die nur leben können, wenn ſie für ihre Ueberzeugung [illegible], und die eher Alles in die Schanze ſchlagen, als ihr Streben nach Wahrheit in feigen Rückſichten untergehen laſſen. Der Kahn ſtößt an's Land und ich betrete die Ruheſtätte Ulrichs von Hutten, des Koryphäen der teutſchen Flüchtlinge. Indem ich in feierlicher Stimmung der alten Kirche zuſchreite, welche in der Ferne zuerſt den Blick auf ſich zieht, begegnet mir eines jener kleinen Ereigniſſe, die ſo oft als Poſſen des Zufalls das Leben erheitern. Ich ſehe nämlich aus einem alten Hauſe einen gelben Hund von der Größe eines Kalbes auf mich losſtürzen. Kein Gebell läßt er hören, aber

bald in wilden Sätzen und bald in ſchleichendem Lauf, mit unverwandtem Blick und einer unheimlichen Tigerhaftigkeit eilt er näher, immer näher. Da mich der Zufall ſchon häufig in Kolliſion mit großen Hunden geführt, wobei ich immer Sieger geblieben war, ſo hatte die Annäherung des Ufnauer Tigers anfänglich nichts Beunruhigendes für mich. Da er aber lautlos und mit jener eigenthümlichen Angriffshaltung wilder Thiere unverwandt auf mich zukam, hielt ich es doch für nöthig, mich einiger Maßen vorzuſehen. Ich hob daher meinen Stock hoch in die Luft, um ihm per Telegraph zu bedeuten, daß er ſich nicht ungeſtraft an meiner feierlich geſtimmten Perſon vergreifen würde. Aber weder mein Stock, noch mein feſter Gang imponiren ihm, er ſchleicht immer näher mit funkelndem Blick und ſchon ſchickt er ſich an zu einem Tigerſprung. Iſt denn kein Menſch in der Nähe, der dem Unthier die Rückkehr gebietet? Niemand läßt ſich ſehen. So bin ich alſo nach Ufnau gekommen, um dem edlen Ulrich von Hutten meinen Beſuch abzuſtatten, und werde von ſolch einer gemeinen Hundsbeſtie empfangen, muß mit dieſer Beſtie einen Kampf auf Leben und Tod beſtehen? Indem ich mich eben zu dieſem Kampf anſchicke — fühle ich die Beſtie ſchon an meinem Halſe. Mit einem plötzlichen Satz kommt ſie meinen Maßregeln zuvor und umarmt mich wie ein Bär. Sie werden denken, jetzt ſei es um mich geſchehen. Was würden Sie aber ſagen, wenn Sie mich, die Beſtie am Halſe, plötzlich in ein gewaltiges Lachen ausbrechen ſähen? Meine Freundinn, ich habe durch dieſen Hund erfahren, welch ein Unglück es iſt, wenn man ſich nicht verſtändlich machen kann. Der Hund von Ufnau, das gutmüthigſte Thier der Welt, kam nicht, um mich an-

zugreifen, ſondern um mich zu begrüßen, und mein aufgehobener Stock ſchreckte ihn nicht zurück, weil er in ſeiner inſulariſchen Unverdorbenheit eine feindſeelige Begegnung nicht einmal als möglich annahm. Er war die Freundlichkeit in Perſon, aber das Organ der Freundlichkeit fehlte ihm: der Schwanz. Dem armen Hund hatte die grauſame Kultur den Schwanz bis auf die Wurzel abgebauen, und erſt als er mich umarmte, merkte ich an der zitternden Bewegung des kurzen Stumpfes, daß der Freundliche im eifrigſten und herzlichſten Wedeln begriffen war. Ein glücklicher Zufall hatte ihn davor bewahrt, ſeine freundliche Begrüßung mit einem mörderiſchen Stockhieb erwiedert zu ſehen. Möchte dieß Beiſpiel eines grauſamen Mißverſtändniſſes dazu beitragen, daß man jedem das Seine laſſe und namentlich keinen Hund der Sprache des Herzens beraube. Bei einem dreſſirten Hund iſt der Schwanz das Organ der Servilität, bei einem freien iſt er das Organ der Herzlichkeit, denn ſelbſt ein Hund erhält und verliert ſeinen Werth mit der Freiheit. Ich weiß nicht, ob meine Sympathie für den Freiheitshelden Ulrich von Hutten dem Wächter ſeines Grabes mit zu gut kam, genug, in Begleitung des Hundes verlebte ich einen ganzen Tag auf der Inſel und das unbedeutende Begebniß beim Empfang war für meine Stimmung nicht wenig entſcheidend.

Ich hatte in Rapperswyl ſchon einen Platz auf der Poſt bezahlt, die ich Nachmittags in Stäfa zu treffen gedachte; als ich aber in Ufnau angekommen war, ſchickte ich meinen Fährmann zurück und beſtellte ihn auf den andern Tag. Es gefiel mir auf der Inſel zu gut, wenn ſie auch weiter keine Reize hat, als die Erinnerung an ihren ein-

ſtigen Schützling und die Rundſchau auf die Berge und den See. Soll ich Ihnen erzählen, was ich während der vierundzwanzig Stunden auf der Ufnau gemacht habe? Ich habe dort u. A. Vorſtudien zu der Kunſt des wiſſenſchaftlichen Reiſens gemacht. So ſei Ihnen z. B. das mineralogiſche Bekenntniß abgelegt, daß die Inſel Ufnau mir aus Konglomerat und Schieferfelſen zu beſtehen ſcheint. In botaniſcher Hinſicht habe ich von quercus vulgaris, crocus intervinalis, stumpus haselstockius u. ſ. w.; in zoologiſcher Hinſicht, außer von obbemeldtem Thier, von anser schnatterificus, lacerta langschwanzia u. ſ. w. zu berichten. In anthropologiſcher Beziehung iſt zu ſagen, daß die Inſel bewohnt iſt von einem Pächter nebſt Frau, vier Töchtern und drei Söhnen. Wär' ich nun ſchon ein ächter, regelrechter Mann der Wiſſenſchaft, ſo könnte ich Ihnen noch einen reichen Schatz von Früchten meines Aufenthalts darreichen. Aber als naturwüchſiger Sohn des Lebens muß ich mich, außer dieſen wiſſenſchaftlichen Bemerkungen, auf die rohen Erlebniſſe und Beobachtungen der Perſon beſchränken. Ich betrachtete alſo zuerſt die Gebäulichkeiten der Inſel und berichte Ihnen darüber im Einzelnen, weil Sie ſich ſo ſehr für das Aſyl Huttens intereſſiren. Unter den Gebäuden ſteht oben an die alte verkommene Kirche, in welcher aber doch noch Morgens fünf Uhr von dem Sohn des Pächters die Frühglocke geläutet wird. Unter der Kirche befindet ſich ein Beinhaus mit einer Menge weißer Schädel. Ich habe ſie alle mit phrenologiſcher Neugier unterſucht, in der Hoffnung, einen unter ihnen zu finden, der möglicher Weiſe der Schädel Hutten's ſein könnte. Allein ſie ſahen alle ſo patzig darein, daß ich ſie nur für Schädel obscurorum virorum

halten durfte. Außer der Kirche ſind noch zwei alterthümliche, zum Theil verfallene Gebäude vorhanden, die ſich ſehr gut zu Sommerwohnungen einrichten ließen; aber auf meine Erkundigungen erfuhr ich, daß die Eigenthümer der Inſel, die Mönche des Kloſters Einſiedeln, außer ihrem Pächter keine Bewohner auf ihrem Beſitzthum dulden, auch daſſelbe zu keinem Preiſe abtreten wollen. Ich glaube, ſie fürchten, das Andenken Hutten's könne auf eine antijeſuitiſche Weiſe ausgebeutet werden. Die Angelegenheit mit dem Auge der neuen Zeit betrachtend, prophezeie ich Demjenigen ein ſchnelles Reichwerden, der die Inſel, vielleicht auch die benachbarte kleinere, die ich hiermit Nennnau taufe, an ſich bringt, ſie mit einem Gaſthof, hübſchen Anlagen und Badeanſtalten verſieht und ſie zu einem Halteplatz der Dampfſchiffe macht. Jedenfalls wird ſie dann gemeinnütziger verwendet, als jetzt, wo ſie nur zur Produktion von einigen Ohmen Wein für die Mönche und einem Stall voll Heu für ihre Ochſen benutzt wird. Der Stall für dieſe Ochſen bildet das vierte und das alte Haus des Pächters, in welchem ich auf einer alten Bodenkammer übernachtete, das fünfte Gebäude auf der Inſel. Der Haupttheil derſelben beſteht in einer Grasfläche, von ſpärlichem Gebüſch und ein Paar Hügeln unterbrochen. Neben einem der Hügel fand ich etwas, das ich Ihnen zeigen zu können wünſchte: ein ganzes Thal voll Veilchen. Eine ſolche Veilchenpracht habe ich nie und nirgends geſehen. Um ſagen zu können, ich habe mich in Veilchen gewälzt, würde ich Selbiges gethan haben, wenn bei dem Vergnügen nicht zu viel Hummeln und Erdſpinnen konkurrirt hätten. Als ich mir die Inſel betrachtet und mich an dem vortrefflichen „Leutſchen Wein," einem Produkt des Klo-

ſters Einſiedeln, gelabt hatte, das der Pächter verzapft, beſtieg ich mit deſſen zwölfjährigem Sohn einen Kahn, um die Inſel zu umſchiffen und zu fiſchen. Wir fiengen jedoch nichts, weil es zu hell war. Den andern Morgen aber zogen wir mit den ausgeſtellten Netzen zwanzig Fiſche heraus, von welchen mir ein treffliches Frühſtück bereitet wurde. Was wollen Sie neben dieſen wichtigen Ereigniſſen noch weiter über meine Erlebniſſe auf der Inſel wiſſen? Ich war „kreuzfidel", wie Hutten ſagt, würde aber langweilig werden, wenn ich beſchreiben wollte, wie ich es war. Genug, der Geiſt Ulrichs, des Koryphäen der Flüchtlinge, war in mich gefahren und ich habe ihm nicht durch Kopfhängerei meine Huldigung dargebracht. Ich habe mit ihm und ſeines Gleichen über alle Teufel geſprochen, ich habe mit ihm geſprochen, als ich an dem Ufer der Inſel umherſtrich, ich habe mit ihm geſprochen, als ich ſie umſchiffte, ich habe mit ihm geſprochen, als ich Abends die dämmernden Alpen hinaufſah und das ferne Jodeln von den Seedörfern und Schifferbooten zu mir herüberſcholl, ich habe mit ihm geſprochen, als vor Sonnenaufgang das Pfeifen der Strandvögel durch mein zerbrochenes Fenſter drang, ich habe mit ihm geſprochen den ganzen Tag und mehr als eine Flaſche auf ſein und Ihr Wohl getrunken. Laſſen Sie es damit genug ſein.

Man weiß nicht mehr, an welcher Stelle Hutten begraben iſt. Was liegt daran? Die ganze Inſel iſt ſein Grab. Sein Grab heißt Ufnau. Heut zu Tage wär' es ihm nicht einmal gegönnt worden; ſo wechſeln die Zeiten und Zuſtände. Hätte Hutten jemals gedacht, daß in der Nähe ſeines Kirchhofes im Jahr 1845 der Jeſuitismus triumphiren, ja daß ſein Kirchhof Eigenthum der Jeſuiten

werden würde? Ich prophezeie den ſchwarzen Herren, daß in nicht langer Zeit auf der Inſel Ufnau für Ulrich von Hutten ein Denkmal wird errichtet werden. Ich ſelbſt habe ihm ein kleines Denkmal zu errichten geſucht in einem Gedicht, das folgende Strophe enthält:

Der Wahrheit bleib' ich treu wie du,
Wenn ich, wie du, auch „brechen" werde,
Und fänd' ich keine Raſt und Ruh',
Auf keiner Ufnau dieſer Erde.

Nun, meine Freundinn, geht es wieder nach Zürich zurück. Sie erwarten gewiß noch eine Darſtellung des geſelligen Lebens, einen Bericht über die dortigen Menſchen u. ſ. w. Ich muß Sie darauf einſtweilen warten laſſen, da ſich dergleichen nicht, wie eine Gegend, mit einem Blick überſchauen läßt, ſondern längere Zeit ſtudirt, oder wenigſtens beobachtet ſein will. Eine Bemerkung über die Schweiz und die Schweizer aber, die ſich mir ſofort aufgedrängt hat, kann ich ſchon hier nicht unterdrücken. Ich habe nämlich eine auffallende Aehnlichkeit der ſchweizeriſchen Geſellſchaftszuſtände und Menſchen mit den holländiſchen gefunden. Nicht bloß zeichnet ſich die Schweiz, wie Holland, durch ihre Viehzucht, ihren Käſe und ihren induſtriellen Geiſt aus, ſondern auch die Sitten und der Volkscharakter beider Länder ſtimmen in manchen Stücken auffallend überein. Dieſelbe Geldſucht, dieſelbe Nüchternheit des Verſtandes und Entfremdung vom Idealen, dieſelbe diplomatiſche Pfiffigkeit bei äußerer Treuherzigkeit, dieſelbe Abhängigkeit von alten Sitten, welche Gutes wie Schlechtes konſervirt, weil es hergebracht iſt, und namentlich bei der Geldariſtokratie mitunter eine patriarchaliſche Biederkeit fortpflanzt, dieſelbe häusliche Reinlich-

keit, dieſelbe Stereotypie in der Redeweiſe der Konverſation, derſelbe „nationale“ Dünkel, dieſelbe Abneigung gegen die Teutſchen! Sogar in körperlichen Aeußerlichkeiten, namentlich in der holzſchnittartigen Maſſivität mancher Geſichter, ſowie auch in den forcirten Kehllauten der Sprache findet ſich manche Aehnlichkeit wieder. Man merkt es bald, daß den Schweizern Daſſelbe fehlt, was den Holländern, nämlich die Durchknetung mit fremdem Sauerteig. Die Iſolirung iſt ihr größtes Gebrechen und das größte Hinderniß ihrer Kultur. Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich die Schweizer nicht den Holländern gleichſtelle; ſie ſind nicht ſo korrumpirt und gemein wie dieſe und bei Weitem kräftiger angelegt. Dabei ſtellt ihr politiſcher Sinn im Allgemeinen ſie ſo hoch über ihre Konkurrenten im Käſemachen, wie ihre Käſe größer ſind als die holländiſchen. Was dagegen einen Theil von ihnen tief unter die Holländer ſtellt, das iſt die alte Gewohnheit, den auswärtigen Despotismus, ja ſogar die Todfeinde ihrer eigenen Freiheit mit Söldlingen zu verſorgen, während die Holländer (für ihre Kolonien) Söldlinge von Außen beziehen. Dieſer Krebs iſt für die Schweizer, was die Sklavenzüchterei für die Nordamerikaner iſt. So lang die Schweiz nicht Diejenigen als Scheuſale ausſtößt, die in Rom und Neapel die Freiheit morden helfen, ſo lang haftet auf dem Namen Schweiz ein blutiges Mal der ſchändlichſten Schande.

III.

Aufenthalt und Thätigkeit in Zürich. Republikanische Hetzjagd. Genf. Abschied von Europa.

Nachdem ich mich in Belgien hatte entschließen müssen, fortan im Auslande zu leben, siedelte meine Familie nach Heidelberg über, wo sie im Hause einer Verwandten ein einstweiliges Unterkommen fand. Dort war der alte Welcker ihr täglicher Besucher, der sich beständig in Lobeserhebungen meines Buchs über die Büreaukratie erging. Kurze Zeit nachher, als ich in Zürich meine Niederlassung besorgt hatte, folgten mir die Meinigen dorthin und wir bezogen eine Wohnung im „Seefeld". Später zogen auch Freiligrath und Ruge in jene Gegend. Außerdem wohnte dort W. Schulz mit seiner trefflichen Frau. Mit diesen Expatriirten, sowie mit Jul. Fröbel, der damals seine Chamäleons oder Bedienten-Natur noch nicht herauskehrte, stand ich in täglichem Verkehr und es entwickelte sich zwischen uns Allen und unsern Familien das freundlichste Umgangsverhältniß, dem wir manche heitere Stunde und gegenseitige Anregung verdankten. Sonstige Bekanntschaft knüpften wir nur mit ein Paar teutschen Professoren

der Univerſität an. Mit Schweizern hatten wir alle ſehr ſpärlichen Umgang. Unter den teutſchen Schweizern gibt es Wenige, an die ſich ein Teutſcher anſchließen könnte.

Die Thätigkeit, die ich in Zürich begann, ſollte eine doppelte ſein: eine entſchieden revolutionaire durch Verbreitung von Flugſchriften, welche in der Schweiz gedruckt wurden, und eine, die teutſchen Möglichkeiten berückſichtigende, welche in der Publizirung von zenſurfreien Zwanzigbogenſchriften innerhalb Teutſchlands beſtand. Jene ſollte unterhalten werden durch Geldſammlungen, dieſe ſollte mir die Mittel der Exiſtenz liefern.

Die erſte Zwanzigbogenſchrift, welche ich von der Schweiz aus in Teutſchland (bei Leske in Darmſtadt, 1846) erſcheinen ließ, war „die Oppoſition", eine Vierteljahrsſchrift, mit Beiträgen von Ruge, Fröbel, Nauwark, Freiligrath, Herwegh u. A. — ein ſchönes und vielverſprechendes Unternehmen, an dem ſich nach und nach alle hervorragenden Kräfte der entſchiedenſten Oppoſition betheiligen ſollten. Aber bald nach dem Erſcheinen des Buchs trat die Polizei in's Mittel und machte durch Bedrohung des Verlegers die Fortſetzung unmöglich. Eine zweite Zwanzigbogenſchrift war „Politiſche und unpolitiſche Fahrten und Abenteuer", zwei Bände, die ich im nämlichen Jahr im Selbſtverlag bei H. Hoff in Mannheim herausgab. Derſelbe ließ ſich aber beinah die ganze Auflage in Beſchlag nehmen, ſo daß mir das Buch nicht einen Pfennig einbrachte. Unterdeſſen thaten auch die revolutionairen Flugſchriften eine ſolche Wirkung, daß Alles, was von mir ausging, ſofort eine polizeiliche Hetzjagd hervorrief, welche gleichzeitig jeden Buchhändler, der ferner meine Schriften zu verlegen wagen ſollte, mit einem Ver-

lagsverbot bedrohte. O. Wigand in Leipzig, einer der kühnsten, dem ich ein Paar Zwanzigbogenschriften antrug, schrieb mir, „er wage nicht einmal meinen Namen zu drucken, denn mein Name und Satan sei in Teutschland identisch geworden.“

Die schlimmste Wirkung dieses Verhältnisses war, daß mir dadurch alle Erwerbsquellen abgeschnitten wurden, denn meine Flugschriften wurden gratis vertheilt und im Auslande gab es keinen Verleger, der für eine Schrift, namentlich mit der Tendenz der meinigen, Honorar zahlte. Im ersten Jahr meines Exils brachte mir meine Feder 1500 Thaler ein, mehr, als ich für mich und meine Familie brauchte, obschon ich damals für sechs Personen zu sorgen hatte. Diese Einnahmequelle wurde durch die Polizei plötzlich verstopft und ich war nun auf einen Theil der gesammelten Gelder verwiesen, die ich, obschon sie auch zum Zweck einer persönlichen Unterstützung und zur Erhaltung meiner Familie beigesteuert wurden, bloß für die Flugschriftenpropaganda bestimmt hatte. Dieß lieferte zugleich willkommenen Stoff für die Verleumdung, die theils von Agenten der Reaktion, theils vom niedrigsten Neide auf der Oppositionsseite ausging. Man suchte den Geldsammlungen durch Gerüchte ein Ende zu machen, wonach ich als lockerer Verschwender in Saus und Braus „von Austern und Champagner“ leben sollte. Damals erhielt ich den ersten Vorgeschmack der gemeinen und infamen Verleumdungen, womit man mich bei jeder Gelegenheit unschädlich zu machen suchte, Verleumdungen, die bloß auf dem Umstande fußten, daß ich die Kriegskosten meines Feldzuges nicht aus eigener Tasche bestreiten konnte, sondern durch Sammlungen erhielt. Mit den

mir zugewendeten Geldern ging ich so gewissenhaft um, daß ich nicht einmal den nahliegenden, sehnlichen Wunsch erfüllte, mir die Hauptschönheiten der Schweiz anzusehen, wozu eine mäßige Summe ausgereicht hätte. Selbst den Rigi, den gewöhnlichen Ausflugsort von Zürich aus, habe ich nicht besucht und die einzige Vergnügungsreise, die ich mir erlaubte, war eine mit Freiligrath unternommene dreitägige Fußreise nach dem Wallensee und nach Glarus. Fast Alles, was ich sonst von der Schweiz gesehen, habe ich nur durch die republikanische Polizei kennen gelernt, als sie mich später von Ort zu Ort jagte. Und während ich in solcher Weise ökonomisirte und während mir zu einer gewissen Zeit, wo mir in Zürich alle Mittel ausgingen, die Sorge um meine Familie in acht Tagen den halben Schädel bloßlegte, lebte ich den teutschen Zeitungen zufolge von Austern und Champagner. Doch die Mittel fanden sich wieder ein und mit ihnen auch die Haare auf dem Schädel, dessen Inhalt sofort wieder in revolutionairen Flugschriften den teutschen Verleumdern antwortete.

Unter Denjenigen, die sich für die Geldsammlungen und meine durch dieselben ermöglichte Thätigkeit interessirten, ist vor Allen der alte Itzstein und H. Simon von Breslau zu nennen. Niemand verstand es besser, als Itzstein, durch Mahnungen in der Presse, denen er stets den unschuldigsten Anstrich zu geben wußte, die Sammlungen immer wieder von Neuem anzuregen, und durch seine Hände gingen die meisten Gelder, womit meine Flugschriften gedruckt wurden. Hauptagent für die Verbreitung derselben aber war Rob. Blum, der sich dieses Amt eigens als Ehrensache ausgebeten und durch seine Verbindungen von Leizpig aus die beste Gelegenheit dazu

hatte. Ich ſorgte für die Einſchmuggelung der Schriften über die Grenze und die Weiterbeförderung nach Leipzig und Blum ließ ſie von dort aus nach allen Gegenden verſenden. (Später übrigens, als er Mitglied des Frankfurter Parlaments war, hatte er ſeine Geſinnung geändert. Ich ließ ihm von der Schweiz aus von einer gegen jene verrätheriſche Verſammlung gerichteten, eine republikaniſche Bewegung befürwortenden, in 20,000 Exemplaren gedruckten Flugſchrift ein Paar tauſend Exemplare zur Verbreitung zugehen. Er ſandte das Paket dem Agenten in Baſel zurück mit der peremtoriſchen Weiſung, ihn mit dergleichen fortan zu verſchonen. Mich ſelbſt aber, dem er früher die verehrungsvollſten Briefe geſchrieben, würdigte er keiner Antwort mehr. Hätte er geholfen, den Frankfurter Schwindel bei Zeiten zu bekämpfen, wäre er wol nicht auf der Brigittenau erſchoſſen worden.)

Bei der Verbreitung der Tauſende von Flugſchriften und bei meiner Korreſpondenz in Teutſchland ging ich ſo vorſichtig zu Werke, daß nicht eine einzige Perſon durch meine Schuld kompromittirt worden iſt. Zu den durch eigene Unvorſichtigkeit der Polizei in die Hände Gefallenen gehörte der mir verwandte Th. Moras, der aber, als er von Mainz nach Koblenz transportirt werden ſollte, ſich durch einen kühnen Sprung vom Dampfſchiff in den Rhein rettete, worauf es ihm durch bereitſtehende Hülfe gelang, in's Ausland zu entkommen.

Bei meiner Korreſpondenz ſuchte ich es ſo einzurichten, daß meine Briefe nicht in der Schweiz zur Poſt gegeben und keine direkte Adreſſen benutzt wurden. Beſonders wichtige Briefe ließ ich ſogar durch die Hand eines Geheimraths gehen, der hochachtungsvoll im Namen einer

Dame gebeten wurde, die Einlage ſeiner Fräulein Tochter zur Beſorgung an eine Freundinn zu übergeben, deren Adreſſe verloren gegangen war. Die Freundinn wußte natürlich, was ſie weiter zu thun hatte.

Der Anklang, den meine Propaganda fand, ihr unerhört revolutionairer Ton, die Kühnheit, womit ſie betrieben wurde, und die Unabläſſigkeit ihres Fortganges hielt beſtändig die ganze teutſche Polizei in Athem. Was aber die Machthaber am Meiſten zu verdrießen ſchien, war die Vergeblichkeit aller Maßregeln, welche ſie dagegen ergriffen. Dazu kam noch der empörende Humor, womit ich ihre Häſcher mitunter irreführte. So ließ ich von einigen Flugſchriften, auf deren Titel falſche Verlagsorte und recht loyale oder fromme Firmen (mit Aenderung einzelner Buchſtaben) gedruckt ſtanden, nach geſchehener Verbreitung ein Paar Exemplare abſichtlich der Polizei in die Hände fallen. Und was that die geniale Polizei? Sie hielt die kleine Namenänderung für einen Druckfehler, überfiel die loyalen Firmen, hielt ſchreckhafte Hausſuchungen und brachte dadurch Aufregung und Verwirrung in ihrem eigenen Lager hervor, während ſie durch den erregten Lärm das Intereſſe für die verfolgten Schriften erhöhte. Den meiſten Kummer aber hat den hohen Behörden, welche die Polizei dirigirten, eine ſpäter, im Jahr 1847, bei Jenni in Bern herausgegebene Sammlung meiner bis dahin erſchienenen Flugſchriften gemacht. Sie hatten durch ihre Spione erfahren, daß dieſe Sammlung erſcheinen ſollte, und daher ſofort Maßregeln angeordnet, ſie beim Ueberſchreiten der Grenze abfaſſen zu laſſen. Durch meine Verbindungen in Frankfurt wurde ich hiervon nicht bloß benachrichtigt, ſondern erhielt auch Ab-

ſchrift eines amtlichen Dokuments aus der Bundestagskanzlei, welches den polizeilichen Feldzugsplan verrieth. Kurze Zeit nachher war plötzlich durch ganz Teutſchland die Flugſchriftenſammlung verbreitet und hinter der Titelſeite abgedruckt folgende geheime

„Autographirte Cirkularnote
ſämmtlicher Bundestagsgeſandten an ihre reſp. Regierungen.
Gehorſamſter Bericht, eine gefährliche Schrift betreffend.

Der Herr Bundespräſidialgeſandte Graf Münch hat unterm 18. d. M. mittelſt Cirkularnote eine ſolche des königl. preußiſchen Geſandten mitgetheilt, des Inhalts, daß nach zuverläßigen Nachrichten eine Schrift des berüchtigten Karl Heinzen, unter dem Titel „Die teutſche Revolution," hauptſächlich eine Sammlung der von ihm früher herausgekommenen Schandſchriften, nächſtens in 5000 Exemplaren über Baſel und Karlsruhe zur Verbreitung im übrigen Deutſchland, namentlich nach Leipzig an den Buchhändler Jurany, verſandt werden ſoll.

Die badiſchen, ſächſiſchen und würtembergiſchen Behörden ſind beſonders darauf aufmerkſam gemacht worden und zu gleicher Zeit wird dem Erſuchen gemäß dieſer Bericht an hochlöbliches Polizeiamt salva remis zugehen ſein.

Frankfurt, den 19. Juni 1847.

J. F. v. Meyer."

Man mag ſich vorſtellen, in welche Wuth ſolche empörende Frechheit eines ehemaligen Unterthans, der nur wenig Stunden von den zahlreichen teutſchen Feſtungen

und Gefängniſſen hauſ'te, die hohen Behörden verſetzte. Aber ſie konnten mit all ihrer Polizei und allen ihren Soldaten gegen den einzelnen Ex-Unterthan nichts ausrichten und mußten ſich mit einer wüthenden Unterſuchung zur Entdeckung des Frevlers begnügen, der mir aus dem Heiligthum der Bundestagskanzlei das Inſtrument der Verhöhnung des ganzen bundestäglichen Fangapparats mitgetheilt hatte.

Ich habe mich niemals ſtolzer gefühlt, als damals, wo ich einzelner Menſch dieſer ganzen Macht, vor welcher ſiebenzig Millionen zitterten, die Hölle heiß machen und trotzen konnte. Welche Unruhe und Wuth den Mächtigen dieſe Thätigkeit einflößte, mag man daraus ſchließen, daß der König von Baiern ſogar mit dem Plan umging, mich bei Nacht durch ein Detachement Kavallerie auf Schweizer Gebiet aufheben und nach Teutſchland ſchleppen zu laſſen. Zuletzt wurde ſelbſt meinen eigenen Geſinnungsgenoſſen bang. Es verbreitete ſich eine gewiſſe unheimliche Schwüle um Diejenigen, die mit mir ſympathiſirten. Jyſtein und Andere riethen, eine Pauſe zu machen oder einen gelindern Ton anzuſchlagen, und Ruge, der meinte, „ich komme 40 Jahre zu früh", ermahnte mich, mein Leben nicht nutzlos wegzuwerfen, da ich unfehlbar werde ermordet werden. Natürlich ließ ich mich durch Freunde ſo wenig wie durch Feinde irre machen und wollte um jeden Preis meine Thätigkeit in der begonnenen Weiſe fortſetzen. Sie einſtellen hieß ihre ganze Wirkung aufheben. Ich bildete mir nicht ein, durch bloße Flugſchriften eine Revolution hervorrufen zu können; auch hatte ich keine Ahnung davon, daß dieſelbe ſchon ſo bald erfolgen werde. Aber ich rechnete darauf, daß die teutſche Unterthänigkeit durch

den rücksichtlosen Ausdruck revolutionairer Gesinnung, wenn er beständig an ihr Ohr drang, endlich rebellisch werden müsse und mein Beispiel nicht ohne Nachahmung bleiben könne. Ich wollte die Kühnheit der Sprache so weit treiben, daß sie keinen andern Uebergang mehr zulassen konnte, als zur That. Was ein Volk denken und empfinden lernt, das wird es zuletzt auch wollen und thun lernen. Zugleich legte ich es darauf an, die Reaktion bis zu einem Grade zu beunruhigen und zu blinder Wuth aufzustacheln, daß sie selbst durch ihre Repressivmaßregeln den gewaltsamen Widerstand hervorrufen mußte. Von revolutionairer Konspiration oder Organisation zu einer bestimmten That konnte bei meiner Thätigkeit nicht die Rede sein, dazu waren noch keine Elemente vorhanden. Ich wollte bloß auf geistigem und psychologischem Wege die Gedanken und die Gesinnung des Volkes reif machen, einen Anstoß oder eine Gelegenheit, wie sie gewöhnlich von der Reaktion selbst gegeben werden, zur Erhebung zu benutzen. Eine solche Thätigkeit, Jahre lang fortgesetzt, k a n n nicht ohne Wirkung bleiben, und ich bin noch jetzt überzeugt, daß eine einzige Feder, die von einem sichern Punkte aus ein unterdrücktes Volk erreichen könnte, im Stande wäre, endlich jede Reaktion zu stürzen.

Aber der sichere Punkt, der Punkt des Archimedes — das war es, neben dem Geldpunkt, worum es sich bei mir handelte. Und mein Punkt sollte zu bald unsicher werden.

Begreiflicher Weise konnte es mir nicht darum zu thun sein, meine Propaganda mit Ostentation am Orte meines Aufenthaltes zu betreiben. Wo meine Flugschriften gedruckt waren, wußte Niemand und ich sorgte auch dafür,

daß ſie nicht in der Schweiz verbreitet wurden. Nur auf dieſe Weiſe gelang es mir, meine Thätigkeit unter den Augen der ängſtlichen „Staatsmänner" von Zürich, wo damals gerade der Vorort war, auf längere Zeit ungeſtört fortſetzen zu können. Im Winter des Jahres 1846 indeſſen nahte mir das Schickſal in Geſtalt eines monarchiſchen Premierminiſters und eines republikaniſchen Polizeidirektors. Um jene Zeit war in Süddeutſchland eine Kornſperre an der Schweizergrenze angeordnet worden, welche den republikaniſchen Magen auf die Dauer empfindlich zu werden drohte. Es wurden daher die Herren von Gonzenbach und Neff von Zürich nach München geſandt, um die Aufhebung jener Sperre gehorſamſt nachzuſuchen. In der erſten Audienz drückte ihnen der berüchtigte Jeſuitenminiſter Abel — deſſen Kain ich hätte werden mögen — ſeine Verwunderung darüber aus, daß ſie eine Gunſt als Vertreter eines Landes nachſuchten, welches ſeine freundnachbarliche Geſinnung durch Beherbergung von Wühlern bekunde, die das ruhige und glückliche teutſche Volk zu Aufruhr und Verbrechen aufzureizen ſuchten. Und zum Beweis hatte er gleich als corpora delicti einige meiner Flugſchriften zur Hand, welche den Herren Geſandten völlig unbekannt waren und ſie in nicht geringen Schrecken verſetzten. Sofort berichteten ſie in der geeignetſten Weiſe die ſchreckliche Entdeckung an den Vorort und der Vorort gab den geeigneten Wink der Züricher Regierung.

Am 15. Dezember brachte die „Neue Züricher-Zeitung" einen enthuſiaſtiſchen Lobartikel auf den eben in der Schweiz geſtorbenen Patrioten Confalonieri, den Leidensgefährten Silvio Pellico's, und hob bei der Gelegenheit

mit Stolz hervor, daß „die Schweiz so manchem politischen Flüchtling ein sicheres Asyl gewährt habe.“ Als hätte man mir diese gerühmte Sicherheit eigens interpretiren wollen, wurde ich an dem nämlichen Morgen durch einen Landjäger vor den Präsidenten des Polizeiraths zitirt. Dieser Herr zeigte mir die aus München erhaltenen Flugschriften und wollte mich über deren Verfasser, Herausgeber, Drucker u. s. w. zu Protokoll vernehmen. Natürlich versagte ich dem Polizeirath die Gefälligkeit, mein eigener Denunziant zu sein, und überließ ihm zu thun, was er mit Ehre und Recht für vereinbar halte. Nach Schließung des Protokolls erklärte er mir, daß er mich auch ohne mein Geständniß für den Verfasser halte, und am Abend schickte er mir einen Gemeindeammann mit einem Landjäger in's Haus, um die etwa vorfindlichen Flugschriften in Beschlag zu nehmen, natürlich ohne Erfolg.

Da ich schon nach meiner Vernehmung errathen konnte, was mir bevorstand, theilte ich sofort nach der Rückkehr in meine Wohnung der Regierung schriftlich mit, daß ich in den ersten Tagen den Kanton verlassen werde und daher auf Erneuerung der dem Ablauf nahen Aufenthaltsbewilligung verzichte. Ich wollte einer Ausweisung zuvorkommen und zugleich, wie ich den Catonen von Zürich zu wissen that, „einer republikanischen Regierung die Verlegenheit und den Schimpf ersparen, die Polizeidienerinn von Menschen zu sein, welche nach republikanischen Begriffen mindestens in's Zuchthaus gehörten.“ Aber die Züricher Catone hatten von republikanischer Ehre andere Begriffe, als ich. Mein Schreiben kam in der nämlichen Sitzung zur Verhandlung, worin über mein

Schickſal beſchloſſen werden ſollte. Einen Tag ſpäter und die Ausweiſung hätte keinen Gegenſtand mehr gefunden, hätte nur nach meiner Entfernung erfolgen können. Eine Ausweiſung mußte man aber haben, um dem Miniſter Abel den Preis für die erbetene Gunſt im Voraus zu zahlen, und es war Gefahr im Verzuge. Es handelte ſich um das Korn und um den Magen und beide wiſſen nichts von republikaniſcher Ehre. Man hätte mich ausgewieſen, wenn ich auf dem Weg nach Amerika, ja wenn ich auf dem Mond geweſen wäre. Es war, als hätte man einen Sterbenden oder Geſtorbenen zum Tode verurtheilt, bloß zur Dokumentirung des guten, ernſten, aufrichtigen Willens, ihn zu köpfen. Die Thatſache der Ausweiſung, begleitet mit möglichſt viel „Abſcheu" und Lärm in der Preſſe, wird genügen, — ſo kalkulirte man —, die Aufhebung der Kornſperre ſofort zu bewirken. Und man hatte richtig kalkulirt. Kurze Zeit nachher wurde die Sperre aufgehoben, aber mir, dem man die Aufhebung zu verdanken hatte, wurde kein republikaniſcher Dank votirt. Vielmehr ſollte jetzt erſt die wahre Hetze beginnen. Mit ihrem perfiden Ausweiſungsverfahren nicht zufrieden, erſuchte die Züricher Regierung in einem Zirkularſchreiben die ſämmtlichen übrigen Kantonsregierungen, den Verbrecher, der ſich nicht geſcheut hatte, von einer Republik aus mit der Feder für den Republikanismus zu wirken, ſofort weiter zu ſpediren, wenn er ſich in ihrem Bereich blicken laſſe. Und damit das Zirkularſchreiben ſeine Wirkung nicht verfehle, wurde es von einer journaliſtiſchen Hetzerei begleitet, die ſich, wie ein Hundegebell auf eine gegebene Intonirung, durch das ganze Land verbreitete und mit dem ganzen Aufgebot von Roh-

heit und Fremdenhaß betrieben wurde, deſſen ſchweizeriſche Muſterrepublikaner fähig ſind. Die „Neue Züricher Zeitung“, die ein Paar Tage vorher die „Sicherheit“ des ſchweizeriſchen Aſyls gerühmt hatte, gab das Signal und ihr antwortete ein ſich fortwährend verſtärkendes Echo durch alle „freien Berge“ bis in die Ur-Kantone, wo u. A. die „Luzerner Staatszeitung“ der Züricher Regierung dafür dankte, daß ſie „den Muth(!) gehabt habe, einen jener teutſchen Lausbuben aus dem Lande zu weiſen.“

Ich hatte ſchon vor einiger Zeit im Kanton Baſelland Einleitungen zur Erlangung des Bürgerrechts getroffen. Jener Kanton iſt zwar einer der roheſten und langweiligſten der Schweiz; aber es war dort zu jener Zeit am Leichteſten das Bürgerrecht zu erlangen. Zudem hatte ich dort die beſten Verbindungen und Gelegenheiten für meine revolutionaire Wirkſamkeit. Deshalb wandte ich mich, als ich den Kanton Zürich verließ, direkt nach Baſelland und gedachte dort ruhig mein Avancement zum Eidgenoſſen abwarten zu können. Kaum aber war ich in der Hauptſtadt Lieſtal abgeſtiegen, ſo überraſchte mich der Polizeiminiſter mit der Nachricht, daß ich auf das Bürgerwerden zu verzichten und in dem wegen ſeines „Radikalismus“ verſchrieenen Baſelland kein anderes Recht in Anſpruch zu nehmen habe, als, möglichſt raſch den Meinigen Nachricht von meiner Weiterreiſe zu geben und dann ſofort den Poſtwagen nach Bern zu beſteigen. Denn mich jetzt noch an die kleinern Kantone zu adreſſiren, erkannte ich nach den erhaltenen Mittheilungen als vergebliche Mühe.

Bern, das ſtolze Bern, iſt der natürliche Hort der ſchweizeriſchen Freiheit. Es hat auch einen Bären im

Wappen und läßt ſich am Stadtthor von zwei Petzen bewachen, die Jeden zu erdrücken drohen, der ſich an der freien Stadt vergreifen will. Auf die Berner Bären und noch mehr auf die berner Demokraten, die Schüler Snells, ſetzte ich meine Hoffnung. Herr Niggeler, ein Schwiegerſohn deſſelben, vertrat mich auf das Kräftigſte in ſeiner Zeitung und Herr Stämpfli, ein zweiter Schwiegerſohn Snells, verſprach, im Regierungskollegium ſein Beſtes für mich zu thun. Er hielt es aber nicht für überflüſſig, daß ich vorher auch mit andern Mitgliedern der Regierung ſpreche, und auf ſeinen Rath machte ich einen Beſuch bei Sr. Excellenz dem General Ochſenbein, dem ſiegreichen Helden des Kriegs gegen den Jeſuitismus.

Herr Ochſenbein empfieng mich auf das Freundlichſte und ich hatte eine lange Unterredung mit ihm. Ich ſprach in der kräftigſten Weiſe mein Vertrauen aus, daß die Beſieger der Jeſuiten nicht einem Jeſuitenminiſter durch meine Verfolgung die Ehre und Rechte der Schweiz opfern würden; die Schweiz, bemerkte ich, könne ihre Stellung nur behaupten durch Stolz und Kühnheit den Despoten gegenüber, während jede Konzeſſion, die ſie denſelben mache, eine Ermuthigung zu neuen Anſprüchen ſei, welche zuletzt nur durch Aufopferung der Freiheit und Unabhängigkeit des Landes befriedigt werden könnten. „Ja," erwiederte ſeine Excellenz, „ſo iſt es. Aber man irrt ſich, wenn man glaubt, der Schweiz entehrende Zumuthungen machen zu können. Wir haben nichts zu fürchten und fürchten auch nichts. Ein Volk wie wir iſt ſtark gegen die ganze Welt." Dieß ſeine eigenſten Worte.

Nun, dachte ich, an dieſem Helden wirſt du eine eherne Stütze finden, und ſchied mit der freudigſten Zuverſicht von

dem stolzen General, der die Freundlichkeit in Person ge worden war. Am andern Tag kam meine Angelegenheit im Regierungskollegium zur Entscheidung und Herr Ochsenbein war, wie ich durch den ehrlichen Stämpfli erfuhr, der Erste, der — für meine Weiterspedirung stimmte! Der Polizeiminister, bei dem ich noch persönlich gegen den Ausweisungsbeschluß protestiren wollte, wußte seine Erbärmlichkeit durch nichts Anderes zu retten, als durch die Simulation, er habe mich für einen Spion oder agent provocateur gehalten.

In Bern war also ebenfalls meines Bleibens nicht, obschon ich noch zum Ueberfluß meine Angelegenheit in einer, von allen ehrlichen Republikanern gebilligten Brochüre verfocht, welche die ganze Unwürdigkeit des gegen mich eingeschlagenen Verfahrens beleuchtete. Natürlich richtete sich jetzt mein Blick nach dem Genfersee. Aber wie dorthin gelangen? Das ganze berner Oberland war himmelhoch verschneit und in Freiburg, durch welches die einzige fahrbare Straße führte, thronten die Jesuiten und kontrolirten sehr sorgfältig die Postwagen. Man machte mir begreiflich, daß Neuenburg, damals noch preußisch, nicht weit von Freiburg entfernt war; und daß ich den teutschen Regierungen am Herzen lag, wie damals kein Anderer, sagte mir mein Gewissen und meine Erfahrung. Auf meiner Fährte waren beständig einige Spione geschäftig und ich konnte sicher sein, daß sie ihre Schuldigkeit thaten. Mazzini, mit seiner unansehlichen Körperlichkeit und seiner Verstellungskunst, konnte überall die Polizei wie die Spione täuschen. Mir war es nicht möglich, das Signalement Lügen zu strafen.

Es blieb mir am Ende nichts Anderes übrig, als der

Entſchluß, die Reiſe nach dem Genferſee durch das Berner Oberland zu verſuchen. Welche Reiſe! Wenn ich je Luſt verſpüren ſollte, eine Expedition nach dem Nordpol zu machen, ich würde ſie durch die bloße Erinnerung an die Naturforſcherreiſe erſetzen können, die ich von Thun aus durch das Simmenthal nach Vevay machte. Ich hatte in Thun einen Schlitten gemiethet, aber kaum waren wir einige Stunden aufwärts durch die verſchneite Berggegend avancirt, ſo kehrte ſich das Verhältniß zwiſchen Pferd und Paſſagieren derart um, daß die letzteren ſich hinter den Schlitten ſpannen mußten, um mit ihm den Gaul durch den Schnee voran zu ſchieben. In dieſer Weiſe, bald gezogen, bald ſchiebend und dabei in ſteter Gefahr, auf einer gänzlich unbefahrenen Straße hohle, in die Luft hinausſtehende Schneeflächen als feſte Wege zu betreten und einige hundert Fuß tief in dem noch immer rauſchenden Waſſer des Simmenbaches gebadet zu werden, reiſ'ten wir ein Paar Tage und Nächte lang. In Vevay feierte ich eine wahre Erlöſung, und nachdem ich wieder aufgethaut war, eilte ich nach Lauſanne.

Ich wandte mich zunächſt an Herrn Eytel, das Haupt der Radikalen des Kantons, dem ich einen Empfehlungsbrief von Herrn Stämpfli brachte. Auf meine Frage, ob Herr Druey (damals Präſident der Waadtländer Regierung) mich dulden und ſchützen werde, antwortete Herr Eytel: „Ich glaube es nicht, er iſt zu feig, er iſt ein Diplomat, doch fragen Sie ihn ſelbſt.“

Es koſtete dem dicken Druey einige Anſtrengung, bis er den Beſcheid durch ſeine weinbeengte Bruſt hervorgedrängt hatte. Er lautete: „ſo lang keine Reklamationen von Außen kommen, wird man Sie hier nicht beläſtigen; kom-

men sie aber, so kann ich für nichts einstehen". Das hieß mit andern Worten: Sie bleiben so lang hier, bis Sie weiter getrieben werden. Ich dankte Herrn Druey aufrichtig dafür, daß er mir wenigstens reinen Wein eingeschenkt, und beruhigte ihn durch die Nachricht, daß ich sofort nach Genf weiter reisen werde.

Vor der Abreise sprach ich nochmals bei Eytel vor und fragte ihn, ob er glaube, daß ich bei Fazy, dem Haupt der neuen revolutionairen Regierung von Genf, Schutz finden werde. Herr Eytel antwortete: „Fazy ist ein eben so großer Feigling wie die Andern. Doch ich werde Ihnen einen Brief mitgeben." Er gab mir einen Brief, nicht an Fazy, sondern an einen mir damals ganz unbekannten Sprachlehrer, Namens Alb. Galeer, und damit reis'te ich nach Genf.

In Genf angekommen, erkundigte ich mich zunächst nach der Persönlichkeit und den Verhältnissen des Sprachlehrers, bei dem mich der Eytelsche Brief einführen sollte. Galeer, hieß es, der früher mit seinen Eltern lang in Teutschland gewohnt hat und hier als Lehrer der teutschen Sprache existirt, ist ein stiller und bescheidener Mann; aber ohne ihn hätten wir wahrscheinlich keine Genfer Revolution gehabt. Er war es hauptsächlich, der sie unter den intelligenten Arbeitern vorbereitet, der ihre Kräfte organisirt und sie im entscheidenden Augenblick, auch militairisch, geleitet hat. Eigentlich sollte er an der Spitze der Regierung stehen. Aber seine Bescheidenheit und der Umstand, daß er noch keine öffentliche Figur geworden, veranlaßten, daß man nach Erkämpfung des Siegs zur Leitung einen Mann berief, der einen bekannten Namen und zwar ebenfalls sich große Verdienste

erworben hat, aber im entſcheidenden Augenblick Galeer den Vorrang ließ.

Galeer war einer von jenen Menſchen, deren Aeußeres auf den erſten Blick in keiner Weiſe verräth, wie viel in ihnen ſteckt. Ich war überraſcht, in ihm einen Mann zu finden, den ich unter Hunderten ſicher zuletzt als den Leiter einer Revolution angeſehen hätte. Seine, keineswegs ausgezeichnete oder hohe, etwas rückwärts geneigte Stirne war mit dickem, wolligem Haar umwachſen; die Naſe war ſtark, aber nicht hübſch oder markirt geſtaltet; der Mund war groß und durch ziemlich dicke Lippen gebildet, das Kinn ziemlich ſtark und knochig. Das Einzige, was in dieſem wenig anziehenden Geſicht feſſelte, war das große, freundliche, humane, in einem eigenthümlichen Glanz, mitunter wehmüthig, leuchtende Auge. Ich ſage: d a s Auge, denn er beſaß nur eins; das andre hatte er in einem Duell verloren. Und trotz Alledem konnte dieß den Umriſſen nach faſt häßliche Geſicht wahrhaft ſ ch ö n ſein durch den Ausdruck, den es namentlich während der Unterhaltung annahm. Dann ſah man in ihm ganz den edlen Geiſt und Menſchen ausgeſprochen, den man in Galeer durch nähern Umgang kennen lernte, und wenn er durch einen ernſten Gegenſtand angeregt war, fand man auch in dem Ton ſeiner kräftigen Stimme die große Energie angedeutet, welche dieſen ſchwachen Körper raſtlos zu gemeinnütziger Thätigkeit und in jedes, noch ſo kühne Unternehmen trieb. Der Grundzug ſeiner gemüthlichen Natur war Ruhe, der Grundzug ſeines Geiſtes Raſt oſigkeit. Daher vereinigte ſich in Galeer der gründliche Denker mit dem immer bereiten Mann der That. Gleichzeitig war er der fröhlichſte Lebemenſch, in freien Augenblicken ſtets aufge-

legt zu einer genialen Ausgelaſſenheit hinter der Flaſche oder zu einem tollen Studentenſtreich gegen Philiſter, Ariſtokraten und „Behörden“. Während er als Volksmann und Mitglied des großen Raths in Genf öffentlich die nöthige Würde behauptete, habe ich in Erholungsſtunden mit ihm mehr als einen Studentenſtreich ausgeführt, der uns auf ein Haar beide in die Hände der Polizei lieferte.

Dieß iſt der Mann, der in Genf Jahre lang durch eine raſtloſe Thätigkeit ſich wahrhaft zum Schutzengel der Flüchtlinge machte, während er gleichzeitig ohne Unterlaß nicht bloß den Kanton Genf und die Schweiz zum Fortſchritt antreiben half, ſondern auch für die Revolution aller Länder thätig war. Galeer und der verſtorbene Jenni in Bern ſind die einzigen wahren Revolutionaire und Kosmopoliten, die ich unter den Schweizern kennen gelernt habe. Und dieſer Mann mußte in den beſten Jahren der Welt verloren gehen! Ich perſönlich verlor in ihm vielleicht den beſten Freund, den ich je gefunden. Er war einer von den Wenigen, die ich als Menſchen und Männer durch und durch achten gelernt und nach allen Seiten hin probehaltig befunden habe.

Nachdem ich mich bei Galeer in ſeiner beſcheidenen Stube mit meinem Brief eingeführt, bedurften wir nur weniger Minuten, um über Alles einig zu ſein. Er bereitete Fazy in der geeigneten Weiſe vor, worauf ich demſelben perſönlich mein Anliegen mittheilte. Fazy empfieng mich mit der freundlichſten Theilnahme und auf meine beſtimmte Frage, ob ich im Kanton Genf Sicherheit und Ruhe genug finden werde, um mich mit meiner Familie dort niederlaſſen zu können, erwiederte er entſchieden: „ſo

lang ich hier etwas zu ſagen habe, bleiben Sie ruhig hier.“ „Uebrigens,“ ſetzte er gleich hinzu, „iſt es nicht nöthig, daß alle Welt ſofort über Ihren hieſigen Aufenthalt unterrichtet wird. Könnte man ſie nicht eine Zeit lang im Dunkeln laſſen?“ Ich verſtand den Wink und erwiederte: „ich werde durch Bekannte in öffentlichen Blättern verbreiten laſſen, daß ich mich in eine Verborgenheit des Kantons Graubündten zurückgezogen habe, um fortan den Wiſſenſchaften und der Natur zu leben.“ „Recht ſo,“ rief Fazy lachend, „das iſt der rechte Weg, ſpäter wird ſich Alles ſchon machen.“ Es fiel ihm augenſcheinlich ein Stein vom Herzen, als ich mich verabſchiedete, um „nach dem Kanton Graubündten“ abzureiſen.

Wenn ich berichte, daß Fazy Pfiffe der Vorſicht bei meiner Aufnahme in Genf für nöthig hielt, ſo ſoll damit keineswegs geſagt ſein, daß er ſich mir gegenüber unehrenhaft oder perfid benommen habe, wie andere ſchweizeriſche „Staatsmänner“. Im Gegentheil muß ich ihm dankbar bezeugen, daß er mich durchaus honnet behandelt und, wie ſich ſpäter zeigen wird, mich gehalten hat, ſo lang es irgend möglich war. Eine Miniſterfrage hätte er freilich aus der Beſchützung eines Flüchtlings nicht gemacht. Fazy war ein Mann von leichtem franzöſiſchem Geiſt, klarem Verſtand innerhalb ſeiner Sphäre, praktiſcher Klugheit ohne allen Enthuſiasmus für Ideen, energiſchem Willen, dabei ehrgeizig, etwas autokratiſch disponirt und nicht zu ſkrupulös in ſeiner Politik, aber doch konſequent feſthaltend an den Hauptprinzipien, denen er auch vor Erlangung der Macht ſeine unermüdliche Thätigkeit geweiht hatte. Jedem Fortſchritt indeß über dieſen Prinzipienkreis hinaus war er entſchieden verſchloſſen und dieſer Umſtand begrün-

dete von vorn herein zwiſchen ihm und dem ideenerfüllten, ſozialiſtiſch geſinnten Galeer eine Differenz, die, wenn der Letzte am Leben blieb, unfehlbar einen ernſten Konflikt herbeiführen mußte. Sie haßten ſich zuletzt ſo bitter wie möglich. Galeer, der über die intelligente Genfer Arbeiterbevölkerung verfügen konnte, hatte es in ſeiner Hand, Fazy zu ſtürzen, und er würde es gethan haben, wenn ihn der Tod nicht zu früh weggerafft hätte.

Bei dieſer Gelegenheit ſchalte ich das Kurioſum ein, daß ſogar mir, dem fremden Flüchtling, die Miſſion, Fazy zu ſtürzen, zugedacht oder angeboten wurde. Ein alter vermögender Schweizer, Jetzler mit Namen, der bei der Revolution trotz ſeinen grauen Haaren die Muskete ergriffen und tapfer gegen die Ariſtokraten gefochten hatte, haßte Fazy mit der ganzen zähen Wuth einer langgenährten vorgefaßten Meinung, weil er ihm den Plan zuſchrieb, Genf an Frankreich zu verrathen. Er hatte durch Galeer ein Paar meiner Schriften erhalten, die ihn ſo einnahmen, daß er mich beſuchte und mir folgende Propoſition machte:

„Ich bin ein alter Patriot und wenn ich Gelegenheit hätte, mögte ich ſterben wie Winkelried. Ich haſſe den Mann, der mein Vaterland verrathen will, bis in den Tod, und will thun, was ich kann, ihn zu ſtürzen. Ich perſönlich kann es nicht, aber Sie wären der Mann dazu, wenn Sie Genfer Bürger wären. Ich habe Mittel und biete Ihnen an, Ihre Schriften in's Franzöſiſche überſetzen zu laſſen, um Sie bei meinen Mitbürgern bekannt zu machen. Dann ſtelle ich Ihnen die weiteren Mittel zur Verfügung, Bürger zu werden und ſind Sie das, ſo haben Sie es ſelbſt in der Hand, ſich einen Wirkungskreis

zu ſchaffen und mein Vaterland von ſeinem gefährlichſten Verräther zu befreien.“

Anfangs amüſirten wir uns an dieſer Phantaſie, aber der alte Patriot wurde zuletzt ſo zudringlich damit, daß ich die Beleidigung, welche in dieſer Zumuthung lag, durch eine Gegenbeleidigung zurückweiſen mußte, worauf ich ihn zwar los wurde, aber von nun an in ſeinen Augen ebenfalls ein Verräther war. Uebrigens bemerke ich, daß der alte Jetzler nicht der Einzige war, der Fazy franzöſiſche Hinneigungen zuſchrieb, ſpäter zogen ihn auch Andere in Verdacht. Ich kenne keine beſondre Thatſache, die den Verdacht begründen könnte, aber wenn ich nach meinen Beobachtungen auch nicht abgeneigt bin, ihn zu theilen, ſo glaube ich doch, Fazy würde einen Anſchluß Genfs an Frankreich nur dann begünſtigt haben, wenn dieſes eine Republick geweſen wäre. Und ſolchen Anſchluß wird jeder aufgeklärte Politiker als Reſultat ſpäterer Entwicklung vorausſehen. Wenn einmal Europa frei iſt und die Abſperrung künſtlicher Nationalitäten, die ja nur durch die monarchiſchen Intereſſen unterhalten wird, keinen Zweck mehr hat, wird die franzöſiſche Schweiz eben ſo ſicher mit Frankreich verſchmolzen werden, wie die teutſche mit Teutſchland.

Nachdem ich des Aufenthalts in Genf verſichert war, gab ich mich natürlich ſofort an die Arbeit, um mein Werk nicht einſchlafen und Niemanden zu der Einbildung gelangen zu laſſen, die Verfolgung habe mir die Luſt dazu verdorben. Ich miethete mir der Stadt gegenüber zu Paquis eine iſolirte Wohnung am See, wo ich ungeſtört arbeiten konnte und mir zugleich jede Erholung zu Waſſer und Land ſich von ſelbſt darbot. Der Sommer,

den ich dort verlebt habe, gehört zu der schönsten Zeit meines Lebens. Auch lernte ich dort mehrere achtbare und liebenswürdige teutsche Familien kennen, mit denen ich und die Meinigen freundschaftlichen Verkehr unterhielten, so daß uns Gesellschaft wie Natur Alles darbot, was das Leben erheitern und verschönern kann. Wenn es in meiner Macht läge, einen letzten Lieblingswunsch zu erfüllen, so wäre es der, an dem klassischen Genfersee meine Tage beschließen zu können.

Kaum war ich in meiner Seewohnung warm geworden und das Halloh der gegen mich veranstalteten Hetzjagd verklungen, als in Teutschland auch wieder neue und zwar verschärfte Proben jener verhaßten und gefürchteten „Brandschriften" auftauchten, welche trotz allen Verkehrungen ihren Weg über die Grenze fanden, die ganze Polizei und Zollwächterei auf den Beinen hielten und bis nach Polen und Ungarn hin die größte Sensation erregten. (Auch Herr Kossuth las und lobte sie — wie ich durch meine Korrespondenz aus seiner Nähe erfuhr —, nur gefiel ihm ihr Republikanismus nicht und die darin ausgesprochene, jetzt von mir verworfene Ansicht, Ungarn müsse ein Theil einer teutschen Föderativrepublik werden.) Man ließ es auch in Genf an keiner Bemühung fehlen, hinter das Geheimniß zu kommen, wo ich die Schriften drucken ließ und wie ich ihre Verbreitung möglich machte, und zu dem Behufe trieben sich auch dort immer Spione umher, die indeß einen doppelt schweren Stand hatten, da sie meine isolirte Wohnung nicht überwachen konnten, ohne selbst überwacht zu werden. Eines Tages benutzte einer derselben, der in einer nah gelegenen Kneipe auf der Lauer gesessen und mich mit den Meinigen über den See

fahren geſehen, die günſtige Gelegenheit, um ſein Glück durch einen kühnen Streich zu verſuchen. Er hatte ſich vom Kopf bis zum Fuß genau gekleidet wie ich, offenbar um von etwaigen Mitbewohnern des Hauſes für mich angeſehen zu werden und in meine Stube einbrechen zu können. Der Streich gelang ihm nur ſo weit, daß er meine unvermuthet zu Hauſe gefundene Schwägerinn, nachdem er ſie vergebens ausgeforſcht, durch eine Liſt für einen Augenblick aus der Stube entfernte und einige friſch gedruckte Brochüren ſtahl. Der Menſch hatte ſich mir äußerlich ſo ähnlich gemacht, daß mein kleiner Sohn, der auf der Straße ſpielte, ihm ſchreiend eine weite Strecke nachlief, um ſeinen „Papa“ einzuholen. Meine Bemühungen, dem Doppelgänger auf die Spur zu kommen, blieben fruchtlos.

Dieß Spionenweſen gab zu amüſanten Vorgängen Veranlaſſung. Nachdem alle Bemühungen der untergeordneten Spürhunde fruchtlos geblieben, hieß es eines Tages in den Zeitungen, der Chef derſelben, der berüchtigte Dunker, ſei ſelbſt auf dem Weg nach der Schweiz, um den revolutionairen Umtrieben auf die Spur zu kommen. Sogleich kündigte ich in einem Schweizer Blatte ſeine bevorſtehende Ankunft an und ſetzte einen Preis von 50 Gulden für ſeine gründliche Durchprügelung aus. Es dauerte nicht lang, ſo erhielt ich einen Brief aus Bern, worin mir gemeldet wurde, Dunker ſei angekommen, logire in dem und dem Hotel und es ſeien ſchon ein Dutzend teutſche Mucii verſchworen, meinen Preis zu verdienen. Zwei Tage ſpäter erhielt ich von der nämlichen Hand die Mittheilung, der bewußte Reiſende ſei nicht Dunker, ſondern nur ein Ruſſe, er werde aber wo

möglich doch Prügel bekommen, weil er Dunker hätte ſein können.

Kurze Zeit nachher tauchte das Dunkergeſpenſt in Genf ſelbſt auf. Zwei teutſche Arbeiter ſetzten mich in Kenntniß, Dunker ſei im "Hotel des Bergues" abgeſtiegen und ſie ſeien entſchloſſen, ihn nicht bloß durchzuprügeln, ſondern aus der Welt zu ſchaffen, den Inhalt ſeines Koffers mir zu überbringen und ſich dann über die ſavoyiſche Grenze zu retten. Sie hatten ſich ganz ſpeziell ausgedacht, wie ſie den Verbrecher auf ſeinem Zimmer unter dem Vorwand, daß ſie wichtige Mittheilungen zu machen hätten, beſuchen, ihn überfallen und ohne Geräuſch ſtranguliren wollten. Natürlich ſuchte ich ihnen den Plan auszureden, da das Reſultat, welches ſie ſehr hoch anſchlugen und auf welches ſie ſich im Voraus nicht wenig freuten, in keinem Verhältniß zu der Gefahr ſtehe, der ſie ſich ausſetzten; allein ſie blieben feſt bei ihrem Entſchluß. Zum Glück war Dunker ſo wenig nach Genf, wie nach Bern gekommen. Der eine jener wackern Arbeiter, ein fanatiſcher kleiner Burſche, iſt ſpäter in Baden gefallen.

Bei dieſer Gelegenheit bemerke ich, daß ich zu jener Zeit eine große Popularität bei den Arbeitern beſaß. Sie waren damals noch nicht verdorben und verwirrt durch kommuniſtiſche Ideen und Verrücktheiten, begeiſterten ſich noch für die Republik, haßten noch die Despoten und thaten, was ſie konnten, für die Sache der Revolution. Meine Popularität war den Kommuniſten, denen natürlich das Monopol der Arbeiterſympathieen zukam und die jedes Anklang findende Freiheitsſtreben mit gemeinſter Scheelſucht anfeindeten, ein Dorn im Auge. Ich war ihnen ſchon früher in Köln und ſpäter in Belgien entgegengetreten

und ſie hatten ſich vergebens bemüht, mich zu bekehren. In der Schweiz ließen ſie die niedrigſten Intriguen gegen mich ſpielen, z. B. durch einen gewonnenen Arbeiter, der mich als heuchleriſcher Freund beſuchen mußte, meine häusliche Einrichtung — die, Alles in Allem, 300 Franken gekoſtet hatte — ausſpioniren und dann in Blättern bekannt machen, ich ſei eingerichtet wie ein Bourgeois oder Banquier. Herr Marx ließ ſogar eine, offenbar theilweiſe von ihm ſelbſt geſchriebene, gegen mich gerichtete Brochüre durch einen Arbeiter, Namens Born, unter einem falſchen Namen publiziren, damit es nur heiße, die Arbeiter ſeien mir feindlich geſinnt und träten gegen mich auf. So trafen auch hier, wie anderwärts, die kommuniſtiſchen Beſtrebungen mit den monarchiſch-polizeilichen zuſammen.

Von Genf aus veranſtaltete ich auch die ſchon erwähnte Herausgabe einer Sammlung meiner Flugſchriften, die bei Jenni in Bern erſchien. Dieß mahnt mich daran, jenem wackern Mann ein Paar Worte der Erinnerung zu widmen. Jenni würde, wenn er eine wiſſenſchaftliche Ausbildung erhalten hätte, eine hervorragende Stellung eingenommen haben, denn er beſaß ungewöhnlichen Verſtand, Geiſt und Witz. Er brachte es indeß nur zu einem beſcheidenen Buchhändler und Redakteur des „Guckkaſten“, in welchem er die Berner Ariſtokraten auf's Unbarmherzigſte geißelte. Von Charakter war er nobel, von Geſinnung radikal und revolutionair, ſeine Anſichten waren umfaſſend und human. Dabei war er tapfer im Krieg, im Leben und im Sterben, ſich treu bis zum letzten Augenblick. Als die Schwindſucht ihn dem Grabe zuführte, ließ er ſich, zum Troſt für ſeine Feinde, nament-

lich die Aristokraten, im „Guckkasten“ abbilden, von Woche zu Woche schmächtiger, bis er zuletzt als bloßes Skelett erschien. Nicht lang vor seinem Tode schrieb er mir, auf meine vorausgesehene Reise nach Amerika anspielend: „Nach Allem, wie ich die Sache ansehe, werde ich diesen Herbst ebenfalls auswandern, zwar nicht nach Amerika, aber in das unbekannte Land, dessen Eingang das Grab ist. Ich bin krank, unrettbar krank. Gib mir keine Aufträge mehr zu besorgen, denn ich schreibe diese Zeilen mit der größten Anstrengung. Es ist dies wol der letzte Brief, den ich dir schreiben kann. Lebe wohl und sei gegrüßt vom Mann des „Guckkasten,“ der seine Artikel mit Unterbrechungen diktiren muß.“

Mit einer der besten Brochüren, die ich von Genf aus publizirte (sie hieß „das Patent“ und besprach das Opus gleiches Namens, herausgegeben von Friedrich Wilhelm IV.), hatte ich doppeltes Unglück, indem nämlich fast die ganze Auflage verloren ging und gleichzeitig dadurch ein neues Skandal erregt wurde, das viel dazu beitrug, meine Stellung in der Schweiz unhaltbar zu machen. Mein Beauftragter hatte die Dummheit oder Leichtfertigkeit begangen, den Hauptballen, statt ihn erst auf dem angegebenen Weg jenseit der Zelllinie auf teutschem Boden in Sicherheit zu bringen und von da aus an seine zweite Adresse weiter zu senden, direkt aus der Schweiz nach Mannheim spediren zu lassen. Dort wurde er, der Vorschrift gemäß, deponirt, damit der Adressat ihn abhole und verzolle. Da aber, durch eine zweite Leichtfertigkeit, die indeß hier zum glücklichen Zufall wurde, die Adresse verkehrt geschrieben und deshalb der Empfänger nicht zu ermitteln war, sandte man den plombirten Ballen unge-

öffnet nach Basel zurück. Die „republikanische“ Polizei, noch eifriger im Spüren und Denunziren, als die royalistische, riß das Paket auf und fand darin eine der schrecklichen „Brandschriften“, welche die Sicherheit der Schweiz gefährdeten und die sittliche Welt aller Zöpfe aus den Angeln zu werfen drohten. Die entsetzten Häupter der Baseler Regierung schritten mit aller Macht und allem Eklat des Gesetzes und der Gesetzlosigkeit ein und verdammten die Brochüre zur feierlichen Vernichtung durch Feuer! Ich ließ ihnen einen Entschädigungsprozeß machen, doch wurden sie schließlich nur zur Bezahlung des verbrannten Papiers verurtheilt.

Dieser Verbrennungsprozeß fachte auch die Flamme der Wuth wieder an, womit in Teutschland drei Dutzend Tyrannen trotz allen ihren Schergen und Soldaten einen einzelnen Menschen fortwährend die gefährlichsten Doktrinen in einer Weise mußten verbreiten sehen, die bis dahin völlig unerhört und darauf berechnet war, alle Demuth und Loyalität des teutschen Charakters auszurotten. Es begann daher eine neue Hetzerei, auf dem Weg der Diplomatie, wie auf dem Weg der Presse. Bei dieser Hetzerei zeichnete sich am Meisten die „Augsburger Allg. Zeitung“ aus, das einzige teutsche Blatt, das in der Schweiz allgemein gelesen wurde. Sie verbreitete fortwährend die perfidesten Lügen über mich und die Genfer Regierung, immer berechnet, die Schweiz zu kompromittiren, die Schweizer zu ängstigen und meine endliche Vertreibung herbeizuführen. Alles, was ich dagegen publizirte, wurde ignorirt. Um jenes schädliche Blatt und seinen Hauptredakteur Kolb wirksam zu blamiren, schrieb ich ihm endlich selbst eine Korrespondenz über mich, die von

vorn bis hinten aus den absurdesten Lügen bestand, welche gleichzeitig so zusammengestellt waren, daß immer die eine die andere wieder aufhob. In einem Begleitschreiben, das durch feines Papier und ein adliches Siegel (Galeer hatte es von dem pensionirten russischen General Ostermann geliehen) seinen Ursprung beglaubigte, stellte ich mich als den Dr. Berger vor, „Hauslehrer bei der gräflich Dona'schen Familie aus Schlesien," die sich eine Zeit lang in der Schweiz aufhalte, und erbot mich, im Fall der erste Probeartikel aufgenommen werde, zu weiteren Korrespondenzen. Kein Mensch wollte glauben, daß der Dr Kolb den Artikel publiziren werde. Ich aber verließ mich auf seine Dummheit und seinen Polizeieifer. Ehe acht Tage vergingen, langte die „Augsb. Allg. Z." mit meinem Lügenartikel in Genf an. Darauf deckte ich in der Mannheimer „Abendzeitung" das ganze Spiel auf, zeigte dem teutschen Publikum, wie sich der Dr. Kolb von dem Dr. Berger hatte hinter das Licht führen lassen, und gab ihm dadurch einen Maßstab zur Beurtheilung der Berichte jenes Lügenblattes in die Hand. Was that darauf die „Augsb. Allg. Z."? Schwieg sie etwa oder jagte sie ihren stupiden Lügenredakteur fort? Im Gegentheil, jetzt begann sie erst recht zu lügen. Da ich kein anderes Mittel mehr wußte, mich vor diesen Hetzereien zu schützen, die meine Stellung und Wirksamkeit von Tag zu Tag mehr gefährdeten, sandte ich dem Dr. Kolb eine Herausforderung zu, ein Nothmittel, zu dem ich mich nur in einer so bedrängten Lage entschließen konnte. Aber was war die Folge? Er beantwortete die Herausforderung mit dem Hohn eines durch die Polizei gesicherten Feiglings und log weiter.

Je thätiger gegen mich die Verfolgung war, deſto thätiger war ich gegen die Verfolger. Aber der Kampf war zu ungleich. Die Diplomatie hetzte den Schweizer Vorort und der Vorort die Genfer Regierung, ſo daß dieſe einem Vorortsbeſchluß und einer Exekution entgegenſehen mußte. Gleichzeitig waren meine Freunde in Teutſchland durch die immer ſchärfer werdende Polizeikontrole eingeſchüchtert und der Ton meiner Brochüren ſchreckte zuletzt auch die Muthigſten, wovon die nächſte Folge war, daß die Verbreitung immer ſchwieriger wurde und meine finanziellen Hülfsquellen zu verſiegen begannen.

Die Polizei allein hätte es nie fertig gebracht, mich über das Meer zu treiben, wenn ihr die Geldnoth nicht zu Hülfe gekommen wäre. Wie unmöglich es mir war, in der Schweiz auch nur das Salz zu verdienen, wird Jeder beurtheilen können, der dort gelebt hat, und wenn nun auch die Gelder ausblieben, durch die man mich bis dahin zur Ausdauer in Stand geſetzt hatte, ſo wurde ſchon aus finanziellen Gründen meine Auswanderung eine abſolute Nothwendigkeit. Beſaß ich nur einige tauſend Thaler, ſo hätte ich mir incognito eins der Landhäuſer am See gemiethet, die wie zu einem Verſteck auserſehen ſind, dort eine Druckerei errichtet, mich mit zuverläſſigen Gehülfen umgeben und trotz allen Despoten, Diplomaten und Landjägern meine Propaganda fortgeſetzt, ohne daß ein Unberufener erfuhr, woher ſie kam.

Mußte ich die Schweiz verlaſſen, ſo hatte ich nur die Wahl, nach England oder nach Amerika auszuwandern. Aber ich war zum Ausharren entſchloſſen, ſo lang ich noch irgend eine Möglichkeit vorausſah, und ſo oft wieder eine

einigermaßen verlockende Summe einging, welche eigentlich für meine Reise bestimmt war, aber doch zur Bestreitung der Reisekosten nicht ausreichte, konnte ich mich nicht enthalten, sie abermals für die Fortsetzung meines Kampfes zu verwenden, in der Hoffnung, für das Aeußerste werde immer noch Rath zu schaffen sein. Den Plan, nach London zu gehen, redete mir Freiligrath aus, der dort ein Unterkommen gefunden hatte, aber ebenfalls mit amerikanischen Projekten umging. Er machte mir klar, daß, wie ich es später selbst gefunden habe, London der beste Ort zum Verhungern für vermögenlose teutsche Literaten und Revolutionaire ist. Es blieb mir also nur der Ausweg nach Amerika übrig.

Mein bekannt gemachter Entschluß zum Auswandern machte auch meinen Freunden in Teutschland wieder einiger Maßen Luft. Sich für meine Fortschaffung über das Meer zu interessiren, dazu erhielt man eher polizeiliche Erlaubniß, und es wurde mancher Thaler für die amerikanische Reise gesammelt, der für die Reise von „Brandschriften“ nach Teutschland verwendet wurde. Doch diese neuen Sammlungen legten mir gleichzeitig eine moralische Verpflichtung zum Abreisen auf, sonst hätte man die Sammler unter der Beschuldigung angepackt, daß sie unter falschen Vorwänden Revolution machen hälfen. Namentlich gilt Dieß vom „Vater Jyßtein,“ durch dessen Hände die meisten Gelder gingen und der von der Denunziantenpresse auf das Maßloseste angegriffen wurde. Auch Ruge, der damals wieder in Leipzig war und eine kleine Sammlung veranstaltet hatte, schrieb mir, daß man ihm meiner wegen zu Leibe gehen wolle.

Interessant und bezeichnend ist es, daß von den Vielen, die

ſich für mich und meine Propaganda intereſſirten, eigentlich nur ſehr Wenige an einen bevorſtehenden Umſchwung glaubten. Von Ruge in Leipzig bis zu Hoff in Mannheim wurde mir der geiſtige und moraliſche Zuſtand des teutſchen Volkes als durchaus hoffnungslos geſchildert. Nur zwei Männer theilten meine Hoffnungen: Freiligrath, der in London meine Verbindung mit Amerika vermittelte, und Itzſtein, der unter allerlei Vorwänden Geld in Teutſchland aufzutreiben gewußt hatte. In einem Brief vom 1. November 1847 ſchrieb er mir: „Unſer Europa ſteht, wie ich glaube, am Rande einer Umwälzung und, wie ich hoffe, einer unſern Wünſchen entſprechenden". Der alte Praktikus hatte richtig geſehen, ausgenommen hinſichtlich der „Wünſche".

Den Eindruck, den jetzt die Durchſicht meiner damaligen Korreſpondenzen, die Auffriſchung des Andenkens an meine damaligen Verbindungen und Freunde, ſowie die Rückerinnerung an meine damaligen Hoffnungen auf mich macht, kann und mag ich nur wiedergeben, wenn er wenigſtens theilweiſe ein komiſcher iſt. Ich würde ſonſt ſentimental oder pathetiſch werden müſſen. Wie ein Schiffer nach den Wellenbergen hinaufſieht, die ſich rings um ihn aufthürmen, ſo kann ich jetzt nach den um mich errichteten Verdammungstribunalen und Golgathaſtätten hinaufblicken, auf denen alle großen Männer Germaniens hüben wie drüben mich verwünſchen und aufhängen oder kreuzigen mögten. Und wenn ich grade in dieſer Situation an die mitunter höchſt übertriebenen Lobeserhebungen zurückdenke, womit man mich früher genau wegen der nämlichen Sünden und Eigenſchaften beehrte, wegen welcher man mich jetzt mit Stumpf und Stiel ausrotten

mögte, ſo übermannt mich ein humoriſtiſcher Uebermuth, in welchem ich dieſe ganze Welt zu Tiſche laden und (ohne alle Malice) „Schindluder“ mit ihrem Urtheil treiben mögte. Vielleicht wird der Leſer meine Stimmung begreifen, wenn er als Probe der Beurtheilungen, die man mir früher angedeihen ließ, folgendes Zirkular geleſen, worin die politiſche Emphaſe in Teutſchland zur Herbeiſchaffung meiner Reiſekoſten aufforderte, ein Zirkular, deſſen Verfaſſer und Unterzeichner ſich in Amerika wie in Teutſchland jetzt nicht dürften ſehen laſſen, ohne von den Herren Vertretern der öffentlichen Meinung moraliſch in Stücke geriſſen zu werden:

„Wahrheit und Fortſchritt werden in Deutſchland keinen Kämpfer aufzuweiſen haben, deſſen Feder einfacher, wahrer und doch ergreifender, beredter und kräftiger — freier von kleinlichen Hülfsmitteln und doch überzeugender, deſſen Geſinnung entſchiedener, deſſen Charakter gediegener und reiner geweſen wäre, als dieß bei Karl Heinzen der Fall iſt.

„Man ſagt oft, die Deutſchen ſeien kräftig und friſch wie ihre Eichen. So ſelten dieſe menſchlichen Eichen geworden, ſo gewiß gehört Heinzen dazu. Welchen Stürmen hat dieſer Mann nicht ſchon getrotzt? — und iſt er nicht immer kräftiger und reiner daraus hervorgegangen?

„Nachdem Heinzen ſein Heimathland, Preußen, noch nicht lange flüchtig verlaſſen, iſt er nun gezwungen, auch ſeinen jetzigen Aufenthaltsort, die Schweiz, aufzugeben. Er will mit ſeiner zahlreichen Familie nach Amerika. Aber ihm, dem geiſtvollen, gediegenen, charakterfeſten und vor allen patriotiſchen Schriftſteller — ihm, dem energiſch Thätigen und Fruchtbaren — ihm fehlt es an den

Mitteln zur Reiſe, ja zum Lebensunterhalt und aller Ausſicht, ſolche in der alten Welt zu erwerben und — aus keinem andern Grunde, als, weil er, ſoweit die deutſche Zunge klingt, keinen Verleger findet, der gegen die Verfolgung der preußiſchen Büreaucratie, die Heinzen mit ſo tödtlichen Waffen angegriffen, ſicher wäre" u. ſ. w.

Die Moral, die ich aus meinen früheren und meinen ſpäteren Erfahrungen ziehe, iſt einfach dieſe: Sei wahr, entſchieden und konſequent gegen Diejenigen, welche die Unterdrückten hindern es zu ſein, und du wirſt zum großen Mann gemacht; ſei es aber auch gegen dieſe Unterdrückten und verlange von ihnen, daß ſie deinem Beiſpiel folgen, ſo biſt du ein ſchlechter Menſch und ein Eſel dazu. Von rechten Grundſätzen auszugehen und ihnen treu zu bleiben ohne Rückſicht auf Diejenigen, die es nicht thun, das iſt das Geheimniß, keine Feindſchaft zu verdienen, aber alle Welt zum Feind zu machen. Kehre dich übrigens weder an Lob noch an Tadel, ſondern gehe deinen eigenen Weg nach wie vor.

Wenden wir jetzt den Blick nach Amerika. Trotz der Rohheit und der geiſtigen Verkommenheit des damaligen Teutſchthums in dieſem Lande war unter demſelben einiges Intereſſe für die Beſtrebungen des „alten Vaterlandes" geweckt worden durch die Gedichte von Freiligrath und Herwegh, namentlich aber durch meine Flugſchriften. Die letzteren kamen zuerſt hieher durch die „Deutſche Zeitung", welche der verjagte Herzog von Braunſchweig in London zum Aerger ſeiner Kollegen herausgab, die ihn nicht wieder auf den Thron geſetzt hatten. In dieſer Zeitung ließ er Alles abdrucken, was nur die Galle der

teutſchen Fürſten zu erregen im Stande war, namentlich aber meine „Brandſchriften“. „Es gibt nur zwei Schriftſteller,“ pflegte er zu ſagen, „den Heinzen und mich.“ Dieſem herzoglichen Schriftſteller nun, der ſein Blatt auch nach Amerika ſandte, hatte ich zu danken, daß Eichthal, der damalige Herausgeber der „New-Yorker Schnellpoſt“, meine Brochüren kennen lernte und hier darauf aufmerkſam machte. Dadurch entſtand eine Verbindung, welche zur Folge hatte, daß Eichthal alle meine „Brandſchriften“ in ſeinem Blatt abdruckte und das hieſige Publikum für Unterſtützung meiner Propaganda intereſſirte. Eichthal, ein gebildeter, edler und redlicher Menſch, that dieß mit einem Eifer, als hätte es ſeiner eigenen Sache gegolten. Freiligrath in London hatte die Gefälligkeit, den Vermittler unſerer Korreſpondenz und der amerikaniſchen Geldſendungen zu machen, und ſo hatten auch die hieſigen Teutſchen ihren Theil dazu beigetragen, daß ich bis zum Ende des Jahrs 1847 ausharren konnte.

Auf Anregung der „Schnellpoſt“ bildeten ſich an einzelnen Orten, namentlich in St. Louis und Cincinnati, beſondere Komite's zu dem Zweck, Sammlungen für einen Revolutionsfond zu veranſtalten. In Cincinnati wurde ſogar „beſchloſſen“, Sammler an den — Kirchenthüren aufzuſtellen, welche von frommen Leuten Geld für atheiſtiſche Revolutionaire in Empfang nehmen ſollten. Natürlich waren bei allen dieſen Bemühungen und Anläufen bombaſtiſche Reden und „Beſchlüſſe“ die Hauptſache. Geleiſtet wurde verhältnißmäßig ſehr wenig. Die am Eifrigſten gegen den Unterſtützungsplan arbeiteten, das waren auch in Amerika die Kommuniſten. Dagegen be-

fanden ſich unter den eifrigſten Befürwortern leitende Sklavenhalter-„Demokraten“, die ſich ſpäter um ſo mehr wunderten und empörten, als ihnen der früher unterſtützte Revolutionair als Abolitioniſt zu Leibe ging.

Es war Anfangs mein Plan, in Amerika bloß Vorleſungen zu halten und dann mit dem Erlös in Europa wieder an die Arbeit zu gehen. Doch rieth mir Eichthal entſchieden davon ab, da er ſich von ſolchem vorübergehenden Auftreten unter der ſchwer zu bearbeitenden Maſſe der amerikaniſchen Teutſchen keinen Erfolg verſprach. Ich mußte mich daher endlich zu einer vollſtändigen und dauernden Ueberſiedlung entſchließen. Als aber die Zeit heranrückte, waren die geringen Mittel, die mir noch zur Verfügung geſtellt waren, beinah verbraucht und es blieb mir nicht einmal genug, allein abzureiſen, geſchweige denn, meine Familie mitzunehmen. Es war dieß eine von jenen Lagen, von welchen die Herren Hecker und Kinkel, die ſo rührend die verſchiedenen Abſchiede von den Ihrigen ſchildern, ohne jemals erfahren zu haben, was Noth und Sorge iſt, ein halbes Buch voll geſchrieben hätten. Nach Amerika ſich exiliren müſſen ohne Reiſegeld und die Seinigen zurücklaſſen müſſen ohne Exiſtenzmittel, und zwar in dem menſchenfreundlichen Monat Dezember, das war eines jener heitern Erlebniſſe, wofür mich das Heer der Revolutionaire ſpäter ſo ſympathetiſch durch die gemeinſten Herabſetzungen und Verleumdungen entſchädigt hat. Was war zu thun? Ich mußte für die Meinigen auf die Hülfe von Freunden und Verwandten rechnen, von denen ich ſelbſt in der eilften Stunde zur Abreiſe mühſam in Stand geſetzt wurde. In Havre ſollte ich einen zweiten Platz auf dem Dampfſchiff erhalten. Als ich aber in

Paris ankam, vernahm ich auf dem dortigen Büreau, daß kein zweiter Platz mehr zu haben sei, und es wurde mir für einen geringen Zuschuß ein erster Platz angeboten. Um diesen Zuschuß (der eine Woche später von meinen Verwandten zurückgezahlt wurde) zusammenzuborgen, mußte ich mit einem Freunde zwei Tage lang wie toll in Paris umherlaufen, damit ich die Zeit der Abreise nicht verfehle. Zu Denen, welche zu jener kleinen Summe beitrugen, gehören der Kompositeur Meierbeer und der als freisinnig geschilderte Banquier Königswarter. In dem Büreau des Letztgenannten kam ich auf komische Weise in Gefahr, für verrückt gehalten zu werden. Als nämlich der reiche Herr Erkundigungen einzuziehen begann, die einiges Mißtrauen verriethen, wirkte dieß nebst der Erinnerung an die zweitägigen Bemühungen um lumpige zweihundert Franken in einer so humoristischen Weise auf mich ein, daß ich zum Erstaunen aller Anwesenden in ein olympisches Gelächter ausbrach, welches sich dann auch meinem Freund und zuletzt dem Herrn Banquier selbst mittheilte, so daß er plötzlich bereit war, mir noch mehr zu leihen, als ich verlangte. Wie klein ist der Mensch, wenn er kein Geld hat und wie Wenige sind groß, wenn sie es haben!

Konnte ich zwei Monate länger in Europa ausharren, so war meine Reise nach Amerika unnöthig. Vielleicht hätte ich, wenn ich sofort nach dem Ausbruch der Februarrevolution in Teutschland auftrat, einen heilsamen Einfluß in Frankfurt ausüben können, denn damals war ich in Revolutionssachen eine Art Autorität und man wird mir nicht zutrauen, daß ich beim Vorparlament u. s. w. im Sinne der Konstitutionellen aufgetreten wäre. Der Mangel

einiger lumpiger hundert Thaler machte auch damals, wie bei ſo manchen andern Gelegenheiten, einen Strich durch alle meine Bemühungen und theilte mir beim beſten Willen zum Handeln nur die Rolle eines ohnmächtig Leidenden zu.

Uebrigens hatte ich trotz Alledem bei der Abreiſe den beſten Muth. Ich vertraute darauf, daß es mir gelingen werde, die teutſche Bevölkerung in Amerika für meinen Plan zu bearbeiten und dann von dieſem freien Boden aus ſo viel mächtiger auf Europa zu wirken. Dabei rechnete ich vor Allen auf Eichthal. Er hatte mir in einer Weiſe vorgearbeitet, wie ich es ſelbſt nicht gekonnt hätte. Meine erwartete Ankunft verſprach ein kleines Ereigniß zu werden und man bereitete ſich vor, mich zu empfangen als „großen Mann“.

IV.

Erſte Reiſe nach Amerika.

Bei meinen Flüchtlingsreiſen habe ich es in Bezug auf Jahreszeit und Wetter faſt immer ſo getroffen, als ſei es geradezu darum zu thun, mich gründlich abzukühlen: zuerſt von Köln nach Belgien, dann von Belgien nach Zürich, dann von Zürich nach dem Genferſee, dann von Genf nach New-York — immer ein Wetter wie zu einer ſibiriſchen Vorübung. Ueber die Reiſe nach New-York laſſe ich ein, für Privatzwecke geführtes kurzes Tagebuch berichten.

Auf dem Dampfſchiff „Miſſiſſippi".

Den 23. Dezember 1847.

Unſer Schiff iſt der Pionier einer neu eingerichteten Verbindung mit New-York. Deshalb iſt ſeine Abfahrt für die Bevölkerung von Havre ein Ereigniß. Ein anderes, das ihm vorangehen ſollte, mußte, durch einen Sturm beſchädigt, wieder umkehren und ſetzte mit genauer Noth ſeine Paſſagiere wieder an's Land, die jetzt alle auf dem „Miſſiſſippi" zuſammengedrängt ſind. Daher kam es

auch, daß ich keinen Platz in der zweiten Kajüte mehr erhalten konnte.

Um 11 Uhr Vormittags gingen wir unter Segel oder unter Dampf. Die halbe Bevölkerung von Havre stand auf den Quai's und drängte sich bis an die äußersten Spitzen der Küste, um uns, oder vielmehr das Schiff in die See auslaufen zu sehen. Es war, als träten wir eine Entdeckungsreise an oder eine „partie pour la Syrie."

Nachdem wir in der offenen See waren, fing ich an, mich auf dem Schiff ein wenig zu orientiren und mir Oertlichkeit und Passagiere anzusehen. Mein Logis ist ein enges, für 4 Personen eingerichtetes Kabinetchen. Es sind darin außer mir noch zwei unbekannte Größen untergebracht, die zusehen mögen, wie sie mit mir zurecht kommen. Der Eine ist ein langes, mit gelber Haut überzogenes Gerippe — buschiges, schwarzes Haar, freundlich geknissene Augen, läppisches Benehmen. Mit dem Menschen — er ist noch jung — wird sich viel Spaß machen lassen. Der Andere ist klein, unansehnlich, verschlossen, zugeknöpft, mit soldatischem Anstrich.

Es sind im Ganzen 100 Passagiere am Bord, unter denen etwa 30 auf dem ersten Platz. Weibliche Wesen sind etwa 6 bis 10 vorhanden, von denen nur 2 in der ersten Kajüte. Unter allen ist kein einziges, das ein poetisches Gemüth in Versuchung führen könnte, ihm einen Kuß zu versetzen.

Die Kabinets sind viel zu klein. Das Schiff ist sonst nicht übel, obschon ein alter Kriegskasten, zu einem Passagierschiff eingerichtet. Wo früher die Kanonen donnerten, werden jetzt die Seekranken sich vernehmen lassen — Breitseiten des Katzenjammers.

Nachmittags. Der Tisch ist sehr gut und er hat mir Gelegenheit gegeben, noch etwas Interessanteres kennen zu lernen, als die Delikatessen der französischen Küche. Es befinden sich unter meinen Leidensgefährten erster Klasse ein halbes Dutzend räthselhafte Individuen, die, obschon jedes vom andern verschieden, etwas Gemeinsames haben und offenbar zusammen gehören. Sie sind mir gleich aufgefallen, namentlich dadurch, daß ihre Kleidung aussieht als passe sie nicht zu ihren Personen und daß diese Personen sich unter einander kennen, aber vermeiden, auf einen Haufen zusammen zu kommen. Sie reden je zwei oder drei ein Paar Worte zusammen und dann treiben sie sich wieder vereinzelt umher. Offenbar sind sie sämmtlich Teutsche. Auf dem Gesicht tragen sie eine konstante Freundlichkeit zur Schau und es ist, als wollten sie mit Jedem reden, oder Jedem gefällig sein. Als wir zu Tisch gingen, suchte ich einen Platz zwischen zweien von ihnen zu erhalten; der Eine war mein langbeiniger Schlafgenosse. Sie hieben tüchtig ein, obschon sie sehr redseelig waren. Ich beobachtete sie genau und da ich sie an Länge überragte, fiel mein Blick eben auf ihre Schädel, wo mir ein eigenthümliches Licht, ich mögte sagen, ein verdächtiger „Mondschein" aufging. Auf derjenigen Stelle des Hauptes nämlich, wo den Phrenologen zufolge die Selbstachtung sitzt, hatten sie einen genau gezirkelten Kreis, dessen Inneres durch einen ganz kurzen Haarwuchs gegen das umgebende Buschwerk auffallend abstach. Kein Zweifel, es war eine Tonsur. Aber warum keine vollständige? Warum haben die würdigen Herren auf dem heiligen Beet das sündige Haar wieder wachsen lassen? Mir fiel sogleich ein, zu taxiren, wie viel Zeit etwa nöthig

ſein könne, um dieſe Stoppeln aufzuziehen, und nach meiner Schätzung ſtimmte ihr Wachsthum zu der Zeit, die ſeit der Freiburger und Luzerner Affaire verfloſſen war. Es wurde mir faſt zur Gewißheit, daß meine Nachbarn geflohene Jeſuiten waren. Um ihnen nicht bloß auf den Kopf, ſondern auch auf den Zahn zu fühlen, fing ich ein Geſpräch über die Schweiz an, auf das ſie bereitwillig eingingen. Als ich aber die Bemerkung machte: „die Schweizer benehmen ſich gut, ſie emanzipiren ſich von den Jeſuiten und Diplomaten zu gleicher Zeit, ohne aber zu wiſſen, welche die ſchlimmſten ſind“ — da wurden meine Nachbarn plötzlich ſtumm und machten ſich mit ihren Tellern zu ſchaffen. Ich wußte jetzt, woran ich war, bemühte mich aber, es nicht merken zu laſſen, damit ich mir nicht ſelbſt die Gelegenheit verderbe, eine Sippſchaft Jeſuiten in der Nähe zu beobachten. Ich werde jetzt während der Reiſe zwei Dinge ſtudiren: die engliſche Sprachlehre und die Jeſuiten.

Ob ſie mich in Verdacht haben, weiß ich nicht. Einige Zeit nach Tiſch ſchlug mir Einer von der Geſellſchaft, der Aelteſte, ein wohlbeleibter und ſehr freundlicher Herr, der angeblich aus Rom kommt, einen Tauſch der Schlafſtellen vor. Ich ſollte mit meinem ſtummen, militairiſch zugeknöpften Zellenkameraden ein ganzes Kabinet haben, worauf zwei Freunde des langen Tonſurirten unſre Plätze einnehmen würden. Der Tauſch war, was die Räumlichkeit betrifft, für mich ein vortheilhafter, aber er drohte mich um den beſten Stoff meiner Beobachtungen zu bringen. Mein Koffer war daher boshaft genug, in das neue Kabinet nicht zu paſſen, und ich behielt meinen theuren Schlafgenoſſen, den jungen Jeſuiten.

Den 24.

In der vergangenen Nacht hat ſich ein lebhafter, wenn auch günſtiger Wind erhoben und die See iſt unruhig und das Schiff ſchwankt bedeutend. Die Hälfte der Paſſagiere iſt ſeekrank, auch meine tonſurirten Freunde, namentlich aber mein gelbhäutiger Schlafkamerad. Er ächzt und ſtöhnt, lamentirt und vomirt gewaltig. Alle Leiden Chriſti und der übrigen Heiligen wüthen in ſeiner ſterblichen Hülle. Kein Menſch, der in ſeine Zelle tritt, iſt vor einer Salve ſicher. Dabei kann der Kerl das Freſſen nicht laſſen. Sobald das Signal gegeben wird, ſchießt er aus dem Bette und iſt einer der Erſten am Tiſch. Dann ſchlingt er hinunter, was ihm vorkommt, als müſſe er ſchnell Alles erſetzen, was er los geworden, doch ehe die Mahlzeit vorüber iſt, fühlt er die Nemeſis wieder im Innern, plötzlich ſtürzt er vom Tiſch fort und was er draußen für Herzensangelegenheiten hatte, ſpürt man, ſobald man wieder in die Zelle kommt.

So oft man die Jeſuiten allein trifft, ſind ſie am Beten. Dann legen ſie ſchnell das Buch weg. Aber alles Beten rettet ſie nicht, die See und der Magen laſſen ihnen keine Ruhe und neben dem frommen Geflüſter „muſiziren“ ſie, wie Abraham a Sancta Clara ſagt, „daß die Säue die Noten freſſen“ könnten. Mein Schlafkamerad amüſirt mich, aber er dauert mich auch. Er würgt auf eine beängſtigende Art und ich leiſte ihm allen chriſtlichen Beiſtand, wo ich ihm etwas beſtellen oder beſorgen kann. Er hat offenbar Zuneigung zu mir gefaßt und hat mir verſprochen, nicht mehr ſo viel zu freſſen. Ich diene ihm gleichzeitig zum Beiſpiel, denn mich läßt die Seekrankheit

in Ruhe, weil ich mäßig bin und mich viel auf dem Verdeck bewege.

Die Schiffsgesellschaft ist im Ganzen wenig nach meinem Geschmack. Die Hauptfiguren machen eine Anzahl Franzosen, die stets das große Wort führen, das nichtigste Zeug schwatzen, für jeden Dreck die Aufmerksamkeit des ganzen Schiffs in Anspruch nehmen und fortwährend Absynth trinken.

Den 25.

Wind und Wetter wie gestern. Die Seekrankheit wüthet gewaltig. Mein junger Schlafkamerad, der noch weit dünner und gelber geworden ist, als er schon war, scheint eine wahrhaft vulkanische Natur zu sein. Wo der das Alles sitzen hat, ist mir unbegreiflich. Mitunter ist es mir, als müsse der ganze Mensch, soweit er unter der Decke steckt, schon über seine Lippen davongegangen sein und als sei er jetzt im Begriff, den Kopf selbst nachzuspucken. Der arme Teufel ist so verloren hülflos und so hoffnungslos ergeben, daß man ein Herz von Stein haben müßte, wenn man kein Mitleid mit ihm hätte. Seine Kollegen scheuen sich, ihn zu besuchen, wenn ich da bin, weshalb ich ihnen mitunter Platz mache, damit sie mit ihm den Beistand des Himmels anrufen können. Der andere Bewohner der Zelle ist ein dummer, amerikanischer Kadet, der nur Englisch spricht, und vor dem geniren sie sich nicht.

Den 26.

Schönes Wetter und weniger Wind. Die Seekranken kriechen wieder aus ihren Verstecken hervor. Auch mein Bettnachbar wankt umher und lächelt rekonvaleszentlich-mild. Die Damen haben eine sehr „interessante Bläße"

erhalten. Ihrem Munde ſieht man noch die Spuren der Verzerrungen und Verrenkungen an, zu denen er ſo oft gezwungen worden. Hat ſich ſchon einmal ein Seekranker während der Operation im Spiegel beſehen? Der Anblick iſt ſo tragi-komiſch, daß er Den ſicher kuriren würde, der Kraft und Muth hätte, ihn an ſich ſelbſt zu „genießen“. Eine abſcheuliche Erfindung, dieſe Seekrankheit. Aber kein ſeltſameres Schauſpiel, als einen ſeekranken Jeſuiten zu ſehen, mit dem negativen Pflaſter auf dem herabgeſtreckten Kopf und mit dem Munde die Salbe der Barmherzigkeit ſpendend, ohne Arg, ohne volksfeindliche Abſichten, ohne kirchliche Prätenſion — die perſonifizirte Ergebung und Hülfloſigkeit. Ich mögte wol einmal den Herzog Alba oder einen ähnlichen Menſchenfreund ſehen wenn er die Seekrankheit hätte.

Gegen Abend hatte ich eine lange Unterredung mit dem wohlbeleibten Herrn aus Rom, der, wie auch die Andern, immer zuthulicher und vertraulicher mit mir wird. Es fehlt nur noch ein klein Wenig, ſo ſind wir Freunde, Herzensfreunde, Freunde für immer. Der Mann hat ſich viel umgeſehn, beſitzt Kenntniſſe und iſt ein ganz gewandter Dialektiker. Wir ſprachen über Politik u. ſ. w. Seine Lehre kam darauf hinaus, daß jede Regierungsform gleich gut ſei, wenn nur die Regenten gut ſeien (und die finden die Jeſuiten überall gut, wo ſie geduldet werden). Was die Jeſuiten betrifft, über die wir ebenfalls ſprachen, ſo war der Sinn ſeiner Aeußerungen, man müſſe ſie als rechtſchaffene Leute gelten laſſen, ſo lang man ihnen nicht den Prozeß machen könne. Wie kann man einen Mann für ſchlecht halten, ſo lang man ihn nicht hängen darf? Natürlich war ich vollſtändig ſeiner Anſicht und er iſt

ſicher überzeugt, mich belehrt zu haben, obſchon er herausbrachte, daß ich ein Mann der Feder ſei.

Den 27.

Ich mache ſchon bedeutende Fortſchritte im Engliſchen. Einer der Paſſagiere, ein Engländer, ſagte mir neulich bei Tiſch: "Knowledge is power, Sir" (Kenntniß iſt Macht, mein Herr). Heute begann der Mann auf dem Verdeck plötzlich zu würgen und zu muſiziren, weil er zu viel gegeſſen hatte. Ich ſtellte mich theilnehmend an ſeine Seite und ſprach mit Ernſt und Würde: "Knowledge is power, Sir."

Uebrigens iſt das Wetter jetzt ſchön, aber der Wind kontrair.

Heute Mittag ſind wir 300 Stunden in gerader Richtung von Havre. Die See hat zwei Göttinnen geſchaffen, die ſchlecht zuſammen paſſen: die Göttinn der Liebe und die Göttinn der Langeweile. Und doch paſſen ſie inſofern zuſammen, als die erſte die zweite vertreibt und dieſe der andern Anhänger verſchafft. Kann man aber auf der See lieben? Ich weiß es nicht, da ich keine Gelegenheit dazu gehabt habe. Wenn ich mich in ein Weib verwandeln könnte, würde ich herauszubringen verſuchen, was die Jeſuiten von der Liebe denken. Die verdammte Seekrankheit! Sie miſcht ſich in alle Gedanken und jetzt frage ich mich, wie ein Seekranker eine Liebeserklärung aufnehmen würde. „Mein Freund, ich liebe Sie!" — Braatſch — antwortet der Jeſuit und ſpielt den umgekehrten Aetna. Verſchlucke dich die Hölle, fühlloſer Krater!

Uebrigens iſt trotz dieſen armen Jeſuiten der Tiſch vorzüglich. Was mich aber auf's Höchſte ennüyirt und mir den Appetit verdirbt, iſt die Sklaverei, welcher man durch die

sorgfältige Bedienung unterworfen wird. Die Aufwärter laufen beständig hinter Einem her, greifen Einem den Teller weg, schneiden Einem vor, schenken Einem ein, rufen Einem zu, daß man kaum zur Besinnung kommt. Es fehlt bloß, daß sie Einem die Speisen in den Mund stecken und vorkauen. Und dabei erhält man doch nicht, was man wünscht. Will man ein Bein, so bringen sie Einem einen Flügel, fordert man ein großes Stück, so erhält man ein kleines und umgekehrt, wünscht man weißen Wein, so schenken sie Einem rothen ein und man läßt es geschehen, um nur nicht noch mehr Umstände zu haben. Ich will lieber ein bescheidenes Essen — ohne Bedienung. Auch am Tische ist die Freiheit zu Hause, man muß selbst wählen und zugreifen können und der Magen will so wenig bevormundet sein wie der Kopf.

Den 30.

Beinah zwei Tage und zwei Nächte haben wir fortwährend Sturm gehabt und zwar mitunter ganz ausgezeichneten. Ich konnte der Bewegung wegen keine Zeile schreiben. Es gab Wellen beinah wie der kleine Saleve bei Genf. Sie spielten mit dem großen Schiff wie die Katze mit der Maus und gaben ihm mitunter Schläge, daß es halbe Minuten lang nachdröhnte und nachbebte, als wolle es sich über das Auseinanderbrechen besinnen. Das Schlimmste ist, daß der Sturm fortwährend kontrair kommt und uns nicht nur aufhält, sondern zurücktreibt. Das Schiff hat vier Herde in der Maschinerie und von diesen durfte nur ein einziger gebraucht werden, damit das Schiff nicht durch die Kollision mit den heranstürmenden Wellen Schaden leide.

Das ſind ſchreckliche Zeiten für die Seekranken. Ununterbrochenes Vokalkonzert, mit Blasinſtrumenten untermiſcht, daß man glaubt, in einer Teufelskirche zu ſein, beſonders wenn „Jan Windjes“, wie die Holländer ihn nennen, die Orgel dazu ſpielt. Uebrigens haben die Geſunden faſt ebenſoviel zu leiden, wie die Kranken, denn, abgeſehen von der Muſik der letztern, es kracht das Holzwerk ſo gewaltig und ſind die Bewegungen ſo ſtark, daß an Schlafen gar nicht zu denken iſt.

Mein jeſuitiſcher Schlafkollege iſt mehr todt als lebendig. Außer ſeinen Eruptionen gibt er nur dann ein Lebenszeichen von ſich, wenn ich ihm mit ſchlechten Witzen zuſetze. Ich wundre mich, daß ein Seekranker ſo lachen kann. Mitunter ſchwatze ich ihm Zeug vor, daß er denken muß, ich ſei toll geworden. Uebrigens habe ich herausgefunden, daß unter der Jeſuitengeſellſchaft auch ein Amerikaner iſt, der die Heerde wie ein Entrepreneur hinüberzuführen ſcheint. Er iſt eine tonnenartige Figur und ein kreuzfideler Kauz, reißt fortwährend Witze, macht durch allerlei Töne die Katzen nach, lieſ't Romane u. ſ. w., ſo daß ihm kein Menſch, der nicht gleich mir die verwachſene Tonſur entdeckt hat, den Pfaffen anmerken kann.

Heute iſt das Wetter etwas beſſer, aber der Wind noch immer kontrair. Zum Engliſchlernen komme ich gar nicht mehr. Schlafen und Eſſen iſt der einzige Zeitvertreib. Der Tiſch, zum zehnten Mal ſei es geſagt, iſt ausgezeichnet. Man ſcheint damit Renomme für die Havre-Linie machen zu wollen. Die beſten Speiſen, die man ſonſt in Jahr und Tag nicht zu ſehen bekommt, ſind hier etwas ganz Alltägliches und alle Tage gibt es etwas Neues und nach jeder Mahlzeit zum Deſſert Champagner. Beim

Deſſert wünſche ich mir immer unſern kleinen "Charcutier" hierher.

Den 3. Januar.

Das nenne ich ein Neujahr! Bis heute wieder fortwährend Sturm und was für Sturm! Ich habe nie ein ſo anhaltendes, furchtbares und, man könnte ſagen, erbittertes Sturmwetter erlebt. Dagegen war die letzte Genfer „Biſe" ein bloßer Seufzer. Es iſt mir in der That unbegreiflich, daß wir Das überſtehen konnten, obſchon ich auf offener See für ein gutes und gut geleitetes Schiff die Gefahr nie hoch angeſchlagen habe. Ein ſolches Wellengetümmel habe ich ſelbſt am Kap der guten Hoffnung kaum geſehen. Sämmtliche Paſſagiere, von denen manche beſtändig zwiſchen Europa und Amerika hin- und herreiſen, erklärten, ſie hätten jamais si grosses vagues geſehen, und ſie ſtritten ſich darum, ob man ſie Montagnes oder Alpes nennen müſſe. Das Schiff mußte die meiſte Zeit beilegen und die Maſchine ganz ſtill ſtellen.

Am Meiſten haben mich wieder die Jeſuiten intereſſirt. Sie werden immer zutraulicher und gemüthlicher und ſo oft ſie mit ängſtlichen Geſichtern hervorkrochen, arbeiteten ſie ſich mit Händen und Füßen zu mir, wünſchten meine Meinung zu hören und ſagten mir Schmeicheleien. Sie meinen, ich ſei der Unerſchrockenſte auf dem ganzen Schiff, was eigentlich ſo viel heißt, als daß ſie die Erſchrockenſten ſind. Ich nehme es ihnen nicht übel. Wäre ich zum erſten Mal auf der See, ich würde dieß Getümmel auch nicht ſo ruhig angeſehen, doch jedenfalls auch nicht ſo wenig Contenance gehabt haben, wie dieſe Männer Gottes. Am Wenigſten greift das Wetter moraliſch meinen Schlafkollegen an. Er weiß vor lauter Seekrankheit nicht

was Sturm und Gefahr heißt und wenn er lichte Augenblicke hat, ſo benutze ich die ganz chriſtlich, ihn durch irgend eine Poſſe aufzuheitern. Geſtern früh, als er mit offenen Augen aus ſeiner Ecke hervorguckte, rief ich ihm aus meinem Bette „guten Morgen“ zu und es entſpann ſich folgendes Geſpräch:

Ich. Fühlen Sie ſich ſtark genug, mir ein Frage zu beantworten?

Er. Vollkommen.

Ich. Aber die Frage iſt wichtig und könnte Sie anſtrengen.

Er. Thut nichts, ich fühle mich ganz wohl.

Ich. Gehen Sie wohl mit ſich zu Rathe, denn wenn die Frage Ihre Kräfte überſteigt, übernehme ich nicht die Verantwortlichkeit.

Er. Seien Sie unbeſorgt. Aber Sie machen mich neugierig. Wie heißt Ihre Frage?

Ich. Meine Frage iſt folgende: Wie heißt derjenige Theil des menſchlichen Körpers, der mit einem A anfängt?

Er. Das kann ich Ihnen nicht ſagen.

Ich. Aber ich kann es. Er heißt: Ai Stiefelknecht.

Darauf fing er der Maßen an zu lachen, daß ich fürchtete, er werde erſticken. Das iſt die Art, wie ich meinen frommen Patienten aufheitere.

Wenn man nur beſſer ſchlafen könnte! Jede Kajüte kracht ihre beſondre Melodie und ſo krachen ihrer etwa 50 durch einander. Man denke ſich einige Dutzend Donnerwetter, jedes von verſchiedener Tonart, akkompagnirt von 3000 Katzen, 300 Fiſchweibern, 50 Hagelſchauern, 100 Ferkeln und 175 Gänſen, ſo hat man einen ungefähren

Begriff von dem Unwetterkonzert, dem wir hier Tag und Nacht zuhören müſſen. Wenn einer Das auf Noten bringen wollte, müßte er die Noten mit Maſtbäumen ſchreiben.

Aendert ſich das Wetter noch nicht bald, ſo berufe ich eine Maſſenverſammlung, halte eine Rede an die Mannſchaft, verrathe die Jeſuiten und ihre verſteckte Tonſur, bürde ihnen die Schuld auf und trage darauf an, ſie in corpore über Bord zu werfen. Da ſie, durch beſondere Begünſtigung des franzöſiſchen Gouvernements, für den halben Preis reiſen — wie mir Einer verrathen hat —, ſo verlieren ſie beim Verſaufen nur halb ſo viel wie die übrigen Paſſagiere.

Wir ſind jetzt 11 Tage unterwegs und haben erſt die Hälfte zurückgelegt. Noch 11 Tage und ich vergreife mich an meinen Mitmenſchen.

Den 7.

Um ſeinen Jeſuiten einige Erholung zu gewähren, hat der liebe Herrgott einen halben Tag beſſeres Wetter geſandt, dann aber wieder Sturm und zwar noch wüthenderen, als zuvor. Manchen iſt dabei das Herz ſo tief in die Hoſe geſunken, daß ſie glaubten, es werde nicht wieder heraufkommen. Unſer Schiff iſt alt, aber ſolid, das hat es bei dieſen fürchterlichen Proben gezeigt. Trotz allen Stürmen und Wellen bleibe ich von der Seekrankheit verſchont. Wenn nur die Langeweile nicht wäre! Der Sturm gewährt keine Unterhaltung mehr und zu jeder Beſchäftigung iſt man bei dieſem Lärm und dieſen heftigen Bewegungen aus phyſiſchen Gründen total unfähig, da man nur darauf bedacht ſein muß, ſich auf den Beinen, oder auf dem Sitz, ja ſelbſt im Bette feſtzuhalten. Auf

die Dauer könnte man dabei vor lauter Nichtsthun toll werden und die apathiſchen Seekranken kommen Einem manchmal wahrhaft beneidenswerth vor. Mich ekelt dieß Seeleben noch an, wenn es ſchon lang überſtanden iſt. Gefahren überſtanden zu haben, iſt angenehm. Ueberſtandene Langeweile aber erweckt auch in der Erinnerung nur Langeweile.

Von Seethieren haben wir bisher nur Sturmmöven, Meerſchweine und Jeſuiten geſehen. Vielleicht bekommen wir Wallfiſche zu ſehen, wenn wir die Gegend von Neufundland erreichen.

Den 9.

Das Wetter hat ſich endlich geändert. Heute iſt wahres Frühlingswetter und der beſte Wind. Wir können jetzt in 4—6 Tagen in New-York ſein.

Uebrigens iſt der Tiſch, unſer Hauptunterhaltungsmittel, bedeutend ſchlechter geworden. Es ſcheint, durch die lange Dauer der Reiſe ſind die Delikateſſen erſchöpft. Ich laborire an Halsentzündung und Katarrh — auch eine Unterhaltung und einiger Maßen Erſatz für die Seekrankheit.

Den 13.

Die Ausſichten haben ſich abermals verſchlechtert. Wieder fortwährend kontraire Stürme mit Regen und Schnee. Da vorausſichtlich der Kohlenvorrath nicht mehr bis New-York ausreichen wird, ſteuern wir jetzt nach Halifax. Das gibt wieder einige Tage Aufenthalt und Umweg, ſo daß wir ſchwerlich vor dem 20. in New-York eintreffen werden. Mir kommt dieſe Reiſe vor als dauere ſie drei Monate.

Halifax, den 14.

Endlich habe ich den amerikaniſchen Boden unter den Füßen. Halifax iſt eine faſt nur aus Holz gebaute Stadt mit etwa 20,000 Einwohnern. Der Schiffsverkehr iſt jetzt wegen des Winters wie todt. Auf den Straßen habe ich außer einigen hübſchen Engländerinnen faſt nichts geſehen, als eine Menge ſcheußlicher Negerinnen, vor deren Lippen man unwillkürlich ausweicht, weil ſie ausſehen, als wollten ſie ſich öffnen zum Verſchlingen ihres Betrachters. Eine, die an der Thüre ſtand, ſah mich an, als ſeien ihre Lippen am Ueberlegen, ob ich wol hindurch könne, und ſpräche ich genug Engliſch, ſo würde ich flehentlich ausgerufen haben: verſchonen Sie mich, ich bin Familienvater und Menſchheitsbeglücker!

Aus Freude über die einſtweilige Erlöſung, oder aus Langeweile faßte heute das ganze Paſſagierkollegium nebſt dem Schiffskapitain den Beſchluß, in einem Hotel der Stadt zu Mittag zu ſpeiſen. Ich konnte mich nicht füglich entziehen und das koſtete mir beinah meine letzten Thaler, denn die Menſchen tranken nach der Mahlzeit Champagner (ſchlechten dazu) und dann wurden die Koſten vertheilt.

Hier gibt es Auſtern beinah ſo groß wie die Fläche der Hand. Man nimt ſie aus den Schalen, quatſcht ein Dutzend mit ihrer Original-Flüſſigkeit in einen Teller zuſammen, thut Pfeffer, Eſſig und allerlei Schmiere darüber und dann harpunirt man ſie mit der Gabel aus der Brühe heraus. So oft Einer ſolch ein Ungethüm verſchlingt, wobei die Anſtrengung allerlei kurioſe Töne verurſacht, ungefähr wie wenn Waſſer in eine Senkröhre hinabgurgelt, denke ich an den „Kampf mit dem

Drachen.“ Auch werden hier Seekrebſe und Truthähne aufgetiſcht, vor denen man ſich einiger Maßen ermannen muß, ehe man zugreift. Wären nach dieſem Maßſtab die amerikaniſchen Menſchen konſtruirt, ſo würde ich unter ihnen ausſehen wie ein Halbwachſener.

Vor dem Eſſen hatte ich eine lächerliche Szene. Das Erſte, woran ich dachte, als ich an's Land kam, war, mir den Kohlenſtaub und ſonſtigen Schmutz der Reiſe gründlich abzuwaſchen. Ich lief daher in die Stadt und fragte (natürlich auf Engliſch) nach einem Bad. Ein Junge führte mich zehn Minuten weit durch allerlei Gaſſen und brachte mich endlich zu einem Fiſcher, der Boote vermiethete und überraſcht zu ſein ſchien, daß ich in dieſem Winterwetter eine Spazierfahrt machen wollte. Ich hatte nämlich das Wort Bath zu o-mäßig ausgeſprochen in der Meinung, mich ganz gewählt und ächt engliſch auszudrücken. Endlich gelang es mir, durch die fürchterlichſten linguiſtiſchen Anſtrengungen, den Menſchen begreiflich zu machen, daß ich meine Perſönlichkeit bis an das Kinn in Waſſer tauchen und abwaſchen wolle. Ich wurde in eine Barracke geführt, wo nach einer halben Stunde das Waſſer ſo weit erwärmt war, daß ich in den hölzernen Badetrog hineingehen konnte ohne feſtzufrieren. Jetzt ging es mit Hülfe der mitgebrachten Süßwaſſerſeife an ein Waſchen und Reiben, als hätte es gegolten, einen Seehund abzuhäuten. Merkwürdiger Weiſe wollte die Seife nicht „abgeben“ und mit dem groben Handtuch mußte ich die Haut förmlich abfeilen. Ein Spiegel war nicht da, doch ſetzte ich voraus, daß Alles in Ordnung ſei. Endlich war das Werk gethan, und ich ſtellte mich in dem Gaſthof ein mit dem ſtolzen Bewußtſein, daß ich der Reinſte der

ganzen Gesellschaft sei. Man sah mich verwundert an und lächelte verdächtig. Die Ursache zeigte mir ein Spiegel: das halbe Gesicht war schwarz und streifig von einer Farbenmischung, die durch Kohlenstaub, Seife und — Seewasser gebildet war. Das Wasser nämlich, worin ich mich gebadet, war, ohne daß ich es ahnte, Salzwasser.

Halb schwarz, oder „schwarz-weiß" — so war also mein erstes Auftreten in Amerika. „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?"

Den 15.

Heute Nachmittag geht's weiter nach New-York. Bis dahin wird's wol nichts mehr zu notiren geben. Deshalb jetzt noch ein Paar Merkwürdigkeiten. Sie betreffen meine jesuitischen Freunde.

Es ist mir langweilig geworden und hat keinen Zweck mehr, mich länger zu verstellen, und ich benutzte daher heute einen Diskurs mit dem beleibten Herrn aus Rom, meine Maske vollständig abzunehmen. Es kam die Rede auf Religion und ich erklärte ganz trocken, daß ich davon nichts verstehe, da ich Atheist sei. „Das ist nicht möglich," rief der Mann aus. Warum nicht? „Weil Sie ein Mann von Verstand und Bildung sind." Jetzt wurde untersucht, was Verstand und Bildung ist. Er bewies mir, daß beide auf einen Gott hinauskommen müssen. Ich ließ ihn ruhig den „gestirnten Himmel", die „Schönheit der Welt", kurz alle die trivialen Beweisstücke für das Dasein eines Urhebers, Schöpfers u. s. w. auskramen und setzte ihm dann mit Gegenargumenten zu. Es dauerte nicht lang, so entdeckte er, wovon ich nicht das Mindeste bemerkte —, daß es anfange zu regnen, und retirirte eilig unter das Verdeck. Als ich ihm nachging, um ihn desi-

nitiv zu „erledigen“, fand ich ihn in einer ganz dunkelen Ecke ſitzen, wo er plötzlich — „böſe Augen“ hatte.

Von dem Augenblick ab hat er mich in Ruhe gelaſſen.*)

Das Heiterſte erlebte ich mit meinem jungen Schlafkameraden. Er wußte von meinem Atheismus noch nichts und hatte noch das alte Zutrauen zu mir, welches ſo groß war, daß er mir zum Schluß der Reiſe eine Beichte ablegte. Denkt Euch den großen Augenblick, wo ein Jeſuit mir, dem Gottloſen, beichtet! Aber was beichtete er? War es eine Sünde? Ich weiß nicht, wie ich es klaſſifiziren ſoll; jedenfalls mögte ich dergleichen weder auf noch unter dem Gewiſſen haben. Es iſt wörtlich wahr, daß der Menſch mir mit der Miene eines bekümmerten Delinquenten oder armen Sünders beichtete, er habe — Schöpfer der periſtaltiſchen Bewegungen, vergib ihm! — er habe — Männer der Wiſſenſchaft, wie iſt Das möglich? — er habe — Gott des Rhabarbers, komm' ihm zu Hülfe! — er habe — wie lang läßt ſich dergleichen eigentlich durchführen? — er habe, ja, er habe, er habe, er habe — in 20, ſage zwanzig Tagen keinen Stuhlgang gehabt! Und Das ſagte er mit einer leidenden, bekümmerten Miene, als martere ihn der Zweifel, ob er wol jemals wieder ſich eines chriſtlichen Stuhlganges erfreuen werde.

Ich erſtaunte ob dieſes zwanzigtägigen Weltwunders, das kein Menſch ohne übernatürliche Hülfe zu Stande bringen kann, bis in die Tiefen meines Herzens und

---

*) Der Mann war, wie ich ſpäter erfuhr, der Provinzial der Jeſuiten von Baltimore.

ſämmtlicher Eingeweide. Doch, mich auf meinen Beichtvaterberuf beſinnend, erhob ich feierlich die Hand, legte alles Gottvertrauen in meine Miene und gab dem gepeinigten Sünder Abſolution mit den tröſtenden Worten: „Beruhige dich, Mann Gottes; du haſt unter ſeinem allmächtigen Beiſtand den Gang der Natur während dieſer Reiſe vollſtändig umgekehrt und fortan wirſt du ſein wie die Kirche: wo man hineingeht, da geht man auch wieder hinaus! Amen!“

So weit mein Tagebuch. Am Tag der Abreiſe von Halifax gab ich noch einen Brief nach New-York an Eichthal zur Poſt, da ich der Poſt zutraute, daß ſie eher anlangen werde, als der jeſuitenbeladene „Miſſiſſippi“, dem ſich die See ſo wenig günſtig gezeigt hatte. Endlich erreichten wir, durch ſchlechtes Wetter abermals aufgehalten, nach einigen Tagen die Bai von New-York, alſo nach einer Reiſe von beinah vier Wochen.

V.

Empfang in New-York. Thätigkeit daselbst. Die Nachricht von der Februarrevolution. Vorbereitungen zur Rückkehr nach Europa. Der teutsch-amerikanische Gesandte.

Als ich in New-York landete, dachte ich natürlich zunächst daran, Eichthal aufzusuchen. Ich hatte keine nähere Anweisung über die Lokalität erhalten und wußte keine Adresse. Ein ebenfalls auf dem „Mississippi“ herübergekommener teutscher Kaufmann wurde am Schiff von einem Bekannten abgeholt und ich bestieg mit ihnen denselben Wagen. Da ich aus ihrem Gespräch entnahm, daß sie in New-York näher Bescheid wußten, fragte ich den Einen, der aus der Stadt gekommen war, ob er mir sagen könne, wo Herr Eichthal, der Redakteur der „Schnellpost“, wohne. „Der wohnt gegenwärtig auf dem Kirchhof,“ war die Antwort. Er war am 15. Dez. 1847, am Tage meiner Abreise von Genf, gestorben.

Eine traurigere, niederschlagendere Nachricht konnte mich nicht bewillkommnen. Eichthal hatte ich nach Allem, was ich von ihm wußte, nicht bloß als einen intelligenten

Ehrenmann anzuerkennen, ſondern auch als den eifrigſten Vorkämpfer der Zwecke, die ich in dieſem Lande zu verfolgen gedachte. Freiligrath, der die Nachricht von ſeinem Tode ungefähr um dieſelbe Zeit in London erhielt, wie ich in New-York, ſchrieb mir am 14. Jan. 1848 über ihn: „Du biſt jetzt hoffentlich ſeit mehreren Tagen in New-York angekommen, wirſt jedoch bei Deiner Ankunft ſchmerzlich überraſcht geweſen ſein, den trefflichen Eichthal nicht mehr unter den Lebenden zu finden. Ich ſelbſt erfuhr die Trauerbotſchaft erſt vor wenig Tagen durch die Weſerzeitung und muß ſagen, daß mich ſeit lange nichts ſo erſchüttert hat wie dieſer jähe Tod.“

„Eichthal war gewiß dein wärmſter, eifrigſter, unermüdlichſter Freund in Amerika. Er hat das bewieſen: ohne ſeine Anregung, ohne ſein unabläſſiges Arbeiten in der Schnellpoſt wärſt du, was deine amerikaniſchen Projekte anbetrifft, ſicher nicht ſo weit, wie du hoffentlich jetzt ſein wirſt. Ihm zumeiſt verdankſt du den glücklichen Erfolg der bisherigen Subſcriptionen, ihm den gebahnten Weg, der dich drüben empfängt.“

„Inzwiſchen bleibt es ſchlimm, daß gerade dieſer Ehrenmann dir nicht zuerſt die Hand bieten, dich nicht zuerſt bei den Landsleuten einführen konnte.“

Zu dieſem ehrenden Zeugniß über den Verſtorbenen will ich gleich auch noch folgende Stelle aus Freiligrath's Brief mittheilen, da ſie auf eine eigenthümliche Weiſe mit Dem kontraſtirt, was ich bald nachher in New-York erfuhr:

„Auf der andren Seite iſt aber vielleicht eben ſein Tod Urſache, daß dir bald ſchon (und eher, als es ſonſt geſchehen ſein würde) ein congenialer Wirkungskreis und mit die-

ſem die dir und den Deinigen nothwendige Exiſtenzbaſis zuwege gebracht wird. Ich denke an die verwaiſ'te Schnellpoſt! Bis jetzt, glaube ich, war das Blatt ein Privatunternehmen Eichthals. Könnte es nun nicht eine, aus wohlhabenden dortigen Deutſchen zuſammengeſetzte Aktiengeſellſchaft an ſich bringen und dich — gegen ein anſtändiges Gehalt oder (resp. und) mit einem Antheil am Nutzen — zum Redakteur machen?"

Eichthal alſo todt! An wen ſollte ich mich nun wenden? Nachdem ich vergebens an zwei teutſchen Logirhäuſern angefragt, wo man keinen Raum mehr hatte, fand ich endlich ein Unterkommen bei Herrn Lievre, der damals noch in der Frankfort-Str. wohnte. Ich hatte meinen Namen noch Keinem genannt und wünſchte mich zunächſt durch Nachfragen im Lokal der „Schnellpoſt" zu orientiren. Als ich mich dort einfand, um mich nach dem derzeitigen Redakteur zu erkundigen, ſtürzte mir, ſobald ich meinen Namen nannte, der ehemalige „deutſch-katholiſche" Agitator Dowiat an den Hals, ein Mann, den ich perſönlich nie geſehen, deſſen Vergangenheit mir aber beſſer bekannt war, als den Leuten in New-York. Ich ließ ihn Das ſofort merken, aber er nahm keine Notiz davon.

Es währte jetzt nicht lang, ſo wußte man in New-York, der große Mann ſei angelangt und es wurde in einer, von einem Göttinger Flüchtling oder Juſtizmärtyrer gehaltenen Weinwirthſchaft ſofort eine Vor-Beſichtigung ſelbigen großen Mannes durch eine ausgewählte Geſellſchaft veranſtaltet. Da ich dort Gelegenheit erhalten ſollte, die hervorragendſten der Männer kennen zu lernen, auf deren Mitwirkung ich mich zu ſtützen hatte, machte ich keine Schwierigkeiten, obſchon ich mehr Neigung empfand, mich

zu Bette zu legen, als, mich in einer Geſellſchaft empfangen zu laſſen.

An einem langen Tiſch ſammelten ſich in kurzer Zeit zwei bis drei Dutzend Gäſte, die Rheinweinflaſchen vor ſich. Nachdem man einige Minuten konverſirt, erhob ſich als ſelbſtgewählter Präſident der Geſellſchaft Herr — Dowiat, um mich vorzuſtellen und zu bewillkommnen. Eichthal todt und Dowiat Bewillkommnungspräſident! „Immerhin bleibt es ſchlimm," heißt es in Freiligraths Brief, „daß gerade dieſer Ehrenmann dir nicht zuerſt die Hand bieten, dich nicht zuerſt bei deinen Landsleuten einführen konnte". Herr Dowiat Einführungspräſident! Ich beſah mir die Geſellſchaft genauer und doch ſah ſie anſtändig aus. Die Lobrede begann. Sie galt dem Mann, dem Mann, dem großen Mann. Tiefe, feierliche Stille. Ja, ſo iſt es; ſchön ausgedrückt; der Redner löſ't ſeine Aufgabe fähig und würdig. Endlich iſt die Rede fertig und es wird auf den Mann, den Mann, den großen Mann angeſtoßen, daß die Gläſer zu zerſpringen drohen. Darauf wieder feierliche Stille, denn jetzt wird der Moment eintreten, wo der große Mann auf den Toaſt erwiedern muß. Geſpannte Erwartung. Was wird er ſagen? Seht, wie er nachdenkend auf den Tiſch glotzt. Augenſcheinlich bereitet er eine lange Rede vor. Sind keine Reporter da? Noch immer kein Wort! Iſt er vielleicht zu bewegt? Hat die Rede des Präſidenten etwa einen zu tiefen Eindruck auf ihn gemacht? Sonderbar — er ſchweigt noch immer. Doch nein, er blickt auf, er macht Anſtalten, er öffnet den Mund und fragt ſeinen Nachbar, den Dr. Brüninghauſen, einen rheiniſchen Landsmann, im alltäglichſten Ton:

„Sind in New-York die Häusermiethen hoch?“

Wie? Das ist die Antwort auf einen solchen Toast? Was steckt dahinter? Als man später erfahren, wer und was der Bewillkommnungspräsident war, wußte man das Räthsel zu lösen; für den Moment aber hat man es mir sehr übel ausgelegt, daß ich so wenig Diplomat war, so wenig Respekt vor Komplimenten zeigte und mich bald nach erlittenem Toast empfahl, weil ich in mehreren Wochen nicht menschlich geschlafen habe und der Ruhe bedürfe.

In einer Stellung, wie die meinige damals war, konnte bei der Verfolgung meiner Zwecke möglicher Weise viel davon abhangen, an wen ich mich zuerst adressirte, durch wen ich mich introduziren ließ, wer mich umgab, wo ich logirte u. s. w. Ich hatte für alle diese Rücksichten keine Anleitung. Menschen und Verhältnisse waren mir völlig fremd und zu meiner Orientirung mußte ich nach allen Seiten erst Beobachtungen und Erfahrungen machen. Wäre ich übrigens auch im Voraus über Alles genau unterrichtet gewesen, am Ende würde ich doch denselben Weg eingeschlagen haben, den ich ging, da ich meine Umgebung erst meinem Zweck entsprechend zu gestalten hatte. Diesen Zweck kannte man und sollte man bald noch näher kennen lernen. Wer, dachte ich, sich dafür interessirt und dafür mitwirken will, der wird sich melden und wer sich nicht dafür interessirt, der ist mir gleichgiltig, der existirt nicht für mich.

Wie nöthig und probat diese Richtschnur war, zeigte sich bald, da man von den verschiedensten Seiten mich in Beschlag zu nehmen suchte. Politische Parteiagenten, Lokalgrößen, Klassenführer, Popularitätsspekulanten, kurz allerlei große und kleine Männer machten dem vielbespro-

chenen Ankömmling ihre Aufwartung, um ihn kennen zu lernen und zu sondiren, was sich mit ihm beginnen lasse. Ich aber richtete meine Rücksichten auf sie, mogten sie eine Stellung haben, welche sie wollten, bloß nach ihrer Ehrenhaftigkeit, soweit ich sie beurtheilen konnte, und nach dem Interesse ein, das sie für die Sache der Revolution bewiesen So ließ z. B. Herr Bennett, der Herausgeber des „Herald", mich wiederholt einladen, ihn zu besuchen, und als mir ein Festessen gegeben wurde, sandte er einen besondern Berichterstatter, der mich nicht wenig herauspusste. Als ich mich aber erkundigt hatte, wer Herr Bennet sei, ließ ich ihm auf erneuerte Einladung sagen, ich wolle mit einem Menschen seiner Art nichts zu schaffen haben, und seit jener Zeit wurde mein Name nicht wieder im „Herald" genannt, der für die Revolution so viel Interesse hatte wie der Mann im Mond. Unter den Teutschen bemühte sich sehr angelegentlich der verstorbene Advokat Dr. Ludewig, mir einen hohen Begriff von seiner Persönlichkeit, Begabung und Bedeutung beizubringen. Als er aber bei einem Festessen der „Deutschen Gesellschaft" gegen die Revolution auftrat, wobei er die Phrase gebrauchte, „nicht Gewitter und Sturm, sondern Sonnenschein" sei der Entwickelung der Völker förderlich, kanzelte ich ihn in der „Schnellpost" als „Doktor Sonnenschein" herunter — ein Spitzname, den er bis zu seinem Tode behalten hat. Mit Herrn Ludewig griff ich zugleich die teutschen Aristokrätler der Konsular und Importer-Regionen an, denen ich bald angemerkt, daß sie nichts Anderes im Kopf hatten, als den ekelhaften Dünkel „ihres Hauses" und ihres Geldsacks. Ich hatte die beste Gelegenheit, in diese Kreise freundlich eingeführt zu werden,

aber ein richtiges Gefühl ſagte mir, daß ich dadurch nur umſonſt meinem Charakter etwas vergeben würde, ohne meiner Sache zu nützen, denn die teutſchen Kaufmanns-Ariſtokrätler in New-York — ich nannte ſie „halb Junker, halb Ladenſchwengel“ — waren damals, was ſie jetzt noch ſind: die geiſtloſeſten, engherzigſten, ordinairſten, reaktionairſten und dabei hochmüthigſten Geldſchacherer und Geldprahler, die ſich denken laſſen. Ich habe damals, wie ſpäter, auch unter den begüterten teutſchen Kaufleuten einzelne reſpektable Perſonen gefunden; aber Diejenigen, die den Ton angaben, waren die Konſuln und die Bremer Autoritäten der „Deutſchen Geſellſchaft“ und dieſe griff ich ſofort auf das Entſchiedenſte an, wodurch ich mir von vorn herein alle Ausſicht abſchnitt, von ihnen — zu Tiſch geladen zu werden.

Eine amüſante Probe der Ausſichten, welche mir nach einer entgegengeſetzten Seite hin eröffnet wurden, liefert folgendes Schreiben eines Kommuniſtenchefs, der damals unter den Arbeitern eine große Rolle ſpielte. Was die vertrauliche Anrede betrifft, ſo bemerke ich, daß ich den Verfaſſer nie geſehen und nie mit ihm in Verbindung geſtanden hatte. Er wird gedacht haben, alle „großen Männer“ ſeien, wie alle Herren von Gottes Gnaden, von vorn herein „Brüder“.

„New-Orleans den 5. Februar 1848.

Lieber Heinzen!

Sie werden die Richtung Ihres Wirkungskreiſes und die Tendenz dieſer Richtung hier in Amerika wohl ſchon beſtimmt haben, obwohl aus Ihrer erſten Rede darüber noch nichts Beſtimmtes zu erſehen iſt. Vergeſſen Sie aber nicht, lieber Heinzen, daß jetzt alle deutſchen Herzen in

den Ver. Staaten Ihnen entgegenſchlagen. Sie können zum Heile der Menſchheit Großes wirken, wenn Sie die günſtige Stimmung benutzen, die Ihre Freunde für Sie unter das Publikum verbreitet haben. Aber ach! (verzeihen Sie dieſe Bemerkung), Sie kennen das Publikum nicht, Sie kennen das Volk in Amerika noch nicht. Ich denke Sie umgeben von wohlwollenden Geldmännern, wohlwollend gegen Sie, aber nicht einen hohen erhabenen praktiſch wirkenden, allgemeinen Zweck der Humanität erfaſſend. Sie könnten dem ganzen Humbug einen Strich durch die Rechnung machen, wenn Sie — auf unſere, wenn Sie auf meine Seite träten, wenn Sie mit mir, wenn ich für Sie wirken könnten. Sie vergaßen in Ihrem „Rechenexempel“ die Geldſäcke, den Mammonsdienſt, Sie berührten bloß die Fürſten. Ach, denen haben wir neben vielem Böſen auch manches Gute zu verdanken. Ordnungsliebe, die uns einſt in der Freiheit trefflich zu Statten kommen wird. Die amerikaniſche Form werden wir in einem Jahr nach der Revolution begriffen haben. Ehe ſich aber Amerika an Ordnung gewöhnt, wird es mehr als ein Jahrzehend brauchen. Können Sie, wollen Sie nicht mit uns wirken? Sie werden einen großen Theil der intelligenten Geldmänner mit herüberziehen. Sie werden eine ungeheure Bewegung begründen und befeſtigen, die nur noch auf den Ruf von Männern, wie Sie, wartet. O, laſſen Sie ſich durch mich beſtimmen. Reißen Sie ſich los aus den Armen der politiſchen, äſthetiſchen Spiegelfechter. Werfen Sie ſich in unſere Bewegung. Es wird Ihnen ohnehin unmöglich, ſie zu hindern. Sie würden es auch nie wollen: denn Ihre Abſichten können in den Hauptſachen keine andern ſein als die unſern. Sie

finden in New-York Gelegenheit ſich mit unſerm Plan in Bekanntſchaft zu ſetzen. Prüfen Sie und ſchreiben Sie mir nach Cincinnati, wohin ich in einigen Tagen gehe.

Ihr aufrichtiger

W. Weitling."

Ich war unhöflich genug, Folgendes zu antworten:

„Werther Herr!

Ihren Brief vom 5. d. M. habe ich erhalten. Sie fodern mich auf, mich mit Ihnen zu vereinigen. Daraus geht hervor, daß Sie entweder mich nicht kennen, oder glauben, ich kenne Sie nicht. Ihr Syſtem ſteht feſt, wie ich weiß. Ich reſpektire an Ihnen, daß Sie nach Ihrer Ueberzeugung handeln und ſich bemühen, Ihre Ueberzeugung Fleiſch und Bein werden zu laſſen, während andre, namentlich die gelehrten Kommuniſten, ſich mit Redensarten begnügen und Reißaus nehmen, wenn man ein Eingehen auf die Praxis von ihnen verlangt. Aber mit meiner Anerkennung Ihrer Ueberzeugungstreue und Beharrlichkeit iſt keineswegs eine Anerkennung Ihrer Anſichten verbunden. Ein Kommuniſt ſteht mir ebenſo fern wie der Kaiſer von Rußland. Der Kommunismus iſt in meinen Augen ebenſo freiheitsfeindlich, kulturwidrig, ja barbariſch wie der Deſpotismus der gekrönten Unmenſchen, deren Partei Sie aus „Ordnungsliebe" ergreifen. Daß ich darum aber nicht auf der Seite Derer ſtehe, welche mit dem Geld die Menſchen unterjochen wie die Andern mit der Gewalt, brauche ich nicht erſt zu verſichern. Mein Auftreten hat es längſt bewieſen und wird es auch ferner beweiſen. Ich halte jedoch die Grundlagen feſt, welche nach meiner Ueberzeugung die richtigen ſind, und dieſe Grund-

lagen bietet der wahre Republikanismus, nicht aber der wahre Kommunismus.

Hätte ich übrigens kommuniſtiſche Ueberzeugungen, ich würde dennoch ſehr vorſichtig beim Verkehr mit Kommuniſten zu Werke gehen, da ich ſchon mehrere dieſer Herren kennen gelernt habe, die hinter einem freundlichen, jeſuitiſchen Entgegenkommen die lächerliche und hinter meinem Rücken ausgeſprochene Abſicht verbargen, mich zu benutzen. Ich mögte in dieſer Beziehung Niemanden den Schmerz einer lang hinausgeſchobenen Enttäuſchung bereiten. Ich ſchließe mich ohne perſönliche Rückſichten jeder Bewegung an, die meinen Ueberzeugungen entſpricht, aber ich beſitze die Schwäche, nur aufrichtige Freunde oder aufrichtige Feinde haben zu wollen.

Mit Ergebenheit

u. ſ. w.

New-York, den 16. Februar 1848.“

So ſchnitt ich mir denn von vorn herein nach der äußerſten Rechten, wie nach der äußerſten Linken alle Sympathie und Mitwirkung ab. Das diplomatiſche Freundlichthun mit Menſchen, von denen man durch Charakter wie durch Prinzipien einmal gründlich geſchieden iſt, habe ich ſtets nicht bloß für eine perſönliche Herabwürdigung, ſondern auch für weggeworfene Mühe gehalten. Heute oder morgen kommt man mit ſolchen Menſchen ohnehin zum Bruch und deshalb erſpart man lieber von vorn herein ſich wie ſeiner Sache die Blamage einer kompromittirenden Berührung und den Vorwurf einer verſuchten Unehrlichkeit.

Aber wo waren denn Diejenigen zu finden, an die ich mich halten ſollte? Ein Mann in St. Louis, der ſich

für meine Beſtrebungen intereſſirte, warnte mich etwas ſpäter vor falſchen Freunden und irrigen Auffaſſungen. „Ich habe Vermuthungen, ſchrieb er, die im Weſentlichen auf meiner Schätzung Ihres Charakters beruhen. Es iſt möglich, daß Ihnen Erfahrungen bevorſtehen, welche Sie durch die zeitige Hülfe aufrichtiger und vorurtheilsfreier Freunde, wie der verſtorbene Eichthal war, wohlfeiler gehabt hätten. Der in mannigfachen Widerwärtigkeiten geſtählte Muth Ihres Charakters wird ſich auch bewähren, wenn neue Täuſchungen gehegter Erwartungen ihn auf die Probe ſtellen ſollten. Vielleicht ſind Sie nicht argwöhniſch genug u. ſ. w. Sollten Sie jemals Grund haben, zu vermuthen, daß Sie von Ihren bisherigen Freunden dort ſchlecht berathen worden, ſo wenden Sie ſich an andre, und ich empfehle Ihnen Dr. Ludewig, Dr. Henſchel, H. Kriege, Dr. Geſcheidt und ſolche Männer, mit denen Sie durch dieſe bekannt werden.“

Wer New-York kennt, wird über dieſen Rath eines, im Uebrigen ganz geſcheidten und erfahrenen Mannes lächeln müſſen. Von dem Dr. Ludewig habe ich ſchon geſprochen. Was H. Kriege betrifft, ſo kannte ich ihn von Brüſſel her als Marxſchen Kommuniſten. Es war mir daher (obſchon ich perſönlich nichts gegen ihn hatte) keine Annäherung an ihn zuzumuthen, ſo lang er nicht mit Aufgebung ſeiner falſchen Richtung ſich an mich anzuſchließen ſuchte. Ob aber die Herren Henſchel, Geſcheidt u. ſ. w. mit mir für die Revolution wirken wollten, iſt eine Frage, die ihr Freund, der „Dr. Sonnenſchein“, ſchon für ſie beantwortet hatte.

Die Verhältniſſe waren eben der Art, daß ich, mogte ich mich anſchließen an welche Seite ich wollte, dadurch

nichts gewann und gleichzeitig nach andren Seiten verlor. Ich konnte mich daher an keinen andern Rath binden, als den meiner Ueberzeugung und mußte es darauf ankommen laſſen, wer von ſich aus etwas für meinen Zweck zu thun ſich bereit zeigen werde. Ich mußte von dieſer Prätenſion ausgehen, da ich für eine allgemeine Sache wirken wollte und nicht für eine perſönliche Spekulation. Und um dieſe Wirkſamkeit zu ſichern, mußte ich mir aus den verſchiedenen Elementen eine beſondere Partei zu bilden ſuchen, indem ich die entſchieden ungeeigneten ſofort bekämpfte und die geeigneten zu vereinigen ſuchte. Das war freilich keine leichte Aufgabe, namentlich da, wo durch öffentliche Auszeichnungen jeder daran Betheiligte Anſpruch auf perſönliche Rückſichten erworben zu haben glaubte.

Es iſt mir ſtets unbegreiflich geweſen, wie ein verſtändiger Menſch von männlichem Geſchmack Vergnügen finden kann an jenen öffentlichen Windbeuteleien und Beräucherungen, womit namentlich die Teutſchen ſtets Jeden zu beehren bereit ſind, deſſen Name einige Mal in der Zeitung geſtanden hat oder irgend eine öffentliche Leiſtung repräſentirt. Einem Menſchen, der etwas Rechtes erſtrebt und leiſtet, muß es wohlthun, zu ſehen, daß es anerkannt wird und Anklang findet, denn er muß eben darin eine Garantie für den Erfolg und eine Ermuthigung für ferneres Streben erblicken; aber wenn dieſe Anerkennung ſich nur in leeren Demonſtrationen und perſönlichen Huldigungen erſchöpft ohne entſprechende Unterſtützung der Sache, ſo iſt dieß der beſte Beweis, daß man Demjenigen, dem die Huldigung gilt, mehr Ehrgeiz zutraut, als uneigennütziges Streben, und daß Diejenigen, von welchen

die Huldigung ausgeht, ihn nur benutzen wollen als Mittelpunkt für ihre eigene Schauſtellung. Man denke ſich einen Revolutionair, dem man mit einem Koſtenaufwand von einigen hundert Dollar einen Fackelzug und ein Ständchen bringt, vor dem aber, wenn er dieſe Koſten für ſeine Sache in Anſpruch nähme, alle ſeine Bewunderer und Beräucherer davonlaufen würden. Welche Satisfaktion könnte er darin finden, von ſolchen Menſchen mit Fackelzügen und Ständchen beehrt zu werden?

Mir war der bloße Gedanke an ſolche Thorheiten ſchon zuwider und wo ich Denen, welche mir öffentliche Auszeichnungen bereiteten, anzumerken glaubte, daß ihr ganzes Intereſſe ſich auf Phraſenmacherei und Windbeutelei beſchränkte, habe ich ſtets die Gelegenheit benutzt, ihnen unzweideutig zu verſtehen zu geben, daß, wer nicht meine Sache unterſtützen wolle, mir mit perſönlichen Huldigungen vom Leibe bleiben möge.

Die erſte Gelegenheit, mit meinen Freunden in New-York näher bekannt zu werden, lieferte ein, mir zu Ehren gegebenes Feſteſſen. Es widerſtritt meinem Gefühl, auch nur ein Feſteſſen anzunehmen ohne den Vorſatz, daſſelbe für meine revolutionairen Zwecke direkt nutzbar zu machen. Man hat Das getadelt, weil eine ſolche Gelegenheit nur zu den Zwecken der Feſtgeber benutzt werden dürfe und überdieß die Theilnahme aller Derer ausgeſchloſſen geweſen ſei, die nicht bei dem Eſſen zugegen ſein konnten; allein ich habe mir Recht darin geben müſſen, daß ich das Eiſen ſchmiedete, wo es warm war, und konnte immerhin annehmen, daß die eifrigſten Freunde der revolutionairen Sache dem Eſſen beiwohnten. Den auf mich ausgebrachten Toaſt

erwiederte ich mit folgender Ansprache, die sich in der „Schnellpost“ vom 26. Januar 1848 abgedruckt findet:

„Meine Herren! Meine Freunde!

Nehmen Sie zunächst meine herzliche Erwiederung Ihrer Begrüßung an. Sie haben als Freunde mich aufgenommen, lassen Sie mich als Freund in Ihre Mitte treten. Ich würde dabei sehr zaghaft werden müssen, wollte ich die Anerkennung, die Sie mir zu Theil werden lassen und deren Organ der vorhergehende Redner war, mit meinem geringen Verdienst zusammenstellen; aber ich rechne sie meinem guten Willen zu, auf den Sie stets sich verlassen können, und der Sache, welcher er geweiht war. Zugleich glaube ich in dieser Anerkennung die Absicht einer aufmunternden Betheiligung finden zu müssen, und Dieß erfüllt mich mit Muth und Vertrauen. Findet die Sache, welcher ich gedient, diesseit des Ozeans nur zum zehnten Theil so viel Freunde, wie sie jenseits Feinde gefunden, so kann der Erfolg eines fortgesetzten Strebens nicht ausbleiben.

Sie kennen das alte Sprichwort: „Je mehr Feinde, je mehr Ehr'“. Soll ich dieß Sprichwort auf mich anwenden, so darf ich ohne Unbescheidenheit erklären, daß in neuerer Zeit wenig Menschen eine größere Ehre zu Theil geworden ist, als mir. Ich habe diese Ehre nicht gesucht, sie aber auch nicht gefürchtet und Dieß ist das einfache Mittel, dazu zu gelangen. Despoten und Büreaukraten, Obskuranten und Philister, unterstützt noch durch ein ganzes Heer sonstiger Helden der Gemeinheit und Vornirtheit, denen ich die Wahrheit ohne versüßende Beimischung eingeschenkt, haben mich unter ihrem Anathema zu ersticken

gesucht; ihr widriges Geheul klingt mir noch jetzt in den Ohren, und obschon auf der Reise hieher mir eine gehörige Quantität Nordwest um das Gesicht gestrichen, ist es mir, als spüre ich noch jetzt den Duft der faulen Aepfel in der Nase, welche die ehrenwerthe Sippschaft meiner Feinde mir nachgeworfen hat.

Glauben Sie nun aber nicht, daß ich nur Feinde zurückgelassen, als ich Europa den Rücken kehren mußte. Nein, so weit ist es mit Teutschland noch nicht gekommen, daß die Sache, welcher ich gedient, und die Art, wie ich ihr gedient, nur Haß und Verfolgung hervorgerufen hätte. Ich darf Sie und mich mit der Versicherung beruhigen, daß zahlreiche Freunde, unter ihnen die ehrenhaftesten und intelligentesten Männer, mein Streben gut geheißen und mir ihre Sympathie bewahrt haben.

Hiermit, meine Herren, hätte ich als Person mich beruhigen können, aber als strebender Mann durfte ich es nicht. Es handelte sich nicht um die Rechtfertigung eines persönlichen Strebens, es handelte sich um die Erreichung allgemeiner Zwecke. In dieser Beziehung aber hatten meine Freunde einstweilen ihre Bedeutung für mich verloren. Denn ihre Hand war gelähmt, ihre Sympathie war ein Verbrechen geworden und ihre Hülfe scheiterte an den Nichtswürdigkeiten einer geängstigten Polizei. Nachdem ich, und zwar mit dem besten Erfolg, längere Zeit dem Wort Landesgrenze, welches schon so manche Bestrebungen hintertrieben, in Bezug auf die meinigen seine Bedeutung zu nehmen gesucht, hat endlich die Reaktion alle Mittel aufgeboten, um das Wort wieder zur Wahrheit zu machen. Und die Reaktion, ich muß es gestehen, hat einstweilen gesiegt: die reiche Reaktion hat mich ban-

kerott gemacht. Meine Freunde ſind theils in Unterſuchung gezogen, theils durch Drohungen gelähmt, theils haben ſie ſich in's Ausland retten müſſen; und wenn man ſogar ſo weit ging, dem allverehrten Itzſtein die öffentliche Empfangsanzeige über Gelder zu verwehren, die er zur Unterſtützung meiner Familie erhalten hatte, wenn man in Breslau das für mich geſammelte Reiſegeld polizeilich in Beſchlag legte und gegen die Sammler eine Unterſuchung einleitete, wenn, wie ein Freund mir ſchrieb, die bloße Thatſache einer Korreſpondenzverbindung mit mir in den Geruch des „Hochverraths" zu bringen im Stande war, ſo mögen Sie ſich vorſtellen, mit welchen Schwierigkeiten und Gefahren Diejenigen zu kämpfen hatten, die ſich in Teutſchland für mich und mein Streben intereſſirten.

Nachdem ich unter ſolchen Umſtänden meinen Poſten bis zur letzten Grenze der Möglichkeit behauptet, habe ich ihn endlich verlaſſen müſſen und bin zu Ihnen gekommen. Ich bin gekommen, um hier neue Freunde kennen zu lernen, und zwar freie Freunde, Männer, deren Mund nicht geknebelt, deren Arm nicht gefeſſelt, deren Bruſt nicht verſchloſſen iſt durch die Gewalt oder die Furcht.

Ich habe Sie Freunde genannt, obſchon keine längere perſönliche Bekanntſchaft den Grund eines Bündniſſes unter uns gelegt hat. Aber, meine Herren, es gibt noch ein anderes Band der Freundſchaft, als das des perſönlichen Verkehrs: ich meine das Band des gemeinſamen Strebens für ideelle Zwecke. Dieß Band verbindet die Männer, ſelbſt wo die Perſonen ſich nicht zuſammenfinden, und wenn die eine Freundſchaft ein Verhält-

niß unter Zweien iſt, ſo kann die andere ein Verhältniß unter Tauſenden ſein.

Soll ich nun die Frage beantworten, welches das Streben ſei, in dem ich mit Ihnen und unſern übrigen Landsleuten in Nordamerika mich vereinigen zu können hoffe? Ich kann mich namentlich an dieſem Ort mit der Hinweiſung auf Das begnügen, wegen deſſen Sie mir die Ehre dieſes Abends ſchenken. Ich werde mich mit Freude in die große Gemeinſchaft einreihen laſſen, deren Wirkungskreis der freie Boden Nordamerika's iſt; aber indem ich den Faden einer neuen Wirkſamkeit anknüpfe, kann und darf ich nicht den der alten zerreißen. Ich halte es weder für eine Unmöglichkeit noch für ein Unrecht, Deutſcher zu bleiben, wenn man Amerikaner geworden; aber ich halte es für eine Pflicht, Befreier zu werden, wenn man ein Freier geworden, und dieſe Pflicht werden auch Sie nicht von der Hand weiſen.

Ein vielgenannter Mann in Europa hat das ſchöne Wort geſprochen: „das Talent verpflichtet!“ Es liegt ſehr nah, meine Herren, dieſem Wort eine weitere Ausdehnung zu geben und es auf jede Fähigkeit zur Erreichung edler Zwecke anzuwenden. Nicht bloß das Talent, jeder Beſitz von Mitteln zu edler Wirkſamkeit legt die Pflicht zu ſolcher Wirkſamkeit auf. Wo aber, meine Herren, finden Sie einen größeren Vorrath ſolcher Mittel, als in der Freiheit? Sprechen wir es alſo aus: die Freiheit verpflichtet! Sie verpflichtet, Denen voranzugehen und zu helfen, die noch keine Freiheit haben erringen können, und wird mit doppeltem Nachdruck dieſe Verpflichtung geltend machen, wo ein geknebeltes Volk ſeine eigenen Söhne an ihre Hülfe und ihre Freiheit mahnt.

Meine Herren! Was die meiſten unſerer Landsleute, welche Teutſchland mit Nordamerika vertauſcht haben, hier ſuchten und viele fanden, iſt Reichthum. Mögen ſie ſich glücklich ſchätzen, wenn ſie hierdurch ſich über die Miſeren des Lebens erheben und neben der politiſchen auch eine geſellſchaftliche Unabhängigkeit erringen konnten. Aber es gibt neben dieſem Reichthum noch einen andern, den nur verachten kann, wer ſich ſelbſt verächtlich machen will, und dieſer Reichthum iſt der Reichthum an ſchönen Zwecken. Der Reichthum an Zwecken wächſ't mit der Freiheit, ſie zu erreichen, und deshalb nochmals: die Freiheit verpflichtet!

Ich darf nicht daran zweifeln, meine Herren, daß Sie dieſes Wort mit mir unterſchreiben werden, aber laſſen Sie uns noch ein anderes hinzufügen, ohne welches die Erkenntniß ohne Hand und die Sympathie ohne Werth iſt. Dieſes Andere zu nennen, findet ſich kein paſſenderer Ort, als in dem Lande, welches das Wort Unmöglichkeit aus dem Wörterbuch geſtrichen und das Wort **Wille** an die Stelle geſetzt hat. In einem Lande, deſſen Volk in wenig Jahren aus Wildniſſen Städte und aus Wäldern Staaten ſchafft, in einem Lande, das mit einer Handvoll Leute einen halben Welttheil erobert und Brücken baut über den Fall des Niagara, in einem ſolchen Lande darf man den kühnen Männerwillen als eine Macht, als die erſte Macht der Welt prokla-miren. An dieſen Willen appellire ich. Der Wille, der keine phyſiſche Hinderniſſe mehr kennt, wird auch die politiſchen niederreißen helfen, und derſelbe Wille, der in Amerika über den Niagara reicht, wird in Europa an die Kronen der Despoten zu reichen wiſſen.

Meine Herren, der Wille, der vollendet, was er begonnen, der feste, unerschütterliche, unermüdliche, der thatenschaffende Wille soll leben!“

(Donnernder Applaus ermunterte den Redner fortzufahren.)

„Meine Herren! Es wird gestattet sein, politischen Toasten einen politischen Vorschlag beizumischen. Ich habe Ihnen einen zu machen, der zwar mit Toasten einige Verwandtschaft hat, dem Sie aber hoffentlich eine weitere Bedeutung zuerkennen werden. Was ich Ihnen vorzuschlagen habe, ist — erschrecken Sie nicht — eine Adresse! Wir wissen Alle, bis zu welchem Grade der Lächerlichkeit viele unserer Landsleute in Europa das Adressenwesen getrieben haben, und Sie könnten fürchten, ich wollte Ihnen ebenfalls eine solche Lächerlichkeit zumuthen. Aber bedenken Sie, daß eine Adresse, welche der Meinungsausdruck freier Männer ist, schon ihrer Entstehung nach sich himmelweit unterscheidet von einer, schon in den Köpfen der Adressanten zensirten Adresse geknebelter Unterthanen, welche sich durch Worte für Thaten zu entschädigen suchen. Dann aber entscheidet der Zweck und Inhalt, und auf diese lassen Sie mich mit einigen Worten eingehen.

Es gibt wenig schwierigere Stellungen, als diejenige von Männern, welche vereinzelt auf einem vorgerückten Standpunkt nicht bloß gegen die Reaktion, sondern auch gegen die Opposition selbst Opposition machen müssen. Solchen Männern entgegenzuarbeiten, hat die Reaktion, von Gewaltmitteln ganz abgesehen, mitunter sehr leichtes Spiel. Sie gestattet nicht bloß keinen Ausdruck der Sympathie für ihre Bestrebungen, sondern sie hat auch in den

von ihr beherrschten Organen der öffentlichen Meinung hundert Mittel, solche Opponenten nebst ihren Zwecken herabzusetzen, zu verdächtigen oder sonst in einem abschreckenden Licht erscheinen zu lassen. Das Schlimmste aber ist, daß sie dabei gar zu oft unterstützt wird von Solchen, welche ihre Gegner zu sein vorgeben, nämlich von der großen Zahl der Halben, der Unklaren, der Philister, welche nichts Eiligeres zu thun haben, als sich die Stichworte der Reaktion anzueignen, sie auf ihre Fahne zu schreiben und sich der reaktionairen Hetze anzuschließen. Da braucht die Reaktion bloß zu rufen: „Der und Der ist ein verwirrter Phantast," und sofort schreien die Philister: „Der und Der ist ein verwirrter Phantast, man verhöhne ihn!" Ruft die Reaktion: „Der und Der hat nichts zu verlieren, deshalb macht er Revolution," so greifen die Philister in ihre Tasche, halten ihre Thaler fest und schreien: „Der und Der hat nichts zu verlieren, deshalb macht er Revolution; man sperre ihn ein!" Will aber die Reaktion ihr Maximum aufbieten, so ruft sie: „Der und Der ist ein hirnverbrannter Kopf". Sofort gerathen alle Köpfe, in denen kein Hirn zu verbrennen ist, in Aufruhr und aus allen Philisterkehlen ertönt das Alarmgeschrei über den hirnverbrannten Schwärmer. Jede Philisterphantasie — zweifeln Sie nicht daran, daß die Philister Phantasie haben — steht in Flammen und der hirnverbrannte Anstifter dieses Unheils kann sich freuen, wenn es bloß beim Verbrennen seines Gehirns bleibt. Mag man die Philister noch so oft überzeugen, daß es gegen die Brandschäden des Gehirns sehr solide Versicherungsanstalten gibt; die Reaktion hat erklärt, man sei ein hirnverbrannter Kopf und die heilige und unfehlbare Reaktion hat

Recht. Will aber einer jener Philiſter, welche die eifrigſten Freunde der von ihnen verfluchten Reaktion ſind, ein Aeußerſtes von Liberalismus aufbieten, ſo ſagt er: „Der und Der hat Recht; der Mann ſpricht die Wahrheit, wahrhaftig die Wahrheit, man kann dem Manne gar nicht widerſprechen, aber —“ und hinter dieſem Aber folgen dann lange, lange Gedankenſtriche, von Berlin bis nach Wien, von Hannover bis nach München, von Dresden bis nach Karlsruhe, Gedankenſtriche von ſo unendlich tiefer Bedeutung, daß die ganze Philiſterwelt Europa's ſie nicht durch Gedanken oder Gründe zu erſetzen vermögte. In Bezug auf dieſe Leute der Gedankenſtriche oder geſtrichenen Gedanken ließe ſich der Göthe'ſche Vers

„Denn eben wo Gedanken fehlen,
Da ſtellt zur rechten Zeit ein Wort ſich ein“

füglich alſo umändern:

Denn eben wo Gedanken fehlen,
Da ſtellt zur rechten Zeit ein Strich ſich ein.

Es gibt nun, meine Herren, ein einfaches Mittel, ſowohl dieſe Gedankenſtriche wie die Brandſpekulationen der Reaktionaire mit einem Mal zu ſtreichen. Dieß Mittel beſteht bloß darin, daß ſtatt eines hirnverbrannten Kopfes Tauſende aufſtehen und mit ruhigem und feſtem Ton Daſſelbe erklären, was der Eine erklärt hatte. Begreiflicher Weiſe kann das in Teutſchland nicht geſchehen, aber es kann in Amerika geſchehen. Nichts iſt unſern Landsleuten drüben nothwendiger, als Zerſtörung ihres politiſchen Aberglaubens, Vernichtung ihrer loyalen Vorurtheile und Ermuthigung in ihren politiſchen Grundſätzen. Um hierauf aber hinzuwirken, wüßte ich kein beſſeres Mittel, als eine maſſenhaft unterſtützte Er-

klärung von Männern, welche die Schwächen der Andern hinter sich haben. Eine mit Tausenden von Unterschriften versehene kräftige Adresse an das teutsche Volk, in welcher die nordamerikanischen Teutschen aller Stände und jedes Alters (vielleicht die Frauen nicht ausgeschlossen) den europäischen ihre Rechte und Pflichten auseinandersetzen, wird nach meiner Ueberzeugung mehr wirken, als hundert Schriften eines Einzelnen.

Ich schlage Ihnen eine solche Adresse vor. Ich schlage Ihnen ferner vor, sich als handelnde Versammlung zu geriren und ein Komite zu ernennen, welches sämmtlichen Teutschen New-Yorks, die sich von derartigen Bestrebungen nicht ausschließen wollen, nach möglichst kurzer Zeit in einer zu berufenden Volksversammlung die Adresse zur Genehmigung und Unterschrift vorzulegen hat. Ist Dieß geschehen, so wäre ein Abdruck der Adresse an alle teutsche Vereine Nordamerika's und an alle Männer zu senden, denen man besonderes Interesse für solche Zwecke zutraut, mit der Einladung, sich derselben anzuschließen und sie mit möglichst zahlreichen Unterschriften bedeckt bis zu einem bestimmten Termin wieder hierher zu schicken. Die mit den Unterschriften versehenen Exemplare würden in einem Vereinsarchiv aufzubewahren sein. Sodann ließe man die Adresse, unter Angabe der Unterschriftenzahl jedes Orts, in einigen hunderttausend Exemplaren abdrucken und in Teutschland verbreiten.

Glauben Sie mir, hierdurch würde ein Saame ausgestreut, dessen Früchte nicht ausbleiben könnten. Soldatenarmeen haben wir nicht, aber wir können geistige Armeen nach Teutschland senden, welche die Vorläufer, die nöthigen Vorläufer der anderen sind. Bevor die Arme

in Funktion treten, müſſen erſt die Köpfe funktioniren lernen. Geben wir uns alſo an's Rekrutiren. Die Armee, um die es ſich handelt, macht überdieß wenig Koſten. Sie koſtet nichts, als eine Unterſchrift und einen kleinen Beitrag zu den Druckkoſten."

Dieſe Anrede wurde, obſchon Niemand auf meinen Vorſchlag vorbereitet war und Manche ihm gern opponirt hätten, von der Mehrzahl auf das Beſte aufgenommen, die Tiſchgeſellſchaft organiſirte ſich ſofort zu einer beſchließenden Verſammlung und erwählte ein Komite von fünf Perſonen, die mir bei Abfaſſung der Adreſſe und den übrigen Einleitungen behülflich ſein ſollten. So war alſo der Anfang glücklich gemacht.

Mit der vorgeſchlagenen Adreſſe hoffte ich mehrere Zwecke zugleich zu erreichen. Zunächſt handelte es ſich darum, den Despoten wie ihren Unterthanen zu zeigen, daß meine Verbannung über das Meer meine Wirkſamkeit nicht beendet habe, und unter dem teutſchen Volke ſofort eine ermuthigende Wirkung hervorzubringen; dann aber gab mir eine ſolche Adreſſe die beſte Gelegenheit, die Theilnahme zu überblicken, auf die ich bei meiner Progaganda in Amerika zu rechnen hatte. Sie machte jedem Einzelnen möglich, ſich an einer wirkſamen Demonſtration zu betheiligen, und lieferte mir in den einlaufenden Unterſchriften eine Ueberſicht meiner Gehülfen. Wohlweislich hatte ich von vorn herein erklärt, daß die Unterſchriften nicht mit veröffentlicht werden ſollten, ſondern bloß ihre Zahl, beſcheinigt für jeden Ort, ſo wie für das Ganze von bekannteren Namen, die ſich nicht ſcheuten hervorzutreten.

Sollte man glauben, daß eine ſo einfache Demonſtration als ein Verbrechen hätte können angeſehen werden?

Und dennoch fand man alles Mögliche darin, ſogar Landesverrath. Unter den importirenden Ariſtokrätlern New-Yorks entſtand eine ſo giftige Erbitterung über den „kraſſen Radikalismus“, der das geſegnete, geldmachende Amerika in eine revolutionaire Bewegung zu ziehen ſuchte, wie ſie unter den Bedienten der teutſchen Fürſten nur gefunden werden konnte. Allein dieſe Opposition, die nur ſelten hervorzutreten wagte (z. B. durch den Dr. Ludewig), wurde bald zum Schweigen gebracht und die Adreſſenbewegung ging ihren Gang.

Unterdeſſen machte ich auch einen Abſtecher nach Philadelphia, wo Herr Seydenſticker in ähnlicher Weiſe wirkte wie Eichthal in New-York. Man empfing mich dort auf die glänzendſte Weiſe. Zwei große, einander feindliche Muſikparteien, in welche damals die dortige gebildetere Bevölkerung getheilt war, verſöhnten ſich mir zu Ehren, um gemeinſam für mich einen groſsartigen Feſtzug nebſt Serenade zu veranſtalten. Ich benutzte die Gelegenheit, für den guten Willen und die mir erwieſenenn Ehre zu danken, aber gleichzeitig den Verſammelten zu verſtehen zu geben, daß alle Ehrenbezeugungen in meinen Augen nur Werth hätten, wenn ſie von wirklichem Intereſſe für die gefeierte Sache und von dem Entſchluß zeugten, etwas für ſie zu thun. Sicher war dieſer Wink nirgendwo beſſer am Platz, als in Philadephia, deshalb wurde er mir dort auch am Meiſten verdacht. Mit Komplimenten, Feſteſſen, Ständchen, Fackelzügen u. ſ. w. beehrt zu werden und dann doch nicht zufrieden zu ſein, das zeugt jeden Falls von einer rieſigen Ungenügſamkeit und Arroganz.

Die Adreſſe, in einer Maſſenverſammlung in New-York verleſen und angenommen, ließ ich nach meiner bald da-

rauf erfolgten Rückkehr nach Europa in 6000 Exemplaren drucken und in Deutschland verbreiten, wo alle radikalen Blätter sie nachdruckten.

Es gibt keine peinlichere Lage, als die eines revolutionairen Agitators oder sonstigen Vertreters öffentlicher Interessen, der durch seinen Standpunkt und sein Wirken auf die demokratische Betheiligung der Massen verwiesen wird und dem dann die demokratische Urtheilslosigkeit oder Liederlichkeit unfähige oder unwürdige Gehülfen aufnöthigt. Allein handeln darf er nicht, aber mit solchen Gehülfen handeln kann er nicht. Was soll er thun? Er muß sie, will er seinen Zweck nicht ganz aufgeben, los zu werden suchen, oder mit ihnen in Kollision kommen. Dadurch aber macht er sie sich zu Feinden und sie arbeiten nun gegen ihn bei Denen, durch welche sie an seine Seite gestellt waren. Die weitere Folge davon ist dann Uneinigkeit, Verwirrung, Streit in immer größerer Ausdehnung und zuletzt ein Vernichtungskampf nicht bloß unter einzelnen Personen, sondern unter Fraktionen und Parteiungen.

In eine solche fatale Stellung — die auch in der Revolution das größte Uebel ist und die allein schon nöthig macht, daß der Führer einer Revolution unbeschränkte Gewalt bei der Wahl und der Verwendung seiner Gehülfen habe — kann man nirgendwo leichter kommen, als in New-York, wo von je her in öffentlichen Versammlungen die heillosesten Schwätzer, die liederlichsten Kneipenhelden und die gemeinsten Demagogen als Hauptrepräsentanten des Deutschthums sich geltend machten und zu Ehrenposten gewählt wurden.

Unter Denen, welche in New-York meine Projekte

unterſtützten, waren Viele, die den beſten Willen hatten und von reinem Intereſſe für die Sache geleitet wurden. Aber das Unglück will, daß derartige Menſchen in der Regel zu beſcheiden ſind oder nicht die Fähigkeit haben, ſich ſo weit geltend zu machen, daß ſie zur Repräſentation der Maſſe auserkoren werden. So kam es denn auch, daß bei meiner Agitation Menſchen das Wort führten und in den Vordergrund traten, deren ich mich ſchon damals gründlich ſchämte, die ich aber nicht beſeitigen konnte, da ſie durch den demokratiſchen Willen hervorgezogen wurden. Um nur Eins zu erwähnen: in der Verſammlung, welcher ich die „Adreſſe an das teutſche Volk“ vorzuleſen und zur Annahme vorzulegen hatte, trat als Hauptredner einer der verderbenſten Wahldemagogen auf und als Präſident fungirte ein Bierbrauer, der ſo betrunken war, daß er keinen zuſammenhangenden Satz herausbringen konnte.

Trotz Alledem war die Adreſſenangelegenheit in Gang gebracht und es wurde dafür überall agitirt.

Ehe ich über den Fortgang meiner revolutionairen Geſchäfte weiter berichte, muß ich die Geſchichte meiner journaliſtiſchen Anfänge nachholen.

Im Sinne der Andeutungen, welche der früher mitgetheilte Brief Freiligraths enthielt, hatte ſich ſchon vor meiner Ankunft die allgemeine Stimme dafür ausgeſprochen, daß ich die „Schnellpoſt“ fortſetzen müſſe und zwar ſollte ſie mir als Eigenthum übergeben werden. Zu meinem Theilhaber aber hatten Viele Herrn Dowiat auserſehen, der das Blatt ſeit Eichthals Tod redigirte und der einerſeits als Prediger einer für ihn gebildeten Gemeinde und andrerſeits als Kommuniſt einen damals nicht unbedeutenden Anhang hatte.

Anfangs wurde, nach New-Yorker Manier, mit verſchwenderiſcher Generoſität über die Summen ſchwadronirt, die man für die „Schnellpoſt“ zur Verfügung ſtellen wollte; als dieſelbe aber (vor meiner Ankunft) zum Verkauf kam, hatten die Schwadroneure nicht einen Dollar für das Blatt bereit und es wäre dem Herrn Dr. Ludewig und ſeiner Klique in die Hände gefallen, wenn nicht ein redlicher Gerber, Herr Wagenitz, es gekauft hätte, um es für mich zu retten und es mir ſpäter gegen Erſatz der Kaufſumme zu überlaſſen.

Als nun nach meiner Ankunft dieſe Transaktion vor ſich gehen ſollte, ſtanden zwei Schwierigkeiten im Wege: 1. hatte ich kein Geld und 2. wollte ich mit Herrn Dowiat nichts zu ſchaffen haben. Die letzte Schwierigkeit war die peinlichſte, da ich meine Gründe nicht angeben durfte: denn entweder hätte ich ihn dadurch ruinirt, wozu ich mich weder genöthigt ſah, noch berufen fühlte, oder man hätte meinem Auftreten gegen ihn gemeine Motive untergelegt. Endlich, als ich ihm gelegentlich meine Kenntniß ſeiner Vergangenheit verrieth, ſah er ſelbſt das Mißliche ſeines Verhältniſſes ein und trat freiwillig zurück.

An ſeine Stelle wählte ich als Geſchäftstheilhaber und Mitredakteur den Ex-Diktator von Krakau, Tyſſowski, den ich ſofort als einen zuverläßigen und talentvollen Mann beurtheilte, wenn er auch kein Mann der Entſchiedenheit und Kraft war. Er mußte ſich damals mit Fechtunterricht durchhelfen und ſehnte ſich nach einer angemeſſeneren Stellung. Durch einen Amerikaner wurden ihm einige hundert Thaler zur Verfügung geſtellt, für meinen Antheil wurde das Blatt verpfändet und wir konnten endlich das Geſchäft beginnen. Für mich war dieß ein

ſchwerer Anfang, denn ich war ſo mittellos, daß ich, zur Erſparung der Koſten für ein Logis in meinem Expeditionszimmer, einem alten Bretterverſchlag, über einer Dampfdruckerei, einquartirt, oft Tage lang nichts aß als Schwarzbrod, während die Herren Landsleute mich draußen als großen Mann feierten. Und um unſere Verlegenheit noch mehr zu ſteigern, verweigerte der Menſch, der für Eichthal das Geſchäft geführt hatte, uns die Abonnentenliſte. Er behauptete, ſie bloß im Kopf zu haben. Natürlich hatte er Alles, was er an Abonnementsgeldern erlangen konnte, im Voraus eingezogen, ſo daß unſer Betriebskapital bloß in der Hoffnung auf künftige Erfolge beſtand. Und in dieſer Lage erhielt ich zugleich die erheiterndſten Briefe von den Meinigen, welche, wegen meiner langen Ueberfahrt vergebens auf Nachrichten wartend, in der quälendſten Unruhe waren und zugleich wegen Mittelloſigkeit nicht wußten, wie ſie von einer Woche in die andere kommen ſollten. Trotz Alledem mußte die „Schnellpoſt“ redigirt, mußte auf Herbeiſchaffung des Reiſegeldes für die Zurückgebliebenen geſonnen, mußte für die Revolution agitirt werden u. ſ. w. Beneidenswerther „großer Mann“!

Aller Schwierigkeiten und Miſeren ungeachtet machte die „Schnellpoſt“ ſo gute Fortſchritte, wie unter den damaligen Umſtänden nur erwartet werden konnte. Sie verlor eine Anzahl reaktionairer Abonnenten, gewann aber eine doppelte und dreifache Zahl beſſerer an die Stelle. Offene oder öffentliche Feinde hatte ſie noch nicht. Die Kommuniſten, die neben den reaktionairen Importeurs und ſonſtigen Philiſtern ihre Hauptgegner waren, begnügten ſich damit, meine Herausforderungen

zu Diskuſſionen zu benutzen, und ich ließ mich willig darauf ein, um nach dieſer Seite hin wo möglich reine Bahn zu machen. Unter den dem Fortſchritt und der Revolution Geneigten ſpielte damals der Kommunismus eine Hauptrolle und es war daher der Mühe werth, Klarheit über ihn zu verbreiten und ſeine kurablen Anhänger zu vernünftigen Anſichten zurückzuführen. Die übrige Preſſe trat freundlich auf oder ſchwieg wenigſtens. So auch die „N. Y. Staatszeitung", obſchon ich deren Editor, einem ganz gemeinen und rohen Parteiknecht, der aber für den erſten teutſchen „Publiziſten" in Amerika galt, ſo wenig meine Aufwartung machte wie meinem Gönner Bennett, was mir von verſchiedenen großen Geiſtern ſchief ausgelegt wurde. Im Grunde hatte die Preſſe die meiſte Urſache, mir gram zu ſein. Ich griff ſie zwar noch nicht an, auch trat ich ihr im Parteiweſen noch nicht in den Weg; wodurch ich ihr indeß ſofort widerwärtig zu werden drohte, das war mein Beſtreben, ihr durch mein Beiſpiel einen friſchen, lebendigen, ſelbſtſtändigen Geiſt einzuflößen und ſie durch eigene Thätigkeit aus dem alten Schlendrian herauszutreiben. Damals beſtand das Redigiren im liederlichſten Ueberſetzen aus engliſchen, im kritikloſeſten Abdrucken aus teutſchen Blättern und in gelegentlicher Bearbeitung der teutſchen „Zitiſens" für das „Ticket" und dieß Alles in einer Sprache, die mitunter wahrhaft barbariſch war. Die Aufſtellung eines Beiſpiels, welches den Schlendrian diskreditiren, zu eigner geiſtiger Thätigkeit anſpornen und die Mißhandler der teutſchen Sprache beſchämen mußte, war daher der konkurrirenden Preſſe unbequem genug auch ohne Kritik und Polemik. Zwar hatten damals ſchon andre Flüchtlinge, z. B. Fein, Kriege

u. ſ. w., einen wohlthuenden Gegenſatz gegen die rohe Unfähigkeit der alten Preßknechte zu bilden begonnen; aber eines Theils traten ſie nicht ſcharf, ſelbſtſtändig und ausdauernd genug auf und andren Theils hatten ſie den Vortheil eines populairen Namens nicht in dem Maße wie ich.

Auf die Dauer würde man mich natürlich nicht in Ruhe gelaſſen haben. Ich merkte bald genug, daß mein unabhängiges Auftreten als Journaliſt wie mein zurückgezogenes Weſen als Perſon mir im Geheimen nicht wenig Gegner ſchuf; aber dieß beſchränkte ſich nur auf New York und ſelbſt dort hätte ſich Niemand eine offene Gemeinheit gegen mich erlaubt.

In dem Redaktionsprogramm, das die erſte von mir redigirte Nummer der „Schnellpoſt“ (vom 2. Febr. 1848) enthielt, ſtellte ich mich ſofort auf den unabhängigen Boden der radikalen Prinzipien, während damals kein Menſch für möglich hielt, ein Blatt zu ſchreiben, das nicht ein Organ der ſchon beſtehenden Parteien war. Ein teutſches Blatt aber konnte und durfte nur ein „demokratiſches“ ſein. Obſchon vollſtändiger Neuling in der hieſigen Politik, konnte ich mich doch durch die ſ. g. „Demokratie“ nicht täuſchen laſſen. Ich griff ſie nicht ſofort an, da ich mich zuerſt zu orientiren hatte, aber ich gab zu verſtehen, daß ich mir das Angreifen vorbehalte und mein Auftreten nur nach Prinzipien, nicht nach Namen und Parteirückſichten richten werde. „In Nordamerika,“ ſo hieß es in dem Programm, „hat das Prinzip noch viel Arbeit zu verrichten. Wir werden uns zu ſeinem Diener machen, und zwar ohne dabei in jugendliche Uebereilungen und unzeitige Foderungen an die wirkliche Welt zu verfallen.

Wir faſſen den Beruf der Publiziſtik höher auf, als daß wir ſie für beſtimmt hielten, irgend einer Partei als ſolcher, wie ſie ſich durch zufällige Berührungen oder Gegenſätze oder Intereſſen bildet, zum beſonderen oder ſtehenden Organ zu dienen. Unſere Partei iſt die des richtigſten Prinzips. Als dieſes Prinzip erkennen wir dasjenige des vollſtändig erfüllten Republikanismus auf den Grundlagen und in den Formen veredelter Menſchlichkeit. Mit dem Maßſtab dieſes im Einzelnen näher zu erörternden Prinzips werden wir die Thatſachen meſſen und in dem Getriebe des praktiſchen Staatslebens für Diejenigen Partei ergreifen, welche jenem Prinzip am nächſten ſtehen, ohne uns durch Namen irre machen zu laſſen. Wir werden uns hüten, über gegebene Verhältniſſe weiter zu urtheilen, als unſre noch ſehr mangelhaften, durch keine längere Beobachtung unterſtützten Kenntniſſe reichen; aber wir ſind verſichert, den Maßſtab des allgemeinen Rechts und der allgemeinen Wahrheit in Nordamerika ſo gut anwenden zu können, wie in irgend einem Lande der Welt.

Indem wir oben die ſozialen Fragen für Amerika voranſtellten, wollten wir damit natürlich die politiſchen keineswegs ausſchließen. Eben ſo wenig wollten wir die erſtern beſchränken auf die Eigenthums- und nationalökonomiſchen Verhältniſſe. Wir hoffen vielmehr, in unſer Blatt Alles hereinziehen zu können, was das öffentliche Leben und die Entwickelung der freien Menſchlichkeit hindern und fördern kann. Dabei werden wir in zweifelhaften oder untergeordneten Fragen gern der Kontroverſe Spielraum gönnen. In Bezug auf die feſtſtehenden Lebensbedingungen der Freiheit und des Ge-

meinwohls jedoch werden wir jede Inkonsequenz oder Konzession als ein Verbrechen vermeiden."

Ich kann mir nicht versagen, von den Artikeln, welche die Schnellpost damals (Februar 1848) veröffentlichte, den folgenden abdrucken zu lassen. Man hat dadurch Gelegenheit, das damalige Teutschthum mit dem jetzigen zu vergleichen und wird durch manche Uebereinstimmung überrascht sein. Zugleich ersieht man aus diesem Artikel, wie ich bei dem Unternehmen, eine radikale Partei zu bilden, trotz aller Schonungslosigkeit nach der einen Seite, auf der andern bemüht war, an meinen Landsleuten die guten Seiten herauszufinden, bloß entschlossen, unversöhnliche Gegensätze und unverbesserliche Stumpfheit feindlich zu bekämpfen und entschieden zu verwerfen.

„Die Teutschen in Amerika.

Man knüpfe mit einem beliebigen Teutschen dieses Landes ein Gespräch über seine Landsleute an und er wird sich sofort als ächten Teutschen dadurch zu zeigen suchen, daß er die Untugenden der andern mit grundsatzfester Verachtung tadelt und verwirft. „Mit diesen Leuten, wird er sagen, ist nie und nimmer etwas anzufangen. Da drüben auf dem Kontinent tragen sie ihre Bedientennatur zur Schau nnd hier will jeder den Herrn spielen. Er setzt sich gleich in Positur gegen seinen Landsmann und will gegen Jeden den Schulmeister machen, ohne etwas von ihm anzunehmen, will Jeden ausbeuten, ohne ihm etwas zu gönnen, will mit Jedem rivalisiren, ohne ihn als Rivalen anzuerkennen, will Großes wirken, ohne Diejenigen zu würdigen, welche mit ihm wirken sollen. Wenn das Teutschthum nichts leistet, so bedauern

ſie unendlich, daß Niemand vorangeht; geht aber Einer voran, ſo ſetzen ſie ihn herab. Jeder will nur ſeine Perſon eine Rolle ſpielen laſſen, will perſönlich glänzen, will perſönlich ſeine Weisheit zur Anerkennung bringen, will perſönlich der Hauptkerl ſein. Und wo hätte ein Einziger das Zeug dazu? Beſieht man ſie bei Lichte, ſo hat kein Einziger Muth, kein Einziger Konſequenz, kein Einziger Ausdauer. Kurzum, ſie bringen ihre europäiſchen Untugenden mit und ſchaffen ſich noch neue dazu an. Es ſcheint, als ob ihnen ſelbſt das Gewiſſen dieß fühlbar machte, denn Viele bemühen ſich ſogar, ihre Abſtammung zu verleugnen, vielleicht um unter fremder Firma ihre eigenen Untugenden prahleriſch verachten zu können. Was iſt nun mit dieſen Leuten zu erlangen? Am Wenigſten das Haupterforderniß zu allem Wirken, nämlich Vereinigung. Will man ſie vereinigen, ſo muß man irgend eine Perſon oder ein Ereigniß benutzen, die ihrer Eitelkeit oder Neugier Gelegenheit geben, ſich ein Feſt zu bereiten. Sie werden dann ſofort bei der Hand ſein, aber eben ſo ſchnell wieder auseinander ſtieben wie ſie gekommen ſind. Sie werden hinter der Flaſche einen ganzen Abend lang Helden, Patrioten u. ſ. w. ſein; kommt es aber auf's Handeln an, ſo ſind ſie nicht mehr zu finden. Einer Sache, eines Zweckes wegen werden ſie niemals auf die Dauer zu vereinigen ſein, es ſei denn, daß die Sache eine Nebenſache oder der Zweck eine Dummheit wäre."

In dieſer Weiſe kann man alle Tage von Teutſchen über Teutſche urtheilen hören. Man iſt verſucht, aus dieſer Erſcheinung folgende Schlüſſe zu ziehen: entweder ſind Diejenigen, welche ſo urtheilen, von den Fehlern der

mit so großer Emphase und so viel Gesinnungstüchtigkeit Verurtheilten frei, und dann ist es erfreulich, eine so große Anzahl Fehlerloser, Tüchtiger, Zuverläßiger kennen zu lernen; oder aber sie sind von jenen Fehlern nicht frei und dann zeigen sie wenigstens, daß sie dieselben erkennen, indem sie sie tadeln, und da die Erkenntniß der Weg zur Besserung ist, so darf man die Hoffnung nicht aufgeben. Wir für unsere Person erkennen zwar einen Theil des oben ausgesprochenen Tadels, was die Thatsachen betrifft, als richtig an; aber wir begnügen uns nicht mit dem Tadel und suchen die Gründe der Erscheinung aufzufinden. Wir sind niemals, wie so viele Andere, dazu gelangt, an unsern Landsleuten zu verzweifeln, weder jenseit noch diesseit des Meeres; unsre Neigung zu günstigerer Beurtheilung findet aber um so mehr Halt, wenn wir auf die Verhältnisse eingehen, unter deren Einwirkung unsere Landsleute gestanden haben und noch stehen.

Daß Viele unter Denen, welche sich nach den Ver. Staaten wenden, nicht eben ausgewählt sind, um als Vertreter teutscher Intelligenz und Ehrenhaftigkeit gelten zu können, wollen wir übergehen, da der Zustand der Dinge in Europa auch so Manchen hierher verschlagen hat, der mit der erfoderlichen Bildung die entsprechende Ehrenhaftigkeit vereinigt und vielleicht eben hierin das Motiv seiner Auswanderung aus seinem alten Vaterlande findet. Der Gesichtspunkt aber, von dem wir auszugehen haben, ist eben in diesem alten Vaterlande aufzustellen. Wer von uns muß nicht eingestehen, daß er, ehe er Teutschland verließ, ein Sklave war? Daß er, durch die Schranken der despotischen Gewalt zusammengepreßt, die Hauptkräfte seiner Natur außer Funktion setzen mußte?

Daß er, als Mann und Bürger aller Geltung entbehrend, nur im engen Privatkreiſe oder in der Umgebung von Philiſtern zu Worte kam? Nun denke man ſich einen Menſchen, der bis jetzt in der politiſchen Zwangsjacke ſteckte und hiernach auch ſeine geſellſchaftliche Haltung anzunehmen genöthigt war, plötzlich in die freie Luft der nordamerikaniſchen Republik verſetzt, plötzlich berechtigt zur Geltendmachung aller Anſprüche, die er bis dahin hatte unterdrücken müſſen! Wird er nicht als Neuling in der Freiheit ſie benutzen wollen, um ſich für die früheren Beengungen zu entſchädigen? Wird nicht ſein zurückgehaltener Egoismus, ſeine verkümmerte Individualität plötzlich hervorbrechen und ſich überſtürzen? Wird er nicht, nachdem er früher gar keine Anſprüche hatte machen dürfen, jetzt plötzlich zu viel Anſprüche machen? Wird er, durch keine frühere Schule der Freiheit erzogen und deshalb unfähig, gleich dem an Freiheit gewöhnten Republikaner das Gefühl ſeiner Entfeſſelung unter einer würdigen Haltung zu dämpfen, nicht naturgemäß einen gewiſſen haltungsloſen Uebermuth und eine unfügſame Selbſtüberſchätzung zur Schau tragen? Und da er ſofort herausfühlt, daß er dieß dem Amerikaner gegenüber nicht kann, was iſt natürlicher, als daß er Front gegen ſeine eigenen Landsleute macht, die er als frühere Mitſklaven weniger reſpektirt?

Hierzu trit aber noch ein anderer wichtiger Umſtand. Die teutſchen Auswanderer kommen nämlich alle als einzelne Perſonen, nicht als Glieder einer Gemeinſchaft hierher. So lang ſie in Teutſchland waren, vereinigte ſie doch das Band der Knechtſchaft und des Bedürfniſſes, ſie abzuſchüt-

teln; dieſer Knechtſchaft aber als Auswanderer entronnen, iſt Jeder nur auf ſeine eigene Perſon bedacht, hat Jeder nur einen perſönlichen Zweck, der zunächſt in der Gründung einer Exiſtenz beſteht, und mit ſeinen Landsleuten hat er nichts mehr gemein, als das neue, unbekannte Vaterland, in welchem man ſich erſt eingelebt, von Neuem Verbindungen gegründet und Zwecke herausgefunden haben muß, um von dem Band einer Vereinigung umfaßt zu werden.

Unter ſolchen Umſtänden iſt nichts natürlicher, als die Veranlaſſung zu den Klagen, die wir oben in Worte gebracht haben, und es wird allerdings ſchwer ſein, ihnen abzuhelfen. Aber die Hoffnung dazu darf man nicht aufgeben. Wir gründen ſie, außer auf Gemeinſamkeit der Sprache, auf die ideale Dispoſition der teutſchen Natur, das Bedürfniß derſelben, die ideale Seite der Dinge herauszufinden und prinzipielle Zwecke zu verfolgen. Dieß Bedürfniß hat kein anderes Volk in gleichem Grade. Wir finden in den meiſten Ländern mehr Freiheit, als in Teutſchland, aber wir finden ſie häufig wie aus dem Zufall entſtanden, ohne prinzipielle Unterlage und ohne den Zuſammenhang einer logiſchen Durchdringung. Dieſe Durchdringung, dieſe Wirkſamkeit, welche an Alles den Maßſtab der Vernunftberechtigung legt, iſt namentlich eine Aufgabe der Teutſchen. Die Teutſchen haben es noch nicht verſtanden, das Brod der Freiheit zu formen, aber ſie bilden mit ihren Gedanken den Sauerteig, der es überall ſchwängern muß. Dieſe Aufgabe wird ſie hoffentlich zuſammenführen, ſobald ſie ſich derſelben bewußt geworden, und mit dieſem Bewußtſein die Erkenntniß beſtimmter Zwecke vereinigen.

Eine natürliche Ideenaſſoziation führt uns von dieſen

Betrachtungen zu der „Deutſchen Schnellpoſt". Dieß Blatt will ſich zu einem Organ der Beſtrebungen machen, welchen die Teutſchen nach zwei Richtungen, nach amerikaniſcher und nach teutſcher Seite hin, ſich zu widmen hätten. Sie hat ſich ſchon hinlänglich darüber ausgeſprochen, was ſie nach beiden Seiten zu fördern ſtrebt. Sie wird den Muth nicht verlieren, die Mißverſtändniſſe und Queertreibereien zu überwinden, welche ihr ſchon jetzt begegnen und noch mehr begegnen werden. Ein richtiges Prinzip, mit Konſequenz durchgeführt, wird ſtets Sieger bleiben und kann ſich damit tröſten, nur Einen Feind nicht überwunden zu haben, der ſelbſt nach der Entfernung der böswilligſten ſich unbeſieglich auf dem Schlachtfelde behauptet, nämlich den Philiſter. Wenn ſelbſt der geſcheidteſte Mann eine Achillesferſe hat, an welcher die Vernunft ihm beikommen kann, der Philiſter hat keine, und unter allen Schützen der Welt iſt kein Paris der Vernunft aufzufinden, der einen Philiſter erlegen könnte. Das Weſen des Philiſters beſteht eben darin, daß er der Vernunft völlig unzugänglich iſt, daß er lobt ohne Gründe und tadelt ohne Gründe, daß er ſogar, durch Gründe überzeugt, ſie dennoch nicht anerkennt und als eingerammter Pfal der Vornirtheit jedem Andrang ſich entgegenſtemmt, der ihn nicht geradezu über den Haufen wirft" u. ſ. w.

Wenden wir uns jetzt wieder zur Revolution. Während ich in New-York mit einem Aufruf zu Gunſten der Revolution und Republik beſchäftigt war, bereiteten ſich in Paris Dinge vor, die auch ohne Aufruf auf ein ſolches Reſultat hinausführten. Natürlich dachte in Amerika kein Menſch an eine nah bevorſtehende Revolution. Ja, man lachte mich aus wie einen Narren, als ich in der

„Schnellpost" ankündigte, nächstens werde die Nachricht kommen, daß man den Ordonnanzen L. Philippe's mit Pflastersteinen geantwortet habe. Namentlich die teutsche Weisheit in der Wallstreet amüsirte sich über den „krassen Radikalismus", der an keinen „Sonnenschein" glauben, sondern so chimärische Dinge, wie Revolution, im 19. Jahrhundert in Aussicht stellen wollte.

Da bringt plötzlich am 18. März die „Cambria" die Nachricht von der Flucht L. Philippe's und der Einsetzung einer provisorischen Regierung. Jetzt hätte man die Gesichter der weisen Ungläubigen sehen sollen! Wie früher als Narr, galt ich jetzt bei ihnen als Prophet.

Freiligrath übersandte mir sein schönes Gedicht „Im Hochland fiel der erste Schuß", das ich nebst den erhaltenen Nachrichten und Korrespondenzen in der „Schnellpost" abdrucken ließ. Es entstand damals eine Aufregung in New-York wie ich sie nie gesehen. Der widerwärtige Eindruck, den politische oder sonstige Aufregungen unter den Teutschen in Amerika zu machen pflegen, entsteht dadurch, daß man ihnen die Beimischung gemeiner Tendenzen zu sehr anmerkt. Sie haben gewöhnlich zu offenbar den Charakter eines Strohfeuers, das bald verfliegt und dann als einzige Realität den Bierdurst, die Ostentationssucht und die Spekulationen von Demagogen zurückläßt. Die Aufregung aber, welche im März 1848 durch die europäischen Nachrichten hervorgerufen wurde, hatte nicht diesen Charakter, sie war eine wirkliche Begeisterung. „In den öffentlichen Lokalen," so berichtete die „Schnellpost", „hört man von nichts Anderem reden, als von der Pariser Februarrevolution. In dem Saale des Herrn Lievre hatten sich ohne Verabredung ein Paar Hundert Teutsche

eingefunden. Die Unterhaltung ſteigerte ſich allmälig zum Ausdruck eines wahrhaft fieberiſchen Enthuſiasmus, der namentlich durch die mehrmals verlangte Vorleſung des Freiligrath'ſchen Gedichtes entflammt wurde. Toaſte und Reden, auch zwei von Amerikanern gehaltene, machten der Erregung Luft. Zuletzt tauchte der Vorſchlag auf, daß die Verſammlung, welche ſich zu einem förmlichen Meeting organiſirt hatte, zu einer allgemeinen, alle europäiſchen Nationen vertretenden, von New-York ausgehenden Demonſtration mitwirken ſolle, zu dem Zweck, den Franzoſen die Sympathie der hieſigen Bevölkerung zu erkennen zu geben. Es wurde ein Komite von 12 Perſonen ernannt" u. ſ. w.

Ich rechne jene Tage zu den ſchönſten, welche ich in Amerika verlebt habe. Welche Erregungen, welche Hoffnungen, welche Befriedigung für den Glauben an eine große Idee! Man braucht Das Keinem zu ſagen, der etwas Aehnliches erlebt hat.

Ich war ſeit einiger Zeit thätig geweſen, Reiſegeld für meine in Genf zurückgelaſſene Familie zuſammenzubringen. Begreiflicher Weiſe kam ich jetzt ſofort zu einem ganz andren Entſchluß. Jede Fiber in mir zuckte vor Verlangen, mit dem erſten Schiff nach Europa zurückkehren, denn ich war gewiß, daß die Revolution auch in Teutſchland freie Bahn machen werde.

Nach Europa zurückkehren! Welch frevelhafter Gedanke für einen großen Mann, der allerlei „große Roſinen", aber nicht 10 Dollar in der Taſche hatte! Sollte ich auf die Rückkehr verzichten, weil ich kein Geld hatte? Sollte ich wirklich der Revolution, für die ich ſo lang geſchwärmt und gearbeitet hatte, beim Ausbruch den Rücken

zuwenden, weil — Millionen Schufte und Philiſter das Geld in der Taſche hatten, womit ich mir zutraute die Welt auf den Kopf ſtellen zu können? Oder ſollte ich — unerhörte Kühnheit! — das Wagniß begehen, Andere um das Reiſegeld anzuſprechen, das ich beim beſten Willen vielleicht in Jahr und Tag nicht im Stande war ſelbſt zu erübrigen? Ich beging das Wagniß und veröffentlichte in der „Schnellpoſt“ vom 21. März einen

„Aufruf an meine Landsleute“,

der alſo begann:

„Wenn auch nicht unerwartet, ſo doch überraſchend kommt die Kunde, welche das Zuſammenſtürzen eines Hauptpfeilers des europäiſchen Despotenbaues meldet. Der Anfang zum Ende iſt gemacht. Die übrigen Throne haben ſchon lang gebebt und ſie werden ſtürzen gleich dem franzöſiſchen. In Frankreich gab es nur Einen zu ſtürzen. In Deutſchland wird ſich das Experiment vier- und dreißig Mal wiederholen. Wer dazu mitwirken kann, wird ſich nicht an ſeine Pflicht mahnen laſſen, wenn er ein Menſch, wenn er ein Mann, wenn er ein Republikaner iſt.

Ich war nicht darauf gerichtet, den freien und ſichern Boden Nordamerika's ſchon ſo bald wieder zu verlaſſen. Aber von Paris aus erſchallt ein Ruf, den ich nicht überhören darf. Er mahnt mich an ſofortige Rückkehr nach Europa.

Mein Leben und mein Thun habe ich der Freiheit geweiht. Ich darf nicht zurückbleiben, wo ich durch die That meine Worte zur Wahrheit machen kann. Mit dem Dampfſchiff „Cambria“ werde ich in dieſer Woche nach Liverpool abgehen.

Das Weitere werden meine Landsleute durch die „Schnellpost“ erfahren, deren Mitredakteur ich auch in Europa bleiben werde.

Ich bin mittellos, ihr wißt es. Ich fodere nichts für meine Person, aber ich fodere Unterstützung für unsre Sache. Beeilt euch, Mittel zusammenzuschießen, um mich vor meiner Abreise so weit in Stand zu setzen, daß ich in Europa sofort wieder Fuß fassen und auf kräftige Weise wieder wirksam sein kann.

Dann aber werdet ihr es für Pflicht halten, euer Interesse fort und fort zu bethätigen für die Befreiung Teutschlands. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo der Augenschein euch überzeugt, daß ihr eure Hülfe nicht vergebens darbringt, daß sie Saamen ist für einen sichern Tag der Erndte. Durch die ganze Union müssen sich Vereine bilden, um diejenigen teutschen Republikaner zu unterstützen, für die jetzt die Tage des Handelns heranrücken werden.“ U. s. w.

Dieser Aufruf hatte den Erfolg, daß ich am 25. März mit $400 in der Tasche nach Liverpool abreisen konnte. Von dieser Summe waren etwa $200 geliehenes Geld, das ursprünglich für die Reise meiner Familie bestimmt war und durch Anzeigen in der „Schnellpost“ abbezahlt wurde. Später wurden mir noch ein Paarhundert Dollar nachgesandt, Alles mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß ich das Geld nach freiem Ermessen verwenden solle. Welche Folge diese Geldunterstützung für mich gehabt, davon später.

Ehe ich abreise, muß ich noch eine Vorstellung von der Bewegung geben, welche damals unter den Teutschen wie unter den übrigen Europäern dieses Landes herrschte. Zu-

nächſt folge der Anfang eines Berichts der „N. Y. Staats-zeitung“ über eine teutſche Maſſenverſammlung, welcher zugleich eine erheiternde Erinnerung an gewiſſe Perſönlichkeiten enthält, die damals in New-York die Gipfel des Teutſchthums bildeten:

„Wie von einem Geiſte bewegt verſammelten ſich ſchon am Abend des 18. März die Irländer im Shakespeare Hotel und die Deutſchen in St. Johns Hall. Sie hatten nichts mit einander verabredet, aber derſelbe Geiſt rief ſie zuſammen, derſelbe Geiſt leitete die Berathungen, und derſelbe Geiſt beſtimmte ſie zu denſelben Beſchlüſſen.

Ein enger Zuſammenſchluß zur Revolutionirung Irlands war das Feldgeſchrei der Irländer, ein enger Zuſammenſchluß zum Umſturz des europäiſchen Despotismus der Schlachtruf der Deutſchen, eine große Demonſtration aller Völker zu Gunſten der franzöſiſchen Revolution auf dem Hauptplatz der Stadt New-York wurde zu gleicher Zeit einmüthig von beiden beſchloſſen. Die Demokratiſirung Europa's und die Verbrüderung aller Völker auf Erden galten hier wie dort als das Ziel der in Frankreich begonnenen Bewegung. Bei den Irländern ſchürte O'Conner das Feuer zu lichterlohen Flammen an, und bei den Deutſchen ſprachen Kriege, Förſch, Dowiat, Simon Schmidt und Andere. St. Johns Hall war von oben bis unten auf das Brillanteſte illuminirt, und auf einem Transparent leuchteten die Worte:

Hurrah for the revolution of Europe!
Vive la revolution!
Es lebe die Revolution!

Aber Irländer und Deutſche waren entſchloſſen, es nicht mit bloßen Ausbrüchen der Freude bewenden zu

laſſen. Es lag ihnen zunächſt daran, alle Nationen in die Bewegung hineinzuziehen. Den Deutſchen gelang es, einige franzöſiſche Arbeiter zu gewinnen, die Herren Bourgeois machten lange Geſichter und ſchienen gar nicht aufgelegt zum Feiern. Jetzt aber iſt die Sache im Schwung, die Franzoſen hatten bereits zwei große Verſammlungen, und heute iſt die dritte; die Polen ſchloſſen ſich an die Franzoſen und wirkten tapfer mit und die Irländer verſammelten ſich am 21. März in ungeheuren Schaaren.

Die Volksverſammlung der Deutſchen New-Yorks zur Feier der franzöſiſchen Revolution und zur Vorbereitung der großen Demonſtration, die hier von ſämmtlichen Adoptivbürgern aus Europa gehalten werden ſoll, war am Abend des 23. März in Mechanics Hall. Die großen ſchönen Räume konnten die hinſtrömende Menge nicht faſſen. Herr Ahrens eröffnete das Meeting, Herr Jakob Uhl wurde mit lautem Beifall zum Präſidenten erwählt, die Herrn Windmüller, Ph. W. Schmidt, Gieſſen, Richter, Kohlhepp, Gaſſert, Kleinlein, Lievre, Dreßler, Eicke, Dr. Wilhelm und Dr. Brüninghauſen wurden zu Vice-Präſidenten und die Herren Krüer, Kriege, Förſch, Dr. Merkle, Päls und Ahrens zu Secretären ernannt."

Es folgt nun ein langes Referat über die gehaltenen Reden und die gefaßten, endloſen „Beſchlüſſe" über alles Mögliche, über Bildung von Vereinen, über Veranſtaltung von Volksverſammlungen, über Unterſtützung der Revolution, über Republikaniſirung der Welt, über Verbrüderung der Nationen u. ſ. w. Der letzte Beſchluß lautet dahin;

„daß Herr Heinzen beauftragt werde, die Beſchlüſſe des

heutigen Abends der provisorischen Regierung in Paris mitzutheilen und allen braven Republikanern in Frankreich unsere Glückwünsche für das begonnene Werk darzubringen."

Wo möglich noch lebhafter, als in New-York, ging es unter den sonst so apathischen, im Biertaumel so schmählich befangenen Teutschen Philadelphias zu. Sie hielten eine 6000 Mann zählende Versammlung ab, welche ähnliche „Beschlüsse", wie die New-Yorker, faßte und mir dieselben durch eine besondere Deputation von fünf Personen mit dem Auftrag zusandte, sie der provisorischen Regierung in Paris zu überreichen.

So war ich also von den zwei Hauptstädten der Republik zum außerordentlichen teutsch-amerikanisch-französischen Gesandten ernannt. In meiner Unschuld ahnte ich nicht, wie schwer ich für diese Ehre werde zu büßen haben, denn — der Gesandte hatte ein Paarhundert teutsch-amerikanische Dollar in der Tasche, die ihm zwar zur beliebigen Verwendung übergeben wurden, ihn aber verpflichteten, später über zwanzigtausend, die nur in der Phantasie von Verleumdern existirten, Rechenschaft abzulegen.

VI.

Rückkehr nach Europa. Der teutſch-amerikaniſche Geſandte und Herr Lamartine. Die erſte badiſche Revolution und ihre großen Männer. Die Schuſterinſel. Republikaniſche Hetzjagd in Frankreich. Frankreichs „brüderlicher Bund mit Teutſchland.“ Neue republikaniſche Hetzjagd in der Schweiz.

Eine Menge begeiſterter Landsleute begleitete mich nach Jerſey City auf das Dampfſchiff. Sie erwarteten große Dinge von der Revolution wie von mir. Ich ſelbſt trat die Reiſe mit bedenkenloſer Zuverſicht an. Daß die Republikaniſirung Europa's gelingen werde, obſchon bis dahin in New-York noch nichts Anderes bekannt war, als die Verjagung Louis Philippe's, darüber herrſchte bei mir kein Zweifel, ſo wenig wie der dicke Prinz Murat, ein gutmüthiges Maſtſchwein, das mir auf dem Schiff als Mitreiſender vorgeſtellt wurde, daran zweifelte, daß nach dem Sturz des dicken Bourgeois-Königs die Zeit für das napoleoniſche Kaiſerreich gekommen ſei. Das napoleoni-

ſche Maſtſchwein hatte richtiger kalkulirt, als der teutſche Republikaner. Uebrigens war ich in meinem Enthuſiasmus nicht blind genug, um an einen unmittelbaren Sieg der Republik in Teutſchland zu glauben. Was ihm voraufzugehen hatte, das kündigte ich ſchon in einem Briefe an, den ich am 30. März beim Anlegen in Halifax ſchrieb, wo wir durch die neueſten europäiſchen Nachrichten über die revolutionairen Vorgänge in Kaſſel, München, Saarbrücken u. ſ. w. überraſcht wurden. (Von den Vorgängen in Berlin war noch nichts bekannt.) In jenem Briefe hieß es:

„Nicht die Fürſten, nicht die Soldaten werden künftig die Hauptfeinde der teutſchen Freiheit ſein, ſondern die weiſen, ſuffiſanten Anhänger der konſtitutionellen Monarchie. Dieſe Feuillants werden jetzt ihre Zeit für gekommen halten und die Fürſten werden ihnen alles Mögliche bewilligen, um ſich ihnen in die Arme werfen zu können. Bis jetzt ſtand dieſer Allianz namentlich die Büreaukratie im Wege, welche als alleinige Stütze der Fürſten gelten und Alles gleichmäßig unter ihrer Klaue halten wollte. Die Büreaukratie wird jetzt weichen müſſen, und wenn man in Baden ſein Heil in der Ernennung Welckers zum Miniſterialrath ſucht, ſo wird man in Preußen ſich vielleicht an Männer von der Art der Hanſemann, Kamphauſen, Beckerath wenden. Dieſe Art Liberaler, die ſich für alle Ewigkeit in den Kreis des Konſtitutionalismus bornirt haben, iſt eben ſo blind wie die Fürſten. Es wird ſie auch das gleiche Schickſal treffen.

Jetzt erſt wird die radikale Propaganda eine Hauptaufgabe zu löſen haben. Sie wird ſich mit aller Entſchiedenheit gegen dieſe Verräther, gegen dieſe Fürſtenretter wen-

den müſſen, die unter dem Namen der Vermittler den definitiven Bruch verhindern zu können glauben und die Entwickelung auf halbem Wege aufzuhalten ſuchen. Dieſen Halbmenſchen in die Parade zu fahren und ſie ſchonungslos zu verfolgen, wird wahrſcheinlich das erſte Werk des „kraſſen Radikalismus“ ſein. Kein Hanſemann und kein Welcker, kein Baſſermann und kein Beckerath mehr! Wir bedürfen ganze Leute, wie ganze Zuſtände, denn wir haben es mit der Rettung aus einer ganzen Verderbtheit zu thun.“

Als ich in England landete, fand ich meine Vorausſicht beſtätigt, daß die Hanſemänner, Baſſermänner und andere zuſammengeſetzte und dennoch halbe „Männer“ die Gewalt in der Hand haben würden, die Revolution zu verrathen. Meine Ungeduld, nach Teutſchland zu kommen und gegen die Verräther wühlen zu helfen, wuchs daher um ſo mehr. Ich rechnete darauf, daß man mich nach Frankfurt wählen werde*), und hoffte dort der republikaniſch-revolutionairen Partei noch von Nutzen ſein zu können. Zuvor aber mußte ich nach Paris, um den in New-York übernommenen Auftrag zu erfüllen. Ich bemühte mich zwei Tage lang vergebens, Herrn Lamartine als Miniſter des Auswärtigen zu ſprechen, um ihm die ameri-

*) In Hamburg, wo mich ſpäter die demokratiſche Partei als Kandidaten aufſtellte, erhielt ich über 12,000 Stimmen und meine Freunde verſicherten mir, daß ich wirklich gewählt, aber durch falſches Spiel der Kandidat der Ariſtokraten durchgedrungen ſei. Später wollte man mich noch an verſchiedenen Orten wählen, aber ich lehnte die Kandidatur ab, weil ſchon keine Hoffnung mehr vorhanden war, in Frankfurt noch irgendwie zu wirken.

kaniſchen „Beſchlüſſe“ überreichen zu können. Die Herren von der proviſoriſchen Regierung waren ſtets entweder auf den Beinen oder durch andere Deputationen in Anſpruch genommen. Da ich nicht noch mehr Zeit verlieren wollte, übergab ich endlich vor der Abreiſe nach Genf meine Botſchaften nebſt einem Begleitſchreiben Lamartine's Privatſekretair und erſuchte ihn, mir deſſen Antwort unter meiner Genfer Adreſſe zukommen zu laſſen. In meinem Schreiben hob ich hervor, daß alle Differenzen und Kriege zwiſchen Frankreich und Teutſchland nicht durch einen natürlichen Antagonismus der beiden Nationen, ſondern nur durch die Fürſtenpolitik herbeigeführt worden, und drückte die Hoffnnng aus, daß beide Völker, ſobald auch Teutſchland die Republik errungen, durch gleichzeitige Entwaffnung ſich den Beweis und die Bürgſchaft künftiger Freundſchaft und Friedfertigkeit liefern würden. Da ich auf die Antwort des Herrn Miniſters von Woche zu Woche vergebens zu warten hatte, ließ ich mich durch einen in Paris wohnenden Freund nach der Urſache erkundigen, und erhielt den Beſcheid, „man habe meine Genfer Adreſſe verloren“.

Die Zeiten änderten ſich bald und Herr Lamartine wurde aus dem Herrn Europa's, der er in ſeiner Stellung werden konnte, wieder ein bloßer ſchuldenbelaſteter Poet, der Subſkritionen auf ſeine Schriften zuſammenbettelte. Ich war unterdeſſen nach allerlei Hetzjagden wieder nach Genf zurückgekehrt und erhalte dort eines Tags, unter der früher in Paris aufgegebenen, angeblich verloren gegangenen Adreſſe, nebſt einem Subſkriptionsproſpektus, folgenden Bettelbrief:

Paris 1. Février 1849.

Monsieur! .

Les rapports de bienveillance intellectuelle et quelquefois cordiale qui s'établissent naturellement entre l'écrivain et le lecteur, m'autorisent peut-être à vous adresser et à vous recommender le prospectus ci-joint de mes oeuvres choisies retouchées, augmentées, commentées et editées par moi-même.

Si je n'ai pas trop présumé, Monsieur, de votre indulgence pour ces faibles écrits, j'ose vous prier de lire ce prospectus, de le répandre autour de vous, de vouloir bien recueillir les noms des souscripteurs qui répondront à cette pensée et de me les transmettre.

Je n'ai pas besoin, Monsieur, de vous dire que votre nom inscrit sur les pages de ce travail littéraire, le sera surtout dans mon souvenir.

A. d. Lamartine.

P. S. Je vous prie d'adresser les lettres et liste de souscription, franc de post, à Mr. de Lamartine No 82 rue de l'université, à Paris.

Alſo über ſeine "oeuvres choisies" konnte mir Herr Lamartine ſchreiben, aber über das Verhältniß Frankreichs und Teutſchlands hatte er für gut befunden zu ſchweigen. Das war der nämliche Mann, der früher Frankreichs Schwert in die Wagſchale der Völkerfreiheit legen und einen brüderlichen Bund mit Teutſchland gründen wollte, mir aber dieſen Vorſatz ſpäter durch eine brutale Wegweiſung aus Straßburg interpretiren ließ. Welche Großmuth muß er mir zugetraut haben, indem er trotz Alledem

an meine "indulgence" appellirte! Der wahre Humor dabei war aber, daß er meiner "bienveillance intellectuelle et cordiale" zumuthete, ihm nicht bloß Subskriptionen zu beſorgen, ſondern auch ſelbſt auf ſeine "14 volumes, à 6 francs le volume" zu ſubſkribiren zu einer Zeit, wo ich kaum im Stande war, ſeine Liſte "franc de post" zurückzuſchicken. Er wird gedacht haben, ſolch ein teutſch-amerikaniſcher Geſandter müſſe mehr Geld beſitzen, als ein abgeſetzter franzöſiſcher Miniſter.

Um ohne Aufſchub in Teutſchland ein vorläufiges Lebenszeichen von mir zu geben, meine Stellung zu definiren und Andern einen Wink zu ertheilen, ließ ich von Paris aus in teutſchen Blättern eine Erklärung veröffentlichen, worin ich darzuthun ſuchte, daß trotz der Frankfurter Verſammlung die Entſcheidung über die Geſchicke des Landes nach wie vor unmittelbar Sache des Volkes ſei, da daſſelbe in der Paulskirche nicht ſeine richtige Repräſentation finde. Es ſei darum betrogen worden indem die vorparlamentariſchen „Notablen" trotz ihrer revolutionairen Stellung, welche derjenigen einer proviſoriſchen Regierung gleichgeſtanden, den alten Regierungen, an deren Stelle ſie getreten, die Anordnung der Wahlen zu einer konſtituirenden Verſammlung überlaſſen, welche möglicher Weiſe jene Regierungen zu beſeitigen habe. Dieß habe z. B. in Preußen ſogar die Folge, daß nach alter Weiſe unfrei gewählte Vertreter von Ständen die revolutionairen Volksdelegirten wählen, alſo Repräſentanten von Ständerepräſentanten nach Frankfurt ſenden, um den angeblich ſouverainen Willen des preußiſchen Volkes in ſeiner wichtigſten Angelegenheit zu vertreten". Im Allgemeinen müſſe

die Folge ſein, daß von der konſtituirenden Verſammlung grade derjenige Theil des preußiſchen Volkes ausgeſchloſſen werde, welcher bei einer Aenderung der beſtehenden Zuſtände am Meiſten intereſſirt ſei. Durch dieſes ganze Verfahren ſei die republikaniſche Partei, die allein auf dem demokratiſchen Boden ſtehe, an die Seite gedrängt; ſie könne daher durch die falſche Vertretung in Frankfurt nicht gebunden ſein und müſſe ſich die Freiheit des Handelns nach Umſtänden vorbehalten.

Von Paris eilte ich nach Genf. Als ich dort vor dem kleinen Häuschen anlangte, in welchem ich meine Familie zurückgelaſſen, fand ich daſſelbe ganz unbewohnt und Thüren und Fenſter verſchloſſen. Alſo auch das noch! Jetzt haben die Aermſten Mittel zur Auswanderung gefunden und ſind dir nach Amerika nachgereiſ't! Wie wird ihnen zu Muthe ſein, wenn ſie dort ankommen und dich nicht finden! Was werden ſie dort beginnen? Woher wirſt du die Mittel nehmen, ihnen die Rückreiſe möglich zu machen? Geld, Geld, dreimal verfluchtes Geld! Nachdem ich eine Zeit lang, mit ſolchen Gedanken beſchäftigt, wie verſteinert vor dem verlaſſenen Häuschen geſtanden, eilte ich zu Bekannten und erfuhr, daß die Meinigen in einem nah gelegenen Landhauſe wohnten, das im Winter leer ſtand und ihnen von einer befreundeten Familie war zur Verfügung geſtellt worden. Trotz Dem konnte ich meinen Fluch über das Geld nicht zurücknehnehmen, nämlich dasjenige, das ich nicht beſaß.

Nachdem ich zwei Tage bei den Meinigen zugebracht, trieb es mich nach der teutſchen Grenze. Meine Abſicht war geweſen, direkt nach Frankfurt zu gehen. Als ich aber in Genf vernahm, in Baden ſtehe Herr Hecker an der

Spitze einer Revolutions-Armee, um die Republik zu erkämpfen, es sei also Das schon in's Werk gerichtet, was ich in meiner Pariser Erklärung in Aussicht genommen, hielt ich es für meine Pflicht, mich dem Unternehmen sofort anzuschließen. Ich hatte so lang das revolutionaire Handeln empfohlen, und jetzt, wo sich eine Gelegenheit dazu bot, sollte ich mit den Zungendreschern des Parlaments konkurriren? Daß ich, indem ich mich aus unüberlegtem Ehr- und Pflichtgefühl durch Betheiligung an der Hecker'schen Putscherei kompromittirte, einen der dummsten Streiche meines Lebens beging, habe ich mir natürlich später nicht verhehlt; unter den damaligen Umständen aber, wo ich mich in vollständiger Unkenntniß in Betreff der eigentlichen Sachlage befand, konnte ich nicht wohl anders handeln. Mit mir reis'ten noch ein Paar Dutzend teutsche Arbeiter von Genf ab, denen ich mit Reisegeld aushalf, und wir langten mit den besten Hoffnungen an der badischen Grenze an.

Doch die Erfahrungen, welche ich jetzt zu machen hatte, mögen ihre Darstellung finden in einer Geschichte von der „Schusterinsel", welche der Schauplatz unserer revolutionairen Thaten war. Was ich erzähle, ist buchstäblich wahr, wie unglaublich es auch klingen mag. Wenn die Qualifikation für das Tollhaus den ersten Anspruch auf die Führerschaft in Revolutionskämpfen ertheilt, so muß man sagen, daß Teutschland die ausgezeichnetsten Revolutionsführer der Welt aufzuweisen hat. Durch den Verkehr mit diesen Herren hat sich meiner Menschenkenntniß ein neues, ungeahntes Feld der Ausbeute eröffnet, und wie tragisch auch mitunter die Folgen der Verrücktheiten waren, durch welche sich diese Menschen einen Namen ge-

macht, ſo waren dieſelben auf der andern Seite zum Theil ſo überaus lächerlich, daß wenigſtens in der Erinnerung bei mir die komiſche Seite meiſtens überwiegt.

Die erſte Erfahrung ſollte ich alſo mit dem großen Hecker machen.

Ich hatte dieſen Mann früher einmal flüchtig in Heidelberg geſehen, wo ich zu einem Eſſen eingeladen wurde, das die Liberalen, Itzſtein an der Spitze, zu Ehren ihrer Verfaſſung veranſtalteten. Er machte auf mich den Eindruck eines rohen Korpsburſchen, der ſich durch kraſſe Redensarten hervorzuthun ſuchte und als Genie zu legitimiren glaubte. Später, als ich meine Flugſchriften-Propaganda in der Schweiz betrieb, äußerte er, daß er einen ſolchen Plan ebenfalls gehegt habe, er that aber nicht das Mindeſte, ihn zu unterſtützen. Trotz Alledem bildete ich mir das günſtigſte Vorurtheil für ihn, und eilte zu ihm mit der beſten, ehrlichſten und uneigennützigſten Abſicht, ihm nach Kräften beizuſtehen.

Wie er zu ſeinem Putſch gekommen und wie er ſich dabei verhalten — alles Das war mir völlig unbekannt, als ich mit ihm zuſammentraf. Hätte ich davon gewußt, ſo würde ich ihn wie einen Tollhäusler gemieden haben. Der Initiator der republikaniſchen Erhebung in Baden war eigentlich J. Fickler, der die Republik ſchon auf der Offenburger Verſammlung proklamiren wollte. Wäre Dieß geſchehen, ſo würde ſich wahrſcheinlich das ganze badiſche Volk, vielleicht auch das übrige Südteutſchland ſofort dafür erhoben haben und dann war der Kampf ein ganz anderer. Hecker aber, der verwöhnte und aufgeblähte Götze urtheilloſer Maſſen, der ſich zum badiſchen Diktator und noch etwas mehr geſchaffen glaubte, war auf

Fickler eifersüchtig und drohte ihn zu erschießen — natürlich bloße Renommage —, wenn er seine Absicht ausführe. „Das ist ein Bubenstreich," entgegnete Fickler; er stand aber von seinem Vorhaben ab, weil Hecker versicherte, „er habe die Republik in der Tasche und werde sie in Frankfurt fertig machen". Durch diese Frankfurter Schwindelei erhielten die Reaktionaire unter Matthy'scher Anleitung Zeit für ihre Intriguen und Vorbereitungen. Als es sich endlich zeigte, daß die Hecker'sche „Tasche" leer war, faßte unser Held den Plan, das Thier beim Schwanz, statt beim Kopf, anzugreifen und seine Operation in dem entlegenen Seekreis zu beginnen, da es weiter unten nicht mehr geheuer war. Matthy, von dem er sich bei seinen Renommagen hatte in die Karten sehen lassen und der wußte, daß im Seekreis Fickler der Haupt-Mann war, ließ darauf diesen verhaften. „Jetzt geht es auch an uns," sprach Washington und eilte nach Konstanz. Auch wurde in öffentlichen Blättern behauptet, er sei durch diese Expedition einem Duell aus dem Wege gegangen, das er in Frankfurt mit einem Herrn Rochau, einem Mitarbeiter der „Deutschen Zeitung" und Mitglied des Vorparlaments, kontrahirt hatte. Auf diese Weise kam also der berühmte Befreiungszug zu Stande, dem der große Hecker seinen Namen gab und verdankt. Er verlor auf demselben eben so schnell den Kopf wie den Muth, nur nicht die Arroganz des Renommisten und die Eitelkeit des Komödianten. Einmal, als ihm ein lichter Augenblick seine Tollheit klar machte, lief er mit dem Pistol im Walde umher und drohte sich zu erschießen. „Jetzt ist mein großes Leben zu Ende". Er besann sich aber, ließ es noch etwas größer wachsen und rettete sich dann zeitig auf das linke Rheinufer, während

faſt Alle, die ihm gefolgt waren, ihr eben ſo großes Leben noch auf das Spiel ſetzten. Nach Freiburg ſchrieb er dann vom Auslande aus einen jammervollen Brief an ſeinen Bruder, einen reaktionairen Profeſſor, der damit die Bevölkerung abwiegelte und deshalb von den Turnern als Verräther ſo lang in Haft gehalten wurde, bis man durch Vergleichung eines Fac Simile unter einem Heckerſchen Portrait mit der Unterſchrift des Briefes ſich überzeugt hatte, daß dieſe wirklich ächt war. Trotz allen dieſen Jämmerlichkeiten gab der Held ſpäter eine Schrift über ſein Unternehmen hinaus, deren renommiſtiſcher Inhalt der vor dem Titelblatt prangenden, waffenbeladenen Abällino-Geſtalt des Verfaſſers entſprach und deren Styl zugleich eine wahrhaft nervenerſchütternde Probe von der Begabung des „Publiziſten“ Hecker ablegte. („Angelangt in Hüningen, wurde die Schuſterinſel beſetzt“ u. ſ. w.)

Doch da kommen wir wieder auf die Schuſterinſel. Alſo zur Sache.

Die Schuſterinſel.

An Fräulein S.

Als ich, in von größten Spannung von Genf nach der teutſchen Grenze eilend, an das Ufer des Rheines kam, ſah ich mich natürlich zunächſt nach dem revolutionairen Hauptquartier um. Kein Menſch wußte es anzugeben, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es nicht mehr exiſtirte. Herr Hecker war nämlich ſchon flüchtig auf fremdem Gebiet, obſchon Struve und Sigel noch auf dem badiſchen an der Spitze ihrer Schaar ſtanden. Aber wo ſie eigentlich waren, das wußte man ſo wenig anzugeben, wie das Hauptquartier des Obergenerals. Eben von der

See gekommen und ohne alle Kenntniß von dem eigentlichen Zuſammenhang der Dinge in Teutſchland, wollte ich vor Allem Hecker ſprechen, um mich über Betheiligung an ſeinem Kampf entſcheiden zu können. Bald hieß es, er ſei im Kanton Thurgau, bald in Baſelland, bald in Baſel, bald in Straßburg. Er war überall und nirgends, jeden Falls aber auf dem linken Rheinufer, wo ihm kein Feind entgegenſtand. Endlich traf ich einen ſeiner Begleiter, den Dr. Lommel, und erfuhr von dieſem, er ſei in Hüningen, einem franzöſiſchen Städtchen unterhalb Baſel.

Ich fand ihn dort im Wirthshauſe, umgeben von einer Schaar Adjutanten oder dienſtbarer Geiſter, denen er Befehle ertheilte und Depeſchen diktirte, als ob er noch auf badiſchem Gebiet wäre. Wo Struve und Sigel eigentlich waren, das wußte er ſo wenig wie die Andern. Seine Flucht ſchien alſo ein ganz iſolirter Akt zu ſein. Trotz dem günſtigen Vorurtheil, das ich mir über ihn zu bilden geſucht, weil er die Initiative des Handelns ergriffen, war es mir räthſelhaft, daß der Führer des Aufſtands vor deſſen Beendigung auf fremdem Gebiet fungirte und von dem Aufenthalt der zurückgebliebenen Unterführer nichts wußte. Nachdem er mit den Depeſchen fertig war, lud ich ihn zu einem Spaziergang auf das Feld ein, um mich unter vier Augen über den Stand der Dinge in Teutſchland zu unterrichten. Iſt denn, fragte ich ihn zunächſt, dieſer badiſche Aufſtand ganz ohne Zuſammenhang mit anderen Bewegungen in Teutſchland unternommen worden? „Es iſt nicht meine Schuld," erwiederte Herr Hecker, „daß er iſolirt geblieben. Ich habe an Reichenbach geſchrieben, er ſolle in Schleſien losſchlagen; ich habe an Zitz geſchrieben, er ſolle in Mainz die Revolutionsfahne

erheben; ich habe an Titus geſchrieben, er ſolle mit 80,000 Baiern in Böhnen einrücken. Aber ſie haben mich Alle im Stich gelaſſen."

Dieſe merkwürdige Art, Revolution zu ſchreiben und 80,000 Mann zu diktiren, machte mich ſo ſtutzig, daß ich kaum glauben konnte, es ſei Fr. Hecker, der mir dieſe Eröffnungen machte. Dennoch ſuchte ich mein günſtiges Vorurtheil feſtzuhalten und da ich wenigſtens die Möglichkeit weiterer Volkserhebungen im übrigen Teutſchland annahm, leitete mich noch immer kein anderer Gedanke, als, in Verbindung mit Hecker und ſeinen Genoſſen die Erhebung in Baden wo möglich zu erneuern. Zu dieſem Zweck wollten wir den, Hüningen gegenüberliegenden, vom Rhein, einem Graben und dem ſchweizeriſchen Gebiet umſchloſſenen badiſchen Landſtreifen, den man die Schuſterinſel nennt, als Sammel- und Organiſationsplatz benutzen, dort alle Zuzügler aus der Schweiz und aus Frankreich mit den verſprengten Gefährten Heckers vereinigen und wo möglich eine Verbindung mit Sigel und Struve herſtellen. Es handelte ſich nur darum, vorher Waffen aufzutreiben und die Stellung der Korps im Innern zu erfahren.

Hecker blieb in Hüningen und überließ die Leute auf der Schuſterinſel, wo dieſelben ein Zollhaus und ein Paar Scheunen inne hatten, vollſtändig ſich ſelbſt. Ich fühlte mich daher gedrungen, die Organiſation derſelben zu übernehmen, wobei ich natürlich mit Hecker ſtets in Verbindung blieb. Vorher aber ließ ich mir die militairiſchen Führer vorſtellen, welche meine Anordnungen ausführen ſollten. Es wurde mir alſo zunächſt vorgeſtellt der

„Obriſt Ranke von der Weſterburg"

als militairiſcher Chef. Der Herr Obriſt (auch aus der zweiten badiſchen Erhebung als weggejagter Regimentskommandeur bekannt) war ein hagerer, gutmüthig und verkommen ausſehender Mann mit grauen Haaren, verziert mit einem gewaltigen Hut, auf dem ein furchtbarer Buſch von Hahnenfedern wimmelte, einem fußbreiten, queer über die Bruſt gelegten dreifarbigen Band und einem ungeheuren preußiſchen eiſernen Kreuz. (Ich konnte mich nicht enthalten zu bemerken, der Herr Obriſt ſehe aus, als ob er betrunken auf einen Kirchhof gefallen und ihm ein Grabkreuz an der Bruſt kleben geblieben ſei.) Uebertieß trug er ein Schwert von ſolcher Länge, daß ich ihn warnte, er werde in Baden ſchwerlich damit fechten können, ohne in Frankreich oder der Schweiz eine Gebietsverletzung zu begehen.

Dieß war der Oberkommandeur, eine Figur, die Shakespeare oder Cervantes ſicher würden verewigt haben, wenn ſie ihnen in den Wurf gekommen wäre. Als zweite Militairautorität wurde mir vorgeſtellt

„Kapitain Lenz“.

Kapitain Lenz war von Hauſe aus Mann des Fidelbogens, nicht des Degens, ausgeſtattet mit röthlichem Haar, kugelrundem, rothglühendem Geſicht, einem tonnenartigen Bauch und auseinanderſtehenden, dünnen Beinen. Man ſah dem Mann auch ohne alle Menſchenkenntniß auf den erſten Blick an, daß er ein ſeltenes Kneipgenie ſein mußte; wo aber ſeine militairiſche Qualifikation ſteckte, konnte mein Scharfblick nicht errathen. Dennoch ließ ich meinen Verſtand beſchwichtigen, als mir mitgetheilt wurde, er ſei hauptſächlich mit der Sorge für Lebensmittel, Waffen und Munition betraut.

Die ſeltſame Erſcheinung dieſer Militairchefs brachte mich auf eigenthümliche Betrachtungen über die Menſchenkenntniß und die Führerfähigkeiten Deſſen, der ſie ernannt hatte. Aber ich ſuchte mich lieber gegen mein eignes Urtheil mißtrauiſch, als meinem günſtigen Vorurtheil abwendig zu machen. Was thut man nicht „der Sache wegen!“

Es war Nacht geworden und ich benachrichtigte die beiden Chefs, daß am andern Morgen in aller Frühe die Organiſation und Bewaffnung der Mannſchaften beginnen werde.

Als ich kurze Zeit nachher in mein Schlafzimmer trat, das mir der Wirth eigens zugeſichert hatte, fand ich — den Kapitain Lenz in meinem Bette liegen. Er entſchuldigte ſich damit, daß er, ermüdet durch die Anſtrengungen des Dienſtes, kein andres Lager habe ſuchen können. Da ich die Natur ſeiner Anſtrengungen ſofort erkannte und kein Freund von Thierquälerei bin, ließ ich mir einen Strohſack auf den Boden legen und ermahnte den Kapitain an zeitiges Aufſtehen. Sobald der Tag graute, trieb ich ihn aus dem Bette und gab ihm meine Aufträge. Mit auffallender Schnelligkeit fuhr er mit den Säulen ſeiner helleniſchen Geſtalt in die Kleider, ſo daß ich mit den beſten Hoffnungen ebenfalls aufſtand. Ich ging nach der Schuſterinſel, um die Erfolge ſeiner Thätigkeit zu erwarten. Aber den Kapitain Lenz ſah Niemand wieder, die Mannſchaft ſo wenig wie ich und wie der Wirth, dem er als Andenken eine unbezahlte Rechnung hinterließ.

Pünktlicher, als er, ſtellte ſich der Herr Obriſt ein. Ich ließ ihn die Mannſchaft abtheilen und einüben. Alles ging ganz leidlich. Am andern Tag eröffnete mir der

Obriſt, es ſtänden ihm in Mühlhauſen, wo er gewohnt, mehrere Hundert Arbeiter und eine Menge Waffen zu Gebot. Er ſei entſchloſſen, ſie zu holen, nur fehle ihm das Reiſegeld. In 1—2 Tagen wolle er mit 300 bewaffneten Arbeitern, wahren Teufelskerlen, auf die Schuſterinſel rücken. Ich gab ihm Reiſegeld, um den Verſuch zu machen. Aber den Obriſt von der Weſterburg ſah Niemand wieder, weder die Mannſchaft, noch ich, noch der Wirth, dem er mit der unbezahlten Rechnung ſein ungeheures Schwert hinterließ, mit welchem ſpäter der Literat Abt ſich bewaffnete.

So waren wir denn plötzlich ohne Feldherrn. Dieſe Herren ließen es ſich in Hüningen gefallen, ſo lang ſie dort unter dem nachſichtigen Regiment ihres großen Schutzherrn gemüthlich auf Rechnung der Revolution bummeln und kneipen konnten; ſo bald aber Ernſt gemacht, einige Thätigkeit und Energie entwickelt werden ſollte, verſchwanden ſie in der Unendlichkeit des Vagabundenthums.

Zum Erſatz half ich mir mit jungen Revolutionairen, unter denen ſich namentlich der ſpäter in Baden gefallene, eben ſo charakterfeſte wie talentvolle Alfred Michel auszeichnete. Auch wurde ſogar ein gefangener Spion, der Unterofficier geweſen, als Exerciermeiſter verwendet.

Wir hatten einige Dutzend ſchlechte Flinten. Das war, einige Büchſen und Säbel hinzugerechnet, die ganze Bewaffnung. Ein Kahn mit Gewehren und einer kleinen Kanone, die aus der Schweiz gekommen, war im Rhein umgeſchlagen und verſunken.

Die Zuzügler vermehrten ſich und mit ihnen die Verlegenheit, ſie zu verpflegen und zu bewaffnen. Unter die-

ſen Umſtänden kam Herr Willich mit einem Trupp Verſprengter von der Hecker'ſchen Armee, denen der Hauptführer längſt vorausgeeilt war, den Rhein herab. Sie waren alle bewaffnet und Herr Willich übernahm jetzt das militairiſche Oberkommando. Die Ankunft dieſer Zuzügler, die das badiſche Gebiet nicht verlaſſen hatten, brachte mich auf neue Betrachtungen über die Frage: „Warum muß denn allein der Chef der Inſurrektion als Flüchtling auf fremdem Gebiet herumfahren, während alle ſeine Mitkämpfer auf heimiſchem zurückgeblieben ſind?“ Dieſe Sorgfalt für die theure Perſon des „teutſchen Waſhington“ rührte mich; doch war jetzt nicht die Zeit, ſentimental zu werden.

Die Schuſterinſel wurde, ſo gut es ging, durch Verhaue und Erdaufwürfe verſchanzt, da die kleine Armee noch nicht ſtark genug war und noch nicht Waffen genug hatte, um vorrücken zu können. Die wenigen Mittel, die ich miſſen konnte, gab ich zur Verpflegung der Leute her. Zur Anſchaffung von Waffen reichten ſie nicht aus.

Es kam vor Allem darauf an, die Schuſterinſel ſo lang zu halten, bis ein Vorrücken möglich wurde, oder aber, im Fall das Sigel-Struve'ſche Korps ſchon zerſprengt war, den Fliehenden wenigſtens die Rettung durch einen geſicherten Rückzugspunkt möglich zu machen. Nun wurde aber jeden Augenblick die Annäherung von Truppen gemeldet, welche unſere ſchwache Stellung angreifen ſollten. Es mußte daher jedes Mittel verſucht werden, den Feind ſo lang wie möglich fern zu halten. Zu dieſem Zweck wollte ich u. A. die Kriegsliſt anwenden, durch die Baſeler „Nationalzeitung“ die Stellung auf der Schuſterinſel als ſehr bedenklich für Angreifer darſtellen zu laſſen, indem

dieſelben, abgeſehen von der zu erwartenden Gegenwehr, würden genöthigt werden, das franzöſiſche oder ſchweizeriſche Gebiet durch ihre Schüſſe zu verletzen und dadurch kriegeriſche Kolliſionen herbeizuführen. Durch eine ſolche Bekanntmachung hoffte ich zugleich eine ſchnellere Anſammlung von Zuzüglern zu bewirken. Da ich eben im Begriff war, auf das andere Ufer hinüberzugehen und einige Anordnungen zu treffen, erſuchte ich den anweſenden K. Blind, unterdeſſen den nach Baſel zu ſendenden Artikel abzufaſſen. In meiner Abweſenheit kam der Artikel Hecker zu Geſicht, der, wie geſagt, ſich gar nicht um die Mannſchaft bekümmerte und ſich auf dem badiſchen Ufer gar nicht mehr blicken ließ. Und was las Herr Hecker aus jenem Artikel heraus? „Landesverrath!"

Doch überlaſſe ich Ihnen, meine Freundinn, aus dem Folgenden zu errathen, ob der Landesverrath der Grund oder der Vorwand zu dem Benehmen war, wodurch der feiernde Hecker meiner Thätigkeit plötzlich ein Halt gebieten wollte. Als ich nämlich von der Schuſterinſel zurückkam, nahm er mich in großer Aufregung an die Seite und es entſpann ſich folgendes Zwiegeſpräch:

Hecker. Hör' einmal, Heinzen, ich muß dir ein für allemal erklären, daß ich mich bei keinen Unternehmungen betheiligen werde, die uns zu Landesverräthern machen müßten.

Heinzen. Ich denke ebenſo und meine, das verſtehe ſich von ſelbſt. Aber wie kommſt du zu dieſer Erklärung und zwar in dieſem Ton?

Hecker. (In gleicher Aufregung.) Nie und nimmermehr werde ich mich bei Unternehmungen betheiligen, wodurch wir zu Landesverräthern werden müßten.

Heinzen. Das haſt Du ſchon einmal geſagt. Aber ich frage dich, was dieſe Erklärungen heißen ſollen?

Hecker. (In immer größerer Aufregung durch das Zimmer ſchreitend.) Nie und nimmer, ſag' ich dir, werde ich ſo etwas thun. Was du thuſt, geht mich nichts an, ich werde mich dagegen erklären und will den Fluch meines Volkes nicht auf mich laden.

Heinzen. Wenn ich meine Geduld länger behaupten ſoll, wirſt du mir ſagen, welchen Grund und welchen Zweck dieſe Redensarten haben.

Hecker. Das ſind Redensarten? Ich kenne kein größeres Verbrechen, als Landesverrath, und das iſt dir Redensart?

Heinzen. Reden ohne Verſtand ſind Redensarten. Du haſt, wie es ſcheint, den Verſtand verloren, ſonſt würdeſt du dich verſtändiger benehmen oder mir Rede ſtehen. Da ich nicht mehr mit deinem Verſtand zurechtkommen kann, appellire ich an dein Geſchäft, an die Jurisprudenz. Als Juriſt wirſt du wiſſen, daß man kein Urtheil fällen ſoll, bevor der Thatbeſtand feſtgeſtellt iſt. Ich frage jetzt den Juriſten Hecker, welches der Thatbeſtand ſei, über welchen der Revolutionair Hecker ein ſo leidenſchaftliches Urtheil fällt.

Hecker. Der Thatbeſtand iſt feſtgeſtellt in dem Artikel, den du Blind diktirt haſt.

Heinzen. Diktirt habe ich ihn nicht, denn ich war abweſend und habe ihn noch nicht geleſen. Sehen wir uns das corpus delicti an.

Beide kamen darauf in die Nebenſtube, worin, außer Blind, Lommel und Heckers Adjutanten Schöninger, noch mehrere andere Perſonen ſich befanden, die das eben be-

richtete Zwiegespräch angehört hatten. Die Einsicht des Briefes ergab, daß Blind zwar, ganz unabsichtlich, Wendungen gebraucht hatte, welche von Denunzianten gewaltsam zur Erregung des Verdachtes hätten benutzt werden können, daß die Flüchtlinge auf der Schusterinsel wissentlich Anlaß zu einem Kriege zu geben im Stande wären; doch selbst jene Wendungen, welche gegen meine Anordnung benutzt waren, konnten nichts verschlagen, wenn man den Artikel zu Ende las, da dessen klar ausgesprochener Zweck eine Warnung vor Kriegsanlässen war. Nachdem der Artikel vorgelesen worden, erklärte Heinzen sich über den Zweck desselben und fragte die Anwesenden, ob es irgend einem vernünftigen Menschen einfallen könne, hinter dieser unschuldigen Kriegslist einen Landesverrath zu wittern.

Hecker. Diese Kriegslist ist nicht nöthig. Ich brauche sie nicht. Ich erkläre dir, daß **ich** den Aufstand angefangen habe.

Heinzen. Also Das war des Pudels Kern? Jetzt kenne ich dich! Du gibst zu erkennen, daß du ein Monopol beim Revolutioniren zu haben glaubst. Obgleich flüchtig auf fremdem Boden, berufst du dich darauf, daß du den Aufstand angefangen! Gut, magst du fortführen, was du angefangen und zwar schlecht genug angefangen. Ich bin nicht aus Amerika hierher geeilt, um der Konkurrent Fr. Hecker's zu sein. Von jetzt ab betheilige ich mich an Unternehmungen, welche du zu leiten hast, entweder gar nicht mehr, oder ich stelle mich als gemeiner Soldat unter deine Befehle.

Hecker. Das ist eine Sprödigkeit, die eben so wunderlich wie überflüssig sein würde.

Heinzen. Ich werde dieſer Sprödigkeit treu bleiben. Das Wort, das du vorhin geſprochen, läßt mich einen Blick in deine Seele thun, der mir genügt zu der Ueberzeugung, daß wir beide nicht miteinander handeln können. Ich werde auf eigene Fauſt zu handeln wiſſen, magſt du Daſſelbe thun.

Hecker. Herr, ich werde handeln, wie ich will. Um übrigens auf den „Juriſten" zurückzukommen, ſo erkläre ich dir, daß ich nicht bloß Juriſt bin, ſondern auch Publiziſt, und du biſt keins von beiden.

Heinzen. Ob man Das, was ich geweſen bin, Publiziſt nennt oder nicht, das iſt mir einerlei. Ich habe die teutſche Sprache gebraucht, um, ſo gut ich konnte, das Volk zu revolutioniren. Iſt meine Schreiberei für dieſen Zweck nicht unwirkſam geweſen, ſo bin ich zufrieden, ohne auf den Titel des Publiziſten den mindeſten Werth zu legen. Ueber die Art übrigens, wie mir dieſer Titel abgeſprochen wird, habe ich jedenfalls ein Recht mich zu wundern einem Manne gegenüber, von deſſem publiziſtiſchem Verdienſt mir nichts bekannt geworden. Doch wie kommen wir hier auf den Publiziſten?

Hecker. Der Artikel, den Blind geſchrieben hat, ſoll und darf nicht in die Zeitung. Ich will nichts damit zu ſchaffen haben.

Heinzen. Ich aber wohl. Ich werde ihn von Neuem ſchreiben und gebe dir mein Wort darauf: er ſoll hinein. Ich laſſe mir auf dieſe Weiſe nicht wehren, obſchon du Juriſt und Publiziſt zugleich biſt.

Hecker. Und ich laſſe mir noch weniger von dir etwas aufdringen. Unſere Sache ſoll rein bleiben und

ich erkläre nochmals, Herr, daß ich sie behandeln werde, wie ich will.

Heinzen. Nur zu, Herr! Ich aber werde deine Handlungsweise beurtheilen, wie ich will. Du hast die Sache angefangen, wenn du aber die Sache, die du „angefangen", nicht fortführst und würdig zu Ende bringst, dann, Herr, wirst du in mir statt eines Mitkämpfers einen Feind kennen lernen und dann werde ich dir zeigen, ob ich ein Publizist bin.

Damit ging ich hinaus. Nach einiger Zeit rief Hecker mich in ein besonderes Zimmer, worin außer ihm noch Dr. Lommel zugegen war.

Hecker. Heinzen, nachgeben ist mir eine schwere Sache, aber ich reiche dir die Hand und gebe nach. Du mußt bei uns bleiben.

Heinzen. Ich habe keinen persönlichen Grund, deine Hand nicht anzunehmen, aber meinen Entschluß nehme ich nicht zurück.

Hecker. Wie? Du wolltest?

Heinzen. Ich will, weil ich muß. Laß uns als verständige Männer handeln. Wozu jetzt Versöhnungsszenen aufführen und uns wieder vereinigen, während wir überzeugt sein müssen, daß wir in den nächsten Tagen doch wieder uneinig sind? Wir beide passen nicht zusammen in solchen Stellungen.

Lommel. Ihr seid beide harte Köpfe, aber der Sache wegen müßt ihr Selbstverleugnung üben.

Heinzen. Der Sache wegen wollen wir uns selbst treu bleiben. Ich gehe.

Hecker. Nun, wenn du deinen Entschluß nicht zurücknimst, so gehe ich noch heute auf badisches Gebiet, über-

liefere mich der badiſchen Regierung und laſſe mir den Kopf abſchlagen.

Heinzen. Dadurch würdeſt du ja nur zeigen, daß dein Kopf nichts Beſſeres werth iſt.

Dieß iſt wörtlich das (zuerſt in der „Evolution“ von J. Ph. Becker (Biel 1849) mitgetheilte) Geſpräch, welches den Grund zu einer Feindſchaft legte, die mir von allen Seiten ſo übel gedeutet worden. Urtheilen Sie nun unparteiiſch, meine Freundinn, ob dabei mir oder dem „Waſhington Teutſchlands“ die Schuld zur Laſt zu legen iſt und ob ich dieſen Hochmuth ſelbſt von einem ſo überaus großen Mann ertragen durfte, den Sie einſt verehrt haben. Ich kann mit dem beſten Gewiſſen betheuern, daß ich eben ſo wenig für jenes Zerwürfniß verantwortlich bin, wie ich die Schuld trage, daß Herr Hecker nicht Wort gehalten, ſondern ſeinen Kopf auf dem Rumpf bewahrt hat.

Uebrigens hatte dieſer Zwieſpalt auf die beabſichtigte Unternehmung keinen Einfluß, da aus derſelben ohnehin nichts werden konnte. Struve nämlich langte unterdeſſen an und brachte den Bericht, daß in Baden Alles zu Ende ſei. Gleichzeitig kam von Paris der Befehl an die Behörden von Hüningen, dem Treiben der Flüchtlinge dort ein Ende zu machen. Es wurde uns daher gradezu verkündigt, daß, wenn die Freiſchärler nicht augenblicklich auf franzöſiſches Gebiet herüberkämen, man die Schiffbrücke einziehen und ihnen den Rückzug abſchneiden werde, ſollten ſie auch im Angeſicht der Stadt zuſammengehauen werden.

Kein vernünftiger Menſch konnte noch an eine Unternehmung mit etwa 200 ſchlecht bewaffneten Freiſchärlern von der Schuſterinſel aus gegen die 50,000 Mann ſtarke

Armee der siegreichen Reaktion denken. Es kam also nur darauf an, ihnen das Leben zu retten. Es wäre Heckers Aufgabe gewesen, diesen aus allen Gegenden zusammengeströmten Männern, meistens Arbeitern, die ihre Existenz im Vertrauen auf ihn geopfert hatten und sich jetzt als Flüchtlinge in die Welt hinausgestoßen sahen, die Mittheilung zu machen, daß Alles zu Ende und nur der Rückzug in ein sicheres Asyl, mit der Hoffnung auf bessere Gelegenheiten, zu wählen sei. Es wäre seine Aufgabe gewesen, sie anzureden, zu trösten, zu unterstützen. Aber Hecker war nicht über den Fluß zu bringen und erklärte einfach in meiner Gegenwart: „ich habe sie nicht gerufen."

Wer denn, meine Freundinn? Ich am Wenigsten. Dennoch hielt ich es für meine Pflicht, zu ihnen zu gehen und ihnen die nöthigen Mittheilungen zu machen. Als meine Ansprache zwischen der von ihrem Führer Willich unter das Gewehr gerufenen, rings um mich versammelten Schaar zu Ende war, bemächtigte sich ihrer eine dumpfe Verzweiflung, die sich plötzlich in dem Rufe Luft machte: „wir müssen die Führer erschießen!"

Wäre Hecker damals auf der Schusterinsel gewesen, ich glaube nicht, daß er später den Urwald geklärt hätte. Von dem großen Mann, der mich später verleumdete und verleumden ließ, wäre nichts von der Schusterinsel zurückgekommen, als ein — erschossener Renommist und Schwächling. Man wollte förmliches Kriegsgericht halten.

Die Führer erschießen — vortrefflicher Gedanke! Hätte in Teutschland das Volk überall bei Zeiten daran gedacht, Diejenigen zu erschießen, die sich aus Dummheit, aus Eitelkeit und aus Spekulation als Führer aufthaten oder

aufthun ließen, es ſtände jetzt anders um das teutſche Volk. Ich kenne nicht ſechs jener groſſen „Führer," die nicht verdienten erſchoſſen zu werden.

Ich beſchwichtigte die Stimmung durch eine Anrede, worin ich das Ungerechte und Unſinnige eines Vorhabens darſtellte, das nicht einmal ausgeführt werden könne, da die Führer nicht zugegen ſeien. Ich vertheidigte dieſelben gegen meine Ueberzeugung, von Hecker bis zu Herwegh, erklärte aber, wenn man mich, der eben aus Amerika gekommen ſei, in Ermangelung der Andern für einen Führer anſehen wolle, ſo ſolle man nur drauffchießen. Sie wollten es aber nicht thun, ſondern riefen: „K. Heinzen ſoll leben!"

Ich ſah, daß meine Worte gewirkt hatten, und glaubte meines Zwecks, die Schaar auf das franzöſiſche Ufer zu führen, ſchon ſicher zu ſein. Doch eine verzweifelte Stimmung bemächtigte ſich auf's Neue der bitter Getäuſchten; ſie dachten ſogar an Verrath und riefen: „wir wollen hier ſterben."

Ich bemerkte ihnen darauf, mit dem bloßen Sterben, wie heroiſch das auch klinge, ſei gar nichts gethan; ein vernünftiger Menſch faſſe den Entſchluß zum Sterben nur eines angemeſſenen Zweckes wegen und wer ſein Leben nicht für eine Lumperei halte, bewahre es für paſſende Gelegenheiten des Handelns. Komme es ihnen auf das Sterben an ſich an, ſo brauchten ſie nicht erſt auf Artillerie und Kavallerie zu warten: der Rhein fließe zwei Schritte neben ihnen und ſie brauchten bloß hineinzuſpringen.

Dieſe Art der Beweisführung wirkte unverzüglich. Ich übergab dem Führer Willich noch einiges Geld für die nächſten Bedürfniſſe und die Schaar ging ein Paar

Stunden unterhalb Hüningens an dem von den Behörden angewiesenen Platz auf das französische Gebiet hinüber.

Später haben mir gelegentlich Mitglieder der Schaar ihre Anerkennung ausgesprochen, daß ich sie nicht sich selbst überlassen und sie zu dem in ihrer Lage einzig vernünftigen Entschluß gebracht habe. Sie sahen ein, die rechte Gelegenheit zum „Sterben" sei noch nicht gekommen. Meine Satisfaktion bestand also darin, daß, während die „großen Männer" die Revolutionaire für unsinnige Unternehmungen in den Tod führten, ich ihnen für vernünftige das Leben zu erhalten suchte.

Als es somit auf der berühmten Schusterinsel nichts mehr zu thun gab, wurde in Hüningen von den dort anwesenden Flüchtlingen ein Komite zur weiteren Betreibung der Revolution gewählt, zu welchem außer Struve und mir auch Hecker gehörte. Dieser aber erklärte, von französischem Boden aus nicht für die teutsche Revolution thätig sein zu wollen. Herrn Hecker war der französische Boden nur gut genug zur Sicherung seiner flüchtigen Person; sobald er als Operationsbasis für neue Unternehmungen dienen sollte und zwar für solche, in denen er, der die Sache angefangen, nicht den Herrn spielen konnte, bekam er Anfälle von patriotischer Aversion. Auch war er so demoralisirt, daß ich eine Zeit lang wirklich Mitleid mit ihm hatte. Struve, den ich in Hüningen zum ersten Mal sah und dessen Narrheiten und Eitelkeiten ich damals noch nicht kannte, sagte mir besser zu, als Hecker, den er in Gegenwart seiner ganzen Umgebung wegen seiner Thorheiten und seines eiligen Rückzuges auf das Wackerste abkanzelte. Er hatte mehr Muth

und Energie und verlor trotz allen Niederlagen das Vertrauen nicht.

In Straßburg wurde unser, übrigens von Niemanden in Teutschland unterstütztes Komite, nachdem es ein Paar revolutionaire Proklamationen erlassen, durch einen besonderen Kommissair Lamartine's gewaltsam aufgelös't. Das einzige Resultat seiner Existenz für mich war jene unerhörte, in der Geschichte der Menschenliebe ganz beispiellose, mir Jahre lang gefolgte, von Straßburger Spionen und Marodeurs ausgegangene und später von Hecker und allen meinen Feinden gegen ihr eigenes Wissen ausgebeutete Verleumdung, daß ich 10 bis 20,000 Dollar amerikanische Flüchtlingsgelder, von denen nie ein Cent existirt hat, unterschlagen und in Berlin und anderwärts, wo ich nie gewesen, verpraßt habe. Das war der Lohn für die Gutmüthigkeit, womit ich mich aus revolutionairem Interesse einer bankerotten Sache angenommen, und für die Theilnahme, womit ich meine wenigen Dollar mit den Flüchtlingen und Freischärlern getheilt hatte. Die Schuld von Allem aber trug — die verfluchte Schusterinsel! Sie haben wahrlich Recht, wenn Sie sagen, „das Revolutioniren sei ein undankbares Geschäft". Aber nirgends auf der Welt kann es undankbarer sein, als auf der — Schusterinsel.

Doch *eine* Entschädigung, liebe Freundinn, ist mir dafür gesichert: nicht Hecker, nicht Willich, nicht Ranko von der Westerburg, nicht der Kapitain Lenz ist der „Held der Schusterinsel" geworden, sondern *ich* bin es. Ich hoffe, es wird mir einst auf der Schusterinsel ein Monument errichtet werden, wobei man das Kreuz Ranko's verwenden kann. Wenn man sich Verbrechen muß anrichten

laſſen, die man nie begangen, ergibt man ſich auch in die Ehre, mit Tugenden geſchmückt zu werden, die man nie geübt hat.

Jetzt, meine Freundinn, kennen Sie die Geſchichte von der Schuſterinſel. Doch Sie kennen ſie noch nicht ganz. Hätte ich dieſe Inſel der Unglücklichen ſeitwärts liegen laſſen, wäre ich, ſtatt nach Hüningen, von Genf direkt nach Frankfurt gereiſ't, wer kann bezweifeln, daß dann in Teutſchland Alles auf den Kopf geſtellt, daß keine Dummheit in Frankfurt begangen, daß die Revolution ſiegreich geweſen, daß kein Reichsverweſer am Leben geblieben, kurz daß das Schickſal Teutſchlands ein anderes geworden wäre und wir jetzt nicht in Amerika bei 100 Grad Hitze Cholera zu athmen brauchten! Sie werden ſo wenig, wie ich, daran zweifeln, daß die Welt ſeit 1848 nur deshalb einen ſo verkehrten Lauf genommen, weil ich auf der Schuſterinſel und nicht in Frankfurt gelandet bin. Durch die Schuſterinſel und die Straßburger Proklamationen wurde ich auf's Neue kompromitirt, mußte vor der teutſchen Grenze thatlos liegen bleiben und die Welt ſah ſich um ihre ganze Erlöſung betrogen. Ja, noch mehr. Als die letzte badiſche Revolution ausbrach, welche Alles wieder gut machen konnte und ſo geniale Leiter hatte, Leiter, die noch um 1000 Prozent Dummheit genialer waren, als der Erwecker von 80,000 Baiern, welche in Böhmen einfallen ſollten — da erklärte mir einer dieſer genialen Leiter, ich Unglücklicher könne in Baden keine Stellung erhalten, ſo lang ich mit (dem im Urwald lebenden) Hecker verfeindet ſei, und während der Obriſt Don Quixote Ranko von der Weſterburg, ſogar ohne ſein Schwert, Regimentskommandeur wurde, geſtatteten mir die hohen Herren nicht ein-

mal, eine teutsch-schweizerische Legion zu errichten. Alles wegen der verfluchten Schusterinsel!

Aber noch mehr. Ohne die Schusterinsel wäre ich ganz sicher Minister des Kriegs bei der Kinkelschen Nationalanleihe geworden, und alle die trefflichen Männer, die mir in Amerika so böse sind, weil ich den größten von ihnen beleidigt habe und lieber diese ganze teutsche Lügner-Sippschaft in den Staub werfe, als auf Gerechtigkeit und Wahrheit verzichte, würden meine besten Freunde sein, wenn ich nicht auf der Schusterinsel gewesen wäre. Die verfluchte Schusterinsel!

So, meine Freundinn, wurde ich um mein ganzes revolutionaires Leben betrogen. Man sagt, der Mensch lebe nur ein Mal, und dem läßt sich schwer widersprechen. Auch sagt man, der Mensch liebe nur ein Mal, was, wie Sie wissen, nicht richtig ist. Mit mehr Grund läßt sich vielleicht aber sagen, der Mensch revolutionire nur ein Mal, und ich habe mein Revolutioniren abgemacht auf der — Schusterinsel, der verfluchten Schusterinsel! Die Schusterinsel hat meine ganze revolutionaire Passion und Thatkraft erschöpft, sie hat mich entnervt und moralisch todt gemacht. Was man sonst in einer Geschichte den „rothen Faden" nennt, das ist in meinem Leben der Pechdraht geworden, den man mir auf der Schusterinsel durch die Seele gezogen. Eigentlich bin ich also nicht der Held, sondern der Märtyrer der Schusterinsel. Alle andern teutschen Revolutionaire wurden große Männer, welche an der Spitze der Völker die Welt mit dem Ruhm ihrer unerhörten Thaten erfüllten und die Menschheit befreiten, und meine ganze stille Wirksamkeit blieb beschränkt auf einige bescheidene Acker Landes, auf welchen man zum

Schluß — „die Führer erschießen“ wollte! „Mein Gott!“ wenn auch Das noch passirt wäre! Die Schusterinsel das Grab unserer größten Männer, die so verständige Plane entworfen, Niemanden in's Malheur geführt und Teutschland frei gemacht haben — schrecklicher Gedanke!

Seit Dem ist, meine Freundinn, schon manches Jahr vorübergegangen. Unterdessen wird man immer älter, trübseeliger, konservativer, gefühlvoller und unschuldiger, und kommt endlich die Revolution wieder, die man so lang vergebens im Herzen getragen, so wird sie unser Einen gar nicht mehr kennen, wie eine anderwärts verheirathete Geliebte, oder man hat das Feuer, die Energie und die Frische verloren, die sie an ihren Freunden liebt. Man war dann „geborener Revolutionair“ ohne Revolution, Kämpfer ohne Kampffeld, Liebender ohne Geliebte, Unternehmer ohne Unternehmen, kurz man lebte ein verfehltes Leben und stirbt, nicht einmal auf der Guillotine, an nicht gemachter Revolution. Ich will mir daher alle Revolutionsgedanken aus dem Sinn schlagen und endlich beginnen, mich des Lebens zu freuen, ehe es zu spät ist, und Klavier spielen lernen, welches ein geistreiches Instrument sein soll. Doch für Eins kann ich dabei nicht garantiren. Sie sind zwar sicher, meine Freundinn, daß ich Ihrer noch im letzten Augenblick gedenken werde, aber Sie dürfen mir nicht zürnen, wenn mein letztes Wort sein wird: „die verfluchte Schusterinsel!“

Jetzt kennen Sie die Ihnen und der Welt so lang vorenthaltene Geschichte von der Schusterinsel. Woher die Insel oder Halbinsel ihren Namen hat, das weiß ich nicht zu sagen; doch vermuthe ich, sie ist von der Vorsehung mit Bezug auf mein Unglück im Voraus so getauft

worden, und Schuſterinſel iſt nur ein Euphemismus für Pechinſel.

New-York, im Jahr des Unheils 1858.

Der Ihrige u. ſ. w.

•

Nachdem die Schuſterinſel geräumt und das Hauptquartier in Hüningen aufgehoben war, ging Herr Hecker nach Muttenz im Kanton Baſelland, wo er ſich über das erlittene Fiasko und die erfahrene Demüthigung durch eine Hofhaltung inmitten ſeiner Schmarotzer und Speichellecker tröſtete, die ihn überall umgaben. Der Mann hatte eine unerſättliche Leidenſchaft, ſich für etwas halten zu laſſen, was er nicht war, und ſich für Dinge rühmen zu hören, die er nicht gethan. Eine ſolche Leidenſchaft aber findet ihre Befriedigung nur unter kopfloſen Schmeichlern und charakterloſen Strolchen. Und dieſe Geſellſchaft war dem Herrn Hecker erſtes Bedürfniß. Von ihr ließ er ſich beſtimmen und ihr galt ſeine erſte Sorge. Seine rechte Hand war ein hirnloſer Commis, Namens Doll, der, wie ich ihm durch Zeugen bewies, in Paris Fälſchungen und andere gemeine Streiche begangen hatte. Und dieſen Menſchen empfahl er ſeinen gläubigen Badenſern ſogar für eine Parlamentswahl! Später iſt ihm der Strolch nach Amerika gefolgt und hat, nachdem er ihm eine Zeit lang auf der Taſche gelegen, ihn von ſeiner Geſellſchaft endlich durch eine Selbſtmörder-Kugel befreit. Wäre Herr Hecker zu einer leitenden Stellung gelangt, aus ſolchem Material würde er ſeine Miniſter und Würdenträger gewählt haben.

Herrn Hecker ſeinem Hof überlaſſend, gingen wir Anderen nach Straßburg, um von dort aus die revolutionaire Thä-

tigkeit von Neuem zu beginnen. Zur Einleitung ließ ich eine, mit Struve's und meinem Namen versehene Brochüre drucken, welche einen revolutionairen compte rendu lieferte zu dem Zweck, die durch das badiſche Fiasko und den Sieg der Reaktion verwirrte und demoraliſirte öffentliche Meinung auf die Ausgangspunkte der Revolution zurückzuführen, über den wahren Stand der Dinge aufzuklären, zu neuen Anſtrengungen zu ermuthigen und für unſer beabſichtigtes Wirken zu intereſſiren. Natürlich kam es hierbei hauptſächlich darauf an, die Schuld der Volksretter, namentlich jener konſtitutionellen Verräther, die ſich früher als Republikaner ausgegeben, an's Licht zu ſtellen und alle Hoffnungen auf das Unternehmen von Menſchen zu zerſtören, welche die Revolution „auf loyalem Weg abmachen wollten". „Das Vorparlament," hieß es in der Brochüre, „war revolutionair und wollte loyal ſein; es ſtellte ſich über die Fürſten und beſchützte ſie; es übte die Volksſouverainetät aus und benutzte ſie, um die Feinde der Volksſouverainetät zu retten; es bewies, daß es für ſich das Fürſtenthum entbehren könne, und doch wollte es daſſelbe erhalten für das Volk, deſſen Vertreter es war; es nannte den Bundestag, dieſes Komplott von Fürſten, eine Leiche und doch ließ es dieſe Leiche in Aktivität und verkehrte mit ihr; es demüthigte die Fürſten durch Befehle und doch ließ es den Gedemüthigten Mittel, ſich zu rächen; es nahm die Stelle der Bundesbehörde ein und doch ließ es das Bundesheer unter dem Kommando der Fürſten; es ſteckte ein Ziel nach dem andern auf und doch verſicherte es ſich nicht der Mittel, ein einziges zu erreichen; es machte Revolution gegen die Fürſten und doch reagirte es mit ihnen gegen die Republikaner" u. ſ. w. Gleichzeitig ließ

es die Brochüre nicht an Prophezeiungen für die Verräther fehlen, die bald in Erfüllung gehen ſollten. „Nachdem die Reaktion u n s vom Kampfplatz vertrieben, wird ſie ſich gegen e u ch kehren und euch zeigen, was es heißt, ſie zu demüthigen und zu bedrohen, ohne ſie zu vernichten. Sie wird euch nöthigen, entweder völlig zu ihr überzugehen, oder einen Kampf auf Leben und Tod mit ihr zu beginnen.“ An einer andern Stelle heißt es: „Von Baden wird die Lawine der Revolution ſich in Kurzem weiter wälzen und was ſie zunächſt begraben wird, das iſt jene Frankfurter Verſammlung von Blinden und Verräthern, die zu ſpät erkennen werden, daß politiſche Halbheit das beſte Mittel iſt, zu verlieren, was man beſitzt und nicht zu erlangen, was man erſtrebt. Den Strick der Reaktion um den Hals und das Brandmal der Schande auf dem Geſicht werdet ihr dann zu uns herüberſchauen, die wir unentehrt und kampfbereit euren Ruin abwarten, um über euere Leiber in die Burg der Freiheit einzudringen.“

Dieſer Brochüre folgten andere Agitationsſchriften, u. A. ein „Plan zur Revolutionirung“ Teutſchlands. Doch durch unſern Plan wurde plötzlich ein Strich gemacht von einer Seite her, von der wir es am Wenigſten erwartet hatten.

Herr Lamartine ſandte von Paris einen beſondern Kommiſſair nach Straßburg mit dem Auftrag, unſer Zentralkomite aufzulöſen und uns in's Innere Frankreichs zu verweiſen. Als wir auf das Rathhaus beſchieden wurden, um den Befehl zu vernehmen, legten wir natürlich kräftigen Proteſt ein und fragten den Herrn Kommiſſair, ob er im Weigerungsfalle beauftragt ſei, Gewalt zu gebrauchen. Er bejaete dieſe Frage nicht bloß, ſondern beſtimmte

auch den äußerſten Termin, bis zu welchem die Mitglieder des Zentralkomite's nach Chalons würden gebracht werden. Um die beſtimmte Zeit fuhr richtig ein Omnibus vor unſere Wohnung und nahm Struve nebſt Gemalin (der überall „der Gewalt wich") und einige Andere zur Reiſe nach Chalons auf. Ich für meine Perſon ging nicht bloß nicht mit, ſondern erklärte in den Straßburger Blättern, daß ich dem franzöſiſchen Volk nicht den Schimpf anthun könne, einem ſo unrepublikaniſchen Befehl ſeiner Regierung Folge zu leiſten, und daß ich in Straßburg bleiben werde, bis man mich von dort wegſchleppe. Dieß hatte die Folge, daß man mich in Ruhe ließ.

Das Verfahren in Straßburg klärte mich vollſtändig darüber auf, warum man in Paris „meine Genfer Adreſſe verloren" hatte und welcher Geiſt in Wirklichkeit die auswärtige Politik Frankreichs leitete.

Welche Enttäuſchungen und Kontraſte hatte ich in wenig Wochen durchzumachen! Von New-York nach Europa geeilt, um in Teutſchland die Republik erkämpfen zu helfen, ſaß ich von Neuem als Exilirter machtlos an der teutſchen Grenze; auf den Ruf der franzöſiſchen Republik vertrauend, hatte ich ſie als die Beſchützerinn des europäiſchen Republikanismus angeſehen und fand in ihr nur eine Polizeidienerinn fremder Despoten; an den teutſchen Republikanern aber, die ich mir als ehrenhafte, uneigennützige, ergebene, treue und intelligente Kampfgenoſſen vorgeſtellt, lernte ich Seiten kennen, die mich entweder mit Ekel erfüllten, oder mich an das Irrenhaus erinnerten.

Offenbar hatte Herr Lamartine auf auswärtige Reklamation gehandelt. Wie ohnmächtig wir auch in Straß-

burg waren, da wir keine Mittel hatten und höchstens ein Paar hundert Mann aufbieten konnten, jeden Falls hatten die teutſchen Regierungen, vielleicht auch die leitenden „Staatsmänner“ in Frankfurt, Furcht vor uns und nachdem Herr Lamartine ſeine Schuldigkeit gethan, begannen die teutſchen Agenten ihre Machinationen.

Dieſe Machinationen richteten ſich hauptſächlich gegen mich. Man wollte auch mich aus Straßburg entfernen und um dieß große Werk zu vollbringen, vereinigten ſich Spione, Revolutionaire und Marodeurs mit den Satelliten des Herrn Hecker. Was aber war die Handhabe des Triebwerks, das man gegen mich in Bewegung ſetzte? Die unglücklichen amerikaniſchen — Gelder! Die Hauptperſonen, die gegen mich agitirten, waren ein gewiſſer Homburg, ein ausgemachter teutſcher Spion; ein gewiſſer Krätzer, ein ausgemachter franzöſiſcher Spion; als Buſenfreund Homburgs der Abenteurer Corvin; als Buſenfreund Krätzers der früher genannte Doll, Vertrauter und Faktotum des Herrn Hecker.

Kurz nach meiner Ankunft in Straßburg brachte die „Augsburger Allg. Zeitung“, die, wie wir geſehen, ſchon früher bei den gegen mich gerichteten Hetzjagden als Hauptorgan gedient hatte, eine angebliche Korreſpondenz aus Philadelphia, worin gemeldet wurde, daß mir in Amerika Tauſende von Dollar zum Ankauf von Waffen und zur Unterſtützung von Revolutionairen zur Verfügung geſtellt worden ſeien. Dieſe angebliche Korreſpondenz wurde von dem Spion Krätzer benutzt zur Ausſtreuung des Gerüchts, es ſeien mir von Amerika aus 10—20,000 Dollar zur Unterſtützung der Flüchtlinge (natürlich zunächſt derjenigen in Straßburg) mitgegeben und über-

ſandt worden. (Ich hatte, nachdem ich ſo weit gereiſ't war und in Genf, in Birsfelden, in Hüningen u. ſ. w. den Arbeitern und Flüchtlingen nach Kräften ausgeholfen, vielleicht noch über $150 zu verfügen.) In Straßburg trieben ſich damals neben einzelnen ehrenhaften Flüchtlingen eine Menge Marodeurs und Tagdiebe umher, die von dem Herwegh'ſchen und Hecker'ſchen Korps dorthin verſchlagen waren. Man kann ſich denken, mit welcher Gier dieſe durſtige Horde die Kunde verſchlang, daß ich der Banquier für ihre Auslagen ſei. Anfangs wurde bei mir nachgefragt, dann wurde ich erſucht, dann foderte man; Anfangs war man beſcheiden, dann zudringlich, dann inſolent. Ich ſelbſt mußte Anfangs lachen, dann war ich verwundert und endlich wurde ich grob. Je mehr ich mich aber gegen die mir gemachten Zumuthungen wehrte, deſto leidenſchaftlicher wurde gegen mich agitirt und deſto frecher wurde ich bedroht. Man meldete meine „Unterſchlagungen" in der Preſſe, man verlangte Einſicht meiner Papiere, man hetzte die Straßburger Bevölkerung gegen mich auf, ja, man ging ſo weit, bei der Polizei auf Einhaltung meines Paſſes zu dringen, da ich $20,000 im Beſitz habe, die den Flüchtlingen gehörten, und dieſen rechtmäßigen Eigenthümern nicht ausliefern wolle!

Bei dieſer Gelegenheit halte ich es nicht für überflüſſig zu bemerken, daß ſämmtliche Gelder, die jemals für mich in Teutſchland und Amerika geſammelt worden ſind, zuſammen kaum 4000 Thaler erreicht haben. Und mit Hülfe dieſer geringen Summe habe ich Jahre lang Tauſende von Flugſchriften verbreitet, meine Familie erhalten, die Koſten meiner Flüchtlingsreiſen beſtritten und eine Menge Flüchtlinge unterſtützt. Nie hat Einer mit ſo

geringen Mitteln mehr geleiſtet. Und dafür haben mich die eigenen Parteigenoſſen in einen Ruf gebracht, der nicht ſchlimmer ſein könnte, wenn ich Millionen wirklich unterſchlagen hätte. Die Teutſchen ſind gründlich in manchen Dingen, am gründlichſten aber in der Dummheit und in der Gemeinheit.

Natürlich war ich bei dieſem ſchändlichen Treiben ebenfalls nicht müßig. Ich brandmarkte das verleumdende Lumpengeſindel in der Straßburger Preſſe; ich riß den Hauptanſtiftern in einer Verſammlung die Maske vom Geſicht und ſtellte ſie angemeſſen an den Pranger; endlich wurden auf meine Bemühung einige der frechſten Herumtreiber von der Polizei aus der Stadt gejagt. Aber alles Das half nicht. Es blieb die Beſchuldigung beſtehen und wurde fortwährend benutzt, daß ich der Unterſchlager von 10 — 20,000 Dollar ſei, welche die edlen Landsleute in Amerika für die edlen, nothleidenden, hochverdienten und tiefgebeugten Freiheitshelden in den Straßburger Bier- und Hurenhäuſern überſandt hatten.

Und dieſe nichtswürdige Verleumdung wurde von den Agenten des Herrn Hecker genährt! Und dieſe nichtswürdige Verleumdung wurde von Herrn Hecker in einem gegen mich gerichteten Manifeſt wiederholt und bis auf den heutigen Tag, trotz allen Aufforderungen, nicht zurückgenommen! Und dieſe nichtswürdige Verleumdung wurde in Amerika ſelbſt von Denjenigen, die mir $400 zur freien Verfügung mitgegeben, nicht bloß ohne Einſpruch geduldet, ſondern fortwährend als Waffe gegen mich benutzt!

Als ſpäter Struve u. A. von ihrer Irrfahrt nach Chalons, Paris u. ſ. w. nach Straßburg zurückkehrten, war die Agitation gegen mich noch fortwährend im Gange, ſo

daß endlich die ehrenhafteren Flüchtlinge (unter ihnen außer Struve K. Blind, Schaible u. ſ. w.) ſich zuſammenthaten, eine Verſammlung beriefen und eine, von 50 Perſonen unterzeichnete Publikation erließen, worin die gegen mich ausgeſprengten Beſchuldigungen als „niederträchtige Verleumdungen“ bezeichnet wurden.

Glaubt man, dieſe Erklärung (die übrigens von der „Augsb. Allg. Zeitung“ zurückgewieſen wurde) habe dem ekelhaften Skandal ein Ende gemacht? Bewahre! Sogar Herr Struve ſelbſt, der Hauptunterzeichner derſelben ſchämte ſich ſpäter in New-York nicht, ſich für eine erlittene gerechte Zurechtweiſung zu rächen durch Hindeutung auf Dasjenige, was er ſelbſt in jener Erklärung als „niederträchtige Verleumdung“ gebrandmarkt hatte!

Haſt du beleidigt die Gemeinheit.
So hilft dir keine Engelreinheit,
Du mußt dafür verleumdet werden,
Denn — „alle Schuld rächt ſich auf Erden“.

Doch jetzt genug von dieſer ſchmutzigen Affaire. Sie mußte eben berichtet werden, da ich nicht bloß ein getreues Bild meiner perſönlichen Erfahrungen, ſondern auch des Kampfs der niedrigen Leidenſchaften zu liefern habe, welche die Revolution eben ſo wohl um ihre Fahne ſammelt, wie die Reaktion. Dieſe ſteht ſich aber beſſer dabei, da ſie dieſelben beſſer benutzen kann.

Nach der gewaltſamen Sprengung unſeres Zentral-Ausſchuſſes ließ ich in Straßburg folgende Brochüre drucken, deren Geſichtspunkte auch für das künftige Verhältniß zwiſchen Frankreich und Teutſchland ihre Geltung behalten.

Frankreichs „Brüderlicher Bund mit Teutſchland".

Die franzöſiſche Nationalverſammlung hat im Namen des franzöſiſchen Volkes ein Programm für die auswärtige Politik aufgeſtellt, welches den Willen ausſpricht, einen

„Brüderlichen Bund mit Teutſchland"

zu ſchließen.

Teutſche Franzoſenfreſſer werden dieſe Worte für eine Maske anſehen, hinter welcher ſich eine perfide Spekulation verberge. Sie werden nicht glauben oder nicht glauben wollen, daß die Franzoſen ihre alte Eroberungsſucht aufgegeben und ihren Charakter durch ein Programm der Nationalverſammlung mit einem Mal haben ändern laſſen. Wenn ſie dennoch ſchweigen, ſo geſchieht es nur, weil ſie ſehen, daß Frankreich augenblicklich ein Alliirter der teutſchen Reaktion iſt, zu welcher jene Franzoſenfreſſer bewußt oder unbewußt alle gehören. Nur um dieſen Preis erkauft Frankreich ſich das Schweigen von Leuten, auf deren Sympathie es niemals zu rechnen hat.

Wir gehören nicht zu den Franzoſenfreſſern; wir glauben daher an die Aufrichtigkeit der Abſicht, mit Teutſchland einen „brüderlichen Bund" zu ſchließen. Wir ſind aber der Meinung, daß die Nationalverſammlung in Gefahr ſchwebt, durch Lamartine inſpirirt, an die Spitze ihres Programms eine bloße ſentimentale Phraſe geſtellt zu haben, da ſie ohne nähere Kenntniß der teutſchen Zuſtände gehandelt und die Bedingungen nicht erwogen hat, ohne welche eine Verwirklichung des Programms eine Unmöglichkeit bleibt.

Unerläßliche Bedingungen eines Bündniſſes, namentlich eines „brüderlichen“ Bündniſſes, ſind unter Nationen wie unter Perſonen gleiche Prinzipien und gleiche Intereſſen.

Daß es im Intereſſe zweier benachbarter Nationen liegt, in gutem Vernehmen, auf freundſchaftlichem, ja „brüderlichem“ Fuße mit einander zu ſtehen, bedarf keiner weitern Erörterung. Auch iſt ſchon genug darüber geſchrieben worden, daß grade Frankreich und Teutſchland dazu beſtimmt ſeien, durch die Kombination ihrer Eigenthümlichkeiten wie ihrer Beſtrebungen die Ziviliſation Europa's, vielleicht der ganzen Welt auf die höchſte Höhe zu bringen.

Daß ein „brüderlicher Bund“ den Intereſſen beider Völker entſpricht, wollen wir alſo nicht weiter ausführen. Aber die Intereſſen ſtehen im genaueſten Zuſammenhang mit den Prinzipien, ja die letztern bilden die unumgängliche Brücke zur Befriedigung der erſtern.

Wir müſſen alſo die Frage beantworten, welches die Prinzipien der franzöſiſchen, welches diejenigen der teutſchen Politik ſeien. Beantwortet man dieſe Frage bloß theoretiſch, ſo kommt man natürlich auf diejenigen Prinzipien hinaus, welche allein, in Teutſchland ſo gut wie in Frankreich, die Baſis eines vernünftigen Staatslebens bilden können, nämlich die republikaniſchen; beantwortet man ſie aber mit Rückſicht auf die Thatſachen, ſo ergibt ſich eine Verſchiedenheit, welche unwiderſprechlich beweiſ't, daß die franzöſiſche Politik entweder eine Unmöglichkeit will, oder daß ſie zu einer Möglichkeit den verkehrten Weg einſchlägt.

Bei der Anknüpfung des Bündniſſes mit Teutſchland kann Frankreich vernünftiger Weiſe nur dreierlei Kontrahenten im Auge haben, nämlich:

entweder die beſtehenden Regierungen, oder die Frankfurter Verſammlung, oder die republikaniſche Partei.

Nur an dieſe drei kann es ſich halten, denn das Volk im Allgemeinen oder Teutſchland im Allgemeinen bildet keine Handhabe für einen politiſchen Akt.

Hat Frankreich bei dem projektirten Bündniß die beſtehenden Regierungen im Auge, ſo will es von vorn herein eine Unmöglichkeit, eine contradictio in adjecto. Die beſtehenden Regierungen Teutſchlands haſſen Frankreich von Hauſe aus, müſſen es haſſen, weil es der Herd der europäiſchen Revolution iſt und jetzt ſogar die Mutter der europäiſchen Republiken zu werden droht. Die Fürſten Teutſchlands müßten ſämmtlich Selbſtmörder zu werden beabſichtigen, wenn ſie aufrichtige Freunde Frankreichs ſein wollten. Louis Philippe war der einzige Mann, der zwiſchen Frankreich und den teutſchen Fürſten noch einen Anknüpfungspunkt für eine gemeinſchaftliche Polit.k abgeben konnte. Will Frankreich mit den beſtehenden Regierungen Teutſchlands einen „brüderlichen Bund“ ſchließen, ſo muß Louis Philippe und Metternich, dieß par nobile fratrum, mit Allem, was ſich an ihre Exiſtenz knüpfte, rehabilitirt werden. Augenblicklich iſt an ein Bündniß nur unter der Vorausſetzung zu denken, daß die Leiter der franzöſiſchen Regierung die Fürſten, oder daß die Fürſten die franzöſiſche Regierung düpiren.

Das Höchſte, was Frankreich von den teutſchen Fürſten erlangen wird, ſind heuchleriſche Phraſen, berechnet auf

das edle Vertrauen einer dichteriſchen Phantaſie. Aber die Phantaſie gehört nicht in die Politik. Jene heuchleriſchen Phraſen ſcheinen namentlich aus Berlin, der wohlbekannten Pflanzſchule des Machiavellismus und der Perfidie, nach Paris gewirkt zu haben. Man verſicherte Frankreich, daß man Poſen regeneriren wolle, und gewann dadurch Zeit zu einer neuen Theilung Polens und zu einer Reorganiſation mit Shrapnells und Kartätſchen.

Wer da glaubt, daß zwiſchen Republikanern und Fürſtenregierungen ein aufrichtiges Bündniß beſtehen könne, der iſt kein Republikaner. Fürſten müſſen Republikaner, Republikaner müſſen Fürſten zu vernichten ſuchen — das iſt ein unumſtößliches Geſetz, und das iſt die einzige Aufrichtigkeit unter Beiden. Dieſes Geſetz und dieſe Aufrichtigkeit müſſen im Völkerrecht ſo gut zur Geltung kommen wie im Staatsrecht, wenn nicht eine Mesalliance entſtehen ſoll, die ſich ſtets auf Koſten des beſſern Theils, nämlich der Republikaner, rächen wird.

Herr Lamartine hat in der Nationalverſammlung die Anſicht ausgeſprochen, ſeit dem neuen Umſchwung der Dinge ſei die Verderblichkeit des Fürſtenregiments in Teutſchland neutraliſirt. Wir wagen zu behaupten, daß dieſe Anſicht auf unklaren Begriffen vom Fürſtenthum überhaupt, oder auf mangelhafter Kenntniß der teutſchen Zuſtände, oder auf beiden zugleich beruht.

Das Fürſtenthum muß ſtets konſpiriren gegen die Demokratie. Dieß liegt in der Natur der Dinge, und je mehr die Fürſten gedemüthigt worden ſind, deſto mehr wird ihre Tücke auf Rache ſinnen. (Man denke an Neapel.) Ein Fürſt kann ſo wenig demokratiſch geſinnt ſein wie ein Wolf Leithammel der Schafheerde werden

kann. Es wäre daher eine große Thorheit, zu glauben, die Demüthigungen, welche die teutſchen Fürſten in neuerer Zeit erfahren, hätten ſie zu Volksfreunden und mittelbar zu Freunden Frankreichs machen können. Vielmehr werden ſie, wir wiederholen es, gegen Frankreich im Geheimen eben ſo erbittert ſein, wie gegen die teutſchen Radikalen, weil ſie den Anſtoß, welcher ihre Demüthigung zur Folge hatte, auf franzöſiſche Rechnung ſchreiben müſſen. Sie ſind und bleiben geheime Alliirte Louis Philippe's oder des Herzogs von Bordeaux, nicht der franzöſiſchen Republik. Daß es noch nöthig iſt, franzöſiſche Republikaner an die Natur der Fürſten zu erinnern, muß allerdings Verwunderung erregen.

Was nun das Benehmen der teutſchen Fürſten gegen das teutſche Volk betrifft, ſo kann Niemand zweifelhaft ſein, daß ſie ſämmtlich nur auf eine gute Gelegenheit lauern, die ihnen abgezwungenen Konzeſſionen nicht bloß zurückzunehmen, ſondern ſich auch durch die bitterſte Reaktion dafür zu rächen. Die meiſten von ihnen haben Männer der früheren Oppoſition zu Miniſtern nehmen müſſen. Hierdurch läßt ſich aber kein Kundiger die Ueberzeugung nehmen, daß dieſe Miniſter entweder in das reaktionaire Komplott der Kabinete herübergezogen werden, oder daß hinter ihrem Rücken eine geſonderte Kabinetskonſpiration beſteht, welche, im Inlande auf die Führer des Militairs, auf den Adel, die Bureaukraten und Diplomaten, im Ausland auf Petersburg geſtützt, mit der Kontrerevolution auf das Thätigſte beſchäftigt iſt. Die Fürſten benützen jeden Vorwand, ihre Militairmacht zu vergrößern, welche der Verrath oder die Schwäche der Oppoſition ebenſo, wie die diplomatiſchen Unterhand-

lungen, in ihren Händen gelaſſen hat, und iſt der rechte Augenblick gekommen, werden ſie nicht ſäumen, Gebrauch von ihrem Henkersſchwert zu machen.

Man könnte verſucht ſein, Rechnung auf die geheimen Eiferſüchteleien der Fürſten unter einander zu machen und hieran Zweifel an dem Plan einer radikalen Kontrerevolution zu knüpfen, deren Gelingen nothwendig den Großen auf Koſten der Kleinen zu gut kommen würde. Man könnte ſogar an eine zweite veränderte Auflage des Rheinbunds denken. Aber man täuſche ſich nicht über die gegenwärtige Geſinnung und die jetzige Lage der Dinge. In der Feindſchaft gegen die Demokratie ſind alle teutſchen Fürſten e i n i g und ihr opfern ſie nöthigenfalls ſogar ihre Exiſtenz. „Wir wollen lieber von den Löwen (der heiligen Allianz), als von den Schweinen (dem Volk) gefreſſen ſein.“ Durch dieſe Worte hat Einer von ihnen die gemeinſame Geſinnung A l l e r ausgeſprochen. Die meiſten, namentlich die von Hannover, München, Stuttgart und Wien, haſſen den König von Preußen, weil ſie von früher wiſſen, daß die Berliner Dynaſtie auf die teutſche Kaiſerkrone ſpekulirt. (In der bekannten Denkſchrift des preußiſchen Bundestagsgeſandten vom Jahr 1822 iſt der betreffende Plan vollſtändig entwickelt.) Aber dieſer Haß würde ſich augenblicklich legen, wenn ihnen keine andere Wahl bliebe, als, entweder ſich von Preußen mediatiſiren, oder durch die Demokratie reduziren zu laſſen. Ja, jeder teutſche Republikaner hat die Ueberzeugung, daß ſie Teutſchland den Ruſſen zur Plünderung überliefern würden, wie der König von Neapel ſeine Hauptſtadt den Lazzaroni, wenn ſie darin ein ſicheres Mittel zur Rettung ihrer Kronen erblickten.

Beruht also die Hoffnung, daß zwischen Frankreich und Teutschland ein „brüderlicher Bund“ zu Stande kommen werde, auf einer günstigen Beurtheilung der teutschen Fürsten oder auf der Ansicht, daß sie unschädlich gemacht seien, so müssen wir jene Hoffnung für durchaus nichtig erklären. An die Unwürdigkeit einer Mesalliance der republikanischen Politik mit der Kabinetspolitik zu erinnern, hätten wir gern den Franzosen überlassen; da von französischer Seite kein Protest eingelegt worden, muß ein teutscher Republikaner ihn in Anregung bringen.

Die Hoffnung, die an den Fürsten scheitert, wird vielleicht appelliren an die sogenannte konstituirende Versammlung in Frankfurt. Wir behaupten aber, daß in ihr der „brüderliche Bund“ eben so wenig anzuknüpfen ist, wie in den Kabineten.

Die Majorität der Frankfurter Versammlung ist reaktionair gegen den Geist der Zeit, ist fürstendienerisch und will höchstens so viel Beschränkung der Fürsten, daß die bevorrechteten Klassen die Herrschaft mit ihnen theilen können. Von Demokratie ist in jener Majorität, welche durch undemokratische Wahlen, zum Theil unter der Herrschaft des Säbels, zusammengebracht worden, nicht ein Gran aufzufinden, obschon sie mit genauer Noth den souverainen Charakter der konstituirenden Versammlung theilweise gewahrt hat.

Sollte jene Majorität dazu gelangen, Teutschland eine neue Verfassung zu geben, so wird diese Verfassung entweder den Fürsten, oder dem Volk, oder beiden zugleich nicht entsprechen. Den Fürsten wird sie nicht entsprechen, weil diese ihre Souverainetät nicht opfern wollen und weil einzelne von ihnen längst eine Separatrolle gespielt oder

zu spielen Lust hatten. Der König von Preußen wird, so lang er noch Soldaten auf die Beine bringen kann, die Spekulationen seiner Dynastie niemals durch Unterordnung unter eine teutsche Zentralgewalt auf das Spiel setzen. Dasselbe läßt sich von den Fürsten in Wien, in München, in Stuttgart und Hannover sagen. Sie alle werden sich eben so wenig einem teutschen Kaiser, dessen Rolle zu spielen sich Jeder von ihnen für berufen halten wird, wie einem nicht fürstlichen Direktorium unterordnen wollen. Es ist also vorauszusehen, daß, wenn die Beschlüsse der Frankfurter Versammlung den Fürsten zu viel Beschränkungen drohen, durch irgend einen Handstreich ihre Sitzungen geschlossen werden, abgesehen davon, daß einzelne Fürsten sich von Teutschland zu trennen, oder Separatvereinigungen gegen die andern Bundesstaaten einzugehen suchen könnten. Nicht umsonst hat man in Mainz die Bürger so weit herausgefodert, daß man einen Vorwand hatte, sie zu entwaffnen; nicht umsonst wird Köln kriegsmäßig armirt; nicht umsonst zieht man an allen Orten Truppen zusammen, die, angeblich gegen das Ausland bestimmt, Front nach Frankfurt gemacht haben. Daß der Blödsinn der Herren in Frankfurt sich auf diese Weise ruhig, ohne alle Einsprache und Fürsorge, das Messer an die Kehle setzen läßt — wahrscheinlich ist auch Verrath einzelner Mitglieder im Spiel —, ändert nichts an der Ordre, welche die Chefs der Fürstentruppen in der Tasche haben werden.

Es ist also vorauszusehen, daß die Frankfurter Versammlung in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung gar nicht zu definitiven Beschlüssen gelangen wird. Wird sie aber nicht durch die Fürsten gestört,

fallen also ihre Beschlüsse fürstlich genug aus, um die Intervention der Bajonnete unnöthig zu machen, so wird, so muß, früher oder später, das Volk interveniren, denn eine Befriedigung der Fürsten und des Volkes ist in Teutschland nicht mehr möglich.

Zwischen diesen beiden Klippen hindurch steuernd, befindet sich die Majorität der Versammlung in der rathlosesten Begriffsverwirrung und Verstandesbedrängniß. Keines ihrer Projekte wird der beweglichen Wirklichkeit, keines der vernünftigen Staatstheorie entsprechen. Die Ereignisse wachsen ihr während der Berathung über den Kopf und nachdem sie durch die momentane Erdrückung der Republik in Baden freie Hand für ihre Halbheiten und die Gagernschen Projekte gewonnen zu haben glaubt, werfen die Ereignisse in Wien oder Berlin oder sonst wo alle ihre weisen Berechnungen über den Haufen. Da sie sich der Zeit und ihren Foderungen nicht hingegeben, weiß sie auch aus den Elementen der Zeit nichts zu machen, und gleich sehr in der schwankenden Furcht vor den Mächten der Zukunft wie vor denen der Vergangenheit, wird sie nur die Brücke bilden, über welche beide Mächte sich bekämpfen.

Diese Mächte sind der Despotismus und der Republikanismus. Welchem von beiden wird die Zukunft Teutschlands gehören?

Die Beantwortung dieser Frage ist es allein, welche zu dem Anknüpfungspunkt für das „brüderliche Bündniß" zwischen Frankreich und Teutschland führt. Ist man der Ansicht — und kein entschiedener Politiker wird zweifelhaft sein, — daß die Zukunft Teutschlands republikanisch sein werde, so muß man auch anerkennen, daß

nur mit den teutſchen Republikanern eine Verbrüderung vorbereitet werden könne.

Die franzöſiſche Regierung ſcheint noch nicht an einen teutſchen Republikanismus zu glauben, da ihr genauere Kenntniß der teutſchen Literatur, der Perſonen und der Zuſtände fehlt. Sie ſcheint Teutſchland noch immer nach der „Kölniſchen“ oder „Augsburger Zeitung“ zu beurtheilen, oder unkundige, wenn nicht gar betrügeriſche Berichterſtatter zu haben. Glaubt ſie nicht an einen teutſchen Republikanismus, ſo muß ſie zugeben, daß ſie einen „brüderlichen Bund“ mit den teutſchen Fürſten ſchließen, oder daß ſie einen Bund will, zu welchem der zweite Kontrahent gänzlich fehlt. Im erſten Falle entehrt ſie ſich und zwar fruchtlos; im zweiten iſt ihr „brüderlicher Bund“ eine leere Phraſe, die entweder zur Lockſpeiſe dient oder einer unklaren politiſchen Sentimentalität entſprang.

Welche Vorausſetzung will Herr Lamartine gelten laſſen?

Halbheiten rächen ſich immer.

Aus der Revolution hervorgegangen, will Herr Lamartine die Revolution nur anerkennen, wo ſie geſiegt hat. So iſt er denn in die Lage gerathen, ſich das Verdienſt eines Guizot zu erwerben, als er die teutſchen Republikaner im Intereſſe der teutſchen Fürſten in das Innere Frankreichs verwies. Sie wären nicht auf franzöſiſchen Boden gekommen, wenn Herr Lamartine nicht gewollt hätte; aber es fehlte Herrn Lamartine an Entſchiedenheit und Konſequenz. Er wagte in ſeinem Manifeſt eine neue auswärtige Politik zu proklamiren, eine Politik, welche auf

nichts Anderes hinausgeht, als auf eine Revolution im Völkerrecht; bei der ersten Probe aber, welche diese Politik zu bestehen hatte, zog sie sich schüchtern zurück.

Herr Lamartine hat gesagt: „Frankreich will alle Regierungen unangetastet lassen, wenn sie nicht von ihren Völkern angegriffen werden. Wenn der Kampf zwischen Freiheit und Despotismus beginnt, so soll Frankreichs Degen in der Waagschaale der Freiheit liegen."

Es ist nicht Sache jedes Volks, sich zu der großen Mission zu bekennen, welche in diesen Worten ausgesprochen ist; bekennt man sich aber dazu, so soll man sie nicht zur bloßen Phrase werden lassen.

Als in Baden „die Regierung von ihrem Volk angegriffen wurde", als in Baden „der Kampf zwischen Freiheit und Despotismus begann", brauchte Frankreich nur ein Wort zu sprechen, um den Sieg des Volks und der Freiheit zu sichern. Frankreich mußte wissen, daß in Baden die Mehrheit des Volkes die Republik will, und als man Anstalten machte, sie durch 50,000 auswärtige Söldlinge zu unterdrücken, mußte Frankreich, wollte es die Worte des Manifestes zur Wahrheit machen, an seinen Degen schlagen. Es mußte sagen: „Ich betrete den teutschen Boden nicht, wenn ihr das badische Volk seinen Kampf allein ausfechten laßt; wollt ihr es aber unterdrücken, so schicke ich ihm so viel Mann zu Hülfe, wie ihr zu seiner Unterdrückung schickt".

Man hätte solcher Sprache die Verträge von 1815 entgegensetzen können. Aber Frankreich hatte durch Herrn Lamartine erklärt, daß es die Verträge von 1815 nicht mehr anerkennt. Es erkennt also

auch den (in Teutschland selbst in Frage gestellten) teutschen Bund nicht mehr an, also auch nicht die teutsche Bundsakte vom 8. Januar 1815, also auch nicht den Art. 26 der Wiener Schlußakte, worin sich die teutschen Fürsten gegenseitig verpflichten, bei Aufständen einander ihre Söldner zu leihen. Frankreich gegenüber war also Baden ein selbstständiger Staat und die Hessen, Baiern und Würtemberger mußten bei ihrem Einfall in Baden Frankreich gegenüber so fremd sein, wie Russen, Baschkiren und Kosacken.

Herr Lamartine hat sich später bei der Auslegung seines Manifestes einen Ausweg zu sichern gesucht, indem er erklärt, Frankreich könne den Völkern nur zu Hülfe kommen, wenn sie diese Hülfe anrufen.

Betrachtet man diese Erklärung genauer, so löst sie sich, wie der „brüderliche Bund", in der Praxis wieder in nichts auf. Wer soll denn die Hülfe Frankreichs anrufen? Sollen es die unterdrückenden Regierungen? Sie werden sich hüten. Sollen es die unterdrückten Völker? Ebenfalls nicht, denn welches Volk kann und darf es wagen, unter dem Fuß oder dem Schwert des Unterdrückers auswärtige Hülfe anzurufen? Der Hülferuf kann also nur von Einzelnen ausgehen, von solchen, die sich aus den Klauen der Unterdrücker gerettet haben, also von den politischen Emigranten.

Die polnische Emigration kann Frankreichs Hülfe anrufen; die neapolitanischen Flüchtlinge können Frankreichs Hülfe anrufen; die teutschen Flüchtlinge können Frankreichs Hülfe anrufen. Kann man aber vernünftiger Weise einen solchen Hülferuf aus Warschau, aus Neapel, aus Karlsruhe erwarten?

Lamartine iſt alſo, die Sache praktiſch genommen, mit ſeiner Hülfeleiſtung zunächſt auf die politiſchen Emigranten beſchränkt. Wie hat er ſich aber gegen dieſe benommen? Die polniſchen haben Frankreichs Hülfe angerufen, haben es ſogar wiederholt an ſeine Pflicht gemahnt und Frankreich hat neuerdings erklärt, daß es ſich in der polniſchen Frage neutral verhalten werde. Die teutſchen Republikaner haben Herrn Lamartine auseinandergeſetzt, daß er die auswärtigen Truppen in Baden nicht dulden dürfe ohne deren Gegnern freien Spielraum in Frankreich zu laſſen, und Herr Lamartine hat die teutſchen Republikaner zur Beruhigung der Fürſten in's Innere Frankreichs verbannt. Weniger Mühe und Muth, als dieſe Verbannung, hätte ihm die Wegweiſung der fremden Truppen aus Baden gekoſtet, denn ein ernſtliches Wort würde genügt haben, ſie zu verſcheuchen.

Herr Lamartine hat nicht gewollt, was er geſagt, oder er hat nicht geſagt, was er gewollt. Die teutſchen Republikaner aber haben nichts von ihm zu hoffen. Er iſt ihr Gegner, nicht ihr Alliirter, und als Einleitung zu dem „brüderlichen Bund", den Frankreich, wie wir geſehen, nur mit den teutſchen Republikanern anknüpfen kann, hat Herr Lamartine die Unſchädlichmachung der teutſchen Republikaner gewählt.

Entweder iſt man Republikaner, oder man iſt es nicht. Iſt man es, ſo muß man vor allen Dingen erſtens Vertrauen auf die republikaniſche Sache haben und zweitens ſich hüten, die Despoten gegen die Republikaner zu unterſtützen. Herr Lamartine hatte kein Vertrauen auf die republikaniſche Sache und er hat die Despoten gegen die Republikaner unterſtützt. Oder war der Mangel an Ver-

trauen etwa bloßer Vorwand für dieſe Unterſtützung? Dann um ſo ſchlimmer!

Wollten die teutſchen Republikaner noch auf Frankreich rechnen, ſo müßten ſie ſich an das Volk wenden. Sie müßten ihm ſagen: „ſollteſt du zur Erfüllung deiner proklamirten Miſſion unmittelbar gegen den teutſchen Despotismus auftreten, ſo würde man dir eigennützige, eroberungsſüchtige Plane unterſchieben, wenn du auch von den reinſten Abſichten ausgingeſt, und du gäbeſt der teutſchen Reaktion den mächtigen Hebel des Nationalgeiſtes in die Hand; willſt du alſo deine republikaniſche Miſſion gegen den teutſchen Despotismus erfüllen, ſo darfſt du nur mittelbar, nämlich durch die teutſchen Republikaner wirken. Räume ihnen dein Terrain ein, damit ſie ſich frei organiſiren, mache ihnen Vorſchüſſe, damit ſie ihre Bedürfniſſe beſtreiten können, und leihe ihnen Waffen, damit ſie ihre Sache durchfechten können. Thue Das offen und ehrlich, denn es iſt Recht und Pflicht unter Völkern, wie unter Perſonen, ſeinen Freunden offen beizuſtehen in allen rechten Dingen. Solche Hülfe dürfen ſie annehmen, ohne ſich zu entehren, und du darfſt ſie gewähren, ohne deine Abſichten zu kompromittiren. Dieſe Hülfe wird das beſte Einleitungsmittel zu einem „brüderlichen Bund“ mit dem ganzen teutſchen Volke ſein, denn ſie liegt im beiderſeitigen Intereſſe und entſpricht den beiderſeitigen Prinzipien. Du willſt Polen befreien; wir wollen es auch. Teutſchland iſt für dich die nothwendige Brücke nach Polen; aber ſie ſteht dir nur offen, wenn teutſche Republikaner ſie beſetzen. Die jetzt in Teutſchland noch das Heft in der Hand haben, ſind Alliirte Rußlands gegen Polen. Wir wollen uns mit dir gegen

Rußland für Polen alliiren. Du willſt keinen Krieg, aber du wirſt ihn ſo wenig vermeiden, wie wir. In Teutſchland ſiegt entweder der Despotismus, oder der Republikanismus. Siegt der erſte, ſo wirſt du einen Kampf zu beſtehen haben gegen Rußland und Teutſchland; ſiegt der letzte, ſo iſt der Krieg zwiſchen Teutſchland und Rußland unvermeidlich und du wirſt der Alliirte Teutſchlands ſein. Alſo auch in Bezug auf die Kriegsfrage liegt es in deinem höchſten Intereſſe, den Republikanismus in Teutſchland zu unterſtützen. Sein Sieg iſt dein Sieg, nach der einen wie nach der andern Seite hin. Man unterſtützt aber Niemanden, indem man ihn bekämpft".

So könnte man zu dem franzöſiſchen Volke ſprechen, wenn man ſich noch Hoffnungen auf Frankreich machte. Aber dieſe Hoffnungen ſind verſchwunden. Nur von Revolutionairen können Revolutionaire noch etwas hoffen. Frankreichs Politik, wie ſie durch die Nationalverſammlung und durch die Vollziehungskommiſſion repräſentirt iſt, hat aufgehört, eine revolutionaire zu ſein; ſie iſt eine konſervative, ſogar reaktionaire geworden. Sie will, wie Louis Philippe, den Frieden um jeden Preis, ſogar um den Preis, daß Herr Lamartine von den Blättern der teutſchen Reaktionaire gelobt wird. Die Furcht der Beſitzenden iſt die Politik Frankreichs. Dieſe Politik könnte im Krieg ein Ableitungsmittel für die Proletarierfrage finden; aber es iſt ſehr ungewiß, ob ſie nicht von auswärtigen Republiken gerade eine erweiterte und tiefere Anregung dieſer Frage fürchtet. Jedenfalls fürchtet ſie Kriegskoſten und vor denen wird ſie um ſo mehr Furcht haben, nachdem die Blanqui'ſche Milliarde ihr finanzielles Geſpenſt geworden iſt.

Ehe der teutſche Republikanismus von Frankreich etwas zu hoffen hätte, müßte Frankreich erſt eine neue Revolution machen. Bis dahin gedenken die teutſchen Republikaner ſo weit zu ſein, daß ſie an das Lamartine'ſche Manifeſt nicht mehr zu erinnern brauchen.

Das Fazit unſerer Rechnung iſt alſo dieß:

Frankreich will der Freiheit überall helfen, die Bedingungen ſeiner Hülfeleiſtungen können aber niemals eintreffen.

Ferner: Frankreich befleißigt ſich einer „bewaffneten Diplomatie"; aber ſie verwandelt ſich unter der Hand in eine diploma iſche Bewaffnung.

Ferner: Frankreich will einen „brüderlichen Bund" mit Teutſchland. Es thut aber freundlich mit Denen, mit welchen der Bund nicht möglich iſt, und ſtößt Diejenigen vor den Kopf, welche allein die Hand dazu bieten können.

Ferner: Die künftigen Verbündeten Frankreichs, die teutſchen Republikaner, werden nicht vom jetzigen Frankreich unterſtützt, und die Hülfe des künftigen Frankreichs haben ſie nicht nöthig.

Ferner: Die Hülfe Frankreichs iſt alſo aus der Rechnung ganz zu ſtreichen und der „brüderliche Bund", aus wie edlem Herzen er kommen mag, liegt in ungewiſſer Zukunft, iſt alſo für die Gegenwart blauer Dunſt.

Endlich: Herr von Lamartine, wenn er auch nicht politiſcher Poet war, iſt doch wenigſtens ein poetiſcher Politiker. Weniger kann man nicht von ihm ſagen, wenn man ihn als Freund beurtheilt.

Nachſchrift. Wir haben im Vorſtehenden unſere Anſicht ausgeſprochen. Es iſt nicht überflüſſig, auch die

Anſicht der böſen Welt anzufügen. Die böſe Welt ſagt: die Feindſeeligkeit der franzöſiſchen Politik gegen die teutſchen Republikaner rühre von Ohrenbläſereien der Diplomaten her, welche der franzöſiſchen Regierung in den Kopf geſetzt, daß, wenn der teutſche Rhein ein Republikaner geworden, das Elſaß ſich ihm mit neuerwachter Zärtlichkeit in die Arme werfen werde.

Ein anderer Theil der böſen Welt ſagt: wenn am Rhein eine teutſche Republik erſteht, ſo entgeht den Franzoſen jeder Vorwand, ihn mit ihrer Freiheit zu beglücken, d. h. das linke Rheinufer zu acquiriren. Und da dieſer Traum durchaus nicht ausgeträumt iſt, vielmehr in der Partei des Herrn Marraſt, welcher vielleicht bald an die Spitze kommen wird, lebhafter umherſpukt, als je, ſo wäre es ein großer politiſcher Fehler, mit den teutſchen Republikanern des Rheins einen „brüderlichen Bund“ zu ſchließen.

So ſpricht die böſe Welt. Wir natürlich gehören nicht zu ihr. — Straßburg den 1. Juni 1848.“

*

Wenden wir uns jetzt von einer franzöſiſchen Revolutionsgröße wieder zu den teutſchen. Neben Fr. Hecker Guſtav Struve zu übergehen, hieße ſo viel, wie neben Göthe Schiller, neben Voltaire Rouſſeau, neben Mozart Beethoven vergeſſen. Machen wir daher die nähere Bekanntſchaft von G. Struve, mit dem mich das Schickſal wie auf Verabredung immer wieder zuſammenführte, nachdem ich ein Mal mit ihm in Verbindung getreten war. Ich werde von dieſem Mann Lächerlichkeiten unglaublich ſcheinender Art zu berichten und ihn auch anzuklagen haben. Man möge aber nicht denken, daß ich durch irgend ein Vorurtheil gegen ihn geleitet

werde, oder daß ich es nicht verstanden habe, im Interesse der Sache, die ich mit ihm vertrat, Selbstverleugnung gegen ihn zu üben. Weil die Revolutionaire, auf die man vertrauen konnte, nicht zu dick gesä't waren, habe ich an Struve trotz seinen Schwächen und Lächerlichkeiten festgehalten, so lang ich konnte, und ich habe ihm zur Seite gestanden, wo Alles ihn verurtheilte. Als ihn sein wahnwitziger Lörracher Putsch, von dem ich ihn vergebens zurückzuhalten mich bemüht, in's Gefängniß gebracht hatte und man ihn in allen Zeitungen moralisch zu morden suchte, war ich der Einzige, der ihn öffentlich vertheidigte, und ich that es in der wärmsten Weise, weil alle Welt auf den gefangenen und wehrlosen Mann ohne Erbarmen loshackte. Einen Theil des ihm gezollten Lobes erkenne ich ihm auch heute noch zu; aber daß bei seinen Handlungen die maßloseste Eitelkeit und Selbstüberschätzung eine Rolle spielte, daß ihm in Bezug auf Menschen und Dinge alles gesunde Urtheil abging, ja daß er in seiner Verblendung zu wahren Verrücktheiten fähig war — abgesehen von den tollhäuslerischen Capricen seiner Lebensart —, alles Das wußte ich schon damals so gut, wie heute, und ich habe es ihm nicht verhehlt. Die „Zuschauer"-Berühmtheit, die er durch seine Zähigkeit im Kampf mit dem Mannheimer Zensor errungen, hatte ihn zu der Einbildung gebracht, er müsse überall an der Spitze sein, er müsse überall den „Macher" darstellen, er wisse Alles am Besten und allen Anderen mangele die wahre Einsicht. Er mogte in dieser Einbildung auch bestärkt worden sein durch die Dummheiten des Herrn Hecker, dem er zu Hüningen die begangenen Sünden auf eine wahrhaft vernichtende Weise vorhalten konnte.

Zu welchen Tollheiten der Menſchenkenner und der Revolutionair Struve fähig war, lernte ich zuerſt kennen, als er ſich von Straßburg nach Chalons transportiren ließ. Einige Tage nach ſeiner Abreiſe werde ich in aller Frühe durch einen von ihm geſandten Boten geweckt, der in dem ſchwitzenden Eifer des Bewußtſeins, der Träger weltgeſchichtlicher Depeſchen zu ſein, mir einen Brief Struve's und 200 Franken überbrachte. Der Brief meldete mir in myſteriöſer Weiſe, „unſere Stellung habe ſich plötzlich vortheilhaft geändert, unſere Sache habe wieder die beſten Hoffnungen, deshalb möge ich Alles vorbereiten für einen großen Schlag" und zu dem Zweck ſende er mir einſtweilen 200 Franken. Gleichzeitig meldete er mir, der Träger ſei „nicht im Vertrauen", und erſuchte mich, ihn mit den angeſchloſſenen Depeſchen an Willich in Beſancon und an Becker in Biel zu ſchicken.

Beim Leſen dieſes Briefes ſtritten ſich in mir Lachluſt und Indignation. Hoffnungen auf die franzöſiſche Regierung, die uns eben erſt wie Verbrecher behandelt hatte; gegen 50,000 Mann Truppen einen „großen Schlag" vorbereiten mit 200 Franken und vielleicht 200 Flüchtlingen; als Träger revolutionairer Depeſchen einen wildfremden, nie geſehenen Menſchen ſenden, der „nicht im Vertrauen" iſt, und mir dann zumuthen, ihn noch zu weiteren Dienſten zu benutzen! Ich traute kaum meinen Augen, als ich dieſe Tollhäuslereien in dem Struve'ſchen Briefe las. Ich forſchte den Boten, der in dem Brief als „Martin" bezeichnet war, aus und fand, daß er ein unſchuldiger Menſch war, den Struve in der „Glocke" zu Chalons kennen gelernt hatte. Das war Alles, was er ſelbſt wußte. Um nicht etwaige Möglichkeiten zu verei-

teln, gleichzeitig aber weitere Dummheiten zu verhüten, änderte ich rasch die Depeschen so ab, daß sie nicht schaden konnten, und sandte sie dann durch den vermeintlichen Martin nach Besancon und nach Biel. In der Depesche an Becker war dieser „Martin" als Officier bezeichnet, welcher Becker assistiren solle. Nachdem dieser ihn ein Paar Tage bewirthet hatte, wünschte er seine Generalsfähigkeiten kennen zu lernen, da er nicht das Mindeste von einem Officier an sich hatte, und brachte das Gespräch auf militairische Gegenstände. „Martin" wußte davon so viel wie ein neugeborenes Kind. „Aber heißen Sie nicht Kapitain Martin?" „„Nein ich heiße Louis."" „Und sind Sie nicht Officier?" „„Nein, ich bin Weinreisender.""

Worauf aber gründeten sich die neuerwachten Struve'schen Hoffnungen? Ein Agent der französischen Regierung, ein Kapitain Martin, hatte ihm unterwegs 600 Franken übergeben, sei es nun, um mit dieser Spottsumme den Herrn Lamartine von aller weiteren Sorge für die Internirten loszukaufen, oder um diese zur Auswanderung nach Algier*) zu verlocken. Und Gustav, der Scharfblickende, hätte darin einen verstohlenen Wink der Regierung gesehen, daß man ihn zur Revolutionirung Teutsch-

*) Auch mich suchte in Straßburg ein Kapitain zur Auswanderung nach Algier zu bereden, wo er mir Ländereien und alle mögliche Vortheile versprach, im Fall ich eine teutsche Kolonie gründen wolle. Ich nahm den Mann mehrere Male sehr freundlich auf, um die Natur der Theilnahme und Verehrung für mich kennen zu lernen, von welcher er erfüllt war, und dann ersparte ich ihm das Wiederkommen.

lands in Stand ſetzen wolle, worauf er mich dann aufforderte, für den „großen Schlag“ zu ſorgen. Als Ueberbringer der frohen Kunde hatte er auf der Stelle den Schutzengel Martin auserſehen, obſchon derſelbe „nicht im Vertrauen“ war; da aber Martin ſich der Ehre entzog, engagirte er an ſeiner Statt den erſten beſten Andern, der ihm in den Wurf kam, und das war der blühende Weinreiſende Louis, den er jetzt unbedenklich als den Officier Martin in die Welt ſchickte.

Man wird dieſe Geſchichte, wenn man ſie lieſ't, bloß für lächerlich halten. Aber iſt es nicht zugleich empörend, daß Menſchen, welche zu ſolchen Tollhäuslereien fähig ſind, ſich als Revolutionsführer aufwerfen und die Geſchicke von 50 Millionen lenken wollen? Voll Indignation ſchrieb ich dem Revolutionsführer nach Chalons, wenn er Faſtnachtſtreiche machen wolle, ſo möge er nach Köln gehen, dann möge er aber mich damit verſchonen und ſie nicht im Namen der Revolution machen. Natürlich blieb er doch im Recht und meinte, ich ſei ein grober Menſch, der gleich herausfahre, wenn nicht Alles nach ſeinem Kopfe gehe. Auch war es mir nicht möglich, ihn zu überzeugen, daß Lamartine unſer Feind ſei und eher gehängt zu werden, als ferneres Vertrauen verdiene. Als man ihn in dem öden Chalons einige Zeit hatte ſitzen laſſen, ohne ſich im Mindeſten um ihn und ſeine Gefährten zu kümmern oder ſie mit Subſiſtenzmitteln zu verſehen, machte Guſtav nebſt Gemalinn und ſonſtiger Begleitung ſich zu Fuß auf den Weg nach Paris, um, wie er mir ſchrieb, den — „Völkerbund zu gründen“. So blind und eitel war dieſer Mann, daß er glaubte, wenn er nach Paris komme, werde er eine revolutionaire Verbündung des verlamar-

tinten Frankreichs mit Teutſchland zu Stande bringen. Nachdem er ſo lang Völkerbund gegründet, daß er nichts mehr zu beißen und kaum noch Sohlen unter den Schuhen hatte, kam er nach Straßburg zurück und verfluchte Paris als das Brutneſt aller Verderbniß und die Quelle der allgemeinen Hoffnungsloſigkeit. Ich aber war unterdeſſen mit dem „großen Schlag“ ſo weit gekommen wie er mit dem „Völkerbund“.

In Straßburg gab es nicht bloß nichts mehr zu thun, ſondern es war auch nach der Rückkehr Struve's eine neue Lamartinade zu erwarten. Wir beſchloſſen daher, uns nach dem Kanton Baſelland zu wenden, wo wir wenigſtens beſſere Mittel fanden, durch die Preſſe zu wirken.

In Lieſtal fand Struve einen gutmüthigen Menſchen, der ſein Geld hergab, um in Baſel eine neue Auflage des „Deutſchen Zuſchauer“ erſcheinen zu laſſen. Guſtav glaubte wieder den Hebel zur Umkehrung der Welt in der Hand zu haben und er war von ſeiner Superiorität, ſeiner Alleinfähigkeit und dem Gewicht ſeines Namens ſo überzeugt, daß er mich nicht einmal zur Mitarbeiterſchaft einlud, wonach mich natürlich auch nicht gelüſtete. Er rechnete auf Tauſende von Abonnenten im Elſaß, in Baden und in der Schweiz. Aber man nahm von ſeinem Geſchwätz ſo wenig Notiz, daß in kurzer Zeit die Zuſchauerei von ſelbſt zu Ende war wie das Geld ſeines Lieſtaler Freundes. Struve hielt ſich wirklich ſeit der Mannheimer Zenſorkampagne für einen der furchtbarſten Schriftſteller, während ihm alle Schärfe wie alle Originalität, alle Pointe wie alles Salz, alle Gedankenkraft wie alle Phantaſie abging. Kurz, was er publizirte, war Alles geſchriebene Gemüſekoſt.

In der Schweiz war es natürlich zunächst wieder die Polizei, die Macht der Landjäger, mit der ich in Kolliſion gerieth. Wie lächerlich ſich dieſe Macht mitunter geberdete, möge folgender Vorfall darthun. Ich pflegte von Birsfelden täglich nach Baſel zu gehen, um im dortigen Kaſino, wo ich eingeführt war, die Zeitungen zu leſen. Eines Tags hielt mich die Thorwache in Baſel auf und examinirte mich über meine Perſon und meine Abſichten. Nachdem ich auf die glaubwürdigſte Weiſe dargethan, daß ich weder die Stadt Baſel in die Luft ſprengen, noch ihre Obrigkeit auffreſſen, noch ihre Banquiers ausplündern, ſondern bloß im Kaſino die Zeitungen leſen wolle, blieb man zuletzt bei der Frage ſtehen:

„Hent er Schriften"?

Ich verſicherte, daß ich ſehr gute „Schriften" (Paß u. ſ. w.) in Birsfelden, aber nicht in der Taſche habe, und verſprach ſie den nächſten Tag vorzuzeigen. Aber man beſtand darauf, man müſſe die „Schriften" ſofort ſehen, ſonſt könnte ich „nit inne". Trotz allen Vorſtellungen blieb mir nichts Anderes übrig, als, die „Schriften" zu holen, wenn ich nicht auf das Leſen der Zeitungen verzichten wollte. Ich ging daher nach Birsfelden zurück und erſchien nach einer halben Stunde wieder am Baſeler Thor, ausgerüſtet mit meinen „Schriften", einem Genfer und einem franzöſiſchen Paß. Die Thorwache, die unterdeſſen wieder neue Inſtruktionen über dieſen wichtigen, bedenklichen, weltgeſchichtlichen Fall eingeholt hatte, examinirte meine „Schriften" mit der aufmerkſamſten Gewiſſenhaftigkeit und nachdem das Rindvieh eine Viertelſtunde lang buchſtabirt und Geſichter geſchnitten hatte wie ein

wiederkäuender Bullochſe, gab es mir die „Schriften“ zurück und ſprach die ernſten, bedeutungsvollen Worte:

„Nu chönnet er doch nit inne.“

Und weshalb? Erſt durch die derbſten Vorwürfe erfuhr ich, es ſei ſo eben ſpezieller Befehl von der Polizeibehörde gekommen, mich unter keinen Umſtänden wieder in die Stadt Baſel zu laſſen.

Aber der „radikale“ Kanton Baſelland ſäumte nicht lang, ſeiner konſervativen Nachbarinn zu folgen, ja ſie zu übertreffen. Ich erhielt kurz darauf die Weiſung, den Kanton ſofort zu verlaſſen und ihn nicht mehr zu betreten, widrigen Falls man mich über die Grenze transportiren werde.

Solche Beweiſe „republikaniſcher“ Sympathie erfuhr ich ein Paar Monate nach der Februarrevolution. Ehe ich über die Fortſetzung derſelben in anderen Theilen der Schweiz berichte, will ich der Kurioſität halber auch eines Beweiſes fürſtlicher Aufmerkſamkeit gedenken, der mir von Baden aus zukam. Ich hatte in Baſelland eine, ſchon früher erwähnte, gegen das Frankfurter Parlament gerichtete, mit meinem und Struve's Namen verſehene Flugſchrift drucken laſſen, die den Titel führte „An die Männer des geſunden Menſchenverſtandes in Teutſchland.“ In Folge dieſer Publikation enthielten die badiſchen Regierungsblätter vom Juni 1848 folgende Auffoderung:

„G. Struve und K. Heinzen ſtehen dahier wegen Hochverraths, verübt durch die Preſſe, in Unterſuchung; ſie ſind nämlich angeſchuldigt, die Verfaſſer der Druckſchrift „An die Männer des geſunden Menſchenverſtandes in Deutſchland“ zu ſein.

Da uns deren gegenwärtiger Aufenthaltsort unbekannt iſt, ſo werden ſie hiermit aufgefordert, ſich

Samſtag den 8. Juli d. J.,
Morgens 8 Uhr,

dahier zu ſtellen und zu verantworten, widrigenfalls weiter verfügt werden ſoll, was Rechtens iſt.

Konſtanz, den 16. Juni 1848.

Großh. badiſches Bezirksamt.
Dielſche.„

Dieſe Aufforderung beantworteten wir mit folgendem Schreiben:

„An das großh. badiſche Bezirksamt in Konſtanz.

Erklärung von G. Struve und K. Heinzen, betreffend die Druckſchrift: „An die Männer des geſunden Menſchenverſtandes in Teutſchland.“

Wir haben uns ſehr gewundert, aus der Karlsruher Zeitung vom 26. Juni zu entnehmen, daß das großh. badiſche Bezirksamt Konſtanz Notiz genommen hat von unſerer Druckſchrift: „An die Männer des geſunden Menſchenverſtandes in Teutſchland.“ Wie kann ſich dieſe Behörde der Gefahr ausſetzen, über ſo fremdartige Dinge urtheilen zu müſſen, für die es im ganzen lieben Teutſchland kein amtliches Forum gibt? Geſunden Menſchenverſtand oder Sinn für denſelben haben wir von teutſchen Bezirksämtern nie erwartet, und daß wir darin Recht hatten, beweiſ't die erwähnte Aufforderung vom 16. Juni von Neuem. Wir werden des Hochverraths, verübt durch die Preſſe, angeklagt, weil wir uns an den geſunden Menſchenverſtand gewandt haben, der leider in Teutſch-

land zur Zeit noch nicht zur Herrschaft gelangt ist. Hätten wir im Sinne des Unverstandes geschrieben, welcher, wie auf den Thronen, so auch bei den Gerichten und namentlich bei den Bezirksämtern, zu Hause ist, so wären wir nicht des Hochverraths beschuldigt worden. Wenn uns das großh. bad. Bezirksamt die Versicherung ertheilen könnte, daß der gesunde Menschenverstand an dem Tage, auf welchen wir vorgeladen worden, nämlich am 8. Juli d. J., Morgens 8 Uhr, bei dieser bedauerlichen Behörde einkehren werde, so würden wir kein Bedenken tragen, der an uns gerichteten Aufforderung Folge zu leisten.

Bevor uns jedoch diese schwer zu schaffende Bürgschaft geworden, würden wir unverantwortlich gegen den gesunden Menschenverstand sündigen, wenn wir ihn bei dem groß. badischen Bezirksamte zu Konstanz persönlich aufsuchen wollten.

Uebrigens denken wir mit den Appellationen an den gesunden Menschenverstand des teutschen Volkes so lang fortzufahren, bis er nicht bloß das großh. badische Bezirksamt, sondern auch alle andere Bedienten des Großherzogs, ja, was unglaublich erscheint, sogar den Großherzog selbst, zu Verstand bringt.

Binnen Kurzem werden wir dem Bezirksamte eine neue Probe unserer hochverrätherischen Gesinnung vorzulegen die Ehre haben, um darüber, wie es in der Karlsruher Zeitung heißt, „zu verfügen, was Rechtens ist."

Aus Baselland vertrieben, wandte ich mich mit meiner Familie, die schon in Straßburg mit mir zusammengetroffen war, nach Bern, wo ich, nachdem unterdessen meine amerikanische Reise und die Revolution einen Strich durch die Vergangenheit gemacht hatte, jeden Falls eine Aufent-

haltsbewilligung zu erhalten hoffte. Aber die Berner Regierung war noch feiger, ſtupider und brutaler, als die von Baſel und Baſelland. Meine Begrüßung war eine ſofortige Wegweiſung. Ich hatte das Unglück, Abends auf der Straße mit einem Bein in ein ſchlecht überdecktes Baulech zu ſtürzen, ſo daß die Bänder am Knie zerriſſen und ich, um kein Krüppel zu werden, unter den größten Schmerzen vierzehn Tage lang regungslos auf dem Bette liegen mußte. Und faſt an jedem dieſer vierzehn Tage ließ die Polizei mich durch einen Abgeſandten zur Abreiſe drängen. Ich glaube, das Pack hätte mich zur Abreiſe gehetzt, wenn ich den Hals gebrochen hätte.

Als ich einiger Maßen hergeſtellt war, ging ich in mein altes Aſyl nach Genf zurück.

Struve hatte ſich nach dem Kanton Thurgau gewandt und begann wieder einen „großen Schlag" vorzubereiten. Er drang wiederholt in mich, wieder an die Grenze zu kommen und den Schlag ausführen zu helfen, das Volk ſei reif dazu und verlange nach Führern und nach Thaten. Alle meine Vorſtellungen über die Tollheit von Unternehmungen unter den damaligen Umſtänden waren vergebens. Heckers Lorbeeren ließen Guſtav nicht ſchlafen und er wollte ebenfalls ſeinen Putſch haben. Alle früheren Erfahrungen waren wieder vergeſſen und wenn ihn ein Paar Frauen und Bauern (vielleicht auch Regierungsagenten) beſuchten und über die Regierung ſchimpften, ſo genügte ihm Das als Beweis, daß das ganze Baden, ja Deutſchland ſich erheben werde, wenn Guſtav über die Grenze komme. Er war ſeiner Sache ſo gewiß, daß er ſeine Ankunft Wochen lang vorher ankündigte und ich bin überzeugt, die badiſche Regierung hat Alles gethan, ihn

hinüberzulocken, wovon er mit seinem scharfen Blick natürlich nichts merkte. Endlich rückte er wirklich mit Frau Amalia und sechs Mann in Lörrach ein, wo Alles Wochen lang offen vorbereitet war, und trat, nebst dem kontrasignirenden K. Blind, den er, so viel ich mich erinnere, zum Staatssekretair ernannt hatte, in seiner Proklamation als provisorische Regierung der teutschen Republik auf. Das Resultat war, daß von den gutmüthigen Menschen, die der provisorischen Regierung folgten, bei Staufen eine Anzahl durch die bereit gehaltenen Truppen definitiv niedergeschossen wurden und die Kontrerevolution rücksichtlos ihren Fuß auf das ganze Land setzte. Struve selbst ließ sich, obschon er sich mit seinen Gefährten ganz gut durchschlagen konnte, von einigen Bauern gefangen nehmen, denn er hatte die Passion, „der Gewalt zu weichen", und tröstete sich über seinen wahnwitzigen Streich, für den er eine Kugel verdient hätte, später mit der großen weltbewegenden Wirkung seines Prozesses — dieses unheilvollen Prozesses, welcher dem Schwätzer Brentano die Popularität und Macht verschaffte, mittelst welcher er später die ganze teutsche Revolution ruiniren konnte.

Uebrigens kam ich bald nachher in Versuchung, beinah eine gleiche Thorheit wie Struve zu begehen, freilich nur auf meine Kosten. Im Herbst 1848 (den 9. Nov. — ich erinnere mich des Datums, weil es an dem Tage war, an welchem Rob. Blum erschossen wurde) reis'te ich mit einem Paß, den ich mir früher in Straßburg hatte geben lassen, von Genf ab, um in aller Stille durch Frankreich und Belgien nach Berlin zu gehen, wo damals die Zustände wieder ein drohendes, revolutionaires Ansehen gewonnen hatten. Ich bildete mir ein, dort inmitten des

aufgeregten Volkes ſicher zu ſein und wirken zu können, wenn es mir einmal gelungen ſei, die Hauptſtadt zu erreichen. Als ich aber in Brüſſel angelangt war, wurde ich aus dem Bette auf die Polizei zitirt und mein Paß verlangt. Ich ſchloß daraus, daß ich von preußiſcher Seite in's Auge gefaßt worden, und richtete danach meine Antworten auf die geſtellten Fragen ein. „Wohin wollen Sie?“ Nach Preußen. „Gut, ſo werden wir Ihnen einen Paß dorthin ausſtellen.“ Ich habe ja einen Paß der franzöſiſchen Republik, der iſt mir gut genug. „Den erhalten Sie nicht zurück, wir geben Ihnen einen neuen.“ Meinetwegen, ich nehme auch den, wenn der preußiſche Geſandte ihn viſirt. „Er wird ihn nicht viſiren.“ So? Das wiſſen Sie ſchon im Voraus? Dann ziehe ich vor, mit meinem franzöſiſchen Paß nach Frankreich zurückzureiſen.

Es war offenbar, daß ich verrathen war und den Preußen in die Fänge geliefert werden ſollte. Ich beſtand daher, unter der Drohung, mich an den franzöſiſchen Geſandten wenden zu wollen, auf der Rückgabe meines Paſſes und reiſ'te damit nach Paris. Dort beſuchte ich Ledru Rollin, der einer der Kandidaten für die bevorſtehende Präſidentenwahl war, und legte ihm einen Plan im Sinne der in Straßburg publizirten Brochüre über das Zuſammenwirken der franzöſiſchen und teutſchen Revolutionaire vor. Der Plan gefiel ihm ſehr und er erſuchte mich, bis zur Wahlentſcheidung in Paris zu bleiben. Zwar mache er ſich keine Ausſicht, ſeinen Gegenkandidaten L. Napoleon zu beſiegen, aber die Möglichkeit ſei immer vorhanden und ſollte er gewählt werden, ſo ſei er bereit, Alles für mein Projekt zu thun. Wer einen ſolchen Plan entwerfe, ſei auch immer

der geeignetste Mann, dessen Ausführung zu sichern, ich möge daher ein Paar Wochen Geduld haben.

Wäre Ledru Rollin Präsident, oder früher an Lamartine's Stelle Minister des Aeußern geworden, dann hätte die ganze neuere Geschichte einen anderen Verlauf genommen.

Als ich mich ein Paar Tage in Paris umgesehen, machte ich auf seine Erwählung keine Rechnung mehr. Ueberdieß aber mahnte mich meine Kasse an baldige Weiterreise. Sie reichte noch grade aus, mich nach Genf zurückzubringen, ungefangen und ungehangen. Aber wenn ich auch von der Königl. Preußischen Polizei nichts zu besorgen hatte, die helvetisch-republikanische beeilte sich wieder, sie zu ersetzen.

Obgleich durch meine Mittellosigkeit vollständig ohnmächtig, sollte ich auch in Genf nicht lang Ruhe haben. Da ich vor der dortigen Kantonalregierung sicher war, legte sich der Bundesrath in's Mittel und suchte nach einem Vorwand, mich mit einem Mal durch einen Bundesbeschluß aus der ganzen Schweiz hinauszutreiben. Diesen Vorwand lieferte ihm die Bildung einer teutschen Legion für Sizilien. Mazzini sandte mir einen gewissen Colonel Gilardi mit der Bitte zu, ihm mit Rath an die Hand zu gehen bei der Anwerbung einer Legion, die in Sizilien die republikanische Partei unterstützen sollte. Ich machte den Kolonel mit J. Ph. Becker bekannt und überließ dann diesem das Weitere. Becker wollte die Legion bloß aus Flüchtlingen bilden, so daß von schweizerischen Anwerbungen — die damals speziell verboten waren — überhaupt gar keine Rede sein konnte. Ich selbst blieb unbetheiligt und äußerte bloß meine Bereitwilligkeit, mit nach Sizilien zu gehen, im Fall der Legion ein politischer Chef

oder Kommissair bewilligt werde, der das Recht und den Beruf habe, ihre Verwendung zu dem angegebenen Zweck zu überwachen. (Die Sache stand nämlich so, daß die aristokratische Regierung von Sizilien die Legion bloß zur Behauptung ihrer Stellung, die eigentlich revolutionaire Partei aber sie zur Erkämpfung der Republik verwenden wollte.) Es scheint, die Aristokraten rochen bei Zeiten Lunte und ließen das Projekt wieder fallen, nachdem Becker die Vorbereitungen zur Bildung der Legion begonnen hatte. Darauf machte ich mich im Einverständniß mit Becker und Galeer durch Frankreich auf den Weg nach Rom, um mit Mazzini über die Verwendung einer teutschen Legion in Italien zu unterhandeln und überhaupt dort der republikanischen Sache nützlich zu sein. Als ich aber in Marseille ankam, begegnete ich dort schon den flüchtigen Mitgliedern der revolutionairen Regierung Genua's und es wurde kein Schiff mehr aus dem Hafen nach Italien gelassen. Der Grund dieser Sperre wurde kurze Zeit nachher durch die französische Expedition nach Rom aufgeklärt. Nach meiner Rückkehr nach Genf reis'te Becker ebenfalls nach Marseille, um einen neuen Versuch zum Durchdringen nach Rom zu machen; aber auch er mußte unverrichteter Sache umkehren und das Projekt einer teutsch-italienischen Legion wurde definitiv fallen gelassen.

Unterdessen hatte der bekannte Dr. Lommel, der sich gern wichtig machte, im „Frankfurter Journal" Andeutungen über eine teutsche Expedition nach Sizilien fallen lassen und dabei erwähnt, „wie es heiße", würden die Herren Heinzen und Lommel jene Expedition als „höhere Officiere" mitmachen.

Dieſe unbeſtimmte Erwähnung eines erdichteten Gerüchts in einem teutſchen Blatt genügte dem Bundesrath, namentlich dem elenden Furrer zum Vorwand, als *poſitive Thatſache hinzuſtellen*, daß ich nicht bloß „als höherer Officier" eine revolutionaire Expedition nach Sizilien mitmachen wolle, ſondern auch *mich ungeſetzlicher Werbungen in der Schweiz ſchuldig gemacht habe*. Und auf dieſe erlogene Anklage hin, die man noch durch einige andere Lügen verſtärkte, wurde, *ohne alle Unterſuchung*, der Beſchluß gefaßt, mich aus dem ganzen Gebiet der Schweiz auszuweiſen!

Die heuchleriſche Ungerechtigkeit und freche Schlechtigkeit, welche dieſen Beſchluß diktirte, war ſo empörend, daß die Genfer Regierung, welche die völlige Grundloſigkeit der Anklage genau kannte, ſich gradezu und wiederholt entſchieden weigerte, ihm zu gehorchen. Ich ſelbſt aber weigerte mich in den Zeitungen offen, die Schweiz zu verlaſſen, und beſchuldigte den Bundesrath der „Feigheit", der „Infamie" u. ſ. w.

Es iſt der Mühe werth, die Rechtslogik kennen zu lernen, mittelſt welcher dieſe republikaniſche Behörde ihren Ausweiſungsbeſchluß motivirte. In ſeinem Kreisſchreiben ging der Bundesrath von dem Frankfurter Zeitungsklatſch in folgender Weiſe aus: „Heinzen und Lommel werden *öffentlich bezeichnet*, als dazu beſtimmt, bei der ſizilianiſchen Expedition höhere Offizierſtellen zu bekleiden". Dann knüpft er in Beziehung auf mich an dieſe „öffentliche Bezeichnung" nachſtehende Folgerung:

„Es *würde* derſelbe ſich demnach zur Abſchließung einer durch Art. 11 der ſchweizeriſchen Bundesverfaſſung

unterſagten Kapitulation und zu einer durch Art. 4 des Tagſatzungsbeſchluſſes vom 13. Mai 1848 verbotenen Werbung behülflich erweiſen.“ Und was folgt aus dieſer willkürlichen Vorausſetzung einer möglichen Schuld? Man höre: „Eine ſolche Verletzung der Verfaſſung und Geſetze des Landes durch einen Fremden darf in der Schweiz nicht länger geduldet werden“. Und was folgt aus dieſer klaſſiſchen, an eine Möglichkeit geknüpften poſitiven Ableitung? Man höre: „Der Bundesrath verordnet daher, es ſei der deutſche Flüchtling Karl Heinzen aus dem Gebiet der Eidgenoſſenſchaft auszuweiſen“! Und nachdem der Bundesrath dieß Werk der „Gerechtigkeit“ vollbracht, „empfiehlt er ſich“ zum Schluß „in den Schutz des Allmächtigen“, als ſage ihm ſein Gewiſſen, er verdiene vom Teufel geholt zu werden.

Die Enkel Tell's fungiren jetzt
Als Büttel der Tyrannen,
Und wer zu ihnen wird gehetzt,
Den hetzen ſie wieder von dannen.

Landvögte jagten einſtens hier,
Landjäger thun es heute,
Und Republik heißt das Revier
Und Bundesrath die Meute.

„Aſylrecht“ iſt das ſchöne Recht
Des Freien, gehetzt zu werden,
Doch jeder Schuft und jeder Knecht
Iſt ſicher vor Beſchwerden.

Schoß darum Tell den Geßler todt,
Zu zeugen ſolche Kanaillen?

Dazu habt ihr den Boden roth
Gefärbt in Freiheitsbataillen?*)
U. ſ. w.

Trotz allen meinen Proteſten und trotz allen Remonſtrationen der Genfer Regierung gegen die beiſpielloſe Schlechtigkeit, durch die man mich fortzuſchaffen ſuchte, blieb der Bundesrath bei ſeinem Beſchluß. Man wollte mich um jeden Preis zum zweiten Mal aus Europa vertreiben; man beſtand darauf um ſo hartnäckiger, je weniger das Verfahren gegen mich rechtlich zu begründen war, und daß ich demſelben nicht durch die mindeſte Fügſamkeit oder Demuth auch nur den ſchwächſten Schein der Berechtigung zugeſtehen wollte, ſondern ihm als freier, gemißhandelter Menſch, nicht als geduldeter, rechtloſer Flüchtling öffentlich Trotz bot, empörte nicht bloß die Oberlandjäger zu Bern, ſondern jedes biedere Schweizerherz, ſo weit die „deutſche Zunge klingt“. Damals lernte ich erſt recht den Unterſchied zwiſchen den humanen Bewohnern der franzöſiſchen und den brutalen der teutſchen Schweiz kennen. In Genf war außer den reaktionairen Zöpfen kein Menſch zu finden, der gegen mich Partei ergriffen hätte; in der teutſchen Schweiz aber hätte man den „dütſche Chaib“ hängen mögen, weil er gegen eine republikaniſche Infamie als freier Mann auftrat, der ſein Recht gegen offizielle Schurken zu ertrotzen ſuchte, ſtatt von einem empörenden Unrecht vergeblich an eine verächtliche Gnade zu appelliren.

Die Verhandlungen zwiſchen dem Bundesrath und der Genfer Regierung wurden immer hitziger und wenn ich

*) „Ein Exilirter an die Nachkommen Tell's“. K. Heinzen's Gedichte.

ſie nicht abgeſchnitten hätte, wäre es zuletzt ganz ſicher zu einer Bundesexekution gekommen. Die Rückſicht auf Fazy bewog mich, den Streit nicht auf das Aeußerſte kommen zu laſſen und die Genfer Regierung von der übernommenen Aufgabe zu befreien. Zu dem Zweck ließ ich Fazy melden, daß ich den Kanton Genf verlaſſen habe. Nachdem ich ihm durch meine Entfernung die Verantwortlichkeit für meinen Aufenthalt abgenommen, kehrte ich ohne ſein Wiſſen heimlich zurück und hielt mich in der Wohnung Galeers vor der Stadt verborgen. Ich gedachte dort den Sturm vorübergehen zu laſſen und dann allmälig wieder hervorzutreten. Doch meine freiwillige Gefangenſchaft währte nicht lang. Die in der Pfalz und in Baden neu ausgebrochene Revolution machte mir plötzlich Luft und ſobald die erſte Nachricht Genf erreichte, borgte ich mir Reiſegeld und eilte über Straßburg nach Baden.

VII.

Die zweite badiſche Revolution und ihre großen Männer. Ihr Untergang durch Dummheit und Verrath. Vergebliche Anſtrengungen zur Abwendung des Verderbens. Abermalige republikaniſche Hetzjagd. Eine republikaniſche Regierung im Zenith der Infamie und im Nadir der Erniedrigung. Zweite Vertreibung vom Kontinent.

Endlich alſo betrat ich wieder ungehindert den teutſchen Boden. Alle Kränkungen, alle Leiden waren mit einem Mal wieder vergeſſen und neue Hoffnungen und Ausſichten traten an die Stelle. Der Großherzog geflohen, die Truppen in Rebellion, Struve gewaltſam befreit, die Feſtung Raſtatt in den Händen des Volkes, in Karlsruhe eine proviſoriſche Regierung — das waren die ermuthigenden Nachrichten, die ich eine nach der andern beſtätigen hörte, als ich von Kehl auf der Eiſenbahn durch das bewegte Ländchen nach Karlsruhe flog. Aber dieſes Mal ſollten meine Hoffnungen und Ausſichten noch weit bitterer betrogen werden, als nach meiner Rückkehr aus Amerika.

Wer, die damaligen Verhältniſſe kennend, die mir ſchon öfter nachgeworfene Frage wiederholt, warum ich in Baden nichts ausgerichtet habe, der muß mir erlauben, an ſeinem Verſtande zu zweifeln, wenn ich nicht die Menſchlichkeit ſeines Herzens bezweifeln ſoll. Ich habe Alles und Jedes verſucht, was die Ehre mir zu verſuchen erlaubte, um mich in Baden der Revolution nützlich zu machen, aber die größte That, zu der ich es mit allen meinen Bemühungen bringen konnte, beſtand darin, daß ich weder mein Mittageſſen, noch mein Schlafgeld in dem kleinen Handwerkerhäuschen ſchuldig blieb, in dem ich zu Karlsruhe, alle Teufel der Empörung im Herzen, eine qualvolle Wartezeit verbrachte, während teutſche Denunziantenblätter, den alten Verleumderton wieder anſtimmend, mit grauſamſter Ironie verkündeten, in Baden ſchwelge der rothe Heinzen nebſt anderen Blutmenſchen (!) „vom Marke des Volks.“

Ich habe nie in meinem Leben eine härtere Zeit verlebt, als während der letzten badiſchen Revolution. Ich hatte die Ueberzeugung und habe ſie noch heute, daß damals durch eine wirklich revolutionaire Leitung von Baden aus mit den ſich darbietenden Mitteln und Kräften die teutſche Republik erkämpft werden konnte; Zweck und Mittel lagen klar vor meinen Augen; über Das, was geſchehen mußte, war ich eben ſo ſehr im Reinen, wie über Das, was unterlaſſen wurde, und ich zeigte es Jedem, der es anhören wollte, und ließ es zum Ueberfluß drucken; was auf dem Spiel ſtand durch Verzögerung, überſah ich eben ſo deutlich, wie Dasjenige, das durch kühnen Entſchluß gewonnen werden konnte; dabei hatte ich das Bewußtſein aller Hingebung, die ich der Revolution bewieſen, und

eines Willens, der, wenn ihm Einfluß und Mittel gestattet wurden, Alles zu thun und durchzusetzen entschlossen war. Und bei allem Dem ohnmächtig zu bleiben wie ein Kind; bei allem Dem die Dummheit und den Verrath allmächtig und triumphirend an der Spitze zu sehen; bei allem Dem zurückgesetzt und unschädlich gemacht zu werden durch jeden Schurken oder Schwachkopf und von jedem Philister, dessen Schädel nie durch einen revolutionairen Funken erleuchtet worden, wie ein Verworfener über die Schulter traktirt zu werden; in solcher Umgebung die Revolution von Tag zu Tag dem Abgrund auf die handgreiflichste Weise zuführen zu sehen und grade da jedes Auge blind und jedes Ohr taub, wo man mit tausend Augen hätte sehen und mit tausend Ohren hätte hören sollen — Das war eine Probe, die allein genügen kann, einen Menschen, der nicht mit einem unversiechlichen Vorrath von Humor versehen ist, mit Haß und Verbitterung für eine ganze Lebenszeit zu versorgen.

Nach einer verunglückten Revolution pflegt jeder Betheiligte die Schuld auf Andere zu schieben; Jeder weiß, wie es hätte gemacht werden müssen, wenn er auch zur Zeit nichts davon hat merken lassen. Zu dem bitteren Urtheil, das ich über die Vorgänge in Baden und über die Leiter der Erhebung zu fällen habe, bin ich vollständig berechtigt, denn ich habe zur rechten Zeit gezeigt, welche Fehler begangen wurden und welcher Weg einzuschlagen war.

Ehe ich in Baden eine Gelegenheit suchte, mich an der mir völlig neuen Bewegung zu betheiligen, wollte ich erst Land und Leute, Stimmung und Ressourcen kennen lernen. Da ich keine Schätze mitbrachte, wünschte ich

einen Freischein zur Benutzung der Eisenbahn. Zu diesem Zweck besuchte ich in Karlsruhe den, mir bis dahin persönlich unbekannten, an der Spitze der provisorischen Regierung stehenden, Brentano in seinem Amtslokal, wo ich ihn in Gesellschaft von K. Blind, seinem „Kanzleidirektor", antraf.

Nachdem ich ihm meinen Namen genannt, sah er mich erstaunt an und begrüßte mich mit den Worten: „ich habe Sie mir ganz anders vorgestellt, ich habe mir immer gedacht, Sie müßten ein kleiner Mann mit einem malitiösen Gesichte sein."

Was denken Sie von mir? erwiederte ich, ich bin ja die Gutmüthigkeit in Person.

Ohne Zweifel glaubte er mir dieß auf's Wort, als ich weiter sprach. Ich hatte vernommen, daß der Abgeordnete Christ und noch eine andere Größe von Frankfurt in Karlsruhe angekommen seien, um mit der provisorischen Regierung von Baden Verhandlungen zu pflegen. Von der Gewißheit ausgehend, daß von Frankfurt nichts Gutes kommen könne, hatte ich diese Nachricht noch frisch im Kopf und es drängte mich daher, den Herrn Brentano sofort ganz undiplomatisch darüber auszufragen.

Was wollen, fragte ich ihn, diese Kerle aus Frankfurt hier?

Kaum hatte ich das Wort aus dem Munde, so fuhr Herr Brentano, ohne eine Sylbe zu erwiedern, an den Tisch, nahm ein Papier von demselben und begann ganz tiefsinnig darin zu lesen.

Dieß Benehmen war mir ganz unerklärlich. Hatte er in dem Papier nachzusehen, was die Kerle aus Frankfurt wollten, oder handelte er aus amtlicher Zerstreuung? Ich

wählte die letztere Auslegung und wartete, um nicht unartig zu sein, ruhig ab, bis er mit dem Lesen zu Ende war. Kaum aber hatte er das Papier wieder weggelegt, wobei er voraussetzen mogte, daß ich jetzt das frühere Thema vergessen habe, so erneuerte ich mit accentuirtem Ton die Frage: sagen Sie einmal, was wollen die Kerle aus Frankfurt hier?

Wie von einem Schlag getroffen, fuhr jetzt der Angeredete an einen andern Tisch, setzte sich nieder und begann zu schreiben. Der Mann, dachte ich, hat den Kopf so voll Geschäfte, daß du ihn jetzt nicht weiter stören darfst. Ich ließ ihn daher in Ruhe, ersuchte K. Blind um den Freifahrtschein und empfahl mich.

Ich hatte damals gegen Herrn Brentano, den Mann des Volksvertrauens, nicht das mindeste Vorurtheil und war noch nicht zu der Ansicht gekommen, daß man Diejenigen, welche vom Volk zuerst an die Spitze gerufen werden, bis auf Weiteres für unfähig oder für (aktive oder passive) Verräther halten müsse. Auch flößte mir sein Aeußeres, aus dem neben einer offenbaren Blasirtheit und der Zurückhaltung einer kalten Berechnung eine gewisse Intelligenz und Festigkeit sprach, kein besonderes Mißtrauen ein. Später aber wurde es mir klar, daß er schon an jenem Tage, wo ich ihn kennen lernte, die ersten Schritte auf der Verrätherbahn gethan hatte, auf welcher er Baden und ganz Teutschland in's Unglück führte. Die Frage: „was wollen die Kerle aus Frankfurt hier?" war nämlich so verfänglich, daß er sie keinem Republikaner, mogte er ein malitiöses oder gutmüthiges Gesicht haben, beantworten konnte, ohne sich vom ersten Moment ab auf das Ernstlichste zu kompromittiren. Später ist es bekannt

geworden, daß die Gagernleute, deren Abgesandter Herr Christ war, mit der provisorischen Regierung einen Plan einleiteten, dessen Hauptpunkte folgende waren:

1. Baden trit auf der Bahn der Gesetzlichkeit in das teutsche „Reich" zurück; zu dem Ende wird ausbedungen und bewerkstelligt:
2. Zurückberufung des Großherzogs;
3. Amnestie;
4. Konstituirende Versammlung;
5. Ministerium Brentano-Peter.

Dieser Plan liefert die Antwort auf die Frage an den Republikaner Brentano: „was wollen die Kerle aus Frankfurt hier?"

Dieser Plan erklärt auch von vorn bis hinten das Verfahren eines Menschen, der ehrgeizig genug war, demselben die ganze Volkserhebung zu opfern, und dumm genug, seine Ausführung für möglich zu halten. Rückberufung des Großherzogs und Ministerium Brentano-Peter schloß natürlich jede republikanische Bewegung, jede Vereinigung Badens mit der Pfalz, jede revolutionaire Maßregel, kurz jede Handlung aus, welche den status quo ändern konnte, erfoderte dagegen Alles, was nöthig war, „damit der Großherzog, wenn er zurückkam, wußte, wer ihm Alles so schön in Ordnung gehalten." (So äußerte sich der Brentano'sche Kriegsminister, ein unfähiger, großherzoglicher Officier, Namens Meyerhofer, an offener Wirthstafel.)

Vom ersten Tag ab war also Brentano schon Das, wofür die blinde „konstituirende Versammlung" erst am 29. Juli von Freiburg aus den Flüchtigen erklärte: „ein feiger Verräther am Vaterlande."

In der That war es auch trotz allen sprechenden That-

ſachen eine Unmöglichkeit, die Badenſer früher zu überzeugen, welchen Führer ſie gewählt hatten. Ich reiſ'te von Karlsruhe nach Mannheim und Heidelberg, wo ich mich durch die getroffenen Maßregeln und die Wahl der Beamten ſehr bald überzeugte, daß es keine Revolution und Republik war, was man in Karlsruhe wollte. In einer Geſellſchaft beim Profeſſor Kapp zu Heidelberg, der mich zu Tiſch geladen hatte, fragte mich derſelbe: „Herr Heinzen, was halten Sie denn von unſerm Brentano?" Ich antwortete unbedenklich: „Ihr Brentano iſt ein Verräther". Vor Erſtaunen ließen die Gäſte beinah die Gabeln aus der Hand fallen und ſie ſuchten mich trotz allen ihnen entgegengehaltenen Thatſachen halb entrüſtet zu überzeugen, wie großes Unrecht ich ihrem Häuptling anthue. Und ſo fand ich es überall. Der Einzige, der von vorn herein Brentano richtig beurtheilte und ebenfalls einen Verräther nannte, war K. Blind, der als Kanzleidirektor die beſte Gelegenheit hatte, ihm in die Karten zu ſehen, und daher auch ſo bald wie möglich von ſeinem Poſten entfernt wurde. Er war eitel und deshalb „blind" genug, ſich als „Geſandten" nach Paris ſchicken zu laſſen, wo man ihn ſofort verhaftete.

Erſt als es durch den Anmarſch der Preußen u. ſ. w. auch den Blindeſten klar wurde, daß der Großherzog von den Preußen zurückgebracht, ſtatt von Herrn Brentano zurückgerufen werden wollte, und als das Miniſterium Brentano-Peter ſtatt des Kabinets die Kaſematten vor ſich ſah, erſt dann lenkte der Verräther in die revolutionaire Bahn ein, ſo weit er es zur Gegenwehr gegen die Preußen, d. i. zum eigenen Schutz für nöthig hielt, aber dann war es natürlich zu ſpät. Ich ſah ihn zuletzt in Karls-

ruhe zu Pferde, wo er einigen Dutzend Dragonern eine Rede hielt und ihnen versicherte, das Vaterland sei in Gefahr, der Feind sei vor den Thoren u. s. w. Ja, das Vaterland war vom ersten Augenblick ab in Gefahr und der wahre Feind war innerhalb der Thore, aus denen er bald darauf bei Nacht und Nebel entwischte, um dem vermeintlichen Verbündeten Platz zu machen. Durch seine Haranguen gegen die Preußen täuschte er aber seine verblendeten Landsleute bis zum letzten Augenblick, wo es einen wahrhaft kläglichen Eindruck machte, daß die „konstituirende Versammlung" ihm „feigen Verrath am Vaterlande" vorwarf, weil er für sie in der Schweiz Quartier bestellte. Zur rechten Zeit waren die Herren alle mit einander taub und als ihr Kapellmeister ihnen den Taktstock an die Ohren warf, um sie beim Finale allein konzertiren zu lassen, erklärten sie ihn plötzlich für einen schlechten Musikanten.*)

*) Die „Proklamation", in welcher die „konstituirende Landesversammlung" den Ehrentitel bestätigte, den ich dem Verräther schon gleich im Anfang ertheilte, berichtet, wie derselbe in ihrem nach dem Einmarsch der Preußen gefaßten Beschluß, „jeden Versuch einer Unterhandlung mit dem Feind als Verrath am Vaterlande zu betrachten und zu bestrafen," mit aller Gewalt ein Mißtrauensvotum gegen sich gesucht, obschon die Versammlung das Gegentheil versicherte, wie er unter diesem Vorwand schriftlich seine Resignation eingereicht und „im Dunkel der Nacht den Sitz der Regierung und der Landesversammlung verlassen, ohne vorher die gesetzlich gebotene Rechenschaft von seiner Amtsführung abgelegt zu haben und ohne eine Nachricht über den Ort zurückzulassen, wohin er sich zu begeben gedenke."

Der Schluß des Dokuments lautet:

Nachdem ich mich im untern Theile Badens hinlänglich umgesehen und erkundigt hatte, kam ich nach Karlsruhe zurück, um wo möglich das Resultat meiner Beobachtungen zu verwerthen und meine Ansichten an den Mann zu bringen. Zum Antechambriren nicht gemacht und im Bewußtsein, mehr für die Revolution gethan zu haben, als alle diese neu aufgetauchten Größen, die der bloße Zufall an die Spitze gestellt hatte, erwartete ich, daß man mich in irgend einer Weise zu angemessener Mitwirkung einladen werde. Auch aus dem Grunde hielt ich mich persönlich zurück, weil mir das Bewußtsein meiner Armuth eine Annäherung an die versorgenden Machthaber verbot. Da mir von diesen Machthabern keine Gelegenheit gegeben wurde, meinen Rath mündlich in ihrer Mitte geltend zu machen, faßte ich ihn zunächst in die Form einer Brochüre,

---

„Die konstituirende Landesversammlung muß diese Flucht des Bürgers Brentano als einen feigen Verrath am Vaterland betrachten und kann in dem Vorgeben desselben, er ziehe sich zurück, weil er ein Mißtrauensvotum erhalten habe, nur den Versuch erkennen, sein Verbrechen zu beschönigen. Sie setzte daher sofort eine Untersuchungskommission nieder, welche den Auftrag hat, gegen den Bürger Brentano und seine Begleiter einzuschreiten, um sie zur wohlverdienten Strafe zu ziehen. Ueber die Resultate dieser Untersuchung werden wir dem Volke Badens so bald als möglich ausführliche Mittheilung machen.

Freiburg, den 29. Juli 1849.

Die konstituirende Landesversammlung für Baden und in deren Namen

Das Präsidium:

Damm.

Die Sekretaire:

Dänzer, Rotteck, Steinmetz."

zu deren Publikation mich J. Ph. Becker mit Hülfe seiner Kriegskasse in Stand setzte. Sie führte den Titel: „Was ist zu thun?“ „Ein schlechter Titel“, meinte Herr Hoff, Mitglied der provisorischen Regierung, als ich ihm gelegentlich ein Exemplar einhändigte. Der passendste Titel grade für Sie Herren von der Regierung, denn Sie Alle wissen nicht, was zu thun ist. Ein Lächeln unaussprechlicher Ueberlegenheit wies mich in meine Schranken zurück.

Und was war zu thun? Kein Mensch von gesundem Verstande hätte darüber im Zweifel sein sollen. Zunächst mußte die ganze Bewegung zu einer teutsch-nationalen, statt zu einer bloß badischen gemacht werden, zumal da sich alle revolutionairen Kräfte aus andern Staaten in Baden zur Verfügung stellten. Man mußte daher von vorn herein auch Nichtbadenser an die Spitze rufen und eine Art Staatsrath, wenn nicht einen Konvent, schaffen, in welchem nach und nach alle Gebiete, welche sich der Revolution anschlossen, zunächst die Pfalz, ihre Vertreter fanden. Der engherzige, bornirte badische Partikularismus aber, und noch mehr die geheimen Spekulationen des Verräthers Brentano, in dessen Rechnung eine Erweiterung des Revolutionsplans und eine Mitwirkung nicht badischer Vertreter natürlich nicht passen konnte, sorgten dafür, daß die ganze Leitung in den Händen der blindesten Partikularisten blieb.

Ein zweites Haupterforderniß war eine entschieden revolutionair-republikanische Politik. Die Frankfurter Reichspolitik, auf deren Boden man sich gestellt hatte, war total bankerott, nachdem die preußischen Parlamentsmitglieder zurückberufen waren und der König von Preu-

ßen die Kaiserkrone mit einem Fußtritt von sich gewiesen hatte. Jetzt noch für eine Reichsverfassung kämpfen zu wollen, war schon aus dem Grunde der klarste Unsinn, weil sie auf ein Kaiserthum berechnet war und sich kein Kandidat für dasselbe finden ließ. Es hätte ein Kaiser förmlich eingefangen und mit Gewalt auf den Thron gesetzt werden müssen. „Man kann Sklaven machen mit Gewalt, wollt ihr einen Herrn machen mit Gewalt? Man kann Jemanden eine Schande anthun mit Gewalt, wollt ihr eine Ehre anthun mit Gewalt?“ So fragte ich die Weisen, die ein Kaiserreich ohne Kaiser mit revolutionairen Waffen erkämpfen wollten. Sie verstanden diese Frage ebenso wenig, wie die Mahnungen an eine nationale Leitung. „Das Festhalten an der Frankfurter Verfassung kann jene Verfassung nicht mehr retten und da selbst dieß Halbe nicht mehr durch den Frieden gerettet werden kann, so bleibt nur übrig, durch den Krieg das Ganze zu erringen. Die Republik ist somit nicht bloß Sache des Prinzips, sondern auch Sache der Nothwendigkeit geworden.“ „Es bleibt Baden nur übrig, die Republik zu errichten, oder den Großherzog zurückkehren zu lassen, um einen preußischen Despotismus zu gründen, wie dieß Land noch keinen kennen gelernt hat. Wer in Baden noch an die Rückkehr des Großherzogs denkt, ohne ein Partisan des preußischen Despotismus zu sein, der geht bewußtlos seinem eignen Verderben entgegen. Die Badenser sind Rebellen und werden als Rebellen behandelt werden. So seien sie denn auch ganze Rebellen!“ „Eine Revolution, die nicht vorwärts schreitet, ist verloren, so gut wie eine Reaktion, die nicht vorwärts

ſchreitet.“ „Die beſten Kräfte des teutſchen Volkes ſtellen ſich euch zu Gebot. Aber ſie thun es nicht, weil ſie euch für Konſtitutionelle, ſondern weil ſie euch für Republikaner halten; auch ſehen ſie in euch nicht Badenſer, ſondern Teutſche. So handelt denn auch als Republikaner und als Teutſche. Stoßt allen kleinlichen Partikularismus von euch, beruft als Leiter der allgemeinen Sache die entſchiedenſten Volksmänner des ganzen Teutſchlands an euere Spitze, löſ't die Frankfurter Verſammlung durch einen Konvent ab, den ihr über alle euere Staatsgewalten ſtellt, fordert das ganze demokratiſche Teutſchland zur Unterſtützung durch Geld und Waffen auf, macht euer Land zum Herd der ganzen teutſchen Revolution, ſammelt alle geiſtigen Kräfte auf euerem Boden, um das Feuer der Propaganda in das morſche Gebäude des teutſchen Despotismus zu werfen, und verbündet euch mit allen Völkern, welche den Alp der heiligen Allianz abſchütteln und die Frage entſcheiden wollen, ob Europa republikaniſch oder koſackiſch zu werden beſtimmt ſei.“

„Euer Land iſt klein, aber ihr dürft nur von großen Auffaſſungen ausgehen. Baden und die Pfalz haben ſich zu entſcheiden, ob ſie das Größte erſtreben, oder ſelbſt das Kleinſte verlieren wollen. Führt dieſer Kampf nicht zur teutſchen Republik, ſo war er eine beklagenswerthe Thorheit; und endigt dieſer Kampf nicht in Berlin, ſo war es nicht der Mühe werth, ihn zu beginnen.“

„Wenn auch dieſes Mal die Demokratie in Baden unterliegt, ſo wird Fluch und Schande als gerechter Lohn ihr folgen. Aber ſiegen kann ſie nur, wenn ſie bei Zeiten einig iſt über ihren Zweck, wenn ſie bei Zeiten ſich aller verrätheriſchen Elemente entledigt, wenn ſie bei Zeiten die Mittel der

Revolution zu ergreifen den Muth hat und wenn sie es versteht, sich bei Zeiten als die Vertreterinn der allgemeinen Freiheit Teutschlands geltend zu machen. Eine bloß badische Revolution würde schon deshalb keine Begeisterung erwecken, weil sie von vorn herein verloren wäre."

Dieß sind einige der Mahnungen und (buchstäblich eingetroffenen) Prophezeiungen, wodurch ich in der erwähnten Brochüre die weisen Leiter der Revolution voranzutreiben suchte. Vergeblich. Eben so vergeblich waren meine Bemühungen in Bezug auf andere Punkte. Das Land wimmelte von Verräthern und einflußreichen Dienern des geflohenen Großherzogs, die man in wichtigen Stellungen ließ. Es war verlorene Mühe, die Nothwendigkeit ihrer Entfernung oder Verhaftung, sowie der Organisation einer revolutionairen Polizei darzuthun. Eben so wenig wurde die Nothwendigkeit begriffen, im übrigen Teutschland durch die Presse und durch Emissaire Propaganda für die Revolution zu machen und im Auslande, namentlich in der Schweiz, die geeigneten Mittel operiren zu lassen. Natürlich foderte die Durchführung der Revolution vor allen Dingen außerordentliche Geldmittel. Man suchte sie möglich zu machen mit Hülfe des laufenden Budgets und erkühnte sich höchstens, die bald erschöpfte Amortisationskasse anzugreifen. Es standen der Revolution ein Paar Hundert Millionen an Kirchengütern und das Vermögen einer reichen Reaktion zu Gebot. Man wagte nicht bloß nicht, es anzugreifen oder gegen Staatsbonds sich anzueignen, sondern ließ die Reaktion das baare Geld karrenweise aus dem Lande schaffen, so daß dieselben in der Schweiz den Banken sogar Prozente für die Aufbewahrung zu zahlen hatten. An Abwesenheitssteuern dachte

man ſo wenig, wie an Zwangsſteuern. Man ging im Blödſinn ſo weit, daß man von den Feinden freiwillige Steuern erbettelte und ſich von denſelben durch die Kleinheit ihrer Gaben gradezu verhöhnen ließ. Während das unbemittelte Volk an Naturalien und Geld Alles hergab, was es hatte, zahlte z. B. eine auf der Inſel Mainau lebende Maitreſſe eines verſtorbenen Großherzogs, die zehn Millionen geſtohlenes Volkseigenthum beſaß, eine „freiwillige“ Steuer von 30 Gulden und die Revolutionsgenies in Karlsruhe nahmen ſie an! Die Schätze des Großherzogs, der allein für 100,000 Gulden Wein im Keller hatte, welcher ſofort für baar Geld verkauft werden konnte, wurden wie Heiligthümer gehütet unter dem Vorwand: „Das Eigenthum (d. i. der Raub der Reaktion) iſt heilig“. Später interpretirte der Großherzog dieſen Satz durch Konfiskation des Vermögens der Revolutionaire, obſchon man demſelben — und das iſt das non plus ultra — nach ſeiner Flucht 50,000 Gulden aus der Landeskaſſe nachgeſandt hatte, damit er ja nichts zu entbehren habe!

Eben ſo blind, wie hinſichtlich der Revolution, war man in Bezug auf die Kriegführung. Der Ausgangspunkt der militairiſchen Unternehmungen mußte die Eroberung der Feſtung Landau ſei, aus welcher der größte Theil der Garniſon ſchon davon gegangen war, die faſt nur noch von Officieren beſetzt und auf die leichteſte Art zur Uebergabe zu zwingen war. Ihr Beſitz ſicherte nicht bloß hinreichende Waffen, woran es der ganzen Bevölkerung der Pfalz fehlte, ſondern deckte auch diejenige Seite, von welcher die größte Gefahr drohte. Ueberdieß würde ihre Eroberung wahrſcheinlich die Uebergabe von Germersheim

zur Folge gehabt haben und dann lieferte Baden-Pfalz mit drei vom Volk beſetzten Feſtungen eine mächtige, ſichere Operationsbaſis für den Revolutionskrieg nach Würtemberg und den Rhein hinab, während es ohne die pfälziſchen Feſtungen ſeine Flanke vollſtändig preisgab. Man ſollte meinen, Das müßte jedem Kinde eingeleuchtet haben, namentlich da die Preußen ihren Einmarſch in die Pfalz offen vorbereiteten. Es war aber am Wenigſten möglich, von der Nothwendigkeit einer Eroberung Landau's Diejenigen zu überzeugen, welche die Macht und die Aufgabe hatten, ſie in's Werk zu ſetzen. Ich habe mich Stunden lang bemüht, ſie dem General Sigel verſtändlich zu machen, mit dem ich damals auf freundſchaftlichem Fuße ſtand, weil ich ihn für zuverläßig und aufrichtig hielt, aber er war mit unheilbarer Blindheit geſchlagen wie die Andern. Statt durch die Einnahme Landau's die Pfalz zu ſichern und dann mit doppelter Macht den Rhein hinab zu operiren, mußte er den Krieg durch eine Niederlage in Heſſen inauguriren und dadurch von vorn herein Alles auf das Spiel ſetzen. Nachdem er einige Wochen ſpäter als Flüchtling in der Schweiz angelangt war, ſchrieb er mir nach Genf, ich allein habe ein Recht, ſie alle zu tadeln, denn ich habe zur rechten Zeit das Richtige gewollt und angerathen. Herrlicher Troſt, man ſei kein Blinder geweſen, nachdem man ſich vergebens bemüht, die Blinden vom Ruin zurückzuhalten! Meine Zeit ſei noch nicht gekommen, meinte Herr Sigel, ſo oft ich meinen Unmuth über meine gezwungene Unthätigkeit äußerte. Das hieß mit andern Worten: die Zeit für den geſunden Menſchenverſtand iſt noch nicht gekommen, denn ich wollte und rieth nichts Anderes, als was jedem geſunden Menſchenverſtand hätte einleuchten müſſen.

Es war im Gasthof zum „rothen Ochsen“ zu Karlsruhe, wo ich so erfolglose Anstrengungen machte, den Feldherrnblick des Herrn Sigel zu schärfen. Fast könnte ich glauben, die Lokalität habe dabei einen Einfluß geübt, denn es war in dem nämlichen „rothen Ochsen“, worin ein Hauptmitglied der provisorischen Regierung Proben einer noch größeren Genialität vor mir ablegte. Es war dieß der Regent Peter. Nachdem er mir allerlei Komplimente über meine revolutionaire Wirksamkeit gemacht, nachdem er hervorgehoben, welchen Antheil meine Flugschriften an der Erhebung der badischen Armee gehabt, und mir sogar versichert, erst durch mich sei er, der Jurist, sich darüber klar geworden, was Gesetz und Revolution sei, verrieth er mir das Geheimniß, weshalb man mich in Baden zur Unthätigkeit verurtheilen müsse. Der Grund war — mein Zerwürfniß mit dem großen Hecker! „Entweder Sie müssen weichen oder Hecker!“ „Wir dürfen Hecker nicht beleidigen, indem wir Sie zulassen.“ Obschon ich diesen angeblichen Grund als bloßen Vorwand betrachtete, suchte ich doch dem genialen Peter klar zu machen, welcher Servilismus und zugleich welche Unvernunft sich darin ausspreche, daß man einen Revolutionair deshalb in Teutschland von der Mitwirkung für die Revolution ausschließe, weil er früher einem hochmüthigen Volksgötzen angemessen entgegengetreten sei, der augenblicklich in einer amerikanischen Prairie seine Ochsen treibe. Man habe ihn zwar zurückberufen, aber ehe er Europa erreiche, sei entweder die Revolution in Baden niedergeschlagen oder auf Gebiete vorgedrungen, in denen man auf den Ochsentreiber Hecker keine Rücksicht nehme. Meine Vorstellungen trafen nur taube Ochsenohren. Herr Peter blieb dabei, man dürfe

Hecker nicht beleidigen. Wie ich ihm vorhergesagt, so kam es. Als Herr Hecker in Havre landete, um das Vaterland zu retten, war dasselbe in den Klauen der Preußen und er kehrte sofort nach Amerika zurück unter Verwünschungen seiner Verehrer, weil sie die Preußen nicht fern gehalten bis er anlangte. „Sie müssen weichen oder Hecker!“ Das malitiöse Schicksal, das wahrscheinlich ebenfalls im „rothen Ochsen“ zu Mittag speis'te, wollte, daß wir beide wichen, ich in mein pauveres Exil zu Genf mit ungeschwächtem Humor und der Volksmann Hecker in seine ochsenreiche Farm zurück unter den kläglichsten Verwünschungen gegen das teutsche Volk, weil die verdammten Preußen nicht gewartet hatten, bis der Retter Hecker aus dem amerikanischen Urwald kam. Ja, diese Preußen sind schändliche Menschen! Ich kenne sie wie mich selbst und ich hätte ihnen so gern die Hälse brechen helfen; Das aber muß ich ihnen nachsagen, daß kein preußischer Thorschreiber oder Korporal dumm genug gewesen wäre, sich seinem Feind in die Klauen zu liefern in der Weise und aus den Gründen, wodurch die leitenden Genie's in Karlsruhe ihre höchste Weisheit bekundeten. Kein preußischer Ochse hätte dekretirt, man müsse dem anrückenden Feind gegenüber mit den Fortschritten der Revolution warten, bis ein Ochsentreiber aus dem amerikanischen Urwald anlangte, und unterdessen dürfe man keine verständige Hülfe annehmen, weil man nicht wisse, ob man dadurch nicht den amerikanischen Ochsentreiber „beleidige“. Man hole den ersten besten Ochsen von der Prairie und stelle ihn an die Spitze einer Revolution und er kann keine ochsigere Ochsigkeit entwickeln, als die badischen Regenten, welche eine teutsche Revolution machen wollten

mit einem Ochſentreiber in einem amerikaniſchen Urwald an der Spitze. Wäre es mir möglich geweſen, mich zu metamorphoſiren, ich hätte mich damals in einen Stier Apis verwandelt, um in Karlsruhe Gehör zu finden.

In Karlsruhe wurde damals außer dieſer beiſpielloſen Genialität auch eine ungeheure Thätigkeit für das Vaterland entwickelt. Ich meine damit nicht die Thätigkeit in den Büreaux, in die ich nicht kam, ſondern auf der Straße, wo, außer in den Wirthshäuſern, allein ich Gelegenheit hatte, ſie zu beobachten. Das war ein Hin- und Herrennen mit Schleppſäbeln und Nationalbändern, daß man glauben konnte, das ganze Volk habe ſich plötzlich in Generäle und Würdenträger verwandelt. Leute, die ſonſt ganz menſchlich darein ſaben, hatten jetzt ein Geſicht von abſchreckender Wichtigkeit aufgeſetzt und über die Bruſt ein fußbreites, ſchwarz-roth-gelbes Band gezogen, das jedem Zuſchauer einen patriotiſchen Reſpekt einflößen mußte. Das Schönſte aber war, daß die Meiſten, die ſo emſig die Zeichen ihrer Würde und Wehrhaftigkeit umhertrugen, in der Regel keine andere Funktion hatten, als dieß Umhertragen. Könnte man alle ſchwarz-roth-gelbe Bänder zuſammennähen, die 1848 und 1849 in Germanien über den patriotiſchen Herzen der Gut- und Blutmänner prangten, es ließe ſich ein Band für die ganze Menſchheit daraus machen, die Bewohner der angrenzenden Planeten mitgerechnet. Der Kosmos bandumſchlungen und der liebe Herrgott mit dem ſchwarz-roth-goldenen Banner voran — welch ein erhebender Gedanke!

Wie mir zu Muth war, als ich inmitten dieſes ſinnloſen Treibens ebenfalls unthätig bleiben und den müßigen Beobachter abgeben mußte, läßt ſich denken. Endlich bot

mir Herr Hoff Beschäftigung in einem unter seiner Leitung errichteten „literarischen Büreau“ an, dessen Bestimmung war, Artikel in die verschiedenen demokratischen Blätter zu liefern. Da ich hierdurch Gelegenheit erhielt, in revolutionairem Sinn auf die öffentliche Meinung zu wirken, nahm ich das Anerbieten mit der Erklärung an, daß ich mir keinerlei Zensur werde gefallen lassen, worauf man auch einging. Ich schrieb Artikel für die „Karlsruher Zeitung“, das Regierungsblatt. Zunächst beantragte ich darin, daß das Rumpf-Parlament von Stuttgart seinen Sitz nach Karlsruhe oder Mannheim verlege. Ich dachte mir, wenn dieß gelinge, werde wenigstens der engherzige Partikularismus aus der Leitung verdrängt und es werde sich dann im republikanischen Sinn auf die Parlamentsmitglieder wirken lassen. Meinem Plan gemäß sollte die Reichsregentschaft die Reichspolitik für abgethan erklären, die Republik proklamiren und als provisorische Regierung derselben an der Spitze einer Armee von 20 — 30,000 Mann, die in Baden zur Verfügung stand, nach Frankfurt vorrücken. Ich bin noch jetzt überzeugt, daß auch dieser Plan Erfolg gehabt hätte. Die erste gewonnene Schlacht würde ganz Teutschland auf die Beine gebracht haben. Aber meine Artikel waren in den Wind geschrieben und fanden in Stuttgart so wenig ein Echo wie in Karlsruhe.

Gleichzeitig hoffte ich, durch meine Mitwirkung an dem offiziellen Blatt die Regierung so weit zu kompromittiren, daß sie schon durch das Bewußtsein dieser Stellung vorwärts getrieben würde. Darauf war namentlich eine „Soldatenpredigt“ berechnet, deren Publikation allein schon jeden Gedanken an fürstliche Gnade für Diejenigen ausschloß,

welche ſie erlaubt hatten. Allein meine Betheiligung an der „Karlsruher Zeitung“ währte nicht lang. Der letzte Artikel, den ich ſchrieb, war ein rückſichtloſes Verzeichniß der Sünden der Regierung und wurde von der unterdeß geänderten Redaktion zurückgewieſen. Auch wäre es, nachdem der Verräther Brentano am 6. Juni die Maske vollſtändig abgeworfen, die ſinnloſeſte Thorheit geweſen, noch an die Möglichkeit einer Einwirkung auf ihn und ſeine Gehülfen durch ſein offizielles Organ länger zu glauben. An jenem 6. Juni nämlich ließ Brentano Struve und Andere verhaften und mit Hülfe der wüthenden reaktionairen Karlsruher Bürgerwehr die Freiſchärler, denen er nicht traute, aus der Stadt treiben. Dieß geſchah in einer Weiſe, daß nur der Zufall eine allgemeine Schlächterei verhütete. Struve war gegen meine Rathſchläge eben ſo taub geweſen wie die Uebrigen und geberdete ſich im Gefühl ſeiner badiſchen Größe ſo partikulariſtiſch wie der bornirteſte Badenſer. Doch ſtand er in Oppoſition zu Brentano. Ich hatte den Plan entworfen, einen Klub aus den entſchiedenſten Geſinnungsgenoſſen zu bilden, der ſich durch das Land und die Armee verzweigen ſollte, um auf dieſe Weiſe eine Organiſation zu Stande zu bringen, welche auf die Regierung einwirken konnte. Natürlich ſollte dieß Alles ohne Aufſehen eingeleitet werden, bis man ſtark genug war, um Gehör zu erzwingen. Zu der verabredeten Beſprechung, woran auch der alte Schlöffel Theil nehmen wollte, fand ſich indeß Niemand ein; Struve aber hatte die Idee aufgegriffen und ſuchte ſie nun in ſeiner Weiſe als Hauptmacher zu verwirklichen, indem er marktſchreieriſch einen „Klub des entſchiedenen Fortſchritts“ gründete. Kaum aber hatte er begonnen, „entſchieden

fortzuſchreiten", ſo ließ ihn Brentano einſtecken und das Fortſchreiten hatte ein Ende.

Als ich alle Hoffnung aufgeben mußte, in einer politiſchen Stellung an der Leitung der Revolution mich betheiligen zu können, entwarf ich einen Plan für eine militairiſche Betheiligung, obſchon ich vom Mititairweſen nichts Anderes verſtand, als was ich in der nothgedrungen eine Zeit lang ertragenen Stellung eines preußiſchen Landwehrlieutenants gelernt hatte. Ich legte meinen Plan J. Ph. Becker, dem damaligen Oberkommandanten der Volkswehr, und Fr. Sigel, dem damaligen Kriegsminiſter, zur Durchſicht und Billigung vor und beide waren nicht bloß vollkommen damit einverſtanden, ſondern der Kriegsminiſter gab auch ſeine offizielle Genehmigung zur Ausführung. Dennoch wurde er von Herrn Brentano zurückgewieſen. Eine Wiederholung meines Vorſchlags hatte den nämlichen Erfolg, obſchon ich nicht darauf beſtand, ſelbſt an die Spitze geſtellt zu werden. Mein Plan betraf die Bildung einer teutſch-ſchweizeriſchen Legion, eines halb aus Schweizern und halb aus Teutſchen beſtehenden Elitekorps, das ſelbſtſtändig operiren und zu beſonderen Unternehmungen dienen ſollte. Ich war dabei der Mitwirkung Becker's und anderer Schweizer Demokraten verſichert. Die Legion ſollte 12—1500 Mann zählen und aus 4 Kompagnien gewöhnlicher Infanterie, 1 Kompagnie Scharfſchützen, 1 Schwadron leichter Kavallerie, 1 Batterie Artillerie und 50 Sappeurs beſtehen. Was ich damit bezweckte, war zunächſt die Eroberung von Landau und ein Einfall durch die Pfalz in das preußiſche Gebiet um dort wo möglich die Rüſtungen zu ſtören und Aufſtände zu erregen. Sodann aber hoffte ich an der Spitze eines ſol-

chen Korps eine andere Politik in Baden erzwingen zu können. Eitle Hoffnung! Ich hatte „Hecker beleidigt“ und war kein Verwandter des rothen Ochsen und noch weniger ein Mann für ein „Miniſterium Brentano-Peter“.

Nachdem in Baden jede Ausſicht geſchwunden war, wandte ich mich nach der Pfalz. Beim Abſchied von Karlsruhe prophezeite ich mehreren der Weiſeſten, die ich zufällig traf, in ein Paar Wochen würden ſie Platz für die Preußen zu machen haben. Mitleidiges Lächeln einer olympiſchen Ueberlegenheit war die Antwort. Es währte aber kaum eine Woche, ſo begannen die Weiſen ihre Koffer zu packen.

Das Faktotum der pfälziſchen proviſoriſchen Regierung war damals der bekannte Dr. D'Eſter. Ich kannte D'Eſter von Köln her perſönlich als rührigen Wühler und obſchon ich von ſeinem ſpäter entwickelten Talent zur Intrigue gehört hatte, hielt ich ihn doch noch für einen entſchiedenen, mir wohlwollenden Geſinnungsgenoſſen. Ich ſah ihn flüchtig wieder in Karlsruhe, wo er mir im Gaſthof plötzlich um den Hals fiel und die größte Freude kund gab, wieder mit mir zuſammenzutreffen. Ein Paar Wochen ſpäter, als ich mich von der verderblichen Art, wie man die Revolution verpfuſchte, hinlänglich überzeugt hatte, ſchickte ich ihm eine Anzahl Exemplare meiner Brochüre und ſchrieb ihm einen Brief, worin ich ihn ſtimulirte, den Badenſern mit energiſcher Thätigkeit voranzugehen, zugleich auf die Thatloſigkeit der pfälziſchen Regierung verweiſend. „Man revolutionire dort nicht, ſondern mache es wie in Baden, man verwalte bloß, was die Royaliſten hinterlaſſen“ u. ſ. w.

Unter ſolchen Umſtänden hoffte ich wenigſtens von D'Eſter als willkommener Gehülfe empfangen zu werden.

Wie ich mich aber geirrt hatte, davon überzeugte mich ein einziger Blick, als ich zu Kaiserslautern in das Regierungsgebäude trat, wo Herr D'Ester in blauem Kittel hinter dem Schreibtisch saß. Er, der mir in Karlsruhe um den Hals gefallen war und mich sogar geküßt hatte wie eine alte Liebste, empfing mich jetzt so kalt, als habe er mich nie gesehen und zugleich mit einem Blick abwendender Scheu, als habe er in mir einen Feind vor sich.

Im Gasthof sagte mir ein Bekannter: „Sie werden hier schwerlich willkommen sein. Man meint, Sie wollten hier Diktator spielen".

O diese Genies! Vielleicht wärt ihr niemals Flüchtlinge geworden, wenn ihr mich hättet Diktator spielen lassen, und Dieß ist keine Prahlerei, denn was noththat und was ich wollte und auch in Kaiserslautern erklärte, war so einfach, daß, um es zu begreifen wie auszuführen, weiter nichts nöthig war, als das bescheidenste Maß von gesundem Menschenverstand und Entschlossenheit. Aber dieß bescheidene Maß wurde damals bei den Weisen und Allmächtigen vergebens gesucht und deshalb erschien man bei ihnen als feindlicher Diktator-Kandidat, wenn man mehr in's Werk setzen wollte als sie und wenn man kein altes Weib war wie sie.

Das Hauptlaster, welches damals alles Aufkommen und Wirken klarer Köpfe und entschlossener Charaktere unmöglich machte und welches überhaupt dem teutschen Charakter mehr eigen zu sein scheint, als jedem anderen, war die egoistische Sucht kleiner Größen, in ihrer plötzlich erlangten Stellung und lokalen Bedeutung sich als in einem persönlichen Geschäft zu etabliren und dasselbe zur Ausbeutung für die Eitelkeit, für die zu spielende Rolle oder

für ſonſtige Spekulationen zu benutzen, ſo daß ſie in jedem Anderen, dem ſie einige Fähigkeit zutrauten, nicht einen willkommenen Gehülfen, ſondern einen feindlichen Konkurrenten erblickten. Dieſe kleinliche Konkurrenzſucht und gemeine Neidhammelei muß jede Revolution ruiniren und alle Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit unter Menſchen zerſtören, die nur durch gegenſeitiges Vertrauen eine gemeinſame Thätigkeit möglich machen können. Heute begegnet dir ein alter Bekannter als warmer Freund; morgen wird er plötzlich in eine Stelle verſetzt und ſtatt dich zur Mithulfe für das gemeinſame Werk in Stand zu ſetzen, wendet er dir fremd den Rücken, weil ihm ſein ſchlechtes Gewiſſen die Furcht eingibt, du könnteſt ihn verdrängen oder ſeinen Spekulationen in den Weg treten. Es iſt gradezu ekelhaft.

Genug, Herr D'Eſter kannte mich in Kaiſerslautern kaum noch dem Namen nach und es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich ihm dafür meine Verachtung zu erkennen gab. Dabei bot ich mich der Regierung nicht an und ſollizitirte nicht, ſondern hielt mich abwartend zurück. Und Das ſchien zu befremden. War den Herren meine Vergangenheit keine hinreichende Aufforderung, mich für die Revolution nutzbar zu machen, ſo war ihnen wenigſtens meine Gegenwart ein ſtummer Vorwurf. Wie es mir ſchien, wurde es den Mitgliedern der Regierung, unter denen ich den Dr. Hepp von früherher perſönlich kannte, drückend, mich als bloßen Beobachter ohne alle beſtimmte Thätigkeit in Kaiſerslautern umherwandeln zu ſehen. Es wurde daher eine ganz beſondere Gelegenheit ergriffen, mich in Aktivität zur Rettung des Vaterlandes zu ſetzen.

Dieſe Gelegenheit war folgende. Die Preußen ſammelten ſich an der Pfälzer Grenze immer zahlreicher und machten eine ſo drohende Miene, daß ſogar in den Köpfen der Herren zu Kaiſerslauten die Möglichkeit aufdämmerte, ſie könnten es ſich eines Tags einfallen laſſen, über die Grenze zu marſchiren, den Pfälzer Wein umbringen zu helfen und die Gemüthlichkeit der „guten Leute“ zu ſtören, wie Herr D'Eſter ſeine Kollegen und Gönner in Karlsruhe genannt hatte. Es wurde daher zur Zurückſchreckung der Preußen folgender geniale Plan entworfen. An einem beſtimmten Tage, Morgens Schlag 6 Uhr, ſollte mit ſämmtlichen Glocken der Pfalz Sturm geläutet und dadurch die ſämmtliche Pfälzer Bürgerwehr in dem nämlichen Moment auf die Beine gerufen werden. Wahrſcheinlich dachte ſich Herr D'Eſter, der Schall aller dieſer Glocken werde ſich in dem Ohr der Preußen zu einem Donnerton des jüngſten Gerichts konzentriren und das plötzliche Aufmarſchiren aller der zerſtreuten Bürgerwehrkompagnien ohne Waffen und Organiſation werde auf den Feind den Eindruck eines aus dem Boden gewachſenen formidablen Korps der Rache machen. Damit nun aber die revolutionaire Stimme der zahlreichen Kirchthumsgeſchütze im rechten Takt und in guter Harmonie ſich hören laſſe, mußten die Zivilkommiſſaire, die dabei als Kapellmeiſter fungirten, gehörig inſtruirt und mit den Regierungsproklamationen, welche die Wichtigkeit des Ereigniſſes auseinander ſetzten, zeitig verſehen werden. Und unter den Vertrauensmännern, die man zu dieſen wichtigen Miſſionen an die Zivilkommiſſaire auserſah, war auch ich.

Ich, der ich Jahre lang in erſter Reihe für die Revolution gearbeitet, als alle dieſe Philiſter noch die getreue-

ſten Unterthanen waren, ſollte jetzt mitten in der Revolution zu einem Botendienſt benutzt werden, den jeder Bauernjunge verrichten konnte. Aber ich ſah, was man wollte, und deshalb nahm ich die Miſſion ſofort an. Ich erblickte darin einen Streich D'Eſters, zu dem ich jetzt alles Vertrauen verloren hatte. Er erwartete ohne Zweifel, daß ich die angebotene Miſſion ausſchlagen werde, um darauf hin den „guten Leuten" begreiflich zu machen, ich wolle zu hoch hinaus und ſei zu keinen Hülfeleiſtungen bereit. Dieſe Abſicht vereitelte ich indem ich ſofort einſchlug und nach meinem Beſtimmungsort Kuſel, einem Städtchen an der preußiſchen Grenze, abreiſ'te.

Die Erfüllung meines Auftrages hatte Folgen, die ich nicht vorausgeſehen. Es waren nämlich kaum die Sturmglocken geläutet, ſo marſchirte von allen Seiten die Landbevölkerung in die Stadt herein und als ſie dort von dem friſch angekommenen Regierungsgeſandten hörte, wollte ſie von demſelben auch aufgeklärt und inſtruirt ſein. Die Komik der Situation wurde noch erhöht durch die Erſcheinungen, welche dort auftauchten. Man denke ſich z. B. auf einer alten Mähre einen langen hagern Ritter, der wie eine Kopie Don Quixote's ausſieht und ſtatt der Lanze einen mächtigen zerriſſenen Familien-Regenſchirm über ſein feierliches Haupt hält — denn es regnete damals grade armdick —, und dieſer Ritter iſt der Anführer einer verregneten Kompagnie Bürgerwehr, die im Ganzen nicht ſechs Flinten beſitzt, aber mit Stöcken, Regenſchirmen und einzelnen Käſemeſſern bewaffnet iſt. Und ſolche Krieger ſtürmten von allen Seiten in die Stadt herein und trommelten und marſchirten umher und fragten dann: what's the matter? Der Zivilkommiſſair wußte nicht,

was the matter war, und erwartete von mir, daß ich die eingebrockte Suppe ausessen werde. Ich hatte „die Geister beschworen", jetzt sollte ich auch sehen, wie ich sie wieder los wurde. Die Leute wollten wissen, wozu man sie aus den Betten geholt, von ihren Geschäften abberufen und in diesem fürchterlichen Regen nach Kusel gesturmläutet hatte.

Um mich so gut wie möglich aus der Affaire zu ziehen, trat ich wie ein bevollmächtigter Befehlshaber auf und ließ die sämmtliche, in Kusel versammelte Bürgerwehr zusammentrommeln und auf dem Markt einen Kreis bilden. Darauf trat ich unter sie und hielt eine Rede, in welcher ich sie auf kommende Ereignisse vorbereitete und ihnen empfahl, sich zu organisiren, soweit es ohne militairische Hülfsmittel möglich sei. Die „guten Leute" gingen befriedigt wieder nach Hause und ich eilte nach Kaiserslautern zurück, um eine weitere Thätigkeit einzuleiten, wozu ich den übernommenen Auftrag benutzte. Ich berichtete nämlich der Wahrheit gemäß, daß ich unter der Bevölkerung den besten Geist und die größte Bereitwilligkeit gefunden, und bemerkte dazu, daß es eben deshalb um so unverantwortlicher sei, sie ohne Waffen zu lassen, ohne die sie völlig preisgegeben seien. Damit kam ich auf den Hauptpunkt, um den es sich damals handelte, nämlich auf die Eroberung Landau's, zu welcher der Verräther Brentano nicht mitwirken wollte. Es entspann sich darüber zwischen mir und dem Regierungspräsidenten Hepp folgendes Gespräch:

Ich. Es ist eine Schande, daß die Bevölkerung wehrlos und das Land der preußischen Invasion offen bleiben muß, während die Waffenvorräthe vor Ihnen aufgespei-

chert liegen. Wenn Landau erobert iſt, wird Germersheim nachfolgen und Sie erhalten Waffen genug, um die ganze Bevölkerung zu bewaffnen, Kanonen genug, um alle Päſſe zu vertheidigen, und 100,000 Preußen werden nicht wagen, in die Pfalz einzurücken, während jetzt 10,000 Mann in wenig Tagen direkt nach Karlsruhe marſchiren können.

Hepp. Das iſt wahr, aber was ſollen wir machen? Brentano will uns keine Truppen und keine Artillerie ſenden, um Landau zu nehmen.

Ich. Warum gehen Sie ihm nicht energiſch zu Leibe?

Hepp. Wir haben einen Geſandten in Karlsruhe, der die Sache betreibt. (N. B. Dieſer „Geſandte“ war ein unſchuldiger ſächſiſcher Kandidat der Theologie, der in Karlsruhe durch Lächeln und Spazierengehen das Vaterland rettete.)

Ich. Dieſen Verräther Brentano wollen Sie durch Ihren Geſandten beſtimmen? Ich weiß einen beſſeren Geſandten, der ihn kirre machen würde.

Hepp. Wer denn? Wie ſo?

Ich. Rufen Sie ſo bald wie möglich das badiſche und das pfälziſche Volk zu einer Rieſenverſammlung nach Ludwigshafen zuſammen; laſſen Sie ihm dort durch geeignete Redner die Lage der Dinge, die drohenden Gefahren und die entgegenſtehenden Hinderniſſe auseinander ſetzen und laſſen Sie dann ein Komite von mindeſtens 100 Delegaten erwählen, welche ſofort nach Karlsruhe reiſen, im Namen des badiſchen und pfälziſchen Volkes die ſofortige Eroberung Landau's fodern und nicht eher außer Funktion treten, als bis das Werk gethan iſt. Ich bürge mit meinem Kopf dafür, daß dann in vier Tagen Landau genommen iſt.

Hepp. Um Gottes willen, dann würden wir uns mit Brentano verfeinden, Uneinigkeit ſtiften und das Volk aufregen!

Dieß Beiſpiel zeigt, wie damals Schwachköpfe und alte Weiber im Bunde mit Verräthern die Revolution zu Grunde richteten.

Als ich den Dr. Hepp nicht zur Annahme meines Vorſchlags bewegen konnte, kündigte ich ihm an, ich werde auf eigene Fauſt die Einnahme Landau's an einem andern Orte betreiben. Man war froh, mich wieder los zu ſein.

Ich eilte nach Heidelberg, wo unterdeſſen der General Mieroslawski das Oberkommando der Revolutionsarmee übernommen hatte. Er betrachtete mich als einen Abgeſandten der pfälziſchen Regierung und ich ließ ihn dabei, um meinen Zweck um ſo ſicherer zu erreichen. Als ich ihm die Wichtigkeit, ja die abſolute Nothwendigkeit der ſofortigen Eroberung Landau's vorſtellte, hatte er allerlei Gegengründe geltend zu machen. Er war offenbar falſch unterrichtet und inſpirirt worden. Ich hatte mir aber vorgenommen, ihn nicht eher zu verlaſſen, als bis er den nöthigen Befehl vor meinen Augen unterzeichnet hätte, und er that es endlich auf meine energiſchen Vorſtellungen. Später hat er in ſeiner Schrift über den badiſchen Feldzug erklärt, ich habe Recht gehabt indem ich die Eroberung Landau's als die erſte, nöthigſte und wichtigſte Unternehmung des Revolutionskriegs darſtellte.

Auf ſeinen Befehl gingen von Karlsruhe ſofort Truppen und Mörſer zur Einahme Landau's ab. Aber ſie kamen zu ſpät. Als ich von Heidelberg nach Kaiſerslautern eilte, um dort die „guten Leute" mit der Nachricht von meinem Erfolg zu überraſchen und das weiter Nöthige be-

treiben zu helfen, begegneten mir in Mannheim ſchon flüchtige Mitglieder der Pfälzer Regierung mit der Botſchaft, die Preußen ſeien eingerückt.

Ich eilte nun nach Karlsruhe. Unterwegs traf ich am Bahnhof zu Bruchſal den dortigen Zivilkommiſſair. Ich empfahl ihm, beim Näherrücken der Preußen die Gefangenen aus dem Zellengefängniß zu bringen und den ganzen Bau in die Luft ſprengen zu laſſen, da er leicht die Wohnung von Revolutionairen werden könnte. Dem Herrn leuchtete Das ein, doch es ſcheint, das Pulver iſt ihm zu koſtbar geweſen und dafür haben ſpäter ſeine Landsleute büßen müſſen.

Als ich nach Karlsruhe kam, ſah ich dort die Straßen von Gensdarmen wimmeln. Ich erfuhr, daß es die 4—500, von der proviſoriſchen Regierung entlaſſenen Gensdarmen des Großherzogs waren, die ihr Chef zu irgend einem, natürlich ganz unſchuldigen Zweck hatte nach Karlsruhe kommen laſſen.» Keine Seele hatte darin etwas Verdächtiges geſehen, denn in Karlsruhe regierte, der Reaktion gegenüber, die perſonifizirte Unſchuld. Oder waren vielleicht jene Gensdarmen im Einverſtändniß mit Herrn Brentano zuſammengekommen? Als ich im Pariſer Hof die Herren Gögg, Hoff u. ſ. w. antraf, denen ich dringend die Zerſtörung der Germersheimer Brücke empfahl, fragte ich ſie, ob ſie glaubten, daß die Zuſammenberufung der Gensdarmen etwas Zufälliges ſei, ob ſie nicht erkennten, daß dieſelbe im Zuſammenhang ſtehe mit dem Einmarſch der Preußen in die Pfalz? Wollen Sie, fragte ich die beſtürzten Herren, nicht von Ihren eigenen Landsleuten aufgehoben und den Preußen überliefert werden, ſo laſſen ſie wenigſtens ſofort dieſe Gensdarmen auseinander jagen.

Dieß leuchtete ihnen wirklich ein. Es war der einzige meiner Rathſchläge, den ich in der Revolution habe befolgen ſehen. Und doch ſoll ich mich nicht für einen Eſel und die Andern für Genie's halten?

Unterdeſſen kamen die Ereigniſſe in Paris. Es hieß Anfangs, das ganze Volk ſei dort aufgeſtanden und habe geſiegt, was überall neue Hoffnung verbreitete. Doch die Wahrheit ließ nicht lang auf ſich warten. Dagegen hieß es auf der anderen Seite, im Elſaß ſei Alles auf den Beinen und es ſtänden 100,000 Mann unter den Waffen, um nach Paris zu marſchiren. Vom Elſaß aus in Paris Revolution machen wollen, war offenbarer Unſinn. Waren indeß die Elſaßer wirklich aufgeſtanden, ſo hatten ſie es nach meiner Anſicht in ihrer Gewalt, eine innere Revolution zu erzwingen durch Betheiligung an einer äußern. Schickten ſie Baden oder der Pfalz eine Hülfsarmee, ſo konnte die teutſche Revolution ſiegen und keine franzöſiſche Armee wäre für eine entgegengeſetzte Bewegung aufzubieten geweſen. Um wo möglich in dieſem Sinn auf die Elſaßer zu wirken, unter deren Führern ich Bekannte hatte, eilte ich im Einverſtändniß mit F. Sigel und den polniſchen Officieren von Heidelberg, wohin ich mich unterdeſſen wieder gewandt hatte, den Rhein hinauf. Auf alle Fälle hoffte ich einen Vorrath von Waffen zu erlangen.

In Straßburg fand ich die Dinge nicht ſo, wie ſie gemeldet wurden. Die Bürger und die Nationalgarde hatten beabſichtigt, die unbeſetzte Zitadelle zu nehmen, wodurch ſie Herren der Feſtung und des ganzen Elſaß geworden wären. Allein das Unternehmen ſcheiterte an der Zaghaftigkeit eines Führers, eines Profeſſors, der mir

ſelbſt dieſe Unterlaſſungsſünde eingeſtand. Ueber meine Reiſe in's Elſaß berichtet folgendes Schreiben an F. Sigel, welches zugleich meine Anſichten und Rathſchläge im Bezug auf die damalige Lage der Dinge enthält. Ich ſuchte darin namentlich alle leere Hoffnungen auf auswärtige Hülfe der Wahrheit gemäß abzuſchneiden und drang um ſo mehr auf Entfaltung der eigenen Mittel, namentlich auf die Offenſive gegen Würtemberg und auf Revolutionirung des Seekreiſes.

„Karlsruhe, den 17. Juni 1849.

An den Bürger Sigel in Heidelberg.

In meinem vorigen Schreiben meldete ich den Sieg der Reaktion in Paris und ließ bloß noch die Hoffnung auf die Provinzen, namentlich auf das Elſaß, offen. Ich vertraute namentlich auf die von demokratiſchen Führern in Straßburg mir mitgetheilte Nachricht, daß in Kolmar ein Korps von 10,000 Bewaffneten zum Abmarſch bereit ſtehe, und eilte ſofort hinauf. In Kolmar fand ich indeß Alles ruhig. Man hatte zwar die Nationalgarden der Umgegend zuſammengetrommelt, ſie aber wieder entlaſſen, weil man keinen beſtimmten Zweck hatte und kein Feind Anlaß zum Handeln gab. Von Mühlhauſen wurde Aehnliches berichtet. Kurz, bei allem guten Willen, den namentlich Einzelne an den Tag legten, war weder für Frankreich, noch für Teutſchland eine entſcheidende Wirkſamkeit zu erwarten, und mein Plan, die innere Politik Frankreichs durch die auswärtige zu revolutioniren mittelſt einer Unterſtützung der Pfalz, würde ſchon an der Furcht vor dem Vorwurf des Föderalismus ſcheitern, wenn er nicht durch die Reaktion bereits vereitelt wäre. Heute Vormittag nach Straßburg zurückgekehrt, traf ich

dort die Abgesandten der Elsaßer Demokraten, welche mit den Abgesandten von Lothringen und anderen Gegenden Berathungen gepflogen hatten über Das, was zu thun sei. Man war indeß zu keinem andern Entschluß gekommen, als, die Nachrichten von Lyon abzuwarten. Die Elemente in Lyon sind zwar, wie ich aus eigener Anschauung weiß, der Art, daß jene Stadt die Rolle des augenblicklich gelähmten Paris übernehmen könnte. Ob indeß dort ein Ausbruch wirklich erfolgen und welche Wirkung derselbe auf die übrigen Provinzen, namentlich das Elsaß, äußern werde, dieß muß dahin gestellt bleiben.

Die Ueberzeugung habe ich gewonnen, daß, wenn weder in Paris, noch in Lyon ein Umschwung erfolgt, das Elsaß allein nichts zu unsern Gunsten thun könne und werde. Im Fall einer Revolution würde uns von den 400,000 Gewehren und mehr als 1000 Kanonen, welche in den Straßburger Arsenalen liegen, eine beliebige Anzahl zu Gebote stehen, ganz abgesehen von der Unterstützung an Mannschaften; im Fall die Reaktion aber ihren Sieg eine Zeit lang behaupten sollte, haben wir von Frankreich nur Feindseeligkeit statt Unterstützung zu erwarten.

Da es in kritischen Zeiten rathsam ist, seine Hülfsmittel nicht durch Illusionen zu vermehren, nehme ich einstweilen an, daß die Reaktion ihren Sieg behaupten und sich erst später naturgemäß bis zum Uebersturz steigern werde. Vor meiner Abreise erhielten die oben erwähnten Deputirten die geheime Nachricht, daß man sie schon steckbrieflich verfolge. Als ich in meinen Gasthof zurückkam, theilte der Wirth mir mit, daß der Kommandant der Gensdarmerie nach mir geforscht habe, so daß ich gerathen fand, sofort

wieder über den Rhein zu ſetzen. Ich mußte alſo, ſtatt, wie ich gedacht hatte, mit 10,000 Mann in die Pfalz einzurücken, froh ſein, nur als einzelne Perſon zurückkehren zu können.

Solche Anzeichen ſind deutlich genug und laſſen auf Weiteres ſchließen, denn die Reaktion iſt konſequent und bleibt nicht bei den Anfängen ſtehen. Louis Napoleon wird wahrſcheinlich die Gelegenheit benutzen, ſich der „Gefahr des Vaterlandes“ wegen mit unverantwortlicher Gewalt bekleiden oder zum lebenslänglichen Präſidenten ernennen zu laſſen und hierdurch den Weg zu dem Kaiſerthum zu bahnen, welches ihm die heilige Allianz zum Lohn für ſeine verrätheriſche auswärtige Politik zugeſichert haben wird. Die Cholera, oder ein „Attentat“, oder eine Militairrevolution könnte zwar dieſe Rechnung durchkreuzen; da es aber in unſerer ſchwierigen Lage darauf ankommt, zunächſt die ſichern Hülfsquellen taxiren zu können, ſo dürfen wir uns in nächſter Zukunft in keiner Weiſe auf Frankreich verlaſſen. Und dieß weiß die teutſche Reaktion und ſie wird danach handeln.

Ich komme auf das Elſaß zurück. Man beginnt nach der pfälziſchen Grenze zu militairiſche Vorkehrungen zu treffen, aber nur zu dem Zweck, ſich gegen das Eindringen von „Marodeurs“ und anderen Flüchtlingen zu ſchützen, die man nicht als Freund aufzunehmen geſonnen iſt. Dieſe Vorkehrungen werden ſich ſchärfen und ausdehnen, je nachdem ſich der Kampf in der Pfalz und in Baden ſteigert und höher hinaufzieht. Es kann alſo von vorn herein die franzöſiſche Grenze als eine halb feindliche betrachtet werden, welche den Sukkurs eben ſo ſehr abſchneidet wie die Flucht der Beſiegten.

Wir kommen hinauf in die Schweiz. Der Bundesrath hat schon Anstalten getroffen, in Basel ein Brigadekommando unter dem Obristen Kurz zu errichten, welches die eventuelle Besetzung der Grenze übernehmen soll. Man rüstet sich also auch dort auf die Abwehr statt auf die Unterstützung, da man kein Vertrauen auf den Sieg der diesseitigen Sache hat und nichts geschehen ist, für dieselbe in der Schweiz Sympathie zu erregen, worauf ich so oft vergebens gedrungen habe.

Nachdem diese Thatsachen in Bezug auf das Ausland festgestellt sind, fragt es sich, was zu thun sei

1, in Bezug auf Frankreich,

2, in Bezug auf die Schweiz,

3, in Bezug auf Teutschland?

Meine Ansichten darüber sind kurz folgende:

Ad. 1, wird für jetzt nichts zu hoffen und zu thun sein, außer der Verbindung mit der Partei des Bergs durch Gesandtschaft und durch Privatverkehr.

Ad 2, es wäre sofort eine Gesandtschaft mit gehörigen Vollmachten nach Bern abzuordnen, um das Interesse der teutschen Revolution durch Verbindungen im Allgemeinen, durch Sicherung des Grenzverkehrs und durch Herbeischaffung schweizerischer Truppen, namentlich Scharfschützen, wahrzunehmen. Ich komme dabei auf frühere Propositionen in Betreff eines schweizerischen Hülfskorps zurück, mit dessen Organisation ich übrigens mich nach den gemachten Erfahrungen nicht mehr würde befassen können. Vielleicht ist es zur Aufstellung desselben noch immer nicht zu spät, wenn rasch gehandelt wird.

Ad. 3, Es ist wol ausgemacht, daß die Pfalz, zu de-

ren Unterſtützung es jetzt zu ſpät iſt, vollſtändig muß aufgegeben werden. Ob es dagegen möglich ſein werde, auf dem rechten Rheinufer mit den vorhandenen Kräften den Neckar hinauf auf die Dauer zu operiren und die Revolution nach Heſſen, Franken, Würtemberg u. ſ. w. hineinzutragen, kann ich nicht beurtheilen. So viel ſcheint mir gewiß zu ſein, daß Baden durch nichts Anderes mehr gerettet werden kann, als durch Kühnheit und Energie, welche die Offenſive ergreifen müſſen. Beſchränkt ſich Baden auf die Defenſive, ſo läßt es der Reaktion, die ihre Plane nicht aufgibt, Zeit zur vollſtändigen Einigung und Umzingelung. Das linke Rheinufer ſcheint vollſtändig verloren, ſelbſt wenn die Mainlinie gewonnen würde. Es iſt aber auch vorauszuſehen, daß auf dem rechten Ufer ſich harte Kämpfe entſpinnen werden, zumal da Baiern ſuchen wird ſo bald wie möglich die Pfalz zu gewinnen, um die Preußen ſich nicht zu lang feſtſetzen zu laſſen. Es ſcheint mir daher rathſam, ſo bald wie möglich mit Nachdruck den Neckar hinauf nach Würtemberg zu operiren, welches zur Offenſive den beſten Vorwand und das beſte Terrain liefert. Gelänge es, die erſten würtembergiſchen Truppen zu ſchlagen oder zum Uebergehen zu bringen, ſo würde das ſo lang ſchwebende Räthſel, ob Würtemberg ſich der Revolution anſchließen wolle oder nicht, bald gelöſ't ſein.

Sodann aber ſcheint es mir, daß die Zeit gekommen ſei, das bis jetzt vernachläßigte Operationsfeld am Bodenſee zu betreten. Von der Pfalz aus, denen beide Feſtungen dem Feind ſo mächtige Stützpunkte bieten, in der Flanke bedroht, wird Baden ſich darauf vorbereiten

müſſen, ſeine Streitkräfte aufwärts zu ziehen. Es muß ſich dann um ſo mehr am Bodenſee Luft zu machen ſuchen, da es nicht fehlen kann, daß dort, wenn man nicht zuvorkommt, Oeſtreich, Baiern und Würtemberg die Revolution gemeinſchaftlich abzuſchneiden oder zu erſticken ſuchen werden. Ueberdieß ſoll dort oben die Stimmung ſehr günſtig ſein, und Sigmaringen, das 3000 Bewaffnete ſtellen kann, wäre vielleicht ſofort zum Anſchluß zu bewegen.

Was Baden und die Pfalz am Rhein verloren, müſſen ſie an der Donau wieder zu gewinnen ſuchen. Die Kräfte dazu werden nicht fehlen, wenn wirklich revolutionaire Hebel angeſetzt werden. Ohne dieſe wird der begonnene Kampf ein vergeblicher ſein, wenn nicht in Frankreich ſich etwas Großes ereignet. Hierauf aber zu rechnen, wäre, wie oben dargethan worden, ein Fehler, der Alles verderben könnte."

Von dieſem Schreiben, dem man zugeſtehen wird, daß es keine unrichtige Darſtellung der damaligen verworrenen Lage der Dinge enthält und die einzig noch möglichen Mittel der Rettung angab, theilte ich eine Abſchrift dem unterdeſſen zum Kriegsminiſter gemachten Advokaten Werner mit. Wahrſcheinlich hat dieſes Genie es nicht einmal geleſen. Wenigſtens habe ich weder durch eine Antwort, noch durch irgend eine Anordnung Kunde erhalten, daß es der mindeſten Beachtung gewürdigt worden. Das ganze obere Baden, namentlich der wichtige Seekreis, wurde nach wie vor ſich ſelbſt überlaſſen, als hätten die Herren in Karlsruhe eine Garantie des Schickſals für die Zukunft der Revolution in der Taſche gehabt, während die Gefahr des Untergangs an ihre Thüre pochte.

Da ſich um den Seekreis Niemand bekümmerte und derſelbe doch nebſt den angrenzenden Landestheilen die einzige Reſerve bei einer Niederlage im untern Lande darbot, beſchloß ich, dort oben den letzten Verſuch zu machen, ob ich der ſo ſchändlich verrathenen und verpfuſchten Revolution noch von Nutzen ſein könne.

In Freiburg, wo ich einen Tag anhielt, wurde ich als Spion angeſehen und machte dadurch auf eine komiſche Weiſe die Bekanntſchaft eines alten Haudegens, des Obriſten Rocquillet. Als ich von der Eiſenbahn in den Gaſthof kam, drängten ſich die Leute um mich, um Neuigkeiten zu hören. Ich theilte ihnen keine erfreuliche mit und ließ mich bitter über die Sünden der Regierung aus (welche „aufreizenden Tadel“ ſtreng verpönt hatte). Plötzlich trit ein ältlicher, militairiſch ausſehender Mann mit grauem Schnurrbart auf mich zu und ruft: „Herr, Sie ſind arretirt!“

Wiſſen Sie es ſicher? fragte ich ihn.

„Ich arretire Sie! Kellner, laſſen Sie ſofort den Zivilkommiſſair holen!“

Wir wollen ihm den Gang ſparen, ſagte ich. Zuvor aber will ich mich ein wenig reinigen, denn es iſt nicht anſtändig, ſich ſo von Staub bedeckt arretiren zu laſſen.

Kaum war ich auf meinem Zimmer, als mir der alte Krieger nachſtürzte und tauſend Mal um Entſchuldigung bat. Er habe nicht gewußt, wer ich ſei, und mich für einen fremden Agenten angeſehen.

Jetzt aber fing er ſeinerſeits an noch weit ſchlimmer über die Regierung loszuziehen, als ich. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich auch, wie man durch ihn ohne Artillerie den Brückenkopf bei Germersheim hatte wollen nehmen laſſen.

Jetzt war er nach Freiburg gesandt worden um zu „organisiren“ — ohne Officiere und ohne Waffen. Wahrscheinlich hatte man ihn los sein wollen, weil er ein energischer Mann war, um seinen Posten mit einem Verräther oder verbummelten Günstling des Herrn Hecker zu besetzen. (Den Kammerdiener desselben, den verkommenen Commis Voyageur Doll, hatte man zum Oberkommandanten der Volkswehr gemacht!)

Ich kam also in den Seekreis. Aber auch dort fand ich mich vollständig getäuscht. Die Regierung hatte diesen Landestheil total vernachläßigt. Auch nicht das Mindeste war vorgesehen. Sogar der Oberkommissair fehlte, so daß die revolutionairen Lokalbehörden nicht einmal eine Instanz zwischen sich und der Regierung hatten. Der ernannte Oberkommandant war völlig im Stich gelassen worden. Man gab ihm weder Officiere zur Organisation eines Heeres, noch Instruktionen, noch Waffen, noch Geld. Er bezahlte zuletzt, wie er mir sagte, den Sold aus eigener Tasche. Bei dieser Vernachläßigung durfte es nicht Wunder nehmen, daß der wichtige Seekreis politisch ganz todt war und keine Aussicht darbot, auf die Nachbarländer einwirken zu können. Ich suchte durch Proklamationen, Schreiben, Rathertheilen u. s. w. einigermaßen nachzuhelfen, aber da ich weder Mittel noch Stellung hatte, konnten diese vereinzelten Bemühungen nicht weiter getragen und nicht gehörig geltend gemacht werden.

Als ich nach Konstanz kam, glaubte man dort, ich sei von der Regierung als Revolutionskommissair für den Seekreis gesandt worden. Man sieht, welche gute Meinung die Leute dort noch von den Herrn in Karlsruhe

hatten. Auf alle Fälle wollte der Gemeinderath oder Lokalausschuß meine Meinung hören und lud mich zu einer Sitzung ein. Ich konnte den Herren, die sich auf das Bitterste beklagten, daß sie auf alle Schreiben von Karlsruhe nicht einmal eine Antwort erhielten, nichts Anderes rathen, als, eine Deputation dorthin zu senden und, im Fall sie nicht gehört würden, auf eigne Faust zu handeln. Dazu hatte man aber auch keine Lust oder keine Energie und so blieb Alles beim Alten.

Ich ging nach Stockach in's „Hauptquartier", wo der Hecker'sche Freischärler Kaiser von Konstanz als General figurirte. Sein Geschäft bestand ebenfalls im „Organisiren", ohne Zweck und Entschluß, und in friedlichster Nachbarschaft neben den schwärzesten Reaktionairen. Er gedachte bloß die „Oesterreicher" abzuhalten, da er durch militairische Studien herausgebracht hatte, daß über Stockach die „Militairstraße" führe. Wie naiv diese Herrn Revolutionaire sein können, zeigte Herr Kaiser mir durch die Frage, ob ich mich fähig fühle, unter ihm ein Kommando zu übernehmen. Ich lehnte die Ehre bescheiden ab und ersparte dem Herrn Oberkommandanten die Verlegenheit, mir „Sold aus eigener Tasche" zahlen zu müssen. Vielleicht dachte Herr Kaiser dadurch in meinen Augen als General zu erscheinen, daß er mich zum Officier machen wollte. Um ihm indeß meinen militairischen Beitrag zu liefern und zugleich seiner organisirenden Unthätigkeit behülflich zu sein, theilte ich ihm einen speziellen Plan mit, bei Nacht mittelst der Seedampfschiffe Bregenz zu überrumpeln und von da aus Vorarlberg, schwäbisch Baiern u. s. w. zu revolutioniren. Der Plan ist sicher reiflich überdacht worden.

Es wurde nun Zeit, an meine Rückkehr nach Genf zu denken. Nachdem ich mir den Seekreis angesehen, war es mir klar, daß ich dort keinen andern Zweck erreichen konnte, als höchstens auf Kredit freie Kost zu erlangen. Die finanzielle Möglichkeit hatte bei mir den untersten Grad erreicht, während meine Familie ohne alle Mittel in Genf war. Zum Glück hatte ich in Konstanz noch eine kleine Summe für Brochüren einzuziehen, sonst würde ich nicht einmal Reisegeld gehabt haben und hätte auf die Gefahr hin in Konstanz bleiben müssen, von der Kordonpolizei der Schweiz, aus welcher ich schon ausgewiesen war, später nicht einmal über die Grenze gelassen oder irgendwo bis zur Austreibung in Verwahr genommen zu werden.

In welcher Stimmung ich war, der ich den teutschen Boden mit so viel Hoffnung wieder betreten und ihn nach solchen Erfahrungen in solcher Lage wieder verlassen mußte, verlassen durch die Schuld hochmüthiger Schwachköpfe und ehrgeiziger Verräther, wird man sich leicht vorstellen können. Die persönliche Behandlung, die ich gefunden, konnte ich vergessen, denn unbedeutenden Menschen kann man nur so lang Beleidigungen nachtragen, als sie durch die Verhältnisse Macht und Bedeutung erhalten; aber daß diese Menschen es in der Gewalt gehabt hatten, die schönsten Mittel, die je einer teutschen Revolution geboten worden sind, auf eine so beispiellose Weise zu verschleudern und eine so große Sache so nichtswürdig zu verderben, ohne daß es mir oder irgend Jemanden möglich gewesen wäre, das Unheil abzuwenden — das war ein Gedanke, der in das Reich der Verzweiflung führen konnte. Das Leben des Einzelnen ist bald dahin und

Revolutionen bedürfen, um ihre Gelegenheiten zu reifen, ganze Menſchenalter. Mit der Revolution geiſtig ganz verwachſen, fühlte ich mit ihr mich ſelbſt zu Boden ſtürzen und wann ſollte ein Wiederaufſtehen folgen? Wie ein Bewohner einer Welt, die unter mir in Trümmer gegangen, fühlte ich mich in der Luft ſchweben und welche Welt ſollte mich wieder aufnehmen? Ich geſtehe, daß ich mich niemals in einer hoffnungsloſeren Lage befunden habe, als damals, wo ich für das Verbrechen, mein Alles an die Befreiung Teutſchlands zu knüpfen, ſo nichtswürdig kleinlich, gemein und blödſinnig beſtraft wurde.

Doch welcher Verſtand liegt darin, ſich durch fremde Dummheiten das Leben verderben zu laſſen? War Teutſchland und waren die Teutſchen in ihrer Dummheit beſſer daran, als ich, der ich mit darunter zu leiden, aber wenigſtens keinen Theil daran hatte? Es währte nicht lang, ſo fand ſich der gute Humor wieder ein, der es für ſehr lächerlich hielt, daß ich mich ſo lang und ernſt mit einem kleinen Winkelchen des Univerſums beſchäftigte, welches Baden oder Teutſchland hieß und zufällig eine unverhältnißmäßige Quantität Dummheit zu Stande brachte. Ich wollte von Teutſchland wenigſtens einen humoriſtiſchen Abſchied nehmen.

Mit dem männlichen Geſchlecht auf dem Kriegsfuß lebend, fand ich auch in Konſtanz Troſt durch das weibliche. Die Tochter und die Stubenmagd meines Gaſthofs hatten mir beide ihr beſonderes Vertrauen zugewendet und tröſteten mich in meiner Einſamkeit abwechſelnd durch ihre Sympathie. Wenn die Eine das Zimmer verlaſſen, beſuchte mich die Andere und Jede war gleichſehr beſtrebt, mich zu unterhalten und mich von allen welthiſtoriſchen

Ereigniſſen zu unterrichten. Der Gegenſtand aber, dem beide ihre Hauptaufmerkſamkeit geſchenkt hatten und der in der Unterhaltung beider die Hauptrolle ſpielte, war ein ſchweizeriſcher Baron, ein Berner Stockariſtokrat, der, ſo viel ich mich erinnere, von Stocker hieß. Dieſer Herr logirte im nämlichen Gaſthof und galt für einen öſterreichiſchen Spion, der aber ſein Geſchäft nicht für Geld, ſondern aus bloßer Liebhaberei trieb. Er war ein großer ſchwerer Mann mit einem abſtoßenden Aeußern. Meine beiden Freundinnen wußten nicht genug von ſeiner Grobheit, ſeinen unleidlichen Manieren und namentlich von ſeiner Feindſeeligkeit gegen mich zu erzählen. Bald hatte er über mich geſchimpft, bald hatte er mir auf bedenkliche Weiſe gedroht, bald hatte er ſich, was noch ſchrecklicher war, über mich erkundigt. Alles wurde mir brühwarm überbracht. Ich hatte bisher bloß darüber gelacht und dem Baron ſein Vergnügen gegönnt, zumal da ich hörte, er ſei Schriftſteller, und ihn für einen Narren hielt. Zum Abſchied konnte ich mich nicht länger enthalten, Notiz von ihm zu nehmen. Es war mir ein unerträglicher Gedanke, daß ich den Boden der teutſchen Revolution als hoffnungsloſer Exilirter verlaſſen und auf dem nämlichen Fleck ein öſterreichiſcher Spion ihn triumphirend behaupten ſollte. Ich beſchloß daher, dieſem Herrn einige Motion zu machen.

Wertheſte Helene, redete ich die betrübte Stubenmagd an, bei meinem Scheiden will ich Ihre Güte und Theilnahme durch einen kleinen Dienſt erwiedern, indem ich Ihnen einen Gaſt vom Leibe ſchaffe, der Ihre ſonſt ſo treffliche Laune ſtört. Sind Sie zufrieden, wenn ich Ihnen den öſterreichiſchen Spion aus dem Hauſe treibe?

Je eher, je lieber! Aber wie wollen Sie das machen?

Dieſer Brief enthält ein einfaches Rezept. Es wird ihn vertreiben wie Rattenpulver. Sobald er das Schreiben geleſen, wird er ſich davon machen. Haben Sie nur die Gefälligkeit, den Brief zu Kreuzlingen (in der Schweiz, 10 Minuten von Konſtanz) auf die Poſt zu geben und dann beobachten Sie, was der Baron beginnt.

Der Brief lautete ſo:

Hochzuverehrender Baron!

Ein Freund Ihrer Perſon und treuer Sohn unſeres gemeinſchaftlichen Schweizervaterlandes beeilt ſich, Sie vor einer großen Gefahr zu warnen, in der Ihr Leben ſchwebt, und in welche Ihr Eifer für die gute Sache Sie gebracht hat. Man hat in Erfahrung gebracht, daß Sie in geheimem Briefwechſel mit den öſterreichiſchen Behörden ſtehen, und will ſich dafür an Ihnen rächen. Ein gewiſſer Heinzen iſt in Konſtanz, um den ſchändlichen Plan zur Ausführung zu bringen. Man will Sie noch heute verhaften und nach Raſtatt ſchleppen, wo Sie vor ein Kriegsgericht geſtellt und erſchoſſen werden ſollen. Ihr Leben ſteht auf dem Spiel. Retten Sie es, und zwar zu Waſſer, Ihrem Vaterland und der Menſchheit, ſobald Sie dieſe Zeilen geleſen. Ich würde ſelbſt kommen, wenn man mich nicht auch im Verdacht hätte und das Thor bewachte.

Ihr Freund N.

Nachdem dieſer Brief etwa eine Stunde fort war und ich die Sache ſchon wieder vergeſſen hatte, kam die Magd athemlos in mein Zimmer geſtürzt und ſchrie: „Der Baron iſt fort, die Polizei iſt ihm nach“! Kaum hatte ſie die Worte aus dem Munde, ſo kam die Tochter des Hauſes nachgeſtürzt: „der Baron iſt auf dem See, er hat ſich durchgemacht, die Polizei will ihn fangen“.

Und wirklich wurde er gefangen. Er hatte nach Empfang meines Briefes voll Todesangſt mit ſolcher Haſt und ſolchem Lärm ſich in einen Kahn geſtürzt, daß die gute Bürgerſchaft aufmerkſam wurde und ihm Polizei nachſchickte, welche ihn bei der Mainau einholte. Leider aber hatte er Beſinnung genug gehabt, ſeinen Sekretair mit allen ſeinen Papieren auf einem andern Wege fortzuſchicken, ſonſt würde der Spaß vielleicht noch zu intereſſanten Aufſchlüſſen geführt haben. Da man nichts Verdächtiges bei ihm fand, ließ man den bis zum Tode Geängſtigten wieder frei. Er hütete ſich aber, nach Konſtanz zurückzukommen.

Als ich wieder in Genf war, beſchloß ich, mich auf die Romanſchriftſtellerei zu verlegen und mich nie wieder mit teutſcher Revolution zu befaſſen. Nach drei Tagen aber war ich ſchon wieder mit einem „Pamphlet“ beſchäftigt. Das iſt eine Leidenſchaft, die man nur los wird, wenn man dreißig Jahre in Amerika gelebt hat.

Doch die nächſte, höchſt pikante Fortſetzung meiner Erfahrungen war die, daß mich der ſchweizeriſche Bundesrath als einen Haupttheilnehmer der badiſchen Revolution, die mich wie einen Feind ausgeſtoßen hatte, auf's Neue aus Europa vertrieb. Er hätte mich als ſolchen vertrieben, wenn ich auch während dieſer badiſchen Revolution in Sibirien mit dem Zobelfang wäre beſchäftigt geweſen.

Doch auch damit hatte die Ironie des Schickſals ihr Aeußerſtes noch nicht geleiſtet. Das Aeußerſte beſteht darin, daß jeder Flickſchneider der Revolution, der in Baden irgendwo hinter der Front herumgemeckert hat, mir hier in Amerika vorhält, ich habe an der badiſchen Revolution

nicht Theil genommen, ich ſei nicht „bei der Armee“ geweſen, ich habe nicht im „Kugelregen“ geſtanden, ja, ich habe mich nicht einmal für die badiſchen Dummköpfe und Verräther todtſchießen, geſchweige aufhängen laſſen. Um das Unmögliche zu erleben, muß man teutſcher Revolutionair ſein.

Das Reſultat aller meiner Bemühungen für die Revolution, aller ausgeſtandenen Mißhandlungen und aller Pilgerfahrten zu Waſſer und zu Lande, war alſo, daß ich von den teutſchen Herrn Revolutionairen, die mich vor 1848 als einen ihrer erſten Pioniere prieſen, mit einem Botendienſt nach Kuſel beehrt wurde und dann mich hoffnungslos und pauver wie ein heimathloſer Zigeuner in ein unſicheres Aſyl wieder zurückziehen konnte!

Ich übergehe, wie ich mich in Genf durchſchlagen mußte. Um aber großen Männern Unterricht in der Nationalökonomie zu geben, will ich die Kurioſität nicht unerwähnt laſſen, daß ich mit einer Familie, die noch immer fünf Perſonen zählte, von monatlich 40 Franken ($8) exiſtirt und dabei noch Wein getrunken habe, der freilich in der Schweiz ſpottwohlfeil iſt. (In Galeers Hauſe hatte ich ein Paar Dachſtübchen frei, ſo daß mir die Wohnung nichts koſtete. Die Haushaltung war eine gemeinſchaftliche und am Ende des Monats wurden die Koſten kopfweiſe berechnet.)

Doch was liegt an allen Miſeren? Fand ich doch in Genf meinen Guſtav wieder. Nachdem ſein ehemaliger Vertheidiger und demnächſtiger Büttel Brentano ihn in Karlsruhe wieder freigelaſſen, „wich er der Gewalt,“ wandte ſeinem geliebten „badiſchen Volke“, dem er ſo ſehr an's Herz gewachſen zu ſein glaubte, unvermißt mitten in der Revolution den Rücken und ſuchte Zuflucht in der Pfalz,

wo er, als jeder halbblinde Mensch auf den Einmarsch der Preußen gefaßt sein mußte, mit der rührendsten Unschuld einer kindlichen Zuversicht abermals den „Deutschen Zuschauer“ (3te Auflage) herauszugeben begann. Doch wurde ihm das Zuschauen nur wenig Tage gegönnt, denn kaum hatte er in Neustadt a. d. Hardt die erste Nummer an's Licht befördert, so erschien trotz allem D'Esterschen Sturmläuten und trotz der Bürgerwehr von Kusel der preußische General Hirschfeld und jagte den Struveschen „Zuschauer“ nebst allen sonstigen Zuschauern und „guten Leuten“ aus dem Lande. Und so war denn Gustav, den unterdrückten „Zuschauer“ im Herzen, ebenfalls an den schönen Leman gekommen und miethete sich in meiner Nachbarschaft ein, so daß wir uns täglich trösten konnten. Natürlich sannen wir auf eine erneuerte Thätigkeit und dazu sollte eine revolutionaire periodische Schrift Gelegenheit geben, zu deren Gründern Mazzini, Galeer, Struve und ich gehörten. Wer die Redaktion übernehmen solle, danach brauchte gar nicht gefragt zu werden, denn es versteht sich, daß dazu Niemand mehr Beruf hatte, als Gustav. Und als man den Titel besprach, schlug Gustav abermals einen — „Zuschauer“ vor (4te Auflage. Die 5te erschien später in New York und vor der 6ten ist die Welt nicht sicher gewesen so lang er lebte.) Aber er fiel mit seiner Redaktion durch wie mit seinem Titel und die Schrift erschien, von dem, durch seine Bürgerqualität polizeilich gedeckten Galeer redigirt, unter dem von mir vorgeschlagenen Titel „Der Völkerbund“. Leider konnte wegen der polizeilichen Verfolgungen, der erhöhten Schwierigkeit der Verbreitung und des Geldmangels nur das erste Heft publizirt werden.

Die Sündfluth von Flüchtlingen, welche nach Unterdrückung der Revolution die Schweiz überschwemmte, erfüllte die edlen Republikaner und namentlich den Bundesrath mit neuer Betrübniß und Angst, pekuniairer sowohl wie politischer, und es währte nicht lang, so begann auf's Neue das Werk der landesüblichen republikanischen Hetzjagd. Man wählte zunächst eine Anzahl Personen aus, die man für die anstößigsten hielt, nannte sie „Führer" und verordnete, daß diese „Führer" die Schweiz in einer bestimmten Frist verlassen müßten aus dem triftigen Grunde, weil sie in ihr ein Asyl gesucht hatten. Um aber in der Ironie das Maximum zu leisten, rechnete man auch mich zu den „Führern". Ich, der ich in Baden nicht die Befugniß erhielt, einen kleinen Finger zu dirigiren; ich, der ich in der Pfalz die Mission erhielt, einen Pack verrückter Proklamationen nach Kusel zu tragen und dort den Klöppel der Kirchenglocke in Bewegung zu setzen, wurde vom Bundesrath zu Bern zu einem „Führer" der badisch-pfälzischen Revolution befördert, damit er sich einen neuen Vorwand schaffe, mich aus Europa zu vertreiben! Der alte Vorwand war nicht aufgegeben, aber er mußte wegen seiner Faulheit durch einen neuen aufgefrischt werden, der eben so faul war. Der Bundesrath verordnete demnach, daß ich

1, auf Grund des früheren Ausweisungsbeschlusses wegen der erlogenen „Werbungen" und

2, wegen der, zu diesem Verbrechen hinzugelogenen „Führerschaft"

die Schweiz verlassen müsse. So wie zwei Verneinungen eine Bejaung machen, so suchte der Bundesrath durch zwei Lügen eine Wahrheit zu schaffen.

So handelten Republikaner gegen einen Republikaner, der ihnen nichts Anderes zu Leide gethan, als daß er ihre Preßfreiheit zur Bekämpfung ihrer Feinde benutzt hatte. Ich sollte und mußte fort — das machte allen Verstand, alles Recht, alle Moral und alle Humanität stumm und todt. Und hätte man erlügen müssen, ich hätte dem Bundesrath Gift in die Suppe gemischt und die Eidgenossenschaft an den Kaiser von Marokko verhandelt — ich mußte fort. Fort müssen, weil ich ein inkurabler Republikaner und Despotenhasser war — so hieß im Grunde mein Urtheil und da man sich schämte, es in dieser Form auszusprechen, mußte ich zum „Werber" und „Führer" gestempelt werden. Wenn ich keinen andern Grund hätte, darüber empört zu sein, daß die Herren „Revolutionaire" mir jede Wirksamkeit grade da versagten, wo ich am Meisten hätte nützen können, so fände ich einen hinreichenden in dem Gewicht, das die Despoten und ihre Bedienten auf meine Fortschaffung aus Europa legten.

Man wird nun denken, das bisher berichtete Verfahren repräsentire das Maximum von Schlechtigkeit und Gewissenlosigkeit, deren eine republikanische Behörde gegen einen Republikaner fähig sei. Aber erst die Art der weitern Ausführung und die begleitenden Nebenumstände werden den Bundesrath auf der Stufe der höchsten Infamie und zugleich der tiefsten Erniedrigung zeigen, der Erniedrigung vor mir, dem wehrlosen Verfolgten.

Nachdem mir der doppelte Ausweisungsbeschluß als definitives Urtheil bekannt gemacht war, änderte ich vollständig meine bisherige Taktik. Man hatte erwartet, daß ich mich abermals weigern und den hohen Behörden abermals trotzen werde. Aber ich sah ein, daß dieß eine er-

folgloſe und falſche Politik geworden war. Ich erkannte die Unmöglichkeit, mich länger zu behaupten; auch konnte ich damit keinen revolutionairen Zweck mehr verbinden, da die Freiheitspartei überall niedergeworfen, nirgends mehr ein beſtimmter Anhalt geboten und alle Hoffnung auf eine neue revolutionaire Erlöſung einſtweilen vollſtändig vernichtet war. Finanziell aber war ich ſo vollſtändig entblößt, daß ich bei längerem Verweilen gradezu hätte auf die Straße gehen müſſen, wollte ich nicht dem eben ſo armen wie braven Galeer auf der Taſche liegen. Es galt jetzt, endlich „der Gewalt zu weichen", aber die Art dieſes Weichens zu einer Niederlage und Erniedrigung für Diejenigen zu benutzen, welche die Gewalt in Händen hatten.

Als mir im Auftrag des Bundesraths die Genfer Behörde anzeigte, daß ich die Schweiz in einer gewiſſen Zeit zu verlaſſen habe, erklärte ich mich auf der Stelle vollſtändig bereit, Folge zu leiſten. Man war ſehr überraſcht und erfreut darüber — auch Fazy zeigte wenig Luſt, wegen meiner noch länger in Unannehmlichkeiten verwickelt zu werden — und berichtete meine Bereitwilligkeit nach Bern. Kurze Zeit darauf fragte man freundlich an, auf welchen Tag ich meine Abreiſe feſtgeſetzt habe. Ich antwortete eben ſo freundlich, ich ſei jeden Tag bereit und erwarte nur, daß der Bundesrath mich fortſchaffen laſſe.

Aber, hieß es, ſo ſei es nicht gemeint. Man wolle nicht gewaltſam oder inhuman gegen mich verfahren, da ich freiwillig gehe; man wünſche nur zu wiſſen, wann ich mich zu entfernen gedenke.

Ich hielt mich dabei, Das komme bloß auf den Bundesrath an. Wenn ich reiſe, ſo reiſe ich nicht im eigenen In-

tereſſe und auf eignen Antrieb, ſondern im Intereſſe und Auftrag der ſchweizeriſchen Behörde. Dieſe Behörde möge daher kurzweg über mich verfügen und die Art meiner Entfernung aus der Schweiz beliebig beſchließen. Viel Umſtände werde man nicht mit mir haben; meine Familie ſei durch die vielen Hetzjagden nach allen Richtungen verſtreut*) und es ſeien nur noch zwei Erwachſene mit einem Kinde übrig, die auf zwei Schubkarren Platz hätten. Ich erwarte jeden Tag die Schubkarren vorfahren zu ſehen und ſei vollſtändig reſignirt, wie und wohin mich der Bundesrath ſchieben laſſe.

Man war betroffen über dieſe ſonderbare Art von Bereitwilligkeit. Aber was war dagegen zu ſagen? Neue Anfrage in Bern. Nein, hieß es darauf, ich ſolle nicht auf dieſe Weiſe entfernt werden, man überlaſſe die Art und das Ziel der Reiſe gänzlich mir und wolle nur wiſſen, w a n n ich die Schweiz verlaſſe.

Ich kam immer wieder auf meine alte Bereitwilligkeit zurück, erklärte aber, daß weder Zeit, noch Art, noch Ziel meiner Reiſe in meiner Macht liege, indem ich von Mitteln vollſtändig entblößt ſei. Deshalb wiſſe ich keine geeignetere und wohlfeilere Transportweiſe, als durch den Schub über eine beliebige Grenze.

Das war es eben, was die ehrenwerthen Herren vermeiden wollten. Einen Flüchtling, der auf rein erlogene Klagegründe in die weite Welt gejagt wird, nachdem man

---

*) Drei Geſchwiſter meiner Frau, für die ich ſeit fünfzehn Jahren geſorgt, hatten unterdeſſen zu Verwandten vertheilt werden müſſen, da es mir abſolut unmöglich war, ſie länger zu erhalten.

ihn früher schon so liebreich und ehrenhaft behandelt, einen Mann, dem nichts, auch rein gar nichts zur Last zu legen ist, als daß er die Presse einer Republik für die Propaganda republikanischer Grundsätze benutzt hat, einen solchen Mann auch noch wie einen gemeinen Vagabunden und Verbrecher nebst Familie auf den Schub zu bringen — dieses Skandal war doch zu groß selbst für den schweizerischen Bundesrath, zumal da er wußte, er habe es mit einem Verfolgten zu thun, der ihm nichts schenken werde.

Jetzt war guter Rath theuer. Es gab keinen andern Ausweg, als den finanziellen. Kurzum, der Bundesrath hatte nur die Wahl, mich entweder ganz einfach auf den Schub zu bringen, oder aber mich zu einer anständigen Reise pekuniair in Stand zu setzen, und das Letzte mußte ihm eben so empfindlich sein, wie ihm das Erste bedenklich war. Er mußte aber in den sauren Apfel beißen und faßte endlich den heroischen Entschluß, auf meine Entfernung aus der Schweiz 1200 Franken zu verwenden! Der Preis war für solchen Zweck allerdings billig genug, aber er war enorm für die finanzielle Zähigkeit einer „hohen Behörde" der Schweiz, welche sich damit von einer Konsequenz ihrer eigenen Schuld loskaufen mußte.

Doch auch mit dieser Demüthigung war ich noch nicht zufrieden. Als mir angezeigt wurde, daß das Geld für meine Reise bereit liege, hatte ich ein neues Bedenken. Ich erklärte, meine alte Bereitwilligkeit sei unverändert, aber vor der Abreise müsse ich eine Garantie für meine Sicherheit auf der Durchreise bis zur See verlangen, und da bestimmt worden, daß ich durch Frankreich reise, verlange ich eine schriftliche Bürgschaft, daß Frankreich,

welches ebenfalls meine Ausweisung verlangt hatte, mich nicht nach Teutschland ausliefern werde.

Man wird denken, die Beleidigung, die in solcher Zumuthung liegt, müsse entschieden zurückgewiesen worden sein. Was wird euch ein ehrlicher Mensch antworten, wenn ihr von ihm eine Verbürgung verlangt, daß er euch beim Passiren seines Hauses nicht berauben oder todtschlagen werde? Er wird euch fragen, woher ihr das Recht nehmt, ihn für einen Räuber oder Mörder zu halten und ihm sogar zuzumuthen, daß er sich selbst als des Raubes und Mordes fähig anerkennen solle? Genug, was kein ehrlicher Mensch gethan hätte oder thun würde, das that die schweizerische und französische Behörde. Meine Entfernung, und zwar ohne Skandal, war ihnen so viel werth, daß sie sie durch jede Erniedrigung zu erkaufen bereit waren. Sie gingen in ihrer Zuvorkommenheit so weit, daß an dem französischen Grenzort Bellegarde, wo das Gepäck der Reisenden sorgfältig untersucht wurde, die Zollbeamten angewiesen waren, meine Koffer unberührt und ungeöffnet passiren zu lassen. Diese Artigkeit habe ich übrigens durch den Verlust aller meiner Schriften und Manuskripte erkauft, die ich nicht in die Hände der Polizei wollte fallen lassen. Auf eine Durchsuchung meiner Koffer in Frankreich gefaßt, hatte ich jene Schriften Mazzini übergeben, der sie auf besonderem Wege mit seinen Drucksachen nach London befördern wollte. Seine Agenten aber gingen ungeschickt zu Werk und der Ballen wurde nebst meinen Schriften an der teutschen Grenze konfiszirt. Wo sie geblieben sind, habe ich nie erfahren.

Doch hier ist die schimpfliche Garantieerklärung der

ſchweizeriſch-franzöſiſchen Behörde, ein Dokument, das ſicher einzig in ſeiner Art iſt:

Berne, le 15. Septembre 1849.

Le Département de Justice et Police de la Confédération Suisse

declare

que Monsieur Charles Heinzen, refugié allemand, renvoyé de la Suisse par arrêté du conseil fédéral, en date du 16 Juillet 1849, peut, au moyen du passeport que je lui ai délivré aujourd'hui et de celui qu'il recevra de Mons. le Préfet du Département de L'Ain, traverser la France en toute sécurité, ainsi que sa famille, pourvu, bien entendu, qu'il suive l'itinéraire qui lui sera prescrit par l'autorité française.

Mr. Heinzen peut, entre outre, être certain que le gouvernement de la République ni aucune autre autorité française ne le livrera ou extradera à aucun gouvernement ou fonctionaire allemand que ce soit.

Je garantis la présente declaration comme vraie et certaine, sous ma responsibilité officielle, parcequelle m'a été faite à reiterée fois par le Ministre de la Republique française près la confédération Suisse.

Le Conseiller fédéral,
Chef du Departement
H. Druey.

Iſt Das nicht groß, daß im Jahre 1849 die franzöſiſche Republik ſich verpflichtete, einen durchreiſenden teutſchen

Republikaner und Flüchtling nicht den Despoten auszuliefern, den die schweizerische wegen erlogener Vergehen aus dem Lande trieb?

Ehe ich von Genf Abschied nehme — kein leichter Abschied —, muß ich zuvor berichten, wie es meinem Nachbar und Schicksalsgenossen Struve erging, der ebenfalls als „Führer" aus der Schweiz mußte.

Auf Befehl aus Bern waren wir beide von der Genfer Polizeibehörde aufgefodert worden, zum Behuf der Ausfertigung unserer Pässe unser Signalement bis zu einer bestimmten Zeit aufnehmen zu lassen oder einzusenden. An dem Tage, wo diese Zeit verstrich, erschien vor meiner Wohnung ein Gefährt, aus dem zwei Herren stiegen, die nach mir fragten. Als sie heraufgekommen waren, gaben sie sich als Polizeibeamten zu erkennen, die sich nach meinem Signalement erkundigten. Ich ersuchte sie mit der größten Freundlichkeit, Platz zu nehmen, bot ihnen ein Glas Wein an, begann eine Unterredung mit ihnen und bat sie höflich um Entschuldigung, daß ich ihnen unnöthige Mühe verursacht habe, da ich eben im Begriff gewesen sei, mein Signalement selbst auf das Polizeiamt zu bringen. In der That hatte ich es schon auf dem Tische liegen und zeigte es ihnen. Denn ich sah keinen Zweck darin, einer Behörde, die sich mir gegenüber stets ehrenhaft benommen, auf anständige Auffoderung ein Signalement zu versagen, das sie ohnehin, wenn ich es ihr nicht gab, täglich von meiner leibhaftigen Person abnehmen konnte. Die beiden Beamten waren sehr angenehm überrascht, mich so bereitwillig zu finden, und verließen mich in der höflichsten Weise.

Ein Paarhundert Schritte von mir entfernt wohnte

Guſtav Struve und das Gefährt mit den beiden Beamten hielt jetzt vor ſeiner Thüre. Als die Herren ſich zu erkennen gegeben und ſich über ihren Zweck erklärt hatten, richtete Guſtav die Mähne der ſittlichen Entrüſtung empor und ließ ſeine Löwenſtimme in donnernden Akkorden vernehmen. Die Poliziſten wollten die Angelegenheit "amicalement", wie mit mir, in Ordnung bringen, aber Guſtav wurde durch die Zumuthung einer polizeilichen Freundſchaft nur um ſo mehr empört, hielt den Beamten eine vernichtende Strafpredigt und erklärte ſchließlich, er „weiche nur der Gewalt".

Die Beamten wichen vor ihm und banden ihr Gefährt ganz ruhig an einer benachbarten Weinkneipe an, worin ſie ſich auf die Lauer ſetzten. Kurze Zeit nachher kam Struve nebſt Gemalinn ganz gemüthlich herabgeſtiegen, um die Familie Heinzen zu beſuchen und ihr zu erzählen, was ihm begegnet war. Kaum aber hatte er die Weinkneipe erreicht, ſo ſtürzten die Polizeibeamten heraus, ergriffen ihn "amicalement" bei den obern Extremitäten und ſetzten den der Gewalt Weichenden in ihr Gefährt. Obſchon ſeine Gemalinn im leichten Anzug und nur mit einem Gartenhut bedeckt war, wollte ſie, wie ſich von ſelbſt verſteht, ihren Gatten nicht allein ſeinem Schickſal überlaſſen und ſtieg ebenfalls ein. Dann ging's im ſchnellſten Trabe davon dem Kanton Waadt zu, wo beide ſollten abgeſetzt werden. Dort langte man gegen Abend an; allein die Grenzpolizei weigerte ſich, die fremden Gäſte, die keine Päſſe hatten, hereinzulaſſen und ſie wurden nach Genf zurück auf die Polizei gebracht. Guſtav Struve und James Fazy ſtanden jetzt einander gegenüber, der der Gewalt Gewichene dem die Gewalt Dirigirenden.

Es entstand ein heftiger Wortwechsel, indem James Gustav beschuldigte, er sei ein russischer Spion. „Sagen Sie Das als Magistrat, oder als Privatperson?“ fragte Gustav bedeutungsvoll. Als Beides zugleich, antwortete James. Und damit befahl Fazy abermals, vorzufahren und Struve nebst Gemalinn abermals nach dem Kanton Waadt zu bringen, wo sie in später Nacht ankamen und in der kalten Morgenluft stundenlang obdachlos auf der Chaussee umherwandeln und den schönen See bewundern mußten.

Kein Mensch wird dieß brutale Benehmen der Polizei entschuldigen, aber es wird auch kein Mensch bezweifeln, daß Gustav es vermieden hätte, wenn er nicht so sehr darauf versessen gewesen wäre, „der Gewalt zu weichen“ und am unpassenden Ort Gesinnungstüchtigkeit und sittliche Entrüstung zu leisten.

Am Tag meiner Abreise (gegen Ende Septembers) übergab mir Fazy 600 Franken mit dem Bedeuten, daß ich die übrigen 600 von dem schweizerischen Konsul in Havre erhalten werde. Mein Paß dirigirte mich nach Bourgh im Departement de l'Ain, wo mir der Präfekt einen französischen Paß geben sollte. Der Mann schien ein Pfiffikus zu sein und suchte mich über allerlei Dinge auszuforschen. Es versteht sich, daß ich ihm bereitwillig zu Dienst stand und zwar mit der unbefangensten Treuherzigkeit. Ueberhaupt gibt es kein sichereres Mittel, pfiffige Leute hinter das Licht zu führen, als die Kunst, sich dumm zu stellen. Genug, der Herr Präfekt war mit mir zufrieden und stellte meine Reiseroute fest. Dabei galt als Hauptregel, daß ich alle große Städte vermeiden mußte und vor allen Dingen nicht nach Paris kommen durfte. So führte mich

denn die Reiſe in einem großen Bogen durch Frankreich nach Havre und dauerte 8 Tage, während ich ſie ſonſt in 3 Tagen hätte abmachen können. Es verſteht ſich, daß ſie ſehr koſtſpielig war, denn, von dem Umweg ganz abgeſehen, da ich nur kleine Orte berühren durfte, wohin keine regelmäßige Verbindung führte, war ich oft genöthigt, beſonderes Gefähr zu nehmen, oder Tage lang auf Reiſegelegenheit zu warten. Uebrigens ließ ich mich durch die erhaltene Verwarnung nicht abhalten, die vorgeſchriebene Route theilweiſe zu verlaſſen und über Orleans nach Verſailles zu gehen, um meiner Frau doch einiges Intereſſante von Frankreich zeigen zu können. Nach Paris durfte ich mich nicht wagen, da ich dort bekannt war und der Polizei ſofort aufgefallen wäre.

Als ich in Havre anlangte, war durch die achttägige Reiſe mein Geld bis auf wenige Franken aufgezehrt. Ich würde ſonſt der Schweiz ihre übrigen 500 Franken gern gelaſſen haben. Da ich aber nicht weiter konnte, verfügte ich mich zum ſchweizeriſchen Konſul und nahm die angewieſene Hülfe für die Weiterreiſe in Anſpruch. „Ich bin," ſprach der Konſul, „vom Bundesrath beauftragt, Ihre Ueberfahrt zu bezahlen und Ihnen dann den etwaigen Reſt des Geldes einzuhändigen, wenn Sie im Schiff ſind."

Sehr gütig, erwiderte ich, aber der Bundesrath braucht nicht zu fürchten, daß ich wieder umkehre, wenn er mich nicht in das Schiff geleiten läßt. Ueberdieß könnte ich ja auch von London aus ſo gut umkehren wie von Havre aus.

„Von London? Ich bin angewieſen, Ihre Paſſage nach Amerika zu bezahlen!"

Nach Amerika? fragte ich empört. Der Bundesrath

erfrecht ſich, mich nach Amerika deportiren zu wollen? War es nicht ſchändlich genug, daß er mich ohne allen gerechten Grund aus dem Lande trieb und mich wie einen Verbrecher auf einer vorgeſchriebenen Route durch Frankreich transportiren ließ? Er maßt ſich alſo auch an, über meine Perſon und mein Schickſal noch da zu verfügen, wo ſeine Polizei ein Ende hat? Wer gibt dem Bundesrath ein Recht und wer gibt ihm die Macht, mir in Havre vorzuſchreiben, wohin ich mich vor ſeiner Infamie zurückziehen ſoll?

Der Konſul war überraſcht und betroffen, berief ſich aber auf die erhaltene Ordre und behauptete nicht anders handeln zu können.

Nun, erwiderte ich, meine Lage iſt ſehr klar und was ich zu thun habe ſehr einfach. Der Bundesrath hat mich mit Gewalt entfernt und genöthigt, in ſeinem Intereſſe eine Reiſe nach Havre zu machen. Ich habe mich ohne Widerſtreben gefügt, ſo weit ſeine Gewalt und das ihm von Frankreich zugeſtandene Recht reicht. Hier hat ſein Recht ein Ende, aber nicht ſeine Verantwortlichkeit. Er iſt verantwortlich und verpflichtet, mich von hier aus zur Reiſe nach einem Beſtimmungsort in Stand zu ſetzen, den ich wähle, da derſelbe durch keine Vereinbarung mit mir feſtgeſetzt worden iſt. Mein Beſtimmungsort iſt London, nicht New York, und ſo lang der Bundesrath mich nicht in Stand ſetzt, nach London zu gehen, logire ich auf ſeine Rechnung hier im Gaſthof und werde, um mich nach jeder Seite zu wahren, die Behörden wie das Publikum von meiner Lage in Kenntniß ſetzen.

Der Konſul erſuchte mich, wieder vorzuſprechen, er wolle ſich die Sache überlegen.

Als ich wieder kam und alle seine Gegengründe keine Wirkung thaten, erklärte er endlich, er wolle auf seine persönliche Verantwortlichkeit mir einen Theil des Geldes auszahlen, nämlich 200 Franken. Ich sagte ihm, daß ich in Genf, zu übereilter Abreise gedrängt, meine Effekten, Bücher u. s. w., die immerhin einige hundert Franken werth waren, für ein Paar Franken geradezu habe wegwerfen müssen, also schon als billige Entschädigung das für mich ausgesetzte Geld zu fodern ein Recht habe. Doch wolle ich vom Bundesrath lieber beraubt sein, als von ihm etwas geschenkt haben, und deshalb begnüge ich mich mit dem bloßen Reisegeld nach London. So erhielt ich denn 200 Franken ($40), womit ich meine Rechnung im Gasthof zu bezahlen, die Passage für drei Personen zu bestreiten und dann meine Existenz in der schrecklichen Stadt London zu begründen hatte.

Hat man je von einem schändlicheren Verfahren gehört, als das vom schweizerischen Bundesrath gegen mich eingeschlagene war? Mit keiner Sylbe war mir in der Schweiz gesagt worden, daß man mich nach Amerika schaffen wolle. Die perfiden Oberlandjäger, den „radikalen" Druey an der Spitze, hatten sich ausgedacht, wenn sie mich erst in Havre hätten und ich von allen Mitteln entblößt sei, würde mir nichts Andres übrig bleiben, als, mich nach Amerika schaffen zu lassen. Deshalb erhielt ich in Genf nur die Hälfte des Reisegeldes. Und welche Generosität, für meine Deportation nach Amerika 600 Franken auszusetzen! Sie reichten gerade aus für drei Plätze im unteren Deck, worin man Bettler und Irländer hinüberschafft. „Und den R e st", hatte der Konsul gesagt, „soll ich Ihnen auszahlen, wenn Sie im Schiff sind". Es gibt doch überall

noch edle Menschen in der Welt! Und ich fühlte das Bedürfniß, mich vor dem Verdacht zu schützen, daß ich dieß nicht anzuerkennen wisse. Deßhalb ersuchte ich den Konsul, mich die Quittung zu Hause schreiben zu lassen und das Geld dann abholen zu dürfen. Ich ging in den Gasthof und schrieb dem Bundesrath eine Quittung, die einen ganzen Bogen füllte, über alle die Wohlthaten und Gunstbezeugungen, für die ich ihm zu danken hatte. Ich bedaure, keine Abschrift davon gemacht zu haben, denn ich weiß, der schweizerische Finanzminister hat nie eine pikantere Quittung zu Gesicht bekommen.

VIII.

Die großen Männer der Paulskirche.

Des Vaters Esel suchte Saul
Und fand dafür ein großes Reich,
Das ihn zum Oberherrn gemacht;
Doch in der Kirche von St. Paul
Da suchte man sofort das „Reich"
Und hat nur Esel aufgebracht.

Indem ich mit den Erlebnissen des Jahres 1849 abschließe, würde ich mich einer unverzeihlichen Unterlassungssünde schuldig machen, wollte ich die größten Männer dieses Zeitabschnittes mit Stillschweigen übergehen.

Die Paulskirche zu Frankfurt soll früher ein Hauptquartier der Barfüßler oder Bettelmönche gewesen sein. Wie es scheint, haben ihr diesen Charakter auch die politischen Bettelmönche zu bewahren gesucht, welche berufen waren, dort im Jahr 1848 und 49 die Freiheit des teutschen Volkes gegen die Fürsten zu sichern, und diese Aufgabe dadurch zu lösen suchten, daß sie, unter fürstlicher Protektion mit den Almosen einer zeitweiligen Schwatzfreiheit beglückt, zuletzt an einem Thron um Annahme ihrer papierenen Kaiserkrone bettelten und dafür mit einem Allerhöchsten Fußtritt auf die Wanderschaft geschickt

wurden. Sie wanderten zuerſt als Torſo-Männer nach Stuttgart und nachdem ſie dort eine Zeit lang, ſtatt vorher Trumpf zu ſpielen, Rumpf geſpielt, kamen ſie als Flüchtlinge mit den Opfern des Verräthers Brentano, den „die Kerle aus Frankfurt“ hatten zum Miniſter machen wollen, nach der Schweiz. Später wurden ſie auch aus dieſer vertrieben, nachdem ſie früher gegen Amneſtirung der flüchtigen Republikaner geſtimmt hatten. Ich lernte einige derſelben in Genf kennen, wo ſie die ſonſt ſo hoch getragene Naſe bedeutend ſenkten und einen beſcheideneren Ton anſtimmten, als in Frankfurt. „Wir müſſen wieder anfangen zu ſchreiben“, meinte der Dr. Jakobi, der in Frankfurt auch keine glänzende Rolle geſpielt hat. „Freilich“, erwiederte ich, „ſorgen Sie nur für Federn und Papier, am Schreiben werde ich es nicht fehlen laſſen“. Sie ſchrieben aber ſo wenig, wie ſie für Federn und Papier ſorgten. Der Einzige, der ſich durch Schreiben bemerkbar zu machen ſuchte, war Herr Simon von Trier, der in Frankfurt einer ihrer Hauptrepräſentanten durch die Zunge geweſen war, wie er es im Auslande durch die Feder zu werden ſuchte. Das Buch, worin dieſer Herr ſeine und ſeiner Kollegen Heldenthaten ſchildert, iſt charakteriſtiſch für die ganze Sippſchaft und eine kurze Beſprechung deſſelben iſt ein geeignetes Mittel, den Geiſt anſchaulich zu machen, von welchem dieſe teutſchen Charaktermänner und Freiheitsretter beſeelt waren. Es mag dadurch zugleich ein Spiegel ihren Nachfolgern, den „nationalliberalen“ Bettelmönchen, vorgehalten werden, welche eine in demſelben Maße verſchlechterte Ausgabe ihrer Vorgänger bilden, in welchem das Bismark'ſche „Reich“ ſchlechter iſt, als das in Frankfurt geplante war.

Der „große Mann", der durch den Zufall begünstigender Umstände momentan zu einer Stellung und Namennennung gelangte, welche ihm seine Natur und sein Verdienst nie verschafft hätte, zeichnet sich vor allen Dingen dadurch aus, daß er die Differenz zwischen seiner Würdigkeit und seinem Glück, seiner persönlichen Bedeutung und seiner äußeren Stellung nicht erkennt. Eben so wenig erkennt er die Nachsicht Derer, welche sich im Interesse der allgemeinen Sache zeitweise die Selbstverleugnung auferlegt haben, den Sohn eines glücklichen Zufalls seiner Stellung wegen als erhofften Vermittler von Prinzipien zu schonen, die durch keinen Zufall gegeben werden können, indem sie sich dem Glauben überließen, er werde sich dieser Schonung durch aufrichtigen und bescheidenen Eifer zur Erreichung eines entschiedeneren Standpunktes würdig machen. Der große Mann nimt in seiner Ueberhebung die Schonung für Huldigung, er erwartet sogar in der Selbstvergessenheit seines Dünkels Schülerehrfurcht von Denen, bei welchen er erst in die Schule gehen sollte, und zwingt zuletzt Diejenigen, offen seine Feinde zu werden, deren Freundschaft zu verdienen sein Hochmuth für überflüssig hielt. Selbst seine dummsten Streiche bringen ihn nicht zur Besinnung über seine Unfähigkeit und er fühlt sich fortwährend um so mehr zu Allem berufen, je weniger Beruf er bei entscheidenden Gelegenheiten bewiesen hat. Er glaubt über Diejenigen hinaus zu sein, die bloß die Gefälligkeit hatten, zu warten, bis er sie eingeholt habe, und da er dieß nicht konnte oder wollte, verlangt er gar von ihnen, daß sie zu seinem Standpunkt umkehren, um von dort ihre Existenz zu datiren. Sie thun es natürlich nicht und werfen ihn, wohin er gehört, in die

Rumpelkammer. Solchergestalt wieder auf sich selbst reduzirt und ebenso wenig im Stande, durch eigene Kraft seine so leicht gewonnene Stellung zu behaupten, wie gewillt, bescheiden sich mit der früheren zu begnügen, zehrt er als verkannte Größe von einem hohlen Namen, dessen Vergangenheit eine Blamage war und dessen Zukunft ein Nichts ist, ausgefüllt mit unsterblicher Prätension.

Weß Geistes Kinder die meisten Mitglieder des Frankfurter Parlaments — ich rede nur von der Opposition — eigentlich waren, haben sie am Besten gezeigt, nachdem die Parlamentskomödie zu Ende war. Was ein Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten, sagt das Sprichwort, und wer ein Mann der Revolution ist, zeigt es nicht erst, wenn ein Zugwind der Zeit ihn auf eine revolutionaire Höhe trägt, die er mit seinen Beinen nie versucht hatte zu ersteigen. Auf die Leute des plötzlichen Erstehens ist nie etwas zu geben und eine Eiche wächs't nicht wie ein Pilz. Die meisten der Frankfurter Oppositionsmitglieder kamen zu ihrer Stellung über Nacht, ohne zu wissen wie, und sie waren in wenig Tagen politisch ausgewachsen. Nachdem sie aber einmal in Frankfurt gewesen und in den Zeitungen genannt worden waren, konnten sie trotz allen ihren Blamagen die schönen Tage des Schwätzens vor besetzten Gallerien und des politischen Studententhums in den Klub-Kneipen nicht vergessen und sie haben sich einen förmlichen Korpsgeist der blamirten Nichtigkeit angeeignet, der die Prätension hatte, die revolutionaire Aristokratie des Exils darzustellen. Die Verständigeren unter ihnen haben sich entweder frühzeitig vom Parlament losgesagt, oder nach dessen Vernichtung den parlamentarischen Rock beschämt in die Ecke geworfen. Der Haupttheil aber schwelgte

noch fortwährend in den Erinnerungen an die blamagenreiche Zeit, wo man mit einem Blick nach den Schönen in der Gallerie die Freiheit erobert zu haben glaubte und wo man ſpäter Märtyrer wurde, wenn man mit offenen Augen in das offen vor aller Welt gegrabene Loch der Reaktion rannte. Wer ſich dabei die Naſe geſchunden, blickte dann verwundert nach Oben und fragte den Schöpfer, wie er ſolche Ungerechtigkeit könne geſchehen laſſen; dann wandte er als beſiegter Held und Märtyrer dem „theuren Vaterlande“ den Rücken und verlangte von Denen, die ihm ſeit Jahr und Tag vergebens das Loch gezeigt, noch obendrein, ſie ſollten ihn für einen Ausbund von Weisheit, einen geborenen Revolutionair und einen Wegweiſer der Zukunft halten. Es geht nicht, meine Herren. Der Verſtand kann vor der Thorheit nicht Buße thun. Konnten die Herren den republikaniſchen Rath nicht gebrauchen, ſo müſſen ſie ſich mit der republikaniſchen Kritik begnügen.

Vor mir liegt ein Buch mit dem Titel „Aus dem Exil. Von Ludwig Simon. 2 Bände.“ Ein ſchreckliches Buch, aber doch zugleich ein amüſantes. Dieſer Herr Simon ſcheint von Natur ein ganz guter Menſch mit einer idylliſchen Konſtitution zu ſein, der ohne Zweifel bei einer Bowle Maitrank, mit Moſelwein angeſetzt, viel provinzielle Gemüthlichkeit entwickelt und im „Waldesdunkel“ und auf „Wieſengrün“ mit einer germaniſchen Schönen ſehr ſentimentale und familienväterliche Szenen aufgeführt haben würde, wenn nicht die Revolution ihm den Spaß verdorben und ihn zum großen Mann gemacht hätte. Jetzt ſcheint er ſogar zum Liebhaber verdorben zu ſein, denn die Prätenſion verwandelt auch den Sentimen-

talen in einen Gourmand oder Blaſirten a la Moritz Hartmann und überdieß würde er ſeiner Liebſten nur von der Paulskirche erzählen und das würde ſelbſt keine teutſche Predigerstochter aushalten.

Herr Simon — das ſieht man ihm an, denn er ſteht ſogar mit der teutſchen Mutterſprache auf geſpanntem Fuß — würde ohne die Paulskirche nie zu dem Glauben gekommen ſein, er müſſe auch einen Ehrenplatz in der Literatur einnehmen. Jetzt überraſcht er die Welt mit zwei dicken Bänden zugleich. Er hat das Bewußtſein, ein Mann der Paulskirche müſſe nicht bloß ein Univerſalgenie, ſondern die Welt müſſe auch auf Alles verſeſſen ſein, was einem großen Manne dieſes Ordens je begegnet. Wann ihn ein Floh geſtochen und wo er an einer Blume gerochen, ſogar wann er an „Obſtruktionen“ gelitten und wo er ein „Kliſtier“ bekommen, wann er ſich gebadet und wo er ſpazieren gegangen, wann er gerührt geweſen und wo er „Sauerkraut“ gegeſſen, wann Freund Löwe „behaglich“ bei der Cigarre war und wo Freund „Heinrich“ ihm (Ludwigen) einen Alpenſtock ſchenkte, das wird mit einer Göthe'ſchen Umſtändlichkeit, einer Naivetät der Bedeutſamkeit und einer welthiſtoriſchen Individualitätsberäucherung erzählt, daß man meinen ſollte, ganz Europa habe Ludwigen von Trier, Mitglied der Paulskirche zu Frankfurt, und „die Freunde“ faſerweiſe pränumerando mit Beſchlag belegt.

Daß alle Schwätzerei in Frankfurt eitel Komödie ſei, wenn man die Fürſten im Beſitz der Kaſſen und im Kommando der Armeen laſſe; daß ein teutſches „Reich“ mit einem Kaiſer oben und Fürſten unten nicht bloß eine mittelalterliche Schöpfung, ſondern auch ein unmöglicher

Nonſens ſei; daß weder die Kaiſerkandidaten noch die Reichsvaſallen ihre Frankfurter Schöpfer zu Endbeſchlüſſen kommen laſſen, ſondern ſie zum Teufel jagen würden — alles Das haben wirkliche Revolutionaire, haben die Republikaner und „Radikalen“ den Schönrednern der Paulskirche bei jeder Gelegenheit vorausgeſagt und ſie bedurften zu dieſer Prophezeiung nur ein wenig Menſchenverſtand und Ehrlichkeit. Die Herren waren aber in ihrer beklatſchten Weisheit hoch erhaben über den Rath der „Schreihälſe“, der „Revolutionaire von Profeſſion“, und als die Frankfurter Komödie der großen Männer von Profeſſion zu Ende war, ſuchten ſie in Stuttgart, um einiger Maßen den Schein zu retten, mit möglichſt wenig qualitativer Differenz den Schlußakt hinzuzufügen. Einzelne von Denen, welche nach Stuttgart gingen, mögen den gutmüthigen Glauben genährt haben, daß ſich dort noch etwas am „Reiche“ flicken laſſe, obſchon das „Reich“ ohne den verfaſſungsmäßigen Kaiſer eine Unmöglichkeit und dieſer Kaiſer in Stuttgart noch weniger zu haben war, als in Frankfurt und Berlin; aber die Pfiffigeren haben ſicher nichts Anderes im Auge gehabt, als, mit möglichſt wenig Gefahr und mit einiger Wahrung des äußern Anſtandes in einer erzwungenen oder erſterbenden Auflöſung das Ende ihrer glorreichen Thätigkeit zu finden.

Hatten die Herren wirklich den Willen, noch etwas für die Revolution zu thun, wollten ſie ſich wirklich, wie Herr Simon ſagt, „den Boden dieſer ſündig-ſchönen Erde nicht unter den Füßen wegziehen laſſen“, ſo mußten ſie von Frankfurt nach Mannheim gehen, wo ſie keine „Reitbahn zum Zufluchtsort“ zu nehmen brauchten, ſondern ſich auf eine Armee von 20—30,000 Mann ſtützen konnten; dort

mußten ſie das „Reich“ als abgethan, die Fürſten für Volksfeinde und Hochverräther erklären, die Republik proklamiren und das ganze teutſche Volk unter die Waffen rufen. Dann war noch Hoffnung vorhanden. Wer auf Stuttgart Hoffnungen ſetzen konnte, thut ſeines Verſtandes wegen wohl, zu verleugnen, daß er dort geweſen.

Das thun aber unſere großen Männer nicht. Stuttgart bietet gerade den Glanzpunkt ihrer Geſchichte dar. Dort „tagten“ die „Reichsregenten“ ohne „Reich“ und dort, dachten ſie, iſt das Ende des Fadens zurückgeblieben, an den ſie, wenn wieder eine Revolution vom Himmel geregnet wäre, den Reichsfaden auf's Neue hätten anknüpfen können.

Erſt machten ſie das teutſche Land zum „Reich“,
Doch hat ſich kein „Regent“ dazu gefunden,
Dann hatten fünf „Regenten“ ſie zugleich,
Jedoch das „Reich“ — war unterdeß verſchwunden.
Das „Reich“ war ihrer Hand entglitten,
Sie ſelber wurden — „weggeritten“.

Ueber die Schluß- oder Wegreitungsſzene in Stuttgart berichtet Herr Simon mit großer Befriedigung wie folgt:

„Gegen Mittag ſetzte ſich unſer Zug nach dem Sitzungslokale in Bewegung. An der Spitze ging der rüſtige Präſident Löwe, zwei würdige Greiſe hatten ihn in ihre Mitte genommen, Ludwig Uhland und Albert Schott, der Erſtere Freund, der Letztere Schwiegervater des Miniſters, auf deſſen Befehl jetzt bewaffnete Macht uns den Eingang verwehrte. Ich ging, Arm in Arm mit Moritz Hartmann, unter den

Ersten hinter dem Präsidenten, bin also ein geeigneter Zeuge der folgenden Vorgänge. In der Nähe unseres Lokales angelangt, fanden wir den Zugang durch eine Front Infanterie abgesperrt, dahinter zu Pferde den General Miller nebst anderen Offizieren und den [illegible]ierungskommissair Camerer. Dieser Letztere trat [illegible]vor und foderte uns im Namen des Gesetzes auf, uns zurückzuziehen. Löwe aber schritt vorwärts und verlangte mit fester klangvoller Stimme: „Raum für die deutsche Nationalversammlung!“ — Darauf Tambour und „Fällt's Bajonett!“ d. h. die Soldaten sollten das Bajonett fällen, aber sie thaten's nicht, oder doch nur halb, kurz, es war ihnen gar nicht recht um's Herz. Ich habe ihnen von Angesicht zu Angesicht in die Augen geblickt, während der Zug vorwärts drängte; sie schauten durchweg gar nicht feindlich drein und verriethen gar keine Lust, uns ein Leid zuzufügen. Wir wären sicher in unser Lokal gelangt, wäre nicht, auf gegebenen Befehl, ein, in einer Seitenstraße aufgestelltes Cavallerie-Detachement nun herangesprengt, um uns hinwegzureiten. Selbst diese Aktion wurde nicht mit soldatischem Eifer ausgeführt, und vergeblich bemühte sich ein Unteroffizier, die Leute zu energischerem Trabe anzufeuern. Günther, Blum's Schwager, riß die Brust auf, daß die Knöpfe davon fuhren, und rief: „Stecht zu!“ — aber Niemand wollte zustechen. Doch wurde der Eine und Andere zu Boden und der ganze Zug allmälig hinweggeritten.“

Merkwürdig! Man riß die Brust auf, daß die Knöpfe davon fuhren. Als ob man, wenn die Soldaten wirklich stechen wollen und sollen, erst die Brust aufzureißen brauchte. Es wäre besser gewesen, wenn die Herren bei

Zeiten die Augen aufgeriſſen, dann hätten ſie die „Knöpfe“ ſparen können und wären nicht „hinweggeritten“ worden.

Nachdem der Parlamentsrumpf hinweggeritten war trotz den davongefahrenen Knöpfen, fuhren einzelne Glieder des Rumpfes davon nach Baden und ſie waren ſogar — man denke ſich! — ſtolz genug, das ihnen vom König von Württemberg aus Höchſtdeſſen „Schatulle“ allergnädigſt angebotene Reiſegeld auszuſchlagen. Das erwähnt Herr Simon als eine Charakterthat! Jetzt endlich kamen ſie der hergeſtellten Gleichheit wegen nach Baden, das unterdeſſen ebenfalls zum Rumpf geworden war. Und in Baden wollten ſie immer noch den fabelhaften teutſchen Kaiſer embraſſiren, denn ſie wollten immer noch die „Reichsverfaſſung“ und die war doch nicht möglich ohne das „Reich“ und das „Reich“ war doch nicht möglich ohne den Reichskaiſer. Aber die Königlichen, die Königlich-Preußiſchen wollten nun einmal den Reichskaiſerlichen ſelbſt in der frommen Stadt Freiburg das Vergnügen nicht gönnen, für Reich und Kaiſer zu ſchwärmen, und ſo wurden ſie denn endlich nothgedrungen, wenigſtens geographiſch, Republikaner, indem ſie den Boden der ſchweizeriſchen Republik betraten. Es iſt höchſt lächerlich, wenn Herr Simon ſeinen Republikanismus durch die Ausrede zu wahren ſucht, er habe nicht, wie Herr Löwe u. ſ. w., für den Kaiſer geſtimmt. Er hat für ihn gehandelt, indem er die Reichsverfaſſung, die ohne Kaiſer nicht denkbar war, bis zum Ende wollte durchführen helfen.

Nachdem, vom theuren Vaterlande ſcheidend, unſer idylliſcher Schönredner noch für eine „von Uhland verewigte Ulme“ geſchwärmt, um ſeinem Tyrannenhaß Luft

zu machen, ſtürzt er ſich, von vierzehnmonatlicher Anſtrengung für das „Reich“ erſchöpft, aus Baden in das Thurgauer Bad „Horn“ am Bodenſee.

Mit dem Uebertritt von Baden nach der Schweiz iſt die Komödie zu Ende und die Idylle beginnt:

„Wir ſchwammen täglich mehrmals weit in den See hinein; ach, die Kühle that ſo wohl nach vierzehnmonatlichem Brande! Wir ſuchten die ſchattigſten Stellen im Walde auf, und ich flocht Kränze, wie hübſche Mädchen in friedlicheren Zeiten es mich gelehrt hatten. Brachten wir dieſe dann mit nach Hauſe, ſo wunderte ſich ein Theil der Gäſte über dieſe idylliſchen Anwandlungen ſo blutgieriger Menſchen, während Andere verwelkte Stücke davon in Bücher legten und mit fortnahmen.“

Horrible! Mit zitternder Freude werden die teutſchen Fürſten beim Leſen dieſer Stelle erkennen, welcher Gefahr ſie entgangen, indem ſie noch zur rechten Zeit dieſe „blutgierigen Menſchen“ mit den mädchenhaften Blumenkränzen „hinwegreiten“ ließen. Hätten dieſe Reichsregenten geſiegt, ſie würden alle Fürſten an Blumenkränzen aufgehängt haben.

In dem blumenreichen Bad „Horn“ würde man allenfalls das verlorene „Reich“ haben verſchmerzen können, wenn die „hübſchen Mädchen“ oder Frauen Geſellſchaft geleiſtet hätten, denn die Herrn vom „Reich“ liebten außer dem Kaiſer auch ihre Huldinnen. Bald erzählt uns der treffliche Simon, wie der würdige Löwe von Calbe, bald, wie Herr Becher, bald, wie er ſelbſt einen Eindruck gemacht, oder ſanft und tief von Liebe durchdrungen iſt. Aber dieſer poetiſchen Dispoſition tritt ein ſehr proſai-

ſches Hinderniß entgegen, das ſich noch vom „Reich“ herdatirt:

„Vor unſerem Abgang nach Stuttgart hatte Löwe ſich um Anweiſung des üblichen Monatsbetrags für die Bureaubedürfniſſe der Nationalverſammlung an den letzten Reichsfinanzminiſter gewendet: „Anſtändige Feindſchaft in Ehren, aber Sie werden uns doch wohl nicht aushungern wollen!„ Und Herr Merk war anſtändig genug, die Anweiſung anzufertigen. Als aber das Geld flüſſig gemacht werden ſollte, hatten ſich wieder andere Einflüſſe geltend gemacht; Rothſchild hatte bereits Gegenordre erhalten.“

Alſo der fühlloſe Rothſchild gönnte den blumenbekränzten Blutmenſchen nicht einmal das Glück im Bad „Horn“ und hielt ihnen die Moneten, die „Bureaubedürfniſſe“ des Unterleibs zur Verhütung des „Aushungerns“ zurück. Dafür ſoll er büßen. Wenn das „Reich“ wiederkehrt, werden wir darauf antragen, daß Rothſchild alle rückſtändigen „Bedürfniſſe“ aus ſeinem Beutel nachzahle, mit Zinſen. Der Unmenſch!

Die „Ulme“, die „Blumenkränze“, das „Baden“, die „Liebſten“ und — „Bureaubedürfniſſe“ — das waren alſo die Hauptgegenſtände, womit der friſche, racheſchnaubende Grimm dieſer eben aus dem „Reich“ vertriebenen „Blutmenſchen“ ſich zunächſt beſchäftigte.

Herr Simon kommt nach einigem Umherreiſen nach Zürich. Dort ſieht er republikaniſches Militair marſchiren und das begeiſtert ihn ſogar für das Mordhandwerk an ſich. Er verlangt bloß, daß der Soldat an Das glaubt, wofür er mordet, und dann verzeiht er ſogar dem royaliſtiſchen Mordknecht.

„Ja, das Herz macht den Mann. Das müſſen wir im Royaliſten anerkennen, wie im Republikaner. Wird's uns auch ſauer, wir können nicht anders. Dafür aber dürfen wir unſere Bedingungen um ſo ſtrenger ſtellen. Seine Ueberzeugung ſei eine aufrichtige, volle, ungetheilte; er liebe ſeinen König und was dieſer ihm vertritt, in Wahrheit und aus Seelengrund; er liebe ihn mehr, als ſeine Braut; er liebe ihn, wie wir die Freiheit lieben und unſer politiſches Ideal! — Liebt er ihn nicht ſo, dann erkennen wir ihn nicht als ebenbürtig an, ſo können wir ihn verurtheilen. Verurtheilen? — Wozu? Dazu, daß er nicht mehr Freudigkeit und auch nicht mehr Kraft in ſeinen Beruf mitbringe, als aus einer geſpaltenen und zweifelzerfreſſenen Seele zu entſpringen vermag. Wollten wir ihn zu Weiterem verurtheilen, ſo kämen wir wegen der Vollſtreckung in Verlegenheit."

Alſo Herr Simon kann ſich ſogar mit dem Koſacken verſöhnen, wenn er nur ein ganzer Koſack iſt. Der Bandit ſei ein ganzer Bandit, er ſei es von „Herzen", er liebe das Banditenthum „mehr als ſeine Braut" und Herr Simon erkennt ihn als ebenbürtig an. Wahrſcheinlich waren die Reiter, die ihn in Stuttgart „hinweggeritten", ganze Reiter, deshalb hat er ſich ſo ſchnell mit ihnen verſöhnt und im Bad „Horn" Blumenkränze gewunden. Und ſolche Schwachköpfe, ſolche Gefühlsduſeler, ſolche Konfuſionarien der patriotiſchen Romantik, ſolche Pappcharaktere hat das Volk zu ſeinen Rettern beſtellt und ſie geberden ſich ſogar als „Republikaner"!

Die Fürſten müſſen mit einer wahren Wolluſt dieſe parlamentariſchen Blamagen geleſen haben. Daß Herr

Simon zum Tode verurtheilt worden, war bloß Wurst wider Wurst, Komödie wider Komödie.

In der Weise, wie Herr Simon das Soldatenthum acceptirt, liegt ein Zug des Servilismus ausgesprochen, der einen Schimmer gemeinster Niedertracht hat. Demselben Zuge begegnen wir in seiner Vertheidigung der Schweizer Behörden wegen ihrer Hetzjagden gegen die Flüchtlinge. Sein „republikanischer" Begriff versteigt sich nicht höher als zu der Ansicht, daß das Asylrecht (die Schweizer selbst nennen es ein Recht) ein willkürlicher Ausfluß der „Großmuth" und „Humanität", ein Almosen republikanischer Gnade sei. Daß die Republik sich selbst erniedrigt, beschimpft und verräth, wenn sie die Bekämpfer ihrer Feinde verfolgt, fällt dem „Republikaner" nicht ein; daß sie nur dann auf einem würdigen und sichern Boden steht, wenn sie strafrechtlich die Flüchtlinge ihren Bürgern gleichstellt, kann der Jurist nicht begreifen. Alles, was Flüchtlinge nicht thun dürfen, ohne das Asyl zu mißbrauchen, dürften die Schweizer selbst ebenfalls nicht, z. B. feindliche Unternehmungen gegen das Ausland einleiten u. s. w.; was aber die Schweizer dürfen, z. B. durch die Presse wirken, können ja die Flüchtlinge durch sie oder unter ihrem Namen vollbringen lassen, mithin ist es nicht einmal möglich, sie durch Ausnahmsjustiz geistig todt zu machen, was Herr Simon der Polizei als ein Recht konzediren will. In Amerika macht man in dieser Beziehung keinen Unterschied und die Schweiz braucht ihn ebenfalls nicht zu machen, wenn sie wagt, was sie kann, und die Behauptung ihrer Würde höher stellt, als das ungestörte Einvernehmen mit ihren Feinden. Die Schweiz beschimpft ihre eigenen Institutionen, wenn sie, was durch

dieſelben erlaubt und garantirt iſt, den Despoten zu Leid als ein Unrecht behandelt. Verklagt die Flüchtlinge vor unſern Gerichten — das iſt die einzige Antwort, welche die Schweiz auf auswärtige Reklamationen geben würde, wenn ſie nicht feig ihren eigenen Rechten den Stempel der Verwerfung aufdrücken wollte.

Herr Simon geſteht, daß ihm nicht bloß Herr Gagern, ſondern auch Herr Radowitz „imponirt" habe, eben ſo wie dem Unterthan und Romantiker das Soldatenthum imponirt. Dadurch iſt er vollſtändig vor der Gefahr geſichert, daß er ſelbſt irgend Jemanden imponire. An einem anderen Ort geſteht er, daß es ihm die Gegenwart verderbe, wenn er als Revolutionair ſich mit der Zukunft befaſſen d. i. für ſie wirken wolle. Er nennt das ein profeſſionelles Revolutioniren. Es iſt ſogar gegen ſeinen „Stolz", daß er den Leuten daheim, wenn ſie zufrieden ſind und ſein wollen, beſtändig darthun ſoll, ihre Lage ſei unerträglich. Es wird auch ſeinen Stolz beleidigen, den Dummen aufzuklären, dem Unwiſſenden etwas zu lehren. Jedes Schulkind hält ſich für weiſe; deshalb muß es den „Stolz" des Lehrers beleidigen, ihm Unterricht zu ertheilen. Ein bequemes Mittel, ſich das Lehren zu erſparen!

Wieder an einem andern Orte renommirt er mit dem Geſtändniß ſeiner ausgeſtandenen Angſt wie folgt:

„Was ich z. B. in den erſten Tagen nach dem Frankfurter September-Aufſtande ausgeſtanden habe, als es galt, über friſche Blutlachen durch die Reihen noch pulvergeſchwärzter Soldaten, denen man mich als den unbeſtrittenen Anſtifter zum Morde Auerswald's und Lichnowsky's bezeichnete, mit feſter Stirne hindurchzuſchrei-

ten, um zu gewohnter Stunde und auf gewohntem Platze im Parlamente zu ſitzen; als der Antrag auf Verhaftung in's Parlament kam und ſelbſt ſonſt ordentliche Leute vor mir ausſpuckten, — was ich damals ausgeſtanden, das wünſche ich meinem ärgſten Feinde nicht, geſchweige denn einem Geſinnungsgenoſſen."

So oft Herr Simon ein Geſtändniß ablegt, geſteht er einen Unverſtand ein, aber nur mit der Prätenſion, ihn als ein neues Prinzip, oder einen Charakterzug, oder gar als „Stolz" geltend zu machen, weil er, der Autor, einſt Mitglied des Ordens der Paulskirche war. Und alle ſeine Dummheiten bringt er dem Leſer per „Du" auf, er ſtellt ſich herablaſſend mit aller Welt auf den Duzfuß, nimt Jeden bei der Hand, zeigt ihm, was er Wunderbares geſehen, und erzählt ihm, was er Großes erlebt hat.

Den widerwärtigſten Eindruck macht er, wenn er mit ſeiner affektirten Bedeutſamkeit ſich in diminutiven Gemüthlichkeiten und weibiſchen Süßlichkeiten ergeht, wenn er über das „Brücklein" kommt, unter dem ein munteres „Bächlein" rieſelt, wenn er und „die Freunde", „Löwe nicht ausgenommen, das Rößlein munterer Reiſelaune bald hierhin, bald dorthin werfen", wenn er an die „Mama" denkt, wie ſie „für jedes Rekonvalescenzſtadium das entſprechende Süpplein kocht", oder wenn er mit der tölpelhaften Ariſtokrätelei eines bürgerlichen Provinzial-Parvenü erzählt, wie er eine Dame als „liebe Frau Louiſe" anredet und mit ihr von Emanzipation ſpricht u. ſ. w. Bei allen dieſen welthiſtoriſchen Einzelnheiten des Privatverkehrs, aus denen das halbe Buch zuſammengeſetzt iſt, „läuft Einem förmlich das Kompot im Maul zuſammen" und man muß geiſtig ausſpucken.

Wäre das Buch noch durch irgend einen nicht ſimonſchen Inhalt gehoben, wäre wenigſtens der objektive Theil von einiger Bedeutung, ſo würde eine gutmüthige Kritik doch irgend eine ſchriftſtelleriſche Seite für das Lob ausbeuten können. Aber nein, nur triviale Gegenſtände, nur tauſend Mal in jedem Reiſehandbuch wiedergekaute Naturanſichten, mit verfehlten Reflexionen einer forcirten Geiſtreichigkeit untermiſcht, wechſeln mit den Küchen-, Kinderſtuben-, Leib- und Seelengeheimniſſen dieſer welthiſtoriſchen Perſon Simon und „der Freunde“. Und Das nennt der Mann „Memoiren“.

Wenn Einer ſolche „Memoiren“ über ſeine Perſon ſchreiben will, ſo muß entweder dieſe Perſon eine hiſtoriſche Bedeutung haben, oder ſie muß mit bedeutenden Perſonen verkehren, oder ſie muß etwas Intereſſantes erleben und mit dem Erlebten intereſſante Zuſtände ſchildern, oder ſie muß das Erlebte durch Geiſt und Humor ſo einzukleiden wiſſen, daß man ihre Individualität in den Kauf nimt. Wenn aber in jedem Wort nur das alltägliche Individuum mit einer bloß von ihm geglaubten Bedeutung ſich bereit macht, ohne etwas zu ſein, ohne etwas zu erleben und ohne etwas aus ſich und ſeinen Beobachtungen zu machen, nur auf das Relief einer früher geſpielten, im Ganzen blamablen Rolle ſich verlaſſend, ſo iſt der Eindruck ſolcher geſpreizten Unbedeutendheit ein ungemiſcht widerwärtiger und im vorliegenden Fall, wo jede Kaffeetiſchſitzung zu einem Ereigniß aufgebläht und aus jeder kleinen Mifere des Exils ſentimentales Kapital für einen großen Mann gemacht wird, der es noch dazu im Vergleich mit Andern überaus komfortabel gehabt hat, mildert ſich der Eindruck nicht einmal durch erregtes Mitleid, vielmehr

wird er verſtärkt durch die Verächtlichkeit einer unmännlichen Koquetterie. Es gibt tauſend Flüchtlinge, die, wenn ſie ihre Leidensgeſchichte veröffentlichen wollten, ganz andere „Memoiren“ ſchreiben könnten, als dieſer Simon; ſie halten ſich aber nicht für ſo große Männer, kehren ihre Privatleiden mit dem Beſen hübſch in die Ecke und ſehen nicht jeden Leſer für einen Krankenwärter an, der immer Paſſion für Miſeren und Jeremiaden haben müſſe. Wer ſeine Miſeren erzählt, *ſoll zeigen, wie man ſich über ſie erhebt*, oder wie durch ſie ſein guter Wille, ſich nützlich zu machen, gelähmt wird, nicht aber um damit zu kokettiren.

Von einem revolutionairen Flüchtling iſt zu verlangen, daß er ſein Schickſal mit würdiger Feſtigkeit ertrage und nicht die Sache, der er zu dienen vorgibt, durch ſein Benehmen zu einem Gegenſtande des Jammers und der Verachtung mache. Er ſchlage ſich ehrlich durch, thue für ſeine Sache was er kann und findet er *dabei* keine Unterſtützung, ſo geißele er lieber die eigene Partei, als daß er den großen Mann ſpielt auf Rechnung freiherziger Unterthanen. Wer vollens erklärt, daß er im Exil nichts für die Revolution thun wolle, welches Recht hat Der, die Leute daheim mit ſeinen Jeremiaden und ſeinen Selbſtberäucherungen heimzuſuchen? Herr Simon gilt wegen ſeiner Rednergabe für einen der Fähigſten der Frankfurter Opponenten, wenigſtens hat er zur Zeit viel Effekt und „Glück“ beim Publikum gemacht. Man ſieht an ihm, was dieſe Herren aus der Revolution machen würden, wenn ſie wieder zu einer Stellung gelangten. Sie ließen lieber uns Alle nochmals in's Exil treiben, als daß ſie den Spiegel ihrer Eitelkeit mit einem Werkzeug zur Vernichtung ihrer

Feinde vertauſchten. Mit Halbheiten haben ſie begonnen, mit Dummheiten haben ſie geendet und mit doppelten Dummheiten würden ſie wieder anfangen. Wer durch ſeine Fehler nur zum Selbſtberäucherer und durch das Exil nur zum Jammermann wird, der wird durch keine neue Gelegenheit zur Beſſerung und durch keine neue Revolution zur Entſchiedenheit gelangen.

Schließlich möge Herr Simon mit ſeinen eigenen Worten ſagen, wofür er ſich gehalten hat. „Mit glühender und ausſchließlicher Begeiſterung habe ich die beſten Kräfte meiner Jugend (14 Monate) dem Dienſte des Vaterlandes und der Menſchheit gewidmet. Unſer Volk hat uns verlaſſen, wie ſo viele andere Völker ihre republikaniſchen Führer verlaſſen haben. Nachdem die Fluthen der Revolution ſich verlaufen hatten, fand ich mich einſam auf dem Sande wieder".

Die alſo nennen ſich republikaniſche Führer, die niemals einen republikaniſchen Akt zu vollziehen wagten, obſchon ſogar die Fürſten ſie dazu nöthigten, und dann wundern ſie ſich darüber, daß das verrathene Volk ſie „verlaſſen" und daß ſie auf dem „Sande" ſitzen. Was ſollen denn Diejenigen ſagen, die Herrn Simon und Andern ſeit ſo langen Jahren den republikaniſchen Weg gezeigt haben und von vorn herein „verlaſſen" waren? Mag das „Volk" zum Teufel fahren mitſammt ſeinen großen Männern, wenn es verſtändigem Rath nicht folgen will; ein verſtändiger Mann, der auf feſten Füßen ſteht, thut ſeine Pflicht nach ſeinen Motiven, er läßt ſich auf die Dauer nicht durch Andere anfechten und wenn ihn alle Welt „verläßt", er verläßt ſich ſelbſt nicht und ſpricht: entweder ſollt

ihr mir v.e. verſtändigem Rathe folgen, oder ihr ſollt zu Grunde gehen. Wollt ihr durchaus zu Grunde gehen, ſo werde ich euch auslachen obendrein, wenn ihr den Purzelbaum in den Abgrund macht.

Selbſt der Untergang der Welt, wenn er durch verſtockte Dummheit und Niedertracht erfolgt, iſt kein Objekt für die Sentimentalität und der Humor muß ſelbſt am jüngſten Tage das letzte Wort behalten.

IX.

Ein Jahr in London. Struviana und Struffiana. Irländiſche Hülfe in der teutſchen Noth. Engliſches Chineſenthum. Der Exherzog von Braunſchweig und die „Lehren der Revolution“. Die kommuniſtiſche Schwefelbande. Zweite Auswanderung nach Amerika.

Obſchon ich damals nicht mehr Eigenthümer der „Schnellpoſt“ war (darüber ſpäter), boten ſich mir doch in New-York immerhin beſſere Ausſichten zur Sicherung meiner Exiſtenz dar, als in London, zumal da ich kein Engliſch verſtand. Aber ich konnte mich nicht entſchließen, Europa zu verlaſſen, weil mich die Hoffnung auf die Revolution und das Intereſſe für ſie nicht verlaſſen wollte. Es hat eine eigenthümliche Bewandtniß mit dieſer Idee der Revolution. Wen ſie einmal erfüllt, den hält ſie feſt wie eine Leidenſchaft, wie eine Liebe. In der That exiſtirt zwiſchen der Revolution und der Liebe eine gewiſſe Verwandtſchaft: beide exiſtiren nur durch die Leidenſchaft und durch ſie nehmen ſie den, wahrer Leidenſchaft fähigen Menſchen ganz und vollſtändig in Anſpruch. Man nehme einem wirklichen Revolutionair die Hoffnung auf die Revolution oder

die Möglichkeit für sie zu wirken und er muß verzweifeln, wenn er nicht für seine Leidenschaft einen andren Gegenstand findet, der ihn ganz erfüllen kann. Und Das kann nur die Liebe.

Sich von der Revolution zu trennen, ist eine Aufgabe, die auch den Stärksten krank machen kann. Die Philister haben keine Ahnung davon, was es heißt, dem Wirken für eine Idee zu entsagen, der man, durch natürliche Anlage wie durch die Verhältnisse bestimmt, sein Leben geweiht hatte. Kein Haß, keine Verfolgung, kein Elend kann dich ihr abwendig machen. Es ist nicht mehr Sache deines Willens, dich ihr zu weihen oder nicht zu weihen. Du m u ß t ihr angehören, oder du mußt aufhören du selbst zu sein. Alles wirkt dir entgegen, Alles stürmt auf dich ein, Alles verläßt dich, weil du von der verhaßten Idee nicht ablassen willst. Du kannst nicht. Und findest du Niemanden, mit dem du gemeinsam dich ihr hingeben kannst, so verschließest du sie in dich, du verkehrst mit ihr allein, du zehrst von ihr und sie zehrt von dir. Erst wenn du nach Amerika kommst und hier ein Paar Dutzend Jahre lang vergebens, vergebens, vergebens Alles, Alles, Alles versucht hast, für deine Idee Sympathien zu erregen oder dich bei dem Wirken für sie unabhängig von den Sympathien Anderer zu machen, erst dann lernst du vielleicht, nicht der Idee, aber der Hoffnung entsagen, sie verwirklicht zu sehen oder für ihre Verwirklichung noch etwas thun zu können. Du mußt dich zu dieser Entsagung erheben, oder du mußt zu Grunde gehen. Der Kampf, den du innerlich durchzukämpfen hast, um zu dieser Resignation, zu dieser Verzweiflung an Andren und damit an deinen Hoffnungen auf Andre, zu dieser Ergebung in das Nichtsthun wegen

des Nichtkönnens, zu dieſer Abtödtung deines Wollens wegen des Nichtshoffens, zu gelangen, kann dir den Humor, kann dir die Geſundheit, kann dir das Leben koſten. Haſt du ihn aber ſiegreich beſtanden, ſo betrügt dich keine Hoffnung und kein Streben mehr. Du haſt die Idee, welche dich beherrſchte, bändigen gelernt. Sie hat dich viel geplagt, als ſie geſund war, noch mehr aber, als ſie krank wurde, weil ihr die Nahrung verſagt war. Dann feſſelteſt du ihr die Glieder und ſie lernte ruhig liegen. Mitunter verſuchte ſie in krampfhaften Zuckungen ſich wieder aufzurichten. Aber du zeigteſt ihr deine Umgebung, zeigteſt ihr die Welt, zeigteſt ihr die teutſche Natur und ſie legte ſich ruhig wieder zurück. So haſt du ſie denn endlich lebendig eingeſargt. Sie hat ein Glasfenſter über dem Geſicht, ſo daß du immer ihre Züge betrachten kannſt; aber du biſt ſicher, daß ſie ſich nicht mehr aufrichtet und dich nicht wieder plagt, ſo lang du ſelbſt nicht den Deckel öffneſt. Sollteſt du es jemals thun, ſo iſt ſie durch das lange Liegen in erzwungenem Scheintode vielleicht zu ſchwach geworden, um wieder aufſtehen zu können, vielleicht zu hoffnungslos, um es wieder zu wollen. Es wäre ſogar möglich, daß ſie, wenn ſie wieder aufgeſtanden wäre, ſich freiwillig wieder in den Sarg legte, um nicht noch Schlimmeres zu ſehen, als ſie früher ſchon ſah. Selbſt auf dieſe Möglichkeit mußt du gefaßt ſein, denn du biſt — ein Teutſcher.

Kurzum, als ich nach London kam, war, trotz allem ſchon Erlebten, die Idee der Revolution noch friſch, geſund und hoffnungsvoll in mir wie am erſten Tage. Doch ganz anders ſtand es mit meiner Kaſſe. Ich war am frühen Morgen angelangt; aber kaum hatte ich gefrühſtückt, ſo

war ich ſchon auf den Beinen, mir eine Wohnung zu ſuchen, da ich die allertriftigſten Gründe hatte zu fürchten, ich werde in dem (teutſchen) Gaſthof, in dem ich abgeſtiegen, meine ganze Baarſchaft zurücklaſſen müſſen, wenn ich es mir auch nur ein Paar Tage dort bequem mache. Es gelang mir, ſofort in einer benachbarten Nebenſtraße (nahe dem Leiceſter Square) eine möglichſt billige Stube zu finden, und nun ſaß ich wieder in „meiner“ Stube und ſchaute in eine Zukunft, weit wie eine Welt, aber, die Revolution abgerechnet, leer wie eine Wüſte. Heute noch Brod, morgen noch Brod, noch für eine ganze Woche Brod und dann? Als Antwort auf dieſe Frage ſtarrte mich dieſes fürchterliche London an, dieſe Häuſermaſſe ſo ſteinern und kalt, als ſei ſie bloß von Krämer- und Ariſtokratenherzen aufgebaut. In meiner Straße zogen unaufhörlich Bettler vorüber, bald einſame Greiſe, bald halbnackte Weiber mit Säuglingen an der Bruſt, bald abgehärmte Frauen in Begleitung ihrer hungernden Kinder, bald einſame Kinder ohne Eltern. Alle ſtellten ſich unter die Fenſter, die Blicke nach Oben, und ſangen die kläglichſten Weiſen für die erhofften Pfennige. Für die erhofften, denn halbe Tage lang habe ich geſehen, daß ſich in der Straße — und ſie war wahrlich keine ariſtokratiſche — kein andres Fenſter öffnete, als das des reichen Mannes, der neulich vom ſchweizeriſchen Bundesrath als revolutionairer Geſandter nach London war geſchickt worden. Die Muſik dieſer Bettler habe ich noch jetzt in den Ohren und doch hatten ſie vielleicht weniger Sorgen, als ich. Ich kannte in London keine Seele. Von Mäzzini hatte ich mir ein Paar Briefe an ſeine beſten Londoner Freunde geben laſſen und ich beeilte mich ſie zu beſuchen. Sie

waren treffliche Menſchen — ſpäter mehr von ihnen —, aber ich konnte es eben ſo wenig über das Herz bringen, ſie von meiner Lage in Kenntniß zu ſetzen, wie ſie eine Ahnung davon hatten. Als Freunde des italieniſchen Patrioten, der perſönlich nie erfahren hat was Mangel iſt, nahmen ſie mich als einen Mann von ähnlichen Verhältniſſen auf, luden mich zu ihren Partien, auf ihre Landhäuſer u. ſ. w. ein, kurz erwieſen mir jede Freundlichkeit, aber Alles in der ſchweigenden Vorausſetzung, daß ich keiner direkten Hülfe bedürfe. Und Das grade machte es mir ganz unmöglich, ſie über meine Verhältniſſe aufzuklären. Erſt allmälig gelang es, mit guter Manier ihren Frauen den Wunſch nach Beſchäftigung durch weibliche Handarbeiten, durch Unterricht im Franzöſiſchen u. ſ. w. zu erkennen zu geben. Und ſobald ihre Aufmerkſamkeit auf dieſen Punkt gelenkt war, ſcheuten ſie keine Mühe, bei Bekannten für Unterrichtsſtunden zu ſorgen. Ohne dieſe Hülfe hätte ich in London nicht ſechs Wochen exiſtiren können, obſchon ich gleich in den erſten Tagen mehrere — Koſtgänger erhielt.

Koſtgänger? Ja, und keine gewöhnliche. Einige Tage nach mir langte nämlich, der Gewalt gewichen ſeiend, Guſtav Struve an, den das Schickſal überall auf meine Ferſen brachte, und da über meiner Stube noch Quartiere frei waren, miethete ſich dort Guſtav nebſt Gemalinn ein, ja auch ſein Schwager „Pedro“ und ſein — Sekretair. Guſtav mußte nämlich als großer Mann bei allem Elend einen Sekretair haben und ſein Sekretair hieß Böhler und blies das Horn.

Guſtav Struve hatte bei ſeiner Ankunft ſo viel im Vermögen, wie Karl Heinzen, nämlich eine möglichſt intime

Annäherung an das Nichts. Sie beſchloſſen aber, ihr beiderſeitiges Nichts zuſammenzuſchießen, und dieß ergab wunderbarer Weiſe ſo viel, daß beide davon exiſtirten. Guſtav nebſt Begleitung ging bei mir in die Koſt und verhungerte nicht! Guſtav, der Gemüſeeſſer, aß an meinem, des Fleiſcheſſers, Tiſch als Koſtgänger! Doch will ich ihn hiermit nicht verdächtigen, als habe er an meinem Tiſch ſeine vegetabiliſchen Grundſätze aufgegeben; noch weniger aber opferte ich ihm meine animaliſchen. Dieß Räthſel löſ't ſich auf folgende Weiſe.

Lieber Guſtav, wir ſind alle Menſchen. Sind wir nicht? Und kann Der ein wahrer Menſch ſein, der ſich ſeiner Menſchlichkeiten ſchämt? Trotz Alledem haben die Meiſten die größte Scheu, ſich zu zeigen wie ſie wirklich ſind. Namentlich die „öffentlichen Charaktere“ ſuchen ſich gewöhnlich in zwei ganz verſchiedene Perſonen zu theilen, von denen die eine apart für die Oeffentlichkeit zurechtgemacht und mit falſchem Schein herausgeputzt, die andre aber, die wahre, nämlich die Privatperſon, ſorgfältig den Blicken der Welt entzogen wird. Iſt Das recht? Iſt Das würdig? Ja, iſt es auch nur vortheilhaft? Es gibt „öffentliche Charaktere“, deren liebenswürdigſte Seite grade ihr Privatleben darbietet, die ſich alſo ſelbſt ſchaden, wenn ſie bloß ihre gemachte, nicht ihre natürliche, Perſon dem öffentlichen Urtheil ausſetzen.

Du weißt, lieber Guſtav, daß ſich dein öffentliches Leben durch manche Dummheit auszeichnet, an der ich wenig Geſchmack gefunden habe. Für mich wirſt du aber wieder erträglich, wenn ich mich an die liebenswürdigen Seiten zurückerinnere, die ich privatim an dir kennen gelernt, und ich handle wahrlich nicht als Feind, wenn ich ſie auch

Andern vor Augen führe. Man ſagt, für den Kammerdiener gebe es keinen großen Mann. Ich aber behaupte, daß, wer für den Kammerdiener klein iſt, es auch für Andre ſein müſſe. Ich bin nun nicht dein Kammerdiener geweſen, aber doch dein Gaſtwirth und dieſer hat nicht weniger Gelegenheit, Menſchlichkeiten zu beobachten, als jener. Haſt du etwas gegen ihre Veröffentlichung einzuwenden? Dann biſt du kein großer Mann. Der wahrhaft große Mann hat nichts dawider, daß alle Welt ihn kenne bis in die kleinſten Kleinigkeiten hinein; er muß aus einem Guß ſein und ſein Stolz und Wahrheitsgefühl muß ſich dagegen auflehnen, daß man ſeine Individualität in einer privaten und einer öffentlichen Perſon als verſchiedenartige Weſen darſtelle. Nimm ein Beiſpiel an mir. Ich erlaube dir nicht bloß, ſondern ich fodre dich wie jeden Andren ſogar heraus, jede Dummheit, jede Lächerlichkeit, kurz jede Menſchlichkeit zu publiziren, die du von mir weißt, und mache nur die eine Bedingung: daß du wahr bleibſt.

Setzen wir uns jetzt zu Tiſch in der Wohnung nahe dem Leiceſter Square in London, wo wir zuſammen gehauſ't haben. Wenn ich dich in Gedanken wieder dort ſitzen und über den Unſinn lachen ſehe, den ich dir vormachte, vergeſſe ich alle Falſchheit, die du ſpäter an mir begangen, und ich könnte dir die Hand drücken, als ſei nie das Mindeſte vorgefallen.

Die Einrichtung unſerer Hauswirthſchaft war alſo folgende. Die Familie Heinzen lieferte die Koſt für die Familie Struve, nebſt Schwager Pedro und Sekretair, auch Hornbläſer Böhler. Es wurde natürlich nichts berechnet, als die baaren Auslagen, und dieſe wurden kopfweiſe vertheilt. Die Hauptſchwierigkeit beſtand darin, daß die

Familie Struve kein Fleisch und keine mit Fleischtheilen oder Fett zubereitete Speisen essen durfte, so daß für sie immer eine aparte Küche geführt werden mußte. Gesetzt z. B., es wurde Speckkuchen gebacken, so mußten nebenbei auch Kuchen ohne Speck mit Butter gebacken werden, nicht etwa weil der Speck der Familie Struve geschadet hätte, sondern weil sie ein Antispeckgelübde abgelegt. Diese doppelte Küche mit Speck und ohne Speck führte viel Unbequemlichkeiten herbei, doch ließ man sie sich gefallen, da man — abgesehen von angeborener Gutmüthigkeit und brüderlicher Gesinnung — heilige Prinzipien respektiren mußte und dieselben einen unerschöpflichen Stoff für das Lachen lieferten.

Nun muß man wissen, daß Gustav kein Mann des Lachens, daß er sogar stets geneigt war, das Lachen für „frivol" zu halten und für ein Anzeichen, daß es mit dem „sittlichen Halt" nicht richtig bestellt sei. Ernst, Anstand und Würde, Das war es, was Gustav als erstes äußeres Erfoderniß eines Volksmannes und Revolutionairs ansah. Ich aber, der ich ein großer Freund des Lachens bin, hatte mir nun einmal vorgenommen, ihn aus seiner „sittlichen" Festung hinauszutreiben, und zum Kampfplatz die Eßstube ausersehen. Kaum hatte sich also Gustav zu Tisch gesetzt, so begann ich die Batterien meines Unsinns spielen zu lassen und schwatzte so tolles Zeug zusammen, daß sein „sittlicher Halt" allen Halt verlor. Ich bezeuge, daß er sich tapfer hielt und für die bedrohte Würde eine Zeit lang alle Anstrengungen machte; aber sein Widerstand wurde immer schwächer und als er zuletzt erkannte, daß seine Position nicht mehr zu halten war, ergab er sich auf Diskretion. Gustav lachte, lachte, lachte, daß ihm mitunter

die Thränen über die Backen liefen und er zuletzt, an ſich ſelbſt verzweifelnd, erklären mußte, er habe in ſeinem ganzen Leben nicht ſo viel gelacht wie an unſerm gemeinſamen Tiſch über meinen Unſinn. Gleichzeitig aber konnte er ſich nicht enthalten, gelegentlich auszurufen: „ich habe immer geglaubt, der Hecker ſei der grobſte Menſch auf der Welt; du aber biſt noch zehnmal grober.“

Begreiflicher Weiſe triumphirte ich innerlich nicht wenig, daß ich ſogar Guſtav frivol gemacht und ſeinen ſittlichen Halt überwunden hatte. Zugleich aber iſt er mir nie liebenswürdiger vorgekommen, als damals, denn er war ganz Menſch, er konnte nicht anders. Und dabei blieben wir, trotz allen zur Abwechſelung eingemiſchten Grobheiten, gute Freunde, denn wir waren damals beide — offen und ehrlich gegen einander.

Unſer Tiſchgeſpräch drehte ſich zwar um alle mögliche Dinge, aber als rother Faden zog ſich immer das Thema der vegetabiliſchen und animaliſchen Eſſerei hindurch. Guſtav behauptete, vegetabiliſche Nahrung bilde „die Grundlage ſeines ganzen Syſtems“. Wenn ich ihm dann aber zu Leibe ging, um hinter das „Syſtem“ zu kommen, verwies er mich immer auf „Mandaras Wanderungen“, worin er ſeine „Religion“ entwickelt habe. Ich konnte mich indeß eben ſo wenig entſchließen, „Mandaras Wanderungen“ wie die Struve'ſchen Gedichte („Gedichte von Guſtav Karl“) durchzuleſen und ſo blieb mir denn ſein „Syſtem“ wie ſeine „Religion“ *) unenthüllt. Doch that ich alles

*) Im Ganzen glaube ich, daß er ſelbſt nicht wußte, „welche Religion er bekannte.“ In Mannheim ging er einſt feierlich zum Teutſch-Katholizismus über und ich glaube, viel weiter iſt er auch ſpäter nicht gekommen.

Mögliche, ihm wenigſtens Bruchſtücke abzulocken. Eines Tags ſah ich ihn eine Weile ſcharf an und ſprach dann in ernſtem, feierlichem Ton:

„Wenn ich Matthy wäre und dich in meine Gewalt bekäme, weißt Du, was ich mit dir anfinge?“

Nun, was denn?

„Ich ſperrte dich in Bruchſal in eine pennſylvaniſche Zelle und ließe dir jeden Tag zehn Portionen Beafſteaks vorſetzen, ſonſt aber gar nichts.“

Dann würde ich verhungern, rief er entrüſtet aus.

„Ach nein, ſo dumm wärſt du doch nicht.“

Dann kennſt du mich ſchlecht, verſicherte er.

Ein ander Mal ſah ich ihn wieder ſcharf an, muſterte ſeine Stirne und ſprach: „wenn ich dich ſo betrachte, beſchleicht mich mitunter eine unheimliche Furcht. Ich denke mir nämlich die Möglichkeit, daß die vegetabiliſche Koſt auf die Dauer eine Veränderung deines körperlichen Syſtems herbeiführen könnte, und es wäre doch ſchrecklich, wenn plötzlich an deiner Stirne gewiſſe Auswüchſe zum Vorſchein kämen und dein Mund, ſtatt auf meine Fragen zu antworten, oder über meine Witze zu lachen, jene geiſtreichen Queerbewegungen machte, welche man Wiederkäuen nennt.“

Und ich, entgegnete Guſtav, ſehe ſchon in Gedanken, wie deine Zähne ſich vergrößern und deine Fingernägel ſich in Krallen verwandeln und deine ganze Perſon zum Tiger wird.

Nimm dich nur in Acht, antwortete ich, und male den Teufel nicht an die Wand, denn du weißt, daß der Tiger das Rindvieh zerreißt.

Solche fleiſchliche Diskurſe führten wir zwei Familien-

väter an einem Tiſch, an dem mehr Fleiſch geſprochen als gegeſſen wurde.

Ueber eine, ſehr intereſſante Frage, welche das Fleiſch- und Gemüſe-Syſtem betraf, konnte ich von Guſtav ſo wenig Aufſchluß erhalten wie über ſeine „Religion“. Eines Tages nämlich blickte ich ihn abermals forſchend an und redete und ſagte und ſprach:

„Denke dir, in Teutſchland ſei die Revolution ausgebrochen. Um ſie zu retten und die Republik zu gründen, iſt abſolut der rechte Führer nöthig und der biſt natürlich du. Du aber biſt noch nicht zugegen, ſondern auf der Reiſe von Amerika nach Teutſchland begriffen. Auf dem Schiff findet ſich eines Tags, daß der Zwieback auf die Neige geht, alle vegetabiliſche Koſt konſumirt und nur noch Pökelfleiſch, Speck und anderes Eßmaterial vom Thier vorhanden iſt. Es währt noch 14 Tage, bis die teutſche Küſte erreicht werden kann. So lang faſten kannſt du nicht, in 14 Tagen mußt du ohne Fleiſch den Weg alles Fleiſches gehen und du ſtehſt jetzt vor der entſcheidenden, fürchterlichen Wahl: entweder du iſſeſt vom Thier und retteſt mit dir die teutſche Revolution, oder du läſſeſt mit dir die Revolution zu Grunde gehen und retteſt die vegetabiliſchen Grundſätze. Jetzt frage ich dich: was würdeſt du thun?“

Ich mogte verſuchen, was ich wollte, Guſtav war nicht zur Beantwortung dieſer Frage zu bringen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er wegen dieſer Unentſchiedenheit und „Feigheit“ eine entſprechende Doſis „Grobheit“ an die Ohren bekam, aber dadurch wurde unſer gutes Einvernehmen nicht geſtört.

Dieß geſchah erſt ſpäter, nachdem wir beide die Wohnung

gewechſelt hatten und Guſtav abermals mein Nachbar geworden war.

Doch ehe ich über unſer Zerwürfniß berichte, muß ich noch einer Merkwürdigkeit Erwähnung thun, die nicht übergangen werden darf, weil ſie „hiſtoriſch“ iſt.

Als ich, nach Beendigung der Heckerkomödie, mit Guſtav nach Straßburg rei'ſte, bemerkte ich, daß er neben ſich im Eiſenbahnwagen einen Gegenſtand liegen hatte, den er auf das Sorgfältigſte hütete, obſchon ſich das Ding durch ſein Ausſehen der Sorgfalt wenig empfahl. Es hatte verſchiedene Farben, unter denen aber der Dreck die hervorſtechendſte war. Ohne genau zuzuſehen, war man verſucht, es für eine alte Haut zu halten, doch ſah es zu fremd aus, um den zunächſt liegenden Verdacht zu erregen, nämlich daß es eine Ochſenhaut ſei. Nachdem ich den Gegenſtand wiederholt verſtohlen angeſehen und ſtets durch Beſcheidenheit und Anſtand — wir waren uns damals noch ziemlich fremd — abgehalten worden war, eine zudringliche Unterſuchung anzuſtellen, konnte ich endlich meine Wißbegier nicht länger zügeln und platzte mit der Frage heraus: „Aber was führen Sie denn da für eine Rhinozeroshaut mit ſich“? Guſtav lachte über meine Unwiſſenheit und theilte mir mit, die Rhinozeroshaut ſei der Mantel eines Dorfnachtwächters, oder Sauhirten, oder Bauers — genau erinnere ich mich nicht mehr, welcher Dorfgröße er angehört hatte — und dieſen Mantel habe er, Struve, des ſchlechten Wetters wegen bei einer beſonderen (ich weiß nicht mehr, welcher) Gelegenheit oder Affaire (wahrſcheinlich in der Schlacht bei Dreckloch) getragen. Dadurch alſo, daß Guſtav dieſen groben, verſchliſſenen und verſchmierten Ueberzug eines Sauhirten auf dem Leibe gehabt, war derſelbe ein geſchicht-

licher Gegenstand, eine historische Merkwürdigkeit, eine Art Reliquie geworden, wie der graue Rock Napoleons oder der ungenähte Rock des Herrn und so schleppte Gustav dieß säuische, vielleicht 20—30 Pfund wiegende Ungethüm als Andenken an seine Großthaten in der Welt umher. Und er schleppte es nicht bloß nach Straßburg, er schleppte es auch, so viel ich weiß, von Straßburg nach Chalons, von Chalons nach Paris, von Paris wieder nach Straßburg, von Straßburg nach der Schweiz und erst in der Schweiz mußte er — man erwäge diesen Schwerz! — sein historisches Kleinod zurücklassen, als er ausgewiesen wurde und der Gewalt wich. Doch zurückgelassen ist nicht vergessen. Ein Paar Monate später kommt plötzlich in London eine große Kiste für Gustav an, die ein Paar Pfund Sterling an Fracht kostete. Und was enthielt die Kiste? Außer Gustavs Dramen*) und sonstigen werthvollen Gegenständen war ihr Hauptinhalt die merkwürdige — Rhinozeroshaut. Ich knüpfe hier gleich die historische Frage an: was ist später aus der Rhinozeroshaut geworden? Ist die Rhinozeroshaut auch mit nach Amerika gekommen? Sie sollte eigentlich in Stahlstich als Illustration zu Gustavs letztem Band der „Weltgeschichte" erscheinen, welcher über

---

*) Man muß wissen, daß Gustav auch Dramatiker war. Noch in New-York gab er ein von ihm und seiner Amalie gemeinsam verfaßtes Trauerspiel „Abelard und Heloise" heraus. Ich erinnere mich, daß darin eine Szene hinter der Szene spielte, welche durch folgende Verse eben so kurz wie anschaulich dem Publikum vorgeführt wird:

„Es ist geschehʼn, das Messer drang ihm in den Leib,
Er ist jetzt weder Mann, noch ist er Weib."

die „Schild-“ und Nachtwächter-„Erhebungen“ des „badiſchen Volks“ berichtet.

Noch über einen wichtigen Punkt kann ich keine Auskunft geben, nämlich ob Guſtav die Rhinozeroshaut auch bei York getragen hat, wo er von London aus eine revolutionaire Ackerbaukolonie gründete. Guſtav eine Kolonie? wird man fragen. Ja, Guſtav iſt in England auch Patriarch einer Kolonie geweſen und als ſolcher hätte er ſich in der Rhinozeroshaut ſicher ganz klaſſiſch, ja homeriſch ausgenommen. Er hatte einen jungen Engländer kennen gelernt, der ſich für ihn intereſſirte und ihm zum Aufenthalt und zur Bebauung eine Farm anbot, die er in der Gegend von York beſaß. Wie es ſcheint, war die ſ. g. Farm eine Art Stall oder Hütte, welche bei der Fuchsjagd benutzt wurde. Doch weiß ich Das nicht genau. Genug, Guſtav brauchte, wie gewöhnlich, keine nähere Information und hatte ſeine Plane ſogleich fertig. Er verband ſich mit vier Flüchtlingen, Schnauffer, Cohnheim, Roſenblum und Acker, die nichts Beſſeres zu thun wußten, zur Ausübung der Landwirthſchaft auf der Farm bei York. Da man wenigſtens ſo viel wußte, daß es dort keine Hausmöbel gab, kaufte Guſtav für ſo viel Geld, als die Möbel gekoſtet haben würden, Werkzeuge zur Anfertigung derſelben und leitete mit dieſem höchſt praktiſchen Anfang die Koloniſation ein. Die Eintheilung der Geſchäfte war nicht weniger praktiſch. Acker (von Hauſe aus Mechaniker) hatte, wahrſcheinlich ſeines Namens wegen, die Ackerwirthſchaft zu beſorgen, Schnauffer führte als Stallmeiſter die Aufſicht über das ſchnaufende Geſchlecht, nämlich das Vieh (Kuh und Pferd); Cohnheim und Roſenblum verwalteten als Miniſter des Innern und der Polizei die

Hauswirthſchaft und die Küche; Guſtav führte als Patriarch die Oberaufſicht, kontrolirte den ſittlichen Halt und ging gelegentlich mit gutem Beiſpiel voran, indem er z. B. zeigte, wie man die Kartoffeln „mit Liebe“ ſchälen müſſe; die Dame des Hauſes aber „beſchäftigte ſich geiſtig“.

Wie es dieſer Kolonie erging, läßt ſich denken. Nach einiger Zeit waren die Koloniſten zerſtoben, weil ihnen der ſittliche Halt gefehlt hatte, und ſie führten allerlei Klagen über den Patriarchen. Unter den Zwergfell erſchütternden Geſchichten, die von jener genialen Wirthſchaft erzählt wurden, will ich bloß eine wiedergeben. Die vier jungen Flüchtlinge hatten, um in ihr ſittliches Daſein einige Abwechſelung zu bringen, ſich eines Tages ein unſittliches Fäßchen Bier angeſchafft. Guſtav war dadurch ſchmerzlich berührt und meinte, ſeine Koloniſten hätten „den ſittlichen Halt verloren“. Kurze Zeit nachher wird Schnauffer früh Morgens durch Guſtav geweckt, der ihm mittheilt, daß die Kuh erbärmlich ſchreie, ſie habe Durſt oder Hunger. Schnauffer, im Bewußtſein erfüllter Pflicht, legt ſich auf das andre Ohr und ſchläft weiter. Nach einer Viertelſtunde weckt Guſtav ihn abermals, erinnert ihn an ſeine Pflicht und appellirt an ſein Mitleid für das arme Thier, das vor Durſt oder Hunger keine Ruhe habe. „Ei was“, ruft endlich Schnauffer unwillig aus, „die Kuh verlangt nach dem Ochſen, ſie hat den ſittlichen Halt verloren.“

Die Heinzen-Struve'ſche Wirthſchaft auf ſozialiſtiſch-animaliſch-vegetabiliſcher Baſis war nicht lang zu halten. Nicht als ob Differenzen über das „Syſtem“ oder die „Religion“ entſtanden wären, denn man blieb trotz allen kritiſchen Bemerkungen gegenſeitig tolerant und wohlgeſinnt. Aber die Lokalität war zu wenig geeignet und trotz aller

Wohlfeilheit zu kostspielig und da der Versuch, eine bessere und billigere zu miethen, an den plötzlich auftauchenden, gradezu in's Reich der Verrücktheiten streifenden Prätensionen einer Dame scheiterte, die sich in ihrer Einfalt für eine teutsche G. Sand zu halten schien und alle Bequemlichkeiten einer bloß „geistigen Beschäftigung" durch Zutheilung aller Unbequemlichkeiten an Andere erkaufen wollte, beschloß ich, die animalische Wirthschaft anderwärts selbstständig zu etabliren und die vegetabilische nebst der „geistigen Beschäftigung" ihrem Schicksal zu überlassen.

Wenn ich Anlage hätte, an eine Vorsehung zu glauben, ich würde es in London gelernt haben. Hätte eine Prämie darauf gestanden, in diesem schrecklichen London ein Haus ausfindig zu machen, worin ein teutscher Flüchtling, ein Flüchtling mit den letzten Schillingen in der Tasche, ohne Mißtrauen angesehen, ohne Bedenken aufgenommen, mit Theilnahme und Wohlwollen behandelt, ja mit allem Nöthigen auf Kredit versorgt werden würde, wer, frage ich, hätte sich zugetraut, die Prämie zu verdienen? Wie Flüchtlinge in London auf der Straße kampiren, im Hyde-Park übernachten, von Katzen und Hunden leben, ja ohne Katzen und Hunde vor Hunger sterben können — dergleichen habe ich zur Zeit oft genug erzählen hören. Was aber mir in London passirt ist, das habe ich von keinem Anderen gehört und das wurde ich schwerlich glauben, wenn ich es nicht selbst erfahren hätte.

Mit ebenso schwerem Herzen wie leichter Tasche machte ich mich eines Morgens auf die Beine, um eine Entdeckungsreise nach einer möglichst einfachen, möglichst billigen und möglichst abgelegenen Wohnung aufzutreiben, in welcher sich ohne äußere Störung Privatgespräche mit dem

Schickſal halten ließen. Der Inſtinkt ſagte mir, daß ich eine ſolche Wohnung nur am äußerſten Ende Londons, unter den letzten Vorpoſten eines Proletarierviertels finden werde, wo ein Kartoffelngärtchen für das verlorene Glück entſchädigt, zu den Bewohnern der großen Weltſtadt zu gehören. Der Weg führte mich an Kenſington Garden vorbei, wo damals noch ganze Strecken ohne Häuſer waren und die lichten Stellen die Nähe der ländlichen Umgebung verriethen. Dennoch ſah es mir auch dort ſelbſt in den beſcheidenſten Gaſſen noch zu ariſtokratiſch aus und trotz dem verführeriſchen "Rooms to let" wagte ich nirgendwo einzutreten, weil die Leute mir überall Geſichter zu machen ſchienen, als wollten ſie mich fragen: „wie viel Schillinge haſt du in der Taſche?“ Das böſe Gewiſſen meiner Taſche ſtudirte überall Phyſiognomik und trieb mich weiter. So kam ich durch eine neue Straße mit einfachen, aber hübſchen Häuſern, die ich kaum anzublicken wagte. Die Straße hieß Westbourn Grove. Schon der Name imponirte mir. Er lautete ſo luxuriös, pfundſterlingmäßig und romantiſch-ariſtokratiſch, daß ſich meine Hoſentaſche tief beſchämt inſtinktmäßig zuknöpfte Wie ich dazu kam, von dieſer Straße aus in eine Queerſtraße zu blicken, die ebenfalls nette und neue, wenn auch kleinere Häuſer hatte, weiß ich nicht, denn ich dachte nur daran, weiter, immer weiter bis in die Gegend des Kartoffelngärtchen vorzudringen, wo ich wenigſtens die „vegetabiliſche“ Nahrung ſelbſt ziehen könnte. Genug, der Zufall oder die Vorſehung lenkte meinen Blick rechts in die neue Queerſtraße hinein und zeigte mir dort an einem Fenſterladen einen weißen Zettel. Ich blieb ſtehen, blickte nach dem Zettel und verſank in Nachdenken. „Dummes Zeug,

ſagte ich endlich zu mir, „wie kannſt du wagen, dich in dieſer Gegend mit Wohnungsgedanken zu beſchäftigen? Hier muß es noch theurer ſein, als beim Leiceſter-Square, und hier ſieht man nur Blumengärtchen, nirgends Kartoffeln“. Aber trotz allen Bedenken trieb mich eine geheimnißvolle Macht — ich weiß nicht, ob es die Vorſehung, ob es Magnetismus, ob es ein „guter Geiſt“, oder mein eigner ſchlechter Geiſt war — unwiderſtehlich an, mir den weißen Zettel in der Nähe zu beſehen. Vor dem Fenſterladen ſtehend, auf dem das “Rooms to let” angeklebt war, ſehe ich, daß im Innern ein kleiner Laden, eine Art „Grocerie“ iſt, und aus dem Laden blickt mich eine Frau, der man ſofort die Irländerinn anſah, mit ihren freundlichen blauen Augen, ihren gutmüthigen Zügen und ihrem großen Mund ſo unwiderſtehlich an, daß ich ohne Bedenken ſofort eintrete und in klaſſiſchem Engliſch eine Information nach den “Rooms” redigire.

Man hat mich ſpäter mehrere Male um die Adreſſe der Familie erſucht, welche mir dieſe “Rooms” vermiethete. Ich habe ſie aber nicht geben wollen, aus Furcht, die vortrefflichen Leute könnten mit Anderen üble Erfahrungen machen und dadurch für Das beſtraft werden, was ſie an mir und den Meinigen gethan. Jetzt, wo ſolche Bedenken nicht mehr exiſtiren, will ich zu Ehren der Menſchlichkeit die vollſtändige Adreſſe publiziren. Hunter, ſo hieß der wohlgenährte, gutmüthige Bewohner des Hauſes No. 7 Hereford Road, Westbourn Grove, das mich als wahrer Rettungsort aufnahm, und dieſer Hunter war Verfertiger gottverherrlichender Orgelpfeifen. Er verfertigte die Pfeifen des Inſtruments, womit die Muſik zu Ehren des Weſens gemacht wird, das mich Ungläubigen

inmitten des Londoner Häusermeers speciell nach No. 7 Hereford Road dirigirt hatte. Frau Hunter aber hatte, um mit ihrem Mann die Sorgen für die Bedürfnisse des Lebens zu theilen, einen kleinen Laden eingerichtet, mit dessen Artikeln sie ihre neuen Hausbewohner wie ihre Nachbarschaft auf die liberalste Weise versah. Für 9 Schillinge die Woche vermiethete mir Frau Hunter, ohne irgend kränkende Informationen nach meiner Herkunft und meinen Verhältnissen anzustellen, ohne zu fragen, ob ich „gut" sei oder „Referenzen" habe, zwei hübsche möblirte Zimmer nebst Brand und Licht; daneben aber stellte sie nicht bloß ihr Küchenfeuer zur Verfügung, sondern erbot sich auch, für ihre neuen Miethsleute die Kocherei zu besorgen, ja die Kindeswärterinn zu spielen, wenn dieselben einen Ausgang zu machen, Besuche abzustatten, oder sonstige Geschäfte hätten. Doch Das war bei Weitem noch nicht Alles. Kaum waren wir eingezogen, so erkundigte sich Frau Hunter, welche Spezereiwaaren, wie viel Brod, welches Gemüse, wie viel Fleisch u. s. w. wir brauchten, und alles Bestellte fand sich pünktlich ein, ohne daß eine Miene gemacht wurde, Bezahlung zu fodern. Das werde sich schon finden, meinte Frau Hunter, und ich ging auf ihre Meinung gelehrig ein. Und so ging es nicht bloß einen, zwei, drei Tage, so ging es Wochen und Monate lang, so daß ich gradezu Monate lang auf Hunterſche Rechnung lebte. Welche Vortheile bietet doch mitunter das Kreditsystem neben dem Baarsystem! Von Bezahlung der Miethe und der Lebensmittel war nur Rede, wenn ich wieder Geld hatte und von selbst bezahlte. Ob ich aber Geld hatte oder nicht, die Familie Hunter zeigte immer dieselbe Freundlichkeit, dieselbe Bereitwilligkeit, dieselbe Theil-

nahme. Ich hatte den Leuten offen geſagt, wer ich war und wie es mit mir ſtand. Das genügte ihnen und im Uebrigen verließen ſie ſich auf mein „ehrliches Geſicht“. Der gute Hunter gewann trotz meinem Unglauben, meinem unengliſchen Weſen und meinem noch unengliſcheren Geldbeutel Zuneigung und Vertrauen zu mir, ſo daß er mir ſogar die Ehre zudachte, mich in ſeinen Klub einzuführen, und mir geſtand, er ſei ebenfalls Revolutionair und würde, obſchon ſelbſt Engländer, gern helfen, dieſe ariſtokratiſche engliſche Regierung über den Haufen zu werfen. So habe ich beinah ein Jahr lang bei der Familie Hunter gelebt. Es gelang mir immer, von Zeit zu Zeit ſo viel aufzubringen, daß ich meine Schuld wieder abtragen konnte und zuletzt nicht einen Cent ſchuldig zu bleiben brauchte, und als ich endlich nach Amerika mußte, weinten die gute Frau Hunter und ihr guter Orgelpfeifenmacher ihre beſten Thränen, als hätten ſie ihre nächſten Verwandten verloren.

Das habe ich in der Weltſtadt London erfahren. Menſch, der du die Welt kennſt, bedenke, was Das heißt. Hätteſt du No. 7 Hereford Road gefunden? Oder gibt es noch eine zweite No. 7 in London? Gibt es in den 500,000 Häuſern Londons eine zweite Frau Hunter? Ohne die Familie Hunter wäre es vielleicht der Familie Heinzen ergangen wie anderen teutſchen Flüchtlingen, die von Katzen lebten und ohne Katzen verhungerten.

London iſt ſeit jener Zeit bedeutend kosmopolitiſcher geworden und hat ſich an die Flüchtlinge gewöhnt. Damals aber erſchien den Londoner Chineſen — Ledru Rollin nannte die Engländer die Chineſen des Occidents — ein, nicht nach engliſcher Façon zugeſchnittener Ausländer wie

ein Barbar und ein Flüchtling wie ein wildes Thier. Ich konnte damals nicht über die Straße gehen, ohne daß die Menſchen haufenweiſe ſtehen blieben und mich anſtarrten; ſogar vornehme Ladies ſtanden wie verſteinert und gafften Einem in's Geſicht, als hätten ſie nie einen Menſchen generis masculini geſehen. Ich erinnere mich, daß einſt ein ältlicher Herr, eine Dame am Arm, der mich erſt ſah, als ich einen Schritt von ihm entfernt war, vor Schreck lautauf ſchrie, in die Kniee ſank und entſetzt an die Seite taumelte. Und doch war ich ganz einfach gekleidet und hatte nichts Auffallendes an mir, als mein angeborenes Längemaß, aber ein engliſcher Chineſe ſah mir auf den erſten Blick an, daß ich kein — engliſcher Chineſe war.

Wie weit dieß Chineſenthum mitunter ging, möge folgendes Beiſpiel veranſchaulichen. Die Schriftſtellerinn Fanny Lewald wollte London beſuchen und hatte eine dort lebende teutſche Freundinn, Fräulein Bölte, beauftragt, ihr eine Wohnung zu beſorgen. Am Tage ihrer Ankunft wurde ſie von dieſer Freundinn und dem Herrn Moritz Hartmann, der einen langen Bart trug, in der gemietheten Wohnung erwartet. Die Wartenden traten hinaus auf den Balkon und ſahen auf dem Balkon des Nebenhauſes den ihnen bekannten ungariſchen Flüchtling Böthy ſtehen, der ebenfalls einen langen Bart trug. Kaum hatten ſie einige Worte mit ihm geſprochen, als der Hauseigenthümer heraufſtürmte und die Mietherinn erſuchte, auf der Stelle ſein Haus zu verlaſſen, er vermiethe keine Wohnung an Damen, die mit bärtigen Männern umgingen und Unterhaltungen auf dem Balkon begännen. Obſchon Fräulein Bölte das Frühſtück ſchon auf dem

Tiſch hatte, mußte ſie wieder aufpacken und ſich nach einer anderen Wohnung umſehen.

Gute Frau Hunter, du haſt nicht danach geſehen, ob ich einen kurzen oder einen langen Bart trug, und mogte mich der bärtige Guſtav oder der bärtige Böötby beſuchen, ſie waren dir alle gleich willkommen, denn ſie beſuchten den Mann der Vorſehung, für welche dein redlicher Gatte die Orgelpfeifen machte. Wenn einſt der König von Preußen mir die Million auszahlt, die er mir ſchuldig iſt, und ich mich allen Denen dankbar zeigen kann, die ſich ohne Eigennutz um mich verdient gemacht haben, wird die Familie Hunter in erſter Reihe bedacht werden.

Nachdem ich einige Zeit in Hereford Road gewohnt hatte, zog Struve in meine Nähe nach Weſtbourn Grove und dieſe Grove war der Kirchhof unſerer Freundſchaft.

Begreiflicher Weiſe waren wir fortwährend darauf bedacht, nicht bloß eine animaliſche und vegetabiliſche, ſondern auch wieder eine revolutionaire Thätigkeit zu entwickeln. Aber wie Das beginnen ohne Mittel und ohne Gehülfen? Der eine Flüchtling lebte hier, der andere dort, Alles war verſprengt und vereinzelt; überdieß herrſchte bei faſt allen Einzelnen eine mehr oder weniger ſtörende Verſchiedenheit der Meinungen. Ich entwarf daher folgenden Plan. Es ſollte ein Programm aufgeſtellt werden, welches die Hauptgrundſätze der Revolution und der revolutionairen Thätigkeit in einer Weiſe ſkizzirte, daß es von allen, prinzipiell radikalen und praktiſch vernünftigen Revolutionairen unterſchrieben werden konnte. Dieß Programm ſollte von Heinzen und Struve allen Revolutionairen, die einen bekannten und geachteten Namen hatten, zur Annahme (reſp. Verbeſſerung) vorgelegt wer-

den. War es angenommen und unterschrieben, so wurde es durch das, von den Unterzeichnern gewählte Zentralkomite mit sämmtlichen Namen des durch sie gebildeten Generalkomite's bekannt gemacht und darauf hin die Unterstützung aller teutschen Republikaner in Teutschland wie im Auslande nachgesucht.

Kam dieser Plan zur Ausführung, so wurde dadurch eine Einigung, und zwar nicht um Namen und Personen, sondern auf prinzipieller Basis, zugleich aber eine anerkannte revolutionaire Behörde geschaffen und Beides hatte grade den Teutschen am Meisten gefehlt.

Indem ich Struve meinen Plan mittheilte, legte ich ihm gleichzeitig einen Entwurf des Programms vor, worüber ich mich zunächst mit ihm verständigen wollte. Er billigte nicht bloß den Plan, sondern nahm auch das Programm an, ein Paar Punkte ausgenommen, über die wir uns die Einigung noch vorbehielten. Ehe wir aber zum Abschluß darüber kamen, spielte Gustav mir einen Jesuitenstreich, der mich so empörte, daß ich jede weitere Verbindung mit ihm abbrach.

Es existirte damals in London ein Arbeiterverein, der mich und Struve wiederholt eingeladen hatte, einer seiner Versammlungen beizuwohnen. Da ich vor solchen Huldigungsgelegenheiten — denn darauf war es abgesehen — eine große Scheu habe, verschob ich den Besuch, so lang ich konnte; zuletzt aber konnten wir nicht mehr ausweichen, ohne den Verein zu beleidigen. Als wir dort erschienen, wurden wir durch eine lange Rede des Präsidenten eingeführt. Dieser Präsident war ein gewisser Dr. Bauer, der sich später in Amerika als „demokratischer" Apostel der Sklavenhalterpartei bemerkbar gemacht hat. Seine Rede

war im Styl des bekannten lobhudelnden Bombastes gehalten: Die Männer . . . die Männer . . . die Männer . . . ja die Männer . . . o die Männer . . . seht die Männer . . . dort sitzen die Männer . . . . . Ich saß während der Zeit am Tisch und blickte in mein Bierglas und wußte nicht, ob ich lautauf lachen, oder vor Widerwillen das Lokal verlassen sollte. Man merkte dem Redner sofort an, daß er gewöhnt war, dem Verein durch den Humbug seiner Suade zu imponiren und daß er sich einbildete, die Empfohlenen, die beiden „Männer", durch seinen Panegyrikus sich auf's Tiefste zu verpflichten. Natürlich erwartete er zunächst, daß die „Männer" sich für die ihnen angethane Ehre durch eine entsprechende Antwort an den hochgeehrten Herrn Präsidenten bedanken würden. Allgemeine Stummheit und Erwartung. Ich setzte das Glas an den Mund und erholte mich von der ausgestandenen Ehre. Da stieß Gustav mich an und lispelte mir in's Ohr: „willst du denn nichts antworten?" „Glaubst du, ich sei verrückt?" erwiederte ich. Gustav hatte eigentlich bloß erwartet, ich solle ihm sagen, daß e r antworten möge. Wie sollte Gustav eine Lobrede unbeantwortet lassen können? Er saß wie auf heißen Kohlen. Endlich konnte er es doch nicht mehr aushalten, er fuhr in die Höhe und hielt mit der bekannten kanarienvogeligen Donnerstimme eine Rede an die „Brüder". Gustav begann mit Liebe, ging weiter mit Haß und endigte mit Blut. Wie kann man nur so blutdurstig sein! Gustav wüthete unter den Tyrannen herum, daß es zum Erbarmen war; bis an die Kniee watete er in ihrem schwarzen Blut und was Pardon heißt, davon hatte er keine Vorstellung mehr. Er drang wiederholt darauf, man solle und dürfe keinen Pardon geben, und die ganze

Verſammlung hatte augenſcheinlich alles Mitleid verloren. Nach jedem Satz rief einer der Zuhörer "hear, hear", um zu beweiſen, daß er wußte, wie die Engländer es machen, wenn ſie eine Rede anhören. Ich, der ich kein Engliſch verſtand, glaubte immer, die Leute riefen „hier, hier", wie die Soldaten beim Appell, und wußte mir gar nicht zu erklären, warum Guſtav, ſo oft er dieſen Laut hörte, mit doppelter Wuth in's Geſchirr ging. Endlich hörte das Blutvergießen und das "hear" auf und es wurde mir wieder leicht um's Herz. Aber kaum hatte ich neu aufzuathmen begonnen, ſo erhob ſich ein Mitglied der Verſammlung, ein Schuſter, dem ich ein dreidoppeltes Pechpflaſter auf die Lippen gewünſcht hätte, und gab die Wirkung zum Beſten, die Guſtavs Blutvergießen in ſeinem revolutionären Gemüth hervorgebracht hatte. Dieſer Schuſter war in der That ſchrecklich, als Redner nicht minder denn als Kannibale. Der Mann übertraf ſelbſt den blutgierigen Guſtav und ſtürzte einen ſolchen Wolkenbruch von rothem Saft über die Verſammlung, daß mir zuletzt zu Muth war wie dem Chourineur in den „Geheimniſſen von Paris" und ich Alles „roth ſah". Guſtav, der ſanfte, vegetabiliſche, ſtaudenhafte, botaniſche, gemüſige Guſtav, der im natürlichen Zuſtande ſo viel Aehnlichkeit mit Pabſt Sixtus I. hat — N. B. ich habe die Portraits von ſämmtlichen 262 Päbſten in der Stube hangen —, dieſer liebreiche Guſtavus Mandaras ſtand vor meinen Augen wie ein blutſchwitzender Henker und der rothe Schuſter maß ihm Stiefel an von rothem Leder, das er fertig gegerbt von dem Rumpf der Tyrannen gezogen hatte. Der Athem ſtockte mir und als ich das Glas ergriff, um mir durch einen friſchen Schluck die Kehle zu öffnen, enthielt es Blut

ſtatt Ale und mein Gemüth erbleichte im Innerſten und mein nervus sympathicus drohte zu zerſpringen wie eine Darmſaite.

Nachdem endlich, endlich die rothe Sündflut ſich verlaufen hatte, kam der Herr Präſident zu mir und fragte mich, warum denn ich nicht geſprochen habe. „Was ich zu ſagen habe, erwiederte ich, das habe ich längſt drucken laſſen. Wer es wiſſen will, mag es leſen.“

So weit verlief Alles ganz harmlos und komiſch. Wer hätte vermuthen können, daß Guſtav dieſen Verein gutmüthiger Handwerker, denen zur Abwechſelung ein Paar Spione beigegeben waren und ein unausſtehlicher Schwätzer präſidirte, als Mittel auserſehen hatte, meinen revolutionairen Plan zu verderben? Ich war wie aus den Wolken gefallen, als Guſtav durch ſeinen „Sekretair“ und Hornbläſer Böhler plötzlich mein Programm dem Handwerkerverein mittheilte und zur Diskuſſion vorlegte. Ein Programm, das ausdrücklich nur dem Gutachten weniger auserleſener Perſonen unterliegen ſollte, wollte Guſtav von dem Urtheil eines Vereins abhängig machen, der mit der Angelegenheit nicht das Mindeſte zu ſchaffen hatte. Es war klar, daß, wenn ein ſolches Programm als dasjenige eines ſpeziellen, obſkuren Vereins bekannt wurde, es alle allgemeine Bedeutung, daß es ſeine ganze Natur verlor und Diejenigen vom Anſchluß zurückſchrecken mußte, die es eben allein unterzeichnen ſollten. Von einer demokratiſchen Annahme konnte hier keine Rede ſein, da unter der Hauptmaſſe Derer, auf deren ſpätere Billigung und Unterſtützung gerechnet wurde, kein demokratiſches Verfahren möglich war, ſo wenig wie die Wahl des revolutionairen Komite's.

Um mir keine Blöße zu geben und keine Szene herbeizuführen, erklärte ich nach dem Vortrag des vorgeschobenen Hornbläsers Böhler bloß, daß das Programm nicht die Bestimmung habe, in dem Londoner Verein diskutirt zu werden, da es aber einmal vor dieß Forum gebracht sei, möge derselbe sein Urtheil abgeben.

Später ging ich zu Gustav und sagte ihm offen meine ganze Meinung, welche dahin ging, daß er meinen Plan bloß deshalb zu verderben gesucht habe, weil derselbe nicht von ihm ausgegangen sei. Seine maßlose Eitelkeit, welche ihm einbilde, daß aus seinem verrückten Gehirn die Initiative für alle revolutionaire Thätigkeit ausgehen müsse, habe ihm die Perfidie eingegeben, ohne Rücksprache mit mir meinen Plan auf jesuitische Weise zur Sache eines uns fremden Vereins zu machen, in dessen Händen von vorn herein verpfuscht sei. Diese Falschheit, womit er eine von ihm selbst gebilligte Sache seiner Eitelkeit opfere, zeige mir seinen Charakter von einer Seite, die mein ferneres Zusammenwirken mit ihm unmöglich mache. Ich habe ihn als tückischen Jesuiten kennen gelernt und kehre ihm als Feind für immer den Rücken.

Das war das letzte Wort, das ich mit Gustav Struve gesprochen habe. Ich habe den Mann trotz allen Differenzen stets offen und ehrlich behandelt wie alle Menschen, mit denen ich auf freundlichem Fuß verkehre, und so lang er mich auf gleiche Weise behandelte, konnte er sich auf mich verlassen; wer aber — und namentlich in solchem revolutionairen Zusammenwirken — meine Offenheit mit Versteckenspielen und mein Vertrauen mit Falschheit erwiedert, mit dem schließe ich ab für immer. Die Erfahrung, die ich mit Struve gemacht, habe ich in anderer Weise auch

mit Andern gemacht. Unter den Herrn Revolutionairen ſcheint die Ehrlichkeit nur ſo lang vorzuhalten, bis ſie ein wenig Namen erlangen, worauf dann der Kitzel der Eitelkeit ſie zu dem Glauben bringt, ſie ſeien die allein Berufenen, und zu der Verſuchung, nicht untergeordnete Mitwirker als Rivalen ihrer eingebildeten Größe durch Falſchheiten zu beſeitigen. Wenn man eine Reihe ſolcher Erfahrungen durchgemacht hat, lernt man zuletzt die Nothwendigkeit erkennen, allen dieſen großen Männern gründlich zu mißtrauen und lieber als ſchonungsloſer Richter ihre Feindſchaft, denn als nachſichtiger Freund ihre Falſchheit zu verdienen. Und hat man vollens, außer mit den großen Männern, auch mit dem Schwanz von revolutionairem Pöbel ſeine Erfahrungen gemacht, den ſie hinter ſich herzuſchleppen pflegen, ſo verſöhnt man ſich zuletzt mit der Nothwendigkeit einer vollſtändigen Iſolirung:

Die Sache der Freiheit machte ſich ſchon,
Wenn nur ihr abſcheulicher Schwanz nicht wäre,
Treu bleib' ich der Revolution,
Satt hab' ich die Herrn „Revolutionaire".

Da ich im Vorhergehenden ſo viel von Gemüſekoſt geredet habe, halte ich es für paſſend, das Thema hier abzuſchließen durch Einſchaltung folgender Geſchichte, die ich G. Struve und ſeiner Gemalinn gewidmet habe.

Die Geſchichte von Johann Struff oder Struff I., Peter Struff oder Struff II. und Kaspar Struff oder Struff III.;

oder

Die Kunſt, ein Jupiter zu werden.

Zwei Dutzend teutſche Revolutionaire wollten zu Schiff gehen, um das goldene Vlies der Freiheit zu erobern. Sie waren ſämmtlich nicht bloß ſehr radikal, ſondern auch ſehr praktiſch, und thaten eben ſo wenig etwas, was unnütz war, wie ſie etwas unterließen, was nöthig war. Dieſen Grad der Befähigung hatten ſie erreicht durch den Unterricht ihres Anführers Johann Struff, eines Mannes von allen möglichen Talenten und Tugenden. Unter den letztern waren die größten ſein unerſchütterlicher Glaube an die Vorſehung und eine mit unerbittlicher Konſequenz durchgeführte Abſtinenz von allen Fleiſchſpeiſen, welche Abſtinenz als die Grundlage aller Humanität und Philoſophie war erkannt worden. Es fand ſich daher auch auf dem Schiff weder Speck noch Pökelfleiſch, weder Wurſt noch Schinken. Die Mannſchaft ſollte ausſchließlich von Erbſen, Bohnen, Sauerkraut und Zwieback leben, damit ihr die humane Dispoſition, die man den ſittlichen Halt nannte, nicht abhanden komme. Bloß einer der Freiheitsargonauten, welcher ſich die neue Lehre nicht aneignen konnte oder wollte, hatte die alte fleiſchliche Leidenſchaft beibehalten und fröhnte ihr durch mitgenommene Schinken und Würſte. Man ſagte dieß ſogar Johann Struffs Gemalinn nach, welche ohne Wiſſen ihres Gatten mitun-

ter etwas Zervelatwurſt und Gänſeleberpaſtete naſchte. Sie hatte es noch nicht zu jener Gewiſſenhaftigkeit gebracht, welche aus einer religiöſen Auffaſſung des Gemüſeeſſens hervorgeht, bloß beſtrebt, der Autorität ihres geliebten Johann äußerlich zu genügen, ſeiner Beruhigung wegen.

Vor der Abfahrt hielt Johann Struff an ſeine Gefährten eine erhebende Rede, in der er ſie zu dem gefahrvollen Unternehmen ermuthigte durch eindringliche Ermahnungen, mit frommem Glauben und feſter Zuverſicht auf die Vorſehung zu rechnen, welche ſie ſicher geleiten werde. Denn, ſagte er, der Blick des Menſchen iſt kurzſichtig und er muß ihn ergänzen durch blinde Zuverſicht in die Führung der unſichtbaren Vorſehung; wollten wir uns ſtets beſinnen, wo wir nicht erkennen, wollten wir ſtets nachdenken, wo wir nicht ſehen, ſo würden wir ſtets ſtillſtehen, aber — „wo die Erkenntniß aufhört, beginnt der Glaube.“ Glaube und Enthaltſamkeit von fleiſchlichem Materialismus, das ſind unſere feſten Stützen, unſere ſicheren Führer.

Unſere Argonauten hatten ſchon eine ziemlich lange Fahrt hinter ſich, ohne das Ziel zu erreichen. Mehrere behaupteten, man habe einen falſchen Kours eingeſchlagen, und wollten nördlich ſteuern. Johann Struff aber, der nie ſeine Vorſätze änderte, weil ſie ſtets weiſe waren, beſtand auf der Feſthaltung des ſüdlichen Kourſes. Die Vorliebe, die er für Süddeutſchland hatte, übertrug er auch auf die See und er hätte um Alles in der Welt die Freiheit nicht in der Nord- oder Oſtſee geſucht. Wenn die Mannſchaft unruhig wurde, ſo ſchrieb er dieß dem Unglauben und dem Fleiſcheſſer zu, welcher, durch Zweifelſucht zum Mißtrauen und durch Fleiſch zur Leidenſchaftlichkeit

getrieben, ſich nicht die nöthige Geduld aneignen könne. Eines Tages hielt er auf dem Verdeck einen ergreifenden Vortrag über dieſes Thema. Vorträge, ſowohl mündliche wie ſchriftliche, waren überhaupt ſeine Leidenſchaft und er verſäumte nie eine Gelegenheit, ſein Talent der Rede wie der Schrift zu entwickeln. Er hielt täglich zwölf Reden und diktirte nebenbei ſtündlich zwölf Bogen voll. Struff bewies ſeinen Zuhörern auf dem Verdeck, daß ſie nie und nimmer das Ziel der Fahrt erreichen könnten, wenn nicht alle Zweifelſucht und alle thieriſche Leidenſchaft und mit letzterer alles Fleiſch über Bord geworfen werde. Er trug zuletzt darauf an, daß eine Viſitation nach Schinken und Würſten angeſtellt und das Vorgefundene nach dem zu erwartenden Majoritätsbeſchluß beſeitigt werde.

Der Fleiſcheſſer widerſetzte ſich dieſem Antrag auf das Lebhafteſte und ſogar Struff's Gemalinn ſchloß ſich ihm in ſo fern an, als ſie die Meinung äußerte, das demokratiſche Prinzip des Majoritätsrechts könne ſich nicht bis in den Magen ausdehnen. Struff bekämpfte indeß dieſe Einwände ſiegreich und ſein Antrag wurde mit großer Majorität zum Beſchluß erhoben. Leider kam aber der Beſchluß nicht zur Ausführung. Während man ſich nämlich mit der Hauptſache, dem Glauben und dem Gemüſeeſſen, beſchäftigte, hatte man eine Nebenſache, das Steuerruder, außer Acht gelaſſen, denn man hatte die Vorſehung zum Steuermann ernannt. So geſchah es, daß in dem Augenblick, wo die gemüſeeſſende Majorität zur Abſtimmung die Hände in die Höhe ſtreckte, das Schiff plötzlich einen heftigen Stoß erhielt und ſämmtliche Abſtimmende zu Boden warf. Es war auf einen Felſen gelaufen und begann auch ſofort zu ſinken. Die Bemannung rettete ſich glücklich auf

den Felsen, aber ihre ganze Provision und Habe, ein Paar Flinten, Fischereigeräthschaften und dergleichen ausgenommen, ging mit dem Schiff zu Grunde. Unter denjenigen Gegenständen, deren Verlust am Meisten beklagt wurde, sind vorzugsweise zu nennen eine Karte der künftigen teutschen Föderativrepublik, ein Verfassungsentwurf für dieselbe, ein Roman, „Blumenkohl's Fahrten" betitelt, welcher die ganze Anschauungsweise der Glaubens- und Gemüsephilosophie geistreich und überzeugend entwickelte, sodann ein phrenologisches Kopfmaß, wonach in der künftigen Republik die Normalköpfe geformt werden mußten, und Modelle von den sechshundert „Geißeln der Menschheit", endlich ein vegetabilischer Kalender, welcher eine neue Zeitrechnung nach der republikanischen Küche und Religion einführte, so daß er z. B. Montag in Kartoffeltag, Dienstag in Kohltag, Mittwoch in Rübentag, Donnerstag in Spinattag, Freitag in Erbsentag, Samstag in Salattag und Sonntag in Glaubenstag umwandelte. Struff verschmerzte den Verlust seiner wichtigen Papiere und Vorrichtungen nur in der Ueberzeugung, daß es seiner produktiven Thätigkeit bald gelingen werde, sie der Welt auf's Neue zu sichern.

Der Felsen, auf welchen die Schiffbrüchigen sich ausgesetzt sahen, hatte ungefähr dreißig Fuß im Durchmesser, war durchaus kahl und bot daher keinen sehr tröstlichen Aufenthalt für Bewohner dar, mogten dieselben der Gemüse- oder Fleischtheorie huldigen. Derjenige, welcher die neue Lage am Großartigsten und Politischsten auffaßte, war natürlich Struff. Kaum hatten sich die Geretteten von ihrem ersten Schreck erholt und das Seewasser abgeschüttelt, als Struff eine Rede hielt und seinen Gefährten

bewies, wie gütig die Vorſehung über ſie gewacht habe, denn ſonſt würde das Schiff zu Grunde gegangen ſein ohne auf einen rettenden Felſen zu ſtoßen. Sodann beantragte er, daß man ſich parlamentariſch konſtituire und einen Präſidenten ernenne. Nachdem dieß geſchehen war, nahm Struff das Wort, beſtieg eine erhöhte Spitze des Felſens und ſprach: „Brüder! Ein Unglück hat uns getroffen — doch war es nur ein ſcheinbares, denn gleichzeitig iſt uns ein Glück wiederfahren. Wir haben unſere Habe verloren, doch, was wir gerettet haben, iſt unſer Geiſt, unſere Geſinnung, unſer Glaube und unſer Muth. Mit ihnen ausgerüſtet, trotzen wir allen Zufällen und Gefahren. Wohlan, bewähren wir uns! Richten wir unſere Thätigkeit zunächſt auf das Nöthigſte, auf das Praktiſchſte! Ich beantrage daher, daß wir ſofort ein Journal gründen unter dem Titel „Der ozeaniſche Zuſchauer“. Anfangs laſſen wir es als Wochenblatt erſcheinen; ſobald es aber hinreichende Abnehmer hat, geben wir es als Tageblatt heraus. Die Redaktion bin ich bereit zu übernehmen.“ Sodann ſprach er ſich über die Tendenz und Einrichtung des Blattes näher aus und begann den Mitarbeitern ihre Aufgaben zuzuweiſen.

Struff's Plan fand unter einem Theil der Verſammlung lebhafte Unterſtützung. Ein anderer Theil aber, namentlich der Fleiſcheſſer, erklärte ſich entſchieden dagegen. „Wo haben wir denn, ſagte der letztere, Federn, Dinte und Papier? Geſetzt aber auch, wir fangen einen Dintefiſch, ſchießen einen Seevogel und ſchreiben auf Muſcheln, wo finden wir eine Preſſe und Drucklettern? Angenommen aber auch, wir machen Lettern aus Korallen und eine Preſſe aus Felsblöcken, wo iſt unſer Publikum?

Wird das teutſche Volk ſeine neue Flotte hierherſenden, um Abonnenten zu bringen? Oder ſollen wir eine Zeitung für Wallroſſe und Möven herausgeben? Ich halte es für viel zweckmäßiger, daß wir uns nach Lebensmitteln umſehen, denn unſer nächſtes Bedürfniß ſcheint mir der Schutz vor dem Hungertod zu ſein."

Dieſe Einwürfe und Propoſitionen erſchienen den Meiſten als ſehr geſucht. Dennoch fanden ſie einige Beachtung, da ihnen als heimlicher Alliirter der Magen ſämmtlicher Anweſenden geſichert war, welche begannen ein mächtiges Eßbedürfniß zu empfinden.

Als Struff dieſe Gefahr erkannte, ſuchte er ſie durch paſſende Vorſtellungen abzuwenden. Er appellirte an das ſittliche Gefühl der Verſammlung, zeigte ihr, daß in ihrer jetzigen Lage keine vegetabiliſche Nahrung, einiges angeſchwemmte Seegras ausgenommen, zu erwarten ſei, daß daher nur die Wahl übrig bleibe, entweder Auſtern, Vogeleier und Fiſche zu eſſen, oder aber zu verhungern. Er ſeinerſeits bleibe ſeinen ſittlich-vegetabiliſchen Grundſätzen treu und werde eher verhungern, als die unmoraliſche animaliſche Nahrung zu ſich nehmen. Für ſeine Ueberzeugung, für die Ideen der ſittlichen Menſchheit, müſſe man zu ſterben wiſſen; er fodere daher die Verſammlung auf, durch Majoritätsbeſchluß zu erklären, daß man verhungern müſſe.

Der Fleiſcheſſer wandte hiergegen ein, daß man, wenn man verhungert ſei, das Journal nicht herausgeben könne. Dieſer Einwurf leuchtete Allen ein und führte das Amendement herbei, man ſolle Jedem das Verhungern freiſtellen, dann aber auch das Journal herausgeben.

Struff erklärte ſich mit dieſem Vorſchlag einverſtanden und ſomit wurde er Beſchluß. Darauf warf man die Angeln aus, um einen Dintefiſch zu fangen, und die Gewehre wurden geladen zur Vogeljagd. Statt Dintefiſche fing man Bratfiſche. Der Anblick derſelben ſo wie einige gefangene Seekrebſe und die umherliegenden Vogeleier wirkten ſo verführeriſch auf die Geſellſchaft, daß in Kurzem Alles mit dem Anrichten einer Mahlzeit beſchäftigt war. Aus aufgefiſchten Schiffstrümmern wurde ein Feuerherd errichtet und nach einigen Minuten hatte Jeder, Struff und ſeine nothgedrungene Gemalinn ausgenommen, einen gebratenen Fiſch in der Hand.

Struff war außer ſich, einmal weil er alle ſeine Jünger aus bloßem ſinnlichem Gelüſte gegen ſeine heiligſten Grundſätze revoltiren ſah, dann aber, weil er, trotz allen Beſchwörungen der Vorſehung, keinen Dintefiſch fangen und das Journal nicht beginnen konnte. In ſeiner Verzweiflung ſann er auf Auswege. Plötzlich entdeckte er am Horizont die Umriſſe einer Inſel. Augenſcheinlich kam die Vorſehung ihm jetzt zur Hülfe. Die Inſel, dachte er, iſt entweder bewohnt und dann iſt uns in jeder Beziehung geholfen, oder aber ſie iſt nicht bewohnt und dann nehmen wir ſie in Beſitz, um meinen neuen Staat auf ihr zu gründen. Vegetabilien wird ſie jedenfalls in hinreichendem Maße hervorbringen und das etwaige Thierreich laſſe ich todtſchlagen, damit man es nicht eſſe.

Aber wie die Inſel erreichen? Auch hierzu fand ſich Rath. Von dem untergegangenen Schiff riſſen die Wellen eine Menge Planken los. Dieſe Planken band man zu Flößen zuſammen und die Ueberfahrt war geſichert. Man beſann ſich nicht lang und ſchiffte ſich ein. Aber als die

Argonauten ſchon in der Nähe der Inſel waren und Struff eben die Landungsrede hielt, ſtatt die Landung ſelbſt zu überwachen, geriethen die Flöße in die Brandung, die Wellen riſſen ſie auseinander und der größte Theil der Bemannung ertrank. Nur Struff mit ſeiner Gemalinn, zweien ſeiner treueſten Anhänger und dem Fleiſcheſſer retteten ſich. Der Fleiſcheſſer hatte ſogar das Glück, ſeine Flinte und Jagdtaſche mit an's Ufer zu bringen.

Das Erſte, worauf Struff nach der Landung ſann, war eine Dankrede an die Vorſehung, indem dieſelbe von 24 Perſonen fünf am Leben erhalten habe, und dann die Auffindung von Gegenſtänden, durch die er ſich den Märtyrertod für ſeine Verhungerungstheorie erſparen könnte. Er brauchte nicht lang zu ſuchen. Baumfrüchte fand er zwar nicht, aber Gras, wilden Sellerie, wilde Kartoffeln, Sauerampfer u. ſ. w. in Menge. Man überzeugte ſich bald, daß man auf einer unbewohnten, mit einiger Waldung und viel Gras bedeckten Inſel ſich befand.

Struff erkannte ſofort die Aehnlichkeit ſeiner Lage mit derjenigen, worin der Held des Romans „Blumenkohls Fahrten" ſeine Theorie ſo anziehend verwirklicht hatte. Er ſah hierin eine Fügung der Vorſehung und war bald überzeugt, daß er auf der neuen Inſel ſeine Miſſion erfüllen müſſe. Nachdem er ſich vollſtändig klar über die Lage der Dinge geworden, ſprach er zu ſeinen Genoſſen: „Brüder, wir müſſen eine Volksverſammlung berufen!"

Zwei ſeiner Brüder waren damit einverſtanden, daß man eine Volksverſammlung berufen müſſe. Der Dritte aber, der Fleiſcheſſer, Karl Straff mit Namen, der Nämliche, welcher gegen das Journalprojekt ſo ſtarke Oppoſition gemacht hatte, erhob auch allerlei unzeitige Einwürfe gegen

die Berufung einer Volksverſammlung. „Ich ſehe hier, ſprach er, kein anderes Volk, als ein Volk Rebhühner, auf die ich mich im Voraus freue, ſodann eine Menge Kaninchen, wilde Enten u. ſ. w. Will man dieſe zuſammenberufen, ſo habe ich nichts dawider, man erſpart mir dadurch die Mühe, ſie zu jagen, aber —“ Hier wurde er unterbrochen durch den Ausdruck der Entrüſtung, welche die Verſammlung über ſeine frivolen Reden empfand. Kurz, er mußte ſich der Majorität fügen und die fünf Schiffbrüchigen konſtituirten ſich als Volksverſammlung.

Struff hielt eine fulminante Rede, in welcher er zunächſt feſtſtellte, daß man mit den Tyrannen keinen Frieden ſchließen, ſondern in ihrer Bekämpfung eifrig fortfahren müſſe. Hierzu gehöre aber vor allen Dingen Muth und Entſchloſſenheit. Man müſſe ein „Mann der That“, nicht der Worte ſein. Wer nicht Gut und Blut einzuſetzen und im „Kugelregen„ zu wandeln entſchloſſen ſei, der ſei ein Verräther und Unmenſch. Er fodere daher die Verſammlung auf, ihm zu ſchwören, daß ſie Gut und Blut zur Verfügung ſtellen und ſtets im Kugelregen wandeln wolle zur Bekämpfung der Tyrannen.

Seine beiden vegetabiliſchen Anhänger ſchwuren. Der fleiſcheſſende Opponent aber weigerte ſich und ſprach: „Daß wir auf dieſer Inſel die Tyrannen bekämpfen ſollen, kommt mir eben ſo amüſant vor, wie daß wir auf dem Felſen ein Journal herausgeben wollten, oder daß wir fünf Mann hoch eine Volksverſammlung halten. Ich finde hier einſtweilen nichts zu bekämpfen als Rebhühner, Kaninchen u. ſ. w. Tyrannen, wenn auch ſehr unſchuldige, finde ich hier höchſtens in Denen, welche Andere mit ihren Verrücktheiten tyranniſiren wollen und ſich dazu ſogar der

Majoritätsbeſchlüſſe bedienen. Man kann Alles lächerlich machen, ſogar die Freiheit, und unſer Präſident Struff iſt auf dem beſten Wege dazu. Wüßten die Tyrannen, was wir hier beginnen, ſie bedürften gar keiner Anſtrengung mehr, uns unſchädlich zu machen, denn ihr kennt das Sprichwort: „die Lächerlichkeit tödtet“. Mögen wir uns durch unſer Streben verhaßt, mögen wir uns furchtbar machen, das Alles ſchadet uns nicht; aber ſobald wir uns lächerlich machen, ſind wir verloren. Wer die Grenze des Lächerlichen nicht zu erkennen und zu meiden weiß, dem fehlt es an Verſtand, und nur der Verſtand hat Anſpruch auf Zutrauen in Verſtandesſachen. Der Präſident Struff empfiehlt uns Muth. Wohlan, wir haben hier keinen anderen Muth zu bewähren, als den, uns einander die Wahrheit zu ſagen und unſere Thorheiten abzulegen. Eine Thorheit mit Hartnäckigkeit feſthalten, zeugt entweder von einem Gehirnfehler, oder von einer inkurablen Eitelkeit. Ich trage im Intereſſe der Freiheit darauf an, daß wir auf dieſer Inſel alle unſere Narrheiten zurücklaſſen und mit dem erſten Schiff, das ſich nähert, als geſcheidte Leute in unſer Vaterland zurückkehren. Erſt dort, wo es am Platz iſt, wollen wir Volksverſammlungen halten und unſeren Muth in Funktion ſetzen, und wer dann den Kugelregen liebt, wird Gelegenheit genug erhalten, ſich beregnen zu laſſen. Wer am unrechten Ort als „Mann der That“ renommirt, iſt gewöhnlich am rechten Ort ein Mann der Blamage.“

Straff's Rede bewirkte das Gegentheil von Dem, was ſie beabſichtigte. Struff entgegnete ihm mit großer Emphaſe: „Man ſieht“, ſprach er, „daß unſer Mitbürger, der ſo viel von Freiheit redet, nicht einmal die Elementarbe-

griffe der Freiheit richtig erfaßt hat. Er verwirft das Majoritätsrecht. Wer das verwirft, der ist kein Demokrat, der ist ein Monarchist, ein Despot, ein Verräther —"

„Ich verwerfe nicht das Majoritätsrecht, entgegnete Straff, ihn unterbrechend. Ich erkenne es dem demokratischen Staate zu, in allgemeinen Angelegenheiten, aber ich erkenne es nicht an, wo es irgend einer durch den Zufall zusammengewürfelten Gesellschaft als Mittel dient, entgegenstehende Ueberzeugungen oder Individualitäten zu vernichten und jede beliebige Tollheit zum Gesetz zu machen. Das Majoritätsrecht setzt vernünftige Menschen voraus, nicht Narren. Auf dem Felsen, den wir gestern verlassen haben, sollten wir demokratisch verhungern; auf dieser Insel werde ich, wenn ich die Majorität anerkenne, genöthigt werden, gleich dem lieben Vieh demokratisch Gras zu fressen. Dazu habe ich keine Lust und solltet ihr mich dazu zwingen wollen, so werde ich nöthigenfalls an mein Minoritätsrecht, das heißt an meine Flinte oder den „Kugelregen" appelliren. Ich frage den Präsidenten, wenn die Majorität dieser Gesellschaft für das Fleischessen stimmt, ob er dann aus purer demokratischer Gewissenhaftigkeit sich Kaninchen und Rebhühner braten wird?"

„Glaubst du", entgegnete Struff heftig, „daß ich hier auf dem Armensünderstuhl sitze und mich von dir müsse ausfragen lassen?"

„Da haben wir den Demokraten, rief Straff triumphirend. Mich will er par force auf seinen demokratischen Leisten schlagen; beginne ich aber, ihn ihm selbst anzupassen, so rettet er sich durch eine übelverdeckte Flucht in das Gebiet einer gemachten Entrüstung. Doch genug davon, mir wird diese Art von Demokratie langweilig und mich hun-

gert. Ich gehe auf die Jagd, um mir recht undemokratisch eine wilde Ente zu schießen.“ (Indem er sich verabschiedete, flüsterte ihm Struffs Gemalinn in's Ohr, sie rechne darauf, daß er ihr einen Schenkel von der wilden Ente zustecke.)

Nach Straff's Entfernung blieb die übrige Gesellschaft in großer Bewegung zurück. Struff's beide Anhänger schwuren nicht bloß Unerbittlichkeit und Muth gegen die Tyrannen und unerschöpflichen Kugelregen, sondern auch treue Anhänglichkeit an die Fleischverabscheuungstheorie. Um ihre innige Ergebung kund zu thun, baten sie sich sogar die Ehre aus, Struff's Namen annehmen zu dürfen. Struff, dem dieß Verlangen sehr schmeichelte, war natürlich einverstanden und so konstituirten sich denn die drei Gesinnungsgenossen als „vegetabilische Föderativrepublik“ unter dem Namen:

Johann Struff oder Struff I.,
Peter Struff oder Struff II., und
Kaspar Struff oder Struff III.,
gesegnet und protegirt von Struffina.

Sie entwarfen ihr Programm oder ihre Verfassung und beschlossen zunächst, nicht eher zu ruhen, als bis sie ihre ganze Umgebung zur vegetabilischen Staatslehre bekehrt und einen Kugelregen zu Stande gebracht hätten.

Das Bekehren begann sofort, als Straff von der Jagd zurückgekommen war und mit Frau Struff die wilde Ente verzehrt hatte.

Struff's Rede lautete also: „Ich muß nicht bloß eine innige Vorliebe für die vegetabilische Lebensweise, sondern auch schon eine genauere Kenntniß der ganzen vegetabilischen Wissenschaft voraussetzen können, wenn ich einen Blick

in den tiefen Hintergrund thun laſſen ſoll, der alle ihre Geheimniſſe und Seeligkeiten im Sanktiſſimum der Vorſehung verbirgt. Auf dem vegetabiliſchen Syſtem, getragen von dem Glauben an die Vorſehung, beruht meine ganze Weltanſchauung, meine Politik und meine Moral. Nur der verklärte Blick des Herbivoren vermag in jene Himmelsfernen zu ſchauen, die ſeine Seele nach dem Tode durchdringt, um auf demjenigen Stern ſich anzuſiedeln, welcher dem Grade ihrer Vollkommenheit entſpricht, ſo daß die wahrhaft harmoniſchen Seelen auf die Blumen- und Muſik-Sterne verſetzt werden, auf welchen ſie von Veilchenduft und Flötentönen ſich nähren. Nur der Herbivore kann ein wahrhaft freier Mann, nur der Herbivore kann ein ſittlicher Menſch werden, und ihm allein iſt es vorbehalten, ſich endlich in einen Gott zu verwandeln." —

Straff begann, Struff zu unterbrechen. „Keine Unterbrechung!" ſchrie Struff. „Es heißt allem parlamentariſchen und demokratiſchen Weſen Hohn ſprechen, wenn man den Gründen des Gegners durch Geſchrei oder Unterbrechungen zuvorkommen will."

„Davon handelt es ſich hier nicht", entgegnete Straff. Es handelt ſich einzig von der Langeweile. Ich weiß, daß der Bürger Struff, wenn man ſeine Selbſtgefälligkeit ſich ſelbſt überläßt, mit ſeinen Reden gar nicht zu Ende kommt. Seine Rede aber bis zu Ende zu hören, habe ich heute um ſo weniger Luſt, da ich Das, womit er uns regaliren will, ſchon hundert Mal gehört habe. In dem geheimnißvollen Hintergrund, den er unſerer Geduld in Ausſicht ſtellt, erblicke ich nichts als entweder Charlatanerie oder eine Verrücktheit. Das Wort Charlatanerie wird mir um ſo eher erlaubt ſein, da dieſe Gemüſetheorie als

Mittel der Sektirerei ausgebeutet wird. Alle Charlatane und Sektirer bedienen ſich gewiſſer Arkana, Gelübde oder Abſtinenzübungen, um ihre Anhänger an eine Feſſel zu binden, die, aus Abhängigkeit und Gewohnheit zuſammengeſetzt, für gewöhnliche Menſchen eine bannende Kraft zu haben pflegt. Andere bedienen ſich ſogar ſolcher Mittel aus Eitelkeit, indem ſie durch eine Enthaltſamkeit zu imponiren glauben, deren Eindruck ſie falſch berechnen. Doch laſſen wir Das jetzt bei Seite. Ich wollte eine kurze Beleuchtung der Gründe geben, womit uns Johann Struff ſeine Gemüſe- oder Grastheorie plauſibel zu machen ſucht."

„Ich ſchmeichele mir, gegen Alles, was nicht das Menſchenrecht und die Freiheit verletzt, möglichſt tolerant zu ſein, ſogar gegen diejenige Spezies von Geſchöpfen, die man Herbivoren oder Grasfreſſer nennt. Ich ſpreche zuvörderſt Niemanden das Recht ab, zu eſſen, was er will, und hat Jemand Luſt, Lehm zu freſſen wie ein gewiſſes Küſtenvolk von Amerika, ſo werde ich mit naturhiſtoriſcher Neugier und Theilnahme ſeiner Mahlzeit zuſchauen. Ich würde ſogar einem Gemüſeeſſer ſehr dankbar ſein, wenn er mir ſeine Leiche zuſagte, damit ich als Anatom unterſuchen könnte, ob ſein Duodenum kürzer oder länger geworden ſei. Auch geſtehe ich dem „vegetabiliſchen Syſtem" einen mediziniſchen Werth zu. Es iſt keine Frage, daß eine vegetabiliſche Koſt beruhigender wirkt, als eine animaliſche; es kann daher in gewiſſen körperlichen Zuſtänden nöthig ſein, ſich für einige Zeit des Fleiſches zu enthalten. Ja, gegen die Nachwirkungen der Syphilis ſoll eine jahrelange vegetabiliſche Diät eine ganz probate Kur ſein, und es gibt Menſchen, die, nachdem ſie einige Jahre zur Umwand-

lung ihrer durch die Syphilis verdorbenen Säfte die Gemüsekur gebraucht hatten, derselben aus bloßer Gewohnheit oder in dem Glauben treu blieben, daß eine Lebensart, welche gegen ein spezielles Uebel gute Dienste geleistet, ein Universalmittel gegen alle Uebel sei. So wenig wie einem Syphilitischen, würde ich einem Gefangenen viel Fleisch zu essen geben, da ihm dasselbe die nöthige Geduld erschweren würde und Fleischkost Thätigkeit und Bewegung voraussetzt."

„Man sieht also, daß ich der Gemüsediät vollständige Gerechtigkeit wiederfahren lasse, sofern sie eine persönliche Liebhaberei ist und in Ausnahmsfällen ihre Dienste leistet. Aber was ich, gelinde ausgedrückt, für eine Verirrung ansehe, ist ihre Ausschließlichkeit für alle Fälle. So wenig ich es für gerechtfertigt halten könnte, bloß Fleisch zu essen, so wenig halte ich es für vernünftig, bloß Vegetabilien zu essen. Der Mensch ist nicht deshalb für Beides körperlich disponirt, damit er sich dem Einen oder Andern entfremde. Daß er das Maß und die Vertheilung bestimme, dazu ist er ein sittliches und vernünftiges Wesen. Nicht bloß der Gesundheit halber, sondern auch der geschichtlichen Zwecke wegen ist die Fleischnahrung eine Nothwendigkeit. Diejenigen Völker, welche die meiste Thatkraft entwickeln, z. B. die Engländer und Nordamerikaner, leben größtentheils von Fleisch. Auch zeigt die Analogie der Thiere, daß die Fleischnahrung eine Bedingung der Kraft und des Muths ist. Es ist daher sogar im Interesse des Kugelregens, daß man Beefsteaks und Schinken nicht verschmäht. Der Bürger Struff macht zwar mit Genugthuung darauf aufmerksam, daß die stärksten Thiere, z. B. der Elephant, der Ochse und das Pferd, von Vegetabilien leben. Aber

der Löwe ſchlägt ein Rind mit einem einzigen Tatzenhieb zu Boden, verſpeiſ't Pferde und Ochſen, und gäbe es Löwen von der Größe des Elephanten, ſo wären die Elephanten in kurzer Zeit ausgerottet. Auch zeigt uns der Bürger Struff, daß die pflanzenfreſſenden Thiere die kultivirteſten, die brauchbarſten ſeien. Er macht aber ſeiner Theorie kein beſonderes Kompliment, wenn er beweiſ't, daß ſie geeignet mache, ein Laſtträger oder eine Mahlzeit für Andere zu werden. Zur Freiheit zeigt uns dieſe Wirkung nicht den Weg und es ließe ſich eine ganz gute Parallele ziehen zwiſchen den laſttragenden Völkern und den pflanzenfreſſenden Thieren. Ja, ein Despot würde eine ganz praktiſche Konſequenz befolgen, wenn er alle Fleiſchnahrung aus dem Volk verbannte und ſie nur für ſich und ſeine Soldaten in Beſchlag nähme. Er wäre ſicher, dann auch in Bezug auf die phyſiſche Erziehung eine Heerde von Lämmern, Kameelen und Rindern zu erhalten. Iſt es nicht grade eine bevorzugende Eigenthümlichkeit, daß die fleiſchfreſſenden Thiere, die Hunde ausgenommen, ſich nicht dazu eignen, verſpeiſ't zu werden? Die Raubthiere wie die Könige freſſen ſich nicht unter einander auf, ſie freſſen nur das plebejiſche Vieh, das den Kopf zur Erde beugt, um ſich mit Gras und Kartoffeln zu mäſten. Seit wann iſt es ein Vorzug, als Laſt- und Schlachtvieh geboren oder erzogen zu werden?"

„Der Bürger Struff hat uns noch nie die Frage beantwortet, wie es auf der Welt ausſehen würde, wenn ſeine Theorie ſtets befolgt und kein Thier geſchlachtet worden wäre. Es würde ein ſolches Gedränge von Rindvieh und Schweinen auf der Welt ſein, daß die Menſchen in und von der Luft leben müßten. Glaubt man, die Thiere

seien bloß vorhanden, um zu leben und den Menschen zu inkommodiren? Ich bin der Meinung, es sei eine natürliche Bestimmung, daß der Mensch nach und nach, wie er die Erde kultivirt, alle schädliche, nämlich alle Raubthiere (die nur auf der unkultivirten Erde eine Bestimmung hatten) möglichst ausrotte, dagegen die nützlichen oder brauchbaren Thiere möglichst pflege und benutze. Ich fodere mit Heinrich IV., daß jeder Bürger sein Huhn, ja vielleicht seinen Hasen- und Rehbraten im Topf habe. Damit er aber nicht zu übermüthig und wild werde, setze ich auch voraus, daß er das Huhn nicht allein esse, sondern eine entsprechende Quantität Gemüse dazu verzehre."

„Die Frage der Benutzung der Thiere führt uns zur Hauptfrage. Der Bürger Struff will uns durch Rechts- und Humanitätsgründe überzeugen, daß es Unrecht und Inhumanität sei, die Thiere zu tödten. Ich ziehe zunächst einige Konsequenzen. Sollen die Thiere dem Menschen gleichgestellt werden, so daß es rechtswidrig sei, ihnen das Leben zu nehmen, so ist es nothwendig auch rechtswidrig, sie zu berauben, und wenn der Bürger Struff noch immer einen Rock von Wolle trägt, die einem Schaf geraubt worden ist, so begeht er eine arge Inkonsequenz. Ferner ist es inkonsequent, die Thiere in ihrer Freiheit zu beschränken, sie zu benutzen, ja zu unterjochen. Wer gibt dem Bürger Struff das Recht, auf einem zur Freiheit geborenen Roß spazieren zu reiten, oder ein Regiment Kavallerie zu errichten zur Bekämpfung der Despoten? Uebrigens trinkt der Bürger Struff Milch und brennt Talglichter. Ist das nicht ein Verbrechen gegen seine Sittenlehre? Wenn es eine Sünde gegen die Humanität ist, nicht bloß ein Thier zu tödten, sondern auch durch Be-

nutzung des getödteten sich an der Sünde indirekt zu betheiligen, so ist es gewiß inhuman, die Milch zu trinken, welche zur Ernährung des Kindes einer Kuh bestimmt war und nur dadurch für den Bürger Struff disponibel wurde, daß man das Kind seiner Mutter wegnahm und schlachtete. Und wie kann der Bürger Struff es mit seiner Konsequenz vereinigen, daß er Wasser trinkt, welches in jedem Tropfen eine Anzahl Thiere nährt, und daß er spazieren geht, während er weiß, daß er mit jedem Fußtritt einige zum Leben berechtigte Geschöpfe vernichtet? Ja, wie will er seine Verbrechen verantworten, wenn er nebst Gemalinn in heißen Nächten die Jagd auf gewisse unaussprechliche Thiere kultivirt, die man nur dadurch los wird, daß man sie hinrichtet, ermordet, standrechtet? Wenn eine Lehre nicht durch ihre Konsequenzen erprobt wird, so ist sie falsch, sofern die Konsequenzen richtig sind."

„Aber ich ziehe noch weitere Konsequenzen. Ich behaupte, wenn der Mensch nicht das Recht hat, das Leben eines Thieres zu zerstören, so hat er auch nicht das Recht, das Leben einer Pflanze zu zerstören. Daß die Pflanze festgewurzelt ist und kein uns wahrnehmbares Schmerzvermögen hat, begründet um so weniger einen prinzipiellen Unterschied, da es Thiere gibt, die ebenfalls nicht von der Stelle kommen und sich, wie z. B. eine Auster, so schmerzlos verspeisen lassen wie eine Birne oder eine Pflaume. Die Konsequenz der Struff'schen Theorie muß sein, daß Alles, was lebt und sich entwickelt, ein Recht habe, in seinem Leben und seiner Entwicklung nicht beeinträchtigt zu werden. Und diese Konsequenz führt uns dahin, daß wir vor lauter Rechtsgefühl und Humanität entweder verhungern oder gleich dem Vogel Strauß Steine fressen müssen, die, sollten

ſie lebens- und entwickelungsfähig ſein, wenigſtens die beruhigende Eigenſchaft beſitzen, daß ſie unverdaut wieder in Freiheit geſetzt werden."

„Vernünftige Menſchen ſind der Meinung, ein Recht könne nur exiſtiren unter der Vorausſetzung eines Bewußtſeins, alſo der Vernunft. Deshalb habe nur der Menſch Rechte und die Thiere, wie Alles, was die Erde produzirt, ſeien nur Gegenſtände, welche der Menſch zu ſeinen d. i. zu den humanen Zwecken benutzt. Die Humanität liegt nur im Gebiete der Menſchheit. Deshalb ſind es auch nur Rückſichten auf ſeine eigene Vernunft, wenn der Menſch die Thiere nicht mißhandelt und nicht unnöthiger Weiſe quält. Was unvernünftig iſt, widerſteht dem vernünftigen Weſen."

„Hiermit breche ich für heute ab. Es gibt Menſchen, die glauben, ungeſtraft Narren ſein zu können, wenn ſie es im Namen der Freiheit ſind. Ich bin nicht gutmüthig genug, ſie auch dann noch zu ertragen, wenn ſie mit ihrer Narrheit dominiren wollen. Ich erkläre euere Gemüsetheorie für baare Verrücktheit und den Bürger Struff für ein abgeſchmacktes Gemiſch von humaner Anlage, Narrheit und Eitelkeit. Ich habe ihn geſchont und begleitet, weil ich hoffte, ſeine guten Eigenſchaften dadurch nutzbringend zu machen, daß ich ihn von ſeinen Narrheiten kurirte. Nachdem ich aber erkannt habe, daß er nicht bloß unheilbar iſt, ſondern auch ſtolz auf ſeine Verrücktheiten und daß er außerdem trotz der unbedenklichen Bloßſtellung ſeiner Tollheiten an einer diplomatiſchen Verſteckheit laborirt, die mir den verſöhnenden Eindruck des Ganzen ſtört, iſt es mir zu langweilig geworden, mich länger mit ihm zu katzbalgen. Ich ſage euch alſo hiermit Adieu und über-

lasse euch ohne Störung eueren vegetabilischen Uebungen."

Damit hängte er sein Gewehr um und ging.

„Der Straff ist der grobste Mensch, der mir je vorgekommen," rief Struff dem Lachenden nach und riß ein Bündel Gras aus der Erde.

Straff's rücksichtlose und frivole Rede bestärkte Struff's Anhänger nur in ihrem Eifer, obschon die von ihm urgirten Konsequenzen ihnen einige Unruhe verursachten. Sie schwuren auf's Neue ewigen Abscheu dem Fleischessen und die neue Republik ging an's Werk, um aus Gras und Sauerampfer eine Fest- und Humanitätssuppe zu kochen.

Da Straff sich gar nicht wieder sehen ließ, hatte die Republik einige Tage ruhigen Bestand. Wer hätte ahnen können, daß sie den Keim der Revolution in ihrem eigenen Schooße barg! Nach einigen Tagen meldeten sich nämlich bei Struff II. die von Straff gezogenen Konsequenzen wieder. Sie wurden so zudringlich, daß sie ihn gar nicht mehr schlafen ließen. Aber sie führten ihn keineswegs zu der Erkenntniß, daß man das Fleisch nicht verdammen müsse, sondern zu der Einsicht, daß Struff I. nicht konsequent genug war und nicht weit genug ging. Es wurde ihm klar, daß das Pflanzenessen ein eben so großes Verbrechen sei wie das Fleischessen. Nachdem er hierüber ganz mit sich einig geworden, legte er Struff I. ein offenes Bekenntniß ab, sagte sich feierlich von seiner Lehre los und erklärte, daß er von nun an — bloß Steine essen werde.

Struff I. war nicht wenig überrascht, aber alle seine Gegenvorstellungen halfen nichts. Sogar seinen „Hintergrund" zog er ohne Erfolg hervor. Er mußte es mit an-

ſehen, wie Struff II. Kieſel aß und ſich zum Frühſtück Kaffee aus Braunkohlen kochte. Ja, er mußte zu ſeinem Schrecken erleben, daß ſein Schüler nach und nach ein ſteinartiges Ausſehen bekam und marmorkalt wurde. Und als derſelbe ſogar behauptete, ſein Verſtand werde täglich klarer und ſein Gemüth täglich ruhiger, ja als er aufſtellte, er werde nach dem Tode auf einen Stern verſetzt, wo ſeine Seele ſich von dem Waſſer der Diamanten nähre, wurde es Struff I. ganz wirr davon im Kopfe.

Sein einziger Troſt war, daß Struff III. treu bei ihm ausharrte. Aber auch dieſer Troſt hielt nicht lang vor. Struff III. wurde allmälig ebenfalls von dem Geiſt Struff's II. erleuchtet und bekannte ſich wie dieſer — zum mineralogiſchen Syſtem. So war alſo auf der Inſel das zoologiſche, das vegetabiliſche und das mineralogiſche Syſtem vollſtändig repräſentirt.

Aber bei dieſen drei Syſtemen ſollte es nicht bleiben. Nachdem Struff III. eine Zeit lang Steine gegeſſen hatte, erkannte er plötzlich, daß er noch immer nicht ganz konſequent war und nicht weit genug ging. Er gelangte zu dieſer Erkenntniß, als er eines Tages ein Stück — eines verſteinerten Seethiers und einer verſteinerten Pflanze gegeſſen hatte. Von dieſem Augenblick an ſah er in jedem Stein ein verſteinertes Thier oder eine Pflanze und ſein Gewiſſen ließ ihm keine Ruhe mehr. Er ſagte ſich daher von Struff I. und Struff II. feierlich los und beſchloß — gar nichts mehr zu eſſen.

Struff I. hatte in wenig Tagen viel traurige Erfahrungen gemacht. Das Benehmen Struff's konnte er verſchmerzen, weil er es ſeiner Grobheit zuſchrieb, ſeiner Ungläubigkeit und ſeiner Leidenſchaft für Fleiſchſpeiſen. Aber

weit näher ging ihm der Abfall seiner beiden Anhänger, die weder eine Grobheit gesagt hatten, noch ihm den Trost ließen, daß ihrer Abtrünnigkeit Zweifelsucht und ihrer antivegetabilischen Gesinnung Eigennutz des Gaumens oder des Magens zu Grunde liege. Dennoch wurde Struff nicht gebeugt. Sein Muth, sein Glaube und seine vegetabilische Ueberzeugung blieben unerschüttert. Aber es ging mit ihm eine Veränderung vor, die Niemand zu deuten wußte, obschon sie seiner Gemalinn mitunter Unruhe machte. Er streckte sich nämlich häufig auf den Boden hin und wurde sehr nachdenklich, dann stieß es ihm plötzlich auf und er begann zu kauen, obschon er nichts in den Mund gesteckt hatte. Dabei sah er so gleichgültig und vegetabilischtiefsinnig in die Welt hinein, daß man — schrecklicher Gedanke! — zu der Vermuthung hätte gelangen können, er habe vom Pflanzenessen sieben Magen bekommen und sei am — Wiederkäuen!

Wunderbare Szene! Wer vermag es zu beschreiben, wie Struff I., seine besorgte Gemalinn zur Seite, im Grase liegt und wiederkäut, wie auf der anderen Seite Struff II. als lebendige Marmorbüste dasitzt und über den Diamantstern nachdenkt, Struff III. aber als abgemagertes Gerippe sich vor Hunger am Boden windet! Und während diese edlen Naturen für ihre Ueberzeugungen, für die Ideen der sittlichen Menschheit leben und leiden, im Vertrauen auf die Vorsehung, jagt der fühllose, sinnliche Straff, der „alles menschliche Gefühl abgestreift" hat, am anderen Ende der Insel Rebhühner und bratet sich wilde Kartoffeln dazu!

Mit Struff I. ging noch eine andere, weit merkwürdigere Veränderung vor. Es zeigten sich nämlich an den

Seiten ſeines Vorderkopfes allmälig zwei auffallende Erhöhungen. Er freute ſich derſelben, da er als Phrenologe darin eine Verſtärkung der Denkorgane erkannte, die er früher an ſeinem Schädel vermißt hatte. Seine Gemalinn fand in dieſer Auslegung alle Beruhigung und wenn Struff wiederkäuend im Graſe lag, betrachtete ſie jetzt mit ſtolzer Genugthuung ſeine wachſenden Denkorgane.

Eines Tages fiel es Straff ein, einmal zuzuſehen, bis zu welchem Grade der Entwickelung die vegetabiliſche Republik ſchon gediehen ſei. Von den vorgegangenen Veränderungen wußte er natürlich nichts. Als er ſich näherte, gewahrte er unter einem herübergebogenen Felſen einen Menſchen regungslos am Boden liegen. Näher zuſehend fand er Struff III. zum Gerippe abgemagert und todt. Der Edle war den Tod der Ueberzeugung geſtorben und hatte über ſich in den Felſen, der ihm zum Leichenſtein diente, die Worte eingegraben: „hier liegt Kaspar Struff, der Humanſte der Humanen, der Freieſte der Freien, der Konſequenteſte der Konſequenten.“

Straff eilte weiter, um ſich dieß Räthſel deuten zu laſſen. In einiger Entfernung bemerkte er Struff II. auf einem Felsblock ſtehend. Er rief ihm zu, erhielt aber keine Antwort. Beim Nähertreten bemerkte er, daß Struff II. kalt, leblos und hart wie ein Stein war. Er war zur Statue geworden, war verſteinert. Mit dem rechten Arm wies er gen Himmel und auf dem Zeigefinger hatte er mit einem ſcharfen Kieſel die Worte eingeſchrieben: „Dort oben auf dem Diamantſtern“!

Straff glaubte in einer verzauberten Welt zu ſein. Indem er erſtaunt daſtand und nicht wußte, was er beginnen ſollte, hörte er in einiger Entfernung die Gemalinn

Struff's I. jämmerlich um Hülfe rufen. Was ſah er? Ein Ochſe mit großen Hörnern erhob ſich vor der Frau Struff auf die Hinterfüße und machte die zärtlichſten Verſuche, ſie zu umhalſen. Straff eilte als helfender Ritter hinzu, griff ſein Gewehr von der Schulter und ſtreckte den Ochſen durch einen wohlgezielten Schuß zu Boden.

„Um Gottes Willen, rief Wittwe Struff, was haben Sie gethan? Sie haben meinen Struff, meinen Johann erſchoſſen!“

Struff lag da in den letzten Zügen. Kein Kugelregen, nur ein einziger Tropfen hatte ihn erlegt. Er wußte von ſeiner körperlichen Veränderung eben ſo wenig wie er früher jemals den Eindruck ſeiner Erſcheinung und ſeines Benehmens zu berechnen verſtand. Zu Straff gewandt, ſprach er ſeine letzten Worte: „Dahin führt die Gottloſigkeit und die Leidenſchaft des Fleiſcheſſens! Nachdem du das Wild dieſer Inſel ſämmtlich verzehrt, wirſt du endlich zum Menſchenfreſſer und erſchießeſt deinen Bruder. Ich ſterbe getroſt, denn mein Tod wird der ſprechende Beweis für die Vorzüglichkeit meiner Lehre ſein und aus meiner Aſche werden die Veilchen der Auferſtehung ſprießen und den Weg zum Hintergrund der Vorſehung bezeichnen.“

Struff ſtarb. Seine Wittwe erholte ſich bald und ſprach zu Straff, der zwiſchen Mitleid und Erſtaunen getheilt war: „Ich würde Ihnen ewig zürnen, daß Sie mir meinen Johann geraubt haben, wenn ich nicht in Ihnen zugleich meinen Retter erkennen müßte. Ich rede nicht davon, daß Sie mich vor den Umarmungen eines Mannes bewahrt haben, der in der Geſtalt des verwandelten Jupiter ſehr maſſive Liebkoſungen erwarten ließ; aber ich muß bekennen, nur Ihrer Gefälligkeit, welche mir regelmäßig

Fleiſch und Wurſt zuſteckte, habe ich es zu verdanken, daß ich nicht die gleichgeſtaltete Gefährtinn meines unglücklichen Johann geworden bin. Und wenn ich mir denke, daß ich, mit Hörnern, Schweif und vier Füßen verſehen, die Angebetete eines Apis ſein ſollte — ha! die bloße Vorſtellung könnte mich verrückt machen über ſolche Art von Emanzipation des Weibes!"

Straff bemerkte in der Ferne ein Schiff. „Sehen Sie", ſprach er, „unſere Retter nahen? Erweiſen wir Ihrem Johann die letzten vegetabiliſchen Ehren, begraben wir ihn unter einer Pyramide von duftendem Heu und ſchiffen wir uns ein. Eins haben wir auf dieſer Inſel doch gelernt, nämlich die Kunſt, mit Hülfe der Vorſehung und des vegetabiliſchen Syſtems „ein Gott" d. i. ein Jupiter zu werden."

*

Sobald ich in meiner neuen Wohnung bei der braven Familie Hunter einiger Maßen zur Ruhe gekommen war, ſuchte ich meine alte ſchriftſtelleriſche Thätigkeit wieder aufzunehmen. Es war aber damals leichter zu ſchreiben, als drucken zu laſſen. In Teutſchland war kein Verleger für einen revolutionairen Schriftſteller mehr aufzutreiben, auch wenn er die unverfänglichſten Sachen ſchrieb. Sogar für eine Bearbeitung des Buchs von Ledrü Rollin über Englands Verfall, deſſen Verfaſſer mich und Struve in Stand ſetzen wollte, eine teutſche Ausgabe (nebſt Einleitung) gleichzeitig mit dem franzöſiſchen Original erſcheinen zu laſſen, wollte ſich kein Verleger finden. Ich hatte eine ſchon in Genf verfaßte (ſpäter in Amerika veröffentlichte) Schrift „über die Stellung und die Rechte der Weiber"

nach Leipzig an eine Frau gesandt, die sich mit begeisterter Theilnahme für meine Thätigkeit interessirte und sich alle mögliche Mühe gab, einen Verleger aufzutreiben. Aber über die Weiber konnte ich in Teutschland so wenig publiziren wie über die Männer. In der Schweiz hatte ich ebenfalls seit Jenni's Erkrankung jede Gelegenheit zu Publikationen verloren, die, statt Geld zu kosten, etwas einzutragen versprachen. Unter diesen Umständen stand mir kein anderes Mittel zu Veröffentlichungen mehr zur Verfügung, als die von dem vertriebenen Herzog von Braunschweig herausgegebene „Londoner Deutsche Zeitung".

Ich habe schon früher berichtet, welche Liebhaberei dieser Mann für meine revolutionairen Schriften hatte, die er für das probateste Mittel zur Aergerung seiner früheren Kollegen hielt. Persönlich hatte ich nie etwas mit ihm zu thun gehabt, auch hatte ich der Redaktion seines Blattes von Genf aus in einer Reklamation erklärt, daß ich mir die Publikation meiner Brochüren in der „Lond. D. Ztg." verbitten müsse, wenn man dieselben beliebig zuschneide und nicht zu dem Zweck verwende, wozu sie geschrieben seien. Der Republikanismus, bemerkte ich dabei, lasse sich nicht gutwillig als Mittel einer fürstlichen Rancune benutzen. In London ließ Se. Ex-Hoheit mir und Struve durch Dero Sekretair Anträge über Lieferung von Beiträgen für die „Deutsche Zeitung", auch, so viel ich mich erinnere, über Betheiligung an der Redaktion machen. Natürlich erklärten wir uns bereit, das Blatt zu schreiben, wenn wir seine Tendenz beherrschen und offen vertreten könnten. Se. Hoheit aber wollten es nicht aus der Hand geben und beriefen sich bei wiederholten Anträgen, die mir

allein gemacht wurden, auf die englischen Gesetze; er habe Kaution gestellt und werde für Das verantwortlich sein, was ich publizire, auch wenn ich mich als Redakteur auf dem Blatte nenne. Der Mann wünschte sehr mich kennen zu lernen und ließ mich wiederholt einladen, ihn zu besuchen. Natürlich ging ich darauf eben so wenig ein wie auf den Antrag, unter seiner Direktion den Redakteur zu machen, da ich wollte, der Herr Ex-Herzog solle der Revolution dienen, während er die Revolution dem Ex-Herzog dienstbar machen wollte. Wer das Papier zu meinen Schriften zahlte, das erklärte ich für gleichgültig; aber es sollte Niemand glauben dürfen, sie seien im Dienst oder Interesse eines Anderen, namentlich eines Fürsten, geschrieben. Vielleicht würde ich das Blatt dennoch in die Hand bekommen haben, wenn mir der Aberglaube nicht in die Queere gearbeitet hätte. Der Exherzog machte nämlich plötzlich die Entdeckung, daß mein Name 7 Buchstaben habe, und vor Namen mit 7 Buchstaben hatte er eine besondere Schicksalsfurcht. Die sieben Buchstaben machten ihn zweifelhaft, ob er mir hinlänglich trauen könne, ob ich ihm nicht Unheil bringen werde, und die Furcht vor meinem Namen trug zuletzt den Sieg über die Liebhaberei für meinen Styl davon. Er machte mir daher keine andere Konzession, als daß er mir versprechen ließ, eine Brochüre, die ich eben beendet hatte, unverändert abzudrucken. Die Brochüre hieß „Lehren der Revolution". Als Honorar sandte der Knicker mir 6 Pund Sterling, die mir aber in meiner damaligen Lage so viel werth waren wie 1000 Thaler in mancher anderen.

Dieß ist das ganze Verhältniß, in welchem ich zu dem flüchtigen Herzog von Braunschweig gestanden habe. Ich

habe den Mann nie gesehen, nie gesprochen, mich ihm nie genähert und trotz allen seinen Bemühungen in keiner anderen Beziehung zu ihm gestanden, als im Vorstehenden angegeben ist. Wenn daher z. B. das Pierersche Konversationslexikon in seiner biographischen Skizze von mir berichtet, ich habe „regen Antheil an der deutschen Londoner Zeitung des Erherzogs Karl von Braunschweig genommen", so ist diese Angabe durchaus unrichtig und wol nur dadurch veranlaßt worden, daß der Erherzog aus eigenem Antrieb meine Flugschriften abdrucken ließ. Nicht ich habe „regen Antheil an der Londoner Deutschen Zeitung" genommen, sondern der Herausgeber dieser Zeitung hat regen Antheil an der Verbreitung meiner Flugschriften genommen.

Trotz aller Vorsicht brachten die 7 Buchstaben den herzoglichen Redakteur dennoch in die größte Verlegenheit. Die „Lehren der Revolution" nämlich verursachten einen ungeheuren Lärm und zwar am unrechten Orte, wo man es nicht erwartet hatte, nämlich in London selbst. Durch diesen Lärm verlor er die Lust, weitere Beiträge aus meiner Feder zu publiziren, und mich selbst half die Brochüre nach Amerika treiben.

Sobald die „Lehren der Revolution" erschienen, waren es zunächst die Diplomaten und ihre Agenten, die ein öffentliches Skandal dagegen erhoben, und als ihr Organ diente hauptsächlich die Londoner „Times".

Aus der Schweiz hatte man mich glücklich entfernt und wenn auch der Streich mißlungen war, mich direkt nach Amerika zu schaffen, mogte man sich doch der Hoffnung hingeben, daß in England meine Mittellosigkeit mich unschädlich machen werde. Und nun trat ich plötzlich wieder

in einer Weiſe auf wie nie zuvor und zwar in einem Blatte, welches vermuthen ließ, daß mir deſſen bedeutende Mittel zur Verfügung geſtellt ſeien. Man kann ſich denken, wie die Herrn Diplomaten, namentlich den Herrn von Bunſen, dieſe Enttäuſchung verdrießen mußte. Sie ließen in der „Times“ einen Lärm ſchlagen, als habe England in mir dem wahren Satan ein Aſyl bereitet, wobei es ſich von ſelbſt verſteht, daß ihnen als Pinſelſtriche zu dem Bilde, welches ſie von mir entwarfen, die rotheſten, aus dem Zuſammenhang geriſſenen und durch die willkürlichſten Zuſätze entſtellten Paſſagen meiner Flugſchrift dienten. Damals war die Alien-Bill ſchon aufgehoben; aber die „Times“ ging ſo weit, an die Miniſter gradezu die Foderung zu ſtellen, daß ein ſolcher Menſch in zwei Mal vierundzwanzig Stunden aus dem Vereinigten Königreich zu vertreiben ſei, das Parlament werde der Regierung mit Freuden Indemnität dafür bewilligen. Natürlich war dieſe Foderung bloß lächerlich und von offiziellen Folgen habe ich nichts Anderes verſpürt, als daß einige Zeit die Polizei ſich in der Gegend meiner Wohnung mehr bemerkbar machte und daß ſpäter Lord Palmerſton den teutſchen Regierungen meinen Namen als Schreckgeſpenſt zitirte, um ſie vor zu rückſichtloſer Reaktion zu warnen. Die Hauptwirkung des Lärms in der „Times“ aber und die nachtheiligſte für mich war der Schrecken und Abſcheu, welchen mein Name und die erregte Vorſtellung von meiner Perſon den loyalen Engländern einflößte. Dieß ging ſo weit, daß ich eines Tags, als ich Ruge in Brighton beſuchte, im Eiſenbahnwagen gewöhnliche Philiſter ſich mit ſittlichſter Empörung über den Flüchtling Heinzen unterhalten hörte, ein Name, den ſie früher nie gehört hatten und der ſich

dem Ohr eines Engländers nicht so leicht einprägen konnte. Genug, die indirekte Wirkung meiner Schrift beim englischen Publikum schnitt mir die wenigen Erwerbsquellen, die so mühsam waren aufgefunden und geöffnet worden, nach und nach vollständig ab und trieb mich auf diese Art über das Meer.

Nach anderen Seiten erregte die publizirte Brochüre — wobei als Quelle der Beurtheilung fast immer die „Times" diente — nicht weniger Sensation. Die sanften und friedlichen Revolutionaire, welche glauben eine Welt von Blutvergießern ohne Blutvergießen umwandeln zu können, erschraken vor der Gefahr, ebenfalls in den Verdacht der in der „Times" geschilderten Tigerhaftigkeit zu kommen, und protestirten gegen meine rothen Doktrinen. So namentlich Herr Lamennais, welcher damals in Paris die „Reform" rédigirte. Wenn ich, um hervorzuheben, daß die Freiheit um jeden Preis müsse errungen werden, gesagt hatte, der Revolutionskampf könne möglicher Weise zwei Millionen Köpfe kosten (man zähle nach, ob seither nicht die Reaktion allein ein Paar Millionen Köpfe geopfert hat), so stellte mich die „Times" dar, als fodere ich auf ein Haar zwei Millionen Köpfe und wolle sie wo möglich mit eigener Hand abschlagen. Und vor solcher Ungeheuerlichkeit sank der fromme Herr von Lamennais in die Kniee.

Mit einem ähnlichen Eifer strengte man sich von Seiten der ungarischen Flüchtlinge an, den Verdacht der Uebereinstimmung mit meinen Doktrinen fern zu halten. Ich hatte mich in einer Entgegnung an die „Times" auf die Ungarn berufen, denen ich, mich auf zu günstige Zeitungsberichte stützend, die vernünftige Praxis zuschrieb, ihre unverbesser-

lichen Feinde aus der Welt zu schaffen, statt sie zu schonen. Dieß Lob der Ungarn, verbunden mit dem unverdienten Lob, das ich Herrn Kossuth gezollt hatte, ließ dessen Agenten Pulsky, welcher ihm unter den loyalen Engländern vorzuarbeiten suchte, keine Ruhe. Er steckte sich daher hinter den General Klapka und verleitete diesen zu einer Erklärung in der „Kölnischen Zeitung", worin er auf die thörichtste Weise die Ungarn gegen meine Beschuldigung in Schutz nahm, daß sie wirklich revolutionair und praktisch gehandelt hätten. Nachdem ich übrigens den Herrn General angemessen zurechtgewiesen und er sich näher nach mir erkundigt hatte, sah er sein Unrecht ein und ließ sich durch seinen Adjutanten Mednyansky bei mir entschuldigen, was er auch noch persönlich sich vorbehielt. Derjenige Ungar, der vollständig auf meiner Seite war und meine Brochüre durchaus billigte, war der wackere alte Böthy.

Diejenigen, die sich über die Wirkung der Brochüre am Meisten ärgerten, waren die Kommunisten. Es gibt nichts, das auf das edle Herz der Herrn Marx, Engels u. s. w. eine galligere Wirkung ausübt, als wenn von einem anderen Menschen, namentlich einem Revolutionair, öffentlich Notiz genommen wird. Die Thatsache, daß die Hauptzeitung der Welt, die „Times", sich so viel mit mir beschäftigte und mich als einen gefährlichen Menschen darstellte, während doch eigentlich der gefährlichste Mensch des Universums Herr K. Marx ist, war genügend, jenen Monopolisten der Weltbewegung den Schlaf zu rauben, und sie gaben sich alle Mühe, meine Unschuld in der chartistischen Presse zu retten.

Ehe ich von den Umtrieben dieser „Schwefelbanditen" weiter berichte, mache ich noch darauf aufmerksam, daß

meine Brochüre eine Probe für Das liefert, was Flüchtlinge in England publiziren können, ohne die Gefahr einer geſetzlichen Verfolgung zu laufen. Hätte man mir — in Ermangelung der aufgehobenen Alien-Bill — mit einem Prozeß zu Leibe gehen können, man würde es ſicher gethan haben. Es gibt aber kein engliſches Geſetz, welches eine Aufforderung zur Empörung in fremden Ländern verpönt, und was die Beſprechung revolutionairer Halsexekutionen u. ſ. w. betrifft, ſo kann ſie in der Allgemeinheit und mit der politiſchen Färbung, womit ſie in meiner Brochüre auftrit, nicht unter ſolche Geſetze gebracht werden, die etwa eine Anleitung zum Mord u. ſ. w. verpönen mögen, namentlich in England, wo der Fürſtenmord von den berühmteſten Schriftſtellern offen gepredigt worden iſt. Es erhellt daraus, daß man, wenn man ihn benutzen will, in England hinlänglichen Spielraum für eine wirklich revolutionaire Propaganda und mehr Schutz und Freiheit hat, als z. B. in der Schweiz. Das wäre denjenigen Flüchtlingen zur Beherzigung zu empfehlen, die von London aus mitunter ſo zahme Manifeſte erlaſſen haben, als ſeien ſie in Teutſchland ſelbſt gedruckt worden. Hätte ich Geld zum Leben gehabt, es würden mich keine Flugſchriften aus London vertrieben haben. Nur der Geldmangel und die angeborene Talentloſigkeit, ihm abzuhelfen, hat mich genöthigt, durch meine Thätigkeit in Amerika mir einigen Erſatz zu ſchaffen für die revolutionaire, die meiner Natur am Meiſten entſprach und die ich ohne jenes Hinderniß unabhängig und konſequent würde fortgeſetzt haben bis auf den heutigen Tag.

Beſchäftigen wir uns jetzt eine Zeit lang mit den Kommuniſten, den in jüngſter Zeit wieder ſo wohlriechend be-

kannt gewordenen „Schwefelbanditen“, und vorzugsweise mit ihrem würdigen „Chef“, dem Herrn Karl Marx. Ich halte nichts von der Affektation, welche ſolche Menſchen zu ignoriren ſucht. Sie haben hinlänglich bewieſen, daß ſie ſchaden können, und was ihren „Chef“ betrifft, ſo hat derſelbe jedenfalls mehr Verſtand und Talent, als ein ganzes Schock unſerer ſonſtigen „großen Männer“. Ueberdieß benutze ich, wie der Leſer wird bemerkt haben, in dem Bericht über meine Erlebniſſe nicht bloß jede Gelegenheit, Diejenigen, die ihrer Natur und ihrer Stellung nach der Revolution mehr ſchaden als nützen können, nach eigener Erfahrung in das rechte Licht zu ſtellen, ſondern auch Diejenigen hervorzuziehen, die ſich an dem gegen mich geführten Verleumdungskrieg beſonders betheiligt haben.

Eines Tages beſuchte mich in London der ehemalige preußiſche Referendarius Tellering, den ich ſchon dem Namen nach als den Wiener Korreſpondenten kannte, welcher während der ungariſchen Revolution die „Neue Rheiniſche Zeitung“ mit intereſſanten Berichten vom Kriegsſchauplatz verſehen hatte. Der Mann zeigte in ſeinem Weſen etwas Unruhiges, Verlegenes und Verwirrtes, das mir auffiel, das ich aber damals nicht zu deuten wußte. Denn damals hatte ich keine Ahnung davon, daß mich irgend ein Menſch beſuchen könne zu dem Zweck, ſich durch den Augenſchein zu überzeugen, ob ich, was Herrn Tellering die Schwefelbanditen verſichert hatten, ein Agent des Herzogs von Braunſchweig und ein Spion des Herrn von Bunſen ſein könne. Während der Unterhaltung kam das Geſpräch natürlich auch auf die „N. Rhein Ztg.“ und ihren Redakteur, den Herr Tellering nicht wenig verehrte. Ich rieth ihm, mit ſeiner Verehrung fortzufahren und den Verehrten

perſönlich recht eifrig zu ſtudiren, in 4—6 Wochen werde er genug von ihm wiſſen und auf eine ſehr unliebſame Weiſe von ihm Abſchied nehmen.

Es währte nicht ſo lang, bis Herr Tellering aus dem Kreiſe der verehrten „Bande“ hinausmaltraitirt war und ſeinerſeits einen ſolchen Haß gegen ſie auffaßte, daß er demſelben in einer, von den klobigſten Zärtlichkeiten ſtrotzenden Brochüre Luft machen mußte.

Ich hatte mich übrigens um Herrn Tellering nicht weiter bekümmert, ſo wenig wie um ſeine kommuniſtiſchen Freunde, als mir eines Tags ein Brief des Herrn Referendarius eingehändigt wurde, worin derſelbe dem General Klapka ſeine Feder gegen mich anbot. Ich ſchickte dieſen Brief dem Verfaſſer zu mit angemeſſenen Verſicherungen der Hochachtung, welche mir ſolche Ehrenhaftigkeit und ſolcher Revolutionseifer einflöße. Darauf antwortete mir Herr Tellering in dem folgenden Schreiben, das ich vollſtändig abdrucken laſſe, da es ſo recht einen Einblick gewährt in das kleinliche, gemeine Treiben und Intriguenſpiel, wodurch ſich gewiſſe „Revolutionaire“ auszeichnen, die als vorzugsweiſe berufene Vertreter der Freiheit, der Humanität und der Menſchenrechte ſich geberden. Man mag ſich aus dieſer kleinen Enthüllung eine Vorſtellung von dem edlen Eifer bilden, womit ſich ſolches Geſindel hinter dem Rücken Derer abmüht, die gradedurch ihren eignen Weg gehen, ohne ſich um alle die großen Männer und kleinen Spekulanten zu kümmern, die rechts und links gegen Ehre und Ehrlichkeit wegelagern, um Jedem, der ungeſchoren bleiben will, einen Tribut an Schmeicheleien und Rückſichten, oder Vortheilen und Dienſtleiſtungen abzupreſſen.

„Grün-Donnerstag-Abend, 28. März 1850.

Bürger Heinzen!

Als ich am 10. Dez. v. J. auf Veranlassung und in Begleitung des Ihnen durch mich persönlich zum Theil bekannt gewordenen komorner und hiesigen Spekulantenpaars Mednyanski-Klapka und Klapka-Mednyanski von Brüssel hier angekommen war, hatte ich noch die unschätzbare Ehre, ein Anhänger der Bande Marx und Consorten zu sein, die ich — einen kurzen Aufenthalt des Marx in Wien abgerechnet — bis dahin nur aus der Entfernung kannte.

Leider kann ich den Beweis führen, daß ich ein warmer Anhänger gewisser Persönlichkeiten dieser Bande gewesen bin, weil ich dieselben mit ihren Motiven für ebenso ehrlich hielt, als das Ziel, worauf wir gemeinschaftlich lossteuern. Erst hier in London zwang man mich anderer Ueberzeugung zu werden und jetzt sehr für diese und andere frühere Gutmüthigkeiten zu büßen.

Ueber Ihre spezielle Stellung zu Marx u. s. w. wußte ich aus seinem untergegangenen Blatte und von sonst nur allgemeines und nur wenig, aber beides war so beschaffen, daß es Sie in keinem günstigen Lichte vor mir erscheinen ließ.

Ihre eben in der „Londoner deutschen Zeitung" abgedruckt gewesenen „Lehren der Revolution" hatten, dessen werden Sie sich erinnern, hier am Platze zwei bekannte revolutionaire Größen (sit venia verbo) gleichzeitig gegen Sie zum Zeitungs-Turnier aufgestachelt, nämlich den ebengenannten, durch seine geschickte Spekulation mit den gewaltigen komorner Ochsen-Vorräthen berüchtigt gewordenen Klapka, und die mir damals noch befreun-

dete Bande Engels-Marx. Sie erinnern ſich ebenſo, wie die geiſtige Ohnmacht und der öſterreichiſche Schnurrbart-Witz des erſtern ſich in der kölniſchen Zeitung gezeigt, wie die neidiſche, vor revolutionairer Verdunklung bange, ſchlecht plaſirte Wuth der letzteren ebenſo öffentlich, noch mehr und ſchnaubender aber insgeheim und zeitungsanonym mit jenem komorner Görgey wider Sie Chorus gemacht.

Wenn ich nicht irre, ſchon am Tage meiner Ankunft hierſelbſt — ich hatte kaum meine ſchuldige Reverenz bei Marx und Conſorten gemacht — hatte ſich beſonders Engels in einem in der Nähe des Kommuniſtenklubs befindlichen Kaffeehauſe in Gegenwart der Eheleute Marx, Schramms und, ich glaube, auch eines anderen, dahin geäußert, daß Sie nicht nur ein Söldling Braunſchweigs, ſondern auch ein Vertrauter (vulgo Spion) Bunſens ſeien, und nur auf Grund deſſen und um die demokratiſche Emigration in England zu kompromittiren, wie Sie gethan, geſchrieben hätten. — In meiner Voreingenommenheit für die Bande, welche in den erſten Tagen meiner Ankunft hierſelbſt noch ungeſchwächt fortdauerte, und in meiner durch meine begreifliche anfängliche Unwiſſenheit über die nähern Umſtände der hieſigen Emigration bedingten ſubalternen Stellung, hatte ich mit Rückſicht auf die Ueberzeugung, welche ich über Sie mit hierher gebracht, einſtweilen noch keine Veranlaſſung, dieſe damaligen Verſicherungen der Bande Marx u. ſ. w. in den geringſten Zweifel zu ziehen, und für das, was ſie waren, für pure Verleumdungen zu halten. Sie waren als Söldling Braunſchweigs, als Vertrauter Bunſens in der That für dieſen Augenblick in jeder Beziehung für mich verdammlich.

Auch das, über den von Ihnen für seine unkluge Initiative in der kölnischen Zeitung erhaltenen Hieb empfindliche Spekulanten-Paar Mednyanski-Klapka unterhielt sich mit mir über Sie und Ihr Auftreten, wobei ich demselben nicht nur mittheilte, was ich über Sie von meinen damaligen Parteigenossen erfahren, sondern Klapka auch das Ihnen nun so österreichisch bornirt und polizeiniederträchtig in die Hand gespielte Anerbieten machte.

Indem ich mich auf den Grund des Gesagten weiter über dieses Anerbieten ausspreche, ersuche ich Sie, vor allem festhalten zu wollen, daß ich dem Klapka, ungeachtet meiner damaligen Ueberzeugung, dennoch principaliter abgerathen, wider Sie von neuem aufzutreten, und nur für den Fall, daß er es nicht unterlassen könne, meinen Beistand versprochen habe. Ich war dabei nämlich von der Voraussetzung ausgegangen, das allgemeine demokratische Interesse für diesen abgerathenen Fall besser wahren zu können, als der Ablieferer der komorner Festung und Ochsen.

Unterdessen erhielt ich täglich neue Gelegenheit, mich über die Verhältnisse und die Persönlichkeiten der hiesigen Emigration genauer und besser zu unterrichten. Eine der Folgen davon war, daß ich alsbald meine Ansichten, meine in obiger Weise gewonnene Ueberzeugung über Sie dergestalt modifiziren mußte, daß ich zuletzt, um vollens Genüge zu bekommen, mich quoique und malgré entschloß, Sie persönlich zu besuchen. Der persönliche Eindruck ist mir lieb, ich gebe immer etwas auf ihn. Deßhalb gestehe ich Ihnen hier ebenso unbefangen, wahr und freimüthig, als ich überhaupt jetzt geschrieben, daß der Eindruck, den Sie beim ersten Besuch auf mich machten, den ungünstigen, wel-

chen ich — obwohl modifizirt — noch hatte, ganz verdrängte. Auch eilte ich sofort zu Klapka und zu Mednyanski, den ich bei ihm antraf, und machte ihnen die gleichzeitige Erklärung, daß ich den mir über Sie von der Bande Marx-Engels gemachten Berichten nach den Erkundigungen, die ich seit meiner Ankunft hier eingezogen, überhaupt nach den Erfahrungen, die ich täglich zu machen Gelegenheit bekomme, und namentlich nach meinem Besuche bei Ihnen keinen Glauben mehr schenken könne, ihn, Mednyanski, vielmehr, damit er sich selber überzeuge, ersuchen müsse, mit mir bei Ihnen Besuch zu machen. Mednyanski folgte auch alsbald meiner Einladung und hat so vor Ihnen selber ein unwiderlegbares Zeugniß von meiner über Sie unterdessen geänderten Ueberzeugung abgelegt. Er sprach sich später auch dahin aus, daß auch Klapka, nachdem er Sie in einer Gesellschaft angetroffen, es nun halb und halb bereue, gegen Sie so österreichisch dumm vom Leder gezogen zu haben.

Ich hoffe, Sie werden hiernach auch unaufgefordert begreifen, daß mein dem Klapka in Betreff Ihrer gemachtes Anerbieten nach solchen Vorkommnissen, insbesondere aber nach dem nicht abzuleugnenden gemeinschaftlichen Besuche, den Mednyanski nach dem 12. Dezember mit mir bei Ihnen gemacht, alle und jede Bedeutung verloren hat, selbst wenn, wie von Leuten, denen ich nachweisen kann, daß sie sich mir gegenüber wie gemeine Spitzbuben benommen, zu erwarten steht, die über Sie mündlich stattgehabten Unterhaltungen nur für Klatsch ausgegeben werden sollten.

Unterdessen wurde das Spekulantenpaar Klapka-Mednyanski, weil ich keine Lust bezeugte, mir eine mir zuge-

dachte jämmerliche Wiederholung seiner Behandlung gefallen zu lassen, sondern es dafür nach Gebühr zurecht setzte, natürlich mein ingrimmiger Feind und hat als solcher, wie ich nach Ihrem Briefe nicht anders annehmen kann, in seiner österreichisch subalternen Gemeinheit und Bosheit es für sehr folgenreich erachtet, das Original jenes jetzt seit lange bedeutungslosen Briefs in Ihre Hände zu spielen. Wahrscheinlich aber genügen diese Angaben und Thatsachen vollständig, Sie von dem Charakter und dem Werthe jener armseligen Denunziation, die so ganz auf ihre Urheber zurückfallen muß, zu überzeugen, ohne daß ich einstweilen mehr darüber schreibe. Ich ersuche Sie daher, mir neben Ihren etwaigen weiteren Bemerkungen nunmehr auch die Art und Weise gefälligst mittheilen zu wollen, durch welche Sie in den Besitz des in Ihrem Briefe erwähnten Schreibens gekommen sind. Damit Sie jedoch Gelegenheit haben, die spezifische Moral des komorner und hiesigen Spekulanten-Paars Klapka-Mednyanski, sowie der Bande Engels-Marx des Näheren kennen zu lernen, lade ich Sie ein, bei mir Kenntniß von den zwischen uns stattgehabten schriftlichen und mündlichen Verhandlungen nehmen zu wollen.

Ihr

E. Tellering."

Wie Herr Tellering, so haben sich von Herrn Marx noch eine Menge anderer Leute eine Zeit lang täuschen und benutzen lassen. Regelmäßig aber kehrten sie ihm nach einiger Zeit als Feinde den Rücken. Sein Talent hatte sie angezogen, doch sein Charakter trieb sie wieder fort. Jeden Falls ist es der Mühe werth, ein solches Individuum etwas näher kennen zu lernen, und ich will nach genauem

Perſonalſtudium ein getreues Bild von ihm entwerfen, damit, nachdem er jetzt ein berühmter Mann geworden iſt, mein Beitrag zu ſeiner Biographie der Nachwelt geſichert bleibe. Aus bloßen Schriften lernt man keinen Menſchen richtig beurtheilen. Man muß ihn perſönlich vor ſich haben, ihn phyſiognomiſch und phyſiologiſch ſtudiren, um ein richtiges Bild ſeines ganzen Weſens zu erlangen. Deshalb will ich mit einer Photographie des großen Mannes beginnen.

K. Marx ſtammt von jüdiſchen Eltern aus Trier her und der orientaliſche Typus iſt ſeiner originellen Erſcheinung auf eine ganz frappante Weiſe aufgeprägt. Sein liederlich verworrenes Haar iſt kohlſchwarz und ſein Teint ſchmutzig gelb. Ob dieß Schmutzige zur natürlichen Komplexion gehört, oder von Außen erworbene Zuthat iſt — für welche Zuthat er eine große Liebhaberei beſitzt —, läßt ſich nicht immer ſo deutlich unterſcheiden wie der Schmutz an ſeinen Hemden und Kleidern von deren urſprünglicher Farbe. Seine nicht hohe, halb verdeckte Stirne iſt ein merkwürdiges Knorrengewächs, namentlich ausgezeichnet durch die hervorragenden Knoten über den Augen, zu welchen das Gegengewicht bedeutende Organe von "destructiveness" hinter den, weit auseinander ſtehenden Ohren bilden. Der ganzen Gehirnpartie des Mannes fehlt, wie ſeinen Zügen, das Element des Edlen und des Idealen. In den, von den erwähnten Knorren überdeckten, kleinen, dunklen, kurzſichtigen Augen ſpielt ein aus Geiſt und Bosheit gemiſchtes Feuer, das aber ſelten eigentlich widerwärtig leuchtet, da die ganze Erſcheinung ſofort den Eindruck macht, daß die Dispoſition zur Bosheit durch den Mangel an Kraft gewiſſer Maßen unſchuldig wird. Dadurch er-

hält unſer Freund den Stempel einer Kurioſität, an der man ſich amüſirt, während er, wenn er imponiren und Furcht erregen ſollte, in's Thieriſch-Widerwärtige und Wilde übergehen müßte. Aber als Tiger hat die Natur dieſe Perſönlichkeit nicht angelegt; ſie blieb auf halbem Wege ſtehen und machte einen Affen aus ihm. Man erkennt ſofort, daß er nicht auf Zerreißen und Erwürgen ausgeht, ſondern eher auf's Kratzen, Geſichterſchneiden, Kothwerfen und ſonſtige Tücken. Er iſt ein Mittelding zwiſchen einem Affen und einer Katze. Wenn man ſeinen kleinen Augen noch eine kleine, plumpe, wie aus einem Dreckknorren geformte Naſe und dieſen zudringlich komiſchen Mund hinzufügt, deſſen nach Hohn und Spott ſchadenfroh ausgreifende dicke Unterlippe einen halben Zoll weit vor der Oberlippe hinausragt, ſo hat man eine Phyſiognomie vor ſich, die ſofort an das boshafteſte Affenthum erinnert, ohne daß die einzelnen Züge mit denen des Affen eigentlich übereinſtimmen. Trotz dieſem abſcheulichen Kompoſitum phyſiognomiſcher Abnormitäten macht dennoch das Geſicht, namentlich wenn es lächelt, nicht grade einen unangenehmen Eindruck. Und dieß rührt daher, daß es Geiſt verräth und daß man ſich, wie geſagt, an dem Eigenthümer amüſiren muß, wenn man nicht grade perſönlich von ſeiner Liebenswürdigkeit zu leiden hat.

Man begreift ſofort, daß eine ſo gebildete Natur einem Feind nicht offen und ehrlich zu Leibe geht, ſondern daß ihre entſprechendſten Mittel Lüge und Verleumdung, Tücke und Intrigue ſein müſſen. Von Treue und Verlaß, Ehrlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit, Ehre und Charakter iſt bei einem ſolchen Menſchen keine Rede, darauf muß man

von vorn herein verzichten. Bei allem Talent ist Herr Marx geistig ein bloßer Dialektiker und Sophist und den übersetzt sein gemeiner Charakter in die Praxis unmittelbar als Lügner und Intrigueanten.

Ich lernte K. Marx zuerst in Köln kennen, wohin er als Redakteur der „Rheinischen Zeitung" berufen wurde, nachdem er durch einige Beiträge die Aufmerksamkeit der Herausgeber auf sich gezogen hatte. Ich hatte damals großen Respekt vor seinem Talent und Freisinn, während gleichzeitig dieß kleine, originelle, in Bezug auf seine äußere Erscheinung völlig indifferente und selbstvergessene Kerlchen meine Beobachter-Passion reizte. Es interessirte mich ungemein, wenn ich ihn im Wirthshause, die kurzsichtigen Augen auf eine Zeitung gedrückt, dasitzen und dann plötzlich nach einem anderen Tisch fahren und nach Blättern greifen sah, die gar nicht vorhanden waren; oder wenn er zum Zensor lief, um gegen das Streichen eines Artikels zu protestiren, und er dann statt dieses Artikels irgend eine fremde Zeitung oder gar ein Schnupftuch in die Tasche steckte und davon rannte. Durch solche geniale Zerstreutheiten und possierliche Mißgriffe gewann er mein Herz, wie er durch seine Artikel meinen Geist angezogen hatte. Ich hielt daher in der That große Stücke auf ihn und hätte in meinem jungfräulichen Schriftstellerenthusiasmus sein bester Freund werden können, wenn ich nicht herausgebracht hätte, daß er ein unzuverlässiger Egoist und lügnerischer Intrigueant war, den keine Uebereinstimmung von Gesinnungen und kein aufrichtiges Wohlwollen an eine fremde Persönlichkeit attachiren konnte, sondern der Andere nur auszubeuten suchte und fast noch mehr von ge-

meinem Neid gegen fremde Leiſtungen, als von eigenem Ehrgeiz beherrſcht wurde.

Zu ſeinen liebenswürdigſten Eigenſchaften gehörte in Köln ſeine Neigung zum „Kneipen“. Sie verſchaffte mir eines Abends Gelegenheit, dieſes Kurioſum von ganz neuen Seiten kennen zu lernen. Wir hatten mehrere Flaſchen Wein mit einander getrunken und da er nicht viel vertragen konnte, brachte ich ihn in etwas derangirtem Zuſtand nach Hauſe. An der Hausthüre angekommen, die er mit einem langen Schlüſſel mühſam öffnete, nöthigte er mich mit geheimnißvollen Andeutungen zum Eintreten. Neugierig, zu erfahren, was er mir noch mitzutheilen habe, trat ich ein und ſobald ich im Hauſe war, verſchloß er die Thüre, verſteckte den Schlüſſel und verhöhnte mich in komiſcher Weiſe, daß ich jetzt ſein Gefangener ſei. Er erſuchte mich, hinauf in ſeine Stube zu folgen. Dort angekommen, ſetzte ich mich auf's Kanape, um zu ſehen, was dieſer wunderliche Kauz eigentlich beginnen werde. Gleich darauf hatte er ſchon vergeſſen, daß ich zugegen war, ſetzte ſich, den Kopf auf die Lehne gebückt, rittlings auf einen Stuhl und begann halb klagend, halb höhnend an Einem fort in ſingendem Ton zu deklamiren: „Armer Lieutenant, armer Lieutenant! Armer Lieutenant, armer Lieutenant!“ Dieſe Klage bezog ſich auf einen preußiſchen Lieutenant, den er „korrumpirte“ indem er ihn in der hegelſchen Philoſophie unterrichtete. Er hatte ihn für den Abend zu ſich beſtellt, aber bei der Kneiperei den Lieutenant mitſammt der hegelſchen Philoſophie vergeſſen.

Nachdem er den Lieutenant eine Weile beklagt hatte, fuhr er in die Höhe und entdeckte plötzlich wieder, daß ich im Zimmer war. Er trat zu mir, gab mir zu verſtehen,

daß er mich in seiner Gewalt habe, und begann in einer schadenfrohen Weise, die gern diabolisch gewesen wäre, aber höchstens koboldisch war, mich mit Drohungen und Handgriffen zu molestiren. Ich ersuchte ihn, mich mit dergleichen zu verschonen, da es mir widerwärtig sei, ihn in gleicher Weise abwehren zu müssen. Da er aber nicht nachließ, kündigte ich ihm ernstlich an, daß ich mich seiner auf eine fühlbare Weise entledigen werde, und da auch dieß nicht half, sah ich mich genöthigt, ihn eine Reise in die Stubenecke machen zu lassen. Nachdem er sich wieder aufgerichtet, sagte ich ihm, sein Wesen sei mir langweilig geworden, und foderte ihn auf, mir die Hausthüre zu öffnen. Jetzt war die Reihe des Triumphirens an ihm. Geh' nur nach Hause, starker Mann, höhnte er und grins'te dabei auf die komischste Weise. Es war, als hätte er, wie im Faust, gesungen:

„Drinnen gefangen ist Einer" —

wenigstens war die Stimmung eine ähnliche, aber die Situation wurde äußerst komisch durch die verfehlte Mephistomiene, die er dabei annahm. Endlich kündigte ich ihm an, daß, wenn er mir die Thür nicht öffne, ich sie selbst, und zwar auf seine Kosten, öffnen werde. Als er auch darauf nur mit Grinsen und Höhnen antwortete, ging ich hinab, riß die Hausthüre aus dem Schloß und rief ihm von der Straße aus zu, daß er das Haus verschließen möge, damit keine Diebe eindrängen. Stumm vor Erstaunen, daß ich seinem Zauberbann entgangen, lag er im Fenster und stierte mir mit seinen kleinen Augen nach wie ein begossener Kobold.

Bekanntlich wurde die „Rheinische Zeitung", welche

einer Gesellschaft von Aktionairen angehörte, verboten unter Festsetzung eines Termins für ihr Ende. Der Vorsteher des Verwaltungskomite's, Oppenheim, reis'te nach Berlin, um wo möglich eine Aufhebung des Verbots zu erwirken. Zu den Aktionairen gehörten die reichsten Leute von Köln und sie hatten, so viel ich mich erinnere, 20,000 Thaler zusammengebracht für das Experiment, was aus einer Oppositionszeitung werden könne, die nicht auf Gewinn spekulire und welcher nicht durch das Selbsterhaltungsinteresse eines einzelnen Besitzers Fesseln angelegt würden. Man begreift, daß diese unabhängige Stellung das Hauptmotiv des Verbots und auch die sicherste Garantie gegen die Aufhebung desselben bieten mußte. K. Marx war hierüber auch nicht im Zweifel und zog sich schon während der Abwesenheit des Herrn Oppenheim thatsächlich von der Redaktion zurück. Er hatte beständig Reisen nach Trier zu machen und ersuchte mich, der ich damals ein fleißiger Mitarbeiter der „Rheinischen Zeitung" war, für die letzten Wochen ihn in der Redaktion zu vertreten. Ich that dieß mit Vergnügen, da ich dadurch Gelegenheit erhielt, mich auszulassen, so weit dieß die Zensur möglich machte. Gleichzeitig aber führte ich mit Konsequenz eine negative Opposition durch, indem ich alle Loyalitäts-Phrasen, Allerhöchste Ordenverleihungen, Bekanntmachungen und allen sonstigen Allerhöchsten Unsinn, ohne den damals kein Blatt zu erscheinen wagte, aus der Zeitung verbannte. Herr Oppenheim meinte bei seiner Rückkehr, das habe dem Blatte definitiv den Hals gebrochen — eine völlig haltlose Behauptung, da es, aus den oben angegebenen Gründen, ohnehin unwiderruflich dem Tode geweiht war.

Unterdeſſen benutzte Herr Marx eine ſimulirte Hoffnung auf den Fortbeſtand zu einem Manöver, wodurch ich ihn abermals von neuen Seiten kennen lernte und ernſtlich gegen ihn mißtrauiſch gemacht wurde. Eines Tags nahm er mich an die Seite und machte mir folgende Vorſtellung:

„Es iſt — dieß waren ungefähr ſeine Worte — von der höchſten Wichtigkeit, daß die „Rheiniſche Zeitung“ gerettet werde. Dazu gibt es aber nur ein Mittel. Was die Regierung hauptſächlich in Furcht ſetzt, iſt der Glaube, die Zeitung ſei das Organ zahlloſer Opponenten in allen Theilen des Landes. Nimt man ihr dieſen Glauben, ſo nimt man ihr die Furcht und damit iſt der Hauptgrund des Verbots entfernt. Ich ſchlage dir deshalb vor, in irgend einem Blatt, in das du korreſpondirſt, auseinanderzuſetzen, daß alles Gefährliche, was in der „Rheiniſchen Zeitung“ erſchienen iſt, ausſchließlich auf meine Rechnung kommt, kurz, mich zum alleinigen Sündenbock zu machen. Du kannſt Das leicht begründen, wenn du neben den Redaktionsartikeln auf dieſe oder jene Korreſpondenz hindeuteſt, die zur Zeit viel Anſtoß erregt hat und unter fremdem Zeichen erſchien, aber von mir geſchrieben war. Ueberzeugt ſich auf dieſe Art die Regierung, daß ich allein der Frevler war, ſo brauche ich mich bloß zu entfernen und aller Grund zur Unterdrückung des Blattes iſt verſchwunden. Ich bin auf alle Fälle entſchloſſen abzutreten und du erhältſt die Redaktion.“

Worauf Freund Marx hinauswollte, war mir ſofort klar und eben ſo ſchnell war ich gefaßt, ſeine Aufrichtigkeit mit einer noch größeren zu erwiedern.

Dein Plan, erwiederte ich ihm, ſcheint mir ausgezeich-

net zu ſein. Ich wäre ſofort bereit, ihn ausführen zu helfen, wenn mir nicht ein mächtiges Bedenken im Wege ſtände.

„Und das iſt?“

Mein freundſchaftliches Verhältniß zu dir. Wie kann ich als dein Freund dazu übergehen, wie ein Feind dich öffentlich anzuſchwärzen und in ein ſo gehäſſiges Licht zu ſetzen?

„Das laß nur gut ſein. Das nehme ich gern auf mich, wenn nur der Zweck erreicht wird.“

Nein, es geht nicht. Es iſt für mich eine Gewiſſensſache. Wer weiß, wie ſehr ich dir durch meine Darſtellung ſchaden würde, und das könnte ich nie verantworten!

„Aber, Menſch, wie kannſt du ein ſolcher Gewiſſens-Thor ſein! Ich ſelbſt bin es ja, der es dir eingibt, ich ſelbſt übernehme ja alle Verantwortlichkeit.“

Wenn auch. Ich würde dennoch mir ſtets vorwerfen müſſen, daß ich das Werkzeug zu deinem Verderben geweſen wäre. Denn ich würde es doch ſein, der den Artikel geſchrieben hätte.

„Wenn es Das iſt, ſo will ich die Hauptſache ſelbſt ſchreiben. Du brauchſt das Ganze dann nur in eine Korreſpondenzform zu bringen.“

Auch Das kann ich nicht über das Herz bringen. Meine Freundſchaft verbietet mir auch Das. Doch ich weiß einen Ausweg. Willſt du dich nicht an K. Grün wenden? Schreibe ihm nur Alles vor und er wird glücklich ſein, Stoff für eine pikante Korreſpondenz in die „Mannheimer Abendzeitung“ zu erhalten.

Es währte nicht acht Tage, ſo erſchien in der „Mann-

heimer Abendzeitung“ die Grünſche Korreſpondenz, beinah Wort vor Wort Das enthaltend, was Marx mir hatte in die Feder flößen wollen. Er war als ein wahrer Satan dargeſtellt und dennoch wurde ſein Hauptzweck nicht erreicht: vom Kosmos für die gefährlichſte Feder des Univerſums gehalten zu werden.

Beiläufig bemerke ich, daß Herr K. Grün ſich damals, in Mannheim ausgewieſen, in Mainz aufhielt. Er war einer der erſten Induſtriellen, welche die teutſche Literatur aufzuweiſen hat, und dabei einer der ſchamloſeſten Humbuger, die ich kennen gelernt habe. Kurze Zeit nach ſeiner Ausweiſung kam er nach Köln, wo ich viel mit ihm verkehrte, da er durch die Mannheimer Verfolgung ein großer Mann und Märtyrer geworden war. Von Köln aus redigirte er den in Weſel erſcheinenden „Sprecher“ und ließ in dieſem Blatt einen durch mehrere Nummern laufenden, von den übertriebenſten Lobſprüchen ſtrotzenden Artikel „Karl Heinzen ein Charakterbild“ erſcheinen. Nachdem der Artikel vollſtändig erſchienen war, fragte er mich, was ich davon halte, und ſprach die Erwartung aus, daß ich ihm in den Blättern, in die ich korreſpondire, einen Gegendienſt leiſten und namentlich ſein Buch „Meine Ausweiſung aus Baden“ beſprechen werde.

Wenn Sie darauf beſtehen, erwiderte ich, ſo werde ich es thun. Aber ich ſage Ihnen voraus, daß ich Sie nach beſter Ueberzeugung heruntermachen werde, wie Sie es noch nie erfahren haben, denn Ihr Buch iſt, wie der alte Itzſtein es richtig bezeichnet, nichts Anders als „Hochmuthspinſelei und ein Bettelbrief“.

Von dieſem Augenblick an hatte ich auch die Freundſchaft des großen Grün verſcherzt. Es iſt dieß derſelbe Ehren-

mann, der ſpäter den Kommuniſten ſo eifrig in dem Bemühen ſekundirte, das „Charakterbild“ Heinzen herabzuſetzen, darauf aber von den nämlichen Kommuniſten als Erzlump in Grund und Boden getreten wurde. — So entſtehen die Allianzen und die Kriege unſerer großen Männer der Literatur und der Revolution.

Nach dem Untergang der „Rheiniſchen Zeitung“ war K. Marx ſehr glücklich, von Ruge als Mitredakteur ſeiner Jahrbücher nach Paris gezogen zu werden. Er hatte ſich aber bald mit ihm auf ſeine gewöhnliche Weiſe verfeindet, nachdem er entdeckt, daß der Kommunismus der „avancirteſte Standpunkt“ war, und ich traf ihn nach meiner Flucht aus Köln im Winter 1844—45 in Brüſſel wieder, wohin er ſich gewandt, nachdem man ihn mit Ruge aus Paris vertrieben hatte.

In Brüſſel erſt machte K. Marx die Wahrnehmung, daß ich ein Menſch ſei, den man angreifen und unſchädlich machen müſſe, denn — ich hatte unterdeſſen „Die preußiſche Büreaukratie“ herausgegeben, das Buch hatte bedeutendes Aufſehen erregt und ich hatte einen Namen dadurch bekommen. Grund genug, entſcheidender Grund für Marx'ſche Feindſchaft. Dieſe Feindſchaft ließ ſich aber damals bloß durch Neckereien und Reibereien aus, die gewöhnlich mit der Drohung ſchloſſen: „ich werde dich vernichten“. Ich nahm ſie mit der größten Bonhomie auf und benutzte ſie bloß zu Späßen und ſchlechten Witzen, nur dann und wann mit derben Andeutungen begleitet, um den „Vernichter“ nicht über meine Werthſchätzung ſeiner Perſon im Zweifel zu laſſen. So bemerkte ich ihm eines Tags in Geſellſchaft ſeiner Begleiter, mit denen wir häufig im Bierhaus, namentlich in der kleinen, gemüth-

lichen "faillo dochiréo" (Zerissene Haube) zusammentrafen:

„Weißt du, auf welchem Freundschaftsfuß ich zu dir stehe? Ich gebe dir gutherzig die Hand, aber indem ich dir eine Hand gebe, schlage ich dir mit der anderen hinter die Ohren."

„Was?" schrie er, „dann steche ich dir ein Messer in den Leib."

„Nun," entgegnete ich, „wenn du so läppisch bist, gebe ich dir nicht einmal eine Ohrfeige, sondern einen Tritt."

Dieß ist die Art, wie man mit diesem Marx umgehen mußte, wenn man nicht von ihm wollte maltraitirt werden. Er hatte zur Zeit Begleiter, die sich das Unglaubliche von ihm gefallen ließen, und nur das derbste Entgegentreten konnte ihn in Schranken halten.

Der Natur dieses Menschen ist nichts unerträglicher, als die Auszeichnung eines Anderen. Wen er nicht erreichen oder ausstechen kann, den muß er herunterseßen. Als Herwegh durch seine Gedichte so großes Aufsehen machte, ärgerte sich Niemand so sehr wie K. Marx. „Man muß dem Menschen zeigen, daß man auch Gedichte machen kann", sagte er. Freilich, wenn er es gekonnt, so hätte er es auch ohne Herwegh „gezeigt". Schon daß ein Mensch ihm an Körperkraft überlegen war, machte ihm Kopfschmerzen. Namentlich ich hatte fortwährend Anspielungen über meine Stärke zu hören und wie in Köln, so hatte er auch in Brüssel keine Ruhe, bis er sie erprobt. Eines Tages band er öffentlich im Kaffeehaus mit mir an und unter der Versicherung, daß er mich zu Boden werfen könne, begann er sofort mich zu umfassen. Durch einen ungeschickten Versuch meines Ellenbogens, dieses kindische At-

tentat abzuwehren, in die Glasthüre des Lokals geſchleudert, raffte er ſich auf und rief: „das iſt keine Kunſt, wenn man ſolche Elephantenknochen hat“. Freilich, antwortete ich, iſt es keine Kunſt, aber eine Kunſt war es, ſo dumm zu ſein, daß man Das nicht vorher wußte.

Dieſe kleinen Züge charakteriſiren vollſtändig dieſen „Chef“ der Kommuniſten, dieſen gelben Neidhard, dieſen nergelnden Kobold, dieſen kleinen Dr. Grünſpan, wie ich ihn ſpäter getauft habe.

Trotz ſolchen kleinen Renkontres gingen wir in Brüſſel, Dank meinem guten Humor, nicht feindlich auseinander und als ich im Frühjahr 1845 mit Freiligrath nach der Schweiz abreiſ'te, tranken wir zum Abſchied bei der Familie Marx noch Punſch und ließen auf die unbefangenſte Weiſe die Geiſter mouſſiren. Bei jener Gelegenheit ſprach ich zu Marx: „Du haſt ſo oft gedroht, mich wegen meines Buchs über die Büreaukratie zu vernichten, aber bis jetzt nicht Wort gehalten. Ich laſſe mir nicht gern vergebens drohen und ſehne mich nach meinem Ende. Um mir jetzt, wo ich von dir gehe, eine Garantie mit auf den Weg zu geben, verſprichſt du mir hier zum Abſchied in Gegenwart deiner Freunde in die Hand, daß du mich vernichten wirſt.“ Er mußte es mir in die Hand verſprechen, hat aber auf ganz andere Weiſe Wort gehalten, als er verſprochen. Das Wort des Kritikers hat er einzulöſen geſucht durch die Gemeinheit des Verleumders.

Die Nothwendigkeit, mich zu „vernichten“, wurde für Herrn Marx noch dringender, als ich durch meine Brochürenpropaganda in der Schweiz der gefürchtetſte Wühler Teutſchlands wurde und die gegen mich gerichteten Verfolgungen mich zum Gegenſtand der ausgedehnteſten Theil-

nahme machten. Wie ich schon früher berichtet, intriguirte Herr Marx auf die perfideste Weise unter den Arbeitern gegen mich, weil diese „Klasse“, auf die er seine Zukunft zu bauen hoffte, sich namentlich in der Schweiz sehr für mich interessirte. Noch gemeiner benahm er sich in Brüssel. Es hatte sich dort, während ich in Genf war, in der von dem Industrieritter von Bornstedt herausgegebenen „Brüsseler Zeitung“ eine Polemik zwischen mir und dem Marxschen Pylades Engels entsponnen, worin dieser edle Streiter auf's Haupt geschlagen wurde, so daß Orestes Marx ihm zu Hülfe kommen mußte. Er ließ in jenem Blatt eine lange, aus Sophistereien und persönlichen Invektiven zusammengesetzte Epistel gegen mich drucken; als ich ihm aber von der Schweiz aus antworten wollte, mußte auf sein Betreiben der Herr von Bornstedt erklären, daß mir sein Blatt nicht mehr zur Verfügung stehe, und Herr Marx behauptete als Sieger den Platz. Ich habe ihm und seinen Genossen später in einer besonderen Brochüre geantwortet.

Den höchsten Grad von Verwerflichkeit aber erreichte ich, als, und zwar ohne alles Zuthun meinerseits, in Hamburg die demokratische Partei mich in's Parlament wählte. Eine solche Schlechtigkeit konnte das sittliche Gefühl eines Marx um keinen Preis ruhig ertragen und er rächte sich dafür durch Abdruck der gemeinsten, namentlich von Herrn Hecker ausgehenden Verleumdungen in der „Neuen Rheinischen Zeitung“.

Um die alliirten Herrn Marx und Hecker als Ehrenmänner gleichzeitig zu charakterisiren und zu zeigen, welche Mittel von diesen edlen Geistern angewandt wurden, um mich überall in Mißkredit zu bringen, lasse ich die Marxsche

Mittheilung aus der „N. Rheiniſchen Zeitung“ vollſtändig abdrucken. Die „verkleinernden Briefe“ in der „Schnellpoſt“, worauf Herr Hecker ſich bezieht, beſtanden einzig und allein in folgender kurzen, viel zu gelinden Beurtheilung, die ich nach dem Renkontre in Hüningen in eine Korreſpondenz einflocht:

„Hecker, der für das Haupt der badiſchen Republikaner gilt, verdient dieſe Ehre nur ſehr relativ. Er hat ſich früher nie als Republikaner offen zu bekennen gewagt. Als Sohn wohlhabender Eltern, dem es ſtets nach Wunſch ging, und als Mitglied einer Kammer von Schwätzern, in welcher er durch einzelne Keckheiten Aufſehen gemacht, war er ein verwöhntes Kind geworden, das ſich nur zeigen zu dürfen glaubte, um zu ſiegen. Er hat den badiſchen Aufſtand ohne allen Plan und Verſtand in's Werk geſetzt, was man in Amerika wohl geſtehen darf. Von Organiſation und praktiſcher Leitung hat er keinen Begriff. Dabei glaubte er den Diktator ſpielen zu können, ohne die Feſtigkeit dazu zu haben. Ging nicht Alles nach Wunſch, ſo verlor er ſogleich den Muth und gerieth ſogar in kindiſche Verzweiflung. Zum Republikaner wäre er zu ehrgeizig, wenn er nicht zu ſchwach dazu wäre.

Weit höher, als Hecker, ſteht Struve“ u. ſ. w.

Den, angeblich durch dieſe Beurtheilung provozirten, aus den ſchamloſeſten Windbeuteleien, Lügen, Gemeinheiten und Lächerlichkeiten zuſammengeſetzten Brief eines in ſeiner renommiſtiſchen Hohlheit bloßgeſtellten, maßlos eingebildeten Pöbelgötzen theilt Herr Marx in der „N. Rheiniſchen Zeitung“ vom 19. Januar 1849 in folgender Weiſe mit:

„Hamburg, 4. Jan. Unter dieſem Datum bringt

die deutſche Reichszeitung folgende Details über das Durchfallen Karl Heinzen's in ſeiner Hamburger Kandidatur für das Frankfurter Parlament. Es circulirte in Hamburg „ein Brief Fritz Hecker's, worin dieſer ſich mit wahrhaft ſouveräner Verachtung über beſagten Heinzen ausſpricht". Dieſer Brief hat urſprünglich in der deutſchen New-Yorker Staatszeitung vom 24. Auguſt geſtanden. Hecker ſagt darin von ſich, er ſei ein Mann, welcher ſeit zwölf Jahren unabläſſig für die Rechte des deutſchen Volks gekämpft und für ſeine Ueberzeugung das glänzendſte Loos und ein bedeutendes Vermögen freudig zum Opfer gebracht habe. Jetzt komme nun dieſer Heinzen, ſo roh, ſo giftig, ſo lügenhaft, um ihn zu ſchmähen, zu verkleinern und zu verdächtigen, während von Nord und Süd, Oſt und Weſt Deutſchlands und der Schweiz ihm die rührendſten Beweiſe von Liebe und Achtung zu Theil würden. Und (Hecker's Brief iſt datirt Mutenz, 31. Juli 1848) jene verkleinernden Briefe habe Heinzen in die „New-Yorker Schnellpoſt" geſchrieben „zu einer Zeit, da dieſer Menſch mit mir freundſchaftliche Beziehungen zu unterhalten ſchien". Herr Hecker hebt hervor, daß er nie einem Fürſten gedient habe, während Herr Heinzen „fürſtlicher Söldner" geweſen, und, ein junger, rüſtiger, kräftiger Mann, ſeit Jahren von politiſchen Almoſen lebe. „Für einen geſunden, rüſtigen Mann, für einen Mann, der ſich für ein Genie ausgibt, wie Herr Heinzen, wäre es, wenn er wirklich die geiſtige Größe geweſen wäre, für die er ſich ausgeben möchte, nicht ſchwer geworden, durch

eigene Kraft sich zu erhalten, statt um des politischen Glaubens willen Jahre lang Unterstützungen in Anspruch zu nehmen; die Republik ist und soll sein ein Arbeitsstaat, nur Arbeit giebt Ehre.

„Wo war denn aber Herr Heinzen in den stürmischen Tagen der Revolution? Warum ist er nicht auf dem kürzesten Wege nach der Rheinprovinz gereist und hat dorten den Aufstand organisirt und geleitet? (Warum ist er nicht mit dem Luftballon von New-York nach Köln geflogen und hat dort „80,000 Mann" auf die Beine diktirt wie der Feldherr Hecker? H.) Warum zog er hinter den Grenzmarken Deutschlands umher, während wir Anderen in Sturm und Schnee, auf steilen Bergpfaden und tiefen Thälern das republikanische Banner trugen und den Kugeln der Feinde uns aussetzten? (in Hüningen im Wirthshause. H.) Warum eilte der große Dictator nicht auf Sturmesflügeln in's deutsche Land, warum ließ er sich erst in Hüningen sehen, als der unglückliche Ausgang vor Augen lag? Freilich war Heinzen schwer von Hecker beleidigt worden; dieser hatte ihm in einem Wortwechsel gesagt, er, Heinzen, sei kein Publicist, es fehle ihm dazu das Genie und das Wissen, und dadurch sei der ungeheure Eigendünkel dieses Mannes auf das Unersetzlichste verletzt worden. Auch Geldgeschichten spielen hinein: mit Heinzen hätten die Flüchtlinge endlich alle Gemeinschaft abgebrochen. Hecker schildert unsern Wahlkandidaten mit folgenden Worten: „Herr Heinzen leidet offenbar an folgenden unheilbaren Krankheiten: an der Wuth, welche beschränkten Menschen

eigen ist, daß er der größte Mann Europa's und zum Dictator gestempelt sei; an der wenig republikanischen Eigenschaft, aus der Unterstützung Anderer gut leben zu wollen, statt durch Arbeiten sich in die Lage zu setzen, Almosen zurückzuweisen; und endlich durch grenzenlose Hoffahrt und Grobheit überall, wo er hinkommt, Händel anzufangen und gegen Andere, die seiner „Größe" sich nicht beugen, ihn nicht als den sublimsten Einzigen anerkennen, mit allen Mitteln zu operiren." — Diese wenig schmeichelhafte Empfehlung hat Hrn. Heinzen sehr geschadet, um so mehr, da Sachverständige zugeben, daß „Fritz" nicht allzu dunkel gemalt habe."

So weit dieses Doppel-Manifest zweier gleich gestimmter Seelen. Daß durch solche Gemeinheiten ein Hecker sich für eine verdiente Demüthigung an mir zu rächen suchte, könnte man damit entschuldigen wollen, daß dieser, schriftstellerisch durchaus unzurechnungsfähige „Publizist" zu roh und unfähig ist, mit mir einen geistigen Kampf zu führen; aber Herr Marx weiß mit der Feder umzugehen und daß er die Waffen eines so bäurischen und pöbelhaften, von ihm sonst gründlich verachteten Kampfgenossen adoptirte, kommt bloß auf Rechnung seiner Ehrlosigkeit. Sie ließ ihn sogar die Rolle übersehen, die er spielte, als er, der „Bourgeois"-Fresser und Advokat der „Proletarier", einem der hochmüthigsten „Bourgeois" applaudirte, der, auf seine volle Tasche klopfend, einen abgehetzten „Proletarier" wegen seiner unverschuldeteten Mittellosigkeit zu verhöhnen suchte. Und er, der Vertreter der „Arbeit", der aber während seines ganzes Exils durch eigene Arbeit nicht das Salz verdient und fast immer auf fremde Kosten gelebt hat, hilft besagtem „Bourgeois" einen, durch Verfolgungen

aller Ressourcen beraubten Flüchtling verleumden, der in seinem Leben mehr gearbeitet hat, als ein halbes Dutzend Marx-Hecker zusammen. Wenn dieser Hecker noch einiges Schamgefühl besitzt, so muß er sich, auf meine Erlebnisse zurückblickend, seines Manifestes schämen so lang er lebt. Zugleich mag er und jeder Gleichgesinnte sich die Frage stellen, was aus ihm würde geworden sein, wenn das Schicksal ihm alles Das zugedacht hätte, was der „von Almosen gutlebende" ehemalige „fürstliche Söldner" in seinem Leben zu ertragen und durchzukämpfen hatte. Die Beantwortung der Frage, ob er, der „Jurist und Publizist", mich dabei durch seine Leistungen würde beschämt haben, will ich ihm aus bloßem Mitleid erlassen.

Was nun aber Herrn Marx betrifft, so konnte die Gemeinheit, wozu er die „N. Rheinische Zeitung" benutzte, höchstens noch gesteigert werden durch die Schlechtigkeit, womit er mich in London als Spion Bunsens verleumden ließ, weil meine Brochüre Sensation erregt hatte. Doch er mußte mich eben „vernichten".

So weit die persönlichen Erfahrungen, die ich mit diesem ehr- und gewissenlosen Neidhard gemacht habe. Andere haben ähnliche gemacht und sie werden wahrscheinlich denken, daß sie noch gut genug davon gekommen sind, wenn die Marxsche Berührung sie bloß in Skandalgeschichten und nicht in's Gefängniß gebracht hat. Denn dieser Mensch ist überall ein wahrer Lieferant für Gefängnisse auf Kosten Derer geworden, die an ihn glaubten. Und einem solchen Menschen konnten die Arbeiter Vertrauen schenken, bloß weil er ihnen die Ehre anthat, sie als „Klasse" absondern zu wollen, um sie für sich benutzen zu können! Und diesen Agenten der Reaktion und Polizei-

lieferanten konnten Revolutionaire als Mann der Revolution betrachten! Ich habe diesem Menschen jede Schlechtigkeit zutrauen gelernt, von der gemeinsten Intrigue bis zum infamsten Verrath, es braucht sich bloß um einen Gegner zu handeln, der eine öffentliche Macht zu werden und seine Macht ehrlich für die Freiheit zu benutzen droht. Bei einem Menschen, der die Verleumdung systematisch betreibt und zwar bloß aus persönlichen Motiven der Scheelsucht und der Rangläuferei, hat die Schlechtigkeit keine andere Grenze, als die seines Muthes und der physischen Möglichkeit. Es ist nicht prinzipielle Eifersucht, nicht Eifer für den Sieg der Vernunft und Wahrheit, was diesen Marx treibt, Diesen oder Jenen anzugreifen, weil er in seiner Anerkennung die Dummheit und Lüge triumphiren sieht. Nein, es mag ein Schriftsteller genau Dasselbe sagen und ein Revolutionair genau Dasselbe wollen, was Herr Marx sagen und wollen würde, er wird ihn herabsetzen, verleumden und Intriguen gegen ihn anspinnen, sobald er ihn sich auszeichnen und einen Einfluß erlangen sieht. Eine gelungene Intrigue oder ein wirksamer Angriff gegen einen Schriftsteller und Politiker, den er als Rivalen ansieht, gilt ihm mehr, als jedes siegreiche Prinzip, und die größte Freude, die dieser bübische Egoist in der Welt kennt, ist die Schadenfreude.

Das also ist das Haupt der teutschen Kommunisten, der Chef der „Schwefelbande", der Erfinder des „Klassenkampfs". Und glauben etwa die Kommunisten, dem Hrn. Marx sei es Ernst mit dem Kommunismus? Er glaubt so wenig daran wie ich und Niemand würde sich in einer kommunistischen Gesellschaft weniger am Platz finden als er. Der Kommunismus hat ihm bloß als Mittel ge-

dient, etwas Apartes zu repräsentiren und eine „Partei“ figuriren zu lassen, die allen anderen opponirte. Man gebe ihm heute alle Macht, den Kommunismus zu verwirklichen, so wird er morgen Reißaus nehmen, um nicht beim Wort genommen zu werden. Der Hauptehrgeiz dieses Menschen besteht bloß darin, für Andere, die etwas schaffen wollen, ein Hinderniß zu sein und als solches anerkannt zu werden; der Wunsch, ein Förderungsmittel zu sein, liegt nicht in einer solchen Natur. Und da er weder den Trieb, noch die Kraft hat, etwas Positives zu schaffen, findet er seine höchste Satisfaktion darin, Andere als negative Kraft zu lähmen und von ihnen für „gefährlich“ gehalten zu werden. Als man ihm den Gefallen that, ihn als Chef der „Internationale“ anzusehen und in vollständiger Verkennung seiner Kraft ihn zu fürchten, ja ihn sogar mit der Pariser Commune zu identifiziren, vor welcher er, wenn in Paris anwesend, sich in das verborgenste Schlupfloch würde verkrochen haben, da feierte er innerlich den höchsten Triumph, den diese Karrikatur eines Mephisto sich je geträumt hat.

Die „Marxianer“ (die Auserlesenen bilden mit ihrem „Chef“ ein Kompagniegeschäft von etwa 6 Mann) hören sich gern die „philosophischen Kommunisten“ nennen (wahrscheinlich im Gegensatz zu den unorthographischen Korporalsgeistern a la Willich und den rohen Werkstatt-Aposteln a la Weitling); auch mögten sie gern eine „Schule“ darstellen. Der „philosophische“ Gedankengang dieser „Schule“ wird etwa folgender sein:

Als Ausgangspunkt für die Entwickelung aller Wahrheiten nehmen sie, wie andere Leute, den Materialismus an, aber vermöge ihrer gemeinen Natur verstehen sie den

Materialismus auch nur in der materiellſten Beſchränkung. Weil alles Leben und Denken materialiſtiſch entſteht und zu erklären iſt, muß es nach ihrer Auffaſſung auch nur auf das Materielle gerichtet ſein. Der wahre Materialismus läßt ſich die ideale Welt nicht durch die Thatſache verderben, daß ſie aus der materiellen hervorgeht, er gewinnt dadurch bloß das Vermögen, ſie auf einem feſten Boden aufzubauen; der gemeine, kommuniſtiſche Materialismus aber ſtreicht die ideale Welt mit allen ihren Beſtrebungen und Bedürfniſſen aus ſeiner Berechnung aus und läßt nur das materielle Thier mit ſeinen phyſiſchen Trieben und Intereſſen übrig. Er erkennt daher auch ſo wenig ſittliche Motive wie geiſtige Zwecke an und findet zuletzt ſeine ganze Welt erſchöpft in der „Oekonomie“, der Wiſſenſchaft der Ausbeutung der materiellen Natur für die materiellen Bedürfniſſe einer materiell geſinnten Geſellſchaft. Freiheit, Charakter, Ehre und andere Strebensziele, Motive und Impulſe, die einen edlen Menſchen in Bewegung ſetzen, ſind dem Kommuniſten fremd: er *rechnet* bloß, um zu „produziren“ und zu „konſumiren“. Das *Intereſſe*, nämlich das materielle, iſt die einzige Triebfeder wie die einzige Rückſicht, welche der „Geſellſchaft“ übrig gelaſſen wird, und, nach der brutalen Einſeitigkeit zu ſchließen, welche unſere Herrn Philoſophen in dieſer Beziehung entwickeln, muß man annehmen, daß in ihrem Gemeinweſen als Arena der menſchlichen Thätigkeit nur die Fabrik geduldet, Kunſt und Wiſſenſchaft aber abgeſchafft wird, ſo weit ſie nicht der „Oekonomie“ dienen. Ausdrücklich ausgeſprochen haben ſie ſich hierüber meines Wiſſens noch nicht, ſo wie es denn überhaupt unmöglich iſt, aus dieſen hübiſchen Verneinungsgeiſtern ein poſitives Be-

kenntniß über beſtimmte Zwecke und Einrichtungen herauszubringen. „Kritiſiren“ und zerſtören wollen, das iſt das Einzige, wozu ſie ſich bekennen. Was nicht ſein ſoll, wiſſen ſie in ſo fern, als Alles nicht ſein ſoll was nicht nach ihrer Façon iſt; was ſein ſoll, darüber wiſſen ſie nichts zu ſagen.

Es iſt klar, daß eine ſolche „Philoſophie“, neben der ſogar der Jeſuitismus nobel iſt, die Geſinnung ihrer Anhänger durch und durch gemein machen und Alles, was Ehre, Grundſatz und Gewiſſen heißt, in ihnen zerſtören muß. Es kommt bloß auf ihr „Intereſſe“ an; das Mittel zum Zweck iſt dann gleichgültig. Heute betrügt man, morgen verleumdet man, natürlich aus „Intereſſe“. Heute ſchimpft man auf die „Bourgeois“, morgen bettelt man Geld bei ihnen zuſammen, verſteht ſich aus „Intereſſe“. Heute ſchreibt man die „Neue Rheiniſche Zeitung“, morgen korreſpondirt man in die „Augsburger Allgemeine“, Alles aus „Intereſſe“. Heute ſchwärmt man für die Intereſſen der „Arbeiter“ und ſchimpft gegen die „Kapitaliſten“ der Fabriken, morgen ſchwärmt man für die Kapitaliſten des Menſchenhandels, trit die ſchwarzen „Arbeiter“ mit Füßen, die für ihre Arbeit nicht einmal „Lohn“, ſondern nur die Peitſche erhalten, und rechtfertigt, wie der ehrloſe Dr. Kellner, die Sklaverei durch die „ökonomiſche Nothwendigkeit“. Es iſt kein Zufall, daß in Amerika die teutſche Sklavenhalterpreſſe zu ihren fähigſten und eifrigſten Mitgliedern Kommuniſten zählte. Es gibt überhaupt keine Schlechtigkeit und Gemeinheit, wie es keine Lächerlichkeit und Verrücktheit gibt, zu welcher der Kommunismus nicht fähig macht.

Doch wenden wir uns jetzt von den Apoſteln der Ge-

meinheit zu edleren Menſchen. Ich habe den Leſern noch von den engliſchen Freunden und Freundinnen Mazzini's zu erzählen, bei denen ich durch ſeine Briefe war eingeführt worden. Es waren dieß ein Paar Advokaten und ein Paar Kaufleute mit ihren Frauen. Alle dieſe Menſchen, die in jeder Beziehung freiſinnig und human geſinnt waren, ſchienen bloß zu exiſtiren um der verſchiedenen Flüchtlinge willen, die ſich in London zuſammengefunden. Sie waren nicht bloß beſtändig thätig, um Flüchtlingen behülflich zu ſein, ſondern ſie verkehrten auch faſt nur mit Exilirten und im Winter veranſtalteten ſie abwechſelnd in ihren Häuſern wöchentliche Abendgeſellſchaften, die faſt ausſchließlich von Flüchtlingen, und zwar aller Nationen, zuſammengeſetzt waren. Unter den Italienern, die ich dort ſah, waren die hervorragendſten Mazzini, Piſacane, Medici, unter den Franzoſen Louis Blanc, unter den Polen Worcel, unter den Ungarn Klapka. Ruge und Struve wurden ebenfalls eingeführt. In dieſen Geſellſchaften wurde, mitunter bis nach Mitternacht, auf die zwangloſeſte Weiſe konverſirt, Schach geſpielt u. ſ. w., ſo daß man an die gewöhnlichen Steifheiten und Dummheiten engliſcher Geſelligkeit durch nichts erinnert wurde.

Den Freunden und Freundinnen Mazzini's habe ich nicht bloß die angenehmſten Stunden, die ich in London zugebracht, ſondern auch die Möglichkeit zu danken, aus London wieder nach Amerika zu entkommen, nachdem meine Exiſtenz dort durch die gemeine Noth unhaltbar geworden war. Wie ich ſchon erwähnt, hatte der Lärm, den die „Times" wegen meiner Brochüre gemacht, unter den Engländern eine ſolche Scheu vor mir erregt, daß ſogar der

Unterricht in weiblichen Handarbeiten, der unter Heinzenſchem Namen ertheilt wurde, plötzlich eingeſtellt werden mußte und damit die letzten Hülfsquellen verſiegten, auf die ich dort rechnen konnte. Alle meine ſonſtigen Reſſourcen waren erſchöpft. Was Freunde in Teutſchland für mich thun konnten, hatten ſie früher ſchon ſo weit gethan, daß ich um keinen Preis nochmals an ihre Hülfe appellirt hätte. Als meine Brochüre erſchien, hatte ich Ausſicht, in einem Londoner Handelshauſe eine Commisſtelle zu erhalten — denn ich war zu jeder anſtändigen Arbeit bereit —; jene Publikation machte allen Unterhandlungen darüber ein Ende. Ich hatte zwar ſonſt noch allerlei Projekte zum Geldverdienen erſonnen, aber da mich die Natur einmal verurtheilt hat, in ſolchen Dingen ein Stümper zu bleiben, kam nichts zur Ausführung. So z. B. hatte ich den Plan, zur Zeit der Weinleſe in Frankreich ein Paar Dampfſchiffe voll Trauben zu holen, um ſie in England zu keltern. Dadurch wäre der hohe Eingangszoll auf Wein erſpart worden und ſicher ein ſehr ſchönes Geld zu verdienen geweſen. Aber welcher Kapitaliſt hätte ſich mit mir aſſoziirt? Ich konnte mich den Kapitaliſten ſo wenig nähern, wie das Kapital ſich mir näherte.

Unterdeſſen zwickte mich die Noth täglich empfindlicher und machte mich in der Auffindung von Hülfsmitteln ſo ſcharfſichtig und kunſtfertig, daß ich ſogar das ſilberne, ſechs Cents werthe Bändchen von dem eiſernen Kreuz, welches ein Verwandter in der Schlacht von Waterloo verdient hatte, ablöſ'te und verkaufte. Uebrigens hat ſolche Noth auch ihre humoriſtiſchen Seiten. Meinem fünfjährigen Sohn hatte ich zu ſeinem Geburtstag für meine letzten 2 Cents folgende Geſchenke gekauft:

1) einen Bogen Papier,
2) einen Bleiſtift,
3) eine Schnur.

Auf dem Bogen Papier ſollte er mit dem Bleiſtift ſein Teſtament ſchreiben und dann ſollte er ſich mit der Schnur aufhängen.

An das Teſtamentſchreiben hätte ich ſelbſt ebenfalls denken können, wenn nicht die Freunde Mazzini's, denen meine Lage ſo wie mein Wunſch, wieder nach Amerika zu gehen, bekannt geworden war, ſich erboten hätten, das Reiſegeld aufzubringen. Hört es, ſehr ehrenwerthe Landsleute, Engländer haben das Reiſegeld für meine Auswanderung zuſammengebracht, haben mir Kleider und Lebensmittel mit auf die See gegeben, damit der teutſche Revolutionair nicht verhungere, und dieſe Engländer haben mir niemals, wie Herr Hecker und die übrigen teutſchen Ehrenmänner, vorgeworfen, daß ich arm ſei oder von nicht exiſtirenden Fonds in Saus und Braus lebe, und haben mir niemals, wie die übrige teutſche Nobleſſe, nachgerechnet, daß ich von ihnen einige lumpige Dollar „Geld" empfangen habe, „Geld"! Hole der Henker das Geld und euch dazu!

Das Reiſegeld hätte hingereicht, mich nebſt Familie anſtändig über die See zu befördern. Aber ich hatte es nicht bloß zu dieſem Zwecke zu verwenden: ich hatte der trefflichen Familie Hunter, die mich ſo vertrauenvoll beherbergt, eine anſehnliche Schuld abzutragen und ſonſtige Löcher zu flicken, von denen nichts in der „Times" geſtanden, ſo daß mir kaum noch genug übrig blieb, um einen Platz im Bauch eines ganz gemeinen Emigrantenſchiffes zu bezahlen. In dieſem Schiffsbauch habe ich nebſt Familie viel-

leicht die fürchterlichsten sechs Wochen meines Lebens in der viehischen Gesellschaft von etwa 300 Irländern zubringen müssen. Als mich die Freunde Mazzini's und ihre Frauen mit L. Blanc vor der Abreise auf dem Schiff besuchten, schienen sie sehr erstaunt zu sein über meine Wahl. Ich konnte ihnen die Ursache nicht erklären. Ebenso wenig konnte ich Mazzini aufklären, der beim Abschied meinte, ich gehe wol nach Amerika, um mich nicht abzunutzen. Ich mußte ihn dabei lassen, denn hätte ich ihm meine Verhältnisse auseinandergesetzt, so würde er mir wahrscheinlich Unterstützung angeboten haben. Auf dieser zweiten Reise nach Amerika habe ich die Entdeckung gemacht, daß der Mensch vor Ekel sterben kann — ein Tod, auf den ich gefaßt war im Fall ich noch weitere zwei Wochen hätte aushalten müssen. Und doch war nicht einmal dieser Ekel die schlimmste Regung in jener Umgebung und Atmosphäre. Denke dir, Leser, in diesem irländergefüllten Schiffsbauch, in diesem stinkenden und tobenden Viehstall wird dein einziges Kind vom Scharlachfieber angesteckt. Von eigentlicher Hütung und Pflege ist keine Rede, sie ist platterdings nicht möglich, und die Krankheit schlägt in der kalten Herbstluft nach Innen. Du weißt, was das heißt. Monate nachher noch ringt der Kranke mit dem Tode und nachdem du ihm endlich, noch immer ohne Mittel für eine regelrechte Heilung, doch das Leben gerettet, behält der als Muster von Kraft und Gesundheit zu Schiff Gegangene Spuren und Mängel zurück, die ihn diesseit des Grabes vielleicht nicht mehr verlassen. Trug er die Schuld, daß du ein Teutscher warst und dich für teutsche Freiheit interessirtest und dieserhalb von den Herrn „Freiheitsfreunden" verschrieen und hülflos gemacht wurdest? Und nun

denke dir, lieber Leſer, daß du, jene Erinnerungen im Herzen, dir von den großen Männern der Revolution mußt vorwerfen laſſen, dein Vater habe dir nicht ſo viel Vermögen hinterlaſſen wie der alte Hecker zu Mannheim, und daß du dich aus dieſem, nur aus dieſem Grunde mußt verleumden hören, du habeſt nicht exiſtirende Gelder verpraßt, und daß du dir noch ein halbes Menſchenalter hindurch von deinen ehrenwerthen Landsleuten bei jeder Gelegenheit mußt vorrechnen hören, du habeſt einſt für die teutſche Revolution nicht mit Gelde gewirkt, das du dir „aus den Rippen geſchnitten“ — warum thateſt du es nicht, du Dummkopf? —, ſondern mit Gelde, das der teutſche Edelmuth ſich von der niedrigen Seele geſchnitten — denke dir das Alles, lieber Leſer, und du wirſt mitunter eine Sanftmuth und Zärtlichkeit in dir erwachen fühlen, die keinem Tiger eigen iſt, und du wirſt zeitweiſe ſo human geſinnt, daß du das ganze gemeine Lumpenpack und Verleumdergeſindel, welches dich ein halbes Leben lang im Namen der Freiheit und Revolution mit dem Ruf „Geld, Geld“ verfolgt hat, wie Gewürm zu Atomen unter dem Abſatz könnteſt zertreten ſehen ohne in Ohnmacht zu fallen. Verräthſt du aber den Leuten, daß du ſolchen Eindrücken ausgeſetzt biſt, daß du empfindeſt wie ein Menſch und dich empörſt wie ein Menſch und daß du nicht Alles dulden willſt wie ein Chriſt oder ein Hund, ſo machen die Pſychologen die Entdeckung, du habeſt kein „Gefühl“. Sie ſind im Stande, dir dein ganzes Leben zu vergiften und dich dann zu verſchreien, daß du kein Lamm ſei'ſt. Sie ſind im Stande, dir das Blut bis auf den letzten Tropfen abzuzapfen und dich dann anzuklagen, du habeſt kein menſchliches Blut in den Adern.

Man kann jede perſönliche Beleidigung vergeſſen, die nicht eine Erniedrigung in ſich ſchließt, und wer ſeine Feinde unter ſich hat, ohne ſie einem Prinzip opfern zu müſſen, muß eine gemeine Natur ſein, wenn er nicht Großmuth üben kann; wer aber tödtliche Ehrenkränkungen und angethanes Unrecht vergißt, die mit verruchter Bosheit direkt oder indirekt als verdiente Strafe oder geübte Gerechtigkeit aufrecht erhalten werden, der iſt ein verächtlicher Schwächling und Niederträchtling und verdient unter die Füße getreten zu werden. Ich glaube nicht, daß es einen Revolutionair gibt, der, ohne den Despoten in die Hände zu fallen, für ſeine Freiheitsliebe mehr hat büßen müſſen als ich. Natürlich habe ich es vollkommen verdient, aber ich will wenigſtens dafür ſorgen, daß ich dadurch nicht zum Märtyrer werde, wenn es auch auf Koſten des „Gemüths“ und „Gefühls“ geſchieht.

Doch ſehen wir uns, ehe wir zum zweiten Mal die „gaſtlichen Geſtade“ Amerika's betreten, ein wenig in unſerm Schiffsbauch um. Das Schiff, das uns hinüberſchaffen ſollte, trug wieder den ſchönen Namen „Miſſiſſippi“. Das erſte Mal war ich auf einem Dampfſchiff „Miſſiſſippi“ nach Amerika gefahren; ich ſollte es jetzt auch einmal mit einem ſegelnden „Miſſiſſippi“ verſuchen. Ich war einer der erſten Paſſagiere, die ihren Platz belegten, und da ich mit dem Leben auf der See hinlänglich bekannt war, ſuchte ich mir den allerhinterſten aus, ſo daß ich in meiner Ecke jedenfalls nach einer Seite hin vor der erwarteten Nachbarſchaft geſichert war und die Oeffnungen zur Lüftung in unmittelbarer Nähe hatte. Inſtinktmäßig ſammelten ſich um meinen Platz die anſtändigſten Familien,

welche die Reise mitmachten, so daß ich über meine nächste Nachbarschaft, die aus ruhigen Handwerkerfamilien bestand, möglichst wenig zu klagen hatte. Je weiter man nun aber nach vorn kam, desto roher, schmieriger, sittenloser und bestialischer war die Gesellschaft, bis wieder an der äußersten Spitze sich eine anständigere Kompagnie zusammenfand und diese bestand aus — teutschen Flüchtlingen. Die hier bekanntesten unter ihnen waren der Lehrer Winkle und der Student Rothacker, die jetzt beide auf dem Cincinnatier Kirchhof von ihren Strapazen ausruhen. Diese Flüchtlinge hatten noch das Unglück, bei der Einschiffung um die angekauften Lebensmittel betrogen zu werden, so daß sie mitunter die härtesten Entbehrungen litten. Wir halfen ihnen natürlich aus so viel es uns möglich war, aber das konnte auf der langen Reise nicht weit reichen.*) Sie waren übrigens trotz aller Noth meistens guter Dinge und führten täglich beim Bugspriet ihre Konzerte auf.

Die Herkunft und Berufsart der übrigen Schiffsgesellschaft ist schwer anzugeben. Genüge es, zu sagen, daß sie fast ausschließlich aus Irländern der vorkommensten Sorte bestand und daß die weiblichen Mitglieder derselben meistens Prostituirte waren. Von welchem moralischen wie physischen Schmutz in dieser Umgebung sämmtliche Sinne

*) Selbst in der Höhle des Ekels, in die mich auf dieser Reise meine Armuth bannte, lauerte das gelbäugige teutsche Ungeheuer, die Verleumdung, auf mich. Später wurde meine Unterstützung der mitreisenden Flüchtlinge zu der Beschuldigung benutzt, ich habe die Reise großartig in der ersten Kajüte gemacht, aber jene Bedürftigen im Schiffsbauch ihrem Schicksal überlassen.

bei Tag und bei Nacht Zeuge sein mußten, wird man sich auch ohne besondere Phantasiebegabung vorstellen können, und dieser Zustand erreichte den höchsten Grad der Unerträglichkeit, wenn bei Sturmwetter sämmtliche Lüftungsöffnungen geschlossen werden und sämmtliche Passagiere im Schiffsraum bleiben mußten. Daß in diesem Raum nicht Pest und Typhus ausgebrochen sind, ist mir noch jetzt unbegreiflich. Die ekelhafteste Pest, von der wir bedroht wurden, war eine Läuseüberschwemmung, die sich vom Vordertheil des Schiffs nach hinten unwiderstehlich ausbreitete, in ihrem Fortschritt täglich markirt wurde und der wir glücklicher Weise noch entgingen, da sie noch etwa sechs Betten von uns entfernt war, als wir den Hafen von New-York erreichten.

Was man sonst noch abzuwehren hatte, war hauptsächlich der Diebstahl. Er wurde zuletzt so zudringlich, daß wir Hinterbewohner jede Nacht abwechselnd Wache halten mußten.

Wo möglich noch roher und unausstehlicher, als die Passagiere, war ein Theil der amerikanischen Schiffsmannschaft, namentlich der Kapitain und der erste Steuermann. Der letztere, eine wahre Seeräubernatur, verschwand, sobald wir den New-Yorker Hafen erreichten, da er von mehreren Mordprozessen bedroht war. Dieser Mensch hauſ'te unter den Passagieren wie ein Sklavenhalter unter den Sklaven. Er theilte Ohrfeigen aus, wo er eine Widerrede fand, bedrohte Alle, die sich ihm nicht unbedingt fügten, und disponirte über die weibliche Gesellschaft wie ein Sultan. Nur ernste Entschlossenheit konnte diesen Viehmenschen im Zaum halten und ich trug während der Reise ein geladenes Pistol in der Tasche, um ihn beim ersten

Verſuch einer Impertinenz in meinem Bereich niederzuſchießen. Glücklicher Weiſe hatte er Blick genug um zu wiſſen, mit wem er zu thun hatte, und ich hatte nicht die mindeſte Kolliſion weder mit ihm noch mit dem Kapitain, obſchon ich beide bei einer beſonderen Gelegenheit durch Androhung eines Prozeſſes in ihre Schranken zu weiſen hatte. Es fiel denſelben nämlich eines Tages ein, die Paſſagiere zum Kohlenherbeiſchaffen und zu anderen Arbeiten zwingen zu wollen, und da man ſich weigerte, wurde bekannt gemacht, daß kein Waſſer mehr verabreicht werde ſo lang man bei dieſer Weigerung ſtehen bleibe. Die iriſchen Honoratioren, als ſie ihre Weiber und Kinder nach Waſſer ſchreien hörten, hielten Rath, was zu thun ſei, und zogen auch mich dazu. Ich foderte ſie auf, ſich ihren Paſſagekontrakt anzuſehen. Man zog ihn hervor, aber — die Beſtimmungen, die man nachſehen wollte, fehlten. Der Steuermann hatte nämlich die Einrichtung getroffen, daß beim Abnehmen von Thee, Graupen und ähnlichen Dingen, die das Schiff lieferte, Jeder ſeinen Paſſageſchein vorzeigen mußte, von dem dann der Schurke, angeblich um die geſchehene Abnahme zu vermerken, ein Stück abriß, ſo daß ſehr bald derjenige Theil des Kontrakts fehlte, aus dem die Paſſagiere ihre Anſprüche erſehen konnten. Glücklicher Weiſe hatte ich, der ich ſelten Thee u. ſ. w. brauchte, meinen Kontrakt ziemlich unverſehrt erhalten. Ich holte ihn hervor, rief die Paſſagiere auf das Verdeck in der Nähe des Kapitains und Steuermanns zuſammen, las ihnen die betreffenden Beſtimmungen vor und foderte ſie auf, ein Komite zu ernennen, das bei der Landung ſofort den Kapitain und Steuermann arretiren zu laſſen und ihnen den Prozeß zu machen habe. Dieß Mittel wirkte auf der

Stelle und in fünf Minuten waren die Waſſerpumpen in Bewegung.

Uebrigens ruhten während der ganzen Reiſe auch die Schiffspumpen nicht. Das Schiff war 15—20 Jahre alt; ſchon gleich nach der Abfahrt war es leck und hatte mehrere Fuß Waſſer über dem Kiel. Einem ernſtlichen Sturm hätte es nicht widerſtehen können, auch ſoll es auf ſeiner Rückreiſe nach Europa untergegangen ſein.

Trotz allen dieſen Gefahren und trotz einem, glücklich gelöſchten Brand, der das ganze Schiff mit Schrecken erfüllte, landeten wir nach 6 Wochen Anfangs Oktober 1850 lebend im Hafen von New-York. Meine Baarſchaft beſtand aus $3, Heckerſche Währung.

X.

Dreiundzwanzig Jahre in Amerika.

Während meines dreiundzwanzigjährigen Aufenthalts in Amerika habe ich ein interessantes Stück Geschichte dieser Republik erlebt und eine radikale, von rücksichtloser Wahrheit geleitete Beurtheilung dieser Geschichte würde sie mitunter in ganz anderem Licht erscheinen lassen, als worin die gewöhnliche Partei- oder Patrioten-Politik sie darzustellen pflegt. Auch habe ich im hiesigen Leben manche Beobachtungen und Erfahrungen gesammelt, die Stoff zu interessanten Mittheilungen liefern könnten. Doch dieß Alles muß ich von diesem Buch ausschließen, um den Umfang desselben nicht über Gebühr anwachsen zu lassen. Ergibt sich später ein Interesse und Bedürfniß dafür, so kann es für eine besondere Schrift benutzt werden. In der vorliegenden muß ich mich beschränken auf eine kurze Skizze über meinen persönlichen „Kampf um's Dasein", das moralische wie das physische, und um Feder und Papier, d. i. über meine journalistische Thätigkeit. Es handelt sich ja darum, die Schicksale eines teutschen Revolutionairs im Exil zu schildern.

Als ich in New-York landete, machte ich ohne mein Wissen eine Acquisition, an die ich zuletzt gedacht hätte: es war eine schön gebundene Bibel. Sie war bei der Gelegenheit, wo die Zollbeamten die Bagage visitirten, in meinen Koffer praktizirt worden und zwar auf eine so geschickte Weise, daß ich trotz aller Aufmerksamkeit, welche ich zur Verhütung eines Diebstahls auf meine Effekten gerichtet, nichts davon bemerkt hatte. Die Spitzbuben stehlen euch die Sachen heraus und die frommen Leute stehlen sie euch hinein, aber leider nur Bibeln. Welche Ueberraschung, wenn ich im Shakespeare-Hotel, wo ich einkehrte, entdeckt hätte, daß mir ein frommer Mann $1000 in den Koffer gestohlen! Doch Das ist ein sündiger Wunsch und wenn ich in diesem gesegneten Lande ebenfalls mit allerlei Ungemach zu kämpfen hatte, so liegt das am Ende bloß daran, daß ich den Wink nicht beachtet, den mir die geschenkte Bibel ertheilte. Als ich in New-York das erste Abolitionistenblatt schrieb, besuchte mich der jüngst verstorbene reiche Abolitionist Tappan, um mir seine Hülfe anzubieten. Er setzte dabei voraus, daß ich ein Christ sei. Als ich ihm aber erklärte, ich sei ein entschiedener Atheist, meinte der fromme Mann, dann könne ich kein wirklicher Abolitionist sein, und verließ mich mit traurigem Gesicht. Da haben wir den Schlüssel zum Räthsel.

Nachdem ich gelandet war, beging ich, statt die Bibel zu lesen, eine That, die der teutschen Nation zur Ehre gereicht, ich trank nämlich drei Glas Lagerbier hinter einander. In meinem Leben habe ich nicht solchen Heißdurst auf einen erfrischenden Trank gehabt, wie damals, wo ich aus dem schwimmenden Viehstall an diese „gastlichen Gestade" trat. Es war mir, als hätte ich ein Faß leer trinken können und

müſſen, um all den Ekel hinabzuſchwemmen, welcher mir Wochen lang im Halſe geſteckt hatte.

Jetzt bin ich alſo wieder in New-York, unter meinen theuren Landsleuten, die mich früher ſo glänzend empfangen und ſo theilnahmevoll entlaſſen haben. Kennt ihr mich noch? Kenne ich euch noch? Seid ihr noch was ihr wart? Ich bin noch immer der Nämliche. Aber ich habe unterdeſſen wieder viel erfahren, wovon ihr nichts wißt, und mit eurem Geld wenig ausgerichtet, was ihr ganz genau berechnet habt. Ich habe mit euren $400 nicht einmal die teutſche Republik gegründet, geſchweige denn das chineſiſche Reich erobert, Auſtralien revolutionirt und Rußland von der Landkarte vertilgt. Euer großer Hecker und die anderen Himmelsſtürmer, die noch ein wenig mehr Dollar zur Verfügung hatten, als ich, und denen, wie der große Badenſer ſich ſo klaſſiſch ausdrückt, „ſämmtliche gährende Buttermilchtöpfe nachliefen“, während ich ſchlechter Nichtbadenſer keinen Dachshund zu kommandiren hatte, haben zwar ebenfalls nicht vollſtändig die Welt befreit, aber ſie hatten doch den unſchätzbaren Vorzug, daß ihr Geld nicht aus eurer Taſche kam und daß ſie euch nicht die Wahrheit geſagt hatten wie ich. Deshalb blieben ſie ſo groß wie ſie waren, während ich unterdeſſen ſo klein geworden bin wie meine Börſe.

Menſch, was willſt du machen und ſein in der Welt, wenn nicht dein Vater ein reicher Mann iſt oder du ſelbſt nicht die kleinen runden Dinger zu machen verſtehſt, womit man die ganze Welt kaufen kann, einige wenige verrückte Individuen ausgenommen? Das zu haben, o Menſch, was die Leute Selbſtgefühl nennen und rechtſchaffenen Willen und Ehre im Leibe und Charakter und Prinziptreue und

ſelbſt etwas Talent, das iſt recht hübſch und lobenswerth, aber es hilft dir doch nichts ohne ein wenig "cash". Haſt du indeſſen "cash", dann kannſt du ſogar unter den teutſchen „Revolutionairen" und Revolutionsfreunden ein geſcheidter und ehrlicher Mann und dennoch ſicher vor Anfeindungen, Verleumdungen und Herabſetzungen bleiben. Wenn Rothſchild ſich heute für einen rothen Revolutionair erklärte, morgen hätte er alle Geſinnungstüchtigkeit der Welt, wenigſtens der germaniſchen, hinter ſich, und ſollte er auch ſeine Anhänger wie Hunde behandeln.

Das ſind wichtige und ausgemachte Wahrheiten, meine Freunde. Seien wir daher geſcheidt und praktiſch und machen wir cash. Ich habe ein Betriebskapital von $3 in der Taſche. En avant!

Doch ehe ich meine neue amerikaniſche Laufbahn weiter verfolge, muß ich einen Rückblick auf Das thun, was während meiner Abweſenheit hier vorgegangen war. Als Anhalt ſollen mir dabei die Briefe dienen, die der arme, unterdeſſen in's Schattenreich gegangene Tyſſowski, den ich als alleinigen Redakteur der uns gemeinſchaftlich gehörenden „Schnellpoſt" zurücklaſſen mußte, mir nach Europa geſchrieben. Man lege es nicht verkehrt aus, daß ich dadurch wieder alte Skandalgeſchichten aufrühre, die ich ſchon ihrer Ekelhaftigkeit wegen längſt der Vergeſſenheit überliefert hätte, wenn ſie mich nicht in eine falſche Stellung zu dem größten Theil meiner hieſigen Landsleute gebracht und wenn ſie nicht einen Spiegel für Zuſtände abgäben, die zum Theil heute noch exiſtiren. Ich laſſe aus Tyſſowski's Briefen diejenigen Stellen abdrucken, welche ein Licht auf mein Verhältniß zu den hieſigen Teutſchen ſo wie auf das Unternehmen werfen, an dem ich

betheiligt war und auf das ich als einzige Ressource im Exil meine Hoffnungen gebaut hatte.

Aus einem Brief vom 11. Mai 1848:

„Dein Brief vom 20. v. M. aus London kam erst mit der Britannia an. Ich war schon in Verzweiflung. Ich bin getröstet. Du hast vollkommen Recht, wenn Du vermutheſt, daß ich Dir bald nachfolgen werde. Es handelt sich jedoch darum wie? Wenn ich abgehe, und das will ich so bald als möglich, so bin ich entschlossen, meinen Antheil an der „Schnellpost" geradezu zu verkaufen, denn ich begreife nicht, wer sie hier ohne uns beide redigiren und uns vor Uebervortheilung schützen soll. Zudem ist selbst Kriege fort, und ich hätte auch ihm nicht recht getraut, ob er aus dem Blatt nicht ein Organ einer uns feindlichen Lehre machen würde. Ich wiederhole Dir, ich kenne Niemanden, dem wir hier die Redaktion anvertrauen könnten, noch weniger Jemanden, dem ich es anvertrauen wollte, unser Geschäft zu administriren; wir würden nur Rechnungen, aber nie einen Heller erhalten. Ich glaube also, das einzige Mittel ist Verkauf. Darum sende mir oder Ch. oder sonst Jemanden Vollmacht zum Verkauf Deines Antheils. Anders geht es nicht. Dabei bemerke ich Dir, daß, ob zwar die Gelder langsam eingehen, und obwohl ich mit genauer Noth die Wochenrechnungen decken kann, doch bis jetzt im Ganzen 200 Abonnenten seit dem 1. Februar zugewachsen sind, und daß, seit es bekannt ist, daß Du schreibst, täglich neue kommen. Langen Deine Korrespondenzen regelmäßig an, so haben wir in 3 Monaten wenigstens 500 Abonnenten mehr, und dann kann das Blatt für $3000 bis $5000 verkauft werden.

Der hiesige Revolutionsverein beträgt sich so, daß ich gar nicht mehr in dessen Sitzungen hingehe. Du wirst genug von ihm haben, wenn ich Dir sage, daß er darüber berath, Weitling und Dowiat nach Europa zu senden. Appage Satanas. Solches Volk hält die Republik in Deutschland auf. Ich redete mich heiser, schrieb bei Gelegenheit, was ich konnte, alles umsonst. Das Volk ist unverbesserlich.

Ach, Freund, Du glaubst es nicht, wie mich diese sogenannten Freiheitshelden hier anekeln. Echtes Lumpenpack, das Ideen zum Handelsartikel gemacht hat, sie bei Elle und Pfund verkauft und nur darauf sinnt, sich wichtig mit hohlen Phrasen zu machen. Ich erhalte beständig Korrespondenzen, die mich blau vor Aerger machen."

In Bezug auf die „Schnellpost" heißt es noch in demselben Brief:

„Alle meine Sorgen schwanden, als Dein Brief ankam. Schreibst Du regelmäßig, so stehen wir glänzend. Bringst Du es dahin, daß ich das Blatt dreimal die Woche (es erschien damals zwei Mal. H.) herausgeben kann, dann stehe ich Dir gut dafür, wir verkaufen es Ende Dezember um $5000."

Aus einem Briefe vom 30. Mai 1848.

„Hecker's, Struve's und zuletzt Dein Beginnen ist den radikalsten Radikalen und insbesondere mir unerklärbar. Alles, was ihr dafür anführt, ist weniger als unzureichend. Das nichtssagende Vorparlament hättet ihr, darin sitzend, zu einer Diktatur über Deutschland erheben können. (Dieser Meinung bin ich auch. Was mich betrifft, so vergißt Tyssowski hier, daß ich damals auf der See schwamm. H.)

Ihr könnt es heute nur vernichten, aber zum neuen Aufbau ist wenig Hoffnung vorhanden. Ferner fällt es auf, daß man euer Zentral-Comite zersprengt, da man doch ein ähnliches polnisches bestehen läßt; man vermuthet also, daß ihr euch im Angesicht der Franzosen bedeutende Blößen gegeben haben müßt. — Freund, ich spreche offen, aber ich glaube, es ist besser, offene Sprache als gleißnerische Lobhudelei zu hören. Wenn die Ansicht irrig ist, (und sie war mehr, sie war total unsinnig, ohne alle Rücksicht auf die gänzlich verschiedenen Verhältnisse. H.), wißt ihr wenigstens, wie ihr der öffentlichen Meinung entgegenzutreten habt."

Aus einem Brief vom 11. und 12. Juni 1848:

„Die Erhaltung der Post- und Regierungs-Anzeigen hängt von zwei Sachen ab. Entweder müssen wir die größte Abonnentenzahl nachweisen, oder wir müssen uns einer Partei verkaufen. S. schrieb mir und wies unzweideutig auf das Letztere hin. Wir sollen Buchanan zum Präsidenten begünstigen. Nicht um eine Million würde ich so etwas thun. Es bleibt uns also nur der erste Weg und dahin kommt es nie bei den jetzigen Verhältnissen des Blattes. Kommst Du aber zurück und übernimmst selbst die Leitung und bist Du alleiniger Eigenthümer, dann kann Alles gehen."

„Nach reiflicher Ueberlegung sehe ich, daß für Dein Interesse nicht besser gesorgt werden könnte, als wenn Du selbst dich entschließen mögtest, nach Amerika überzusiedeln. Du könntest hier aus dem Blatte etwas machen. Wie es jetzt steht, droht ihm der Untergang und ich sehe nicht, wie ohne Deine Rückkehr dem Uebel abgeholfen werden kann.

Mich drückt neben meiner persönlichen Lage das Schicksal meines Vaterlandes ganz darnieder. Ich bin beständig in einer fieberhaften Aufregung und kann bei dieser Stimmung der erdrückenden Last der Redaktion und der Verwaltung des Geschäfts ohne dessen offenbaren Nachtheil nicht genügen. Dazu kommt, daß die Verhältnisse gebieten, eine radikale Aenderung in der Herausgabe vorzunehmen und dazu ist baares Geld nöthig. Wirst Du alleiniger Eigenthümer, so bekommst Du Geld so viel Du willst, aber dazu mußt Du hier sein. Ich will mich in kein Schuldenmachen einlassen, um freie Hand zu behalten, nach Europa in jedem Augenblick zurückzureisen."

Brief vom 3. Juli:

„Unter uns gesagt, theurer Heinzen, haben Struve und Hecker einen dummen Streich gemacht. Fickler ist ja heute frei, und waren sie wirklich ernstlich bedroht, so wäre es glorreicher und gewiß zweckmäßiger gewesen, im Ausschuß zu erscheinen und zu erklären: „Ficklers Gefangennehmung ist Hochverrath an der Souverainetät des Volks. Auch unsere Personen sind bedroht. Wir erklären daher, daß wir hier in diesem Saale, in dem Heiligthum der Nation, so lange wachen, schlafen, essen, trinken u. s. w. werden, bis die Nation vollständig im Parlamente vertreten ist und über uns ihr Urtheil ausgesprochen hat. Nur todt wird man uns vorher von hier wegbringen!" — Wer, frage ich, hätte es gewagt, nach solcher Apostrophe die Republikaner anzutasten? Und hätte man sie gefangen gesetzt, ja gehenkt, ihr Fall wäre Deutschlands Triumph gewesen. Dafür haben sie ohne Plan, ohne Vorbereitung einen Kampf begonnen, der vom Anbeginn auf keinen Succeß rechnen

konnte. Es konnte ja jedes Kind wahrſagen, daß man nicht Badenſer, ſondern andere Truppen gegen die Republikaner ſchicken werde. Was Dich anbelangt, ſo halte ich Dein Auftreten für edel, denn Du kamſt zu ſpät, um die Sache rückgängig zu machen."

Am 16. Juli ſchreibt Tyſſowski:

„Deine Rüge gegen Hecker hat hier einen fürchterlichen Sturm hervorgebracht. Deine beſten Freunde ſind Dir gram deswegen. Ich ſagte mehreren, daß ſie ärger ſind, als die Despoten, da ſie einen freien Mann nicht ſeine Meinung ausſprechen laſſen, aber man ſagte mir, das ſchade der guten Sache, ſäe Uneinigkeit und Mißtrauen u. ſ. w. Es iſt etwas daran, gewiß iſt es aber, daß derlei Ausfälle der „Schnellpoſt" und namentlich perſönlich Dir ſchaden. Doch ich vermuthe, Du hatteſt wichtige Gründe zu thun was Du thateſt und ich durfte nicht Deinen Zenſor ſpielen. Uebrigens warſt Du nicht der erſte, der Anlaß zum Streite gab. Vor Deinem Artikel erſchien ein Brief Heckers und Gundies in der „Staatszeitung"; ich dachte, die „Staatszeitung" hätte uns einen Streich geſpielt. Dein Aufſatz hat mir die Sache aufgeklärt. Aber unſere Republikaner können es nicht begreifen, wie Du und Hecker auf zwei Wegen gehen könnt, und ſomit iſt die Aufregung hier ungeheuer. Die „Staatszeitung" reibt ſich die Hände. Du biſt zu weit um zu antworten. Ich kann nicht antworten, weil ich von der Sache nichts verſtehe, und ſo freut ſich der Eſel, daß der Löwe krank iſt, und glaubt unterdeſſen den König ſpielen zu können. Ich kann nur ewig jammern: warum biſt Du nicht hier, wenn Du nicht in Frankfurt

ſein kannſt? Einen dritten Platz für Dich kenne ich nicht."

Aus einem Brief vom 4. Auguſt:

„Beiliegend ſchicke ich Dir ein Pamphlet, welches unſere Setzer (Steinlein und Hofmann) gegen Deine Feinde (in der „Staatszeitung") geſchleudert. Ich kann nichts dergleichen thun, obſchon es mein Herz erleichtern würde, denn das Volk ſtinkt vor Schmutz und ich fürchte ausſätzig zu werden wenn ich es berühre."

„Ich erwähne der Skandalgeſchichte bloß, um dir noch einmal zu wiederholen, daß ich trotz Vettern und Tanten und Baſen und Philiſtern und großen und kleinen Dummköpfen, und trotz Mißgeſchick und was da kommen und nicht kommen mag, Dein unveränderlich treuer und Dich herzlich liebender Freund bleibe. Der ſchurkiſche „Philadelphia Demokrat" hat auch ein Pasquill auf Dich veröffentlicht. Ich ſchickte es Dir durch B. Schreibe; kommt Dein Brief nach verkaufter „Schnellpoſt", ſo laſſe ich ihn in anderen Blättern publiziren und wenn ich ihn in's Engliſche überſetzen ſollte. Außer mir haſt Du immer noch Tauſende wahrer Freunde hier. Die Hunde, die Dich anbellen, werden noch Deine Füße lecken."

In einem anderen Briefe ſchrieb Tyſſowski, er wolle lieber in den Urwald gehen und die Schweine hüten, als ſich länger mit dem gemeinen teutſchen Geſindel in New-York herumſtreiten. Er beſtand daher darauf, die „Schnellpoſt" müſſe verkauft werden, da er nicht die Kraft hatte, ſeine Stellung zu behaupten, und ich ſuchte aus mehrfachen Gründen das Blatt ſo lang wie möglich feſtzuhalten. Aber zuletzt mußte ich nachgeben und die „Schnellpoſt"

wurde für einen Spottpreis verkauft, ohne daß ich einen Heller dafür erhielt, da ich dem früheren Verkäufer noch einer Theil des Kaufgeldes ſchuldig war. Bei meiner Zuſtimmung zu dem Verkauf konnte ich mich nicht enthalten, Tyſſowski meine Unzufriedenheit über ſeine Schwäche zu erkennen zu geben. Darauf ſchrieb er mir am 27. Auguſt einen Brief, den letzten, den ich erhalten und in dem folgende merkwürdige, prophetiſche Stellen vorkommen:

„Genug von dieſer Angelegenheit, die mich anekelt, daß mir der Anblick von Zeitungen unleidlich wird. Wie ich von Dir perſönlich denke, darüber lies die „Schnellpoſt“ nach und glaube mir, daß ich vielleicht der Einzige in Amerika bin, der Dir noch das Wort redet, oder, was bedeutungsvoller iſt, das Wort zu reden wagt. Gieb Acht, Freund! Das Jahr 1848 hat viele große Namen umgebracht. Ich wünſchte nicht dich auf der Liſte zu ſehen. Du haſt Amerika ganz und gar nicht ſtudirt, hier wird Alles nur gekauft und du — haſt noch Geld gefodert! Da iſt das Räthſel. — Du wirſt mir wieder Inkonſequenz vorwerfen. Du erhielteſt ja Geld, oder man verſpricht es dir wenigſtens. Ach, könnteſt Du Alles leſen und hören, womit dieſe Sendungen begleitet waren, Du mögteſt es den Leuten ins Geſicht zurückſchmeißen, auch wenn Du dabei verhungern ſollteſt.“

Ja, Tyſſowski hatte Recht: ich hatte Amerika nicht ſtudirt. Kein Menſch hätte mich damals überzeugt, daß die Teutſchen hier ſo bodenlos ſchlecht und gemein werden könnten wie ich einen ſo großen Theil derſelben durch beiſpielloſe Erfahrungen kennen lernen ſollte.

Ein sehr gescheidtes Sprichwort sagt: „Die Abwesenden haben Unrecht". Bloß wenn man „auf längere Zeit" abwesend, nämlich zum Besuch in „jener Welt" ist, darf man hoffen, Gerechtigkeit zu finden. Eine diensteifrige und gut dirigirte Verleumdung kann einen wehrlosen Abwesenden in einigen Wochen in einen Ruf bringen, den er später nicht in zehn Jahren niederzuleben vermag, namentlich wenn die Organe der Verleumdung sich nie zu einem Widerruf verstehen, wie das hier die Regel zu sein pflegt. Auf die Gelegenheit, sich während meiner Abwesenheit zu rächen, lauerten vor Allen Diejenigen, die ich während meiner Anwesenheit nicht nach ihren Erwartungen als große Männer behandelt hatte, und unter diesen standen obenan: der noble „Editor" der „N. Y. Staatszeitung", des ersten teutschen Sklavenhalter-Blattes, und ein versoffener Bierbrauer, der als spezieller Freund des Herrn Hecker auftrat. Die Gelegenheit, einem Groll Luft zu machen, den sie früher nicht zu äußern wagten, verschaffte meinen Feinden der badische Putschmacher. Wie aus dem Briefe Tyssowski's zu ersehen, war der Hüninger „Publizist", schon ehe ich über ihn etwas veröffentlicht hatte, gegen mich in der „Staatszeitung" aufgetreten und zwar in Kompagnie mit dem amerikanischen Konsul in Basel, Gundie, einem Manne, den ich nie gesehen und mit dem ich nie etwas zu schaffen gehabt habe. Der elende Hecker hatte ihn also zur Unterschrift verleitet, um durch eine amerikanische Autorität seinem Angriff Kredit zu geben, und der ehrlose Konsul hatte sich zum Zeugen gegen einen Menschen hergegeben, den er gar nicht kannte. Einige Zeit nach Veröffentlichung dieses Manifestes, wovon ich nichts wußte, erschienen in der „Schnellpost" die früher zitirten

Bemerkungen, worin ich die Verſtandloſigkeit, Dünkelhaftigkeit und Schwäche des badiſchen Popanzes in der gelindeſten Weiſe darſtellte. Jene Bemerkungen aber gaben das Signal zum Kampf und die Hauptanführer deſſelben waren die verkommenſten Pöbelgrößen und Bierphiliſter New-Yorks, unterſtützt von den beleidigten Ariſtokrätlern wie den bekämpften Kommuniſten. Sie traten für ihren „Freund" Hecker auf — Herr Hecker hat überall derartige noble „Freunde" — und trafen mich in die Achillesferſe indem ſie ſtets darauf hinwieſen, daß ich Unglücklicher nichts thun könne ohne — Geld und merkwürdiger Weiſe immer Geld brauche wo ich keins habe. „Heinzen hält ſich — ſo ſchrieb man in der „Staatszeitung" — für den wahren Meſſias, aber nur und nur mit Geld kann er erlöſen! — —" Jetzt hatte man die wahren Stichworte gefunden: „Hecker" und „Geld" ſchrie jetzt jeder Hallunke und er ſchrie um ſo lauter, je weniger Geld er ſelbſt hergegeben oder je mehr er — auf meinen Namen geſammelt und verſoffen hatte! Zieht man dabei nun noch den Eindruck der in Teutſchland verpfuſchten Revolution in Betracht, die man gern auf meine Rechnung geſchrieben hätte, bedenkt man ferner, daß Hr Hecker ſpäter noch ein zweites Manifeſt gegen mich erließ, worin er mich auf die infamſte Weiſe verleumdete, und dann perſönlich in Amerika gegen mich, den Abweſenden, wirkte, ſo kann man ſich vorſtellen, wie das Geſindel in New-York über mich herfiel und wie leichtes Spiel es hatte, den Abweſenden zu diskreditiren, der kein Organ mehr zur Verfügung hatte und von allem Verkehr mit Amerika abgeſchnitten war.

Sic transit gloria. Als ich zum zweiten Mal in New-

York landete, war nicht bloß alle Sympathie für mich, sondern auch alles Intereſſe für die Revolution erſtorben. Ich täuſchte mich darüber nicht lang, traute mir aber zu, in kurzer Zeit wieder eine angemeſſene Stellung erringen und mir eine entſprechende Wirkſamkeit mittelſt der Preſſe ſichern zu können. Um einen Grund zu legen und mir die erſten Mittel zum Präludiren zu erwerben, kündigte ich gleich in den erſten Tagen einen Vortrag über die Revolution und die Urſachen ihres Untergangs an. Das war ein Thema, welches, wie ich dachte, alle Diejenigen intereſſiren mußte, die früher ſo emphatiſch der Revolution das Wort geredet hatten. Zu dem Vortrag fanden ſich — richtig gezählt — 32 Zuhörer ein, die mir, 25 Cents die Perſon, akkurat $8 einbrachten. Herr Lievre hatte mir den Saal des Shakespeare-Hotels gratis eingeräumt, ſonſt würde meine Einnahme ſich auf Null reduzirt haben.

Das war ein ermuthigender Anfang. Sollte ich unter meinen Landsleuten noch weitere Verſuche machen? Sollte ich amerikaniſche Hülfe annehmen?

Eine Dame aus einer der bekannteſten und reichſten Familien New-Yorks hatte in Genf eine meiner Freundinnen kennen gelernt und war durch deren Berichte ſo warm für mich intereſſirt worden, daß ſie, von meiner Reiſe nach Amerika unterrichtet, ihren Verwandten, namentlich ihrem Bruder (dem Schriftſteller Tuckermann) an's Herz gelegt hatte, mich bei meiner Ankunft ſofort aufzuſuchen und mir in Allem behülflich zu ſein. Ich war kaum ein Paar Tage im Shakespeare-Hotel, ſo ſuchte mich dort Herr Tuckermann auf und lud mich, im Sinne ſeiner Schweſter handelnd, auf die freundlichſte Weiſe zu ſich ein. Da bot ſich eine Hülfe. Sollte ich ſie annehmen? Der

Mensch soll nicht gegen seine Natur handeln. Ich kennte mich nicht einmal entschließen, den Besuch des noblen Amerikaners nur zu erwiedern, weil er darin eine Bereitwilligkeit zur Annahme seiner Freundlichkeiten hätte erblicken müssen, und trug lieber den Verwurf der Unhöflichkeit, als den Druck einer fremden Wohlthat. Mein Gefühl hatte mir schon früher gesagt, daß die Amerikaner einen Fremden, namentlich wenn er arm ist, nur von dem Standpunkt einer eingebildeten Superiorität aus protegiren. Ueberdieß wußte ich, daß man sich nur für mich interessirte weil man mich nicht kannte und in mir nur den revolutionairen Flüchtling sah. Hätte man gewußt, daß ich ein Antichrist u. s. w. war, man wäre mir schwerlich entgegengekommen und da ich nur als Das gelten wollte, was ich war, hätte ich die guten Absichten meiner Protektoren nur durch eine unangenehme Enttäuschung belohnen können.

Also mit den Amerikanern war es auch nichts. Sollte ich unter die Indianer des Urwaldes gehen? Ich machte es einstweilen, wie in London, ich wechselte, um nicht die Reste meines großen Vermögens im Wirthshause zu verzehren, rasch das Quartier, wandte mich wieder in die Einsamkeit, wo ich mit dem Schicksal unter vier Augen verkehren konnte, und fand am Ende von Hoboken ein möblirtes Zimmer für ein Paar Dollar.

Versetze dich dorthin, freundlicher Leser. Was wirst du nun beginnen? Es ist trübes Oktoberwetter, die Blätter rascheln von den Bäumen, der Winter ist vor der Thüre und in deinem Innern meldet er sich auch. Bei guter Oekonomie ist dir das Brod noch ein Paar Wochen sicher. Aber dann? Nur nicht verzweifelt, mein Freund! Lassen

dich die Menſchen im Stich, ſo wende dich an die Natur. Du ſiehſt dort das Hobokener Wäldchen, den Lieblingsſpaziergang der New-Yorker im Sommer, dem ſie den verlockenden Namen „Elyſäiſche Felder“ gegeben haben. Jenes Wäldchen beſteht zur Hälfte aus Nußbäumen, die eben beladen ſind mit reifen Nüſſen. Nimm einen Sack in die eine Hand, deinen kranken Jungen an die andere und wandere hinaus in die elyſäiſchen Felder. Dort nimſt du einen möglichſt ſchweren Stein und ſchleuderſt ihn mit Macht an diejenigen Stämme, an denen du mit einem ſolchen Mahner nicht vergebens anzuklopfen hoffen darfſt, und jedes Mal wird ein ganzer Regen von Hickory-Nüſſen auf dein ſorgenvolles Haupt herabraſſeln. Sind ſie in den Sack gefüllt, ſo wiederholſt du das Experiment an anderen Bäumen und in einer halben Stunde wirſt du eine ganze Laſt nach Hauſe ſchleppen können. Auf dieſe Weiſe erreichſt du mehrere ſehr wichtige Zwecke gleichzeitig: du haſt eine geſunde Leibesbewegung, du haſt eine zerſtreuende Unterhaltung für dich und deinen Kleinen, du bringſt etwas zum Beißen nach Hauſe und die Nußſchaalen ſind vortrefflich zu benutzen beim Anzünden des Ofens.

Das war in Hoboken meine Hauptbeſchäftigung. Aber die Hickory-Nüſſe ſind ſo wenig unerſchöpflich wie die Cents, das nahende Ende des Monats bringt zugleich das Ende deiner Zahlungsfähigkeit mit ſich und du wohnſt hier nicht bei einer Familie Hunter.

Da trat zwiſchen mich und das drohende Verhängniß ein anderer Schutzengel. Herr Wageniz, der früher die „Schnellpoſt“ vorſchußweiſe für mich angekauft hatte, brachte mir die beruhigende Botſchaft, daß er eine unbe-

nutzte Dachstube habe und sie mir zur Verfügung stelle. Ich nahm dieß Anerbieten lieber an, als eine fremde Protektion. Das Umpacken hielt mich nicht auf, denn ich hatte so wenig Möbel wie „der Herr", der „nicht wußte, wohin er das Haupt legen sollte". Ich aber wußte dieß besser, als der Herr. Von einem Paar alter Betttücher wurde ein Sack zusammengenäht und dieser Sack, mit Hobelspänen angefüllt, die sich im Keller des Herrn Wagenitz fanden, war Monate lang das Bette für mich und die Meinigen auf dem platten Boden. Aber ich fand nicht bloß ein Quartier, ich fand auch „Verdienst". Herr Wagenitz trieb damals ein Geschäft mit Goldleisten, die in seinem Hause angefertigt wurden. Ich erlernte das Belegen der Leisten mit Goldschaum und brachte es zu einem Verdienst von $3 die Woche, wovon ich mit den Meinigen Monate lang gelebt habe, ohne „Gesundheit und ein froh Gemüth" zu verlieren, wovon die frommen Leute singen.

Ohne die Mittel, ein eigenes Blatt zu gründen, hätte ich damals nur als Redakteur eines Parteiblattes durch die Presse thätig sein können. Aber dazu war ich nun einmal von Hause aus verdorben und ich wollte lieber Handwerker bleiben, als meinen Geist verkaufen. Trotz dem Umschwung, der damals in der Stimmung und Gesinnung der Teutschen, namentlich in New-York, eingetreten war, gab es natürlich noch immer Leute, die sich wunderten, mich nicht geistig thätig zu sehen, und mich auf dem öffentlichen Kampfplatz vermißten. So geschah es denn, daß ein Freund meines Styls, der gehört hatte, daß ich ein Wochenblatt zu gründen wünsche, sich freiwillig bereit erklärte, die Kosten der Probennummer zu übernehmen. Ich ließ also die erste Nummer des „Völkerbund" erschei-

nen. Der Name zeigt, daß ich noch immer nicht daran verzweifelte, in Amerika für die europäiſche Freiheit wirken zu können. Da ich mich nicht entſchließen konnte, mit meinem Blatte betteln zu gehen oder Hauſirer damit umherzuſenden, wie es hier Mode iſt, begnügte ich mich, es zu annonciren und bekannten Perſonen und Zeitungen zuzuſenden. Ich erwartete, daß alsdann Diejenigen, die ſich dafür intereſſirten, ſich von ſelbſt melden und durch Vorauszahlung mich zur Fortſetzung des Blattes in Stand ſetzen würden. Ich wollte ſchon damals beginnen, was ich ſpäter mit dem „Pionier" endlich durchgeſetzt habe. Aber ich hatte mir zu viel zugetraut, indem ich mich von dem hieſigen bettelhaften und gemeinen Geſchäftsgang unabhängig machen wollte. Es wäre mir dieß nur gelungen, wenn ich die Mittel gehabt hätte, mindeſtens ein halbes Dutzend Nummern zu publiziren und dadurch das Blatt allgemeiner bekannt zu machen. Der Erfolg der erſten Nummer reichte auf dem eingeſchlagenen Wege nicht hin, die Koſten der zweiten zu ſichern, und ich mußte die Feder abermals niederlegen.

Da bot mir der damalige Beſitzer der „Schnellpoſt" — ſie hatte ſeit meiner Abreiſe von Amerika drei Mal den Eigenthümer gewechſelt — die Redaktion ſeines Blattes an. Obſchon es mit den Finanzen deſſelben ſo kümmerlich wie möglich beſtellt war, nahm ich das Anerbieten mit Freuden an, um nur wieder in geiſtige Thätigkeit zu kommen, natürlich nur unter der Bedingung, daß ich vollſtändig unabhängiger Herr über Tendenz und Inhalt ſei. Ich redigirte das Blatt vom Ende Januars 1851 ab und zwar ſofort in der unabhängigſten und radikalſten Weiſe, feſt entſchloſſen, lieber auf's Neue die Feder wegzuwerfen,

als mir den mindeſten Zwang anzuthun oder anthun zu laſſen.

In der amerikaniſchen Freiheit irgend eine Rückſicht bei der geiſtigen Thätigkeit zu nehmen, oder in irgend einem Punkt meine Ueberzeugung zu verleugnen, erſchien mir ſchon damals als eine unmögliche Herabwürdigung. Ich begann daher ſogleich ohne lange Einleitung den offenen Kampf gegen jede Dummheit und jede Gemeinheit, griff die Sklaverei an wie die Pfafferei und verfocht die Weiberemanzipation eben ſo wohl wie den Atheismus. Das Alles waren damals unerhörte Dinge. Daß namentlich ein Teutſcher etwas Anderes ſein konnte und ſollte als „Demokrat", d. i. Mitglied und Bedienter der Sklavenhalterpartei, und daß ein Einwanderer ſich unterſtehen ſollte, hier, in dieſer „glorreichen Republik", an dieſen „gaſtlichen Geſtaden" Neuerungen zu predigen, erſchien unſeren Landsleuten im Allgemeinen als Wahnſinn oder Verbrechen und meine Erfahrungen bewieſen, daß man dadurch nicht bloß ſeinen Ruf und die materielle Exiſtenz, ſondern auch ſeine perſönliche Sicherheit auf das Spiel ſetzte. Wo damals in den New-Yorker Kneipen Heinzen das erſte Wort war, da war das zweite „Aushauen" und „Todtſchlagen". Natürlich ließ ich mich durch nichts abſchrecken und je mehr man mich anfeindete und bedrohte, deſto ſchonungsloſer und trotziger trat ich meinen Feinden entgegen. Dieſe Menſchen mußten zum Anhören der Wahrheit gezwungen werden und ſie ließen ſich zwingen. Ich war entſchloſſen, an dieſe Aufgabe mein Leben zu ſetzen. Ich müßte die halbe „Schnellpoſt" abdrucken, wollte ich dem Leſer ein Bild von den Kämpfen geben, die ich täglich zu beſtehen hatte. Ich begnüge mich,

den Geist und die Gesinnung, womit ich an's Werk ging, darzulegen durch Reproduzirung des folgenden Schreibens, das ich an einen jungen Journalisten richtete. Ich hatte ihn eingeladen, für die „Schnellpost" mitzuwirken. Aber, abgeschreckt durch die Rohheit, Verkommenheit und Gemeinheit der teutschen Presse und ihres Publikums, verzweifelte er von vorn herein und fürchtete, sich „wegzuwerfen", wenn er vor einem solchen Publikum die Feder führte. Meine Antwort, abgedruckt in der „Schnellpost" vom 14. Februar 1851, war folgendes Sendschreiben:

„In Ihrem Schreiben, lieber Herr Landsmann, spricht sich eine verzeihliche, aber nicht zu rechtfertigende Verzweiflung aus. Bedenken Sie, daß, wo wir die Gelegenheit haben, unter Menschen durch Vernunftmittel zu wirken, jede Verzweiflung eine Verzweiflung an uns selbst wird. Mögen unsere Landsleute in Amerika sein wie sie wollen, so lang wir unter ihnen die Gelegenheit zum Reden finden, so lang müssen wir die Hoffnung des Erfolgs in ihnen wie in uns selbst suchen. Nur diejenige Lage ist zum Verzweifeln, wo ein geistig strebender Mensch, das Herz voll Groll und den Kopf voll Stoff, gezwungen ist, zu verstummen. Mag es für den Bildhauer nicht gleichgültig sein, ob er Marmor oder Granit als Material für seinen Meißel findet; ist er ein wahrer Künstler, den der Drang des Schaffens beseelt, so wird er sich eher bequemen, seine Ideale in Granit auszuformen, als den Meißel wegwerfen und aufhören, Künstler zu sein. Mag dieser Vergleich hinken wie alle Vergleiche; so weit darf ich ihn festhalten, daß ich Ihnen versichere, nicht alle unsere Landsleute in Amerika bestehen aus Granit, und selbst die granitenen haben nicht alle aufgehört Menschen zu sein.

Wenn Sie glauben, ſich „wegzuwerfen“ indem Sie zu dem teutſch-amerikaniſchen Publikum reden, ſo begehen Sie im Grunde nur eine Schwäche. Noch nie hat ein Mitarbeiter an dem Reformations- und Revolutionswerk der Menſchheit ſofort dankbare Zuhörer und entſprechende Anerkennung gefunden. Hätte er ſie gefunden, er wäre als Revolutionair überflüſſig geweſen. Wer von der einen Seite für die Idee der Schönheit, der Freiheit, der Humanität wirken will, kann nicht auf der anderen den Kampf mit der Gemeinheit, der Sklavengeſinnung und der Rohheit umgehen wollen. Im Gegentheil, er muß ihn aufſuchen, er muß im feindlichen Lager aufräumen, er muß die Bollwerke zertrümmern, hinter welchen Dummheit, Gemeinheit und Schlechtigkeit der Vernunft das ihr beſtimmte Gebiet ſtreitig machen. Bedenken Sie, was hat geſchehen müſſen, um da drüben das teutſche Volk ſo weit umzuwandeln, daß es die Vorprüfung der Revolution beſtehen konnte! Es hat ſie aber beſtanden, es hat in ein Paar Jahren mehr gelernt, als manches andere Volk in Jahrzehnten, und es wird ſeinen ſehr erklärlichen Rückfall in ſeiner ganzen Bedeutung erkennen und in nicht langer Zeit vergeſſen machen. Darauf vertraue ich und ſollte ich mich mit dieſem Vertrauen begnügen müſſen, bis man mich begräbt.

Wohlan, auch hier in Amerika haben wir keinen hinreichenden Grund, alles Vertrauen auf das teutſche Element aufzugeben. Hier iſt Freiheit für die Gemeinheit, die Dummheit, die Rohheit, hier iſt aber auch Freiheit für den Geſinnungsadel, die Intelligenz und die Humanität. Der wird ſich nie täuſchen, der darauf vertraut, daß die Vernunft eine zwingende Kraft hat, welcher endlich jeder Wi-

verſtand weichen muß; Der aber wird überall entmuthigt werden, der glaubt, das Reich der Vernunft durch einen coup de main erobern zu können. Wille und Ausdauer, das ſind die Alliirten, die ihr zur Seite ſtehen müſſen, ſonſt iſt ſie ohnmächtig trotz ihrer Allmacht. All das wüſte Getümmel, womit Verkennung, Vorurtheil, Hohn, Verdammung, Verläſterung, Verleumdung, Verfolgung den ſtrebenden Menſchen umgiebt und ihn abzuſchrecken ſucht, darf ihn keinen Augenblick irre machen, keinen Augenblick das Ziel ſeinem Blick entrücken. Er wird es erreichen, wenn er will, und ward ihm nicht die genügende Zeit zugemeſſen, bis an's Ende vorzudringen, er wird, wie der Entdecker neuer Länder, den Nachfolgern den Weg gezeigt haben für die weitere Entdeckung. Wie kein Verſuch der Länderentdecker, ſo geht auch keine Vorarbeit der Wahrheitskämpfer verloren. Und wo wir mit gewöhnlichen Mitteln nicht ausreichen, da müſſen wir nicht bedenklich ſein, kräftigere anzuwenden, und wo die wohlwollende Hand nicht angenommen wird, da ſchlagen wir mit dem Knittel drein und ſuchen Die als Feinde unſchädlich zu machen, die nicht als Freunde uns wollen wirken laſſen. Das kann ſich natürlich nur auf Solche beziehen, die durch ihre Fähigkeit oder ihre Stellung Bedeutung genug haben, um direkt oder indirekt auf dem Weg zum Beſſern als Hinderniſſe gelten zu können. Das in jeder Weiſe untergeordnete Gezücht, das ſich unter einander ſelbſt aufſrißt, wenn man es in Ruhe läßt, kann man vollſtändig ignoriren. Schon aus ökonomiſchen Gründen gönnt man ihm ſeine ekelhafte Exiſtenz, denn man könnte das Geld für Schuhſohlen nicht aufbringen, wollte man jedem Hunde, von dem man hier angebelfert wird, einen angemeſſenen

Fußtritt verſetzen. Ich brauche Ihnen daher, lieber Herr Landsmann, nicht erſt den Troſt in Erinnerung zu bringen, den Goethe in die Worte faßt:

„Jeder dieſer Lumpenhunde
Wird vom and'ren abgethan:
Sei nur brav zu jeder Stunde,
Keiner hat dir etwas an!"

Von der anderen Seite werden Sie aber auch überzeugt ſein, daß der Göthe'ſche Vers, den Sie zitiren („das Beſte, was du wiſſen kannſt, darfſt du den Jungens doch nicht ſagen"), auf die „Schnellpoſt", ſo lang ich ſie redigire, keine Anwendung finden kann. Meine erſte Bedingung bei Uebernahme der Redaktion war: vollſtändige Unabhängigkeit in Bezug auf Inhalt und Tendenz des Blattes. Nur unter dieſer Bedingung kann und ſollte ein ehrenhafter Mann eine Redaktion übernehmen. Seien Sie verſichert, daß ich ſie mir nicht einſchränken laſſe. Die „Schnellpoſt" ſoll und wird den „Jungen" wie den Alten „das Beſte ſagen, was ſie wiſſen kann", je nachdem Zeit und Gelegenheit es mit ſich bringen. Allem, was der teutſche Radikalismus da drüben gelehrt und gewollt hat, ſoll und wird die „Schnellpoſt", ſofern ſie es für theoretiſch richtig und für praktiſch ausführbar hält, unter unſeren hieſigen Landsleuten Bahn zu brechen ſuchen. Sie wird den amerikaniſchen Teutſchen den Schimpf erſparen helfen, daß ſie hier auf freiem Boden nicht zu ſagen oder nicht zu hören wagen, was ſogar im alten Teutſchland längſt unter Zenſur und Geiſtesknebelei jeder Art gelehrt und zum Gemeingut aller aufgeklärten Menſchen gemacht werden konnte.

Ich komme jetzt zu unserem eigentlichen Thema, der teutsch-amerikanischen Journalistik. Erlauben Sie mir, die Besprechung dieses Thema mit den beherzigenswerthen Worten eines französischen Schriftstellers zu beginnen: „man muß die Fehler der Menschen, um sie zu bessern, nicht bloß tadeln, sondern auch erklären."

Es ist genug anerkannt, daß das Leben in Nordamerika sich der Natur der Dinge nach, selbst unter günstigeren Elementen der Einwanderung, einstweilen vorzugsweise materiell entwickeln mußte, weil diese Entwickelung mit der Ueberwältigung einer unkultivirten Natur begann und noch zu neu war, um Grundlage der Kultur genug absetzen zu können für das frische Aufsprossen geistiger Vegetation.

In dieses materielle Leben nun, gegründet vorzugsweise von den in Gläubigkeit befangenen Abkommen eines schon materiell gesinnten Volkes, traten die früheren teutschen Einwanderer mit der Gefügigkeit gewesener Unterthanen, mit der Schüchternheit geduldeter Fremdlinge und mit der Dienstfertigkeit gewinnsuchender Unternehmer hinein. Nicht bloß als vorgefundene Herrn des Landes, sondern auch als Träger einer fremden Landessprache und als Gelegenheitsmacher der Spekulation, mußten die englischen Amerikaner den eingewanderten Teutschen imponiren und Muster werden. Dieß fügte sich um so leichter, da den früheren teutschen Einwanderern im Durchschnitt eine geistige Richtung ganz fremd war. Landleute, Gewerbsleute, Kaufleute — das waren vorzugsweise die teutschen Einwanderer. Religiöser und politischer Druck führte ihnen aber nach und nach auch geistige Elemente zu und manche Männer, namentlich aus den Zeiten der Burschen-

schaftsverfolgungen, vertreten, wenn auch vielleicht zu viel amerikanisirt und zu wenig den neuesten Richtungen des teutschen Geistes folgend, noch jetzt als geachtete Förderer die teutsche Bildung in den Ver. Staaten.

Aus dem Vorstehenden geht sehr natürlich die Erklärung der Nothwendigkeit hervor, daß die teutsche Zeitungspresse bei ihrem Erstehen in Amerika eine klägliche Erscheinung sein mußte, da ihr einerseits nur amerikanische Muster vorschwebten, andererseits die geistigen Kräfte zur Leitung fehlten. Verunglückte Kaufleute u. s. w., die früher nie an Zeitungschreiberei gedacht, waren ihre Gründer und Leiter. Sie war berechnet auf die bescheidensten geistigen Bedürfnisse und die handwerksmäßigste Art, Geld zu verdienen. Daher dieses planlose Durcheinander von Annoncen, Anekdoten, Feuerberichten, Todtschlagsgeschichten, Weltgeschichten, Lokalgeschichten u. s. w.; daher dieses wohlfeile Abklatschen alter Literaturerscheinungen ohne Tendenz und ohne Auswahl.

Auf diesem Wege wurde die teutsche Zeitungspresse noch mehr, als die englisch-amerikanische, ein bloßer Gewerbs- oder Marktartikel. Wie der Schuster einen Schuh anmißt, je nach dem Fuß des Käufers, so maß man Zeitungen an nach dem Standpunkt des Lesers. Nicht die Gesinnung, nicht die Ueberzeugung, nicht das Streben nach Verbesserungen diktirte die Zeitungen, sondern nur die Berechnung der bequemsten Gewinnesart, welche den Leser nicht mit der Zumuthung beläſtigt, nachzudenken und sich für einen höheren Zweck zu interessiren, sondern welche ihm das journalistische Futter gleichsam mundgerecht macht, um ihm das geistige Kauen und Verdauen zu ersparen. Die meisten teutschen Zeitungen in Amerika hatten noch vor drei Jah-

ren, wo ich ſie zuerſt kennen lernte, das Anſehen, als ſeien ſie nur geſchrieben fur weſtphäliſche Bauern, Dorfkrämer und alte Weiber.

Nachdem auf dieſe Weiſe einmal das Publikum durch die elendeſten Schmierer dahin gebracht war, die Zeitungen nur als Gewerbsartikel und die Zeitungſchreiber als Krämer anzuſehen, denen man für Geld Beſtellungen macht, mußte der nächſte Schritt zu der übelangewandten „demokratiſchen" Foderung führen, daß eine Zeitung genau den Wünſchen und dem Maß jedes einzelnen Abonnenten angepaßt werde. Früher zur Verzichtleiſtung auf die freie Geltendmachung ſeiner Perſönlichkeit gezwungen, wollte der teutſche Philiſter ſich hier auf dem freien Boden einmal recht entſchädigen, und wozu war er denn hier „Demokrat" geworden, wenn er nicht einmal vorſchreiben konnte, wie viel alte Mode, Geiſtloſigkeit, Gemeinheit und Philiſterei ihm von dem Herrn Zeitungſchreiber für das Abonnementsgeld geliefert werden ſollte? Jeder Abonnent wurde Redakteur en Chef, jeder Pfefferdutenkrämer eine kritiſche Inſtanz ohne Appellation, jeder Linienzieher hatte den wahren Maßſtab der Publiziſtik in Händen. Daß die Geſinnung nicht beliebig aufgegeben, die Ueberzeugung nicht für Geld geändert, der Geiſt nicht für Abonnentengunſt verleugnet werden kann, das leuchtet einem teutſchen Philiſter, der für Geld Alles feil ſieht und feil bietet, nicht ein. Und da er „Demokrat" iſt, ſo ſchmeißt er die Zeitung in die Ecke, wenn ſie nur ein einziges Mal ſeine Nerven nicht nach den Regeln des alten Schlendrians berührt, und ſtraft den Zeitungſchreiber um ſo und ſo viel Groſchen für zu wenig verleugnete Ueberzeugung und zu viel produzirte Intelligenz. So weit iſt man in Teutſchland noch nicht

in der Demokratie gekommen. Dort hält man eine Zeitung, wenn man im Allgemeinen mit ihr zufrieden ist und etwas aus ihr lernt; hier halten die Philister sie nur, wenn sie ihnen nichts zu denken gibt und sich als gehorsame „demokratische“ Magd gut aufführt.

So fand ich den Zustand der Dinge vor drei Jahren und so ist er zum großen Theil noch jetzt.

Der zuerst einen würdigeren Ton und einen besseren Gehalt in die teutsch-amerikanische Presse brachte, war der im Jahr 1847 verstorbene W. von Eichthal, ein gebildeter, wohlwollender und edelgesinnter Mann, wenn auch ohne besondere Fähigkeiten und Energie. Er gründete und erhielt mit großen Opfern die „Deutsche Schnellpost“, gegeschmäht und verfolgt auf die brutalste Art von dem Brodneid und der Gemeinheit handwerkender Konkurrenten.

Als ich vor drei Jahren in den Besitz der „Schnellpost“ kam, suchte ich durch Konsequenz und Energie durchzusetzen, was Eichthal nicht gekonnt und nicht gewagt hatte. Die Aristokraten, das ist die teutschen Affen der amerikanischen Geldaristokraten, und die eingefleischten Philister straften mich in ihrem Zorn durch Aufkündigung des Abonnements. Aber für jeden abgegangenen Aristokraten traten drei Demokraten, für jeden Philister drei Menschen an die Stelle, und ich habe schon damals die Probe gemacht, daß es in Amerika, wenn auch sehr zerstreut, ein empfängliches und bildungsfähiges Publikum gibt, welches sich die Mühe nimt, Menschen von Ueberzeugung anzuhören, wenn sie in anständiger Sprache mit ihm reden. Die Probe vollständig zu machen, wurde ich gehindert durch meine Rückkehr nach Europa in Folge der Februarrevolution.

In den letzten Jahren nun hat ſich nicht nur die teutſch-amerikaniſche Preſſe im Allgemeinen bedeutend gehoben, ſondern auch das Publikum iſt durch die Erziehung der Zeit und die revolutionaire Einwanderung mit geiſtigen Elementen ſo weit verſetzt worden, daß ſeine Empfänglichkeit um ein Bedeutendes geſteigert ſein muß. Dieſe Empfänglichkeit zu benutzen und immer mehr zu ſteigern, ſo wie das Bewußtſein der bedeutenden Miſſion zu wecken, welche die Teutſchen durch Bildung und Geiſt in der Union zu erfüllen haben, dieß iſt unſere Aufgabe. Mag der Sturm der Revolution auch manchen jener Geſellen an den hieſigen Strand geworfen haben, welche ihre Geſinnungstaufe im Straßenkoth erhalten; es ſind von der anderen Seite eine Menge tüchtiger und edler, zum Theil ausgezeichneter Kräfte hierher verſchlagen worden, welche nur einen Boden der Vereinigung zu finden brauchen (und ſie finden ihn jetzt in mehreren beſſeren Zeitungen), um Ungewöhnliches zu wirken und die große Zukunft des teutſchen Elements in Nordamerika vorzubereiten.

Wenn Sie, lieber Herr Landsmann, dieß Alles berückſichtigen, ſo werden Sie zugeben, daß die Gefahr, ſich durch publiziſtiſches Wirken „wegzuwerfen“, hier geringer iſt, als die Gefahr, durch Schweigen eine ſchöne Gelegenheit zu geiſtigen Thaten zu verſäumen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich durch dieſe Expektorationen weder Sie noch Andere zur Mitwirkung an der „Schnellpoſt“ bereden will. Das muß jetzt Sache des eigenen Antriebs ſein, nachdem man in Stand geſetzt iſt, zu überblicken, was die „Schnellpoſt“ will. Das aber darf ich Allen zurufen, welche zum geiſtigen Wirken im Stande ſind: wenn wir auf einem freien Boden unter

fünf Millionen Landsleute nichts leisten, so liegt die Schuld an uns, nicht an den fünf Millionen."

Das vorstehende Sendschreiben beweis't u. A., daß ich meine Thätigkeit als Journalist wieder mit der größten Bereitwilligkeit begann, allen Denen die Hand zu reichen, die aufrichtig im Geiste der Freiheit an dem von mir begonnenen Werk der geistigen Regeneration des amerikanischen Teutschthums mitwirken wollten; daß ich zur Anerkennung jedes Anderen geneigt war, der als Mitkämpfer Anerkennung verdiente, und daß ich nicht die Absicht haben konnte, Menschen als Feinde zu behandeln, die mir Gerechtigkeit wiederfahren ließen und nicht meinen Charakter herabsetzten. Wenn mein späteres Auftreten einen weniger versöhnlichen Sinn kund gab, so war dieß die natürliche Folge der jahrelangen schändlichen Anfeindungen, die durch kein entsprechendes Parteiergreifen von anderer Seite kontrebalancirt wurden, so daß ich, fast immer allein gelassen und stets zum persönlichen Frontmachen gegen alle Welt genöthigt, in vielen Fällen Freunde von Feinden gar nicht mehr unterscheiden konnte. Wo soll man aufhören, seine Feinde zu suchen, wenn die Freunde gar keine öffentliche Meinung haben oder zu haben wagen? Und wer will nicht lieber riskiren, sich Alles zum Feind zu machen, als geduldig seine Ehre und sein Recht preisgeben? Im Gefühl meines Rechts und im Bewußtsein meines guten Willens mußte ich nicht bloß auf Diejenigen losschlagen, die mich angriffen, sondern endlich auch mitunter auf Diejenigen, die mich ruhig angreifen ließen, die mich wie einen für vogelfrei Erklärten dem Pöbel preisgaben, während die elendesten Humbugger und die

nichtsnutzigsten Spekulanten von aller Welt selbst gegen die gerechtesten Angriffe in Schutz genommen wurden. Und weshalb? Weil man wußte, daß sie den Pöbel für sich, wenigstens ihn nicht beleidigt hatten. Man sage was man wolle, es steht noch immer so in der Welt, daß, wer den Pöbel gegen sich hat, ein wahrer Herkules sein muß, wenn er sich nicht verloren geben will. Wer aber mag ihn für sich haben, wenn er Achtung vor sich selbst hat?

Doch genug davon. Da ich jetzt alle Welt zum Freund habe und von ihr mit Liebenswürdigkeiten überhäuft werde, ist es unzart und unpolitisch, sie zu viel an frühere Sünden zu erinnern.

Unter meiner Redaktion begann die, in jeder Beziehung verkommene „Schnellpost" wieder aufzuleben und Fortschritte zu machen. Allein ihre Verhältnisse waren zu sehr zerrüttet, als daß sie ohne Zuschüsse hätte im Gang gehalten werden können. Da der damalige Besitzer keine Mittel hatte, um solche Zuschüsse zu machen, war er gern bereit, das Blatt um billigen Preis zu verkaufen, als sich mir zu seiner Fortführung ein Kompagnon anbot, der sich anheischig machte, außer dem geringen Kaufpreis auch den Betrag einer kleinen Mortgage aufzubringen, die auf dem Inventar des Unternehmens haftete und in einigen Monaten fällig war. So wurde ich also auf's Neue Miteigenthümer der „Schnellpost". Ich traf mit meinem Kompagnon das Uebereinkommen, daß er unabhängig den geschäftlichen und ich eben so unabhängig den editoriellen Theil übernehmen sollte. Allein dieß Uebereinkommen erwies sich als eben so wirkungslos wie es nothwendig war. Der Geldpunkt war auch hier der nächste Differenzpunkt. Mein Kompagnon, ein Bremer Kaufmannssohn,

konnte sich nicht von der Einbildung losmachen, daß er, weil er das geringe finanzielle Kapital geliefert, mehr müsse zu sagen haben, als ich, der ich bloß das geistige lieferte. Er versuchte daher schon nach kurzer Zeit, bestimmend auf die Redaktion einzuwirken, und je entschiedener er dabei abgewiesen wurde, desto mehr schien er sich in der Einbildung seiner vertragswidrigen Befugniß zu bestärken. Die Hauptveranlassungen zu seinen Einmischungen gab sein Umgang mit Leuten aus denjenigen Kreisen, worin sich die teutschen Aristokrätler bewegten. Natürlich erregte die radikale „Schnellpost" in diesen Kreisen, die noch dazu stock-„demokratisch" waren, den größten Anstoß und dort mußte mein Kompagnon täglich die mißliebigste Kritik über „sein" Blatt hören.

Die Mißhelligkeiten bezogen sich übrigens nicht bloß auf meine anstößige Redaktion, sondern sie wurden zuletzt auch durch andere Anmaßungen genährt. Es erwies sich nämlich, daß mein Kompagnon entweder seine Mittel überschätzt hatte, oder nicht gesonnen war, die übernommenen Verbindlichkeiten zu erfüllen. Als der Termin zur Ablösung der Mortgage heranrückte, zog er sich zurück, nachdem er vorher vergebens versucht hatte, mich aus dem Unternehmen, das ich erst wieder im Gang gebracht, hinauszutreiben und über dasselbe zu seinem Vortheil zu verfügen. Ich stand also jetzt allein, als Geschäftsführer wie als Redakteur, und da ich durchaus mittellos war — das Blatt hatte erst eben wieder begonnen einen Ertrag abzuwerfen oder seine Kosten zu decken —, drohte der Inhaber der Mortgage, die „Schnellpost" öffentlich versteigern zu lassen. Als ich in solcher Lage abermals um die Früchte meiner Anstrengungen gebracht und zur Unthätigkeit ver-

urtheilt werden ſollte, erwachte denn doch in einigen honneten Leuten das Ehrgefühl und die alte Sympathie wieder und es entſtand der Plan, entweder die „Schnellpoſt“ zur Sicherung meiner Wirkſamkeit anzukaufen, oder ein neues Blatt zu gründen, das ich unabhängig redigiren ſollte. Den Anſtoß gab wieder ein ſchlichter und braver Bürger, J. Schulz, auf deſſen Veranlaſſung ſich eine Geſellſchaft bildete, welche die Leitung der Sache in die Hand nahm. Da das Druckerei-Material der „Schnellpoſt“ alt und abgenutzt war, gab man kurz vor dem zum Verkauf derſelben angeſetzten Tage dem Plan zur Gründung eines neuen Blattes, das als ihre Fortſetzung erſcheinen ſollte, den Vorzug. Man ſchaffte raſch eine Druckerei an und nachdem am 1. September die letzte Nummer der „Schnellpoſt“ erſchienen war, wurde am 2. als deren Fortſetzung die „New-Yorker Deutſche Zeitung“ den alten Abonnenten zugeſtellt.

Der Inhaber der Mortgage, ein roher Geldphiliſter, hatte darauf gerechnet, daß er mich oder die in meinem Intereſſe handelnde Geſellſchaft zwingen könne, ihm die „Schnellpoſt“ unter ſeinen Bedingungen abzukaufen, und im brutalſten Ton pekuniairer Ueberlegenheit jeden Antrag auf Verlängerung des Termins abgewieſen. Für dieß Verfahren erhielt er ſeine Strafe. Nachdem er zu ſeinem Schrecken am 2. September, dem zum Verkauf der „Schnellpoſt“ angeſetzten Tage, die „N. Y. Deutſche Zeitung“ erblickt hatte, begegnete er mir in aufgeregtem Zuſtande auf der Straße und fragte in gebieteriſchem Ton: „Wo haben Sie meine Abonnentenliſte?“ Ich antwortete ihm in gleich liebenswürdiger Weiſe: „Die geſchriebene Liſte liegt bei den Typen, welche Sie können verkaufen

laſſen, aber die Hauptliſte ſteckt hier (auf meine Stirne zeigend) und darauf, Herr, haben Sie keine Mortgage.“ Beim Verkauf erhielt er für die alten Typen ein Spottgeld, für die Abonnentenliſte aber (die übrigens nicht einmal zu dem ihm verſchriebenen Inventar gehörte) gab ihm kein Menſch einen Cent, da neben meinem neuen Blatte kein anderes auf einen einzigen meiner Abonnenten rechnen konnte. Und damit war die „Schnellpoſt“ begraben für immer.

Das neue Blatt war ſo vollſtändig mein Organ, als wäre ich der Eigenthümer geweſen, da man mir kontraktlich ſogar das Recht zugeſtand, ſeine Tendenz bei etwaigem Austritt auch für die Zukunft durch die Wahl meines Nachfolgers zu ſichern. In pekuniairer Beziehung hatte ich die beſcheidenſten Bedingungen geſtellt, weil ich die Koſten nicht zu meinem Vortheil erhöhen wollte. Für die übrigen Bedürfniſſe hätte das proponirte Geſchäftskapital von $5000 vollkommen ausgereicht, da ich die „Schnellpoſt“ in ihren verſchiedenen Ausgaben ſchon auf 3000 Abonnenten gebracht hatte. Ich hätte, über einen Theil jener Summe verfügend, in Europa wie in Amerika die fähigſten Mitarbeiter engagiren und aus der „Deutſchen Zeitung“ das beſte und reichhaltigſte Blatt der teutſchen Preſſe machen können. Aber auch um dieſe ſchönen Hoffnungen ſollte ich und die radikale Leſerwelt betrogen werden. Sie ſcheiterten abermals an dem elenden Geldpunkt. Statt $5000 nämlich brachte man in New-York nur $1300 zuſammen und gleichzeitig beging man den Mißgriff, dieſe ganze Summe ſofort in die Druckerei zu ſtecken, ſo daß für das Betriebskapital beinah gar nichts übrig blieb. Ein Betriebskapital war aber für den Anfang nicht bloß des-

halb nöthig, weil die „Schnellpost“ zu ihrer Erhaltung schon alle erreichbaren Abonnementsgelder hatte einziehen müssen, sondern auch deshalb, weil die „Deutsche Zeitung“, in größerem Format erscheinend, ziemlich bedeutende Mehrkosten verursachte. Sie hätte daher, bis wieder die Abonnementsgelder fällig wurden, aus eigenen Mitteln zehren müssen und diese Mittel blieben aus, da das auswärtige Publikum in ihrem Erscheinen den Beweis zu erblicken glaubte, daß ihre Existenz schon gesichert sei. Später war es nicht mehr möglich, die Lücke zu füllen, und so mußte ich die „Deutsche Zeitung“, das hoffnungsreichste Unternehmen, an dessen Spitze ich je gestanden, abermals zu Grunde gehen sehen (4ten Dez. 1851), nachdem ich sie 3 Monate nothdürftig zu erhalten gesucht. Besaß ich nur $200, so konnte ich wenigstens ihr Wochenblatt, das schon $1500 Abonnenten hatte, auf eigene Rechnung fortführen; aber ich besaß vielleicht nicht 200 Cents und konnte es nicht über mich gewinnen, irgend Jemanden um jene geringe Summe anzusprechen, da Niemand sich gedrungen fühlte, sie von selbst anzubieten. Von meinen verunglückten Unternehmungen in Amerika hat mir keine mehr Bedauern verursacht, als der Untergang der „New-Yorker Deutschen Zeitung“.

So war ich also jetzt wieder außer Thätigkeit, nachdem ich beinah ein Jahr lang durch fortwährende Kämpfe mir und den radikalen Ideen in der Hoffnung Bahn zu brechen gesucht hatte, daß meine Stellung endlich eine gesicherte sein werde. Alles war wieder vergebens geschehen, bloß weil mir das große Verdienst fehlte, Besitzer einiger hundert Dollar zu sein. Besaß ich sie, so hatte ich Beruf und Recht, für Freiheit und Wahrheit zu kämpfen;

ohne ſie war ich weniger berechtigt und befähigt, als der roheſte Schmierer eines „demokratiſchen“ Käſeblattes.

Es wäre mir nichts übrig geblieben, als wieder Goldleiſten zu machen, wenn nicht der Verkäufer derſelben, Herr Wagenitz, auf den Plan gekommen wäre, ein Wochenblatt unter meiner Redaktion zu gründen. So entſtand der „Janus“ mit dem Beginn des Jahres 1852.*)

*) Beiläufig bemerkt, führte mich durch den „Janus“ das Schickſal auch wieder mit meinem unvermeidlichen Guſtav zuſammen. Herr Wagenitz bezog ein Haus in der William Str., worin auch ich ein Paar Stuben miethete, und als dritten Bewohner fanden wir darin — Guſtav Struve. Beim Einziehen hinderte uns im Hausgang ein ungeheures Schild von etwa 30 Fuß Länge und 3 Fuß Breite, das auf dem Boden mit der Aufſchrift gegen die Wand geſtellt war. Wir kehrten es um und laſen darauf mit Schrecken in drohend-rieſigen Buchſtaben: „Deutſcher Zuſchauer“. Das Schild, wodurch Guſtav das ganze Univerſum auf einen Blick von ſeinem journaliſtiſchen Unternehmen in Kenntniß ſetzen zu wollen ſchien, war ſo polizeiwidrig rieſenhaft ausgefallen, daß er es an der Front des Hauſes gar nicht anbringen konnte und daher im Hausgang unverzinslich deponiren mußte. Alſo der „Deutſche Zuſchauer“ und der „Janus“ unter einem Dach! Aber die „Vorſehung“, die Guſtav unter ihren ſpeziellen Schutz genommen, fügte es auch, daß die beiden journaliſtiſchen Brüder in einem Rahmen vereinigt wurden. Sie wurden beide in derſelben Druckerei geſetzt und, da ſie gleiches Format hatten, wurde der Satz für beide in dieſelben eiſernen Rahmen geſpannt. Bei dieſer Operation vergaß, einer Fügung der Vorſehung gemäß, der Drucker, beim Druck des „Janus“ die letzte Zeile des „Zuſchauer“ herauszunehmen und ſo erſchien denn die erſte Nummer meines Blattes mit folgendem Kopf: „Redigirt von K. Heinzen“, aber mit folgendem

Herr Wagenitz hatte das Bedürfniß, das Seinige zur Förderung der radikalen Sache zu thun. Hätte er mehr Mittel beſeſſen, ſo würde es mir ſicher gelungen ſein, in Verbindung mit ihm ein größeres Unternehmen auf die Beine zu bringen; ſo mußten wir uns mit einem Wochenblatt begnügen. Daſſelbe konnte von vorn herein auf die Mehrzahl der Abonnenten des Wochenblattes der „Deutſchen Zeitung" rechnen und bedurfte daher nur geringer Mittel zum Beginn.

Während der „Janus" fortfuhr, die radikalſten Prinzipien nach jeder Richtung zu propagiren und die Schlechtigkeit der hieſigen Parteipolitik, namentlich der „demokratiſchen", zu bekämpfen, benutzte er gleichzeitig die Wahlkampagne von 1852, um den Teutſchen mit ſeinem Beiſpiel auf dem praktiſchen Wege voranzugehen, indem er ſich der Freeſoil-Partei unter dem Kandidaten Hale an-

---

Schwanzſtück: „Herausgeber und Verleger Guſtav Struve".

Die Vorſehung hat ſehr wohl gewußt, was ſie durch dieſen Streich anrichtete. In ſpäteren Jahrhunderten wird ſich die Literatur über den Schreiber des „Janus" zanken wie über den Verfaſſer von „Junius' Briefen" und da man alsdann des „Zuſchauers" ſich nicht mehr ganz deutlich erinnern wird, wohl aber des Kugelregens bei Stauffen und ſeines berühmten Jupiter pluvius, wird ihm unfehlbar der Ruhm der Autorſchaft zufallen. Ich lege zwar hiermit Proteſt ein, aber man weiß, wie es damit geht: dergleichen iſt in einigen Jahrhunderten vergeſſen und im Jahr 3000 nach Chriſtus und 1151 nach der Schlacht bei Stauffen wird die Literaturgeſchichte ſchreiben: der berühmte „Janus", verfaßt von Guſtav Struve, Herausgeber und Verleger.

ſchloß. Es glaubte natürlich kein Menſch an den Sieg derſelben und es galt nur, durch ihren Vorgang einer mächtigeren Freiheitspartei der Zukunft Bahn zu brechen und unſeren Landsleuten zum Abfall von der „demokratiſchen“ Gelegenheit zu geben. Ich ſagte ſchon damals die Entſtehung der Partei voraus, welche ſich ſpäter die republikaniſche nannte, glaubte aber natürlich, daß ſie entſchiedener ausfallen und an den Standpunkt der Freeſoil-Partei anknüpfen werde.

Im Sommer 1852 machte ich, während die laufenden Redaktionsgeſchäfte durch einen Stellvertreter beſorgt wurden, eine Reiſe durch die Hauptſtaaten der Union, um Vorträge zu halten, deren Ertrag ich für die Revolution beſtimmt hatte. Der Endertrag beſtand aber bloß in Schulden für die Reiſekoſten und einer mehrmonatlichen Krankheit. Doch Das nur nebenbei. Jene Reiſe gab mir hauptſächlich Gelegenheit, den Geiſt der Rohheit und Brutalität kennen zu lernen, der damals noch die Mehrzahl unſerer Landsleute auch im Innern des Landes beſeelte und ihnen einfache Gewaltthat als natürliches und berechtigtes Mittel gegen abweichende Parteimeinungen anrieth.

In den meiſten Orten wählte ich für meine Vorträge ein Thema, welches an eine lokale Beziehung oder Eigenthümlichkeit anknüpfte. So ſprach ich in Philadelphia über „die Bruderliebe“. Der Vortrag war von — 36 Perſonen beſucht. Ein zweiter hatte ſogar 13 Zuhörer. Nach dem Schluß deſſelben aber brachte ein ganzes Regiment mir ein Ständchen, bei welcher Gelegenheit ſie vielleicht hundert Dollar verſoffen. Für ſolche Windbeuteleien haben unſere Landsleute immer Intereſſe und Geld.

Weniger bruderlieblich, als in Philadelphia, erging es mir ſchon in Cincinnati. In dieſer Schweineſtadt oder „Porkopolis“ ſprach ich über „das Pork“. Es hatten ſich auch eine Anzahl „Demokraten“ eingefunden, die neugierig waren zu hören, was denn ſolch ein radikaler Apoſtel über ihr Schweinefleiſch zu ſagen habe. Als es aber zum Vorſchein kam, daß das Pork, welches in dem Vortrag eingeſalzen wurde, das „demokratiſche“ war, verließen ſie unter maſtodontiſchem Gepolter den Saal und nach dem Schluß des Vortrags bot mir eine Anzahl der Anweſenden, welche die dortigen Zuſtände kannten, eine Sicherheits-Eskorte nach meinem Quartier an.

Noch komiſcher ging es in Dayton zu. Ich hatte gehört, daß die Stadt eine lebhafte Induſtrie habe, und kündigte daher einen Vortrag über „Wunder der Induſtrie“ an. Derſelbe enthielt einen ſatyriſchen Bericht über die Objekte, welche auf der damals vorbereiteten New-Yorker Induſtrie-Ausſtellung figuriren würden, und unter jenen Objekten zeichneten ſich aus: die teutſchen Affen der Amerikaner, die Büſineßpolitiker, die „demokratiſchen Zitiſens“ u. ſ. w. Nach dem Vortrag fragte mich der Dr. Bredbeck, bei dem ich logirte, und ein anderer Arzt, woher ich dieſe genaue Perſonalkenntniß der teutſchen Lokalgrößen von Dayton habe, und waren erſtaunt zu hören, daß mir zu meinen Portraits Niemand dort geſeſſen hatte. Ich hatte eben Figuren gezeichnet, wie ſie damals überall vorhanden waren und zum Theil noch jetzt vorhanden ſind. Der ehemalige Juſtizrath und Flüchtling Groneweg, der dem Vortrag ebenfalls beigewohnt, nahm mich am nämlichen Abend mit auf ſeine benachbarte Farm, wohin er mich ſchon früher eingeladen hatte. Von dort zurückgekom-

men erfuhr ich, daß in der Nacht nach dem Vortrag die Daytoner Größen, die ich unbewußt so genau portraitirt hatte, sich in Gesellschaft einer Anzahl anderer Rowdies vor dem Hause des Dr. Brodbeck eingefunden hatten, um mich in allem Ernst — todtzuschlagen. Als sie mich nicht fanden, setzten sie voraus, ich habe Wind von ihrem Komplott gehabt und mich bei Zeiten aus dem Staube gemacht.

In Chicago besuchte mich an dem Tage, wo mein Vortrag gehalten werden sollte, ein Beamter und theilte mir mit, es sei ein Komplott im Gange, mein Auditorium durch einen „Mob" auseinander zu treiben. Er fragte mich, ob er auf dem Lokal die Ver. St. Flagge solle aufhissen und die Polizei avertiren lassen, um es zu schützen. Mir kam Das höchst komisch vor, ich wies den Schutz der „Flagge" und Polizei zurück wie in Cincinnati die Sicherheits-Eskorte und kein Mensch hat den Vortrag zu stören gewagt. Zur Vorsicht hatte ich freilich ein Pistol in der Tasche. Das war teutsche Redefreiheit in der Republik.

Ganz anders erging es mir in Toledo. Die gewöhnliche Phrase, womit man mich auf meiner Reise in den Bann that, lautete: „er ist an die Whigs verkauft". In Toledo nun war beschlossen worden, dem an die Whigs verkauften schlechten Kerl solle gar nicht erlaubt werden zu sprechen, man müsse ihm sofort mit Gewalt zu Leibe gehen. Es hauf'te dort zu jener Zeit ein ausgesuchtes Korps von Rowdies und Todtschlägern, die natürlich alle die eifrigsten „Demokraten" waren. Ich kam Abends an und wurde von Denen, die mich eingeladen hatten, von der Eisenbahn in ein Kaffeehaus geführt. Kaum hatten wir dort einige Minuten bei einem Glase Wein gesessen, als sich vor der

Thüre eine Bande von Kerlen sammelte, die mit Mäulern, alten Kesseln und sonstigen Instrumenten eine furchtbare Katzenmusik begannen. Da sie dazwischen stets meinen Namen riefen, ging ich hinaus und hielt folgende Ansprache an sie: „Meine Herrn, ich höre aus Ihren Zurufen, daß die Ehrenbezeigung, die Sie hier aufführen, mir gelten soll. Zu meinem Bedauern bin ich nicht musikalisch genug, um die Tonsprache, in welcher Sie reden, gehörig würdigen zu können. Dagegen verstehe ich mich ziemlich auf meine Muttersprache. Sollten Sie ein Anliegen an mich haben, so wählen Sie aus Ihrer würdigen Mitte ein Komite, das Teutsch versteht, und senden Sie es mir herein. Ich werde dann sehen, was wir zu thun haben". Damit drehte ich ihnen den Rücken und schlug die Thüre zu. Mein Auftreten machte sie eine Zeit lang stutzig. Dann aber begann die Musik von Neuem und zwar mit erhöhter Anstrengung. Als sie mich aber durch das Fenster ganz ruhig mich unterhalten und Wein trinken sahen, verloren sie zuletzt die Geduld und da sie noch nicht zu dem Entschluß kommen konnten, mich anzugreifen, begannen sie sich unter einander zu prügeln, daß Einer von ihnen durch die Scheiben stürzte. Damit endigten an diesem Abend die Empfangsfeierlichkeiten. Am nächsten Abend sollte ich in einem großen Garten, der eine Viertelstunde von Toledo an einem Walde lag, meinen Vortrag halten. Den Garten kultivirte einer der besten Freunde meines Blattes, welcher denselben für die Gelegenheit illuminirt und eine Tribüne darin errichtet hatte. Man hatte mir gesagt, daß es dort etwas absetzen werde, und gerathen, den Vortrag anderwärts und an einem anderen Tage zu halten. Als ich die Freisinnigen aufforderte,

gleich mir ein Piſtol zu ſich zu ſtecken und um jeden Preis das Recht der Redefreiheit zu ſchützen, entgegnete man mir, ich kenne Toledo nicht, man dürfe dieſen Leuten nicht auf ſolche Weiſe entgegentreten u. ſ. w. Kurz, ich mußte mich auf mich ſelbſt verlaſſen. Als ich in den Garten kam, fand ich ihn von Hunderten gefüllt, von denen aber nicht der vierte Theil gekommen war, meinen Vortrag anzuhören. Der Geiſt, der die Mehrzahl beſeelte, war der Geiſt der frechſten Pöbelrohheit und des Whyskey. Die „demokratiſchen“ Leithämmel hatten Alles auf die Beine gebracht, was die Fauſt gegen das Wort zu gebrauchen bereit war und den Schnappsgeiſt dem Menſchengeiſt vorzog. Man ließ mich den Vortrag ruhig beginnen; kaum aber hatte ich ein Paar Minuten geſprochen, ſo begannen in dem benachbarten Walde und in den entfernteren Theilen des Gartens die „demokratiſchen“ Präludien mit Miäulern, alten Keſſeln und ſonſtigen Inſtrumenten. In dem Maße, in welchem ſich die Töne verſtärkten, vermehrten ſie ſich in meiner Nähe und endlich gingen ſie in einen ſolchen allgemeinen Lärm über, daß man ſich von einer Armee von Indianern umgeben glauben konnte, und mir das Sprechen völlig unmöglich wurde. Ich wartete ab, bis die Ruhe wieder hergeſtellt war, und appellirte dann an die „demokratiſchen Prinzipels“, zu welchen man die freie Rede zu rechnen pflege. Sobald ich aber den Vortrag fortzuſetzen begann, erneuerte ſich der „demokratiſche“ Lärm. Dabei liefen die Hetzer hin und her und die Schnappsflaſchen zirkulirten immer lebhafter. Ich foderte ſodann diejenigen honneten Leute der Verſammlung, welche die freie Rede ſchützen wollten, auf, an meine Seite zu treten. Kein Menſch wagte es zu thun. Darauf

foderte ich Diejenigen, die meinen Vortrag zu Ende hören wollten, auf, mir in das Haus des Herrn Gartenbesitzers zu folgen. Kein Mensch folgte mir. Nach einiger Zeit benachrichtigte man mich, die Aufregung sei so groß und allgemein, daß an Herstellung der Ruhe und an Fortsetzung des Vortrags nicht mehr zu denken sei, und lud mich ein, nach Hause zu gehen. Es war ein solches Treiben in dem Garten, daß man mich in der Aufregung gar nicht bemerkte, obschon ich mitten durch die Menge ging. Einige Zeit nach meiner Entfernung aber wurde der besoffenen Bande das Signal gegeben, mir zu Leibe zu gehen und mich aus dem Hause zu holen. Als man mich nicht fand, suchte dieser wahnwitzige Pöbel ein anderes Opfer für seine selbstgemachte Wuth und sie fanden es in einem unschuldigen Neger, den die Neugier in den Garten gelockt hatte und den jetzt statt meiner die ganze Heldenschaar wie eine Bande von Kannibalen verfolgte. Man schoß nach ihm und würde ihn getödtet haben, wenn er sich nicht über einen Zaun gerettet hätte. Und weshalb all dieser Lärm und all diese Wuth? Bloß weil ich „nicht sprechen sollte“ und „an die Whigs verkauft“ war.

Dieses brutale Attentat gegen die Redefreiheit verursachte namentlich unter den Amerikanern eine große Aufregung. Wir ließen ein Plakat in den Straßen anschlagen, welches die Rowdies angemessen brandmarkte und den Vortrag auf den nächsten Tag in einem Lokal der Stadt ankündigte, Entree $1. Dieß Mal war die Versammlung gerüstet und es waren mehrere bewaffnete Amerikaner, die von dem Vortrag kein Wort verstanden, bloß zu dem Zweck anwesend, etwaige Angreifer gebührend zu züchtigen. Dieß Mal wußten aber die Rowdies, woran sie waren,

und ſie ließen den an die Whigs verkauften ſchlechten Kerl ruhig ſprechen.

In ſolcher Weiſe konnte damals auch in den freien Staaten ein Teutſcher ſein Leben durch die eigenen Landsleute verlieren, bloß weil er kein „Demokrat“ d. i. kein Knecht der Sklavenhalter war.

Ich führte die Redaktion des „Janus“ fort bis zum Ende des Jahres. Dann ſollte auch er wieder ſterben und zwar an derſelben Krankheit, woran ſeine Vorgänger geſtorben waren. Herr Wagenitz war zu nachläßig bei Eintreibung der Abonnementsgelder geweſen, ſo daß ſeine Liſte mehrere hundert Dollar Rückſtände aufwies. Die Exiſtenz des „Janus“ war geſichert, wenn ſeine Abonnenten regelmäßig vorauszahlten, aber es war unterlaſſen worden, ſie dazu mit Konſequenz anzuhalten, und da Herr Wagenitz nicht im Stande war, die Rückſtände durch eigene Zuſchüſſe zu erſetzen, beſchloß er, das Unternehmen fallen zu laſſen. Ich konnte den „Janus“ auf eigene Rechnung fortführen, wenn ich $30—40 zur Verfügung hatte, um die nächſten Druckkoſten zu bezahlen. Aber kein Menſch bot ſie mir an und erbetteln wollte ich ſie nicht und ſo mußte ich auch dieſes Blatt, das ich mit beſonderer Vorliebe geleitet hatte und an dem ſich ausgezeichnete Mitarbeiter betheiligten, zu Grunde gehen ſehen.

Nach dem Untergang des „Janus“ kam wieder eine der härteſten Zeiten, die ich erlebt habe. Wenn man Rückblicke auf ſolche Perioden der Noth und Sorge thut und die Mittel zuſammenzurechnen ſucht, womit man ſich damals durchgeſchlagen, begreift man gar nicht mehr, wie man ſie hat überſtehen können. Ich ſuchte, da es auch keine Goldleiſten mehr zu machen gab, thätig zu ſein durch

Publikation von Brochüren, ſo weit ich die Druckkoſten konnte geborgt erhalten, und durch Vorträge, ſo weit ich ein Publikum finden konnte. Das Alles bot aber nur für kurze Zeit eine kümmerliche Aushülfe. Teutſches Publikum und Vorträge! Auf einer "lecturing tour" verirrte ich mich auch nach Albany. Es war mir für meinen Vortrag die glänzend beleuchtete Stadthalle gratis eingeräumt worden. Als ich ſie zur beſtimmten Stunde betrat, waren meine einzigen Zuhörer in spe meine zwei Begleiter, nämlich ein teutſcher Schullehrer und ein Amerikaner, der Teutſch verſtand. Später ergab es ſich, daß noch drei Landsleute ſich bis an die Thüre des Lokals gewagt, dort aber verſtohlen gewartet hatten, bis das übrige „Volk" kommen würde. Und da kein „Volk" kam, gingen ſie, wie ich, nach Hauſe ohne daß der Vortrag hatte Statt finden können. So ſtand es damals mit öffentlichen Vorleſungen.

Um wohlfeiler zu leben, verlegte ich meine Wohnung nach Süd-Brooklyn, wo ich zur Beruhigung Greenwood Cemetery in der Nähe hatte. Der Hausherr war ein Engländer und ſeine Frau eine fromme Irländerinn. Sie waren ganz gute und freundliche Leute, aber nach einiger Zeit kündigten ſie mir, zu ihrem Bedauern, an, daß ſie ihr Haus verkauft hätten und deshalb ihre Stuben nicht weiter vermiethen könnten. Ich zog daher wieder nach New-York. Später erfuhr ich, daß der angebliche Hausverkauf eine fromme Lüge war, durch welche die Irländerinn ihre geängſtigte Seele beruhigte. Sie hatte nämlich erfahren, daß ich ein Atheiſt war, und von dem Augenblick ab war ihre Ruhe dahin. Sie erzählte weitläufig, welche Angſt vor mir und für mich ſie ausgeſtanden und was für grau-

enhafte Geſpenſtergeſchichten ſie hatte erleben müſſen. So hatte ſie jede Nacht deutlich gehört, wie der Teufel durch das Söllerfenſter mich beſuchte und mit mir Berathungen hielt, um die Menſchheit zu verderben. Die gute Frau! Wäre ich der Teufel ſelbſt geweſen, ich hätte nichts zum Verderben der Menſchheit thun können, denn ohne "cash" kann ſogar der Gottſeibeiuns nichts zu Stande bringen.

Aber lachen kann er, wenn die Menſchheit es ihm zu toll treibt. Denke Dir, lieber Leſer, es paſſire dir Folgendes. Du haſt jede Möglichkeit erſchöpft, auf eine ehrliche Weiſe Geld für das tägliche Brod aufzutreiben. Betteln kannſt du nicht und Werthgegenſtände zum Verkauf haſt du ſo wenig wie Geld. Du hältſt nochmals Familienrath und kommſt endlich zu dem harten Entſchluß, Alles, was die Familiengarderobe irgend entbehren kann, in's Pfandhaus zu bringen. Das iſt zwar im Grunde keine Handlung, die das Licht zu ſcheuen hat, aber du wählſt doch aus Beſcheidenheit zu ihrer Vollbringung die dunkle Abendſtunde. Man ſtiehlt ſich alſo, alle drei Schritte ſich ängſtlich nach etwaigen Bekannten umſehend, vor das Pfandhaus, ſchaut nochmals vorſichtig umher und, da ſich kein verdächtiger Zeuge blicken läßt, huſcht man hinein. Man packt ſeine Werthgegenſtände aus und verlangt von dem bebrillten Wohlthäter für ſeine letzte Habe eine beſcheidene Summe. Aengſtliche Erwartung. Der Wohlthäter examinirt die Habe, wirft ſie vor dich hin und ſpricht: „Für ſolche Lumpen kann ich nichts geben". Das iſt das Reſultat des ſchweren Entſchluſſes, zu dem du erſt nach langen Berathungen und Ueberlegungen gelangen konnteſt. Mit ſichtlichem Weltſchmerz packſt du deine „Lumpen" zuſammen und eilſt nach Hauſe, als habeſt du ein

Verbrechen begangen. Dann aber ändert sich plötzlich deine Stimmung und du brichst in ein homerisches Gelächter aus über die mißlungene Heldenthat und diese wunderbare Welt.

Endlich eröffnete sich mir wieder eine Aussicht auf journalistische Thätigkeit. Der Herausgeber des „Republikaner“ in Cincinnati bot mir, unter Zusicherung völliger Unabhängigkeit, die Redaktion seines Blattes an und das Uebereinkommen war schon kontraktlich abgeschlossen. Da schrieb er mir, der frühere Redakteur, der wegen eines Schusses auf einen Verleumder im Gefängniß saß, habe Aussicht auf Begnadigung und werde unglücklich sein, wenn er alsdann seine Stelle nicht wiedererlangen könnte. Nachdem ich ihn von der eingegangenen Verpflichtung entbunden hatte, wurde mir ein anderes Anerbieten von Louisville aus gemacht, wo ich die Redaktion des „Herold des Westens“ übernehmen sollte. Ich schlug sie aber aus, da ich in keinem Sklavenstaat wohnen zu wollen erklärt hatte und mich durch die bloße Noth diesem Vorhaben nicht konnte untreu machen lassen.

Unter diesen Umständen mußte ich auf andere, als journalistische, Unternehmen sinnen und ging auf das Anerbieten eines Freundes des „Janus“ ein, der sich anheischig machte, mir ein Kosthaus einzurichten und mir gleich zum Beginn ein halbes Dutzend freisinnige Kostgänger zu verschaffen. Ich gedachte in dem Hause zugleich ein Lesekabinet einzurichten und allmälig Mittel und Gelegenheit zur Erneuerung meiner literarischen Thätigkeit zu finden. Damals war aber die Einladung von Louisville in dringender Weise wiederholt worden und da ich jetzt eine freie Wahl hatte, ich auch die Verbindlichkeiten scheute, welche

ich mir durch Uebernahme des Kosthauses auflud, entschied ich mich endlich für Louisville.

Meine Feinde in Louisville, speziell Herr Dietsch, der frühere frankfurter „Marat", der dort ein teutsches Menschenhändlerblatt redigirte, hatten meine erste abschlägliche Antwort in ihrer Weise dahin ausgelegt, daß ich nicht wage, in einem Sklavenstaat aufzutreten. Ich kann versichern, daß ich die zweite Einladung nicht annahm um diesen Menschen meinen Muth zu beweisen. Zu solcher Dummheit oder Schwachheit hätten sie mich nicht gebracht. Aber ich wollte wenigstens die Probe machen, was sich in einem Sklavenstaat thun lasse, doch gleichzeitig meinen früher geäußerten Abscheu, dort zu leben, nicht verleugnen. Deshalb schickte ich zur Publikation in dem von mir zu redigirenden Blatte ein Schreiben voraus, worin ich jenen Abscheu in den stärksten Ausdrücken aussprach und erklärte, daß ich mit Sklavenhaltern nicht dieselbe Luft athmen möge, geschweige denn mit ihnen individuell in irgend freundlichem Verkehr stehen könne, aber meiner Zwecke wegen mich überwinden und nach Louisville kommen werde. Als Herr Dietsch dieß Schreiben im „Herold des Westens" las, glaubte er, es sei durch die Dummheit des Eigenthümers hineingekommen, und säumte nicht, es sofort zu übersetzen und den englischen Sklavenhalterorganen zuzusenden. Diese schlugen großen Lärm darüber und erklärten, einen Menschen meiner Art dürfe man gar nicht in Louisville hineinlassen. Marat Dietsch und Konsorten freuten sich schon auf den Spaß, mich aus der Stadt treiben oder todtschlagen zu sehen. Man ließ mich aber nicht bloß „in Louisville hinein", sondern man ließ mich auch grade so schreiben, wie ich in New-York und Boston

geſchrieben habe, und kein Menſch hat den Verſuch gemacht, mich todtzuſchlagen. Man ließ mich ſogar die bekannte Louisviller Plattform, die ſo viel Lärm gemacht hat und deren Hauptforderung die Abſchaffung der Sklaverei war, aufſtellen und trotz den Drohungen mit einem „Mob“ ließ man mich dieſelbe mit wackern Geſinnungsgenoſſen in offener Verſammlung berathen und zur allgemeinen Annahme vorlegen. Die Sklavenhalter ſind in gewiſſem Sinn auch Menſchen und wo ſie Andere entſchloſſen ſehen, ihr Recht zu behaupten, haben ſie ſo gut Reſpekt wie andere Leute. Daran aber zweifle ich nicht, daß ich wäre todtgeſchlagen worden, hätte ich einige Zeit ſpäter, zur Zeit der großen Fremdenhetze, noch in Louisville gelebt. Zum Unglück wußte ich ihre Zeit nicht genau voraus und konnte daher Niemanden den Gefallen thun, mich lebendig braten zu laſſen wie das bei jener Gelegenheit Anderen paſſirt iſt.

Als ich Morgens früh vom Schiff in Louisville hineinfuhr, ſah ich an mehreren Häuſern und Bretterverſchlägen mit großen Buchſtaben angeſchrieben: “Slaves for sale”. Den Eindruck, den dieſe Aufſchriften auf mich machten, werde ich nie vergeſſen. Es war mir, als drücke die ganze Atmoſphäre auf mich. In der That glaubt man in den Sklavenſtaaten eine Art Kirchhof- oder Kerkerluft einzuathmen und ich bilde mir ein, ich würde, mit verbundenen Augen in einen Sklavenſtaat geführt, an der Luft merken können, wo die Grenze iſt.

Den „Herold des Weſtens“ redigirte ich etwa drei Monate bis zum 3. Dezember 1853, in welcher Zeit er 500 neue Abonnenten gewann. Da fand ich plötzlich, als ich Morgens mich nach dem Redaktionslokal verfügen wollte,

die Druckerei abgebrannt. Sie war in der vergangenen Nacht angezündet worden. Den Thäter hat die gerichtliche Unterſuchung nicht ermittelt.

So war alſo auch das fünfte journaliſtiſche Unternehmen, an dem ich mich betheiligte, zu Grabe gegangen. Ehe ich es zu etwas Dauerndem bringen konnte, ſollte erſt das halbe Dutzend voll gemacht werden, und dieß geſchah durch den „Pionier“.

Der „Pionier“ verdankt ſeine Exiſtenz dem Intereſſe, welches die freiſinnige teutſche Bevölkerung von Louisville an meiner Wirkſamkeit nahm. Sie hat, nach Verhältniß, mehr dafür gethan, als irgend eine andere. Schon früher gab man dort die Abſicht kund, mich zum Eigenthümer des „Herold des Weſtens“ zu machen, weil ich, obſchon kontraktlich durchaus unabhängig disponirender Redakteur, die Einmiſchungen des bornirten und rohen Typenbeſitzers, dem das Blatt angehörte, beſtändig abzuwehren hatte. Als aber dieß Blatt nothgedrungen zu erſcheinen aufgehört hatte, wurde ſofort der Plan entworfen, mich zur Herausgabe eines neuen in Stand zu ſetzen. Man ſammelte raſch die nöthigen Gelder zur Anſchaffung einer kleinen Druckerei, die man mir nach und nach abzuzahlen geſtattete, und ſchon mit Neujahr 1854 begann der „Pionier“ zu erſcheinen. Sein Betriebskapital beſtand, nach Bezahlung der Druckerei, in $25 und die Koſten der erſten Woche betrugen $60. Dennoch gelang es, ihn in die Fahrt zu bringen.

Trotz meiner günſtigen lokalen Stellung konnte ich mich auf die Dauer in Louisville nicht wohl fühlen. Von der einen Seite fehlte es an aller Anregung und an allen Reſſourcen, von der anderen ward mir der Druck der

Sklavenhalter-Atmosphäre durch die Gewohnheit nicht leichter und da meine Wirksamkeit im Staat Kentucky auf die Paarhundert nicht-„demokratischen" Teutschen beschränkt war und blieb, kämpfte ich nur auf einem verlorenen Posten. Ich hatte gezeigt, was sich dort thun ließ, ich hatte ein Beispiel aufgestellt, ich hatte eine freiheitliche Bewegung von einem Sklavenstaat ausgehen lassen, die sich über das ganze amerikanische Teutschthum, bis nach Texas hinunter, ausdehnte, und damit glaubte ich Alles gethan zu haben, was dort zu thun irgend möglich war.

Trotz aller lokalen Erbärmlichkeit und Theilnahmlosigkeit erschien mir immer New-York als der geeignetste Ort für meine journalistische Residenz, weil sich dort die meisten Anregungen und Hülfsquellen zusammenfinden. Auch strahlt jedes Licht, das dort aufgesteckt wird, rascher und wirksamer nach den übrigen Theilen des Landes aus. Ich beschloß daher, mit dem „Pionier" nach New-York überzusiedeln, nachdem ich in Louisville etwa ein Jahr gelebt hatte. Doch hatte ich mich in meinen Mitteln verrechnet und kam auf meiner Umzugsreise nur bis Cincinnati, wo der „Pionier" vom November 1854 bis zum Ende des Mai 1855 erschien. In Cincinnati fand ich ein wenig ergiebiges Feld, so daß es mir nicht gelingen wollte, die Mittel zur Ausführung meines New-Yorker Projekts herauszuschlagen. Ein zufällig durchreisender Freund des „Pionier" aus New-York kam zu Hülfe. Er hatte eine kleine Summe für ein projektirtes teutsch-englisches Blatt bestimmt, das unter meiner Leitung erscheinen sollte, und da dasselbe nicht zu Stande kam, gab er jene Summe dem „Pionier" als Reisegeld. So kam ich wieder nach New-York, wo der „Pionier" vom 25. Juni 1855

bis zum Schluß des Jahres 1858 forterschien, nachdem er mit Ach und Krach die große „Krisis“ des Jahres 1857 überstanden hatte.

Gegen Ende des Jahres 1858 wurde von Boston aus in mich gedrungen, daß ich den „Pionier“ hierher verlegen möge. Ich selbst hatte mich früher schon mit diesem Plan beschäftigt, da ich ein günstiges Vorurtheil für die Bostoner Bevölkerung hegte und zugleich an ein mögliches Zusammenwirken mit den amerikanischen Radikalen dachte, die hier ihren Hauptsitz haben. Es wurden mir in geschäftlicher Beziehung die günstigsten Aussichten eröffnet und ich zog also nach Boston. Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese Aussichten illusorisch waren, doch habe ich meine Uebersiedlung nicht bereut, da ich Boston als die zivilisirteste Stadt Amerika's kennen gelernt habe.

Was der „Pionier“ gewollt und geleistet, mag er selbst berichten. Er hat schon zwanzig Jahre lang gekämpft und er wird wohl das Vierteljahrhundert voll machen. Wann hat jemals so lange Zeit ein Blatt existirt, das in der radikalsten Weise die Wahrheit vertreten und über Personen und Dinge ohne eine einzige der Rücksichten, welche sonst auch der freiesten Presse Fesseln anzulegen pflegen, mit unabhängigster Ueberzeugung geurtheilt hat? Der „Pionier“ hat, wie seine Vorgänger, für das freie Wort nie andere Schranken anerkannt als die der Wahrheit und ist hinter seiner Erkenntniß nie mit dem Ausdruck derselben zurückgeblieben. Mag sein Beispiel zeigen, daß auch die äußerste Freiheit möglich, wenn man entschlossen ist sie zu behaupten, und daß durch sie die Welt nicht zu Grunde geht, wenn sie sich fern hält von der Lüge.

XI.

Schlußbemerkungen.

Ohne sofortige gründliche Aufräumung unter den Vertretern und Stützen der gestürzten Gewaltherrschaft kann eine Revolution niemals durchdringen. Dazu aber sind sehr selten alle nöthige Vorbedingungen vorhanden. Ein Volk in Masse ist niemals reif für die Revolution, die es eben macht, denn die Revolution ist nicht das bloße Zersprengen getragener Ketten. Die Unerträglichkeit der Herrschaft, die es zur Abwerfung seines Joches treibt, hat nur diese negative Wirkung, sie kann das Volk nicht gleichzeitig auch befähigen, sich über die Sicherung der zu erringenden Freiheit klar zu werden und es dazu ohne Weiteres in Stand setzen. Die Empörung gegen einen bisherigen Zustand kann einem durch Gewalt niedergehaltenen Volk nicht auch sofort die nöthige Einsicht zur Gründung eines neuen bringen. Sie kann es nur entfesseln, aber Entfesselung ist noch nicht Belehrung und Befreiung. Die nämliche Reaktion, die es zur Revolution reizt, hindert es auch, sich im Voraus über deren Zwecke zu verständigen

und über die Mittel, dieſe Zwecke zu erreichen. Rathlos und ohne Vorausſicht vertraut es ſich daher im Rauſch des augenblicklichen Sieges über ſeine vermeintlich unſchädlich gemachten Unterdrücker immer zunächſt der Führung Derjenigen an, welche unter der geſtürzten Gewaltherrſchaft ſich einen Namen an der Spitze der offiziellen Oppoſition gemacht hatten, und dieß ſind nothwendig — da ſie ſonſt in ſolcher Stellung nicht möglich geweſen wären — Männer der Halbheit und Unentſchiedenheit, wenn nicht gradezu unehrliche Spekulanten. Die natürliche Folge iſt dann, daß ſolche Führer, ſtatt ihren Einfluß und ihre Stellung zur ſofortigen vollſtändigen Niederbrechung der einſtweilen gelähmten Reaktionsmacht zu benutzen, zaghaft oder gewaltlüſtern mit deren Vertretern ſich in Unterhandlungen und Kompromiſſe einlaſſen. Die Reaktion kommt dieſer willkommenen Hülfe mit ſcheinbar aufrichtigen Konzeſſionen entgegen, wird dadurch in Stand geſetzt, ihre Kräfte allmälig wieder zu ſammeln, und ſobald ſie hinlänglich erſtarkt iſt, beſeitigt ſie diejenigen der früheren Opponenten, die ſie nicht als bekehrte Gehülfen weiter zu benutzen für rathſam hält, und entfaltet dann als entſchiedene Kontrerevolution rückſichtlos den früheren Gewaltapparat, um das Volk wieder in das alte Joch zu ſchmieden. Es werden zwar unterdeſſen wirkliche Revolutionaire hervorgetreten ſein, die fähig und berufen wären, ein ſolches Schickſal durch Unſchädlichmachung der alten Reaktion abzuwenden. Aber ohne ganz beſonders günſtige Umſtände wird ihnen dieß nie gelingen. Sie haben jetzt den Kampf, außer mit der verſteckt operirenden Reaktion, auch mit der an's Ruder gelangten früheren Oppoſition aufzunehmen, die unterdeſſen bewußt oder unbewußt zur Verrätherinn

geworden, aber noch einen mächtigen Halt in dem bethörten Volke hat, und es wird ihnen nicht Zeit gelassen, zur Durchführung dieses Kampfes einen hinreichenden Anhang, in den unterdessen wieder apathischer gewordenen Massen zu gewinnen. Ueberdieß pflegen die, durch keine vorherige Einigung und Organisation verbundenen Führer durch Eifersucht, Rivalitätssucht und Meinungsverschiedenheit ein gemeinsames, energisches Handeln zu erschweren, oder unmöglich zu machen. Dieß ist namentlich dann der Fall, wenn gewissenlose Demagogen, an denen es in revolutionairen Zeiten niemals fehlt, von gemeinen Leidenschaften beseelt und an gemeine Leidenschaften appellirend, sich mit der durch die Revolution entfesselten Pöbelhefe in den Vordergrund drängen und die nach geordneten Zuständen verlangende Bevölkerung dahin bringen, eine Reaktion als einziges Mittel der Rettung vor wüster Anarchie zu betrachten.

Dieß ist der Verlauf des Prozesses, den Revolutionen, ohne besonders günstige Wendungen, durchmachen werden, um die anfänglich erregten großen Hoffnungen später im Blut des verrathenen Volks zu ersticken und auf dem leichenreichen Kirchhof der Kontrerevolution zu begraben.

Jenem Prozeß einen anderen Verlauf zu sichern, jenen Vereitelungszirkel zu durchbrechen und den Weg des Fortschritts abzukürzen, gibt es nur ein Mittel: zeitige Bildung einer entschiedenen Partei, welche, über Zweck, Mittel und Führung einverstanden, möglichst rasch die zunächst an die Spitze gelangende alte Opposition verdrängen kann und, eben so feindlich, wie dieser, der Pöbeldemagogie gegenüberstehend, nach vollständiger Unschädlichmachung der alten Reaktion die Elemente der Anarchie nie-

verhält, um alsdann das Volk in freien Institutionen auf demokratischem Wege sein Schicksal selbst bestimmen zu lassen. Eine solche Partei kann in unseren Tagen nur eine republikanische sein, die zugleich alle s. g. sozialen Reformen durchzuführen entschlossen ist, welche auf gesunden Prinzipien beruhen, nicht auf utopische Schwindeleien hinauslaufen und unter den gegebenen Verhältnissen praktisch möglich sind.

Wer meine revolutionairen Schriften gelesen, wird gefunden haben, daß ich stets, den dargestellten revolutionairen Prozeß vor Augen, auf Bildung einer Partei der angegebenen Art hinzuwirken bemüht gewesen bin. Deshalb habe ich fortwährend die Kommunisten eben so bitter bekämpft wie die Konstitutionellen und die ehrgeizigen „großen Männer" eben so schonungslos gegeißelt wie die Verräther. Wenn dabei der Erfolg nicht meinen Bemühungen entsprochen hat, werde ich mir darum wenigstens nicht den guten Willen bestreiten lassen. Diejenigen, die nicht durch blindes Vorurtheil oder persönlichen Haß jeder Gerechtigkeit unzugänglich geworden, werden Manches aus den Erlebnissen und Erfahrungen eines Flüchtlings lernen können, welcher der revolutionairen Idee das Sinnen und Trachten eines halben Lebens geweiht hat. Nachdem das teutsche Volk mit dem Schwert, womit es die Franzosen niedergeschlagen, zugleich sich selbst revolutionair entmannt hat, erwarte ich nicht, noch eine teutsche Revolution zu erleben. Sollte sie aber in nicht langer Zeit zum Ausbruch kommen, so sage ich, wenn die gegebenen Rathschläge nicht befolgt werden, ihr Schicksal mit der größten Bestimmtheit voraus: sie wird zu Grunde gehen durch die „Nationalliberalen" und „Fortschrittler" einerseits, die Kommunisten

andrerſeits und durch den Mangel einer entſchiedenen, ehrlich, energiſch und umſichtig geführten republikaniſchen Partei, welche, beide im Schach haltend, durch Ausrottung der alten Reaktion eine friedliche und geſunde Entwicklung in einem demokratiſchen Staatsweſen ſichern könnte.

Nun noch ein Paar perſönliche Bemerkungen. Ich habe den Bericht über meine Erlebniſſe zugleich zu einer Abrechnung mit einem Theil meiner Feinde benutzt. Kein von affektirten Zimperlichkeiten freier Beurtheiler wird Das einem Mann übel deuten, der im Bewußtſein eines rechtlichen Strebens und der ehrlichſten Abſichten ein halbes Menſchenalter hindurch nicht bloß mit den ſchändlichſten Verfolgungen der offiziellen Gewalt und in Folge derſelben mit der gemeinen Noth des Lebens zu kämpfen, ſondern auch als Zugabe ein unabläſſiges Bemühen abzuwehren hatte, ihn durch die infamſten Ungerechtigkeiten und ſyſtematiſche Verleumdungen moraliſch zu vernichten. Sich ſelbſt Gerechtigkeit gegen Feinde zu verſchaffen, kann nur dann ein Unrecht ſein, wenn es auf Koſten der Wahrheit geſchieht. Wer ſich auf die Gerechtigkeit Anderer verläßt, kann als exemplariſcher Schuft in die Grube fahren, wenn er auch der ehrlichſte Mann der Welt war, und ſeine Feinde, vor ſeinem Proteſt geſichert, ſchreiben ihm auf den Grabſtein, was ſie ihm früher auf den Rücken ſchrieben. Ich ſchmeichele mir, kein chriſtlicher Kretin mit den beiden disponiblen Backen, ſondern ein natürlich diſponirter Menſch zu ſein, der, wenn er einen ungerechten Schlag auf die eine Backe erhält, ſtatt ihn ruhig hinzunehmen, lieber dem Gegner einen Schlag auf beide Backen zurückgibt. Ein geſunder Menſch ſoll in perſönlichen wie in allgemeinen Aſſairen ſich nicht ſcheuen zu zeigen, daß er die Galle

auf dem rechten Fleck hat wie das Herz. Der unchriſtliche Gallenſack, der ſich gegen Unrecht wehrt, wird der Menſchheit mehr nützen, als der chriſtliche Herzbeutel, der Alles duldet, und nur Herz und Galle zuſammen in richtigem Verhältniß ſichern ein richtiges Handeln.

Die Verleumdungen, womit man mich verfolgt hat, könnten nur wirklich Gegenſtand eines beſonderen Studiums werden. Ich habe früher immer geglaubt, die Verleumdung brauche einen wirklich vorhandenen Stoff, den ſie bloß zu Uebertreibungen, Entſtellungen und Zuthaten benutze. Das iſt irrig. Die Verleumdung iſt ein Originalgenie, ſie iſt eine wirkliche Erfinderinn und ſie erfindet immer das Gegentheil von Dem, was ſie findet. Sie wäre nicht Verleumdung, wenn ſie auch nur theilweiſe an Das glaubte, was ſie ſagt. Je ehrlicher und gewiſſenhafter du biſt, deſto ſicherer verdächtigt ſie dich als Betrüger; biſt du mäßig, ſo wird ſie dich zum Schlemmer machen; biſt du ökonomiſch, ſo wirſt du zum Verſchwender; hältſt du auf Wahrheit, ſo bringt ſie dich als Lügner in Verruf; biſt du unbeſtechlich, ſo verſchreit ſie deine Käuflichkeit; verachteſt du äußere Auszeichnungen und Stellungen, ſo biſt du vom Teufel des Ehrgeizes beſeſſen. Kurz, wo man weiß, daß ein Menſch verleumdet wird, da hat man alle Urſache anzunehmen, daß grade im Gegentheil von Dem, was ihm nachgeſagt wird, ſeine Hauptſtärke und Tugend liege.

Merkwürdiger Weiſe drehten ſich die Verleumdungen, die man gegen mich in's Werk ſetzte, faſt immer um Geld. Niemand iſt weniger zum Geldmenſchen gemacht, als ich; Keiner kann den „goldenen Dreck“ mehr verachten, als ich; Keiner hätte mit dem Wenigen, das mir zu Zeiten zur Ver-

fügung ſtand, beſſer haushgehalten und mehr geleiſtet, als ich; Keiner hat durch den Geldmangel, trotz aller Arbeit, bitterer zu leiden gehabt, als ich. Stets aber gellte mir das „Geld“ um die Ohren, das die Verleumdung auf meine Rechnung ſchrieb. Was ich that und ſtrebte, hatte bloß den Zweck, Geld zu machen; wo ich etwas wollte oder leiſtete, wurde nicht gefragt, was ich wolle oder leiſte, ſondern, woher ich das nöthige Geld genommen, oder woher ich es nehmen werde, und wo ich am Vollſtändigſten von allen Mitteln entblößt war, ſollte ich immer das meiſte Geld verſchwendet haben. Wo man aber meine Mittelloſigkeit anerkannte, da vergrößerte man ſie ſogar, bloß um mir allerlei Schändlichkeiten andichten zu können, wodurch ich ihr abzuhelfen ſuchen ſollte. Und Das thaten Menſchen, die mir früher nachgerühmt hatten, ich könnte ein Millionair ſein, wenn ich meine Grundſätze modifizirt hätte! Trotz allen Miſeren würde mich dieſes ewige Geldgeſchrei, das eine ſo pikante Ironie auf meine wirkliche Lage und Geſinnung bildete, haben amüſiren können, wenn mich nicht der niedrige, erzgemeine, nur dem filzigen, ſchmutzigen und bettelhaften Teutſchthum eigene Zug, der ſich darin ausſpricht, ſo gründlich angeekelt und wenn ich nicht die Auflöſung des Räthſels dieſer gemeinen Nachrechnerei in der edlen Abſicht gefunden hätte, dem verhaßten Menſchen, der ſchonungslos aller Welt die Wahrheit ſagte, möglichſt alle Mittel zum Wirken abzuſchneiden. Herr Kinkel hat im Jahr 1852 unter den amerikaniſchen Teutſchen 30,000 Dollar zuſammengehumbugt, womit er in aller Geſchwindigkeit die teutſche Revolution fertig machen wollte. Als er nach London zurückgekehrt war, meldete er, er habe das zum Revolutioniren zuſammengelogene

Geld „auf der Bank verzinslich deponirt“. Dabei blieb es und mit dem Geld blieb auch die „Revolution“ deponirt. Er rührte keinen Finger für sie. Als der Humbugger nach etwa fünfzehn Jahren auf mein Betreiben genöthigt wurde, über das Geld Rechenschaft abzulegen, war das deponirte Kapital nebst Zinsen auf ein Paartausend Dollar zusammengeschrumpft. Ich beschuldige Herrn Kinkel nicht — denn ich weiß es nicht —, daß er die Gelder gestohlen oder für seine Person verwendet habe, aber er hat Mittel, mit denen sich eine langjährige Agitation unterhalten, oder ein revolutionaires Organ in London gründen ließ, auf die gewissenloseste Weise verschleudert und sein Revolutionsgerede war reine Schwindelei. Es fiel indeß außer mir Niemanden ein, Herrn Kinkel als Schwindler an den Pranger zu stellen, denn er war ein unschuldiger Schönredner und hatte Niemanden durch Wahrheiten beleidigt. Man setze in Gedanken mich an die Stelle dieses Deponirers und man wird versucht sein, sich sofort die Ohren zuzuhalten, um nicht durch das zu erwartende Geschrei betäubt zu werden. Ihren „großen Männern“ verzeihen die edlen Teutschen Alles, sogar offene Schwindelei und Verrath. Herr Kinkel blieb ihnen ein gefeierter Freiheitsheld trotz der verzinslichen Deponirung und den Verräther Brentano empfingen sie trotz den Füsiladen zu Mannheim und Rastatt, die auf seine Rechnung kommen, mit einem Fackelzug, als er nach Amerika kam, dann machten sie ihn als Herausgeber einer Zeitung zu einem reichen Mann und der große Hecker blieb sein „Freund“. Das Alles mag ganz christlich sein, sogar mehr als christlich; aber wie können Menschen erwarten, mit Achtung behandelt und frei zu werden, die solche Bir-

tuosität im Götzenmachen entwickeln und so frevelhaft liederlich mit der Gerechtigkeit umgehen?

Um übrigens auf das Geldgeschrei zurückzukommen, so liegt darin eine Methode, die ihre Wirkungen kennt. Das erfährt am Ueberzeugendsten, wer nach Amerika verschlagen worden. Wenn es der Reaktion gelingt, einen teutschen Revolutionair nach Amerika zu treiben, so hat sie ihn unschädlich gemacht. Hat ein europäischer Revolutionair Geld, so geht er nicht hierher oder bleibt nicht hier; hat er keins, so gelingt es grade ihm am Wenigsten, hier etwas zu erwerben. Je mehr Revolutionair, desto weniger Geld und — point d'argent point de révolution Es gibt keinen Gedanken, in dem sich mehr Bitterkeit und mehr Demüthigung vereinigt, als den, dem Despotismus die Satisfaktion gönnen zu müssen, daß er dich trotz allem deinem Willen und aller deiner Freiheit zu wirken unschädlich gemacht hat wie einen Säugling, bloß weil du — kein Geld hattest und erwerben konntest. An diesem Gedanken zwanzig Jahre zu nagen, ist eine härtere Probe, als zwanzig Bataillen mitzumachen. Wenn irgend Jemand mich beerben will, so vermache ich ihm den unbenutzt gebliebenen guten Willen, welcher den Despoten seit zwanzig Jahren auch nicht einen Tag Ruhe gelassen hätte, wenn er die nöthigen pekuniairen Mittel besaß. Diesen Willen unverwerthet hinterlassen zu müssen, ist ein schlechter Trost. Zwar sagt man, daß, was der Mensch gewollt, nicht, was günstige Umstände ihn vollbringen ließen, seinen Charakter ausmache oder ihm den Stempel aufdrücke. Trotz Dem bin ich uneigennützig genug, die Bethätigung dieses Charakters durch Ausführung meines „letzten Wil-

lens“ jedem Anderen zu gönnen, den die Umstände dazu in Stand setzen.

Auch meine bittersten Feinde werden, wenn sie dieses Buch gelesen haben, nicht behaupten, daß meine Anstrengungen und Kämpfe durch zu viel Erfolge und zu glänzende Trophäen belohnt worden seien. Sie werden vielleicht zu ihrer Befriedigung berechnen können, wie viel ich habe ungethan lassen müssen, was ich unter günstigeren Umständen hätte vollbringen können. Wenn sie Psychologen sind, könnten sie sogar auf die Frage kommen, was mich eigentlich aufrecht erhalten und sogar meinen Humor konservirt habe trotz diesen langjährigen Entbehrungen, Sorgen, Nöthen, Miseren, Mühen, Kämpfen, Verkennungen, Herabsetzungen, Verfolgungen, Enttäuschungen und entmuthigenden Erfahrungen jeder Art? Diese Frage wünschte ich namentlich von frommen Leuten beantwortet zu sehen. Ich frage sie, ob sie geblieben wären, was ich geblieben bin, wenn sie Das für Religion und Reaktion durchgemacht hätten, was ich im Kampf für das Gegentheil durchgemacht habe? Würde ihr „Gott“ ihnen die Stütze gewährt haben die ich in mir selbst gefunden? Wohlgemerkt: sie hätten allein stehen, oder auf ein Häuflein von Freuden beschränkt sein müssen wie ich. Es ist, wie Fürsten und Pfaffen, Geldprotzen und Schwindler uns alle Tage zeigen, keine Kunst, selbst als Vertreter einer schlechten Sache sich aufrecht zu erhalten, wenn man, mit Mitteln reichlich versehen, sich auf eine breite Genossenschaft stützen und allerseits an sichere Sympathien anlehnen kann; noch weniger ist es eine Kunst, als Mann der Freiheit den Kopf emporzurichten, wenn man durch Popularität getragen, durch eine äußere Stellung gehoben und durch die

Unterſtützung einer Partei ermuthigt wird. Aber es iſt nicht ganz ſo bequem, ohne Popularität und ohne Mittel und ohne Stellung und ohne Partei als Vertreter verhaßter Grundſätze ſich ein Leben lang durch alle Teufel durchzuſchlagen, ja grade von der „eigenen Partei“ am Schändlichſten behandelt zu werden und doch ungebeugt der Nämliche zu bleiben. Was hat mich dazu in Stand geſetzt, ihr frommen Leute? Nichts Anderes, als der Wille, ehrlich Das ganz zu ſein was ich war; nichts Anderes, als das Bewußtſein eines freien, von allen kleinlichen Rückſichten unabhängigen Menſchen; nichts Anderes, als die Treue gegen mich ſelbſt; nichts Anderes, als die Wahrheit. Eignet euch die nämliche Ehrlichkeit an und ihr werdet euch erhoben fühlen über Alle, denen ſie fehlt, und das Vertrauen, welches ihr in die Wahrheit eurer Sache ſetzt, wird euer Selbſtvertrauen um ſo mehr erhöhen und befeſtigen, je mehr ihr dafür zu kämpfen habt. Weil ich mir ſelbſt treu geblieben, bin ich aufrecht geblieben. Hätte ich meine Ueberzeugung verleugnet, wäre ich irgendwo zum Verräther an ihr geworden, hätte ich mich in ſchwächlicher Nachgiebigkeit und Verſöhnlichkeit zu Konzeſſionen auf Koſten meiner Grundſätze und meines Charakters beſtimmen laſſen, ſo war es mit meinem ganzen Simſonsbewußtſein dieſer Philiſter-, Phariſäer- und Sklavenwelt gegenüber vorbei. Die Untreue gegen eure Ueberzeugungen, eure Konzeſſions- und Kompromißſucht, eure Unaufrichtigkeit und Unwahrheit, kurzum die Lüge — ſie iſt die Delila, die euch das Haar abſchneidet, euch immer mehr zu Feiglingen und Schwächlingen macht und euch dann in der Verzweiflung an euch ſelbſt auf die Seite des Unrechts treibt oder am „Altar Gottes“ auf die Kniee

wirft. Euer geiſtiges Leben iſt vergiftet von den verweſ'ten Leichen euer beſten Gedanken, die ihr nicht an's Licht zu ſetzen wagt und ungeboren in eurem Gehirn ſterben laßt, um die Wechſelbälge fremder Lügen an ihre Stelle zu adoptiren. Lernt von einem freien Menſchen wahr ſein und ihr lernt geſund bleiben und glücklich ſein. Verderbt es mit aller Welt, nur nicht mit euch ſelbſt indem ihr ſagt was ihr nicht glaubt und verleuguet was ihr ſagen mögtet. Gäbe es keine Heuchler und Lügner, ſo gäbe es auch keine Unglückliche. Ohne Wahrheit gibt es keine Freiheit und ohne Freiheit kein Glück.

Es wäre eine Lüge, wollte ich behaupten, daß ſich in die Erinnerung an meine Vergangenheit keine Bitterkeit miſche, zumal wenn ich bedenke, um wie Manches, das ich zu vollbringen gedachte und im Stande geweſen wäre, mich fremde Bosheit und unverſchuldete Mittelloſigkeit betrogen haben. Dennoch würde ich, könnte ich jene Vergangenheit wiederholen, mich unbedenklich den nämlichen Verfolgungen und Miſeren nochmals ausſetzen, wenn dieß der einzige Preis wäre zur Sicherung des Bewußtſeins, das mich für Alles entſchädigt, des Bewußtſeins nämlich, unter allen Umſtänden, ohne Rückſicht auf perſönlichen Vortheil oder Nachtheil, ein ehrlicher, entſchiedener und konſequenter Verfechter der Wahrheit, der Freiheit und der Menſchenrechte geweſen zu ſein. Wer etwas Beſſeres werden kann, möge es ſagen und er wird in mir ſeinen eifrigſten Schüler finden.

Die

Preußiſche

Büreaukratie.

Von

Karl Heinzen.

Darmſtadt.

Druck und Verlag von Carl Wilhelm Leske.

1845.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Wenn dieſe Schrift vielleicht einzelne Unrichtigkeiten enthalten ſollte, ſo ſind ſie nicht einer Abſicht zuzuſchreiben und damit zu entſchuldigen, daß in einem ſo wenig aufgehellten, von unzähligen Vorſchriften durchkreuzten Gebiet, wie das der Büreaukratie iſt, Verſtöße ſchwer zu vermeiden ſind.

Man wird aus der Schrift alle mögliche Verbrechen herausfinden wollen, weil ſie zunächſt das größte von allen, nämlich eine ſchonungsloſe Beurtheilung der Büreaukratie enthält. Man wird dem Verfaſſer vor Allem das tägliche Brod der bureaukratiſchen Inquiſition, nämlich Majeſtätsverbrechen, ſodann Hochverrath, Frechheit gegen die Landesgeſetze und Behörden, Aufregung zur Unzufriedenheit, Injurien, Böswilligkeit und wer weiß was ſonſt noch auf die Rechnung ſchreiben. Er geſteht zu,

Majeſtätsverbrecher zu ſein, wenn man es dadurch wird, daß man die Majeſtät der Wahrheit nicht der Majeſtät der Könige unterordnet; er geſteht zu,

Hochverräther zu ſein, wenn man es dadurch wird, daß man die faulen Stellen des Staatskörpers Hoch wie Niedrig zu verrathen ſucht; er geſteht zu,

frech zu ſein, wenn es Frechheit iſt, für die Sache, die man verficht, wie für die Sache, die man angreift, als freier Mann das rechte Wort zu ſuchen; er geſteht zu,

zur Unzufriedenheit aufgeregt zu haben, wenn man es dadurch thut, daß man ſich zu zeigen bemüht, auf welche Weiſe wir, das Volk, zufriedengeſtellt werden kennen; er geſteht zu,

Injurien geſagt zu haben, wenn die wahrheitgemäße Mittheilung von Thatſachen und die auf Thatſachen gegründeten Urtheile Injurien ſind; auch geſteht er endlich zu,

böswillig zu ſein, denn er will keiner Sache wohl, welche ſeine Ueberzeugung verwerfen muß, und er würde ſich ſchämen, die Freiheit des Tadels mit der Sclaverei des Lobes zu erkaufen.

Der Verfaſſer dieſer Schrift erwartet keinen Vorwurf einer die Verhältniſſe mißachtenden Unbeſonnenheit; er will auch dem Recht ſich nicht entziehen und erklärt ſich nach ruhiger Ueberlegung bereit, jede rechtgemäße Probe ſeiner Ueberzeugungen zu beſtehen. Er ſieht ſich aber, durch die Erfahrungen Anderer gewitzigt, veranlaßt, gegen jedes, vom ordentlichen, graden, geſetzlichen Weg abweichende, die freie Vertheidigung beeinträchtigende und die perſönliche Sicherheit vor dem richterlichen Endurtheil antaſtende Verfahren von vorn herein als eine rachſüchtige Barbarei und Gewaltthat feierlich zu proteſtiren.

An die Männer aus dem Volk und dem Beamtenſtande, welche mit dem gegenwärtigen Unternehmen einverſtanden ſind, hat der Verfaſſer keine geeignetere Bitte, als daß ſie ihn recht bald zur Herausgabe einer zweiten vermehrten Auflage in Stand ſetzen mögen. Er weiß zwar, daß er durch ſeine Schrift mitunter auch Manche von denen verletzen wird, die in den Hauptſachen mit ihm einverſtanden ſind; er kann es aber nur für eine Unwurdigkeit halten, dasjenige, was man für Wahrheit hält, am geeigneten Ort nur halb oder bemäntelt zu ſagen, damit man durch das Verſchweigen oder Verhullen des Einen die Sympathie für das Andere ſich erhalte. Es thut in unſerer Zeit der Halbheit und der Lüge Noth, daß wir an unſern verriegelten Herzen endlich alle Thüren ſprengen. Die Ueberzeugung darf ſich nicht in Stücke theilen und die Wahrheit kann nicht auf einem Fuß durch die Welt ſchreiten. Wer ſie will, muß ſie ganz wollen, und wer ſie nur halb ſagt, der will ſie auch nur halb.

K. Weinzen.

Druckfehler.

Seite 33 Zeile 20 v. o. lies: wir werden an dem ehernen Grundsatze festhalten, statt: wie an dem ehernen ꝛc.
„ 61 „ 13 v. o. lies: ausbeuten ſt. ausbraten.
„ 112 „ 21 v. o. l. noblen Gelüſte, ſt. vollen.
„ 140 „ 10 v. o. l. Rock ſt. Stock.
„ 156 „ 5 v. u. l. nach ſt. noch.
„ 174 „ 8 v. u. l. dem kammerdienerischen Liebling.
„ 195 „ 18 v. o. ſtreiche nicht vor verzehren.
„ 203 „ 13 v. u. l. moraliſch-ſchlechte ſt. moraliſche ſchlechte.
„ 207 „ 3 v. u. l. wenn ſt. wem.
„ 279 „ 7 u. 6 v. u. muß die eingeklammerte Stelle heißen: (alſo ... bilden! Siehe §. 1 des Reglements.)

(Geringere Druckfehler beliebe der Leſer ſelbſt zu corrigiren.)

Inhalt.

Erſte Abtheilung.

Die Büreaukratie und der Staat. Die Büreaukratie und das Volk.

Seite

Woher und Wohin? Vom Staatsminiſter von Schön 3
Zuſatz zu dem „Woher und Wohin?“ 10
Woher und was iſt die Bureaukratie? 12
Die Büreaukratie und die Verfaſſung 21
Zuſatz zu vorſtehendem Kapitel 96
Büreaukratie und Militärſtaat 101
Die Büreaukratie und die Preſſe 106
Die Bureaukratie und die Juſtiz 122
Die Büreaukratie und der Unterricht 130
Beſchwerden gegen die Bureaukratie 134
Geiſtige Blößen der Büreaukratie 138
Die Beamten und das Publikum 143
Der Baron von Frauendorf über Preußen 148
Religion 153

Zweite Abtheilung.

Die Büreaukratie in Bezug auf das Verhältniß der Beamten unter ſich.

Vorgeſetzte und Untergebene 161
Die geheimen Conduitenliſten 166
Amtsverſchwiegenheit 175

Seite
Titel und Orden 183
Finanzielles 189
Die Steuerbeamten 193
Die Poſtbeamten 197
Geſinnung 203

Dritte Abtheilung.

Thatſachen.

Ehre 211
In Sachen der Rheiniſchen Zeitung 212
Pfropfen der Geſetze 216
Furcht vor der Preſſe 220
Adelseinfluß auf die Büreaukratie. Zeitweilige Beſeitigung eines Geſetzes durch dieſelbe 226
Fiscaliſcher Despotismus 228
Gerichtliche Willkür und Fiscalität 231
Amtliche Sanctionirung eines Schurkenſtreichs 234
Humanität 239
Recht 241
Mittel und Zweck 242
Der ſchleſiſche Aufruhr 249
Univerſitätsbüreaukratie. Behandlung der Männer der Wiſſenſchaft. Unbelangbarkeit der Behörden bei Rechtskränkungen 253
Geſetzlichkeit und Gerechtigkeit, bethätigt durch die Penſionirung des Forſtinſpectors Joſeph Heinzen 262
Edles Verfahren. Achtung des gegebenen Verſprechens. Anerkennung des Verdienſtes. — Bethätigt durch die Behandlung des Pfarrers Wilhelm Heinzen 296
Geſetzwidriger Intimidationsverſuch gegen den ehemaligen Steuerbeamten Karl Heinzen 308
Heidniſche Beſtattungsweiſe in einem chriſtlichen Staat 313
Nachwort 315
Tſcheh?! 324

Erste Abtheilung.

Die Büreaukratie und der Staat.
Die Büreaukratie und das Volk.

Woher und Wohin?

Von

Staatsminister von Schön.

Woher der Ruf: Allgemeine Stände!? — So fragt ihr euch, so fragt ihr Andere. Fraget die Geschichte, und sie antwortet: Friedrich II. fand ein ungebildetes, gedankenloses und kaum denkfähiges Volk vor. Zuerst aus seinem Geiste ging eine neue Gedankenwelt auf das Volk über, und die Macht des Geistes machte sich geltend. Das Volk, hochbegeistert von dem ideenreichen Könige, folgte ihm blind, wohin er es führte. Aber Licht entzündet Licht! Des Königs Ideen sollten in's Leben treten; Staatsdiener mußten seine Befehle vollführen, und auch in ihnen machte sich die Macht des Geistes geltend; es gingen einzelne Strahlen von dem Glanze des großen Geistes auf auf sie über, dies gab der Dienerschaft in den Augen des Volkes größere Wichtigkeit und höhere Bedeutung, als sonst dem Vollstrecker gegebener Befehle zu Theil wird. Dieser Abglanz des Heiligenscheins des Königs mußte zwar vor dem immer heller aufleuchtenden Lichte der Volksbildung, vor dem steigenden Culturzustande des Volkes, immer matter zurücktreten. Allein wie die Kirche an ihren Heiligen immerdar gern festhält, so pflanzte sich auch die Meinung jenes Abglanzes von Geschlecht zu Geschlecht fort, bis das preußische Beamten-Treiben den Höhepunkt erreichte,

von welchem Strauß gegen Streckfuß richtig sagt: daß die preußische Beamtenwelt wie im Sinne der katholischen Kirche handle; denn wie der Geistliche dort nur für sich, ohne Beziehung und Rücksicht auf die Gemeinde, den Gottesdienst verrichte, so wähne der preußische Beamte, besonders der dem Volke fern stehende, daß der Staatsdienst nur für ihn, und daß er nicht für das Volk, sondern das Volk für ihn da sei.

Aber es kam je mehr und mehr Licht in's Volk; es tagte immer heller auf, wie im Mittelstande, so im Adel. Ersterer beruhigte sich, der Erscheinung jener Beamtenwelt gegenüber, zum Theil dadurch, daß er selbst den Beamtenstand sich zu bilden bemühte. Dasselbe geschah beim Dienstadel, der ohne Vermögen und Grundeigenthum dastand. Unerträglich dagegen mußte die Bevormundung von Seiten der Beamten dem unabhängigen Manne sein, insbesondere dem Grundadel, der, eingedenk seiner frühern Herrschaft, ihnen gegenüber stand, zumal, nachdem auch in der Stellung der Beamten noch ein Schritt weiter geschah. Die steigende Cultur nämlich äußerte ihren Einfluß auch insofern auf die Beamtenwelt, daß sie bald nicht mehr blinde Werkzeuge zur Vollführung eines fremden Willens sein wollte, sondern glaubte eigene Gedanken und Meinungen über Staat und Staatsverwaltung aufstellen und realisiren zu können. So stellte sich bald jeder Beamte als der Repräsentant einer ausübenden Macht, oder vielmehr als besonderer Machthaber, in dem ihm zugewiesenen Kreise dar, und es konnte nicht fehlen, daß diese Beamtenstellung sich dem Volke nur zu empfindlich geltend machte. Ueberdies kam noch hinzu, daß in dem früheren, roheren Staatszustande eine Menge das Volk unmittelbar berührender Angelegenheiten von den Ortsobrigkeiten oder den Gutsherren in Ordnung gehalten oder gewissermaßen patriarchalisch verwaltet worden war. Dieser Zustand der Dinge ließ sich nun allerdings, wegen der damit verbundenen und oft schroff und hart hervortretenden Willkühr, bei zunehmender Cultur nicht mehr halten; er stand obnorm dem Bildungsstande des Volkes hemmend gegenüber. Statt nun aber durch eine bessere Ordnung der Nationalverhältnisse diesen Angelegenheiten den angemessenen Weg einer in ihrem eigenen

Wesen begründeten Organisation anzuweisen, zog man sie vor das Gouvernement, welches, dadurch aus seinem Kreise hervortretend, die gestellte Aufgabe niemals zweckmäßig lösen kann.

Die Folge war: das Volk sah immer klarer ein, daß es fort und fort wie am Gängelbande geleitet, gleich einer Heerde hierhin und dorthin geführt, und ohne Grund und Zweck zu kennen, bald zu dieser, bald zu jener Handlung und Leistung aufgefordert und genöthigt werde. Man erkannte immer mehr und immer allgemeiner, wie sehr oft durch Einseitigkeit einzelner Machthaber der Zweck des Staates verkehrt und verrückt werde, zumal, wenn, wie nicht selten geschah, zu solchen einseitigen Tendenzen vom Volke überdies noch Leistungen und Beihülfe gefordert wurden. Es konnte daher nicht fehlen, daß diese Bevormundung mündiger Menschen, im Geiste der Beamtenhierarchie geführt, das Gefühl der Selbstständigkeit des mündigen Theils des Volkes tief und schmerzlich verletzte.

Um so mehr nahm man im Volke die Städteordnung mit hohem Enthusiasmus auf, und mit um so größerer Sehnsucht sah man einer Communalordnung und einer Volks- oder Stände-Repräsentation entgegen, indem man hoffte und meinte: in diesem die Mündigkeit des gebildeten Theils des Volkes wirklich auch anerkannt zu sehen.

Das Unglück der Jahre 1807 bis 1813 und die Gesetze dieser Zeit förderten die Selbstständigkeit des Volkes noch bedeutend mehr, und brachten sie in immer klareres Bewußtsein. Die schönste Frucht davon und die herrlichste Erscheinung des erwähnten Geistes dieser Zeit war die preußische Landwehr, nicht von Militär- oder Civilbeamten errichtet, sondern aus dem Volke hervorgegangen, und durch die Kraft des Volkes herangereift.

Es war die Zeit der Erkenntniß gekommen. Das Gouvernement erkannte nach dem Kriege im Jahre 1813 seinen neuen Standpunkt, und es drängte sich ihm selbst die Absicht auf, von ihm aus die Staatsorganisation zeitgemäß zu entwickeln. Allein die Beamtenwelt, Militär- und Civilbeamte, sah auch bald, daß in demselben Grade, als die Mündigkeit und Selbstständigkeit des Volkes zunähme, und die Landstände überhaupt an Wichtig-

keit gewännen, die bisherige Beamtenwichtigkeit schwinden müsse. Man fürchtete, das schwere Gewicht der Landstände werde in der Staatswage dem früheren Gewichte der Beamten seine große Bedeutung nehmen, und es trat somit eine planmäßige Reaction gegen die Zeit und ihre Forderungen im Gouvernement ein. Es folgten Schritte auf Schritte, um dem Beamtengewicht seine Bedeutsamkeit zu erhalten. Die Städteordnung wurde, so viel man es, ohne den Schein der Barbarei und der Inconsequenz auf sich zu laden, nur irgend vermochte, allmälig in der Richtung einer Beamtenordnung umgeklügelt und modificirt. Eine Communalordnung hielt man nicht für zeitgemäß. Auf die Landwehr geschahen von Zeit zu Zeit so heftige Angriffe, daß, obgleich ihr eigentlicher Charakter schon modificirt, und ihr Grundton stark genug verstimmt war, sogar ihre Fortdauer zuweilen zweifelhaft schien. Ihre Aufhebung geradehin auszusprechen wagte man freilich nicht; allein sie erhielt je mehr und mehr Special-Einrichtungen, welche, ihrem ursprünglichen Geiste zuwider, sie dem Beamtenmilitär immer näher bringen sollten.

Die Provinziallandtage wurden vom Volke mit wahrem Enthusiasmus aufgenommen, weil sie ein Beweis der Anerkennung der Mündigkeit des Volkes zu sein schienen, und weil man glaubte, durch sie neben der Beamtenstimme auch eine Volksstimme an den Souverän bringen zu können, und man glaubte dies um so sicherer, als die Richtung der Zeit es zu fordern schien. Allein die Richtung der Gouvernementsmänner, welche bei dieser Volksstimme Werkzeuge des Souveräns waren, ließ sie nicht aufkommen; sie wurde gefürchtet und verdächtig, und die Beamtenwelt wurde für die Bewahrung und Aufrechthaltung ihres vormundschaftlichen Verhältnisses immer mehr mit Angst und Besorgniß erfüllt. Als z. B. der preußische Landtag bei der Bereitwilligkeit des Volkes, das Land auch mit der Volksmasse zu vertheidigen, den Souverän einst bat: einige feste Punkte im Lande zu etabliren, sprachen sich mehrere bedeutende hohe Militärbeamte höchlich entfremdet und fast empört darüber aus, daß Landstände über solche Verhältnisse auch nur eine Stimme haben wollten, oder wohl gar Anträge darüber machen könnten; ja, sie

betrachteten den Antrag des Landtages sogar als eine sträfliche Anmaßung. Ebenso fanden Beschwerden über Administrationsbeamte und Anträge zu weiterer Entwickelung eines regeren Volkslebens, keinen Anklang; sie regten vielmehr die Reaction von Seiten der Beamtenwelt nur noch um so mehr auf, und der Erfolg von dem allen war: das Volk kam, bei aller Treue gegen den Souverän, immer mehr in eine unheimliche Stimmung.

So stand es in Preußen im Jahr 1840. Da fragte der König vor seiner Huldigung: Welche früheren Zusicherungen wollt ihr Preußischen Stände bestätigt haben? Und der Landtag antwortete: „Nur die Vollführung dessen, was im Jahre 1815 und späterhin in ständischer Hinsicht zugesagt ist, und zwar wünschen wir Generalstände, die auf Erfordern Rath geben, damit die obersten Administrationsbeamten, der ständischen Versammlung gegenüber, nicht, wie bei den Provinziallandtagen, über die Landtage zu stehen kommen." Und so antworteten die Stände auf die Frage ihres Königs, und mußten so antworten, denn der Fluch von Geschlecht zu Geschlecht würde sie getroffen haben, hätten sie jetzt vor ihres Königs Thron und vor Gottes Angesicht die Wahrheit verläugnet, und die Stimme ihres Gewissens und ihrer Ueberzeugung erstickt.

Und wer gab diese Antwort? Nicht eigenthum- und heimathlose Menschen, nicht gedankenleere Jünglinge, nicht momentan aufbrausende Geister, die nur blindhin nach Neuerungen haschen; sondern begüterte Männer, Männer von Urtheil und gereifter Erfahrung, Männer in grauen Haaren, stellen den Antrag, und zwar solche, welche, wenn ihr Verlangen zur Anarchie oder auch nur entfernt zur Illoyalität hinführen könnte, dadurch mehr verlieren würden, als das regierende Haus zu befürchten haben dürfte. Dies letztere kann zu jeder Zeit und unter allen Stürmen auf den Beistand anderer Souveräne rechnen; aber wenn ein wilder Sturm der Leidenschaften im Volke ausbricht, so werden stets Diejenigen, welche als Begüterte unmittelbar vor dem Volke und demselben am nächsten stehen, vor allen als Opfer fallen, ehe noch fremde Hülfe eintreten kann. Solche Männer waren es, nicht Proletarier, sondern die ersten Notabilitäten des Landes,

voll Treue im Herzen gegen den Souverän, voll Eifer für sein und seines Landes Bestes, gewissenhaft in ihrer Pflicht: den Nachtheil, welchen jetzt der Souverän mit dem Volke durch die Beamtenhierarchie erleidet, abwenden zu müssen; sie waren es, welche den Antrag gemacht, und ihrem Könige auf seine Frage geantwortet haben. Und gegen wen ist der Antrag gestellt? Mit Nichten gegen den Souverän, wohl aber gegen die Werkzeuge des Gouvernements, welche die Culturentwickelung im Volke hemmen, das Volk in Unmündigkeit festhalten wollen, und sich allein nur, gleich den katholischen Priestern, als Vollmündige betrachten.

* * *

Wohin, so dürfte man nun fragen, würde der Antrag führen? Was würde die Folge der Zusammenberufung der Generalstände sein? — Sie würden allerdings die gewichtigsten Resultate mit sich führen, denn zunächst und vor Allem werden die Generalstände

1) Die Verwaltung aller Angelegenheiten, welche nicht Gouvernements-, sondern National- und Communal-Sachen sind, sich zueignen. Dadurch aber wird einestheils das Volk an Selbstständigkeit, an Lust und Fähigkeiten zu guten Werken und nützlichen Unternehmungen gewinnen, anderntheils auch eine große Zahl der jetzigen Staatsbeamten entbehrlich werden. Die Generalstände werden ferner
2) Auskunft über die Verwaltung der Finanzen fordern, Verschwendungen entgegentreten, die man sich jetzt angeblich zum Besten des Volkes erlaubt, und eine einfachere Verwaltung verlangen. Die Zahl der Beamten wird somit auch auf diese Weise vermindert werden. Die Generalstände werden
3) auch den Theil der Justizverwaltung, bei welchem es besonders auf genaue Kenntniß der Landesverhältnisse und beinahe auch nur auf gesunden Menschenverstand und natürliches, richtiges Urtheil ankommt, in ihren Kreis ziehen, wodurch einerseits eine bessere Rechtsverwaltung eintreten

wird, indem dann der Richter in den Stand kommt, die ihm verbleibenden richterlichen Geschäfte nach Amt und Pflicht zu führen, und andrerseits eine abermalige Verminderung der Beamtenzahl erfolgen kann. Es werden

) auch die Generalstände den Antrag stellen, und es sich selbst zur Aufgabe machen, daß die bewaffnete Macht mit dem Volke in engere Verbindung gesetzt, und das Volk somit selbst wehrhaft gemacht werde. Die ersten Grade der militärischen Ausbildung werden dann um so mehr Sache des Volkes sein, und die Landwehr wird das Band bilden, welches das Volk beständig auf's engste mit der bewaffneten Macht verknüpft. Dies Alles wird dann

) auch den Landständen die gebührende Wichtigkeit, und die in ihrem Wesen begründete Bedeutsamkeit in und für den Staat geben. Um so mehr werden in Folge dessen die Civil- und Militärbeamten auch selbst in ihrer Meinung in die Stellung gebracht, in welche die Natur der Sache und der Stand ihrer Verhältnisse in ihrem Amte sie hinweiset. Zwei lästige und unerträgliche Uebel, Uebermuth und Servilität, werden dann erdrückt, wenigstens in enge Grenzen gewiesen. Auf den Charakter und die Stimmung des Volkes aber wird dies den wohlthätigsten Einfluß haben. Dem Souverän selbst gibt

) die ständische Repräsentation für die Würdigkeit und Tüchtigkeit seiner Beamten unfehlbar den besten, vielleicht den einzigen, bleibend wirksamen Prüfstein. Wer vor die Stände zu treten hat, wer Rechenschaft über seine Verwaltung vor ihnen ablegen muß, kann nicht unwissend und kopflos sein; böser Wille aber muß schnell zu Schanden werden. Um so sicherer kann dann der Souverän darauf vertrauen, daß er stets zum rechten Amte den rechten Mann gewählt habe; und was für ihn und den Staat ein unschätzbares Glück ist: im öffentlichen Leben der ständischen Repräsentation finden alle Kabalen und alle Polizeikünste stets ein schnelles Ende. Nicht minder segensreich wirken

7) die Generalſtände auf den Geiſt der Geſetzgebung. Wer will und kann es läugnen, daß jetzt bei jeder vom Gouvernement ausgehenden Maßregel ſtets das Mißtrauen erwacht: ob die Beamten die Lage der Sache richtig erkannt, und die Verhältniſſe richtig erwogen haben? Ganz anders wenn die Maßregeln von den Generalſtänden erörtert werden. In ihnen concentrirt ſich die Kenntniß der Verhältniſſe und Bedürfniſſe des geſammten Volkes, und ſchon darum haben auch die mit von ihnen ausgehenden Geſetze ſtets die Meinung des Volkes für ſich.

Nur durch Generalſtände kann und wird in unſerem Lande ein öffentliches Leben entſtehen und gedeihen. Iſt der Tag dazu angebrochen, ſo läßt die Sonne ſich nicht in ihrem Laufe gebieten. Schon im Jahre 1813 ſah man die erſte Morgenröthe eines ſolchen öffentlichen Lebens auftauchen, und die äußerſten Spitzen gen Oſt und Weſt in unſerem Lande ſind noch davon erleuchtet; daher kam damals, als der König rief, Alles, Jung und Alt, zu ſeinen Fahnen; ja fürwahr in voller Treue kam man in Preußen des Königs Ruf zuvor. Tritt für uns erſt das volle öffentliche Leben ein, ſo ſind wir unüberwindlich, und unſer Thron ſteht dann auf einer Höhe da, auf der er nach dem Culturſtande des Volkes zu ſtehen verdient.

Die Zeit der ſogenannten väterlichen oder Patrimonialregierung, für welche das Volk aus einer Maſſe Unmündiger beſtehen und ſich beliebig leiten und führen laſſen ſoll, läßt ſich nicht zurückführen. Wenn man die Zeit nicht nimmt, wie ſie iſt, das Gute daraus ergreift, und es in ſeiner Entwickelung fördert, dann ſtraft die Zeit.

Zuſatz zu dem „Woher und Wohin?“

Wir haben das bedeutſame Wort eines eminenten, im preußiſchen Staatsdienſt ergrauten Staatsmanns dieſer Schrift voran geſtellt, theils um zu deſſen Verbreitung beizutragen, theils um

zu unſerm Zweck von demſelben Akt zu nehmen.*) Wenn ein ſolches Urtheil eines ſolchen Mannes die Büreaukratie getroffen, dann darf von vorn herein über das Daſein und die Verderblichkeit derſelben keine Ungewißheit mehr beſtehen. Eine zweite Stütze erhält der Kampf gegen die Büreaukratie aber in dem, noch entſchiedneren Urtheil eines zweiten Staatsmanns, der mit dem Herrn von Schön in den Hauptſachen die Geſinnung und die Erfahrungen theilte. Der Freiherr von Stein äußert ſich u. A. alſo:

„Wir werden von beſoldeten, buchgelehrten, intereſſen- und eigenthumsloſen**) Büreauliſten (Büreaukraten) regiert, das geht, ſo lang es geht. Dieſe vier Worte enthalten den Geiſt unſerer und ähnlicher geiſtloſer Regierungsmaſchinen: beſoldet, alſo Streben nach Erhaltung und Vermehrung der Beſoldeten und der Beſoldungen; buchgelehrt, alſo lebend in der Buchſtabenwelt und nicht in der wirklichen; intereſſenlos, denn ſie ſtehen mit keiner den Staat ausmachenden Bürgerklaſſe in Verbindung, ſie ſind eine Klaſſe für ſich — die Schreiberkaſte; eigenthumslos, alſo alle Bewegungen des Eigenthums treffen ſie nicht. Es regne oder ſcheine die Sonne, die Abgaben ſteigen oder fallen, man zerſtöre althergebrachte Rechte oder laſſe ſie beſtehen, Alles kümmert ſie nicht. Sie

*) Wie mir von einem kundigen Oſtpreußen verſichert worden, iſt das „Woher und Wohin“ durch Intriguen der ruſſiſchen Diplomatie aus der Heimlichkeit der vertraulichen Mittheilung auf den Weg der Veröffentlichung gebracht worden, um den König von Preußen gegen die darin vertretenen Grundſätze noch mehr einzunehmen.

**) Mit dieſem Ausdruck hat v. Stein ſich allerdings vergriffen, denn das Eigenthum macht es nicht aus, ſonſt wurden unſere adeligen Gutsbeſitzer die Stützen der Bürgerfreiheit ſein. v. Stein widerſpricht hier ſeinem politiſchen Teſtament, worin er ſagt, jeder Bürger, er beſitze hundert Huben Landes oder eine, er ſei durch geiſtige oder andere Bande an den Staat geknüpft, ſei zur Repräſentation berechtigt. Freilich nennt er die bureaukratiſche Regierungsmaſchine eine geiſtloſe und will dadurch vielleicht ausdrücken, die Bureaumänner ſeien auch nicht einmal durch „geiſtige“ Bande an den Staat geknüpft.

erheben ihren Gehalt aus der Staatskasse und schreiben, schreiben im Stillen, in ihren mit verschlossenen Thüren versehenen Büreau's, unbekannt, unbemerkt, unberühmt, und ziehen ihre Kinder wieder zu gleich brauchbaren Staatsmaschinen an. — Eine Maschinerie (die militärische) sah ich fallen 1806 den 14. Oktober. Vielleicht werden auch die Schreibermaschinen ihren 14. Oktober haben! — Das ist das Gebrechen des theuren Vaterlandes: Beamtengewalt und **Nichtigkeit seiner Bürger!**"

Zwei Männer also, denen wenigstens das ganze Heer der Büreaukratie keinen gleichen an die Seite zu stellen vermag und die selbst alle Gelegenheit hatten, Büreaukraten zu werden, diese Qualität aber verschmähten, haben die Büreaukratie verdammt und ihre Verderblichkeit durch ihr Urtheil konstatirt. Mit diesen beiden Stützen können wir uns begnügen und an der Hand derselben werden wir versuchen, den jüngst gewaltsam beseitigten Kampf gegen eine Macht erneuern zu helfen, welche sich nicht begnügt, uns wie Kinder in einem hinvegetirenden Schlafzustand erziehen zu wollen, sondern zu dem erzwungenen Schlaf auch noch das Attribut des Alpdrucks hinzufügt. Wem eine Spur von Leben, von Energie und Freiheitssinn sich im Innern regt, der rühre sich und raffe sich auf, der helfe den Schlafdämmer zerstreuen und den Alp von Leib und Seele schütteln. Schämen wir uns, wenn wir nicht wollen, was wir brauchen und nicht sagen, was wir wollen.

„Woher" und was ist die Büreaukratie?

Eigentlich bezeichnet man mit dem Wort Büreaukratie eine Art der Verwaltungs*form* und stellt die büreaukratische, wobei ein einziger Beamter eine Verwaltung dirigirt, der kollegialischen entgegen, wobei mehrere Beamten unter der Leitung eines Chefs, aber mit gewissen Theilnahmerechten, gemeinschaftlich eine Verwaltung führen. In diesem Betracht könnte man in Preußen

den Vorwurf der Büreaukratie zurückweisen und auf die Miniſterien mit ihren Abtheilungschefs, auf die Provinzial-Oberbeamten mit ihren Räthen, auf die Regierungen mit ihren Kollegien ꝛc. hinweiſen. Die Erfahrung hat aber gezeigt, daß es auf dieſe Form wenig ankommt, ſo lang nicht der Geiſt ein anderer iſt, und daß die ſcheinbare Kollegialität der Verwaltungsmitglieder gar nichts unter dem Regiment des Chefs zu bedeuten hat. So lange dem Volk den Beamten und den Beamten ihren Vorgeſetzten gegenüber nicht durch beſchränkende Grundgeſetze und durch Publizität mehr Rechte und Garantien gewährt werden, kann die kollegialiſche Form der Behörden der Büreaukratie der Beamten wenig Eintrag thun.

Unter Büreaukratie verſtehen wir hier natürlich nicht die Form, ſondern das Weſen, nicht den Körper, ſondern den Geiſt; wir verſtehen Dasjenige darunter, was man allgemein darunter zu begreifen ſich gewöhnt hat: das Zuviel der Beamten und ihrer Wirkſamkeit, das Mißbräuchliche und Schlechte der Beamten- und Büreauherrſchaft. Das Wort Büreaukratie iſt eins von jenen Verrufswörtern, die wir, ähnlich wie z. B. Despotismus, Kanaille ꝛc., in unſerer Mutterſprache gar nicht wiedergeben können. Es gereicht unſerer Mutterſprache mehr zur Ehre, als uns ſelbſt, wenn wir vom Auslande ſogar ſo ſchlimme Dinge übernehmen, daß wir ſie nicht einmal auf Teutſch zu benennen wiſſen. Dabei iſt noch zu bemerken, daß es Keinem einfällt, das Böſe zu tadeln, was man höhern Orts vom Auslande her etwa in unſer Staatsleben übergehen zu laſſen für gut befunden; handelt es ſich aber um Einführung einer den ausländiſchen ähnlichen Inſtitution zu Gunſten des Volks, ſo wird ſofort ein Lärm über Ausländerei gemacht, als ſei ein Landesverrath projektirt worden.

Der Staat beſteht aus dem Volk, aus nichts Anderm, denn jede Regierung gehört mit zum Volk, oder muß wenigſtens zu ihm gehören, ſo gut wie der Wipfel zum Baum. Vernunft- und rechtgemäß iſt alſo die Selbſtregierung des Volks Regel, und alle Regierung, die außerhalb des Volks ſteht, Ausnahme. Hiernach nähert ſich ein Staat um ſo mehr dem eigentlichen Begriff vom Staat, dem Normalſtaat, jemehr das Volk an der

Regierung betheiligt ist und von der Kommunal-, Kreis- und Provinzialverwaltung bis zu den Verhandlungen über die allgemeinen Staatsfragen im Parlament oder in anderen Versammlungen seine Ansichten und Rechte geltend machen kann; hiernach findet ferner in einem Staat, in welchem die kleinste Betheiligung des Volks an der Regierung und Verwaltung besteht, die größte Ausnahme von der Regel Statt, und dieser Ausnahmezustand begründet nothwendig ein um so größeres Mißverhältniß, je reifer das Volk zur Selbstregierung oder Selbstverwaltung geworden ist. Der Ausnahmezustand ist nur für unkultivirte Völker da, sowie der Bevormundungszustand nur für Kinder; sowie aber die Selbstbestimmung für den erwachsenen Menschen, so ist die Selbstregierung Regel für das erwachsene Volk.

Wenn ein Volk eine monarchische Regierungsform hat, so gehört der Monarch so lang eigentlich nicht zum Volk, sondern das Volk vielmehr zum Monarchen, als derselbe nicht mit dem Volk auf dem Rechtsboden einer Verfassung gemeinschaftlich die Wirthschaft des Staates bestellt. Je weniger er in einem solchen Rechtsverhältniß zum Volke steht, je mehr er also sich außerhalb des Volkes stellt, desto mehr bedarf er zu seinem Zwecken solcher Werkzeuge, die ebenfalls außerhalb des Volkes stehen, und die Zahl dieser Werkzeuge muß um so größer sein, je weiter das Volk fortgeschritten ist und je mehr es hierdurch die Ausnahmsregierung erschwert. Einen erwachsenen und ausgebildeten Menschen zu bevormunden, dazu gehört bei Weitem mehr Wachsamkeit und fremde Mitwirkung, als zur Bevormundung eines Kindes erforderlich ist. Zur Erhaltung des Absolutismus in einem civilisirten Staat gibt es gar kein anderes Mittel, als ein nach oben in die Spitze der Centralisation auslaufendes Soldaten- und Beamtenheer.

Die Regierung, welche außerhalb des Volkes steht, nennt man die absolute; die Verwaltungswerkzeuge, deren sie bedarf, sind die Beamten. Je absoluter eine Regierung regiert, desto mehr Beamten hat sie nöthig, und sie regiert um so absoluter, je weiter das von der Mitregierung ausgeschlossene Volk fortgeschritten ist. Eine absolute Regierung in einem kultivirten Staat

iſt natürlich weit abſoluter, als eine gleich abſolute in einem unkultivirten Staat. Wer in Preußen einen Menſchen widerrechtlich einſperren läßt, begeht offenbar ein größeres Verbrechen, als wer in der Türkei einen Menſchen widerrechtlich köpfen läßt.

In Preußen beſteht eine abſolute Regierung und — Preußen iſt einer der kultivirteſten Staaten der Welt. Preußen iſt im Grunde der abſoluteſte aller Staaten und hat die abſolute Regierungskunſt zur höchſten Höhe ausgebildet. Andere Länder haben, lange bevor ſie zu ſolcher Höhe der Kultur emporgeſtiegen waren, in die konſtitutionelle Bahn eingelenkt; Preußen hat an dem geeigneten Einlenkungspunkt vorbei das abſolute Regiment hoch über jene Höhe hinausgebaut und es iſt noch fortwährend im Bau begriffen.

Die preußiſche Büreaukratie entſpringt aus dem preußiſchen Abſolutismus. Das iſt die Antwort auf das „Woher?“

Herr von Schön führt das Entſtehen der Büreaukratie auf Friedrich den Großen zurück. Wir können ihm hierbei nur in ſo fern beipflichten, als Friedrich der Große das Volk auf die Bahn des Fortſchritts ſtieß und hierdurch, weil dabei das abſolute Regiment nicht aufgegeben wurde, zugleich den Anſtoß zu größerer Vermehrung und Ausbildung der Werkzeuge des abſoluten Regiments gab. Der eigentliche Boden aber, auf welchem die Büreaukratie gewachſen, iſt das abſolute Regiment ſelbſt, und dieſer Boden war bereits vor Friedrich II. gehörig kultivirt. Die preußiſchen Regenten vor wie nach Friedrich II. brauchten ſtets, bald wegen ihrer Vergrößerungsplane, bald wegen ihrer Verſchwendungsſucht, bald wegen der Kriege, in die ſie verwickelt wurden, zwei Dinge, die nur durch abſolutes Regiment und ein zahlreiches Dienerheer fortwährend zu erlangen waren, nämlich Geld und Menſchen. Deßhalb war der Staat häufig nichts, als eine Kaſerne oder eine Anſtalt für die Beitreibung und Verrechnung von Steuern.

„Die Größe und der Glanz des Hauſes ſind es, in denen jeder der preußiſchen Fürſten ſein Glück findet, wofür er Opfer bringt und nach augenblicklichen Abweichungen wieder ein-

lenkt. Seit ſie in die weiteren Kreiſe der größeren Staaten getreten ſind, ſeit ihnen, was im Norden wie im Weſten geſchieht, nicht mehr gleichgültig ſein kann, oft wichtig iſt, ſeitdem richten ſie ihr Augenmerk ſorgfältiger auf das **Werkzeug** der Größe und des Glanzes ihres Hauſes, auf den Staat, ſie ſuchen ihm jede mögliche Vervollkommnung zu verſchaffen (d. h. innerhalb der Grenzen des abſoluten Regiments) und eben ſo jeden möglichen Nutzen aus ihm zu ziehen. Das iſt der preußiſche Staat mit ſeinen Fürſten!" (Stenzel, Geſchichte des preuß. Staats, 3. Band, S. 10.) Man braucht nicht weit in die preußiſche Geſchichte geblickt zu haben, um dieſe Worte des keineswegs antipreußiſchen Geſchichtſchreibers Stenzel bewahrheiten zu können. Friedrich der Große nicht minder *), der Philoſoph in Uniform, als Friedrich Wilhelm I. **), der „die Souveränetät ſtabiliren wollte, wie einen rocher von bronce", und alle übrige preußiſche Fürſten — Friedrich Wilhelm III. etwa für kurze Zeit ausgenommen — haben durch Wort und That kundgethan, daß ſie das Volk und den Staat als „das Werkzeug der Größe und des Glanzes ihres Hauſes" betrachteten (was freilich manche andere Regierungen, z. B. die ruſſiſche und öſterreichiſche ꝛc. auch thun). Wenn man das Prinzip mancher Regierungen vielleicht ausdrücken könnte durch die Worte: „Nichts durch das Volk, Nichts für das Volk," und das Prinzip anderer durch die Worte: „Alles für das Volk, Nichts durch das Volk," und das Prinzip der idealen Volksregierung etwa durch die Worte: „Alles für das Volk, Alles durch das Volk," — ſo mögten wir das Prinzip der preußiſchen Regierung in die Worte faſſen: „Nichts durch das Volk, aber auch Nichts für das Volk, was nicht für die Regierung."

Alſo in Preußen ſteht, in Folge dieſes abſolutiſtiſchen Prinzips, auf der einen Seite eine mächtige Regierung und auf der anderen — „die Nichtigkeit der Staatsbürger" wie v. Stein ſagt.

*) Er ſtarb, „müde über Sklaven zu herrſchen" — und hatte es ſelbſt ſo gewollt.

**) Er ſagte auf ſeinem Sterbebette: „ich erkenne, daß ich ein großer Sünder bin."

Der von Sinnesart am Wenigſten abſolute Fürſt Preußens war Friedrich Wilhelm III. Da er jedoch von der einen Seite nicht dazu gelangen konnte, das abſolutiſtiſche Prinzip „des Hauſes" aufzugeben, von der anderen aber ſein Wohlwollen und ſein Rechtsgefühl dem Volk für Dasjenige, was ihm durch das abſolute Regiment abging und ihm ſpäter verſprochen wurde, gern möglichſten Erſatz geben wollte durch eine geregelte Verwaltung, ſo blieb ihm nichts übrig, als zur möglichſten Ausbildung des Beamten-, des Akten-, des Polizeiſtaats ſeine Zuflucht zu nehmen. Dieſe Art Staat ſagte zugleich ſeinem mechaniſchen, ängſtlich ordnenden, militäriſch regelnden, das gewöhnliche Maß nicht überſchreitenden, daher nicht auf eigne, ſtets bereite Hülfsmittel angewieſenen Geiſte am Meiſten zu: man brauchte, nachdem die Regeln einmal feſtgeſetzt waren, nur auf ſtetes Einhalten des Geleiſes zu halten und konnte dann, ohne durch beſondere Unbequemlichkeit und Gefahr beunruhigt zu werden, getroſt zufahren. Da Friedrich Wilhelm III. aber zugleich zu ſchwach war, um die Macht, die er durch ſeinen Beamtenſtaat neben ſich und zwiſchen ſich und dem Volk geſchaffen, gehörig zu beſchränken und zu beherrſchen — abgeſehen von ſeiner Perſönlichkeit zugleich eine nothwendige Folge des Prinzips — ſo wuchs dieſe Macht zu einem über ihre Beſtimmung hinausreichenden Maße heran und beherrſchte zuletzt nicht bloß das Volk, ſondern auch den König ſelbſt. Es hat ſich hier gewiſſermaßen mit dem Beamtenheer zugetragen, was ſich anderwärts mit dem Soldatenheer ereignet: die Anfangs bloß dem Abſolutismus zur Stütze dienten, theilten ſich ſpäter als Prätorianer mit ihm in die Herrſchaft.

Friedrich Wilhelm III. alſo iſt, wenn auch wider ſeinen Willen und ſeine Berechnung, der eigentliche Schöpfer der neupreußiſchen Büreaukratie geworden, weil er das abſolute Prinzip nicht aufgeben konnte. Wollte man genau auf die Geſchichte der preußiſchen Büreaukratie eingehen, ſo würden ſich vielleicht drei Perioden annehmen laſſen: die eine vor, die zweite nach Friedrich II. und die dritte nach Friedrich Wilhelm III., welcher letztere aus der Büreaukratie ein Syſtem hat werden laſſen. Er hat die Beamtengewalt ohne böſe Berechnung dem Volk doppelt ge-

genübergeſtellt, weil er ſie nicht bloß zum Werkzeug der Ausnahmsregierung, des abſoluten Regiments, ſondern zugleich indirekt auch zur Erbinn der Rechte und der Beſtimmung gemacht hat, die dem Volk zugedacht waren. Denn wenn die Beamten dem Volk durch die Verwaltung Erſatz für die vorenthaltene Verfaſſung bieten ſollten — eine Aufgabe, die nicht zu löſen war (ſ. die Büreaukratie und die Verfaſſung), — ſo mußten ſie ſchon dadurch eine Bedeutung und eine Wirkſamkeit im Gegenſatz zum Volk gewinnen und hierdurch gegen die Volksanſprüche um ſo eiferſüchtiger werden.

Alſo die wahre preußiſche Büreaukratie, das Zuviel der Verwaltung, das Zuviel der Beamten dem Zuwenig der Verfaſſung, dem Zuwenig der Volksrechte gegenüber, entſprang aus der theilweiſe guten Abſicht eines Königs, der vom Weg des Abſolutismus nicht in den Weg des Rechts einzulenken vermochte. Nachdem derſelbe die Büreaukratie anfänglich als Mittel der Volksbeglückung kultivirt, hat dieſe Macht ſpäter, die Verkehrtheit des Mittels naturgemäß rächend, ſich ſelbſt zum Zweck gemacht. Sie hat ihr künſtliches Syſtem auf alle mögliche Weiſe ausgebildet und es ſo weit gebracht, daß ſie beinah allein den Staat darſtellt. Die Büreaukratie iſt das Netz geworden, unter welchem jede Kraft im Staat niedergehalten wird; ſie iſt die Schnürbruſt geworden, die Alles einengt und die durchaus geſprengt werden muß, wenn der Staat nicht an der Schwindſucht oder noch ſchlimmeren Uebeln zu Grunde gehen ſoll. Geſprengt aber wird ſie auf die Dauer nur durch entſchiedenes und feſtes Einlenken in die Verfaſſungsbahn und Emancipation des Volks zur Selbſtverwaltung. Tritt nicht ein ſolches Prinzip an die Spitze der Regierung, ſo ſind alle Mittel und Maßregeln gegen die Büreaukratie nur Palliative. Dieſelbe wird ſich vielmehr immer nothwendiger machen, je mehr die Regierung der Mündigkeit des Volks das abſolute Prinzip gegenüberſtellt, und ſolcher Geſtalt muß der Bau der Büreaukratie zuletzt eine ſo ſchwindlichte Höhe erreichen, daß nur Einſturz die Folge ſein kann. Der Widerſpruch der Mündigkeit und Intelligenz des preußiſchen Volks mit der auf Bevormundung und Reſtriktion

berechneten Staats- und Verwaltungsform des preußischen Staats wird durch die Büreaukratie auf die Dauer nicht aufgehoben, sondern gerächt werden.

Nimmt man nach den bisherigen Andeutungen an, daß die Büreaukratie erstens das Werkzeug eines rechtswidrigen Prinzips, des absolutistischen, ist, daß sie zweitens den Ersatz für etwas liefern soll, was ihrer Natur geradezu entgegengesetzt ist, nämlich für Volksrechte, und daß sie drittens sogar die Bestimmung, Werkzeug des absoluten Herrschers zu sein, so weit überschritten hat, daß sie selbst dem unbeschränkten Herrscher mitunter über den Kopf gewachsen ist, so wird man erkennen, daß sie die widerrechtlichste Gewalt und das unnatürlichste politische Produkt der Welt sein muß, und es wird nun nicht schwer sein, ihre Eigenschaften aus ihrer Natur zu erklären und in einer kurzen Charakteristik darzulegen.

Die Büreaukratie muß, wie jede unnatürliche und rechtswidrige, d. i. nicht im Volk fußende Herrschaft, eifersüchtig auf Wahrung und Ausdehnung ihrer Gewalt bedacht, der Volksentwickelung und allem wahren Fortschritt feind, mithin der Volksvertretung wie der Presse, der freien Kommunalverwaltung wie jeder Selbstverwaltung des Volks entgegen und beständig auf Vermehrung der Mittel zur Fesselung und Abhängigmachung des Volks gerichtet sein. Wenn sie dies Streben nicht immer entschieden hervortreten läßt, so leitet sie dabei der hauptsächlich von Friedrich Wilhelm III. ausgegangene Geist ängstlicher Wahrung des moralischen Ansehens, welcher bei der Büreaukratie ebenso sehr auf die Rettung des Scheins bedacht ist, als ihr die Mittel zum Zweck gleichgültig sind. Daher findet sich nirgends so viel Lüge und so wenig Ehre, als in der Büreaukratie.

Sie muß ebenso, wie sie von der einen Seite direkt hemmend gegen das Volk auftritt, von der anderen Alles aufbieten, um den Regenten von jeder Concession zu Gunsten des Volks zurückzuhalten; sie muß ihn zu diesem Behuf nicht bloß gegen den Geist des Volks und dessen Lebensäußerungen einnehmen oder darüber täuschen, sondern ihn auch möglichst von dem Volk abzusperren suchen, der Einführung jeder Zwischeninstanz zwischen

ihr und dem Regenten sowohl außerhalb als innerhalb des Kabinets feindlich sein und jede Behörde, selbst die berathende des Staatsraths, mit ihrem Element zu versetzen trachten. Zugleich wird sie nicht auf Vereinfachung ihres Systems bedacht sein, weil dadurch ihre Unentbehrlichkeit müßte erschüttert werden. Zu ihrem künstlichen, volksfeindlichen Herrschaftssystem kann sie natürlich kein geeigneteres und näher liegendes Muster wählen, als das Militärsystem; sie fügt aber dem militärischen Mechanismus und Despotismus, weil ihre Herrschaft eine geistigere sein muß und ihr nicht die Furcht in militärischem Maße dienstbar ist, mehr Mittel der Korruption und des Trugs hinzu. In ihrer Stellung zu dem ohnmächtigen und gefesselten Volk muß sich nothwendig der Geist der Willkür sowohl, als der Geist des Hochmuths bei ihr einnisten, welcher ihr allein alle Weisheit und Intelligenz zuspricht, so daß selbst ihr Wohlwollen sich in drückender Weise, nämlich als Bevormundungssucht, geltend macht. Zu diesen bösen Geistern gesellt sich der des Mißtrauens überall hinzu und eine Furcht, die in jedem Laut aus dem Munde des Volks den Anfang einer Anklage oder eines Todesurtheils zu vernehmen glaubt. Auch muß sie, theils wegen ihrer Geringschätzung des Volks, theils wegen Sicherung ihrer Herrschaft, theils wegen Verhüllung ihrer Handlungsweise dahin streben, über ihr ganzes Wirken den Schleier des Geheimnisses zu ziehen. Deßhalb erfahren wir in Preußen von der Regierung nicht viel mehr, als das Regiment, und müssen in jedem Zweig der Verwaltung, in der Finanzverwaltung sowohl, als in jeder andern ruhig geschehen lassen, was man da oben für gut findet. Uns gehört vom Staatsleben nichts, als der Gehorsam, ohne alle Mitwirkung an den Befehlen, denen wir gehorchen. Der Freie befiehlt sich selbst, also auch ein freies Volk; der Unfreie lebt nur als Werkzeug fremden Willens, fremder Befehle.

Jede Gewalt, insbesondere im Staat, muß ihre Repräsentanten haben. Wer repräsentirt denn die Büreaukratie? Natürlich zunächst und hauptsächlich die Minister. Wir schwächen diese allgemeine Behauptung nicht durch die Hinweisung auf einzelne rühmliche Ausnahmen, da selbst ein Minister, der mit der Ab

ſicht ſeinen Poſten anträte, ein Nichtbüreaukrat zu ſein, dem einmal beſtehenden und eingewurzelten Syſtem würde weichen müſſen. Wir gratuliren dem Herrn von Schön, daß er nicht Miniſter geworden iſt. In Preußen herrſcht in der Praxis nicht die Monarchie, ſondern die Oligarchie. Jeder Miniſter iſt ein Monarch für ſich. Die Miniſter (Diener) des Staats ſind die Herrn des Staats geworden; das Staats-Hausgeſinde bildet das Haus. Die Miniſter müſſen in Preußen ſchon deßhalb ihren Beruf überſchreiten, weil die Maſſe und die Abhängigkeit ihrer Subalternen zu groß iſt, um ihnen nicht das Gefühl der oberſten Herrn einzuflößen. Die Büreaukratie iſt daher im Grunde ebenſo wohl Gegnerinn des Königs, als des Volks. Sie wird ſehr leicht glauben, daß ſie zu wenig zu befehlen habe, eben weil ſie zu viel zu befehlen hat. In England befehlen die Miniſter, mittelbar im Auftrag des Volks, über die Angelegenheiten, in Preußen befehlen ſie über die Angelegenheiten und über das Volk zugleich. Deßhalb iſt ihre Beſchränkung von allen Seiten Bedürfniß: von unten zunächſt durch das Mittel der freien Gemeindeverfaſſung, von oben durch das Mittel wahrer Volksvertretung.

Von den Miniſtern, deren Herrſchaft ſich zunächſt in ihre Geheimräthe abzweigt, geht die Kette der Büreauherrſchaft feſtgegliedert durch den ganzen Staat hinunter, und wenn auch jedes Glied der Kette, nach oben willenlos, von der Fauſt abhängig iſt, welche das Ende gefaßt hält, ſo bildet es doch nach unten ſeinen Willen gegen Diejenigen aus, für welche die ganze Kette beſtimmt iſt, nämlich gegen das Volk. Es iſt ſogar in der Natur begründet, daß der Geiſt des unumſchränkt Befehlenden ſich dem gehorchenden Werkzeug auch dann mittheilt, wenn der Gehorſam dem Werkzeug ſelbſt eine Qual iſt. An der Dienerſchaft erkennt man den Hausherrn. Auf wem der ganze Druck jener mächtigen Befehls- und Gehorſamsmaſchine laſtet, das ſind wir, das iſt das Volk. Unſer Gehorſam muß ſtets auf dem Sprung ſein, denn bei uns werden die Befehle nicht durch unſere Theilnahme und Publizität in ihrer Entſtehung vorbereitet und ange-

kündigt, sondern sie werden durch einen Druck der Maschine augenblicklich geschaffen.

Wir sind weit entfernt, behaupten zu wollen, daß allein in Preußen die Büreaukratie zu Hause sei. Sogar in dem freien Frankreich existirt sie noch als Rest jener Zeit, wo sie dem Despotismus als Mittel zur Knechtung und Ausbeutung des Volks diente. Aber es ist wohl zu berücksichtigen, daß Frankreich neben seinem Rest von Büreaukratie eine Volksvertretung und freie Presse hat. Um den Preis der Mittel, ein Uebel abzuschaffen, kann man sich das Uebel schon eher gefallen lassen. Selbst der Umstand, daß in Frankreich die untergebenen Beamten durchaus abhängige Werkzeuge des Ministerwillens sind, gewinnt eine ganz andere Bedeutung dadurch, daß die Minister im Grunde Werkzeuge des Volkswillens sind.

Bei Weitem schlimmer, als in Frankreich, haust die Büreaukratie in manchen sogenannten konstitutionellen Staaten Teutschlands, deren Konstitution aber ohne Preßfreiheit ein wahres Monstrum ist, insbesondere in Baiern, Kurhessen ꝛc., und sogar in dem wackern Baden hat sie sich allerlei Willkürlichkeiten, Korruptionen und Eingriffe in die Verfassung erlauben dürfen. Aber alle diese Uebel sind schon mehr zufälliger Natur und mehr auf Gelegenheiten, Persönlichkeiten und Lokalgebrechen beschränkt. Sie bezeichnen mehr eine Macht, die gelegentlich mit dem Volke kämpft, als eine Macht, die das Volk drückt. Der Kampf setzt beiderseitige Rechte, der Druck bloß einseitige Gewalt voraus. In Preußen ist die Büreaukratie ein System, da ist sie, man möchte sagen, Grundgesetz. Uebrigens wäre es sicher ein lohnendes Unternehmen, auch in den konstitutionellen teutschen Staaten mit Thatsachen belegte Schriften über Büreaukratie herauszugeben, um darzuthun, was eine Verfassung bedeutet ohne Preßfreiheit.

Gänzlich unbekannt ist die Büreaukratie in England. Dort gibt es selbst keine Präfektur- und Mairieherrschaft, wie in Frankreich, in England regiert das Volk von unten herauf, von der Gemeinde bis in das Parlament, sich selbst. Und so muß und kann es überall werden.

Es iſt nicht zu verkennen und hat ſich in mehrfachen Symptomen kundgethan, daß der Wille, welcher zuletzt an die Spitze des preußiſchen Staats getreten iſt, auch der Büreaukratie zu verſtehen gegeben, er allein wolle die Handhabe der Maſchine in der Hand haben, wenn auch in der Praxis die Büreaukratie nicht gar zu viel eingebüßt zu haben ſcheint. Es iſt aber klar, daß eine Macht nicht dadurch entfernt wird, daß man ihr bloß zu verſtehen gibt, man wolle ſich nicht durch ſie beſchränken laſſen, ſie dabei aber nach wie vor benutzt. Daß dabei die Büreaukratie ſchon Mittel findet, ihre Intereſſen zu wahren, hat namentlich der Kampf gegen die Preſſe gezeigt, wie ſehr ſie auch ihre Hand dabei zu verhüllen gewußt hat. (S. das Kapitel: die Büreaukratie und die Preſſe.) Einſtweilen mag geglaubt werden, daß ihre Kühnheit mit Vorſicht gepaart iſt; aber ihre Abſichten und ihr Syſtem ſind darum nicht geſtorben. Wir prophezeien, daß die Macht der Büreaukratie erſt nach dem Abtreten des jetzigen Regenten — wenn bis dahin nicht durchgreifende organiſche Reformen dem Staat eine andere Geſtalt und ein anderes Leben verſchafft haben — ihre wahre Erndte halten wird. Sie wird ſich dann für Alles entſchädigen, worauf ſie etwa hier und da hat verzichten müſſen, ſie wird die bitterſte Reaktion in's Werk ſetzen und Preußen wird eine Kriſis erleben.

Die Büreaukratie und die Verfaſſung,

oder:

Du ſollſt dein Wort halten!

I.

Der Beſcheid, den Friedrich Wilhelm IV. am 12. März 1843 auf die Adreſſe des Poſenſchen Landtags ertheilt hat, ſagt über die preußiſche Verfaſſungsfrage Folgendes: „Wir wollen in Gnaden die Aeußerungen nicht näher erörtern, welche auf ein Gebiet übergreifen, das **Unſerer Erwägung und Entſchließung** vorbehalten bleiben muß, noch die unangemeſſene Berufung auf eine Verordnung (vom 22. Mai 1815), welche, wie wir dieß bereits in dem Landtagsabſchied für das Königreich Preußen vom 9. September 1840 ausdrücklich erklärt haben, völlig unverbindlich für uns iſt, da ſchon Unſeres in Gott ruhenden Herrn Vaters Majeſtät, von denen dieſelbe ausgegangen, ihre Ausführung mit dem Wohle ihres Volkes nicht vereinbar fanden und das Geſetz vom 5. Juni 1823 an ihre Stelle treten ließen.“

Durch dieſe beſtimmte Erklärung iſt nun zwar der faktiſche Stand der preußiſchen Verfaſſungsangelegenheit noch klarer dargethan, als durch die früheren Erklärungen des jetzigen Königs. Es fragt ſich nur, in welchem Zuſammenhang dieſelbe mit der früheren Geſchichte ſteht und inwiefern durch dieſe eine Verſchiedenheit der Anſichten noch immer gerechtfertigt iſt. Es fragt ſich ferner, wenn die Akten der Geſchichte ein anderes Reſultat er-

geben, als die verſtehenden Worte enthalten, und demnach der Zweifel über die wirkliche Aufhebung der Verordnung vom 22. Mai und deren Zuläſſigkeit durch die geſchichtliche Wahrheit, durch die geſchichtliche Thatſache gerechtfertigt wird, ob dann nicht dieſer Zweifel eine rechtliche Stütze für die bis jetzt ziemlich unberührt gebliebenen moraliſchen Folgerungen iſt, die daran geknüpft werden können, geknüpft werden müſſen. Wir wollen, um in dieſer Beziehung auf das Reine zu kommen, einen kurzen hiſtoriſchen Rückblick thun.

Die preußiſche Ständeverfaſſung wurde zuerſt offiziell angeregt durch das Edikt vom 27. Oktober 1810 über die Finanzen des Staats u. ſ. w., worin es u. A. heißt: „Wir behalten uns vor, der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräſentation ſowohl in den Provinzen, als für das Ganze zu geben, deren Rath wir gerne benutzen ꝛc.“ Obſchon hier bloß von berathenden Ständen die Rede und die Vorſicht in Bezug auf das Maß der zu ertheilenden Repräſentativrechte verwaltend iſt, ſo wird doch ausdrücklich eine Reichsrepräſentation in Ausſicht geſtellt.

Die Verſammlung von Deputirten, welche durch das vorerwähnte Edikt zur Berathung über Finanzangelegenheiten nach Berlin berufen waren, eröffnete Hardenberg am 23. Febr. 1811 mit einer Rede, worin es u. A. heißt: „Wäre es möglich geweſen, die im Edikt vom 27. Oktober 1810 verheißene Repräſentation ſchnell genug zu Stande zu bringen, wodurch allein Ein Geiſt, Ein Nationalintereſſe an die Stelle ihrer Natur nach immer einſeitiger Provinzialanſichten treten kann ꝛc., ſo würde der König gern die Meinung der Repräſentanten der Nation über das Steuerſyſtem gehört haben, ehe er ſolches feſtgeſetzt hätte. Eine Berathung mit den jetzt beſtehenden Provinzialſtänden würde aber weder dazu geführt haben, die Meinung der Nation zu erfahren, noch hätte ſie ein den Zweck erfüllendes Reſultat liefern können. Es bedarf dies keiner Auseinanderſetzung.“

In dem ferneren Edikt über die Finanzen vom 7. September 1811 ſagt der König u. A.: „Unſere Abſicht geht noch immer

dahin, der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation zu geben."

Unterdeß hinderte, was die äußeren Hinderniſſe betrifft, der wieder ausgebrochene Krieg an weiterer Ausführung des Verfaſſungswerks. Nach Beendigung des Kriegs ſollte auf dem Wiener Kongreß den Staaten Teutſchlands *) eine dem Zeitgeiſt angemeſſene Verfaſſung ertheilt werden. In dem erſten, am 13. September 1814 vorgelegten Entwurf wurde vorgeſchlagen, als Minimum der ſtändiſchen Gerechtſame für alle Bundesſtaaten in der Bundesakte zu garantiren:

1) einen beſtimmten Antheil an der Geſetzgebung,
2) Bewilligung der Landesabgaben,
3) Vertretung der Verfaſſung beim Landesherrn und beim Bunde.

Die Anſichten über die ſtändiſchen Gerechtſame und über die Art der Verfaſſungen waren verſchieden. Man begnügte ſich daher, um Spielraum zu haben, im §. 13 der Bundesakte am 8. Juni 1815 Folgendes feſtzuſetzen: „in allen Bundesſtaaten wird eine landſtändiſche Verfaſſung Statt finden."

Der Bundestag wurde am 25. Mai 1815 geſchloſſen. Am 22. Mai erließ der König von Preußen aus Wien die bekannte Verordnung, worin es u. A. heißt: „damit der **Nachkommenſchaft** die Grundſätze, nach welchen wir die Regierung geführt haben, **treu überliefert** und vermittelſt einer **ſchriftlichen Urkunde**, als Verfaſſung des preußiſchen Reichs, **dauerhaft bewahrt** werden, haben wir Nachſtehendes beſchloſſen:

„§. 1. Es ſoll eine Repräſentation des Volks gebildet werden."

*) In Betreff dieſer Schreibart wird, zur Verwahrung gegen den Verdacht der Teutſchthümelei, bemerkt, daß ſie theils wegen ihrer Richtigkeit, theils deßhalb vom Verfaſſer vorgezogen wird, weil die Teutſchen zu der Zeit, wo ſie ihren Namen mit dem kräftigeren T begannen, jedenfalls andere Leute waren, als ſeitdem ſie ihn mit dem demüthigen D beginnen. Man kann das T vorziehen, ohne ein Teutſchthümler zu ſein, und muß ſich durch die Leute aus Baiern ꝛc. auch in ſolchen Dingen nicht irre machen laſſen.

„§. 3. Aus den Provinzialſtänden wird die Verſammlung der Landesrepräſentanten gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben ſoll."

„§. 4. Die Wirkſamkeit der Landesrepräſentanten erſtreckt ſich über alle Gegenſtände der Geſetzgebung, mit Einſchluß der Beſteuerung."

Nach §. 5, 6 und 7 ſollte in Berlin am 1. Sept. 1815 eine Kommiſſion a. „aus einſichtsvollen Staatsbeamten und Eingeſeſſenen der Provinzen" zuſammentreten, um ſich zu beſchäftigen b. „mit der Organiſation der Landesrepräſentanten" und c. „mit der Ausarbeitung einer Verfaſſungsurkunde."

Früher hatte Friedrich Wilhelm in der Proklamation an die Rheinprovinzen vom 5. April 1815 u. A. geſagt: „Die Steuern ſollen mit eurer Zuziehung regulirt und feſtgeſtellt werden" (was bekanntlich nicht geſchah) und in dem Beſitzergreifungspatent von demſelben Tage: „Wir werden die Bildung einer Repräſentation anordnen," ſowie in dem Patent für Poſen: „Ihr werdet an der Konſtitution Theil nehmen, welche ich meinen getreuen Unterthanen zu gewähren beabſichtige, und ihr werdet wie die übrigen Provinzen meines Reichs eine provinzielle Verfaſſung erhalten" (ſo daß es alſo mit der letztern allein nicht abgethan ſein ſollte.)

In der bis dato noch nicht aufgehobenen Verordnung vom 20. März 1817 über den Staatsrath heißt es §. 2. a: „Die Einwirkung der künftigen Landesrepräſentanten bei der Geſetzgebung wird durch die, in Folge unſerer Verordnung vom 22. Mai 1815 auszuarbeitende Verfaſſungsurkunde näher beſtimmt werden." Ebenſo ſagt die Verordnung vom 17. Januar 1820 über das Staatsſchuldenweſen: „Sollte der Staat künftighin zu ſeiner Erhaltung oder zur Förderung des allgemeinen Beſten in die Nothwendigkeit kommen, zur Aufnahme eines neuen Darlehns zu ſchreiten, ſo kann ſolches nur mit Zuziehung und unter Mitgarantie der künftigen reichsſtändiſchen Verſammlung geſchehen." (Vor dieſer Gefahr ſcheint die Anſammlung eines

Staatsschatzes aus den über den Bedarf erhobenen Steuern ein Schutzmittel abgeben zu sollen.)

Die Bestimmungen der Verordnung vom 22. Mai wurden einstweilen nicht realisirt. Die Gründe (Krieg, Verwaltungsorganisation ꝛc.) gab die Kabinetsordre vom 30. März 1817 an; dieselbe ernannte aber aus dem unterdeß gebildeten Staatsrath die Staatsbeamten, welche an der oben gedachten Kommission Theil nehmen, die Eingesessenen aus den Provinzen zuziehen und die Verordnung vom 22. Mai ausführen sollten, welche aber allein den (zurückgehaltenen) Entwurf der Verfassungsurkunde ausarbeiteten. Bis zum Jahr 1818 wurden nähere Nachrichten über die früheren Verfassungen der Landestheile eingezogen und zugleich die Gemeinden aufgefordert, ihr Gutachten über die Einrichtung der Landtage ꝛc. zu geben.

In demselben Jahr (5. Februar 1818) übergab am Bundestag der preußische Gesandte auf „dringende Anweisung" eine Erklärung, worin die preußische Regierung ihre Ansichten und Absichten über die Erfüllung des Art. 13 der Bundesakte ausführlich aussprach. Die Anregung zu dieser Erklärung war durch Anfragen anderer Gesandtschaften gegeben worden. Die preußische Regierung nannte diesen Anlaß einen nicht unwillkommenen und erklärte, zur eignen Anregung der Sache bis dahin keinen Beruf gefühlt zu haben, weil sie durch Vorbereitungen, die eigenthümlichen Verhältnisse ihres Landes ꝛc. daran verhindert gewesen. „Indeß nun (fährt sie fort) einige Bundesstaaten ihre günstigen Verhältnisse redlich benutzt und den Artikel 13 bereits in Ausführung gebracht haben ꝛc., muß es den übrigen höchst wünschenswerth sein, den ernsten Willen zu beweisen, daß eine Verheißung, welche von allen Bundesstaaten gegeben worden, auch von allen erfüllt werde."

Die Bundesstaaten, welche im Jahr 1818 ihre günstigen Verhältnisse bereits „redlich" zur Ausführung des Art. 13 benutzt hatten, waren z. B. Weimar, welches 1816, Nassau, welches 1814, Würtemberg, welches ebenfalls seit 1814 an's Werk gegangen war. In Baden und Baiern wurde im Mai und August 1818 die Verfassung verkündet ꝛc. Alle diese Staaten,

in welchen der preußiſchen Erklärung zufolge der Art. 13 „redlich“ ausgeführt wurde, erhielten eine wirkliche Repräſentativverfaſſung, welche nur durch die ſpätere Einwirkung der abſoluten Mächte gehindert wurde, das zu werden, was ſie ſein ſollte.

In der preußiſchen Erklärung heißt es weiter: „Die Schwierigkeiten aller Art haben zwar keineswegs die Geſinnungen Sr. Majeſtät geändert, wohl aber verhindert, daß das **Königliche Wort** in dem bisher verfloſſenen Zeitraum in Erfüllung gehen konnte.“ Ferner: „Die preußiſche Regierung hat aber nie, was ſie einmal für das allgemeine Wohl als nothwendig erkannt, aus den Augen verloren.“ Ferner: „Die geſammelten Materialien werden nun bald die Sache dahin vorbereitet haben, daß ſtändiſche Provinzialeinrichtungen wirklich in's Leben treten können, wodurch zur Ausführung der Verordnung vom 22. Mai 1815 der weſentliche Schritt geſchehen ſein wird.“ (Alſo bloß der weſentliche [nicht einmal weſentlichſte?] Schritt! Mithin ſollte die Einrichtung der Provinzialſtände nicht die am 22. Mai 1815 verheißene Verfaſſung erſetzen!)

Ferner: „Sie iſt ſich des ernſten Willens bewußt, ſtändiſche Verfaſſung in dem Augenblick und in dem Umfang eintreten zu laſſen, wie ſelbige eine nur das Wohl der Unterthanen und alle **billigen** und **gerechten Anſprüche der öffentlichen Meinung** berückſichtigende Prüfung für angemeſſen achten wird.“

Ferner: „Ein wahres Gedeihen ſtändiſcher Verfaſſung kann nur da ſein, wo ein aufrichtiger und ernſter Wille iſt, den Art. 13 der Bundesakte zu erfüllen.“

In einer bald darauf abgegebenen Erklärung des öſterreichiſchen Kabinets heißt es: „In der Natur eines an keinen beſtimmten Zeitpunkt gebundenen Verſprechens liegt, daß deſſen Erfüllung ſo bald und ſo gut als möglich Statt finde.“

Den Ueberreichern der Koblenzer Adreſſe erklärte der Fürſt Hardenberg u. A.: „Se. Majeſtät habe für gut befunden, zuerſt Provinzialſtände zu verſammeln, die überall den örtlichen Verhältniſſen nachgebildet das Wohl ihrer Provinz wahrnehmen könn-

ten, ohne das der übrigen zu gefährden. Darum auch werde es die erſte Beſchäftigung des Staatsraths ſein, der ſich eben jetzt oder eigentlich am 14. (Februar 1818) wieder verſammle, nach den vorliegenden Berichten die verheißene Verfaſſung auf dieſem Grunde in Ausführung zu bringen, während zu gleicher Zeit auch der Bundestag dieſe Angelegenheit zum Gegenſtand ſeiner Berathung genommen. Seien dieſe provinziellen Vertretungen erſt in Gang geſetzt, ſo würden ſie ſich alsdann ſpäter leicht in einen Reichsrath vereinigen laſſen, deſſen Berathung und Behandlung alles Das anheimfalle, was allen Provinzen gemein und allen paſſend ſei."

Im Jahr 1819 fand Behufs näherer Interpretation der vorangeführten Erklärungen der Karlsbader Kongreß und der Austritt der liberalen Miniſter Beyme, Boyen und Humboldt Statt!

Einige Beruhigung nach dieſen Ereigniſſen gewährte die Kabinetsordre vom 17. Januar 1820 über die Verwaltung der Staatsſchulden, worin u. A. feſtgeſetzt wurde, daß die Hauptverwaltung der Staatsſchulden der künftigen reichsſtändiſchen Verſammlung jährlich Rechnung ablegen ſolle.

Noch 1820 ſchrieb Hardenberg, der 1822 ſtarb, „die Verfaſſung werde nach den öffentlich ausgeſprochenen Grundſätzen ausgearbeitet werden und namentlich nach denen, welche in dem Edikt vom 22. Mai 1815 aufgeſtellt worden."

Am 5. Juni 1823 erſchien endlich das Geſetz wegen Anordnung der Provinzialſtände. Unter III. §. 2 verordnet dies Geſetz, daß die Entwürfe ſolcher allgemeinen Geſetze, welche Veränderungen in Perſonen- und Eigenthumsrechten und in den Steuern zum Gegenſtand haben, den Provinzialſtänden zur Berathung vorgelegt werden ſollen, ſo lange keine allgemeine ſtändiſche Verſammlungen Statt finden." Ferner heißt es am Schluß des Geſetzes: „Wann die Zuſammenberufung der allgemeinen Landſtände erforderlich ſein wird und wie ſie dann aus den Provinzialſtänden hervorgehen ſollen, darüber bleiben uns (Friedrich Wilhelm III.?) die weitern Beſtimmungen vorbehalten."

Im Jahr 1827 ſchrieb noch der Freiherr von Stein über die Provinzialſtände: „Die Anſtalt muß in Verbindung gedacht werden mit künftigen Reichstagen. Weſentlich iſt Publizität nothwendig.“

Weitere, als offiziell zu betrachtende Aeußerungen von Gewicht über die unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. beſtandenen Abſichten hinſichtlich der preußiſchen Reichsverfaſſung finden wir nicht vor. Bekannt ſind die weiteren Vorgänge unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV., die Denkſchrift der Stände der Provinz Preußen vom 7. September 1840, worin um Zuſicherung der verheißenen Bildung einer Verſammlung von Landesrepräſentanten gebeten wurde, die Antwort des Königs, die Kabinetsordre vom 4. Oktober ej., worin derſelbe ſich vor der Auffaſſung verwahrte, als ſei dieſe Antwort im Sinne der Verheißung von 1815 ertheilt worden, die weiteren gelegentlichen Aeußerungen des Königs und die Zuſammenberufung der Ausſchüſſe.

Die neueſte *) gegenſeitige Kundgebung iſt nun die Eingangs erwähnte Adreſſe der Poſenſchen Landſtände und die Antwort des Königs, daß die Verordnung vom 22. Mai 1815 nicht bindend für ihn ſei, da ſchon der verſtorbene König, von welchem jene Verordnung ausgegangen, deren Ausführung mit dem Wohl ſeines Volkes nicht vereinbar gefunden und das Geſetz vom 5. Juni 1823 über die Provinzialſtände an ihre Stelle habe treten laſſen.

Wie wir aus dem Vorhergehenden geſehen, liegt in den Akten der Geſchichte nirgends eine Aeußerung, viel weniger eine Verordnung des verſtorbenen Königs vor, wodurch diejenige vom 22. Mai 1815 umgeſtoßen oder aufgehoben worden wäre. Vielmehr ſprachen alle bekannt gewordenen Aeußerungen für das Ge-

*) Als dies geſchrieben wurde, waren die letzten Landtagsabſchiede noch nicht bekannt. Sie bringen in die Stellung der ganzen Frage keine weitere Aenderung und haben auf die Berechtigung dieſer Abhandlung, welche von einer ganz anderen Auffaſſung der Angelegenheit ausgeht, keinen Einfluß.

gentheil. Sogar das Gesetz vom 5. Juni 1823 selbst stellt noch ausdrücklich allgemeine Landstände in Aussicht.

Folgt man der Geschichte und den Winken, die sie zur Beurtheilung von Zuständen und Personen gibt, so kann man, die vorstehenden Thatsachen im Auge, nur schließen, daß Friedrich Wilhelm III., hätte er die Verordnung vom 22. Mai 1815, als bloßes Gesetz und nicht zugleich als ein heiliges Versprechen betrachtet, als welches sie sich nach allem Vorangeführten darstellt, es nicht bloß für weise, sondern auch für nöthig erachtet und keinen Anstand genommen haben würde, sie gesetzlich und ausdrücklich wieder aufzuheben, da er erkennen mußte, die nicht aufgehobene werde fort und fort ein Zankapfel zwischen Regierung und Volk bleiben, sie werde ein delikates und bedenkliches Vermächtniß für seine Nachfolger sein und das Volk werde, sie auch in ihrer moralischen Bedeutung aufgefaßt, fort und fort [illegible] dem nicht erfüllten königlichen Worte kranken.

Dieser Auslegung widerstreitet die Erklärung Friedrich Wilhelms IV. Die letztere mit der, der Welt vorliegenden Geschichte zusammen zu bringen, gibt es nur zwei Mittel, nämlich entweder sie als eine diktirte Erzählung oder [illegible] aufgerollten Geschichte aufzunehmen, oder sie einfach aus einer verschiedenen Auffassung der Thatsachen zu erklären. Das Erstere würde dem Geist der Geschichte wie dem Wunsch des Königs widerstreiten; das Zweite würde eine Aufforderung zu der Bemühung sein, abermals auf die Geschichte der preußischen Verfassungsfrage genauer einzugehen.

Wir unsererseits liefern dazu unser Scherflein. Wir aber können, wenn wir unsere durch die Geschichte uns aufgedrungene Ueberzeugung nicht geradezu und schmählich verleugnen wollen, wozu uns keine Macht der Erde zwingen kann und wird, die Frage, ob Friedrich Wilhelm III. sein Wort zurückgenommen, nur dahin beantworten: es steht fest, daß er es nicht öffentlich zurückgenommen, wie er es öffentlich gegeben, daß er es jedoch unerfüllt gelassen.

Diesen Satz, dies geschichtliche Faktum, das uns bestreite, wer kann, nehmen wir zum Anker unserer Betrachtungen. Ueber

die Frage, ob das „Königliche Wort“ eines Regenten für den Nachfolger gesetzlich bindend sei, werden wir nicht zu der Königlichen Willensäußerung des anderen Regenten in Opposition treten. Wir lassen die staatsrechtliche Seite der Frage ganz aus dem Auge, wir werden, was wir hier für die Hauptsache halten, die moralische Seite derselben betrachten. Wir greifen in das Gebiet des Gesetzgebers nicht hinüber; wir beschränken uns auf ein Gebiet, das jedes ehrlichen Menschen Eigenthum ist, auf das moralische Gebiet. Wir wollen keine Vorstellungen machen wegen nothwendiger Achtung von Gesetzen; wir wollen Vorstellungen machen wegen freiwilliger Achtung der Moral. Wir lassen uns nicht in staatsjuristische Untersuchungen ein; wir halten uns an moralische Grundsätze fest. Wir werden nicht juristisch über die Befugniß einer Regierung rechten, die in ihrer Stellung Gesetze geben und aufheben kann nach Gutdünken; aber wir werden an geschichtliche Fakta moralische Folgerungen knüpfen nach Ueberzeugung. Wir fußen nicht auf den wechselnden Grundsätzen des Staatsrechtes; wir fußen auf den ewigen Grundsätzen der Moral. Wir werden an einer Felsenstütze von ewiger Dauer, wie an dem ehernen Grundsatz festhalten, daß ein Wort, vor allen ein „Königliches Wort,“ nicht ohne die verderblichsten Wirkungen zurückgenommen werden könne, ja, daß es nicht einseitig zurückgenommen werden **dürfe.** Wir werden ferner festhalten, daß es in Bezug auf die Wirkung ganz gleich ist, ob das gegebene Wort zurückgenommen worden, oder ob es, insofern kein gerechtfertigtes Zögern vorliegt, bloß unerfüllt bleibt, daß jedoch durch Konstatirung der Nichtzurücknahme wenigstens die Absicht der Erfüllung und die Uebertragung dieser Absicht und somit die Moral gerettet werden kann.

Daß das Wort vom 22. Mai 1815 unerfüllt geblieben ist, sagt uns die Geschichte mit unerbittlicher Hartnäckigkeit, sagt uns die Antwort Friedrich Wilhelms IV. an die Posenschen Landstände selbst; warum es unerfüllt geblieben ist, darüber im Folgenden; ob es noch nachträglich erfüllt werden wird, das kann dem Rechtsgefühl und der Pietät der Nachfolger Friedrich Wil-

helms III. überlassen werden, wenn die „Grundsätze," nach welchen derselbe die Regierung zu führen gedachte, von ihren Trägern „der Nachkommenschaft treu überliefert und dauerhaft bewahrt" worden sind.

2.

Es gibt ein Gesetz, das in unserm Katechismus nicht ausgesprochen, das von unsern Gesetzgebern nicht diktirt, das von unsern Politikern nicht anerkannt, das von unsern Regierungen uns nicht befohlen wird, und doch ist es das wichtigste Gesetz zwischen Himmel und Erde, das Gesetz, ohne welches der Bau der moralischen Welt wie ein Kartenhaus zusammenstürzt, das Gesetz, ohne welches der größte Betrug das größte Meisterstück und der größte Betrüger der größte Mann wäre. Worin soll man den Grund suchen, daß dies Gesetz uns nicht mit der Muttermilch eingetränkt, daß es nicht auf allen Wegweisern des Lebens mit goldenen Buchstaben angeschrieben, daß es nicht das Motto all unseres Thuns und Lassens ist? Hat man geglaubt, ein so wichtiges und unumgängliches Gebot bedürfe der äußern Festhaltung nicht, oder hat man geschlichtet, einem so harten und schwer zu befolgenden Gebot sei die menschliche Kraft zu wenig gewachsen, als daß man sie durch ausdrückliche Anbefehlung desselben der Leten Gefahr einer entehrenden Bloßstellung aussetzen dürfte? Hat man es der Menschheit zur Ehre oder der Menschheit zur Schande so sehr ignorirt? Die Erfahrung spricht für das Letztere, denn wir sehen es täglich und stündlich im politischen wie im socialen Leben, daß kein Gesetz der Welt so häufig und straflos verletzt wird, als das wichtigste Gesetz der Welt.

Ihr fragt mich, wie das Gesetz heißt? Es ist sehr klich einfach und hat nur einen einzigen Paragraphen. Der Paragraph lautet: Du sollst dein Wort halten!

Ich sehe tausend neugierige Blicke verwirrt sich abwenden, ich höre tausend Zeugen verstohlene Worte murmeln und wieder tausend höre ich versteckt durch boshaftes Gezisch sich opponiren. Sie haben Recht, denn es gilt hier einen Angriff abzuschlagen,

der auf das innerſte Herz unſerer faulen Welt gerichtet iſt. Wer da geltend machen will: Du ſollſt dein Wort halten! — Der hat eine gröſsere Macht gegen ſich, als wer da befehlen wollte: Du ſollſt Brand ſtiften und todt ſchlagen! Das ganze zahlloſe Heer der finanziellen und moraliſchen Schuldenmacher von Profeſſion, der lügenhaften Marktſchreier, der wetterwendiſchen Geſinnungsheuchler, der feilen Gewaltknechte, der liſpelnden Scheinmenſchen, der diplomatiſchen Doppelzüngler, der talleyrandſchen Verräther, der politiſchen Komödianten — dies ganze mächtige Heer ſteht gegen das Geſetz auf: Du ſollſt dein Wort halten! Es gilt hier einen Kampf um Tod und Leben, um Sein und Nichtſein; die ſchützende Feſtung des hergebrachten, auf tolerante Gegenſeitigkeit geſtützten Aufſichberuhenlaſſens iſt angegriffen, die Breſche iſt eröffnet und die Beſatzung iſt verloren, wenn der Feind ſich nicht zurückzieht. Soll er ſich zurückziehen? Ehe das Geſetz: Du ſollſt dein Wort halten! — ſich zurückziehen? Nimmermehr! Geſchähe es, wir ſelbſt würden den Feind zurückrufen und ihm ſagen: Schlage du uns todt, damit wir es nicht unter einander thun!

Halte dein Wort! Es iſt ein fürchterliches Gebot. Wenn auf der Uebertretung dieſes Geſetzes die Todesſtrafe ſtünde, wer bliebe in unſerer treuloſen Zeit noch als Herr übrig? Wer würde ohne Augenzwinkern beſtehen vor dem Prüfer, der ihm ſein Herz und Nieren ſähe und ihn fragte: Haſt du nie dein Wort gebrochen?

Und doch, wer wird es wagen, offen heraus von dem Geſetz auch nur einen Buchſtaben wegdisputiren zu wollen? Wer würde nicht fürchten, durch einen Antrag auf Streichung des Geſetzes [illegible] vor den Augen Derer zu vernichten, die mit ihm gleicher Geſinnung hätten? Und wer den Muth der Schlechtigkeit beſäße, ſolchen Antrag bei Andern zu ſtellen, würde er ihn nicht vor ſich ſelbſt widerrufen, weil er die Nothwendigkeit des Geſetzes zugeben müßte, wenn er auch die Heiligkeit deſſelben anzutaſten ſich nicht entblödete? Wird der Falſchmünzer auf die Einführung falſcher Münzen antragen? Wahrhaftig, für den Verfertiger falſcher Münzen haben die ächten noch mehr

Werth, als für den ehrlichen Mann, wenn es auch nicht des Erstern wegen ist, daß sie in Kours bleiben sollen.

Wer sein Wort gegeben hat, dem bleibt, wenn es ihm nicht zurückgegeben ward, nur die Wahl, entweder es zu halten, oder wortbrüchig zu werden. Das gegebene Wort läßt sich nicht vom Geber willkürlich zurücknehmen, es ist nicht mehr Eigenthum Dessen, von dem es ausging; es ist ein Darlehn als Pfand, aber das einzige Darlehn von Werth, welches aufzugeben weder dem Geber zur Großmuth, noch dem Empfänger zur Befriedigung dienen kann. Es ist ein Kleinod, das der Geber um jeden Preis wieder einlösen muß. Das gegebene Wort macht den Geber zum moralischen Ehrengefangenen Dessen, der es erhielt; er erlangt seine Freiheit nicht wieder, bis er sie mit dem gegebenen Unterpfand seiner Ehrlichkeit ausgelös't hat. Er verliert aber die Ehrlichkeit mit der moralischen Freiheit, wenn er wortbrüchig wird.

Wer sein Wort auf den Besuch einer Kaffeevisite gibt und es nicht hält, der belastet sich um den Werth des Besuchs einer Kaffeevisite; wer sein Wort auf die Befreiung eines Volkes gibt und es nicht hält, der belastet sich um den Werth der Freiheit eines Volks — und das ist ein entsetzlicher Werth!

Es handelt sich bei der Lehre vom gegebenen Wort wahrlich nicht um eine Pedanterie der Gewissenhaftigkeit, es handelt sich um die Grundlage von Treu' und Glauben, von Rechtschaffenheit und Vertrauen unter den Menschen, insbesondere aber zwischen den Völkern und den Regierungen. Es handelt sich darum, ob die moralische Münze des Lebensverkehrs, des großen wie des kleinen, des politischen wie des socialen, falsch sein solle, falsch sein dürfe, oder nicht. Verständigen wir uns einmal darüber, sei es durch Lehren oder durch Thatsachen, daß die Grafen nicht an [illegible] t, wo [illegible] vollsten Vorsorge, [illegible] sind, dann [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Es ist daher an der Zeit, daß wir auch die Fürsten beim Wort nehmen und ihnen ohne Scheu das Schuldbuch vorzeigen. Es würde der größte, nicht bloß politische, sondern auch moralische Despotismus sein, wenn den Völkern verwehrt werden sollte, die Fürsten beim Wort zu nehmen. Es würde dies ein Despotismus sein, der sich zugleich gegen die Fürsten selbst kehrte, indem er ihnen die moralische Zurechnungsfähigkeit abspräche und sie moralisch niedriger stellte, als den geringsten „Unterthan." Es läßt sich vor dem Richterstuhl der Ehrlichkeit kein größeres Majestätsverbrechen denken, als die Erklärung, einen König dürfe man nicht beim Wort nehmen, und dieses Majestätsverbrechens wollen wir uns nicht schuldig machen.

Preußen lag niedergeworfen und gebrochen im Sande seiner Mark und auf seinem gedemüthigten Nacken stand der Fuß des gewaltigen Korsen. Preußen hatte „aufgehört zu existiren." Ein einziger Wink des großen Siegers — und das Wort wurde zur Wahrheit. Dann war alle Klugheit und Beharrlichkeit vergebens da gewesen, womit die preußischen Herrscher das Land allmälig zu einem mächtigen Reich vergrößert; dann war alles Blut vergebens vergossen, womit sie das Errungene behauptet hatten; dann war von all der Herrlichkeit, von all dem Ruhm nichts mehr übrig, als die papierene Geschichte, und es hing nur von der Gnade des großen französischen Kaisers ab, ob von dem großen preußischen Kurfürsten und dem großen Friedrich selbst nur das Grab übrig bleiben, ja ob den Nachfolgern dieser Großen nur ein Leichenstein gelassen werden sollte, um das kronenlose Haupt darunter zu betten. Selbst in den Freunden Preußens war die Voraussicht eines Wiedererstehens [illegible] und ein Schriftsteller, der [illegible] Rückblicke auf den Untergang des [illegible], mußte seine Bitterkeit [illegible] zu entschuldigen, [illegible]

So [illegible] Preußen nach 18[illegible]. Die preußische Maschinerie, welche das Volk nur als willenloses Werkzeug behan-

delte, hatte, wie der Miniſter v. Stein ſagt, ihren 14. Oktober gehabt.

Als der Schrecken ſich allmälig gelegt und der Gang der Ereigniſſe die Umſtände einiger Maßen wieder anders gerückt hatte, kroch die ſcheintodte Hoffnung hier und da wieder aus ihrem Verſtecke hervor. Staatsmänner von Kopf und Geſinnung, wie die Noth ſie braucht und die Sicherheit ſie verſchmäht, arbeiteten ſich auf das Verdeck des Staatswracks hinauf, deſſen dreſſirte Matroſen ſich in den Schiffsraum verkrochen hatten, und begannen im Stillen das Werk der Ausbeſſerung. Es gelang. Aber die Segler, die Mannſchaft? Die Maſchinerie hatte ſich ſchlecht erprobt. Das Vaterland und vornehmlich die Fürſten wollten aber gerettet ſein. Man wandte ſich, durch das Unglück gewitzigt, von dem willenloſen Gehorſam der „Unterthanen" an den freien Willen der Bürger. Das Volk, das zum erſten Mal als ſolches ſich anerkannt ſah und das erniedrigt genug war, um ſich erſt durch die nothgedrungene Gnade des Unglücks zu einer Höhe emporheben zu laſſen, auf welche den freien Mann das eigne Selbſtgefühl von vorn herein ſtellt, das halbverblutete Volk erhob ſich in verzweifelter Bereitwilligkeit auf den Ruf der Regierung, es ſetzte ſeine letzte Kraft, ſein letztes Herzblut daran und das Volk vollbrachte die Rettung — die Fürſten ſaßen wieder wohlgemuthet auf ihren Thronen, die aus dem Sande der Schlachtfelder und dem Schmutz der Erniedrigung aufgeleſenen, mit dem Herzblut des Volks reingewaſchenen Kronen glänzten wieder mit doppeltem Glanz in die teutſchen Länder hinein. Und das Volk? Geduld, die Völker kommen zuletzt!

Welch eine Wandlung! Geſtern vernichtet und gehöhnt, heute gerettet und bewundert! Und Alles nur durch die rieſenhafte Anſtrengung, durch die todverachtende Aufopferung des guten, des treuen, des gläubigen, des aufrichtigen, des argloſen, des begeiſterten Volks!

Wem ſollte das Volk danken für das große Werk? Niemanden, denn nur das Volk hatte es vollbracht! Wem ſollten die Fürſten danken? Dem Volk, denn nur das Volk hatte ſie gerettet!

Die Fürſten traten alſo zuſammen, um ſich zu berathen über einen würdigen Dank, eine angemeſſene Anerkennung, oder vielmehr über die würdige Erfüllung einer heiligen Pflicht. Die Zeit machte die Pflicht zum Dank, die Rechte zum Lohn. Die teutſchen Fürſten hatten die ſeltne, für ihre Auffaſſung unſchätzbare Gelegenheit, eine heilige Pflicht der Rechtsgewährung in der erleichternden Form eines Dankes zu erfüllen. Sie hatten geſehen, daß nur der freie Wille anerkannter Staatsbürger das Vaterland und ihre Throne wieder aufgerichtet; ſie ſollten nun dankend und vertrauend auch im Frieden das Beſtehen der Staaten auf den freien Willen anerkannter Staatsbürger gründen. Es hieß alſo, nachdem zuerſt die Fürſten und ihre Vaſallen ſich nach Wunſch bedacht: Das treffliche teutſche Volk erhält eine geſetzliche Vertretung und freie Preſſe!

Und freie Preſſe! Dank den zwanzig Bogen, daß wir das Wort nach beinah drei Decennien als Mahnung wiederholen können. Der teutſche Bund gab ſein Wort auf Freiheit der Preſſe und — Friedrich Wilhelm III. gab ſein Wort auf eine Volksrepräſentation, auf eine geſchriebene, unter Zuziehung des Volks zu entwerfende Verfaſſungsurkunde!

Wahrlich, dieſes Wort, das unter dieſen Umſtänden, das unter den Auſpicien einer heiligen Allianz gegebene Wort war mehr als ein Geſetz, es war ein Verſprechen, ein „Königliches Wort“ in der prägnanteſten Bedeutung! Von dieſem Wort durfte Görres einmals mit voller Berechtigung im Rheiniſchen Merkur ſagen: „Königswort muß einem Eidſchwur gleichgehalten werden; wer ein alſo öffentlich und feierlich vor aller Welt gegebenes Verſprechen brechen wollte, wäre meineidig, obgleich er nicht geſchworen, und würde, hätte er den Schwur auch wirklich abgelegt, da er die Sache nicht geachtet, auch nicht durch die Form ſich binden. Friedrich Wilhelm III. iſt nie ein Tyrann geweſen, noch hat er irgend wortbrüchig ſich gezeigt, wir können alſo mit Vertrauen ſein Wort an Eides Statt aufnehmen.“

Und dies Wort war nicht der unbedachte Ausfluß eines überwallenden Augenblicks, es war der Ausdruck eines lang vor

hen verkündeten Entschlusses und eines in den Köpfen der ersten Staatsmänner des Landes reifgewordenen Planes.

Ein solches Wort war eine heilige Anweisung, die ein Volk von zwölf Millionen auf die Garantien seiner Freiheit erhielt; es erhielt diese Anweisung als geringen Lohn für seine unsäglichen Aufopferungen; es erhielt sie für Aufopferungen, welche eine verblendete Politik seiner Führer ihm auferlegt hatte; es erhielt sie von einem König, der ohne jene Aufopferungen, der ohne dieses Volk ein Asyl im Lande der Knuten hätte suchen müssen! Und die Anweisung ist jetzt nach beinah dreißig Jahren noch immer nicht eingelöst und, der sie ausstellte, ist begraben!

Eine größere Häufung von Versprechen, als in der preußischen Verfassungsfrage, hat die Geschichte bei keiner anderen Gelegenheit aufzuweisen. Auch ist bei keiner anderen Gelegenheit die Natur des Versprechens bei einer Regierungszusage deutlicher und ausdrücklicher, sogar von der Regierung selbst, hervorgehoben worden. Als im Jahr 1818 die Koblenzer Adresse zu Berlin die versprochene Konstitution in Erinnerung brachte, wurde den an der Adresse betheiligten Gemeinden verwiesen, daß sie freventlich an der Erfüllung des Königlichen Worts gezweifelt hätten!!! So ändern sich die Zeiten. Was vor einigen zwanzig Jahren etlichen Gemeinden als frevelhafter Zweifel verwiesen wurde, das war später dem ganzen Lande als loyale Ueberzeugung geboten!

4.

Die regierenden Staatsmänner lassen es in der Regel nicht an Vorwürfen über die Moralität und die Grundsätze der Opposition fehlen. Mögen doch diejenigen, welche keine Gegner haben können, ohne sie zu fürchten, und keine fürchten können, ohne sie unter dem Schutz ihrer Gewalt zu beschimpfen, mögen solche doch genau Buch halten über ihre eigenen Handlungen und zusehen, welche Wirkungen sie dadurch im Volk hervorrufen und welche Mittel sie dadurch schaffen gegen sich selbst. Glauben Staatsmänner, die gegen moralische Gesetze handeln, vom Volk eine Anerkennung ihrer moralischen Stellung und von ihren

Gegnern bloß moraliſche Mittel erwarten zu dürfen? Wo die Völker ſchlecht geworden, ſind ſie es faſt immer durch ihre Regierungen, durch deren hartnäckigen Egoismus oder Thorheit, ſowie durch die Mittel geworden, welche beiden den Sieg verſchaffen ſollten. Mehr noch, als durch das eigenwillige Regiment ſelbſt, werden die Völker durch die Erziehung demoraliſirt, welche ſie zur Erduldung deſſelben geeignet machen ſoll. Nur der blindeſten Befangenheit des Egoismus iſt es möglich, die Folgen der gewöhnlichen Politik zu verkennen. Welche Befangenheit, um gleich ein Beiſpiel aus der greifbaren Wirklichkeit zu nehmen, gehört dazu, um zu glauben, ein aus dem Schlaf der Unmündigkeit erwachtes Volk könne unter der Knechtſchaft der Cenſur ein moraliſches, ein rechtgeſinntes, ein auf die Dauer lenkſames Volk werden! Glaubt ihr nicht, daß jeder Strich der Cenſur haarklein in das Buch der Nemeſis eingetragen werde? Glaubt ihr, daß ſo tiefgreifende Wirkungen geiſtiger und moraliſcher Hemmungen, daß die Folgen ſo lebenkränkender Störungen ſich in die Wolken verflüchtigen werden? Und könnten ſie ſich hier in die Wolken flüchten, ſie würden anderwärts als vergiftender Regen wieder auf das Volk herabfallen. Welche Folgenkette muß es nach ſich ziehen und wie wird die Nachwelt darüber urtheilen, daß man in unſerer Zeit ſogar noch geglaubt hat, die Religion Hand in Hand gehen laſſen zu können mit dieſer demoraliſirenden, durch und durch unſittlichen Cenſur! Ihr ſchändet die Religion und heiligt die Knechtſchaft durch die Verbrüderung euerer Mittel; ihr verwirrt die Begriffe von Recht und Unrecht durch die Geltendmachung euerer Autorität und ſäet einen Saamen, deſſen Erndte man euch ſchon gönnen könnte, wenn ihr nur nicht den Acker mit dadurch verderbtet. Es iſt nicht zu viel geſagt, wenn man behauptet, daß uns auf dem Wege, den manche Staatsmänner eingeſchlagen haben, das Vereinigungsband der Menſchheit, die Sittlichkeit und Rechtlichkeit, gänzlich abhanden kommen muß. Die Geſchichte lehrt, auf welch einem furchtbaren Wege es wiedergefunden wird, und dieſer Weg führt nicht durch eure Kirchen. Die Lehren der Geſchichte wie der Vernunft ſind aber fruchtlos für den gewaltbegabten Egoismus. Es gibt tauſend

Dinge, die aller Welt sofort klar sind, nur Denen nicht, welchen sie vor aller Welt klar sein sollten. Es gibt Staatsmänner in Menge, die zu glauben scheinen, das Moralgesetz sei in der Politik nur anwendbar, sofern es zur Erhaltung des Volksgehorsams und hierdurch zur Sicherung des regierenden Eigenwillens benutzt werden könne. Nur Schade, daß es in der Regel die Nachkommen solcher Menschen sind, welche die Früchte ihrer Grundsätze erndten müssen.

Es muß die Lehre der neuen Zeit werden, daß keine Sittlichkeit möglich ohne Freiheit, daß Freiheit (äußere wie innere) die Sittlichkeit selbst, daß Freiheit und Sittlichkeit ein Begriff, daß Alles, was gegen die Freiheit, auch gegen die Sittlichkeit, daß jeder Gegner der Freiheit kurzweg schlecht ist, daß Reaktion und Despotismus, in welcher Gestalt sie auch auftreten, nichts weiter sind, als Schlechtigkeiten. Die wahre Freiheit, als Inbegriff aller Rechte, aller Rechtsachtung und somit aller Selbstbeherrschung und Selbstbeschränkung, ist nothwendig auch der Inbegriff aller Sittlichkeit; der Despotismus dagegen, als Inbegriff aller Rechtsschmälerung und Rechtsberaubung, aller Willkür und Ungebundenheit, ist nothwendig auch der Inbegriff aller Unsittlichkeit. Der sittliche Maßstab also ist es, den wir an die Handlungen und an das System der Freiheitsfeinde legen müssen, und der Prozeß bleibt nicht lang unentschieden, wenn wir selbst, mit Ehrenhaftigkeit und Festigkeit strebend, uns würdig zeigen, das Tribunal zu bilden. Jene publizistische Kasuistik, jene staatsrechtliche Dialektik, jene politische Juristerei, jene philosophische Begriffskünstelei — das Alles ist es nicht, was die Gegner der Freiheit besiegt, denn darin haben sie selbst es weit genug gebracht und überdies sind das böhmische Dörfer für den gesunden Sinn und Verstand in der breiten Masse der Menschheit, für das eigentliche Volk. Aber die einfachen Regeln des gesunden Menschenverstandes und der Sittlichkeit die sind es, auf welche zuletzt Alles hinauskommt, und welche man nur zu berühren braucht, um zu überzeugen. Eine solche einfache Regel ist es auch und muß es überall werden, daß weder eine Handlung noch ein Mensch sittlich sein kann, wenn sie gegen die Freiheit an

gehen, und daß dahin, wo die Freiheit eben am Meiſten zur Sprache kommt, nämlich in die Politik, auch eben die meiſte Sittlichkeit und Rechtlichkeit hineingehört. Aus dieſer Ueberzeugung fließt unmittelbar diejenige hervor, für die Herrſchenden, daß ſie ſchlecht handeln, wenn ſie Unfreiheit verlangen, für die Gehorchenden, daß ſie ſchlecht handeln, wenn ſie ſich der Unfreiheit befleißigen. Unfreiheit und Sittlichkeit vertragen ſich ſchon deßhalb nicht miteinander, weil Derjenige, welcher über Andere Unfreiheit verhängt, dazu keine ſittliche Mittel gebrauchen, und daß Derjenige, welcher ſich in die Unfreiheit fügt, darin keine ſittliche Kraft bewahren und bewähren kann.

Es iſt ſchwer zu berechnen, ob jemals eine ſolche Aenderung in den Anſichten und Grundſätzen der Menſchheit vor ſich gehen werde, daß ſogar die Diplomaten vor dem moraliſchen Richterſtuhl der Welt ihren eximirten Gerichtsſtand verlieren und daß die Schändung von Treu' und Glauben auch in der auswärtigen Politik nicht mehr im Namen des Staatenintereſſe geübt werden kann. Vielleicht wird die Korruption der auswärtigen Politik aufhören, wenn die auswärtige Politik ſelbſt aufhört, d. h. die Theile der Menſchheit zu einem Ganzen verſchmolzen ſind. Den Glauben halten wir wenigſtens einſtweilen feſt, daß eine Zeit kommen wird, wo im Innern der Staaten nicht bloß zwiſchen den gehorchenden Bürgern unter ſich, ſondern auch zwiſchen den befehlenden Regierungen und dem Volke die Geſetze des Rechts, der Ehre und der Ehrlichkeit über allen andern ſtehen werden, eine Zeit, wo die gewöhnliche Lebensmoral nicht mehr von der politiſchen Moral geſondert iſt und man nicht mehr im gewöhnlichen Leben ein Mann von geprieſenen Tugenden und dabei im politiſchen Leben ein Schuft ſein kann. Ja, ſie muß kommen die Zeit, welche die alte Scheidewand in unſern Begriffen einſtoßen und uns lehren wird, daß Politik und Moral, daß politiſches und ſociales Leben keine fremde Länder gegen einander bilden, daß ein Begriff und ein und daſſelbe Gebiet ſie umfaßt, welches unter dem Scepter gemeinſamer Herrſcherinnen ſteht, der Herrſcherinnen Vernunft und Freiheit. Dieſer Zeit wird noch manch furchtbares Gericht vorausgehen, wenn Diejenigen, welche

das Gericht herabzubeſchwören pflegen, ihm nicht durch Einlenken in die rechte Bahn zuvorkommen.

Wir haben Andere anzuklagen, wir wollen auch uns ſelbſt anklagen, aber uns anklagend vertheidigen. Wie ſchwer iſt es manchen Regierungen gegenüber, als Mann der Freiheit zugleich ein moraliſcher Menſch zu bleiben! Es iſt ſchwer der äußern, vielleicht noch ſchwerer der innern Feinde wegen. Nicht der Druck der Gewalt, nicht der Haß der Verfolgung, nicht der Hohn der feindlichen Uebermacht, nicht die Noth des Lebens ſind die furchtbarſten Feinde, welche dir im Kampf um das höchſte Gut der Menſchheit entgegentreten, ſie geben vielmehr die Bedingungen der Ehre deines Strebens ab und Dem iſt es nicht Ernſt um die Freiheit, der nicht für ihre Erringung alle ſeine Opfer in Bereitſchaft hat; aber dein furchtbarſter Feind iſt die innere Gefahr, durch die Fruchtloſigkeit deiner redlichen Beſtrebungen zu der Wahl unredlicher Mittel gedrängt zu werden und über dem Streben nach dem Höchſten, was du kennſt, dies Höchſte zugleich durch Verletzung der Grundbedingungen in dir ſelbſt zu untergraben. Wer, auch der redlichſte Freund der Freiheit, iſt nicht ſchon in Verſuchung gekommen, die Moral zu ſuspendiren im Kampf mit Gegnern, von denen er die Moral faktiſch hat abſchaffen geſehen? Wer wird ſeine Tugenden nicht als Fehler beſeitigen lernen, wenn er ſieht, daß er durch Grabheit ſeiner Sache ſchadet, durch Vertrauen ſich Blößen gibt und durch Ehrlichkeit ſich lächerlich macht? Was wirſt du thun, wenn du ruhelos dein Gehirn verzehrt und alle deine Phantaſien erſchöpft haſt in Planen, der durch die Vernunft gebotenen, durch geſchriebenes wie natürliches Recht geheiligten, durch geſetzliche Verſprechen zugeſicherten und dennoch durch die Gewalt hartnäckig vorenthaltenen Freiheit nur einen Fuß breit Boden von ihrem natürlichen Vaterland zu erobern; wenn du dein Beginnen als verpönt, dein Streben auf gewöhnlichem Weg als vergeblich haſt kennen gelernt; wenn du ſterblicher Menſch, der nur einmal dieſem Streben ſich hingeben und nur in dem Lohn einer würdigen Errungenſchaft die Rechtfertigung ſeines Daſeins erblicken kann, wenn du ſterblicher, für die Freiheit glühender Menſch auf deinem

Weg bis zum Kirchhof auch nicht einen Fuß breit Boden vor dir ſiehſt, auf dem du dich hinſtellen und nur einmal, nur ein einziges Mal bloß ſagen kannſt: Das Wort, das ich jetzt ſpreche, iſt ein freies!? Was wirſt du thun, du cenſurgehetzter Menſch, wenn die Natur nicht den Stempel der Dulderbeſtimmung und Sclaverei bis in das Mark deiner Knochen dir aufgedrückt hat? Wirſt du nicht ergrimmt auffahren gegen deine Dränger und in deinen Feſſeln bäumend dich winden, wie der Löwe in den Umſchlingungen der Boa? Wird nicht deine Freiheitliebe mit deiner Geduld und deine Geduld mit deiner Gewiſſenhaftigkeit davongehen? Wird dich nicht der Sophismus verſuchen und überwältigen, der allgemeinen Freiheit müſſeſt du deinen bloß perſönlichen Werth zum Opfer bringen? Wirſt du nicht verſucht werden, die Lüge im Kampf mit der Wahrheit durch Lüge, das Unrecht im Kampf mit dem Recht durch Unrecht zu bekämpfen, nachdem dir die Waffen des Rechts und der Wahrheit aus der Hand gerungen worden? Wirſt du nicht in die bedenkliche Alternative kommen, bei deinem Streben entweder gewiſſenlos die Moral der Politik oder muthlos die Politik der Moral zum Opfer zu bringen, und wirſt du dich nicht für das Erſtere entſcheiden, wie deine Gegner, wenn auch in entgegengeſetzter Abſicht? Wirſt du nicht, indem du die Freiheit zum Ziel machſt, zugleich verſucht werden, den Haß zum Prinzip, die Leidenſchaft zum Mittel, die Perfidie der Feindſchaft zur Führerinn zu machen und wirſt du nicht auf dieſe Weiſe als glühender Freund der Freiheit nach und nach eben der Freiheit unwürdig werden? Und wirſt du dich über dieſe Unwürdigkeit nicht täuſchen, indem du die Schuld auf der anderen Seite ſuchen und finden gelernt haſt?

Seht, ihr freiheitfeindlichen Gewalthaber, ihr Miniſter, Diplomaten, Geheimräthe und wie ihr euch ſonſt in den verſchiedenen Ländern noch nennen mögt, durch dieſe aufrichtigen Fragen werdet ihr hingelenkt auf die Erklärung der Erſcheinungen, die ihr bekämpft und über deren Urſachen ihr euch ſelbſt verblendet. Und dieſe Erſcheinungen mit ihren durch euch entſtellten oder verkannten Urſachen wollt ihr durch eure Polizei, eure Glaubensreligion, eure Pfaffen, eure abgerichteten Profeſſo-

ren, eure Knuten und eure Kerkermeiſter vertilgen? Wahrlich, wahrlich ich ſage euch, Mancher von euch hätte ſeine ſogenannte Religion wie ſeine Polizei längſt abgeſchafft, wenn ſie geböten, ſeinem Beiſpiel zu folgen.

Wie blind ſind doch diejenigen, welche die Schrecken der Staatsumwälzungen, insbeſondere der franzöſiſchen Revolution, nur auf die Rechnung der Freiheitspartei ſchreiben wollen! Grade aus der thätlichen Immoralität und Furchtbarkeit dieſer Reaction der Freiheit kann nur auf die Immoralität und die furchtbare Anhäufung ihrer Urſachen zurückgeſchloſſen werden; die Verbrechen der Revolutionäre ſind nur ein mit Blut kolorirtes Abbild von den Verbrechen der Unterdrücker, und beim Abſchluß der Rechnung bleibt nur für die letztern ein Reſt zurück. Wie in Frankreich, ſo ſind auch ſonſt faſt immer nur die Regierungen die Säemänner der ſchrecklichen rothen Blumen geweſen, welche die Revolutionen auf ihre Kirchhöfe gepflanzt haben. Discite moniti! Die franzöſiſche, wie jede Revolution, iſt eine Lehre für die Regierungen; für die Völker wird ſie keine ſein, ſo lang dieſelben nicht durchgängig auf dem Standpunkt ſtehen, den die Regierungen ſtets inne haben ſollten, ſo lang ſie nicht durchgängig die hohe Stufe moraliſcher Kraft und Veredlung errungen haben, auf welcher man durch nichts bewogen werden kann, ſich beim Streben nach dem hohen Ziel der Freiheit in den Mitteln zu vergreifen. Iſt aber erſt dieſe Stufe errungen, dann wird auch das Verfahren der Regierungen von ſelbſt ein anderes und der Gang der politiſchen Entwickelung ein weniger geſtörter ſein. Mithin iſt es grade vor jener Zeit, bis wohin die Völker jene höhere Kultur erlangt haben, die ſchöne Aufgabe wie die Pflicht der Regierungen, nicht die böſen Folgen dieſes Mangels an durchgängiger höherer Kultur zu provociren, ſondern die Völker dieſer Kultur an der Hand der Freiheit und durch eignen Vorgang entgegenzuführen.

Wir haben angedeutet, daß die Behauptung jener hohen Kulturſtufe ſchon dem einzelnen Freiheitsfreunde bei der Ungunſt der Umſtände ſo unendlich ſchwer ſein muß. Sie iſt ſo ſchwer in unſerer Zeit, daß ſie in das Reich der Theorie verwieſen

werden wird. Wer frei geblieben iſt im Kampf gegen die äußern Feinde, dem ſchreibt als Ehrengrabſchrift auf ſein Grab: Er war ein freier Mann! Wer aber frei geblieben iſt im Kampf gegen die äußern und die innern Feinde, dem gebt die Ruhmesgrabſchrift: Er war ein großer Mann! Dieſen Maßſtab der ſittlichen Größe Einzelner legt an bei Beurtheilung des Freiheitſtrebens ganzer Völkermaſſen, welche Feſſeln zu ſprengen genöthigt werden. Ihr, die ihr das große Lehrbuch der Geſchichte und der Menſchennatur als Seekarte und Kompaß vor euch liegen habt, indem ihr die Staatsſchiffe durch die Klippen des Lebensmeers hindurch ſteuert, ich frage euch im Namen des Volks, deſſen Theil ich bin, ob ihr erwartet, daß wir alle große Männer ſein ſollen? Nur dieſe Frage beantworte man und wäge dann die Sünden der Freunde und der Feinde der Freiheit gegen einander ab. Nur ein großer Mann kann gegen die Reaction die Freiheit fleckenlos erringen; ſchon ein kleiner kann ſie im rechten Zeitpunkt gefahrlos gewähren.

Die Freiheit gewähren! Das iſt das Wort, welches den Inbegriff aller Staatsklugheit wie aller Gerechtigkeit zugleich enthält. Es bildet aber auch die Klippe faſt aller Regierungen. Wie ſelten hören wir davon, daß in Sachen der Freiheit die Initiative von den Regierungen ergriffen wird, es ſei denn, daß ungewöhnliche Umſtände, wie wir ſie z. B. Napoleon zu verdanken haben, ſie moraliſch oder gleichſam phyſiſch dazu nöthigen? Wie ſelten löſ't eine Regierung, die ſich in ihrer Gewalt ſicher weiß, dem Volk freiwillig eine Freiheitsfeſſel? Wie ſelten räumt ſie ihm freiwillig ein Recht ein? Wo iſt die Regierung, welcher die Kundgebung eines Freiheitsbedürfniſſes hinlängliche Aufforderung zur Befriedigung deſſelben wäre? Wo iſt eine Regierung, welche nicht die vorgekehrte nöthige Regierungsſtärke mit dem egoiſtiſchen Bedürfniß ihres Eigenwillens identificirte? Nur durch Kampf, durch meiſtens verſteckten und unwürdigen Kampf, durch Liſt, durch Heuchelei, durch Künſte aller Art werden den meiſten Regierungen die Freiheiten lothweiſe abgerungen. Ein ſolches Verhältniß wirkt verderblich, weil die Vorenthaltung der Freiheit nur Böſes zur Folge haben kann, es wirkt aber doppelt ver-

derblich, weil es das Bedürfniß und die Anwendung ſchlechter Mittel verewigt. Es iſt faſt, als ſei die Freiheit nicht für die Menſchheit vorhanden und als ſei die Menſchheit nur das verwerfliche Werkzeug, um in verunreinigendem und erniedrigendem Kampf die koſtbare Perle für einen fremden Beſitzer aus dem Schlamm zu wühlen.

Die Freiheit gewähren! Die meiſten Regierungen betrachten und behandeln, wie es ſcheint, die Völker nicht aus dem Geſichtspunkt, inwiefern dieſelben fähig ſeien, die Freiheit anzunehmen, ſondern inwiefern ſie noch fähig ſeien, ſich die Freiheit vorenthalten zu laſſen. Einer ſolchen einſeitigen und reinegoiſtiſchen Anſicht, welche die Prädeſtination der Macht und des Rechts für immer auf eine Seite ſtellt, muß die Unfreiheit als Normalzuſtand und die Freiheit als verbotene Frucht erſcheinen. Oder ſoll etwa die Fähigkeit, die Freiheit anzunehmen, für gleichbedeutend gelten mit der Unfähigkeit, ſie ſich noch länger vorenthalten zu laſſen? Dies würde nothwendig zu dem Prinzip hinführen, die Regierungen müßten zur Gewährung der Freiheit von den Völkern auf die eine oder die andere Weiſe gezwungen werden, nämlich entweder durch die Macht der öffentlichen Meinung oder durch Gewalt. Wenn auch ein ſolches Prinzip und zwar mit überwiegender Rückſicht auf den Zwang der Gewalt — den Zwang durch die öffentliche Meinung könnte man ſchon vergleichsweiſe eine Wohlthat nennen — ſich aus der bisherigen geſchichtlichen Erfahrung ergeben mag, ſo hieße es doch an allem Fortſchritt von Seiten der Regierungen verzweifeln, wenn man es auch in der Theorie für immer feſtſtellen wollte, und es würde damit, auf Veranlaſſung der Regierungspraxis ſelbſt, die Revolution als erſter Artikel des politiſchen Katechismus gepredigt ſein. Revolutionen aber zu verhüten, ſind die Völker nicht minder intereſſirt, als die Regierungen, und ſie ſind als letzter Verſuch nur dann gerechtfertigt, wenn die Regierungen weder durch freien Willen, noch durch den Zwang der öffentlichen Meinung zur Gewährung der Freiheit vermogt werden können. Da übrigens erfahrungsmäßig nur in dieſem extremen Fall Revolutionen einzutreten pflegen und gemachte oder unreiſe Revolutionen ein Un-

ding ſind, ſo iſt **a posteriori** die Revolution immer gerechtfertigt und die Schuld derſelben immer auf Seiten der Regierungen zu ſuchen.

Die Freiheit gewähren! Für die Freiheit ein falſches Surrogat zu ſchaffen, darin beſteht die gewöhnliche Kunſt der verwerflichen Regierungsklugheit, darin beſteht auch ihre gröbſte Täuſchung. Den Verſtand wollen ſie durch Düpirung des Gefühls unſchädlich machen; die Lunge wollen ſie förmlich durch den Magen täuſchen: indem ſie den einen füllen, ſoll die andere das Entziehen der freien Luft nicht gewahr werden. Aber auch dies Surrogat darf nicht zu allgemeinem Gebrauch gelangen. Alles mit Auswahl, ſelbſt das Satteſſen! Die Allgemeinheit führt auf das Prinzip, das Prinzip auf das Recht und Rechte ſind gefährlich. Nur was wenigſtens bis zur Mitte reicht, darf gepflegt werden, weil es zur Schutzwehr nach Unten dient. Was Unten iſt, darf nur von der Gnade leben, denn wenn es von Rechten hörte, ſo würde es Ausgleichung verlangen und die Ausgleichung für Das, was unten zu wenig iſt, könnte nur mit Dem geſchehen, was oben zu viel iſt. Beſitzt ihr dort unten nicht genug? Ihr beſitzt Schweiß, um den hohen Herrn die Stiefel damit zu putzen, und ihr beſitzt Blut, um ihre Sünden abzuwaſchen. Iſt das nicht eine würdige Verwendung euerer Kräfte und eine befriedigende Anerkennung euerer Rechte?
Der Vorzug und Werth einer Regierung zeigt ſich weniger durch Dasjenige, was ſie für das Volk **thut**, denn dies thut ſie in der Regel indirekt für ſich ſelbſt und nur durch die Mittel des Volks, als vielmehr durch Dasjenige, was ſie nach und nach für das Volk **opfert**. Sie ſoll ihren Egoismus opfern und ihren Eigenwillen wie ihre Bedürfniſſe beſchränken, ſie ſoll die **Regierung des Volks** ſein, nicht ein **Volk der Regierung** haben wollen. Nur eine ſolche Regierung iſt mit dem Volk wirklich Eins; jede andere iſt nur eine verſteckte Feindinn und Ausbeuterinn des Volks, die ihren guten Schein nur der Beſchränktheit oder der Lüge verdankt.

Die Freiheit gewähren! Das heißt nicht, die Taube der Freiheit dem Volk gebraten in den Mund ſtopfen, aber es heißt,

nicht die Mahlzeit zu einer Hungerkur machen und dem Volk Steine statt Brod vorsetzen. Joseph II. wollte ein noch unempfängliches Volk gleichsam zur Freiheit zwingen; wir wären schon zufrieden, wenn die Anderen sich damit begnügten, den empfänglichen Völkern die Freiheit zu gewähren. Gewährt aber würde die Freiheit öfter werden, wenn die Fürsten — bessere Rathgeber hätten. In den Fürsten concentrirt sich neben einer ungeheuern Verantwortlichkeit zugleich das Gefühl eines so übermenschlichen Beglückungsvermögens, daß wir in ihnen nur prädestinirte Menschenfeinde voraussetzen könnten, dürften wir nicht entweder von ihrem Gewissen, oder von ihrem Herzen erwarten, daß sie von jenem Vermögen Gebrauch machen würden, wenn nicht ihre nähere wie ihre weitere Umgebung sie über ihr Verhältniß täuschten. Daß sie mit ihrem Beglückungsvermögen so sparsam umzugehen pflegen, kann, außer der Schlaffheit der Massen, welche ihre Rechte auf dem Faulbette der Gleichgültigkeit todt liegen, nur dem falschen Rath derer zugeschrieben werden, die durch Ausdehnung der Volksfreiheiten mehr an Vortheilen, Macht und Willkürregiment verlieren, als die Fürsten selbst. Die Geschichte liefert uns Beispiele in Menge und die Geschichte unseres eigenen Staats hat einen schreienden Beitrag aufzuweisen. Hier nennt man es Aristokratie, dort nennt man es Kamarilla, dort nennt man es Büreaukratie — fast immer aber sind es die Umgebungen der Fürsten, welche den Absolutismus am Meisten nähren und am Meisten mißbrauchen.

5.

Wir haben oben (1) gesehen, wie in einer mißlichen Zeit auf den Rath freisinniger Staatsmänner eine Volksrepräsentation, und zwar aufrichtig, verheißen und vorbereitet wurde. Die Verwirklichung des Versprechens stand lange Jahre im Auge des Regenten wie im Auge seiner ausgezeichnetsten Rathgeber und zugleich im Auge des Volks als Gewißheit da. Nur in der Voraussicht dieser Verwirklichung wurden, insbesondere durch v. Stein und später durch Hardenberg, Reformen im Staat ausgeführt, die, wenn sie nicht als Vorarbeiten auf dem Bauplatz

für das künftige Verfaſſungsgebäude als durchaus nöthig erachtet worden, vielleicht bis auf den heutigen Tag noch nicht in dem Maße ausgeführt wären. Allmälig aber ſehen wir die Anzeichen des Herannahens einer Verfaſſung ſchwächer werden und ſich zuletzt unter dem Geſetz wegen Einführung der Provinzialſtände gänzlich verlieren, obſchon dies Geſetz ſelbſt noch einen Anhalt für die Reklamation des Vorenthaltenen gewährt. Woher dieſe Aenderung? Wer hat dem „Königlichen Wort" den Opiumtrank eingegeben, daß es ſchlafen gehen konnte, ohne aufzuſchrecken? Wer hat dem König ſelbſt den Lethetrank eingeſchenkt, daß er ſchlafen gehen konnte, ohne das gegebene Wort auszulöſen und mitzunehmen in die Wohnung ſeiner Väter? Dieſe Frage muß man im Namen eines Volks von vierzehn Millionen ſtellen, welches an jenes Wort ſeine Hoffnungen und ſeine Anſprüche nicht bloß auf Gewährung ewiger Volksrechte, ſondern auch auf die Anerkennung einer Aufopferung knüpfte, die in der Geſchichte faſt ohne Beiſpiel iſt.

Was an Friedrich Wilhelm III. Jeder anerkennen muß, der die Gerechtigkeit nicht verläugnen will, und was wir trotz unſern demokratiſchen Ueberzeugungen zuzugeſtehen kein Bedenken tragen, das iſt jene teutſche Gemüthstreue, jene urſprüngliche Gewiſſenhaftigkeit und Schlichtheit des Charakters, welche ſich nach einfachen, darum aber feſten Rechtsgrundſätzen an ihre Pflichten zu binden pflegt und welcher nichts ſo verhaßt iſt, als die moraliſche Lüge und die politiſche Komödie. Friedrich Wilhelm III. war kein Genie und auch kein großartiger Charakter, aber er war auch kein Phraſenmacher und kein Ruhmesentrepreneur. Einer ſolchen Natur iſt es eigen und das iſt eben ein Hauptvorzug der ſo viel gerühmten teutſchen Natur, den die ſpekulirenden Teutſchredner am Wenigſten hervorzuheben pflegen: daß ihr nichts ſo heilig iſt, als das gegebene Wort.

Und dennoch hat Friedrich Wilhelm III. ſein Wort nicht erfüllt.

Trägt er die Schuld? Streng genommen, ja; aber ſeine ſonſtige Redlichkeit erlaubt nur, ſie auf die Rechnung ſeiner Schwäche zu ſetzen. Von Seiten Derer aber, die ihn verleitet

haben, ſteht ſie auf der Rechnung der Schlechtigkeit. Hätte Friedrich Wilhelm allein geſtanden, hätte er nur nach den Eingebungen ſeiner Redlichkeit und ſeines Pflichtgefühls gehandelt, er würde dem Volk getraut und ſein Wort erfüllt haben. Der 22. Mai wäre für Preußen ein Freudentag geworden und unſer ganzes politiſches Leben hätte eine andere Geſtalt gewonnen. Aber der König ließ ſich leiten und beſtimmen von jener Macht, die täuſchend ihm einen Erſatz für die Gewährung des Verſprochenen zu liefern ſuchte und in ſeinen Augen liefern konnte, von jener Macht, die Preußen und ſeine Regenten immer enger und feſter zu umſtricken ſich beſtrebte, kurz er erlag mit ſeinem „Königlichen Wort" der Büreaukratie! Die Büreaukratie trägt den Fluch der getäuſchten Erwartungen eines ganzen Volks. Nur den Beſtrebungen der inländiſchen Büreaukratie, vereint mit den Beſtrebungen der auswärtigen Diplomatie, konnte es gelingen, einem ſo gewiſſenhaften Mann, wie Friedrich Wilhelm III. war, einzureden, daß er durch Nichterfüllung eines heiligen Verſprechens eine Pflicht erfülle. Wollt ihr dieſe Urſache ſeiner Sinnesänderung, wofür im Folgenden einige Belege auftreten werden, nicht gelten laſſen, ſo folgt daraus für euch die Aufgabe, ihn ſelbſt zu verurtheilen.

6.

Die Büreaukratie weiß und wußte ſehr wohl, daß ihre Todesſtunde und die Geburtsſtunde einer Volksrepräſentation zuſammenfallen (S. u. A. das „Woher und Wohin?") Sie wußte und weiß, daß die Rechenſchaft, welche eine wahre Volksvertretung von der Staatsverwaltung fordern muß und fordert, nur das Recht, die Gewiſſenhaftigkeit und die Fähigkeit beſtehen läßt; daß die Willkür, die Bevormundungskunſt, die Geheimregiererei, die Mittelmäßigkeit, daß die Hoffnung Derer, welche ſo oft die höchſte Macht beſitzen ohne die höchſte Würdigkeit, verloren iſt, ſobald eine Volksvertretung mit kräftiger Hand den Vorhang von Gegenwart und Zukunft, vielleicht gar von der Vergangenheit des Staatslebens wegzieht. Sie wußte das a priori, ſie wußte es aus Erfahrung, insbeſondere der anderen teutſchen Staaten, deren 22. Mai Früchte getragen hatte. Wer weiß, ob Preußen

nicht trotz allen sonstigen Hindernissen eine Verfassung erhalten hätte, wenn ihm nicht die übrigen Bundesstaaten zuvorgekommen wären. „Die teutschen Deputirten, sagt Etienne in der „Minerve francaise" von 1819, S. 462, haben mit Strenge das Budget geprüft, sie haben von den Ministern klare, genaue, verständliche Rechnungen und Verbesserungen in der bürgerlichen wie in der Kriegsverwaltung verlangt. Nun erst erhob sich der Sturm gegen die repräsentativen Regierungen. Die Eigenliebe einer kolossalen Oligarchie (wohl in Oesterreich der Adel und in Preußen die Büreaukratie?) fühlte sich verwundet und ihr Klaggeschrei drang in alle Kabinete. Die Rednerbühne in München stand Wien zu nah; die von Weimar konnte man in Berlin hören. Als man zum ersten Mal von Rechnungen sprach, zitterten alle Minister der alten Zeit und es bildete sich eine Koalition gegen die Verfassungsurkunden. Denn, man irre sich nicht, hier ist kein Streit mit den Souveränen vorhanden, man kämpft mit den Ministern. Diese setzen jene wegen Repräsentativverfassungen in Furcht, man weiß wohl, warum. Sie können im Repräsentativstaat nicht dem Willen ihrer Herrn ihre Irrthümer und Fehlgriffe allein beimessen, alle Schuld fällt also auf sie zurück und erreicht nie die Könige ꝛc."

Der alte Görres bezeichnet mit einem weitern Rückblick die damaligen Feinde des Fortschritts als „jene lichtscheue, gnomenhafte Partei, die seither, wie der Tintenfisch in seiner Flüssigkeit, so in ihrem Schatten vollkommen ungesehen und vergessen im Winkel gestanden hatte ꝛc. Zu ihrem (retrograden) Dringen gesellte sich das Geschrei so mancher im Treiben der letztvergangenen Jahre verletzten Persönlichkeit; der Schrecken derjenigen, die in bösem Gewissen eine Heimlichkeit zu bewahren hatten und die nun im Geiste, nach beendigtem äußern, den Bürgerkrieg gegen Mißbrauch und Unrecht entbrennen sahen; die innern Frostschauer der Unfähigkeit, die sich den gesteigerten Anforderungen der hereinbrechenden Zeit nicht mehr gewachsen fühlte ꝛc." Ferner berichtet Görres („Teutschland und die Revolution"): „Bald nach dem zweiten Frieden von Paris wurde dem König von einem angesehenen Beamten eine 21 Bogen im Manuskript starke Schrift

unter dem Titel: „Was haben wir von geheimen politiſchen Verbindungen in Teutſchland zu fürchten oder zu hoffen?“ übergeben. Hierin wurde der Tugendbund in allen ſeinen gefährlichen Beziehungen ausgelegt; es wurde darauf hingedeutet, wie ſo manche der wichtigſten Männer des Staates in ihn direkt oder indirekt verwickelt ſeien und wie, was zur Rettung der Monarchie ohnehin beinah gar nichts beigetragen, jetzt ihre Ruhe und Exiſtenz durch die gefährlichſten Umtriebe bedrohe. Während des Kriegs habe der Bund eine Menge gefährlicher Ideen in Umlauf zu ſetzen gewußt; durch mancherlei Einräumungen, die das Unglück der Regierung abgedrungen, habe ein Geiſt der Kühnheit das Haupt erhoben und Anſichten ſeien in's Volk gekommen, die ihm von jeher fremd geweſen. Preußen ſei, weil nothwendig ein Kriegsſtaat, auch weſentlich monarchiſch, und was durch Einmiſchung ſogenannter liberaler Ideen die Reinheit der Monarchie zu trüben unternehme, gefährde weſentlich den Beſtand und das Heil des Staates. Es wurden dann die Mittel angegeben, wie dem eingeriſſenen Uebel zu begegnen, wie Hoffnungen, die zu erfüllen jede geſunde Politik verbiete, gleich bei der Wurzel abzuſchneiden, wie die Männer, die durch ihre Popularität gefährlich geworden, allmälig zu entfernen, die Staatsmänner durch Verſendung auf ferne diplomatiſche Miſſionen, die Feldherrn durch geſchickte Beſeitigung, die untergeordneten Theilnehmer aber, indem man ſie ohne Weiteres aus allem Einfluß werfe — Alles, wie Gott, wenn er den Dünkel verderben will, es durch eine ſogenannte pfiffige, verſchlagene Politik den Kindern der Zeit eingeben läßt.“ Und an einer andern Stelle: „Leider bewieſen die Vorgänge, die ſich bald ergaben, daß die Partei zwar verſtummt, aber darum ihre Umtriebe und ihre Plane mit Nichten aufgegeben. Es ſchien vielmehr Alles nach und nach in Ausführung zu kommen, was jene Denkſchrift vorgeſchlagen. Ein geehrter Feldherr wurde vom Kommando entfernt und man hetzte in den Zeitungen, beſonders der Allgemeinen *), die ganze Meute jener Hunde auf ihn an, die ſeit

*) Dies Blatt, das ſich in neuerer Zeit ſo oft über Verleumdung be-

den Zeiten Napoleons an ihrer Kette gehungert hatten; man hörte sie nur heulen von Wallenstein, auch den Seni hatten sie gefunden und Piccolomini und es fehlte nur die Hellebarde im frechen Gaukelspiel, das sie vor den Augen des empörten Teutschlands gaben. Zugleich begann in eben diesen Zeitungen das Vorspiel jener schändlichen Deduktionen, wie der König sein Versprechen zu halten nicht gebunden sei und daher gar keine oder nur eine illusorische Konstitution geben dürfe: Artikel, die sich die Miene offizieller gebend, nun schon nahe vier Jahre hindurch fortgegangen und höhnisch, ehrlos, bodenlos nichtswürdig, mehr als man zu glauben scheint, die Gemüther erbittert und entzündet, die aber, wie es scheint, die Regierung nie in ihrer majestätsverbrecherischen Schändlichkeit erkannt, wenigstens bis auf die Stunde selbst in der Staatszeitung nie geahndet hat."

Das heißt wenigstens deutlich gesprochen. Wie willkommen einer Partei, welche einen Tugendbund und ähnliche Erscheinungen zu Schreckbildern zu benutzen verstand, die Dummheit eines Sand, der für ein nichtswürdiges Leben nutzlos das seinige hingab, wie erwünscht ihr die Phantasien der Burschenschaft waren, läßt sich denken; auch ist bekannt, wie man um jene Zeit in Aachen und Karlsbad die Beschlüsse über das Wohl der Völker näher revidirte. Man that damals, was früher und später, ehemals wie heute so oft geschehen: man verfolgte einen Geist, den man selbst durch seine Sünden heraufbeschworen, man strafte an Andern, was man selbst verbrochen, man nahm die unausbleiblichen Folgen rechtswidriger Vorenthaltungen und Entziehungen zum Vorwand immer weiter gehender Vorenthaltungen und Entziehungen. Namentlich in Berlin wurde entsetzlich gegen die revolutionären Ideen geeifert und das Schlimmste in Aussicht gestellt, wenn der Volksgeist, auf den man hinter der Maske des Tugendbunds losrückte, nicht wieder gedämpft werde. Man trieb die Frechheit so weit, den Beistand des Volksgeistes sogar

klagt, hat schon damals den Hauptgrund seines Rufes gelegt.
Anm. d. Verf.

für die eben überſtandenen Zeiten der Noth abzuleugnen und ſein Verdienſt auf den Pöbeleifer beim „Brandlöſchen“ zu reduziren.*) Man that dies, um darzuſtellen, daß der eigentliche Geiſt des Volks zu nichts, zu gar nichts nütze ſei, daß er nicht einmal im Krieg, im Freiheitskrieg mitwirke, viel weniger im Frieden ein Wort mitzuſprechen habe, daß er nur ein Auswuchs, ein revolutionärer Auswuchs ſei, daß er alſo, wo er ſich zeige, bekämpft und mit dem deſpotiſchen Secirmeſſer auf den normalen Zuſtand des duldenden „Unterthanen“-Gehorſams zurückoperirt werden müſſe. Volksgeiſt und liberale Prinzipien ſind identiſch. Es wurde daher auf die liberalen Prinzipien auch in den höhern Regionen überall Jagd gemacht und daneben rühmte man unter der würdigen Aſſiſtenz des Geheimraths Schmalz die Garantien des büreaukratiſchen Polizeiſtaats; liberale Staatsmänner, wie Schön, Humboldt, Hardenberg, wurden beim König denuncirt und verdächtigt. Nie hat man dem loyalen Freiheitsrauſch eines Volks einen niederſchlagenderen und gemeineren Katzenjammer bereitet als damals. Man ſchien ihm recht gründlich die Liebhaberei an der Aufopferung „für das angeſtammte Herrſcherhaus und das Vaterland,“ das dieſelben Herrn ſo oft im Munde führten, verleiden zu wollen.

So wand ſich denn unter dem wirren Streit von Intriguen, Mißtrauen, Verdächtigungen und Verfolgungen aller Art die geheime Macht, welche in dem getrübten Waſſer der Zeit zu fiſchen gedachte, hartnäckig durch, bis ſie nach Hardenbergs Tod ſiegreich auf das Schlachtfeld trat, dem Volk durch das Geſetz über die ohnmächtigen Provinzialſtände den 22. Mai aus dem Gedächtniß

*) Nichts iſt belehrender über die Anſichten, welche gewiſſe Staatsmänner vom Volk haben und über die Grundſätze, wonach ſie es behandeln, als die Ausführungen der damaligen Reaktionsmänner. Sie ſprechen nichts Anderes aus, als daß das Volk einfach ein Hund ſei, den man in Zeiten der Noth ſtreichelnd und hetzend zu Hülfe ruft, den man aber, wenn er die Feinde des Herrn abgebiſſen, wieder an die Kette legt und, wenn er murrt, mit dem Stock zur Raiſon bringt. Wie aber, wenn der Hund es gewagt hätte, ſeine Hülfeleiſtung von der vorherigen Entfernung der Kette abhängig zu machen?

zu bringen ſuchte und in ſicherm Büreaugeheimniß fortregierte — ohne Staatskanzler.

Grade die Abſchaffung des Staatskanzlers hat vielleicht mit am Meiſten zur Befeſtigung der büreaukratiſchen Gewalt beigetragen. Ein zwiſchen König und Miniſtern ſtehender Kanzler oder Premierminiſter, in deſſen Perſon ſich von der einen Seite ein Theil der königlichen Autorität, von der andern aber auch die miniſterielle Verantwortlichkeit zuſammenfinden würden, müßte nothwendig von der öffentlichen Meinung abhängiger ſein, als König und Miniſter jetzt ſind; er würde ſeine Stelle nur annehmen und verwalten können in dem Bewußtſein, daß das Gute, aber auch das Schlechte der Regierung hauptſächlich auf ſeine Rechnung kommen müßte. Dies würde ihn von ſelbſt antreiben, nicht bloß im Sinne der öffentlichen Meinung auf den König zu wirken, ſondern auch ein entgegengeſetztes Streben der ihm untergeordneten Miniſter zu unterdrücken. Jetzt iſt das Verhältniß ein anderes. Miniſter ohne Staatskanzler mögen thun, was es auch ſei, ſie haben von der öffentlichen Rechenſchaft nichts zu fürchten, da ihre Wirkſamkeit ſelten in einer einzelnen Perſon repräſentirt wird und alle ihre Handlungen auf Rechnung des Königs geſchrieben werden, von deſſen Perſönlichkeit es abhängt, wo und wie ſie ihn vorſchieben. Da ſie alle gleichen Antheil an der Macht haben, denken ſie auch nicht daran, einander zu kontroliren, ſondern nur, die Macht gemeinſchaftlich zu ſichern. Sie bilden eine Koalition, die nach oben wie nach unten gemeinſchaftliche Sache macht.

Der Poſten eines Staatskanzlers würde zugleich geeignet ſein, unter den preußiſchen Staatsmännern das Genie zu emancipiren. Zu einem gewöhnlichen Miniſterpoſten im abſoluten Polizeiſtaat ſind nur gewandte Beamten oder Geſchäftsmänner erforderlich; ein lenkender Staatskanzler muß ein ſchöpferiſcher Geiſt, ein überlegener Staatsmann ſein, der das Ganze nach höheren allgemeinen Prinzipien, nicht nach den Büreauanſichten der Branche leitet. Vielleicht bringen uns die Franzoſen einmal wieder einen Premierminiſter; den Teutſchen oder Deutſchen gegenüber genügen bloße Miniſter.

Ein weiteres Mittel zur Brechung der büreaukratischen Gewalt wäre eine Reformation des Staatsraths in dem Sinn, wie sie vor Kurzem der Regierung in einer fingirten Zeitungsnachricht insinuirt worden ist. Der Staatsrath ist jetzt beinah ein Ministerrath, wenn auch die Minister, dem §. 10 der Verordnung vom 20. März 1817 über den Geschäftskreis des Staatsraths zufolge, in den Abtheilungen, „wo Sachen ihrer Verwaltungszweige vorkommen," keine Stimme haben; er müßte aber, wenn er seiner Bestimmung entsprechen sollte, von den Ministern ganz unabhängig sein. Gesetzentwürfe, wie die letztere Zeit sie gebracht, würden dann schwerlich noch aus dem Staatsrath unversehrt herauskommen und die Bescheide auf die „eingehenden Beschwerden über die Entscheidung der Ministerien" würden vor dem Einfluß dieser Ministerien mehr gesichert sein.

Doch wir kommen auf den Antagonismus der Büreaukratie gegen die Verfassung zurück und benutzen, um denselben auch in die neueste Zeit zu verfolgen, ein Beispiel nach der Darstellung des loyalen Herrn Bülow-Cummerow (S. dessen Buch über Preußen, 1r Theil, Seite 41).

Die neugeschaffenen ständischen Ausschüsse sollten ihr Gutachten über das projektirte große Eisenbahnnetz abgeben. Es kam hierbei bekanntlich zur Erwägung, ob es angemessener sei, daß das Unternehmen durch die Regierung oder durch die Privatindustrie ausgeführt werde. Eine große Anzahl der Ausschußmitglieder war für die erstere Art der Ausführung. Die weitere Diskussion wurde indeß durch die amtliche Erklärung abgebrochen, daß die Regierung in keinem Fall bauen werde, man also nur die Wahl habe, auf die Sache zu verzichten, oder für die letztere Art der Ausführung zu stimmen. Am Schlusse der Diskussion kam man dennoch darauf, *versuchsweise* über die Frage abstimmen zu lassen, ob die Regierung bauen solle oder nicht. Jetzt wurde die Frage, die früher würde bejaht worden sein, mit 51 gegen 48 Stimmen *verneint* und zwar deßhalb, weil viele *Deputirten es nach der vorangegangenen kategorischen Erklärung des Regierungskommissärs für unnütz hielten, sie zu bejahen*. Nun hatte man den Zweck erreicht,

nämlich man konnte ſich jetzt darauf ſtützen, daß auch die Ausſchüſſe die Ausführung des Unternehmens durch die Regierung nicht guthießen. Als geheimen Grund dieſes Verfahrens gibt Bülow-Cummerow an, daß, wenn der Staat den Bau übernommen hätte, wegen Mangels der erforderlichen Summen die Kontrahirung einer neuen Staatsſchuld erforderlich geweſen wäre, dies aber nicht ohne Zuſtimmung der Reichsſtände hätte geſchehen können, mithin als Folge der Uebernahme des Eiſenbahnbaues durch den Staat die Einführung von Reichsſtänden näher gerückt worden wäre. (Widerſpruchvolles Verhältniß! Es ſollen und dürfen keine Reichsſtände eingeführt werden und doch erkennt man die Verpflichtung zu ſolcher Einführung durch die Scheu vor der Pflicht der Ausführung früherer Beſtimmungen über die Rechte der Reichsſtände an!) „Es handelt ſich, ſagt Bülow-Cummerow, hier ſonach um zwei Lebensfragen, um die Ausbildung der Verfaſſung und um die groſsartigſte Beförderung der Induſtrie und der Landesvertheidigung. Zwiſchen dieſen beiden Lebensfragen findet ein Konflikt der nachtheiligſten Art Statt, deſſen Folge wohl ſein kann, daß beide unerledigt bleiben. Von wo die hemmende Kraft ausgeht, iſt nicht dunkel. Die Verwaltung (ſoll heißen: die Büreaukratie) iſt im Beſitze der Macht; es ſcheint, daß ſie abermals ihre Stärke der landesväterlichen Abſicht des Monarchen gegenüber geltend gemacht habe. Sie ſcheint ſich haben verleiten zu laſſen, lieber die günſtige Gelegenheit aufzugeben, ſich als eine wohlthätige Beſchützerinn der ihr anvertrauten größten Landesintereſſen zu bewähren, als ꝛc. So urtheilt man auswärts, ſo im eignen Volk. Von dieſer Macht, dieſer gefährlichen Macht handelt es ſich hier."

So ſpricht ſogar der ſehr gemäßigte, durch und durch loyale Herr von Bülow-Cummerow, der wenigſtens in Bezug auf ſeine Anſichten über die Macht der Büreaukratie des Einverſtändniſſes der Leute des Fortſchritts verſichert ſein kann.

7.

Wie ein ungenannter Schriftſteller ſagt, geſchah in Bezug auf das teutſche Verfaſſungsweſen, was im Evangelium ſteht:

„Die Letzten werden die Ersten und die Ersten werden die Letzten sein.“ Daß Preußen, welches bekanntlich die Lehren des Evangeliums am Meisten in die Politik übergehen zu lassen sucht, im eignen Lande mit der Verfassung zurückgeblieben ist, während es am Bundestage damit voran war, haben die Anhänger des büreaukratischen Systems, obschon nach dem Obigen die Ursachen ziemlich klar sein werden, sehr weisen und triftigen Gründen zuschreiben wollen.

Wir werden hoffentlich bald so weit gekommen sein, daß der sich lächerlich zu machen fürchten muß, der da lehren wollte, es seien die Volksintereſſen, was der Einführung einer Verfassung in Preußen entgegensteht; aber es sollte ebenso ausgemacht sein, daß es auch die Regierungsintereſſen nicht sind, was durch die Nichterfüllung eines auf dem blutenden Dankaltar des Vaterlands abgelegten „Königlichen Worts“ gefördert wird. Daß diese Nichterfüllung in den Sittlichkeits- und Rechtsbegriffen der Beamtenwelt keinen heilbringenden Saamen zurückgelassen haben kann, ist wohl anzunehmen; daß sie aber die Rechts- und Sittlichkeitsbegriffe des Volks sich als eine Macht gegenübergestellt hat, ist gewiß. Das Verſprechen von 1815 und seine Nichterfüllung hat das Volk nicht vergessen und wird es nicht vergessen, denn ein Volk im Ganzen ist immer und vorwiegend moralisch. Also die Regierung hat das Volk fortwährend als moralischen Gläubiger sich gegenüberstehen und sie wird die Gefahr der Mahnung nicht entfernen, mag sie Mittel anwenden, welche sie wolle. Daß eine solche moralische Stellung für jede Regierung eine höchst bedenkliche und quälende sein muß, bedarf wohl keiner Ausführung. Es scheint uns hierin allein schon Grund genug zu liegen, alle „weise und triftige“ Gründe gegen die Einführung einer Konstitution bei Seite zu lassen. Dennoch müssen wir das Gerüste, wodurch man den status quo zu stützen sucht, einer kurzen Betrachtung unterwerfen.

Zuerst kommen die Flitter und Schleier, welche die Männer der alten Zeit dem Absolutismus umzuhängen pflegen, dann die Bedenken, wodurch sie den Rechtsstaat fern zu halten suchen.

a. Man kommt uns zuerſt mit der bei jeder Gelegenheit und von jeher der Welt vorgerühmten „Liebe zum König und zum angeſtammten Herrſcherhaus“ entgegen. Was iſt ein König? Er iſt erſtens vom Kopf bis zur Zehe ein Menſch wie wir andern auch und zweitens iſt er (wie ein König ſelbſt ſagt) der „oberſte Beamte des Staats,“ der die Macht und die Pflicht hat, das Wohl, die Rechte und die Freiheit der Staatsbürger zu fördern und zu wahren. Das ſind triviale Sätze, aber, wie es ſcheint, bei Weitem noch nicht trivial genug; in Teutſchland wird ſelbſt das Trivialſte neu, wenn es in ungeblümter Sprache auftritt. Sofern ein König ein Menſch iſt, ſchließen wir ihn natürlich in unſere allgemeine Menſchenliebe ein, müſſen aber in dieſer Beziehung zugeſtehen, daß ein Bettler und ſonſt ein hülfsbedürftiger Menſch auf unſere Menſchenliebe ein größeres Recht hat, als ein König; beim König iſt alſo, wenn wir ihm unſere Liebe in einem über das allgemeine Maß hinausgehenden Grade zuwenden ſollen, wie auch bei jedem Andern, durchaus erforderlich, daß er ein ausgezeichneter, ein beſonders liebenswerther Menſch ſei. Das kann er durch Geiſt und durch Tugenden ſein. Hat aber ein Fürſt weder Geiſt noch Tugend, ſo iſt in aller Welt nicht abzuſehen, warum man ihn als Menſchen mehr lieben ſolle, als jeden andern von gleichem Werth. Wenn irgend etwas in der Welt gerecht ſein muß, ſo muß es die Menſchenliebe ſein. Soll aber die beſondere Liebe, die man für den Fürſten in Anſpruch nimmt, dem Fürſten als ſolchem, nicht dem Menſchen gelten, ſo iſt dies nothwendig eine Liebe zu dem Poſten, den der Fürſt bekleidet. Will man eine ſolche Liebe ſchaffen, ſo iſt nicht einzuſehen, warum man nicht ebenſo gut eine Liebe zum Miniſter, zum Oberpräſidenten, zum Geheimrath ꝛc. feſtſetzt, wie eine Liebe zum König. Die Liebe, die ſich bis auf den Poſten erſtrecken ſoll, kann nur davon abhängig ſein, wie der Poſten wahrgenommen wird. Soll ein Fürſt, der das Volk tyranniſirt, geliebt werden? Soll die Liebe als angeborene Pflicht feſtſtehen und ausdauern, der Fürſt mag ſchlecht oder gut ſein? Rußland, China! Warum liebt ihr einen Nero nicht? Weil er ein ſchlechter Menſch ſowohl, als ein ſchlechter Fürſt war. Das iſt die

einfache Probe auf das ganze Exempel. Wollt ihr eine von der Natur eingesetzte, specifisch unterschiedene Königsliebe statuiren, so müßt ihr auch einen Nero lieben; müßt ihr aber einen Nero und ähnliche Subjekte von eurer Liebe ausschließen, so sichert ihr uns dadurch zugleich die Freiheit, jeden König von unserer Liebe auszuschließen, der uns nicht gefällt, denn bis zu einem Minnegericht in der Fürstenliebe haben wir es noch nicht gebracht.

Die Liebe ist etwas Freies, sie läßt sich weder erzwingen noch vorschreiben und richtet sich nach dem Liebeswerth und Verdienst, das der Liebende dem Geliebten beimißt. Diejenigen, die uns alle Tage in Zeitungen, Verordnungen und Toasten so viel Liebe insinuiren, erlauben sich von der einen Seite eine aufdringliche Anmaßung, die unserer Freiheit Gewalt anthut, und machen von der anderen Seite den Fürsten ein schlechtes Kompliment. Es ist nicht gut begreiflich, warum ein Fürst von Einsicht seinen Beamten nicht verbietet, dem Volk zu sagen, daß es sich durch Liebe zu ihm auszeichne. Entweder ist dies eine Wahrheit und dann liegt eine Anerkennung für den Fürsten darin, eine Anerkennung für einen Dritten aber bringt man nicht dem Anerkennenden entgegen; oder es ist eine Lüge und dann wird der Fürst wie das Volk in gleichem Grade dadurch beleidigt. Man läßt also in beiden Fällen am Besten die Liebe ungestört. Wo so viel von Liebe zum König gesprochen wird, da erregt man den Anschein, man habe Ursache zu fürchten, daß die Liebe zu Ende gehe. Liegt diese Ursache zum Grunde, so ladet man durch das Haranguiren zur Königsliebe die Schuld auf sich, Heuchler und Sklaven zu machen, und es gibt keine niederträchtigere Sklaverei, als diejenige, welche sich sogar zum Gefäß einer Liebe gebrauchen läßt, die sie nicht besitzt. Ihr mögt einem Menschen unbegründeten Haß einreden, ihr mögt seinen Kopf mit Aberglauben anfüllen, ihr mögt ihn durch Lügen zu Verbrechen verleiten, ihr mögt aus ihm machen, was ihr wollt: durch nichts mißbraucht ihr seine Natur und sein Gefühl empörender, als wenn ihr ihn zum Lügner der Liebe, zum Lügner einer gelogenen Liebe macht, zu einem Lügner, der nicht bloß Andere, sondern auch sich selbst belügt. Eine bewußt erlogene Empfindung ist

Heuchelei, aber ſie hat wenigſtens einen Willen; eine unbewußt und zwar unter fremdem Einfluß erlogene iſt zugleich willenlos, alſo verſunkene Sklaverei des Geiſtes wie des Gemüths — eine Sklaverei, die um ſo niedriger ſein muß, je höher die erlogene Empfindung iſt, je mehr Freiheit alſo mit ihr vereint ſein ſollte. Fragt alle die Tauſende von Hurrahſchreiern, denen Liebe zu Dieſem und Jenem eingeredet oder diktirt worden, welche Rechenſchaft ſie ſich über dieſe Liebe ablegen. Wehe über ein Volk, das ſich ſogar das Bewußtſein wie das Recht über ſeine Empfindungen abſchwatzen oder abzwingen läßt!

Viele hegen, indem ſie von Liebe zum König ſprechen, die Abſicht, dadurch zu ſagen: wir wollen unſere Dynaſtie beibehalten. Verknüpft man dieſen Sinn damit, ſo könnte zuallererſt der Fürſt ſelbſt die Frage aufwerfen: „Warum ſagt ihr, daß ihr die Dynaſtie beibehalten wollt, während doch der Dynaſtie keine Nebenbuhler entgegenſtehen? Iſt die Dynaſtie in Gefahr? Iſt ſie etwa in Gefahr bei euch ſelbſt?“ In Frankreich z. B., wo zwei Prätendenten an der Krone freien, oder in einem Krieg, z. B. mit Napoleon, hat es einen Sinn, zu ſagen: Wir wollen die Dynaſtie beibehalten, denn wer wird ſich vom Feind eine aufdrängen laſſen? Aber in einem Staat ohne Prätendenten und im tiefen Frieden können ſolche ungerufene Betheuerungen nur auf einen geheimen Krieg zwiſchen der Dynaſtie und dem Volk anſpielen.

Wieder Andere, und zwar die Meiſten, beziehen die Liebe zum König auf das monarchiſche Prinzip. Dieſe täuſchen in der Regel entweder ſich ſelbſt oder Andere. Die ſich ſelbſt täuſchen, vergeſſen, daß das politiſche Prinzip in das Gebiet des Verſtandes gehört und daß die Ueberzeugung über die Rechtigkeit eines Prinzips ſich nicht als obligate Liebe zu jeder Perſon darthun kann, welche das Prinzip zur Ausführung zu bringen hat, daß vielmehr die Perſon, wie es in freien Staaten z. B. England der Fall iſt, nur dann vom Volk mit dem Prinzip identificirt und geliebt wird, wenn ſie demſelben im Sinne des Volks entſpricht. Auch das „le roi est mort: vive le roi!“ beweiſt, daß man das Prinzip ohne die Perſon leben läßt; die

letztere versteht man nicht mit Prädikaten, wenn man bloß das erstere im Auge hat, während man bei uns die Prädikate stereotypiren will, die der freien Wahl müssen überlassen bleiben. Diejenigen, die Andere täuschen, verstehen unter dem monarchischen Prinzip, dessen Anhänger sie durch die Verpflichtung zu einer blinden, persönlichen Anhänglichkeit an den Ausführer des Prinzips sichern wollen, nichts Anderes, als den Absolutismus der alten Art. Ihre Absicht geht dahin, daß man den Absolutismus in der Person des Fürsten und die Person des Fürsten im Absolutismus lieben solle, denn hierdurch bildet sich die Lebenssphäre aller Derjenigen, welche, ohne Fürsten zu sein, absolutistisch auftreten und welche hier als Kamarilla, dort als Aristokratie, dort als Büreaukratie den Absolutismus ausbraten wollen. Wenn diese Leute könnten, wie sie wohl möchten, sie würden, wie es z. B. in Rußland geschieht, den Fürsten nicht bloß zum unbeschränkten Herrscher, sondern zugleich zum Gott machen und ihm nicht bloß allen Willen und alle Kräfte, sondern auch das Gewissen und die Liebe des Volks als ewiges, dogmatisch zugesichertes Eigenthum unterwerfen, um von dem Eigenthum bescheidentlich den Zinsenabfall genießen zu können. Worauf sie dabei am Ersten verzichten würden, das wäre allenfalls die Liebe, die vielempfohlene Liebe, denn die Furcht, die pure Furcht, die Furcht in ihrer rohen, unmittelbaren Austernfrische ist für die Gourmands des Absolutismus bei Weitem pikanter, als wenn sie eine fade, langweilige Liebe dabei durchschmecken müssen.

Wo von Rechten die Rede ist, wie hier bei Betrachtung des Verhältnisses zwischen Volk und Fürsten, da muß aller Nimbus der Person zerstreut werden, da darf nur die größte Nüchternheit zu Gericht sitzen. Diese Nüchternheit, die Schutzgöttin des Rechts, sagt uns, daß wir einen Fürsten, wenn er seinen Beruf erfüllt, wie er muß, wenn er sich weder durch sich selbst noch durch seine Rathgeber auf Abwege bringen läßt, persönlich anerkennen und doppelt anerkennen können, da diese schwierige Berufserfüllung für die im Purpur geborenen Herrscher eine doppelt schwierige sein muß; daß aber jede Liebesbezeugung, die nicht durch das Verdienst, sondern durch die Demuth vor der Gewalt oder den

Nimbus der Macht hervorgerufen worden, mit einem Wort jene Liebe der Furcht oder der blinden Unterordnung, eine Unwürdigkeit, eine Sklaverei und zugleich ein Verrath an den Volksrechten iſt, da ſie den Fürſten das Schlechtregieren erleichtert, ſie indirekt zum Schlechtregieren auffordert. Was das Volk dem Herrſcher in monarchiſchen Staaten nicht weniger als in republikaniſchen ſchuldig iſt, das ſind allein die Rückſichten und der Gehorſam, welche dem jeweiligen Inhaber der oberſten Staatsgewalt und dem Vollſtrecker der Staatsgeſetze innerhalb der Schranken des Rechts und des Geſetzes gebühren. Deßhalb könnte es in einer Republik ebenſo gut Majeſtätsverbrechen geben, wie in einer Monarchie: Verbrechen gegen die concentrirte Gewalt und Autorität des Volks, gegen die Volksmajeſtät.

b. „Das Vertrauen zum Regenten.“ Mit dem Vertrauen zu einem unbeſchränkten Herrſcher iſt es ähnlich beſtellt, wie mit der Liebe zu ihm. So lang die ewigen Prinzipien der Freiheit, der Wahrheit und des Rechts, wenn das Volk ſie aufſtellt, angegriffen und verdächtigt werden, ſo lang ſollte man ſich ſchämen, ihnen menſchliche Perſönlichkeiten als untrüglich entgegenzuſetzen. Wo in aller Welt ſoll man das Recht auf den Anſpruch auffinden, daß eine einzelne Perſon die Intereſſen von Millionen, deren Bedürfniſſen ſie von vorn herein durch ihre Stellung und Erziehung entfremdet iſt, beſſer kennen und befördern werde, als die in möglichſt vielen Organen ſich ausſprechende und geltend machende Geſammtintelligenz und Geſammtthätigkeit dieſer Millionen ſelbſt? Liegt in ſolchem Verhältniß nicht grade die Aufforderung zum Mißtrauen ſtatt zum Vertrauen? Kein Menſch in der Welt, wie er auch geſtellt ſei, hat das Recht, für den Gebrauch ſeiner Gewalt über Andere ein Vertrauen zu antizipiren. Das Vertrauen will verdient, nicht gefordert werden, und will man es erhalten, ſo ſtütze man es durch Garantieen, die zuverläſſiger ſind, als menſchlicher Wille und menſchliche Fähigkeit: auf Verfaſſungsgarantieen.

Das Wort Vertrauen iſt einer abſoluten Regierung gegenüber unter keinen, alſo auch unter den günſtigſten Umſtänden nicht an ſeinem Platz. Vertrauen kann man nur Demjenigen, dem

man auf dem Rechtsboden gegenübersteht und dem man sich mit freier Selbstbestimmung anvertraut; Demjenigen aber, der von vorn herein die absolute Macht hat, mir nach seinem Gutdünken und Willen über mich und meine Angelegenheiten zu verfügen, gegen meine Wünsche, Grundsätze und Überzeugungen zu handeln, kurz in dessen Gewalt ich bin, einem Solchen kann ich höchstens trauen. Es gibt kein Vertrauen, wo das Mißtrauen unwirksam, wo also der Gegensatz vernichtet ist, sowie es keine Wärme gibt, wo keine Kälte sich geltend machen kann. Einem Mächtigen gegenüber, gegen den jeder Widerstand von vorn herein abgeschnitten ist, muß nothwendig das Vertrauen der Normalzustand sein — der Gefangene kann nur mißtrauisch sein; — das Aufheben dieses Zustandes ist durch das Wort Trauen bezeichnet. Trauen ist rein negativer Natur, es drückt bloß aus, daß man den Andern grade nicht fürchtet, sich augenblicklich von ihm keiner Gefahr versieht; Vertrauen aber ist positiver Natur und drückt den festen Glauben aus, daß der Andere, dem ich mich aus freien Stücken anvertraut habe, meinen Wünschen, meinen Erwartungen, meinen Interessen, meinem Mandat entspricht. Trauen bezeichnet suspendirtes Mißtrauen, Vertrauen bezeichnet die Nichtexistenz des Mißtrauens. Vertrauen, wie man so nennt, ohne Freiheit und Rechte ist nur denkbar beim Mangel an Intelligenz und Willen. Unmündige Kinder „vertrauen" den Eltern, weil sie in diesen ihre Intelligenz und ihren Willen ersetzt fühlen. Sind wir Kinder, selbst wenn die Fürsten Väter wären? Je unmündiger die Völker, desto mehr sind sie auf das Vertrauen zu ihren Regierungen hinverwiesen. Wo gibt es mehr sogenanntes Vertrauen, als in Rußland und in China?

Fragen wir nun gar die Geschichte, wie die absoluten Regierungen das verlangte Vertrauen gerechtfertigt haben, zu welchen Resultaten gelangen wir dann? Ihr werdet mit eurem Vertrauen schlecht bestehen, wenn wir nur an Eins erinnern: daß heilige, sogar von guten Fürsten vor aller Welt feierlich gegebene Versprechen dem größten Vertrauen der Völker gegenüber unerfüllt geblieben sind! Sind das die Belege zu eurer Lehre vom Vertrauen?

Von Keinem und für Keinen werde freien Menſchen Vertrauen abverlangt im Voraus oder als ein Recht! Unſer Vertrauen wie unſere Liebe ſei der Preis des Verdienſtes um uns. Wir lieben und vertrauen in der Politik nur aus reinem Egoismus, dem Egoismus des Rechts und der Freiheit.

e. „Verantwortlichkeit der Fürſten vor Gott.“ Alſo Himmelspolitik, Garantieen aus der anderen Welt! Wir wollen uns nicht in den Himmel verirren, um das dicke Notizbuch des lieben Herrgotts über all die Regierungen nachzuſehen, die ſich ſchon mit ihrer Verantwortlichkeit an ihn verwieſen haben. Aber wie ſteht's um die Verantwortlichkeit, wenn die Fürſten, wie auch andere Leute, an die jenſeitige Welt der Garantieen nicht glauben? Friedrich II. ſagte: **post mortem nihil est!** Wir dächten, Verantwortlichkeit der Miniſter vor dem Volk wäre einſtweilen beſſer, als Verantwortlichkeit der Fürſten vor Gott.

d. „Nicht dasjenige Land iſt das glücklichſte, welches die beſte Verfaſſung hat, ſondern dasjenige, welches am Beſten verwaltet wird.“ Wenn es je eine politiſche Lüge gegeben hat, ſo iſt es dieſer, ſoviel uns erinnerlich, von Pope aufgeſtellte Grundſatz. Man hat ihn in Preußen bei der Lehre benutzt, daß bei uns die „Verwaltung die Verfaſſung erſetze.“ Darin hat der Grundſatz natürlich Recht, daß ein Land auch bei der beſten Verfaſſung nicht glücklich ſein kann, wenn es ſchlecht verwaltet wird. Wo aber iſt die meiſte Ausſicht auf eine gute Verwaltung vorhanden, in einem Staat mit guter, oder mit ſchlechter, oder mit gar keiner Verfaſſung? Darauf kommt es an. Es gereicht dem Grundſatz zur traurigen Stütze, daß in einem Staat ohne Verfaſſung zugleich dafür geſorgt iſt, daß die Mängel der Verwaltung nicht an's Licht kommen, theils weil die Menſchen ſich an die Ertragung der Uebel gewöhnen und alsdann keinen Vergleich mit einem beſſern Zuſtand anzuſtellen wiſſen, theils weil die Wege zur Oeffentlichkeit geſchloſſen ſind. Ohne dieſe traurige Erfahrung würde der Pope'ſche Grundſatz längſt von Millionen Zeugen widerlegt und es würde gar nicht mehr nöthig ſein, ein Wort darüber zu verlieren.

Wenn man in irgend einem Lande den Muth hat, die Verwaltung als Ersatz für die Verfassung auszugeben, so mache man sich zum Mindesten gefaßt auf die allerstrengsten Ansprüche an diese Verwaltung. Von einer Verwaltung, die dem Volk das Mitsprechen und Mithandeln in seinem Staatshaushalt ersetzen will, muß man billiger Weise verlangen, daß sie vollkommen, daß sie ein Ideal sei. Hat aber eine solche Verwaltung nicht bloß kleine Mängel, sondern hat sie sogar große Nachtheile für das Volk im Gefolge, fordert sie z. B. mehr Geld von ihm, als für die Wirthschaft des Staats erforderlich ist und als die Volkswohlfahrt entbehren kann, hat sie bei ihrem System mehr sich selbst, als das Volk im Auge, legt sie nicht offen und ehrlich Rechnung ab, kann sie das Licht der Oeffentlichkeit nicht ertragen, schaudert sie zusammen bei jedem Hauch der Freiheit, wendet sie geheime und unehrenhafte Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke an, demoralisirt sie das Volk, macht sie es mißtrauisch und furchtsam, fühlt es sich überhaupt nicht behaglich unter ihr ꝛc., dann ziehe sie den Satz, sie könne die Verfassung ersetzen, getrost wieder ein und gestehe, durch Anwendung eines jener Trugbilder, die so oft im Munde der Leute eine Zeitlang als Wahrheiten kursiren, eine Täuschung versucht zu haben. Freilich ist es im Grunde nicht nöthig, zur Erkennung dieser Lüge a posteriori zu verfahren; dem gesunden Menschenverstand muß schon von vorn herein die Falschheit des Exempels einleuchten und auf ein als falsch erkanntes Exempel ist es eigentlich nicht nöthig, die Probe zu machen.

Die Verwaltung soll im Staat genügen, weil die Verfassung eine Einmischung des Volks zur Folge hat und von dieser Einmischung nichts Gutes zu erwarten steht. Das wäre mit zwei Worten der vorgekehrte Grund, von dem ihr ausgeht. Ist nun etwas natürlicher in der Welt, als daß das Volk, das Mißtrauen, welches ihr ihm entgegenkehrt, erwiedert, euren Satz umdreht und euch sagt: der Verwaltung muß eine Verfassung zur Seite stehen, weil ohne diese die Verwaltung mit uns macht, was ihr beliebt? Hat etwa die Verwaltung das Privilegium des Mißtrauens? Nur ein durchaus unwürdiges Volk hat Ur-

ſache, ſeiner Regierung mehr zu trauen, als ſich ſelbſt, und keine Regierung in der Welt hat ein Recht, vom Volk mehr Vertrauen zu verlangen, als ſie ihm ſchenkt. Mit dem Wort Vertrauen wird überhaupt in unſerer verlogenen Zeit von gewiſſen Seiten ein ſo empörender Mißbrauch getrieben, daß man offen und ehrlich von beiden Seiten das Mißtrauen als Regel proklamiren ſollte, um vielleicht die Mittelſpur der Wahrheit und Aufrichtigkeit wieder finden zu lernen. Es iſt eine ebenſo verderbliche, als dreiſte Lüge, daß in Teutſchland, insbeſondere in Preußen, wirkliches und durchgehendes Vertrauen herrſche. Es iſt eine Unmöglichkeit, daß Vertrauen im Volk herrſche, ſo lang es ſeine Rechte nicht anerkannt und geſichert, ſich dagegen auf jedem Schritt und Tritt bevormundet, beaufſichtigt und gelähmt ſieht; es iſt eine Unmöglichkeit, daß Vertrauen bei den Regierungen herrſche, ſo lang ſie ſich nicht mit dem Geiſt der Freiheit verſöhnen, ſo lang ſie ſich in ſchroffer Wahrung oder Erweiterung ihrer hiſtoriſchen Rechte vom Volk getrennt halten und jedes Verlangen einer Conceſſion nicht als ein Recht und eine Nothwendigkeit, ſondern als ein Verbrechen und ein Unglück betrachten. Man wird es ſogar für ein Verbrechen erklären, daß man das Vorhandenſein des Vertrauens abzuleugnen die Ehrlichkeit beſitzt — der beſte Beweis von dem Nichtvorhandenſein deſſelben, da ein vorhandenes durch eine ableugnende Stimme nicht gefährdet werden kann.

Man hat uns in Teutſchland ſchon ſo lang mit Vertrauen geſpeiſt, daß man wahrhaft mythologiſche Begriffe von unſerm Magen haben muß. Ihr wollt frei ſein? Habt Vertrauen! Ihr wollt glücklich ſein? Habt Vertrauen! Ihr wollt eine freie Preſſe? Habt Vertrauen! Ihr wollt eine Verfaſſung? Habt Vertrauen! Ihr wollt Wort gehalten haben? Habt Vertrauen! Ihr wollt Art. 13? Habt Vertrauen! Ihr wollt Art. 18? Habt Vertrauen! Ihr wollt Vertrauen? Habt Vertrauen! Ihr ſchüttelt die Köpfe? Habt Vertrauen! Mögt ihr unterdeß alt werden, verſchimmeln und verzweifeln — habt Vertrauen! Mögt ihr nach dem Kirchhof getragen werden einzeln oder in Maſſe — habt Vertrauen! Mag die Welt ſtehen oder zu Grunde

gehen — habt Vertrauen! Habt Vertrauen morgen wie heute, dort wie hier, habt Vertrauen bis an den jüngsten Tag, der Herr wird es euch lohnen ewiglich, und sollte ihr euch je des Mißtrauens erfrechen, so hol' euch der Teufel in Ewigkeit!

Die Verwaltung eines Staats ohne Verfassung kann niemals gut sein, da der Geist, welcher das Recht und Bedürfniß des Volks zum Mitregieren nicht anerkennt, zugleich zu absolutistisch einseitig ist, um sich in die wahren Volksbedürfnisse versenken zu können. Es kommt dem Geist des Volks nicht bloß darauf an, daß es im Schiff des Staats möglichst ruhig und sicher gefahren werde; nein, seine Hauptbefriedigung besteht darin, sich selbst zu fahren. Nur die freie und thätige Theilnahme am Staatsleben bringt es mit all den Beziehungen in Verbindung, welche den Keim eines höheren Menschenglücks in ihm entwickeln. Seine Ausschließung vom Staatsleben heißt seine Ausschließung von der menschlichen Bestimmung und überdieß ist der Hinweis auf die bloße Regierung ein Hinweis auf den Zufall. Hat aber der Zufall, z. B. durch die Hervorbringung eines ausgezeichneten Regenten, momentan eine gute Verwaltung geschaffen, so liegt nur in der Verfassung und der thätigen Betheiligung des Volks die Garantie, daß die Verwaltung auch gut bleibe. Es sollte wahrlich nicht nöthig sein, dergleichen noch zu sagen, nachdem die Geschichte uns tausend Mal das Trauerspiel aufgeführt hat, daß der rechtschaffenste Minister einen Schurken, der trefflichste Regent ein Scheusal zum Nachfolger hatte. Die Monopolisten der Staatsverwaltung scheinen aber gar nicht einzusehen, daß sie durch ihre Lehre grabezu das Volk dem baaren, gewissenlosen Zufall überantworten.

Wenn die Verwaltung eines Staats wirklich gut ist, so braucht sie keine Verfassung zu scheuen; wenn die Verfassung eines Staats gut ist, kann sie der Verwaltung nicht schaden. Eine gute Verwaltung kann eine schlechte Verfassung höchstens unterstützen; eine gute Verfassung kann eine schlechte Verwaltung umschaffen. Ist die Verwaltung in Preußen gut, warum scheut sie die Verfassung; ist sie nicht gut, warum soll sie nicht umgeschaffen werden?

Es iſt ein Hauptzweck dieſes Buchs, zu zeigen, durch Thatſachen zu zeigen, daß die Verwaltung in Preußen keineswegs geeignet iſt, die Verfaſſung zu erſetzen, daß vielmehr grade ſie eine Verfaſſung mit der dazu gehörigen Preßfreiheit und jeder Art von Oeffentlichkeit zum dringendſten Bedürfniß macht. Ob das Glück, welches dieſe Verwaltung ſchafft, ſo lauter und tief gewurzelt iſt, wie man uns glauben machen mögte, das mag durch das Urtheil des Volks ſelbſt entſchieden werden.

Der preußiſchen Verwaltung wüßten wir nicht bloß in Bezug auf die formelle Ordnung und den mechaniſchen Gang der Geſchäfte, ſondern auch in Bezug auf die Organiſation und perſonelle Zuſammenſetzung wohl Vorzüge nachzurühmen. Wir fühlen uns indeß nicht berufen, ſie hervorzuheben, da nach unſerer Anſicht nur der Sklave lobt, wo der Tadel ein Verbrechen iſt, auch die Zwanzigbogenfreiheit nicht für das Lob geſchaffen iſt. Jene Vorzüge ſind aber keineswegs geeignet, die Büreaukratie aufzuheben und deren Nachtheile aufzuwiegen. Wer weiß, ob ſie nicht ſogar bei der Büreaukratie verdächtigt oder diskreditirt würden, wenn eine Oppoſitionsſtimme ſie lobte. Ja, könnte nicht durch ſolches Lob die Amtsverſchwiegenheit compromittirt werden? Ein Siegel auf das Geheimniß! „Die Miniſter und deren Beamten allein ſind in das Geheimniß der Verwaltung eingeweiht; ſie ſelber aber ſchweigen und — wer ſpräche ohne ihren Willen?! Wie hier ſo überall iſt Wiſſen und Handeln Monopol der Miniſter; ihr ergebenes Dienerpaar Cenſur und Polizei wacht darüber, daß keine andere Meinung, keine andere Thätigkeit ſich geltend mache, als die ihrige; ihnen untergeordnet iſt Alles, Geſetzgebung wie Rechtspflege, Schule wie Kirche, Steuereinnahme wie Steuerverwaltung; in ihnen ſammelt, regt und verzehrt ſich das ganze Leben des Staats.“ (Vier Fragen, von einem Oſtpreußen.)

e. „Die Eigenthümlichkeit des preußiſchen Staats verträgt keine Volksrepräſentation.“

Die Beantwortung der Frage, ob ein Land ſich zur Einführung einer Repräſentativverfaſſung eigne, kann in der Hauptſache einzig von der Beantwortung der Frage abhangen, ob

daſſelbe den erforderlichen Grad von Intelligenz und politiſcher Reife erlangt habe. Will man in Preußen, wie etwa in Rußland, die erſtere Frage durch Verneinung der letztern beantworten, ſo ſchreibt man dem preußiſchen Staat eine „Eigenthümlichkeit“ zu, gegen welche das Volk nicht bloß, ſondern auch die Regierung ſelbſt, im Hinblick auf die gerühmte preußiſche Intelligenz, proteſtiren muß. In Preußen iſt durchſchnittlich mehr Intelligenz und Vorbildung, als in irgend einem andern Staat des Continents, ſie braucht bloß Gelegenheit zur praktiſchen Anwendung und Conſolidirung. Ein einziges Jahr mit Preßfreiheit würde die angeſetzte Intelligenz zum Durchbruch und das preußiſche Volk um zwanzig Jahre vorwärts bringen, es würde ſeine Anſichten und Prinzipien zu einer ganz zuverläſſigen Grundlage fixiren. Um die zur Volksrepräſentation erforderliche Intelligenz taxiren zu können, brauchen wir übrigens bloß einen Blick namentlich in die neueren Verhandlungen der, obgleich ſo machtloſen und ungünſtig zuſammengeſetzten Provinziallandtage zu thun. Es hat ſich auf dieſen Landtagen, auf welchen die Intelligenz gar nicht vertreten iſt, dennoch durch nichts gezeigt, daß unſere Miniſter mehr wahre Intelligenz beſitzen, als durchſchnittlich unſere Landtagsdeputirten, wenn ſie auch durch Geſchäftsroutine und büreaukratiſches Auftreten manchen derſelben für den Augenblick imponiren würden. Es wäre eine intereſſante Unterſuchung, ob unter einer gleichen ausgewählten Anzahl ſich mehr Miniſter zu Deputirten oder mehr Deputirte zu Miniſtern eignen würden. Sind aber unſere Deputirten, insbeſondere bei ausgedehnterer Vertretung der Intelligenz, unſeren Miniſtern gewachſen, ſo muß das Urtheil, welches den Erſtern die Fähigkeit abſpricht, zugleich eine Verurtheilung für die Letztern ſein. Den Vorwurf der Unreife darf man ſich in Preußen nur auf Koſten der Regierungsmänner gefallen laſſen. Man braucht auch nicht anzunehmen, daß die Miniſter und Geheimräthe in die Arena einer Deputirtenkammer etwa deßhalb nicht hineinwollten, weil ſie keine ebenbürtige Gegner zu finden glaubten. Zwar ſind ſie durch die Gewohnheit nicht dazu gelangt, in der Praxis ſo bald einen Gegner für ebenbürtig zu halten; aber ihr Selbſtvertrauen und ihre Ge-

ringſchätzung Anderer reicht, wie die ſo ängſtlich bewachte Heimlichkeit beweiſt, nicht über die Thürſchwelle des Büreau's hinaus. Es gibt überhaupt ſo Viele, die im Büreau wahre Helden ſind und es mit Hülfe ihrer Polizei gegen ein ganzes Volk aufnehmen; der gelindeſte Hauch der Oeffentlichkeit aber, wehe er aus den Hallen der Deputirtenkammer oder aus den Blättern der Preſſe ſie an, iſt ihnen ein Schrecken, iſt ihnen tödtlich. Wahre Mumien, conſerviren ſie ſich in den Gräbern der Büreau's eine Unendlichkeit lang; an der freien Luft fallen ſie zuſammen. Sonderbar! Im gewöhnlichen Leben kann das böſe Gewiſſen bei Nacht nicht ohne Licht, im politiſchen kann es bei Tag nicht ohne Finſterniß ſein.

Im Grunde iſt übrigens jede fernere Unterſuchung über die Intelligenz des preußiſchen Volks und ſeine Reife für eine Repräſentativverfaſſung ganz überflüſſig, da man als gewiß annehmen kann, daß ein Volk, welches ein Verfaſſungsbedürfniß zu erkennen im Stande iſt, auch die Mittel zur Befriedigung desſelben richtig wird zu beurtheilen wiſſen. Das Verfaſſungsbedürfniß aber hat ſich oft und vielſeitig genug kund gegeben, trotz den Redensarten des Herrn Bülow-Cummerow und Anderer, welche das Urtheil ihrer Bauern oder Beamten zum Barometer der öffentlichen Meinung machen mögten. Damit beſeitigen ſie weder die Zeit, wo die Regierung ſelbſt die Verfaſſung als ein Bedürfniß erkannte, und die ganze öffentliche Meinung erbittert über die Mittel war, womit man jenes Bedürfniß wieder in den Hintergrund zu drängen ſuchte, noch beſeitigen ſie damit die Ueberzeugungen, welche noch jetzt von der Oſtſee bis zum Rhein durch das Volk umhergeſä't ſind und die nur deßhalb nicht kräftig in die Oeffentlichkeit herauswachſen, weil man ſie mit der Egge der Furcht unter die Schollen zu kratzen gewußt hat. Alſo das Bedürfniß iſt vorhanden und hat ſich ausgeſprochen, aber das Urtheil über die Mittel zur Befriedigung iſt wieder zur Ruhe verwieſen. Soll etwa gewartet werden, bis jeder einzelne Preuße, er ſei Advokat oder Gerichtsdiener, er ſei Gutsbeſitzer oder Gänſehirt, zum Deputirten reif iſt? Wenn wir ſo weit wären, dann

wären wir auch über die Verfaſſungsfrage längſt hinaus und — über die Büreaukratie!

Man will uns von gewiſſen Seiten immer tröſten mit der Phraſe vom „gemäßigten Fortſchritt“ und der „organiſchen Entwickelung.“ Wir wiſſen längſt, was man damit ſagen will. Seid doch lieber aufrichtig wie der Mann des „l'état c'est moi!“ es war, denn ihr wollt im Grunde nichts Anderes als er. Die neben dem Gange der Zeit immer mit einem Vorrath von Hemmſchuhen einherlaufen, mögten uns gern glauben machen, die Lebensdauer der Völker verlänger. ſich nach der Langſamkeit ihres Fortſchritts. Ein Ueberſtürzen der Entwickelung wird kein Menſch mit geſunden Sinnen verlangen und erwarten; aber das ſollten die Völker und ihre Lenker doch mehr bedenken, daß die Zeit, welche ein Volk, wie der einzelne Menſch, für den Fortſchritt verliert, ihm niemals wiederkehrt und von ſeinem Leben rein in Abzug kommt. Ein Volk hat nur die Wahl, ſeine Zeit für ſich ſelbſt zu nützen, oder ſie dem Eigennutz Weniger zum Opfer zu bringen.

Die Eigenthümlichkeit Preußens! Welche ſoll es ſein? Iſt es die innere? Sind nicht im Innern, was die Verhältniſſe betrifft, die Wege längſt gebahnt? Sind, was die Verhältniſſe betrifft, die Preußen ein ſo eigenthümlich anticonſtitutionelles Volk von Geblüt und von Wuchs, daß ſich ihnen kein conſtitutionelles Kleid anpaſſen ließe? Wäre es nicht wahre Narrheit, zu behaupten, die Natur habe für die Preußen, oder die Baiern, oder die Meklenburger oder für irgend eine Staatsgeſellſchaft eine beſondere Politik, eine beſondere Verfaſſung, eine beſondere Verwaltung eingeſetzt? Sind nicht, wenn auch die hiſtoriſchen Verhältniſſe Verſchiedenheiten in den Nebendingen begründen, die Hauptgrundlagen für alle die nämlichen? Beſtehen ſie in etwas Anderem, als in den ewigen Grundlagen der allgemeinen Wahrheit, des allgemeinen Rechts, der allgemeinen Freiheit? Braucht über dieſe Grundlagen noch weiter geſtritten zu werden? So wenig, als über die Formen, in welchen auf ihnen gebaut werden muß. Dieſe Formen haben ſich als eine Verbeſſerung erprobt nicht bloß in Ländern, deren Verſchiedenheit von uns man

der Berufung auf dieſelben entgegenzuſetzen pflegt, ſondern in teutſchen Staaten, deren Beiſpiel jeden Einwand beſeitigt. Daß in dieſen Staaten das conſtitutionelle Leben noch nicht zu ſeiner wahren Entwickelung gediehen iſt, das liegt nicht an der conſtitutionellen Verfaſſung, ſondern an den Hinderniſſen, die man ihr bereitet, es liegt hauptſächlich an dem politiſchen und moraliſchen Einfluß der großen nicht conſtitutionellen Staaten und durch dieſe an der Wirkſamkeit des Bundes. Namentlich iſt ohne die verheißene Preßfreiheit die conſtitutionelle Verfaſſung gelähmt, mitunter eine wahre Farce, und die Preßfreiheit vorzuenthalten haben grade die nichtconſtitutionellen Regierungen das größte Intereſſe. Wenn Teutſchland eine Uhr iſt, deren Räder und ſonſtige Beſtandtheile die einzelnen Staaten bilden, ſo bildet Preußen als Träger des Reformationsprinzips das treibende und Oeſterreich als Repräſentant des Conſervationsprinzips das hemmende Gewicht. Daß das treibende des hemmenden nicht hat Meiſter werden können, das haben wir hauptſächlich den mit der öſterreichiſchen Politik correſpondirenden Beſtrebungen der preußiſchen Büreaukratie zuzuſchreiben. Unter ſolchen Einwirkungen geht denn die ganze teutſche Uhr zu ſpät, der Pendel macht in ſchläfrigem Takt ſeine immer gleichen Schwingungen, und wo die übrigen Völker friſch am Schaffen ſind, da dehnt ſich der träumende Michel noch in den Federn. Die Preußen und die Oeſterreicher mögen bedenken, daß ſie dem ganzen Teutſchland für die Hemmung des Fortſchritts verantwortlich ſind.

Die Eigenthümlichkeit ' eußens! Iſt es die äußere? Soll uns dieſe etwa auf das hemmende Verhältniß zu Rußland hinleiten? Doch wir laſſen dies Verhältniß hier bei Seite, weil es an dieſer Stelle mehr auf die Hinderniſſe ankommt, die man vorgibt, als die man verleugnet. Man ſagt, Preußen ſei ein Militärſtaat, deſſen ganze Gewalt in einer Hand vereinigt, deſſen ganze Kraft einem Willen unterworfen bleiben müſſe, damit er ſtark ſei, nicht bloß ſich ſelbſt, ſondern auch das übrige Teutſchland gegen äußere Feinde zu ſchützen. Dieſer Grund *gegen* die Repräſentativverfaſſung wäre eher ein Grund *für* dieſelbe, aber in anderem Sinn. Die Kraft der Regierung liegt in der Kraft

des Volks, die Kraft des Volks in dessen Selbstbewußtsein und Freiheitsgefühl. Den Unterschied zwischen Unterthan und Bürger hat man 1806 und 1813 kennen gelernt und dieser Erkenntniß entsprang das Institut der Landwehr. Die Landwehr ist früher eine Wahrheit gewesen; was ist sie jetzt? Eine fortwährende Schule des militärischen Gehorsams und eine Anstalt, welche mehr durch ihren Namen, als durch ihren Geist die Werkzeuge einer unbeschränkten Regierung zur Abhaltung des störenden Auslandes vermehren und vollzählig erhalten hilft. Anders kann man ein Institut nicht nennen, das nur Pflichten, aber nicht ein einziges Recht schafft, das nur Gehorsam aber kein Vertrauen, das nur Zwang aber kein Freiheitsbewußtsein kennt. Und dennoch wäre die Landwehr vielleicht schon wieder abgeschafft (cf. das „Woher und Wohin?"), wenn sie nicht ebenso nach Außen imponirte, wie sie nach Innen ungefährlich ist. Der Begriff einer wirklichen Landwehr, eines Bürgermilitärs, fordert, daß der Wehrmann als freier Staatsbürger seine Waffe an den Heerd hänge und sie unter selbstgewählten Vorgesetzten zum Schutz des Vaterlandes gebrauche, nicht aber, daß ihm die Muskete aus den verschlossenen Arsenalen bloß zu einer ihm aufgedrungenen jährlichen Uebung gereicht werde, die er unter fremden Oberofficieren aus dem Linienmilitär mitmacht. Hätte die „Times" das gewußt, sie würde nicht in ihren famosen Artikeln Preußen mit der Landwehr gedroht haben. Man ist bei uns bloß Landwehrmann, um so und so oft in andrer Uniform wieder in den Zwang des frühern Militärverhältnisses zurückzutreten, nicht, um sich als stolzen Beschützer seiner Mitbürger betrachten zu lernen, dem auch der innere Schutz übertragen werden könnte. Ist die Uebung beendigt, so gibt der Bürgersoldat sein Uebungswerkzeug und seine Uniform wieder ab und nimmt mit nach Hause — nicht etwa ein Gefühl seiner vielgerühmten Wehrhaftigkeit, sondern nur seiner Dienstbarkeit und Abhängigkeit. Liegt in der Waffenübung der Landwehrleute, wie man behauptet hat, eine Garantie der innern Freiheit des Volks? So viel Uebung besitzt Jeder leicht, auch ohne Landwehrmann zu sein, daß er sich für seine Person seiner Haut wehren kann. Ist er aber als Landwehrmann ohne Wehr

eine furchtbarere Perſon, als jeder andere Mann ohne Waffe? Die Landwehr hängt nicht mit dem Volk, ſondern nur mit der Regierung zuſammen; ſie führt nur dann eine Waffe, wenn das Linienmilitär nicht mehr ausreicht und ſie von der Regierung zu Hülfe genommen wird. Wohlan, wenn man dadurch die Wichtigkeit der Landwehr für den Krieg anerkennt, daß man ihr im Nothfall die Entſcheidung deſſelben in die Hand geben muß, warum wird ſie denn nicht in ihrem Geiſt ſchon im Frieden für den Krieg organiſirt? Warum ſoll die Landwehr im Linienmilitär und nicht das Linienmilitär in der Landwehr aufgehen, wie die Schule im Leben? Warum muß die Linie die Polizei der Landwehr bilden, welche umgekehrt ihr Vorbild ſein ſollte? Will und muß Preußen ein militäriſcher Staat zur Beſchützung Teutſchlands ſein — obſchon nicht einzuſehen iſt, warum das nicht jeder Staat in gleicher Art ſein ſoll, — ſo erreicht es, wie es früher erprobt, ſeinen Zweck durch nichts beſſer, als durch Volksbewaffnung. Die Volksbewaffnung aber fordert eben auch Volksverfaſſung. Ein auf der Wehrhaftigkeit freier Bürger beruhendes Militärſyſtem wird eine zehnfach größere Kraft gewähren, als ein Zwangsſyſtem mit bloßen dienenden Maſchinen. Und bleibt denn in einem freien Staat der Zügel der Militärmacht nicht ebenſo wohl in einer Hand, als in einem abſoluten? Wenn Preußen und mit ihm das übrige Teutſchland nur freie Bürger kennten und aus ihnen die Landwehr ihrem Geiſt nach organiſirten, ſo hätten ſie für jeden gerechten Krieg ein Volk zur Verfügung anſtatt einer bloßen Armee und könnten mit wenigen Stamm- und Schulregimentern die ganze ſtehende Linienmacht erſetzen, wobei die Achtung des Auslandes wahrlich nicht leiden würde. Beim nächſten Krieg wird es ſich zeigen, ob das jetzige preußiſche Wehrſyſtem, wie ſchön es auch geordnet ſein und wie ſchöne Paraden es auch aufweiſen mag, für Preußens und Teutſchlands Sicherheit ſo mächtigen Schutz gewährt, daß dadurch die Vorenthaltung einer Verfaſſung gerechtfertigt erſcheint, und ob man nicht abermals genöthigt ſein wird, im Felde an den freien Bürger zu appelliren, den man zu Hauſe nicht anerkennt.

Eben die militärische „Eigenthümlichkeit" Preußens führt es übrigens mit sich, daß zunächst das constitutionelle Teutschland und dann Teutschland überhaupt bei der Einführung einer Verfassung in Preußen vielleicht noch mehr interessirt ist, als Preußen für sich. Zunächst muß die Concurrenz eines mit einem großen stehenden Heer bedeckten Landes, dessen Regierung unbeschränkt ist, dem bereits öfter aufgetauchten und nach gewissen Vorgängen durchaus nicht unglaubhaften Gerücht, daß nach und nach die Verfassungen Teutschlands wieder eingezogen werden sollten, einen sehr beunruhigenden Charakter verleihen. Hieran reiht sich eine zweite Betrachtung. Es ist zwar in den Zeitungen versichert und auch durch Toaste besiegelt worden, daß weder Preußen noch Oesterreich die Hegemonie Teutschlands an sich reißen wolle und werde. Wenn man diesen Versicherungen auch für die Gegenwart allen Glauben schenken kann, für die Zukunft verbürgen sie gar nichts. Wenn ein großes Ereigniß an der Welt rüttelt und unvorhergesehene Interessen rege macht und Versuchungen schafft, dann benutzt man gern die Gelegenheiten und bedient sich seiner Mittel, bindet sich aber nicht an einen frühern Toast und wäre er auch mit Johannisberger Kabinetswein auf dem Krahn des Kölner Doms ausgebracht. Namentlich Preußen hat Belege hierfür in seiner Geschichte und seine Beschaffenheit läßt nicht darauf rechnen, daß diese Belege unvermehrt bleiben. Preußen ist in gewisser Beziehung zu groß, in gewisser Beziehung zu klein. Es ist zu groß für seine Eigenschaft als Bundesstaat; es ist zu klein als Staat für sich. Vergrößerung ist stets sein Streben gewesen und Verhältnisse, denen der teutsche Bund in seiner jetzigen Gestalt nicht Stich hielte, könnten es leicht in Versuchung bringen, seine ungünstige Gestalt auf Kosten des übrigen Teutschlands zu arrondiren. Es müßte sich aber schon eine bedeutende Masse des übrigen Teutschlands zu einem Gegengewicht verschmolzen haben, wenn eine solche Arrondirung nicht sehr bedenklich werden sollte. Die Mittel hierzu würden Preußen aber stets zu Gebot stehen, so lang sich alle seine Kräfte, finanzielle, wie militärische, durch den Druck einer Hand in Bewegung setzen ließen. Sollte übrigens auch eine Arrondirung Preußens

in ſeiner einſtigen Beſtimmung liegen, ſo iſt wenigſtens nicht zu hoffen, daß ſie im Intereſſe und mit den Mitteln einer abſoluten Macht, ſondern nur im Intereſſe und mit den Mitteln der Freiheit geſchehe.

Eine dritte Betrachtung hat die Beſtimmung Teutſchlands zum Gegenſtand. Teutſchland kann, wenn es nicht unter einem Scepter den romantiſchen Traum eines teutſchen Kaiſerreichs verwirklicht, was gar nicht zu denken iſt und ſchon um der verderblichen Centraliſation in der Spitze einer kaiſerlichen Macht willen ſelbſt von ſtrengeren Monarchiſten nicht gewünſcht werden kann, auf die Dauer ſchwerlich anders beſtehen, denn als Förderativſtaat, mag man ſich darunter je nach ſeiner Anſchauung und ſeinem Bekenntniß einen conſtitutionellen oder einen republikaniſchen denken. Die aus andern Gründen mit Recht ſo viel gegeißelte Theilung in kleine Staaten iſt — freilich nicht bei ſolcher Anzahl — eben geeignet, dem teutſchen Förderativſtaat, wenn er wirklich durch Schaffung eines freien Parlaments ausgebildet wird und aufhört einen bloßen Fürſtenbund darzuſtellen, ein recht mannichfaches und reges Leben zu ſichern und es würde nur auf die Verfaſſung ankommen, um mit dieſem Leben zugleich eine feſte Einheit zu ſchaffen. Damit aber nun eine ſolche Staatenbildung möglich werde und Dauer gewinne, iſt eine Gleichheit der einzelnen Verfaſſungsintereſſen ebenſo nöthig, als die Entfernung der Umſtände und Elemente, welche dieſer Gleichheit entgegenſtreben Hätte Preußen eine conſtitutionelle Verfaſſung, ſo würde eine der erſten Sorgen der Volksrepräſentation ſein, das ſtehende Heer zu reduciren, welches die Hälfte der Staatseinkünfte verſchlingt, und die Abgaben zu reduciren, um keinen Schatz ſich anſammeln zu laſſen und, wie es in England geſchieht, der Regierung keine Mittel zur Unterhaltung einer gefährlichen Militärmacht in die Hand zu geben. Ohne das große ſtehende Heer aber und ohne andere Mittel, als die vom Volk zu bewilligenden, würde Preußen nicht bloß dem übrigen Teutſchland nicht mehr furchtbar ſein können, da die Volksbewaffnung nicht zur Ausführung von Vergrößerungsplanen, insbeſondere nach teutſcher Seite hin, zu gebrauchen wäre, ſondern es würde auch

durch Ablegung der absoluten, auf dem System des stehenden Militärs fußenden Gewalt zugleich einen Theil des bis jetzt festgehaltenen Berufs als specielle, für sich nach Außen imponirende Großmacht ablegen und hierdurch von selbst dahin gelangen, diesen Beruf für seinen Theil auf den teutschen Bund zu übertragen. Von teutscher Einheit kann keine Rede sein, so lang die einzelnen Theile sich als etwas Ganzes betrachten und hiernach ihre Zukunft berechnen. Durch Preußens Verzichtleistung auf den speciellen Beruf, der vielleicht wie die teutsche Kaiserwürde ebenfalls nur eine romantische, in dem Ruhm einzelner Fürsten gegründete Idee ist, würde der Hauptanstoß zu einer Reform des teutschen Bundes und zur Bildung eines wirklichen Förderativstaats gegeben und ein ebenso großartiges als folgenreiches Beispiel der Selbstverleugnung im Interesse des vielgerühmten und vielgeliebten teutschen Vaterlands, dessen Beschützer Preußen durch ein — stehendes Heer sein will, aufgestellt sein.

An die Einführung einer Volksrepräsentation in Preußen würden sich also für das übrige Teutschland namentlich drei wichtige Folgen knüpfen: Sicherung der Verfassungen, Sicherung des Bestehens der einzelnen Staaten und Bildung eines wirklichen teutschen Bundesstaats mit einer Centralvertretung. Eine solche Schöpfung, wie fern sie auch noch liegen mag, würde allein im Stande sein, eine wirkliche teutsche Einheit zu schaffen, die sonst nur eine Phrase bleiben wird, und die teutsche Kraft nach Innen und nach Außen würdig und vollständig zu entfalten. — Also das absolute Regiment in Preußen bietet dem übrigen Teutschland keinen Vortheil und hat kein Recht, sich ihm als nöthig darzustellen.

f. „Die Repräsentation würde zur Volkssouveränität führen."

Diese Wahrheit sei ganz ehrlich zugestanden und sogar noch hinzugefügt, daß es ohne Volkssouveränität gar keine wirkliche Repräsentativverfassung geben könne. Ist aber durch dies Zugeständniß für uns etwas verloren und für die Gegner etwas gewonnen? Was man mit Recht verlangen zu können glaubt, das soll man ehrlich und nackt heraus verlangen; man soll aber nicht, wie das die Manier der Klugen ist, am geeigneten Ort

das Recht durch Reticenzen verdächtigen und die Rechtsgewährung durch Bemäntelungen zu erſchleichen ſuchen. Es ſcheue ſich daher Keiner, der Repräſentativverfaſſung will, auch die Grundbedingung derſelben zu wollen. Repräſentativſtaat ohne Volksſouveränetät bezeichnet im Grunde gar keine wirkliche Abſtufung oder beſondere Art der Staatenbildung. Er iſt bloß ein abſoluter Staat mit einem Rechtskleid behängt, das bei der erſten beſten Gelegenheit wieder abgelegt zu werden pflegt, und führt nur zu fortwährenden Eiferſüchteleien und corrumpirenden geheimen Kriegen zwiſchen der Regierung und dem Volk. Doch wir verſuchen mit ein Paar Worten das Geſpenſt der Volksſouveränetät, womit man die Welt zu ſchrecken ſucht, in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen.

Die Wahrheit iſt einfach, in der Politik wie in anderen Dingen. Die ſie uns verwirren und trüben, das ſind von der einen Seite die Gelehrten und von der anderen die Speculanten. Jene verſündigen ſich an der Wahrheit aus Eitelkeit und Dummheit *), dieſe aus Selbſtſucht und Schlechtigkeit. Der geſunde Menſchenverſtand, er ſtecke im Bauer, oder im Handelsmann, oder im Soldaten, oder im Beamten, oder im Schriftſteller oder ſonſt wo, der geſunde Menſchenverſtand iſt aller Wahrheit gewachſen, er iſt der geborene Dolmetſch der Wahrheit. Er habe nur den Muth, ſeine Beſcheidenheit abzulegen und recht unbeſcheiden den Mund aufzuthun — und was er ſpricht iſt Wahrheit. In ſeinem Munde verwandeln ſich alle Ergebniſſe der Wiſſenſchaft und Philoſophie in einfache Regeln und Grundſätze, ſowie alle Gährungen und künſtliche Prozeſſe der Pflanzenernährung als Endergebniß die einfache Frucht abſetzen.

Nur an den geſunden Menſchenverſtand wie an das einfache Rechtsgefühl wendet ſich dieſe Schrift. Gelehrte Abhandlungen wird ebenſo wenig Einer darin ſuchen, als der Verfaſſer ſie zu liefern vermag.

*) Mitunter auch aus Feigheit und Servilismus, denn ein teutſcher Gelehrter der klaſſiſchen Sorte iſt, wie die Erfahrung gezeigt hat, zu — Allem fähig.

Wenn Denen, die so viel Umstände machen, um den einfachen Schritt auf das Gebiet der Volkssouveränetät zu thun, ein Kind gegenüberstände, es würde sie wahrscheinlich fragen, wer zuerst da gewesen sei, die Völker oder die Fürsten, und ob es etwa auch Fürsten ohne Völker gebe? Es würde sie fragen, von wem die fürstliche Gewalt ausgegangen, und worin sie wurzele? Es würde sie fragen, ob, wenn ein Staat aus zehn Menschen bestände, wie er vielleicht aus zehn Millionen besteht, neun dieser Menschen dem Zehnten unbeschränkte Gewalt über sich zugestehen würden, und ob in Bezug auf den Vernunft- und Rechtspunkt die Zahl der Staatsglieder einen Unterschied begründen könne? Es würde die Frage stellen, die ein Fürst gestellt hat, wenn man sie auch mitunter an ihn selbst hätte richten können: „müßte man nicht verrückt sein, um sich einzubilden, die Menschen hätten zu einem ihres Gleichen gesagt: wir erheben dich über uns, weil wir Sclaverei lieben, und geben dir Gewalt, unsere Gedanken nach deinem Willen zu leiten? Sie haben im Gegentheil gesagt: wir haben dich nöthig, um die Gesetze aufrecht zu halten, welchen wir gehorchen wollen, um uns weise zu regieren, um uns zu vertheidigen. Uebrigens fordern wir von dir, daß du unsere Freiheit achtest."

Nur dergleichen Fragen hat man zu beantworten, um über die Volkssouveränetät im Reinen zu sein. Das Volk macht den Staat aus, das Volk gibt das Geld, um ihn zu verwalten, das Volk gibt das Blut, um ihn zu vertheidigen, und der Wille des Volks soll todt sein? Und die Einsicht des Volks soll nichtig sein? Und die Rechte des Volks sollen Gnadenbezeugungen sein? Ein einziger Federstrich eines einzigen Menschen soll die Rechte von Millionen, ohne welche er selbst völlig nichtig sein würde, umstoßen und vernichten, heute verleihen und morgen umstoßen können nach Belieben? Das Alles aber wollt ihr uns glauben machen, wenn ihr dem Volk die Souveränetät, wenn ihr dem Fürsten die Verpflichtungen absprecht, den Gesammtwillen des Volks, wie sich derselbe durch gesetzliche Organe ausspricht, zu befolgen, wenn ihr den Fürsten nicht in, sondern über das Volk stellt. Zwischen völliger Rechtlosigkeit und Volks-

ſouveränetät gibt es gar kein wahres Mittel. Entweder ſagt der Fürſt: „l'état c'est moi“, oder das Volk ſagt es. Wenn es der Fürſt ſagt, ſo iſt das Volk Eigenthum und Werkzeug des Fürſten; wenn es das Volk ſagt, ſo iſt der Fürſt Haupt und Hand des Volks. Welches von beiden wollt ihr wählen? Das Mittelding, welches ſich in den meiſten conſtitutionellen Staaten des Feſtlands darſtellt, muß nothwendig entweder zu dem Einen zurück-, oder zu dem Anderen voranſchreiten. In ſeiner jetzigen Geſtalt und Wirkſamkeit wird es, wenn auch ſein Vorzug vor der rein abſoluten Monarchie nicht mehr zweifelhaft iſt, weder die Völker befriedigen, noch die Regierungen vor autokratiſchen Verſuchungen ſchützen.

In Frankreich iſt das Prinzip der Volksſouveränetät grundgeſetzlich ausgeſprochen, wenn es auch dort durch die Künſte der Regierung noch paralyſirt wird. Frankreich aber, mit ſeinem revolutionären Hintergrund, hält man uns immer als Schreckbild vor, wenn man den Begriff der Volksſouveränetät von uns fern halten will. Man begeht dadurch eine Ungerechtigkeit gegen das, durch ſeine Regierungen corrumpirte Frankreich, und einen Verrath an dem Prinzip, welches man uns verleiden will. Man ſucht Volksſouveränetät und Pöbelherrſchaft zu identificiren; man ſucht uns glauben zu machen, ein geordneter Staat, in welchem die öffentliche Meinung und die Stimme geſetzlicher Vertreter das Regulativ für die Handlungen der Regierung abgeben, ſei gleich mit einem Staat, in welchem Geſetz und Recht von der rohen Willkür und Leidenſchaft entfeſſelter Pöbelhaufen mit Füßen getreten werde. Warum vergißt man das ruhige Norwegen, wo dem dreimaligen Beſchluß der Volksvertreter der Wille des Königs weichen muß? Warum vergißt man das Beiſpiel des benachbarten Belgiens, das, aus dem Sturm einer Revolution hervorgegangen, mit ſeiner grundgeſetzlich aufgeſtellten Volksſouveränetät die größte Ruhe der Bürger, die größte Sicherheit der Regierung, die blühendſte Entwickelung des Volks verbindet, und das ohne Pfaffen das beneidenswertheſte Land des Continents wäre? Warum blickt man nicht nach England, welches Belgien zum Muſter gedient hat? Dort iſt wahre Volksſouveränetät,

und welches Land kann ſich an Macht mit England, und welcher Fürſt kann ſich an Anſehen mit dem engliſchen meſſen? Zwar ſetzt in England keine Charte die Volksſouveränetät ausdrücklich feſt, weil dort der Gegenſatz zwiſchen Volks- und Fürſtenſouveränetät nicht ſo raſch auf einander gefolgt iſt, daß Veranlaſſung geweſen wäre, ihn beſonders hervorzuheben; aber thatſächlich iſt in England der Wille der Regierung dem Willen des Volks gänzlich unterworfen. Die Bill of rights ſtellt den Fürſten unter das Geſetz der Nation, indem ſie ſagt: „Die Geſetze Englands ſind das unverletzbare Recht des engliſchen Volks und gehen über den König. Der König muß dieſen Geſetzen gemäß regieren und ſeine Beamten und Angeſtellten müſſen ihm dieſen Geſetzen gemäß dienen.“ Ein engliſcher König, der gegen dieſe Geſetze handelt, würde zur Abdankung genöthigt werden. Er kann nur regieren mit Miniſtern, welche dem Volk gefehm ſind, und ſollten ſie auch ſeiner Perſon nicht anſtehen. Er kann dieſe Miniſter, wenn das Parlament ſie anklagt und verurtheilt, nicht begnadigen und keinem Miniſter kann bei ungeſetzlichen Handlungen die Berufung auf einen Königlichen Befehl zur Stütze dienen. Jeder Staatsbürger hat das Recht, die Miniſter des Königs, wenn ſie ihm zu nah treten, bei jedem Gericht zu verklagen. Das Parlament iſt ſein eigener Herr und Richter und keine Staatsgewalt darf ihm oder einem ſeiner Glieder zu nah treten. Der König darf nicht ohne Erlaubniß des Volks aus dem Lande gehen (während ein teutſcher Fürſt nicht bloß aus dem Lande gehen kann, wann er will, ſondern ſogar auswärts den Unterthaneneid ſchwören darf, ohne darüber ſeinem mittelbar doppelt unterthänigen Volk zur Rechenſchaft verpflichtet zu ſein.) Beſteht alſo in England keine wirkliche Volksſouveränetät, keine Unterordnung des Königlichen Willens unter den Volkswillen, des fürſtlichen Intereſſes unter das Volksintereſſe, der Regierungsmacht unter die Volksmacht? Und welcher Staat iſt trotz der unſeeligen Ariſtokratie und welcher Fürſt iſt beneidenswerther, als der engliſche? Mag man den engliſchen Fürſten das Punktum auf dem i nennen: iſt es ein Schimpf für einen Fürſten, das Punktum zu ſein, wenn ein freies, ſtolzes, geachtetes Volk das

i iſt? In dem engliſchen Fürſten hat die Welt zugleich das ganze Volk zu ehren, als deſſen Bevollmächtigter er erſcheint, während in anderen Staaten der Fürſt reſpectirt und das Volk geringgeſchätzt wird. Nächſt dem Präſidenten von Nordamerika hat kein Menſch in der Welt einen ſtolzeren Poſten, als das Haupt des engliſchen Volks.

Die Erfahrung hat noch immer gelehrt und es iſt durchaus in der Natur begründet, daß Uebergriffe der Regierungen in die Volksrechte öfter geſchahen und weniger zu verhindern waren, als Uebergriffe des Volks in die Regierungsrechte. Deßhalb iſt es vernünftig und nöthig, die Volksrechte durch wohlverwahrte Verfaſſungsgeſetze zu ſchützen und das Maß zu denſelben nicht zu gering zu nehmen. Das Recht, bei verfaſſungswidrigen Handlungen der Regierung den Gehorſam zu verſagen, die Steuern jährlich zu bewilligen und zu verweigern, Initiative bei der Geſetzgebung, ſtrenge Miniſterverantwortlichkeit, Sicherung der perſönlichen Freiheit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der unabhängigen Juſtiz, Schwurgerichte, ſtrenge Gleichheit vor dem Geſetz in jeder Beziehung, Preßfreiheit — das ſind die Hauptgrundlagen, ohne welche keine Verfaſſung beſtehen kann und beſtehen ſollte. Nur dann wird in Teutſchland und namentlich in Preußen eine Löſung der nur durch Polizei und Cenſur gewaltſam einſtweilen zum Verſtummen gebrachten Disharmonie abzuſehen ſein, wenn gewährt wird, was Klüber ſchon im Jahr 1822 forderte, wenn „die Machthaber perſönliche Neigungen und Vortheile gefangen nehmen unter dem Wohl Aller; wenn ſie durchdrungen ſind von der Ueberzeugung, daß das Volk eine Seele habe, das heißt Gefühl für bürgerliche Freiheit, Rechtsgleichheit und Eigenthum; wenn die Einwohner mit dem wahren Gefühl, nur dem Geſetz zu gehorchen und nur zu dem Staatszweck regiert zu werden in ihrem Staat den Freiort des Menſchenrechts und der Staatsgleichheit der Staatsbürger ſehen, wenn durch unzweideutige Regentenhandlungen ſie überzeugt werden, daß kein Trugſyſtem mit ihnen ſpiele, und daß die Staatsregierung von der Idee ausgehe, ſie ſei nur um des Volkes willen; wenn

nicht nach militärischem Zuschnitt regiert wird, nicht nach einem herrschenden Prinzip des Mißtrauens kostspielige Controlen auf Controlen gehäuft werden, nicht übertriebenes Formenspiel, nicht zahllose Vorschriften eigne, freie Kraft zum Handeln und Selbstdenken ersticken und die heilsame Grenze des vernünftigen Ermessens vernichten; wenn nur persönliche Würdigkeit, nur anerkannte Tugend, Verdienst, Sachkunde, Talent und Erfahrung die einzigen Bestimmungsgründe sein werden in der Wahl der Staatsdiener und der höheren Grade, wenn das Bedürfniß der Zeit, des Staats und seiner Einwohner richtig erkennend ein weises und gerechtes System allgemeiner Volksvertretung und eine damit in Uebereinstimmung gebrachte Staatsverwaltung die Staatsverfassung sichert; wenn durch ein richtiges und gerechtes Abgabensystem, ungefährlich der Sittlichkeit und den Abgabepflichtigen, durch kluge und gewissenhafte Staatswirthschaft gesorgt wird für zweckmäßige Benutzung und Verwaltung der Staatskräfte, durch Gewissensfreiheit, durch zeitgemäße Gesetzgebung, durch das Recht der Bitt- und Beschwerdeschriften, durch Verantwortlichkeit auch der obersten Staatsbeamten für Zweckmäßigkeit und, vor einer **richtenden Behörde, für Rechtmäßigkeit oder Uebereinstimmung der Regentenhandlungen mit der Verfassung und den Gesetzen des Staats**; durch Aufrechthaltung vernünftiger Preßfreiheit, Unabhängigkeit der Gerichtshöfe, durch unparteiische, unverzögerte Rechtspflege gegen Jeden, durch milde Formen bei dem peinlichen Verfahren, durch eine **Habeas-corpus-Akte** für Sicherheit der Personen und ihres Eigenthums ꝛc. So ist der Souverän, dem **Staate dienend**, der öffentlichen Meinung über öffentliches Interesse gewiß und **würdig** der Huldigung, die ein edles Volk seiner Majestät bringt. So ist jeder Bürger treu dem Fürsten und, fordert es die Noth, Vertheidiger des Vaterlands. So ist der Staat nicht genöthigt, sich **entscheidendem Einfluß von Außen** bloßzustellen."

Diese goldenen Worte Klübers, die wir absichtlich nicht gesperrt haben, mögen uns vor Augen stellen, wie viel, wie unendlich viel unserm gerühmten Staat noch fehlt. Auch wird kein

vernünftiger und freier Mann behaupten, daß Klüber zu wenig verlange. Läuft aber der Hauptinhalt ſeiner Worte nicht auf das Weſen der Volksſouveränetät hinaus? Die Beſorgniß, daß die Rechte, welche er dem Volk vindicirt, zu Mißbräuchen führen würden, iſt nirgendwo nichtiger, als in Teutſchland. Von keinem weniger, als grade von dem beſchiedenen, gemüthvollen und genügſamen teutſchen Volk iſt es zu erwarten, daß es ſein eignes Haus aus dem Grunde anzünden oder abreißen werde, weil man es ihm wohnlicher gemacht und es als Hausherrn anerkannt hat Hausherrn! Es ſieht ſo recht danach aus, als ob man beabſichtige, nächſtens den Michel für großjährig zu erklären, und insbeſondere das Pupillencollegium der Büreaukratie bereitet ſich ſchon ganz augenſcheinlich vor, ihn in ſein Beſitzthum einzuſetzen. Armer Michel!

Doch nun wieder die Volksſouveränetät. Verfaſſung, ſagt man, wird zur Volksſouveränetät und Volksſouveränetät wird zur Republik führen. Wenn es ein Recht gibt, die Republik zu fürchten, ſo iſt wenigſtens ſo viel klar, daß dieſe Furcht in Teutſchland vielleicht noch ein Jahrhundert zu früh kommt. Auch kann man ſich darauf verlaſſen, daß, wenn die Republik kommen ſoll, ſie trotz allen Präventionen kommen und ihre Ankunft durch gewaltſame Hemmung des Ganges der Geſchichte nur beſchleunigt oder verallgemeinert wird. Schon die Cenſur allein hat mehr Republikaner geſchaffen, als das freie England birgt. Iſt es aber geſchichtliche Beſtimmung, daß die Republik nicht kommen wird, ſo ſind auch alle Präventionen unnöthig und ſo iſt die möglichſt große Freiheit nächſt ihr das ſicherſte Mittel, Verſuche zur Abänderung jener geſchichtlichen Beſtimmung fern zu halten. In dieſer Beziehung iſt in England die Monarchie geſicherter, als in Teutſchland. *)

*) Der Verfaſſer verwahrt ſich vor der etwaigen Vermuthung, daß ſein Geſichtskreis durch die Gränzen der conſtitutionellen Monarchie geſchloſſen ſei und er ſieht ſich ſchon der Ehrlichkeit wegen veranlaßt, dieſe Gelegenheit in einer Zwanzigbogenſchrift zu der Erklärung zu benutzen, daß er ſein Vernunft- und Rechtsgefühl nur in eine republikaniſche Staatsform hineinwagen kann. Aber wenn

g. In der Verzweiflung des Mangels an haltbaren Gegengründen hat man über die vorenthaltene Verfaſſung ſogar durch die vorgeſpiegelte Möglichkeit von gefährlichen Wirkungen zu tröſten geſucht, welche ausländiſche Ereigniſſe gelegentlich auf die Reichsſtände hätten ausüben können. Insbeſondere weiß man z. B. ganz zuverläſſig, daß, bei Gelegenheit der Julirevolution, die neu zu Preußen gekommenen Landestheile Mißbrauch von ihren Repräſentativrechten gemacht haben würden. Welchen Mißbrauch? Hätten z. B. die rheiniſchen Deputirten ſich vielleicht von franzöſiſchen Truppen in die Deputirtenkammer nach Berlin begleiten laſſen? Der ganze Mißbrauch, auf den es hier ankommt, kann nur durch jene Geſpenſterfurcht der Reaction vorgeſpiegelt ſein, welche, ihres Unrechts ſich bewußt, überall im Volk nur Benutzung der Gelegenheit zur Befreiung, Revolution und anderen „Mißbrauch" wittert, ſich ſelbſt aber vor jeder Zumuthung eines Mißbrauchs ihrer Gewalt mit allen Mitteln der

---

auch warmer und feſter Anhänger und Bekenner republikaniſcher Grundſätze, mag er nicht in den Fehler Derer verfallen, die bei dem philoſophiſchen Radikalismus die Geſchichte aus dem Auge verlieren und unmittelbar die Höhe erſteigen wollen, ohne die Stufen zu berühren. Er hält es für eine Pflichtwidrigkeit, ſeine praktiſche Wirkſamkeit dem Volk und der Menſchheit zu entziehen, weil er ſie nicht durch Verwirklichung der letzten Sätze ſeines Glaubensbekenntniſſes ausüben kann, und er hält es für Schlaffheit, das republikaniſche Glaubensbekenntniß zum Vorwand einer praktiſchen Unthätigkeit zu nehmen, und er hält es für Unvernunft, von der Zeit Früchte zu verlangen, die ſie nicht gereift hat. Sein Streben praktiſch mit den Bemühungen der Conſtitutionsfreunde zu vereinigen, hält er für verdienſtlicher, als in der Theorie ein Feld auszumeſſen, auf welchem die Bahn einſtweilen ſo weit abgeſteckt iſt, daß in langen Jahren keine neue Vorarbeiten nöthig ſein werden. Wer feſte republikaniſche Geſinnung beſitzt und ſie in ſeinem Handeln bewährt, nützt der Mannheit und der Menſchheit mehr, als wer bloßen theoretiſchen Radikalismus predigt, ohne ein Wort davon verwirklichen zu können. Ein Republikaner muß nicht weniger Geduld haben, als Willen. Auf dem Weg friedlicher oder normaler Entwickelung hat die Republik noch viel Zeit und gewaltſamen Umſturz und Revolution wird kein Freund der Freiheit zur Gründung der Freiheit erſtreben wollen; Revolutionen zu machen überläßt man der Reaction.

Polizei und der Lüge zu verwahren ſucht. Wer einem vernünftigen Volk ſeine vernünftigen und billigen Rechte einräumt, der hat ſich vor keinem Mißbrauch zu fürchten; wer aber die Rechte Anderer mit den ſeinigen zu vereinen ſucht, der hat jeden Augenblick die Reklamationen des Eigenthümers zu erwarten.

Was die Beſorgniß, welche an die Zeit der Julirevolution anknüpft, im Grunde beſagen will, das iſt, die Volksvertreter könnten in unruhigen Zeiten mit mehr Nachdruck verlangen, was ſie mit Recht zu verlangen haben und dies Verlangen könne im Volk einen für den Eigenwillen der Gewalt zu mächtigen Anklang finden. Solche Beſorgniß mag nicht unbegründet ſein. Iſt es den Machthabern um ein ehrliches Wort zu thun, ſo glauben wir im Namen des Rheinlands es offen ausſprechen zu können, daß die Anhänglichkeit der Rheinländer an Preußen durchaus noch nicht ſo tief wurzelt, als Schmeicheleien und Lügen aller Art in Zeitungen und Reden glauben gemacht haben. Man weiß im Rheinland, daß Preußen viel für daſſelbe gethan, aber man weiß auch, daß es wahrer Leichtſinn der Regierung geweſen wäre, eine neuerworbene und bedenklich gelegene Provinz grade zu verwahrloſen und vor den Kopf zu ſtoßen; man fühlt, daß das Geſchehene im Intereſſe der Regierung ſelbſt nöthig war. Dagegen ſieht man auch recht gut und wahrſcheinlich beſſer als anderwärts ein, daß Dasjenige, was von wirklichem Vertrauen und von liberaler Geſinnung gegen das Volk zeugen würde, der Rheinprovinz ſo gut vorenthalten wird, als den übrigen Provinzen und daß man die Folgen dieſes Volksbewußtſeins durch ein Heer oſtpreußiſcher Beamten und Militärs zu paralyſiren ſucht. Die ungünſtige Stimmung der Provinz, die ſich in unruhigen Zeiten ſehr bedenklich ausſprechen könnte, iſt in der letztern Zeit namentlich durch die Preßmaßregeln und den Strafgeſetzentwurf bedeutend verſchlimmert worden und mehr als je hörte man ſeit der Zeit im Volk die Bewohner des Oſtens zum Zeichen der Verſchiedenheit „Preußen“ nennen. Hätte man mehr Freiheit gegeben und die Volksſtimme, ſtatt ſie gradezu zu ſtrafen, geachtet, ſo wäre jene Verſchiedenheit längſt vergeſſen. Daß ſie ſich kund gibt, iſt das die Schuld des Volks? Manche wären im Stande

zu behaupten, daß Einer „Mißbrauch“ von ſeinem Geſicht mache, wenn er nach Empfang eines Schlags auf die rechte Backe nicht dankend auch die linke darreichte. So weit wird man wenigſtens die Rheinländer nicht bringen, wenn wir ſie auch nicht grade Muſter von Feſtigkeit und Energie nennen wollen. Sie ſind aber offen und im Ganzen gradeaus; ſie verlangen das auch von Andern und ihr Vertrauen hat ein Ende, wenn ſie es bei Andern vermiſſen. Nur durch das Band der Freiheit und einer ehrlichen Politik iſt die Rheinprovinz dauernd an Preußen zu feſſeln. Die Rheinländer müſſen die Freiheit haben, ihre Stimme bis nach Berlin erſchallen zu laſſen und ſie müſſen die Stimme ihrer Vertreter in Berlin hören können. Erſt dann werden ſie von dem Bewußtſein durchdrungen ſein, daß ſie zu dem Lande für immer gehören, deſſen Hauptſtadt Berlin iſt. Werden dieſe Mittel verſchmäht, ſo ſei man verſichert, daß die Verſchmelzung weder durch Beamtenverſetzungen, noch durch eine Eiſenbahn, noch durch Verdrängung der franzöſiſchen Geſetzgebung, welche grade den entgegengeſetzten Erfolg hat, bewirkt werden wird. Dieſe Verſicherung nehme man von einem Rheinländer an, der kein Blatt vor den Mund nimmt und ſeine Landsleute zu kennen glaubt, der übrigens lieber in einem freien Preußen, als in einem freien Frankreich leben mag, wenn er auch, ohne Hinblick auf franzöſiſche Unterthanenſchaft, gleich vielen ſeiner Landsleute, durch Hoffnungsloſigkeit zur Adoptirung des Grundſatzes gelangen könnte: ubi libertas, ibi patria!

h. Es iſt kein übler Kunſtgriff, der aber doch am Ende auf nichts hinausführen kann, die Einwürfe mancher Liberalen ſcheinbar zu adoptiren und die Nichteinführung der verſprochenen Volksrepräſentation, wegen der nothwendigen Mangelhaftigkeit derſelben, als erſprießlich darzuſtellen. Das Verſprechen von 1815, ſo ſagt man, würde durch ſeine Realiſirung keine wirkliche Repräſentation geſchaffen haben, indem die Repräſentanten, aus den Provinzialſtänden hervorgegangen, nur den Grundbeſitz vertreten und das Uebergewicht des Adels vollends geſichert haben würden. Hierauf mögte man zunächſt fragen, ob denn jetzt etwa an einer anderen Grundlage gearbeitet und das Uebergewicht des Adels

untergraben werde? Wir hätten vielleicht ſchon eine engliſche Grundariſtokratie, wenn nicht ein ſo großer Theil des preußiſchen Adels katholiſch wäre. Ueberdieß aber, lag es nicht in der Gewalt der Regierung, die Grundlage von vornherein anders zu geſtalten? Iſt das Geſetz über die Provinzialſtände etwa älter, als das über die Reichsſtände? Aenderte aber die Regierung die Grundlage nicht, ſo würden die Reichsſtände ſelbſt ſie zu ändern geſucht haben, ſowie jetzt bereits in den Provinzialſtänden auf eine andere Zuſammenſetzung hingearbeitet wird. Wenn nur erſt das Verhältniß des Volks zur Regierung auf einem Rechtsboden geſtanden hätte, das Verhältniß der Volksvertreter unter ſich würde ſich ſchon allmälig zu geſtalten gewußt haben.

Alle die Einwürfe, welche wir im Vorſtehenden beleuchtet haben, ſind weder in politiſcher noch in rechtlicher oder moraliſcher Beziehung irgend geeignet, die Nichterfüllung des Verſprechens von 1815 zu beſchönigen oder gar zu rechtfertigen. War das Geſetz vom 22. Mai nicht gut, ſo lag es in der Gewalt der Regierung, ein beſſeres zu erlaſſen. Es mogte immerhin mehr geſchehen, als verſprochen war, nicht weniger. Das Verſprochene war das Minimum, worauf das Volk Anſpruch machen mußte. Daß man unter dieſem Minimum geblieben, hat nachtheiligere Folgen, als ein Hinausgehen über daſſelbe jemals hätte haben können. Wir verweiſen nochmals auf die moraliſche Wirkung. Könnte es aber auch gelingen, was ein Meiſterſtück für einen Sophiſten ſein würde, der Verordnung von 1815 die moraliſche Natur des Verſprechens zu nehmen und ſie als ein einfaches Geſetz zu beſeitigen, welchen Begriff würden wir uns dann von unſerer Geſetzlichkeit bilden müſſen? Wenn ein Geſetz, ein ſo wichtiges Geſetz, das man ebenſo wenig aufzuheben wagte, als man es zur Ausführung gebracht hat, wenn ein ſolches Geſetz von ſelbſt ſchlafen gehen ſoll und kann, welches Geſetz darf dann noch wach bleiben? Eure Ehegeſetze und antiken Strafgeſetze ſollen wir heilig halten und die Verfaſſungsgeſetze ſollen wir vergeſſen? Ihr müßt einen ſehr criminalen Begriff von unſerer Natur haben, wenn ihr ſo feſt überzeugt ſeid, daß wir die Ge-

ſetze über unſere Strafen mehr reſpectiren werden, als die Geſetze über unſere Rechte.

8.

Die Zeit ſchreitet fort ohne Raſt, aber nicht ohne Aufenthalt. Was ſie treibt und was ſie hemmt, das iſt der getheilte Geiſt der Generation. Ihre rechte Hand führt die junge Generation, die wie ein gerüſteter Held muthig neben ihr her dem Ziel entgegenſchreitet; ihre Linke hält die alte Generation, die wie ein entnervter Greis ſich gegen den raſchen Schritt, wie gegen einen Gang zum Richtplatze ſperrt. So will es die Geſchichte, ſo hat es das Geſetz der Natur eingerichtet, damit das Gleichgewicht der Kräfte den Fortſchritt regle und die Zeit ſich nicht überſtürze. Gleichgewicht! So lang ein regelndes Gleichgewicht beſteht, kann der Kampf ein friedlicher bleiben und der Held und der Greis ſie können ſich vor dem Angeſichte der Zeit zuſammenwirkend die Hand reichen; wenn aber die Laſt des Alten zu ſchwer wird, wenn ſich ihm wohl gar Bundesgenoſſen des Neuen als Anhänger hemmend zugeſellen, dann bricht der junge Held den Frieden, dann reißt ihm die Geduld und mit grollendem Blick wendet er ſich um und wirft dem geſchleppten zähen Greis und ſeinem Anhang ihre Schuld und Schande vor. Was unſere Zeit hemmt, das ſind vielleicht ebenſo ſehr die abtrünnigen Bundesgenoſſen des Neuen, als es das zählebige Alte iſt, jene Bundesgenoſſen, welche die Erſten die Fahne des Fortſchritts vorantragen ſollten, weil ſie es ſind, die einſt unter anderen Fahnen ſich durch Thaten und Verdienſte das Recht der Initiative erworben haben. Es iſt hart, ſie ſchelten zu müſſen; es iſt bitter, wenn die neue Zeit ihre eigene Verwandtſchaft desavouiren muß. Und doch kann ſie nicht anders. Sie kann ſich nicht mit ihr ewig an den rauchenden Vaterlandsaltar von 1813 — 14 — 15 ſetzen, um mit dem Dank für das Gerettete zugleich die Verzichtleiſtung auf das Verdiente gen Himmel zu beten, um ewig über dem Guten das Beſte zu überſehen. Man ſehe ſich um in allen Enden Preußens, und man wird überall noch Schaaren jener glücklichen Vaterlandsvertheidiger finden, welche die alte Uniform nicht verſchleißen können und mit ihr geſchmückt und

der neuen Zeit den Rücken gekehrt ihrem seligen Ende in Frieden entgegen wandeln. Wie ein Mann, der im Philisterleben seine Studentenjahre nicht vergessen kann, träumen sie sich aus den Miseren unserer Zustände stets wieder in ihre Freiwilligenjahre hinein, und sie begnügen sich nicht mit dem Traum, sie wollen ihn künstlich auch der Wirklichkeit wieder nah bringen. Sie feiern Feste, sie nennen sich Kameraden, sie geben die Losung aus, sie „treten an", sie umarmen sich nach vollendeter Mahlzeit, wie nach einer gewonnenen Schlacht, kurzum sie führen in der Unschuld ihrer überfließenden Erinnerungsseligkeit eine vollständige Komödie ihrer Vergangenheit auf. Glaubt nicht, daß wir die Empfindungen nicht ehrten, mit denen ihr damals die Waffen ergriffet, nicht den Muth, womit ihr sie führtet, nicht das Verdienst, womit ihr das Vaterland auch für uns nach Außen hin sichergestellt habt. Hättet ihr es auch nach Innen gethan, wir würden euere Feste mitfeiern und es uns zur Ehre anrechnen, wenn ihr uns für würdig hieltet, mit euch anzustoßen. Da ihr aber nur über den äußern Feind den Sieg errungen und, mit diesem Sieg euch begnügend, in eueren Festen nur die Triumphe Anderer verherrlicht, für die ihr ohne den wahren Lohn euren Schweiß und euer Blut vergossen; da ihr euch nur als Werkzeuge fremder, nicht als Diener eigener Zwecke darstellt; da ihr den wahren Preis eueres Sieges im Stich laßt und euch und das Vaterland für abgefunden haltet durch die Medaillen, die ihr tragt und die Aemter, die euch ernähren; da ihr nicht einsehn, daß ihr noch immer auf den einsamen Feldern von Leipzig und Waterloo steht und seit dreißig Jahren keinen Schritt weiter gekommen seid; da ihr wohl gar, wo ihr die Macht habt, den Consequenzen euerer eigenen Kämpfe entgegenarbeitet und euer vergossenes Blut benutzt, um darin euere Hände in Unschuld vor dem Herrn zu waschen; da ihr vermeint schon wahre Teutsche zu sein, weil ihr nur keine Franzosen geworden seid; da ihr der Mehrzahl nach alles dieß thut und treibt und euch mit der Freiheit begnügt, womit ihr euere Herren bedienen und über die Franzosen schimpfen dürft, so muß die neue Zeit ihre Hand aus der euerigen zurückziehen, sie muß ohne euch ihren Weg wandeln,

ſie muß den Kranz der Erinnerung auf euren Schlachtfeldern verwelken laſſen und kann nur noch einen Todtenkranz für euch bereit halten. In euer vergoſſenes Blut läßt der Genius der Geſchichte eine Thräne des Mitleids fallen, die ſich zu einer Thräne des Grimms darin verdunkelt. Der Grabſtein von 1815 trägt keine andere Grabſchrift, als: der gewaltige Napoleon beſiegt durch die guten Teutſchen! Geſteht, ihr Retter des Vaterlands, wenn in euere Feſtverſammlung ein Bote träte in dem Augenblick, wo ihr die Befreiung Teutſchlands leben ließet, und euch die lang verſprochene Befreiung der Preſſe meldete, würde euer Hoch nicht vor banger Beſtürzung in's Stocken gerathen? Geſteht, wenn in dem Augenblick, wo ihr einen Toaſt auf den Preis eueres Siegs ausbrächtet, euch die Nachricht von der Ertheilung der lang verſprochenen Conſtitution überraſchte, würde euer Toaſt nicht vor Schreck verſtummen? Ein Lied von Körner ſingt ihr, als ob ihr noch lauter wilde Jagd und Lützow'ſche Jäger wäret; ein Lied von Herwegh jagt eure ganze Wildheit in die Flucht. Einen rehabilitirten Arndt wagt ihr leben zu laſſen; einen quieſcirten Schön nehmt ihr nicht in den Mund. Wann iſt von euch, die ihr die Erinnerung an die harte Zeit bei jeder Gelegenheit aufleben laßt, eine Mahnung an die harte Zeit ausgegangen? Und welche Miene macht ihr dazu, wenn ihr an der kümmerlichen Abſchlagszahlung auf die große Forderung, die insbeſondere ihr geltend zu machen hättet, täglich ein höhnendes Agio abziehen ſeht oder wenn ihr ſeht, wie man, was von der einen Seite gezahlt worden, von der anderen doppelt wieder eingezogen wird? Welchen Eindruck machen auf euch die Reactionsverſuche, deren Zeugen ihr ſeid, die Verfolgungen von Freunden der Freiheit, die Mittel, den Mund des Volks, deſſen Zunge man einſt durch alle Mittel zu löſen ſuchte, jetzt ſtumm zu machen? Erregt alles das nicht in euerer Seele ein ſtrafendes Reugefühl, ſowie bei ſchlechtem Wetter ſich euere alten Wunden wieder fühlbar machen? Erinnert ihr euch niemals in dieſem Sinn euerer Campagnejahre?

Ihr fragt, ob man fordere, daß ihr euere Vergangenheit verwünſchen ſollet? Ihr ſollt ſie, wenn ihr ſie nicht als Gläubi-

ger in Erinnerung bringt, vergeſſen oder wenigſtens von ihr — ſchweigen.

Schweigen mag das Feſtgeſchrei, ſchweigen mag ſogar die Geſchichte von jener Zeit der Erhebung und des Ruhms, die für uns nur eine Zeit des Drucks und der Schmach geworden iſt. Wir feiern unſere Niederlagen, wenn wir unſere Siege feiern; wir beſingen unſere Knechtſchaft, wenn wir unſere Befreiung beſingen. Zünden wir keine Freudenfeuer mehr an, die mit ihrem zurückſcheinenden Licht uns neben der Leiche eines Despoten der Fremde nichts in der Heimath zeigen, als die getäuſchte Hoffnung des Volks, trauernd auf den Gebeinen unſerer Brüder. Teutſchland, Land der Stummheit und dabei der — Feſte! Feierſt du die Vergangenheit, um die Gegenwart zu ertragen? Schwenkſt du nach Außen die Fahne deiner Befreiung, um nach Innen die Blößen deiner Freiheit zu verhüllen? Laß endlich ab, durch deine Feſte und Monumente dich ſelbſt zu verhöhnen. Bald gießeſt du deinen verſchaalten Cherusker-patriotismus in die kupferne Säule des Teutoburger Waldes, um den Grimm deines Ahnherrn mit deiner Schlaffheit zu verſöhnen; bald brüllſt du in ſclaviſcher Courage deinem ergrimmten Rhein das Lied von ſeiner gelogenen Freiheit vor; bald feierſt du den Tag, an welchem du einen Feind vor dreißig Jahren beſiegt, und dann den Tag, an welchem du ihn dir vor tauſend Jahren geſchaffen; bald ſpielſt du in ungeſchlachter Gutmüthigkeit mit der Wallfiſchtonne des Kölner Doms und läſſeſt dir einen Bau von Stein als die Bundeslade deiner Einheit und Freiheit vorſpiegeln; bald richteſt du Denkmäler der Verbrüderung mit dem Herrſcher aller Knuten auf. Was du ſingſt und was du feierſt, es ſind nur Hymnen deiner Täuſchung und Feſte deiner Einfalt. Nur nach Außen ſollſt du froh; nur nach Außen ſollſt du frei ſein. Wie das Feuerrohr deiner Befreiungsſchlachten, ſo ſoll das Feuer deiner Seele nur nach Außen blitzen, während es nach Innen ſchlafen ſoll. Nur nach Außen läſſeſt du den Muth deines Patriotismus hetzen, damit um ſo ungeſtörter nach Innen die Kette deiner Freiheit geſchmiedet werde. Schäme dich, Teutſchland, noch ein Wort von deiner Befreiung zu ſingen, wenn es nicht das ver-

ſprochene freie iſt; ſchäme dich, Preußen, noch ein Monument zu errichten, wenn es nicht das Gebäude der verſprochenen Verfaſſung iſt; ſchämen wir uns Alle, die Lügenfeuer eines Freiheitsmuthes anzuzünden, der uns nur beſeelen ſoll, die Wächter und Vertheidiger unſeres — Gefängniſſes zu ſein. Sollen wir das Andenken feiern an das, was wir für Andere errungen, ſo wollen wir zuvor das Andenken an das aufleben laſſen, was wir ſelbſt noch zu fordern haben. Nur nach Innen ſei unſer Blick, nach Innen unſer Patriotismus gerichtet. Zwei feierliche Verſprechen ſtehen als Motto auf der Geſchichte des neuen Teutſchlands. Halten wir ſie feſt, bis ſie erfüllt ſind, denn ſie ſind nach ewigen Geſetzen des Rechts und der Rechtlichkeit unſer unentziehbares Eigenthum. Nicht die Quelle, aber die Anerkennung unſeres Rechts entſprang aus dem Jahr 1815. Kann unſer politiſcher Ruf es nicht in's Leben rufen, ſo beginnen wir den moraliſchen Ruf: **ihr ſollt euer Wort halten!** Es iſt die letzte Inſtanz, wenn von der Politik an die Moral appellirt wird. Wiſſen wir dort unſer Recht nicht geltend zu machen, hält man uns auch nicht für werth, uns Wort zu halten, welches Recht verdienen wir dann noch? **Das Recht, mit Füßen getreten zu werden!**

Zuſatz zu vorſtehendem Kapitel.

Wie Preußen über Verfaſſungsweſen denkt und welchen Gegenſatz die ſpätern preußiſchen Grundſätze in dieſer Beziehung gegen die früher aufgeſtellten bilden, davon zeugen insbeſondere die Bemühungen, die Urtheile nicht bloß der Preſſe, ſondern namentlich der mit amtlicher Autorität bekleideten Männer zu unterdrücken und geheim zu halten. Die Verfaſſungsrechte des Volks ſollen, wie es ſcheint, gar nicht Gegenſtand competenter Beſprechung ſein, ſie gehören nur in dasjenige Gebiet, wo die „hohlen Theorieen“ abgeſponnen werden. Bezeichnend iſt die Vorenthaltung des Jakobiſchen Urtheils. Wäre er verurtheilt

worden, das Urtheil wäre längſt zum Schrecken aller Verfaſſungsmenſchen publicirt. Die Grundſätze und Anſichten aber, welche ſeine Freiſprechung begründen, hat die juriſtiſche Büreaukratie nicht in die Oeffentlichkeit gelangen laſſen. Welch eine Schmeichelei für den Dr. Jacobi, daß man ihm zutraut, er werde ſeine Schuldloſigkeit auch ohne nähern Nachweis ſeiner Richter erkennen! Welche Beſcheidenheit zugleich von Seiten der preußiſchen Büreaumänner, daß ſie den Liberalismus ihrer Gerichte nicht zum Gegenſtand öffentlicher Bewunderung machen wollen!

Zur Bezeichnung der Anſichten, wovon Preußen in Bezug auf den gedachten Gegenſtand ausgeht, iſt ferner das folgende merkwürdige Actenſtück von Bedeutung, welches wir dem Hannover'ſchen Portfolio entnehmen. Es iſt das Votum, welches Preußen dem Bundestag hinſichtlich des Gutachtens der Tübinger Juriſtenfacultät über die Hannover'ſche Frage abgegeben: 1) „Je richtiger und gründlicher der über die Beſchwerde der Königlich Hannöver'ſchen Regierung wegen des Tübinger Rechtsgutachtens in der Sitzung vom 6. Juni d. J. erſtattete Ausſchußbericht die in dem Gutachten enthaltenen Irrlehren und die Verletzung der Ehrerbietung gegen Sr. Majeſtät den König von Hannover gewürdigt hat, um ſo weniger kann der Königlich Preußiſche Hof in einem Beſchluſſe, welcher nach dem Antrag der Commiſſion ſich darauf beſchränken ſoll, die beſondere Aufmerkſamkeit ſämmtlicher Bundesregierungen auf jene Schrift zu lenken, und das Vertrauen auf deren wachſame Sorgfalt gegen Verbreitung ſolcher Irrlehren auszudrücken, eine genügende Maßregel des Bundes gegen dergleichen Erſcheinungen erblicken. Zweierlei unter ſich zu trennende Thatſachen ſind es, welche hierbei in Erwägung kommen.

Die Veröffentlichung des erwähnten Gutachtens durch den Druck, welche von der Tübinger Juriſtenfacultät nicht veranlaßt iſt, ihr alſo auch nicht zur Laſt fällt.

2) Die Erſtattung jenes Gutachtens von Seiten jener Facultät. Inſofern, was den erſten Punkt betrifft, angenommen wird, daß eine Schrift zur Beurtheilung vorliege, welche nicht über 20 Bogen im Druck ſtark ſei, kann es nach dem §. 6 des Bundesbeſchluſſes über die Preſſe vom 20. September 1819 kei-

nem Zweifel unterworfen sein, daß die Bundesversammlung befugt ist, jene Schrift, welche nach dem Gutachten ihrer Commission der Würde des Bundes, der Sicherheit einzelner Bundesstaaten und der Erhaltung des Friedens und der Ruhe in Teutschland zuwiderläuft, aus eigener Autorität zu unterdrücken. Geht man aber auch davon aus, daß die Schrift über 20 Bogen stark sei, so dürfte sich deren unmittelbare Unterdrückung von Bundeswegen dennoch mit Rücksicht auf die Lage der Dinge und die besonderen Umstände des Falles rechtfertigen lassen. Auf eine vorgängige freundschaftliche Rücksprache oder diplomatische Correspondenz zwischen der Königlich Hannover'schen und Großherzoglich-Sächsischen Regierung, in deren Lande die Schrift erschienen ist, kann es mit Rücksicht auf §. 6 des obgedachten Bundesbeschlusses dermalen nicht mehr ankommen, da es zu Tage liegt, daß dieser Weg zu einer vollständigen Befriedigung und Abhülfe zu führen nicht vermöge. Die incriminirte Schrift ist längst durch ganz Teutschland verbreitet. Maßregeln, welche allein von demjenigen Bundesstaate ausgingen, in dessen Gebiet dieselbe zunächst erschienen ist, könnten daher der weiteren Veröffentlichung nicht mehr genügend Einhalt thun; nur ein vom Bunde ausgehendes, über sämmtliche Bundesstaaten sich erstreckendes Verbot kann gegen ihre weitere Veröffentlichung oder Wiederauflegung, wenn sie an diesem oder jenem Orte versucht werden sollte, die in dem Bundespreßgesetz beabsichtigte Hülfe gewähren. Der Königlich Preußische Hof ist deßhalb, im Einverständniß mit dem Antrag der Kaiserlich Oesterreichischen Regierung, der Ansicht, daß

1) das Tübinger Gutachten von Bundeswegen zu unterdrücken;

2) der Großherzoglich-Sachsen-Weimarischen Regierung aber, insoweit durch die Zulassung jenes Werks zum Druck und durch dessen erste Veröffentlichung gegen die bestehenden Preßgesetze verstoßen worden ist, die erforderlichen Maßregeln anheim zu stellen seien.

Ein zweiter Gegenstand der Erwägung ist die Thatsache der Erstattung eines Gutachtens an und für sich, wie das vorliegende, von Seiten einer juristischen Facultät.

Im §. 2. des proviſoriſchen Beſchluſſes vom 20. Sept. 1819 über die in Anſehung der Univerſitäten zu ergreifenden Maßregeln verpflichten die Bundesregierungen ſich untereinander, Univerſitätslehrern, die durch Verbreitung verderblicher, der öffentlichen Ordnung und Ruhe feindſeliger, oder die Grundlagen der beſtehenden Staatseinrichtungen untergrabender Lehren ihre Unfähigkeit zur Verwaltung des ihnen anvertrauten wichtigen Amts unverkennbar an den Tag gelegt haben, von den Univerſitäten zu entfernen.

Zunächſt mag hierbei die Wirkſamkeit der Univerſitätslehrer in ihrem Verhältniß als Lehrer, den Studirenden gegenüber, es mag der Inhalt ihrer Lehrvorträge und der Einfluß, welchen ſie dadurch auf die Gemüther der Jugend ausüben, vorgeſchwebt haben. Verſchieden von dieſer ihrer Stellung als Lehrer, iſt zwar die Stellung der Facultätsmitglieder als Glieder eines Spruchcollegiums bei Ertheilung von Gutachten. Zeigen ſie ſich hierbei offen oder thatſächlich verderblichen Lehren zugethan, ſo iſt es aber gewiß eine natürliche Vorausſetzung, daß ſie auch in ihren Lehrvorträgen der Jugend gegenüber dieſelben nicht verläugnen werden.

Handelte es ſich daher im vorliegenden Falle nur von einem einzelnen Mitgliede der Tübinger Univerſität, ſo könnte wohl die Frage entſtehen, ob nicht, in Folge des gedachten Bundesbeſchluſſes, die Maßregel der Entfernung von der Univerſität gegen daſſelbe in Anwendung zu bringen ſei. Gegen die geſammte juriſtiſche Facultät eine ſolche Maßregel auszuführen, dürfte freilich, abgeſehen von den nicht zu verkennenden praktiſchen Schwierigkeiten, auch deßhalb Bedenken erregen, weil bei **responsis**, für welche die Facultät nach Mehrheit der Stimmen ſich vereinigt, die Wirkſamkeit der einzelnen Mitglieder zweifelhaft bleibt.

Wenn jedoch Erſcheinungen der vorliegenden Art jedenfalls die ernſteſte Aufmerkſamkeit verdienen und nicht ungerügt hingehen dürfen, ſo zweifelt der Königlich Preußiſche Hof nicht, daß, wie in dem Vorſchlage des Kaiſerlich Oeſterreichiſchen Hofs angedeutet wird, 3) „die Königlich Würtembergiſche Regierung ſich veranlaßt finden werde, hinſichtlich der Mitglieder der Juriſtenfacultät zu Tübingen, welche an dem in Rede ſtehenden Gut-

achten Theil genommen haben, die Anwendbarkeit der Bestimmungen des Bundesbeschlusses vom 20. Sept. 1819 in nähere Erwägung zu ziehen und nach Befund der Umstände sowohl dieserhalb, als auch wegen der persönlichen Beleidigung Sr. Majestät des Königs von Hannover, die geeigneten Maßregeln zu ergreifen.

Der gegenwärtige Fall hat die Uebelstände nahe gelegt, welche sich daraus ergeben, wenn den Juristenfacultäten die Ertheilung von Rechtsgutachten über Fragen gestattet ist, welche die Verfassung des Bundes oder einzelner Bundesstaaten betreffen. Es kann nicht fehlen, daß theils ein Mangel der factischen Grundlagen, auf welche es bei Entscheidung auf solche Fragen ankömmt, theils einseitige, praktisch unhaltbare Theorien häufig selbst gründlich gelehrte Männer zu den verkehrtesten Ausführungen verleiten, die von um so verderblicherer Wirkung sind, je tiefer einerseits deren Fragen in das innerste Staatsleben eingreifen und je mehr anderseits solchen Gutachten eine gewisse wissenschaftliche Autorität eingeräumt zu werden pflegt. Die Königlich Preußische Regierung würde daher ihrerseits nur für zweckmäßig erachten können, wenn diejenigen Bundesstaaten, in deren Gebiet Universitäten sich befinden, den Juristenfacultäten die Erstattung von Rechtsgutachten über Fragen, welche die Verfassung des Bundes oder einzelner Bundesstaaten betreffen, ein für allemal untersagen und die Erlaubniß zur Ertheilung von responsis auf solche Fragen beschränken wollten, welche allein Gegenstand der Entscheidung eines vor bürgerlichen Gerichten zu verfolgenden Rechtsstreits sein können.

Man nimmt Königlich Preußischer Seits um so weniger Anstand, auf Veranlassung der von dem Kaiserlich Oesterreichischen Hofe in dieser Beziehung angeregten Frage in obigem Sinne sich zu äußern, als die Königlich Preußische Regierung schon früherhin für angemessen erachtet hat, ihren Facultäten die Erstattung von Gutachten der gedachten Art zu untersagen."

Dies Aktenstück stelle man neben die Verordnung vom 22. Mai 1815 und freue sich der Bundesschlacht bei Leipzig!

Büreaukratie und Militärstaat.

Es gibt ein „glänzendes Elend“ und eine glänzende Sclaverei. In dem Inſtitut der ſtehenden Heere iſt Beides auf's Schönſte vereinigt.

Wenn es ſchön iſt, unter buntem Rock eine Maſchine zu ſein, wenn es beglückend iſt, unter betäubender Muſik ein Sclave zu ſein, wenn es würdig iſt, Leib und Seele für Gamaſchendienſt und Paraden zu dreſſiren, — dann iſt in dem Leben der ſtehenden Heere Schönheit, Glück und Menſchenwürde vereinigt.

Nichts ſteht mit der Kulturſtufe unſerer Zeit in ſo grellem Widerſpruch, als daß die Sicherheit der Staaten noch auf ein Inſtitut baſirt werden ſoll, durch welches jede ſelbſtſtändige Kraft des Menſchen zum Fehler, jeder freie Wille vernichtet und aller Geiſt, wodurch die Natur uns von andern Geſchöpfen unterſcheidet, ausgeſchieden wird; in welchem auch das roheſte Commando Vernunft, der härteſte Befehl Geſetz, der blindeſte Gehorſam Tugend, die gottverlaſſenſte Willenloſigkeit Pflicht iſt. Wir eifern über Sclaverei und ſanktioniren ſie durch unſere Einrichtungen; wir entſetzen uns über die Zeiten, wo Recht und Vernunft im Schwert und Bajonet ſich geltend machten, und rings um uns her durch das ganze Europa ſehen wir Jahr aus Jahr ein das Schwert und das Bajonet in Bereitſchaft.

Wir erheben uns über die rohen Zeiten des Mittelalters und des Alterthums, wo Alles durch **Soldaten** entſchieden wurde; aber weder das Mittelalter, noch das Alterthum hat eine ſolche ſyſtematiſche Soldatenknechtſchaft gekannt, wie ſie ſich bei uns

ausgebildet hat. Um unſer Maſchinenmilitär, das Leib und Seele von Millionen uniformirt und allen Geiſt und alle Kraft des Volkes verwiſcht, würde uns weder Mittelalter noch Alterthum beneidet haben.

Wir ſind nicht ſo ſentimental, daß wir die praktiſche Nothwendigkeit des Militärs verkennten, aber wir können mit dem Militärſtand nur dann Vernunft und Recht verſöhnen, wenn er in eine Volksbewaffnung freier Bürger umgewandelt wird. Wem es bloß um die Sicherheit nach Außen zu thun iſt, der wird durch ſolche Bewaffnung ſeinen Zweck ſicherer erreichen, als durch Millionen perennirender Schildwachen und Gamaſchendiener, die den Geiſt des Volkes erdrücken und das Mark des Landes verzehren. Freilich aber iſt an wirkliche Volksbewaffnung nur da zu denken, wo man nicht den einen Theil des Volkes gegen den andern zu bewaffnen braucht. In Nordamerika kommt den Bürgern faſt gar keine Militäruniform zu Geſicht und mit der Polizei haben nur die Schurken zu thun.

Wenn die Macht der Gewohnheit nicht wäre, ſo würde für manche Erſcheinungen gar keine Erklärung zu finden ſein. Sie allein kann auch den Nationalſpaß erklären, den wir alle zuſammen noch an der Militärmaſchinerie haben.

Ein Capitän wirft ſeine Compagnie, beſtände ſie auch aus der Blume der Menſchheit, auf dem Exercierplatze umher, wie der Kunſtreiter ſeinen Gaul — und wir ſtehen gedankenlos dabei und bewundern die „ſchöne Haltung“ der Compagnie.

Ein Obriſt führt ſein Regiment unter Muſik durch die Straßen, die Dilettanten des Trommelfells rennen wie beſeſſen an die Thüren, die Mädchen wünſchen Männer zu ſein, um ſo hübſch unter Muſik mitmarſchiren zu können, die Soldaten werfen mit wahrer Maſchinenbegeiſterung die Beine vor ſich hin, die Offiziere anticipiren inmitten der zuvorkommenden Straßenbewunderung für ihr uniformtragendes Selbſtgefühl den Thatenlüſtre möglicher Bataillen im kommenden Jahrhundert und quittiren durch gravitätiſch — gnädige Blicke für die Aufmerkſamkeit der Gaffenden — und das Ganze iſt eine troſt- und zweckloſe

öffentliche Production des Zwangsgeiſtes, wobei dem Nachdenkenden der Kopf heiß und das Herz ſchwer werden muß.

Sonntags verſammelt ſich ein Heer geputzter Offiziere auf dem Paradeplatz, die Federbüſche wehen, die Epaulets funkeln, die Bärte imponiren, man thut ernſt und wichtig, die Obern laſſen ſich herab und ſchieben gnädig den ſalutirenden Arm der Untergebenen auf die Seite, die Untern wagen ſich hinauf und geben der ermuthigten Devotion den Schein gleichſtehender Berechtigung, die Muſik macht die Scene romantiſch und hindert den Verſtand am Nachdenken — und rings umher ſteht die Bevölkerung, die ſich vielleicht eben, wie ſie ſagen, in der Kirche das Herz hat erheben laſſen, und beſieht ſich ſtundenlang die Parade, und weiß nicht genug zu erzählen, was ſie für ſchöne Dinge gehört und geſehen. Die Vernunft aber kehrt ihr Geſicht ab und der Geiſt der Freiheit geht finſter vorüber und flucht über das entwürdigte, kindiſch-bewußtloſe Geſchlecht.

Man hält großes Manöver ab. Alle hohe Herrſchaften finden ſich ein. Ganze Länder ſind mit Bajonetten bewachſen. Man rennt, man jagt, man trommelt, man ſpielt Kriegscomödie. In all' dem Glanz und Taumel denkt der Eine an ſeine hungernde Familie; den Andern hungert ſelbſt; den Dritten zertritt ein Pferd; der Vierte manövrirt ſich ſchwindſüchtig. Tauſende von Menſchen werden abgejagt; Hunderttauſende von Thalern werden verthan. Das Manövre geht zu Ende. Muſik betäubt das Land. Iſrael iſt Heil wiederfahren, denn — der Parademarſch war zur Zufriedenheit. Die Zeitungen ſind voll von dem erworbenen Ruhm, daß man ſich erbrechen mögte, und die Befehlshaber kehren ſtolz nach Hauſe, als hätten ſie eine Schlacht gewonnen und ein Vaterland gerettet. Während der Zeit ſchmachten Tauſende im Elend, welche durch die vermanövrirten Summen hätten glücklich gemacht werden können, und den Fortſchritt des Volkes hat von all den tauſend Schritten, die man im Schweiß ſeines Angeſichts gethan, nicht ein einziger unterſtützt. Das Ganze war aber nothwendig zum — Wohl des Staats, während ein einziges gefpartes Militärſpiel vielleicht einen ganzen

Landestheil von dem Fluch der Armuth befreien könnte — etwa zum Nachtheil des Staats?

Preußen erkennt man den Ruhm zu, daß es seine Militärmaschinerie unter allen Staaten vielleicht am Besten ausgebildet habe. Dieser Ruhm kostet ihm jährlich 25 Millionen, bezahlt von denen, welche ihn als Maschinen erwerben helfen. *)

Unter den vielen Widersprüchen in Preußen steht der nicht unten an, daß es sich rühmt, der Staat der Intelligenz und zugleich ein Militärstaat, ein Staat des stehenden Militärs zu sein, was freilich ursprünglich in seiner frühern Geschichte begründet sein mag, darum indeß nicht aufhört, ein durch das ganze Staatsleben hindurchgehender Widerspruch zu sein. Der Geist dieses Militärwesens wird nicht absorbirt durch die militärischen Dienste und Spielereien, er wird auch hinübergeleitet in die Civilverwaltung und bildet in derselben ein vorherrschendes Element. Die büreaukratische Maschinerie ist eine Uebersetzung der Militärmaschinerie, und so kommt Preußen mit einem Schlage zum Ruhm der geordnetsten Civilverwaltung, wie des geordnetsten Militärwesens — im Einen wie im Andern ein Ruhm von sehr relativem Werth.

Hält man das System der Büreaukratie als Uebersetzung des Militärsystems im Auge, so ergeben sich auch sofort die übrigen Analogieen und selbst die blendenden Paraden und der schöne Parademarsch finden sich in den Actenparaden und den Schreiberkunststücken wieder. Dabei tritt der in die Büreaukratie übergetretene Militärgeist wieder in das Militär als Büreaukratengeist zurück und wirbt in den Häuptern der Militärverwaltung, durch den langen Frieden begünstigt, eifrige Bundesgenossen der Büreaukratie.

*) In der Proclamation vom 3. April 1815 versprach Friedrich Wilhelm III.: „Die Militärverfassung wird nur auf die Vertheidigung des Vaterlandes gerichtet sein und durch die Organisation einer angemessenen Landwehr werde ich in Friedenszeiten dem Lande die Kosten der Unterhaltung eines größern stehenden Heeres ersparen.“ Und doch im Jahr 1844 noch 25 Millionen für die „Militärverfassung.“

Der Militärſtaat und der Büreaukratieſtaat beſtehen nicht bloß nebeneinander, ſie beſtehen auch miteinander, ſie verſchmelzen ſich. Sie thun dies einerſeits durch die Centrirung der beiderſeitigen Gewalt in der Hand des abſoluten Herrſchers und durch die materielle Stützung der einen durch die andern, anderſeits durch die Einrichtung, wonach den Militärperſonen nach einer gewiſſen Anzahl Dienſtjahre der Uebertritt aus dem Soldatenſtand in den Beamtenſtand geſtattet iſt. Durch dieſes Mittel wird der Beamtenſtand beſtändig mit militäriſchem Element in außerordentlichem Maße verſetzt und mit Tauſenden von Werkzeugen verſehen, die ebenſo an das Befehlen nach Unten, wie an das Gehorchen nach Oben gewöhnt ſind. Nur dieſe Eigenſchaften und die Aufräumung im ſtehenden Heer, Behufs der Zuführung immer neuer Kräfte aus der Volksmaſſe, können die Gründe abgeben, eine Einrichtung fortbeſtehen zu laſſen, die außer ihren ſonſtigen Folgen ſehr hervorſtehende Ungerechtigkeiten mit ſich führt. Welche Verdienſte hat ein Unteroffizier oder ein Offizier, der ein Dutzend Jahre lang für Gamaſchendienſt und Müßigang ſeinen Sold bezogen hat? Welche Qualification hat er vor Andern voraus, die ſich Jahre lang für den Beamtenſtand durch theure Studien und unentgeltliches Arbeiten ausgebildet haben, und daneben als Landwehrleute nicht minder zur Dispoſition des Staats ſtehen? Mit welchem Recht macht man den Militärſtand zur Schule des Civilſtaatsdienſtes und beſchwert durch ſeine bevorrechtete Concurrenz das Fortkommen von Tauſenden, die ſich ohne dieſe Concurrenz dem Staatsdienſt würden gewidmet haben? Daß verdienten Kriegern der Weg in den Civildienſt offen ſtehe, wird nicht getadelt werden können; aber daß mit kriegeriſchen Verdienſten um das Vaterland die wohlfeilen Verdienſte um den Gamaſchendienſt concurriren, das ſtellt ſich ſogar als eine Beleidigung des Kriegerſtandes ſelbſt dar.

Die Büreaukratie und die Presse.

Die Freude, einmal ein uncenſirtes Wort über die Cenſur ſchreiben zu können, iſt ſo groß, daß man in Gefahr kommen ſollte, dadurch die Bitterkeit einzubüßen, welche nöthig iſt, um ein ſo verhaßtes Inſtitut nach Verdienſt zu bezeichnen. Man muß durchaus die Erinnerung an die 20 Bogen zu Hülfe nehmen, um mit den Schranken der augenblicklichen Freiheit zugleich die Schranken der Freude über dieſelbe im Auge zu behalten.

Wahrlich, wenn es ein Gericht der Geſchichte gibt, welches denjenigen Völkern einen Preis zuerkennt, die ſich zuerſt ein Gut angeeignet, ſo wird es auch eins geben, welches denen Schimpf und Schande zuerkennt, die ſich zuletzt von einem Krebsübel befreit haben. Daß in dem teutſchen Volke trotz ſeinen herrlichen Eigenſchaften viel Hündiſches ſteckt, iſt ſchon oft geſagt worden. Unter den hündiſchen Eigenſchaften und Bevorzugungen hat es auch die vor andern Völkern voraus, daß es einen Maulkorb trägt. Für das teutſche Volk, das ungefährlichſte von allen, währen die Hundstage das ganze Jahr hindurch. Ihr teutſchen Nationalen, es gibt ein Factum, vor dem all euer Lob zerſtiebt und zu Schanden wird: von allen gebildeten Nationen iſt es die teutſche allein, die noch den Maulkorb der Cenſur trägt. Beim Urtheil über ſie iſt vielleicht nur dies zur Compenſation zu bringen, daß ſie einen unverwüſtlichen Kern haben müſſe, weil ſie unter dem Einfluß der Cenſur nicht die ſchlechteſte aller Nationen geworden iſt. Es gibt kein Lob, das ein Volk ſich in cenſirter Sprache ſagen dürfte. Ein Volk, das unter Cenſur ſteht, ſchlage

die Augen nieder, wenn man es tadelt, und verkriecht ſich, wenn man es lobt. Ein cenſirtes Volk iſt kein Volk, wie ein cenſirter Menſch kein Menſch iſt. Was iſt ein Thier? Ein Thier iſt ein cenſirter Menſch.

Sind wir wirklich Menſchen? Sind wir, was wir ſind? Die Knechtung des Wortes erſtreckt ſich bei uns nicht bloß auf dasjenige, was Andere angeht, was der Gewalt in ihrem Beſitz unangenehm, was ihr in ihren Beſtrebungen hinderlich iſt, ſie erſtreckt ſich auch auf unſere eigene beſondere Perſon. Sie ſtreicht uns nicht bloß als Glieder der Staatsgemeinſchaft, ſie ſtreicht uns auch als Individuen. Sie hindert mich nicht bloß zu ſagen, was Andere thun, ſie hindert mich auch zu ſagen, was ich ſelbſt bin. Ihr zu Gefallen gehe ich ein Anderer durch die Welt, als die Natur in mir geſchaffen hat. Kein Menſch iſt in Teutſchland er ſelbſt, wir ſind Alle nur Lügner unſerer ſelbſt. Wir ſelbſt mit unſerm eigenſtem Ich ſind für die Welt getödtet, nur als Lügner ſind wir lebendig. Nicht bloß die ſind Lügner, die aus Speculation ein anderes Glaubensbekenntniß zur Schau tragen, als in ihrer Natur ſteckt; auch die Andern müſſen nothgedrungen mitlügen, weil ſie ihr Glaubensbekenntniß nicht ausſprechen dürfen oder können. Stumm, wie wir ſind, müſſen wir uns gefallen laſſen, daß man uns eine Sprache zuſchreibt, die uns ganz fremd iſt; wir müſſen, ob wir wollen oder nicht, den allgemeinen Regierungsſtempel tragen, der uns äußerlich etwa als ſchwarz bezeichnet, während wir innerlich vielleicht roth ſind. Das Wort Ueberzeugung hat in Teutſchland gar keinen Sinn, denn wir dürfen keine eigene Ueberzeugung haben, wir müſſen ſie uns aus dem Uniformvorrath der Regierung anziehen laſſen. In Frankreich z. B. iſt man doch ſo weit, daß man ſagen darf und kann: ich bin ein Republikaner. In Teutſchland wird man als Republikaner geſtrichen und figurirt als Royaliſt nach wie vor. Als Heuchler, entweder freiwilliger oder gezwungener, lebt man, als Heuchler wird man begraben. Man iſt geſtorben, ohne wirklich gelebt zu haben, man iſt vernichtet, ohne wirklich geweſen zu ſein, und die Leute gehen am Kirchhof vorbei und ſagen: da liegt der und der, während ſie nur eine Lüge ſagen und ein

ganz Anderer da liegt. Glücklich der, welcher vor ſeinem Ende die Gelegenheit einer Zwanzigbogenſchrift benutzen kann, um ehrlich und offen ſein wahres Geſicht zu zeigen, ſo daß er, wenn es eine Auferſtehung der Seelen geben ſollte, doch erwarten kann, in der andern Welt von ſeinen irdiſchen Bekannten wiedererkannt zu werden.

Daß die Cenſur uns die Schwingen lähmt, wo wir fliegen wollen, daß ſie uns den Weg vertritt, wo wir nach dem Ziele unſerer Beſtimmung ſtreben, daß ſie uns durch das Gefühl perſönlicher Erniedrigung empört, wo ſie uns durch ihre Bevormundung Intelligenz und Sittlichkeit abſpricht — das Alles ſind wir bereit zu vergeſſen und nach dem Wunſch der Schutzredner der Cenſur auf die Rechnung des perſönlichen Egoismus zu ſchreiben, wenn man Eins zu beſeitigen vermag, wodurch die Cenſur ein nagender Wurm an dem geſunden Herzen der Einzelnen wie des ganzen Volkes wird; wenn man im Stande iſt, die verſchlechternde Wirkung dieſes Inſtituts auf die Sittlichkeit und den Volkscharakter aufzuheben. Wen ſie nicht zum Patienten machen kann, den macht ſie zum Giftmiſcher; wen ſie nicht zum Sclaven machen kann, den macht ſie zum Jeſuiten; wen ſie nicht zur Niedertracht herabziehen kann, den verſchlechtert ſie durch den Haß. Der Krebs der Cenſur frißt alle Wurzeln des Charakters an und ſie iſt auf die Dauer im Stande, den beſten Menſchen zum Verbrecher zu qualificiren. Man glaube aber nicht, daß dieſe Wirkungen ihre Grenzen bei denen finden, die perſönlich mit der Cenſur zu verkehren haben. Wenn das Volk auch nicht unmittelbar Zeuge der tauſend kleinlichen, verbitternden Kämpfe iſt, welche täglich Schriftſteller und Zeitungsredactionen mit der Cenſur zu beſtehen haben, wenn es auch nicht die Feder der Schreibenden auf all den Schleichpfaden verfolgt, worauf ſie durch den geiſtigen Koſakencordon in die Oeffentlichkeit zu dringen ſucht, wenn es auch nicht jedem Wort und jedem Satz die Spuren der geiſtigen Cloaken anſieht, durch welche ſie hindurchgekrochen, um an die freie Luft zu kommen, wenn es auch nicht die Zuckung jeder Seele mitzumachen hat, die ſich unter dem Meſſer der Cenſoren windet: mittelbar theilt ſich das Ergebniß dieſer Kämpfe

und Proceduren dem ganzen Volke mit und ſein Charakter conformirt ſich der widernatürlichen Eunuchenſprache, die täglich zu ihm redet, ſowie er durch den Mangel der Einwirkungen einer andern Sprache ſiech wird, die nicht zu ihm reden kann und doch ſeine Luſt, ſein tägliches Brod ſein ſollte. Könnt ihr Freunde der Cenſur dem Inſtitut dieſen Fluch nehmen, könnt ihr die Sittlichkeit und den Volkscharakter vor ihr in Sicherheit bringen, ſo wollen wir unſere Worte in ein Loblied umwandeln; könnt ihr es nicht, ſo laßt euch den Vorwurf gefallen, daß ihr die Schlechtigkeit zu euerer Bundesgenoſſinn macht.

In Preußen, wie in Teutſchland überhaupt, hat man vor Jahren Befreiung von der Cenſur verſprochen. Es iſt mit dieſem Verſprechen ergangen, wie mit andern. Was gut iſt, wird man daran erkennen können, ob es verſprochen worden; was verſprochen worden, wird man daran erkennen können, daß es ſich nicht eingefunden. Es wird dahin kommen, daß man in Teutſchland nur dann auf etwas hofft, wenn es nicht verſprochen worden. Auch das vergeſſe man nicht auf das moraliſche Conto der neuteutſchen Cenſur zu bringen, daß ihr Wurzelſtock ein nicht gehaltenes Verſprechen iſt.

Verlohnt es ſich noch der Mühe, neben den moraliſchen Wirkungen der Cenſur, auf ihre geiſtigen Wirkungen und die von ihr zertretene Würde der Preſſe zu verweiſen? Die größte Kunſt des Schriftſtellers beſteht gegenwärtig darin, ſeine Gedanken ſo auszudrücken, daß Niemand ſie als das aufnimmt, als was er ſie in ſich gebildet hat, denn was der Spürnaſe des Cenſors entgeht, das entgeht ſicher auch dem Auge des Publikums. Gelingt es, ein ſolchergeſtalt durch Selbſtverſtümmelung und Farbloſigkeit unkenntlich gewordenes Product an der Mauthcontrole der Cenſur vorbeizubringen, ſo beſteht der einzige Lohn des ſchriftſtelleriſchen Strebens in dem beneidenswerthen Triumph, einen — Cenſor erfolglos getäuſcht zu haben. Das iſt Würde der Preſſe! Es iſt aber ganz in der Ordnung, daß der Beruf der Schriftſteller zu ſolchen Reſultaten herabſteigt, wo die Staatsmänner, deren Beruf die Führung der Völker auf der erhabenen Bahn der Geſchichte iſt, ihren Hauptberuf darin erkennen, —

auf arme Literaten und ihre Bücher Jagd zu machen. Es kann auch nicht fehlen, daß die Presse zur Lügnerin und Klatschschwester wird, da man ihr die Wahrheit und Offenheit zur Sünde macht. Das einzige Mittel, mit der Zeit noch politisch durch die Presse zu wirken und den öffentlichen Geist vor dem Einschlafen zu sichern, wird das Scandal sein, und auf Scandale wird die Presse speculiren, sie speculirt schon jetzt darauf.

Vor nicht langer Zeit schien es, als solle der Geist der preußischen Staatsmänner, wie das Loos der preußischen Presse, ein anderer werden. Wenige Tage eines schwachen Sonnenscheins reichten hin, auf dem Felde des Geistes wie auf einer Maiwiese eine ganze Flora hervorzurufen. Aber die Wetterkenner hatten sich geirrt. Auf diesen Geistesfrühling folgte nicht ein reifender Sommer und ein erndtender Herbst, er starb unmittelbar unter der eisigen Faust des Winters. Die Thronfolgen führen in der Regel für die Völker einige Frühlingstage mit ihren Hoffnungen herauf; aber nur große Thronfolger wissen auf den Frühling einen Sommer und auf die Hoffnung eine Erfüllung folgen zu lassen. Am 16. November 1797 bestieg Friedrich Wilhelm III. den mit Finsterniß umhüllten Thron. Bereits im December desselben Jahres durfte der „Obscurantenalmanach" in der Berliner Zeitung feilgeboten werden, obschon darin u. A. zu lesen war: „Der preußische Minister Wöllner sei entweder ein Narr, den man in's Tollhaus, oder ein Schurke, den man in's Zuchthaus bringen müsse." Wer hätte nach solchen Aeußerungen nicht englische Preßfreiheit erwartet? Nur die Weltereigwisse trugen die Schuld, daß solche Erwartungen nicht schon in der ersten Zeit wieder entschieden niedergeschlagen wurden. Als die Kriege der sogenannten Befreiung durchgekämpft waren, drängte sich von allen Seiten der Schwarm der Egoisten und Obscuranten um den schwachen Monarchen herum und die versprochene Preßfreiheit wurde mit ihrer Schwester, der versprochenen Verfassung, wieder unter Schloß und Riegel gelegt.

Als Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestiegen hatte, trat, wie gesagt, abermals ein Frühlingsanfang ein. Er rückte ebenfalls nur bis höchstens zum April vor. Wer die Schuld?

Iſt ſie in Petersburg, iſt ſie in Wien, iſt ſie in Frankfurt, iſt ſie in Berlin zu ſuchen? Lag es von Anfang an in der Abſicht des Königs, durch die augenblickliche Entfeſſelung der Preſſe nicht die Hoffnung auf fernere Befreiung zu erwecken? Wir glauben dies zwar nach den kundgegebenen Abſichten in Bezug auf die Verfaſſung, da das abſolute Regi[illegible] ſich mit freier Bewegung der Preſſe auf die Dauer unmö[illegible]ertragen kann; aber hätten ſich ſelbſt dieſe Abſichten nicht ände[illegible] können, wenn der Preſſe längere Zeit gelaſſen worden wäre, die Mängel der Staatsverwaltung aufzudecken und die Nothwendigkeit einer Verfaſſung darzuthun? Dieſe Frage darf wenigſtens nicht beſtimmt mit Nein beantwortet werden, denn Friedrich Wilhelm IV. iſt jeden Falls kein Fürſt, dem die Nachwelt gleichgültig wäre. Als aber die Preſſe begann, practiſch in das Staatsleben einzudringen, da fühlte jene Macht, die am Meiſten bei der Erhaltung des frühern **Status quo** intereſſirt war, das Meſſer an der Kehle und ſie machte eine verzweifelte Anſtrengung, ſich der nahenden Gefahr zu erwehren. Die Leipziger Allgem. Zeitung wurde verboten, nachdem ſie den Kampf mit der — Büreaukratie begonnen. Die Rheiniſche Zeitung wurde todt getreten, nachdem ſie den Kampf mit der Büreaukratie begonnen. Der Kampfplatz, auf welchem die Büreaukratie angegriffen wurde, bezeichnete die Grenze der augenblicklichen Cenſurfreiheit. Es erhob ſich ein betäubendes Geſchrei, der Staat und die Kirche ſei in Gefahr, namentlich wußte man einzelne Sünden gegen die Religiöſen trefflich auszubeuten und zugleich applicirte man eine auf den Regenten beſtens berechnete Phraſe von der „Verfälſchung der preußiſchen Zeitgeſchichte“ durch ein — Tagblatt, eine Phraſe, die man eher von einem Dorfſchullehrer, als von einem Miniſter des Unterrichts hätte erwarten ſollen. Wäre man doch ſtets wegen Verfälſchung der preußiſchen Geſchichte ſo beſorgt geweſen, als bei dieſer Gelegenheit. Die beabſichtigte Wirkung blieb übrigens nicht aus, die Büreaukratie erreichte für den Augenblick ihren Zweck und die Ruhe war bald wieder hergeſtellt. Auch wußte man die beleidigte Religion, die alte Friedensſtifterinn zwiſchen dem Recht und der Duldung, beſtens zu verſöhnen und jetzt wird

das Land mit einer solchen Fluth sogenannter Religion überschwemmt, daß die Prophezeiung, es werde bald wieder die Zeit für einen Obscurantenalmanach erscheinen, sicher nicht zu kühn wäre. Man wird es dahin bringen, daß wir keine Politik mehr haben, sondern bloß sogenannte Religion, und daß wir nicht anders mehr laut werden dürfen, als durch Schnarchen. Ob man sich bei diesem Zustande verrechnet, wird nach Umständen nicht so gar lang unentschieden bleiben. Gerade auf dem Kirchhof ist die meiste Veranlassung, an die Auferstehung zu denken.

Man hat die Verirrung begangen, den Satz, daß es eine Opposition und gar eine „gesinnungsvolle Opposition" geben müsse, sogar der Büreaukratie in den Mund zu legen. Ist er wirklich aus diesem Munde laut geworden, so wurde er niemals mit weniger Aufrichtigkeit ausgesprochen. Die Büreaukratie ist die geborene und geschworene Feindinn jeder Opposition. Ein Tyrann wird eher Opposition dulden, als eine Büreaukratie, denn einen Tyrannen kann ein nobles Gelüste einer etwa ausgezeichneten Persönlichkeit mitunter zu inconsequenten Liberalitäten verleiten, aber die Büreaukratie hat jene unerbittliche Consequenz einer Maschine, bei welcher Nachgeben Stillstehen heißt, und bei ihr kann nie weder von einem vollen Gelüste, noch von einer ausgezeichneten Persönlichkeit die Rede sein. Von einer Person läßt sich immer eher etwas hoffen, als von einem System. Die Opposition ist stets gewesen und wird stets sein die Pflugschaar, welche dem Saamen des Bessern, des Fortschrittes, die Furche bereitet. Auf dem glatten Boden geht nirgends etwas auf; der Fruchtacker will gefurcht sein. Die Büreaukratie aber duldet keine Furche und keine Pflugschaar. Sie wird, so lang sie kann, den fruchtbaren Saatacker der Volkskraft mit ihrem Wellbaum zur glatten, unfruchtbaren Fläche niveliren, um nur ihre Maschinerie recht geläufig und ungehindert darauf arbeiten zu lassen und ihre Packesel darauf herumzutreiben. Büreaukratie und Opposition! Höchstens wird die Büreaukratie des Scheins wegen solche Opposition dulden, die wegen ihres Gegenstandes geringfügig und wegen ihres Auftretens unschuldig genug ist, um — keine Opposition mehr zu sein. Auch wird sie, wenn's hoch

kommt, etwa eine gesinnungslose Opposition wünschen, durch deren Beschwichtigung sie nur einen Zuwachs von Stärke erlangen würde; aber eine „gesinnungsvolle Opposition" ist der Büreaukratie, was dem Teufel der Sage nach das Kreuz.

Die Opposition, welche sich zur Zeit unseres neuesten Preßaprils gegen die Büreaukratie erhoben hatte, war dieser nicht bloß gefährlich wegen der moralischen Schwäche des angegriffenen Systems, sondern auch wegen der geistigen Schwäche derer, welche es vertreten. Welche geistige Waffen hat die Büreaukratie gegen eine mit Geist und Energie auftretende Opposition aufzuweisen? Die Büreaukratie ist nicht bloß „geistlos," wie der Minister v. Stein sagte, sondern sie ist völlig geistlodt; bei ihr hat der Geist nicht bloß keinen Ausgang, sondern auch keinen Eingang. Die Büreaukratie kennt den Geist nicht, sie kann ihn daher ebenso wenig anerkennen, als sich seiner bedienen. Die Büreaukratie kann nicht bloß nicht schreiben, sie kann auch nicht denken. Höchstens denkt sie, wie mir ein geistvoller Beamter sagte, mit dem Unterleib. „Die Beamtenwelt," sagt ein berühmter Schriftsteller, „hat, in dumpfer, dicker, schwüler Stubenluft ewig über Papieren und Schreibereien brütend, einen förmlichen Cretinismus in sich entwickelt, der, alle höhere, geistigen Kräfte stumpfend, die schleimabsondernden, drüsenartigen Thätigkeiten dafür bis zur Monstrosität steigert."

Nicht alle Beamten sind Büreaukraten und die sind es jedenfalls nicht, die Geist haben. Die aber Geist haben, verwenden ihn sicher nicht zum Besten der Büreaukratie.

Die Publikanda der Minister über die Unterdrückung der Leipziger Allgemeinen und der Rheinischen Zeitung, welche als die Todtenzettel der freiern Geistesregung betrachtet werden konnten, gehören in geistiger, wie in moralischer Beziehung zu den merkwürdigsten Actenstücken der neuern Zeit. Nie ist eine Maßregel mit schwächern Gründen unterstützt, nie ist eine Beschuldigung mit weniger Begründung ausgesprochen worden, als es bei dieser Gelegenheit geschah. Die Häupter derjenigen, welche an den Vorwürfen über Büreaukratie nichts so sehr zu tadeln wußten, als den Mangel näherer Begründung, trugen kein Beden-

ten, den Haupttheil der Tagespresse mit Allen, die sich an ihr betheiligt hatten und die großentheils zu den ehrenwerthesten Männern des Vaterlandes gehörten, durch einen bloßen Machtspruch der Lüge, der Verleumdung und aller Verbrechen zu bezüchtigen, die nur durch die Presse begangen werden können. Der Vorwurf wegen Büreaukratie, von der Presse gegen einen Minister erhoben, ist ein Verbrechen; der Vorwurf wegen Immoralität, von einem Minister gegen die Vertreter der Presse ohne Beweis hinabgeschleudert, ist eine von vornherein gerechtfertigte Maßregel zum Wohl des Staats! Wenn auch das Unrecht, das man damals gegen die Presse, die censirte Presse begangen, bereits in der großen Grube begraben liegt, worin die Zeit so manches Unrecht eingesargt hat, so mußte doch bei dieser Gelegenheit mit ein Paar Worten daran erinnert werden, weil es den Uebergang zu dem Zustande bildet, in welchem sich die Presse jetzt befindet. Die später ausgesprochenen Ansichten und Absichten, welche diesen Zustand vorbereiten halfen, sind nicht weniger bezeichnend und merkwürdig, als die obengedachten Actenstücke und klären uns vollständig auf über das, was wir für die Presse von dem gegenwärtigen System zu erwarten haben. Um sie näher in's Auge zu fassen, nehmen wir den Bescheid des Ministers des Innern vom März 1843 auf die vielfachen Petitionen zu Gunsten der Rheinischen Zeitung zur Hand. Dieser Bescheid, der die Zeichen besonderer Intention trägt, sollte zugleich eine „Belehrung" über unsere Preßzustände sein und wir gestehen, daß er allerdings belehrend genug war. Was wir uns aber am Allerwenigsten aus dieser Belehrung haben aneignen können, das sind die Ansichten über die Gesetzlichkeit der Censur. Das Rescript läßt sich in Bezug auf diesen Punkt also interpretiren: „Die Censur ist durch Bundestagsbeschluß für die teutschen Staaten angeordnet, mithin die Einführung und Festhaltung derselben auch für die preußische Regierung Gesetz (wenn auch ein Gesetz, das sie selbst mitgeschaffen). Zwar steht die Art und Weise der Handhabung der Censur, die größere oder geringere Liberalität derselben, namentlich, was die Besprechung der innern Angelegenheiten betrifft, dennoch der Regierung ganz frei, sie kann sogar

in Bezug auf die inneren Angelegenheiten einen Zuſtand der Preſſfreiheit geſetzlich herbeiführen; da aber einmal die Cenſur überhaupt durch geſetzliches Gebot des Bundestags beſteht und der Cenſur keine Grenze angewieſen werden kann, ſo iſt auch die allerſtrengſte Handhabung derſelben, wenn dieſe der Regierung belieben ſollte, geſetzlich. Das Geſetz aber muß geachtet werden. Deßhalb ſoll die Preſſe auch beim ſchrankenloſeſten Cenſurdrucke ſich „innerhalb der geſetzlichen Schranken bewegen," wie das Reſcript ſagt; nur auf dieſen geſetzlichen, d. h. Cenſurgrundlagen iſt eine Fortbildung der Preſſe möglich; feindſeliges Andringen gegen die Cenſur aber iſt ungeſetzlich und ſoll nicht geduldet werden." Dies ſind die Grundſätze des Reſcripts in Bezug auf unſere Preßgeſetzgebung. Die Conſequenzen davon leuchten ein. Sie laufen auf nichts Geringeres hinaus, als auf die „Belehrung," daß, wenn die Regierung will, ſie uns geſetzlich verbieten kann, über etwas Andres zu ſchreiben, als etwa über Sternſchnuppen, Rindviehſeuchen, Stiefelwichſe und andere Staatsangelegenheiten der Art. Das Reſcript macht alſo die Willkür geſetzlich, es erhebt auf ein geſetzliches Poſtament die Willkür par excellence, als welche die Cenſur bekannt iſt. Der teutſche Bund bietet dabei, wie bei andern Gelegenheiten, ſtets den Anlehnungspunkt, und die Regierungen, die ihn bilden, machen ihn zu einer dritten Perſon, auf welche ſie ſtets die Andringenden abweiſen können.*) Ob die Cenſur mit allen ihren Uebeln und Beſchränkungen rechtlich ſei, davon ſpricht das erwähnte Reſcript kein Wort, es ſtützt ſie nur auf das Geſetz. Die weitere Conſequenz einer ſolchen Lehre iſt die, daß jede Ungerechtigkeit, jede Bedrückung, jede Tyrannei gerechtfertigt iſt, ſobald der Bund oder eine einzelne Regierung ſie geſetzlich macht. Wenn es der Regierung einfällt, auf das Eſſen und Trinken heute die Todesſtrafe zu ſetzen, ſo kann ſie uns morgen alle miteinander geſetzlich

*) Wir haben in neueſter Zeit erlebt, daß teutſche Fürſten ohne den Bund zu fragen ihre Titel erhöhten. Den geiſtigen Rang des Volks können ſie ohne Verletzung des Bundes erhöhen. Man liebt aber, ihn bloß zu degradiren.

köpfen laſſen. Dieſe Lehre gibt uns unſer Miniſter des Innern. Sie wird aber wo möglich durch die fernere, aber ganz conſequente Lehre übertroffen, daß das Ankämpfen gegen die Cenſur, als einen geſetzlichen Zuſtand, ein Vergehen ſei. Nach dem Reſcript ſoll die Cenſur nicht bloß das geſetzliche Mittel zur Zügelung der Preſſe ſein, ſondern ſie ſoll auch als ein geſetzlicher Zuſtand heilig gehalten werden. Es iſt nicht bloß geſetzlich, daß der freigeborne Geiſt mit den ſchmählichſten Ketten beladen werde, die man ihm ſchon längſt abzunehmen verſprochen hat; es iſt auch ungeſetzlich, mit den Ketten zu klirren. Wir haben bereits viel, ſehr viel auf dem Gebiet der Preſſe erlebt, aber eine ſolche gouvernementale Heiligſprechung der Cenſur iſt bis dahin ſchwerlich ſchon dageweſen. Wir laſſen ſie gelten, wenn bei dieſer Heiligſprechung, wie bei frühern, der Tod des Heiligen nicht mehr fern iſt. Am liebſten aber würden wir uns zu der conſequenten Lehre von der Heiligkeit des Beſtehenden dann bekennen, wenn man ſie auch in andern Dingen gelten ließe und namentlich die Heiligkeit des Verſprechens feſthalten wollte, das lange vorher uns Preßfreiheit zuſicherte, ehe man daran dachte, cenſirte Zeitungen zu unterdrücken. Jenes Verſprechen aber, das geſetzlich beſtand und noch beſteht, das aber nach dem Obigen eigentlich nur ungeſetzlicher Weiſe noch erwähnt werden kann, hat man längſt mit andern, als proteſtirten Wechſel hinter den Spiegel in dem politiſchen Comptoir des teutſchen resp. preußiſchen Michels geſteckt.

Die zweite Hauptlehre des Reſcripts, wozu wir uns nicht bekennen können und die auch in das Cenſurgeſetz übergegangen, ſpricht ſich in folgenden Worten aus: „Hierzu (zur Unterdrückung der Rheiniſchen Zeitung) war eine um ſo begründetere Veranlaſſung vorhanden, als die von der Redaction den Cenſoren fortwährend vorgelegte große Zahl unzuläſſiger Artikel das ſyſtematiſche Streben erkennen ließ, dieſen Beamten ihren Beruf zu erſchweren (!) und zu verleiden (?) und auf dieſe Weiſe die Cenſur — das geſetzliche Mittel zur Zügelung der Preſſe — unwirkſam zu machen (?).“ Alſo die Vorlegung von Artikeln, die der Cenſor ſtreicht, gibt ein Motiv ab zur Unterdrückung einer Zeitung! Bis

jetzt war der Welt nur bekannt, daß man geſtraft wird für Handlungen, die man begeht; ſeit dem Datum des Reſcripts iſt ihr nun auch kundgethan, daß man beſtraft wird für Handlungen, die man nicht begehen kann. Früher beſtanden Unterlaſſungsſünden bloß darin, daß man etwas Gutes freiwillig unterließ; jetzt begeht man auch eine Unterlaſſungsſünde, wenn man etwas, das die Regierung bös nennt, zu unterlaſſen gezwungen iſt. Früher verpönte man bloß Handlungen, jetzt verpönt man auch Gedanken. Zuerſt wird die Zeitung, nicht der Cenſor (der ſie „geſetzlich zügeln" ſollte), wegen derjenigen mißfälligen Artikel geſtraft, die veröffentlicht wurden; ſodann wird die Zeitung noch einmal geſtraft, weil ſie dem Cenſor Gelegenheit gab, mißfällige Artikel zu unterdrücken. Ein Cenſor iſt ein „geſetzlicher" Mann, den man „geſetzlich" fragt, ob ein Artikel gedruckt werden dürfe oder nicht. Sagt er ja, ſo begeht man, wenn man in Berlin nicht einverſtanden iſt, ein Verbrechen; ſagt er nein, ſo begeht man ebenfalls ein Verbrechen. Man kann wirklich den Wunſch nicht unterdrücken, dies neugeſchaffene, negative, unvermeidliche Verbrechen durch die Malice oder die Angſt oder die Dummheit eines Cenſors, der doch allein über das Vorhandenſein deſſelben zu entſcheiden haben kann, auf die Spitze getrieben zu ſehen. Wir haben es erlebt, daß ein Cenſor eine Buchhändleranzeige über Dante's göttliche Comödie ſtrich, weil er die Gottloſigkeit nicht dulden wollte, mit göttlichen Dingen Comödie zu ſpielen. Man denke ſich einen Zeitungsverleger, der eine beſondere Vorliebe für die göttliche Comödie hätte und ſie wiederholt zu annonciren ſuchte; conſequenter Weiſe würde ihm die Genialität ſeines Cenſors ein Zeitungsverbot auswirken können.

Daß die Verlegung unzuläſſiger Artikel den Cenſoren das „Amt erſchwere und verleide," dieſe Sorge für die Cenſoren erwähnen wir noch, weil darin eine gallenbittere Ironie gefunden werden muß. Was der Fleiß in mühſamen Stunden zuſammengetragen, was der Geiſt erdacht, was das Genie geſchaffen, was der Patriotismus eingegeben, — das zu vernichten, bedarf der geiſtige Henker nur eines einzigen Federſtrichs. Und daß der Fleiß, der Geiſt, das Genie, der Patriotismus zu dieſem einzigen

Federſtrich Gelegenheit bieten, daß ſie ſich vor dem Henker auf den Block legen müſſen, das — „erſchwert und verleidet“ dem Ehrenmann das Amt. Wie man den teutſchen Geiſt mit Füßen tritt, das vermag auch nur der teutſche Geiſt zu faſſen und zu ertragen. Daß ſogar Cenſoren durch die Leiden der Cenſirten zu Märtyrern werden können, das bezeichnet die Spitze unſerer cenſirten Cultur!

So viel über ein Reſcript, welches die Anſichten und Abſichten unſerer leitenden Staatsmänner über die Preſſe ausgeſprochen. Wenn etwas in der Welt die Cenſur verurtheilt, ſo ſind es die verzweifelten Gründe, durch welche man ſie zu ſchützen ſucht.

Daß man dazu überging, ein Cenſurgericht zu bilden, welches die Auslegung der Cenſurvorſchriften in höchſter Inſtanz einem Collegium von Cenſoren überträgt, geſchah, wenn auch durch dieſe Einrichtung am Weſen der Cenſur nicht das Mindeſte geändert wurde, und es nach wie vor namentlich auf die Cenſurvorſchriften ſelbſt ankommt, ſicher nicht durch die Schuld der Büreaukratie, weil dadurch ihre Einwirkung auf die Cenſur abgeſchnitten zu werden drohte. Aber die Büreaukratie weiß ſich zu helfen. Schon die bereits erwähnte Vorſchrift, wonach die häufige Vorlegung „unzuläſſiger“ Artikel (nach dem Cenſurgeſetz „verbrecheriſcher oder geſetzwidriger“ Artikel — wie leicht muß aber nach dem erwähnten Reſcript ein Artikel geſetzwidrig werden!) den Tagblättern Gefahr bringt, läßt die Einwirkung der Büreaukratie auf die Cenſurgeſetzgebung erkennen, da hierdurch den Zeitungen ein Wink gegeben zu ſein ſcheint, den möglichen Schutz des Obercenſurgerichts nicht zu häufig zu ſuchen. Am Beſten aber hat ſich die Büreaukratie durch die Beſtimmung zu ſchützen gewußt, wonach „amtliche Verfügungen, Beſchlüſſe oder ſonſtige Actenſtücke inländiſcher Staatsbehörden weder ganz noch auszugsweiſe“ mitgetheilt werden dürfen ohne Genehmigung der Behörde, von welcher ſie ausgegangen. Mag jetzt die Büreaukratie verfügen und befehlen, was ſie will, Recht oder Unrecht, Geſetzliches oder Ungeſetzliches — ſie iſt vor der Gefahr geſichert, daß es öffentlich bekannt werde, denn ſie iſt in eigener Sache

Censor und es ist nicht zu fürchten, daß sie mit ihrem Imprimatur verschwenderisch umgehen werde. Aus der Zeit des verstorbenen Königs restirt noch eine Cabinetsordre, welche sich folgender Maßen ausspricht: „Die Publicität ist für die Regierung und die Unterthanen die sicherste Bürgschaft gegen die Nachlässigkeit und den bösen Willen der Beamten, die ohne sie eine bedenkliche Eigenmacht erhalten würden; ohne sie würde kein Mittel übrig bleiben, um hinter die Pflichtwidrigkeiten untergeordneter Behörden zu kommen. Sie verdient daher auf alle Weise gefördert und geschützt zu werden." Fürwahr, es ist zu ermessen, wie sie „gefördert und geschützt" wird durch Vorschriften, wodurch der „böse Wille" sowohl, als die „Nachlässigkeit" und die „Eigenmacht" der Beamten „gesetzlich" vor der Gefahr gesichert sind, auch nur in „Auszügen" aus den Urkunden ihrer Pflichtwidrigkeiten dem Gericht der „Publicität" überliefert zu werden. Was gegen das Volk ist, weiß die Gewalt auch aus überwachsenen Gräbern bald wieder aufleben und wirksam werden zu lassen, sobald es ihr nützt; was aber für das Volk ist, das läßt sie auch nach der kürzesten Lebensfrist wieder sterben und vergessen werden, sobald es ihr hinderlich wird.

Nach den Vorschriften der neuen Censurgesetze mußte man ausdrücklich annehmen, daß wenigstens sie allein hinfort die Richtschnur für die Censur abgeben würden. Die Büreaukratie hat auch diese Aussicht illusorisch zu machen gewußt, indem sie sich erlaubt hat, die Censurgesetze mit geheimen Instructionen zu begleiten, welche ihrer Wirkung nach die Censoren veranlassen, immer zuerst die geheime Instruction und dann erst das öffentliche „Gesetz" in's Auge zu fassen. Nach dem, was man hört, häufen sich die geheimen Instructionen der Art, daß man annehmen muß, es sei zu ihrer Ausfertigung ein eigenes Büreau errichtet. Heute ist es Dies, morgen ist es Jenes, was nicht besprochen werden darf. Heute darf Dieses nicht getadelt, morgen Jenes nicht gelobt werden. Heute ist das Strafgesetz, morgen O'Conell der Gegenstand einer geheimen Instruction. Ueber die eine Zeitung wird eine strengere, über die andere eine gelindere Handhabung der Censur verhängt. Wir haben sogar die Ueber-

zeugung, daß durch geheime Instructionen nicht bloß Schriften, sondern auch Schriftsteller unter besondere Censur gestellt werden — eine geheime literarische Polizeiaufsicht, welche zur Folge hat, daß, was der Eine ungehindert sagen darf, dem Andern ohne Weiteres vom Censor gestrichen wird. Dabei hat man sich denn zugleich durch die Wahl der Censoren in der Regel versichert, daß die Herren ihres Amtes würdig sind und aus Furcht oder Bornirtheit lieber zehn unschuldige Gedanken morden, als einen einzigen, der als schuldig erscheinen könnte, im Leben lassen. *)

Den geheimen Instructionen an die Censoren weiß die Büreaukratie überdies noch durch allerlei Warnungen und Drohungen an die armen, censirten Tagblätter zu Hülfe zu kommen, die für das Publicum leider ebenfalls in der Regel geheim bleiben. Sie weiß den Zeitungen bei jeder Gelegenheit nah zu legen, daß ihr Leben dem Beamtenwillen preisgegeben ist, und hängt ihnen ein Damoklesschwert über den Kopf, auf dessen Klinge geschrieben steht: Schweigen oder — Tod!

Wir schließen dies Kapitel über die Censur mit einem Brief, den ein schlichter, ehrenwerther Landmann, welcher Abonnent der „Rheinischen Zeitung" war, auf die Nachricht von der Unterdrückung dieses Blattes geschrieben, damit die Regierung sich überzeuge, welche Wirkungen solche Schritte, die nach der gewöhnlichen Redensart nur auf die Zeitungsschreiber einen üblen Eindruck machen sollen, auch auf den vierten Stand ausüben.

„Mit staunen laß ich zuerst in der Kölner Zeitung das Verboth der Rheinischen, der Gedanke drängte sich mir gleich auf, was wirt aus Preußen, was wirt aus Deutschland noch werden, man kann nur eine solche Regierung, die ein solches Blatt verbiet,

*) Vor Kurzem erlebte ich u. A., daß mir ein Stück aus einem komischen Roman, welches die Geschichte eines musikalischen Talents behandelte, das als Nachtwächter untergehen mußte, vom Censor gestrichen wurde, weil es von vorn bis hinten bittere Ironie über das preußische Gouvernement und die Geschichte von Hoffmann von Fallersleben enthalten sollte, während ich dabei weder an das eine noch an den andern mit einer Ahnung gedacht und es lang vorher geschrieben, ehe ich von Hoffmann etwas gehört hatte.

und überhaupt keine Cenſurfreiheit geſtattet, bedauern. Wie verächtlich wirt wieder das Ausland auf eine ſolche Regierung ſchauen, das Herz im Leib berſtet einem noch, man muß ſich ſchämen, ein Deutſcher zu ſein. Bis hierhin hatte ich alle Hoffnung auf unſern König, aber jetzt iſt alles vorbei, Cenſur und doch Verboden, das will mir nicht in den Kopf. Sollten wir uns an unſerm König geteuſcht haben? Ich war in Geſellſchaften, mit Entrüſtung ſpricht man ſich gegen das Verboth aus. Vertrauen zur Regierung und König Alles iſt dahin, ich wollte Ihnen nur meine Gefühle kund geben und ich kann Ihnen verſichern, ſo denkt faſt ein jeder wie ich."

Die Büreaukratie und die Justiz.

Der Begriff eines geordneten und auf Recht gegründeten Staates fordert in Bezug auf die Justiz,

daß das Gesetz und nur das Gesetz die Richtschnur für Alle sei;

daß das Gesetz keinenfalls von denen gemacht oder beherrscht werde, welche bloß für die Ausführung desselben zu sorgen haben;

daß sich dem Gesetz Niemand selbst entziehen oder durch Andere entzogen werden könne;

daß ebenso Niemand seinem natürlichen Richter entzogen werde und nur durch diesen das Einschreiten gegen die Angeklagten erfolge;

daß nur unabhängige Richter das Gesetz auslegen und handhaben;

daß diese Richter Jedem gegen Jeden zugänglich seien;

daß die End-Entscheidungen der Richter volle Gültigkeit haben und in ihren Wirkungen durch Niemanden beeinträchtigt werden;

daß Niemand Richter oder Zeuge in eigener Sache sein könne;

daß, ehe die Schuld eines Staatsbürgers durch das gerichtliche Urtheil wirklich constatirt ist, demselben möglichst Alles, was ihn nur als Verurtheilten treffen kann und darf, erspart werde, insbesondere Entziehung der persönlichen Freiheit, denn Strafe trifft nur die Schuld und über die Schuld entscheidet eben nur das Gericht. Hierher gehört auch eine schnelle Justiz. *)

*) In dem Besitzergreifungspatent vom 5. April 1815 wird eine „schnelle und gerechte Justizpflege" versprochen.

Sind dieſe Bedingungen des rechtlichen Staates in Preußen erfüllt?

Nein!

Wären ſie erfüllt, ſo würde die Büreaukratie weder ſelbſt Geſetze machen, Geſetze auslegen, Geſetze ergänzen und Geſetze ändern,

noch Prozeſſe ſiſtiren und niederſchlagen, ſich und ihr Perſonal den Gerichten entziehen und von ihrer Erlaubniß die gerichtliche Verfolgung ihrer Beamten abhängig machen,

noch Juſtiz und Verwaltung miteinander verbinden (z. B. Steuerjuſtiz),

noch das Richterperſonal willkürlich verſetzen,

noch die gegen ſie etwa ausgewirkten Urtheile in ihren ferneren Wirkungen und Berechtigungen beeinträchtigen,

noch ihr Perſonal ſelbſt mit ſchweren Strafen belegen, dasſelbe ſogar in's Gefängniß werfen *) und des Poſtens entſetzen,

noch die Staatsbürger durch polizeiliche Verhaftung und Wegführung aus dem Bezirke ihres natürlichen Richters entfernen, ſie dem Gericht gänzlich entziehen und ſie alle Folgen der erwieſenen Schuld tragen laſſen können, während ſich am Ende herausſtellt, daß ſie — vor Gericht würden freigeſprochen worden ſein.

Das Alles aber kann und thut die preußiſche Büreaukratie. Wie jener Weiſe ſich ſtündlich durch eine Uhr an den Tod erinnern ließ, ſo ſollte die Büreaukratie ſtündlich an Geſetzlichkeit erinnert werden.

Wo die Juſtiz nicht heilig, frei und unverletzlich iſt in ihrem ganzen Umfang, da iſt kein Recht und keine Sicherheit der Staatsbürger möglich. In Preußen beſteht dieſe Sicherheit nicht. Der Verfaſſer dieſer Schrift ſo wenig, als irgend ein Anderer, iſt davor geſichert, daß er durch Gensdarmerie aus ſeiner Wohnung nach Berlin oder einen

*) Regierungspräſidenten wie Provinzialſteuerdirectoren haben die Befugniß, ihren Unterbeamten als Ordnungsſtrafe ohne gerichtliche Vermittlung acht Tage Gefängnißſtrafe zu dictiren.

beliebigen andern Ort in geheime Haft geschleppt werde, sobald die Büreaukratie ihn ihrer separaten Justiz für würdig hält. Der büreaukratische Justizmord, den man an dem Erzbischof von Köln begangen, kann in dieser Beziehung nicht oft genug in Erinnerung gebracht werden, denn es ist ein unerhörtes Verfahren, einen Mann unter den schwersten Beschuldigungen aus seinem Wohnort und Gerichtsbezirke herauszuschleppen, ihn Jahre lang als Gefangenen zu behandeln, ihn für immer von seinem Posten zu entfernen und ihm dabei am Ende erklären zu müssen, daß ihm nichts bewiesen werden könne. Hätte man ihn rechtlich verurtheilen können, es würde sich schwerlich eine mitzählende Seele im 19. Jahrhundert gefunden haben, die jenen mittelalterlichen Römerling in Schutz nähme; aber über das Recht selbst wurde für jeden einzelnen Bürger der Stab gebrochen, als man das Gericht über das charakterfeste Kirchenhaupt von Köln aus Gensdarmen bildete. Was dem Erzbischof von Köln widerfahren, wie viel eher kann das jedem Andern widerfahren, sobald der geheime Groll der Büreaukratie Werth auf ihn legt!

Wie sehr die Büreaukratie geneigt und ihr System geeignet ist, die Unabhängigkeit der Justiz zu gefährden, dies darzustellen, würde eine würdige Aufgabe für einen Juristen sein und es würde ihm auch nicht an Beispielen von Ministerialjustiz fehlen, um seine Darstellung gehörig zu belegen. Uns fehlt die juristische Fähigkeit, diesen Stoff würdig zu verarbeiten und wir begnügen uns, Einiges über das Verhältniß der Büreaukratie zu der rheinischen Justiz hier anzuschließen.

Die rheinische Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit mit ihren Elementen von Oeffentlichkeit, Rechtsgleichheit und Volksbetheiligung mußte von vorne herein im Strom der Büreaukratie, der Alles mit sich fortzureißen und unter seine glatte Oberfläche zu verschlingen gewöhnt ist, als ein sehr anstößiger, trotziger, querstehender Fels erscheinen. Napoleon, sogar Napoleon fühlte sich nicht durch ihn belästigt; die preußische Büreaukratie konnte ihn nicht dulden. Daß sie darauf ausging, ihn zu benagen, zu unterspülen und vielleicht gänzlich fortzuschwemmen, darf nicht Wunder nehmen. Die Art und Weise, wie sie dies nach und

nach verſucht hat, zeugt zugleich am Beſten für die Gewalt, welche ihr über Geſetzgebung und Gerichtsbarkeit eingeräumt iſt. Man hat ihre Abſichten und ihre Eingriffe gegen das rheiniſche Recht ableugnen wollen. Ein kurzer Ueberblick über eine Reihe von Thatſachen mag auch hier über eine Sache entſcheiden laſſen, die zwar als ausgemacht anzuſehen, aber der Cenſur wegen im Inlande zu wenig beſprochen worden iſt. Schwerlich würde von dem rheiniſchen Recht noch ein Stumpf übrig ſein, wenn nicht durch die kräftige Volksſtimme ein höherer Wille gegen die Büreaukratie in die Schranken gerufen worden wäre.

Das Geſetz vom 9. Juni 1819 beſtimmt (§. 15), daß die Geſetze und Verordnungen der Regierung nur durch die Publication in der Geſetzſammlung und in den Amtsblättern Gültigkeit erlangen. Dennoch hat die Büreaukratie Geſetze auf die Rheinprovinz angewandt, welche vor der Vereinigung mit Preußen erlaſſen und hier niemals publicirt worden; ſie hat ſich auf Cabinetsordres berufen, die gar nicht bekannt waren, und hat ſogar ſchon die vorgeſchriebene Publication unterſagt. (Lottner III. Seite 562.)

Die Cabinetsordre vom 21. Auguſt 1819 (nie förmlich publicirt und erſt durch Lottner's Sammlung (III. 569.) bekannt geworden) gebietet den rheiniſchen Juſtizbehörden, ſich in die Verhaftung von Demagogen nicht eher zu miſchen, als bis die Adminiſtration die Sache der Juſtiz übergeben werde. Dadurch wurde zu Gunſten der Büreaukratenjuſtiz eine Vereitelung des rheiniſchen Rechts erlangt, wonach die perſönliche Sicherheit der Bürger dadurch geſchützt werden ſoll, daß jede Verhaftung nur in den ſtreng vorgeſchriebenen Formen und durch den Inſtructionsrichter oder deſſen Stellvertreter geſchehen darf, und daß jeder Verhaftete längſtens binnen 24 Stunden von ſeinem Richter über die Beſchuldigung verhört werden muß. Als ein Opfer jener Büreaukratenjuſtiz wird namentlich ein Ausländer angeführt, welcher, wegen ſeines Namens für einen Demagogen gehalten, 6 Monate lang in Düſſeldorf im Gefängniß ſaß, worauf ſich zeigte, daß er nicht derjenige war, den man im Auge gehabt hatte!

Die Cabinetsordre vom 6. März 1821 (bedeutend erweitert durch die vom 2. August 1834 und vom 25. October 1835, so daß nach dem Jahr 1834 die geheimen Prozesse von jährlich 11 auf jährlich etwa 225 stiegen) schafft für alle Vergehen oder Verbrechen gegen den Staat und dessen Oberhaupt die rheinischen Gesetze ab und führt dagegen das preußische Landrecht und die preußische Criminalordnung und somit geheimes Verfahren ein. Zugleich wurden auch alle Dienstvergehen der Verwaltungsbeamten den altländischen Gesetzen unterworfen. Das Justizministerium erließ über diese Cabinetsordre bis zum Jahr 1825 sieben Interpretationsrescripte. Unter diesen rechnet dasjenige vom 16. April 1821 zu Verwaltungsbeamten auch alle übrigen Staatsbeamten und namentlich die Justizbeamten; ein zweites vom 7. August 1821 sagt, als Verwaltungsbeamten seien nach dem Sprachgebrauch der preußischen Gesetzgebung sämmtliche Civilbeamten ohne Unterschied zu betrachten; ein drittes dagegen vom 15. Juli 1822 muß in Uebereinstimmung mit dem Appellhof zu Köln und dem rheinischen Kassationshof wieder anerkennen, daß die Cabinetsordre unter dem Ausdruck Verwaltungsbeamten die Justizbeamten nicht begriffen habe.

Eine Cabinetsordre vom 15. Januar 1825 ermächtigt die Polizeibehörden, nach dem Gesetze der alten Provinzen zu verfahren und mit Gefängniß oder Zwangsarbeit von 8 Tagen bis 4 Wochen (ohne Concurrenz der Justiz) zu strafen.

Am 29. Juli 1817 eximirte der Justizminister das sämmtliche Personal des Oberlandesgerichts zu Kleve nebst Familie in Civil- und Criminalsachen vom rheinischen Recht und stellte sie unter die altpreußischen Gesetze.

Am 2. Juli 1818 setzte der Justizminister ohne Genehmigung des Königs die Befugnisse der Gerichte und Verwaltungsbehörden durch das sogenannte Ressortreglement fest.

Am 5. October 1819 schrieb der Justizminister gegen die Gesetze vor, daß das Vermögen fremder Regierungen nicht zu Gunsten preußischer Unterthanen mit Arrest bestrickt werden dürfe.

Er verfügte ferner (Lottner III. 136.), daß die Beamten in Dienſtſachen ohne Eid vor Gericht Zeugniß ablegen dürfen und daß die Vorſchriften der altpreußiſchen Prozeßordnung auf ſie Anwendung finden — eine Verfügung, die wegen ihrer Unausführbarkeit zurückgenommen werden mußte.

Er erließ eine Taxordnung für die Handelsgerichte, wodurch er mittelbar Steuern einführte. (II. 369.)

Er verordnete (II. 350.), daß die Gerichte bei zweifelhaften, das Stempelweſen betreffenden Beſtimmungen ſich mit den Verwaltungsbehörden in Communication ſetzen ſollten, weil dieſe mit dem Sinne des Geſetzes beſſer bekannt ſeien, als die Gerichtsbehörden.

In einem Reſcript vom 2. Mai 1823 verwies derſelbe auf Veranlaſſung des Finanzminiſters einem Friedensrichter ein von demſelben gefälltes Urtheil und ließ ihn über die Anwendung des Geſetzes belehren — ſtatt, wenn das Urtheil ungerecht war, von höherer Inſtanz eine andere Entſcheidung zu extrahiren. In der merkwürdigen Circularverfügung vom 13. December 1834 (Lottner IV. 196.) wird der ganze Stand der rheiniſchen Friedensrichter förmlich wie Schulknaben Genaſ't und unter Andern der Ausdruck gebraucht, ſie müßten aus dem Amt ſcheiden, wenn ſie ſich nicht die gehörige Geſetzeskenntniß aneigneten. Und doch rühmte man ſich ſpäter, das Anſehen der rheiniſchen Richter gehoben zu haben, nämlich durch Orden, Titel ꝛc.

In einem Reſcript vom 17. Mai 1834 ſagt der Miniſter, er und nicht z. B. der Caſſationshof habe das Recht der Interpretation.

Herr v. Kamptz hob aus eigener Machtvollkommenheit z. B. folgende Geſetze und kaiſerliche Decrete auf: über den Eid der Advocaten, durch Reſcript vom 1. März 1833; über die unbeſchränkte Befugniß, ſich nach der rheiniſchen Civilprozeſſordnung durch einen Bevollmächtigten am Friedensgericht vertreten zu laſſen, durch Reſcript vom 15. März 1833; über die Taxe und die Geſchäftsführung der Gerichtsvollzieher, durch Reſcript vom 10. Juni 1833; über Oeffentlichkeit der Civilſtandsregiſter, durch Reſcript vom 21. Juni 1833.

Nach einem Rescript vom 22. December 1833 (Lottner III. 700.) sind die richterlichen Urtheile in gewissen Fällen (z. B. des Hochverraths, der Majestätsbeleidigung, der Landesverrätherei) **nicht richterliche Urtheile, sondern nur Entwürfe und Gutachten zu denselben**, der Justizminister macht sie erst durch seine event. Bestätigung zu Urtheilen, nachdem er sie „nach den Gesetzen genau geprüft und **mit denselben in Einklang gesetzt!**"

Herr v. Kamptz sagt in einem Rescript vom 22. Februar 1838: „Nicht die preußischen, sondern die französischen Gesetze seien in der rheinischen Provinz exceptionelle und die Entscheidung über die Frage, ob die preußischen oder die französischen Gesetze Norm des Verfahrens und des Urtheils seien? gehöre lediglich zur Competenz des Chefs der Justiz."

Trotz allem Angeführten konnte Herr von Kamptz, der im Jahr 1838 von der Justizverwaltung entfernt wurde, irgendwo (Materialien zur Uebersicht der Justizverwaltung in der Rheinprovinz ꝛc.) behaupten: „Es sei nicht ein einziger Artikel im bürgerlichen Gesetzbuch, in der bürgerlichen Prozeßordnung, in der Strafprozeßordnung und im Strafrecht aufgehoben, nicht ein einziger Buchstabe verändert." Das heißt Einem Nase und Ohren abschneiden und dann behaupten, es sei am Kopf kein Haar gekrümmt worden.

Die vorstehenden Thatsachen, denen ein Jurist noch eine Menge anderer hinzuzufügen wissen würde, zeigen hinlänglich, wie man gegen das rheinische Recht gesinnt gewesen und gehandelt hat. Was bliebe nach dem Geschehenen noch übrig? Bloß das französische Gesetz, die Oeffentlichkeit auch im gewöhnlichen Verfahren und das Geschwornengericht gradezu abzuschaffen — es bliebe, nachdem man die Zweige rasirt, noch der Stamm umzuhauen. Man durfte diesen eclatanten Schritt nicht wagen, die Büreaukratie vermeidet überhaupt den kühnen Eclat. Kundige Personen wollen aber gegen das Geschwornengericht schon einen geheimen Krieg darin erkannt haben, daß man es durch die Wahl der Geschwornen hier und da zu discreditiren versucht habe. Bis jetzt ist es noch gelungen, wenigstens den Stamm aufrecht

zu erhalten, und die Wurzeln haften noch. Der letzte rheinische Landtag hat ein Beispiel gegeben, das, wenn es mit solcher Einstimmigkeit und Festigkeit auch in Bezug auf andere Dinge und auf anderen Landtagen sich analogisch wiederholte, außer dem rheinischen Recht auch andere Dinge sichern könnte. Wäre übrigens das rheinische Richter- und Advocatenpersonal bei Zeiten fest und einig gegen die büreaukratischen Eingriffe aufgetreten, so können wir uns nicht denken, daß man so rücksichtslos gegen die rheinischen Rechtsinstitutionen verfahren und namentlich dazu übergegangen wäre, sogar richterliche Urtheile zu Gutachten zu degradiren und den Minister zum Schulmeister darüber zu machen, damit er das Pensum mit den Regeln der gesetzlichen Grammatik „in Einklang" bringe. Warum nicht lieber gleich den Minister zum Richter gemacht und die Richter zum Teufel gejagt? Es ist ein Widerspruch, daß unsere Minister so viel Beamten haben, da sie selbst ja schon Alles in einer Person sind.

Die Büreaukratie und der Unterricht.

Preußen iſt im Ganzen der Staat des guten Scheins. Er iſt dies trotz manchem wirklich Guten (welches zu loben wir uns nicht berufen fühlen konnten), denn der Ehrgeiz ſeiner Regierung ſtrebt dahin, in allem etwas möglichſt Vollkommenes darzuſtellen, ohne daß ſie ſich entſchließen kann, den entſcheidenden und unvermeidlichen Schritt zu thun, ohne den jene Vollkommenheit nur täuſchendes Außenwerk bleibt. Sie will Erfolge, aber ſie will nicht die Grundbedingung aller dauernden Erfolge, nämlich die freie Mitwirkung des Volks. Sie will alles Gute nur auf ihre Rechnung haben und vereitelt dadurch dasjenige, was nur durch das Volk ſelbſt geſchaffen werden kann. Sie will ohne Freiheit Alles leiſten, was nur durch die Freiheit möglich iſt. Je länger der Abſolutismus (ſei es bloß den Traditionen eines dynaſtiſchen Intereſſe zu lieb, ſei es durch die Einwirkungen der zur beſonderen Macht gewordenen Büreaukratie, welche jene Traditionen begünſtigt) in Preußen aufrecht erhalten wird, um ſo mehr wird Preußen der Staat des guten Scheins werden, weil ſich um ſo mehr der Widerſtreit der Freiheitsintereſſen und der Regierungsintereſſen, des wahren Bedürfniſſes und der ſcheinbaren Befriedigung auseinander ſpaltet. Dieſer Wiederſpruch zwiſchen dem Regierungsprinzip, welches in ſeinem Intereſſe etwas Großes darſtellen will, und dem Drang des Volks, welcher jenem Prinzip zu lieb in den angewieſenen Weg gebannt und von dem Weg des Rechtsſtaats beſtändig abgelenkt werden muß, zieht ſich durch das ganze preußiſche Staatsleben hindurch und erzeugt in den Hauptſachen überall Halbheit, Unwahrheit und glänzenden Schein

ohne entſprechende ſolide Wirklichkeit. Preußen benutzt Alles, aber nur ſo weit, als es dem Prinzip des Abſolutismus und der Büreaukratie nicht gefährlich werden kann. Preußen hat Ständeinſtitutionen, aber — ſie haben keine andere Macht, als die Ohnmacht einer noch dazu beſchränkten Berathung. Preußen hat eine Landwehr, aber — ſie wird ſo gezogen, daß ſie nur das ſtehende Heer vermehren hilft; Preußen hat Communalverfaſſung, aber — unter der Vormundſchaft der Büreaukratie; Preußen hat Preßgerichtsbarkeit, aber — auf dem Boden der Cenſur; Preußen hat ein großartiges Unterrichtsſyſtem, aber — der Unterricht reicht nur bis an die ſorgfältig gehütete Grenze, wo der wahre Unterricht erſt beginnen ſollte. Kurz überall Schein, weil man nicht um den Preis der Machtentäußerung an das Volk die wahre, volle Wirklichkeit will. Preußen gleicht mit ſeinen Einrichtungen einem glänzenden und drohenden Bündel Pfeile, aber bei näherem Zuſehen findet man, daß von allen die Spitzen abgebrochen ſind. Nur die Spitze der Gewalt, welche der „Nichtigkeit der Bürger“ gegenüberſteht, iſt nicht abgebrochen, ſie iſt vielmehr aus den übrigen zugeſchmiedet.

Was ſoll man nun über den preußiſchen Unterricht ſagen, worauf ſich die weiteren Conſequenzen aus dem oberſten Prinzip ſofort ziehen laſſen? Ein großer und trefflicher Apparat formeller Einrichtungen mit militäriſcher Ordnung, ein imponirendes Heer unſchuldiger Profeſſoren, geängſtigter Lehrer und mit Angſt und Hunger ringender Schulmeiſter, eine Menge Gelegenheit für Fachwiſſenſchaft, eine ſorgſame Pflege deſſen, was auf das Materielle hinzielt und den Geiſt in unſchuldiger Weiſe beſchäftigen und ablenken kann — alles das iſt nicht hinreichend, dem äußeren Schein eine innere Wahrheit zu geben, ſo lang das Erſte fehlt, ohne welches nichts Dauer und Werth hat, nämlich die Freiheit. Freiheit des Unterrichts iſt in jedem abſoluten Staat eine Lüge, ſie iſt es aber doppelt in einem „chriſtlichen Staat,“ welcher die Politik ausdrücklich mit der Religion vermiſcht. Der abſolute, insbeſondere aber der abſolut-chriſtliche Staat macht die Wiſſenſchaft nur zu ſeiner Dienerin, der er entweder vorſchreibt, was er will, oder die er an dem hindert, was ſie will.

Die erſte aller Wahrheiten iſt die, daß es keine gefährliche Wahrheit in der Welt geben kann, und daß die Lüge der Wahrheit unterliegen muß, und daß das Unterliegen, das rechtliche Unterliegen, nur durch freien Kampf möglich iſt, und daß die wahre Wahrheit keines äußern Schutzes bedarf, und daß diejenige, die deſſelben bedarf, ihn nicht verdient. Dieſe Wahrheit, auf das Syſtem des Unterrichts angewandt, ergibt für Jeden, der ſehen und hören will, das einfache Reſultat, daß man im Vertrauen auf das Geſetz der Natur und des menſchlichen Geiſtes die Wiſſenſchaft ſo lang ungehindert und völlig frei ſich entwickeln und operiren laſſen ſolle, als ſie nicht mit den allgemeinen Geſetzen des Staats in Conflict geräth. In dieſem Fall kommt der Mann der Wiſſenſchaft mit jedem andern Staatsbürger auf gleichen Boden zu ſtehen, auf welchem z. B. eine beſchimpfende Schmähung oder eine Aufhetzung zu thätlicher Feindſeligkeit gegen den Staat oder die Regierung ebenſo zu beſtrafen iſt, wenn ein Profeſſor ſie auf dem Katheder, wie wenn ein Revolutionär ſie auf der Straße ſich zu Schulden kommen läßt. Die Sicherheit des rechtlichen Staats iſt hinlänglich gewahrt, wenn er darauf hält, daß der Unterricht — wir reden hier natürlich vorzugsweiſe vom höheren — den Weg der Wiſſenſchaft nicht verläßt und nicht mit geſetzwidriger Feindſeligkeit in die practiſchen Fragen des Tages ſich einmiſcht. Das gilt in Bezug auf Politik ſo gut, wie in Bezug auf Theologie und in Bezug auf die Alles umfaſſende Philoſophie. Die Furcht, daß bei ſolcher Freiheit ſich „Theorieen“ verbreiten, die dem Staat Gefahr bringen könnten, kann nur da beſtehen, wo der Staat nach falſchen Theorieen conſtruirt oder geleitet wird. Wenn in der Wiſſenſchaft das Wahre nicht vor dem Falſchen zu erſchrecken braucht, dann wahrlich nicht im Leben, wo es ſich durch Befriedigung der Allgemeinheit verkörpert hat und zur Maſſe geworden iſt.

Wie man in Preußen über ſolche Freiheit des Unterrichts denkt, und welche Mittel die Büreaukratie anwendet, um dieſe Freiheit zu unterdrücken und die Männer des Unterrichts in die engſten Grenzen einzuſchließen, das haben die allgemein bekannten Maßregeln der neueren Zeit hinlänglich ausgeſprochen. Wie ſollte

man auch in einem Lande, wo man nicht frei reden und ſchreiben darf, frei lehren dürfen? Die Lehre ſteht hier unter Cenſur wie die Schrift, und die weitverzweigte Controle der Büreaukratie liefert für ſolche Cenſur das beſte Mittel. Die Männer des Unterrichts dürfen nur Organe der Regierung ſein und ſie begehen ein Verbrechen, ſobald ſie ſich in ſelbſtſtändiger und freiſinniger Weiſe in die Politik oder das Leben einmiſchen. Dahlmann, wie gemäßigt er auch iſt, muß der Büreaukratie ein Dorn im Auge ſein, da er weiß, was ein Lehrer ſich ſchuldig iſt, und da er in ſeinen Vorträgen ſich die Schranken vom Leibe zu halten ſucht, wodurch Andere ſich einengen laſſen. Aber wie wenige wagen das in Preußen? Wie wenige Lehrer auf Univerſitäten und Gymnaſien haben die Kraft und den Ehrenſtolz, die Furcht vor der geheimen Conduitenliſte zu überwinden, die nirgendwo ſo deprimirend gehandhabt wird, als grade im Lehrerſtande? Den preußiſchen Unterricht im Allgemeinen regiert nicht der freie Geiſt, ſondern die — Furcht!

Beſchwerden gegen die Büreaukratie.

Die Büreaukratie iſt göttlichen Urſprungs: ſie iſt unfehlbar und allmächtig.

Welche Waffen beſitzen wir gegen die Büreaukratie? Keine! Die Preſſe ſchlägt ſie nicht, weil die Cenſur ihr Secundant iſt; Juſtiz ſtraft ſie nicht, weil die Juſtiz keine Macht über ſie hat; und die Beſchwerde? Die Beſchwerde nützt in hundert Fällen nichts, weil die Büreaukratie ſelbſt über ſie entſcheidet. Alſo nach allen Seiten hin iſt die Büreaukratie verſchanzt und lacht über die feindlichen Tirailleurs, die hier und da mit ihrem Blasrohr umherſtreifen.

„Wenn bei einer Maſchine von Organismus die Rede ſein kann, ſo iſt die preußiſche Büreaukratie die organiſirteſte Maſchine der Welt. Mit unerbittlicher Conſequenz gehandhabt, feſt gegliedert, ſchlägt ſie ihre „tauſend Verbindungen“ bis in alle Ecken des Staats hinein und verletzt oder beengt Alles, was Widerſtand leiſtet oder zwiſchen ihren Rädern und ihrem Fachwerk ein ſelbſtſtändiges, freies Leben entwickeln will. Sie ſucht in ihre Gewalt zu ziehen, was ſie nicht hat; ſie läßt nicht los, was ſie hat; ſie ſucht zu vernichten, was ſie nicht haben kann. Nichts Hemmenderes und Drückenderes in der Welt, als ein ſolches Büreaukratenſyſtem, weil es eben überall hinreicht; nichts Unwiderſtehlicheres und Gewaltſameres, weil es dem Prinzip ſeiner Herrſchaft nichts vergibt. Die Büreaukratie iſt eine Maſchine, die niemals rückwärts ſchlägt. Wer von ihr getroffen wird, der verſucht vergebens, das Rad zurückzudrehen. Durch

ſein Unterliegen muß die büreaukratiſche Uebergewalt ihre Anerkennung finden. Verlaſſe ſich keiner auf ſein Recht oder auf ein Geſetz, wo er den Kampf mit der Büreaukratie beginnt. Sie findet Mittel, das Recht auf ihre Seite zu bringen und das Geſetz für ſich unſchädlich zu machen." *)

„Einer der verderblichſten Grundſätze der Büreaukratie iſt jener, daß ſie niemals Unrecht haben könne und dürfe. Sie benutzt jede, auch die unpaſſendſte Gelegenheit, durch Anwendung dieſes, alle wahre Gerechtigkeit feindlich ausſtoßenden Grundſatzes ihrer Autorität einen, wenn auch noch ſo gehäſſigen Zuwachs zu verſchaffen. Sie fürchtet ſogar jene Autorität da zu compromittiren, wo ſie eine verletzte Unſchuld anzuerkennen hat, vielleicht um nicht zugeben zu müſſen, daß es ihrer Unfehlbarkeit möglich geweſen ſei, eine ungerechte Klage anzunehmen. Deßhalb macht ſie bisweilen eine Freiſprechung noch empfindlicher, als ſelbſt eine ungerechte Verurtheilung, ſei es nun durch die begnadigende Faſſung ihres Spruchs, oder durch Ausbeutung eines aufgegriffenen, nicht zur Sache gehörigen Nebenpunktes, oder durch angefügte Drohung für dennoch mögliche künftige Schuld. Es iſt empfindlich, ungerecht verurtheilt zu werden, aber es iſt empörend, begnadigt zu werden, wo man nicht verurtheilt werden konnte. Unter dem Schein der Gerechtigkeit verletzt ſolch ein Verfahren die Gerechtigkeit ebenſo ſehr, als das Freiheitsgefühl, jene, indem es anſtatt der Unſchuld nur eine verziehene Schuld gelten läßt, dieſes, indem es auch den Unſchuldigen in die Abhängigkeit vom Begnadiger bringt. Es muß ſich um jeden Preis die büreaukratiſche Klaue fühlbar machen, die ſelbſt den, welchem ſie den angeworfenen Schmutz abwäſcht, nicht loslaſſen kann, ohne ihn zur Erinnerung an ihre Furchtbarkeit ihre Nägel fühlen zu laſſen." **)

In den hier citirten Stellen glaube ich den Geiſt, welchen die Büreaukratie im Kampf mit dem Publicum, wie mit ihren

*) Aus einem früher in die Leipziger Allgemeine Zeitung geſchriebenen Artikel.

**) Aus einer Abhandlung „die Ehre."

Untergebenen an den Tag legt, hinlänglich charakterisirt zu haben. Und dieser Geist ist auch noch durch Institutionen geschützt? Da bleibt dem Recht in tausend Fällen nur übrig, zu dulden und zu schweigen!

Die Behörde, gegen welche eine Beschwerde eingereicht wird, ist verklagte Partei, weiter nichts. Nach den Grundsätzen des Rechts wird die verklagte Partei von einem unparteiischen Richter mit ihrer Vertheidigung gehört, wie der Kläger mit seiner Klage, darauf untersucht der Richter die Sache genau und fällt das Urtheil. Wie wird es aber bei uns gehalten? Die verklagte Behörde vertheidigt sich nicht, sie berichtet. Sie wird zum Urtheil über die Sache ihres Anklägers aufgefordert, sie wird zur Zeugin und Richterin in eigener Sache gemacht und zur Klägerin gegen den Kläger. Die Gründe, durch welche der Kläger von ihr abgewiesen war, und wegen welcher er eben klagbar geworden, wiederholt sie bei der höhern Instanz und macht also den Grund der Klage zum Grund der Abweisung. Die Behörden sind natürlich eher geneigt, den andern zu glauben und Recht zu geben, als dem Kläger, sie wird ihn also auf den Grund des eingeholten „Berichts" abweisen, so oft der Fall nicht so eclatant ist, daß eine Abweisung sie compromittiren würde. Der Kläger wendet sich immer höher bis zur obersten Behörde zu, und immer wiederholt sich dasselbe Verfahren: ein Bericht wird auf den andern, ein Urtheil auf das andere gebaut, und anstatt einer Behörde hat der Kläger jetzt zwei, drei gegen sich. Unbefriedigt ist er somit am Ende des Staats angelangt, wo er zwei Thüren findet, durch welche er einen fernern Weg verfolgen will. Auf der einen Thüre steht das Wort: „Constitution" und auf der anderen das Wort: „Preßfreiheit." Der Kläger greift nach dem Schloß, aber — die Thüren sind verriegelt und versiegelt. Was soll er thun? Wenn er ein guter Preuße ist, so geht er nach Hause, steckt eine loyale Pfeife an und lies't zum Trost die Geschichte von der Windmühle bei Sans-Souci und von dem „Suum cuique."

Man hat als ein Auskunftsmittel, den Beschwerden gegen die Büreaukratie zu ihrem Recht zu verhelfen, die Errichtung

einer beſondern unabhängigen Behörde oder eines Beſchwerdeminiſteriums vorgeſchlagen. Eine ſolche Behörde würde ſchon deßhalb ihre Beſtimmung nicht ganz erfüllen und uns Verfaſſung und freie Preſſe auch in Bezug auf dieſen Punkt nicht erſetzen können, weil ſie nothwendig aus alten, erfahrenen Beamten gebildet werden müßte. Wir würden alſo wieder die Büreaukratie als Richterin der Büreaukratie fungiren ſehen und einen nöthigen Fortſchritt durch eine neue Täuſchung hinausſchieben, die uns nur die Wahrheit des Sprichworts vor Augen ſtellte: „Die eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus.“

Geistige Blößen der Büreaukratie.

Wo Preßfreiheit und wahre Volksvertretung und mit ihnen Oeffentlichkeit in jeder Beziehung besteht, da können nur wahrhaft ausgezeichnete Männer an die Spitze der Verwaltung gelangen und sich mit Würde auf ihrem Platz behaupten. Die Kritik der Presse wie der Kammern ist für Alles, was von ihnen ausgeht, der Probirstein, welcher über ihren geistigen, wie ihren Gesammtgehalt entscheidet. Die stete Berührung, in welcher dort die Häupter der Verwaltung mit der Kritik stehen, nöthigt sie nicht bloß, gewissenhaft und weise zu sein, sondern auch, Fähigkeiten zu entwickeln, die wir an unsern Staatsmännern gar nicht kennen lernen. In England und Frankreich müssen die Staatsmänner ebenso gut Schriftsteller als Redner sein. Deßhalb hat auch in der Regel nicht bloß, was sie sagen, sondern auch, was sie schreiben, Hand und Fuß und selbst in der Form sind sie in der Regel Muster. In dem Gefühl dieser Eigenschaften wissen sie auch Widerspruch zu dulden, da sie dem Widerspruch zu begegnen wissen, wenn sie denselben auch nicht durch Aeußerungen entwaffnen, wie z. B. die eines preußischen Ministers: „Burschenschaft ist Burschenschaft!“

Ueber die geistigen Mittel unserer Staats- und Verwaltungsmänner haben wir nur ausnahmsweise durch etwas Anderes ein Urtheil, als durch ihre Verfügungen und Gesetze. Wollte man aber alle die geistigen Blößen aufdecken, welche sich die Büreaukratie durch ihre amtlichen Erlasse, sowohl in materieller, als in formeller Beziehung gegeben, es würde sich wahrscheinlich eine sehr

anſehnliche und intereſſante Sammlung von Beiſpielen veranſtalten, wodurch die Logik, wie der Styl der Büreaukratie ſehr in die Klemme gerathen müßte, obſchon in beider Beziehung die Preſſe ſie als Lehrerin anerkennen ſoll. Man erinnere ſich nur an die vielen Vorwürfe über Mangel an Gründlichkeit und Präciſion, über unangemeſſenen Ausdruck, ſelbſt über Geiſtloſigkeit; man erinnere ſich an den Hochmuth, womit die cenſirte Preſſe bei jeder Gelegenheit behandelt wird und an die Unfehlbarkeitsgeberde, womit man ſie zur Ruhe verweiſen will. Wenn nächſtens der liebe Herrgott oder ſein unfehlbarer Stellvertreter in Rom auf den Einfall kommen ſollten, ihr Amt niederzulegen, ſo wüßten wir keinen andern Ausweg, als zum Erſatz einen Büreaukraten zu verſchreiben. Mit dieſer Unfehlbarkeit contraſtiren tauſend Dinge, auf die man täglich ſtoßen kann, auf ſehr ſeltſame Weiſe. Wir ſind nicht darauf ausgegangen, Material für eine Sammlung der ſoeben angedeuteten Art zuſammenzutragen, enthalten uns aber nicht, unſer Urtheil durch einige uns gelegentlich aufgeſtoßene Beiſpiele zu unterſtützen. Schon das preußiſche Landrecht und ſeine Commentare, welche der an den Geſetzgeber zu ſtellenden Anforderung einer klaren und beſtimmten Ausdrucksweiſe durch ihre unklaren Erläuterungen und ihre nach verſchiedenen Seiten auszulegenden Beſtimmungen ſchlecht entſprechen, liefern manche Proben. Wenn man z. B. die „Vergiftung“ folgendermaßen definiren hört: „Vergiftung iſt jede Mordthat, welche unter Umſtänden oder durch Mittel verübt worden, die ihrer Natur nach vorzüglich ſchwer zu vermeiden oder zu entdecken ſind,“ ſo ſtutzt man über ſolche Erklärung und mögte ſich fragen, ob z. B. das engliſche Parlament, wenn die famoſe Pulververſchwörung ihren Zweck erreicht hätte, etwa durch eine Vergiftung würde in die Luft geſprengt worden ſein? Wenn man den Ausdruck „Bandit“ erklären hört: „Jemand, der ſich mehr als einmal zur Ermordung Anderer hat brauchen laſſen,“ ſo muß man ſchließen, daß er, wenn er aus eigenem Antrieb auch tauſend Mordthaten begangen, ſich immer noch nicht zum Banditen qualificirt habe.

Die bekannten Entwürfe des neuen Ehescheidungsgesetzes und Strafgesetzbuchs, welche in der Bahn des Landrechts fortschreiten, enthalten ebenfalls merkwürdige Bestimmungen. Aus dem Strafgesetzbuch führen wir folgende an. Der §. 7 sagt: „Die Strafbarkeit eines verbrecherischen Versuchs wird dadurch nicht ausgeschlossen, daß der Thäter sich zu demselben ungenügender Mittel bedient, oder die Handlung an einem Gegenstande verübt hat, bei welchem die gesetzwidrige Wirkung nicht eintreten konnte." Nach diesem §. kann man mit einem Violinbogen einen Menschen erschießen und an einem Todten oder einem aufgehängten Stock zum Mörder werden. Der §. 243 sagt: „Eidliche Versicherungen oder eidliche Angelobungen, die nicht von einer öffentlichen Behörde abgeleistet worden sind, werden sowohl an demjenigen, welcher sie gegeben, als demjenigen, welcher sie gefordert oder abgenommen hat, mit Geldbuße bis zu 50 Thlr. oder mit Gefängniß bis zu 6 Wochen geahndet." Nach diesem §. kann ein Liebhaber, der seiner Liebsten ewige Liebe und Treue schwört, mitsammt seiner Braut vor lauter Liebe und Treue 6 Wochen in's Prison kommen, wenn zufällig ein Polizeidiener oder ein anderer Zeuge hinter der Rosenlaube gelauscht hat. Auch ist danach die Liebe mit ihren Angelobungen vor die „öffentlichen Behörden" verwiesen — eine ungewöhnliche Begünstigung des öffentlichen Verfahrens, welche den Liebenden, wenn sie auch noch so sehr dem Fortschritt zugethan sind, nicht willkommen sein wird.

Rescripte und Verfügungen liefern eine noch reichere Quelle für den Beispielsammler. Die Seltsamkeiten fallen in denselben um so mehr auf, wenn sie von Behörden ausgehen, deren Fach schon einen höheren Grad von Federtüchtigkeit voraussetzen läßt. Man muß sich wirklich wundern, wenn z. B. in dem Rescript der Minister der Justiz und der Polizei vom 26. Januar 1833 von solchen Individuen die Rede ist, „welche der inneren und äußeren Sicherheit des Staats, der Beförderung politischer und anderer gleichartiger Bestrebungen schuldig oder verdächtig sind." Ein Rescript des Justizministers vom 6. December 1835 sagt u. A.: „Insonderheit fangen Polizeirichter seit einiger Zeit an, die Gültigkeit der Polizeivorschriften zu

bemängeln." Was ſoll man aber zu folgendem Beiſpiel von Naivetät ſagen. In der Rheinprovinz wurde durch den Juſtizminiſter die unſchätzbare Oeffentlichkeit in verſchiedenen Civil- und Criminalſachen abgeſchafft (Lottner V. 303. 416.) und darüber in einem Reſcript vom 22. Auguſt 1836 geſagt: „Zur Sache ſelbſt darf wohl kaum hinzugefügt werden, daß die Ausſchließung (der Oeffentlichkeit nämlich) nicht hat erſchwert, ſondern erleichtert werden ſollen."

Die büreaukratiſche Stvliſtik und Logik erhält übrigens dann eine ernſte Seite, wenn dieſelbe zugleich auf die Sachen einwirkt, da die Büreaukratie auch Fehler gegen den Stvl nicht leicht zurücknehmen wird.

„Einer Hochlöblichen ꝛc. beehre ich mich gehorſamſt anzuzeigen ꝛc. und verharre in tiefſter Ehrfurcht Einer Hochlöblichen ꝛc. ganz gehorſamſter Diener N. N." Wer hat nicht ſchon ſein Vergnügen an dem ſogenannten Kanzleiſtvl gehabt, jenem Stvl, der von einer todten Hand geſchrieben zu ſein ſcheint? Aber auch der Kanzleiſtvl hat ſeine ernſte Seite. Er dient nicht bloß dazu, der Geiſtloſigkeit ein Geleiſe zu bauen, in welchem ſie ſich ſicher bewegen kann, ſondern er gewöhnt auch durch ſeinen mechaniſchen Gang und durch ſeine hochlöblichen und ehrfurchtsvollen Phraſen den Geiſt an den tödtenden Mechanismus und die kniefällige Devotion. Kein Untergebener, insbeſondere wenn er um etwas zu bitten hat, wird ſich unterſtehen, den hohen Anfang und das tiefere Ende von ſeiner Vorſtellung wegzulaſſen, da er, wenn es auch nicht bemerklich gemacht worden, ſich der Bedeutung dieſer Phraſen und des Werths, der darauf gelegt wird, ſehr wohl bewußt iſt.

Was in dieſem Kapitel geſagt worden, ſind nur Andeutungen und Winke. Eine weitere Ausführung würde hier keinen geeigneten Platz finden, auch iſt an andern Stellen einiges hierhergehörige geſagt worden. Es mag wenigſtens dazu dienen, die Büreaukratie aufmerkſamer auf ſich ſelbſt und gerechter gegen die Preſſe zu machen, eine Preſſe, die, wenn ihr ſo viel Rechte eingeräumt wären, als der Büreaukratie, ſich für ihre Fehler gern verantwortlich erklären würde. Zugleich deuten wir an, daß wir

vielleicht ſchon eine Miniſterialpreſſe hätten, wenn ſich andere Capacitäten dazu fänden, als die Handlanger der preußiſchen Allgemeinen Zeitung. Kein Wunder alſo, wenn man über eine Waffe ſchimpft, durch die man von allen Seiten überlegene Angriffe zu erleiden hat. Man erinnere ſich nur an die unglücklichen Berichtigungen in dem genannten Blatt, welche es zum Grundſatz hätten können werden laſſen, die Berichtigungen als Kriterien der Richtigkeit zu betrachten und nur das für unrichtig zu halten, was von der Miniſterialpreſſe nicht berichtigt worden.

Die Beamten und das Publikum. *)

Wir haben schon früher gesagt, daß man an der Dienerschaft die Herrschaft erkenne. Eine Dienerschaft, die gegen Abhängige schnöde, herrisch und hochmüthig auftritt, bildet in der Regel das Abbild ihrer gleichartigen Herrschaft und entschädigt sich durch solches Auftreten für die hündische Botmäßigkeit, in der sie ihrerseits zum Herrn steht. Mit der Staatsdienerschaft ist es nicht anders.

Die Demuth der Beamten nach Oben und ihr Hochmuth nach Unten hat der preußischen Verwaltung den Ausdruck „hochmüthiger preußischer Servilismus" zugezogen. Die tägliche Erfahrung lehrt es, daß gewöhnliche Menschen den Druck, den sie von oben zu erleiden haben, sich dadurch gleichsam zu erleichtern suchen, daß sie ihn nach unten weiter befördern und an den Mann bringen. Das Unten ist aber in Preußen das Volk, die Bürger mit ihrer „Nichtigkeit." Wenn also das Publikum durch die Beamten herrisch behandelt und gedrückt wird, so ist dies ein organisches Staatsübel, wogegen nur — man muß es ewig wiederholen — wahre Volksvertretung und Preßfreiheit radicale Abhülfe bringen können. Viel kann indeß auch schon der persönliche Geist der einzelnen Beamten thun und dieser ist es, an den noch ein Paar Worte zu richten sind, wobei wir nicht ungerecht bestreiten wollen, daß anderwärts in Teutschland, wo

*) Nach meiner früher herausgegebenen Flugschrift „die Ehre."

weniger Bildung herrſcht, die Beamten eben ſo herriſch oder vielleicht noch herriſcher auftreten mögen, als mitunter in Preußen.

Die Beamten, dieſe Antipoden der Dichter, denen nach der gewiß glaubwürdigen Verſicherung des Geheimraths Rehfues die Poeterei ſogar gefährlich ſein ſoll, haben mit den Dichtern wenigſtens Das gemein, daß ſie ihre Individualität nur in ſo fern zum Beſten geben dürfen, als ſie ſchön, würdig, ausgezeichnet iſt. In amtliche Functionen, deren Wirkung wir zu tragen haben, eine widerwärtige Perſönlichkeit verflochten zu ſehen, iſt noch ärgerlicher, als in Gedichten, die wir leſen ſollen, anſtatt objektiver Darſtellungen nur die perſönliche Kopf- und Herzensnoth eines ordinären Poeten zu finden. Der Unterſchied zwiſchen dem Amt und dem Beamten ſollte in der bürgerlichen Welt ſtets eben ſo feſtgehalten werden, wie der Unterſchied zwiſchen der Poeſie und dem Dichter in der literariſchen Welt. Aber das will den Beamten häufig noch weniger in den Kopf, als den Poeten. In dünkelhafter Anmaßung ſtellen ſie ſich durch ihr Benehmen ſogar nicht ſelten über ihren Beruf und, ſtatt die Diener ihres Amts zu ſein, wollen ſie daſſelbe nur gebrauchen, um ſich als Herrn zu zeigen. König Ludwig XIV. ſagte: der Staat das bin ich! Gar viele Schreibpultskönige und Büreauludwige wollen's ihm nachthun und ſagen: mein Amt — c'est moi! Wenn die Grundſätze eines ſolchen amtlichen Anthropomorphismus auf eine Art zur Ausübung kommen, daß man ihnen geſetzlich begegnen kann, dann wird hoffentlich die Bonhomie des Publikums auch ihre Grenzen finden und daſſelbe ſagen: c'est moi! Allein der Weg des Geſetzes gegen Uebergriffe der Beamten iſt in Preußen der Regel nach verſchloſſen, auch gibt es gegen Plackereien ſelbſt vor Gericht ſelten ein geſetzliches Mittel, denn ſie geſchehen meiſtens unter dem deckenden Schilde und im Namen des Geſetzes ſelbſt, ſie beſtehen vielleicht blos in der Art, wie Geſetze und Verwaltungsvorſchriften gehandhabt werden, und dieſe Art läßt ſich ohne geſetzliche Straffälligkeit ſo tauſendfach mit perſönlichem Wermuth verſetzen, daß die heilſamſte Maßregel und die gerechteſte Verrichtung dadurch bitter werden kann. Die Bornirtheit, die Pedanterie, der Dünkel, die Inhumanität, die

Arroganz der Beamten hat ſo viele Mittel, ſich bei der Ausübung des Geſetzes ungeſtraft geltend zu machen, daß dagegen unter preußiſchen Verhältniſſen durchaus keine Sicherheit möglich iſt. Und hier tritt ein Fall ein, wo ſie zeigen können, ob ſie jenes Gefühl von Ehre und Recht beſitzen, welches gebietet, mit der empfangenen Gewalt gegen die Abhängigen ſparſam und beſcheiden umzugehn. Die Begriffe von der Beſcheidenheit, Humanität und Achtung, die der Beamte in ſeinem Benehmen dem Publikum ſchuldig iſt, kann ein Geſetz ſchwerlich fixiren, ſie müſſen vorausgeſetzt, dem Beamten zugetraut und überlaſſen werden. Der Mangel derſelben thut ſich doppelt empfindlich kund und iſt auf gewöhnlichem Wege doppelt unheilbar, weil mit ihm zugleich ein Mangel jener moraliſchen Fühlorgane verbunden zu ſein pflegt, womit der ferner Organiſirte die Rückwirkung ſeines Benehmens empfindet, und weil durch dieſen Mangel eine Verblendung, eine Empfindlichkeit, eine Harthäutigkeit entſteht, die gegen jedes, nicht harpunenartig treffende und mit Widerhaken verſehene Urtheil als ſicherer Panzer dient. Sonderbarer Weiſe findet ſich dieſe Verpanzerung am häufigſten bei denen, die am dünnhäutigſten ſein ſollten: bei Neuangeſtellten. Neue Beſen kehren am ſchärfſten, ſagt das alte Sprichwort. Neugebackene Beamten ſind, wie neugebackenes Brod, am ſchwerſten zu verdauen. Man muß mit dieſer Schärfe und Unverdaulichkeit Nachſicht haben, wo ſie aus begeiſtertem Dienſteifer und Unkenntniß der Verhältniſſe entſpringt, weil ſie in dieſem Falle nur vorübergehend zu ſein pflegt. Aber in den meiſten Fällen iſt die Wurzel ſolches Neſſeln- und Diſtelkrauts egoiſtiſche Politik oder Eitelkeit, und dieſe Wurzeln ſind perennirend, dieſe Quellen ſind unverſiegbar. Wie aus Rache für ihre Unbedeutenheit, gebrauchen die Herrchen das anvertraute Amt, um „im dienſtlichen Wege“ das Publikum zu einer Art von Aufmerkſamkeit zu zwingen, die ſie durch ihre perſönlichen Eigenſchaften nicht erregen können. Aus Aerger darüber, daß ſie ihr kleines Licht nicht können leuchten laſſen, fahren ſie den unſchuldigen Umſtehenden beſtändig mit dem Leuchter unter die Naſe, damit ſie wenigſtens geſtehen müſſen, etwas gefühlt zu haben, wo ſie nichts ſehen konnten. Mit

dem Schwengel, womit ſie an der Staatsmaſchine drehen helfen, ſuchen ſie den Nahekommenden zugleich Rippenſtöße zu geben, damit man ja nicht überſehe, daß der Herr N. N. es iſt, der den Schwengel dreht. Der Schwengel — c'est moi! Dieſe Ueberhebung wird um ſo ärgerlicher, wenn Leutchen, die in ihrer bureaukratiſchen oder bureauſklaviſchen Engheit und Verkrüppelung geiſtig und moraliſch ihr Leben nicht mündig werden, ſich vermöge ihrer Machtvollkommenheit mit eiferſüchtiger Anſtrengung unter das fatale Geſchäft ſchieben dürfen, Publikum wie Untergebene zu bevormunden, wobei man denn alle die Unausſtehlichkeiten, die der Herr Vormund mit von Hauſe gebracht hat, als Pupillenzubehör mitreſpektiren und in den Kauf nehmen muß. Die Beamten ſollten immer bedenken, daß ſie für das Publikum da ſind, nicht das Publikum für ſie. Sie können ſich dies auf ganz einfache Art klar machen: nehmt das Publikum hinweg, ſo bleibt ihr allein übrig und habt keine Beſtimmung mehr; laßt dagegen euch ſelbſt wegnehmen, ſo wird das Publikum eure Stellen ſchon wieder zu beſetzen wiſſen. Selbſt ein König iſt der Diener ſeines Berufs, und ihr, deren Regiment vielleicht zwiſchen vier Wänden eingeſchloſſen iſt, ihr wolltet blos die Herren ſpielen? Wie würdet ihr Paarhundert- oder Paartauſend-Thalerdeſpoten es treiben, wenn ihr über Freiheit und Leben zu gebieten hättet? Welche Rieſenſprache würdet ihr Pygmäen führen, wenn man euer Poſtament erhöhte? Seid ihr eitel, ſo ſolltet ihr bedenken, daß die Prätenſionen, die ihr nach Maßgabe eurer intenſiven Geltung zu machen hättet, vielleicht doppelt bedacht ſind, wenn ihr ſo viel hundert Thaler Gehalt bezieht, als ihr Schreibfinger bewegt, wenn ihr wohl gar eine Flaſche Wein trinken und am Ende noch eine Frau dazu nehmen könnt. Ihr ſolltet erwägen, daß zu dieſen, für euch unſchätzbaren Vorzügen das Amüſement, Publikum wie Untergebene zu hetzen, eine angemaßte Zugabe iſt, die euch durch den Verluſt eurer Stelle ſollte verleidet werden. Wenn ihr Dienſteifer beſitzt, ſo bedenkt, daß Stellen, welche geeignet oder nöthig ſind, um die Böſen im Zaum zu halten, wenigſtens ſo ſollten verwaltet werden, daß nicht auch die Beſſern darunter zu leiden hätten. Wenn es euch um Anſehen zu thun

iſt, ſo ſolltet ihr bedenken, daß der kein Geſtändniß ſeiner Reſpektabilität ablegt, der ſtets die polizeiliche Seite ſeiner Stellung nach Außen kehren muß, um ſich in Reſpekt zu ſetzen, und daß es ein Unglück für den Staat wäre, wenn deſſen Beamten nur reſpektirt werden könnten wegen der Geſetze über Beleidigung oder Renitenz im Dienſte. Iſt es euch um die Würde eures Amtes zu thun, ſo bedenkt, daß es eine klägliche Erbärmlichkeit iſt, wenn ihr die Mittel, die euch der Staat in die Hände gibt, um im Nothfall die Würde eures Amtes zu behaupten, vermöge einer pflicht- und vernunftwidrigen Identificirung eures Ich mit eurem Amt bei jeder Gelegenheit anwendet, um auf Koſten Anderer eurer ſtets im Nothfall ſich befindenden eitlen Perſönlichkeit zu Hülfe zu kommen. Glaubt ihr aber wohl gar, durch euer Benehmen euch ein Bildchen zu verdienen, ſo iſt um ſo mehr zu wünſchen, daß ein anderer Wirth mit euch die Rechnung zu machen habe und daß die in den Verfaſſungen bisher überſehenen Stellen eigens ermächtigter Beamtencenſoren errichtet werden mögen, die ſich mit dem Publikum **pro redimenda vexa** gegen euch vereinigen.

Der Baron von Frauendorf über Preußen.

Der Baron von Frauendorf, ursprünglich ein französischer Graf, der sich um Preußen durch Unterstützung preußischer Gefangenen und durch andere uneigennützige Dienstleistungen verdient gemacht hatte, war dafür von Friedrich Wilhelm III. in den Baronenstand erhoben worden, wurde von Staatskanzler Hardenberg zu mehreren vertrauten Sendungen benutzt, hielt sich längere Zeit am preußischen Hofe auf und ließ sich mit einem bedeutenden Vermögen, das er meistens in neuen Industrieunternehmungen anlegte, in Preußen nieder. Er wurde aber durch seine Gegner, die meistens zur Bureaukratie gehörten, in allerlei Unannehmlichkeiten, Prozesse u. s. w. verwickelt, die ihn zuletzt bewogen, mit Hinterlassung seines Vermögens das Land zu meiden. Darauf veröffentlichte er im Jahr 1830 zu Augsburg einen merkwürdigen Brief „an den König von Preußen," worin er die Chikanen, die er zu erdulden gehabt, darstellt und sich auf das Bitterste über preußische Verwaltung und Justiz ausläßt. Der Brief, in welchem zugleich Darstellungen des Lebens und Wirkens der einzelnen preußischen Minister versprochen werden, (die jedoch bis jetzt nicht erschienen sind,) ist ziemlich selten geworden, da derselbe sofort nach seinem Erscheinen auf das Angelegentlichste durch die Polizei aufgesucht und confiscirt worden ist. Wir theilen daher einige Stellen aus demselben mit.

„Nachdem ich, so beginnt der Brief, sechs Jahre lang gegen alle Arten von Unglück und Verfolgungen gerungen habe, verlasse ich die Staaten Ew. Majestät, um nie dahin zurückzu-

kehren u. s. w. Nachdem ich alle Mittel und Wege erschöpft, auf denen man in andren Ländern zu seinem Rechte gelangt, und überzeugt, daß dies in Preußen unmöglich ist, wenn man die Administration gegen sich hat, habe ich mich entschlossen, Alles, was ich besitze, der Willkür derer zu überlassen, die es mir entreißen wollen."

„Ich zweifle nicht, Sire, daß Ew. Majestät will, daß Jedermann in Ihren Staaten Recht und Gerechtigkeit finde; mehrere Entscheidungen, die Sie zu meinen Gunsten zu erlassen geruht haben, sind ein unwiderlegbarer Beweis dafür, aber so oft es sich nicht um Militärangelegenheiten handelt, führen sie zu keinem Resultat; der Wille des Staatsbeamten hat den des Oberhauptes verdrängt, sie sind Herrn geworden, nur unter das Joch dieser, nicht unter das Ihrige, muß man sich jetzt in Preußen beugen."

„Unter den Königen, die Ihre Vorgänger waren, und selbst zu Anfang Ihrer Regierung hatte das geheime Cabinet wirklich Ansehen; mehrere Personen bildeten es, die am Fuße des Thrones niedergelegten Klagen wurden untersucht und Entscheidungen traten dazwischen, denen sich die Minister unterwerfen mußten. Damals konnten sie nicht vergessen, daß es noch einen mächtigeren Willen, als den ihrigen gebe, jetzt wissen sie durchaus nichts mehr davon. Das Cabinet, das Ew. Majestät beibehalten hat, besteht aus einem einzigen, ohne Zweifel sehr achtbaren Manne, der aber offenbar nicht im Stande ist, so vielen Unterdrückten, die es anrufen, Recht zu verschaffen. Da er den Ministern nicht befehlen darf, so hat er sich entschließen müssen, die Beschwerden der Kläger der Entscheidung der Angeklagten zurückzugeben, was denn die Ungestraftheit der Staatsbeamten sichert und das Unglück derer, die sie bedrücken, gleichsam gesetzlich bestätigt."

„In allen andern Ländern gibt es einen Staatsrath oder ein Cabinet, welches die Unterthanen gegen die Bedrückungen der Beamten sicher stellt. In Preußen hat man blos Ihre Cabinetsbefehle. Sire, die Minister beachten sie nicht; ich besitze — und viele Andere sind in demselben Fall, wie ich — dergleichen

Befehle, deren Vollſtreckuug verweigert worden iſt, und ich habe mir noch die Ungnade, wo nicht den Haß, des Herrn von Motz zugezogen, weil ich ihn bei dieſer Gelegenheit fragte, wer der König ſei, ob Sie oder er."

„Wenn ich Ihr Unterthan wäre, Sire, ſo würde ich Anſtand nehmen, in dieſem Ton mit Ihnen zu reden u. ſ. w., weil ich weiß, wie ſtreng Ihre Geſetze Diejenigen beſtrafen, welche es wagen, die Wahrheit ſelbſt Privatperſonen zu ſagen u. ſ. w."

„So oft ich dem Grunde der Feindſchaft, die Ihre Miniſter, Sire, gegen mich hegen, nachſpürte, habe ich keinen andren finden können, als meine Hochachtung für das Andenken des Fürſten Hardenberg, das ſie recht angelegentlich verſchrieen haben, blos darum, damit es Niemanden einfallen möge, eine Vergleichung zwiſchen ſeiner Verwaltung und der ihrigen anzuſtellen u. ſ. w."

„Alle im preußiſchen Staatsdienſt Angeſtellte, vom Erſten bis zum Letzten, haben ein gleiches Gefühl ihrer Untrüglichkeit, ihrer höchſten Gewalt, der tiefen Demuth, in welcher man vor ihnen erſcheinen ſoll, und das geht ſo weit, daß eine gerechte, mit Feſtigkeit gemachte Bemerkung in ihren Augen eine aufrühreriſche That iſt, die ſie ohne Erbarmen rächen. Es iſt wahr, auch ſie beobachten gegen ihre Vorgeſetzten daſſelbe Betragen, das ſie von ihren Untergebenen fordern, woher es denn kommt, daß Jedermann beleckt wird, das Volk ausgenommen, welches man zur Belohnung für die ihm abgeforderte niedrige Schmeichelei tüchtig abſtriegelt. Ihre Unterthanen, Sire, ſind gewöhnt, Alles zu dulden, ohne zu klagen; die Franzoſen ſind es nicht. Die Achtung, welche ſie gegen die mit Gewalt bekleideten Männer hegen, geht nicht ſo weit, daß ſie ihnen das, was ſie ſich ſelbſt ſchuldig ſind, gänzlich aufopfern und die Hand küſſen, die ſie ſchlägt."

„In Preußen ſind Gerechtigkeit und Wahrheit gerade das, was ein Miniſter daraus machen will."

„Die preußiſchen Geſetze haben durchgehends den Fehler, die Nation zu demoraliſiren; zuſammen ſind ſie denen, welche das Gut Anderer an ſich reißen wollen ſo günſtig, daß es in Preu-

ßen ein angenommener Grundſatz iſt, nie anders als mit vollen Händen zu klagen. Die Biegſamkeit der Geſetze, die Leichtigkeit, womit die Tribunale, die blos darauf ſinnen, ihre Sporteln zu vermehren, die ungerechteſten Forderungen zulaſſen, die Gewohnheit des Fiscus endlich, keine Gerichtskoſten und, ſo lang noch kein Urtheil gefällt iſt, keine Zinſen zu bezahlen, und die gerechten Forderungen, die man an ihn macht, in Prozeſſe zu verwandeln, ſind eben ſo viel Urſachen einer vollſtändigen Sittenverderbniß."

„In Preußen iſt die Adminiſtration nicht für das Wohl des Volkes da, das Volk iſt da für das Wohl der Beamten. Sie haben zur Macht erhoben, was nur eine Dienſtbarkeit iſt."

Dieſe Auszüge mögen genügen. Die Belege, welche Herr von Frauendorf zu ſeinen Beſchwerden aus eigner Erfahrung liefert, beſtehen in einer langen Reihe wahrhaft empörender Chikanen, Unbilden, Beeinträchtigungen und Verfolgungen. Mag ſeine Darſtellung und ſein Urtheil in ſeiner allgemeinen Anwendung, insbeſondere was die Juſtiz betrifft, manche Uebertreibungen und Ungenauigkeiten enthalten; jedenfalls ſagt er ſchlagende Wahrheiten, die Manchem aus der Seele werden geſprochen ſein, der die Büreaukratie kennen gelernt hat, und dieſe Wahrheiten können nicht oft genug wiederholt werden.*)

*) In den 1843 herausgekommenen „Beiträgen zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelms III." von dem Generallieutenant von Minutoli, einem der faderſten und ſervilſten Machwerke, die je von einem Königsdiener ausgegangen ſind, finde ich folgende Stelle, die ich in Parantheſen mit Anmerkungen verſehe:

„Ein gewiſſer Baron Frauendorf, ein Franzoſe, der wegen eines dem Staat angeblich (der von dem Generallieutenant angebetete Monarch ſelbſt hatte den Franzoſen für ſeine angeblichen Dienſte belohnt) geleiſteten Dienſtes ein Gut in der Nähe von Frankfurt a. d. O. erhalten hatte, aber als Quärulant ſtets mit der Regierung in Hader lebte (mit der Büreaukratie, mit Hardenberg nicht), verließ endlich Preußen (warum?), kehrte nach Frankreich zurück und ließ daſelbſt eine pasquillartige kleine Schrift drucken, in welcher er den König (eine Lüge, Herr Generallieutenant, denn den König greift er mit keinem Wort an) und ſeine

Regierung (blos das Willkürregiment der Beamten) angriff. Sie ward im preußischen Staat, wider Wissen des Königs, verboten; als aber der König hiervon Kunde erhielt, da befahl er, sofort das gegen solche erlassene Interdikt aufzuheben (davon ist sicher nichts bekannt geworden) und ihr die größte Publicität zu verschaffen (das kommt der Mittheilung des obigen Auszugs zu gut). Zugleich gebot er aber, eine Commission aus bewährten, sachkundigen Männern zu ernennen, welche die Gründe der Klagen jenes Mannes genau untersuchen sollten, damit solchen, im Fall er in seinem guten Rechte sei, sofort abgeholfen werden könnte; allein die mit aller Strenge, selbst gegen den Fiscus (man denke!) geführte Untersuchung ergab nur falsche Angaben und ließ den Pasquillanten als einen undankbaren Quärulanten erscheinen. (Warum hat man denn den Untersuchungsakten nicht zeitig „die größte Publicität verschafft?“ Jetzt wird der Baron von Frauendorf schwerlich mehr am Leben sein und die Todten sind leicht zu bekämpfen.)

Religion.

Es ist hier der Ort nicht, die Wurzeln der positiven Religion mit der Schaufel der Vernunft herauszuwühlen, auch nicht, ihr etwa ein persönliches Glaubensbekenntniß entgegen zu stellen, das zunächst von dem Glücke handeln würde, von ihren Fesseln frei zu sein. Wir wollen vielmehr die positive Religion in ihrer Berechtigung hier gelten lassen und uns auf ihren Standpunkt stellen, jedoch um sie zur Gegnerin ihrer unwürdigen Anhänger zu machen. Nichts in der Welt ist von der Gewalt und der Schlechtigkeit schändlicher gemißbraucht worden, als die hochgepriesene Religion, von welcher soviel Tausend Heuchlermäuler täglich überfließen und noch heut' zu Tage bildet sie das Vehikel, wodurch Speculanten groß und klein ihre egoistischen Plane durch Dick und Dünn durchzubringen wissen. Wer durch sie die Geister nicht beherrschen kann, der sucht sie zu blenden, und wer sie nicht blenden kann, der sucht sie zu umstricken, und wer sie nicht umstricken kann, der setzt sie aus Rache dem Verfolgungscomplot der Gleichgesinnten aus. Es gibt keine Schändlichkeit, wozu die Religion nicht schon die Hand hat bieten müssen und auch keine, die man nicht durch sie zu bemänteln gewußt hätte. Nirgendwo aber klingt uns das Wort Religion widriger in die Ohren, als im Gebiet der Politik, denn die Politik hat noch Herkulesarbeiten zu verrichten, um sich bei ehrlichen Leuten aus dem Verruf zu bringen, gerade die Politik ist stets der Tummelplatz der großartigsten und abgefeimtesten Schlechtigkeiten gewesen und gerade die faulste, lügenhafteste, verworfenste Politik ist fast immer an

der willigen Hand der Religion in die Welt getreten, um unter deren weitem Mantel ihre Schandblößen zu verbergen. Die Politik hat bei allen Gelegenheiten die Religion zur Hure und Kupplerin der Gewalt gemacht. Die Geschichte liefert davon Zeugniß auf jedem Blatt. Es würde sich ein trostloses Conto entfalten, wenn sich mit Zahlen feststellen ließe, was seit achtzehnhundert Jahren im Namen und unter dem Deckmantel der Religion Gutes und Böses geschehen sei.

Gerade von denjenigen, welche die Religion so eifrig zu schützen und zu verbreiten suchen, fordern wir vor allen Andern, daß sie ihr durch ihr Beispiel Ehre machen, daß sie sich keine Handlungen zu Schulden kommen lassen, welche der Religion Hohn sprechen. Wir wollen nicht weit in die Geschichte zurückgehen, wir wollen bloß bis zur Stiftung der heiligen Allianz den Blick schweifen lassen, welche die Politik auf dem Fundament der Religion aufbauen wollte, und fragen die Staatsmänner Teutschlands, welche seitdem die Religion beschützt und die Freiheit verfolgt haben, wie sich alle die tausend Mittel, die in den letzten dreißig Jahren zur Hemmung des Fortschritts angewandt worden sind, mit der Religion vertragen, ob die lichtscheuen Gänge der geheimen Verfolgungen gemachter Verschwörer von dem Licht der Religion beleuchtet gewesen, ob die Nichtachtung heiliger Versprechen in den Lehren der Religion vorgeschrieben sei, ob die Vorenthaltung anerkannter Rechte ein Gebot des Christenthums sei? Wir fragen die geheimen Büreaumänner und Diplomaten, die stets die Rechte und Freiheiten des Volkes mit tollen Schrauben zu befestigen wissen, um sie jederzeit wieder umstürzen zu können, ob sie solche Kunststücke aus dem Evangelium gelernt haben? Antwortet ihr hierauf Ja! so verschont uns um Gotteswillen mit euerer Religion; antwortet ihr Nein! so verschont uns ebenfalls damit. Im erstern Falle gebietet sie Schlechtes, im zweiten fruchtet sie bei ihren Hauptbekennern nichts. Thut ihr aber bloß zwei Dinge, nämlich nehmt ihr eine ehrliche moralische Politik an und entfernt dafür die Corruption der Höfe und Diplomaten, so wird es nicht mehr nöthig sein, sich auf eine Religion zu stützen, die man selbst compromittirt.

Wir treten aus dem Gebiet der Politik einen Augenblick in das Gebiet des gewöhnlichen Lebens und befühlen den religiösen Puls der Menge. Hier wie dort finden wir neben einer geringen Anzahl, deren Religion und Religiosität eine Wirklichkeit hat, die große Masse der feigen Nachbeter und schlauen Heuchler. Die Erstern sind diejenigen, welche religiös sind um der Religion, oder tugendhaft um der Tugend Willen — ihnen ist die Religion und Tugend wirklich Zweck und Ziel; zur zweiten Klasse gehören diejenigen, welchen die Religion nicht Zweck, sondern schlechtweg bloßes Mittel ist. Den Bessern dieser zweiten Klasse ist die Religion ein Mittel, in den Himmel zu kommen und nicht in die Hölle, sie würden wahrscheinlich nicht religiös sein, wenn sie nicht an Himmel und Hölle glaubten; den Schlechtern jener Klasse ist die Religion ein Mittel, nicht bloß in den Himmel, sondern auch durch die Welt zu kommen. Sie würden nicht religiös sein, wenn sie 100,000 Thaler besäßen, sie würden es nicht sein, wenn sie keinen sogenannten guten Ruf, wenn sie kein Amt, keine Frau, keine Gunst nöthig hätten. Sie gebrauchen die Religion als einen Strick, um ihren Anhang damit festzubinden; sie gebrauchen sie als Aushängeschild zu ihrer Recommandation; sie gebrauchen sie als Schminkpflaster auf ihre moralischen Eiterbeulen; sie kauen beständig die wohlriechende Violenwurzel der Religion im Munde herum, damit nicht der Welt ihr böser moralischer Athem auffalle. Sie haben nicht in ihr Inneres die Samenkörner der Religion gepflanzt, die darin aufgegangen zu einer fruchtbringenden Pflanze; sie haben nur äußerlich vom Baum der Religion abgeschnittene, bald verdorrende Zweige sich aufgesteckt, die um so mehr rauschen, je dürrer sie sind. Unter allen Regeln der Religion beherzigen sie keine weniger, als die: „An den Früchten sollt ihr sie erkennen!“ Höchstens bringen sie es zu einer täuschenden Blüthe. Wenn ein Mensch aber noch so religiös blüht, wenn er noch so sehr von Religion übersprudelt und trieft, laß dich dadurch nicht irre führen, er ist ein um so schlechterer Mensch, wenn seine Handlungen seine Worte Lügen strafen. Findest du, daß seine sogenannte Religiosität größer ist, als seine Tugend, daß es ihm an einem leitenden Gewissen, an Grundsätzen und an Ehre man-

gelt, so bist du nicht im Mindesten ungerecht, wenn du ihm seine Religiosität in seinem Sündenbüche nicht gut, sondern wenn du sie ihm doppelt zur Last schreibst. Und wenn er mit seinen Knieen die Steine der Kirche abschliffe, und wenn er Psalmen sänge wie David, und wenn er so oft zum Abendmal ginge, daß er das tägliche Brod dadurch sparen könnte — es hilft ihm Alles nichts, wenn es nicht seine Gesinnungen und Handlungen sind, die ihn zum Christen und zum wahren Menschen machen. Wer bloß betet und in die Kirche läuft, wird ebenso wenig ein wahrer Christ, als der ein Poet ist, der Gedichte declamirt. Wenn sich ein Mensch nicht hinter die Religion versteckt, so magst du bei seinen Fehlern immer annehmen, sie entsprängen aus bloßer menschlicher Schwäche; findest du aber bei einem Menschen, der sich zu den Christen bekennt, unrechte Handlungen im Gefolge seiner Religiosität, so ist er ein Heuchler und er handelt aus Schlechtigkeit. Beurtheile den Irreligiösen streng, aber den Religiösen doppelt streng. Wer Ehre besitzt ohne äußere Religion, dem kannst du immerhin vertrauen; wer aber äußere Religion besitzt ohne Ehre, vor dem sei auf deiner Hut.

Nichts nimmt sich im Munde gewisser Religiösen besser aus, als die das Prinzip der allgemeinen Freiheit im Schooße tragende christliche Regel: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Wie zärtlich würden die Nächsten, die Bürger, die Völker geliebt werden, wenn jene Menschen die Liebe zu sich selbst auf Andere übertrügen! Oder wie uneigennützige, leidenschaftslose Menschen würden sie sein, wenn sie die Liebesregel umkehrten und sich sagen könnten: ich liebe mich wie meinen Nächsten! Aber sie führen beständig die Religion der Liebe im Munde und die des Hasses und der Tücke im Herzen. Sie hassen das Recht, sie hassen die Freiheit, sie hassen den Andersdenkenden, sie verfolgen den Offenhandelnden. Eine Beleidigung, namentlich eine verdiente, vergessen sie nie, sie tragen sie noch bis an das Ende ihrer Schleichwege. Je tiefer das Bewußtsein ihrer durch den Schleier der Heuchelei verdeckten Unwürdigkeit in ihrer Seele wurzelt, desto tiefer wurzelt auch der Haß und die Rachsucht gegen diejenigen darin, welche durch die religiöse Schminkdecke

bis in die wunden Stellen jener Unwürdigkeit durchgedrungen sind, welche sie gestochen haben in ihre Eiterbeulen. Wie durch einen Instinct wittern sie die drohende Gefahr, der Trieb der Selbsterhaltung vereinigt sich in ihnen mit ihrem Fanatismus und in ihrer Noth und Enge reißen sie entweder, von der Gewalt ihrer geheimgehaltenen Leidenschaft überwältigt, die Liebesmaske von der Hassesfratze herab und greifen ihren Feind offen an, oder sie schleichen, wenn sie im Stande sind, ihre Rolle festzuhalten, auf einem Seitenwege hinweg, um hinter dem Rücken des Feindes um so sicherer zu machiniren. Sie nehmen dann ihre Zuflucht zu ihrem treuesten Bundesgenossen, zu ihren geheimen Qualitäten und werden zum Spion, zum Strauchlaurer, zum Denuncianten, zum Häscher, zum Kerkermeister, zum Henker. Es kann ihnen dabei nichts willkommner sein, als wenn die Welt oder der Staat in gutem Glauben ihnen ein Messer in die Hand gegeben, um das Unkraut der Gesellschaft auszuschneiden, oder ein Schwert der Gerechtigkeit, um die Feinde der öffentlichen Wohlfahrt niederzuschlagen. Sowie sie ihre Feinde in Feinde der Menschheit verwandeln, so verwandeln sie ihr öffentliches Messer und Schwert in Privat-Dolche, die sie mit ihrem Rachegeifer vergiften und mit ihrer Religionsschminke poliren. In der Bibel haben sie gelesen: „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst!" „Vergebet, so wird euch vergeben!" „Den Splitter im Auge des Nächsten bemerkst du, aber nicht den Balken in dem eignen ꝛc." Außer der Bibel aber, ihrem himmlischen Gesetzbuch, haben sie noch ein anderes in ihrer Bibliothek, nämlich das weltliche Gesetzbuch. Sowie sie dies für sich selbst studiren, um dem Gesetz nicht in die Hände zu fallen, so studiren sie es für Andere, um sie unter das Gesetz zu bringen. Es ist für sie nur eine Rüstkammer, um sich gegen den geliebten Nächsten zu waffnen. Pietisten sind die wahren Leute, um die Religion auszubeuten und in Verruf zu bringen und — den Pietisten scheint bei uns noch eine Zukunft zu blühen.

Für eine Regierung scheint es uns ein Haupterforderniß zu sein, daß Niemand wisse, welche Religion sie habe. Gerecht regieren im vollsten Umfange des Wortes, muß für sie die einzige

Religion sein. Bietet aber die Regierung durch religiöse Parteinahme oder Sympathie einen Anhalt zum Anknüpfen, so hängt sich sofort mit den wenigen Religiösen zugleich der ganze Schwarm der Heuchler daran und treibt gleichsam von Regierungswegen seine religiösen Speculationen im hohen, wie im niedern Styl. Sie wissen dann den „Unterthan" mit dem Religiosen zu identificiren und nutzbar zu machen und verbinden den falschen Patrioten mit dem falschen Religiosen. Es gibt eine Menge Menschen, die beständig das Christenthum nebst König und Vaterland im Munde haben aus dem einfachen Grunde, weil sie kein Geld in der Tasche haben. Die vage und bedenkliche Bestimmung, wonach eine Person, die Gleichgültigkeit gegen die Religion an den Tag legt, nicht in öffentlichen Bedienungen geduldet werden soll, wissen Andere dahin zu deuten, daß einer Person, welche scheinbares Interesse für die Religion an den Tag legt, die öffentlichen Bedienungen offen stehen sollen, namentlich, wenn der Religiosität der kriechende Toastpatriotismus zu Hülfe kommt. Um Geld oder einen Posten machen gewisse Leute Geschäfte in beiden Artikeln zugleich, wenn einer allein nicht reüssiren will; sie tragen in der einen Hand die Fahne mit dem Kreuz, in der andern die Fahne mit dem Adler durch das Land umher und betäuben die Leute durch das ekelhafte Geschrei von ihrer Religiosität und ihrem Patriotismus. Solche Menschen sollten von Polizeiwegen nicht geduldet werden, sie nützen weder der Kirche, noch dem Staat, sie würdigen die Ueberzeugungen über die wichtigsten Angelegenheiten zu Handelsartikeln herab und drücken durch die Wohlfeilheit ihrer falschen Waare den Preis der Tugend, daß sie am Ende nichts mehr gilt. Die schlimmste Seite der Tugend ist die, daß es noch so wohlfeile Mittel gibt, sie zu ersetzen.

Zweite Abtheilung.

Die Büreaukratie in Bezug auf das Verhältniß der Beamten unter ſich.

Vorgesetzte und Untergebene.

Das Verhältniß zwischen Vorgesetzten und Untergebenen im preußischen Beamtenleben kann nur derjenige ganz beurtheilen, der sich als Untergebener in der Gewalt der Büreaukratie befunden hat. Nicht in allen Verwaltungen ist dasselbe gleich ungünstig; am ungünstigsten ist es in denjenigen, die schon ihrer Natur nach viel Mißtrauen und Rohheit entwickeln, mehr Maschinen- als geistige Arbeit erfordern und hiernach einen militärischen Charakter annehmen. Gegen die Steuer- und Postbeamten z. B. sind die Regierungsbeamten u. A. wahre Herrn. Man weiß mitunter nicht, ob man sich mehr über das despotische und demoralisirende Verfahren der Vorgesetzten, oder über das sclavische und niedrige Benehmen der Untergebenen empört fühlt.

Um die Eventualitäten, denen der Untergebene sich nach Umständen ausgesetzt sieht, anzudeuten, mögen hier einige Fragen folgen, welche ich in einer im Jahr 1841 herausgegebenen Flugschrift „die Ehre" den Vorgesetzten an sich selbst habe stellen lassen. Er frage sich, ob beim Verfahren gegen den Untergebenen Recht und Gesetz ihn leite, oder ob Herrschsucht und Hang zur Willkür ihn verblende; ob unehrenhafter, egoistischer Ehrgeiz, oder pflichtgemäße, zweckbegeisterte Ueberzeugung die Triebfeder des Verfahrens sei, das er bei Behandlung seiner Untergebenen beobachtet; ob er sie als Staatsdiener, oder ob er sie als Personendiener betrachte; ob er sie zu gesinnungskräftigen, ehrenfesten und selbstbewußten Stützen des Staats heranbilde, oder sie als verächtliche, servile und willenlose Maschinen seiner selbstischen,

unter dem Mantel des Dienſt- oder Staatsintereſſe gleißneriſch verborgenen Abſichten benutze; ob er die von Vielen adoptirte Anſicht hege oder erheuchele, daß die Hauptqualification zum Staatsdienſt nur in knechtiſcher Unterwürfigkeit gegen den Herrn des Büreau's, in Ablegung aller perſönlichen Kraft und Würde beſtehe, oder ob er edel und groß genug denke, auch im Untergebenen die Kraft der ſelbſtſtändigen Perſönlichkeit zu ehren; ob er den Stolz beſitze, nur mit dem eignen Verdienſt glänzen zu wollen, oder ob er ſich des wohlfeilen Mittels nicht ſchäme, ſich durch Mißbrauch ſeiner, zu wenig controlirten, büreaukratiſchen Gewalt auf Koſten Anderer auszuzeichnen; ob er von ſeinen Untergebenen mehr verlange, als der Staatszweck erheiſcht, und ob er nicht mit dem erpreßten Ueberſchuß der Leiſtungen Anderer ſeine eigenen ungenügenden Leiſtungen zu vervollſtändigen, ſein Scheinverdienſt zu verwirklichen, ſeine Unfähigkeit zu bemänteln beabſichtige; ob er die Befolgung deſſen, was er von Andern fordern zu müſſen glaubt, durch das eigne Beiſpiel empfehle, oder ob er ſich ſelbſt geſtatte, was er an den Untergebenen mit drakoniſcher Strenge verfolgt; er frage ſich ferner, ob er dem Untergebenen, der ihm durch ehrloſe Mittel gefällig zu werden ſucht, mit gebührender Verachtung lohne, ob er den Schmeichler, den Kriecher, den Anträger von ſich ſtoße, dagegen dem Wahrheitliebenden, dem Graden, dem Ehrenhaften die verdiente Anerkennung zu Theil werden laſſe; ob er bei nöthig werdenden Einſchreitungen die Karten ſeines Verfahres unter dem Tiſch miſche, oder ob er offen ſpiele gegen den ohnehin ſchwächeren Gegner; ob er den Muth habe, die Rechte und die Ehre ſeiner Untergebenen, wo ihr Loos eine Beſſerung erheiſcht, oder wo ihnen zu nah getreten wird, zu verfechten, oder ob er aus feigen Klugheitsrückſichten ſie preisgebe; ob bei Beförderungen und Auszeichnungen ſtrenge Unparteilichkeit ſeine unverbrüchliche Regel ſei, oder ob Nepotismus, geheime Alliancen, perſönliche Verbindlichkeiten und Gefälligkeit gegen Höhere ihm Ausnahmen geſtatten; ob die Quelle für Beurtheilung ſeiner Untergebenen eigene, gewiſſenhafte Prüfung und von der Ehre geleitete Menſchenkenntniß, oder fremde Beſchränktheit, beſchleichende Spionerie, meuchleri-

scher Neid und giftige Verleumdung sei; ob er Gerechtigkeit genug besitze, da, wo der Untergebene ein Recht geltend zu machen hat, offen und ehrlich auf die Sache selbst einzugehen, oder ob er aufgegriffene Verstöße gegen die Form heuchlerisch als Waffen benutze, um das verfochtene Recht niederzuschlagen; ob er darauf halte, daß auch das Gute, der moralische Werth des Beamten vollständig zur Anschreibung gelange, oder ob seine Politik dahin gehe, durch Ansammlung des Ungünstigen, unter möglichster Ausscheidung des Guten, sich ein Mittel zu schaffen, um den Unbequemen zu beseitigen, den Unabhängigen abhängig zu machen, den Selbstständigen zu demüthigen, den Gehaßten oder Gefürchteten durch die auf jene Art vom Willen des Vorgesetzten abhängig gemachte Hemmung des Avancements, oder durch beförderte Pensions- oder gar Entlassungs-Reifheit einzuschüchtern und niederzuhalten; ob ihm die Liebe und wahre Achtung seiner Untergebenen erstrebenswerth sei, oder ob er sich mit dem Despotengrundsatz „**oderint dum metuant**“ und zwar als einem Mittel befreunde, sich vor verdienten Anfechtungen zu schützen, den Nimbus, in welchen er vielleicht seine Kleinheit hüllt, zu erhalten und auf die bequemste Weise seine Gewalt zu sichern; vor Allem aber stelle er sich die Frage, die manche andere unnöthig macht und die jeden seiner Federzüge leiten sollte, die Frage, ob er den Untergebenen nicht bloß nach den Gesetzen und dem Buchstaben der, vielleicht selbstgeschaffenen Strafinstruction, sondern auch nach den Gesetzen der Humanität behandle und es begriffen habe, daß der „intelligenteste“ Staat der Welt auch der humanste Staat der Welt sein müsse. Die Humanität ist das Bindemittel, welches den versöhnenden Uebergang bildet zwischen dem Recht und dem Gehorsam; sie sichert die Wirkung des einen, ohne die Aufgabe des anderen zu erschweren; sie verbindet das Unten mit dem Oben, ohne dem erstern den trostlosen Glauben aufzudrängen, daß es des letztern wegen da sei; sie vereinigt die Masse der Staatsdiener zu einer Verbrüderung, die aus selbstbewußter, freudiger Entschließung die Aufgabe des Ganzen erfüllt. Was ist dagegen die Wirkung eines Zwangs- und Soldatensystems? Wohin führt es, wenn ihr Folgsamkeit durch rücksichtlose In-

humanität, wenn ihr Ordnung durch Tödtung alles Charakterlebens schafft? Was nützen euere sogenannten Resultate, wenn sie von den Verwünschungen derer begleitet sind, auf deren Kosten ihr sie erlangt habt? Wollt ihr ein freundliches Lächeln von Oben durch unterdrückte Klagen von Unten erkaufen und erzwingen? Durch Klagen, die am Ende doch laut werden, wenn sie auch prunkende, durch abgetriebene fremde Kräfte aufgehäufte Aktenberge zu übersteigen hätten? Was hilft es, durch euere Verwaltung eine maschinenmäßige Ordnung, ein ordreflüchtiges Beamtenexercitium zu schaffen, wenn ihr die Räder, durch die ihr die Maschine treibt, die Glieder, durch die ihr das Exercitium leitet, nämlich die Untergebenen, zu kraft- und gesinnungslosen Werkzeugen herabwürdigt, die in den Zeiten der Noth, in den Zeiten der Feuerprobe dem Staat keinen Manneswerth und keine innere Zuverlässigkeit mehr zu bieten haben; wenn ihr durch büreaukratischen Druck alles Selbstgefühl, durch inquisitorische Verfolgung alles Vertrauen, durch stets geschäftige Suggestion alle Bewußtseinsruhe, durch nachspürendes Mißtrauen alle Ehrenhaftigkeit, durch niedrige Fiskalität alle Amtsfreudigkeit, durch veratorische Kleinigkeitskrämerei allen guten Willen und durch jenen unedlen, inhumanen, kleinlichen und gehässigen Geist überhaupt, der von keinem höheren Prinzip eine Ahnung hat, alle Liebe zum Beruf und alles Interesse am Vaterland aus den Gehorchenden herausverwaltet? Was hilft es, daß ihr mit Aufopferung des Schweißes, der Gesundheit, des Glückes von Tausenden vielleicht dem „Interesse fisci" ein winziges Plus oder der Büreaukratie einen sehr überflüssigen Zuwachs an Furchtbarkeit geschaffen, wenn ihr gegen das Interesse der Allgemeinheit ein unschätzbares moralisches Kapital an Vertrauen, Ehre, Charakterkraft und Menschenwürde vergeudet habt?

Der Bischof Eylert hat 1841 beim Ordensfest eine später auf Befehl des Königs gedruckte Rede gehalten, worin es u. A. heißt:

„Glücklich und gesegnet, auf Achtung und Vertrauen gebaut, sei in diesem heiligen Bunde das Verhältniß der Vorgesetzten und Untergebenen, aber nie möge Büreaukratie der Monarchie nachtheilig werden und Keiner ver-

geſſe, daß er nicht Herr, ſondern ein Diener des Königs iſt zur Förderung gemeinſchaftlicher Wohlfahrt."

Das ſind recht hübſche Worte, aber ſie nützen ſo wenig, als andere heilige Redensarten. Sie haben ſchwerlich auch nur einem einzigen Untergebenen eine Erleichterung gebracht. So lang die „Monarchie" ſich auf die Büreaukratie ſtützt, wird die Büreaukratie ſich nicht aus der Monarchie wegbringen laſſen. Die Büreaukratie iſt, wie der Jeſuitismus, eines von jenen zählebigen, geſpenſtiſchen Ungeheuern der Geſchichte und der Staaten, welche da, wo ſie einmal Wurzel gefaßt haben, auch nur mit der Wurzel vertilgt werden können, die aber, nicht mit der Wurzel (durch Rechtsverfaſſung des Staats und Preßfreiheit) vertilgt, bei der erſten Gunſt der Umſtände um ſo furchtbarer ihr Haupt wieder erheben. Das Ungeheuer der Büreaukratie hat Tauſende von Köpfen, die durch geheime Hälſe mit dem weitgeſtreckten, unſichtbar pulſirenden Leibe verbunden ſind. Ein Wort vom Thron kann vielleicht die Köpfe und Hälſe zwingen, ſich ſchleichend unter ihn zu beugen und ſich lauernd in ihre Schlupfwinkel zu verbergen, aber todt ſind ſie nicht. Entweder wühlen ſie in ihren tauſend verborgenen Gängen fort und verwunden proviſoriſch die Ohnmächtigen im Geheimen, oder ſie ſimuliren einen täuſchenden Todesſchlaf, bis das mächtigere Wort ihres Gebieters verhallt iſt und kein überwachendes Auge ſie mehr zurückſcheucht. Und wehe dann denen, die ſich ihrer Befreiung freuten und dem Ungeheuer auf zertretenem Kopf zu ſtehen glaubten! Von dem eigenen Gift im Stillen genährt, ſchnellt es in furchtbaren Krümmungen ſeine Hälſe wieder offen empor und fällt um ſo vernichtender über den Feind her, je länger es ihn vielleicht hat ſchonen müſſen, ſowie die Schlange dann am Gefährlichſten beißt, wenn lange kein Opfer das Gift ihrer Zähne abgezapft hat.

Die geheimen Conduitenlisten.*)

Es ist erklärlich, daß nicht bloß dasjenige, was durch Verheimlichungseinrichtungen dem öffentlichen Urtheil entzogen wird, sondern auch diese Einrichtungen selbst dem größern Theil des Publikums nicht klar vor die Augen treten, oder ihm ganz unbekannt bleiben müssen. Deßhalb schicken wir voran: die geheimen Conduitenlisten sind fortlaufende Zeugnisse, welche den Untergebenen, ohne daß sie davon Kenntniß erhalten, von ihren Vorgesetzten nach deren Gutdünken im Geheimen ausgestellt und den höhern Vorgesetzten eingereicht werden, und auf diese Art bei denen, welche die betreffenden Beamten vielleicht nicht einmal kennen, wohl aber über deren Loos entscheiden, das Urtheil über dieselben feststellen, mithin die Grundlage ihres amtlichen Glückes oder Unglückes bilden. Wie man sieht, beruht die ganze Einrichtung auf dem System der Einschüchterung und der Inquisition, und wenn die Aufgabe der Staatsverwaltung beim Verhalten gegen die Staatsdiener darin besteht, dieselben zu durchaus gehorsamen Dienern, zu willenlosen Werkzeugen der Vorgesetzten zu machen, so gibt es zur Erfüllung dieser Aufgabe allerdings kein wirksameres und dabei stilleres Mittel, als die geheimen Conduitenlisten.

Wie man aus dem Vorstehenden ersieht, bilden die geheimen Conduitenlisten mit den Personalakten, in die sie übergehen, eine Art Repertorium für eine, bis in alle Verwaltungsartikulationen

*) Nach einer im Jahr 1842 von mir herausgegebenen Flugschrift.

hinabreichende Cabinetsjuſtiz im verjüngten Maßſtab, eine Juſtiz, die ohne offenen Ankläger, ohne offenes Gehör und ohne offenes Urtheil ihre Delinquenten im Stillen in Behandlung nimmt und abthut. Die geheimen Conduitenliſten ſtehen hinter dem Beamten wie vehmartige Geſpenſter, die ſtets das gezückte Richterbeil über ſein Haupt ſtrecken und die ihn eben dann am Meiſten bedrohen, wenn ſein Benehmen zu einem geheimen Verfahren am Wenigſten Veranlaſſung gibt. Der Offene, der arglos ſich gibt und ausſpricht, wie es ihm um das Herz iſt, der Gerade, der es verſchmäht, in ſeinem Auftreten die Schleichwege der Klugheit einzuſchlagen, der Ehrenhafte, der ſeine Handlungsweiſe nicht nach den Rückſichten auf den eignen Vortheil einrichtet, ſondern vor allem ſeine Ueberzeugung zur Rathgeberinn wählt — gerade dieſe ſind es, die auf die ſchwarzen Seiten der Conduitenliſten vielleicht den meiſten Stoff liefern. Ihre Offenheit wird ihre eigene Anklägerinn werden; ihre Geradheit wird die Empfindlichkeit der Vorgeſetzten gegen ſie aufbringen; ihre Ehrenhaftigkeit wird ihnen den Ruf unfolgſamer Oppenenten zuziehen. Auf dieſe Art werden Vorzüge zu Mängeln und Tugenden werden Vergehen. Das können ſie aber nur werden, ſo lang es angeht, ſie ungeſtraft dazu zu ſtempeln, und hierzu zeigen den Weg die geheimen Conduitenliſten. Die Lage für den untergebenen Beamten wird durch die geheime Conduitenliſte eine völlig rechtloſe. Eine unbekannte Hand fällt und vollzieht ſein unbekanntes Urtheil; Kenntnißnahme deſſelben ſteht ihm eben ſo wenig zu, als ihm Reclamation gegen daſſelbe möglich iſt. Ohne daß er ahnt, wie man gegen ihn geſinnt iſt, ohne daß er weiß, was man mit ihm beabſichtigt, ohne daß er im Stande iſt, eine ſchwarz auf weiß gegen ihn feſtgeſtellte Anſicht zu berichtigen, ohne daß er vielleicht Anlaß erhält, einen ihn benachtheiligenden, z. B. perſönlichen Mangel, deſſen er ſich nicht bewußt iſt, abzuſtellen, muß er (ſchlimmer geſtellt, als ein Schulknabe, dem doch ſein Teſtimonium offen eingehändigt wird, weil es nicht bloß den Zweck hat, ihn zu ſtrafen oder zu empfehlen, ſondern auch, ihn zu belohnen oder zu beſſern, blindlings der launigen Macht ſich hingeben, welche die Vorgeſetzten über ihn auszuüben, und hat viel-

leicht ein halbes Leben lang die Wirkungen einer geheimen Conduitenliſte abzubüßen, die als papiernes Brandmal ſeine ebenfalls geheim gehaltenen Perſonalakten zeichnet und auf welche das Gebäude ſeiner ſpätern Beurtheilung mit unverrückbarer Conſequenz gegründet wird. Könnten doch diejenigen, die durch ſolche Mittel die amtliche Autorität ſtützen zu müſſen glauben, in das verkümmerte verzweiflungsſchwere Herz ſo manches rechtſchaffenen Beamten blicken, der in vergeblicher langjähriger Anſtrengung für ſich und die Seinigen nach einem beſſern Looſe ſtrebt und ſchonungslos beſeitigt wird, weil er vielleicht zu der Zeit, wo ſeine Conduitenliſte eingereicht wurde, das Unglück hatte, eine ſchwache Seite ſeines Vorgeſetzten zu berühren!*) Könnten doch diejenigen, die in ſolchen Mitteln einen Antrieb für den Dienſteifer zu erkennen glauben, in das nichtswürdige Herz ſo manches Untergebenen ſchauen, der in ſchlauer Berechnung ſich durch Scheinverdienſt in das Vertrauen des zeugnißertheilenden Vorgeſetzten einzuniſten und ſich eine ſichernde Conduitenliſte auszuwirken weiß, während er ſeine Dienſtverrichtungen nur als den prunkenden Kaufpreis anſieht, wodurch er ſein ſchnelles Fortkommen erkauft! Könnten doch diejenigen, welche das Schickſal ſo vieler Hunderte in die Hände ſchwacher Beurtheiler liefern, in dem Herzen ſo manches Vorgeſetzten die Schrift leſen, wonach das Urtheil über die Untergebenen copirt wird! Wer hindert einen Richter, der von Seiten des Verurtheilten ebenſowenig Klagen zu fürchten hat, als ihm von anderer Seite eine wirkſame Verantwortlichkeit Feſſeln anlegt, ſein Urtheil von Beſchränktheit, von Laune, von

*) In Baiern beſtehen ſogenannte Qualificationsliſten. Die rheiniſche Zeitung vom 20. Dezember 1842 berichtete über die Führung dieſer Liſten u. A. Folgendes: „Welcher Unfug mit dieſen Qualificationsliſten überhaupt getrieben wird, können Sie daraus ſchließen, daß ganz vor Kurzem ein hoher Beamter in der Pfalz, dem gerade die Perſonalien übertragen ſind, einem Friedensrichter, der wiſſen wollte, warum er ſo lange nicht befördert werde, die Antwort gegeben haben ſoll: „„Weil Sie im Caſino zu N. vor ſechs Jahren gegen die Abſchaffung des National geſtimmt haben. Jetzt will ich jedoch die Sache vergeſſen und Sie ſollen bald befördert werden.““

Leidenſchaft dictiren zu laſſen! Dieſe Möglichkeit wird in andern Verhältniſſen beim geringſten Anlaß berückſichtigt; das Loos der Beamten ihren Vorgeſetzten gegenüber, verdient ſolche Berückſichtigung nicht. Wer im bürgerlichen Leben 10 Sgr. Strafe oder einige Stunden Arreſt verwirkt hat, wird (wenigſtens bei Oeffentlichkeit des Verfahrens) nicht verurtheilt ohne offenen Kläger, ohne contradictoriſches Verhör, ohne Zeugen, ohne Vertheidigung — und ein Beamter wird auf das bloſſe geheime Urtheil eines Vorgeſetzten vielleicht für immer von dem Wege zu ſeinem Glücke ausgeſchloſſen! Um im bürgerlichen Leben den leichteſten, unbedeutendſten Verſtoß gegen eine Polizeivorſchrift zu conſtatiren und zu beurtheilen, wird die Einleitung einer Unterſuchung, wird Zeugeneid, wird die Einſicht von Richter und öffentlichem Miniſterium erfordert — und um das Urtheil über Fähigkeit, Betragen, Moralität, Charakter eines Beamten für lange Jahre, vielleicht für immer feſtzuſtellen, genügt — die geheime Conduitenliſte eines Vorgeſetzten! Dieſe Widerſprüche durchſchneiden jedes Gefühl von Recht und ſchlagen der Vernunft in's Geſicht. Wo ſoll man die Anſprüche auf das unbegrenzte Vertrauen ſuchen, welches man den Vorgeſetzten ſchenkt, indem man ihnen auf ſolche Art die Macht faſt über amtliches Leben und Tod der Untergebenen in die Hand gibt? Es ſcheint faſt darauf gerechnet zu ſein, daß als Antrieb, mit dieſer Macht gewiſſenhaft umzugehen, der Gedanke an die wieder höhere Macht dienen werde, die dem Verurtheiler daſſelbe droht, was er dem von ihm zu Beurtheilenden kann angedeihen laſſen. Dabei wird man unwillkürlich an die Fabel erinnert, wo der Sperber den Sperling, der Falke den Sperber, der Adler den Falken zerreißt, und zuletzt der Jäger den Adler todtſchießt, ohne daß man ſich aber dabei ſagen könnte, es ſei des Jägers wegen jemals ein Sperling u. ſ. w. unzerriſſen geblieben. Will man den Mißſtand, der mit der Einrichtung der geheimen Conduitenliſten verbunden iſt, recht grell hervortreten ſehen, ſo vergegenwärtige man ſich den wahrhaft empörenden Widerſpruch, daß gerade bei der Verwaltung, welche ihre Beamten, niedere wie höhere, mit hundert Controlefeſſeln in die Bahn ihrer Pflicht zu bannen ſucht und ihnen

nicht weiter traut, als die Argus-Augen der schärfsten Controle reichen, daß gerade bei dieser Verwaltung (der Steuerverwaltung nämlich) den Vorgesetzten am Ersten Gerechtigkeit, Gewissenhaftigkeit, Ehre und Einsicht, mit einem Wort, Unfehlbarkeit genug zugetraut wird, um fast unumschränkt über das Schicksal ganzer Schaaren von Untergebenen zu entscheiden, gerade als sei dies Schicksal von weniger Werth und Belang, als etwa die Steuer von einem Stück Rindvieh oder einem Maß Branntwein. Einen Thaler Steuer uncontrolirt zu erheben, die Steuerpflichtigkeit von etlichen Pfunden Waare allein zu bestimmen, ja auch nur einen amtlichen Gang oder Ritt ohne zwingenden Controleausweis zu thun, gibt man Keinem zu, aber unbedenklich traut man derselben Person zu, daß sie das untrügliche Maß bei sich trage, jeden Untergebenen zu messen, und sieht ihr derselbe auch in jeder Beziehung ellenhoch über den Kopf.

In neuerer Zeit hat man ein Mittel gegen Benachtheiligung durch die geheimen Conduitenlisten darin zu finden geglaubt, daß dieselben zur Kenntniß des Königs gebracht werden. Einen besondern Erfolg sehen wir bei dieser Einrichtung nicht ab, da der Monarch weder Zeit genug haben kann, sich in die Geheimnisse dieser tausend und aber tausend Listen hinein zu studiren, noch Personalkenntniß genug, um die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der über eine ganze Beamtenarmee gefällten Urtheile prüfen zu können. Höchstens wird dies in Bezug auf höhere Beamten der Fall sein, die dem König persönlich bekannt sind. Hinsichtlich der Einrichtung der Conduitenlisten könnte allerdings jene Vorlegung dann von Einfluß sein, wenn etwa der Monarch es mißbilligte, daß man jeden Schritt der Beamten, namentlich in politischer Beziehung, bewacht, daß man die politischen Ueberzeugungen und Gedanken, insbesondere der Lehrer, zum Gegenstand der minutiösesten geheimen Inquisition macht ꝛc.; aber gerade in dieser Beziehung wird die Büreaukratie am Wenigsten um genügend erscheinende Gründe für die Angemessenheit ihrer geheimen Maßregeln verlegen sein.

Wie nachtheilig die geheimen Conduitenlisten auf das wahre Interesse des Staatsdienstes einwirken müssen, leuchtet ein. Es

iſt ſehr natürlich, daß unter ihrer Einwirkung die Hauptſorge des Untergebenen nicht dahin geht, ſeiner Pflicht und ſeinem Bewußtſein genug zu thun, ſondern nur, den Vorgeſetzten günſtig zu ſtimmen; daß er ſeine Pflicht nicht der Pflicht, ſondern, mit ſtetem Blicke auf die geheimen Conduitenliſten, nur des Vorgeſetzten wegen erfüllt; daß er ſeine Dienſtverrichtungen nur nach deſſen Launen und Schwächen einrichtet; daß er auf dieſe Art bei ſeinem Wirken den Schein zur Hauptſache machen lernt und daß derjenige als der beſte Beamte gilt, der am Beſten nach des Herrn Pfeife zu tanzen verſteht, daß mithin jede ſelbſtſtändige, aus Selbſttrieb und Ueberzeugung entſprungene, d. i. die wirkliche und allein ächte Pflichttreue in Mißkredit und aus der Mode kommt. Folgen muß der Untergebene dem Vorgeſetzten und deſſen Zufriedenheit und Achtung darf ihm nicht gleichgültig ſein, wie ſich von ſelbſt verſteht; damit aber das Streben nach dieſer Zufriedenheit und Achtung ſich nicht in Furcht und Kriecherei verwandle, legt dem Urtheil des Vorgeſetzten Feſſeln an und zieht den Vorhang vor dem Gericht weg, daß der Beurtheilte ſeinem Richter Angeſicht vor Angeſicht gegenübertreten könne.

Gleich verderblich muß der Einfluß der geheimen Conduitenliſten auf den Charakter der Beamten ſein. Welche Verſuchung zur Herrſchaft und Ungerechtigkeit von der einen, welche Schule für Knechtsſinn und Niedrigkeit von der andern Seite! Welche Anleitung zu Mißtrauen und Falſchheit, zu Verleumdung und Anſchwärzung, weil das Grab des Geheimniſſes Alles verſchließt, woraus Strafe und Vergeltung hervorwachſen könnte! Wie mancher Vorgeſetzte, der Muth genug beſitzt, ſeinem Untergebenen im Geheimen ein ſchlechtes Zeugniß zu geben, iſt zu feige, im Aeußern ſein Benehmen danach einzurichten. Er drückt ihm vielleicht in biederſter Teutſchbrüderlichkeit die Hand, ſtößt wohlwollendſt mit ihm an und nennt ihn ſeinen „beſten Freund," während er ihm eben erſt — das moraliſche Todesurtheil geſchrieben hat. Und der glückliche Untergebene, der ſich vor Seligkeit nicht zu laſſen weiß, daß nach all den Gewittern, die ſo ſchonungslos auf ihn herabgetobt und deren Urſprung er ſich gar nicht zu erklären wußte, wieder

eine so tröstlich freundliche Vorgesetztensonne auf ihn herabscheint, öffnet sein argloses Herz wie eine Sonnenblume, kehrt seinen innersten Kern nach Außen und denkt in seiner Unschuld nicht daran, daß er seinem Freunde dadurch vielleicht den Stoff — für die nächste Conduitenliste liefert. Hat aber der Untergebene erst Erfahrung, ist er durch Schaden klug geworden, ist er durch die Raffinerie der Durchtriebenheit hindurch geläutert, hat er sich vor dem Wohlwollen und der Freundschaft solcher Vorgesetzten in Acht zu nehmen gelernt, dann wird er seinem „Freunde" mit gleicher Aufrichtigkeit begegnen und es wird dann nur darauf ankommen, wer seine Rolle am Besten zu spielen weiß. Auf diese Art bildet sich Heuchelei und Betrug von der einen, und Mißtrauen und Betrug von der andern Seite, so daß sich am Ende das ganze Verhältniß unter den Beamten auf die Kunst reducirt, einander in ehrlosen diplomatischen Kniffen zu überbieten. Daß dadurch alle Wahrhaftigkeit und Gradheit in der Wurzel vergiftet wird, versteht sich von selbst. Was aber beim Manne zu den ersten Tugenden gehört, darf das beim Beamten in Mißkredit gebracht und vernichtet werden? Oft sollte man leider glauben, daß es dies nicht bloß dürfe, sondern auch müsse; denn gar zu häufig zeigt es sich, daß zwischen einem Beamten und einem Manne ein himmelweiter Unterschied bestehen kann, ohne daß dabei der Erstere im Mindesten herabgesetzt und der Letztere im Mindesten vermißt würde.

Es soll nicht bestritten werden, daß vielleicht kein Staat in der Welt eine so strikte Ordnung, eine so feste Gliederung in seinem Beamtenwesen aufzuweisen hat, als der preußische. Ein Blick auf die Quelle dieser Vorzüge macht dieselben aber sofort sehr bedenklich. Das ganze preußische Beamtenwesen ist ein militärisches. Der preußische Staat in seiner äußern Construction hat zu Hauptträgern ein stehendes Heer von Soldaten und ein sitzendes Heer von Beamten; jenes aber hat den Zuschnitt für das letztere geliefert. Deßhalb ist die Macht des Vorgesetzten zu ausgedehnt und die Rechte der Untergebenen sind zu wenig gesichert — eine nothwendige Folge des Grundsatzes der Subordination als Nothwendigkeit, des Grundsatzes, daß nichts dem

freien Willen und der freien Thätigkeit, sondern nur dem Commando und dem Zwang solle zu verdanken sein. Wir erkennen sehr wohl, daß dieser Grundsatz in eine absolutmonarchische Verfassung, als solche, verwachsen sein kann, vielleicht muß; aber selbst unter solchen Umständen kann und muß dem Civilbeamtenwesen der militärische Charakter genommen werden und sind zur Sicherung des Gehorsams bei Civilbeamten andere Mittel anzuwenden, als bei Soldaten. Die Befugniß des Capitäns, des Majors, des Obristen ꝛc., auf eigne Faust den Untergebenen seiner persönlichen Freiheit zu berauben, mag, so lang unser Militär bleibt, was es ist, zu entschuldigen sein; daß aber ein Regierungspräsident und ein Provinzialsteuerdirector seine subalternen Beamten nach Gutdünken, ohne richterliche Entscheidung und ohne besondere Verantwortlichkeit bis zu acht Tagen in's Prison, zu Dieben und Vagabunden in's Prison darf werfen lassen, das ist eine Befugniß, die in dem Staat der „Intelligenz" und des „suum cuique" nach den Herrn mit drei Roßschweifen riecht.

An dies Beispiel von Gewaltbesitz, der rein militärischer Natur ist, knüpfen wir die geheimen Conduitenlisten unmittelbar an, die es nicht minder sind. Man hat diese Listen auch beim Militär getadelt und mit Recht; jedenfalls aber wird die Nothwendigkeit ihrer Abschaffung dem Militärsystem schwerer begreiflich zu machen sein, weil die Controversen und Reclamationen, welche ohne geheime Beurtheilung unter den Militärs verschiedenen Ranges entstehen könnten, mit dem Begriff des militärischen Gehorsams dem Anschein nach in Collision zu kommen drohen. Beim Civilbeamtenwesen aber muß auch dies, nur scheinbare, Bedenken sofort wegfallen. Man behalte die Conduitenlisten bei, wenn sie sich nicht sollten ersetzen lassen, aber man verbanne das Geheime von ihnen. Es sollte keine Conduitenliste eingereicht werden, von welcher nicht der darin beurtheilte Beamte eine Abschrift erhielte, und jedem Beamten sollte unter Bedingungen zu jeder Zeit die Einsicht seiner Personalakten gestattet sein. Ebenso sollten Commissionen von Beamten (im

Militär von Offizieren) errichtet werden, an welche die betreffenden Personen gegen ungünstige Zeugnisse ihrer Vorgesetzten schriftlich und mündlich recurriren könnten. Dann erst würde das Gute der Conduitenlisten erreicht und ihr Nachtheiliges verhütet werden können. Wohl würde dann die Büreaukratie zu behutsamem Gebrauch ihrer Gewalt genöthigt sein; wohl würde dann auch der Mächtigste sich bequemen müssen, bevor er die Feder ansetzte, ängstlich mit seiner wahren Ueberzeugung zu Rath zu gehen; wohl würde dann auch der schlecht Gelittene gelobt werden müssen, wenn er Lob verdiente; wohl würde dann kein Gerücht als Thatsache benutzt werden können, wenn man nicht die Beweise aufzubringen vermöchte; wohl würde dann die Verleumdung und Anschwärzung der Wahrheit und Gerechtigkeit Platz machen müssen; wohl würde man sich dann enthalten müssen, dem schmeichlerischen Günstling, kammerdienerischen Liebling unverdientes Lob zu ertheilen, weil zu fürchten stände, daß es ehrlichen Leuten zu Gesicht käme; — aber alle diese allerdings sehr großen Unbequemlichkeiten und Inconvenienzen würden sich verschmerzen und vergessen lassen, wenn man sich erst an den neuen Zustand der Dinge gewöhnt hätte, und auch in den Büreaux und Aktenschränken das Recht, die Ehre und die Oeffentlichkeit zur Anerkennung gekommen wären.

Amtsverſchwiegenheit. *)

Der Art. 357 des Landrechts ſagt:

„Wer unter dem Fall einer Staatsverrätherei die ihm anvertrauten Amtsgeheimniſſe Andern, die ſie zu wiſſen nicht berechtigt ſind, gefährlicher Weiſe eröffnet, macht ſich ſeines Amts verluſtig und ſoll nach Befinden der Umſtände mit zeitiger Gefängnißſtrafe belegt werden."

Eine weitere geſetzliche Beſtimmung über die Pflicht der Amtsverſchwiegenheit iſt uns nicht bekannt. Daß eine ſolche Beſtimmung nöthig, und daß für denjenigen, welcher als „Staatsverräther" ein Amtsgeheimniß „gefährlicher Weiſe" einem Unberufenen mittheilt, die Amtsentſetzung u. ſ. w. eine ganz verdiente Strafe iſt, wird Niemand beſtreiten. Eine ſolche Pflicht der Verſchwiegenheit exiſtirt in England u. ſ. w. ebenſo gut, als in Preußen. Nun aber kommt dasjenige, was vom Uebel iſt. Die angeführte Geſetzesſtelle konnte der geheimnißliebenden Büreaukratie nicht genügen und die „gefährlichen Verrätherein" konnten ſich in ihrem Sinn nicht auf dasjenige beſchränken, was den „Staat" angeht. Sowie es überhaupt in Preußen faſt kein Geſetz gibt, zu welchem die Büreaukratie nicht ein Hinter- oder Nebenhäuschen zu bauen verſtände, aus welchem ſie den Hausherrn über das ganze Gebäude ſpielt, ſo dehnte ſie auch (zuerſt in einem Reſcript vom 16. Nov. 1798) das Geſetz über die

*) Mit Zugrundelegung eines Artikels über Büreaukratie, den ich früher in die Leipziger Allgem. Zeitung geſchrieben.

Amtsverſchwiegenheit unbedenklich über alle zur Kenntniß der Beamten gelangende Verfügungen der Behörden aus und bedroht Alle, welche dasjenige, was amtlich zu ihrer Kenntniß kommt, dritten Perſonen oder gar öffentlich bekannt machen, mit verhältnißmäßiger Geldſtrafe oder mit Entfernung aus dem Dienſt auf disciplinariſchem Wege.

Durch dieſe, bei jeder Gelegenheit in Erinnerung gebrachten Drohungen iſt ſie nun der Angſtergebenheit und Stummheit ihrer Diener in der Regel ziemlich gewiß und es gibt Beamten genug, die es kaum zu verrathen wagen würden, ob ihr Vorgeſetzter mit einem Gänſekiel oder einer Stahlfeder geſchrieben habe.

Vor einiger Zeit, wo es ſchien, als wolle die Regierung ſelbſt die Fenſter am Staatsgebäude öffnen, wunderte ſich die Preſſe ganz naiv darüber, daß die Vorſchriften über Amtsverſchwiegenheit in Erinnerung gebracht wurden, daß man die Ritze der Scheidewand, welche die Staatsdiener von den Staatsbürgern trennen ſoll, wieder ſo ängſtlich zuſtopfte. Die Preſſe verwechſelte die Büreaukratie mit der Regierung, ſuchte in gutmüthigem Eifer die Nachtheile der Geheimthuerei darzuthun, machte darauf aufmerkſam, daß es gegen das Intereſſe des Staats ſei, wenn Entwürfe zu neuen Geſetzen und Maßregeln nicht vor deren Feſtſetzung öffentlich beſprochen und geprüft würden ꝛc. Die gute Preſſe! In Preußen gibt es eine Macht, die ihren alten Weg conſequent fortſetzt, wenn auch die Regierung zufällig eine liberale Verirrung begehen ſollte, und hört ihr von der einen Seite einmal eine ungebundene Freiheitsmelodie aufſpielen, ſo laßt euch durch den kalten Takt, der zu Zeiten mit eiſernem Hammer dazwiſchen geſchlagen wird, zur Beſinnung bringen und daran erinnern, daß der geheime Kapellmeiſter der Büreaukratie lauernd im Hintergrunde ſteht und dem Concert zeitig genug ein Ende machen wird.

In dem „Woher und Wohin?“ iſt darauf hingedeutet, die preußiſche Büreaukratie ſei ein Inſtitut im Sinn der katholiſchen Kirche. Dieſe Zuſammenſtellung iſt wirklich in gewiſſem Betracht von überraſchender Wahrheit, und es liegt ein ſeltſamer Contraſt darin, daß der erſte proteſtantiſche Staat des Continents zur

Baſis ſeiner Verwaltung einen Grundſatz dienen läßt, welcher der ſtärkſte Pfeiler der katholiſchen Kirche iſt, einen Grundſatz, der in ſeinen Folgen und Folgerungen mit den Fortſchritten des Staats in ewigem Widerſpruch ſtehen muß und wird. Dieſer Grundſatz, welcher, wenn er vielleicht nicht ausdrücklich im Beamtenkanon der preußiſchen Verwaltung ausgeſprochen ſein ſollte, wenigſtens factiſch fortbeſteht, iſt eine gewiſſe Stabilität des Verwaltungsgeiſtes, die wie durch Tradition oder eine geheime Macht ſich forterbt, ſich unabhängig von widerſtrebenden Perſonen zu halten weiß und ſich ſolche Perſonen früh oder ſpät zum Opfer bringt. Das ſtarre Feſthalten des römiſchen Stuhls an den alten Satzungen, welches auch nicht ein haarbreites Abweichen der Kirchendiener duldet und weder Ehe der Cleriker, noch Hermeſianismus, noch ſonſtige, wenn auch noch ſo zeitgemäße Neuerungen in die Kirche einläßt, welches kein Geſetz kennt, als das der Autorität und Subordination, welches in jedem Regen der ſtrebenden Vernunft eine Revolution, in jedem ſelbſtſtändigen Denken der Prieſter ein Auflehnen gegen das alte Geſetz vorherſieht, welches weiß, daß dem einen Schritt der andre folgt und daß das Beſtehen des Katholicismus nur durch eine organiſirte Unveränderlichkeit noch geſichert werden kann, — dies ganze Syſtem wiederholt ſich in der preußiſchen Büreaukratie, welche gleich dem Statthalter Chriſti einſieht, daß ihr Weſen verloren geht, daß ihr Gebäude die Veränderung, den Verfall herausfordert, ſobald ſie nur ein einziges Steinchen davon abtragen, ſobald ſie durch Reformerhände eine einzige Fuge lockern läßt; welche aus Eiferſucht, ihre Macht zu verlieren, ſich aus allen Kräften ſträubt, ſie dem Fortſchritt zu accommodiren.

Der Geiſt der preußiſchen Verwaltung ſteht in directem Widerſpruch mit dem Geiſte des preußiſchen Staats. Von der einen Seite ſteht der Reformationsſtaat, von der andern der militäriſche Polizeiſtaat. Jener iſt der Verbündete des fortſchreitenden Volksſtrebens, dieſer der Rückhalt des regierenden Verwaltungsſtrebens; jener iſt in guten Zeiten das Feld für die Regierung, dieſer in ſchlechten das Feld für die Büreaukratie. So gut wie mit der Hierarchie, läßt ſich die Büreaukratie auch mit

dem Militärſyſtem, welchem ſie genau verwandt iſt, in Parallele ſtellen: Militär, Hierarchie, Büreaukratie, ſie ſind ſich alle gleich, ſie beruhen alle auf dem göttlichen Recht des Despotismus, welcher kein Abweichen, kein Nachgeben, keinen Fortſchritt, ſondern nur ewig unveränderliche Anerkennung ſeiner Unfehlbarkeit und blinde Hingabe der Abhängigen will. Das Mittel nun, wodurch alle drei ſich erhalten, iſt unbedingter Gehorſam; das Mittel, welches den Gehorſam erhält, iſt die Furcht, und das Mittel, welches die Furcht erhält, iſt die Abhängigkeit. Die Abhängigkeit der preußiſchen Staatsdiener wird insbeſondere durch zwei Mittel fühlbar erhalten und geſichert: durch die geheimen Conduitenliſten und durch die ſtrenge Aufrechterhaltung der Amtsverſchwiegenheit. Die erſten erinnern den Beamten in jedem Moment an den Vorgeſetzten, die letztere an das Amt. So wie die erſtern ihm ſtets die Möglichkeit vor Augen halten, ſchlecht angeſchrieben zu werden, ſo hält die letztere ihm ſtets die Möglichkeit vor, Verräther oder Verrathener zu werden. So wie jene ihn durch die Furcht beherrſchen, ſo beherrſcht ihn dieſe durch das Gewiſſen. So wie die erſteren ihn durch geheime Gewalt zum Werkzeug des Vorgeſetzten machen, ſo macht die letztere ihn durch geheime Gewalt zum Werkzeug des Amts. Wer dem Vorgeſetzten nicht mißfallen darf, der muß ſein Sclave werden; wer ſich über ſein Amt nicht äußern darf, der muß ſich in Alles fügen, was damit verbunden iſt. Wer ſich von ſeinem Vorgeſetzten geheim muß beurtheilen oder verurtheilen laſſen, verliert den Sinn für Oeffentlichkeit und öffentliches Recht; wer das Amt als ein Geheimniß hüten muß, wird von ſelbſt ein Gegner derjenigen, für welche es ein Geheimniß iſt. Die Furcht macht Partei für den Gefürchteten, ſo lang demſelben kein Retter gegenüberſteht. Die Beamten ſind gegen das Volk, ſo lang das Volk nicht für ſie ſein kann; ſie ſind, wenn auch Sclaven der Büreaukratie, doch für die Büreaukratie, ſo lang das Volk dieſelbe nicht brechen kann. Der Furcht, welche die ſtete Wächterinn der Amtsgeheimniſſe ſein muß, kommt übrigens auch noch die erbarmenswerthe Eitelkeit des Eingeweihtſeins zu Hülfe und hilft die Scheidewand ſowohl der Beamten unter ſich, als der Beamten und des Publikums vollenden. Solchergeſtalt ſichert ſich das künſtliche, auf die Erbärmlichkeit der

Menſchen berechnete Herrſchaftsſyſtem einſtweilen von ſelbſt, iſt die Büreaukratie einſtweilen nach allen Seiten geſchützt und geſtützt. Diejenigen, welche an der Spitze ſtehen, haben auf dieſe Weiſe ein durch den Stempel der Abhängigkeit und des Kaſtengeheimniſſes geiſtig uniformirtes, willenloſes Heer zu ihrer Verfügung, welches ſie mittelſt eines vortrefflich eingerichteten Verwaltungsmechanismus handhaben und als eine undurchdringliche Phalanx dem Volk gegenüberſtellen.

Als vor Kurzem die Preſſe auf kurze Zeit theilweiſe von ihrem Drucke befreit war, kam das geheime Bollwerk der Büreaukratie in Gefahr, ſie mußte vor Breſchen auf der Hut ſein. Es würde daher auch das geringſte Abgehen von dem Prinzip der Amtsverſchwiegenheit die Beamten aus ihrer Abgeſchloſſenheit hinaus und zuletzt dahin geführt haben, ſich über amtliche Uebel und Mißbräuche zu äußern, das Büreaufenſter zu öffnen und die Luft der Oeffentlichkeit zum Lüften hereinzulaſſen. Solche Fälle, die vielleicht ſchon hier und da eingetreten ſind, müßten in ihrem Gefolge eine größere Unabhängigkeit der Beamten herbeiführen, da dieſe die Verwaltung und ihre Macht vor den Volksrichterſtuhl laden könnten; ſie müßten zugleich eine Annäherung der Beamten und des Volks vermitteln, und dieſe Annäherung wäre eben der Büreaukratie noch gefährlicher, als die größere Unabhängigkeit ihrer Diener. Zur Sicherung vor derartigen Gefahren gibt es natürlich kein ſicheres Mittel, als ein unverletzliches Amtsſchloß vor den Mund. Eben je mehr man der Preſſe einſtweilen den Zügel ſchießen zu laſſen genöthigt war, deſto dringender mahnte die Gefahr, wenigſtens die amtlichen Mittel zur Abwehr hervorzuſuchen. Nachdem es gelungen war, auch der Preſſe wieder das Schloß anzulegen, hätte man gar keiner Erinnerung an das amtliche mehr bedurft. Gegenwärtig wird keine neue Vorſchrift wegen der Amtsverſchwiegenheit mehr erlaſſen werden, es herrſcht jetzt wieder allerwärts eine ſo erfreuliche Verſchwiegenheit, daß man das ganze teutſche Volk ohne Gefahr zu preußiſchen Beamten machen könnte.

Man hat ſich gewundert, daß während des kurzen Preßfrühlings, welchen die Büreaukratie ſo bald mit ihrem tödtenden

Winterreif überzog, verhältnißmäßig wenig Uebel der innern Verwaltung practiſch beſprochen worden ſind. Von wem ſollte die Beſprechung ausgehen? Das Volk war in die Geheimniſſe der innern Verwaltung bei deren gänzlichem Mangel an Oeffentlichkeit wenig oder gar nicht eingeweiht; die Beamten aber, die eigentlich Eingeweihten, hatten eben das Schloß vor dem Mund, oder ſie waren, wo dies ſie nicht ſtumm machte, durch ihre amtliche Erziehung in einen publiciſtiſchen Stumpfſinn verfallen, der ſich nicht zur öffentlichen Beſprechung amtlicher Uebelſtände erheben und ermuthigen konnte. So hatte denn die Staatszeitung in gewiſſer Beziehung ganz Recht, als ſie wie im Hohn die Behauptung aufſtellte, den Zeitungsſchreibern mangle der Stoff, um über innere Angelegenheiten ſich auslaſſen zu können. Als der Stoff ſich allmälig einfand, ſchlug der Blitz der Gewalt in die Verſammlung und ſtill ward es wieder rings umher wie nach einem Gewitter.

Wie bereits bemerkt, wird Niemand in Abrede ſtellen können, daß es in gewiſſen Dingen, meiſtens aber nur in der auswärtigen Politik und in Straffachen, eine Amtsverſchwiegenheit geben müſſe, da hundert Fälle gedenkbar ſind, wo ein Mangel jener Verſchwiegenheit einem Verrath gleichzuachten wäre. In freien Staaten iſt jedoch die Amtsverſchwiegenheit im Allgemeinen Ausnahme, nicht Regel. Daß man ſie bei uns unbedingt und allgemein zum Grundſatz macht, daß ſie nicht bloß für gewiſſe Fälle und einzelnen intereſſirten Perſonen gegenüber vorgeſchrieben, ſondern daß ſie der ganzen Welt und namentlich dem Volke gegenüber unverbrüchliches Geſetz iſt, darin liegt eine ſo offene büreaukratiſche Tendenz und ein ſo despotiſches Ausſchließen der Staatsbürger vom Staatsleben ausgeſprochen, daß unſeres Erachtens die Büreaukratie ſich nirgends verſtändlicher zu erkennen gegeben hat, als durch ihre Verſchwiegenheitsgebote. Wie weiten Spielraum ſie dadurch gewinnt, um ſich ſelbſt zu ſchützen und ihre Diener zu feſſeln, läßt ſich leicht denken. Ich kenne einen Beamten, der, als er einſt um eine vacant werdende Stelle eingekommen war, ſtatt der Antwort unter drohendem Anſchein zu Protokoll vernommen wurde, von wem er erfahren habe, daß

die Stelle vacant werde. Es iſt zu verwundern, daß gegen Herrn Hanſemann, Bülow-Cummerow ꝛc. keine Unterſuchungen eingeleitet worden, um herauszubringen, wie ſie an ihre Data über die unter Schloß und Riegel verwahrten preußiſchen Finanzverhältniſſe gekommen ſind. Sollte gar ein Miniſter oder*) geheimer Rath mit jenen Schriftſtellern unter einer Decke liegen und durch ihre Vermittlung auf indirectem Wege ſein Gewiſſen darüber beruhigt haben, daß man dem Volke nicht Rechnung legt über die Gelder, die man ihm abverlangt, und daß man ihm mehr abverlangt, als die Staatsverwaltung koſtet? Doch wir nehmen dieſen ehrenden Verdacht ſofort zurück, wenn darin eine Injurie geſucht werden ſollte.

Ein in dem büreaukratiſchen Syſtem begründetes, weitwirkendes Prinzip iſt dies: beim Menſchen, insbeſondere beim Beamten, regelmäßig ein Schlimmes vorauszuſetzen und die Pflichterfüllung nur durch unausgeſetzte, mißtrauiſche Strenge und eine bis in die kleinſten Einzelnheiten gehende Controle zu ſichern, es aber als ein Wagniß zu vermeiden, daß dieſelbe dem freien Entſchluß und der innern Zuverläßigkeit der Perſon anvertraut werde. Controle am rechten Fleck und zur rechten Zeit iſt gewiß ein nothwendiges und nützliches Medium der Staatsverwaltung und es wäre nur zu wünſchen, daß ſie auch über gewiſſe Regionen, die bloß Controle für Andre aber nicht für ſich ſelbſt wollen, ausgedehnt würde; wo aber das Mißtrauen nicht Ausnahme iſt, ſondern unverhohlen und allgemein zur Regel erhoben wird, da muß der Beamte nothwendig ſeinen Werth, ſein Selbſtgefühl, ſeine Ehre und Ehrlichkeit verlieren und ſich eben dasjenige aneignen, was man durch die Controle von ihm fern halten wollte. Die Büreaukratie vermeidet es, die moraliſche Kraft des Beamten hervorzurufen, da dieſelbe ſich mit dem erforderlichen Serviliſmus und dem Corruptionsſyſtem ſchlecht vertragen würde; ſie geht nur darauf aus, die Folgen der Immoralität, ſofern dieſe ihr entgegen iſt, zu unterdrücken. Die beſten Diener der Büreau-

*) In dieſer über 20 Bogen ſtarken Schrift nehmen wir uns die Freiheit, dies Epitheton mit einem kleinen a zu ſchreiben.

kratie ſind diejenigen, die Fügſamkeit, Charakterſchwäche und Feigheit genug beſitzen, um ſich zu Allem zu verſtehen, zugleich aber Klugheit, Vorſicht und Gewandtheit genug, um ihre Tugenden nicht öffentlich oder eclatant werden zu laſſen. Außer dieſen Eigenſchaften bedarf ſie nur noch des Poſitiven des Geſchäfts. Was unter ſolchen Umſtänden nie und nirgends gedeihen kann und ohne welches doch die ganze Verwaltung bei aller mechaniſchen Accurateſſe und äußeren Ordnung keinen höhern Werth und keine innere Dauer hat, iſt natürlich die Ehre und die Charaktertüchtigkeit. Ginge das Streben dahin, die Beamten zu geſinnungsvollen Männern und ehrenhaften Staatsdienern, nicht aber zu willenloſen Werkzeugen und geſinnungsloſen Büreaukratendienern zu erziehen: die Strenge in Betreff der Amtsverſchwiegenheit, welche ohnehin ihren Zweck der Verheimlichung auf die Dauer nicht erreichen kann, würde ſehr bald überflüſſig werden, die Ehre und das Pflichtgefühl würden ſie, wo Verſchwiegenheit am Platz wäre, vollſtändig erſetzen. Doch wir bewegen uns da in einem endloſen Zirkel und was wir da ſagten, heißt nichts anderes, als: wenn die Büreaukratie nicht mehr Büreaukratie wäre, ſo würde die Büreaukratie am Ende ſein.

Titel und Orden.

Geheimrath. Sie ſtehen im Ruf geheimer Kenntniſſe und Künſte. Wir ſind aufmerkſam auf Sie geworden und erachten Sie für würdig, in unſere Dienſte zu treten.

Wanzenvertilger. Meine Macht erſtreckt ſich über alles Ungeziefer der Erde, liberales und illiberales. Ich bin Herr all des Lebens, das andrem Leben zur Qual dient. Meine Kunſt wendet ſich gegen Alles, was iſt und nicht ſein ſoll. Auch bin ich Fleckenvertilger und reinige alte Gewiſſen wie alte Röcke.

G. Ich merke, Sie ſind unſer Mann. Die liberalen Wanzen mehren ſich am Staatskörper wie Sand am Meere. Daß ihr Leben anderm Leben zur Qual dient, leuchtet Ihnen ein, leſen Sie nur die Zeitungen; daß es nicht ſein ſoll, ebenfalls. Flecken zu vertilgen, wird es Ihnen auch nicht an Gelegenheit fehlen. Sie treten alſo in unſere Dienſte; ich bin ermächtigt, Ihr Verdienſt im Voraus zu belohnen. Welchen Titel wünſchen Sie?

W. Titel? Ich nenne mich Wanzenvertilger. Iſt das nicht Titels genug?

G. Geheimer Wanzenvertilger! würde ſich ſchon beſſer ausnehmen, doch auch das entſpricht dem amtlichen Decorum nicht. Sie müſſen einen der Titel annehmen, die wir zur Auszeichnung des Verdienſtes geſchaffen haben. Das Verdienſt durch den Titel beſtimmt zu bezeichnen, hieße die Beſcheidenheit des Ausgezeichneten verletzen. Auch darf ſich bei uns nicht die That geltend machen, bei uns gilt bloß der Rath. Sie müſſen Rath werden.

W. Etwa Vertilgungsrath?

G. Bei Leibe nicht! Hören Sie! Wünschen Sie etwa zu werden

Polizeyrath, oder
Hofrath, oder
Canzleirath, oder
Sanitätsrath, oder
Amtsrath, oder
Regierungsrath, oder
Commerzienrath, oder
Commissionsrath, oder
Rechnungsrath, oder
Forstrath, oder
Finanzrath, oder
Justizrath, oder
Kriegsrath, oder
Legationsrath?

W. Nichts von allem Dem.

G. So wollen Sie etwa werden

Geheimer Polizeyrath, oder
„ Hofrath, oder
„ Sanitätsrath, oder
„ Regierungsrath, oder
„ Commerzienrath, oder
„ Commissionsrath, oder
„ Amtsrath, oder
„ Forstrath, oder
„ Finanzrath, oder
„ Justizrath, oder
„ Kriegsrath, oder
„ Legationsrath?

W. Mein Gott, Sie haben ja eine solche Masse von Räthen und geheimen Räthen, daß ich nicht begreife, wozu Sie meinen Rath noch bedürfen. Haben Sie nicht auch noch überdies geheime berathende Landstände? Mir deucht, Sie könnten

getroſt entweder die einen oder die andern oder beide zugleich nach Hauſe ſchicken.

G. Pſt! mein Lieber! Sie gehen mit Ihrem Rath zu weit.

W. Uebrigens bieten Sie mir ja eine Maſſe Titel an, die mit meiner Qualität gar nichts gemein haben.

G. Thut nichts. Der Geheimrath paßt auf Alles und da Ihre Qualität nicht errathen zu werden braucht, ſo iſt ein unpaſſender Titel um ſo beſſer für Sie. Sie können alſo auch werden

Landrath, oder
Steuerrath, oder
Kreisſteuerrath, oder
Land- und Stadtgerichtsrath, oder
Bergrath, oder
Oberbergrath, oder
Landgerichtsrath, oder
Wirklicher Oberlandsgerichtsrath, oder
Appellationsgerichtsrath, oder
Kammergerichtsrath, oder
Wirklicher Regierungsrath, oder
Conſiſtorialrath, oder
Schulrath, oder
Oberconſiſtorialrath, oder
Medicinalrath, oder
Obermedicinalrath, oder
Geheimer Obermedicinalrath, oder
Geheimer Poſtrath, oder
Geheimer Oberrechnungsrath, oder
Geheimer Oberbaurath, oder
Geheimer Seehandlungsrath, oder
Geheimer Oberbergrath, oder
Geheimer Finanzrath, oder
Wirklicher Kriegsrath, oder
Wirklicher Legationsrath, oder
Geheimer Oberregierungsrath, oder
Geheimer Oberfinanzrath, oder

Geheimer Obertribunalsrath, oder
Geheimer Oberjuſtizrath.

W. Sie haben noch immer den rechten nicht gefunden.

G. So wollen Sie etwa werden
Wirklicher Geheimer Oberregierungsrath, oder
Wirklicher Geheimer Kriegsrath, oder
Wirklicher Geheimer Oberfinanzrath, oder
Wirklicher Geheimer Oberjuſtizrath, oder
Wirklicher Geheimer Legationsrath?

W. Alles nichts. Aber haben Sie nicht auch noch einen
Geheimen Cabinetsrath, oder
Geheimen Staatsrath?

G. Allerdings, doch ſolcher Titel paßt für Sie nicht.

W. Ich würde Ihnen ſehr bald das Gegentheil beweiſen. Ich würde ſo viel Wanzen vertilgen und ſo viel Flecken ausmachen, daß allen geheimen Räthen die Augen überlaufen ſollten. Iſt das ein Titelweſen für einen rechtlichen Staat? Stellt man ein ſolches geheimes Rathsheer dem Volk gegenüber? Warum haben Sie keine öffentliche Volksräthe?

G. Mein Gott, Sie werden aufgebracht! Beruhigen Sie ſich, es ſoll Ihnen das Höchſte zu Theil werden, was wir beſitzen und gewähren können. Kann keiner unſerer Titel Sie beſchwichtigen und gewinnen, wohlan, ſo geſchehe es um ſo ſicherer durch dasjenige, wodurch wir Alles auf unſere Seite zu ziehen, wodurch wir Alles an uns zu feſſeln, wodurch wir Alles zu beglücken vermögen, nämlich durch einen

Orden.

Es iſt eine wichtige und nicht ſo leicht zu beantwortende Frage der höhern Politik, was mehr werth ſei, ein Titel oder ein Orden. Beide Auszeichnungen haben viel, ſehr viel für ſich. Ein Titel hat insbeſondere den Vortheil für den Staat, daß er kein Geld koſtet, vielmehr noch Geld einbringt, und für den Beglückten den Vortheil, daß deſſen Familie was davon mitbekommt. Es werden ſich daher für ihn ſicher die Frauen entſcheiden wegen der Ausſicht, Frau Hofräthin, Frau Geheimräthin ꝛc. zu werden. Dagegen iſt es ein Mangel des Titels, daß Unbekannte ihn dem

Inhaber nicht anſehen können. Einen Orden aber ſieht die ganze Welt und zugleich hat er den Vorzug, daß er auf alle mögliche Verdienſte ſchließen läßt, da in der Regel dasjenige nicht bekannt wird, wegen deſſen er ertheilt worden. Der einzige Friedens-Orden, von deſſen Ertheilung man gleich die Urſache kennt, iſt die — Rettungsmedaille.

Wir unſererſeits würden uns im Fall der Nothwendigkeit ohne Bedenken für einen Orden entſcheiden und zwar wegen des wichtigen Vorzugs, daß man ihn ablegen kann. Was bloß auf dem Rock haftet, läßt ſich los werden, was auf der Seele haftet, nie. Einen Geheimrath, ſelbſt einen Hofrath wird man nie wieder los. Wenn Herr Dingelſtedt klug geweſen wäre, ſo hätte er ſich wenigſtens anſtatt des Hofraths einen Orden ausgebeten.

Los werden! Es iſt Scherz, es iſt pure Affectation, wenn gewiſſe Leute ſich das Anſehen geben, als machten ſie ſich ſo wenig aus einer Auszeichnung, die für andere Menſchen ſo großen Werth hat. Es iſt das alte Lied von den ſauern Trauben. Sollte es aber Ernſt damit ſein, ſo liegt es bloß daran, daß man den wahren Werth eines Ordens nicht zu erkennen weiß. Zum Beiſpiel. Ein Orden hat nicht bloß den Werth einer Auszeichnung und einer geiſtigen Crediterhöhung im Auge der Welt, ſondern er ſtellt auch ein moraliſches Teſtimonium, ein Unſträflichkeitsamulet dar, welches Schutz gewährt vor den Folgen etwaiger Fehltritte, die nicht ſo eclatant ſind, daß ſie der Polizey und Juſtiz nothwendig verfallen müſſen. Sowie nach der Meldung der Heiligen-Geſchichten ein vorgezeigtes chriſtliches Kreuz oftmals den Teufel gebannt und die Gläubigen vor der Verfolgung von Unholden und Drachen geſchützt hat, ſo mag auch ein Ordenskreuz nicht ſelten geeignet ſein, dem „Vorzeiger dieſes" den Teufel der Gerechtigkeit und die Drachen der Vergeltung vom Leibe zu halten. Deßhalb iſt auch das unbefugte Tragen von Orden mit Recht ſo ſtreng verpönt. Uebrigens iſt durch die Freigebigkeit bei den Ordensvertheilungen dafür geſorgt, daß ſo leicht Niemand in Verſuchung kommt, durch unbefugtes Ordentragen ſich auf die Feſtung zu bringen. Wem es um einen zu thun iſt, der erhält ihn gewiß. Friedrich der Große ſoll im ganzen ſiebenjährigen

Kriege nur 72 Orden vertheilt haben. In ſpäterer Zeit iſt man häufig an den Michaelisorden erinnert worden, der zur Zeit in Frankreich in ſolchen Maſſen vertheilt wurde, daß man ihn den Orden für alle laſtbare Thiere nannte, und die „Rheiniſche Zeitung“ konnte mit Recht ſagen, die Orden würden mit der Zeit wie Trinkgelder behandelt. Wo viel Orden vertheilt werden, da gibt es entweder keine Freiheit, oder ſie iſt in Gefahr. Sie iſt es durch diejenigen, welche ſie vertheilen und durch diejenigen, welche ſie annehmen. Was unſern Staat betrifft, ſo vertheilt und empfängt Niemand ſo viel Orden, als das Heer der Büreaukratie und das Land bezahlt jährlich über 20,000 Thlr für das Ordensinſtitut. Die Orden, wie die Titel, welche auf den Antrag der Büreaukratie verliehen werden, bilden eins ihrer wirkſamſten Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke. Sie ſäet Orden und erndtet Anhänger. Schande über diejenigen, die ihre Tugend im Knopfloch tragen müſſen und im Schweiße ihres Angeſichts nach einer Auszeichnung rennen, welche man niemals durch ein Verdienſt um die Freiheit des Volkes erringen kann.

Wir ſchließen mit dem Wunſche: es möge ein Geſetz erlaſſen werden, wonach wenigſtens das Richterperſonal niemals weder einen Titel noch einen Orden erhalten dürfte.

Finanzielles.

Die durchgehends wahrzunehmende unverhältnißmäßige Bevorrechtung der Befehlenden gegen die Gehorchenden wiederholt sich auch in der finanziellen Dotirung, wie beim Militär so in der Civilverwaltung. Die Gehalte der Ersteren sind mitunter enorm hoch, die der Letzteren außerordentlich niedrig. Wie mit den Gehalten, so verhält es sich auch mit den Gratificationen, den Reisekosten ꝛc. Wenn von der einen Seite diesem Mißverhältniß die Rücksicht auf Erhaltung und Ausbildung des Subordinationsgeistes zum Grunde zu liegen scheint, welcher in der Noth und Kümmerlichkeit des Lebens bedeutende Stützen finden muß, so macht sich dabei von der anderen die unwürdigste Fiscalität geltend, und man sollte mitunter glauben, der Groschen, den man einem Untergebenen abzwackt, müsse einen größern Werth im Auge der Büreaukratie haben, als der Thaler eines Vorgesetzten. Trotz dieser Beschränkung der Unterbeamten wird von denselben das höchste Maß der Dienstleistungen verlangt, und an ihre Ehrlichkeit, die man von der einen Seite täglich in die größte Gefahr bringt, werden von der andren die strengsten Ansprüche gemacht. Diesen Widerspruch zu tödten, ist dann das einzige Mittel die schonungsloseste Strenge und die mißtrauischste Controle, die den Beamten in's Unglück bringt, wenn er der Versuchung erliegt, und ihn aufreibt, wenn er widersteht.

Man sollte bei der finanziellen Ausstattung der Beamten namentlich zweierlei bedenken. Erstens ist zwischen demjenigen, was der höhere, und zwischen demjenigen, was der untere Be-

amte nothwendig bedarf, die Differenz nicht so groß, als zwischen den Gehalten (und den Leistungen) besteht. Wenn der untere Beamte mit seiner Familie die Lebensbedürfnisse mit 250 Thlr. soll bestreiten können, so kann der Obere nicht vielleicht das Zwölffache dazu bedürfen. Mithin dient ein großer Theil des Gehaltes des Letztern zum Luxus, während der Luxus des Untergebenen im Sattessen besteht. Es sollte also beim Einen die Luxussumme beschränkt und bei dem Andern die Bedürfnißsumme erhöht werden.

Zweitens bleibt es in der Regel ganz unberücksichtigt, daß die Bedürfnisse mit der Zeit durch Kulturverfeinerung und Vertheuerung immer wachsen und die Gehalte nicht. Der einmal festgestellte Etat kehrt sich weder an die Zeit noch an die Bedürfnisse der armen Beamten, und steigt die Einnahme, während die Ausgabe dieselbe bleibt, so weiß der höhere Beamte das Verdienst davon auf seine Rechnung zu schreiben, und während die geplagten Untergebenen sich in Sorge und Kummer quälen, überströmen den sichergestellten Vorgesetzten noch obendrein unverdiente Belohnungen. Die mit der Zeit fortschreitende Vertheuerung der Lebensbedürfnisse wird von dem Bürger, dem Kaufmann, dem Handwerker selten empfunden, denn sie wissen danach ihre Preise zu erhöhen; auch werden die höhern Beamten wenig dadurch berührt, da bei ihnen die Luxussumme hoch genug ist, um für die Bedarfssumme etwas ablassen zu können; auf wem also der Druck lastet, das ist allein der untere Beamte.

Bei dieser Gelegenheit müssen einige Bestimmungen über finanzielle Verhältnisse angeführt werden, die uns zum Theil im höchsten Grade ungerecht erscheinen.

Wenn Kassenbeamten sich vom Publikum zu wenig haben zahlen lassen, so müssen sie das Minus aus eigner Tasche ersetzen; hat man ihnen aber irriger Weise zu viel eingezahlt, ohne daß der Ueberschuß reclamirt wird, so steckt ihn der — Fiscus in die Tasche.

Die Beamten der ersten und zweiten Rangklasse (vom wirklichen geheimen Legationsrath bis zum geheimen Oberregierungsrath) dürfen vier, die Beamten der dritten, vierten und fünften

Rangklaſſe dürfen zwei Extrapoſtpferde bei Dienſtreiſen liquidiren und zwar, ohne daß ſie die Beſcheinigung der Poſtbehörde über die wirkliche Benutzung der Pferde beizubringen haben. Sie erhalten außerdem an Stations- und Trinkgeldern für jede Meile 10 Sgr. vergütet, an Wagenmiethe 20 Sgr. per Tag und die Chauſſeegelder.

Man muß geſtehen, den Herrn wird das Reiſen ſehr angenehm gemacht. Sie laſſen es auch an Veranlaſſungen dazu nicht fehlen, und wenn ſo ein Geheimrath einige Tage auf Dienſtreiſen war, bringt er gleich eine Rechnung über einige hundert Thaler mit. Das Angenehmſte bei der Sache iſt aber, daß die Herrn, weil ſie über die Benutzung der Poſtpferde keine Beſcheinigung beizubringen haben, in der Regel mit der ordinären Poſt, mit dem Dampfſchiff, der Eiſenbahn ꝛc. reiſen und die Extrapoſtkoſten nicht dem Staat erſparen, ſondern zum größten Theil in ihre Taſche ſtecken. Man ſcheint dies auch anzunehmen, denn es iſt dafür geſorgt, daß dieſe Art zu reiſen und zu liquidiren keine Zeugen habe. Es beſteht nämlich eine Beſtimmung, wonach jene Beamten, wenn mehrere derſelben in commiſſariſchen Geſchäften zuſammen reiſen, ſich alsdann bei der Liquidation nach dem Extrapoſtreglement zu richten und die Quittungen der Poſtämter beizubringen haben. Warum dies? Man wird ſagen, weil es Verſchwendung ſei, jedem Einzelnen die Koſten zu erſtatten, die ſie nur miteinander auszugeben hatten. Aber iſt es denn nicht auch Verſchwendung, einen Geheimrath, der für ein Paar Thaler mit dem Dampfſchiff oder auf der Eiſenbahn hierher und dorthin reiſt, beſtändig auf der Liquidation mit vier Extrapoſtpferden reiſen zu laſſen und ihm dabei Stationsgelder, Wagenmiethe und Chauſſeegelder zu erſtatten, wovon er vielleicht nicht einen Pfennig auszugeben hatte?

Wie wird es nun mit den Unterbeamten gehalten, die keinen Rang haben? Ihnen wird bei der Liquidation nicht einmal geglaubt, daß ſie ſich der ordinären Poſt bedient haben, wenn ſie nicht den Poſtſchein beifügen, ſondern ſie werden mit einem beſtimmten Meilenſatz abgefunden, der erſt in neuerer Zeit auf eine einiger Maßen genügende Höhe geſtellt worden iſt.

Den Beamten collegialiſcher Behörden (z. B. den Regierungsbeamten) wird der Gehalt vierteljährlich, ſonſtigen Beamten monatlich im Voraus bezahlt. Stirbt ein Beamter der erſteren Art, ſo erhält die Wittwe außer dem ſogenannten Sterbemonat noch den Gehalt für ein Vierteljahr, die Wittwe eines ſonſtigen Beamten aber erhält außer dem Sterbemonat nur noch einen einzigen Monatsgehalt. Iſt dieſe Unterſcheidung nicht ſehr unbillig?

Endlich ſtoßen wir noch auf eine Beſtimmung, die uns ungerechter, als alle andren erſcheint. Iſt ein Beamter ſuspendirt geweſen, aber freigeſprochen worden, ſo ſoll ihm die während der Suspenſionszeit innebehaltene Gehaltshälfte zwar nachgezahlt werden, aber nach Abzug der Koſten, welche die Suspenſion und Unterſuchung nöthig gemacht hat. Auch ſteht ihm nicht zu, über die Verwendung der abgezogenen Summen Rechenſchaft zu fordern.

Ueber dieſe Beſtimmung, die dem Recht, der Juſtiz und der Vernunft nach allen Seiten in's Geſicht ſchlägt, verlieren wir weiter kein Wort.

Die Steuerbeamten.

Die Steuerbeamten, insbeſondere die untern, ſind wegen ihrer Functionen beim Publikum in der Regel eher verhaßt, als beliebt. Wenn das Publikum ihr Loos kennte, würde es ſie bedauern, ſtatt ſie zu haſſen.

Nächſt den Thorwächtern, Waageſetzern und Amtsdienern ſind die unterſten Steuerbeamten die Zoll- und Steueraufſeher. Steuer- und Zollaufſeher wird man entweder, nachdem man als Unteroffizier oder Lieutenant die beſtimmte Zeit abgedient, oder nachdem man wenigſtens drei Jahre als Supernumerar unentgeltlich auf einem Hauptamt gearbeitet hat. Der Gehalt, welchen man als Steueraufſeher bezieht, beträgt im Anfang 240 Thlr., wovon man bis zu — 250 Thlr. und dann bis zu 300 Thlr. aufrücken kann. Von ſolchem Gehalt müſſen Beamten leben, die zwölf Kinder haben, gut gekleidet und Tag und Nacht auf den Beinen ſein ſollen. Für den Dienſt, den man zur Abverdienung dieſes Gehalts leiſten muß, iſt das Minimum 10 Stunden des Tags. Während dieſer 10 Stunden, die ſich ſehr häufig bis zu 12 verlängern, muß man, wenn man nicht in ſeltenen Fällen auf einem Büreau arbeiten darf, entweder an den Thoren mahl- und ſchlachtſteuerpflichtiger Städte Poſten ſtehen und patrouilliren, oder an der Gränze den Schmugglern nachſchleichen, oder im Innern Brennereien, Brauereien, das Fuhrwerk auf den Chauſſeen ꝛc. revidiren. Die ambulanten Aufſeher müſſen nach-

weiſen, daß ſie täglich, das Wetter mag ſein, wie es wolle, 5 — 6 Stunden zu Fuß gemacht haben. Ob die Brennereien ꝛc. ſtill liegen oder nicht, gilt gleich: die 5 — 6 Stunden müſſen gemacht, wenigſtens nachgewieſen ſein.

Dieſer Dienſt wird controlirt durch ein nie ſchlafendes Mißtrauen und durch die Selbſtcontrole der Tagebücher. In den Tagebüchern muß jede Reviſion und der Augenblick, wann ſie abgehalten worden, notirt werden, bis mindeſtens die 10 Stunden voll ſind. In der Regel aber verrichtet der Aufſeher ſeinen Dienſt raſcher, als während dieſer Zeit, oder er verrichtet weniger, weil ſeine Kräfte den Anforderungen nicht gewachſen ſind, oder er weiſ't einen Dienſt nach, der keiner war, um nur die auf das Strengſte feſtgehaltene Zeit auszufüllen. In allen Fällen wird das Tagebuch Unwahrheiten, erzwungene Unwahrheiten enthalten; deßhalb heißen die Tagebücher unter den Steuerbeamten auch „Lügenbücher.“ Das iſt Staatsdienſt!

Wie weit das Mißtrauen geht, welches die Steuerbeamten auf Schritt und Tritt verfolgt, mögen folgende Beiſpiele zeigen. Ein Steuerrath, welcher daran zweifelte, daß die ihm untergebenen Aufſeher die in ihren Tagebüchern nachgewieſene Chauſſeecontrole wirklich abhielten, ſchrieb vor, bei der Reviſion des Fuhrwerks nicht bloß den Namen des Fuhrmanns, ſondern auch die Nr. des Chauſſee-Diſtanzpfahls zu notiren, in deſſen Nähe er den Fuhrmann getroffen. Derſelbe Steuerrath machte einſt einen Umweg durch eine andere Provinz, um die Beamten eines entlegenen Bezirks unerwartet überfallen zu können. Schleunigſt in die Stube des nächſten Barriereempfängers tretend, griff er ſofort nach den ledernen Ballen, worauf die Schwärze zur Stempelung der Chauſſeezettel gerieben wird, beſah ſie und fuhr den Barriereempfänger mit der Frage an, wo er ſeine bevorſtehende Ankunft erfahren habe. Der erſtaunte Barriereempfänger verſicherte, dieſelbe nicht einmal geahnt zu haben. „Sie haben aber, entgegnete der Steuerrath, friſche Schwärze auf die Ballen gethan!“

Nirgends kann ſich das Mißtrauen in widerwärtigerer und exquiſiterer Weiſe zeigen, als in der Steuerpartie. Man hat

davon im Publikum gar keine Ahnung. Natürlich dient es bloß dazu, alles Ehrgefühl, an welches dennoch immer die ſtrengſten Anforderungen gemacht werden, zu vernichten, ohne ſonſt einen Zweck zu erreichen, denn je feiner das Mißtrauen wird, deſto feiner wird der Betrug der Controlirten, wenn ſie den Anforderungen nicht genügen können. Beſchwerden und Bitten hierüber werden nur zu ihrem Nachtheil gedeutet und benutzt, weßhalb ſie in der Regel unterbleiben und durch allerlei Mittel unnöthig gemacht werden.

Vom Steueraufſeher kann man avanciren zum berittenen Aufſeher (mit gewöhnlich 300 Thlr.), zum Hauptamtsaſſiſtenten (mit 350 — 400 Thlr.) und zum Obercontroleur mit 500 Thlr. Gehalt. Um zu einem ſolchen Avancement reif zu ſein, muß man den oben erwähnten, beneidenswerthen Dienſt in der Regel gegen 10 Jahre verrichtet haben und iſt dann geplagt wie zuvor. Die Obercontroleurs müſſen die meiſte Zeit des Jahrs auf Dienſtreiſen zubringen und können ihr Gehalt ohne Aufwand im Wirthshauſe nicht verzehren. Haben ſie kein Vermögen, ſo ſind ſie in der Regel nach einigen Jahren bis über die Ohren verſchuldet. Sie müſſen Tagebücher führen wie die Aufſeher. Auf ſtetes Mißtrauen hingewieſen, ſind ſie ſelbſt davon verfolgt; ebenſo ihre Vorgeſetzten, die Oberinſpectoren oder Steuerräthe.

Plagen ſich die Steuerbeamten und ſind ihnen die Vorgeſetzten gewogen, ſo erhalten ſie Gratificationen und Unterſtützungen von 10, 15, 20, 30 Thlr. jährlich, die höhern natürlich mehr. Diejenigen, welche die beſten Tagebücher führen, erhalten gewöhnlich auch die beſten Gratificationen.

Ein Provinzialſteuerdirector (der vielleicht tauſend ſolcher Beamten unter ſeinen Befehlen hat) erhält Gratificationen von 1000 — 2000 Thlr.

Durch die vorſtehenden wenigen Bemerkungen, die ich wegen früherer perſönlicher Beziehungen nicht weiter ausführe, ſoll den Steuerbeamten nur ein Anſtoß gegeben werden, ihre durch die ſtrengſte Zucht aufrecht erhaltene Furcht abzulegen und ihre Klagen in **corpore** anzubringen. Es wird ihnen dann gewiß gelingen, wenigſtens das zu erwirken, daß die Beamten, welche

die Finanzquellen des Staats zu bewachen haben, nicht länger am Spärlichſten daraus bedacht werden. Eine humanere Behandlung und weniger übertriebene Anforderungen, welche eine möglichſt große Einnahme mit möglichſt wenig Kräften erzwingen zu wollen ſcheinen, werden, wenn die Beamten ſelbſt ſich darüber vernehmen laſſen, wohl auch nicht ausbleiben.

Die Poſtbeamten.

Zwiſchen der Poſtverwaltung und der Steuerverwaltung beſteht eine große Verwandtſchaft. Hier wie dort militäriſche Organiſation und Behandlung; hier wie dort eine bedeutende Anzahl früherer Militärs als Beamten; hier wie dort Ueberfluß an Arbeit und Mangel an Einkommen.

Das Hauptübel der preußiſchen Poſtverwaltung beſteht darin, daß ſie eine auf Geldertrag angewieſene Verwaltung für ſich iſt. Unter den gegenwärtigen Umſtänden erkennt der Chef der Poſtverwaltung es für ſeine Hauptaufgabe, Geld herauszubringen, und da neben dieſer Aufgabe der Poſtdienſt nicht vernachläßigt werden kann, ergibt ſich von ſelbſt der Grundſatz, mit möglichſt wenig Kräften und Mitteln möglichſt viel zu leiſten. Die einfache Folge davon iſt, daß die Poſtbeamten, wenigſtens die Mehrzahl (und das ſind natürlich die untern) mit Geſchäften überhäuft und dabei ſchlecht beſoldet werden, wovon wieder eine weitere Folge inhumane und ſtrenge Behandlung iſt, welche allein ſo ſtraff angezogene Verwaltungszügel feſthalten kann. Die übele Folge für das Publikum iſt u. A. die lange Feſthaltung der hohen Portoſätze.

Genau ſo, wie mit dem Poſtchef, verhält es ſich mit den Provinzial-Steuerchefs. Die Rückſichten auf den Beutel des Fiscus und auf die Auszeichnungen und Gratificationen, welche eine immer höher getriebene Einnahme bringt, müſſen bei der gegenwärtigen Einrichtung der Steuerverwaltung nothwendig mehr vorwalten, als die Rückſichten auf die Beamten, welche als

Werkzeuge zur Erreichung dieſer Zwecke dienen, und auf das Publikum. Unſere Steuerverwaltung iſt mitunter die directe Gegnerin der Induſtrie und der öffentlichen Wohlfahrt. Die Errichtung eines beſondern Handelsminiſteriums kann allein dieſen Uebeln abhelfen, vorausgeſetzt, daß die Finanzverwaltung dabei nicht zu viel Uebergewicht behält. So wie aber hier eine Trennung, ſo iſt es bei der Poſt eine Vereinigung, welche helfen kann und muß. Man betrachte die Poſt nicht mehr hauptſächlich als eine Finanzquelle und vereinige ſie mit einem Miniſterium, welches ſich auch ohne Plusmacherei auszeichnen kann, ſo werden ſich die Uebelſtände in der Poſtverwaltung bedeutend mindern laſſen.

Bei der Poſtverwaltung, wie auch bei der Steuerverwaltung, ſcheint ſich der Grundſatz geltend zu machen, von den Beamten „das Unmögliche zu verlangen, damit das Mögliche geleiſtet werde.“ Dieſer Grundſatz iſt durchaus widerrechtlich, unmoraliſch und inhuman, und er muß ſowohl den compromittiren, der nach ihm handelt, als den mißhandeln, gegen den er geltend gemacht wird. Er ſollte zum Mindeſten in den umgewandelt werden: das Mögliche zu verlangen, damit das Nöthige geleiſtet werde. In Bezug auf die pecuniäre Stellung wird übrigens noch weiter gegangen, als in Bezug auf die Arbeit. Ein Poſtconducteur z. B., der ſeine Familie kaum flüchtig zu Geſicht bekommt, der alſo faſt beſtändig auf Reiſen ein beſonderes Leben führen muß, erhält ein Einkommen von 20 Sgr. täglich. Wie iſt es „möglich,“ daß von 20 Sgr. der Familienvater auf Reiſen und die Familie zu Hauſe leben kann? Heißt das nicht die Beamten auf Trinkgelder und anderes Nebenverdienſt verweiſen? Man ſcheint hier das Unmögliche zu verlangen, damit ſogar das Unmögliche geleiſtet werde.

Eine kurze Darſtellung der Verhältniſſe der Poſtbeamten entnehmen wir der Rheiniſchen Zeitung vom 26. Juni 1842:

Betrachten wir einmal die Carriere des jetzigen Poſtbeamten. Vor ſeinem Eintritte in den Dienſt, muß derſelbe nachweiſen, daß er ſeinen Gymnaſial-Curſus abſolvirt hat, außerdem, daß er wenigſtens einer lebenden fremden Sprache mächtig, und daß er im Stande iſt, ſich drei Jahre lang aus eigenen Mitteln

zu unterhalten. Durch ſeinen Eintritt in den Dienſt wird ihm keineswegs ſeine bürgerliche Exiſtenz geſichert, ſondern er muß ein Anerkenntniß unterſchreiben, wonach er, bei ſeiner durch Umſtände nothwendig werdenden Entlaſſung aus dem Poſtdienſte, gleichviel ob durch eigene Schuld oder nicht, keinerlei Anſprüche aus ſeinen Dienſtjahren als Poſtſchreiber herleiten kann. So tritt er denn ungefähr mit ſeinem neunzehnten Lebensjahre ein und übernimmt die Mühen und Beſchwerden ſeines Amtes, die er in ihrem ganzen Umfange erſt dann kennen lernt, wenn der Rücktritt wegen ſeines vorgerückten Alters zu ſpät iſt. Ich ſtelle die Frage an meine geſammten Collegen, ob irgend Einer von ihnen vorhanden iſt, der ſeine jetzige Branche noch wählen würde, wenn er mit derſelben Kenntniß, die er ſich jetzt davon erworben, noch einmal in die Zeit ſeines Eintrittes zurückverſetzt würde? Schon die ungeheure Verantwortlichkeit, die der Beamte auf ſich hat, indem er täglich Geldſendungen von vielen Tauſenden in Empfang nimmt, wofür er natürlich haften muß, ſtellt uns in Nachtheil gegen alle übrigen Beamten, mit denen wir außerdem die Verantwortlichkeit über wirkliche Kaſſen theilen; denn es liegt im Mechanismus des Poſtdienſtes, daß jeder Beamte, außer der Hauptkaſſe jedes Amtes, eine Nebenkaſſe führen muß, die ſich häufig auf 3000 Thlr. monatlich beläuft, ein Betrag, der in einzelnen Groſchen bei der größten Uebereilung von Beamten eingenommen und verrechnet werden muß. Die ganze gerühmte Garantie des preußiſchen Poſtweſens wird eigentlich nicht vom Staate, ſondern dem größeren Theile nach, von den Beamten geleiſtet. Zugegeben daß er nur durch eigene Schuld in Verluſt kommen kann, ſo iſt die Thatſache immer noch da, daß er ein Verſehen, wenn dadurch eine Geldſendung von vielen Tauſenden abhanden kommt, möglicherweiſe mit ſeinem ganzen Lebensglücke büßt. — Doch fahren wir fort, die Laufbahn des Poſtbeamten zu verfolgen.

Der junge Poſtbeamte erhält in ſeinem erſten Dienſtjahre in der Regel Nichts, und das iſt billig; denn er muß erſt Leiſtungen gewähren können, ehe man ihn dafür bezahlt. Bis er ſich zu ſeinem Examen vorbereitet hat, mögen außerdem noch

drei Jahre vergehen, und in dieſer Zeit wird er nicht direct von der Behörde, ſondern durch den jedesmaligen Amtsvorſteher beſoldet. Dieſer erhält zur Unterhaltung eines Poſtſchreibers ein Adjutum von 120 — 180 Thlr. jährlich, und die Subjecte dazu werden ihm von der General-Poſt-Amtskanzlei nachgewieſen, worauf er dann, natürlich auf ſeine Bedingungen, mit dem jungen Beamten ſelbſt unterhandelt. Die dabei Statt findenden Mißbräuche will ich hier nicht erörtern, ſeiner Zeit erſcheint vielleicht darüber ein eigenes Werk, hier ſei nur erwähnt, daß dem Beamten in der Regel freie Station, d. h. Koſt und Wohnung und etwa 5 — 6 Thlr. monatlich gewährt werden. Hat der Beamte, nach vierjähriger Dienſtzeit ſein Examen glücklich beſtanden, ſo wird er gegen Dieten beſchäftigt, er bekommt 25 Sgr. täglich, oder 300 Thlr. jährlich. Bis dahin ſind die eigenen Mittel ſo ziemlich erſchöpft; denn, außer dem nothwendigen Zuſchuß während der erſten vier Jahre hat er die Reiſe nach Berlin machen und ſich dort während ſeines Examens ſelbſt unterhalten müſſen. Es iſt erwieſen, daß er in den größeren Städten, wo vorzugsweiſe die Dietarien verwendet werden, mit 25 Sgr. nicht beſtehen kann, außerdem muß er durchſchnittlich in jedem Halbjahre den Ort ſeiner Beſchäftigung mit einem 50 Meilen weiter gelegenen vertauſchen, ohne dafür eine andere Reiſe-Entſchädigung, als einen Poſt-Freipaß zr erhalten. In dieſer beſchränkten Lage bringt er 3 — 4 Jahre zu, dann hat er ſich endlich bis zu ſeiner Anſtellung durchgekämpft. Ohne eigene Mittel kann er dieſe aber gar nicht antreten, da ihm, *incredibile dictu!* von der Behörde zur Bedingung gemacht wird, ſich vorher die Staats-Uniform eines Poſtſecretärs anzuſchaffen. Die Verfügung lautet dahin, daß er ohne dies durchaus nicht angeſtellt wird. Eigene Mittel hat er nicht mehr — ein achtjähriger Zuſchuß muß ſie erſchöpft haben, und doch muß die Uniform, die 50 — 60 Thlr. koſtet, angeſchafft werden — denn ſonſt wird er nicht angeſtellt! Er muß alſo ſeinen Credit angreifen, in der Hoffnung, daß ihm nach ſeiner Anſtellung die Tilgung ſeiner Schuld möglich werden wird. Nunmehr iſt er am Ziele, er wird angeſtellt, mit 300 Thlr. Will ihm das Glück wohl, mit

350 Thlr., dann muß er aber in einer größeren Stadt ſein. Ich richte die Frage an jeden Unparteiiſchen: iſt es möglich, hiervon Schulden zu bezahlen? Um nur auszukommen, muß ſich der gedrückte Beamte in ſein Zimmer verſchließen, wenn er ſein mühevolles Tagewerk vollendet hat, während der Commis eines Handlungshauſes: der eine gleiche Reihe von Jahren wie Jener in ſeinem Fache gearbeitet hat, durch ſeine größeren Mittel im Stande iſt, ſeiner Erholung nachzugehen. — Sein zehntes Dienſtjahr kömmt, mit ihm ſein 29. Lebensjahr, er iſt nicht mehr im Stande, in ſeiner gedrückten Lage zu verharren und ſchreibt um Zulage. Nach Jahresfriſt legt man ihm endlich 50 Thlr. zu, und jetzt hat er 400 Thlr. Es vergehen wieder zwei Jahre, und er bittet nochmals um Vermehrung des für ſeine Leiſtungen und 13 Dienſtjahre gewiß nur ſpärlichen Einkommens. „Es iſt kein Fonds da" lautet die Antwort. Er wiederholt ſein Geſuch nach Jahresfriſt, und ſein Beſcheid iſt „es iſt kein Fonds da." Er ſtellt vor, daß er nunmehr 33 Jahre alt, und es wohl Zeit ſei, ſich zu verheirathen, wenn dies nicht ganz unterbleiben ſolle, — „es iſt kein Fonds da" iſt der ſtereotipe Beſcheid. — Wie? Kein Fonds, und doch ein Ueberſchuß von 1½ Mill. Thalern? Warum wird der Fonds denn nicht beantragt, den unſer gnädiger Monarch ſeinen Beamten gewiß nicht verweigern würde? Soll denn der Poſtbeamte allein von allen übrigen Beamten erſt dann in den Eheſtand treten können, wenn er ſich den Fünfzigern nähert? Oder iſt der Stand des Poſtbeamten grundſätzlich ein Cölibatsſtand, und ſchließt er von den allgemeinen Menſchenrechten aus? — Erſt mit dem 20. Dienſtjahre bekommen wir ein Gehalt von 500 Thln.; will man ſich nun noch im 39. Lebensjahre verheirathen, ſo iſt man gezwungen, ſich aufs Neue den empfindlichſten Entbehrungen zu unterziehen, die ſich mit dem Anwachſen der Familie zur augenſcheinlichſten Noth ſteigern; denn nun wird der Gehaltsſtillſtand immer länger. Was nun endlich die Beförderung zum Poſtmeiſter anbetrifft, ſo geſchieht dieſe unter zwanzig Fällen einmal, und warum? Weil beinahe zwei Drittheile der Poſt-Aemter an ausgediente Offiziere vergeben werden. Iſt dies nicht eine Bevorzugung des einen Standes auf Koſten des

andern? Fühlt der Staat die Verpflichtung, seine Krieger zu belohnen, so ist es dankbar anzuerkennen, wenn er derselben genügt; er zwinge aber nicht die Postbeamten, deßhalb auf die Stellen zu verzichten, die sie so wohl verdient haben, und die erwiesenermaßen kein Anderer als sie ordnungsmäßig verwalten kann. Auf diese Weise sind es ja die Postbeamten, nicht der Staat, die die Militärs versorgen! Wir hoffen zur Gnade Sr. Majestät, daß uns mit der Zeit zurückgegeben werden wird, was man uns jetzt vorenthält. Sollen die Ansprüche der Militärs ferner Statt finden, wohlan, so mögen sie ihren Grund in einer vor dem Feinde empfangenen Wunde, oder im bestandenen Examen des Postsecretärs haben. Im Frieden dienen wir, wie sie dem Staate. Ist denn nun ihr Dienst schwieriger als der unsere, daß sie, unbekannt mit allen unseren Verhältnissen, unserer langjährigen Diensterfahrung zu Vorgesetzten gegeben werden??

Schließlich haben wir aber, außer unserer pecuniären Verbesserung, noch Eins zu reclamiren. Se. Majestät möge die Gnade haben, über unsere täglichen Dienststunden ein Gesetz zu erlassen. Bis jetzt hat dies lediglich von der Willkür der Behörde abgehangen; erst neuerdings sind einem Postbeamten 11½ Dienststunden aufgeladen worden, und zwar so vertheilt, daß ihm von 4 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends nicht eine Stunde zusammenhängend zur Erholung verbleibt. Soll es denn bei uns allein gleichgültig sein, zu welchen Zeiten diese übermäßigen Dienststunden verlangt werden, sobald nur bei der Aufsummirung die als gesetzlich angenommene Zeit herauskömmt?

Geſinnung.

Mit Recht wird heut zu Tage, wo auch in der Politik ſich die Schaafe und Böcke immer ſchärfer zu ſondern beginnen, auf dasjenige der Hauptaccent gelegt, was bei jener Sonderung das Merkmal abgibt: die Geſinnung. Unſer Zuſtand iſt ein Kriegszuſtand und die Geſinnung iſt im Kampf der Politik, was die Tapferkeit in der Schlacht.

Was iſt Geſinnung? Sie iſt die entſchiedene und wahrhafte Willensdispoſition des Menſchen, ſei es zum Guten oder zum Böſen.

Es gibt alſo eine gute und eine ſchlechte Geſinnung.

Wir theilen ſie ferner ab in die moraliſche und die politiſche.

Die moraliſche Geſinnung, als Grundlage, gibt auch in Hinſicht der politiſchen Geſinnung den Ausſchlag. Wer alſo eine moraliſche ſchlechte Geſinnung hat, muß auch eine politiſch ſchlechte haben, und Alles, was er dieſer Folgerung Entgegengeſetztes kund gibt, iſt Lüge.

Das Leben iſt das Gebiet, worauf ſich die Geſinnung ausbildet und bewährt. Da das Staatsleben die weiteſte, wichtigſte und edelſte Form für das Leben iſt, ſo muß auch die Geſinnung, im engern Leben auf die engere Moralübung beſchränkt, im Staatsleben ihre größte Wichtigkeit und ihre weiteſte wie edelſte Entfaltung finden. Ein Philiſter kann immer für das gewöhnliche Leben eine paſſable Geſinnung haben; für das Staatsleben iſt er verloren.

Die Art der politiſchen Geſinnung wird, wie bemerkt, durch die Art der moraliſchen bedingt, die politiſche Geſinnung ſelbſt

aber wird, wie angedeutet, nicht nothwendig durch die moraliſche gegeben, da die Politik ſpäter, als die Moral, zur Anwendung, wie zur Ausbildung kommt. Wohl kann auch die politiſche Geſinnung bei unverdorbenen, nicht durch Zwang und Druck entarteten Naturen vorhanden ſein und ſich kräftig an den Tag legen, aber zu ihrer Ausbildung und conſequenten Fortführung zu einem Gebäude von Grundſätzen gehört nothwendig die Intelligenz.

Die politiſche Geſinnung wird durch das unklare Gefühl, wie durch die klare Intelligenz nur geſchieden in freie und unfreie. Bei der politiſchen Geſinnung wird nicht bloß, wie bei der moraliſchen im engern Sinn, nach gut und bös, nach redlich und unredlich ꝛc. gefragt, ſondern ihre äußerſten Spitzen laufen aus in die Worte und Begriffe: frei und unfrei. Dieſe beiden Begriffe ſind die Endpole, worum ſich die politiſche Welt dreht. Die allgemeinen Menſchenrechte unter das allgemeine, von der Vernunft dictirte Geſetz zu bringen und durch dies Geſetz ſicher zu ſtellen, das iſt das Endziel der freien Geſinnung; die allgemeinen Menſchenrechte in beſondre umzuwandeln und durch Gewalt und ſchlechte Mittel zum Vortheil einer Anzahl Menſchen ausbeuten zu laſſen, das iſt theils das Endziel, theils die Sünde der unfreien Geſinnung.

Bei einer wirklich ausgebildeten d. h. durch Intelligenz beherrſchten Geſinnung fallen die politiſchen Begriffe frei und unfrei mit dem moraliſchen gut und bös genau zuſammen. Wer daher als intelligenter Mann wirklich freiſinnig iſt, der muß auch wirklich gut ſein; wer dagegen als intelligenter Mann politiſch nicht freiſinnig iſt, der kann auch moraliſch nicht gut ſein.

Bei Anwendung dieſer Sätze auf concrete Fälle und beſtimmte Perſonen bleibt daher nichts übrig, als über die Nichtfreiſinnigen das Verwerfungsurtheil auszuſprechen, und vor dieſem Urtheil würde bei einem ſchonenden Richter nur Mangel an politiſcher Intelligenz etwa retten können. Iſt dagegen die Intelligenz unzweifelhaft vorhanden, ſo kann man ſie bei unfreier Geſinnung nur auf Koſten der Moral zugeben. Wie Despotismus als Gipfelpunkt der activen Unfreiheit ſtets mit dem

Gipfelpunkt der Laſterhaftigkeit zuſammenbing, ſo wird ſich auch in den untergeordneten Categorien die Unfreiheit ſtets nach Maßgabe der Mittel im moraliſchen Gebiet als Untugend manifeſtiren. Verrath, geheime und unnatürliche Laſter, Ehrloſigkeit ꝛc. finden ſich nirgendwo in ſo klaſſiſcher Geſtalt ausgebildet, als bei Männern der Reaction und ihren Helfern. Bei den Menſchen der paſſiven Unfreiheit aber geht ſogar die menſchliche Natur gänzlich verloren, und ſinkt bis unter die Thierheit herab. Ueber dieſem Abgrund auf Geſtalten, wie Lafayette, Washington, Rottek, Börne ꝛc. hinzuzeigen, wird überflüſſig ſein.

Wie die moraliſche, ſo kann auch die politiſche Geſinnung wanken. Wer ohne Wanken ſeine Geſinnung nicht bloß feſthält, ſondern auch durchzuführen ſucht, iſt ein Charakter. Charakter im edelſten oder im großen Sinn von Jedem zu fordern, wäre unbillig, da er zu ſehr Gabe der Natur iſt; aber danach ſtreben kann und ſoll Jeder. Was zum Mindeſten von Jedem gefordert werden kann und muß, iſt dies, daß er, wenn er eine gute Geſinnung hat, ſie nicht wechſele, nicht zum Verräther an ihr werde. Wer, ſei es von Natur oder durch Erziehung, eine politiſch-ſchlechte d. h. unfreie Geſinnung hat, kann vielleicht bloß verwerflich ſein, da bei ihm noch ein moraliſcher Anſatz denkbar und vielleicht bloßer Mangel an Intelligenz das Hinderniß iſt; wer aber die Geſinnung, zu der er ſich bekannt hat, mit einer ſchlechtern, d. h. alſo die freie mit der unfreien wechſelt, der iſt nicht bloß verwerflich, ſondern auch verächtlich, und kann je nach den Urſachen des Wechſels niederträchtig ſein. Der Geſinnungswechsler, der von der höhern Stufe auf die niedrigere ſteigt, hat ohne Umkehr den Weg der Verachtung betreten, da eine ſchlechte Ueberzeugung nach einer guten niemals anerkannt werden kann.

Wie einzelne Menſchen, ſo unterſcheiden ſich durch die Geſinnung auch ganze Völker. Es gibt Menſchen, in welche die Natur ſelbſt eine ſo entſchiedene Dispoſition zum Freiſinn gelegt hat, daß derſelbe nur einer kleinen Nachhülfe der Erziehung und Ausbildung bedarf, um zum ſtehenden, unveränderlichen Charakter im edelſten Sinn zu werden. Dieſer Charaktere gibt es unter

den Teutſchen verhältnißmäßig noch wenige, weil die teutſche Natur, von Hauſe zwar koloſſal-kräftig aber auch großartig-gutmüthig und gläubig (Michel), dabei von der Geſchichte durch lange Zeitläufe hindurch ſchlecht erzogen, bis zu einem gewiſſen Grade zum Nachgeben, zum Theil ſogar zum Serviliſmus hinneigt. Es gibt in Teuſchland ganze Landestheile, deren durchgängiger politiſcher Charakter ein ſerviler iſt Die zähe und robuſte Natur aber, welche der teutſchen Nation eigenthümlich inwohnt, läßt hoffen, daß der eigentliche Kern, durch die Gutmüthigkeit nicht erweicht, durch die Erziehung nicht zerfreſſen, den Keim zur Entwickelung einer kräftigen politiſchen Geſinnung bewahrt habe. Die teutſche Natur hat im Durchſchnitt ſicher eine beſſere moraliſche Geſinnung, als irgend eine andere Volksnatur; wird nun durch Intelligenz auch ihre politiſche Geſinnung ausgebildet und in feſtem Guß mit der moraliſchen verſchmolzen, ſo iſt nur vorauszuſehen, daß in Teutſchland einſt der Stamm der politiſchen Charaktere zu finden und mit ihnen das goldene Zeitalter der Freiheit erſcheinen wird. Wir freilich werden dieſe Zeit ſchwerlich erleben, aber wir müſſen als rechtſchaffene Väter unſerer Nachkommen ſie vorbereiten helfen durch Erziehung, durch die Feder und das Wort. Die Verantwortlichkeit für die Zukunft unſeres Volks iſt zum größten Theil der Preſſe auferlegt. Gibt es kein wahres Heil ohne Geſinnung und gibt es keine entſchiedene Geſinnung ohne Intelligenz, und gibt es keine allgemeine Intelligenz ohne Hülfe der Preſſe, ſo ſollte die Preſſe vor allen Dingen zuerſt nach Geſinnung ſtreben. Die Geſinnungsſünden, welche unſere Preſſe um ſich gehäuft hat, mögen unbeſprochen bleiben, da die Scham und die Ehre ſichtbar zu wirken begonnen haben gegen Uebel, deren Hauptquelle die Cenſurſclaverei mag geweſen ſein.

Nächſt der Preſſe ſind es die Deputirten der Landtage, an welche die Geſinnung ihre Mahnung richtet. Sie fordert von ihnen, daß ſie das Recht und die Wahrheit ohne Rückſicht vertreten, daß ſie jene ſubmiſſe entwürdigende Haltung, jene unmännliche taſtende Vorſicht, welche vor lauter Klauſeln und Devotionsverwahrungen nicht zu Wort kommen kann, aufgeben

und das ungeſcheut ſagen, was das Volk, welches ſie geſandt hat, dann geſagt haben würde, wenn man ihm dieſelbe Gelegenheit zum Sprechen geboten hätte. Wer Geſinnung hat, der hat auch Muth, und wer Muth hat, der zeigt ihn am rechten Ort.

Endlich wendet die Geſinnung ſich an die Beamten. Es iſt viel Intelligenz im Beamtenſtand, aber ſehr wenig entſprechende Geſinnung. Die Erziehung hat ſie entnervt und es fehlt an Muth, ſie wieder aufzurichten. Wo ſie vorhanden iſt, da ſchweigt ſie. Es gibt aber hundert Wege, ſeine Geſinnung geltend zu machen, wenn man ſie höher achtet, als kleinliche Vortheile und Strafen. Insbeſondere die höheren Beamten könnten Großes wirken, wenn ſie den Muth hätten, die Proben ihrer Geſinnung zu beſtehen. Leider hat Preußen nur einen Schön aufzuweiſen.

Für Alle, die Geſinnung haben und achten, zum Schluß noch dies: was uns zu ſehr lähmt, das iſt die leidige Furcht vor dem Gefängniß. Seine Ueberzeugung aber in's Grab nehmen zu müſſen, iſt eine größere Strafe, als Gefängnißſtrafe, und ſie geltend zu machen, iſt ein größeres Glück, als dasjenige einer Sicherheit, welche man durch feiges Schweigen erkauft. Auch iſt es eine Ehre wie eine Pflicht, in den Kerker zu gehen, wem er ſich noch für das Recht und die Wahrheit öffnet: durch die Gefängniſſe führt der Weg der Freiheit!

Dritte Abtheilung.

Thatsachen.

Ehre.

Es ſchreibt Jemand, der eine ziemlich ſcharfe Feder führt, einen Artikel in ein preußiſches Provinzialblatt. Der Artikel wird vom Cenſor geſtrichen und von der Redaction des Blatts dem Verfaſſer wieder zugeſtellt. Dieſer wendet ſich an den betreffenden hohen Provinzialbeamten, welcher die Recursentſcheidung zu geben hat. Der hohe Provinzialbeamte ſendet dem Beſchwerdeführer den Artikel wieder zu ohne Imprimatur, aber mit dem Beſcheid, daß dem Abdruck nichts im Wege ſtehe, wenn der Verleger des Blatts ſich dazu bereit finden laſſe. Mit dieſem Beſcheid wird alsdann der Artikel dem Verleger und Redacteur des Blatts vom Verfaſſer wieder zugeſchickt. Um dieſelbe Zeit aber trifft bei dem Verleger auch ein Polizeibeamter ein, welcher denſelben unter vier Augen zu ſprechen verlangt und ihm eine von dem gedachten hohen Provinzialbeamten unterſchriebene Verfügung vorzeigt, worin dem Verleger mit Entziehung der Conceſſion gedroht wird, im Fall er den erwähnten Artikel aufnehme. Nachdem der Verleger die Verfügung geleſen, ſteckt der Polizeibeamte ſie wieder in die Taſche und der Artikel wird dem Verfaſſer zurückgeſchickt. — Dieſe Geſchichte ſoll nicht allein ſtehen.

Der gedachte hohe Provinzialbeamte iſt jetzt — Miniſter.

In Sachen der Rheiniſchen Zeitung.

Unter den Gründen, durch welche die amtliche Veröffentlichung in der „Kölniſchen Zeitung“ vom 26. Januar 1843 das Einſchreiten gegen die „Rheiniſche Zeitung“ zu rechtfertigen ſuchte, wurden auch die dem letzteren Blatt zugeſchriebenen „der Gründlichkeit entbehrenden“ Urtheile über die Mängel der Verwaltung aufgeführt. Wir wollen hier nicht die Frage aufwerfen, ob es zu verlangen war, daß die in ſo dichtes Geheimniß gehüllt geweſene Verwaltung des preußiſchen Staats ſofort, nachdem man der Preſſe eben erſt erlaubt hatte, ihr Licht anzuzünden, ſtets nur mit Gründlichkeit und Sachkenntniß beurtheilt werden ſollte. Wir wollen auch nicht unterſuchen, ob nicht ſelbſt in Staaten, in welchen Oeffentlichkeit in jeder Beziehung Regel iſt, die Preſſe unwillkürlich manche Irrthümer und Unrichtigkeiten begeht. Auch geht es nicht an, hier die Richtigkeit des der Rheiniſchen Zeitung gemachten Vorwurfs ſelbſt zu unterſuchen. Aber wir wollen an einem Beiſpiel der Regierung zeigen, inwiefern ſie ſelbſt vor dem Vorwurf von Unrichtigkeiten geſchützt iſt, indem von denſelben Behörden, welche der Rheiniſchen Zeitung Mangel an Gründlichkeit und Sachkenntniß vorwerfen, in dem Actenſtück ſelbſt, welches dieſen Vorwurf enthielt, und welches einer Zeitung das Todesurtheil ſprach, wenigſtens gegen die „Gründlichkeit“ auffallend gefehlt worden iſt. Es ergibt ſich dann die weitere Lehre, daß man die Fehler derjenigen, welche von der Regierung abhangen, ſorgfältigſt verrechnet, eine Compenſation der Fehler aber, welche die Regierung ſelbſt begeht, nicht geachtet wird. Nachdem im

Anfang des Publicandums erwähnt worden, daß die früher von den Doctoren Rave und Schulte redigirte „Rheiniſche“ (ſoll heißen: „Rheiniſche Allgemeine“) Zeitung ſich in die jetzige „Rheiniſche“ umgewandelt habe, hieß es weiter: „Derſelbe (nämlich der Oberpräſident der Rheinprovinz) gab, da die Zeitung vom 1. Januar 1842 ab erſcheinen ſollte, und dieſer Termin nahe bevorſtand, zur Vermeidung von Verlegenheiten für die Actionäre ſeine vorläufige Zuſtimmung, welche jedoch ausdrücklich an den Vorbehalt der Genehmigung Seitens der Cenſur-Miniſterien geknüpft wurde, wie ſolche nach Art. 17 des Cenſuredicts vom 18. October 1819 und §. 3 der Allerh. Cabinetsordre vom 6. Auguſt 1837 erforderlich iſt. Dieſe Genehmigung iſt nicht ertheilt worden. Das Blatt beruht daher nur auf einer durch die geſetzlich erforderliche miniſterielle Zuſtimmung nicht ergänzten, lediglich als factiſch zu betrachtenden Zulaſſung und entbehrt der rechtlichen Grundlage.“ Wir laſſen nun nach dieſer Ausführung die Conceſſionsurkunde, wie ſie der Firma der Rheiniſchen Zeitungsgeſellſchaft durch Vermittlung der Regierung zu Köln am 17. December 1841 ertheilt wurde, wörtlich folgen: „Auf Ihre Vorſtellung vom 19. v. M. hat der Herr Oberpräſident der Rheinprovinz mittelſt Reſcripts vom 13. d. M. Ihnen die durch die Verzichtleiſtung erledigte Conceſſion zur Herausgabe der „Allgemeinen Rheiniſchen Zeitung“ und des Beiblatts „Rheiniſches Volksblatt“ unter dem Vorbehalt des jederzeitigen Widerrufs übertragen und gleichzeitig die beabſichtigte Vergrößerung des Formats und die Umänderung des Titels der Zeitung genehmigt.“ In dieſer wirklichen Conceſſionsurkunde, welche eigentlich eine bereits beſtehende Conceſſion bloß einer andern Firma überträgt, iſt weder von einer „vorläufigen Zuſtimmung“ des Oberpräſidenten, noch von einem „ausdrücklichen Vorbehalt der Genehmigung der Cenſurminiſterien“ die Rede. Auch iſt mir nicht bekannt geworden, daß ein ſolcher Vorbehalt — was ſich auch nicht mit den Worten des Publicandums vertragen würde — ſpäter oder etwa mündlich gemacht worden wäre. An dieſe Abweichung des wirklichen Sachverhalts

von den Angaben in dem Publicandum knüpft ſich nun die Rechtsfrage: ob die „Rheiniſche Zeitung“ nur „factiſch zugelaſſen“ ſei und der rechtlichen Grundlage entbehrt habe? Welcher Leſer von Rechtsgefühl wird die Frage bejahen? Allerdings beſteht die Vorſchrift, daß die Conceſſionen zur Herausgabe von Zeitungen durch die Miniſterien ertheilt werden ſollen. Sollten aber die Herausgeber der Rheiniſchen Zeitung, welche durch den Geſchäftsweg zunächſt und nur an den Oberpräſidenten der Provinz gewieſen waren, nach Empfang der oben mitgetheilten Urkunde die Regierung oder den Oberpräſidenten etwa fragen, ob den Anforderungen jener Vorſchriften genügt ſei? Sie hätten hierzu nur dann Veranlaſſung gehabt, wenn wirklich in jener Urkunde von einer „vorläufigen Zuſtimmung oder von einer vorbehaltenen Genehmigung der Miniſterien“ die Rede geweſen wäre. Sie mußten vielmehr, zumal da die Inſtruction für die Oberpräſidenten vom 31. December 1825 (§. 1 III.) zum Wirkungskreis dieſer Beamten „die Stellvertretung der oberſten Staatsbehörden in beſonderm Auftrage“ rechnet, die von dem Oberpräſidenten ertheilte Conceſſion, als im Auftrage der Miniſterien ertheilt, mithin als vollgültig betrachten. Ueberdies handelt es ſich hier gar nicht von Ertheilung einer neuen Conceſſion, ſondern nur von „Uebertragung“ einer bereits beſtehenden an eine neue Firma, welche die gehörig conceſſionirte und nicht eingegangene, ſondern bis zum letzten December 1841 fortgeführte „Rheiniſche Allgemeine Zeitung“ vom 1. Januar 1842 ab unter dem Namen „Rheiniſche Zeitung“ weiter erſcheinen ließ. Durch dieſen Umſtand war mithin die angebliche Incompetenz des Oberpräſidenten noch mehr in Zweifel geſtellt und jedes Bedenken entfernt, daß die Exiſtenz der Rheiniſchen Zeitung der rechtlichen Grundlage entbehren könne. Da ſie aber als zu Recht und nicht bloß durch factiſche Zulaſſung beſtehend betrachtet werden mußte, ſo läßt ſich auch nur zugeben, daß ſie, wenn ſie nicht mehr beſtehen ſollte, auf rechtlichem Weg müßte beſeitigt werden. Das rechtliche Mittel war aber nicht die anonyme Bekanntmachung in der „Kölniſchen Zeitung,“ ſondern der in jeder Conceſſion vorbehaltene förmliche „Widerruf“ durch die Miniſterien. So lang dieſer

förmliche Widerruf nicht erfolgt war, mußte die Rheiniſche Zeitung, als auf rechtlicher Grundlage beſtehend angeſehen werden, und wurde ſie in Folge des Publicandums polizeilich beſeitigt, ſo mußte ihr offenbar das Recht zuſtehen, entweder gegen die Behörde, welche ihr die Conceſſion ohne Anwendung der rechtlichen Mittel genommen, oder gegen diejenige, welche ſie ihr ohne Vorbehaltsclauſel, mithin als gültig (wenn auch ſpäter nicht dafür anerkannt) ertheilt hatte, eine Entſchädigungsklage einzuleiten. Da aber auch dieſe Entſchädigungsklage wegen der Bollwerke, womit die Büreaukratie ſich überall umgeben, nicht einzuleiten war, ſo zeigt es ſich an dieſem Beiſpiel, daß die Preſſe bei uns nicht bloß in ihrer Wirkſamkeit, ſondern auch in den Formen ihres materiellen Beſtehens bis zum letzten Reſervepunkt durchaus rechtlos gemacht war.

Der größte Fehler der Rheiniſchen Zeitung beſtand übrigens darin, daß ſie durch Actien gegründet war und in ihrer finanziellen Unabhängigkeit ſich nicht einſchüchtern ließ. Wegen dieſes Fehlers mußte ſie ſterben um jeden Preis.

Gibt es in Teutſchland kein Geld mehr, ihr eine Nachfolgerin zu geben?

Pfropfen der Gesetze.

Am 8. März 1842 wurde folgende Cabinetsordre über das Apothekerwesen erlassen:

„Auf den Bericht des Staatsministeriums vom 31. Dec. v. J. genehmige Ich, daß bei Erledigung einer bloß persönlichen Concession zur Anlegung einer Apotheke demjenigen, welchem in deren Stelle eine neue Concession ertheilt wird, von der Medicinalbehörde auf Antrag des bisherigen Apothekers oder seiner Erben zur Bedingung gestellt werden darf, die zur Einrichtung und zum Betriebe der Officin seines Vorgängers gehörigen, noch in gutem Zustande befindlichen und für den Geschäftsbetrieb brauchbaren Geräthschaften, Gefäße und Waarenvorräthe, jedoch nur in einer dem Umfange des Geschäftes angemessenen Quantität zu übernehmen. Welche Gegenstände zu übernehmen, sowie die Quantität und der Preis derselben, ist durch Sachverständige zu bestimmen, deren einen der abgehende Apothekenbesitzer, den zweiten der neu antretende Apotheker und den dritten die Regierung zu ernennen hat. Letztere leitet das Verfahren und stellt den Uebernahmepreis fest; gegen diese Feststellung ist eine Berufung auf richterliche Entscheidung nicht zulässig; der neu eintretende Apotheker ist verpflichtet, seinem Vorgänger auf dessen Verlangen die festgestellte Summe sofort baar auszuzahlen. Die Kosten des Verfahrens sind von jedem Theile zur Hälfte zu tragen. Zur Uebernahme eines für die Apotheke eingerichteten Grundstückes soll ein neu concessionirter Apotheker niemals verpflichtet sein."

Welchen Zweck hatte diese Cabinetsordre? Ihrem klaren Sinn nach keinen andren, als den, die abgehenden Apotheker vor dem Nachtheil zu sichern, ihre Apothekergeräthschaften, Medicamente ꝛc. unter dem Werth an ihre Nachfolger losschlagen zu müssen, oder sie gar nicht verkaufen zu können. Es ist diese Vorsorge zwar aus dem Grunde auffallend, weil man sich keiner Fälle zu erinnern weiß, wo sie nöthig gewesen wäre, da die abgehenden Apotheker ihr ganzes Geschäft, sowohl den realen Werth der Medicamente, als den idealen Werth der Firma, der Kundschaft ꝛc. zu guten Preisen zu verkaufen pflegten; aber jedenfalls enthält die Cabinetsordre keinen Buchstaben über andre Dinge, als jene Vorsorge. Kein Mensch konnte also ahnen, daß sie zum Anhalt für folgende ministerielle Circularverfügung dienen werde:

„Durch die Allerhöchste Cabinetsordre vom 8. März d. J. sind die Grundsätze bestimmt, nach denen bei Aufhebung einer, von dem bisherigen Besitzer auf Grund einer bloß persönlichen Concession geführten Apotheke, dem nachfolgenden Concessions-Erwerber die Uebernahme der Officineinrichtung seines Vorgängers für einen tarmäßigen Preis zur Bedingung der Concessionsertheilung gestellt werden darf.

Nachdem hierdurch dem billigen Interesse der abgehenden Besitzer concessionirter Apotheken oder ihrer Erben in demjenigen Maße vorgesehen ist, wie die Qualität der Apotheken-Concessionen als bloß persönlicher Gewerbsberechtigungen es gestattet, ist es dagegen um so nothwendiger, in allen sonstigen Beziehungen bei der Verleihung erledigter Apotheken-Concessionen, ausschließlich die Rücksicht auf die allgemeinen Interessen des Sanitäts-Wesens walten zu lassen, und demnach insbesondere die Auswahl des Erwerbers der neuen Concession zu treffen.

Die Königliche Regierung hat deßhalb in künftigen Fällen der Concessions-Erledigung nicht ferner, wie bisher öfter geschehen, dem abgehenden Apotheker oder dessen Erben den Vorschlag des Nachfolgers in der Concession zu gestatten, sondern die Auswahl des letzteren, unter Beobachtung der in der Circularverfügung vom 13. Juli 1840, betreffend die Ertheilung der Concession zur

Anlegung neuer Apotheken, deßfalls ertheilten Vorschriften, nach ihrem eigenen pflichtmäßigen Ermessen, mit vorzugsweiser Rücksicht darauf zu treffen, daß die Verleihung der erledigten Concession an einen solchen Pharmaceuten geschehe, der sich dazu durch den Grad seiner, in der Staatsprüfung bewiesenen Ausbildung, durch die verlaufene längere Zeit seit seiner erhaltenen Approbation, durch bewährte Tüchtigkeit seiner Dienstleistungen im pharmaceutischen Geschäfte, und die sonstige Art seines Verhaltens, am vorzüglichsten eignet. Zu diesem Zwecke hat die Königl. Regierung die vorkommenden Concessions-Erledigungen ohne Rücksicht darauf, daß der Königl. Regierung vielleicht schon Bewerber bekannt sind, welche sie für der vorzugsweisen Berücksichtigung werth hält, jedesmal in ihrem Amtsblatt zu publiciren, mit Bestimmung einer angemessenen Frist, in der Regel von 6 Wochen, binnen deren die Anmeldungen befähigter Bewerber um die neue Concession bei ihr einzureichen sind."

Berlin, den 13. August 1842.

Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.

(gez.) **Eichhorn.**

Sich berufend auf einen gewährten Schutz, dessen die Apotheker nicht bedürftig waren, pfropft diese ministerielle Verfügung auf jene Cabinetsordre eine Neuerung, von welcher dieselbe kein Wort andeutet und die weit wichtiger, als die Bestimmung der Cabinetsordre ist. Sie schneidet erstens, an den Ausdruck „bloß persönliche Concession" anknüpfend, das den Apothekern bis dahin auf Grund nicht abgeänderter französischer Bestimmungen stillschweigend von der Regierung trotz der „persönlichen Concession" immer zugestandene, also schon durch den Usus sanctionirte Recht ab, über ihre Apotheke zu Gunsten eines beliebigen, wenn nur qualificirten, Nachfolgers zu disponiren; sie macht zweitens mit einem Schlag die Apothekerstellen indirect zu Staatsämtern, welche mit den der Regierung zusagenden Subjecten besetzt werden; sie bringt drittens die nicht privilegirten, sondern bloß persönlich concessionirten Apotheker um einen großen Theil ihres Vermögens, indem dieselben meistens ihre Apotheken, in Folge

des von der Regierung früher nicht angegriffenen Zuſtandes, zu einem weit höheren Preiſe übernommen, als der reale Werth der Geräthſchafte ꝛc. beträgt, jetzt aber genöthigt ſind, ihrem von der Regierung zu beſtimmenden Nachfolger die Apotheke bloß zum Realwerth zu überlaſſen. Wer eine Apotheke, deren Realwerth vielleicht 5000 Thlr. betrug, der Kundſchaft wegen zu 10,000 Thlr. angekauft und ſie durch Erweiterung des Geſchäftskreiſes vielleicht zu einem Werth von 15,000 Thlr. hinaufgebracht hat, der ſoll nach jener Miniſterialverfügung nicht mehr die Freiheit haben, eine Concurrenz unter Kaufluſtigen zu eröffnen und die Frucht ſeiner Speculation und ſeines Credits zu erndten; nein, ſeine ganze Vergangenheit ſoll mit einem Mal abgeſchnitten, ſein Nachfolger geſetzt ſein und ihm nur die Wahl bleiben, ob er mit einem Verluſt von 10,000 Thlr. die Apotheke zum Realwerth wieder verkaufen, oder ob er ſie unverkauft laſſen will.

Die Unterſchrift des Miniſters koſtet, wenn ſie Kraft behält, den Apothekern der Rheinprovinz allein vielleicht mehrere Millionen.

Wollte man dem Steigern der Apothekerpreiſe Einhalt thun, ſo gab es andre Mittel, als das angewandte, und ſo mußte man jedenfalls den gegenwärtigen, durch die Regierung ſelbſt herbeigeführten Zuſtand achten, keine Eingriffe in wohlerworbenes Recht und Eigenthum thun und die beſtehenden Apotheker vor der Aenderung des Zuſtandes entſchädigen.

Was aber namentlich hervorgehoben werden muß, iſt die Art, eine Cabinetsordre, welche die Apotheker vor Nachtheil ſchützen ſoll, zu Beſtimmungen zu benutzen, welche ſie ſo bedeutend in Nachtheil ſtellen — Beſtimmungen überdies, die, ſtreng genommen, nicht einmal ohne Theilnahme der Landſtände und nur vom König erlaſſen werden dürften.

Furcht vor der Presse.

Man erinnert sich, daß ein Correspondent der Rheinischen Zeitung, welcher über die Nothzustände der Moselaner geklagt hatte, von dem Oberpräsidenten von Schaper auf Grund der bekannten Cabinetsordre zum Beweis für seine Behauptungen aufgefordert und im Fall er diesen Beweis schuldig bleiben sollte, im Voraus zum Verleumder gestempelt wurde. Der Correspondent von der Mosel begann den Beweis sehr ausführlich zu liefern, nach dem Abdruck einiger Artikel aber wurde plötzlich die weitere Veröffentlichung auf Befehl des Oberpräsidenten inhibirt. Die Beschuldigung der Verläumdung wurde hierdurch auf die sprechendste Weise zurückgenommen. Der Artikel, welcher die Grenze der Liberalität der Behörden in der fraglichen Angelegenheit bezeichnet, war folgender:

†† Von der Mosel, im Januar 1843. (Fortsetzung des abgebrochenen Artikels.)

G. Krebsschäden der Moselgegend.

Wir beginnen zunächst mit Thatsachen, die sich im Regierungsbezirke Trier, unter den Präsidenten von Schaper, von Bodelschwingh und von Ludenberg ereigneten, die nicht nur für den Gemeindehaushalt charakteristisch sind, sondern deren Interesse noch durch die Art und Weise erhöht wird, wie die Regierung ihre Stellung zwischen den ihr subordinirten Beamten und Verwalteten auffassen zu müssen glaubte. **Facta loquentur.**

1. Factum. Durch Urtheil erster Instanz wurde der Landrath aus Trier, vor **circa 10 Jahren**, in Folge der gegen ihn

erhobenen Beſchuldigung: „Aus eigennützigen Abſichten die Unterbeamten zu ungeſetzlichen, das Vermögen der Gemeinden verkürzenden Handlungen, verleitet und zu dem Ende ein förmliches Complott organiſirt zu haben, die Entfernung aus dem Dienſte der dieſen Abſichten widerſtrebenden Beamten bezweckend," zu ſechs monatlicher Gefängnißſtrafe condamnirt. Durch Erkenntniß des Appellationshofes jedoch wurde er, weil die Beſchuldigung als verjährt betrachtet wurde, freigeſprochen. Dieſe für ihn glückliche Wendung der Dinge verdankte er dem Umſtande, daß der gerichtlichen Unterſuchung eine mehrjährige von Seiten der Regierung voranging. Auf einen Antrag derſelben an das königliche Miniſterium und die Angabe eines Rechtsgutachtens von einem königlichen Obergerichtshof über die gegen ihn ſtattgehabte gerichtliche Unterſuchung wurde ihm von Seiten der hieſigen Regierung eröffnet, daß zu Folge Reſcripts des königlichen Miniſteriums des Innern und der Polizei dieſer Antrag, als durch keine geſetzliche Anordnung gerechtfertigt, für unſtatthaft erachtet worden ſei. Dieſer Eröffnung fügte die Regierung noch folgende Bemerkung bei: „Wir hegen die feſte Ueberzeugung, daß ſie fernerhin ſich angelegen ſein laſſen werden, durch gewiſſenhafte, umſichtige und rege Erfüllung ihrer Dienſtpflichten die Zufriedenheit und den Beifall Ihrer vorgeſetzten Behörden ſich zu erhalten, und in jeder Hinſicht das Vertrauen zu rechtfertigen, welches dieſelben ihnen bisher gewidmet haben." Schließlich füge ich noch die Bemerkung hinzu, daß dieſes Vertrauen allerdings gerechtfertigt worden zu ſein ſcheint, indem er ſpäter mit einem Orden belohnt wurde.

2. Factum. Vor circa neun Jahren kaufte der ſpäter zu ſechs Jahren Zwangsarbeit verurtheilte Gerichtsvollzieher M. mehrere Urtheile gegen den Winzer Herres aus Leiwen, welcher, da er einem Juden in die Hände gerathen war, in ſeinen Verhältniſſen zurückging, und ließ deſſen Güter, da er nicht zahlen konnte, ſubhaſtiren. Kurz vor dem zur Verſteigerung anberaumten Termine kam Herres bei der Regierung mit dem Geſuche ein, ſie möge die Landarmenhaus-Verwaltung autoriſiren, ihm die in der Zeitung ausgebotene Summe von 1000 Thlr. gegen hypo-

thekariſche Sicherung verabfolgen zu laſſen. Die Regierung ließ ſich, da ſich einige Perſonen für den Unglücklichen intereſſirten, ſogleich von gedachter Verwaltung ein Gutachten abgeben, welches vom Rendanten und Inſpektor E. ausging und in Folge deſſen eine abſchlägige Antwort erfolgte. Dies geſchah am Tage der Subhaſtation, und faſt in dem Augenblicke, in welchem E. ſein Gutachten abgegeben hatte, ſetzte er ſich in ſeinen Wagen, um nach Schweich zu fahren, wo die Verſteigerung abgehalten wurde. Dort angekommen gibt er vor, im Intereſſe der Familie Herres verſteigern zu wollen, ſo daß es nun Niemand wagte aufzubieten und ihm das ganze Grundeigenthum für die Anſchlagsſumme d. h. für den dritten Theil des eigentlichen Werthes zugeſchlagen wurde. Den folgenden Tag ging der Herres zu E., um ſich mit ihm über ſeine Angelegenheiten zu beſprechen und ihm für den ihm geleiſteten Dienſt zu danken. Aber welches war ſein Erſtaunen, als ihn dieſer mit ſchnöden Worten abwies und ihm erklärte, er habe für ſich geſteigert und ſei keineswegs geneigt, ſeinen Vortheil aus den Händen zu geben. Auf eine Anzeige über dieſes Verfahren erfolgte von Seiten der Regierung weiter nichts als ein Verweis für den Ankläger.

3. Factum. Im Jahre 1832, als die Cholera auch unſere Gegend heimzuſuchen drohte, wurde in der Gemeinde Weißkirchen, zufolge Schöffen-Rathsbeſchluß, ein Grundſtück für den Preis von 40 Thlr. acquirirt, um als Friedhof für die an der Cholera Geſtorbenen gebraucht zu werden. In der Kaufurkunde war ausdrücklich ausbedungen, daß, wenn die Cholera nicht ausbrechen ſollte, das aus Vorſicht bereits angekaufte und nun unnöthig gewordene Grundſtück dem Eigenthümer verbleiben ſollte. Später, als eine Heimſuchung durch die Cholera nicht mehr zu befürchten war, wurde abermals ein Schöffen-Rathsbeſchluß gefaßt, wodurch beſtimmt wurde, daß auf dem, an die zur Zeit neuerbaute Pfarrkirche angrenzende Pfarrwittum, ſobald der alte Friedhof zu klein werde, ein neuer anzulegen ſei. Der alte Friedhof lag um die alte Kirche, welche nach Erbauung der neuen abgeriſſen wurde, wodurch denn auch derſelbe bedeutend größer und die Nothwendigkeit eines neuen weiter ausgeſchoben wurde.

Zur Entſchädigung ſollte dem Paſtor der alte Friedhof, womit dieſer einverſtanden war, für die Abtretung des genannten Pfarrwittums zur Benutzung überlaſſen bleiben. Gleichwohl ließ nun der Bürgermeiſter, ohne durch einen Schöffen-Rathsbeſchluß dazu ermächtigt zu ſein, auf Koſten der Gemeinde eine Mauer um das für 40 Thaler acquirirte und zum Cholera-Friedhof beſtimmt geweſene Grundſtück aufführen. Die Koſten wurden auch im Budget aufgeführt und aus der Gemeindekaſſe bezahlt. Die Gemeinde beſchwerte ſich bitter hierüber, reichte Bittſchrift über Bittſchrift ein und da alles ohne Erfolg blieb, reiſten zuletzt alle Schöffen der ganzen Pfarrei, welche aus mehreren Dörfern beſteht, nach Trier, um perſönlich beim Regierungspräſidenten ihre Klagen vorzubringen. Der Herr Ober-Präſident von Bodelſchwingh, geſtützt auf den Bericht des Landraths aus Merzig, der wieder ſeine Quelle, nach dem Geſchäftsgang, in den Berichten des Bürgermeiſters hatte, betrachtete dieſelben als zudringliche und hartnäckige Querulanten und ſagte ihnen geradezu, ihre Behauptungen ſeien unwahr. Später trugen ſie ſogar darauf an, daß eine Commiſſion auf Koſten des unterliegenden Theiles von der Regierung an Ort und Stelle zur Unterſuchung der Sache niedergeſetzt werde; auch dieſes wurde ihnen abgeſchlagen. Nun traf es ſich, daß ein großjährig gewordenes Kind des Verkäufers des fraglichen Grundſtücks eine Theilungsklage einleitete. Das zu 40 Thlr. verkaufte, 1½ Morgen große Grundſtück wurde ebenfalls zur Theilung gezogen und der geſchehene Verkauf auf Grund der obengedachten Verkaufsbedingung für ungültig erklärt. Die vom Gerichte ernannten 3 Sachverſtändigen erklärten das queſt. Grundſtück für untheilbar und ſo kam daſſelbe zur öffentlichen Verſteigerung, in welcher aber nur der urſprüngliche Verkäufer und der Bürgermeiſter und ſonſt Niemand aufbot. Es war der mitbietende Eigenthümer in dem Glauben, daß der Bürgermeiſter vom Landrath den Auftrag habe, das fragliche Grundſtück zu jedem Preiſe anzuſteigern, und ſo trieb er daſſelbe zu 1700 Thlr., für welchen Preis es dem für die Gemeinde ſteigernden Bürgermeiſter zugeſchlagen wurde. Auf dieſe Weiſe kommt der neue Friedhof, mit den Koſten der Umfaſſungsmauer, der Gemeinde

2400 Thlr. zu ſtehen, der ſehr bedeutenden Gerichtskoſten, welche, wenn die Gemeinde den zwiſchen ihr und dem Eigenthümer noch ſchwebenden Prozeß verliert, derſelben noch erwachſen können, nicht zu gedenken. Wäre es der Gemeinde überlaſſen geblieben, den eingetauſchten Friedhof an der neuen Pfarrkirche mit ihrer eigenen Arbeit und ihren Fuhrwerken aus ihren eigenen Materialien mit einer Mauer zu umgeben und einzurichten, ſo würde er ihr höchſtens 200 Thaler gekoſtet haben. So lag die Sache, als im Jahr 1841 der Bürgermeiſter den alten Friedhof abſchloß und den Befehl ertheilte, daß von nun an die Leichen auf dem neuen begraben werden ſollten. Zu dem nächſten Leichenbegängniſſe verſammelten ſich alle Pfarrgenoſſen ohne Ausnahme, und begruben die Leiche, trotz allen Demonſtrationen des Bürgermeiſters und der Anweſenheit der Gensdarmen, auf dem alten Friedhofe, vorgebend, ſie würden, bevor ſie den neuen Friedhof in Gebrauch nähmen, die Antwort des Königs, an den ſie ſich gewendet hätten, abwarten. Der Bürgermeiſter errichtete über dieſe Widerſetzlichkeiten ein Protokoll, in Folge deſſen eine gerichtliche Unterſuchung eintrat und neun Bürger, worunter ein Schöffe, verhaftet wurden. Dieſelben wurden jedoch nach dreitägiger Haft gegen Cautionsleiſtung freigelaſſen und ſpäter mit einer geringen Geldbuße beſtraft.

Der damalige Chef-Präſident, Herr von Schaper hielt die Sache für wichtig genug, ſich an Ort und Stelle zu begeben, wo er denn auch die Ueberzeugung gewonnen haben wird, daß der alte Friedhof dem Bedürfniſſe entſprechend war. Leider war es jetzt zu ſpät, das Geſchehene zu redreſſiren.

Auf das Geſuch der Gemeinde, die Regierung möge den Bürgermeiſter entfernen, und ihnen an deſſen Stelle einen Mann, der ſich des Zutrauens Aller zu erfreuen hätte, geben, erwiederte dieſelbe, ſie würde den Bürgermeiſter, wenn es ohne Verkürzung ſeines Gehalts geſchehen könnte, verſetzen; dieſe Verſetzung ſollte aber keineswegs als eine Beſtrafung zu betrachten ſein, ſondern ſie fände lediglich Statt, weil der Bürgermeiſter das zur Verwaltung unumgänglich nöthige Zutrauen der Bürger nicht beſäße. Statt nun den allgemein gewünſchten, der Regierung bezeichneten

Mann an diesen Posten zu senden, schickte dieselbe einen Bürgermeister, welcher von seinen früheren Verwalteten wegen ähnlicher Mißbräuche angeklagt, seines Amtes seit zwei Jahren entsetzt und zuletzt nur **ab instantia** freigesprochen war."

(Die weiteren Mittheilungen über die Moselangelegenheit unterblieben in Folge der Unterdrückung der Vorstehenden und werden wohl zur geeigneten Zeit anderwärts nachfolgen.)

Adelseinfluß auf die Büreaukratie. Zeitweilige Beseitigung eines Gesetzes durch dieselbe.

Adel und Büreaukratie haben zu Zeiten in Preußen Gegensätze gebildet. Sie haben aber so viel innere Verwandtschaft, daß solche Gegnerschaft nur unter besondern Umständen hervortreten kann. Ihre Verbrüderung wird auch dadurch vermittelt, daß der Adel die meisten hohen Aemter, sowohl im Civil, als im Militär einnimmt. Von der zarten Rücksicht der Büreaukratie gegen den Adel zeugt u. A. schon die Censurinstruction, welche die Veröffentlichung alles dessen verbietet, was die einzelnen Stände gegen einander aufreizen könnte. Daß die Bauern die Städter oder die Städter die Bauern bekriegen würden, hat man sicher nicht befürchtet. Nein, der Schutz der Censurinstruction gilt bloß dem Adel. Die edlen Herrn müssen, da sie sich nicht mehr in ihren Burgen sichern können, in der Burg der Censurvorschriften untergebracht werden. Es ließen sich manche Anzeichen aufweisen, woraus die Sympathie der Büreaukratie und des Adels hervorgeht. Unter Andern wäre ohne diese Sympathie schwerlich das Gesetz über die Autonomie zu Stande gekommen.

Ein schreienderes Beispiel, aus früherer Zeit, finden wir aber in den 1843 bei Tauchnitz in Leipzig erschienenen „aristokratischen Umtrieben." Dort heißt es:

„In Schlesien ging man so weit, daß die ganz unter dem Einfluß der Aristokratie stehenden Behörden das berühmte Gesetz vom 9. October 1807 (welches die Bauern von Erbunterthänig-

keit gegen den Adel emancipirte) auf die gewöhnliche Weise nicht publicirten. Mit Recht wurden die armen Bauern mißtrauisch, je mehr sie ihre gnädigen Herrn die Maßregeln des Königs laut tadeln hörten. Das arme irregeleitete Volk schrie in Oberschlesien und im Gebirge: „Der König hat mit goldnen Buchstaben uns einen Freibrief gegeben, den haben uns die Edelleute und die Beamten vorenthalten.“ Einige Flintenschüsse der in die aufgestandenen Dörfer geschickten Soldaten brachten sie bald zum Schweigen. Allein da im Gebirge ein Militärbefehlshaber, welcher die Civilcommission nicht zuzog, das bestimmte Dorf verwechselte und die Execution in einem ganz ruhig gebliebenen Dorf, Haselbach, vollzog, machte dies Versehen glücklicher Weise den Monarchen aufmerksam auf diese Sache. Der damalige Obrist von Gneisenau ward unmittelbar nach Haselbach geschickt, und da ermittelte sich denn, daß wirklich die gewöhnliche Bekanntmachung des fraglichen Gesetzes unterblieben war. Bei der von den Beamten geforderten Verantwortung fand sich, daß ein Subalterner, der gegen seinen Vorgesetzten gern schwieg, dies Gesetz nicht zum Vortrag gebracht haben sollte! Er ward in 20 Thlr. Strafe genommen. Es ward später aber bekannt, daß alles Unglück durch das Oberamt und die Kammer veranlaßt worden war, welche beide dies Gesetz für den Adel zu nachtheilig hielten, um es zu publiciren. Sie ließen es daher, nachdem sie es sich gegenseitig zugeschickt hatten, nach der gewohnten Weise der Beamten: **interim aliquid fiat**, — liegen.“

Fiscalischer Despotismus.

Als die Zeit herannahte, wo die Rheinische Eisenbahn bis über die belgische Grenze eröffnet werden sollte, war die Steuerverwaltung in Verlegenheit, für das an der Grenzstation zu Herbesthal erforderliche Zollamt ein Local und für die dorthin zu versetzenden Zollbeamten Wohnungen zu finden, da die Station ganz isolirt und in einem engen Einschnitt liegt, welcher zur Errichtung angemessen gelegener Gebäude nicht hinreichenden Raum darbietet. Um jener Verlegenheit abzuhelfen und dem Interesse der Steuerverwaltung zugleich mit ihrem eigenen möglichst zu genügen, erbot sich die Eisenbahnverwaltung zuvorkommend, der Steuerbehörde nicht bloß ein, ursprünglich zur Unterbringung der Eisenbahnbeamten acquirirtes Wohnhaus abzutreten, sondern überdies noch neben dem Stationsgebäude auf ihrem Grund und Boden ein neues Zollamtslocal zu erbauen und beide Locale gegen einen sehr billigen Pachtzins einzuräumen. Die Steuerbehörde, welche überhaupt nicht von dem Grundsatz ausgeht, durch billige Accommodationen und Erleichterungen zur Entwickelung des Verkehrs und der Industrie beizutragen, sondern welche sich selbst als den Hauptzweck ansieht und die Abhängigkeit der Industrie in der Regel zur Abnöthigung möglichst großer Pardongelder benutzt, stellte der Rheinischen Eisenbahn, nach bereits vorangegangenen Verhandlungen über die Vermiethung der genannten Locale, folgende Bedingungen, die wörtlich einer der Eisenbahnverwaltung mitgetheilten Verfügung des Generaldirectors

der Steuern, des Herrn Kühne, an den Provinzialſteuerdirektor zu Köln entnommen ſind:

„Der Steuerverwaltung iſt das Recht vierteljährlicher Aufkündigung, ſowohl in Bezug auf das Wohnungsgebäude, als auch auf die Geſchäftslocalitäten vorzubehalten, während die Eiſenbahngeſellſchaft auf jedes Kündigungsrecht Verzicht zu leiſten, ſich auch anheiſchig zu machen hat, das Wohnungsgebäude nicht zu verkaufen. Auch gebe ich Ihnen zu erwägen, ob es nicht gerathen ſein wird, für die Geſchäftslocalitäten ſelbſt diejenigen Reparaturen im Innern nebſt Weißen, Anſtrich ꝛc., welche der Regel nach dem Miether zur Laſt fallen, zur Bedingung zu machen."

Man achte zunächſt auf den deſpotiſchen Ton, die überlegene, auf Gewohnheit hindeutende Zuverſichtlichkeit, den rückſichtsloſen Imperativ, welche einer Eiſenbahngeſellſchaft gegenüber ſich geltend machen, die ſich gefällig hat erzeigen wollen, und überdies in der vorliegenden Sache als Eigenthümerin ſich von der Steuerbehörde nicht die mindeſte Vorſchrift machen zu laſſen hat.

Sodann mache man ſich eine Vorſtellung von einem Rechts- und Humanitätsgefühl, welches einem freien Miethcontrahenten und Eigenthümer gegenüber ohne Weiteres das kategoriſche Verlangen ſtellt,

1) rechtlos in Bezug auf die durch Gebrauch, wie natürliches Recht eingeführten Kündigungsbedingungen zu ſein;

2) auf das Verkaufs- oder Dispoſitionsrecht zu verzichten, d. i. thatſächlich das Eigenthumsrecht aufzugeben;

3) trotz der bewieſenen Gefälligkeit und dem billigen, dieſer Billigkeit wegen auch ſofort zugeſtandenen Miethzins Laſten zu übernehmen, welche durch die ausdrücklich anerkannte „Regel" ausgeſchloſſen werden.

Wenn eine Privatperſon ſolche Miethvorſchriften zu machen ſich erdreiſtete, man würde ihr zum Mindeſten die Thüre weiſen; eine Staatsbehörde, die in dieſer Sache nicht mehr Recht hat, als jede Privatperſon, darf ſie ſich erlauben, weil der Vermiether von ihr abhängig iſt bei einem Verkehr, der ihr — den Beutel

fullt! Iſt das ein Verfahren einer humanen Verwaltung gegen freie Staatsbürger?

Daß die Rheiniſche Eiſenbahnverwaltung ſich dem Verlangen der Steuerbehörde nicht gefügt, ſondern dieſelbe zum Nachgeben genöthigt hat, ändert an dem Prinzip des Verfahrens gar nichts. Eine einzelne Perſon, die in ſolchem Fall bei einem Unternehmen von der Steuerverwaltung abhängig geweſen wäre, würde höchſt wahrſcheinlich in Alles eingegangen ſein und der fiscaliſche Coup war gemacht. Wer weiß, wie Mancher auf dieſe Weiſe ſich hat benachtheiligen oder die Hände feſſeln laſſen, der entweder nicht den Muth hatte, dagegen aufzutreten oder nicht die Macht, der Fiscalität Schach zu bieten!

Gerichtliche Willkür und Fiscalität.

§. Im December 1839 wurde ich von dem Gericht zu Burbach, Kreis Siegen, zur Beſitztitelberichtigung von Waldungen, welche ich mit mehreren Conſorten gemeinſchaftlich beſaß, vorgeladen. Da nun weder ich noch ein Creditor auf eine Berichtigung angetragen hatte, und nach den hierüber beſtehenden Geſetzen Niemand von Staatswegen dazu angehalten werden konnte, ſo that ich gegen die Vorladung beim Gericht ſelbſt Einſpruch; allein daſſelbe ging auf keine Vorſtellungen ein, und ſetzte einen andern Termin, mit Androhung von Strafen, im Fall des Ausbleibens, an. Hiermit konnte ich mich aber nicht beruhigen und verwendete mich an's Obergericht nach Arnsberg. Mittlerer Weile beraumte das Gericht in Burbach immer neue Termine, mit Strafdrohungen im Nichterſcheinungsfalle, an. Nach Verlauf von einigen Wochen erhielt ich auf meine Vorſtellung an's Obergericht eine Erwiederung, in welcher daſſelbe, zwar keine geſetzliche Gründe angebend, mich dennoch nicht von der Verbindlichkeit freiſprach, dem Anſinnen des Gerichts in Burbach zu entſprechen. Unter Anderm hieß es darin, ich möchte mich doch ja nicht der wohlmeinenden und gemeinnützigen Anordnung des Richters in Burbach entziehen. Gegen eine ſolche richterliche Verfügung wollte ich nun nicht ankämpfen und folgte dem Rathe derſelben, richtete jedoch eine zweite Vorſtellung an das Obergericht, worin ich um Erlaſſung der vom Gericht zu Burbach verhängten Strafe nachſuchte. Das Obergericht beſchied mich hierauf, daß es das Gericht in Burbach angewieſen habe, die Strafe niederzuſchlagen, und ſomit glaubte ich die Sache abgethan. Aber

bald hierauf forderte das letztgedachte Gericht die durch die anberaumten Termine entstandenen Kosten, ohnerachtet keine Termine wirklich gehalten worden waren. Auch die Kosten bezahlte ich, um aller Plackerei los zu sein und konnte nun also, da die Strafe niedergeschlagen worden war, nichts Unangenehmes mehr erwarten. Aber wie man nie sicher ist vor Verfolgungen, so geschah es auch hier, denn am 10. December 1840 forderte das Gericht die früher angesetzte Strafe ein. Sogleich wendete ich mich wieder an's Obergericht unter Vorlegung seiner eigenen Verfügung und mi. Berufung auf die Königliche Amnestie vom 10. September 1840. Allein anstatt einer Antwort ließ der Richter von Burbach am Tage vor Weihnachten die Pfändung einleiten, also an einem Tage, wo sich die ganze Christenheit auf ihr heiligstes Fest vorbereitet, verbitterte man mir dasselbe ohne Fug und Recht, im Staate eines christlich frommen Königs. Hierüber rufe ich das Publicum zur Beurtheilung auf und ein solches Verfahren muß offenkundig werden. Nach Verlauf von 14 Tagen wollte das Gericht zu Burbach die gepfändeten Gegenstände wegnehmen und verkaufen lassen, und ich mußte also, um größeren Schaden zu vermeiden, das Verlangte bezahlen, nebst neuen hinzugekommenen Kosten wegen Mahnens, Pfändens, Wegschaffens und Verkaufens. Noch immer war keine Resolution vom Obergericht eingegangen, aber solches Unrecht konnte ich doch unmöglich ertragen, deßwegen wendete ich mich an's Justiz-Ministerium unter Anführung der Königlichen Amnestie-Ordre, und trug auf Restitution des abgezwungenen Geldes, nebst den dadurch neu entstandenen Kosten an. Das Justiz-Ministerium verfügte hierauf, daß, da die Strafe nach geschehener Besitzberichtigung eingezogen worden sei, man das Gericht in Burbach veranlaßt habe, die erhobenen Gelder wieder zurückzuzahlen, allein zu Wiedererstattung der eingezogenen Kosten sei kein Grund vorhanden. Dieses sind nämlich die Kosten, die durch das unrechtmäßige Zwangsverfahren neu entstanden waren. Warum, fragt man, sollten diese Kosten nicht wieder erstattet werden, da man es doch für Recht gefunden hatte, die abgezwungenen Strafgelder wieder zu erstatten?

In der Verfügung des Justiz-Miniſteriums heißt es: „aus Rückſicht, weil die erhobene Strafe nach Regulirung der Sache eingezogen worden wäre, ſolle ſie erſtattet werden," allein ich hatte mich auf die Allerhöchſte Amneſtie-Ordre berufen, hiervon war aber in der Verfügung gar nichts erwähnt; warum dies nicht geſchehen, kann ich mir nicht erklären.

Obiges iſt ganz der Wahrheit getreu.

Von Steprodt.

Bei dieſer Gelegenheit erwähne ich eines mir mitgetheilten Falles, der zwar nicht hierher, aber doch in das Notizbuch der Juſtiz gehört. Von dem Stadtgericht in N. nämlich wurden einem Manne, der in einer Concursſache procedirt hatte, als Ergebniß einer ungefähr 10 Jahre alten Forderung per Poſt — 4 Sgr. zugeſchickt. Das Porto koſtete 10 Sgr. und wurde von dem reſignirenden Prozeßführer auf dieſelbe Rechnung geſchrieben, worauf die Gerichtskoſten eingetragen waren.

Anmerk. des Herausgebers.

Amtliche Sanctionirung eines Schurkenstreichs.

Der in A. wohnende Steuerbeamte B. wollte seiner Zeit den dortigen Bäcker C. wegen bedeutender Mehleinschwärzungen in Verdacht und zugleich Gründe zu der Annahme haben, daß derselbe seine Hauptunterschleife an dem bei dem vorbeiströmenden Fluß gelegenen R — thor treibe, wo der Assistent D. den Empfang hatte. Angeblich, um die Art und Weise zu erforschen, wie der Bäcker C. sein Schmuggelgeschäft betreibe, wurde folgender Plan entworfen und ausgeführt.

Ein Spion des Beamten B., ein Mensch aus der verworfensten Classe, wurde gebraucht, um dem Bäcker C. im Namen eines andern Steuerbeamten, der als Vater einer zahlreichen Familie in der drückendsten Noth lebe, Anerbietungen wegen Hülfeleistung beim Mehlschmuggel zu machen und ihn zu bewegen, daß er ihm (dem Beamten) nach dem stehenden Ausdruck „etwas zu verdienen gebe." Nachdem der Bäcker C. durch fortwährendes Anliegen jenes Spions so weit bearbeitet war, daß man sich seinerseits der Annahme jener Vorschläge versichert halten konnte, eröffnete der Beamte B. einem gewissen Waagesetzer E., der auch Aufsichtsdienst verrichtete, daß er mit Wissen des Steuerinspectors F. ausersehen sei, den Unterschleifen des Bäckers C. auf die Spur zu kommen, daß er zu dem Ende demselben scheinbar seine Hülfe verkaufen und bei der Gelegenheit, wo mittelst dieser Hülfe der erste Streich, und zwar am R — thor, ausgeführt werden würde, sich bei seinen Functionen als Aufseher möglichst passiv verhalten und es bei Revision des einzuführenden Mehls möglichst auf den Assistenten D. ankommen lassen solle. Der Waagesetzer E. ließ sich nach einigem Bedenken wegen der Gefährlichkeit dieses Auftrags zur Ausführung desselben bereit finden.

wurde dann durch Vermittlung des vorgedachten Spions mit dem Bäcker C. einig und leitete das Weitere ein, oder wartete es ab.

Der Assistent D. war damals (im Winter) unpäßlich und konnte seines Zustandes wegen nur die Abfertigungsgeschäfte innerhalb seines Büreau's, nicht aber die Revisionsgeschäfte vor demselben wahrnehmen. Er hatte dem ihm vorgesetzten Steuerinspector hiervon Anzeige gemacht, mit der Bitte, ihm einen zuverlässigen Revisionsbeamten beizugeben, auf dessen Angabe er sich verlassen und die Versteuerungen bewirken könne. Diese Zeit der halben Dienstunfähigkeit des genannten Assistenten wurde zur Ausführung des eingeleiteten Schurkenstreichs in folgender Art benutzt.

Die an einem andern, dem W — thor, ausmündende stehende Brücke war damals des Eises wegen abgefahren und die dortige Abfertigungsstelle weiter unterhalb an das T — thor verlegt. Eines Morgens wurde aus einem Schiff, das in der Nähe des W — thors lag, Mehl für den Becker C. ausgeladen und in einem Kahn, nicht hinab nach dem nahgelegenen T — thor, in dessen Nachbarschaft der Bäcker C. wohnte, sondern durch das Eis mit vieler Mühe nach dem weit oberhalb gelegen R — thor den Fluß hinaufgeschafft. Dieser Umstand, dessen Veranlassung nach dem Obigen klar wird, war ganz geeignet, den Verdacht nach dem R — thor und zwar auf den Assistenten D. hinzulenken, auch den besten Vorwand zur Controllirung dieses Beamten abzugeben. Während man nun mit dem Transport des Mehls beschäftigt war, meldete der Bäcker C. dessen Ankunft behufs der Versteuerung am R — thor an, zu einem Zeitpunkt, als der den Assistenten behandelnde Arzt eben in dessen Büreau zugegen war. Bald darauf wurde der Aufsichtsposten abgelöst und durch den vorgedachten Waagesetzer E. besetzt, welcher schon früher dem Bäcker C. gesagt hatte, daß er postirt werden könne, wo er wolle, und welcher nun mit Wissen des Steuerraths G. in seinem geheimen Auftrag durch den erstgenannten Beamten B. an das R — thor gesandt worden war. Kurze Zeit nach Ankunft des Waagesetzers E. traf auch das Mehl ein

Der Aſſiſtent D. wies den E. zur Reviſion des Mehles an und fertigte nach deſſen und des Bäckers C. Angabe die Steuer-Quittungen aus. Als dies geſchehen war, fühlte er ſich trotz ſeiner Unpäßlichkeit veranlaßt, ſeinerſeits eine theilweiſe Nachreviſion vorzunehmen und fand hierbei einige Säcke mehr vor, als angegeben waren. Ohne ſeine Reviſion würde der Waageſetzer E. dieſe Säcke der erhaltenen Inſtruction und der Verabredung mit dem Bäcker C. gemäß ſämmtlich unverſteuert haben paſſiren laſſen. Der letztere half ſich mit der Ausrede, die Säcke ſeien ohne ſein Wiſſen mit aufgeladen, oder nicht ſein Eigenthum und ſollten bis zur ſpätern Verſteuerung vor dem Thor bleiben. Bald darauf entſchloß er ſich jedoch, die Verſteuerung derſelben ebenfalls bei dieſer Gelegenheit zu beſorgen. Der Aſſiſtent D. ließ ſich auf dieſe Nachverſteuerung ein, weil er bei der Gegenwart des Waageſetzers, den er für einen beſonders zuverläſſigen Beamten hielt, nichts Böſes ahnen konnte und ſich überdies, den Beſtimmungen des damaligen Steuer-Regulativs gemäß, wonach das eigentliche Stadtgebiet erſt innerhalb des Thors begann, mit gutem Grund zu einer Beſchlagnahme nicht für berechtigt hielt. Nachdem die Verſteuerung der mehr vorgefundenen Säcke beendigt war, trug der Aſſiſtent D. wegen des übrigen, durch den Waageſetzer E. revidirten Mehls kein Bedenken mehr, und die ganze Quantität wurde in die Stadt eingeführt.

Kaum waren die Mehlkarren in die nächſte Straße hineingefahren, als der mehrgedachte Beamte B. mit noch zwei andern dieſelben anhielten und Behufs einer nochmaligen Reviſion zum R — thor zurückführten. Dort fand man mehrere Säcke mit Weizenmehl gefüllt, das als Roggenmehl war declarirt und verſteuert worden. Man nahm nun das Weizenmehl in Beſchlag und brachte den Vorfall zu Protokoll. Das Protokoll, welches der ganzen Einleitung zu dieſer Schmuggelgeſchichte natürlich mit keiner Sylbe erwähnte, wurde gegen den Bäcker C. und den Aſſiſtenten D. gerichtet und nicht bloß von dem Anſtifter und Protokollführer B. ſondern auch von dem Waageſetzer E. mit unterſchrieben.

Mit Wiſſen des vorgeſetzten Steuerraths G. und des Steuer-

inſpectors K. wurde alſo dem erkrankten Aſſiſtenten, welcher ſich einen zuverläſſigen Gehülfen erbeten hatte, ein Mann beigegeben, der mittelſt eines von ihm verrathenen und zum Schleichhandel verführten Menſchen jenen Aſſiſtenten wiſſentlich in den Verdacht des Unterſchleifs verſtrickte, dann in Gemeinſchaft mit ſeinem Anſtifter als Ankläger beider Verrathenen auftrat und als ſolcher zugelaſſen wurde.

Als der Bäcker G. bei ſeiner Vernehmung auf dem Hauptſteueramt erfuhr, daß auch ſein Verführer (eigentlich nur das Werkzeug der Verführung) zu ſeinen Anklägern gehörte, deckte er entrüſtet das ganze Getriebe auf. Der Waageſetzer E. wurde darauf ebenfalls vernommen und beſtätigte, von dem inſtruirenden Hauptamtsbeamten auf die Folgen einer Unwahrheit aufmerkſam gemacht, die Enthüllungen des G. auf ſeinen Dienſteid.

Als die Acten dem Provinzial-Steuerdirector eingereicht wurden, trug das Haupt-Amt, deſſen Dirigent B. in der faubern Geſchichte mitcompromittirt war, darauf an, daß die Sache, welche nothwendig dem Gericht hätte übergeben werden müſſen, auf dem Verwaltungswege abgemacht werde. Dieſem Antrag wurde bereitwillig entſprochen, und damit auch der Bäcker G. nicht auf gerichtliches Gehör provozire, die ganze Sache niedergeſchlagen. Dieſe Entſcheidung wurde durch das Vorgeben motivirt, daß die Sache, wenn ſie zur gerichtlichen Verhandlung komme, ein zu übles Licht auf die Verwaltung und deren Beamten werfe. Allerdings mußte ſie das und mit Recht! Ein weit nachtheiligeres Licht muß es aber auf dieſe Verwaltung werfen, daß ſie über die Niederträchtigkeit ihrer Beamten den Schleier der Nachſicht wirft und einem Gewerbetreibenden bei offenbarer Defraudation die Strafe ſchenkt, um die Schlechtigkeit ihrer Diener nicht an's Licht zu ziehen.

Der Steuerbeamte B., von welchem die ganze Intrigue ausgegangen, erhielt, wenn auch einen glimpflichen Verweis wegen Mangels an Vorſicht, doch zugleich die Satisfaction, daß man ſeinem Verfahren die „reinſten Motive" unterlegte, und er hat ſo wenig als einer der andern Beamten eine Nachwirkung ſeines Verfahrens geſpürt. Der Aſſiſtent D. aber, der Verra-

thene, erhielt wegen der oben gedachten Nachversteuerung eine Ordnungsstrafe von 3 Thlr!

Die vorstehende Geschichte hatte ich in einem Artikel in der Mannheimer Abendzeitung benutzt, um darzuthun, wie nöthig es schon aus Gründen der dienstlichen Moral sei, der Steuerverwaltung die Justiz zu nehmen, da die Gewißheit, die Contraventionsfälle im Gerichtssaal contradictorisch erörtert zu sehen, die Beamten abschrecken würde, unter der dienstlichen Maske ehrlose Streiche zu begehen. Diesen Artikel hatte man in Berlin gelesen und dem betr. Steuerdirector Vorhalt darüber gemacht; zugleich aber leitete man eine strenge Untersuchung darüber ein, wer mittelst Verletzung der Amtsverschwiegenheit das Material zu jener actenmäßig richtigen Darstellung gegeben habe. Den Schuldigen sollte die härteste Strafe treffen. Die Untersuchung konnte natürlich, trotz allem Inquiriren kein Resultat haben, da ich von der saubern Geschichte auf ganz erlaubten Weg Kenntniß erhalten hatte. Man sieht aber aus diesem Beispiel, was die Büreaukratie unter Amtsverschwiegenheit versteht und wie dieselbe zur Wahrung lichtscheuer Geheimnisse benutzt wird. Man legte der Sache Wichtigkeit genug bei, um den Artikel in der Mannheimer Abendzeitung eine „amtliche Erwiederung" entgegenzustellen. Diese Erwiederung war nichts, als eine Entstellung und Bemäntelung des Sachverhältnisses. Unter Andern fand die Erwiederung es ganz in der Ordnung, daß dem Beamten B. die „reinsten Motive" zugeschrieben worden waren, und doch hatte man für nöthig gehalten, die Sache niederzuschlagen, damit die Reinheit der Motive nicht an den Tag komme und nicht „ein zu übles Licht auf die Verwaltung und ihre Beamten werfe!" Das sind amtliche Erwiederungen.

Wir schließen diese Mittheilung mit einer Erinnerung an den §. 346 des Landrechts, welcher also lautet: „Hat ein Vorgesetzter pflichtwidrige Vergehungen seiner Untergebenen wissentlich und vorsätzlich geduldet, so soll ihn eben die Strafe, wie den pflichtvergessenen Beamten selbst, treffen."

Humanität.

Ein Postconducteur, der einen preußischen Postwagen über die Landesgrenze zu begleiten hat, läßt sich, da er mit seinem Gehalt von 20 Sgr. täglich, das er größtentheils auf seinen Reisen ausgeben muß, nicht auskommen kann, auf dringendes Zureden eines Kaufmanns verführen, einige Mal nicht declarirte preußische Waaren heimlich in seinen Wagen hineinlegen zu lassen und dieselben auf diese Weise in's Ausland einzuschwärzen. Während einer längern Krankheit des Conducteurs wird es entdeckt, daß sein Stellvertreter sich solcher Einschwärzungen ebenfalls und zwar in größerem Maße schuldig gemacht hat. Der Name des Conducteurs wird bei den auf jene Entdeckung folgenden Untersuchungen genannt und derselbe gesteht auf freundliches Zureden des instruirenden Beamten und die Versicherung seines Vorgesetzten, des Postdirectors, daß ihn bei offenem Geständniß die gelindeste Strafe treffen werde, sein Vergehen ein. Bei der Untersuchung geht der Postdirector so weit, in Begleitung seines Secretärs, wie ein Polizeibeamter die Wohnung des noch kranken Conducteurs zu visitiren, sich bei dieser Visitation der Zimmerschlüssel zu versichern und alle Stuben und Schränke, sogar die Küche auf das Sorgfältigste zu durchstöbern, um Indicien gegen den Inquisiten oder gegen Andere aufzufinden. Das Resultat der Untersuchung war, daß man den Conducteur, der sich übrigens stets gut geführt hatte, sofort seines Postens entsetzte.

Hiermit war es aber nicht genug. Der Conducteur hatte sich als Soldat im Kriege ausgezeichnet, war mehrere Male ver-

wundet und beſaß aus dieſer Zeit her ſehr vortheilhafte Zeugniſſe. Dieſe Zeugniſſe, die er durch gute Führung und mit Gefahr ſeines Lebens verdient und die ſein unantaſtbares Eigenthum waren, die ſeinen moraliſchen Halt, wie ſeine Empfehlung zu fernerem Fortkommen bildeten, dieſe Zeugniſſe mußten gebrandmarkt werden. Er erhielt ſeine Zeugniſſe zurück mit der vom Generalpoſtmeiſter unterſchriebenen Beſcheinigung, daß und warum er aus dem Poſtdienſt entlaſſen worden, und damit ja keins der ziemlich zahlreichen Zeugniſſe von dieſer Beſcheinigung verſchont bleibe, wurde dieſelbe wort- und zeilenweiſe auf ſämmtliche Atteſte vertheilt und dann das ganze Fascikel zuſammengeſiegelt. Ich habe die Zeugniſſe ſelbſt geſehen und auch von anderen derartigen Beiſpielen gehört, wonach zu ſchließen, daß dieſes Verfahren bei der preußiſchen Poſtverwaltung durchgehends eingeführt iſt.

1) Wer hat das Recht, eines Menſchen wohlverdiente Zeugniſſe zu brandmarken?

2) Iſt ein ſonſt rechtſchaffener Mann, der aus Noth, wegen zu geringer Beſoldung, ein zwar ſtrafbares, aber mit Dienſtentlaſſung hart genug beſtraftes Vergehen im Poſtdienſt ſich zu Schulden kommen läßt, keiner guten Führung in anderen Verhältniſſen mehr fähig? Muß er mit ſeiner ganzen Vergangenheit moraliſch vernichtet werden, um ihn auch für die Zukunft zu vernichten?

3) Hat derjenige, der ihn für jenes Vergehen, und zwar hart genug, wie es ſcheint zu hart, dadurch beſtraft, daß er ihm ſeine Exiſtenz nimmt, auch das Recht, ihm ſeine zukünftige Exiſtenz zu verderben? Hat das nicht den Anſchein von Bosheit ſtatt Strenge, von Rache ſtatt Strafe?

Dieſe Fragen wird ſich jeder Menſch von Rechts- und Humanitätsgefühl ſtellen; die Büreaukratie ſtellt ſie ſich nicht.

Recht.

Der Regierung zu A., Provinz Weſtphalen, liegt die Verbindlichkeit ob, in der Gemeinde M. (Rheinprovinz) ein Stück Wegs zu bauen, ſie entzieht ſich dieſer Verbindlichkeit aber unter allerlei Vorwänden. Der Beamte, welcher die Gemeinde in ihrem Rechte zu ſchützen hat, ſucht daſſelbe dringend bei ſeiner Regierung zu K. geltend zu machen und durch dieſe auf die Regierung zu A. einzuwirken. Seine Regierung iſt aber nicht zu bewegen, die Rückſichten auf ihre weſtphäliſche Schweſter der Pflicht gegen ihre Verwalteten zu opfern. Darauf verklagt der gedachte Beamte die Regierung zu A. bei dem Oberpräſidenten der Provinz Weſtphalen und zwar unter Hinweiſung auf die Inſtruction für die Regierungen, wonach dieſe verpflichtet ſind, die Heiligkeit gültiger Verträge aufrecht zu erhalten ꝛc. Der gedachte Oberpräſident nimmt dies übel und verklagt den gedachten Beamten bei deſſen Regierung. Macht dieſe darauf das Recht der Gemeinde M. geltend? Nein, ſie gibt dem Beamten, der es geltend machen wollte, eine Naſe. Kurze Zeit nachher kommt der Rath, welcher die Naſe fabricirt hat, in den Wohnort des getadelten Beamten und ſagt ihm in Gegenwart eines Zeugen unaufgefordert: „Sie haben zwar in der Sache ganz Recht, aber die Regierung konnte der Verhältniſſe wegen nicht umhin, ſo gegen Sie zu verfahren. Der eigentliche Decernent N. N. war verreiſt und ich habe die fragliche Verfügung gegen Sie angegeben.“

Es gibt alſo „Verhältniſſe,“ wegen deren man Unrecht hat, weil man Recht hat und man eine Naſe erhält, um es zu erkennen

Mittel und Zweck.

Das Mittel, Verbrechen dadurch auf die Spur zu kommen, daß man mit den Verbrechern ſcheinbar gemeinſchaftliche Sache macht oder machen läßt, iſt bei manchen Behörden zum ſtehenden Artikel der polizeilichen Inquiſition geworden. Der Zweck, den Staat von Verbrechern zu befreien oder den Verbrechern zur Beſtrafung zu verhelfen, ſoll dies Mittel heiligen. Ob das Mittel moraliſch und rechtlich ſei, danach wird nicht gefragt, wenn es nur das Kind des Verbrechens zur Geburt bringt, ſo daß die Hand der Gerechtigkeit es faſſen kann. Eben ſo wenig wird danach gefragt, ob nicht ſolche Mittel, eine Uebelthat zu entdecken, einen ſchlimmeren Saamen ſäen, als die Uebelthat ſelbſt.

Wer durch den ſimulirten Willen, an dem Verbrechen eines Menſchen Theil zu nehmen, deſſen Vertrauen zu gewinnen ſucht, um ihn der Gerechtigkeit zu überliefern, verräth ihn. Verrath iſt und bleibt Verrath, mag ich einen Verbrecher oder einen ehrlichen Mann, mag ich ihn der Polizei oder einem ſonſtigen Gegner verrathen. Wenn ich zufällig Zeuge eines Verbrechens bin, ſo begehe ich durch die Anzeige deſſelben keinen Verrath, ich kann ſogar eine Pflicht dadurch erfüllen; eben ſo, wenn ich durch Mittel, die nicht an ſich verwerflich ſind, einem Verbrechen auf die Spur komme. Wenn ich mich aber durch eine verbrecheriſche Maske in das Vertrauen eines andern Menſchen einſchleiche, um ihn, gleichviel aus welchen Gründen, zu verderben, wenn ich, um ſein Verbrechen an's Licht zu bringen, mich in ſeinen Augen des nämlichen Verbrechens ſchuldig mache, ſo mißbrauche

ich ſein Vertrauen und begehe einen Verrath, eine durchaus unmoraliſche Handlung, die ſogar in der Regel, wenn ſie bei der Unterſuchung an's Licht kommt, dem Verbrecher als ein aufhebendes Gegengewicht gegen ſeine Handlungsweiſe erſcheinen wird. Dieſe Behandlungsweiſe gewinnt an Immoralität, wenn ich mir eine Verrätherei belohnen laſſe; ſie wird aber ſelbſt verbrecheriſch, wenn ich durch mein Benehmen ein Verbrechen herbeiführen helfe.

Die Grenze, wo die verbrecheriſche Einwirkung oder Mitwirkung einer ſimulirten Theilhaberſchaft ſich von der bloßen Erforſchung eines bereits fertigen Verbrechens ſcheidet, wird ſelten genau, oft gar nicht beſtimmt werden können. Die verbrecheriſche Mitwirkung tritt jedenfalls dann ein, wenn der ſimulirte Theilhaber das Verbrechen kommen ſieht und daſſelbe nicht nach Kräften verhindert. Mache ich mich nicht des Mordes mitſchuldig, wenn ich den Entſchluß zu demſelben ohne Abrathen beobachte und den verbrecheriſchen Arm, den ich zurückhalten könnte, die That vollbringen laſſe? Und was die Wirkung betrifft, würde ein Verbrecher, der ſich plötzlich in der Gewalt des demaskirten Theilnehmers ſähe, und von demſelben unter der Hinweiſung auf die Gefahr und die Folgen von dem beſchloſſenen Verbrechen abgehalten würde, nicht weit eher auf einen andern Weg zu bringen ſein, als durch die Schule des Gefängniſſes nach vollbrachter That? Jedenfalls muß die Hand der Gerechtigkeit ſich rein vom Schmutze des Unrechts halten. Sie ſoll das Unrecht entwaffnen, aber nur mit den Waffen des Rechts.

Die Beamten, die ſich zu den ſogenannten guten Zwecken der polizeilichen Inquiſition unmoraliſcher Mittel bedienen, ſollten beſtraft, nicht belohnt werden. Geſchärfte Wachſamkeit und Klugheit wird in den meiſten Fällen die Anwendung ſolcher Mittel unnöthig machen und die Behörden nicht in die Lage bringen, ſich ihren Helfern wie den Verbrechern gegenüber moraliſch ſelbſt zu compromittiren.

Auch in freien Ländern, namentlich in Frankreich, glaubt die Polizei zu allen Mitteln berechtigt zu ſein, die zum Zweck einer Entdeckung der Verbrechen führen. Wenn wir hier einen

derartigen Fall von der preußiſchen Polizei berichten, ſo meinen wir nicht, ihr damit etwas durchaus Neues nachzuſagen, obſchon der berichtete Fall eben nicht häufig in andern Länderen ſich wiederholen wird; wir ziehen denſelben aber deßhalb an's Licht, weil die Büreaukratie in ihrem geheimen Wirken bei Weitem leichter zu ſolchen Kunſtſtücken der Gerechtigkeit verſucht ſein muß, als eine von Oeffentlichkeit umgebene Verwaltung, und es nur von Nutzen ſein kann, wenn der Glaube ihrer Beamten an die Conſervirung ihrer Geheimniſſe auch auf dieſem Gebiet erſchüttert und ſie auf die ſchwarze Seite von Dingen aufmerkſam gemacht werden, die ihnen vielleicht in einem ganz andern Lichte erſcheinen.

Im Jahre 1839—40 waren in Paris, Brüſſel, Antwerpen und Lüttich eine Menge falſcher preußiſcher Kaſſenanweiſungen zu 5 Thlr. verbreitet, die der Hauptverwaltung der Staatsſchulden nicht geringe Sorge und Noth verurſachten. Man ſandte eigene Commiſſarien auf Reiſen und ein bekannter Berliner Polizeimann, der ſich vielfach als geſchickter General in dem geheimen Krieg gegen die Feinde des Geſetzes bewährt hatte, war nach der Rheinprovinz beordert worden. Nach vielfachen vergeblichen Mühen glaubte man endlich die verbrecheriſche Werkſtätte zu Antwerpen bei einem Lithographen entdeckt zu haben. Gegen dieſen wie gegen ein Paar angebliche Theilnehmer zu und bei Aachen wurde gleichzeitig eingeſchritten, die letzteren aber mußten nach kurzer Zeit wieder frei gegeben werden. Es war nun ein Schlag in den Buſch geſchehen, der jedenfalls einſtweilen Alles erſchreckt und verſcheucht hatte; auch wußte man nicht, ob und wo noch fernere Fabriken vorhanden und Fabricate zu erlangen waren, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ohne den neuen Anſtoß, wovon jetzt die Rede ſein wird, die ganze Angelegenheit abgethan geweſen wäre.

Es war in dieſer Sache außer andern Kundſchaftern auch ein gewiſſer S., ein Seidenweber, den die Düſſeldorfer Polizei auf die Beine gebracht hatte, thätig geweſen. Dieſer ſetzte ſich im Verlaufe der Sache mit einem der Theilhaberſchaft an der früheren Verbreitung falſcher Kaſſenanweiſungen verdächtigen Menſchen aus dem Bergiſchen in Verbindung, welcher indeß, nachdem

ſie mehrere Reiſen miteinander gemacht hatten, in Cöln wegen Diebſtahls verhaftet wurde. Durch Empfehlung dieſes Menſchen gelangte S. in Aachen zur Bekanntſchaft anderer Perſonen, namentlich eines gewiſſen B., eines Senffabrikanten. Dieſem ſtellte er ſich, wahrſcheinlich der erhaltenen Inſtruction gemäß, als den Agenten eines Kaufmanns aus Cöln dar, welcher den Abſatz falſcher Kaſſenanweiſungen im Großen zu betreiben wünſche, und B. ließ ſich bereit finden, dazu mitzuwirken. Dieſer angebliche Kaufmann aus Cöln war ein jüdiſcher Trödler aus Düſſeldorf, den ebenfalls die dortige Polizei zur Uebernahme ſeiner Rolle vermogt hatte.

Nach Verlauf von drei Monaten, nach längerem Aufenthalt in Aachen, mehrmaligem Briefwechſel ꝛc., war, wie der Anklageakt ſelbſt ſagt, durch den S. der B. noch nicht weiter, als zu unbeſtimmten Verſprechungen gebracht worden. B. bezeichnete nunmehr, was als eine Täuſchung erſcheint, Lüttich als den Ort, wo die verſuchte Waare zu erhalten ſei, und verlangte Geld zur Reiſe dorthin. Da S. ſich hierauf nicht einließ, wurden durch Vermittlung des Regierungspräſidenten in Aachen, dem unterdeß nach der Abreiſe des Berliner Polizeimanns die Leitung der Sache übertragen war, dem B. gegen Verpfändung ſeiner Senfmühle 35 Thlr. auf drei Monate durch einen gewonnenen Notarsdiener vorgeſchoſſen, welcher zugleich die Correſpondenz befördern ſollte. Der Kundſchafter S. reiſte unterdeß nach Hauſe. Bald nachher fand ſich B. bei ihm ein und wünſchte den „Kaufmann," der das Geſchäft in falſchen Kaſſenanweiſungen betreiben ſollte, perſönlich kennen zu lernen. Mit Genehmigung der Düſſeldorfer Polizei fand unter den drei Perſonen eine Zuſammenkunft Statt, bei welcher B. dem „Kaufmann" einen Brief von dem angeblichen Lithographen in Lüttich überreichte, der die Kaſſenanweiſungen verfertigen ſollte. In dieſem Brief wurde das Anerbieten zur Verfertigung ſolcher Scheine gemacht, jedoch ein Vorſchuß von 80 — 90 Thlr. zur Anſchaffung der nöthigen Maſchine gefordert. Der „Kaufmann" ließ ſich hierauf nicht ein, weil ihm die Reiſen ꝛc. des S. ſchon ſo viel nutzloſes Geld gekoſtet hätten, und verlangte von den früher verfertigten Kaſſen-

anweiſungen. B. lehnte dies ab, da die frühern fehlerhaft ſeien; aus dieſem Grunde könne auch von den Platten ꝛc., welche der Lithograph zu Lüttich noch beſitze, kein Gebrauch mehr gemacht, ſondern es müſſe eine neue Maſchine angeſchafft werden. Von den mit dieſer Maſchine fabricirten Kaſſenanweiſungen werde er Lieferungen von 50,000 Thlr. und mehr machen. Der „Kaufmann" „ließ ſich das Erbieten, Proben davon zu liefern, gefallen." Endlich erklärte B. ſich bereit, durch den Verkauf ſeiner Ländereien das nöthige Geld herbeizuſchaffen, wogegen ihm der „Kaufmann" die Zuſage ertheilte, daß er dann die verpfändete Senfmühle für 18 Thlr. zurückerhalten ſolle. „Ueber dieſe Prozedur, ſagt der Anklageakt, äußert der Präſident M. ſeine Unzufriedenheit in einem Schreiben an die Düſſeldorfer Polizei, indem es nicht die Abſicht der Behörde ſein könne, auf Koſten des Fiscus! zu neuen Fabricationen zu verleiten, ſondern es ſich nur darum handle, Exemplare der bereits vorhandenen falſchen Kaſſenanweiſungen herbeizuſchaffen, um dadurch die Werkſtätte und die Verbreiter zu entdecken." Auf dieſe Weiſe wurde zwar der angebliche Kaufmann veranlaßt, bei dem B. auf die Ablieferung früher verfertigten Kaſſenanweiſungen zu dringen, widrigenfalls die Zuſage wegen der 18 Thlr. nicht gelten werde; aber B. ſchritt einmal auf dem eingeſchlagenen Wege fort*) und reiſte mit dem Lithographen R. aus Aachen (alſo nicht aus Lüttich) nach Frankfurt um eine Liniirmaſchine und andere nöthige Geräthſchaften zu kaufen. Dieſe zeigte er auch nach ſeiner Rückkehr in Cöln dem Kundſchafter S. und dieſer referirte darüber der Polizei. B. bemühte ſich nun, von dem „Kaufmann" das Geld für die Maſchine zurückzuerhalten. Da dies nicht gelang, drohte er, alle Verbindung mit ihm abzubrechen, nannte ihn und den S. „hinterliſtig, ſchlechten Musjö ꝛc." Unterdeß hatte ſich der Sicherheit wegen der betheiligte Lithograph mit der Maſchine nach Maeſtricht übergeſiedelt und nun knüpfte B., der mit dem Lithographen in ſteter Verbindung blieb und mitunter längere

*) Würde er das auch gethan haben, wenn die Kundſchafter ihm für dieſen Fall z. B. mit Denunciation gedroht hätten?

Zeit bei ihm wohnte, mit dem „Kaufmann" wieder an, erbot sich, jetzt falsche Kassenanweisungen zu liefern (Senf in zwei Qualitäten, wie er es einkleidete, die eine zu 5, die andere zu 1 Sgr.), und ersuchte den „Kaufmann," zur Abnahme derselben nach Aachen zu kommen. Der „Kaufmann" that dies mit Wissen und auf Veranlassung der Polizei zu Düsseldorf und traf in Aachen mit dem B. nach vorheriger Verabredung mit der dortigen Polizeibehörde in einem Gasthofe zusammen. Nachdem er dort hinlängliche Erklärungen aus dem B., der nach den Versicherungen des „Kaufmanns" sich unbehorcht glaubte, herausgelockt, welche die in dem Nebenkabinet heimlich aufgestellte Polizei hören sollte, und sich überzeugt hatte, daß B. falsche Kassenanweisungen bei sich habe, entfernte er sich unter irgend einem Vorwande aus dem Zimmer, wodurch den aufgestellten drei Polizeibeamten das Signal gegeben wurde, einzutreten und den B. zu verhaften.

B. wurde vor die Assisen gestellt und trotz allen Beweisen **von den Geschwornen freigesprochen!**

Aus dieser Geschichte, welche der Wahrheit getreu wiedererzählt ist, geht hervor:

1) daß sich die Polizei zweier Menschen bediente, die sich in das Vertrauen eines dritten einschlichen, um ihn zu verrathen;

2) daß dieselben die vermuthete Theilhaberhaft dieses dritten nicht aufdeckten, ihn dagegen

3) durch ihre Bemühungen, Simulationen und Gewinnvorspiegelungen, wenn auch vielleicht absichtslos, doch jedenfalls wissentlich, auf den Plan brachten, ein neues Verbrechen zu begehen, daß sie

4) von den Anstalten zu diesem Verbrechen unterrichtet waren, daß die Polizei es nicht minder war und daß man dennoch das Verbrechen, zu dem noch ein neuer Theilhaber verleitet wurde, geschehen ließ; daß man darauf

5) den Verbrecher durch einen eclatanten Akt des Verraths in die Hand der Polizei spielte und ihn alles Ernstes als selbstständigen Verbrecher vor die Schranken stellte.

Mag der B. die größte Disposition gehabt haben, ein Ver-

breiter falſcher Kaſſenanweiſungen zu werden; wer kann behaupten, daß er es geworden wäre ohne die verlockenden Anerbietungen der Kundſchafter, welche ſeinem Treiben einen ſicheren, förmlich geſchäftlichen Erfolg in Ausſicht ſtellten? Wer kann behaupten, daß er ſich nicht bloß an der Verbreitung, ſondern auch an der Verfertigung falſchen Papiergeldes würde betheiligt haben? Wer aber will gar behaupten, daß der von B. verleitete Lithograph, ſollte dieſer auch ſchon früher bei ſolchen Geſchäften wirkſam geweſen ſein, ohne den durch die Kundſchafter gegebenen Anſtoß eine verbrecheriſche Werkſtatt errichtet haben und in Maeſtricht zu 10 Jahren Kettenſtrafe verurtheilt ſein würde?

Als der B. nach ſeiner Verhaftung mit dem angeblichen Kaufmann confrontirt wurde, und dieſer ſich dahin zu erkennen gab, daß er die „Stellung der Polizei eingenommen“ habe, entgegnete B., zugleich mit Beziehung auf den Kundſchafter S.: „wenn dieſe Leute zur Polizei gehören, dann hat freilich die Polizei die Fälſchung veranlaßt!“

Daß die Geſchwornen ſie ebenfalls nicht dem B. auf die Rechnung geſchrieben, haben wir bereits gehört. Was aber fragen wir hier, würde ihm begegnet ſein, wenn er nach geheimem preußiſchen Verfahren gerichtet worden wäre?

Es lebe das Geſchwornengericht, der Schutz des Rechts und der Rächer der Moral!

Der ſchleſiſche Aufruhr.

Wie wir in der erſten Abtheilung dieſer Schrift hinlänglich hervorgehoben haben, erfüllt die Büreaukratie den Haupttheil ihrer Beſtimmung durch Bevormundung des Volks. Wie das Kind am Gängelbande, mit Fallhut und Gittern verwahrt, ſucht ſie das Volk im Staatshauſe zu leiten und unter ihre Wachſamkeit zu bannen. Jede ſeiner Bewegungen, jeder Laut, jeder Wunſch, jede Regung ſeiner Lebenskräfte ſteht unter der Leitung und Controle derer, welche in ihrer Geſammtzahl mit ihrer Büreauregierung die Büreaukratie repräſentiren. Fürwahr, dieſe Bevormundung iſt keine unvollſtändige, ſie iſt eine totale.

Die erſte Forderung, die an den Vormund geſtellt werden muß, iſt die, daß er ſeine Mündel — nicht verhungern laſſe. Wenn der Vormund alle Macht über den Mündel in Händen hat und auch deſſen Vermögen bei der Beſchaffung der Verwaltungskoſten nicht geſchont wird, wer trägt dann die Verantwortlichkeit für eine gute Erziehung und für den Lebensunterhalt des Bevormundeten? Der Vormund!

Wohlan, Vormund, die Manen der erſchoſſenen ſchleſiſchen Weber fragen dich, warum du ſie und ihre Brüder nicht vor der Verzweiflung der Hungersnoth bewahrt haſt? Sie fragen dich, ob die „Unterthanen“ eine Steuerſumme von 25 Millionen auf dem Büdget leſen müſſen mit dem Gedanken, daß dieſe Summe zur Unterhaltung von Soldaten dient, welche ihre verhungernden Brüder erſchießen müſſen?

Daß dem Ausbruch der schlesischen Verzweiflung durch helfende Maßregeln vorgebeugt werden konnte, müssen wir als ausgemacht annehmen; die Regierung selbst wird diese Annahme dadurch rechtfertigen, daß sie nicht den aufgefahrenen Kanonen und den Flintenkugeln allein die Abhülfe überlassen wird. Sie wird, nachdem das Unglück hereingebrochen, einer Wiederholung wenigstens einstweilen durch geeignete Maßregeln vorzubeugen wissen. Aber, fragen wir, warum wurde nicht auch dies eine Unglück verhütet, warum wurde es nicht verhütet, nachdem schon die censirte Presse ihr Möglichstes gethan, um über die unerhörte Noth der armen Schlesier Aufklärung zu geben?

Wir antworten auf Rechnung der Büreaukratie. Die Büreaukratie, welche mit ihrem Verheimlichungssystem sich selbst, wie die höchste Staatsgewalt über den wahren Zustand des Volks zu täuschen pflegt (S. auch das Kapitel: Furcht vor der Presse), kann unmöglich das Ihrige gethan haben, um der Staatsregierung das schlesische Elend in wahrem Lichte zu zeigen; sie kann unmöglich, wie es ihre Pflicht war, die Darstellung dieses Elends bis zu dem Grade getrieben haben, daß eine Abhülfe eintreten, oder ihre Verantwortlichkeit aufhören mußte. Also vor Allem dem Verheimlichungssystem der Büreaukratie schreiben wir das schlesische Unglück auf die Rechnung. Protestirt sie dagegen, so bleibt ihr nur übrig, die Schuld der Regierung zuzuschieben, und dieses Unternehmen wollen wir ihr allein überlassen. Bleibt ihr wirklich nur dies übrig? Sie hat [illegible] eine andere Ausflucht gefunden: Die arme Presse soll das Unglück verschuldet haben! Diese Beschuldigung soll wirklich aus dem Munde eines der höchsten Staatsbeamten vernommen worden sein. Die Presse, die censirte Presse hat es verschuldet, daß ganze Familien sich von wenigen Groschen eine ganze Woche lang ernähren mußten; die Presse hat es verschuldet, daß die Magen der Weber nicht in Straußmagen sich verwandeln ließen, die im Nothfall sich mit Steinen füllen; die Presse hat es verschuldet, daß die Fabrikherren den fleischlosen Arbeitern, wie Vampyre auf dem Nacken saßen, um ihnen das Mark aus den Knochen zu saugen; die Presse hat es verschuldet, daß die Arbeiter keine Arbeit fanden,

wenn ſie arbeiten wollten, und kein Brod hatten, wenn ſie Arbeit fanden; die Preſſe hat es verſchuldet, daß der verhaßteſte von den Fabrikherren durch Gefangennehmung eines Unglücklichen die Rache der übrigen Unglücklichen aufſtachelte und den angeſchürten Vulkan der Verzweiflung endlich zum Ausbruch reif machte. O die frevelhafte Preſſe! Man ſchaffe die Preſſe ab und die ſchleſiſchen Weber werden vor lauter Bürgertugend ſich ruhig auf die Bahre legen und als gute Unterthanen lautlos den patriotiſchen Hungerstod ſterben.

Und doch trägt auch nach unſerer Ueberzeugung die Preſſe die Schuld. Aber die cenſirte Preſſe! Hättet ihr die Preſſe frei gegeben, wie ihr verſprochen habt, ſie würde auch das ſchleſiſche Elend bei Zeiten ſo vernehmlich in die Ohren geſchrieen und auch die Urſachen und die Mittel zur Abhülfe ſo nachdrücklich bezeichnet haben, daß das Pulver, welches den Unglücklichen den Tod gebracht, geſpart und euch die Gelegenheit, eure Schuld der Preſſe aufzubürden, abgeſchnitten worden wäre. Ja, die Preſſe, d. h. die Cenſur hat die Schuld, und die zitternde Cenſur reicht der Büreaukratie die Hand, um ihre Herrin zu bezeichnen!

Alſo bei freier Preſſe wäre das Unglück verhütet worden? Ja, es wäre, gleich frühern und ſpätern Uebeln, verhütet worden, wenn ihr euer Verſprechen erfüllt und uns freie Preſſe und Volksrepräſentation gegeben hättet. Das iſt unſere Ueberzeugung. Was die Preſſe nicht gethan hätte, das würden die Deputirten gethan haben, vorausgeſetzt, daß nicht bloß den adeligen Herren und Fabrikbeſitzern, ſondern auch den armen Webern, wie überhaupt jedem Staatsbürger, eine wirkliche Vertretung wäre bewilligt worden. Wir tauchen die Feder in das Blut der Erſchoſſenen und ſchreiben auch hier: freie Preſſe und Volksrepräſentation!

Es wird nicht nöthig ſein, ſchon im Voraus denen zu antworten, welche auf England hinweiſen könnten, das trotz freier Preſſe und Volksrepräſentation ähnliche Zuſtände und ähnliche Vorfälle aufzuweiſen habe. Räumt erſt den Coloß der engliſchen Ariſtokratie aus dem Wege und ihr ſollt mit euerem Einwurf Recht haben. Zum Schluß beantwortet die Frage: wie würden

die Arbeiter-Zustände des industriellen und aristokratischen Englands beschaffen sein, und welche Explosionen würden dort stattfinden, wenn nicht die Ventile der freien Presse und des Parlaments sie verhüteten, wenn nicht das Bewußtsein des Besitzes dieser mächtigen Hülfsmittel den Haupttheil der Verantwortlichkeit für das Fortbestehen übler Zustände beschwichtigend auf das Volk selbst übertrüge? Glaubt ihr, daß England noch zwei Jahre bestehen würde, wenn man es mit einer Büreaurегierung beschenkte?

Hoffentlich wird nicht die Mosel und die Wupper eine ähnliche Veranlassung bringen, die Rechnung der Büreaukraten zu vergrößern.

Universitätsbüreaukratie. Behandlung der Männer der Wissenschaft. Unbelangbarkeit der Behörden bei Rechtskränkungen.

Der gemißhandelte Professor, von welchem hier die Rede sein wird, ist ein Mann von derbem und gradem Wesen, festem Willen und rechtseifrigem Charakter, der, wo er ungerecht behandelt wird, dem Gegner nicht ein Jota durchsieht und von seinem Recht nicht ein Haar in dessen Fingern zurückläßt. Wer seine Gewalt mißbraucht, um Unrecht einzuschenken, der soll es auch bis auf die letzten Tropfen wieder ausschenken. Das drückt ungefähr den Grundsatz aus, nach welchem unser Professor verfahren wissen will. Solche Männer sind just geeignet, die Büreaukratie behutsam zu machen, wenn sie auch bei ihrer Seltenheit in der Regel noch die Opfer ihrer Festigkeit werden, wenigstens ihr Recht nicht durchzusetzen vermögen. Der alte Erzbischof von Köln (wenn auch im Uebrigen ein unheilbarer Obscurant) war auch ein Mann dieser Art. Wären diese Eisenköpfe nur nicht so dünn bei uns gesät!

Wir folgen bei dieser Darstellung dem Urtheil des Appellationsgerichts, welches den Professor N. in der über ihn verhängten Untersuchung freigesprochen.

N. in seinem Fach ausgezeichnet und von bedeutendem Ruf, wurde im Jahr 1819 durch das preußische Ministerium „unter großen Lobeserhebungen und Verheißungen“ als Professor der Geburtshülfe und Vorsteher der Entbindungsanstalt von einer

auswärtigen Universität nach N. berufen. Das Ministerium der Unterrichtsangelegenheiten schrieb ihm u. A.: „Unterzeichnetes Ministerium preist die Zuversicht, mit der Sie in den preußischen Staatsdienst getreten sind, und gibt Ihnen dafür die Versicherung (gehört in die Lehre vom gegebenen Versprechen), daß Sie in Ihrer neuen Wirksamkeit, von welcher für die Universität N. der beste Erfolg zu hoffen ist, alle zweckdienliche Unterstützung finden und von Seiten Königlicher Regierung nie Veranlassung erhalten werden, den Entschluß, welcher Sie nach N. geführt, zu bereuen." Es wird sich zeigen, wie diese Versicherung in Erfüllung ging.

N. wurde aufgefordert, die Entbindungsanstalt, als deren Director er berufen war, neu einzurichten. Mit aller Liebe zu seinem Fach und rastlosem Eifer gab er sich an dies Werk und brachte es glücklich zu Stande. In wenigen Jahren jedoch gerieth er in Differenzen mit dem Regierungsbevollmächtigten als Curator, welcher an der Einrichtung der Speiseanstalt allerlei zu mäkeln fand und, obgleich das Institut sich mit anerkannt zu geringen Mitteln behalf, dennoch bei der Erörterung über die Kostpreise, Pfennigsbeträge zum Gegenstand des Streits machte. Solche Ausstellungen sprachen sich jedoch niemals in bestimmten Anordnungen aus, und waren stets von einem schwankenden Benehmen begleitet, bei welchem die Absicht zu tadeln, nicht aber die Absicht zu bessern sich unzweideutig geltend machte. Professor N. ließ es nicht an Remonstrationen, Gegenvorschlägen ꝛc. fehlen, jedoch wurden diese als Widersetzlichkeit gegen gegebene Befehle ausgelegt. Auch wurde sein Antrag auf eine Untersuchung und Entscheidung durch eine Commission — das einfachste und sicherste Mittel zur Beendigung des Streits — keiner Berücksichtigung gewürdigt. Daß ein solches Verfahren den Professor N., der seine Anstalt als seine Schöpfung ansehen und in den Angelegenheiten derselben seine Stimme als berücksichtigenswerth betrachten mußte, nur kränken konnte, läßt sich denken. Es kamen aber noch allerlei andere Mißhelligkeiten hinzu, die man nicht anders, als der Chikane zuschreiben kann. Auch wollte man dem Professor N. durchaus einen Assistenten aufdrängen, obschon er einen

ſolchen für durchaus unnöthig erklärte. Auf ſein Widerſtreben gegen die Anſtellung eines Aſſiſtenten gab man ihm einen ex officio und zwar, wie ihm der Curator ſagte, auf Befehl des Miniſteriums, während, was ihm verſchwiegen wurde, vom Curator der Vorſchlag ausgegangen war. Zum Aſſiſtenten wählte man überdieß einen Mann, der, obſchon früherer Schüler des N., durch ſeine Reden deutlich die Abſicht zu erkennen gab, gegen ſeinen ehemaligen Lehrer den Spion zu ſpielen und auch auf andre Weiſe deſſen Antipathie erregt hatte.

So hatte man ihn nun von mehreren Seiten in die Lage gebracht, ohne ſeine Zuſtimmung getroffenen Anordnungen aus Ueberzeugung widerſtreben oder gegen ſeine Ueberzeugung Folge leiſten zu müſſen. Wie wenig ſeine Gegenvorſtellungen geachtet wurden, beweiſt u. A. eine von dem ſtellvertretenden Curator, einem Geheimen Rath, gemachte und von dem Appellationsurtheil als „merkwürdig“ hervorgehobene Aeußerung: „ohne die Sache noch zu kennen, erkläre er ſich dafür, daß die Verfügungen des Hohen Miniſteriums bei allen Proteſtationen aufrecht zu erhalten und in Vollzug zu laſſen ſeien.“ Iſt das nicht ächt büreaukratiſch-feige nach Oben und -despotiſch nach Unten?

Die Einführung des Aſſiſtenten fand ungeachtet der ausdrücklichen Proteſtation des Profeſſors N. Statt. Schon am andren Tage wurde er von dem Aſſiſtenten verklagt, weil er demſelben die Schlüſſel zu den Schränken verweigerte, in welchen die Apparate des Inſtituts, Inſtrumente ꝛc. ſich befanden. Man ließ dem N. die Schlüſſel durch den Pedell abfordern. Er gab ſie indeß nicht heraus, weil, wie er entgegnete, das Inſtitut ihm allein anvertraut ſei. Dieſe Reibungen, die als unausbleiblich mußten vorausgeſehen werden, führten allerlei weitere Chikanen herbei. Endlich gab das Miniſterium zu erkennen, daß es die Verdienſte und die Nützlichkeit des N. nicht der Spannung mit deſſen Aſſiſtenten wolle zum Opfer gebracht ſehen, es ſolle daher ein milderer Weg eingeſchlagen und der ꝛc. N. aufgefordert werden, zu erklären, ob er, wenn von der Einweiſung des Aſſiſtenten Abſtand genommen werde, ſich in die übrigen Anordnungen hinſichtlich der Oeconomie fügen wolle. Statt hierüber, wie es in

dem Reſcript des Miniſteriums vorgeſchrieben war, eine Verhandlung aufzunehmen und einzuſenden, berichtete der Curator u. A.: „daß, wenn er den Geiſt der höchſten vorgeſetzten Behörden erwogen, wie er ihm auf ſeiner academiſchen Laufbahn in dem Jahre bekannt geworden, er es habe wagen dürfen, dem ꝛc. N. auf Einiges Hoffnung zu machen, was allerdings voreilig und unbefugt ſcheinen könne ꝛc. Zu dieſer wirklich einzigen Stelle bemerkt das Appellationsurtheil: „dadurch, daß keine förmliche Verhandlung aufgenommen wurde, und ſowohl von dem N., als von dem Curator unterſchrieben iſt, mangelt es an einer vollſtändigen Gewißheit deſſen, was damals unterhandelt und verabredet worden. N. behauptet, und er hat es in der weitern Vertheidigungsinſtanz, als einen neuen Gegenſtand der Unterſuchung angegeben, daß der Curator ihm in der Conferenz vom 23. September einen Orden oder äußeres Ehrenzeichen angeboten habe, um ihn dadurch das Vergangene vergeſſen zu machen. Der Inquirent hat dieſen Umſtand nicht wichtig genug geachtet, um denſelben als ein Novum zur Inſtruction zu ziehen; indeſſen deuten doch die vorangegangenen Worte im Eingange des Berichts des Curators, daß er es gewagt habe, dem ꝛc. N. auf Einiges Hoffnung zu machen ꝛc., dahin, daß damals etwas dergleichen vorgegangen ſei, und wenn ſo etwas vorgegangen iſt, ſo ſteht es außer Zweifel, daß der Curator den ihm vom Miniſterium ertheilten Auftrag, entweder nicht verſtanden oder nicht befolgt hat, welcher dahin ging, daß er den ꝛc. N. über die getroffenen Maßregeln beruhigen ſollte. Durch Verſprechung von Ehrenzeichen konnte dies nicht erreicht werden, da N. dadurch in der Meinung beſtärkt werden mußte, daß man ſeine Anſicht als die begründete anerkennen, und daß man eine Nachgiebigkeit von ihm verlange, weil man nicht Unrecht gehabt haben wolle.“ Solcher feinen Stiche enthält das Urtheil, welches überhaupt den unabhängigen Standpunkt der Richter auf jeder Seite bekundet, noch mehrere und war dadurch für die Büreaukratie eine treffliche Lehre.

Der Profeſſor N. war übrigens der rechte Mann, um ſich durch einen Orden beſchwichtigen zu laſſen, wo ihm Unrecht

geſchehen war. Vielleicht war eben die Verachtung, die er dem Anerbieten entgegengeſetzt hatte, Veranlaſſung, daß man den vom Miniſterium angewieſenen „milderen Weg“ nicht einſchlug. Vielmehr behelligte man das Miniſterium mit Vorſtellungen über die Leidenſchaftlichkeit, Unverträglichkeit ꝛc. des N. und ging zugleich dazu über, dieſem eines Tags anzukündigen, daß zu einer beſtimmten Zeit der mehrgedachte Aſſiſtent in dem Hörſaal der Entbindungsanſtalt Vorleſungen über Geburtshülfe halten werde, und daß derſelbe zu dieſem Zweck die Apparate der Anſtalt benutzen müſſe. Zugleich wurde dem N. bemerkt, daß jeder Verſuch von ſeiner Seite, den Aſſiſtenten zu ſtören, als Widerſetzlichkeit gegen höhere Befehle angeſehen werde und man unter allen Umſtänden die unwandelbare Vollziehung der höhern Befehle zu ſichern wiſſen werde. „Wo ſind aber dieſe höheren Befehle?“ fragt das Appellationsurtheil. „Nirgendwo findet ſich in den Acten, daß ꝛc.“ Es ſchien alſo bei dieſem Verfahren förmlich auf Widerſetzlichkeit des N. ſpeculirt zu ſein, zumal wenn man bedenkt, daß der Aſſiſtent, ein ehemaliger Schüler des N., zu den Vorleſungen gar nicht berechtigt war, daß er den ꝛc. N. dadurch benachtheiligte, daß der Hörſaal ganz von und für Profeſſor N. faſt wie ein Privatzimmer eingerichtet war. Das Curatorium befahl, wenn N. den Saal nicht hergeben wolle, denſelben mit Gewalt daraus zu entfernen. Es wurden demnach drei Pedelle *) commandirt, ihn zuvor zur Räumung des Saals aufzufordern, dann aber, wenn er nicht Folge leiſte, ihn mit Gewalt daraus fortzubringen. N. war zur beſtimmten Stunde in ſeinem Auditorium beſchäftigt. Als die Pedelle erſchienen, erklärte er ihnen, „daß der Saal kein öffentliches Auditorium, daß derſelbe ihm als Director der Anſtalt vom Miniſterium zugewieſen ſei“ und verweigerte mit der Frage: „Wollt ihr mich hinauswerfen?“ die Räumung des Zimmers. In dieſem Augenblick erſchien der Univerſitätsrichter, Geheimer Rath und früher auch ſtellvertretender Curator, und befahl, „den Herrn

*) Man hatte ſogar Polizeidiener begehrt, die aber nicht zugeſtanden wurden.

Professor anzugreifen und mit Gewalt aus dem Saal zu schaffen," worauf N. erklärte: „Das wollte ich nur hören. Jetzt gehe ich. Also ein Director, ein Professor wird aus seinem Saal hinausgeworfen?" Worauf der Geheimrath erwiederte: „Ja, in den Ihnen bekannten Stunden geschieht das Ihnen."

Das Appellationsurtheil bemerkt hierbei ungefähr: Wie nun, wenn N. gesagt hätte, er wolle der Vorlesung seines ehemaligen Schülers einmal beiwohnen, um zu sehen, ob der Mann auch was verstehe ꝛc.?

Der Professor N. selbst sagt in einer über seine Geschichte herausgegebenen Druckschrift:

„Die Pedellen zeigten ehrbarere Gefühle, als der Mitcurator, der Rechtsgelehrte, der Vorgesetzte derselben, genug: sie unterstanden sich nicht, sich von der Stelle zu bewegen."

„Ich habe meine und des Ministerii Ehre gewahrt; das Curatorium hat aber sich, das Recht, das Amt, die Universität, den Lehrstand beschimpft — und endlich gewiß noch das Ministerium getäuscht."

„O! Göttingens Curatoren! Seid ihr je so unklug gewesen, euren Lobpreisern Unrecht und Unehre zuzumuthen und denen, welche für das Gegentheil sprechen, die Fäuste der Pedellen auf's Maul drücken zu wollen? Pedellen gegen Professoren?!"

„Wie kann man es verantworten, Einem am 27. September, und das sogar für erlittenes Unrecht, den Orden, und am 3. November die Fäuste der Pedellen geboten zu haben?"

„Wie sehr unerwartet und unangenehm (fährt das Appellationsurtheil nach der früher citirten Stelle fort) dieser Vorfall dem Königl. Ministerium war, gab dasselbe in dem Rescript vom 21. November 1826 zu erkennen, wenn es sagt, daß selbst der Bericht vom 27. October (und am 3. November kamen die Pedellen) noch Hoffnung gelassen habe, den ꝛc. N. durch ernste aber nachsichtsvolle Maßregeln zur Besonnenheit zurückführen zu können, und daß das Ministerium gern diesen Weg gewählt haben würde. Freilich bliebe nun nichts Anderes übrig, als den ꝛc. N. einstweilen zu suspendiren und durch eine ge-

richtliche Unterſuchung die Schuld oder Nichtſchuld aufklären zu laſſen." (Iſt das eine rechtliche Folgerung, daß der ꝛc. N., weil die Andern ihn durch ihre Schuld und auf eine unerhörte Weiſe zum Aeußerſten gebracht ſuspendirt und vor Gericht geſtellt werden mußte? That man dies aber, um die „Schuld oder Nichtſchuld" zu ermitteln, mußte dann nicht, wenn die Endentſcheidung des Gerichts für N. ausfiel, die Beſtrafung der Andern die Folge ſein? Man wird ſehen, was geſchah.)

Den Tag nach erfolgter Suspenſion des ꝛc. N. gingen ſeine Schüler, die, wie es in den amtlichen Verhandlungen heißt, „ihm mit Liebe und Hochachtung anhingen," zum Curator, um ihren Lehrer zurückzufordern. Man ſuchte ſie zu überreden, denſelben fahren zu laſſen und den mehrgedachten Aſſiſtenten, der mit ihnen auf einer Bank geſeſſen, zum Lehrer zu nehmen. Dies wurde jedoch mit Nachdruck zurückgewieſen.

An demſelben Tage drang man in das Local des N., erbrach die Schränke, veränderte die Schlöſſer und ſchaffte am dritten Tag deſſen Sachen weg, als er wegen des Termins hierzu Einwendungen machte.

N. wurde nun „wegen Ungehorſams und Widerſpenſtigkeit im Amt gegen ſeine Vorgeſetzten und dabei grober Anzüglichkeiten und Injurien" vor Gericht geſtellt. Das Gericht verurtheilte ihn, am 4. Juli 1828, und er wurde caſſirt!

Die Sache kam darauf an die Appellinſtanz. Das mehrcitirte Urtheil des Appellhofs ſagt am Schluß, daß, wenn N. mitunter nicht ruhig und gemeſſen genug aufgetreten, dies Entſchuldigung finde, wenn erwogen werde, daß er bei ſeinem regen Dienſteifer, ſeinem lebhaften Ehrgefühl und ſeinem Bewußtſein von der Vortrefflichkeit ſeiner Anſtalt ſich auf ein Mal geſtört gefunden; ſodann erwähnt es, daß er in Folge der erlittenen Kränkungen an Leib und Seele erkrankt ſei, erklärt, daß er ſich über ſeine unmittelbaren Vorgeſetzten wirklich zu beſchweren Urſache hatte und ſpricht ihn demnach von Strafe und Koſten 1r wie 2r Inſtanz völlig frei. (am 3. April 1829.)

Ein ſolches Urtheil war ganz geeignet, um in der Hand eines N. als Schwert gegen die Uebergriffe der Büreaukratie zu

dienen — vorausgesetzt nämlich, daß die Büreaukratie nicht die Zugänge zu den Gerichten besetzt hielt.

N. erhob, gestützt auf sein Urtheil, eine Entschädigungsklage gegen seinen Ankläger, den Regierungsbevollmächtigten der Universität. Die Klage betraf eine Summe von mehr als 20,000 Thlr., welche er durch Entziehung der Lehrhonorare und Facultätsporteln, durch Einbuße in der Praxis, Gehaltsverkürzung während der Suspension ꝛc. verloren hatte. Was war gerechter, als eine solche Klage? Man kreuzte sie durch eine Disciplinaruntersuchung gegen den ꝛc. N. wegen seiner rückhaltlosen Reclamationen und seines Drängens auf radicale Restitution und Rehabilitation in jeder Hinsicht.

Das Resultat der Disciplinaruntersuchung war, daß man den vom Appellhof freigesprochenen Professor mit vollem Gehalt — pensionirte! (Seinen Gegnern aber hat es auch später nicht an Auszeichnungen gefehlt.)

N. war nicht der Mann, sich hierbei zu beruhigen. Seine Entschädigungsforderung war unterdeß immer größer geworden und sie hätte sich jetzt zugleich gegen die höchsten Staatsbehörden richten müssen, welche das Mittel zur Befriedigung derselben genommen hatten. Aber — unsere Minister sind nicht belangbar!

Nachdem es dem ꝛc. N. mit vieler Mühe gelungen war, seine Klage beim Gericht auf die Rolle zu bringen, forderte dies ihn auf, die Genehmigung des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten zur Klage gegen den Regierungsbevollmächtigten beizubringen. N. wollte auf administrativem Wege kein Recht mehr suchen, obschon er dazu Anleitung erhielt, und darauf wurde denn der Prozeß sistirt. Ein Bescheid des Ministers v. Kamptz benachrichtigte ihn später, daß der Prozeß durch einen Beschluß des Staatsministeriums definitiv inhibirt sei.

N. ruhte nicht und wandte sich an das Kammergericht. Nach vielen und langewierigen Bemühungen wurde ihm durch den ihm „ex officio“ bestellten Anwalt erwiedert, daß das Gericht die Klage nicht annehmen dürfe, weil nach der Cabinetsordre vom 7. Juli 1830 die Entscheidung dem König und dem Ministerium zustehe. Hierbei ist auffallend, daß die Sistirung des Prozesses

und die Abweiſungen des N. ſich mit keiner Sylbe auf jene Cabinetsordre ſtützten.

Seitdem hat nun Profeſſor N. fortgefahren, ſowohl bei den Landſtänden als bei allen betr. Staatsbehörden zu reclamiren. Er wird aber ſchwerlich zu etwas Anderm gelangen, als wozu er ſchon gelangt iſt, nämlich zu der Ueberzeugung, daß man in Preußen als Angeklagter auch mit dem größten Unrecht zu jeder Stunde von der Büreaukratie vor Gericht geſtellt werden, aber als Kläger auch beim größten Recht die Büreaukratie nicht vor Gericht ziehen kann.

Es iſt ein fatales Ding, wenn man eher einen Orden, als ſein Recht erlangen kann.

Gesetzlichkeit und Gerechtigkeit,

bethätigt

durch die Pensionirung des Forstinspectors

Joseph Heinzen.

„Den Civildienern des Staats, wenn sie nach (omissis omittendis) einer pflichtmäßigen Dienstzeit und Dienstführung durch „physisches Unvermögen und körperliche Gebrechlichkeit, oder „durch Schwächung der Geisteskräfte und der intellectuellen Thätigkeit dienstunfähig geworden sind, soll u. s. w. ein Anspruch auf eine lebenslängliche Pension zugestanden werden. „(§. 1. des Pensionsreglements vom 30. April 1825.)"

„Wenn die Dienstunfähigkeit, auf welche der Pensionsanspruch gegründet werden soll, nur relativ und der Beamte noch ein anderes Amt zu bekleiden fähig ist, „dessen Verwaltung für ihn weder Degradation, noch Verlust „an dem bisherigen Diensteinkommen in sich schließt, so kann „die Pensionirung nicht eher eintreten, als bis entschieden ist, daß ein solcher anderweitiger Gebrauch von demselben für den Staatsdienst nicht zu machen sei. (§. 7. des Reglements.)"

„Bei der Berichterstattung über einzuleitende Pensionirung, „soll gleichzeitig von dem Antrag und von den Pensionirungs-Gründen dem betreffenden Beamten Nachricht gegeben werden. (§. 18. des Reglements.)"

Dieſe drei §§. des erwähnten Geſetzes, welche, als geltende, von der oberſten Staatsverwaltung feſtgeſetzte Regeln unterhalb des Thrones keiner andern Staatsgewalt weder eine Aenderung, noch eine andere Deutung geſtatten, als der klare Buchſtabe an die Hand gibt, mögen der vorliegenden, nach den factiſchen Umſtänden und unverwirrbaren Rechtsbegriffen entworfenen Darſtellung zum Motto dienen, und dies Motto wolle der Leſer ſcharf im Auge behalten, indem er dem Gang einer gewaltſamen Penſionirung folgt, gegen die zehn Jahre lang durch alle Inſtanzen hindurch vergebens iſt proteſtirt worden. Iſt der Forſtinſpector Heinzen

1) zur Zeit, wo ſeine Penſionirung eingeleitet wurde, nicht dienſtunfähig geweſen; iſt hiernach
2) ſeine angebliche Dienſtunfähigkeit nicht als entſchieden dargethan worden; hat er
3) von den zur Erreichung ſeiner Penſionirung gethanen Schritten und den Gründen derſelben keine gleichzeitige Nachricht erhalten, ſo wird kein Unpartheiiſcher etwas Anderes behaupten können, als daß ſeine Penſionirung ſchnurſtracks gegen Geſetz und Recht erfolgt ſei. Iſt dies aber der Fall geweſen, ſo wird jeder rechtliche Mann zugeben müſſen, daß das verletzte Recht des J. Heinzen auf deſſen Remonſtrationen zu reſtituiren, Pflicht der Regierung geweſen wäre. Iſt die Reſtitution jedoch nicht erfolgt, ſo wird jeder Einſichtsvolle anerkennen, daß in einem Staat, wo eine ſolche Ungerechtigkeit Statt finden konnte, die Verwaltung Mängel haben müſſe, welche aufzudecken und durch Beiſpiele anſchaulich zu machen, Pflicht und Wohlthat iſt.

Aus den angeführten Geſetzesſtellen geht unter Anderem unbeſtreitbar hervor:

1) Daß die Penſionirung eines Beamten ſich auf Anſprüche gründe, daß dieſelbe mithin, wie dies auch in der Natur der Sache liegt, nach den Umſtänden eine Wohlthat für den Penſionär in ſich ſchließe und derſelbe zu dieſer Wohlthat bei Erfüllung der Bedingungen in der Regel nur zugelaſſen, nicht aber zur Annahme derſelben ge-

zwungen, mit einem Worte, daß das Pensionsreglement nicht Strafreglement werden solle; daß

2) in dem Fall, wo der Staat es zu seinem Besten für dienlich erachten muß, jene ursprünglich als bloße Wohlthat bewilligte Versorgung zugleich in ein Entledigungsmittel umzuwandeln, dieses Mittel nur dann angewendet werden dürfe, wenn der Beamte entweder körperlich oder geistig absolut unfähig zu weiteren angemessenen Staatsdiensten geworden ist. Wenn nun aber in dem Fall, wo der Beamte selbst seine Pensionirung nachsucht, zuvor seine Berechtigung dazu, d. i. seine Dienstunfähigkeit constatirt werden muß; wie viel mehr muß dann Gerechtigkeit und Gesetz solchen Beweis der Unfähigkeit fordern in dem Fall, wo der Beamte sich gegen die Pensionirung sträubt und noch dienstfähig zu sein behauptet!*) Mit diesen Folgerungen bringe man die Thatsachen in Uebereinstimmung.

In Folge der bedeutenden Forstveräußerungen, welche vor dem Jahre 1829 Statt gefunden hatten, und die so viel gerechte Mißbilligung hervorgerufen haben, war von dem Finanz-Ministerium eine neue Organisation in Bezug auf die Verhältnisse der Forstbeamten des Regierungsbezirks Düsseldorf für nöthig erachtet worden. Von dieser neuen Organisation, welche die Beseitigung von etwa 30 Beamten zur Folge hatte, wurde der Forstinspector Heinzen zu Cleve durch folgende Verfügung in Kenntniß gesetzt:

„Der von des Herrn Finanzministers Excellenz bereits un-
„term 28. November 1826 festgesetzten neuen Organisation

*) Heißt es doch auch in einem Rescr. vom 23. Nov. 1826. „Wenn das königl. Staatsministerium bei der Prüfung der Reclamationen, welche einzelne Beamten gegen ihre Pensionirung einlegen, sich in Absicht der Dienstbrauchbarkeit auf das Urtheil ihrer Dienstvorgesetzten verlassen muß; so ist um so mehr zu wünschen, daß dergleichen Urtheile, welche über das Wohl und Weh eines Angestellten entscheiden, mit der allersorgfältigsten Erwägung auch der zu Gunsten des zu entlassenden Beamten sprechenden Verhältnisse abgegeben werden mögen."

„der Forſtverwaltung unſeres Verwaltungsbezirks zufolge,
„ſollen künftig die Forſtinſpectorſtellen gänzlich eingehen
„und es iſt durch eine höheren Orts erlaſſene Verfügung
„beſtimmt worden, daß dieſe Veränderung mit der neuen
„Etatsperiode pro 18″/„ eintreten ſoll.“

„Demgemäß benachrichtigen wir Sie, daß mit dem
„1. k. M. und J. Ihre bisherige Function als Forſtinſpec-
„tor aufhört und Sie von dieſem Zeitpunkte ab zur Dis-
„poſition des Königlichen Finanzminiſteriums
„geſtellt werden und zwar mit Beibehaltung Ihres
„bisherigen wirklichen Dienſteinkommens. Dagegen haben
„Sie der höheren Beſtimmung gemäß, auf den Bezug der
„abgeſetzten 350 Thaler für Dienſtaufwand nur dann An-
„ſpruch, wenn Sie in gleicher Eigenſchaft wieder eine
„etatsmäßige Stelle erhalten ſollten.

Düſſeldorf, den 9. December 1828.

Königl. Regierung.

Hätte J. Heinzen oder irgend Jemand nach dieſer Verfügung ahnen können, daß ihm eine Penſionirung bevorſtehe, oder daß man, eine ſolche vorzubereiten, irgend Grund haben könne? Liegt in jener Verfügung die mindeſte Andeutung hierüber? Hätte eine ſolche Andeutung aber nicht in der Verfügung liegen, hätte nicht wenigſtens die entgegengeſetzte Andeutung in derſelben vermieden werden müſſen, wenn damals ſchon der Gedanke an Heinzen's Penſionirung feſtgeſtanden hätte? Da hiervon keine Spur ſich kund gab, konnte natürlich auch bei Heinzen ein ſolcher Gedanke nicht aufkommen. Weder er ſelbſt, noch die ihm vorgeſetzte Behörde war durch irgend einen Umſtand veranlaßt worden, an ſeine Dienſtunfähigkeit — den einzigen rechtlichen Grund zur Penſionirung — zu denken, viel weniger war irgend davon die Rede geweſen. Eine Penſionirung aber ohne dieſen Grund vorauszuſetzen, und von einer durch die Beamten nicht herbeigeführten Veränderung im Verwaltungsweſen eine gewaltſame Entziehung ihrer Rechte fürchten, wäre ein Mangel an Vertrauen auf die Gerechtigkeit der Staatsverwaltung geweſen, deſſen Kundgebung man ſehr übel würde aufgenommen haben.

Heinzen konnte nur erwarten und erwartete nur, daß die Dispo-niblestellung sich über keine zu lange Frist erstrecken und daß er, wie die Regierungsverfügung selbst durch die Worte „zur Disposition gestellt“ und: „wenn Sie in gleicher Eigenschaft wieder eine Etatsstelle erhalten sollten,“ in Aussicht ließ, seiner gewöhnten, ihm zum ersten Bedürfniß gewordenen Dienstthätigkeit wieder gegeben werden würde. Sein Verlangen nach dieser Thätigkeit gab er (obgleich ihm privatim durch den ihm vorgesetzten Oberforstmeister zu seiner günstigen Quiescirung sogar gratuliert wurde) durch mündliche und schriftliche Bitten um baldmögliche Wiederanstellung zu erkennen, da es seinem Ehr- und Pflichtgefühl zu nahe trete, dem Staat zur Last zu fallen, wo er ihm noch dienen könne. Schon diese wiederholten Bitten müßten die Regierung überzeugt haben, daß eben so wenig Heinzen's Thätigkeitstrieb und Dienstfähigkeit einzuschlafen beginne, als daß ihm Ehre und Pflicht eine Nebensache sei. Anstatt der gehofften Wiederanstellung gab man ihm indeß, ohne daß inzwischen eine vorbereitende Mittheilung erfolgt war, ungefähr zehn Monate später, nämlich unterm 17. October 1829 folgende laconische Benachrichtigung, die in ihrer Art vielleicht ohne Beispiele ist.

„Sie werden hierdurch in Kenntniß gesetzt, daß mit dem „Anfange künftigen Jahres Ihre Pensionirung eintreten „wird.

Düsseldorf, den 17. October 1829.

Königl. Regierung.“

Hätte man die Anzeige über die geringfügigste Angelegenheit von der Welt laconischer und bagatellmäßiger fassen können, als diese Benachrichtigung über das veränderte, unrechtmäßig veränderte Schicksal eines ehrenhaften und ziemlich hochstehenden Beamten? Auf die vorstehende Verfügung, erlassen zwei Monate und zwei Wochen, erhalten zwei Monate*) vor dem ver-

*) Eine Cabinetsordre vom 29. März 1825 hatte bestimmt: „Den Beamten soll ihre bevorstehende Pensionirung ein Vierteljahr vor dem Eintritt derselben bekannt gemacht werden, um ihre

fügten Beginn der Penſionirung und die letztern mit keinem Buchſtaben begründend, auch, wie geſagt, nicht im Mindeſten durch eine vorläufige Benachrichtigung — wie der §. 18 des Reglements feſtſetzt — vorbereitet, proteſtirte der erſtaunte Forſtinſpector Heinzen aus allen Kräften. Er wandte ein, daß, wenn etwa das Gichtübel, woran er in den fünfzehn Jahren ſeiner Verwaltung zu Cleve viermal befallen worden, den Grund zu ſeiner Penſionirung abgebe, dieſer Grund nicht haltbar ſein könne, indem er, von jenem Uebel völlig hergeſtellt, ſich ſo rüſtig und kräftig fühle, als vor zehn bis zwanzig Jahren, und daß er ſich unter ſolchen Umſtänden in einem Alter von acht und fünfzig Jahren nicht entſchließen könne, dem Staat ohne Noth eine Laſt zu werden. Auch böten ſich Gelegenheiten genug dar, ihn dem Willen des Geſetzes gemäß anderweit zu beſchäftigen. Zugleich bat er dringend um Mittheilung der Motive, welche ſeine Penſionirung in Wahrheit herbeigeführt hätten. Seine Remonſtrationen hatten indeß nicht bloß keinen Erfolg, ſondern ſie erwirkten auch nicht einmal einen Beſcheid und hinderten die Regierung nicht, ihn unterm 29. Januar 1830 ohne Weiteres zu benachrichtigen, daß er vom erſten deſſelben Monats ab mit 576 Thlr. in Ruheſtand verſetzt ſei. Er wandte ſich darauf unterm 4. März 1830 an das Finanzminiſterium, wiederholte die der Regierung vorgetragenen Gründe und Umſtände, wies nach, daß ſeine Beibehaltung zugleich im Intereſſe*) des Staats liege (der Clever

häusliche Einrichtung darnach treffen zu können." Ferner heißt es in einem Reſcript vom 9. April 1826: „Es muß, nach der Beſtimmung, daß Beamten ein Vierteljahr vor Eintritt ihrer Penſionirung von derſelben benachrichtigt werden ſollen, auch derjenige Beamte, der auf Penſionirung anträgt, darüber Gewißheit haben, daß ſolche erfolgen werde und er muß von da ab, daß er ſolche erhalten, noch in dem Genuſſe eines dreimonatlichen Gehaltbetrags gelaſſen werden." Alle dieſe Vorſchriften und Rückſichten fand man bei dem Verfahren gegen den Forſtinſpector Heinzen keiner Beachtung werth. Wer ſchnell und par tout begraben werden ſoll, den ſtellt man nicht erſt im Leichenhauſe auf.

*) Wie ſehr er darin Recht hatte, daß er die Forſtinſpectionen nicht für überflüſſig erklärte, beweiſt, daß im Amtsblatt Nr. 16 pro

Bezirk allein enthielt damals noch mehr und beſſere Waldungen, als vielleicht der ganze übrige Regierungsbezirk) und erbot ſich ſogar, ehe er zur Unthätigkeit überginge, lieber die Oberförſterſtelle zu Kleve, in welche die Oberinſpectorſtelle übergegangen war, welche indeß dem ehemaligen Leibjäger des Prinzen Friedrich zu Theil wurde, unter Beibehaltung ſeines Gehalts und Titels zu übernehmen. Hinſichtlich ſeiner Geſundheit führte er noch an, daß ſo viele andere Beamten, die ihm an Rüſtigkeit bei Weitem nachſtänden, und die durch lange, oft wiederholte Kuren ihre Dienſtthätigkeit zu unterbrechen genöthigt wurden, dennoch und zwar nicht ſelten bis zu einem Alter von 70—80 Jahren in Function blieben, und reichte zur Unterſtützung ſeiner Angaben ein Atteſt ſeines Hausarztes, der Dr. Arntz zu Kleve, ein, welcher ihn während fünfzehn Jahre behandelt hatte. Dieſes Atteſt, ausgeſtellt von einem Manne, der einen bedeutenden ärztlichen Ruf und das Vertrauen der ganzen Gegend beſaß, erklärte ſich dahin:

„daß ſich bei ꝛc. Heinzen nie eine andere Krankheit „oder Anlage dazu gezeigt habe als die Gicht, wo„ran er während 15 Jahren 3—4 mehr oder we„nige ſchwere Anfälle erlitten habe, von denen er „aber jedesmal ſo vollkommen hergeſtellt worden „ſei, daß er bis zur Stunde ſich des beſten Wohl„ſeins und einer kräftigen Conſtitution erfreue, „die ihm erlaube, in jeder nicht zu ſumpfigen Ge„gend ohne Gefahr ſeine gewöhnten Amtsge„ſchäfte zu verſehen.“

Dieſes Atteſt ſpricht ſich ſo günſtig aus, daß ein junger Mann der nicht grade ein Muſter von Kraft und Geſundheit iſt,

---

1833 ein Beamter aus Berlin als neuernannter Forſtinſpector für Düſſeldorf aufgeführt ſteht, nachdem von 1829 ab die Forſtinſpectionen dieſes Regierungsbezirks, ſämmtlich aufgelöſt waren. Schwerlich war in drei Jahren das Holz ſo ſehr gewachſen, daß hierdurch eine ſolche Aenderung eines ſchon ſeit 1826 vorbereiteten Syſtems nöthig geworden wäre.

kaum ein Beſſeres erwarten darf. Wenn ein ſolches Atteſt nicht vor Penſionirung ſchützen kann, dann müßte wenigſtens die Hälfte aller nicht mehr jugendlichen Staatsdiener penſionirt werden; wäre dagegen ein ſolches Atteſt zur Erlangung einer Penſion geeignet: wie Mancher, dem das Amt zur Laſt geworden, würde zum „Staatsmüßiggänger" werden! Die Ueberzeugung übrigens, daß jenes Atteſt nicht gegen die Wahrheit ſprach, muß auch die Regierung getheilt haben, da es im entgegengeſetzten Fall ein Leichtes geweſen wäre, daſſelbe durch das Atteſt eines Kreisphyſikus zu entkräften. Dieſer ſich ſo natürlich und geſetzlich darbietende Weg wurde nicht eingeſchlagen, trotz allen Aufforderungen, die ſowohl in den Umſtänden als in den Eingaben des ꝛc. Heinzen lagen. Auch that man, wie ſogleich ſich ergeben wird, nicht das Mindeſte, um die aufgeſtellte Vermuthung Heinzen's über die Urſache ſeiner Penſionirung (Gichtkrankheit ꝛc.) zu beſtätigen. Aus welchen Gründen, das muß Jedem einleuchten.

Die Antwort des Finanzminiſteriums auf vorerwähnte Petition, welche dreimal, am 4. Juni, 24. Auguſt und 1. November 1830 in Erinnerung gebracht wurde, lautete:

„Auf die erneuerte Vorſtellung vom 1. d. M. wird Ihnen
„eröffnet, daß Ihre Wiederanſtellung nicht zuläſſig iſt, da
„Ihre Penſionirung auf den Antrag der Regierung unter
„entſprechenden Umſtänden und in ganz geſetz-
„lichem Wege Statt gefunden hat."

Berlin, den 19. November 1830.

Finanz-Miniſterium."

Nach Empfang dieſes Beſcheides, nachdem mehr als ein Jahr ſeit Ankündigung des Beginns (nicht der Einleitung) der Penſionirung verſtrichen war, wußte Heinzen aller Bitten und des §. 18 des Penſionsreglements ungeachtet noch immer nicht, warum er eigentlich penſionirt und warum ſeine Wiederanſtellung „nicht zuläſſig" ſei. Im Hinblick auf die Geſetzesſtellen, welche das Motto dieſer Darſtellung bilden, konnte Heinzen ſich weder überzeugen, daß ſeine Penſionirung „unter entſprechen-

den Umſtänden“ noch, daß ſie „in ganz geſetzlichem Wege“ Statt gefunden habe. Er reichte daher unterm 18. Dezember 1830 eine abermalige Bittſchrift an das Finanzminiſterium ein, worin er unter Wiederholung und weiterer Ausführung des bereits Vorgetragenen ſo wie unter erneuerter Bitte um Mittheilung der Gründe ſeiner Penſionirung zugleich darauf aufmerkſam machte, daß, wenn man denn ſeine Penſionirung nicht zu wiederrufen entſchloſſen ſei, er auch alle daraus für ihn erwachſenden Anſprüche geltend machen müſſe, daß ihm, als übernommenem Beamten, der über 15 Dienſtjahre zähle, dem Reichsdeputations-Beſchluß vom 23. Februar 1803 (§. 39 und 59) zufolge, als Penſion der ganze Gehalt zuzuerkennen ſei und daß ſich dies auch aus dem Beſitznahmepatent vom 5. April 1815 ſo wie aus der Cabinetsordre vom 1. Auguſt 1817 ergebe. Der Beſcheid hierauf lautete:

„Auf die Vorſtellung vom 18. Dezember v. J., Ihre Penſionirung betreffend, wird Ihnen eröffnet, daß der Reichsdeputations-Beſchluß von 1803 auf Sie keine Anwendung findet, da Sie auf dem linken Rheinufer angeſtellt waren.“

„Die Allerhöchſte Cabinetsordre vom 1. Auguſt 1817 iſt aber vollſtändig für Sie in Ausführung gebracht. Durch dieſe Ordre ſind jedoch den von Frankreich im preußiſchen Staatsdienſt übernommenen Beamten, wegen der bei ihrer dereinſtigen Penſionirung zu bewilligenden Beträge, keine Zuſicherungen gegeben worden und finden daher die allgemeinen Penſionsgrundſätze des Reglements v. 30. April 1825 Anwendung.“

„Ihre Penſionirung beruht übrigens darauf, daß nach dem begründeten Urtheile über Ihre Dienſtfähigkeit mit Rückſicht auf Ihr vorgerücktes Alter und Ihren körperlichen Zuſtand, kein angemeſſener Gebrauch mehr für den Staatsdienſt von Ihnen zu machen war.“

Berlin, den 14. März 1831.

Finanz-Miniſterium.

Der Rechts- oder Geſetzesgrund, worauf der Anfangs-Paſſus dieſes Beſcheides ruht, iſt um ſo weniger zu erkennen, da doch, ſo viel bekannt, z. B. die Rheinzoll-Beamten des linken Rheinufers nach dem Deputations-Beſchluß behandelt worden ſind.

Was nun aber den Grund der Penſionirung betrifft, ſo hatte Heinzen nach anderthalb Jahren (§. 18) wenigſtens erwirkt, daß ihm derſelbe endlich und wie er doch nicht anders glauben konnte, auch vollſtändig mitgetheilt wurde denn er durfte trotz aller von Seiten der Regierung dargelegten Zurückhaltung, den oberſten Verwaltungsbehörden des Staats nicht zutrauen, daß ſie einen wider ſeinen ausdrücklichen Willen penſionirten, um Recht bittenden Beamten in einer für ihn ſo wichtigen Angelegenheit, mit unwahren Aeußerungen oder diplomatiſchen Reticenzen hinhalten könnten. Wie aber vermogte er bei Erwägung der mitgetheilten Penſionirungsgründe, im Gefühl körperlicher und geiſtiger Rüſtigkeit, geſtützt auf das glaubwürdigſte ärztliche Atteſt, ſich zu überzeugen, daß nach einem „begründeten Urtheile über ſeine Dienſtfähigkeit“ und „mit Rückſicht auf ſeinen körperlichen Zuſtand kein angemeſſener Gebrauch mehr von ihm für den Staatsdienſt zu machen geweſen ſei?“ Wann und wodurch ſollte ſich das begründete Urtheil gebildet haben? War doch, bevor die Forſtinſpectionen aufgelöſt wurden, kein Zweifel an ſeiner Dienſtfähigkeit laut geworden, ſo wenig als während ſeiner ganzen, mehr als dreißigjährigen Dienſtzeit; hatte er doch während ſeiner Disponibilität noch weniger entſcheidende Veranlaſſung zu dieſem Zweifel geben können; hatte ihn doch kein Kreisphyſikus unterſucht und konnte er doch der 18 Stunden von ihm entfernten Regierung kein mediziniſches Urtheil über ſeinen Zuſtand zutrauen, welches, wie das Geſetz will, es als entſchieden hätte können betrachten laſſen, daß er nicht bloß „relativ,“ ſondern ſogar abſolut dienſtunfähig ſei; hatte doch die Regierung ſelbſt in ihrer Verfügung vom 9. Dez. 1828 die Möglichkeit einer Wiederanſtellung des „zur Dispoſition Geſtellten“ in „eine Etatsſtelle“ angenommen, mithin damals ihre

Nichtüberzeugung von seiner Dienstunfähigkeit ausgesprochen! Sollte das bloße Alter (58 Jahre) genügend gewesen sein, den Mangel an Unfähigkeit zu ersetzen? Dann würde vielleicht die Hälfte gerade der höchsten Staatsbeamten ihr Amt niederlegen und man würde, wenn nicht der Staatsdienst mit dem 8. Jahr begänne, bei jedem Dienstjubiläum eine rechtswidrige Begünstigung unterstellen müssen. Ist, was aus dem Bescheide des Finanzministeriums nicht entnommen und auch am Wenigsten vermuthet werden kann, bei der Verurtheilung des ꝛc. Heinzen zur Dienstunfähigkeit auf seine geistige Qualification Rücksicht genommen worden, so würde er in dieser Beziehung wo möglich noch mehr gerechtfertigt dastehen, als in Bezug auf seinen körperlichen Zustand. Nicht bloß hat er sich in seinem amtlichen Wirken als einen ausgezeichneten Beamten bewährt, er hat auch außerdienstlich durch seine vier Schriften über Forstwesen, von denen zwei noch während seiner Pensionirung erschienen sind, in öffentlichen Blättern wie bei den vorgesetzten Behörden volle Anerkennung gefunden. Uebrigens liefert auch selbst sein kräftiges unausgesetztes Remonstriren gegen die Pensionirung in zahllosen Eingaben an die Regierung, an den Ober-Präsidenten, an das Finanzministerium, an den König, einen Beweis, daß Heinzen kein Mann von so leicht zerstörbarer Energie des Geistes wie des Charakters war.

Das Ungerechte in der ihm widerfahrenen Behandlung glaubte Heinzen um so mehr erkennen und hervorheben zu müssen, da seinen Collegen, denen er doch keinen persönlichen Vorzug vor sich zuerkennen konnte, ein ungleich günstigeres Loos bereitet wurde. Einer derselben, an Lebens- und Dienstalter jünger als Heinzen, wurde, und zwar nicht wider Willen, sondern auf sein Gesuch, mit 1000 Thlr pensionirt, während man Heinzen mit 576 Thaler abfinden wollte; ein zweiter, nicht kräftiger als Heinzen, und Vater von nur zwei Kindern, während Heinzen sechs Kinder hatte, bezog seinen vollen Gehalt bis zum 1. Mai 1831, mithin sechzehn Monate länger als Heinzen; ein dritter, unverheirathet, welcher unheilbar krank war und im Jahr 1835 starb, wurde erst mit dem 1. April 1833 pensionirt, nachdem im Amts-

blatt Nr. 7 pro 1830 folgendes über ihn bekannt gemacht worden war:

„Der interemiſtiſch zum Forſtſecretär bei der Königlichen „Regierung ernannt geweſene Königl. Forſtinſpector Herr „N. iſt aus Rückſicht auf ſeine geſtörte Geſundheit „von dieſer Stelle entbunden und bis zu ſeiner Geneſung und demnächſtigen Wiederbeförderung als „Forſtinſpector beurlaubt."

Wie konnte Heinzen hier auch nur im Entfernteſten eine Gleichſtellung mit Andern erkennen, die vor ihm nicht den mindeſten Vorzug voraus hatten! Er fühlte ſich, wie er es auch ausgeſprochen, in einer weit ſchrecklicheren Lage, als ein wegen Wahnſinns oder wegen Vergehen Entlaſſener. Denn dem Erſtern wird mediziniſch, dem Andern gerichtlich wenigſtens der Prozeß gemacht und das Urtheil über Beide muß öffentkundig begründet und gefällt, kann nicht auf geheime Zeugniſſe und ohne contradictoriſches Gehör vorbereitet werden. Heinzen's Nachbarn, ſeine Freunde, die ganze Stadt Kleve, die ganze Gegend, ſeinen Arzt an der Spitze, konnten für ihn zeugen, man hatte ihn nach wie vor umhergehen, reiten, fahren, jagen geſehen — nur die Regierung, die 18 Stunden von ſeinem Wohnort ihren Sitz hatte, zeugte gegen ihn und ihr von ihm angegriffenes Zeugniß ſuchte ſie ſpäter zu unterſtützen durch das Geſtändniß Heinzen's, daß er im Jahre 1829 wieder (es war das vierte Mal ſeit 15 Jahren) an der Gicht gelitten (als ob ein ſolches Geſtändniß über eine momentane und ſeltene Kränklichkeit zum Beurtheilen über Dienſtuntauglichkeit in Stand ſetzen könnte, oder dem Geſetz gegen über in Stand ſetzen dürfte. Auch hat man Heinzen's Reclamationen dadurch zu entkräften geſucht, daß er früher, wo er ſchon außer Function war, gebeten hatte, nach Cöln verſetzt zu werden, weil dieſe Stadt von der auf ſeinen Körper nachtheilig einwirkenden holländiſchen Luft 24 Stunden weiter entfernt ſei, als das ohnehin in ſeiner ganzen Umgegend waſſerreiche Kleve. Kann denn die Sorge für möglichſte Conſervation der Geſundheit berechtigen, einem Menſchen die Geſundheit ganz abzuſprechen? Kann die Anwendung von Präſervativmitteln

beweiſen, daß keine Conſervativmittel mehr helfen? Und ſoll ein alter Beamter deßhalb in keiner Gegend mehr angeſtellt werden, weil es Gegenden gibt, deren Klima ſeinem Körperzuſtande nachtheiliger iſt, als das Clima anderer Stationsorte? Kann auf dergleichen Umſtände die Entſcheidung über Ehre und Subſiſtenz eines ausgezeichneten, ſeiner Rechtſchaffenheit und ſeiner nach allen Seiten hin nützlichen Wirkſamkeit wegen überall geachteten Beamten und über das Loos ſeiner zahlreichen Familie rechtlicher und geſetzlicher Weiſe gebaut werden? Uebrigens ſteht der Benutzung des gedachten, am 7. März eingereichten Verſetzungsgeſuchs zur Begründung des Penſionsantrags die chronologiſche Schwierigkeit entgegen, daß damals die Penſionirung, welche am 17. October als entſchieden angekündigt wurde, ſchon beſchloſſen ſein mußte. Dadurch, daß die Regierung nicht den gewöhnlichen, ordnungsmäßigen Weg einſchlug, ſondern ohne das Urtheil eines Kreisphyſikus und ohne Wiſſen des ꝛc. Heinzen, deſſen Dienſtunfähigkeit in ihren Berichten bloß nach ihren eigenen, auf keine entſchiedene Data geſtützten Anſicht behauptete, wurde der Grund zu dem ganzen Uebel gelegt und den Heinzen'ſchen Reclamationen zwar der Weg gewieſen, zugleich aber der Erfolg von vornherein hintertrieben. Nachdem nämlich die Regierung auf eignes Riſico das Urtheil gefällt, bot ſie, als an die höheren Inſtanzen appellirt worden war, Alles auf, um ſich kein Dementi zu geben, und indem ſie ſolchergeſtalt im Verlauf der Sache zur Partei contra Heinzen wurde, aber zu einer überlegenen Partei, welche dem Appellationsrichter die Data zur Verurtheilung des Gegners lieferte, that ſie das Mögliche, daß alles den ꝛc. Heinzen Nachtheilige, aber nichts ihm Günſtiges berückſichtigt wurde. Erweiſt ſich dies nicht klar ſchon aus dem Umſtand, daß das Zeugniß eines bewährten Arztes vor dem unbekannten Zeugniß eines Collegiums weichen mußte, von deſſen Gliedern Keines Medizin ſtudirt hatte, überdies keines den ꝛc. Heinzen genauer kannte, außer der ihm vorgeſetzte Oberforſtmeiſter? Und grade dieſer Oberforſtmeiſter konnte ihm nur ein günſtiges Zeugniß ertheilen; er hat auf ſeinen Inſpectionsreiſen

den ꝛc. Heinzen niemals vermißt, iſt bei ſeiner Anweſenheit in Kleve ſtets von ihm in den Bezirk begleitet worden und hat ſich in jeder Zeit von ſeiner Rührigkeit und Thätigkeit überzeugt. Auch hat Heinzen niemals auf ſeinem Poſten vertreten werden müſſen, was auch der geſundeſte Beamte ſelten von ſich ſagen kann. Was konnte nun Heinzen in dem ganzen Verfahren anders erkennen, als den Entſchluß, ihn um jeden Preis zu entfernen?*) Es iſt hier Zeit zur Urgirung der Frage, ob er wohl entfernt worden wäre, wenn man nicht gegen alle Vorſchrift ihn — aus welchen Gründen? — in gänzlicher Unbekanntſchaft mit ſeiner Lage gelaſſen, wenn man ihm nicht dadurch die dem Sinne des Geſetzes entſprechende Aufforderung entzogen hätte, ſo früh mit ſeiner Proteſtation aufzutreten, daß der Regierung nicht die Zeit gelaſſen worden wäre, einſeitig Data zur Begründung ihrer Verurtheilung zu ſammeln oder durch ihre Darſtellungen der Sache eine feſte Richtung zu geben?

Es drängt ſich mit Macht die Frage auf: **warum hat die Regierung nicht den §. 18 des Penſionsreglements befolgt, welcher vorſchreibt, daß bei der Berichterſtattung über einzuleitende Penſionirung hiervon, ſowie von den Gründen derſelben gleichzeitig dem betreffenden Beamten Nachricht gegeben werden ſolle? Warum**, und noch einmal **warum? Warum** gab die Regierung dem

*) Bei einer mündlichen Diſcuſſion (ſ. weiter unten) erlaubte ſich der bereits erwähnte Oberförſter, den ihm vorgeſetzten Forſtinſpector Heinzen in's Geſicht zu ſagen: „Sie müſſen hier weg oder ich; der Herr Oberforſtmeiſter wird es ändern!“ Heinzen machte von dieſer Aeußerung Anzeige, ohne daß etwas Weiteres erfolgt wäre, obſchon für den Oberforſtmeiſter ſelbſt eine dienſtliche Injurie darin lag. Oder war das keine Injurie, wenn ein neuangeſtellter Beamter, der, als geweſener prinzlicher Leibjäger, im practiſchen Forſtdienſte beſcheiden jede Belehrung hätte annehmen müſſen, in ſo zuverſichtlichem Ton zu verſtehen gab, man werde ihm zu lieb ſeinen erfahrenen Vorgeſetzten entfernen?

r. Heinzen erſt dann Nachricht, als ſie ihm am 17. October 1829 bereits beſtimmen konnte: Sie werden nach zwei Monaten penſionirt??

Es hieß nicht: Sie ſind angeklagt und Sie werden verurtheilt werden, wenn Sie ſich nicht rechtfertigen können; nein, es hieß bloß: Sie ſind verurtheilt — Punktum! Hieße es Juſtiz handhaben, wenn plötzlich ein Oberprocurator einem Manne, der arglos im Kreiſe ſeiner Familie ſäße, der weder an Vergehen, noch an Klagen dächte, ohne Weiteres ankündigte: Sie ſind verurtheilt, eingeſperrt zu werden!? Und iſt es nicht mut. mut. ein ganz analoger Fall, der ſich mit dem Forſtinſpector Heinzen zugetragen? Hat nicht mit ihm die Adminiſtrativ-Juſtiz in gleicher Art verfahren, wie in dem vorerwähnten hypothetiſchen Fall die gerichtliche Juſtiz mit dem unbewußten Delinquenten verfahren haben würde? Die Antwort muß ja lauten und ſie hat ſo gelautet bei Allen, die zur Zeit die Penſionirung des Forſtinſpectors Heinzen, im Innerſten empört, mit den nähern Umſtänden erfahren haben.

Wäre Heinzen nach Vorſchrift bei Zeiten von der Abſicht, ihn zu penſioniren, in Kenntniß geſetzt worden, er wäre im Stande geweſen, zu Fuß und zu Pferde, wie man es wünſchen mogte, ſeine Proteſtation gegen das Urtheil über ſeine körperliche Unfähigkeit perſönlich zu überbringen. Man benachrichtigte ihn aber erſt, als die Abſicht ausgeführt war und die Proteſtation nicht mehr ein Auszuführendes verhüten, ſondern ſich nur gegen ein ſeit Jahr und Tag durch den amtlichen Stempel Sanctionirtes richten konnte.

Im Gefühl ſeines nach allem Angeführten ſo klar am Tage liegenden Rechts, ließ ſich Heinzen durch keinen abſchlägigen Beſcheid ermüden, und ſeine Bemühungen, die Zurücknahme der Penſionirungsordre und des Urtheils über ſeine angebliche Dienſtunfähigkeit zu erwirken, wurden um ſo nachdrücklicher, je ſchwerer die Rechtsgewährung zu erlangen war und je tiefer der an ſeiner phyſiſchen und moraliſchen Geſundheit nagende Schmerz über jenes kränkende, ja grauſame Urtheil in ſeinem Innern ſich ein-

grub. Er erneuerte ſeine Beſchwerde an das Finanzminiſterium und wandte ſich zugleich an den König. Der König erwiederte:

„Aus dem mir aus Veranlaſſung der anderweiten Vorſtel„lung des Forſtinſpectors Heinzen vom 27. März d. J. jetzt „erſtatteten Bericht ergibt ſich, daß derſelbe ſich über die „ihm bei der Penſionirung widerfahrene Behandlung eigent„lich rechtlich nicht zu beklagen hat. In billiger Be„rückſichtigung der Veranlaſſung will ich jedoch die „auf 576 Thlr. feſtgeſetzte Penſion auf 700 Thlr. „erhöhen und habe den Finanzminiſter veranlaßt, die „letztere Summe jährlich, vom Tage der Penſionirung ab„zahlen zu laſſen. Uebrigens muß es bei dem Beſcheide „des Finanzminiſters vom 15. April c. ſein Bewenden be„halten und kann insbeſondere das Geſuch um Wiederan„ſtellung nicht berückſichtigt werden.

Berlin, den 25. Juni 1831."

Dieſer Beſcheid beſtätigt zwar die Penſionirung, erhöht aber die Penſion von 570 Thlr. auf 700 Thlr. und zwar in billiger Berückſichtigung der Veranlaſſung, ſpricht alſo durch dieſe Worte unverkennbar aus, daß, wie es ſpäter noch klarer ausgeſprochen wird, unter den Gründen der Penſionirung die neue Forſtorganiſation geltend gemacht worden war. Hieraus folgt weiter, daß die Penſionirung nicht ſtattgefunden haben würde, wenn jene Organiſation nicht eingetreten wäre. Die billige Berückſichtigung, welche der Beſcheid des Königs ausſpricht, ſchneidet zugleich der Regierung entſchieden das auch ohnedies nicht vorhandene Recht ab, ſpäter als einen nachträglichen Grund der Penſionirung die mangelhafte Dienſtführung des Heinzen, einem einzelnen und einem einzigen Manne gegenüber von langen Jahren angeblich an den Tag gelegt, zur Sprache zu bringen (es wird weiter unten davon die Rede ſein), denn, hatte Heinzen ſeine Penſionirung durch Fehlgriffe verwirkt, ſo konnte unmöglich von einer billigen Berückſichtigung der Veranlaſſung und einer hierauf gegründeten Erhöhung der Penſion die Rede ſein.

Auch die, man möchte ſagen, ſubjective Berückſichtigung, welche der König dem ꝛc. Heinzen angedeihen ließ, konnte und durfte ihn nicht zufrieden ſtellen, da ihm nicht bloß mehr als die Hälfte ſeines Einkommens entzogen und ihm dadurch die Erhaltung ſeiner großen Familie erſchwert, ſondern auch ſeiner und aller ſeiner Bekannten Ueberzeugung entgegen, die Ehre der Dienſtbrauchbarkeit abgeſprochen und ein geſetzwidriges Unrecht zugefügt war. Wenn er ſich nun hiernach entſchloß, ſeine Reclamationen noch immer nicht aufzugeben, ſo leitete ihn neben ſeiner Ueberzeugung, daß ihm Unrecht geſchehen, zugleich die Anſicht, daß dies Unrecht von der einen oder der andern Seite ſich endlich bloßſtellen, ſich in der Inconſequenz der Berichterſtattungen und Darſtellungen mehr oder weniger offenbaren müſſe, und daß aus dieſem Grunde ſelbſt der abſchlägige Beſcheid des Königs ihm nicht alle Hoffnung auf endliche Aufklärung des eigentlichen Sachverhältniſſes rauben dürfe. Daß dieſe Anſicht nicht ganz unrichtig war, zeigt folgendes Beiſpiel, wo das Miniſterium gewährt, was der König abgeſchlagen! Konnte doch weit eher der umgekehrte Fall eintreten und der König gewähren, was das Miniſterium abgeſchlagen! Unterm 30. Auguſt 1831 reichte Heinzen in einem, ſeiner erneuerten Supplik an den König beigefügten Promemoria außer der wiederholten Hauptbitte wegen der Penſionirung zugleich eine Nebenbitte um Gewährung von 100 Thlr. ein, welche ihm während des Jahres ſeiner Disponibilität von den Dienſtaufwandsgeldern ungehöriger Weiſe waren abgezogen worden. Während der Erwartung eines Beſcheides richtete er in Bezug auf den zweiten Punkt unterm 6. October auch eine Reclamation an das Finanzminiſterium. Der Beſcheid des Königs lautete über Alles abſchlägig; dagegen erhielt Heinzen unterm 14. März 1832 von der Regierung zu Düſſeldorf die Benachrichtigung, daß die gedachten 100 Thlr. durch das Finanzminiſterium bewilligt worden und zur Auszahlung angewieſen ſeien. Es erhellt hieraus ganz offenbar, daß dem König unter Fortbauung auf dem von der Regierung gelegten Fundament, unrichtiger oder mangelhafter Bericht erſtattet worden ſein mußte. Und was in Bezug auf eine Nebenſache

ſtattgefunden, konnte das nicht auch in der Hauptſache ſtattfinden?

Von dieſen Anſichten ausgehend brachte Heinzen es endlich ſo weit, daß die Regierung zu Düſſeldorf durch den Staatsminiſter von Ladenberg unterm 25. December 1836 veranlaßt wurde, ihn über ſeine Beſchwerden zu vernehmen, die Sache „Behufs etwaiger Entſcheidung im Staatsminiſterio in der gehörigen Form zu inſtruiren und demnächſt die geſchloſſenen Acten mit einem beſondern Gutachten einzuſenden." (Alſo wieder mit einem Gutachten über eine eigene Entſcheidung!)

Die Nachricht über dieſe Verfügung vom 25. December 1836, theilte ihm die Regierung am 19. Juli 1837, alſo ſieben Monate ſpäter mit. Es iſt oben ſchon darauf aufmerkſam gemacht worden, daß in dem Erlaß des Finanzminiſteriums vom 14. März 1831 dem x. Heinzen endlich die Gründe ſeiner Penſionirung und zwar, wie nicht anders durfte angenommen werden, auch vollſtändig bekannt gemacht wurden. Wer ſollte es nun glauben, daß dieſe Bekanntmachung immer noch nicht vollſtändig war? Man höre und ſtaune, welcher neue Penſionirungsgrund ſich im Jahr 1837 noch zu denen geſellte, die erſt im Jahre 1831 mitgetheilt wurden und ſchon im Jahr 1829 hätten mitgetheilt werden müſſen, die dem Heinzen aber ohne ſein unausgeſetztes Kämpfen gegen die erlittene Behandlung in ſeinem ganzen Leben nicht bekannt geworden wären. In der gedachten Mittheilung der Regierung vom 19. Juli 1837 hinſichtlich des Erlaſſes des Herrn Finanzminiſters heißt es:

„Die Gründe Ihrer Penſionirung beſtehen nicht nur in der „Auflöſung der Forſtinſpection in Kleve (alſo dieſe Auf„löſung durfte auch einen Grund bilden!) §. 1 des „Reglements, Ihrer Kränklichkeit und vorgerücktem Alter, „ſondern auch in Ihrem Benehmen in Beziehung „auf die von dem Gutsbeſitzer N. zu M. begange„nen Eingriffe in die Ihrer Adminiſtration da„mals unterworfenen Königlichen Waldungen"

Wer wird, wenn er der Penſionirungsgeſchichte des Forſtinſpectors Heinzen unbefangen gefolgt iſt, beim Leſen der eben angeführten Worte ſein Staunen und ſeine Indignation unterdrücken können! Das Staunen darüber, daß ein ſolches Verfahren in einem civiliſirten Staat möglich war; die Indignation darüber, daß es für gerecht ausgegeben wurde! Hatte man ſich dieſe edle Waffe reſervirt, um ſie im Nothfall in Gebrauch zu nehmen, nachdem man trotz aller Provocationen acht lange Jahre hindurch ſich geſcheut hatte, ſie zu produciren? Oder hatte man dieſe bis dahin unbekannte Waffe beim Gefühl der Unzulänglichkeit der andern erſt nach 7 — 8 Jahren aus dem Staub längſt vergeſſener Acten hervorgeſucht? Heinzen, der auf das Rathen verwieſen war, hatte das Recht, unter allen Vorausſetzungen zu wählen, da die Regierung den §. 18 und 16 des Penſionsreglements außer Acht gelaſſen und dadurch ihre Gründe, wie ihre Abſichten dem beliebigen Urtheil preisgegeben hatte. Wer das ihm bekannte Geſetz nicht befolgt, gibt dem, den die Nichtbefolgung verletzt, das Urtheil über ſeine Abſichten frei.

Doch von dieſen Abſichten abgeſehen und das Auge bloß auf die factiſchen Umſtände geheftet, ſo fragt ſich zuförderſt Folgendes:

1) Kann und darf nach der Benachrichtigung des Finanz-Miniſteriums vom 14. März 1831 noch ein weiterer Grund zur Penſionirung vorgebracht werden, als eben in dieſer Benachrichtigung zur Sprache gebracht iſt? Darf eine Fuſion des im Jahr 1837 durch die Regierung hervorgezogenen Penſionirungsgrundes mit den im Jahr 1831 durch das Finanzminiſterium mitgetheilten ſtattfinden, zumal, da das Miniſterium und zwar auf Grund der ihm bekannten, d. i. durch die Regierung dargeſtellten Veranlaſſungen die Penſionirung decretirt hatte? Iſt nicht zugleich die Sache des Gutsbeſitzers N. eine ſolche, welche die Penſionirung durchaus nichts angeht? Die Antwort hierauf muß bejahend ausfallrn, und zwar aus folgenden Gründen:

a. Wäre das Benehmen des Heinzen in der N...'ſchen Sache der Art geweſen, daß es Strafe verdiente, ſo verdiente es nicht die Wohlthat einer Penſion;

b. verdiente es aber die Strafe einer Penſionirung, ſo hatte die Regierung keinen Grund

α) ſolange davon zu ſchweigen,

β) eine andere Urſache vorzuſchützen.

c. Die N...'ſche Sache war eine ſchon ſeit Jahren abgemachte, und darf in derſelben auch nur von der mindeſten Schuld des ꝛc. Heinzen die Rede ſein, was bei Berückſichtigung der Umſtände durchaus beſtritten werden muß, ſo wurde ihm dieſe etwaige Schuld empfindlich genug dadurch gemacht, daß man ihn, wie weiter unten berührt werden wird, in Bezug auf die N...'ſche Sache mittelbar ſuſpendirte, indem man die Betreibung derſelben dem mehr beſagten, dem Heinzen untergeordneten Oberförſter übertrug. Sollte nach dieſem Verfahren — ob ein gerechtes oder nicht, wird man ſogleich beurtheilen können, — welches für Heinzen jedenfalls ſehr verletzend ſein mußte, wenn es ihn auch eines ihm lang ſchon verleideten Geſchäfts überhob, vier Jahre ſpäter die Penſionirung noch eine beſondere Strafe bilden? Und wie verträgt ſich mit dieſer angenommenen Straftendenz der oben mitgetheilte Königliche Beſcheid und die in demſelben anerkannte „billige Berückſichtigung der Veranlaſſung," auf welche hiermit zurückgekommen wird?

2) Wenn wegen der Nachſicht des ꝛc. Heinzen (ſiehe weiter unten) die Staatskaſſe durch den N... von 1815 ab bis 1826, alſo 11 Jahre hindurch, um 10,313 Thlr. 6 Sgr. 1 Pf. beraubt worden iſt, hat dann die Regierung nicht offenbar gegen ihre Pflicht gehandelt, indem ſie nicht zur Zeit den Heinzen zur Rechenſchaft zog und ihn für den Schaden in Anſpruch nahm, ſondern ihn, ohne jenes Schadens auch nur zu erwähnen, mit einer Penſion von 570 Thlr. durchſchlüpfen ließ? Eine Schonung konnte er hierin wahrlich nicht erkennen, zumal wenn er an das dachte, was vorhergegangen war, z. B. die weiter unten verhandelte Unterſuchung zu Goch, die Uebertragung des Verfahrens **contra** den Gutsbeſitzer N. an den dem ꝛc. Heinzen untergeordneten, überdieß mit der praktiſchen Verwaltung noch wenig bekannten, weil in dieſelbe als prinzlicher Leibjäger übergetretenen, Oberförſter ꝛc. Ueberdieß hatte Heinzen ja keine Schonung

nöthig, er hat ſogar die Regierung auf das dringenſte, ihn vor Gericht zu ſtellen; das Einzige, was er wollte, war Gerechtigkeit, und dieſe hatte er nöthig.

Es ſoll hier, nicht zur Darlegung der ungerechten Penſionirung, als welche mit der N...'ſchen Angelegenheit nach dem Vorhergehenden nichts zu thun hat und im Intereſſe der Regierung nichts zu thun haben darf, ſondern zur Reinigung des ꝛc. Heinzen von jedem Flecken auf den beregten Klagepunkt und das durch das Staatsminiſterium von der Regierung eingeforderte Gutachten, worin ſie die Klage erhebt, näher eingegangen werden, wenn es auch empört, gegen kleinliche Verdächtigungen einen Beamten vertheidigen zu müſſen, wie Preußen niemals einen edleren und rechtſchaffneren gehabt hat.

Der ehemalige Kreisdirector N... hatte unter franzöſiſcher Herrſchaft im Jahr 1806 und 1807 von der Domainenverwaltung die Abtei M... nebſt mehreren dazu gehörigen Ländereien und Büſchen gekauft. Einige bei M. gelegene Büſche wurden ſpäter ſtreitig.

Der Ankäufer behauptete, daß ſie zu den von ihm angekauften Grundſtücken der Abtei gehörten, der Fiscus vindicirte ſie für ſich. Daß es zweifelhaft war, wer das Eigenthumsrecht auf dieſe Büſche hatte, geht ſchon daraus hervor, daß dieſe Zweifel nach fortwährendem Streit und gegenſeitigen Reclamationen erſt im Jahr 1828, alſo mehr als zwanzig Jahre nach dem Ankauf, durch ein Urtheil des Appellhofes zu Köln zu Gunſten des Fiscus in Bezug auf einige Diſtricte definitiv gelöſ't wurden, nachdem der Prozeß über vier andere Parcellen im Januar 1827 durch daſſelbe Gericht zu Gunſten des N... war entſchieden worden. Beſtanden, wie die Regierung zu Düſſeldorf in ihrem Gutachten vom 31. December 1837 darzuſtellen ſuchte, in Bezug auf den einen oder den andern Diſtrict keine Zweifel, wie war es dann möglich, daß dem Fiscus der Beſitz zwanzig Jahre lang ſtreitig gemacht wurde und erſt durch die Gerichte geſichert werden mußte? Wo hat man je gehört, daß ein Privatmann ausgemachtes Staatseigenthum in Beſitz

nimmt und trotz den Einſprüchen der Staatsverwaltung zwanzig Jahre lang benutzt?

Im Anfang des Jahres 1815 trat Heinzen zu Kleve als Kreisforſtmeiſter ein. Unterm 19. April 1816 erließ die Forſt-Direction zu Aachen vor ihrer Auflöſung ein Schreiben, worin es unter Anderm heißt:

„Indem die Forſtdirection hiermit ſämmtliche Forſtofficianten des General-Gouvernements vom Nieder- und Mittelrhein ihrer Dienſtpflichten gegen dieſelbe entbindet, kann dieſelbe beim Schluſſe ihrer gegenwärtigen Dienſtführung keinen Abſchied von denſelben nehmen, ohne Ihnen, geehrter Herr Kreisforſtmeiſter, ſowohl als ſämmtlichen Herrn Oberförſtern und dem übrigen Forſtperſonal für das ihr geſchenkte Zutrauen ihren innigſten, herzlichſten Dank abzuſtatten, und beſonders Ihnen, geehrter Herr Kreisforſtmeiſter, für den Eifer und die Thätigkeit zu danken, womit Sie die Forſtdirection während der ganzen Zeit, welche dieſelbe mit Ew. Wohlgeboren in Dienſtverhältniß zu ſtehen die Ehre hatte, immer zu unterſtützen ſich bemüht haben.“

Neben der Zweifelhaftigkeit des Eigenthumsrechts auf die gedachten Büſche halte man bei Beurtheilung des Heinzenſchen Verfahrens zuvörderſt obiges Zeugniß im Auge und frage ſich, wie ſich mit demſelben die von der Regierung dem Heinzen ſchon für jene Zeit angeſchuldigte mangelhafte Verwaltung vereinigen laſſe? Zugleich bedenke man, daß Heinzen während ſeiner ganzen Verwaltung nicht nur keine Disciplinarſtrafe, ſondern nicht einmal eine Ordnungsſtrafe getroffen; man bedenke ferner, daß auch die Regierung, auf welche von der Forſtdirection die Verwaltung der Forſten überging, dem Heinzen, die letzte Zeit ausgenommen (ſiehe unten), nicht nur keine Unzufriedenheit bezeigte, ſondern ihn ſtets mit Auszeichnung behandelte, und daß nicht nur der Oberforſtmeiſter, ſondern auch der Abtheilungs-Director und der Chef-Präſident mit ihm in freundſchaftliche Verhältniſſe trat, wovon die ſprechendſten Beweiſe vorliegen. Mit dieſer Auszeichnung, mit dieſem ehrenden Vertrauen, deſſen

die Regierung, wie ihre einzelnen Glieder den ꝛc. Heinzen würdigten, vergleiche man das bereits gedachte Gutachten, wodurch sie die von ihr beantragte Pensionirung acht Jahre nach dem Antrag zu motiviren kein Bedenken trug. Woher die Aenderung in dem Benehmen der Regierung entstanden, kann leider nicht genügend aufgeklärt werden. So viel steht aber fest, daß die Aenderung nicht vor dem Dienstantritt des mehrbesagten Oberförsters bemerkbar war. Ueber das Benehmen der Regierung gegen Heinzen nach der Aenderung liegen unerfreuliche Beweise vor. Wir lassen sie nicht bei Seite, weil es billig uud nöthig ist, da, wo die Regierung in ihrem Gutachten durch Recapitulation der angeblichen, längst (schon zum Theil seit mehr als 20 Jahren) abgemachten, nicht einmal durch eine Ordnungsstrafe genügten Fehlgriffe des ꝛc. Heinzen demselben einen Spiegel vorzuhalten sucht, worin er, wenn auch sein leibliches Gesicht ein gesund aussehendes Bild zurückwerfen sollte, wenigstens sein, die Pensionsreifheit bekundendes moralisches Gesicht erkennen könne, weil es da, sagen wir, billig und nöthig ist, auch das Verfahren der Regierung abzuspiegeln, zu zeigen, in welchem Geist ihre Handlungsweise gegen Heinzen gehalten war, und die Umstände anzudeuten, welche diese Handlungsweise begleiteten und begründeten, und durch alle diese Belege dann den Beurtheiler in Stand zu setzen, die Heinzen'sche Pensionirung von allen Seiten zu beleuchten. *)

---

*) Wir setzen zu diesem Behuf einen Auszug aus einem, im Jahr 1829 von Heinzen aufgezeichneten, mit Acten belegten Promemoria hierher:

„1) Unter der Regierung zu Düsseldorf fungirte ich, einige nothgedrungene Collisionsfälle, die zu meiner Satisfaction erledigt wurden, abgerechnet, ruhig und zu höherer Zufriedenheit bis zur Ankunft des Herrn Rechnungsraths L. als Domainenrentmeisters, sowie des Herrn Oberförsters T. im Jahre 1824. Den Herrn L. hatte ich vorläufig in Düsseldorf, wo er Calculator bei der Regierung war, als Jagdfreund kennen gelernt und freute mich deßhalb, mit ihm als Forstrendanten hier in Dienstverbindung zu treten. Herr T. wurde mir als Neuling im practischen Dienst

Das von der Regierung dem Finanzminiſterium eingereichte Gutachten zeiht im Allgemeinen den x. Heinzen eines Mangels

(er war bis dahin Leibjäger des Prinzen Friedrich von Preußen) zur Nachſicht empfohlen. Ich empfing beide in einem freundſchaftlichen Abendverein und glaubte namentlich gegen Letztern die empfohlene Rückſicht zu beobachten. Schon in den erſten 14 Tagen forderte Herr L. von mir das Prädicat Wohllöblich und verrieth gleich in ſeinen erſten Dienſtbriefen einen ſolchen Anmaßungsgeiſt, daß mir als Inſpector und Vorgeſetzten (die Forſtkaſſen ſind durch gedruckte miniſterielle Beſtimmung unter die Controlle des Inſpectors geſtellt) nur die Alternative blieb, entweder jenem Geiſt von vorn herein entgegenzutreten, oder ihm meine Autorität zum Opfer zu bringen. Ich wählte das Erſtere und von nun an bewies ſich Herr L. ungeachtet aller mündlichen und ſchriftlichen Erörterung nicht allein als erklärter Gegner, ſondern benutzte auch jede Gelegenheit, mir Dienſtunannehmlichkeiten zu bereiten, ſo daß er gar zu kleinlichen Denunciationen überging — ſein gekränkter Stolz blieb unverſöhnt."

„2) Der reizbare Charakter des Herrn T. fand ebenfalls bald Gelegenheit, über mich zu klagen und in den Ton des Herrn L. einzuſtimmen."

„Von nun an konnte ich bei der Regierung nichts mehr gut machen. Bei den vorgekommenen Colliſionsfällen und Klagepunkten ſollte der Inſpector immer nachgeben oder Unrecht haben. Dieſes wurde ihm mit kränkenden Worten geſagt. Da, wo das Unrecht gegen ihn nicht erkannt werden konnte, folgte kein Beſcheid, ſelbſt bei offenbaren Subordinationsfällen nicht (S. unten die Beiſpiele), ſo daß ich zweimal genöthigt wurde, mich an das Finanzminiſterium zu wenden."

Beiſpiele:

„a. Denunciation des x. L. (Reg. Verfügung vom 15. Febr. 1826 Nr. 2793 und 18. Auguſt 1826 Nr. 61) über zwei Holzverkäufe von 1 — 2 Thlr."

„Beim erſtern hatte der Förſter F. das Holz vom Aufkäufer übernommen, weil derſelbe es nicht wollte; beim zweiten hatte Heinzen 1½ Klafter Holz vom Aufkäufer übernommen."

„Beides wurde auf jene Denunciation als grobe Unordnung gerügt."

„b. Denunciation, worin Herr L. und Herr T. wirkſam waren (enthalten in der Regierungsverfügung vom 3. Auguſt 1827 II.

an Strenge und Energie gegen den Gutsbeſitzer N..., indem er z. B. befohlen, die auf den ſtreitigen Gebieten ſchon im Jahr

---

5 I. Nr. 1263.) Die Holzverkäufe, beſonders die damit verbundenen Vorarbeiten (Aufzeichnungen für 1822 — 23 — 24), waren im Jahr 1827 nicht allein verrechnet, ſondern die betreffenden Rechnungen ſogar von der Oberrechnungskammer zu Potsdam als richtig dechargirt. Dies hinderte nicht, darin einen Stoff zur Denunciation zu ſuchen und in folgendem Umſtand zu finden:

„Im Reichswalde ſind in großen Schlägen mehrere tauſend Stämme als reſervirte mit der Waldart zu bezeichnen. Hierbei iſt Umſicht und Vorſicht, beſonders pünktliches Aufſchreiben im Walde nöthig. Der Oberförſter K., unmittelbarer Vorgänger des ꝛc. T., bediente ſich hierbei des Herrn O., der damals Forſtſecretär war. Herr K. liquidirte für ihn einen gewöhnlichen Tagelöhnerſatz von 7½ Sgr. und dies um ſo mehr, weil Herr O. nützlicher war, als zwei Tagelöhner. Herr Regierungsrath K. hatte auch hierzu ſeine Zuſtimmung gegeben. Deſſen ungeachtet wurden über dieſe Sache noch im Jahr 1827 hinter dem Forſtinſpector her die Förſter vernommen, Herr Oberförſter T. mit der Unterſuchung beauftragt und der Oberförſter K., wie der Inſpector zur Beantwortung aufgefordert."

„c. Klage des Herrn T. über unwürdige Behandlung und entehrendes Mißtrauen von Seiten ſeines Inſpectors — (Hierüber Lit. B. ꝛc. nachzuleſen, weil hier kein Auszug genügt.) — Das Eigene iſt hierbei, daß der Oberförſter ſich hier nicht ſelbſt erklärte, ſondern die Regierung für ihn, anſtatt mir deſſen ſchriftliche Klage mitzutheilen."

„d. In Betreff des pachtlos ſtehenden Förſterhauſes im Thiergarten erhielt ich in der Verfügung vom 12. März 1825 II. Nr. 1474 ohne Weiteres auf die Anzeige des Forſtrendanten wegen Nichterledigung einen derben Verweis, obſchon nicht allein über den betreffenden Gegenſtand zum Theil ſchon verfügt war, ſondern der Inſpector auch an die noch zu verfügenden Punkte erinnert hatte. Erſt auf den Recurs an höheren Inſtanzen erfolgte ein Widerruf dieſer Rügen. Dies Beiſpiel laſſe vermuthen, ob die Regierung geneigt war, die leidenſchaftlichen Anzeigen des ꝛc. L. zu unterſtützen und dare[illegible]en Heinzen zu ſtrafen."

„e. Eine ähnlich[illegible]rechtigkeit enthält die Regierungsverfügung vom 19. März 1825 Nr. 931. Dieſelbe verweiſet mir,

1816 den Arbeitern des N... durch die Förſter weggenommenen Hauungswerkzeuge zurückzugeben, eben weil die Wegnahme auf

daß ich unterlaſſen, über den Mevisbuſch die befohlene Anzeige zu machen und dieſes, nachdem nicht allein Alles lange berichtet, ſondern auch ſogar der betreffende Bu[illegible] in Gefolge meines Berichts ꝛc. ſchon verkauft war. Ich hatte denſelben entdeckt (er war verdunkelt), und anſtatt einer Belohnung erhielt ich oben angeführten Verweis. Derſelbe wurde endlich auf triftige Gegenvorſtellung durch Reſcript vom 3. Auguſt 1825 zurückgenommen."

„f. Der Oberförſter T. correſpondirte hinter ſeinem Inſpector mit der Regierung und dem Herrn Oberforſtmeiſter, wogegen von Letzterem gerügt wurde, daß der Inſpector den Bericht eines Unterförſters über einen Gegenſtand, welcher nicht einmal den Oberförſter direct betraf, ohne deſſen Dazwiſchenkunft einholte."

„g. Herr Oberförſter T. hatte über unnöthige Schreiberei geklagt. Bei dieſer Gelegenheit und in der reinen Abſicht, die Klage ſpeciell zu kennen, erſuchte ich ihn im Juli 1825 wiederholt mündlich, mir die eigentliche Klage anzugeben, damit ich derſelben, wenn ſie gegründet, abhelfen könne ꝛc. Herr T. äußerte: er ſei kein S., kein K. (ſeine Vorgänger), er werde nicht nach ſeinem Stand behandelt, ich (der Inſpector) müſſe hier weg, oder er, der Oberforſtmeiſter werde es ändern."

„Auf die Anzeige über dieſe Aeußerung erhielt ich weder von der Regierung noch vom Oberforſtmeiſter einen Beſcheid: Die Sache wurde als Privatſache ausgelegt." — Mit dieſen Mißhelligkeiten ſind folgende Worte des Promemoria in Verbindung zu bringen:

„Bei Aufleſung der Forſtinſpectionen hat der Herr Oberforſtmeiſter v. M. mir auf mein wiederholtes Geſuch um ein Dienſtzeugniß nicht einmal geantwortet. Dieſes, verglichen mit ſeiner vertraulichen Privatcorreſpondenz (Pet. N. ꝛc.) und mit der mir und meiner Familie früher bewieſenen Freundſchaft, iſt ein Räthſel, welches ich mir nur dann löſen kann, wenn ich annehme, daß Anſchwärzungen und Verläumdungen, welche bisher ſoviel verkehrten, zum Grunde liegen."

„h. Die Regierungsverfügung vom 20. Januar 1829 II. 5 V. Nr. 60 trug mir auf, die Naturalrechnung pro 1828 nachträglich bis zum 15. März 1829 einzureichen und dieſes, ungeachtet meine Function als Inſpector ſeit dem 1. d. J. aufhörte, bei Vermeidung und unter Anrechnung einer Ordnungsſtrafe, ob-

ſtreitigem Gebiet erfolgt war. Heinzen war mit N... befreundet, mußte alſo zu beurtheilen wiſſen, ob er demſelben gemeine Diebereien zutrauen dürfte (traute ja auch die Regierung ſie ihm damals nicht zu, wie aus ihrem Verfahren [ſ. unten] hervorgeht!). Zweitens war N... Kreisdirector, ein Umſtand mehr, ſeine Handlungen, wenn ſie der Regierung entgegen waren, auf Rechnung eines Irrthums zu ſchreiben. Drittens war das Waldgebiet, wovon es ſich handelt, wie geſagt, wirklich ſtreitig, und daß die Regierung in Bezug auf daſſelbe ebenfalls nicht in Gewißheit, ſondern zum Theil gleich dem N... im Irrthum war, geht, wie ſchon bemerkt, aus dem Umſtand hervor, daß gegen ihre Anſicht ein Theil der Waldungen dem N... durch gerichtliches Erkenntniß zuerkannt wurde. Dieſe Umſtände zuſammen verurſachten, daß Heinzen gegen N... human und nicht fiscaliſch zu Werke ging, daß er nicht die Behauptung des bloß factiſchen Rechts durch Gewalt zum Prinzip ſeines Verfahrens machte und nicht ohne Weiteres ſolche Mittel anwandte, von denen es gar nicht ausgemacht war, ob ſie nicht nach rechtlicher Entſcheidung der Sache als ungerecht ſich erweiſen würden.

Dem unpartheiiſchen Beurtheiler wird eine ſolche Handlungsweiſe um ſo natürlicher und gerechtfertigter erſcheinen, wenn er bedenkt, daß nach dem Uebergang von der franzöſiſchen Verwaltung zur preußiſchen die ganze Adminiſtration nicht den gegenwärtigen Charakter von Beſtimmtheit und Strenge trug, überdies

---

gleich mich nie eine getroffen. Dieſe Strenge gegen mich, ſelbſt nach Auflöſung der Inſpection, erlaubte aber doch, den mir untergeordnet geweſenen Oberförſter (T. und v. H.) Ausſtand bis Ende März zu geben, ohne daß mir dieſes bekannt gemacht wurde. Auf meine Anzeige, daß ich von den betreffenden Oberförſtern bis zum 15. März keine Materialien erhalten, alſo dem ſo ſtrengen Auftrage nicht entſprechen könne, folgte nicht einmal Beſcheid."

Liefern dieſe Data nicht Beweiſe genug von dem Benehmen der Regierung gegen den ꝛc. Heinzen? Geben ſie der Regierung ein Recht, die Sprache auf die Dienſtführung zu bringen?

die ſtricte Anwendung der damals nicht ſo geläufigen, nur von Wenigen genau gekannten, franzöſiſchen Geſetzgebung ihre beſonderen Schwierigkeiten hatte. Daß dies Alles aber den Heinzen nicht hinderte, für möglichſte Erfüllung ſeiner Pflicht zu ſorgen, geht ſchon daraus hervor, daß er mehr als 50 Prozeſſe gegen den Gutsbeſitzer N... anhängig gemacht und gewonnen hat. Zugleich hat er zu wiederholten Malen bei der Regierung auf Betreibung des zu ihrem Reſſort gehörigen Civilprozeſſes gedrungen, indem derſelbe allen Streit auf einmal ſchlichte, vor deſſen Entſcheidung aber des Streitens kein Ende ſei und alle Holzfrevel zweifelhaft bleiben müßten, ſo lang man dem N... das Mittel der Eigenthumseinrede in Händen laſſe. Kann etwas klarer ſein, als dies? Der Civilprozeß konnte im Jahr 1818 ſo gut entſchieden ſein, als er es im Jahr 1828 wurde. Die Regierung hat ihn aber, aller Anträge und ſogar Hülfsanerbietungen des R. Heinzen ungeachtet, nicht betrieben und Letzterm dadurch ein Recht gegeben, anzudeuten, daß man, um dieſe Vernachläſſigung zu verdecken, ihn zum Opfer auserſehen zu haben ſcheine, und daß, wenn man ihn in Bezug auf die Nebenprozeſſe, die Holzfrevel, des Einverſtändniſſes mit N... verdächtig zu machen ſuchen wolle, der Schluß, daß die Regierung in Bezug auf die Hauptſache, den Civilprozeß, mit dem Gegner in Einverſtändniß geweſen, ſich weit eher müſſe rechtfertigen laſſen.

Die Regierung hat in ihrem Gutachten in Bezug auf die ſpäte Betreibung einfach geäußert, daß ſie dieſelbe erſt am 31. Juli 1823 begonnen, ſie widerlegt alſo den Vorwurf durch den Vorwurf ſelbſt — allerdings eine bequeme Art ſich zu vertheidigen. War die Erhebung des Eigenthumsprozeſſes im Jahr 1823 nöthig, ſo war ſie es auch früher, und der Prozeß mußte um ſo eher beginnen, wenn, wie die Regierung darzuthun ſucht, Heinzen ſelbſt durch ſein nachſichtiges Verfahren den N... im Glauben an ſein Eigenthumsrecht oder in der Behauptung deſſelben beſtärkt hat. Wer reimt alle dieſe Widerſprüche, in welche ſich die Regierung verwickelt durch Vertheidigung eines illegalen Verfah-

rens! In der Eingabe, worin Heinzen ſich über jene verſpätete Einleitung des Eigenthumsprozeſſes äußert, bemerkt er ferner, daß die Betreibung jenes Prozeſſes der Regierung um ſo leichter müßte geworden ſein, da ſie dem Gang der Sache mit ſo groſſer Genauigkeit gefolgt ſei, indem ſie den durch N... dem Staat angeblich verurſachten und ihm, Heinzen, zur Laſt gelegten Schaden von 10,313 Thlr. 6 Sgr. 1 Pf. ſo auf Heller und Pfennig zu liquidiren vermöge. Läßt ſich eine auffallendere Handlungsweiſe einer Behörde denken? Sie ſieht (wie man nach ihrer Darſtellung behaupten muß) zehn Jahre lang zu, wie durch die Schuld eines Beamten der Staat um bedeutende Summen benachtheiligt wird, führt über den Schaden Rechnung, zieht aber den angeblichen Urheber nicht zur Verantwortung, trägt ſpäter, nachdem ſeit Jahren dem Beamten auch die Möglichkeit, Benachtheiligungen zu verſchulden, genommen war, bei Gelegenheit einer neuen Verwaltungs-Organiſation auf deſſen Penſionirung an, benachrichtigt ihn trotz der ausdrücklichen Vorſchrift des Geſetzes nicht von den Motiven des Antrags, eröffnet ihm dann auf ſeine wiederholten Reclamationen nach Jahr und Tag, er ſei wegen Schwächlichkeit penſionirt worden und fügt nun, als der Beamte ſich noch nicht beruhigt, dieſem Penſionirungsgrund acht Jahre nach dem geſtellten Antrag die unhaltbare, bis dahin zurückgehaltene Beſchwerde über jene angeblichen, zum Theil 22 Jahre alten Dienſtwidrigkeiten hinzu! Wer iſt im Stande, dies zu begreifen, wenn er es rechtfertigen will, und wer will es rechtfertigen, wenn er es begreift?

Nach dem Gutachten, welches durch die Eingaben des ꝛc. Heinzen Punkt vor Punkt vollſtändig wiederlegt wurde, ſollte neben dem beſprochenen Befehl wegen Auslieferung von Hauungswerkzeugen das Hauptvergehen Heinzens in Folgendem beſtehen. Durch einen Förſter, dem ꝛc. Heinzen ſtets ein ſehr ungünſtiges Zeugniß hatte geben müſſen, wurde, nachdem Anfangs 1826 ungeachtet aller Gegenvorſtellungen und Beſchwerden des ꝛc. Heinzen das Verfahren gegen den Gutsbeſitzer N... dem mehrgedachten Oberförſter übertragen worden, im Februar 1826 zu weiterer Anzeige gebracht, daß mehrere Bäume aus ſtreitigen

Waldungen dem Forſtinſpector Heinzen durch den N... zugeſandt worden ſeien. Die Regierung veranlaßte darauf beim Friedensgericht zu Goch eine Unterſuchung gegen ꝛc. Heinzen, welche kein Reſultat hatte, was ſchon bei Berückſichtigung der Umſtände ſich hätte vorausſehen laſſen, daß erſtens Heinzen zur Zeit, als er ſich durch die Bäume dem verurſachten Anſchein nach beſtechen ließ, dem N... nicht mehr gegenüber ſtand, weil die Sache dem Oberförſter übertragen war; daß zweitens eine dem ꝛc. Heinzen wahrlich nicht zuzutrauende, nicht bloß Schlechtigkeit, ſondern auch Bornirtheit dazu gehört hätte, ſich die Beſtechungsmittel ſo maſſenhaft, ſo karrenweiſe in natura auf offenem Markt an das Haus bringen zu laſſen. Die Sache verhielt ſich übrigens folgender Maßen. Heinzen hatte ſeinem Schwiegervater, einem Kaufmann und Sachverſtändigen, den Auftrag gegeben, ihm Holz für eine neue Dachrinne zu beſorgen. Der Beauftragte wandte ſich an einen Holzhändler, welcher das beſtellte Holz von dem Gutsbeſitzer N... kaufte. Das Holz wurde an Heinzens Haus gebracht, ohne, daß er es wußte, und von ſeinem Schwiegervater bezahlt. Dieſe Sache lieferte der Schlechtigkeit Stoff zu einer Denunciation, und auf dieſe leitete die Regierung eine geheime Unterſuchung ein. Als übrigens ꝛc. Heinzen von dieſer Unterſuchung vernahm, trug er bei der Regierung darauf an, daß man ihm entweder ſeine Ankläger amtlich namhaft mache, um dieſelben gerichtlich verfolgen zu können, oder daß man ihn ſelbſt vor Gericht ſtelle. Die Regierung hat hierauf nicht einmal erwiedert. Sie hat alſo ſich nicht damit begnügt, den ꝛc. Heinzen durch die Unterſuchung zu compromittiren, ſie hat ihm auch die ſchuldige Genugthuung für die erwieſen unbegründete Kränkung ſeiner Ehre nicht gewährt und geht, hiermit nicht zufrieden, ſogar ſoweit, jenen falſchen Klagepunkt 8 Jahre ſpäter, als ein Element zur Beurtheilung der Dienſtunbrauchbarkeit des ꝛc. Heinzen zu benutzen! Was ſagt die Welt hierzu? Solche Dinge gehören zu denjenigen, „wovon unſere Philoſophen ſich nichts träumen laſſen.“

Noch ein dritter Punkt werde hier berührt, um zu zeigen, auf welchen Wegen und durch welche Mittel die Regierung über ꝛc. Heinzen sich unterrichten ließ. Am 19. September 1826 gerieth der mehrgedachte Gutsbesitzer N... nebst seinen Arbeitern auf einem streitigen Grundstück mit zwei zur Verstärkung des Aufsichtspersonals beorderten Militärs in ein Handgemenge, wobei er im Gesicht verwundet oder blutig geschlagen wurde. Zufällig an demselben Tag, Mittags, kam Heinzen nach dem Gute des N..., um zu einem Geburtstagsfest seine Tochter abzuholen, welche sich ihrer Gesundheit wegen einige Zeit bei der Familie N... aufgehalten hatte, und wurde zu seinem Erstaunen von ꝛc. N... mit blutigem Gesicht empfangen. Am 24. September, fünf Tage später, erhielt Heinzen von dem Chef-Präsidenten zu Düsseldorf die Aufforderung, mit umgehender Post auf Ehre und Gewissen zu erklären, ob er am 19. zu M... gewesen? Heinzen bejahte die Frage und trug für den Fall, daß jener auffallenden Weisung etwas ihm Nachtheiliges zum Grunde liege, auf genaue Untersuchung an. Den Zweck der auffallenden Frage errieth er aber erst, als er hörte, man habe der Regierung angezeigt, daß er bei dem Rencontre zwischen N... und den Soldaten zu Gunsten des Erstern das Commando geführt!

Alle diese Dinge kamen zur Sprache in Folge der oben erwähnten Verfügung des Staatsministers von Ladenberg vom 25. December 1836, wodurch die Regierung zu Düsseldorf zur Instruction der ganzen Pensionirungsbeschwerde und zur Begutachtung aufgefordert wurde. Die hierauf erfolgte Entscheidung des genannten Ministers vom 7. März 1838 lautete abermals zu Ungunsten des ꝛc. Heinzen und schloß mit folgenden Worten:

„— Zugleich aber muß ich die Regreßansprüche gegen Sie, „wegen der vorgedachten, dem Fiscus verursachten Nach„theile hiermit ausdrücklich vorbehalten und es ist die Kö„nigliche Regierung zu Düsseldorf deßhalb mit näherer „Anweisung versehen worden. Sie haben bei gedachter „Königlicher Regierung binnen 3 Wochen eine bestimmte

„Erklärung abzugeben, ob Sie bei den Anträgen in Ihrer „mehrgedachten Immediatvorſtellung vom 30 October 1836 „beharren und die Reclamation weiter fortgeſetzt wiſſen, „oder ob Sie ſich bei dem gegenwärtigen Beſcheide beruhi„gen wollen."

Heinzen beruhigte ſich nicht, äußerte ſogar in ſeiner Gegenvorſtellung, daß er „oft und vergeblich auf genaue Unterſuchung der Sache gedrungen und ſich auch jetzt nicht vor Schreckbildern fürchte." Und der Erfolg hat gezeigt, daß dieſe Furcht ſehr überflüſſig würde geweſen ſein, denn die Regreßanſprüche, obſchon eine Summe von 10,313 — 6 — 1 betreffend, ſind trotz dem ausdrücklichen Vorbehalt des Miniſters nicht weiter geltend gemacht worden oder auch nur zur Sprache gekommen. Daß die Abſicht wirklich vorgelegen habe, Heinzen wegen jenes angeblich und zwar durch ihn der Staatskaſſe verurſachten Schadens in Anſpruch zu nehmen, kann, abgeſehen von deſſen Unſchuld, ſchon aus dem Grunde nicht angenommen werden, weil man zur Erhebung von wirklichen Regreßanſprüchen andere Zeiten zu benutzen pflegt, als ſolche, wo man von dem betreffenden Beamten wegen Ungerechtigkeit lange Jahre hindurch iſt angeklagt worden.

Es wird hier nachgeholt, daß die von dem genannten Staatsminiſter befohlene genauere Ermittelung zugleich endlich eine ärztliche Unterſuchung von Heinzein's Geſundheitszuſtande zur Folge hatte. Das unterm 18. October 1837 — alſo wenigſtens 8 Jahre nach Einleitung der Penſionirung — abgegebene ärztliche Gutachten ſpricht ſich nach dem ſtaatsminiſteriellen Beſcheid vom 7. März 1838 dahin aus, daß Heinzen „durchaus nicht mehr im Stande ſei, ein mit körperlicher Bewegung verbundenes Amt und namentlich das Amt eines practiſchen Forſtmannes zu bekleiden." Dies Atteſt — es war ein gültiges Beweismittel, obgleich erſt dann angewandt, als der Erfolg nicht mehr zweifelhaft war — muß allerdings für die Zeit, wo es ausgeſtellt wurde, berückſichtigt werden, allein es geht daraus immer noch nicht hervor, daß, wie das unabänderliche Motto dieſer Darſtellung will, Heinzen ſelbſt im Jahr 1837

zum Staatsdienst absolut untauglich war. Jedenfalls aber kann es bei Beurtheilung des ursprünglichen Reclamations-Gegenstandes nicht den mindesten Werth haben, da es eine abnorme Rechts- und Vernunftwidrigkeit wäre, die körperliche Dienstunfähigkeit eines dieserhalb pensionirten Beamten 8 Jahre nach seiner Pensionirung constatiren zu wollen. Uebrigens muß derjenige, der Heinzen näher gestanden, sehr bezweifeln, ob nicht auch jenes Attest vom Jahre 1837 sich durchaus günstig ausgesprochen haben würde, wenn er in freudiger Amtsthätigkeit erhalten, wenn nicht seine Gesundheit durch den Kummer über die ungerechte Pensionirung völlig untergraben worden wäre. Wie sehr dieser Kummer ihn quälte, davon gibt selbst eine unter seinen nachgelassenen Papieren gefundene, von ihm selbst verfaßte Todesanzeige Zeugniß, welche sich dahin ausspricht, daß er „nicht durch seine Schuld seine Laufbahn als Staatsmüßiggänger beschlossen habe.“ Als das Kreisphysicus-Attest über Heinzen ausgestellt wurde, war er nur noch ein Schatten von dem Mann, als welchen man ihn pensionirte. Die Pensionirung hatte ihn zum Schatten gemacht und darauf ließ man den Schatten gegen den Unpensionirten zeugen.

Endlich im Jahr 1839 gelangte in Folge der noch immer nicht ermüdenden Beschwerden des ꝛc. Heinzen dessen Sache vor die letzte, nach den bestehenden Gesetzen sich darbietende Instanz, vor das Plenum des Staatsministeriums. Und die Entscheidung des Staatsministeriums fiel ebenfalls ungünstig für ꝛc. Heinzen aus. Dies Resultat durfte indeß ebenfalls nicht Wunder nehmen, da auch vom Staatsministerium nicht berücksicht wurde, daß die zeugende Regierung zugleich verklagte Partei war. Wäre dieser Umstand berücksichtigt worden, so mußte nothwendig zur Sprache kommen, daß die Regierung bei Einleitung der Pensionirung den §. 18 des Pensionirungs-Reglements nicht befolgte und dadurch den ꝛc. Heinzen schon verurtheilte, ehe sie ihn verklagte — ein Umstand, welcher, die Ursache mag sein, welche sie wolle, in seinen Wirkungen entscheidend war. — Statt aber jene Gesetzwidrigkeit zu rügen und deren Folgen, sowie die Nichteinholung eines ärztlichen Attestes bei Beurtheilung

der Heinzen'ſchen Beſchwerde zur Compenſation zu bringen, ſcheint das Staatsminiſterium nur auf das gegen Heinzen zu Richtende aufmerkſam gemacht worden zu ſein, berührt, wie alle andern Behörden, die geſetzwidrige Verfahrungsweiſe mit keinem Wort und ſpricht ſogar in ſeinem kurzen Reſolut vom 2. April 1839 den für die Beamten nach Umſtänden ſehr troſtloſen Grundſatz aus, daß „bis zu welchem Grade ein ſolches Uebel (nämlich die Gicht) ausgebildet ſein müſſe, um eine Dienſtunfähigkeit zu bedingen, nur von dem Ermeſſen der vorgeſetzten Behörde abhängen könne" — ein Grundſatz, der wenigſtens nicht durch den allgemeinen Gebrauch ſanctionirt iſt und wovon im Penſionsreglement ſich keine Andeutung findet, auch nicht wohl finden kann, da die „vorgeſetzten Behörden" zu jener Beurtheilung durchaus mit mediciniſchen Kenntniſſen ausgerüſtet ſein müßten.

Nachdem Heinzen bei allen Inſtanzen vergeblich ſein Recht geſucht, beſchloß er endlich, da ihm der Weg an die Gerichte durch das beſtehende Geſetz und die eingeholten Beſcheide verſperrt war, ſich an den unpartheiiſchſten und ſcharfſichtigſten aller Richter, an die öffentliche Meinung, zu wenden. Auf dieſem Wege ereilte ihn der Tod am 16. Mai 1840.

Seine Familie hat die Ueberzeugung, daß er nicht weniger an der Penſionirung, als an ſeinen körperlichen Leiden geſtorben.

Ungeſühnt darf der Verſtorbene nicht auf dem Kirchhof liegen. Seinen Wunſch und Willen, daß die Geſchichte ſeiner Penſionirung der Oeffentlichkeit mitgetheilt werde, bringt ſein Sohn hiermit zur Erfüllung, wobei er ſich aller weitern ſubjectiven Betrachtungen enthält.

Die Geſchichte der Penſionirung des Forſtinſpectors Heinzen iſt zur Belehrung über büreaukratiſches Gewaltverfahren noch mehr durch die dargethane Schwierigkeit der Rechtserlangung gegen eine einmal eingetretene ungerechte Behandlung, als durch die ungerechte Behandlung ſelbſt geeignet.

Nobles Verfahren. Achtung des gegebenen Versprechens. Anerkennung des Verdienstes. —

Bethätigt

durch die Behandlung des Pfarrers Wilh. Heinzen.

Im Jahre 1843 richtete die Wittwe des Forstinspectors Heinzen, Bruder des Pastors Heinzen, folgende Vorstellung an den König:

„Der im Jahr 1841 verstorbene Pastor der Lambertuspfarre zu Düsseldorf, Wilhelm Heinzen, Dechant, Ehrendomherr, Schulpfleger und Ritter des rothen Adlerordens 3. Klasse, stand bis zum Jahr 1821 als Pfarrer zu Wittlar, einem Dorf in der Nähe der Stadt Düsseldorf. Es ist schwer, sich in einer solchen Stellung mehr Achtung und Verdienste zu erwerben, als der Pfarrer Heinzen sich durch sein Wirken in Wittlar erwarb. Die Anerkennung dieser Verdienste ließ denn auch sowohl von Seiten des Publicums als von Seiten der Regierung nicht auf sich warten. Sie sprach sich zunächst in folgendem Cabinetsschreiben aus:

„Von der Regierung zu Düsseldorf ist mir die Anzeige geschehen, daß Sie sowohl dem Schul- als Armenwesen ihre fortgesetzten Bemühungen mit dem besten Erfolge widmen. Ich nehme daher gern Veranlassung, Ihnen meinen Beifall und Zufriedenheit zu erkennen zu geben."

Berlin, den 17. Dezember 1818.

Friedrich Wilhelm.

Die preußiſche Staatszeitung vom 18. März 1821 drückte ſich über den Pfarrer Heinzen folgendermaßen aus:

„Neben der Beſorgung ſeiner Pfarrgeſchäfte hat der Pfarrer Heinzen in Wittlar nicht nur die Leitung der ſämmtlichen Schulen ſeines Pflegebezirks mit immer gleicher Liebe und Thätigkeit geführt und ſie auf dem Standpunkt der Muſterſchulen erhalten, ſondern insbeſondere ſich auch fortwährend die Bildung lernbegieriger und fähiger Jünglinge zum Schulamte angelegen ſein laſſen. Ohne Zweifel iſt dieſer Zweig ſeiner Wirkſamkeit derjenige, der für ſeine ganze Umgegend die nachhaltigſten Früchte trägt, und der Umſtand, daß bei der letzten Prüfung der Candidaten aus ſeiner Anſtalt von 29 Jünglingen 16 zum Lehrfach fähig, 12 zu weiterer Vervollkommnung zurückgewieſen worden und nur ein einziger ganz abgewieſen werden mußte, bewährt die Umſicht und die Kenntniſſe, mit denen der verdiente Pfarrer Heinzen ſeinen Geſchäften obliegt.“

Zu dieſen Beweiſen von Anerkennung geſellte ſich nun auch derjenige, welchen die Regierung zu Düſſeldorf in folgender Zuſchrift vom 30. Januar 1821 ausſprach:

„Sie haben ſich als Seelſorger, als Schulpfleger und als Vorſteher der Armenverwaltung ſo vieles Verdienſt erworben und, was Ihnen anvertraut worden, mit ſolcher Liebe und Sorge gefördert, daß wir eben ſo gern Ihnen einen Beweis der Anerkennung Ihres Werthes geben, als Ihren Wirkungskreis erweitern wollen.

Wir haben vielleicht die Gelegenheit hierzu jetzt in Händen. Die Pfarrſtelle an der hieſigen Lambertuskirche erfordert einen Mann von bewährter Geſinnung und reger Thätigkeit. Wir glauben einen ſolchen in Ihnen zu erkennen, der den Bedürfniſſen der Gemeine und ihren Wünſchen entſprechen würde, und deßhalb wünſchen wir unterrichtet zu ſein, ob ſie die Stelle anzunehmen bereit ſind. Wir bemerken Ihnen hierbei, daß zwar der letzte Pfarrer nur eine feſte Competenz von 508 Thlr. preuß. Cour. bezogen hat, daß wir aber auf eine ſehr bedeutende Er-

höhung dieſer Competenz antragen werden und um ſo mehr eine günſtige Entſcheidung erwarten, als noch keine feſte Ausſtattung der Pfarrſtelle, nach Auflöſung des Stiftes, Statt gefunden hat. Ihrer baldigen Aeußerung ſehen wir entgegen."

Dieſem ehrenvollen Antrag ſtellte der Pfarrer Heinzen beſcheidene Zweifel in ſeine Kräfte entgegen. Er war mit ſeiner Stelle in Wittlar zufrieden. Auch brachte dieſelbe ſo viel auf, daß er bei ſeiner höchſt einfachen Lebensweiſe noch Erſparniſſe von ſeinem Einkommen zurücklegen konnte. (Die Stelle in Wittlar trug mehr ein als die in Düſſeldorf.) Die Regierung glaubte die Ablehnung Seitens des Heinzens nicht berückſichtigen zu müſſen, ſondern fertigte ihm, faſt in aufdringlicher Weiſe, ohne Weiteres unterm 22. Februar 1821 ſeine Ernennung zum Paſtor der Hauptpfarre in Düſſeldorf mit folgendem Schreiben zu:

„Wir haben Ihre Eingabe vom 16. d. M., die erledigte Pfarrſtelle zum h. Lambert betr., erwogen; weil wir aber keine höhere Erwartung von Ihnen hegen, als daß ſie im nämlichen Geiſte und mit gleicher Thätigkeit, ſo lang es Ihre Kräfte geſtatten, hier fortwirken werden, wie ſie es ſeit 26 Jahren in Wittlar mit Segen gethan haben, ſo können wir auch in den von Ihnen angeführten Umſtänden keinen hinreichenden Grund zur Ablehnung der hieſigen Pfarrſtelle finden. Wir haben Ihnen daher die Ernennungsurkunde ausfertigen laſſen." u. ſ. w. In der Ernennungsurkunde wurden ihm „alle mit dieſer Stelle verbundenen Rechte und Einkünfte zugeſichert."

Heinzen wurde alſo, faſt wider Willen, Pfarrer in Düſſeldorf. Daß er ſich hier nicht minder auszeichnete, als in Wittlar, iſt der Regierung wie dem Publikum bekannt genug und ſollte ihm u. A. bezeugt werden durch Verleihung des rothen Adlerordens 3. Klaſſe.

In dem zu Wien den 5. April 1815 erlaſſenen Patent an die mit der Krone Preußen vereinigte Rheinprovinz ſagte Friedrich Wilhelm III.: „Eure (der Katholiken) Religion werde ich

ehren und schützen. Ihre Diener werde ich auch in ihrer äußern Lage zu verbessern suchen, damit sie die Würde ihres Amtes behaupten."

Erscheint es beim Hinblick auf diese Worte glaublich, daß die Regierung einen katholischen Geistlichen, den sie mit Auszeichnungen aller Art wegen seiner ungewöhnlichen Verdienste überhäuft, daß sie den ersten Pfarrer einer der ersten Städte der Rheinprovinz vierzehn Jahre lang sich mit einem Einkommen hat behelfen lassen, welches demjenigen manches Thorschreibers kaum gleichkommt; daß sie einen Mann, welchem sie eine Stelle unter ausdrücklichen Versprechungen wegen „sehr bedeutender" finanzieller Verbesserung beinah aufdrängt, endlich nach langjähriger Entbehrung und von den gemeinsten Sorgen gequält in seiner Noth als beinah siebzigjährigen Greis um das ihm rechtmäßig Zukommende förmlich betteln läßt, während ihre eigenen Beamten sich über die Honorirung ihrer Verdienste nicht zu beklagen haben, und dann seine Noth benutzt, um ihn durch eine Spottsumme für seine gerechte Forderung abzufinden? Erscheint es glaublich, daß man diesem Mann gegenüber die vorerwähnte königl. Verheißung faktisch dahin ausschlagen läßt, daß er, nicht bloß „um die Würde seiner Stellung zu behaupten," sondern zur Bestreitung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse erst seine Ersparung und das von seinen Eltern ererbte Vermögen aufopfern und ihm später anstatt eines angemessenen, von der Ehre wie dem Rechtsgefühl der Regierung gebotenen Ersatzes einen Gnadenstüber auszahlen läßt, den er nur acceptirte, weil ihn die Gläubiger dazu nöthigten? Erscheint dies Alles glaublich? Und doch ist es geschehen, und doch ist es buchstäblich wahr!

Mit den der Lambertuspfarrkirche zu Düsseldorf anklebenden „Rechten und Emolumenten" hat es folgende Bewandtniß:

Diese Stelle war ursprünglich reich dotirt, und wurde daher im 14. Jahrhundert erweislich einzig mit den Mitteln des damaligen Pfarrfonds zu einem Collegialstift erhoben, unter der Bedingung, daß der damalige Pfarrer Reinardus gegen Abtretung einiger Pfarrgüter als Pastor auch Stiftsdechant sein und neben Beibehaltung eines Theils der Pfarrgüter auch eine Canonicatprä-

bende genießen so wie ferner, daß auch in Zukunft der zeitliche Pastor allezeit Stiftsdechant bleiben sollte. Das Stift wurde im Jahr 1308 unter dem Herzog Adolph von Berg durch zwei Präbenten aus den Pfarrgütern von Mündelheim bereichert, worüber 1323 die Bestätigung erfolgte. Zu den schon vorhandenen Dechanaten und Präbenden wurden unter Herzog Wilhelm im Jahr 1392 noch eine Probstei und Scholasterei nebst zehn Präbenden gestiftet und mit mehreren großen Schenkungen ausgestattet. Im Jahr 1343 trat der damalige Pastor und Dechant auch den noch übrigen Theil der ursprünglichen Pfarrgüter und Renten ab, unter der Bedingung, daß ihm dafür der Genuß einer zweiten Präbende zugesichert werde, und von jener Zeit an hat der zeitliche Pastor und Dechant bis zur Säcularisation im Jahr 1805 eine doppelte Canonicatpräbende genossen. Aus diesem Grunde wurde denn auch bei der Pensionirung der Stifts-canonici dem damaligen Pfarrer und Dechanten Lülsdorf der Betrag einer doppelten Präbende zu 1200 Reichsthalern jährlich ausgesetzt. Wenn schon der rc. Lülsdorf unter den übrigen, mit 600 Rthlr. pensionirten Mitgliedern des Stifts verzeichnet ist, so darf doch die Feststellung der für ihn bestimmten 1200 Rthlr. weder in Bezug auf die ganze noch in Bezug auf die halbe Summe als Pension gedeutet werden, indem dieser Betrag nicht dem Stiftsdechanten, sondern, als aus dem ursprünglichen Pfarrvermögen herkommend, nach den darüber sich klar aussprechenden Urkunden von 1313 und 1443 dem zeitlichen Pastor von Rechtswegen erhalten werden mußte. Der Lülsdorf als letzter Pastor mit der Qualität des Stiftsdechanten, hat die für ihn festgesetzten 1200 Rthlr. auch bis 1808 bezogen, wo derselbe als Pfarrer entlassen und als solcher der Pastor Breuer, der unmittelbare Vorgänger des rc. Heinzen, ernannt wurde. Die Bestallungsurkunde des rc. Breuer vom 1. März lautet also:

„Joachim, von Gottes Gnaden Großherzog von Berg rc. Da das Pfarramt an der Lambertuspfarrkirche dahier organisirt worden und uns und unsern Erben und Nachfolgern, den Großherzogen von Berg, das Patronatsrecht

und jede andere Verfügung zuſteht, ſo haben wir den Geiſtlichen Ad. Breuer, bisherigen Caplan an der Marpfarrkirche dahier, zum Pfarrer an der Lambertuspfarrkirche allergnädigſt zu ernennen geruht, dergeſtalt, daß er den dieſer Pfarrſtelle anklebenden Gehalt von 1200 Rthlr. beziehen, die Paſtoralwohnung benutzen und die Paſtoralemolumente genießen ſoll, unter der Bedingung jedoch, daß er ſeinem Amtsvorgänger, dem ehemaligen Dechanten Lülsdorf, aus dem vorerwähnten Gehalte eine jährliche Penſion von 400 Thlr. abzugeben habe."

Aus dieſer Urkunde geht ausdrücklich hervor, daß das feſte Einkommen der Stelle aus 1200 Rthlr. beſtand und daß, wie ſchon erwähnt, in dieſer Summe keine Penſion des Stiftsdechanten enthalten war, indem dem ꝛc. Lülsdorf eine Penſion als Paſtor von 400 Thlr verliehen wurde. Was nun aber die zufällige und perſönliche Verpflichtung des Pfarrers Breuer zur Zahlung einer Penſion an ſeinen entlaſſenen Vorgänger betrifft, ſo konnte dieſelbe an der landesherrlichen Feſtſtellung des der „Pfarrſtelle anklebenden" Gehalts von 1200 Thlr. nichts ändern, noch weniger aber den Nachfolger des Breuer, welchem „alle mit der Stelle verbundenen Rechte und Einkünfte" unbedingt zugeſichert wurden, rechtlich benachtheiligen. Dennoch ſetzte man, wie die oben angeführte Regierungsverfügung v. 30. Jan. 1821 zeigt, dem ꝛc. Heinzen nur den nach Abzug der früher gezahlten Penſion reſtirenden Ueberſchuß von 508 Thlr. als Gehalt aus.

Es erhellt aus vorſtehender Darſtellung, daß durch dieſe Gehaltsfeſtſetzung der Pfarrſtelle und dem Pfarrer ein offenbares Unrecht zugefügt wurde. Hätte aber auch der Anſpruch des Pfarrers der Lambertuskirche auf ein feſtes Einkommen von 1200 Rthlr. oder Conv. 900 Thlr. pr. Cour. nicht rechtlich und geſetzlich feſtgeſtanden, ſo hat doch die Regierung durch das dem ꝛc. Heinzen gegebene Verſprechen die Pflicht übernommen, ihm ein angemeſſenes Einkommen auszuwirken. Sie hat aber ihr ſchriftliches Verſprechen eben ſo wenig erfüllt, als die mündlichen,

welche der verstorbene Regierungsrath B. dem Heinzen zu wiederholten Malen gemacht und womit er denselben hingehalten hat.

Heinzen verwaltete im Vertrauen auf diese Versprechen, unterstützt durch sein ererbtes kleines Vermögen und seine Ersparnisse von Wittlar, in bescheidener Genügsamkeit seine mit so unendlicher Mühe und Arbeit verbundene Stelle für ein Gehalt von 500 Thlr. dreizehn Jahre lang, während andere Pfarrer, mit deren Stelle nicht die Hälfte der Bedeutung und vielleicht nicht der vierte Theil der Arbeit, welche Heinzen mit seinem Posten übernahm, verbunden ist, während solche Pfarrer vielleicht das doppelte, vielleicht dreifache jenes Gehalts bezogen. Nachdem Heinzen sein Vermögen seinem Posten aufgeopfert hatte und es ihm nun fühlbar wurde, wie wenig selbst bei seiner großen Frugalität 500 Thlr. in einer Stadt wie Düsseldorf für eine Stelle hinreichten, die für bloße Repräsentation eine solche Summe erforderte, siegte endlich die Noth über seine Bescheidenheit und er begann nun seine Rechte geltend zu machen. Die Regierung, oder vielmehr der Referent Regierungsrath B., der nun einsehen mochte, daß, wenn diese Rechte Anerkennung fänden, seine langjährige empörende Vernachlässigung in Erfüllung des gegebenen Versprechens und der Verpflichtungen gegen Heinzen in das rechte Licht treten würde, der übrigens in dieser ganzen Sache überhaupt eine sehr zweideutige Rolle gespielt hat, wußte die geltend gemachte Rechte in seinen Berichten der Art zu verdunkeln, daß Heinzen Anfangs alle Hoffnung auf Erfolg verlor und daß später, als er sich nach vielfachen Verhandlungen mit der Regierung an den König wandte, ihm anstatt eines Betrages von etwa 6000 Thlr. den er rechtmäßig zu fordern hatte, im Jahr 1835 eine Abfindungssumme von 1500 Thlr. angewiesen wurde. Zugleich wurde sein Gehalt um 400 Thlr. erhöht, was ohne seine endlichen Reclamationen vielleicht niemals erfolgt wäre, ihm dagegen ein jährlicher Abzug von 150 Thlr. zur Abtragung einer Bauschuld gemacht, welche man aus der Zeit seiner Vorgänger her der Pastorat aufbürdete und zu deren Tilgung Heinzen rechtmäßiger Weise nicht angehalten werden konnte, zumal da man ihm eine derartige Verpflichtung

bei ſeiner Ernennung nicht auferlegt hatte. Dennoch hat man jenen Abzug ſogar noch bei der erſt vor kurzem erfolgten Auszahlung des Nachjahrs an die Erben des ꝛc. Heinzen gemacht, ſo daß dies Nachjahr, nach gleichzeitiger Berechnung einer Vergütung für den Pfarrverweſer, auf die Summe von 394 Thlr. 18 Sgr. zuſammengeſchmolzen iſt. Alſo auch nach dem Tode des Paſtors Heinzen wurde das fiscaliſche Verfahren gegen ihn fortgeſetzt.

Heinzen nahm, von Noth und Gläubigern gedrängt, jene 1500 Thlr. an, ohne jedoch auf ſeine weiteren Rechte, zu deren Geltendmachung man ihm früher den gerichtlichen Weg nicht hatte öffnen wollen, zu verzichten. Sein Alter, ſeine Geſchäfte und ſein Tod haben ihn gehindert, die Schritte, welche er zur weitern Verfolgung ſeiner Anſprüche gethan, bis zum Ziel fortzuſetzen. Er ſtarb im Jahr 1841, ſo arm, daß in ſeinem Nachlaß kaum das erforderliche Geld zur Beſtreitung der Begräbnißkoſten vorhanden war. Sein werthloſes Meublement, welches kaum einige hundert Thaler aufgebracht hat, und jene 349 Thlr. 18 Sgr. aus dem Nachjahr ſind das Einzige, was er ſeinen Erben hinterlaſſen, während, wenn ihm die Regierung von vorn herein ein ſeiner Stellung wie ſeinen Verdienſten angemeſſenes, durch Recht und Verſprechen ihm zukommendes Einkommen bewilligt hätte, ſein Nachlaß aller Wahrſcheinlichkeitsberechnung nach aus eben ſo viel Tauſenden würde beſtanden haben, als er jetzt Hunderte hinterlaſſen hat.

Sein Nachfolger bezieht ein feſtes Einkommen von 900 Thlr. und er erleidet für die erwähnte Bauſchuld nicht die mindeſten Abzüge. War mehr Grund vorhanden, den hochverdienten Pfarrer Heinzen und ſeine Erben unter der dargeſtellten unedlen Fiscalität leiden zu laſſen, als ſeine Nachfolger? Man wird aber endlich zum Bewußtſein des beobachteten Verfahrens gekommen ſein, zumal nachdem der Regierungsrath B. kurze Zeit nach dem ꝛc. Heinzen geſtorben war. Muß dieſer und ſeine Erben es aber entgelten, daß man zu jenem Bewußtſein nicht bei Zeiten gekommen iſt?

Die unterthänigſt Unterzeichnete tritt nun im Namen der

Erben des Pfarrers Heinzen vor den Thron, um Eurer Majeſtät die Verdienſte deſſelben und die ihm widerfahrene Behandlung in Erinnerung zu bringen. Zwar ſagt einem Reſcripte der hieſigen Regierung zufolge die dem ꝛc. Heinzen nicht mitgetheilte Cabinetsordre, welche ihm eine Entſchädigung von 1500 Thlr. bewilligt, daß dieſe Bewilligung ein für allemal geſchehen ſei und daß jeder weitere Anſpruch der Gemeine wegfallen müſſe; aber ſollte denn durch dieſe Cabinetsordre, welche nur durch mangelhafte Darſtellungen der Behörden erwirkt ſein kann, die ganze oben dargeſtellte Vergangenheit des ꝛc. Heinzen vernichtet ſein? Ueberhebt ſie die Regierung der Scham darüber, daß ſie einen ſo verdienten Mann, den ſie von der einen Seite durch Lob und Orden auszeichnet, von der andern Seite unter Verleugnung ihrer eignen Anerkennungen und unter Compromittirung ihres Verſprechens hat darben laſſen? Stand nicht ihre Verpflichtung, dem Heinzen ein Einkommen von mindeſtens 900 Thlr zu bewilligen, rechtlich feſt und hat ſie nicht durch die ſpätere Normirung des Pfarrergehalts ausgeſprochen, daß Heinzen vierzehn Jahre lang mindeſtens 400 Thlr. zu wenig bezogen? War es ſelbſt nicht großes Unrecht, eine im Jahr 1832 dem Heinzen durch die Noth abgedrungene Bereitwilligkeitserklärung, einen Theil ſeines Rechts aufzugeben, die aber damals nicht acceptirt wurde, im Jahr 1835 unter geänderten Umſtänden wieder aufzunehmen und als eine verbindliche auszubeuten? Vertheilt man die bewilligten 1500 Thlr. auf vierzehn Jahre, ſo würde dadurch ſich der von Heinzen bezogene Gehalt um circa 100 Thlr. per Jahr erhöhen. Wer wird nun behaupten wollen, daß hierdurch ſeinen Anſprüchen, dem Verſprechen der Regierung und dem Patent d. d. Wien den 5. April 1815 genügt ſei? Wer wird durch Bewilliguug jener unverhältnißmäßigen Abfindungsſumme das beleidigte Recht für hergeſtellt, das gemißhandelte Verdienſt für belohnt und die Ehre der Staatsregierung für gerettet halten? Der Staat iſt trotz der früheren Erklärungen Schuldner des Heinzen und mittelbar der Erben deſſelben geblieben, und es würde die Ehre der Regierung der Erhaltung von einigen tau-

ſend Thalern aufopfern heißen, wenn er ſeine Schuld nicht anerkannte und durch Tilgung derſelben die frühere Entſcheidung corrigirte. Es liegt im Intereſſe der Ehre der Regierung ſelbſt, wenn zu einer günſtigeren Entſcheidung die Unterzeichnete durch ihre unterthänigſte Bitte nachträglich Veranlaſſung gibt. Dieſe Bitte geht dahin,

„Eure Majeſtät wolle gnädigſt zu befehlen geruhen, daß den Erben des Pfarrers Heinzen die demſelben vierzehn Jahre lang wider Recht und Billigkeit vorenthaltene Gehaltsquote von jährlich 400 Thlr., nach Abzug der bereits bewilligten 1500 Thlr, nachgezahlt, ſo wie auch der von dem Nachjahr widerrechtlicher Weiſe abgezogene Betrag ausgekehrt werde."

Auf dieſe Eingabe erfolgte nach vier Monaten folgender Beſcheid:

„Des Königs Majeſtät haben mir Ihr Immediatgeſuch vom 30. Auguſt v. J. ohne Allerhöchſte Berückſichtigung zur reſſortmäßigen Beſcheidung zu überweiſen geruht. Ich habe hierauf die Königliche Regierung zu Düſſeldorf veranlaßt, über die von Ihnen in Ihrer Eigenſchaft als Erben des verſt. Ehrendomherrn und Stadtpfarrers Heinzen erhobenen Anſprüche Bericht zu erſtatten und eröffne Ihnen nach deſſen Eingange Folgendes:

„Als der Pfarrer Heinzen im Jahr 1821 zum Pfarrer an der Lambertuspfarrkirche in Düſſeldorf befördert wurde, konnte derſelbe ſelbſtredend nur auf die damalige etatsmäßige Einnahme dieſer Stelle angewieſen werden. Wenn daher auch die Königliche Regierung zu Düſſeldorf dem ꝛc. Heinzen in den der Vocation vorausgegangenen Verhandlungen eröffnet (d. i. verſprochen) hat, daß die Competenz der Lambertuspfarrſtelle ein Bedeutendes werde erhöht werden, ſo wurde doch durch eine ſolche Erklärung kein Rechtsanſpruch für denſelben begründet (! gehört in die Lehre von dem gegebenen Verſprechen), vielmehr mußte derſelbe abwarten, bis die in Ausſicht geſtellte Competenzerhöhung Allerhöchſten Orts genehmigt ſein würde (war

ſie etwa beantragt? Sie erfolgte nur nach den wiederholten endlichen Reclamationen des ꝛc. Heinzen). Durch Allerhöchſte Ordre vom 8. Januar 1835 iſt dies wirklich geſchehen und gleichzeitig dem Pfarrer, jedoch bloß aus Billigkeitsrückſichten (!) und unter Ausſchließung aller weiteren Anſprüche, eine Nachzahlung von 1500 Thlr. für die Vergangenheit bewilligt worden. Bei dieſer Feſtſtellung hat ſich auch der ꝛc. Heinzen beruhigt (ſ. oben)*) und die Nachzahlung ohne Vorbehalt angenommen; Ihr Geſuch würde daher gegenwärtig in dem Falle, wenn Ihrem Erblaſſer urſprünglich ein Recht zugeſtanden hätte, nicht mehr berückſichtigt werden können.

„Was Ihren weitern Antrag wegen des Abzugs betrifft, der von dem auf das Nachjahr fallenden Competenztheile wegen der Pfarrhausbauſchuld gemacht worden iſt, ſo kann es nach der aktenmäßig documentirten Entſtehung dieſer Schuld keinem Zweifel unterliegen, daß ſolche auf dem Pfarrhauſe ſelbſt haftet und die zeitigen Pfarrer zur Verzinſung und allmäligen Tilgung derſelben verpflichtet ſind. Hiernach hätte auch Ihr Erblaſſer angehalten werden können, für dieſen Zweck vom Jahr 1835 ab jährlich 166 Thlr. 20 Sg. von ſeinem Pfarreinkommen abzugeben und die erzbiſchöfliche Behörde wäre unzweifelhaft berechtigt geweſen, wegen nachträglicher Entrichtung jener nicht geleiſteten Verzinſungs- und Amortiſationsbeträge auf das Nachjahr zurückzugehen. (Warum hat dieſelbe denn nicht bei Zeiten ihre Anſprüche geltend gemacht?) Hiervon hat dieſelbe zwar auf Inſtanz der Königlichen Regierung Abſtand genommen, jedoch den gleichzeitigen Antrag derſelben, daß auch der auf das Nachjahr treffende Antheil den Erben erlaſſen werden möge, abgelehnt; es kann daher, da die Verpflichtung der Erben,

*) Aus deſſen Papieren geht hervor, daß er durch eigne Bemühungen wie mit Hülfe juriſtiſcher Gutachten ſein Recht weiter zu verfolgen im Begriff war, woraus zu ſchließen, daß er ſich nicht ohne allen Vorbehalt hat abfinden laſſen. Doch der Tod trat ſeinen weiteren Schritten in den Weg.

ſich dieſen Abzug gefallen zu laſſen, rechtlich außer allem Zweifel iſt, Ihrem Geſuche auch in dieſer Beziehung keine weitere Folge gegeben werden.

Berlin, den 4. Januar 1844.

Der Miniſter ꝛc. Eichhorn."

Man ſieht, der Herr Miniſter hat die Sache ganz juriſtiſch genommen, und das juriſtiſche Recht würde man ihm von vorn herein unbedenklich eingeräumt haben, wenn man voraus gewußt hätte, daß er das moraliſche ganz ignoriren und die Ehre und das Rechtsgefühl der Regierung, an welche allein appellirt worden war, der fiscaliſchen Rückſicht unterordnen würde.

Uebrigens lehrt auch die Geſchichte des Pfarrers Heinzen (ſ. ebenfalls den Artikel: Univerſitätsbüreaukratie ꝛc.), was von gewiſſen Verſprechen zu halten ſei, denen man gutmüthig folgt, ohne ſich juriſtiſch die Erfüllung zu ſichern.

Geſetzwidriger Intimidationsverſuch

gegen den ehemaligen Steuerbeamten

Karl Heinzen.

Die ſchöne Göttin, die uns eher einen Tempel als einen Heerd anzuweiſen pflegt, verleitete mich, der ich mich urſprünglich zum freien Mediziner beſtimmt hatte, eine Anſtellung im Staatsdienſt zu ſuchen, und das Zureden und Beiſpiel von Verwandten, denen es äußerlich gut darin ergangen war, machte meine jugendliche Unerfahrenheit glauben, daß ich mich für eine Branche des Staatsdienſtes eignen könne, welche nichts mehr ausſtößt, als eine poetiſche Natur und einen ſelbſtſtändigen Charakter. Ich wurde Steuerbeamter. In dieſem Dienſt opferte ich meiner Hausvaterpflicht in thörichter Ausdauer beinah acht der ſchönſten Jahre meines Lebens. Dieſe acht Jahre waren ein fortgeſetzter Kampf meiner Natur mit meinem Verhältniß, meiner Grundſätze mit meinen Inſtructionen, meiner Perſon mit meinen Vorgeſetzten. Ich kenne keine Leute von geiſtiger oder literariſcher Diſtinction, die Steuerbeamten geweſen, als Cervantes und Burns. Cervantes war ein Salzverwalter, was allerdings mit ſeinem ſalzigen Geiſt eine verwandtſchaftliche Zuſammenſtellung zuläßt; Burns war eine Art Acciſeeinnehmer, dem ſeine Vorgeſetzten bei Gelegenheit den Beſcheid gaben, er ſolle ſich um ſein Amt bekümmern und nicht denken. Dieſe beiden Männer waren es, die mich vom Davonlaufen abhielten, wenn mich die Scham über die Niedrigkeit und Geiſtloſigkeit meiner Dienſtfunctionen, neben welchen literariſche

Beſchäftigungen mir überdies ſehr übel genommen wurden, anwandelte; ich dachte, was ein Cervantes und Burns ohne Schande gethan, das wird dich obſcuren Familienvater auch nicht ſchänden. Schwerer aber, als mit der geiſtigen, wurde es mir, mich mit der moraliſchen Seite meiner Stellung abzufinden, und ich war dumm genug, zu glauben, daß es bei meinen Vorgeſetzten von günſtigem Erfolg für den Beamtenſtand ſein könne, wenn ich dieſe Seite kritiſirte und bekriegte. Meine Naſeweisheit brachte mir natürlich nichts ein, als jedesmal eine büreaukratiſche Naſe.

Ich könnte einen halben Roman über die Erfahrungen ſchreiben, die ich im Königlich preußiſchen Steuerdienſt zu machen hatte. Ich enthalte mich aber, näher darauf einzugehen, theils weil es mir höchſt widerwärtig iſt, auf Perſonen und perſönliche Verhältniſſe zurückzukommen, die zu unbedeutend und zu fatal ſind, als daß man ihnen die Ehre und die Mühe einer öffentlichen Abhandlung widmen ſollte, theils weil die Tendenz dieſes Buchs mir möglichſtes Fernhalten perſönlicher Angelegenheiten zur Pflicht macht. Ein Factum kann ich mich indeß nicht enthalten mitzutheilen, weil es Manchem einen dienlichen Wink zu geben im Stande iſt und weil ich dadurch als die dritte Perſon aus einer und derſelben Familie auftrete, die von der Büreaukratie zu leiden gehabt hat, was auf die Häufigkeit ſolcher Erfahrungen mag ſchließen laſſen.

Daß ich der Büreaukratie keine **persona grata** war, wird man mir wohl ohne Teſtimonium zutrauen. Ich habe mich indeß bei meinen Kämpfen mit derſelben ſo wie bei der Erfüllung meiner Dienſtpflichten ſtets ſo geſtellt, daß ich nicht durch Straffälligkeit in ihre Gewalt kam. Meine einzigen Strafen waren Verweiſe. Nachdem mich dieſe Strafen in ſieben und einem halben Jahr in den ermüdendſten Stellungen nicht zu beſſern im Stande geweſen, ſchien zuletzt die niedrigſte Art der ſteuerlichen Dienſtverrichtungen meine Strafe werden zu ſollen. Ich erhielt nach beinah achtjähriger Dienſtzeit einen Befehl, der mich mit den niedrigſten Offizianten, die kaum ihren Namen ſchreiben können, auf eine Stufe zu werfen drohte. Dieſer Befehl öffnete mir endlich die Augen über die Thorheit meines Beharrens.

Ich nahm meinen Abſchied, im Jahr 1840. Als ich denſelben erlangt, reichte ich eine Vorſtellung beim Finanzminiſterium ein, worin ich mich über die mir widerfahrene Behandlung beklagte und zugleich zum allgemeinen Beſten die Beamtenzuſtände einer kurzen Kritik unterwarf. Das Finanzminiſterium antwortete mir u. A., wenn ich fortfahre, in ſolcher Weiſe über meine „früheren Vorgeſetzten" (!) zu ſchreiben, ſo werde ich vor Gericht geſtellt. Ich wandte mich darauf mit einer nicht weniger energiſchen Vorſtellung an den König und bat zugleich auf den Grund meiner erworbenen Anſprüche (ich bekenne zu meiner Strafe, daß ich damals in meiner Unklarheit noch den jetzigen Staatsdienſt mit meinen Grundſätzen vereinigen zu können glaubte) um eine angemeſſenere Wieder-Anſtellung, die mich zum „Staatsdiener." nicht zum „Verwaltungsdiener" machen ſollte. Der König gab mir auf den Grund eingezogener Berichte der Steuerbehörde gegenüber Unrecht, eröffnete mir aber den Rücktritt in den Staatsdienſt und zwar in eine andere Branche deſſelben. Ich erneuerte darauf meine Beſchwerde über die ſteuerlichen Verwaltungszuſtände in ſtärkeren Ausdrücken und verzichtete zugleich, weil die Ueberzeugung von meinem Recht keine Befriedigung gefunden, ausdrücklich auf die Wiederanſtellung. Auf dieſe Eingabe nun erhielt ich folgenden Beſcheid:

„Des Königs Majeſtät haben Ihre Immediat-Eingabe „vom 24. Juni c. mit der hierbei zurückfolgenden Anlage „ohne Allerhöchſte Beſtimmung hierher abgeben „laſſen. (Folgt Einiges über den Gegenſtand meiner Be„ſchwerde, dann heißt es zum Schluß:)

„Wenn Sie ſich übrigens in Zukunft wieder berufen „fühlen ſollten, Vorſtellungen an die Allerhöchſte Perſon „Sr. Maj. des Königs oder an die Behörden einzureichen, „welche ähnliche unziemliche und beleidigende Ausfälle gegen „die Steuerverwaltung enthalten, als Ihre Immediat-Vor„ſtellung vom 24. Juni c., ſo haben Sie zu gewärtigen, „daß dergleichen Vorſtellungen Behufs Einleitung der fiſ„caliſchen Unterſuchung wider Sie der Gerichtsbehörde über-

„geben werden, worauf Sie hiermit beſonders aufmerkſam „gemacht werden.

Berlin, den 24. October 1842.

Der Generaldirector der Steuern, gez. Kühne."

Auf dieſen Beſcheid antwortete ich dem Herrn Kühne Folgendes:

Ew. Hochw. haben mir unterm 24. October c. auf meine Immediatbeſchwerde vom 24. Juni u. A. erwiedert, daß dieſelbe „ohne Allerhöchſte Beſtimmung" an das Finanzminiſterium abgegeben worden ſei, und mir zum Schluß bedeutet, daß, wenn ich ähnliche Vorſtellungen über die Steuerverwaltung an den König oder an Behörden einzureichen mich berufen fühlen ſollte, dieſelben Behufs Einleitung der fiscaliſchen Unterſuchung der Gerichtsbehörde würden übergeben werden. Was ich geſagt habe, war die Wahrheit, und die Wahrheit werde ich fortfahren zu ſagen, ſo oft ſich mir Gelegenheit dazu bietet, ſei es vermittelſt der Preſſe, ſei es vermittelſt Eingaben an die Behörden. Es wird mich dabei weder ein ungünſtiger Beſcheid, noch eine „fiscaliſche Unterſuchung" ſchrecken. Was alſo meine Perſon betrifft, ſo kann die Drohung, womit der erwähnte Beſcheid ſchließt, von keiner nachtheiligen Wirkung für die freimüthige Wahrheitsliebe ſein. Da eine derartige Drohung indeß gelegentlich andere Perſonen einſchüchtern und ſomit das wichtige Recht der Staatsbürger, ſich in Vorſtellungen an den König einer freien Sprache über die Behörden zu bedienen, beeinträchtigen könnte, ſo ſehe ich mich im allgemeinen Intereſſe veranlaßt, Ew. Hochw. auf diejenigen Beſtimmungen aufmerkſam zu machen, welche derartige Beſcheide verbieten und welche Ew. Hochw. unbekannt geweſen zu ſein ſcheinen. Ich beſchränke mich bei dieſer Privatmittheilung auf folgende Citate:

In einer Bekanntmachung des Juſtizminiſteriums vom 26. Auguſt 1831 heißt es u. A.: „Es iſt von Sr. Maj. beſtimmt worden, daß in Fällen, wenn Sie Allerhöchſt die für anzüglich und verletzend zu achtenden Ausdrücke als

strafbar nicht gerügt und zur Untersuchung verwiesen haben, ein fiscalisches Verfahren von Amtswegen nicht eingeleitet werden dürfe."

In einem Rescript desselben Ministeriums vom 14. Juli 1838 heißt es u. A.: „Wenn des Königs Majestät solche Ausdrücke nicht für anzüglich und verletzend achten und deren Rüge nicht befohlen haben, so wird die Vermuthung begründet, daß Allerhöchst Dieselben eine Untersuchung wider den Verfasser der Bittschrift nicht für erforderlich halten."

Mit Bezugnahme auf die Cabinetsordre vom 26 August 1831 äußert der H. Justizminister Mühler bei einer anderen Gelegenheit, „daß Se. Maj. Selbst und allein Sich vorbehalte, zu beurtheilen, ob eine in einer Immediatvorstellung enthaltene Aeußerung beleidigend und zugleich strafbar ist."

Aus diesen und andern hohen und höchsten Bestimmungen geht auf das Unzweifelhafteste hervor, daß Ew. Hochw. so wenig, als irgend eine andere Behörde, das Recht haben, „ohne Allerhöchste Bestimmung" fiscalische Untersuchungen wegen der Ausdrucksweise einer Immediatvorstellung anzudrohen.

Köln, d. 2c. 2c.

K. Heinzen.

Dies Schreiben ist ohne Antwort geblieben.

Heidniſche Beſtattungsweiſe in einem chriſtlichen Staat.

Ungefähr um dieſelbe Zeit, wo wir erleben, daß man unter Umſtänden, aus Brutalität einen Menſchen ungeſtraft todtſchlagen kann, erfahren wir, daß man wegen Tödtung eines Thiers unter Umſtänden ohne Weiteres todtgeſchoſſen und — verbrannt werden kann. Die „Aachener Zeitung" vom 19. Auguſt 1844 meldet aus Breslau Folgendes: „Ich kann Ihnen eine Mittheilung machen, die unglaublich ſein würde, wäre ſie nicht einem ſchleſiſchen, einem in der Provinz erſcheinenden Blatt entnommen. Es hieß nämlich ſchon lange, Wilddiebe ſeien von Forſtbeamten todtgeſchoſſen und auf Holzſtößen gleich verbrannt worden. Bis heute war in den öffentlichen Blättern hierüber nichts Näheres zu leſen, erſt jetzt erzählt die Liegnitzer „Sileſia," daß allein im vergangenen Winter auf einer einzigen Herrſchaft mehr als zehn Wilddiebe auf dieſe Art der Vergeſſenheit überliefert ſeien. Dieſe Procedur enthebt nämlich jeder eventuellen Verantwortlichkeit. Man ſollte ſo etwas für unmöglich halten, aber die Einſtimmigkeit, mit der es erzählt wird, und zwar von glaubwürdigen Leuten erzählt wird, läßt kaum einen Zweifel zu."

Und das hat man in Preußen geleſen und ruhig ſeinen Caffee dazu getrunken und geſchwiegen, accurat wie in Rußland, wovon Preußen in ſo mancher Beziehung ein polirtes Seitenſtück iſt und wozu es namentlich darin ein Seitenſtück darſtellt, daß man nicht bloß ſo Manches, was man für verderblich, unrecht und

unmoralisch hält, hingehen lassen soll, ohne es angemessen zu rügen, sondern daß man es wohl gar als heilbringend, recht und moralisch preisen soll. Man kennt die Macht und Zudringlichkeit jener loyalen Insinuationen, welche den Leuten zumuthen, sich selbst oder die Welt zu belügen.

Dem Anschein nach sind die „Forstbeamten," welche die classische Bestattungsweise in einer so schaudervollen Art bei uns wieder eingeführt haben, Diener von Dominialherrn und haben ihr Geschäft unter dem Schutze der Patrimonialgerichtsbarkeit getrieben. Aber das macht in der Hauptsache gar keinen Unterschied, ihre Greuelthaten kommen auf Rechnung des christlich-germanischen Staats, welcher nicht bloß durch seine Einrichtungen solche Kanibalenstreiche möglich macht, sondern auch durch sein büreaukratisches Verheimlichungssystem das Volk gehindert hat, sie bei Zeiten an die Oeffentlichkeit zu ziehen. Wahrhaftig, wenn man solche Dinge lies't, dann glaubt man sich unter die Kanibalen Afrika's versetzt und doch befinden wir uns in dem vielgerühmten Musterstaat der „Intelligenz" und des „Gemeinwohls." Wenn übrigens solche Dinge, die man reinweg für unmöglich gehalten hätte, bei uns so lange Zeit vor sich gehen und unveröffentlicht bleiben konnten, dann hat man allerdings ein volles Recht, sich ein recht weites Feld von Möglichkeiten zu bilden und einen Schluß auf tausend andere Dinge zu thun, die noch auf ungehemmte Oeffentlichkeit harren. (Die Geschwüre können bei uns nicht aufbrechen, weil sie verklebt und zugeschminkt werden.) Zugleich kann man sich die Todesangst erklären, die bei uns so viele mächtige und einflußreiche Leute vor der Oeffentlichkeit haben. Aber der König? — Ja, hier wenden wir uns an den Nachfolger des großen Fritz, an ihn, der die Macht erhalten hat, mit einem einzigen Federstrich alle die verhaßten Gespenster zu verscheuchen, die bei uns im Geheimen noch ihr Unwesen treiben, und erklären dabei für unsere Person, daß wir au', ohne diesen Federstrich uns lieber rädern lassen, als schweig.n, sobald wir uns verpflichtet fühlen und Gelegenheit nehmen können, die Wahrheit, die volle Wahrheit zu sagen.

Nachwort.

Die preußiſche Verwaltung oder vielmehr das Weſen und die Wirkſamkeit der preußiſchen Büreaukratie — denn zwiſchen Verwaltung und Büreaukratie iſt ein Unterſchied wie zwiſchen leben und ausſchweifen — war bis jetzt ein Buch mit ſieben Siegeln. Mir, der ich in der Kenntniß der Staatsgeheimniſſe tauſend Andern nachſtehe, kann es nicht einfallen zu glauben, ich habe die ſieben Siegel gelöſ't. Ich habe aber wenigſtens den guten Willen dazu mitgebracht und iſt es mir mit dieſem gelungen, auch nur einige Siegel zu lockern, ſo iſt einſtweilen genug geſchehen. Mögen Andere dann auf demſelben Wege folgen. Die Wirkungen können nicht ausbleiben, wenn es nur nicht an feſtem Willen fehlt, der geheimnißvollen Gegnerin ohne Rückhalt und Rückſicht zu Leibe zu gehen. Wir müſſen endlich, die verheißene und widerrechtlich vorenthaltene Preßfreiheit anticipirend, etwas daran wagen, unſere Miniſter und Geheimräthe an die Sprache der Engländer und andren freien Völker zu gewöhnen. Wird auf dieſe Weiſe ihre Empfindlichkeit bis zu dem Gleichmuth wahrer Staatsmänner abgehärtet und zeigt es ſich, daß die Energie der Freiheitsfreunde der Geheimthuerei keinen ſichern Schlupfwinkel mehr läßt, dann ſchwinden allmälig ſowohl die Gründe, die Freiheit des Worts zu beſchränken, als die Hoffnung, der Oeffentlichkeit und der Mitbetheiligung des Volks länger Widerſtand zu leiſten. Im Gefühl unſeres Rechts, unſeres heiligen Rechts, müſſen wir durch muthige Vertretung deſſelben auch die Gegner davon zu überzeugen ſuchen, und dieſe Ueberzeugung können wir

strafbar nicht gerügt und zur Untersuchung verwiesen haben, ein fiscalisches Verfahren von Amtswegen nicht eingeleitet werden dürfe."

In einem Rescript desselben Ministeriums vom 14. Juli 1838 heißt es u. A.: „Wenn des Königs Majestät solche Ausdrücke nicht für anzüglich und verletzend achten und deren Rüge nicht befohlen haben, so wird die Vermuthung begründet, daß Allerhöchst Dieselben eine Untersuchung wider den Verfasser der Bittschrift nicht für erforderlich halten."

Mit Bezugnahme auf die Cabinetsordre vom 26 August 1831 äußert der H. Justizminister Mühler bei einer anderen Gelegenheit, „daß Se. Maj. Selbst und allein Sich vorbehalte, zu beurtheilen, ob eine in einer Immediatvorstellung enthaltene Aeußerung beleidigend und zugleich strafbar ist."

Aus diesen und andern hohen und höchsten Bestimmungen geht auf das Unzweifelhafteste hervor, daß Ew. Hochw. so wenig, als irgend eine andere Behörde, das Recht haben, „ohne Allerhöchste Bestimmung" fiscalische Untersuchungen wegen der Ausdrucksweise einer Immediatvorstellung anzudrohen.

Köln, d. x. x.

K. Heinzen.

Dies Schreiben ist ohne Antwort geblieben.

Heidniſche Beſtattungsweiſe in einem chriſtlichen Staat.

Ungefähr um dieſelbe Zeit, wo wir erleben, daß man unter Umſtänden, aus Brutalität einen Menſchen ungeſtraft todtſchlagen kann, erfahren wir, daß man wegen Tödtung eines Thiers unter Umſtänden ohne Weiteres todtgeſchoſſen und — verbrannt werden kann. Die „Aachener Zeitung" vom 19. Auguſt 1844 meldet aus Breslau Folgendes: „Ich kann Ihnen eine Mittheilung machen, die unglaublich ſein würde, wäre ſie nicht einem ſchleſiſchen, einem in der Provinz erſcheinenden Blatt entnommen. Es hieß nämlich ſchon lange, Wilddiebe ſeien von Forſtbeamten todtgeſchoſſen und auf Holzſtößen gleich verbrannt worden. Bis heute war in den öffentlichen Blättern hierüber nichts Näheres zu leſen, erſt jetzt erzählt die Liegnitzer „Silesia," daß allein im vergangenen Winter auf einer einzigen Herrſchaft mehr als zehn Wilddiebe auf dieſe Art der Vergeſſenheit überliefert ſeien. Dieſe Procedur enthebt nämlich jeder eventuellen Verantwortlichkeit. Man ſollte ſo etwas für unmöglich halten, aber die Einſtimmigkeit, mit der es erzählt wird, und zwar von glaubwürdigen Leuten erzählt wird, läßt kaum einen Zweifel zu."

Und das hat man in Preußen geleſen und ruhig ſeinen Caffee dazu getrunken und geſchwiegen, accurat wie in Rußland, wovon Preußen in ſo mancher Beziehung ein polirtes Seitenſtück iſt und wozu es namentlich darin ein Seitenſtück darſtellt, daß man nicht bloß ſo Manches, was man für verderblich, unrecht und

Hochmuth, oder ihre Willkür, oder ihre Fiscalität, oder ihre Bevormundungssucht, oder ihre Allmacht, oder ihre lichtscheue Ehrlosigkeit kennen gelernt und mit bitterm Schmerz das Mittel der freien Presse und eines öffentlichen Verfassungslebens zur Abwehr ihres Drucks, zur Beschränkung ihres Wirkungskreises und zur Verminderung ihres Dienerheers vermißt hätte? Die von mir mitgetheilten Thatsachen sind zugleich der Art, daß keine einzige derselben die Censur passirt haben würde, was bereits bei einigen früher erprobt worden ist.

Wenn es nun auf diese Weise mit der Büreaukratie in Preußen beschaffen ist, worauf reducirt sich denn am Ende die gute Verwaltung, die man uns vorrühmt, und womit wir uns ohne Verfassung und ohne Preßfreiheit begnügen sollen? Genügt es zu einer guten Verwaltung, daß nicht grade Kopf und Kragen immer auf dem Spiele stehen, daß Alles hübsch militärisch geordnet, gemessen und uniformirt ist, daß alle Uhren im Staat hübsch regelmäßig nach der Uhr der Centralgewalt gehen, daß die Staatsmaschine recht geläufig ihre Räder schwingt, daß der Besen des Gehorsams recht flink und scharf durch alle Ecken des Lebens herumfährt, daß die Zuchtruthe der Furcht eine trügerische Ruhe und Stille in den Hallen des Staatsgebäudes verbreitet, daß das System der Pflichten recht vielseitig und streng ausgebildet ist? Alles das findet sich auch in Rußland. Das System der Rechte ist es, was wir nicht minder ausgebildet wissen wollen und dieses System enthält tausend Dinge, wovon ihr Andern nichts wissen wollt. Auf dem Wege dieses Systems stoßen wir nicht bloß auf die Uebel, die ihr dem einzelnen Bürger und Beamten zufügt und die sich durch Beispiele veranschaulichen lassen, sondern, im Gebiet der höhern Verwaltung, der Staatswirthschaft ꝛc., auch auf die Uebel, die ihr durch Festhaltung des Verwaltungsmonopols ganzen Classen und der Gesammtheit zufügt. Wie ganz anders stände es mit unserer Industrie, mit unsern vielen Steuern, mit unserer Justiz, mit unserer Literatur, mit dem ganzen öffentlichen Leben, wenn nicht die Büreaukratie allein, sondern auch die zumeist betheiligten Staatsbürger ein entscheidendes Wort mitzusprechen hätten! Nicht bloß dasjenige,

was wir haben und nicht haben ſollten, ſondern auch dasjenige, was wir nicht haben und haben könnten, kommt auf die Rechnung der Büreaukratie. Wie manches Unternehmen würde in's Werk geſetzt, wie manches moraliſche und phyſiſche Bedürfniß des Volks, ganz abgeſehen von dem edlen Bedürfniß der freien Geiſtesregung für ſich, würde befriedigt ſein, wenn ſtatt der Eigenmacht und der Bevormundung der Büreaukratie die freie Kraft und Wirkſamkeit des Volks bei dem Geſchäft der Staatsverwaltung concurriren könnten, wenn die Schranken fielen, zwiſchen welchen wir kaum unſern Nachbar beſuchen und uns ein Kleid dürfen anmeſſen laſſen ohne polizeiliche Erlaubniß! Man blicke nach dem freien, wenn auch noch vom Fluch der Ariſtokratie heimgeſuchten England, nach Belgien, Nordamerica ꝛc. und frage ſich, ob es dort die Büreaukratie iſt, die zum Theil in kurzer Zeit ſo Großes geſchaffen? Es würde eine großartig ſchlagende Lehre ſein, wenn man einen jener Staaten, ſeiner Volksverſammlungen, ſeiner Preſſe und ſeiner Vertretung beraubt, unter einer büreaukratiſchen Verwaltung ſeine Laufbahn könnte erneuern laſſen. Wir zweifeln nicht daran, daß in wenigen Jahren ſeine Wohlfahrt bedroht, ſeine Entwickelung geſtört, ſeine Kraft gebrochen ſein würde. Und warum ſollen wir noch daran zweifeln, daß wir mit der politiſchen Freiheit jener Völker ihnen ſehr bald in jeder Beziehung gleichkommen, ja ſie übertreffen würden? Warum daran zweifeln, daß wir ebenſo mächtig und ebenſo ſtolz, ebenſo geachtet und ebenſo gefürchtet ſein würden, während wir ihnen jetzt bemitleidet und ausgebeutet gegenüberſtehen und nur noch durch die teutſche Wiſſenſchaft über dem Niveau der Verachtung erhalten werden?

Die preußiſche Büreaukratie! Es würde eine lächerliche Kurzſichtigkeit oder Monomanie verrathen, wollte man hinter der Hemmung unſeres Fortſchritts nur nach innern Einflüſſen ſuchen. In England z. B. iſt der Fortſchritt nur von innern Einflüſſen, in Teutſchland und der Türkei iſt er von der ganzen Welt abhängig. Wir halten zwar die Büreaukratie für die Hauptgegnerinn des wahren Fortſchritts in Preußen, aber wir ſind dabei weit entfernt, die äußeren Gegner zu überſehen und nament

lich die Straße nach Wien und Petersburg aus dem Auge zu verlieren. Die seit den sogenannten Befriedigungskriegen bestehende Reaction, in welcher die preußische Büreaukratie eine so bedeutende Rolle spielt, ist eine großartige, weit umfassende und planmäßige, die sich über Presse wie über Gerichtsbarkeit, über Unterricht wie über Kirche, über Gesellschaft wie über Politik erstreckt. Ueber die Wirkungen, die von Wien ausgehen, hat uns schon hinlänglich die Geschichte und haben uns noch neulich die auf geheimnißvolle Weise an's Licht gezogenen geheimen Bundesbeschlüsse belehrt. Was von Petersburg aus geschieht, verschließt bloß die geheime Werkstätte der Diplomatie, denn — noch ist Rußland nicht am teutschen Bund betheiligt. Von dort eine Lähmung unserer Kraft und eine Fesselung unseres Geistes herschreiben zu müssen, ist das Schmachvollste und Empörendste, was unserm Selbstgefühl nur in den Weg kommen kann und ließe gar an die Zukunft auch eines chinesischen Einflusses auf unser vielgeliebtes und vielbesuchtes teutsches Vaterland glauben. Man stehe einen Augenblick still und wende den Blick nach Norden. Teutschland willenloser Bundesgenosse Rußlands zur Knechtung erst der fremden und dann der eignen Freiheit! Teutschland in schmähligem Rapport mit jener Macht, vor deren Hauch das Leben erstarrt und die Seelen in Angstschauern gefrieren! Es fehlt Teutschland noch ein Schritt, daß nämlich dem Pfeilebündel seines Bundes die russische Knute einverleibt werde. Nehmt den Spiegel der Geschichte zur Hand und seht, ob nicht sibirisches Quecksiber in seine Hinterlage gemischt ist. Teutschland Stille geboten, damit nicht der Ton seiner Nähe die Geister aufwecke, welche dort oben auf den Kirchhöfen gemordeter Freiheit hinter blutigen Leichensteinen schlafen! Teutschland Ruhe geboten, damit das riesige Ungeheuer, bis an den Rand seines Rachens noch von zuckendem Völkerleben gefüllt, in seinem höllischen Assimilationsgeschäft nicht gestört werde! Teutschland Achtung geboten, damit, wenn das Geschäft vollendet ist und die Glieder des Ungeheuers sich wieder regen und nach neuer Beute auszustrecken beginnen, wir frei von Voreingenommenheit seine erhabenen Absichten nicht verkennen und uns möglicher Weise auf

eine Theilung Teutſchlands vorbereiten können! Ihr lacht? Euer Lachen würde in Petersburg ſehr gnädig aufgenommen werden. Wir ſollten beben, ſtatt zu lachen, beben vor Grimm über eine Möglichkeit, die mit teufliſcher Verräthergeberde im Hintergrund der Geſchichte lauert und immer näher, immer näher ſchleicht und die neben dem Höllengefühl der einſtigen ruſſiſchen Unterthanenſchaft eines Theils von Teutſchland es als ein paradieſiſches Glück erſcheinen läßt, dem franzöſiſchen Antheil zuzufallen. Wer es nicht weiß, der überzeuge ſich aus der hiſtoriſchen Naturgeſchichte, was mit einer hinreichenden Anzahl Hetzhunde auszurichten iſt und lerne danach die ruſſiſche Möglichkeit berechnen. Mögte ein Prophet euch die Eisfelder Sibiriens aufthun und die Kerker Polens erſchließen, damit der Anblick des Aufenthalts, der euren Kindern beſtimmt ſein kann, euch das Mark in Gährung brächte und eure Seele ſich bäumte vor dem Gedanken, daß ihr mit eurer teutſchen Hälfte ruſſiſche Unterthanen gezeugt hättet! Wahrhaftig, es iſt glühender Ernſt, wenn wir es ausſprechen: ihr habt ruſſiſche Unterthanen gezeugt, wenn ihr nicht freie Männer gezeugt habt, denn wer ſich und ſein Geſchlecht ſelbſt zur Unfreiheit verurtheilt, der kann darauf rechnen, ſeinen rechten Herrn zu finden. Was euren Haß nur empören, was euren Abſcheu nur an's Kochen bringen kann, das iſt in dieſem einen Wort ausgeſprochen. Und ihr wolltet nichts thun, die ruſſiſche Möglichkeit zu vernichten?

Nicht Frankreich iſt unſer Feind, Rußland iſt es, und dieſer Feind iſt der furchtbarſte, weil er inländiſche Sympathien hat.

Eben weil hinter der innern Gegnerin unſerer Freiheit ein ſo rieſenhafter äußerer Gehülfe ſteht und aus der Nebelhülle ſeiner verſchneiten Wildniß connivirend und ſtimulirend ſeine geheimen Federn wirken läßt, eben aus dieſem Grunde müſſen wir die Anſtrengung gegen die innere Gegnerin verdoppeln, damit wir mit der innern Gefahr zugleich die äußere vernichten. Von Innen heraus wirkt die Wärme und das Licht; von Außen nach Innen ſuchen Winter und Finſterniß beide zu erſticken. In dem preußiſchen Volk ſind die Elemente vorhanden, Wärme und Licht nach dem ruſſiſchen wie nach dem teutſchen Himmel zu verbreiten.

Aber die Zeit drängt und die Geschichte wartet. Sie rechnet zwar nach Jahrhunderten, während der einzelne Mensch in seiner kurzlebigen Ungeduld nach Tagen rechnet; trotz dem aber ist auch bei ihr der Augenblick entscheidend und ein verfehlter Augenblick kann auch sie auf andere Bahnen treiben. Der Geschichte ist es in ihrem großen Gange gleichgültig, ob der Name und die Farbe eines Teutschlands, eines Preußens oder eines Rußlands abwechselnd die Landkarte ziert. Sie mißt ihre Schritte so wenig nach den Speculationen einer Partei, als nach den Hoffnungen eines Hauses und nach der Geduld eines Volkes ab. Sie bietet dem die Hand, der ihre Ideen erfaßt, und überläßt theilnahmlos den seinem Schicksal, der sie verkennt.

Was wollen, was sollen wir? Wollen wir Sprünge über Jahrhunderte machen und das Bestehende gewaltsam in dem Tiegel der Ideen umgießen, die uns die künftige Gestalt der Welt vergegenwärtigen? Sollen wir conspiriren und revolutioniren? Nein! Recht, Wahrheit und Freiheit wollen wir haben, aber nur durch vernünftige und würdige Mittel. Wir wollen und können sie erlangen auf *rechtlichem, gesetzlichem und unblutigem Wege*, wenn nicht in thörichtem Uebermuth die Gewalt selbst den Kampf der Gewalt provozirt. Auch nicht durch Heimlichkeit und Gewundenheit, nur durch Offenheit und Gradheit wollen wir siegen. Seine rechtlichen Ueberzeugungen offen auszusprechen und durch rechtliche Mittel geltend zu machen, kann niemals ein Verbrechen oder eine Unehre sein, sollte auch die Angst oder der Despotismus sie dazu machen wollen. Nur Eins ist erforderlich, daß wir jenen Wurm zertreten, der Herz und Mark der Mannheit zerfrißt, die *Furcht*, und daß wir unsere Einsicht zum Willen und unseren Willen zur That werden lassen. Aber nicht den Einzelnen lasse man als verlassenes Saamenkorn in die unbeschützte Furche fallen; der Gesammtheit aller Zurechnungsfähigen muß es in Blut und Nerven dringen, was uns Noth thut, und die auf einen Posten gestellt sind, mögen furchtlos ihre Pflicht erfüllen. Es gibt tausend wichtige Posten in Staat und Gesellschaft, die man bis jetzt nur am Schweigen erkennt. Hier ist es niedrige Feigheit, dort ist es gemeiner Egoismus, dort sind

es kleinliche Rückſichten nach allen Weltgegenden, was für das zahlreiche Heer der geiſtigen und moraliſchen Eunuchen immer friſche Hülfstruppen wirbt. Dann kommt die ſchwachköpfige Genügſamkeit, die in jeder Oellampe, welche auf Augenblicke ihren engen Winkel beleuchtet, gleich die Sonne der Freiheit begrüßt und durch die Kniebeugungen ihrer loyalen Rührung im Auge der Gewalt den Drang und das Bedürfniß verkleinert, die in den Regungen der Zeit ſich geltend zu machen ſuchen. Endlich kommt jener ſervile Eifer des Nationalismus, der, gutmüthig und geſchäftig handelnd, in den modernen Speculationsartikeln des Abſolutismus, in Nationalität, die ohne Freiheit nichts werth, und in teutſcher Einheit, die ohne Freiheit nicht möglich iſt, zuvorkommend ſich ſelbſt belügt ſowohl über das, was er hat, als über das, was er nicht hat. Hinweg mit allen jenen feigen Rückſichten und erbarmenswerthen Schwachköpfigkeiten! Wir ſtellen uns feſten Fußes und feſten Blickes, nüchternen Geiſtes, aber begeiſterten Muths auf den Boden des klar erkannten Rechts und des Geſetzes, wir ſprechen es aus, was in den Anerkennungen der Regierungen, wie in den Forderungen unſeres Rechtsgefühls feſt wie ein Felſen gegründet iſt; dieſen Felſen laſſen wir nicht los und hinter ihn weichen wir nicht mehr zurück. Was bloß Vernunft und Gefühl uns zuerkennen, mag noch die Probe des Beſtreitens beſtehen; was uns aber *verſprochen* worden, das iſt bereits ſeit Jahr und Tag unſer unbeſtreitbares Eigenthum. Unſer Eigenthum muß uns werden — mit dreißigjährigen Zinſen! *Verfaſſung und Preßfreiheit!* Das muß die Loſung ſein morgen wie heute. Iſt es für dieſen Ruf, der ſchon vor dreißig Jahren ertönte, jetzt noch immer zu früh, oder iſt es für ihn gar zu ſpät, dann Wehe und Schande über die Schläfer, die nur durch Polizeiſäbel und Knuten geweckt werden können. Dann iſt für uns die Zeit gekommen, wo ſich „die Weiber der Männer ſchämen müſſen.“

Bayerische Staatsbibliothek München

Tschech?!

Reiſe

eines teutſchen Romantikers

nach Batavia.

Von

Karl Heinzen.

Zweite, bedeutend vermehrte Auflage.

Mannheim.
Verlag von Friedrich Baſſermann.

1845.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Dem Amſterdamer Handelsblatt

und ſeinem Freunde

dem teutſchen Michel

in Freundſchaft und Liebe gewidmet

vom

Verfaſſer.

Inhalt.

		Seite
1.	Vorſchule in Holland. Abreiſe	1
2.	Ein Seeſturm	30
3.	Weitere Reiſe bis Batavia	41
4.	Ankunft in Batavia. — Viermonatlicher Aufenthalt daſelbſt	61
5.	Malaiiſche Sprache	115
6.	Die Javanerinn	122
7.	Oſtindiſche Kriege	135
8.	Bataviſche Erbſchaften und teutſche Erben	147
9.	Die Farbe der Augen als Kennzeichen, daß das Menſchengeſchlecht von wenigſtens zwei Paaren abſtammen muſſe	156
10.	Phantaſie auf der Rhede von Batavia	177
11.	Reiſe von Batavia bis St. Helena mit Berührung des Kaps der guten Hoffnung	185

Seite

12. Die Matroſen 202
13. St. Helena 214
14. Die Seeräuber 231
15. Sonnenuntergang auf der See 239
16. Weitere Fahrt bis Rotterdam 246
17. Meine Uhr 254
18. Die holländiſche Wittwe 260
19. Eine Nacht in Utrecht 275
20. Die Holländer und Teutſchland 294

In demſelben Verlage ſind erſchienen:

Auerbach, Berthold, Schwarzwälder Dorfgeſchichten. Zwei Theile. Zweite durchgeſehene Auflage.
2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr

— — Prachtausgabe, zwei Bände, Kupferdruckpapier, engliſcher Einband. **3 Thlr. 4 gGr. oder 5 fl. 24 kr.**

Baader, Friedrich, Sagen des Neckarthals, der Bergſtraße und des Odenwaldes, aus dem Munde des Volkes und der Dichter geſammelt. Mit einem Titelkupfer.
Cartonnirt **1 Thlr. 22 gGr. oder 3 fl. 18 kr.**
Broſchirt **1 Thlr. 18 gGr. oder 3 fl. — kr.**

Börne, Ludwig, Nachgelaſſene Schriften, herausgegeben von den Erben des literariſchen Nachlaſſes, mit des Verfaſſers Bildniß. Zwei Bände.
2 Thlr. 12 gGr. oder 4 fl.

Funk, Friedrich. — **1793.** Beitrag zur geheimen Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, mit beſonderer Rückſicht auf Danton und Challier, zugleich als Berichtigung der in den Werken von Thiers und Mignet enthaltenen Schilderungen. **1 Thlr. 15 gGr. oder 2 fl. 42 kr.**

Hoffmann von Fallersleben, Allemanniſche Lieder, nebſt Worterklärung und einer allemanniſchen Grammatik. Zunite, im Wieſenthal verbeſſerte und vermehrte Auflage. **15 gGr. oder 1 fl.**

Hoffmann von Fallersleben, Fünfzig neue Kinderlieder, nach Original- und bekannten Weiſen mit Clavierbegleitung von Ernſt Richter, mit Beiträgen von Marx, Mendelſohn-Bartholdi, Otto Nicolai, Reißiger, Schumann und Spohr.
12 gGr. oder 54 kr.

Kortüm, Dr. Friedr. (Profeſſor der Geſchichte in Heidelberg). Die Entſtehungsgeſchichte des Jeſuiten-

Ordens nebst einem Schlußwort über die neuen Jesuiten. Nach den Quellen dargestellt.
16 Gr. oder 1 fl.

Preußen der Beamtenstaat in seiner politischen Entwicklung und seinen social-ökonomischen Zuständen, dargestellt von Benjamin Constant und Samuel Laing, bearbeitet von Adolph Heller.
18 gGr. oder 1 fl. 21 kr.

Sanders, Dr. D. H. Das Volksleben der Neugriechen, dargestellt und erklärt aus Liedern, Sprichwörtern, Kunstgedichten u. s. w., nebst einem Anhange von Musikbeilagen und zwei kritischen Abhandlungen.
1 Thlr. 16 gGr. oder 2 fl. 42 kr.

Silnow, Ant. — Toni, ein Gemälde aus Ungarns Gegenwart. 2 Theile. 1 Thlr. 18 gGr. oder 3 fl.

— — Adaley, ein Gemälde aus Kaukasiens Gegenwart. 2 Theile. 2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr.

Walesrode, der Humor auf der Bank der Angeklagten.
18 gGr. oder 1 fl. 21 kr.

Walther, L. J. G., Pfarrer, Erzählungen und Mährchen für die Jugend. I. und II. Band, zweite Auflage, III. Band, erste Auflage, jedes Bändchen mit einem colorirten Stahlstich.
Jedes Bändchen 18 gGr. oder 1 fl. 21 kr.

(— Die Bändchen werden auch einzeln abgegeben.

Dr. Auerbach empfiehlt im 4ten Heft des zweiten Bandes des Familienbuchs diese Jugendschriften als eine der wenigen, die ihrem wichtigen Zwecke entsprechen.)

Welker, C. Th., Abgeordneter zur zweiten Kammer der badischen Landstände. Wichtige Urkunden für den Rechtszustand der deutschen Nation mit eigenhändigen Anmerkungen von Johann Ludwig Klüber, aus dessen Papieren mitgetheilt und erläutert. — Zweite unveränderte Auflage. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.)

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

1.

Vorschule in Holland.

Abreise.

Wer einen Fehler erkennt und ablegt, hat das Recht, sich darüber lustig zu machen. Die Beschreibung meiner Reise nach Batavia kann als ein Beitrag zur Geschichte der teutschen Natur, im fatalen Sinn, hingenommen werden. Ich gestehe, daß ich von dem fatalsten Erbtheil der Teutschen, der vagen Romantik und der sentimentalen Phantasterei, ursprünglich mehr mitbekommen habe, als mancher Andre, und daß ich, den religiösen und weltlichen Absolutismus abgerechnet, in meiner Jugend für Alles geschwärmt habe, was die Teutschen so oft zu Narren der Menschheit gemacht hat. Da ich aber zugleich derb und gesund organisirt war und mit dem bloßen Schwärmen oder einem sitzenden Bücherleben mich nicht begnügen konnte, so mußte sich

meine Natur, wo sie konnte, zu entfesseln suchen und auf das Handeln werfen. Die Teutschen gehören noch nicht zu den handelnden Nationen, welche der Thatkraft und der Wirkenslust in einer freien staatlichen, nationalen oder menschheitlichen Entwicklung überall einen angemessenen praktischen Kreis anzuweisen, welche ihre Elemente zu verwenden wissen und sie zur freien Mitwirkung für die Zwecke des Ganzen von Jugend auf erziehen und einüben. Es folgt hieraus von selbst die Nothwendigkeit, daß Derjenige, der sich nicht mit dem offiziellen Maß von Bewegungs- und Entwicklungs-Freiheit begnügen, und sich nicht zum Werkzeug eines tödtenden Mechanismus machen lassen kann, mit den bestehenden Verhältnissen in Kollision kommen, ihnen zu entgehen suchen und sein Gelüste zum freien Handeln nach andern Seiten hin richten muß. Ohne zu wissen, daß ich nur einen Theil des Schicksals zu tragen hatte, welches dem Einzelnen wie der Allgemeinheit unsre politischen und sozialen Zustände bis in alle Verhältnisse und Lebensalter hinein auflegen, wurde ich in meiner Jugend von einem unbestimmten Drang nach der Weite und nach Thatengelegenheiten gequält, der mir meine Lage fast überall als drückend und meinen Entwicklungskreis stets als beengend erscheinen ließ. Lange Zeit habe ich mich auf das Eifrigste damit gequält, daß es keine Ritter mehr gibt, ohne zu wissen,

daß das Rittergelüſte nur eine romantiſche Form der aus der Beengung und Jämmerlichkeit unſerer ganzen Zuſtände hervorgegangenen Unbehaglichkeit war, einer Unbehaglichkeit, die das Mittel ihrer Abhülfe nicht in der Vergangenheit, ſondern einzig in der Zukunft zu ſuchen hat. Ich litt an einem jener Uebel, deren Schuld in der Regel auf Rechnung des Einzelnen geſchrieben wird, während ſie nur auf die Rechnung der Allgemeinheit gehört. Glücklicher Weiſe kam in dieſer Lage mein teutſch-romantiſches Unbehagen nicht mit dem burſchenſchaftlich-politiſchen Zündſtoff in Berührung, der ſo manches Opfer der Zeitzuſtände vergeblich einer vernichtenden Reaktion in die Hände lieferte; eine naturpoetiſche Dispoſition, welche ihr Genüge im Naturleben ſucht, ehe ſie ſich auf die Theilnahme am Kulturleben wirft, zog mich vielmehr von näheren Umgebungen nach der Ferne, von der Politik gleichſam in die Geographie und führte mich auf dem Wege des rohen Gefühls und der Phantaſie in ein Gebiet, welches die Forderungen einer höheren Erkenntniß, wenn auch nach andern Motiven, ebenfalls umfaſſen, nämlich in das große Leben der Menſchheit, in die weite Welt. Natürlich war Das, was mich fortriß, nur ein romantiſcher Egoismus; das Rittergelüſte machte ſich nach moderner Modifikation als Reiſegelüſte geltend. Durch unſre Zuſtände nicht nach höheren Auf-

faſſungen und den Grundſätzen einer Mitwirkung für allgemeine Intereſſen erzogen, hätte ich in meinem damaligen Alter die ganze Welt durchreiſen können ohne andere Geſichtspunkte als die des romantiſirenden Individuums, und was dabei für Allgemeineres abgefallen wäre, hätte nur der Zufall herbeigeführt. Was Wißbegier hätte ſein können, war meiſtens bloße Neugier; was Thaten hatten ſein ſollen, waren bloße Abenteuer. Selbſt die romantiſchen Schwärmereien für Ausbreitung der teutſchen Nation, für teutſche Seemacht, teutſche Kolonien u. ſ. w., mit welchen mein individueller Trieb in die Weite verſetzt war, konnten ihm ſeinen Charakter nicht nehmen, da ſie ihm in der Praxis keine Richtung geben konnten, und ich mußte als teutſcher Abenteurer eine Reiſe nach Batavia machen, weil ich als teutſcher Bürger kein Bewußtſein der Exiſtenz hatte. Das einzige, was meinem ſpäter erwachten Bedürfniß eines würdigeren Strebens, als dem des individuellen Romantizismus, zu gut kam, war die Gelegenheit, durch mein Beiſpiel und meine Erfahrungen Andern eine Warnung geben zu können. Dieſe negative Befriedigung iſt übrigens auch nicht ohne Werth und ſetze ich ſie unſern Nationalzuſtänden gegenüber auf die Rechnung meiner Jugend, ſo müßte ich die Strenge gegen mich ſelbſt bis zur Affektation treiben, wenn ich mich beim Abſchluß nicht beruhigen wollte.

Man denke sich nach den verstehenden Andeutungen einen teutschen studiosus medicinae, dessen Romantik sich durch eine Reise in fremde Länder Luft zu machen sucht, Luft machen muß, denn die Sehnsucht nach der Ferne war bei mir und einem Universitätsfreund, mit welchem ich öfter solche Reiseprojecte besprochen, nach und nach zur förmlichen Leidenschaft geworden. Ihr hätten wir Alles geopfert, von ihr hätte uns keine Macht der Erde zurückbringen können. Mit unserm Verlangen, uns in der Welt umzusehen, standen übrigens unsere Mittel nicht im Verhältniß. Zu bloßen Vergnügungsreisen fehlte es uns an Geld, zu wissenschaftlichen Reisen fehlte es uns an Kenntnissen und zu unternehmenden Entdeckungsreisen an Beidem zugleich. Da es sonach nicht in unserer Macht stand, die Welt nach Willkür und wie ein Fürst Pückler zu durchkreuzen, oder wie ein Humboldt, Mungo Park, Le Vaillant vorzudringen, mußten wir uns nach einer zufälligen Gelegenheit umsehen und waren weder in Bezug auf die Art, noch in Bezug auf den Weg unserer Reise unabhängig. Die Nähe von Holland und das von dort herüberklingende Gerücht wandte unsern Blick zunächst nach den holländischen Kolonieen, insbesondere nach der Insel Java. Man hatte uns die Insel als ein Paradies geschildert, auch kannten wir Einige, die nicht blos voll Enthusiasmus, sondern

zugleich mit Schätzen beladen von dort zurückgekommen waren. Mein Freund namentlich hatte in Frankfurt einen holländischen Kapitän kennen gelernt, durch dessen Beispiel, Schilderungen und Zureden er so sehr von einem Expeditionsplan nach Batavia erfüllt worden war, daß er es als das Jerusalem unseres projectirten Kreuzzuges ansah. Es bedurfte nicht viel, um auch mich ganz mit batavischen Sympathien zu erhitzen und bald war unsere Reise so fest beschlossen, daß uns nichts mehr davon zurückhalten konnte. Als Vehikel mußten wir uns indeß entschließen den Soldatenstand zu wählen und als Reisepaß sollte uns ein holländisches Militärpatent dienen. Man sieht, daß wir Logik studirt hatten und sehr consequent zu Werk gingen; um der heimischen Beengung zu entgehen, wurden wir — fremde Sklaven. Unser Plan war, als ausgezeichnete Krieger Java und die moluckischen Inseln zu durchziehen, als Lohn für unsere Thaten ein Paar Orden und goldene Epauletts zu verdienen, darauf den Abschied zu nehmen und mit dem ersparten oder erbeuteten Gold von Java nach Sumatra, von Sumatra nach der Halbinsel Malacka überzusetzen und durch Hinterindien Hindostan, Persien und die Türkei nach Konstantinopel zu gehen. Von Konstantinopel gedachten wir alsdann nach Griechenland, von Griechenland nach Sicilien und von Sicilien aus durch Italien, die Schweiz und

Frankreich nach Hause zurückzureisen. Dieser unüberlegte Plan, der uns blos noch eine Kleinigkeit von der Welt übrig [illegible] lag in unserer Phantasie schon so sicher ausgeführt da, wie Napoleons unfehlbare Feldzugsplane. Wir dachten weder daran, daß uns die Umstände, noch, daß uns die Menschen kontrariiren könnten. Es schwebte uns nur die Ausführung vor, nicht die Mittel; wir dachten nur an den Erfolg, nicht an die Hindernisse. Wir erblickten uns schon im Voraus in dem odysseeischen Nimbus, der uns nach einigen Jahren in unserer Heimath umgeben würde; wir hatten uns in Gedanken schon verheirathet und zwar um weiter nichts, als um Abends auf dem Kanapee unsere Frauen mit der Erzählung unserer Fahrten zu unterhalten. Ehe wir die Reise angetreten, berechneten wir in voreiliger Besorgniß schon, wie viel Federn und Papier wir mitzunehmen hätten, um die Notizen zur Beschreibung derselben gehörig aufzuzeichnen. Später läßt sich die Zeit schwer begreifen, wo die Phantasie noch im Stande ist, uns kriechenden Schnecken anstatt der Fühlhörner solche Merkursflügel an den Kopf zu heften, wo sie unser Schiff noch mit tausend Wimpeln und Segeln behängt, um der mastenlosen Treckschuit des trägen Alltagslebens voranzueilen! Freilich konnten wir, bei unsern Vorstellungen, der Enttäuschung nicht lang entgehen und unsere Enttäuschung mußte um

ſo bitterer ſein, da die Tauſchung ſo ſchön war und um ſo vollſtändiger, da wir gerade den Meiſtern der Enttauſchung, den Holländern in die Hände fielen. Aber dennoch (wie ſehr ich auch Anderen abrathe, den von mir eingeſchlagenen Weg zu wählen) kann ich meinen Schritt nicht bereuen, und waren wir doch einmal verurtheilt, durch unſere kleinliche Zeit in ihre engen, eingefahrenen Gleiſe gebannt zu werden, ſo mußte mir zum Einbiegen in ihre Straße der Umweg über Batavia wenigſtens lieber ſein, als der gerade Weg unmittelbar in das platte Philiſterleben. In dieſer Beziehung habe ich einen großen, freilich theuer genug erkauften Vorzug vor ſo vielen andern Schickſalsgenoſſen, die von vorn herein in das Leben verwieſen ſind, in welchem ſie die Geiſtesflügel, mit denen ſie die Länder und Himmel durchfliegen möchten, als Kehrwedel auf die heimiſche Erde müſſen herabhangen laſſen, bloß um das tägliche Brod damit zuſammenzukehren. Und auch bei dieſem genügſamen Geſchäft muß noch angenommen werden, daß man ihnen ihre Flügel nicht gänzlich abgeſchnitten. Denn man kommt bei uns täglich und überall in Verhältniſſe, wo es ein weit größeres Uebel iſt, in Kopf und Herzen zu viel, als zu wenig zu haben. Um dieſem gefährlichen Uebel abzuhelfen, ſpringt uns dann ſofort mit anatomiſcher Vorliebe bereitwillig ein moderner Prokruſtes bei, unter deſſen

Händen man ſich leichter in ſein Schickſal ergeben könnte, wenn nur die Herren ihrem Vorbild darin glichen, daß ſie Rieſen wären, und wenn ſie nicht zur Ausgleichung dieſes kleinen Mangels bei der Kur doppelt kannibaliſch zu Werke gingen. Der alte Prokruſtes fing, wenn die Leute für ſein Bette zu groß waren, mit der Kürzung wenigſtens bei den Füßen an, die modernen aber beginnen ihr Kunſtſtück gleich am Kopf.

Während wir uns zur Reiſe anſchickten, lernte ich in meiner Vaterſtadt einen Mann kennen, dem ich ſpäter meine Befreiung aus der unausſtehlichſten Lage und, ich kann wohl ſagen, die Rettung meines Lebens ſollte zu verdanken haben. Es war dies ein Obriſt aus Batavia, der eben auf einer Urlaubsreiſe begriffen war und in einigen Wochen ſich wieder nach Oſtindien einſchiffen wollte. Als ich ihm meinen Entſchluß mittheilte und ihn um ſeinen zukünftigen Beiſtand bat, ſagte er: „rathen kann ich Ihnen zu dem Schritt nicht, ich rathe ihn dringend ab; ſind Sie indeſſen durchaus entſchloſſen, Ihren Plan auszuführen, ſo werde ich in Batavia für Sie thun, was ich kann.“ Weit entfernt, die Warnungen des Obriſten für gegründet zu halten, oder zu berückſichtigen, nahm ich nur das Günſtige aus ſeinen Worten heraus und ſah ihn nur als einen Gewährsmann für das Gelingen meines Unternehmens an.

Im September 18 . . begaben wir uns, mein Freund und ich, nach einem thränenreichen Abſchied nach Harderwyk, einem Städtchen an der Süderſee, wo das Depot für die holländiſchen Kolonialtruppen iſt. Wir meldeten uns bei dem dortigen Obriſten, einem alten und anſcheinend gutmüthigen Manne. Mein Freund, ein Holſteiner von Geburt und geweſener Officier in däniſchen Dienſten, ward ſogleich als Unterofficier angenommen. Mir dagegen erklärte der Obriſt, er könne mich nicht annehmen, weil ich in meinem Vaterlande noch nicht gedient habe und Holland mit demſelben übereingekommen ſei, keinen meiner Landsleute in ſeine Dienſte zu nehmen, der in ſeinem Lande die Militärpflicht nicht abgeleiſtet. Ich bemerkte dagegen, daß ich nicht beabſichtige, ſo lange in niederländiſchen Dienſten zu bleiben, bis ich zu Hauſe als Refraktair betrachtet würde, ich habe bis dahin noch Zeit genug, die Reiſe nach Batavia ſechsmal zu machen und es könne mir von Niemanden verwehrt werden, bis zum Tage meiner Militairpflichtigkeit auf beliebige Art über mich zu disponiren. Der Obriſt indeß blieb gegen alle Vorſtellungen taub, denn die Leute, mit denen ich zu thun hatte, halten, wie wir ſogleich ſehen werden, ſehr gewiſſenhaft ihre Verträge. Da ſtand ich nun nach wenig Schritten ſchon am Ziel meiner langen Bahn, ich hatte das Ende ſchon erreicht, ehe

ich den Anfang gemacht. Nach wenig Tagen ſollte ich die Meinigen wiederſehen mit Augen, in denen noch die Thränen eines vielleicht für ewig genommenen Abſchieds nicht getrocknet waren. Mein beneidenswerther Freund ſchien mir ſchon auf oſtindiſchem Boden zu ſtehen und mir Unglücklichen vergebens zuzuwinken. Auf die herrliche Reiſe, auf alle Wunder der Natur, auf alle die fremden Völker, auf alle die Schönheiten des Orients, auf alle die intereſſanten Abenteuer, die uns bevorſtanden, hatte ich mich umſonſt gefreut. Ich war in der troſtloſeſten Lage von der Welt und auch meinem Freunde, der nicht allein abreiſen wollte, blieb zuletzt nichts übrig, als ebenfalls auf Alles zu verzichten. Da auf einmal erſchien uns ein rettender Engel. Der Sekretair des Obriſten, ein Sergeant, machte ſich an uns heran und drückte uns mit warmer, menſchenfreundlicher Theilnahme ſein Bedauern darüber aus, daß ein ſo mißlicher Umſtand uns hindern müſſe, „unſer Glück zu machen.“ Nach einer Weile angeſtrengten Nachdenkens, ob denn gar kein Ausweg für uns unglückliche junge Leute zu finden ſei, ward es endlich Licht in ſeinem Haupt und er ſprach die tröſtlichen Worte: ich nehme wirklich zu viel Antheil an Ihrem Schickſal, als daß ich nicht Alles für Sie zu thun bereit ſein ſollte; direkt kann ich übrigens nicht für Sie wirken, ich entſinne mich aber, daß ich in Amſterdam

einen Freund habe, der vielleicht Rath zu schaffen weiß und an diesen Freund will ich Ihnen ein Briefchen mitgeben. Wir fielen dem edlen Manne beinahe um den Hals bei diesen Worten, wir gaben ihm in dankbarer Freude die Hand und daß wir ihm noch mehr gaben, als die Hand, versteht sich von selbst. Das Uriasbriefchen, womit wir nach Amsterdam reis'ten (man wird in solchen Fällen, wenn man es nicht verschmabt, unentgeltlich über die Südersee geschafft), hatte folgende eminense Adresse: An den Sergeanten N. N. im Gefangenenthurm auf dem Zingel zu Amsterdam. Der Sergeant N. N., der uns in seinem Seelenverkaufskomptoir (denn anders war es nicht zu nennen) im Gefangenenthurm mit den ausgesuchtesten Komplimenten empfing, war ein Meister im Handwerk. Er verkaufte mich mit so verführerischer Gewandtheit und mit einer solchen Klapperschlangenbezauberung, daß ich auch ohne die Absicht, mich von ihm in meine neue Bahn einführen zu lassen, ihm schwerlich entgangen sein würde. Die Art, wie die Seelen im Gefangenenthurm zu Amsterdam verkauft werden, ist folgende. Zuerst ward ich höflichst und freundschaftlichst ersucht, durch Eintragung meines Namens ꝛc. in eine Liste den ersten Riegel hinter mir zuzuschieben. Darauf bat mich der Sergeant N. N., ihm zu folgen. Er führte mich, wahrend mein Freund in einem benachbarten

Kaffeehaus wartete, durch viele Straßen hindurch in ein Haus, worin er mich ersuchte, an der Treppe einen Augenblick stehen zu bleiben, während er selbst hinaufging. Nach kurzer Zeit kam er zurück und führte mich in ein Büreau, das ich für ein Polizeibüreau ansah. Bevor wir jedoch eintraten, instruirte er mich, wie ich mich zu verhalten habe: ich sollte nämlich sagen, daß ich von Hamburg komme, daß ich ein geborener Hamburger sei und meinen Paß verloren habe. Auch möge ich einen falschen Namen angeben. Er sagte, man müsse die Sache pfiffig überlegen und den Herrn in dem Büreau ein wenig hinter's Licht führen, damit er keine Schwierigkeiten in den Weg nach Batavia lege. Als ich in das Büreau hineintrat, besah mich der Kommandant desselben sehr scharf und that Fragen an mich, woraus erhellte, daß er mich für einen gewissen Menschen zu halten geneigt sei, gegen den er einen Steckbrief in Händen habe. Es schien ihm sehr schwer zu werden, seine Zweifel in dieser Beziehung zu überwinden. Sein barsches Benehmen, das ich mir später als ein Maskenspiel erklärte, wodurch er seine polizeiliche Gewissenhaftigkeit an den Tag legen und seine Theilnahme an der Seelenverkäuferei verdecken wollte, erleichterte mir die verdächtige Aufgabe, seine Fragen nach der Instruktion des Sergeanten und zwar mit einiger Impertinenz zu beantworten. Im Hinblick

auf die teutſche Einheit ließ ich mich ohne Weiteres zum Bürger eines teutſchen „Freiſtaats“ machen. (Man ſieht, in Holland hat man fremde Bürgerrechte ſtets zur Dispoſition; man rechnet darauf, daß die Beſchenkten in dieſer Welt nicht mehr in den Fall kommen werden, ſie geltend zu machen.) Auf einen falſchen Namen ließ ich mich übrigens nicht ein. Als ich mich für einen Hamburger und meinen Paß für verloren ausgegeben, ward, wie es mir ſchien, ein neuer Paß ausgefertigt und dem Sergeanten übergeben, durch deſſen freundſchaftliche Verwendung er ausgewirkt worden war und der dadurch in Stand geſetzt wurde, mich ohne Weiteres als einen angeworbenen Hamburger nach Harderwyk zu empfehlen. Darauf verließen wir das Polizeibüreau und gingen in ein anderes Haus, worin, wie es mir vorkam, ein Kaſſenbüreau war. Der Sergeant ging in das Büreau hinein und ich blieb in dem Hausflur ſtehen. Vielleicht wurden an dieſer Kaſſe die Judasſilberlinge ausbezahlt, die ich ſelbſt noch durch eine anſehnliche Prämie vermehrte. Als wir wieder in dem Gefangenenthurm angelangt waren, hatte ich in Hamburg zuerſt das Licht der Welt erblickt und meine redlichen Eltern hatten ſich der neuen Taufe mit unterwerfen müſſen. Daß ein Stück, worin ſolche hamburger Rollen geſpielt werden, eine tragiſche Entwicklung haben müſſe, würde ich mit

Händen haben greifen können, wenn ich nicht zu wenig Weltkenntniß und zu viel Vorliebe für meinen Reiseplan gehabt hätte. Ich entnahm zwar, als ich mit dem Sergeanten über die Straße ging, aus den Redensarten der vorübergehenden Leute, daß sie in der großen Stadt Amsterdam, wo so oft ein Nachbar den andern nicht kennt, sogleich aus meiner Begleitung meine Bestimmung errieten; auch hatte ich wohl so viel Menschenkenntniß, um unter der Heuchlerphysiognomie des Sergeanten den abgefeimtesten Seelenlieferanten zu erkennen. Allein meine für die interessante Reise zu sehr bestochene Phantasie sah alle solche Umstände für Kleinigkeiten an und sophistisirte leicht die Bedenklichkeiten hinweg, welche die Vernunft ihr entgegenstellte. Ich lachte sogar den Sergeanten und Kompagnie in's Fäustchen aus, indem ich Die, welche mich zu verkaufen glaubten, bloß als Mittel zu meinem Zwecke zu gebrauchen vermeinte. Jetzt, nachdem ich Alles überstanden, danke ich meiner Phantasie für ihre damalige Sophisterei, denn sie hat mir nicht bloß unschätzbare Erfahrungen verschafft, sondern mich auch in Stand gesetzt, sie anderen Unbesonnenen oder Unglücklichen zu ersparen. Du aber, du unschätzbarer Sergeant, wenn ich die Aussicht hätte, dich jemals wiederzusehen, so würde ich Malen lernen, um meinen Namen trotz Leonardo da Vinci durch ein Abendmahl

zu verewigen, worin deine Alles erſetzende Phyſiognomie den zwölften Apoſtel zieren würde.

Als ich nach Harderwyk zurückkam, hatte man mich dort niemals geſehen, ſo wenig als die übrigen Hamburger, deren ich eine Menge dort antraf und die alle in Amſterdam waren umgetauft worden. Die falſchen Namen, die man ihnen gegeben, ſprachen meiſtens noch Hohn über die Unglücklichen aus, man ſchien ſich einen Spaß daraus zu machen, ſie ins Verderben zu bringen und ſpedirte ſie mit der geübteſten Fühlloſigkeit einer geſchäftlichen Gewohnheit wie Waaren oder Vieh nach ihrem Beſtimmungsort.

In Harderwyk wurde ich als Rekrute eingeſchrieben mit der Bedingung und dem Verſprechen, daß ich, nachdem ich das Exerciren gelernt, als Sergeant nach Batavia abreiſen ſolle. Neben dieſer Zuſicherung erhielt ich und mein Freund von dem Obriſten die ſeltene Erlaubniß, außerhalb der Kaſerne auf einer gemietheten Stube wohnen zu dürfen. Dieſe Erlaubniß brachte uns nicht bloß eine große Erleichterung, weil wir dadurch der in der Kaſerne einquartierten rohen, wahrhaft galeerenartigen Geſellſchaft und Kameradſchaft entgingen, ſondern ſie war auch ein Beweis von Zutrauen, indem ſie uns außer die Kontrole der vielfachen Wachen ſtellte, wodurch die übrige Mannſchaft vom Deſertiren abgehalten wurde. Eine Vorſichtsmaß-

regel, die ſich auf Alle ohne Unterſchied erſtreckte, war die, daß kein Soldat vor die Stadt gehen durfte ohne beſondere Erlaubnißkarte. Damit Niemand ſo leicht im Stande ſei, dieſes Gebot verkleidet zu übertreten, mußte Jeder, wenn er militairiſch eingekleidet wurde, die mitgebrachte Civilkleidung abgeben. Später wurde dieſe verkauft und der Erlös dem Eigenthümer eingehändigt, der übrigens nicht bei dem Verkauf zugegen ſein durfte, wenigſtens nicht davon in Kenntniß geſetzt wurde. Meinem Freund und mir konnte es keineswegs angenehm ſein, unſere Kleider in Geſellſchaft ſo mancher vom Galgen gefallener Hoſen und Röcke verkaufen zu ſehen. Beſorgter für unſere Kleider als für uns ſelbſt wollten wir dieſen erſparen, was mit unſerer Perſon bereits geſchehen war. An dem Tage, wo wir eingekleidet werden ſollten, zogen wir daher ein ſchlechtes Negligee an, das es ſich ohnehin nicht der Mühe verlohnt hätte nach Indien mitzunehmen. Unglücklicher Weiſe begegnete uns auf dem Wege nach dem Kleidermagazin der Adjutant des Obriſten, ein barſcher, hetzhündiſcher Menſch mit ſehr rothem Geſichte. Sobald er unſern veränderten Anzug gewahrte, befahl er, ohne irgend einen Grund weiter anzugeben, dem uns begleitenden Korporal, uns ſofort in Arreſt zu bringen. Da wir uns die Urſache dieſer Bewillkommnung nicht ſogleich denken konnten, wollten wir

ihn darum befragen, allein hierzu ließ er uns nicht Zeit und war verschwunden, ehe wir uns von unserm Erstaunen erholt hatten. Wahrscheinlich hatten dem Schelm unsere hübschen Röcke gefallen und er wollte die Gelegenheit benutzen, sich für wenig Geld eine Civilkleidung anzuschaffen. Nachdem wir unsere besten Kleider wieder angezogen, war von keinem Arrest mehr die Rede. Für meinen ganzen Anzug erhielt ich 18 Gulden. Dieß war übrigens ein unerhörter Preis, denn es gab in Harderwyk Kleider zu verkaufen, worin jeder Bettler Fortüne gemacht hätte. Als die Kaufpreise später ausgetheilt wurden, rief man die Interessenten auf den Kasernenplatz zusammen und las die Liste ab. Zwei bis zehn Stüber war der gewöhnliche Preis. Beim dritten oder vierten Mann hieß es immer: „voll Ungeziefer auf den Mist geworfen." Dann wieder: „die Hose weggeworfen, für den Rock zwei Stuber." Für diese zwei Stüber tranken dann die Bedauernswerthen auf den Abschied von Europa, wovon sie so wenig wiedersehen sollten, als von ihren Röcken und Hosen.

Ihr Fielding's, Lichtenberg's, Hogarth's, Lavater's, Gall's und wie ihr Menschenkenner und Beobachter noch sonst heißen mögt, welche unschätzbare Bereicherung wäre der Literatur und Kunst geworden, wenn das Schicksal euch auf einige Zeit nach Harder-

wyk geführt hätte! Was hättet ihr für Beobachtungen machen, was für Menſchenkenntniß und Menſchenſchickſale ſammeln können, wenn ihr euch an jene Kloakenmündung von Europa geſtellt, durch die ſich der Abfall und Kehricht von allen Enden unſeres Kontinents hindurchdrängt, um über die See nach Batavia zu ſchwimmen und den javaniſchen Boden zu düngen! Neben euch ſollte ſich aber zugleich ein reicher Howard ſtellen, um mit rettender Hand die nicht zum Kehricht gehörenden Unglücklichen aufzugreifen, die, durch widrige Zufalle oder durch Unbeſonnenheit in jenen Kothſtrom hineingeriſſen, wahrlich nicht verdienen, für ihre auf Oſtindien gebaute Hoffnung verzweifelnd in einem javaniſchen Lazareth oder unter der Knute eines branntweinduftenden holländiſchen Militairtyrannen zu büßen. Als Beiſpiele ſolcher Unglücklichen will ich bei dieſer Gelegenheit nur zwei anführen. In der harderwykſchen Kirche fand ich auf ein Blatt eines alten Kirchengeſangbuchs mit Bleiſtift folgende Worte geſchrieben: Toi, qui a été jamais malheureux, souviens toi, qu' il viendra peut-être un jour, qui t' écrasera. Tu ne verras plus la patrie, tes amis sont morts pour toi, tu es tout seul et souvent tout abandonné dans ce monde là, tu mourras de chagrin. Auf der Kehrſeite des Blattes ſtanden, als habe der Schreiber dieſer Zeilen ſich von ſeinen traurigen Betrachtungen und

Ahnungen wieder erholt und ermuthigt, auf Griechisch die Worte: Prüfet Alles und das Beste behaltet. Ich habe das Blatt herausgerissen und bewahre es als Andenken an einen unbekannten interessanten Unglücklichen, der gewiß verdient hatte, seinen Retter zu finden. Er hat ihn wahrscheinlich nicht gefunden und wird verschwunden sein unter den vielen Tausenden, die auf der Insel Java nichts erwartet, als getauschte Hoffnungen und ein unbezeichnetes Grab, worauf sich der fühllose Egoismus herumtreibt, der es zubereitet. Ich glaube von jenem Unglücklichen in Batavia eine Spur wiedergefunden zu haben. Es wurden mir nämlich dort am Tage vor dem Antritt meiner Rückreise nach Europa in einem Kleidermagazine von dem Korporal, der darin die Aufsicht führte, einige schön emaillirte, mit Gold eingefaßte Knöpfe gezeigt und dieselben als Nachlaß eines französischen Grafen bezeichnet, der sie früher auf seinem Rock getragen, später aber unglücklich geworden, als gemeiner Soldat nach Batavia gekommen und als solcher dort vor einem halben Jahre im Lazareth gestorben sei. Der Graf hatte, wie man mir erzählte, viele Reisen gemacht und war als Schriftsteller, namentlich durch die Beschreibung seiner Reisen, sehr bekannt. Seinen Namen konnte man mir nicht mehr nennen und ich hatte nicht Zeit mehr, mich näher darnach zu erkundigen.

Der Korporal, ein nicht ungebildeter Teutſcher, gab mir aber ein aus kleinen aufgeleſenen Papierſtücken zuſammengeheftetes Manuſcript und verſicherte, daß der Graf eine Menge dergleichen, namentlich Gedichte, hinterlaſſen habe, die aber ſämmtlich verloren gegangen ſeien. Was mir das Heftchen am meiſten intereſſant machte, war die Aehnlichkeit, die ich zwiſchen der Handſchrift in demſelben und zwiſchen der auf jenem Blatt zu finden glaubte, welches ich aus dem Geſangbuch in Harderwyk herausgeriſſen. Den Inhalt bilden meiſtens Excerpte ſchöngeiſtiger Art aus der Geſchichte und aus Autoren, die wahrſcheinlich als adminicula memoriae gelegentlich beim Schriftſtellern dienen ſollten. Außerdem befinden ſich auch eigene Aphorismen und Sätze darin, unter dieſen jedoch nur zwei, die auf den Charakter und die frühere Stellung des Verfaſſers ſchließen laſſen. Der eine lautet ſo: „ich habe eine zu lebhafte Empfindlichkeit für den Schmerz, ſowohl phyſiſchen, als moraliſchen und ein einziger Dorn verurſacht mir mehr Pein, als mir der Geruch von hundert Roſen Vergnügen macht.“ Hierbei muß man an die Roſen denken, die ihm in Batavia geblüht haben. Der andere Satz heißt: „ich habe an mir ſelbſt die Wahrheit erprobt, daß ſich die öffentliche Beachtung nur erlangen läßt auf Koſten des häuslichen Glücks.“ Ich muß bedauern, nicht genug Kenntniß

der französischen Literatur und Literateren zu besitzen, um den Namen des interessanten Grafen errathen zu können, der, vielleicht von vielen Freunden und Angehörigen vermißt, in einem fernen Erdwinkel unter fremden und herzlosen Menschen ein so trostloses Ende gefunden. Einen andern interessanten Unglücklichen, einen Herrn von M—l, lernte ich persönlich kennen. Er besuchte mich in Harderwyk auf meiner Stube, weil er gehört hatte, daß ich teutscher Student gewesen. Seiner Haltung und seinen Zügen sah man gleich an, daß er nicht geschaffen war, das Wamms zu tragen, welches ihn bekleidete. Er war aus einer sehr angesehenen Familie Sachsens, hatte in Leipzig die Rechte studiert, sein Examen schon gemacht und war als Referendar einer Anstellung gewärtig, als er zufällig unter Spieler gerieth und neben dem Verlust seiner dievenibeln Habe in kurzer Zeit so in Schulden versank, daß er zur Rettung seiner Ehre und vielleicht seiner Person kein Mittel mehr übrig sah, als auf gut Glück landesflüchtig zu werden. Er kam an die Elbe und faßte in der Verzweiflung den Entschluß, sich hineinzustürzen. Weil er nach seinem Tode wo möglich nicht wieder erkannt sein wollte, hatte er seinen Siegelring schon vom Finger gezogen und vergraben. Allein eine wiedererwachende Hoffnung und die Scheu vor einem Schritt, den Keiner zurückthun

kann, bewogen ihn, den beſchloſſenen Selbſtmord wenigſtens aufzuſchieben. Zu Fuß langte er endlich in Hamburg an und beim Suchen eines Weges nach einem fremden Welttheil gerieth er holländiſchen Werbern in die Hände, die den Unerfahrenen unter Verheißung alles möglichen Glücks für den holländiſchen Dienſt anwarben und nach Harderwyk beförderten. Hier nun ſaß er in der Kleidung, die eher einem Baugefangenen anzugehören, als eine Militairuniform zu ſein ſchien, als gemeiner Soldat neben mir und zog bei der Schilderung ſeiner Lage einen zinnernen Löffel aus der Hoſentaſche, den er da aufbewahren mußte, weil ſelbſt dieß Geräth unter ſeiner Kameradſchaft in der Kaſerne nicht ſicher war. Mit dieſem Löffel aß er aus der hölzernen Schüſſel, an die er binnen wenig Wochen aus den erſten Geſellſchaften Dresdens verſetzt worden war, ſeine Sklavenkoſt mit den Kameraden, unter denen jedesmal um das Stück Fleiſch gelooſ't werden mußte, das man ihnen in die Suppe gegeben. Er hatte ſeiner Familie, die er aus Schonung nicht mehr an ſeinem Schickſal betheiligen zu wollen ſchien, nichts von ſeiner Lage mitgetheilt und war auch trotz allem Zureden nicht zu bewegen, dieß verkehrte Mittel aufzugeben. Als er von den Seinigen ſprach, liefen ihm die Thränen über die Wangen und er ſchalt ſich eine Memme, daß er noch weinen könne. Sein offener,

edler Charakter und sein gesittetes Wesen haben ihm auf der Insel Java schwerlich das Loos verschafft, das er verdiente. Er wurde ein Paar Wochen vor mir eingeschifft und in Batavia sah ich ihn nur flüchtig wieder, indem er von dort gleich nach meiner Ankunft mit einem Detachement in das Innere der Insel geschickt wurde. Später habe ich nichts mehr von ihm gehört, so daß ich ihn ebenfalls zu den Opfern des holländischen Kolonialdienstes rechnen muß.

Das Exercitium, das ich in Harderwyk lernte, nahm unter Schimpfen und Fluchen einen guten Fortgang. Anfangs hatte ich viel vom holländischen Sprachgebrauch zu leiden; so sagte mir unter Anderm ein Unterofficier, der mich für einen schon Einexercirten angesehen und über meine Neulingsunbehelfenheit aufgebracht wurde, daß ich so dumm wie lang sei ꝛc. Solche Stürme legten sich indeß bald, nachdem der Unterofficier in Erfahrung gebracht, daß für mein Geld eben so gut Branntwein zu kaufen war, als für das seinige. Nach vierzehn Tagen avancirte ich zum Korporal und erhielt einen gelben Streifen auf den Arm. Man griff jetzt schon vor mir an die Mütze — welcher Vorschritt in meinem Reiseplan! Wenn ich in Sturm und Regen an der Suderſee auf Posten stand — in Harderwyk das Amt der Korporale — und meine Zukunft neben meine Vergangenheit stellte, wurde es mir allerdings

bisweilen übel zu Muthe. Das Leben in Harderwyk, wo Alles auf Betrug und die roheste Liederlichkeit in jeder Beziehung hinauszulaufen scheint und welches man in Holland selbst ein zweites Gomorrha nennt, trug auch das seinige bei, üble Stimmungen, die meine ungewöhnte Lage mit sich bringen mußte, zu vermehren. Allein das Alles war nicht im Stande, mich bei meinem Unternehmen irre zu machen, meine Romantik blieb vielmehr frisch und gesund, und als nach vier Wochen endlich der Tag der Abreise herannahte, waren alle Nebel von der schon herüberscheinenden ostindischen Sonne bald zerstreut. Ich erhielt einen vergoldeten Unterofficiersstreifen auf den Arm und wurde dem reisefertigen Detachement als Fourier zugetheilt.

Am 30. October gegen Abend reis'ten wir ab. Die Soldaten, meistens Teutsche, zogen unter dem Singen des Liedes: „Auf, Matrosen, die Anker gelichtet ꝛc." — aus der Stadt. Trotz allem guten Muth konnte ich in diesem entscheidenden Augenblick doch dabei nicht umhin, unwillkürlich an die Worte: „Toi, qui a été jamais malheureux etc." zurückzudenken. Wir wurden, 130 Mann stark, in zwei kleine Schiffe verladen, die uns nach Amsterdam bringen sollten. Es wehte ein scharfer Wind, der die Wellen der grauen Süderſee brausend vor sich hertrieb und uns bald in die Ferne brachte. Das holländische Gomorrha, von einem

fliegenden Nebel eingehüllt, lag hinter uns in ruinenartigen Umrissen und versetzte das Gemüth in eine unangenehme Stimmung. Die wachsenden Wellen leisteten den Dienst, uns daraus aufzurütteln. Am andern Morgen nach einer schlaflos zugebrachten Nacht sahen wir Amsterdam vor uns, langten aber erst Nachmittags dort an, weil uns durch forcirtes Segeln bei dem heftigen Winde der Mast abbrach. Ueberdies wären wir durch Unvorsichtigkeit des halb betrunkenen Steuermannes beim Laviren beinah von einer Brigg übersegelt worden, die nicht zwei Schritte weit an uns vorbeibrauste. In Amsterdam wurden wir in ein anderes Schiff übergeladen und kamen durch die Amstel und andere kleine Flüßchen nach einer elftägigen Fahrt bei unserm Ostindienfahrer an, der zwischen Dortrecht und Helvoetsluis auf dem sogenannten Kloender lag. Das Schiff war nicht groß, nur etwa 100 Fuß lang, ganz neu und sollte seine erste Reise machen. Der Raum, der uns zum Aufenthalt angewiesen wurde, war dunkel, sehr niedrig und für 130 Mann zu beschränkt. Die Hängematten hingen dicht neben einander, ein Umstand, der bei eintretender Hitze unerträgliche Folgen haben mußte. Die Unterofficiers erhielten eine besondere Ecke im Schiffsraum, die jedoch von dem Aufenthaltsorte der Soldaten nicht abgetrennt war. Mir als Feurier war die Beaufsichtigung und Ver-

theilung der Lebensmittel zugewiesen, in so fern ein angenehmes Geschäft, als ich dadurch von der Beaufsichtigung der Soldaten entbunden war und keine Wachen zu thun brauchte. Auch gelangte ich bei der Mannschaft zu einer gewissen Beliebtheit dadurch, daß ich bestimmt war, ihr auf der langweiligen Fahrt behülflich zu sein zu ihrem besten Zeitvertreib, nämlich zum Essen und Trinken.

An meinen Freund.

Sieh nicht den Kirchhof, trautester Ferdinand, *)
So traurig an, als ließest du einen Freund
An ihm zurück. Bist du entschlossen,
Weiter zu gehn, so vergiß den Kirchhof.

Ist's denn nicht gleich, wohin du dein Haupt gelegt,
Wenn ewig sich dein Herz und dein Auge schloß?
Was ihm der Tod bringt, kümm're Keinen,
Sei ihm das Leben die einz'ge Sorge.

---

*) Name meines Freundes und Reisegefährten. Er wurde vor der Abreise durch allerlei traurige Ahnungen beunruhigt, die, wie sich später zeigen wird, sich nur zu sehr bestätigten.

Maa dein Gebein des ſturmenden Ozeans
Raſtloſe Salzflut waſchend im Sande dreh'n,
Es maa in Aſiens grauſer Wüſte
Sengende Glut dein Gerippe dorren!

Ob hier dein Leib, ob dort er begraben wird,
Soll das des Geiſtes lenkender Kompaß ſein?
Was du hier ürebeſt, was du baueſt,
Iſt es denn bloß, um ein Grab zu bauen?

Die Kraft iſt friſch und jung iſt das Leben noch,
Der ſchlaffen Ruh' alltäglich Lager dampft;
Du ſollſt das Buch des Lebens leſen,
Nicht ſei der Titel des Forſchens Ende.

Schwächlingen laß den Stuhl und das Kanapee,
Der Kräft'ge muß ſich rühren und muthig ſein.
Was Sitzfatbederweisheit iſt, das
Sabeſt du ja an den Profeſſoren.

Des Lebens Schule iſt nur das Leben ſelbſt
Und aller Wahrheit Lehrerin die Natur:
Sie öffnet ihre große Aula,
Wenn ſie die kleine gelehrte ſchließet.

Weit in der Welt unendliches Nebelmeer
Drang mancher kühne, ſtrebende Forſcherblick
Und Millionen Sonneninſeln
Liegen wie Lettern des Buches vor ihm;

Doch, den ein Glas hin über die Sonnen trägt,
Ihn trug ſein Fuß noch kaum aus dem engen Kreis,
Wo er der Mutter Milch geſogen,
Wo er als Knabe den Kreiſel peitſchte.

Die Sonnen maß er, maß die Unendlichkeit,
Der Erde Sandkorn kennt er dem Namen nach
Und wählt genügsam sich dieselbe
Scholl', ihn zu tragen und zu bedecken.

Drum ohne Zagen, trautester Ferdinand
Und laß den Kirchhof bei der Gelehrsamkeit!
Auch auf der andern Hemisphäre
Setzt uns der Nachen des Charon über.

2.

Ein Seesturm.

Am 13. November gingen wir unter Segel und nahmen Abschied von Europa. Den andern Morgen erblickten wir schon die Kreideberge von England und die Küste von Frankreich. Den Kanal ließen wir glücklich hinter uns und steuerten mit günstigem Wind in die offene See. Die Lootsenboote und Küstenschiffe verloren sich allmählig um uns herum und das Meer trug uns allein auf seinem unermeßlichen Rücken davon. Wenn wir als Knaben zum ersten Mal von unsern ländlichen Mistpfützen, Pferdeschwemmen und Bachen an die Ufer eines großen Stromes versetzt werden, dann verlieren wir uns in Staunen und stummer Betrachtung bei der dem kindlichen Blick unermeßlichen Wasserfläche und die Phantasie erfüllt ihre Tiefe mit

tausend Wundern. In dieselbe, ich möchte sagen, heilige Stimmung versetzt die See das Gemüth des Erwachsenen, wenn er zum ersten Mal über ihre graussige Tiefe dahinschwebt; er wird wieder zum Kinde vor dieser unergründlichen, geheimnißvollen Wasserunendlichkeit. Wie er sich aber klein und überwältigt fühlt bei dem großartigen Schauspiel, so erhebt es ihn wieder zu kühner Vorstellung, wenn er seinen Kiel mit überlegener Leichtigkeit über die gefahrvolle Bahn dahinbrausen hört, wenn er die Straßen durchschneidet, die einen Kolumbus, einen Anson, einen Kook getragen, wenn er mit aufgeblähten Segeln über die Grade und Meere dahinfliegt, die er als Knabe zählend mit dem Finger oder Bleistift überstrichen hat. Doch die See, unwillig über die ungestörte Betrachtung ihrer Größe, will ihre neuen Beschiffer auf die Probe stellen, sie will sich in ihren Schrecken zeigen und die voreilige Kühnheit zur Demuth zurückbringen. Es wird Abend, der Himmel verhüllt sich in Wolken, die dunkeln Wellen kräuseln sich, die Segel fliegen hinauf, es wird Sturm. Wer da sagt, daß ihm beim ersten Seesturm, den er erlebt, das Herz nicht geklopft, der prahlt gewiß noch mehr, als Der, welcher furchtlos in die erste Schlacht gegangen sein will. Mir deucht, eine Schlacht, wenn auch an sich bei Weitem gefährlicher, kann nicht so schreckenerregend sein, als ein Seesturm. Jene stellt

nur einen Kampf gegen gleichgestellte schwache Menschen, dieser einen Kampf gegen das mächtigste aller Elemente dar. Bei einer Schlacht hat auch der Besiegte noch Aussicht auf künftigen Sieg oder wenigstens auf Rettung des Lebens; allein die See, wen sie besiegt, den besiegt sie meistens gänzlich und sie kennt, wie die Bewohner ihrer wilden Inseln, weder Pardon noch Kriegsgefangene. Im Sturm einer Schlacht herrscht zusammenwirkende Thatigkeit, wodurch der Eine den Andern beseelt und fortreißt; in einem Seesturm herrscht zusammenleidende Ohnmacht, wodurch der Eine den Andern entmuthigt und lähmt. Dort gibt es erhebende Offensive, hier nur niederschlagende Defensive und wenn dort das point d'honneur die Gefahr verachten lehrt, so hilft hier das point d'horreur sie vergrößern.

Ein Vorgeschmack der Beängstigungen einer Seefahrt war uns gleich in den ersten Tagen zugedacht. Am 16. fiel uns ein heftiger Wind so plötzlich in die Segel, daß man nicht Zeit hatte, sie schnell genug einzuziehen und das Schiff Gefahr lief, umzuschlagen. Einige wollten gesehen haben, daß die Raben in's Wasser tauchten. Es war eine bestürzende Ueberraschung, die Alles ohne Unterschied aus der Fassung brachte. Ich sah auf der Brust des Kapitains unseres Detachements das croix d'honneur hüpfen von dem

Klopfen des alten Soldatenherzens, das darunterhing und das in der Schlacht vielleicht nicht so unruhig gewesen wäre. Selbst der Schiffskapitain, ein sehr tüchtiger und erfahrner Seemann, veränderte sein zuverlässiges Gesicht und entschuldigte dadurch die Angst der neuen Seefahrer, so wie er sie dadurch vergrößerte. Am 17. legte sich der heftige Wind, jedoch nur, um sich zu neuen Anstrengungen zu erholen. In der Nacht vom 18. auf den 19., als wir uns ungefähr auf der Höhe von Lissaben befanden, verwandelte er sich in einen Sturm. Von den 300 Augen, die auf dem Schiff waren, schloß sich die ganze Nacht kein einziges zu. Ein Schauspiel neuer und schrecklicher Art hielt unsere Seele und Sinne beschäftigt auf eine in der Erinnerung angenehme, aber in der Wirklichkeit entsetzende Weise. Die See hatte sich in Tausende von brausenden Wasserbergen verwandelt, die sich wie mit absichtlicher Gewalt über das dröhnende Schiff hinstürzten und es bisweilen dermaßen auf die Seite warfen, daß das Verdeck beinahe senkrecht in's Wasser zu stehen kam. Die Kanonenmatten schlugen gegen die Decke. Wohin man sich durchwand, war Tumult und Schrecken. Das Toben und Gebrause der Wellen, das Sausen und Schnauben des Windes durch die Taue und Stengen, untermischt von dem fischweiberartigen Geschrei der Matrosen und dem brandgeschreiähnlichen

Kommandiren der Schiffsoffiziere, der feurige Schaum, der kochend um das Schiff herumwogte, das Krachen und Aechzen des neuen Holzwerks an den Schiffswänden, das Schlagen und Flattern der losgerissenen Segel von der Höhe des Mastes herab — dies Alles zusammen, durch die Dunkelheit der Nacht noch beängstigender gemacht, bildete eine Scene, die einen Napoleon hatte frappiren müssen, wie viel mehr einen holländischen Sergeanten. Dabei flog Alles, was nicht festgebunden war, in der wildesten Verwirrung und mit donnerndem Getöse durcheinander. Die Todesangst zeigte bei unserer nobeln Reisegesellschaft ihre ganze Gewalt. Selbst die wüsteste Rohheit verschwand unter den bleichen Gesichtern. Die Wölfe wurden zu zahmen Lämmern und die Baren zu anschmiegenden Schooßhündchen. Die sonst so gelaufigen Verwünschungen und Flüche verwandelten sich in fromme Ermahnungen und kindische Ausdrucke des Entsetzens. Ruhig blieb fast Niemand als die Seekranken, die in dumpfer Gleichgültigkeit Alles über sich ergehen und sich in ihren Hangematten in den süßen Schlaf der Vergessenheit aller irdischen Dinge einwiegen ließen.

Bei dieser, wie bei spatern Gelegenheiten fiel mir auf, wie verschieden sich bei verschiedenen Menschen die Angst kundgab. Einige betranken sich in aller Eile und legten sich dann in die Hangematten, Andere ver-

krochen sich in den Schiffsraum, um nur nichts von Dem zu sehen, was auf dem Verdeck vorging, Andere dagegen drängten sich vor Angst auf das Verdeck hinauf, als hätten sie sich bereit halten wollen, um im Fall eines Unterganges irgend einen schwimmenden Gegenstand zu ergreifen. Sie ließen sich weder durch See- noch durch Regenwasser in den Schiffsraum zurücktreiben. Noch andere halfen mit aller Anstrengung den Matrosen an den Tauen ziehen, um die Ausführung der unglückverhütenden Maaßregeln zu beschleunigen. Am besten von allen Passagieren nahm sich der Premierlieutenant unseres Detachements aus, der eine in dem Gemälde unersetzliche Staffage bildete. Diese winzige, verstoffene Figur von 4½ Fuß Höhe, mit dickem, halbkahlem Kopf, vorstehenden, stets halb geschlossenen Augen und einem gewaltig langen Schnurrbart hatte die frappanteste Aehnlichkeit mit einem Seehund. Auch schien die See sein Element zu sein: ihn genirte nichts, als das Schwanken des Schiffs, wodurch er stets genöthigt war, sich festzuklammern. Wenn Alles unruhig wurde, blieb dieser Ritter sans peur et sans courage, wie man ihn hätte nennen können, stets gleichgültig und sah mit seinen schnappsschläfrigen Augen in den Tumult hinein, wie in einen Tanzsaal. Einen anderen, sehr komischen Anblick gewährten die Seekranken. Bisweilen sah man ein Paar Dutzend

zugleich ihre Köpfe über Bord ſtrecken und in den lächerlichſten Attitüden ſich würgend gegen die See exponierten, die ihnen ſo viel zu ſchaffen machte. Einer derſelben wurde nach dem Sturm für todt aus einer ſchmutzigen Ecke im Schifferaum hervorgezogen, er kam aber wieder zu ſich.

Der Sturm hatte ganz plötzlich nachgelaſſen und es trat eine völlige Windſtille ein. Ein ſolcher Zuſtand iſt für die Schiffe einer der gefährlichſten, weil die zurückbleibende Wallung jetzt das Schiff ganz in ihrer Gewalt hat und dermaßen umherwirft, daß nicht ſelten die Maſten über Bord fliegen, oder durch das heftige Arbeiten ein Leck entſteht. So lange dagegen der Sturm weht, ſchwankt das Schiff nur heftig nach der Seite hin, wohin der Wind geht, während nach der andern Seite hin die unten an den Maſten befindlichen Sturmſegel ſo viel Widerſtand finden, daß das Schiff eher nach der einen Seite weggleitet, als gegen den Wind hin ſich auf die andere legt. Weil Unkundige ſich von dem Segeln eines Schiffs bei Sturmwetter gemeinlich keinen Begriff machen können, folge hier eine kurze Andeutung über Dasjenige, was ich in dieſer Beziehung habe beobachten können. Man ſegelt entweder vor dem Wind, wenn er von hinten in die Segel weht, oder mit halbem Wind, wenn er mehr von der Seite, oder bei dem Wind, wenn er mehr von

vorn weht. Entsteht beim Segeln vor dem Wind ein Sturm, so läßt man einstweilen im Verhältniß zur Stärke desselben einige Segel aufgezogen und man kann denken, mit welcher Vogelschnelle alsdann das Schiff durch das Wasser brauf't. In kurzer Zeit aber werden die Wellen so hoch, daß sie entweder, wenn sie dicht hinter dem Schiff aufsteigen, sich von dort her über dasselbe hinstürzen, oder daß, wenn sie sich vor demselben erheben, es nicht Zeit hat, sie zu übersteigen, sondern durch die reißende Schnelligkeit in Gefahr kommt, in den Wasserberg hineinzusegeln, oder, wenn es ihn an der Seite durchschneidet, in der schnellen Schwankung umzustürzen. Um nun diesen Gefahren auszuweichen, muß bei Zeiten beigelegt werden. Das Nämliche wird nöthig, wenn im Segeln bei dem Wind, oder mit halbem Wind die Wellen zu groß und heftig werden, um ihre Stöße am Bug oder an der Seitenwand des Schiffes aushalten zu können. Das Beilegen geschieht, indem man die gewöhnlichen Fahrsegel aufzieht, anstatt ihrer die Sturmsegel herabläßt und das Schiff so viel wie möglich in den Wind dreht, so daß die schräg gespannten Sturmsegel nicht mehr Wind fassen, als nöthig ist, das Schiff um ein Weniges vorzutreiben, damit man es mit dem Steuer in der Gewalt behält. Indem aber das Schiff durch den schräg einfallenden Wind vielleicht eben so viel nach der Seite

als nach vorn fortgleitet, weicht es den Wellen aus, oder lähmt ihre Kraft. Das ist das einzige Vertheidigungsmittel, welches sich auf offener See gegen den Sturm anwenden läßt. Dabei arbeitet das Schiff aber immer noch heftig genug und hält der Sturm lang an, so daß die Wellen immer höher werden, oder ist er gar so heftig, daß selbst keine Sturmsegel mehr halten, dann bleibt nichts übrig, als der Stärke des Schiffes oder dem Glück zu vertrauen. Man pflegt dann die oberen Theile der Masten herabzunehmen, damit diese weniger Schwung haben, und alle Oeffnungen auf dem Verdeck zu verschließen, so daß die Wellen blos darüber wegspülen, aber nicht eindringen können.

Bei dieser Gelegenheit, wo von der Einrichtung und dem Verhalten eines Seeschiffs die Rede ist, mögen die Seeremanschreiber auf eine Gewohnheit aufmerksam gemacht werden, deren Erwähnung ihnen bei ihren sorgfältigen Beschreibungen aller Einzelnheiten den Antrieb der genauesten Beobachtung geben müßte. Die Schiffstaue nämlich werden alle, so weit sie nicht in Gebrauch sind, auf dem Verdeck gleich einer Bratwurst in Kreisen zusammengelegt und zwar von der linken nach der rechten Seite herum, also für uns dem Lauf der Sonne nach. Blos ein einziges unter jenen mehr als hundert Tauen pflegt man von der rechten nach der linken herumzulegen. Dieses Tau ist dasjenige,

woran die sogenannten Baken (boeien) befestigt werden, die über dem ausgeworfenen Anker auf dem Wasser schwimmen, damit man diesen, wenn das Ankertau brechen sollte, wieder auffinden kann. Jenes vor allen anderen ausgezeichnete Tau nennen die Holländer Boeireep (sprich Buireep). Es könnte nun in einem Seeroman gelegentlich etwa also heißen:

Es war ein schöner Sonntagsmorgen. Der Himmel spiegelte mit Wohlgefallen sein reingewaschenes Gesicht in dem blauen Spiegel der See, auf dem das Schiff wie eine Fliege daherkroch, und sein großes Sonnenauge glänzte aus dem Spiegel beinah noch feuriger heraus, als es hineinstrahlte. Kein trübes Wölkchen verdüsterte die klare Himmelsmiene, um die nur einzelne Locken herumwehten, weiß wie die Segel des Schiffs und wie der Schaum, womit die See dessen kupferbeschlagenes Kinn einrieb, gleich dem rothbewachsenen Kinn des Untersteuermanns, der an den Fockmast gelehnt, im Schatten der Segel sich rasirte. Neben ihm stand, bereits sonntäglich aufgeputzt, der Bootsmann und hielt, in ausruhendes Nachdenken verloren, den Blick auf die zusammengerollten Taue geheftet, die vor ihm auf dem Verdeck lagen, oder neben ihm an der Verschanzung hingen. Sie erinnerten ihn lebhaft an seine lang entbehrte Lieblingskost, an Bratwürste, und an ihren dem Lauf der Sonne nach gelegten

Ringen schien er zu zählen, wie oft die Sonne ihren täglichen Lauf noch zu vollenden habe, bis er bei „Mutter Scheppop" zu Amsterdam und ihrer dickbackigen Tochter sich wieder an seinem Lieblingsgericht ergötzen könnte. Schon glaubte er im heimathlichen Hafen den Anker fallen zu hören, indem sein Blick auf die Buireep fiel und ihre gegen den Lauf der Sonne gelegten Ringe (nur bei diesem einzigen Tau ist dies Gebrauch) mahnten ihn in seiner freudigen Vorstellung nicht daran, daß er nach wenig Wochen schon wieder die Anker lichten und die Rückfahrt nach dem glühenden Süden antreten sollte. Ha! rief er unwillkürlich aus ꝛc. ꝛc.

3.

Weitere Reise bis Batavia.

Nachdem wir durch einen Sturm als Seefahrer eingeweiht waren und unsere erste Neugier gestillt hatten, fingen wir schon an, einen Begriff von der Langeweile zu bekommen, welche ohne ganz besondere Gegenmittel eine nicht zu entfernende Begleiterin des gewöhnlichen Seelebens ist. Man fühlt sich sehr bald eingeschlossen in das hölzerne Gefängniß, man sieht nichts, als Wasser und Luft, man ist außer Stande, sich körperliche Bewegung zu machen, die Befriedigung der unschuldigsten Bedürfnisse des Herzens wie des Geistes ist versagt, man führt ein halbes Kerkerleben. In unserer Lage machten sich diese Uebelstände doppelt bemerkbar, da wir bei unserer untergeordneten Stellung keine Ansprüche auf Bequemlichkeiten oder

Aufmerksamkeiten machen konnten und da auf der andern Seite unsere Reisegesellschaft keine Unterhaltung zu gewähren im Stande war, sondern nur beitrug, das Leben recht unerträglich zu machen. Man kann sich denken, welchen Reiz eine Gesellschaft gewähren konnte, die aus Vagabunden, Deserteurs *), entlaufenen Dieben, Falschmünzern, vielleicht Mördern, oder auch aus einzelnen schuldlosen Unglücklichen bestand, die man aber nicht kannte und die nicht Bildung genug hatten, ihre Bekanntschaft wünschenswerth zu machen. Die Officiere zeigten ebenfalls keine Bildung, sie schrieen bei jeder Gelegenheit Hurrah und tranken mehr Branntwein als wir Wasser. Der Kapitän des Detachements war ein eigensinniger, mürrischer, stumpfer Franzose, der zwar das Ehrenkreuz trug, aber dadurch nichts von seiner Widerwärtigkeit verlor. Sein Hauptzeitvertreib bestand darin, mit einem Stock in die Hühnerkäfige hineinzustechen und die armen Thiere zu beunruhigen. Seine Neigung zum Stechen hatte übrigens üble Folgen für ihn, er gerieth kurze Zeit nach unserer Ankunft in Batavia mit einem kleinen Premierlieutenant, einem wackern Teutschen, in ein Duell und wurde von seinem Gegner der Art durchbohrt, daß er todt auf dem Fleck blieb.

---

*) Einer der Soldaten rühmte sich, 39 Mal desertirt zu sein und zwar meistens mit dem Pferde.

Den Soldaten hatte man Damenspiele, Schachspiele und Taback mitgegeben, um sie so gut wie möglich zu unterhalten und vielleicht vor rebellischen Gedanken zu bewahren, die indeß doch nicht ganz entfernt blieben, so daß die Eisen mehrere Male in Gebrauch kamen. Außerdem suchten sie aus eignen Mitteln sich die Zeit zu vertreiben, es gab Spaßvögel unter ihnen, die Komödien aufführten u. s. w. Allein das Alles reichte nicht hin, eine regelmäßige Beschäftigung zu ersetzen und den ganzen langen Tag auszufüllen. Die meiste Zeit sah man die Mannschaft gähnend und schlafend umherliegen.

In der Voraussetzung, daß die Reise an sich immer Unterhaltung genug gewähren würde, hatte mein Freund und ich nur einige wenige Bücher mitgenommen, die wir sehr bald beinahe auswendig gelernt hatten. Zum Schreiben war man in der übeln Umgebung selten aufgelegt, es gab für uns nicht einmal einen passenden Platz dazu. Auch war die nicht ganz zu verhütende Unreinlichkeit der rohen Bande so groß, daß Einem nicht selten eins von den Thierchen unter die Feder lief, die den Herodes sollen aufgefressen haben. Ein Hauptvergnügen gewährte uns das Schießen auf Vögel oder Fische, aber auch zu diesem Vergnügen fand sich nur selten Gelegenheit.

Unter solchen Umständen machte das Essen keinen geringen Theil unserer Unterhaltung und Beschäftigung

aus, wenn wir auch keine Leckermäuler dabei wurden. Morgens gab es regelmäßig Grütze, Mittags (d. h. gegen 2—3 Uhr) abwechselnd Speck und Erbsensuppe (Snert), oder Speck mit Sauerkraut, oder Pökelfleisch mit Erbsen, oder Stockfisch mit Erbsen. Erbsen waren unvermeidlich. Des Abends blieb Jedem überlassen, seinen aus Wasser und Kleien gebackenen Schiffszwieback zu kauen, an dem man gemeinlich einige Minuten seine Zähne versuchen mußte, um nur den ersten Anbruch zu machen. Als Zugabe zu dem Zwieback erhielt man Butter und bisweilen etwas Käse. An Getränken gab es täglich zweimal ein Gläschen Branntwein und zwei kleine Feldflaschen voll Wasser. Die ewige Wiederholung der genannten Speisen machte sie uns gänzlich zuwider, zumal, da sie auf nicht sehr delikate Art von einem alten, schmierigen Koch zubereitet waren. Eine Menge gieriger Blicke folgten jeden Mittag den Schüsseln, die aus der Küche von dem reinlichen Kajütenkoch nach der Officierstafel getragen wurden. Das Verlangen nach der gewöhnlichen Landkost war so groß bei uns, daß wir gern eine einzige Karteffel mit einem holländischen Stüber bezahlt hätten. Was das Getränk betrifft, so waren zwei Flaschen Wasser, das noch dazu bald stinkend und faul wurde, zu wenig für einen Menschen, der in der fürchterlichen Hitze beinah eben so viel Schweiß vergoß. Die Soldaten versuchten sogar bisweilen, ihren Durst

durch Seewasser zu stillen, das ihnen indeß sehr übel bekam.

Das erste Land, welches wir wieder erblickten, waren einige der kanarischen und später der kapverdischen Inseln. Die Inseln hatten sämmtlich eine düstere Physiognomie, gewährten aber doch dem Neuling einen besondern Reiz, indem sie der Phantasie zu thun gaben, für welche die erhabene Oede und traurige Majestät eines Meeresfelsens oft mehr Interesse hat, als ein blühendes Eiland. Man sah auf den genannten Inseln nichts, als schroffe Felsenküsten, ausgebrannte Vulkane, einige zerstreute Häuser und ein Paar Kokospalmen. Den Pik von Teneriffa haben wir, da das Wetter etwas trüb war, nicht gesehen. Bei den kapverdischen Inseln segelte in einiger Entfernung ein spanisches Sklavenschiff an uns vorüber, das eine Ladung von Unglücklichen nach Amerika zu bringen schien. Ich bedauerte, daß unsere 130 Soldatenköpfe, die gähnend auf dem Verdeck umherlagen, nicht auf den Sklavenhändler losgehetzt werden konnten und bedachte dabei nicht, daß unser Schiff mit dem spanischen beinahe gleichen Namen hätte führen können. Die Linie passirten wir ohne die gewöhnlichen Possen, weil dieselben bei der Menge von Soldaten wahrscheinlich zu Uebertreibungen und Unfug Anlaß gegeben hätten. Bei einer der unter der Linie häufig ein-

tretenden Windstillen gelang es der Schiffsmannschaft, einen Haifisch zu fangen. Ein Unterofficier wünschte sich zu baden. Zur Vorsicht band ihm der Schiffskapitain ein Tau um den Leib, an welchem er ihn herumschwimmen ließ. Kaum hatte er einige Schritte weit gerudert, als man von der entgegengesetzten Seite rief, daß ein Haifisch in der Nähe sei. Sogleich wurde der Unterofficier in aller Eile, wobei seine Rippen nicht geschont wurden, heraufgehißt. An das Tau wurde schnell eine große Angel mit einem Stück Speck gebunden und da ins Wasser geworfen, wo der Fisch sich gezeigt hatte. Man sah in einer großen Tiefe seine Flossen, die aus dem hellen blauen Wasser wie goldengrüne Blätter heraufschimmerten. Er hielt sich lange Zeit in seiner Tiefe und schien von dem Speck gar keine Notiz nehmen zu wollen. Allmälig kam er ein wenig höher herauf, so daß man schon etwas von seiner Gestalt sehen konnte, jedoch verrieth er noch immer keinen Appetit und schwamm ganz träg in einem Kreise unter dem Speck herum. Endlich aber gewann sein Heißhunger, den er bisher aus Vorsicht bekämpft zu haben schien, die Oberhand; er legte sich plötzlich unter den Speck auf den Rücken, verschlang ihn mit seinem unter dem Kopf befindlichen weiten Rachen und sank damit in die Tiefe hinab. Als der Hai sich unter den Speck legte, dachte ich unwillkürlich an den

Sergeanten, durch den ich mich in Amsterdam hatte verkaufen lassen, so wie mir das Unthier überhaupt als ein passendes Bild für jene schönflossigen, gefährlichen Judasseelen erschien, die sich unterthänig unter ihre Beute legen, um sie zu — verschlingen. Möchte es nur auch ihnen allen so ergehen, wie es ihrem Herrn Vetter bei unserm Schiff erging. Kaum mochte er sich mit seinem Fraß in Sicherheit glauben, als der Steuermann, der den Fang leitete, das Tau anzog, um die Angel einzuhaken, wobei ihm jedoch der Strick mit solcher Gewalt durch die Hände gerissen wurde, daß seine Finger in Gefahr waren. Als die Angel gefaßt hatte, begannen die Matrosen, welche die Leine festhielten, das Ungeheuer aus der Tiefe heraufzuziehen. Sämmtliche Matrosen waren kaum im Stande, ihn herauszubringen. Als er über dem Wasser war, that er so heftige Schläge gegen die Schiffswand, daß das ganze Schiff dröhnte und als er auf das Verdeck kam, arbeitete er so gewaltig darauf herum, daß alle Beine aus seiner Nähe eilten, um nicht zerschlagen zu werden. Sobald er sich müde geschlagen und gezappelt hatte, schlich sich ein Matrose an ihn heran und kappte ihm mit einem Beil den Schwanz ab, worauf er sich bald verblutete. In seinem Magen fand man allerlei Gegenstände, die seit einigen Tagen über Bord geworfen waren, unter Anderm ein krepirtes Huhn. Trotz dem Lärm, den er

gemacht hatte, war er nicht sehr groß, seine Länge betrug etwa zehn Fuß. Die ganzen zehn Fuß wurden von den Matrosen aufgefressen, sie gaben den Soldaten nicht einmal eine Probe davon.

Die gewöhnlichsten Fische, welche man auf der See (d. h. im atlantischen Meer) zu Gesicht bekommt, sind die Meerschweine. Sie schwimmen immer schaarenweise und eine solche Schaar nennen die Holländer den Bauer mit seinen Schweinen. Ich habe sie fast nicht anders schwimmen sehen, als je zwei neben einander und auf diese Art bilden sie eine ganze Prozession, deren Glieder, ohne ihre Ordnung lange zu verlieren, beständig mit großer Schnelligkeit aus dem Wasser springen und in der Richtung ihres Laufes etliche Schritte weit durch die Luft fortschießen. Einen nicht weniger hübschen Anblick gewahren die fliegenden Fische, die sich bei der Annäherung eines Raubfisches wie ein Schwarm silberweißer Vögel aus dem Wasser erheben und sich gemeinlich etliche hundert Schritte weiter wieder niederlassen. Unter den Schwärmern her, die nah bei unserm Schiff vorbeiflogen, sah ich immer einen braunen Raubfisch, etwa zwei Fuß lang, mit Vogelschnelle nachschwimmen und einen aus dem Schwarm ergreifen, sobald er sich niederließ. Auf diese Art that den armen Thieren ihre seltene Kunst wenig Dienste. Wallfische sahen wir zwar viele, aber sie blieben soweit vom

Schiffe entfernt, daß wir nichts Näheres von ihnen unterscheiden konnten. Die Wassersäulen, die sie ausspieen, täuschten uns bei Abend mehrere Male, indem sie gegen den Horizont hin für Segel von Schiffen angesehen wurden. Einen Fisch haben wir gesehen, der mir aus der Naturgeschichte nicht bekannt ist, wenn er nicht etwa zu der größten Art der Delphine gehörte. Er schwamm in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten lange Zeit mit dem Schiff parallel, indem er wie die Meerschweine abwechselnd aus der See hervorschoß und seine ganze Länge, die wenigstens vierzig Fuß betrug, über dem Wasser nachzog. So oft er hervorkam, stieß er aus einem einzigen, auf dem Kopf befindlichen Loch das Wasser mit einem knallähnlichen Getöse und mit solcher Gewalt heraus, daß es als Dunst in der Luft verschwand. Er schien ein Raubfisch zu sein und wir glaubten in seinen kleinen Augen die Gier zu lesen, womit er gern Einen von uns in seinen langgespaltenen, an den Lefzen, wie es schien, jagdhundartig gezackten Rachen hineingeschlungen hätte. Ich holte meine Büchse herauf, um ihm eine Kugel in den Kopf zu schießen, allein als ich wieder auf das Verdeck kam, hatte er sich entfernt.

Unter den Seevögeln, die uns zu Gesicht kamen, waren die auffallendsten die großen Albatrosse. Sie pflegten sich in der Straße aufzuhalten, die das Schiff

hinter sich ließ, um darin den Abfall aufzufressen. Es wurden mehrere gefangen, indem man ein Stück Speck, das an einer Angel und einer langen Schnur befestigt war, hinter dem Schiff in's Wasser warf. Sobald es an sie herankam, fielen sie gierig darüber her und wurden dann schreiend an Bord gezogen. Einer maß gegen vierzehn Fuß in den ausgebreiteten Flügeln.

Einer der interessantesten Tage unserer Reise war uns der 8. Januar. Nach Tagesanbruch erblickten wir um uns herum drei Felseninseln, deren größte, die sogenannte Nachtigalleninsel, sehr hoch aus dem Meer hervorragte und einen pompösen Anblick gewahrte. Unser Schiffskapitain bekam einen Anflug von romantischer Neugier und überwand sich, seine ängstliche Diligencenfahrt durch eine kleine Expedition nach der genannten Insel zu unterbrechen. Mit einem Offizier und sechs Matrosen bestieg er ein Boot und segelte ab, während das Schiff beilegte. Ich hatte mir alle Mühe gegeben, die Fahrt mitmachen zu dürfen, da ich aber bloß Unteroffizier war, konnte meine Bitte nicht berücksichtigt werden. Bis zur Rückkehr der Expedition belustigten wir uns mit Fangen und Schießen der Seevögel die zu Tausenden das Schiff umschwärmten. Gegen Mittag kam das Boot zurück. Der Kapitain hatte Anfangs unverrichteter Sache umkehren wollen, weil ihn die heftige Brandung an der Insel

zurückschreckte. Durch die Vorstellungen seiner Matrosen, welche ausgelacht zu werden fürchteten, ließ er sich indeß bewegen, einen Versuch zu machen und mit Hülfe einiger kühner Schwimmer, die sich mit Lebensgefahr durch die Brandung durcharbeiteten, gelang es, die Landung zu bewerkstelligen. Sobald das Boot an's Land gezogen war, fielen die Matrosen mit ihren Rudern und Knitteln sogleich über die Seehunde her, welche in Menge auf der Küste umherlagen. Sechs schlugen sie todt, obschon sie nur Einen mitnehmen konnten. Einer von ungeheurer Größe, dem sie die Hirnschale gespalten hatten, schleppte sich dennoch, als man sich von ihm wegwandte, in die See. Außer dem Seehund, der die Größe eines Bären hatte, brachte der Kapitain zwei Pinguins mit, welche auf dem Verdeck die putzigsten Sprünge machten, dann eine Menge Vogeleier, ein Bündel Sellerie und Kartoffeln, welche auf der Insel wild wuchsen. Letztere waren jedoch ungenießbar. Ferner hatte er am Strande einen Spaten, einen eisernen Kessel und achtzehn Fässer mit Thran gefunden, von denen er aber nur zwei mitbringen konnte. Die Geräthschaften und Fässer schienen einem Schiff angehört zu haben, dessen Trümmer rings herum den Strand bedeckten. Aus dem Holzwerk schloß der Kapitain, daß es ein amerikanisches gewesen. Es hatte wahrscheinlich die Insel des Seehundfangs wegen besucht,

und war durch einen Sturm an der Küste zerschellt. Von Menschen wurde weiter keine Spur wahrgenommen. Es wäre jedenfalls der Mühe werth gewesen, in das Innere der Insel vorzudringen, allein der Kapitain, der die zu seiner Expedition verwandte Zeit ohnehin schon in dem Schiffstagebuche nicht verantworten zu können glaubte, befahl die Rückkehr. Als die Matrosen das Boot wieder bestiegen, geriethen sie mit zwei Haifischen in einen Kampf. Der eine derselben, von der Größe eines kleinen Kahns, ergriff den Seehund, während man ihn durch das Wasser ins Boot zog, riß ihm ein großes Stück aus dem Leibe und verwundete ihn bei wiederholtem Angriff noch an mehren Stellen. Er versuchte den Seehund noch zu ergreifen, als man ihn bereits aus dem Wasser gezogen hatte und konnte nur durch einige kräftige Hiebe auf den Kopf entfernt werden. Eine solche Kühnheit und Gier der Haifische würde mir trotz den Versicherungen des glaubwürdigen Kapitains unglaublich vorgekommen sein, wenn ich nicht in Krusensterns Reise um die Welt gelesen, daß derselbe einst einen Haifisch zweimal gleich hinter einander an derselben Angel gefangen, nachdem das Thier sich beim ersten Mal mit solcher Gewalt losgerissen hatte, daß ihm der halbe Kopf aufgeschlitzt war. Wir betrachteten mit Erstaunen die aufgerissenen Stellen an dem Seehund und dachten uns das Loos, welches die Matrosen erlitten

hätten, wenn sie einige Zeit später durch die Brandung geschwommen waren.

Die nächste Abwechselung, welche unsere von nun an sehr langweilige Fahrt unterbrach, brachten einige heftige Stürme in der Gegend des Kaps der guten Hoffnung, unter welchem wir in einer Entfernung von etwa vier Graden vorbei segelten. Bei den Stürmen gab es auch dieses Mal wieder blasse Gesichter und große Augen, allein die Meisten zeigten sich schon ruhiger bei dem gefahrdrohenden Schauspiel, sie amüsirten sich an dem Umherfliegen der Kisten und an den Purzelbäumen ihrer Kameraden, wodurch bisweilen die lächerlichsten Scenen herbeigeführt wurden*). Uebrigens

*) Unter andern erinnere ich mich einer Scene, die selbst einen Heraklit hatte zum Lachen bringen müssen. Eine Eßgesellschaft von etwa zwölf Mann, unter denen zwei alte Soldatenweiber, hatte sich, um bei dem Schwanken des Schiffs eine festere Haltung behaupten zu können, rings um einen großen hölzernen Napf voll Erbsensuppe platt auf den Boden gelegt, mit der einen Hand je nach den Bewegungen des Schiffs den Napf balancirend, um das Ueberschütten zu verhüten. Plötzlich legte sich, bei einem heftigen Wellenstoß, das Schiff der Art auf die Seite, daß selbst das platte Liegen auf dem Boden keinen Halt mehr gab und die Gesellschaft sammt dem Erbsennapf mit reißender Schnelligkeit nach dem entgegengesetzten Bord in eine dunkle Ecke glitt. Unmittelbar darauf, als das Schiff wieder herüber schwankte, sah man die ganze Familie wieder aus der Ecke wie von einem Berg und wie mit absichtlicher, wettrennender Vehemenz zurückrut-

hatten wir unter dem Kap bei Nacht viel von der südlichen Kälte zu leiden.

Am 7. Februar, in der Nähe der Inseln St. Paul und Amsterdam, stürzte sich bei Nacht ein Korporal über Bord. Wegen der Dunkelheit, der schnellen Fahrt und der hohen See war an keine Rettung mehr zu denken. Der Mann gehörte zu den Gesitteteren und Gebildeteren des Detachements und suchte den Tod, weil er an einer seit einiger Zeit unter der Mannschaft eingerissenen Augenkrankheit völlig zu erblinden fürchtete. Vielleicht hatten sich diesem körperlichen Uebel auch sonstige traurige Ahnungen hinsichtlich seines Schicksals in Batavia, worauf die Behandlung auf dem Schiff bereits vorbereitete, zugesellt und ihn zu dem verzweifelten Entschluß gebracht.

---

schen. Dabei gab es allerlei anastliches Geschrei und hyperkomische Situationen und Gruppen. Sie hielten sich aneinander fest, sie griffen sich in die — Gesichter, sie überknaelten sich und zwar der Eine das Gesicht, der Andere den Leib mit Erbsenbrei überkleistert. Und mitten in der Gruppe hüpfte der leere Erbsennapf wie ein muthwilliger Bube über Leiber und Köpfe hinweg und theilte Puffe aus nach allen Seiten. Diese Rutschpartie auf der von Erbsensuppe acalatteten Bahn wurde mehrere Male unter betäubendem Gelachter der Zuschauer hin und her gemacht, bis eine augenblickliche Ruhe des Schiffs den Geängstigten Zeit ließ, zur Besinnung und auf die Beine zu kommen, was namentlich den beiden Damen sehr schwer wurde.

Am 10. kam ein englisches, nach Padang, auf der Insel Sumatra, bestimmtes Schiff auf etwa 100 Schritt an uns heran, um mit dem Unsrigen die übliche Bekanntschaft anzuknüpfen und Erkundigungen einzuziehen, wofür die Holländer den Ausdruck praayen gebrauchen. Die beiden Kapitains besprachen sich durch das Sprachrohr und belogen einander um die Wette. Die Schiffskapitains sind nämlich eifersüchtig darauf, die schnellste Fahrt gemacht zu haben. Sprechen nun zwei auf der See mit einander und der eine fragt, wie lange der andere unterwegs sei, so gibt dieser gemeinlich, im Fall die Zeit seiner Abfahrt Jenem nicht bekannt sein kann, eine viel kürzere Frist an, als er wirklich gebraucht, und, um nicht für besiegt zu gelten, ist dann der Andere natürlich noch viel später abgefahren. Sie gebrauchen auch wohl, wenn sie schnell gefahren sind, die List, eine längere Zeit anzugeben, als sie wirklich unterwegs waren, und läßt sich dadurch der Andere bewegen, seinerseits die Wahrheit zu sagen, so kann der Erstere darnach einen sichern Vergleich anstellen.

Wir rückten unserm Ziel jetzt allmälig auf merkbarere Art näher. Täglich wurden die Fortschritte, die wir gemacht, auf der Karte bezeichnet und danach berechnet, wie viel Tage wir noch auf der See zubringen würden. Wie früher von Harderwyk nach der See, so sehnten wir uns jetzt von der See nach Batavia. Dort

hofften wir Ersatz zu finden für die ausgestandenen Unannehmlichkeiten und dort konnte von der Langeweile, die uns auf dem Schiffe so sehr geplagt, nach unserer Vorstellung keine Rede sein. Namentlich für meinen Freund und mich war es ein erhebender Gedanke, nun bald an der ersten Hauptstation unserer großen Reise angelangt zu sein. Die seit unserer Ankunft in Harderwyk bereits gemachten Erfahrungen hatten uns zwar etwas zum Nachdenken gebracht, allein die Stützen, welche die Erfahrung mit ihrem unbarmherzigen Fuß unter unsern Planen hinweggestoßen, waren durch unsere reproduktive Phantasie bald wieder ersetzt. Nur den javanischen Boden unter den Sohlen — weiter verlangten wir einstweilen nichts, um unserer Zukunft gewiß zu sein. Am 6. März erschien uns ein Zeichen, daß wir diesem Boden nicht mehr fern waren. Bei Regen und trübem Wetter sahen wir in einiger Entfernung zur Seite des Schiffs einen schwärzlichen Gegenstand von der Größe eines Bootes auf den Wellen schwimmen. Einige hielten ihn für den Wrack eines Schiffes, Andere für ein Boot und glaubten sogar einen Menschen darin zu erkennen, der die Hände hülfeflehend ausstreckte. Andern schien es ein todter Büffel, ein Rhinozeros, Elephant oder Fisch zu sein. Der Schiffs-Kapitain hielt es der Mühe werth, das Räthsel zu lösen. Er ließ sich in einem Boot hinanrudern und

kaum hatte er den Gegenstand erreicht, als wir ihn aussteigen und sich daraufsetzen sahen, wodurch er zu den sonderbarsten Vermuthungen Anlaß gab. Nach einiger Zeit kehrte er zurück und wir erfuhren, daß der Gegenstand unserer Neugier ein ungeheurer alter Baumstamm war, der vielleicht schon ein halbes Jahrhundert auf der See umherschwamm. Der Kapitain hatte, an die heraufstehenden Aeste sich festhaltend, sich auf den Stamm gesetzt, um mit den Zehen und Fingern junge Haie und andere Fische anzulocken, die in Menge um den Baum herumschwammen — ein origineller Einfall, wodurch sich indeß kein Fisch verlocken ließ. Nachmittags wurde ein langes, halb verfaultes Bambusrohr aufgefischt, in dessen Höhlungen sich allerlei Krabben aufhielten. Solche unbedeutende Gegenstände, die auf dem Papier nicht der Rede werth scheinen, gewähren auf der See ein unbeschreibliches Interesse und liefern einen ganzen Tag Stoff zur Unterhaltung.

Am 8. erblickten wir bei Tagesanbruch nordöstlich einige hohe Berge. Im Nu eilte Alles aus den Hängematten auf's Verdeck. Nach dem Aufgang der Sonne sahen wir schon Java zur Rechten, Sumatra zur Linken und segelten mit günstigem Wind in die Straße Sunda hinein. Entspräche auf Java Alles dem Eindruck, den sein Anblick namentlich bei der Einfahrt in

die Sundastraße macht, so müßte die Insel ein wirkliches Paradies sein. Eine üppigere Vegetation, schönere Berge und Thäler lassen sich gar nicht denken. Schon von der See aus glaubten wir die Schatten der frischgrünen, dichtbelaubten Bäume zu empfinden, unter Pisangs, Kokospalmen, Apfelsinen, Mangistans, Pramboutangs auszuruhen und ihre herrlichen Früchte zu kosten. So weit man sah, schien das Land ein einziger Garten zu sein. Der Eindruck, den die Physiognomie und Schönheit einer solchen Natur macht, ist bei Dem, welcher zum erstenmal ein tropisches Land sieht, doppelt groß. Gegen neun Uhr befanden wir uns dem Fort Anier gegenüber, wo die Schiffe Halt machen müssen. Die beiden Kapitains gingen an's Land, um ihre Papiere abzugeben. Kaum lag das Schiff vor Anker, als schon eine Menge Malaien auf ihren Booten heranruderten und Hühner, Papagaien, Affen, allerlei Früchte ꝛc. zum Verkaufe anboten. Einige Boote waren sicher keinen Fuß länger und keinen halben Fuß breiter, als der Mann, welcher darin saß. Er führte ein einziges Ruder, das an beiden Seiten eine Schaufel hatte, so daß das Boot ohne Leibesbewegungen und Schwankungen damit fortgetrieben werden konnte. Die Menschen waren gut gebaut und sehr gewandt, aber nicht hübsch von Gesicht und hatten alle kohlschwarze Zähne. Das schwarze Haar trugen Einige lang herab,

wie Frauenzimmer bei der Toilette. Ihre Zungen waren äußerst gelaufig, sie plapperten schneller, als der plauderhafteste Franzose. Auffallend war das Mißtrauen, das sie durch Blicke und Handlungen zu erkennen gaben; sie ließen nicht das Geringste aus den Händen, bevor sie das Geld dafür erhalten und forderten dazu noch ganz unverschämt. Das Geld besahen sie sehr sorgfältig und war es im Mindesten abgeschliffen, wie dieß bei dem jetzigen holländischen Geld in der Regel der Fall ist, so nahmen sie es gar nicht an. Man kann sich, wenigstens ich konnte mich nicht enthalten, beim ungewohnten Zusammentreffen mit so fremdartigen, halbwilden Menschen sie in ein gewisses Verhältniß zur Thierwelt zu setzen. Dieß hat zur Folge, daß man Alles, was man Menschliches an ihnen beobachtet, ihnen doppelt anrechnet und mit doppeltem Interesse ansieht. Es ist nicht anders, wie das wohlgefällige Staunen, womit man die menschlichen Mienen und Manieren eines Affen betrachtet.

Wir segelten bei meist schwachem und veränderlichem Wind drei Tage lang durch die Straße Sunda, links die unzähligen kleinen Sundainseln, nur von Fischern und Seeräubern bisweilen besucht, rechts die herrliche javanische Küste mit ihren großartigen Einbuchten und Bergen. Ein feuerspeiender Berg, als welcher er uns bezeichnet wurde, schien die andern um mehrere

tausend Fuß zu überragen. Am 12. März ließen wir auf der Rhede von Batavia zwischen einer Menge von Schiffen der verschiedensten, auch chinesischer Flagge, die Anker fallen. Nur teutsche Schiffe waren nicht zu sehen und es kam diesem Mangel damals auch noch kein Bewußtsein von der Existenz einer preußischen „Amazone" zu Hülfe. Von Batavia sieht man auf der Rhede fast gar nichts, auch hat dort die Küste ein flaches, reizloses Ansehen. Wir sehnten uns daher um so mehr, die berühmte Stadt zu betreten, mußten aber noch zwei Tage auf dem Schiff zurückbleiben, bis der Kapitain uns angemeldet hatte und Alles zu unserm Empfang bereit war. Der Aufenthalt auf der ungesunden Rhede war namentlich für die Augenkranken sehr schädlich, deren ich Einige drei Monate später im Hospital wiedersah, ohne daß sie sich im Mindesten gebessert hatten.

4.

Ankunft in Batavia.

Viermonatlicher Aufenthalt daselbst.

Am 14. März, nach viermonatlicher Reise, bestiegen wir einige große, von Chinesen und Malaien geführte Boote, um ans Land gesetzt zu werden. Als wir noch etliche hundert Schritte von der Küste entfernt waren, sprangen die Malaien in das hier seichte Wasser, um die Boote weiterzuziehen. Mir schien das ein Beweis zu sein, daß auf der Rhede von Batavia die Gefahr vor Krokodillen (Kaimans), deren wir nicht ein einziges gesehen, nicht so groß ist, als man sie gemeinlich zu machen sucht. Das Erste, worauf am Lande unser Auge fiel, war eine große Menge malaiischer Sträflinge, die, mit Ketten beladen, unter gewaltigem Lärm an einem Pfahlwerk arbeiteten. Wenn man eine Reise nach einer

etliche tausend Meilen entfernten schönen Insel macht, sind fettenbeladene Eingeborne gewiß das Letzte, woran man denken würde. Bei uns waren sie das Erste, das wir erblickten, und der Eindruck, den sie machten, war allerdings nicht der angenehmste. Sie präsentirten sich als die Träger der holländisch-ostindischen Kultur und Humanität. Wir fuhren an ihnen vorbei in die Mündung des Flusses Jakatra, welches sich als ein Kanal in die Rhede mündet. Am Ende dieses etwa eine Viertelstunde langen Kanals, wo die ersten Häuser von Batavia liegen, stiegen wir aus. Unser Gepäck wurde in zwei Boote zusammengepackt und über den Jakatra, der sich in mehreren Krümmungen bis durch Weltevreden hinaufwindet, weiter geschafft. Als wir wieder festen Boden unter uns fühlten, glaubten wir ihn förmlich erobert zu haben, fühlten uns aber auch versucht, mit den Füßen darauf zu stampfen, um zu erproben, ob wir ihm wohl trauen dürften. Das Gefühl der Unsicherheit setzt sich bei einer langen Seereise so fest, daß man noch längere Zeit nachher, wenn man auf dem Lande z. B. zu Tische sitzt, ihn plötzlich ergreifen und festhalten zu müssen glaubt, damit durch das Schwanken des Schiffs die Schüsseln nicht herabgeworfen werden. Unser Empfang war ziemlich gut, wir erhielten zur Stärkung ein Glas vortrefflichen Branntwein und frische Semmeln, die

uns nach der langen Entbehrung wahrhaft wie Nektar und Ambrosia schmeckten. Als wir uns gestärkt hatten, setzten wir uns, einige Horniſten an der Spitze, in unſern fingerdicken barderwykſchen Jacken und Hoſen ſchweißtriefend in Marſch. Alles, was uns nun unter die Augen kam, war etwas nie Geſehenes. Die ſchönen Bäume, die in dem verſchiedenartigſten Laub umherſtanden, die Vögel, die über uns hinflogen, und unter denen nur die Sperlinge europäiſch pfiffen, die Chineſen und Malaien, die in ihren Geſchäften faſt ganz nackt durch die Straßen umherliefen, oder aus ihren baracken, mit allerlei ſeltſamen Handelsartikeln und Geräthſchaften gefüllten Wohnungen hervorguckten, kurz, alle unſere neuen Umgebungen beſtürmten unſere entwöhnten Sinne der Art, daß wir im eigentlichſten Sinne des Worts außer uns ſelbſt waren und wie im Traum forttaumelten. Die mit der Muſik Schritt halten konnten, waren nur die völlig Indolenten. Das eigentliche alte Batavia, welches wir zuerſt durchſchritten, iſt nicht ſehr groß und im Ganzen ſchlecht gebaut, es iſt gleichſam bloß die unanſehnliche Wurzel, aus welcher die ſchönen, in das Land hineingebauten Vorſtädte wie lange Blumenranken hervorſprießen. Wegen ſeiner ſumpfigen, ungeſunden Umgebung und Lage wird es faſt nur von Chineſen und Malaien bewohnt, während die Europäer, welche meiſt bloß Packhäuſer und

Comptoire daselbst besitzen, sich in den gesunder liegenden Vorstädten Molenvliet, Nieuwk, Weltevreden ꝛc. ꝛc. angebaut und eingewohnt haben. Diese Stadttheile bestehen aus den schönsten, mit schattigen Säulengängen umbauten Häusern, deren jedes einzelne, mit Garten und Park umgeben, wie ein Landhaus für sich dasteht. Wir marschirten über eine Stunde bei diesen Häusern vorbei, bis wir am Abend zu Weltevreden bei den Kasernen ankamen. Sobald uns unsere Quartiere angewiesen waren, erhielt ich den Befehl, mit 20 bis 30 Mann das Gepäck, wozu auch das der Offiziere gehörte, heranzuschaffen. Die Malaien, die es transportirt hatten, warteten damit etwa 10 Minuten von der Kaserne auf dem Jakatra. Für alles Fehlende wurde ich verantwortlich gemacht und ließ es daher an sorgfältiger Recherche nicht mangeln. Als Alles ausgepackt war, vermißte ich einen Soldatenmantel. Ich untersuchte die Boote und fand den Mantel unter Brettern versteckt. Sogleich ergriff ich den Malaien, der das Boot führte, beim Arm, um ihm wenigstens eine kleine Lektion für den beabsichtigten Diebstahl zu geben und für die grenzenlose Unverschämtheit, womit er seine Unschuld darzuthun suchte. Er benutzte aber einen günstigen Augenblick und sprang mit solcher Heftigkeit über Bord, daß er mich beinah mit in den Fluß gerissen hätte. In Eifer gerathen, schiffte ich ihm nach, während

auf dem Ufer eine Menge Malaien unter gewaltigem Geschrei aus den benachbarten Hütten zusammenliefen, konnte aber glücklicher Weise den gewandten Schwimmer nicht einholen. Glücklicher Weise sage ich, denn, wie ich später hörte, wäre er, wenn er bekannt geworden, entweder gehängt, oder wenigstens unter die Kettenmänner gesteckt worden, die wir an der Rhede gesehen. Die holländische Justiz ist also in Ostindien ziemlich einfach und erschwert ihren Gang nicht durch zu viel Abstufungen in den Strafen.

Den andern Tag wurden wir in eine andere Kaserne einquartirt. Vor derselben ließ ein Lieutenant, dem einstweilen das Kommando über uns übertragen war, die Mannschaft einen Kreis formiren und hielt folgende erbauliche Anrede an uns: „Jungen, ihr seid hier in das schönste Land der Welt gekommen, hier wächst Alles in Ueberfluß: die leckersten Früchte, die besten Dirnen, Reiß in Menge, woraus man den vortrefflichsten Arack macht, zugleich aber, Gott verdamm' mich, das beste Rohr, woraus man die vortrefflichsten Stöcke schneidet. Hier zu Lande kann man thun, was man will, ihr könnt saufen, ihr könnt todtschlagen, so viel ihr wollt, nur ist eine Bedingung dabei: wir dürfen es nicht gewahr werden. Sobald wir erfahren, daß ihr dummes Zeug macht, legt man euch auf die Bank, vier Mann halten fest, zwei hauen mit Rohr-

stöcken hinten drauf und dann in's Loch damit. Ist es ein Unterofficier oder Korporal, so nimmt man ihm die Streifen vom Arm, legt sie unter die Bank und haut ihm ein Dutzend andere dafür auf den Hintern. In zwei Tagen setzt Keiner einen Fuß vor die Kaserne. Denkt an die Bank! Kehrt — Marsch!" Mein Freund fragte mich nach dieser Rede, was ich von unsern romantischen Aspekten dachte? Zwei Tage waren wir schweißtriefend in die Kaserne eingesperrt, auf den Handel mit chinesischen und malaiischen Hausirern beschränkt, welche allerlei Früchte ꝛc. zum Verkauf brachten. Dennoch fehlten bei den Appells, die dreimal des Tags gehalten wurden, gewöhnlich ein bis zwei Dutzend. Diese kamen zwar nicht sogleich auf die Bank, aber meistens in's Hospital, woraus nur Wenige zurückkehrten — eine Folge der Unmäßigkeit, womit sie über die Früchte und den Arack hergefallen waren. Die Löhnung, die sie während der Seereise verdient, wurde ihnen in Batavia auf ein Mal ausbezahlt und man kann sich denken, welchen Gebrauch die rohen Menschen davon machten, nachdem sie so lange Zeit eine nothgedrungene Mäßigkeit geübt hatten.

Am dritten Tage wurden wir zu einer ostindischen Parade mit dem europäischen Sack und Pack vor den Obristlieutenant beordert, der unsere Abtheilung kommandirte. Als wir etwa eine Stunde gestanden und

geschwitzt, kam anstatt des Obristlieutenants, der seiner Gewohnheit nach zu tief in's Glas gesehen hatte, ein von ihm abgesandter Officier, um für ihn die Revue abzuhalten. Dieser Officier war für mich einer der liebenswürdigsten Holländer, die ich je gesehen. Um zu zeigen, worin seine Liebenswürdigkeit bestand, muß ich von dem geschichtlichen Mann einen flüchtigen Riß entwerfen. Er war von mittlerer Statur, gesetzt, wohlhabender Bauch, etwa vierzigjährige Taille, horizontale Schultern, Kopf mehr Tiefe als Fronte, das Gesicht ein grobtinigter Holzschnitt, Mund unergründlich unter der üppigen, überhangenden Fülle eines gelbgrünlichen Schnurrbarts, Nase mit röthlicher Spitze und erhabenem, aber schmalem Rücken und unbedeutender Wurzel, Augen groß und blau, das rechte etwas nordwestlich schielend, Stirne kriegerisch senkrecht und wegen des dünngewordenen Haarwuchses von unberechenbarer Höhe, obschon die goldgeberdete Mütze mit dem holländisch-horizontalen Schirm etwas nach hinten stand; Backenbart röthlich; Ausdruck des Gesichts verfehlte Martialität und hinter derselben durchscheinend ein schlauköpfiges, selbstgefälliges Lächeln, das gar nicht zu beschreiben ist. Dieß Lächeln, verbunden mit den gekreuzten Armen und einem forschenden, ausdauernden Blick, war mir der Schlüssel zu der Liebenswürdigkeit des Mannes. Ich merkte ihm nämlich an, daß er glaubte, Aehnlichkeit

mit Napoleon zu beſitzen. Wie kam der Mann dazu? In ſeinem Geſicht lag die Aehnlichkeit nicht, in ſeinem Verſtand, daß ſich Gott erbarme, auch nicht. Sie lag in ſeinem — Bauch. Ich bemerkte, daß er von Zeit zu Zeit nach ſeinem Bauche ſah und wenn er ihn über die gekreuzten Arme hinweg ohne den Kopf viel zu bücken hatte ſehen können, ſo richtete er ſich jedesmal mit der Freude über die erneuerte Beſtätigung, daß er ein Napoleon ſei, wieder empor. Alsdann heftete ſich ſein Auge auf Den, welchem er den Beobachter anzuſehen glaubte, fixirte ihn mit jenem Blick, womit er durch die Herzen und Torniſter hindurchſah und ließ dann hinter dieſem phyſiognomiſchen Gewitterdrohen die Sonne ſeines Lachelns aufgehen, welches triumphirend den Fixirten fragte: „Nicht wahr, du wunderſt dich, hier einen Napoleon zu finden? Dich beunruhigt mein Blick? Sei nur ruhig, mein Sohn, ich könnte euch alle vernichten, aber ich bin zufrieden, wenn ich euch bewieſen habe, wer ich bin.“ Er begnügte ſich übrigens nicht, den Beweis mimiſch und phyſiognomiſch zu führen, er führte ihn auch oratoriſch. „Unterofficiere vor!“ ertönte ſeine Stimme, die ſo rauh war, wie der Bart, in dem ſie ſich brach. Wer hat Sie zum Sergeanten gemacht? fragte er den erſten Unterofficier. Der Prinz Friedrich, war die Antwort. „Verwandt mit ihm?“ Nein. „Schon gedient?“ Nein. „Was für

ein Landsmann?" Ein Teutscher. „Der Prinz Friedrich ist ein guter Mann." Nr. 2. „Wer hat Sie zum Sergeanten gemacht?" Der Prinz Friedrich. „Hm! Was für ein Landsmann?" Ein Teutscher. „Sprechen Sie Holländisch?" Nein. „Können Sie exercieren?" Nicht viel. „Warum bleiben sie denn nicht in Ihrem Schelmenland? Wir haben, Gott verdamm' mich, holländische Jungen genug, sind andere Kerls." Nr. 3 (ich). „Wer hat sie zum Sergeanten gemacht?" Ich (auf Holländisch): der Obrist in Harderwyk. „Was für ein Landsmann?" Ein Teutscher. „Und sprechen Holländisch? Wo gelernt?" Die Schönheit der Sprache hat mich angezogen, ich habe Unterricht genommen. „Ein tüchtiger Unterofficier! Hier, ihr Moffen, nehmt ein Exempel. Der Unterofficier wird sein Glück machen." Nr. 4. „Was für ein Landsman?". Ein Schwede. „Sind keine Türken hier? Wer hat Sie zum Sergeanten gemacht?" Der Prinz Friedrich. „Ich wollte, daß der Prinz Friedrich zum Henker (na de bliksem) wäre mit allen seinen Moffen und Schweden." In dieser Art examinirte er die ganze Reihe herunter. Man glaube aber nicht, daß ihm seine harten Worte gemeint gewesen, sie sollten ihn bloß als Napoleon legitimiren. Darin eben bestand seine Liebenswürdigkeit. Hätte er sich, wie so viele Andere, bloß etwas darauf eingebildet, daß er ein

Hollander war, so wäre er unausstehlich gewesen; daß er sich aber für einen holländischen Napoleon hielt, darin bestand sein Triumph über die Herzen. Der Schelm! Man konnte ihm durchaus nicht böse werden, selbst bei den barbarischen Worten nicht. Ich hatte so gern aus voller Brust gerufen: vive l'empereur! und ich bin überzeugt, er würde es sogleich auf sich bezogen und gedankt haben. Als er die Unterofficiere gemustert, durchflog er mit seinem Napoleonsblick die Reihen der Gemeinen und bemeisterte sich rasch ihrer Seelen. Darauf befahl er dem Feldwebel, uns in die Kaserne zurückzuführen und sah uns mit gekreuzten Armen unter dem Rauschen der hohen Allee, worin wir gestanden, noch eine Weile bedeutungsvoll nach.

Am 4. Tage endlich wurden uns die europäischen Winterkleider abgenommen. Wir erhielten an die Stelle zwei schneeweiße Jacken und Hosen von einem schlechten baumwollenen Zeug. Sie sollten vier Monate aushalten, aber schon nach etlichen Wochen hingen die Fetzen davon. Dieß rührte theils von der Unhaltbarkeit des Stoffs, theils von der Waschart der malaischen Wäscherinnen her, welche das Waschen nicht durch Reiben mit den Fingern, sondern durch Schlagen auf eine schräg in's Wasser gestellte Bank bewerkstelligen.

Sobald wir die neuen Kleider am Leibe hatten, bezogen wir zum dritten Mal eine andere Kaserne,

worin wir für längere Zeit bleiben sollten. An den Kasernen zu Weltevreden ist nichts auszusetzen, sie sind recht hübsch und luftig gelegen und unten wie oben mit Korridors umgeben, welche Schatten und Raum zur Abhaltung von Appells ꝛc. ꝛc. gewähren. Der Aufenthalt der Soldaten ist gemeiniglich eine einzige, durch die ganze Länge der Kaserne durchlaufende luftige Stube, die Unterofficiere haben besondere Stuben. Die Fenster bestehen blos aus Oeffnungen, mit hölzernen Gittern versehen. Dadurch haben zwar die Winde, aber auch die Mücken, diese unausstehlichen Schlafstörer, freien Eingang, eben so eine Art Eidechsen, welche zu Batavia in unverschlossenen Häusern wie die Fliegen an den Wänden umherlaufen, indem sie piepen wie Vögel. Man läßt sie ungestört, weil sie ganz unschuldige Thiere sind und das Ungeziefer wegfangen. Unsere Betten bestanden in hölzernen Gestellen, über welche eine starke Leinewand gespannt war. Als Unterlage auf dieser elastischen Bettstelle diente bloß eine Schilfmatte, welche Kühlung gewährte und man schlief sehr gut darauf.

Sobald ich eingekleidet war, machte ich dem Obristen, der mir in meiner Vaterstadt seine Protection versprochen, meine Aufwartung. Er empfing mich, wie ich erwartet hatte, recht artig. Ich benutzte die Unterredung, um ihm anzudeuten, daß ein Freund mit

mir gekommen sei, der ebenfalls bemüht sein werde, seinen Beistand zu verdienen. Mit einer auffallenden Gereiztheit verwahrte sich der Obrist vor der angedeuteten Zumuthung und wollte von keinem Andern wissen, als von mir. Er sagte, mich kenne er, er könne meine Familie, meine Verhältnisse, meine Personen beurtheilen, in Bezug auf meinen Freund sei das Alles nicht der Fall und er müsse ihn seinem Glück überlassen. Das Versprechen, das er mir gegeben, werde er halten, er habe aber schon zu viel Erfahrung gemacht, als daß er sich in Batavia noch mit Menschen einlassen sollte, die er nicht kenne, ich möge ihn daher mit keinen weitern Vorstellungen über die Sache behelligen. Trotz dieser für meinen Freund unerwartet ungünstigen Stimmung bewog ich diesen dennoch, dem Obristen einen Besuch abzustatten und ein mitgebrachtes Empfehlungsschreiben abzugeben. Er kam aber sehr niedergeschlagen zurück. Man beurtheile hiernach, wie mißtrauisch und gleichgültig in Batavia selbst die besten Menschen gegen Fremde sind und man verlasse sich weder auf persönliche Insinuation, noch auf Empfehlungsschreiben. Ich lernte eine Menge Freiherrn aus allen Gegenden Teutschlands kennen, die eine ganze Tasche voll Empfehlungsschreiben nach Batavia mitgebracht hatten. Der Eine war Gemeiner, der Andere Korporal, der dritte Vice, der vierte wirklicher Unterofficier. Sie

blieben aber Alle, was sie waren (d. h. wenn sie nicht etwa einen Grad herunter gesetzt wurden) und man schickte sie in das Innere von Java, oder nach den Molucken, nach Borneo ꝛc. ꝛc., ohne daß sich ein Mensch weiter um sie bekümmert hätte. Auch einen Grafen B—l aus Plauen sah ich als Viceunterofficier mitmarschiren, sein Grafentitel hatte ihm so wenig genützt, als seine Empfehlungsschreiben.

Mit der Kaserne hatten wir auch den Kompagniechef gewechselt. Wir erhielten einen ausgesuchten Kasernenhelden, einen durch und durch rohen Menschen mit einem widrigen Gensdarmengesicht, auf welchem Flüche, Schimpfwörter, Arrest, Stockhiebe, kurz der ganze Inbegriff der holländisch-ostindischen Disciplinirmethode zu lesen war. Er hielt auch redlich, was sein Gesicht versprach, insbesondere schien die Bank der Stockhiebe eine wahre Theaterbühne für ihn zu sein. Fast täglich wurde ein Stück darauf aufgeführt, dem er als Regisseur mit wahrem Behagen zuzusehen schien. Die Leute wurden geschlagen, daß ihnen das Blut durch die Hose drang, und dann in's Kachot geführt oder vielmehr geschleppt, weil sie gemeinlich kaum noch gehen konnten.

Der Gang unserer täglichen Beschäftigung war folgender. Morgens beim Anbruch des Tages, welcher in Batavia nach sehr kurzer Dämmerung um 6 Uhr

beginnt, ſo wie er Abends um 6 Uhr regelmäßig aufhört, wurde Appell gehalten und Jedem eine Semmel und ein Glas Arack ausgetheilt. Wem dieß Frühſtück nicht genügte, dem ſtand eine mit Sirup verſüßte Taſſe Kaffee mit Olikuhk (Oelkuchen — aus Mehl und Piſang in Oel gebacken) zu Gebot, womit vor der Kaſerne ſtets bei Tagesanbruch einige malaiſche Männer und Weiber aufwarteten. Nach dem Frühſtück wurde exercirt, bis die Hitze es nicht mehr zuließ, nämlich bis 9 oder 10 Uhr. Auf das Exerciren folgte das Eſſen, welches hauptſächlich aus Reiß, dem Hauptnahrungsmittel auf der Inſel Java, beſtand *). Nachmittags gegen 4 Uhr wurde wieder exercirt. Während der Zwiſchenzeit war es nicht erlaubt, auszugehen, weil die Hitze der Geſundheit zu nachtheilig war. Dieſe Zeit wurde meiſtens durch Schlaf ausgefüllt, deſſen man ſich nicht erwehren konnte. Wenn der Abend kam, zerſtreute ſich Alles umher in die Promenaden oder in die Kneipen und chineſiſchen Speiſehäuſer, wo man für wenig Geld gebratene Hühner, Kuchen, Fiſche, Reiß ꝛc. kaufen konnte. Eine Flaſche Rapwein (dort Madera genannt) koſtete nur einen

*) Zum gewöhnlichen Getrank eignet ſich dort nicht das friſche Waſſer, wie bei uns, ſondern kalter Thee, der in den dortigen Kaſernen in Kufen zur Dispoſition ſteht. Das friſche Waſſer verurſacht Bauchgrimmen und Diarrhoe.

Gulden, dagegen eine Flasche Bier ebensoviel. Ueberhaupt, was aus Europa kommt, was beim Transport schwer zu conserviren ist und was zum Luxus gehört, hat dort enorme Preise, wogegen die Landesprodukte ꝛc., woran in der Regel Ueberfluß ist, meist für ein Spottgeld zu haben sind. Um 9 Uhr wurde wieder Appell abgehalten und dann, nachdem man noch ein Glas Arack getrunken, mußte sich Alles zu Bette verfügen. So verlebte man einen Tag, wie den andern, exercirend, schlafend, essend und wieder schlafend. Es war stets besondere, von der Laune der Officiere abhangende Erlaubniß nöthig, um aus dieser engen Bahn einen Schritt herauszuthun und es erforderte besondere Bemühungen, um bei dieser Beschränkung und Abgeschnittenheit einige Kenntniß von den Merkwürdigkeiten des Landes zu erhalten. Sogar zu einem Gang nach Batavia war besonderer Urlaub nöthig. Nur Sonntags konnte man sich einige Stunden umsehen. Alsdann hatte man auch die beste Gelegenheit, sich durch den seltnen Anblick der europäisch-batavischen oder batavisch-europäischen Civil-Elite zu erquicken. In eleganten Equipagen versammelte sich Sonntags Nachmittags eine Menge derselben auf einem großen Platz, der in der Nähe eines pompösen Verwaltungsgebäudes liegt, um der Musik zuzuhören, die dort von dem Militair-Musikkorps vorgetragen wurde. Dort sah man

den glanzendſten Kleiderluxus, die widerwärtigſte Rabobegrandezza, die bleichſten, fadeſten Limonadegeſichter, kurz die Muſterkarte der bataviſchen feinen Welt. An Wochentagen fliegen dieſe ſeltenen Vögel faſt nur bei Abend aus. Fünf, ſechs bis ſieben Uhr iſt die Zeit, wo in Batavia die Europäer- und Thier-Welt lebendig wird. Eine Unzahl Equipagen fliegt durch die ſchönen Alleen und Promenaden umher, jede Equipage hinten und vorn mit malaiſchen Dienern beſetzt, welche große brennende Fackeln in den Händen halten. Die Schwarme dieſer rieſenhaften Johanniswürmer verſchönern die Abende durch einen wahrhaft magiſchen Reiz. Daneben beginnen die Thiere ihr vielſtimmiges Konzert: hier ſchwirrt eine Fledermaus oder vielmehr hundert, dort ſchreit ein Vogel, dort ziſcht eine Schlange, dort brullt ein rieſenhafter Froſch, dort läßt ein Gecko ſeinen widrigen Namens-Ruf erſchallen. Welch einen Larm muß es erſt in den großen javaniſchen Wäldern geben, wo das Konzert durch Tiger, Büffel, Rhinozerosse ꝛc. ꝛc. vollſtändig gemacht wird! Dieſen geräuſchvollen Abenden folgen die herrlichſten Nächte, ganz geeignet, einen Dichter zu begeiſtern, eine Liebe zu beglücken, oder einen Fremdling in die ferne Heimath zu verſetzen, die unter den vorgeſehenen Umgebungen bei Tage nichts ihm verſpiegelt.

Das Leben der europäiſchen Nobleſſe in Batavia

charakterisirt sich im Allgemeinen durch Weichlichkeit und Luxus. Der Tag wird, außer einer kurzen Berufsbeschäftigung, ausgefüllt durch Schlafen, Baden, Essen, Trinken, Spazierenfahren u. s. w. Keine dieser Verrichtungen geschieht ohne die Beihülfe von gekauften oder ungekauften Sklaven und Sklavinnen. Dieß geht so weit, daß die Herrn sich durch Sklaven sogar die brennende Cigarre in den Mund stecken, und diejenigen, denen keine Ehehälfte im Wege steht, sich durch Sklavinnen aus- und anziehen lassen, wie die Sultane. Solch weichliches Leben führt natürlich auch zu allerlei raffinirten Kunststücken der Sinnlichkeit. Es lassen sich z. B. diejenigen, die so weit ausgemergelt sind, daß sie weder zum rechten Schlafen, noch zum rechten Wachen die gehörige Kraft mehr haben, zu Beidem durch ihre Sklavinnen förmlich zurechtmachen: sie lassen durch Streicheln, Stoßen, Kneipen, Kneten u. s. w. (wofür es besondere Kunstausdrücke gibt) entweder den Körper so lange bearbeiten, bis er in den gewünschten Schlaf fällt, oder durch veränderte Anwendung dieser Mittel ihn so lang reizen, bis der halbtodte Lebensgeist in seinem eingefallenen Grab sich wieder zu regen beginnt. Bei dem Gedanken an derartige Scenen empfindet man doppelten Ekel, wenn man sich dabei die breitmäulige Liebes-Gourmandise eines holländischen Nabobs vorstellt.

Was, neben den gedachten Privatvergnügungen, die öffentlichen betrifft, so beschranken sie sich so ziemlich auf Ausflüge nach dem nah gelegenen Fort „Meester Corneelis," nach dem etwa zehn Stunden entfernten Buitenzorg, wo der gewöhnliche Aufenthalt des Gouverneurs ist, auf die Gesellschaft in den enorm theuren Gasthöfen und auf das Liebhabertheater. Letzteres befindet sich in einem recht hubschen Lokal, das eigens zu diesem Zweck erbaut ist. Ueber dem Eingang steht der Vers: ut desint vires, tamen est laudanda voluntas! Ich behaupte: nein. Für's Erste bin ich der Meinung, daß die Holländer gar kein Theater haben sollten, so lang sie es durch ihre durchaus unpoetische und hanswurstmäßige Sprache verunstalten und lächerlich machen und zweitens ist es keine laudanda voluntas, wenn man in Ermangelung von weiblichen vires die Weiberrollen durch männliche Subjekte besetzt. So geschieht es in dem Theater zu Weltevreden. Ich war einst als Kommandeur von 20 Mann in das Theater beordert, um die militairische Staffage zu bilden und insbesondere eine Festung anzugreifen, die in dem zu gebenden Stücke erobert werden mußte. Einstweilen war bloß Probe, aber sie war hinreichend, sowohl um mir einen Begriff von diesem Theaterwesen zu geben, als auch, um mich von der Vorstellung selbst zurückzuschrecken, Letzteres namentlich deshalb,

weil ich, was ich früher nicht gewußt, für meine Hülfe ein Trinkgeld und demgemäß meine Unterordnung zu erwarten hatte. Ich trat daher meinen Ehrenposten einem Andern ab. In gedachter Probe wurde, um von Anderm zu schweigen, ein hochtragisch-sentimentales Frauenzimmer durch einen hochaufgeschossenen Komptoiristen mit mächtiger Nase und einer, die erlangte Pubertät noch halb in Zweifel lassenden, rabenartig gebrochenen Stimme dargestellt. Auf solche Einfalle kann nur ein holländischer Geschmack gerathen und nur einer holländischen Phantasie mag bei derartigen Darstellungen die Illusion möglich sein. Es wurde mir erzählt, daß einst bei einer ähnlichen Vorstellung die zur Mitwirkung unter dem Befehl eines verhaßten Feldwebels kommandirten Soldaten den fingirten Krieg auf der Bühne zu einem wirklichen gemacht und in dem Tumult den Feldwebel der Art zugerichtet, daß er aus dem Theater mußte getragen werden. Dieß muß allerdings, um auch einen Gegensatz gegen das Spiel des Komptoiristen mitzutheilen, die Illusion sehr erleichtert haben.

Nach einem etwa dreiwöchentlichen Aufenthalt in Weltevreden erhielt unser Detachement, als es hinlänglich einexercirt war, seine Bestimmung nach Salatiga im Innern der Insel Java. Auf Befehl meines Obristen, welcher mich nicht schutzlos dem Schicksal

der Uebrigen überlassen wollte, blieb ich allein zurück. Alle Anderen, selbst mein Freund, wurden ohne Rücksicht fortgeschickt. Ich trennte mich von ihm, ohne zu wissen, ob wir uns jemals wiedersehen würden, jedoch überließen wir uns der Hoffnung, daß ich es durch den Beistand des Obristen bald zum Officier bringen und alsdann auch meinem Freund behülflich sein könnte. Es war überaus schmerzlich, daß wir, die wir uns zur Ausführung eines eben so großen, als freilich abenteuerlichen Planes vereint hatten, in einem fernen, fremden Lande schon so bald getrennt wurden; allein die Trennung war ein Theil der Folgen, welche eben ein so schlecht berechneter Plan nothwendig haben mußte. Wir klagten weniger, weil wir uns selbst anzuklagen hatten. Uebrigens war es ein unglücklicher Umstand für uns, daß bereits vor unserer Ankunft der Krieg auf Java aufgehört hatte und uns dadurch die sonst nicht ungewisse Aussicht versperrt war, das Land näher kennen zu lernen und den in unserm Plan vorgezeichneten Weg zu forciren. All unser guter Muth und unsre romantische Kriegslust war für unsre Neugier wie für unser Avancement gleich unnütz. Das Einzige, wogegen wir Muth zu Hülfe nehmen konnten, war die Langweiligkeit und Unerträglichkeit unsrer beengten und traurigen Lage.

Nach einigen Wochen erhielt ich von meinem Freunde

Nachricht. Er hatte bis zu dem neuen Kantonnement eine nichts weniger als angenehme Reise gehabt und zwar an der Blutdiarrhoe leidend, die ihn für einige Zeit in's Hospital brachte. Fast die einzige Unterhaltung in seiner neuen Lage bot ein in der Nähe liegender feuerspeiender Berg, der bisweilen ein schönes Schauspiel gewährte. Von dem Detachement war nach so kurzer Zeit schon mehr als die Hälfte begraben und zwar meistens die stärksten Leute. Man kann sich danach einen Begriff von der Sterblichkeit unter dem javanisch-holländischen Militair machen. Ich erhielt davon ein lebendiges Bild, als mir eines Tages die Wache und Aufsicht in dem Lazareth zu Weltevreden übertragen wurde. Dasselbe besteht aus mehreren, recht hübschen und luftigen Gebäuden, in welchen die Kranken nach dem Grade oder der Art ihrer Krankheit vertheilt zu sein schienen. Aus der Kaserne hatte ich so Viele, den Einen von der Cholera ergriffen, den Andern an der Blutdiarrhoe leidend, dorthin bringen sehen, aber sehr Wenige sah ich zurückkommen und war daher neugierig, zu sehen, welche noch am Leben wären. Zwischen zwei langen Reihen von Betten ging man hindurch und sah rechts und links die armen Menschen in ihrem schrecklichen Zustande, blaß wie die Wand des Hospitals, hohläugig, ausgedörrt und nur durch hohles Röcheln verrathend, daß sie noch

nicht auf den Kirchhof gehörten. Andere saben schwärzlich aus und schrieen vor Schmerz; wieder Andere wurden von riesenhaften Blutigeln ausgesogen, welche, dicker als ein Daumen, ihnen wie schwarze Schlangen auf dem Bauche lagen. Einen der Unteroffiziere unseres Detachements, einen Herrn von K — w, welcher Page bei einer preußischen Prinzessinn gewesen und ein talentvoller Kerl, wenn auch kein sehr ehrenhafter Charakter war, sah ich wie ein Skelett auf seinem Bette liegen. Er hatte ein unbedeutendes Unwohlsein benutzt, um in's Hospital zu gelangen und dadurch dem unangenehmen Leben und der schlechten Behandlung in der Kaserne zu entgehen. Dabei äußerte er den Entschluß, lieber auf seinem Krankenbette zu vertrocknen, als wieder in die Kaserne zurückzukehren. Er hielt vollkommen Wort und ist wirklich im Hospital, zur Mumie ausgetrocknet, gestorben, nachdem er zuvor zur katholischen Religion übergegangen war, um mittelst des Proselytenlohnes, den er vom Geistlichen erhielt, sich zu guter Letzt reichlich mit seiner Lieblingsspeise, mit Aprikosen, versehen zu können.

Um das batavische Lazarethleben noch näher zu charakterisiren, diene folgender kleine Vorfall, von dem ich ebenfalls Augenzeuge war. Ein Unteroffizier lag in den letzten Zügen; sein Todeskampf zeigte, daß er nicht fünf Minuten mehr zu leben hatte. Da man wußte,

daß er noch einiges Geld in seiner Uniform hatte, schleppten sich zwei Kranke aus ihren benachbarten Betten hinzu und begannen, seine Taschen zu untersuchen. Ich zeigte das einem der Wärter an und machte ihn auf seine Pflicht aufmerksam. Als er die Diebe (wie es schien, in nicht sehr uneigennütziger Absicht) vertreiben wollte, baten dieselben, „dem armen kranken Mann die Fliegen wehren zu dürfen." Das ist eure Sache nicht, sagte der Wärter, scheert euch weg! —" Nun, antwortete Einer der Beiden, so wollen wir ihm den Daumen auf den Hals halten, dann ist er eher weg. Wir theilen!"

Die Bedienung im Hospital geschah durch Malaien, unter welchen ein kettenbeladener Prinz den Kranken die Speisen ausschöpfte. Er hatte, wie man sagte, seinen Bruder ermordet. Sein Gesicht bewies nicht, daß er dazu unfähig gewesen. Dabei war er der schönste Malaie, der mir zu Gesicht gekommen, und sah, um einen bezeichnenden populären Ausdruck zu gebrauchen, aus, wie der lebendige Teufel. Sein Geschäft verrichtete er mit großer Gewandtheit und einer wahrhaft prinzlichen Nonchalance und seine Ketten schüttelte er mit einem Stolz, als hätte er bedeuten wollen, daß er sie nur zum Scherze trage und daß er sie zerbrechen könne, wann es ihm beliebe.

Am Ende der Hospitalgebäude befand sich ein

kleines Häuschen, aus welchem allerlei verworrene Töne hervorkamen. Ich trat hinzu, um zu sehen, was dort vorgehe. Das Häuschen hatte an der Seite ein Paar Oeffnungen, die eben groß genug waren, um von außen hineinzusehen und von innen heraus dem Beschauer plötzlich mit affenhafter Tücke das Gesicht zu zerkratzen. Das Geschöpf, von welchem diese Tücke ausging, war ein Wahnsinniger, ein ganz nackter, abgemagerter Mensch. Er sprach Teutsch, wie natürlich. In seiner Idee war er ein Millionair, ein König und vertheilte den Sand, welcher das einzige Mobilar seines Kerkers war, als Geldhaufen an seine Günstlinge. Unter diesen standen oben an seine Mutter und seine Geschwister. Wenn er seinen Reichthum vertheilt hatte, führte er Rechnung darüber mit seinen langen, zerrissenen Nageln an der verkratzten Wand seines Pallastes. Doch nein, diese Wand war nicht das Rontobuch über seinen Reichthum, er bekratzte sie mit Briefen an seine Mutter und seine Geschwister, die er niemals wiedergesehen hat. Doch genug von dem Wahnsinnigen und den physischen Krankheiten. Jetzt Einiges von den moralischen.

Bei einem Magazinmeister, bei dem ich eines Tages Reiß und Arack für unsere Abtheilung in Empfang zu nehmen kommandirt war, wurde ich zuerst aufmerksam auf die Betrügereien, die in Batavia und analog

natürlich auch in den übrigen Theilen der Kolonie an der Tagesordnung sind. Der Mann sagte ganz offen, es komme ihm putzig vor, daß man sich über dergleichen wundern könne, in Ostindien müsse Jeder betrügen, so viel er könne, ein ehrlicher Mann komme dort gar nicht durch. Betrügen sei dort keine Sünde und er wünsche den Beamten zu kennen, der es nicht thue. Er berief sich sogar (ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht) auf das Beispiel des Gouvernements. Nach diesem offenherzigen Geständnisse wurde mir auch klar, warum unser Feldwebel, der mit dem Magazinsmeister stets in Berührung stand, so emsig dafür besorgt war, daß ich die Fouriergeschäfte mit den weniger lästigen Sergeantengeschäften vertauschen mußte. Der Feldwebel galt für einen Mann von 30 bis 40,000 Gulden, die er in nicht sehr langen Jahren erworben hatte. Da er nebst dem ihm befreundeten Fourier den Schlüssel von dem Kleidermagazin und von der Proviantkammer hatte, ließ sich die Quelle, woraus die 30,000 Gulden geflossen, leicht errathen. Die Betrügereien indeß, die er hier verüben mochte, gingen bloß das Gouvernement an und wenn dasselbe sie nicht besser controlirte, so schien es dadurch seine Erlaubniß dazu zu ertheilen; das Schändlichste aber waren die Betrügereien, die er an den armen Soldaten beging. Er zahlte ohne alle Aufsicht die Löhnung aus

und ich habe nicht ein einziges Mal gesehen, daß die selbe richtig war. Immer litt jeder Soldat einige Pfennige Schaden. Die Löhnung bestand stets in Kupfergeld, welches in Säcken sektionsweise vertheilt wurde. Fehlte nun in einem Sack etwas und der Unteroffizier der Sektion beklagte sich darüber bei dem Feldwebel, so schob dieser stets mit affektirter Entrüstung die Schuld auf die „verfluchten Chinesen," bei denen das Kupfergeld eingewechselt worden war. Dabei versprach er, das nächste Mal Ersatz zu leisten, dieser bestand aber nur in neuer Betrügerei. Als Beispiel, wie unverschamt die Soldaten, ich möchte sagen von Regimentswegen betrogen wurden, diene Folgendes. An einem Nationalfesttage (ich weiß nicht mehr, welchem) wurde vor der Kaserne auf einem schönen Rasenplatz ein Traktement angerichtet, wobei die Soldaten unter allerlei ergötzlichen Spielen mit Arackpunsch und besondern Gerichten regalirt wurden. Alles war im Taumel, schrie über die Maßen Hurrah und floß über von holländischem Patriotismus. Was folgte? Am nächsten Löhnungstage hielt man der Mannschaft die Hälfte des Soldes ab für die begeisterten Hurrah's, die sie auf Anordnung des Gouvernements dem König von Holland gebracht hatte. Man murrte darüber, aber keiner wurde klagbar, weil man voraussah, daß man sich dadurch den bittersten Verfolgungen ausgesetzt hätte und weil die zuver

lässige, abschreckende Miene der Betrüger die Betrogenen in Zweifel ließ, bis zu welcher Instanz sie hinaufzusteigen hätten, um mit ihren Klagen Gehör zu finden. Man ließ es sich gefallen und litt zum Lohn für diese Gefälligkeit vielleicht am nächsten Löhnungstage einen Pfenning weniger Schaden.

An dem erwähnten Nationalfesttage hatte ich zufällig die Kasernenwache zu kommandiren. Um 10 Uhr war von der Wachmannschaft, der man auf höhern Befehl ihren Punschantheil aus der Kaserne zuschickte, außer mir und ein Paar malaiischen Füsilieren Niemand mehr nüchtern. Als ich um Mitternacht meinen Korporal wecken wollte, um die berannahende Ronde zu visitiren, richtete er sich von der Britsche halb in die Höhe und gab mir eine derbe Maulschelle. Ich steckte sie ruhig ein, da die Kriegsartikel mit Nationalpunsch ausgelöscht waren. In der Eile ernannte ich einen neuen Korporal, einen wahren Polyphem, der in Neapel unter den Schweizern gedient hatte. Als er von seiner Ernennung hörte, sprang er von der Britsche auf, riß ein Paar trunkene Nachbarn mit sich hinaus und stürzte schlaftaumelnd und arackmuthig auf den Kapitän der Ronde los, um ihn zu — arretiren. Nur mit der größten Mühe gelang es mir, das ärgste Scandal zu verhüten.

Seitdem mein Freund von mir entfernt war, fühlte ich mich hinsichtlich des Umgangs so ziemlich auf mich

ſelbſt reducirt. Bei Denen, die ich kennen lernte, traf ich auf zu viel Gemeinheit oder zu wenig Bildung, als daß ich beſondere Luſt gefühlt hatte, mich an ſie anzuſchließen. Unter ſolchen Umſtänden Allem, was aus Europa kam, immer mehr entfremdet, ließ ich mir denn um ſo mehr angelegen ſein, meine Zerſtreuung und Geſellſchaft, ſo viel die Beſchränkung meiner Verhältniſſe es zuließ, javaniſch einzurichten und zuſammenzuſetzen. In dieſer Geſellſchaft würde eine javaniſche Geſchwiſter den erſten Platz eingenommen haben, wenn ich beabſichtigt hätte, ſo lang auf der Inſel zu bleiben, daß ich nicht in die Lage gekommen wäre, Dasjenige gezwungen zu thun, was die javaniſchen Europäer ſo häufig aus Gewiſſenloſigkeit thun, nämlich das arme Geſchöpf im Stich zu laſſen oder zu verſtoßen. Alſo von den Freuden einer javaniſchen Idyllenhäuslichkeit, wie ich ſie mir träumte, ausgeſchloſſen, umgab ich mich, ohne daß durch dieſen Uebergang den Javanerinnen zu nahe getreten werden ſoll, mit einer Menge von Thieren. In meiner engen Stube, die nicht zwölf Fuß im Quadrat hatte, wohnte außer mir ein ſehr liebenswürdiger Affe, eine ungeheure Eidechſe, ein Storch von der Größe eines Kranichs, eine am Strick liegende, ſieben Fuß lange, ſchwarz und gelb geringelte Schlange, mehrere Papageien, etwa dreißig Reißvögel, einige goldgrüne Tauben u. ſ. w. Der Affe war unter dieſer

Gesellschaft natürlich die Hauptperson, die anderen dienten ihm blos als Mittel zu seinen Späßen. Insbesondere machte er sich viel mit der Ohreule zu schaffen, bald zog er sie beim Schwanz, bald bei den Flügeln, bald suchte er ihr den Schnabel aufzubrechen, bald ritt er auf ihr u. s. w. Das Alles litt die Eule ganz geduldig, so lang es Tag war. Im Dunkel aber durfte ihr Niemand zu nahe kommen. Sie war zugleich nützlich, indem sie unter den Ratten aufräumte, die bei Nacht schaarenweise und mit lautem Gekurr in meine Stube drangen. Vor der Schlange hatte der Affe eine unbeschreibliche Angst, ich brauchte sie ihm nur von fern zu zeigen, so machte er Sätze bis an die Decke.

Der Wächter meiner Menagerie und zugleich meiner Person war ein Malaie, ein äußerst gutmüthiger und kindlicher Mensch. Er hatte meine Aufmerksamkeit erregt durch seine Gewandtheit und durch die originelle Art, wie ich ihn irgendwo die Stiefel putzen gesehen, indem er nämlich mit einem etwa zolllangen Daumennagel, den er wie ein Messer gebrauchte, aus der Nath an der Sohle den Dreck herausschälte. Bewaffnet mit einer Büchse und in Gesellschaft dieses nagelbewaffneten Begleiters durchstrich ich, sobald ich einige Stunden mein nennen konnte, die nahgelegenen Wälder und Sümpfe, in welchen Reis und Zuckerrohr wuchs. Zu

jagen fand ich freilich außer kleinen Papageien, Tauben, Störchen ꝛc. nichts, weil die Gegend dort überall bewohnt war, aber es gab doch Manches zu sehen, das mir neu und interessant war. Bald hatte ich Gelegenheit, die schönsten und mannigfaltigsten Bäume zu bewundern, bald stießen wir auf ein schönes Landhaus, bald auf einen barocken malaiischen Tempel, dessen Wächter uns bei der Annäherung feierlich durch Winke zurückwies, bald auf einen malaiischen Kirchhof, wo ein Priester über den Gräbern laut in einem Buche las, welches wahrscheinlich der Koran war, bald kamen wir in ein malaiisches Dorf (Campo malaio), wo die Mädchen und Weiber in die Häuser flüchteten, sobald sie mich sahen, bald trafen wir auf eine Heerde Büffelochsen *), vor denen ich selbst flüchten mußte, indem sie wüthend auf meine weiße Kleidung losstürmten. Auf einer unserer Wanderungen bat mich mein Begleiter, in seiner Wohnung zuzusprechen. Es war eine aus Bambusrohr gebaute Hütte, die in dichtem Gebüsch versteckt lag. Sobald wir eingetreten waren, ließ er

*) Diese Büffel, die dem Malaien den geduldigsten Gehorsam leisten und sich ihm durch ihre Dienste als Zugthiere unentbehrlich machen, scheinen gegen die Europaer, insbesondere mit etwas auffallender Kleidung, eine wahre Malice zu haben. Auch sind sie bei ihrer imposanten Figur und ihren ellenlangen Hörnern wohl geeignet, Respekt einzuflößen. Im Malaiischen heißen sie Karabau — ein wahrer Büffelname.

durch seine Frau Reiß mit getrockneten Fischen (die Lieblingskost der Malaien) herbeischaffen und schickte seinen Sohn auf einen Kokosnußbaum, um einige Nüsse*) herabzuwerfen. Ich konnte dem gutmüthigen Menschen ansehen, wie wohl es ihm that, daß ich unteroffizierliche Person, die er wie einen einkehrenden Prinzen behandelte, mich mit seiner gastfreundlichen Bewirthung zufrieden zeigte.

Der Mensch besaß eine fast rührende Naivität und Leichtgläubigkeit. So z. B. war er überzeugt von der Wahrheit der unter den Aufgeklärtern seiner Nation wenig mehr geglaubten, von den Holländern listiger Weise ausgestreuten Sage, daß die in Ostindien sterbenden Europäer in Holland wieder auferständen und fortwährend wiederkehrten, so daß das Tödten derselben nichts fruchte. Auch glaubte er unter Anderm, die Affen könnten sprechen, sie seien aber aus Klugheit stumm, weil sie fürchteten, gleich den Malaien von den Holländern zu Arbeiten und Kriegsdiensten angehalten zu werden. Die Malaien, welche zwar flink und gewandt, aber zugleich arbeitscheu und freiheitliebend sind, haben zu dergleichen Diensten wenig Neigung, wozu

*) Sie werden meistens gebraucht, wenn sie noch grün und weich sind. Man schneidet die Spitze ab und trinkt den Saft heraus — ein süßsäuerliches, äußerst angenehmes und kühlendes Getränk.

die Behandlung auch das übrige beitragen mag. Dennoch haben die Holländer viel malaiisches Militär, meist von den benachbarten Inseln, sogar reitende Artillerie. Am besten dienen ihnen die Ambboinesen, aus denen in Batavia die Gensdarmerie bestand. Sie sehen komisch aus, wenn sie in ihrer Uniform, einen einzigen Sporn an dem nackten Fuß, auf ihren kleinen Pferdchen daher reiten, sollen aber vortreffliche Polizeibeamten sein und viel Muth besitzen. Sie sind das Schrecken der Deserteure, deren Keiner ihnen entgeht.

Ich hatte Gelegenheit, Zuschauer bei den Feierlichkeiten einer glänzenden malaiischen Hochzeit zu sein, welche ein merkwürdiges Schauspiel darboten. Die Braut war die Tochter eines reichen Malaien, eines so genannten Kaptein malaio (welches eine Art Schef fen über einen gewissen Bezirk zu bedeuten schien). Der Bräutigam war ein nicht minder reicher junger Malaie. Am Tag der Hochzeit wurde die Braut in Gesellschaft ihrer Mutter und einiger Freundinnen von etwa 30 bis 40 Trägern in einem auf Bambusrohren ruhenden, sehr hübschen Zelt oder Baldachin durch die Stadt umhergetragen. Hinter der Braut ritt auf einem kleinen bescheidenen Pferdchen der unter anderm mit einem in gold'ner Scheid. hangenden Dolch (Kriss) und einer von diamantenen Blumen strotzenden Kopfbedeckung gezierte Bräutigam. Hinter dem Bräutigam

folgte ein Schwarm Musikanten, die mit allerlei Instrumenten, namentlich aber mit Hörnern, eine so gellende, fürchterliche Blechmusik machten, daß man für immer das musikalische Gehör dabei hätte verlieren können. An die Musikanten schloß sich ein fast unübersehbar langer Zug von allerlei Figuren an, aus welchem kolossale Drachen, Elephanten, ungeschlachte Riesengestalten ꝛc. hervorragten, die sämmtlich von Pappdeckel oder dergleichen Material fabricirt waren. Dieser wunderliche Zug von Ungeheuern, von dem ich nicht weiß, ob er bloß zur Zier des Festes diente oder ob er etwa eine bildliche Darstellung der Folgen einer Heirath sein sollte, bewegte sich nach dem Hause der Braut hin, wo die Trauung vor sich ging. Die Ceremonie geschah geheim im Hause und Das, was man mir davon erzählte, kann ich hier nicht mittheilen. Draußen war unterdeß fortwährender Jubel. An der einen Seite standen lange, mit unzähligen Gerichten besetzte Tische, auf der andern wurden bei europäischer aber von Malaien auf einem Gerüst vorgetragener Tanzmusik allerlei Tänze und Possen aufgeführt, die bis in die Nacht hinein fortzudauern schienen. Das Kasernenhorn verbot mir, das Ende des Festes abzuwarten.

Das Sonderbarste und Pikanteste, das ich im Leben der batavischen Malaien beobachtet habe, waren ihre

Abendvergnügungen in einem Hause, welches der Freundschaft und Liebe geweiht zu sein schien. Sobald man in das Haus hineintrat, sah man links eine Ladenbank, auf welcher Opium verkauft wurde. Rechts trat man in eine große Stube, in welcher mehrere tischähnliche Gerüste standen. Auf diesen Gerüsten lagen je in einem Kreis die Mitglieder der Gesellschaft. In jedem Kreis zirkulirte eine Pfeife, aus welcher kleine, mit Opium geschwängerte Tabackkügelchen in langen, wollüstigen Zügen geraucht wurden. Außerdem saßen auf jedem Tisch zwei Kampfhähne, denen man Opiumdampf um den Kopf hauchte, während man sie streichelnd und stoßend gegen einander hetzte. Bei dem ganzen Vergnügen wurde selten ein Wort gesprochen, die Menschen schienen meistens in stiller, träger Verdauung ihrer Opiumwonne hingegeben. Manche lagen ganz berauscht und betäubt auf dem Boden umher. Der Genuß des Opiums soll die Menschen von mahomedanischem Glauben in der Phantasie durch ihre sieben Himmel hinaufzaubern. Für diese der aufgeregten Phantasie vergezauberten Himmel war bei unsern Malaien auch in der Wirklichkeit gesorgt. Man trat durch ihre opiumqualmende Freundschaftsstube hinaus in den Salen der Liebe. Er war rings herum eingefaßt mit halbdurchsichtigen, aus Bambus geflochtenen Zellen, in welchen die Opium

bezauberten, mit ihren Houri's zu engen Liebesknäueln verflechten, der stillen Verzückung in's Paradies überlassen zu sein schienen. Es regte sich nichts an ihnen, als ihre glänzenden Augen, die bald im Feuer gutmüthiger Vergnüglichkeit spielten, bald in eifersüchtiger Glut den Betrachter anflammten.

Unter den Malaiinnen habe ich manches reizende Geschöpf gesehen, insbesondere unter denen, welche von einem chinesischen oder europäischen Vater und einer malaiischen Mutter abstammten. Man sah sie am häufigsten zu Weltevreden auf den beiden Märkten (basar baharu [neuer Markt] und basar malaio), auf welchen allerlei Landesprodukte, als Früchte, Gemüse ꝛc. zum Verkauf ausgeboten wurden. Sie nahmen sich dazwischen wie lebendige Südfrüchte aus. Das Schönste an ihnen war in der Regel, wie an den Männern, ihre Gestalt, die unter der dünnen, eng um die Hüften anschließenden Kleidung die üppigsten Formen zeigte, an denen man trotz dem Mangel an Unterkleidern nichts von dem Schwung und der Fülle vermißte, welche unsre Damen durch sechsfache Hülfskleidung hervorbringen zu müssen glauben. Ueber den Hüften trugen sie einen Gürtel, der in der Regel von Silber war. Bei manchen stand das Gesicht, obschon es braungelblich war, mit dem Körperbau im besten Verhältniß: sie hatten so sprechende Mündchen, so

schnippische Näschen und unter den scharf gezeichneten, schön gewölbten Augbrauen so seelenvolle Augen, so poetische schwarze Vergißmeinnicht, daß man schwer an ihnen vorübergehen konnte, ohne sie durch Beweise von gutem Geschmack und galanter Aufmerksamkeit, die sie in ihrer Unschuld als Frechheit auslegten, in Verlegenheit zu setzen. Dabei war über ihre Haltung und ihr Benehmen eine gewisse indische Träumerei, ein orientalischer Zauber ausgegossen, wobei einem ganz Mahomedanisch zu Muth wurde. Zwei Dinge sind es aber, die bei den meisten, namentlich bei den zur niedrigsten Klasse gehörigen, jenen Zauber unangenehm beeinträchtigen, nämlich das starkduftende, mit Kokosnußöl pomadisirte Haar und die bisweilen zollang aus dem Mund herausragenden Pruimchen. Sie wickeln in ein Betelblatt etwas haarfein geschnittenen Taback mit Kalk und einem Stückchen Arekanuß und auf diesem pikanten Paketchen lutschen sie mit ihren oft zu würdigerm Gebrauch geschaffenen Lippen, wie ein Kind auf einem Stückchen Süßholz. Die ihren Reizen nachtheiligste Folge dieses sonderbaren, ihren Männern abgesehenen Vergnügens ist, außer der Verunstaltung ihres Mundes, die, daß ihre schönen Zähne durch den Saft des Siri, wie sie jenes Kompositum nennen, kohlschwarz gebeizt werden. Der Saft, den sie von Zeit zu Zeit ausspeien, ist blutroth, beizt Flecken, die

gar nicht auszuwaschen sind und dient den boshaften Schelminnen bisweilen als Dinte, mit welcher sie den zudringlichen Europäern die beschämende Entdeckung ihrer fruchtlosen Bewerbung auf die weißen Kleider schreiben, d. i. speien. Man sagt, daß sie im entgegengesetzten Fall, wo nämlich der Bewerber Gehör findet, ihm dieß durch Ueberreichung eines Stücks Zuckerrohr zu verstehen geben — eine allerliebste Art, dieß Sprechen durch das Zuckerrohr. In einem Lande des südlichen Afrika soll es bei den Schönen Sitte sein, auf ähnliche Art durch die Tabackspfeife zu sprechen, woraus dem Begünstigten zu rauchen erlaubt wird. Nahmen doch auch unsere Damen eine derartige Sitte an! Sie könnten ja füglich z. B. durch die Blume sprechen. Aber bei uns erscheint es leider noch immer als Sünde, wenn ein Frauenzimmer sich wahr zeigt und es mag noch lange Jahre währen, bis wir so aufgeklärt sind, daß unsere Damen, statt durch die Mittel raffinirter Roquetterie ihre Wünsche anzudeuten, die offene Sprache der Javanerinn reden und unser an Poesie verarmtes Leben durch eine solche, ihren moralischen Werth wahrlich nicht herabsetzende Rückkehr zur Naturwahrheit bereichen werden.

Ein allerliebstes Schauspiel war es, die Malaiinnen sich baden zu sehen. Ich sah sie häufig Abends im Ja-Katra, wo sie mit Männern und Büffelochsen

Bayerische Staatsbibliothek

gemeinſchaftlich den Staub des Tages abwuſchen und mit großer Lebendigkeit ſich in den trüben Wellen umherrudelten. An Jupiter und Europa zu denken, lag dabei ſehr nah, die Geſchichte wurde aber höchſtens in malaiſcher Ueberſetzung reproducirt.

Die hübſchesten Javanerinnen ſind vielleicht, eiferſüchtig verborgen, als Nebsweiber im Beſitze der in den hollandiſchen Kolonien angeſiedelten Chineſen, dieſer ekelhafteſten aller Menſchen, die dabei mit thieriſcher Begier auf das ſchöne Geſchlecht verſeſſen ſein ſollen. Es gibt wohl keine Nation auf der Erde, in deren ganzer Erſcheinung, in deren ganzem Weſen ſich eine ſo gemeine Seele und eine ſo niedrige, entſchiedene, obligate Sklavennatur ausſpräche, wie dieß bei den Chineſen der Fall iſt. Von Allem, was einen Mann zieren kann, iſt bei den Chineſen durchgängig keine Spur zu finden, keine Männlichkeit, keine Würde, keine Kraft, keine Schönheit; ebenſo wenig ſpricht ſich an ihnen aus, was ſie als Menſchen zieren könnte, keine Seele und kein Herz. Es iſt mir nie, ſelbſt ſpäter am Kap der guten Hoffnung unter den häßlichen Hottentotten, Madagaskaren und Mozambikern nicht, eine ſo widerliche Menſchenerſcheinung vorgekommen, als die Chineſen, die ich geſehen. Nicht ohne Abſcheu konnte ich dieſe ſpitzen, geiſterenen, mit großen, thierischen Ohren und ſchwanzartigen Zöpfen gezierten Phi-

lüsterköpfe, diese enggeschlitzten, verschobenen Augen, diese gierigen, weitgespaltenen Mäuler, aus denen sie eine widrige Sprache hervorschnattern, diesen grinsenden Schacherausdruck, in den Gesichtern, diese kraftlose Bedientenhaltung betrachten. Die Malaien, in deren Wesen sich häufig ein männlicher Trotz und Stolz ausspricht, sind wahre Könige gegen die chinesischen Schwächlinge. Das ganze Streben dieser Menschen ist auf den Schacher gerichtet und sie besitzen dazu alle nöthigen Eigenschaften und Fertigkeiten. In Batavia sagt ein Sprichwort, aus einem Chinesen könne man drei Juden schneiden. Dabei darf übrigens nicht unerwähnt bleiben, daß die Chinesen ausser ihrem Schacher auch eine nützlichere und würdigere Thätigkeit entwickeln, denn in ihren Händen ist fast jedes Handwerk und sie arbeiten, wenn alle Andern schlafen. Freilich zeigt sich bei Allem, daß die Triebfeder ihrer Thätigkeit die Geldgier ist. In der fürchterlichsten Mittagshitze, wo alle Straßen öde sind, tragt der Chinese seine Hausirwaaren umher und kündigt sich mit seiner Klapper den Käufern an. Wie weit ihre Industrie geht, zeigte Einer, der sich täglich zu gewissen Stunden in unserer Kaserne umhertrieb und dessen Geschäft neben der Bartscheererei ꝛc. im Ohrenreinigen bestand, — eine Verrichtung, die er mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit und Leich-

tigkeit vollbrachte. Während einer solchen Operation hatte er einst das Unglück, daß ein Soldat ihm unversehens den Zopf abschnitt — ein Verbrechen, das ihn fast wahnsinnig machte, denn ein solcher Raub ist nicht geringer anzuschlagen, als wenn man z. B. bei uns einem Adlichen plötzlich die Praedikaten von seinem Namen abschneiden könnte. Die Geldgier macht die Chinesen auch zu den leidenschaftlichsten Spielern und es ist ein wahrhafter phänegnemischer Genuß, beim Spiel ihre Fratzen zu beobachten. Zu solchen Beobachtungen hatte man täglich auf dem Markt, namentlich aber zur Zeit der chinesischen Kirchmesse Gelegenheit. Auf dieser Kirchmesse lebte das sonst zurückhaltende Chinesenthum seine innerste Gefühls- und Geistes-Seite hervor. Während die Einen auf dem Markt spielten oder sich sonst amüsirten, saßen die Andern mit ihren Gästen vor den Hanotburen und tranken Thee mit Opium, an welchem Vergnügen sie Einen gastfreundlich Theil nehmen ließen, wenn man im Vorbeigehen nur den Blick darauf richtete. Es fand bei solchen Szenen eine so zeremoniöse Freundlichkeit und kalberhafte Manierlichkeit Statt, daß man sich des Lachens schwer enthalten konnte. Am Allerlächerlichsten aber nahm sich die chinesische Komödie aus, die in freier Luft auf einem hohen Gerüst aufgeführt wurde. Ich konnte nichts aus derselben entnehmen, als ein unzusammenhangendes, improvisirtes

Durcheinander von schnatternden Tönen, tölpelhaften Gesten und possenhaften Handgreiflichkeiten. Zu den letztern gehörte namentlich ein Kunststück, wobei die handelnden Personen — deren in der Regel nur zwei waren — sich plötzlich aus dem Discurs heraus mit den Rücken aneinander stellten, sich hinterrücks umfaßten und sich dann abwechselnd durch Niederbücken in die Höhe hoben. Dieß Manöver machte auf das umherstehende Publikum stets einen tiefen Eindruck.

Merkwürdig ist der chinesische Kirchhof bei Batavia, ein wahres Grabermeer, in welchem die einzelnen, backofenähnlichen Gräber die Wellen bilden. Man wird von unbeschreiblichen Empfindungen erfüllt, wenn man auf den Gräbern so fremdartiger Menschen umherwandelt und bedenkt, wie viel Millionen derselben seit Jahrtausenden gelebt haben, bloß um begraben zu werden. — Außer Malaien und Chinesen sieht man in Batavia auch häufig Exemplare von allerlei andern asiatischen Völkern, z. B. Bengalen, Perser, Armenier u. s. w.

Auf das bisher kurz und skizzenhaft Mitgetheilte und das im folgenden Kapitel Enthaltene beschränken sich so ziemlich meine mittheilenswerthen Wahrnehmungen und Erlebnisse in Bezug auf die Merkwürdigkeiten des Landes. Ich enthalte mich, über das Verhältniß

der Hollander zu den Eingeborenen*), über ihren Handel, über die Art der Civilverwaltung ꝛc. etwas mitzutheilen, theils weil ich nicht Gelegenheit hatte, dieß Alles persönlich genauer kennen zu lernen, theils weil andere Reisebeschreibungen sich darüber bereits werden ausgelassen haben. Ich komme indeß nochmals auf das javanische Militairleben zurück, weil ein Hauptzweck dieser Schrift ist, dasselbe in das verdiente Licht zu setzen und für diejenigen, welche darin ihr Glück zu suchen in Gefahr sind, eine Warnungstafel aufzustellen.

---

*) In Bezug auf dieß Verhältniß sei bloß bemerkt, daß die Malaien im Krieg gemeinlich mit viehischer Grausamkeit und im Frieden keineswegs nach humanen Grundsätzen behandelt werden. Mir hat ein holländischer Offizier u. A. erzählt, daß in dem letzten Krieg auf der Insel Sumatra dreizehn Raja's, die man durch tückischen Verrath in seine Gewalt gebracht, in einer Nacht auf hohern Befehl durch Soldaten — nicht erschossen (die Schüsse würden den Feind aufmerksam gemacht haben), sondern — mit Messern, die an den Bajonetten gewetzt wurden, wie das Vieh hingeschlachtet worden sind. Dergleichen ist nur einer holländischen Robbert möglich. Im Frieden werden die Eingeborenen nur als rechtlose Maschinen angesehen, deren menschliche Bestimmung ist, den Hollandern Dienste zu leisten und den Beutel zu füllen. Deshalb wird auch für ihre Civilisation und geistige Ausbildung so gut wie nichts gethan. Sie würden dadurch die Fähigkeit verlieren, sich länger auf die bisherige Weise mißbrauchen und ausbeuten zu lassen.

In Holland selbst, wo man die ostindischen Angelegenheiten natürlich besser kennt, als in Teutschland, sieht man Java halb als einen Verbannungsort an, wohin in der Regel nur diejenigen subordinirten Militairs zu geben sich entschließen, zu deren Sicherung und Fortkommen eine Entfernung von einigen Tausend Meilen nöthig geworden ist. Die Teutschen und sonstigen Ausländer wissen davon nichts, sie lernen das javanische Leben erst näher kennen, wenn es zu spät und die Klappe an der Falle zugeschlagen ist. Wie sehr sich die Holländer auch in sonstigen Dingen, namentlich in ihrer Handelspolitik, gegen Teutschland abzusperren suchen, — wo es gilt, die Teutschen in ihr Netz zu bringen, sie zu ihren Sklaven zu machen, sie in ihr Handelsjoch zu schmieden, sie nach Batavia zu spediren, da sind sie die zugänglichsten, zuvorkommendsten Leute von der Welt, da öffnen sie die Arme für ganz Teutschland. Sie kennen ihre Leute und wissen, daß die Teutschen stets bereit sind, ihnen nicht bloß ihr Geld, sondern auch ihre Person zu opfern. Es ist unglaublich, wie vielen Teutschen die Holländer in solchem Sinn die Arme geöffnet, wie viel Tausende sie schon auf Java tyrannisirt und begraben haben. Kehrt aus ihren Klauen ein einzelner Glücklicher, vielleicht mit voller Tasche, in sein Vaterland zurück, so ist der natürlich nicht geeignet, ein abschreckendes Beispiel zu

liefern; die Tausende von Unglücklichen aber, die solche Beispiele abgeben könnten, sehen ihre Landsleute selten wieder. Entweder sterben sie, oder man macht ihnen, wenn sie in seltnen Fällen das Ende ihrer sechs Jahre lebendig erreicht, alle mögliche Schwierigkeiten, um ihnen den Rückweg zu verwirren und sie vielleicht zum Kapituliren zu zwingen. Solcher Beispiele sind mir mehrere vorgekommen. Zu diesen Umständen hat man den Hauptgrund der in den Zeitungen wenig oder gar nicht besprochenen Erscheinung zu suchen, daß so viel Menschen als holländische Militairs nach Batavia strömen und daß vor solchen Expeditionen nicht früher öffentlich gewarnt werden ist. Solche Warnungen auszusprechen ist Pflicht, wenn nicht vom „nationalen," so doch vom menschlichen Standpunkt aus. Daß die Teutschen von den Holländern auf alle Weise ausgebeutet werden, ist die Schuld der Erstern, wenn auch den letztern durch solch Bekenntniß kein Anspruch auf günstigere Beurtheilung ihrer Politik zu Theil wird. Was also die Teutschen in Masse von den Holländern gelitten und noch zu leiden haben, gereicht ihnen selbst zum Vorwurf wie zur Schande und man kann dabei, wenn man gerecht sein will, nicht Partei für sie nehmen. Wo aber der holländischen Habgier und Roheit der Einzelne zum Opfer wird, da muß er gewarnt werden, obschon er ein Teutscher ist. Wo es

Gelegenheit gibt, den teutschen Auswanderern zu rathen und zu helfen, da könnte selbst ein Feind der Teutschen den Ansprüchen der Menschlichkeit nicht widerstehen, denn — die teutschen Auswanderer sind die unglücklichsten Menschen der Erde. Sie haben kein Vaterland, sie haben keinen Schutz, sie haben keine Theilnahme, sie haben keinen Trost, sie haben nichts, als ihre Noth und ihren Schmerz. Alle Wehmuth und Bitterkeit der Menschenschicksale konzentrirt sich in der Auswanderungsnoth der armen Teutschen. Wie ein böser Geist treibt es sie fort aus ihrem trostlosen Vaterland, in welchem ihnen von tausend Hoffnungen vielleicht nicht eine in Erfüllung geht, und doch bietet sich ihnen kein neues, das ihre Hoffnungen erfüllen könnte. Tausende stehen vielleicht ihr ganzes Leben hindurch nur mit einem Fuß auf vaterländischem Boden und doch können sie mit dem andren Fuß das ausländische Gebiet nur in der Voraussetzung betreten, daß sie in's Verderben gehen. Noth und Unbehaglichkeit diesseits; Noth und Verzweiflung jenseits! Hier keine Hülfe, die sie fesselt, dort keine Hülfe, die sie rettet! Welches Land der Erde bietet uns dieß trostlose Schauspiel außer unserm Teutschland? Keins. Auf dem Lande finden unsre Unglücklichen keine Erlösung und ihre Sehnsucht nach dem Meer führt sie in der Regel nur um so sicherer in das Verderben. Das Meer, das

Meer! Keinem, wie uns, scheint es der Weg zu sein, der uns in eine neue bessere Welt führt, und Keinem, wie uns, wird es nur ein flugischer Riesenstrom, der uns hinüberführt in jene Welt. Es gibt keinen Kirchhof auf der Erde, auf welchem nicht die Gebeine teutscher Sklaven, teutscher Unglücklichen ruhten. Teutschland ist das Vaterland der Vaterlandslosen; wer wundert sich noch, daß es die Wiege der Weltbürger ist?

Auf hundertfache Weise werden die teutschen Auswanderer betrogen, gemißbraucht, erniedrigt und beschimpft; ich wußte aber nicht, wo ein traurigeres Loos sie erwarten könnte, als in dem Dienst der hollandischen Kolonialtruppen. Der schlechteste unter ihnen ist zu gut, um als hollandischer Sklave begraben zu werden; um so trauriger ist es, daß noch so mancher Bessere sich durch abenteuerliche Lust oder Unkenntniß der ostindischen Militairverhältnisse in eine Lage verlocken läßt, die in der Regel mit, mindestens moralischer, Mißhandlung beginnt und mit Verzweiflung endigt. Unter allen Verhältnissen, in die ein Auswanderer sich begeben kann, gibt es überhaupt kein härteres, als dasjenige, an welches ihn das eiserne Gesetz der Kriegsartikel für alle Fälle auf eine feste Reihe von Jahren fesselt; das Verhältniß wird aber um so unerträglicher, je schlimmer die Elemente sind, aus welchen die Umgebung des Gefesselten zusammengesetzt ist. Das

holländisch-ostindische Militair hat schwerlich seines Gleichen. Zusammengesetzt aus Menschen fast jeder Nation, jedes Standes, jedes Grades der Schlechtigkeit und Gemeinheit bildet es ein wahres Pasquill auf Diejenigen, denen es dient: es gleicht beinah einem Banditenkorps. Liederlichkeit und Rohheit, welcher die asiatische Schlaffheit und Verderbtheit sehr zu Statten kommt, machen seinen Hauptcharakter aus und nur der Stock, die gewöhnlichste Strafe, sichert vor einer gänzlichen Ungebundenheit. Daß dabei auch im Dienst keine Gemeinsamkeit und Ordnung bestehen kann, läßt sich leicht denken. Dieß wird indeß eben so sehr von oben herunter bewirkt, als von unten herauf: wie die Soldaten, sind sehr häufig die Officiere*) und wie die Officiere, so ist die Behandlung. Mit Flüchen wird kommandirt, mit Flüchen gehorsamt. Die Leidenschaft sündigt, die Leidenschaft rügt, die Leidenschaft macht den Rapport, die Leidenschaft bestraft. Milde wird Nachlässigkeit, Strafe wird Ruinade, Strenge wird Tyrannei. Dabei wird

*) Von der Rohheit der dortigen Officiere kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß sie zur Zeit meiner Anwesenheit in Weltevreden es mehrere Tage lang zu einem Hauptzeitvertreib machten, aus den Fenstern die Hunde todtzuschießen, die auf dem zwischen ihrer und unserer Kaserne befindlichen Rasenplatz sehr häufig umherliefen. Das Skandal hörte erst auf, als es der Sicherheit der Menschen wegen hohern Orts verboten werden mußte.

keine Rücksicht auf Bildung, auf Haltung, auf Menschenwerth genommen, kein Unterschied gemacht, Alles gehört in eine Kategorie, in die Kategorie uniformirter Sklaven, deren Endbestimmung ist, unsern kaufmännischen Nachbarn ihren Kaffee und Zucker zu sichern. Dieser Ansicht entspricht auch der Standpunkt, von welchem aus die dortigen Civilisten die subalternen Militairs beurtheilen: bei ihnen hat man so wenig auf die mindeste Achtung, als beim Militair auf Schonung zu rechnen.

Obgleich die physischen Uebel gegen diese moralischen zurücktreten, so sind sie doch keineswegs zu übersehen. Die Insel Java ist anzusehen als eine große Menschenfalle, als ein einziges großes Grab. Wo die Eingeborenen nicht Krieg führen, werden sie durch pestartige Krankheiten, namentlich durch die Cholera abgelöst. Ist der Soldat im Felde, so machen schlechte Kost, schlechte Pflege, die Strapazen in der fürchterlichen Hitze, die Märsche durch das verschiedenartigste, bald gebirgige, bald sumpfige Terrain beinahe die Waffen des Feindes überflüssig: das Land selbst scheint die Fremdlinge seinen Bewohnern zu mißgönnen.

Was nun das Avancement betrifft, wovon man sich in der Regel so glänzende Vorstellungen macht, so glaube ich wohl, daß in Kriegszeiten dazu in den holländischen Kolonien für tüchtige Soldaten Aussicht genug

verbanden ist, denn an Muth, dem Hauptmittel zum Avancement, kann bei solchem Militair kein Ueberfluß sein. Der Krieg ist indeß dort nicht mehr so häufig und selten weiter als über kleine aufrührerische Distrikte verbreitet, so daß es, vom militairischen Gesichtspunkte betrachtet, schon ein Glück genannt werden kann, in der Nähe solcher Distrikte stationirt zu sein. Uebrigens kann von solchem Glück natürlich überhaupt keine Rede sein bei der Vorstellung, daß man gegen Menschen ficht, an deren Stelle man schwerlich Unrecht zu haben glauben würde und die nur als Opfer niedriger Geldgier zu betrachten sind. Die Aussichten in Friedenszeiten sind sehr schlecht, denn die Soldaten werden geopfert, die Officiere konserviren sich besser und häufen sich an, so daß der Menge von Antichambrirenden die Thüre zum Avancement selten durch das Bedürfniß geöffnet wird. Als ich in Weltevreden mit meinem Obristen über meine Aussichten sprach, hörte ich, daß mir noch 75 Aspiranten den Weg vertraten, deren Viele schon vor mehreren Jahren das Examen gemacht hatten und noch immer vergebens auf die Epaulets warteten. „Unter solchen Umständen, sagte der Obrist, könnte ich ihnen nicht voran helfen, wenn Sie mein eigener Sohn wären. Ich konnte Sie nur in meiner Nähe zurückbehalten, um Sie zu schützen und für den

Fall bereit zu halten, daß die Ereigniſſe Ihnen irgend eine unerwartete Ausſicht eröffneten."

An einer ſolchen Ausſicht — um den Faden meiner Reiſegeſchichte wieder aufzunehmen — begann ich nach drei Monaten zu verzweifeln und durch die getauſchten Hoffnungen und alle die unangenehmen Erfahrungen ward mir meine Lage immer unausſtehlicher. Meine Remantk begann auf die Neige zu gehen. Mein Blick richtete ſich aus der hoffnungsloſen Zukunft immer mehr in die Vergangenheit, ich wurde hypochondriſch und bekam das Heimweh, oder, wenn ich den Ausdruck erfinden darf, das Fremdweh. Es liegt in unſerer Natur, daß wir, wenn wir uns in einer ſchlimmern Lage befinden, als die, worin wir waren, uns nicht blos das Angenehme zurückwünſchen, das wir hatten, ſondern uns auch nach Dem ſehnen, was wir möglicher Weiſe hätten haben können. Solche Ampliſikation und Ausſchmückung des verlorenen Angenehmen muß natürlich das vorhandene Unangenehme ebenfalls verdoppeln; bei mir machte ſie allmählig das Vaterland zum Himmel, Batavia zur Hölle. Meine Reiſepläne, die ich nun doch keine Ausſicht hatte ausführen zu können, gab ich auf und alle meine Wünſche vereinigten ſich in das einzige Verlangen, aus meiner Lage befreit zu werden und in meine Heimath zurückzukehren.

In solcher Stimmung begab ich mich zu meinem Obristen, stellte ihm meine Lage vor und bat ihn, mir zur Rückkehr nach Europa behülflich zu sein. Hab' ich es Ihnen nicht gesagt? sprach er, doch seien Sie ruhig, ich werde Ihnen helfen. Er trug mir auf, ihm ein Gesuch an den Gouverneur einzureichen, worin ich meinen Wunsch und das Anerbieten ausdrückte, dem Gouvernement die Kosten meiner Ueberfahrt zu erstatten und die Rückreise auf eigene Kosten anzutreten. Meine Bitte wurde erfüllt, ich bezahlte das Geld, das ich noch hatte, das fehlende lieh mir der Obrist dazu und ich war wieder freier Mann, frei von Zwang, aber auch von Geld. Vergebens sah ich mich nach einem Schiff um, das mich nach Europa zurückbrächte, kein Kapitän wollte sich mit mir einlassen. Auch aus dieser Verlegenheit ward ich durch den Obristen befreit. Auf seine Empfehlung versprach mir ein Schiffskapitän einen Platz. Der Obrist gab mir indeß nicht blos seine Empfehlung mit sondern er unterzeichnete auch als Bürge einen Wechsel von 600 Gulden, welche ich für die Ueberfahrt nach Europa bezahlen mußte.

Ich bleibe dem Obristen ewig erkenntlich und zwar nicht sowohl für Das was er an mir gethan, als für Das was er an einem Menschen in Batavia gethan. Meine dortigen Erfahrungen ergaben u. A. dreierlei: die schönsten Blumen, aber ohne Geruch, die

ſchönſten Vögel, aber ohne Geſang, die beglückteſten Menſchen, aber ohne — Herz. Der Obriſt machte eine Ausnahme. Ich ſchmeichelte ihm durch nichts als durch einen Brief, den ich ihm nach meiner Abreiſe übergeben ließ und worin ich ſeinem Edelſinn auch meinen Freund *) empfahl.

Vor dem Antritt meiner Rückreiſe erhielt ich einen Brief aus Salatiga von einem mit mir nach Batavia gekommenen Unteroffizier, einem Luxemburger, der trotz seinem leichten franzöſiſchen Sinn durch ſein Schickſal ganz niedergebeugt war. Als Beleg zu den verſtehenden Warnungen theile ich einige Stellen aus dem Briefe mit.

„Unſere unglückliche Reiſe zur See bis Samarang „wird Ihnen M. wohl erzählt haben, dem ich darüber „geſchrieben. Die tyranniſche Behandlung eines dorti„gen Majors hielt uns in immerwährender Beſchäfti„gung und Unruhe. Ihr Freund B. hatte das Unglück,

*) Ich ſchied von Batavia mit dem Verſprechen, bei den Verwandten meines Freundes nach meiner Rückkehr ſofort Alles in's Werk zu ſetzen, um ihm ebenfalls die Mittel zur Erlöſung zu verſchaffen. Er wurde, wahrſcheinlich durch Hülfe des Obriſten, erlöſ't, ſtarb aber auf der Heimreiſe in der Nähe von St. Helena an den Folgen des Lebens auf der Inſel Java. Der letzte Wunſch, den er mir zu erkennen gegeben, war der, daß ich eine Warnungsſchrift über das javaniſche Militairleben veröffentlichen möge.

„durch diesen Tyrannen degradirt und in's Cachot ge-
„bracht zu werden, er wurde indeß nach einigen Tagen
„wieder in seine Stelle eingesetzt. Endlich schlug die
„Glocke unserer Erlösung; unsere Compagnie erhielt ihre
„Bestimmung nach Salatiga und ging den 30. April
„auf den Marsch. Unsere Reise, auf welcher nichts
„Besonderes vorfiel, dauerte nur drei Tage. Nun be-
„finden wir uns in Salatiga, ungefähr 800 Mann bei-
„sammengelagert, in einem Kampement wie im Felde
„unter Strohdächern und dem Nachdenken über unser
„trauriges Schicksal überlassen. Hier gibt es sowohl
„wie in Samarang täglich Exercitien und Militärkom-
„mando's von 8 bis 10 Palm Entfernung. Allen die-
„sen Plagen habe ich das Glück entrissen zu sein, da
„ich seit 14 Tagen auf der Plankammer arbeite. Aber
„dennoch ist meine Lage mir unerträglich. Wie benei-
„denswerth ist die Ihrige! In's Vaterland zurückkeh-
„ren! Der Gedanke hieran bringt mich in Verzweif-
„lung und die Thränen kommen mir in die Augen.
„Weil Sie nun doch nach Hause zurückkehren, hätte ich
„eine einzige Bitte an Sie, nämlich, den beiliegenden
„Brief, welchen ich nach Hause geschrieben, zu besorgen.
„Ich habe schon einen geschrieben, aber dieser wird
„sicherer hinkommen und hoffentlich auch meinen Leiden
„ein Ende bringen. Wie glücklich sind Sie, in fünf
„Monaten, vielleicht früher, die Heimath wieder zu

„erreichen und, durch diese harte Schule der Er
„fahrung belehrt, ruhig bei Ihren Eltern leben zu kön
„nen! Ach! wäre dieser erwünschte Tag auch für mich
„da! Ich bin nicht krank, aber ein immerwährendes
„Brüten und Grübeln hat mich Andern und mir selbst
„unerträglich gemacht. Bei Gott! eine solche Strafe
„hat dieser leichtsinnige Streich nicht verdient; mich
„in's Unglück und meinen alten Vater vor Gram in's
„Grab zu bringen, denn dies ist doch gewiß geschehen.
„Ich muß schließen, um meine Schwermuth nicht Ueber-
„hand nehmen zu lassen."

5.

Malaiiſche Sprache.

So angenehm und muſikaliſch die Laute der malaiiſchen Sprache klingen, ſo bündig und prägnant ſind bisweilen ihre Ausdrücke und Wendungen. Man höre und leſe z. B. folgendes Liedchen voll Seele und Phantaſie:

Satu duhwa!
Diga ampad,
Lima anam.
Tudju d'lapan?
Sembilan sapolu.

Ich hörte dieß Liedchen von einem malaiiſchen Mädchen ſingen, welches, ein kleines halbeuropäiſches Kind auf dem Schooß, am Ufer des Jakatra im Schatten eines Piſang auf dem Graſe ſaß. Obgleich ich noch

nichts vom Malaiischen verstand, wurde ich doch durch das Liedchen wunderbar gerührt und entzückt. Eine feststehende Melodie war nicht darin, aber es lag ein so schwermütiger Reiz in den Tönen und der Klang der Worte ließ so Vieles ahnen, daß ich alle Poesie, deren ich fähig war, in den Sinn des Liedchens zusammendrängte. Man denke sich dabei nun noch das Bild der Sängerinn, eines wirklich reizenden Geschöpfes. In ihrer Haltung und Miene lag eine süße, hingebende Träumerei, ihre dunkeln Augen schwärmten phantastisch in den dichtbelaubten Wipfeln der Bäume umher, deren Blüthen bloß der Duft fehlte für ihr zierliches, samt aufgestülptes, gar nicht breit gedrücktes Näschen. Beim Oeffnen ihres üppigen Mündchens zeigte sich eine Reihe durchaus nicht vom Sirikauen geschwärzter Zähne — in meinen Augen eine Annäherung an europäische Kultur, wovon ich günstig auf die Art der Empfindungen schloß, von denen sie beim Singen jenes Liedes beseelt war. Sollte nicht, dachte ich, dieß Mädchen eine von den vielen Betrogenen sein, die, von dem Reiz eines Europäers gefesselt, sich mit der Innigkeit ihrer reinen Naturseele an sein treuloses Herz hängte und nun, seiner Treulosigkeit gewiß, die Einsamkeit sucht und die Traurigkeit ihrer tiefgekränkten Liebe in diesen schwermüthigen Tönen aushaucht? Man hatte mir zwar gesagt, daß die Malaiinnen, welche sehr zärtlich und

treu, aber auch sehr eifersüchtig lieben, im Fall eines Betrugs von Seiten des Mannes eher aktiv als passiv werden und eher an Gift und Dolch als an sanfte Schwermuth und Resignation denken. Allein eine solche medeenhafte Idee konnte sich der Seele eines so sanften Geschöpfes, wie die Sängerinn war, nicht nähern. Ihre Gefühle mußten, ohne an Glut zu verlieren, reiner sein, als die ihrer leidenschaftlichen Landsmänninnen und überdieß war sie vielleicht veredelt durch den Umgang mit einem Europäer, der für etwas mehr Sinn gehabt haben mogte, als für ihre körperlichen Reize. Der Eindruck, den die Malaiinn und ihr Gesang auf mich gemacht, belud meine Seele mit einer Art poetischer Schuld, die ich nicht eher abgetragen glaubte, als bis ich dem Weibe ein kleines Denkmal der Theilnahme an ihrem Schicksal und ihren Empfindungen geweiht. Ich that dieß durch ein Lied, worin sich ihre Zärtlichkeit und Treue auf das Edelste und Rührendste aussprach. Voll Begier, mich zu überzeugen, ob der Inhalt des Liedes mit dem Schicksal der Sängerinn und ihrem Gesang übereinstimmte, legte ich mich von der Zeit an, wo ich ihren reizenden Gesang gehört, eifriger auf ihre Muttersprache. Nach etlichen Wochen, als ich mir Einiges davon angeeignet, hatte ich das Glück, die arme Betrogene wiederzusehen. Sie saß, wie das vorige Mal, im Schatten eines

Wäldchens und an eine Kokospalme gelehnt. Ich interessirte mich so sehr für sie, daß ich unwillkürlich voll Besorgniß in die Höhe sah, um zu berechnen, ob etwa eine reife Kokosnuß auf sie herabfallen könnte, gewahrte aber zu meiner Freude, daß der Baum schief stand und keine Gefahr vorhanden war. Dieses Mal kam sie mir noch weit reizender und poetischer vor, als früher. Sie schien resignirt, gelassen und sommerruhig und der Zustand ihrer träumenden Seele glich dem singenden Lallen des Säuglings im Mittagsschlummer, accompagnirt von dem Summen der Fliegen, die neckend auf dem weißen Vorhang seines Lagers in dem durch das Baumlaub zitternden Sonnenstrahl spielten. Ich war gespannt, ob sie wieder singen würde und belauerte sie hinter einer Kaktushecke. Sie ließ mich nicht lang warten, sie sang und zwar wieder das nämliche Lied, das mich so sehr entzückt hatte. Jetzt verstand ich seinen Inhalt und nur mit Mühe gelang es mir, dasselbe bis zu Ende zu hören, ohne laut den Eindruck zu verrathen, den es auf mich machte. Es lautete — und ich werde es nie vergessen — in wörtlicher Uebersetzung folgender Maßen:

Ein zwei!
Drei vier,
Fünf sechs.
Sieben acht?
Neun zehn.

Es war mir, als ob man mir ein russisches Bad gäbe. So oft das Frauenzimmer bis zehn gekommen war, fing sie wieder mit ein an und so ging es fort bis in die Hunderte. Das einzige Mittel, mich in der Enttäuschung nicht zu übernehmen, war der Gedanke, sie zähle vielleicht zum Ersatz für die verlorene Treue des Geliebten die Küsse und Zärtlichkeiten nach, die sie von ihm empfangen. Es konnte eine Rekapitulation oder ein ideelles Wiederkäuen ihres Liebeglücks sein.

Ich habe mich übrigens in Batavia auch nach anderen Volksliedern umgesehen, als das aufgezählte ist. Allein die Europäer, mit denen ich in Berührung kam, waren alle zu geldbeutelprosaisch gesinnt, als daß ich durch sie auf eine Spur hätte kommen können und um durch die Eingebornen zu etwas zu gelangen, war ich nicht lang genug unter ihnen und kannte ihre Muttersprache zu wenig.

Nach dem Wenigen, was ich von der malaiischen Sprache kennen lernte, gefiel sie mir ungemein gut. Sie hat, was die Laute betrifft, Aehnlichkeit mit der griechischen, d. h. wenn Jemand, ohne von der malaiischen Sprache etwas zu kennen, sie sprechen hörte, so würde er dabei unter allen Sprachen am Ersten an die griechische erinnert werden, obgleich in der ganzen malaiischen Sprache vielleicht kein griechisches Wort enthalten ist. Einige ihrer gewöhnlichsten Ausdrücke und

Eigenheiten ſind wohl werth, hier kurze Erwähnung zu finden. Ja heißt ada, nein — tada; ich — gua, du — lu. Viel — banjak, wenig — kitjel. Eſſen — makan, trinken — minum. Gib — kassi. An allen Ecken hört man in Batavia kommandiren: kassi api d. h. gib Feuer (natürlich zum Pfeifenanzünden). Kassi heißt gib und geben zugleich. Ausgebildete Konjugation und Deklination haben die Malaien nicht. Die Mehrzahl drucken ſie durch Wiederholung aus, z. B. orang — der Menſch, orang-orang die Menſchen. Der Mann heißt orang lakilaki d. i. ein männlicher Menſch. Mein Mann — guapúnja láki. Die Frau heißt prámpuang, das Kind — anak. Ein Sohn nun heißt anak-lakilaki d. i. ein männliches Kind; Tochter anak prampuang d. i. ein weibliches Kind. Fräulein heißt nónja, Frau (als Titel) nónma. Junger Herr — sinjo. Schön — baggus, häßlich — gelek Das Beiwort ſtellen ſie hinter das Hauptwort. Für Liebe haben ſie ein eben ſo ſchönes Wort als die teutſche Sprache, nämlich tjinta. Ich liebe dich von Herzen heißt (wie mir eine Dame geſagt hat) gua tjinta ati sama lu, wörtlich: ich liebe das Herz mit dir. Kommen und Komm' — mari. Hier (her) — sini. Weggehen — piggi. Mach dich ſchnell weg — piggi lakass. Geh zum Henker — piggi por sambol, wortlich: geh' zum Pfeffer. Wollen und will

heißt man, nicht wollen tramau (trada mau). Können — bólei, nicht können — trábolei (trada bolei). Wiſſen — tau, nicht wiſſen — tratau (trada tau). Sprechen — bidjáro. Sprichſt du nicht Malaiiſch? heißt: trada bidjaro malaio? Für die blaue Farbe ſcheinen die Malaien früher keinen Ausdruck gehabt zu haben, denn ſie haben ihn von den Holländern übernommen: blau heißt bei ihnen ebenfalls blau. Am regelmäßigſten durchgeführt iſt ihr Zahlenſyſtem. Von 1 bis 10 (satu bis sapolu — satu polu) iſt oben von der Sängerinn ſchon gezählt worden. 11 heißt sablas (satu blas), 12 — duhwa blas, 13 — diga blas ꝛc. ꝛc. 20 heißt duhwapolu (zweimal 10), 21 — duhwapolu satu ꝛc. ꝛc., 30 — digápolu, 31 — digápolu satu ꝛc. ꝛc. 100 — s'ratus (satu ratus), 200 — duhwa ratus ꝛc. ꝛc. 1000 — s'ribu (satu ribu) ꝛc. ꝛc.

Dieſe Proben mögen hinreichen, um ſich einen oberflächlichen Begriff von der malaiiſchen Sprache zu machen, wie ſie in Batavia geſprochen wird.

6.

Die Javanerinn.

Der Lieutenant S. zu Surabaya, ein Teutſcher, war einer der ſchönſten Offiziere der holländiſchen Kolonialtruppen, und Keiner von Allen hatte in dem aufzehrenden javaniſchen Klima ein ſo friſches Roth auf den Wangen bewahrt, wie er. Dies Roth, welches gegen die ſonſtige Weiſe ſeiner Haut und ſein dunkelröthliches Haar ſehr pikant abſtach, verlieh ihm einen beſondern Reiz in den Augen der malaiiſchen Weiber, die, nur an das eintönige Gelbbraun der Javaner oder die welke Bläſſe der Europäer gewöhnt, in dem weißen Mann mit den rothen Wangen, dem röthlichen Haupt- und Bartbaar und den blitzenden blauen Augen ein Ideal männlicher Schönheit zu erkennen glaubten. Ein freundliches, einnehmendes Weſen unterſtützte dieſe

Eigenschaften so wirksam, daß der Lieutenant S. selten mit einer Malaiin bekannt wurde, ohne ihr die Schwäche ihres unverwahrten Herzens zu beweisen.

An einem Markt zu Surabaya wohnte ein junger Malaie mit seiner Schwester. Das Mädchen führte, seit dem kürzlich erfolgten Tode der Eltern, die kleine Haushaltung und verfertigte nebenbei niedliche Stickereien, während der junge Mann auf dem Markt oder als Hausirer Handel mit Früchten, Gemüsen, Federvieh u. s. w. trieb. Zugleich versorgte er mit diesen und andern Artikeln zu festgesetzten Zeiten einige Offiziere und unter diesen den Lieutenant S. Die Offiziere gewannen den wohlgestalteten, aufgeweckten Malaien lieb und behandelten ihn nach und nach mehr wie einen gleichgestellten Bekannten, denn als einen abhängigen Diener. So geschah es, daß eines Tages auf einem Spaziergang der Lieutenant S. in der Wohnung des jungen Handelsmanns versprach, um zu sehen, wie sein malaiischer Freund sich eingerichtet habe. Als er in die Thüre trat, sah er eine allerliebste Malaiin den Stickrahmen wegwerfen und in das Hinterhaus flüchten. Ist das deine Frau? fragte er den Malaien, der ihm im Hausflur entgegenkam. Es ist meine Schwester, antwortete der Handelsmann, das närrische Ding hat sicher Angst vor deinem Bart oder deinem Säbel bekommen. Selima, rief er dem Mädchen nach, komm

hervor aus deiner Hütte: der Mann, vor dem du weg läufst, ist mein Freund, der mir allein an Apfelsinen und Limonen so viel zu verdienen gibt, daß ich deinen ganzen Schmuck davon unterhalten kann. Selima blieb indeß ruhig in ihrem Versteck. Hole sie heraus, sagte der Malaie zu dem Dienzier, du bist ja doch kein Menschenfresser. Der Dienzier ließ die Aufforderung nicht zweimal an sich ergehen. Nach einigem Suchen fand er die niedliche Selima hinter einem Bambusgestell in eine Ecke gekauert, woraus ihm ihre schwarzen Augen halb ängstlich, halb lachelnd entgegen leuchteten.

Der malaiischen Sprache vollkommen mächtig — ein Haupterforderniß, um den Malaiinnen Zutrauen einzuflößen — gab er der kleinen Selima eine Menge schmeichelhafter und beruhigender Versicherungen, zog sie sanft aus ihrer Ecke hervor, küßte sie auf ihren üppig schwellenden, aber keineswegs häßlichen Mund und führte sie zu ihrem Bruder. Nach kurzer Zeit hatte sie ihre völlige Unbefangenheit wieder erlangt und bewirthete ihren Gast mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit, wobei er die schönste Gelegenheit hatte, bald ihre feine, von einem silbernen Gürtel eingefaßte Taille, bald die reizenden Formen ihres üppigen Leibes, bald ihr niedliches Haupt, insbesondere aber ihre schelmischen und zugleich auffallend kühnen Augen zu betrachten, in denen mehr Geist lag, als er bis dahin an irgend einer

Malaiinn wahrgenommen. Der Entschluß des Officiers stand sofort fest. In einem Lande, wo die Früchte beinah wild wachsen, ist die Hand des Wanderers ohne lang Bedenken sofort zum Pflücken bereit. Der Lieutenant S. war entschlossen, die reizende Selima in seinen Besitz zu bringen. Als sie sich auf einige Augenblicke aus der Gesellschaft entfernt hatte, sprach er zu seinem Apfelsinenlieferanten: „Ich gebe dir hundert Rupien und du gibst mir deine Schwester zur Frau.“ Ich weiß, erwiederte der Malaie, daß ihr unsre Mädchen nicht so heirathet, wie die weißen, da ihr uns unterjocht habt, ich will dir meine Schwester zur Frau geben, wenn du mir versprichst, sie nicht blos zu deiner Sundal (Buhldirne) zu machen. „Das verspreche ich,“ antwortete der Lieutenant. So komm' morgen wieder, sprach der Handelsmann, ich werde mit meiner Schwester reden. Der Lieutenant ging, ohne von Selima Abschied zu nehmen, denn sie war noch abseits bei einer Freundin, der sie sich nicht enthalten konnte, sogleich von dem schönen weißen Mann zu erzählen, welcher sie geküßt hatte. Als der Officier am folgenden Abend zurückkam, hatte Selima ihr Bündel bereits geschnürt und empfing ihren Gemahl mit schüchternem aber ungeduldigem Verlangen. Die hundert Gulden wurden ausbezahlt und die Ehe war geschlossen. Selima wanderte ohne Weiteres mit ihrem Officier nach dessen Wohnung.

Der Lieutenant empfand für seine Selima, wenn sie auch auf einer niedrigeren Kulturstufe stand, als er, eine wirkliche Liebe und nicht blos eine flüchtige, sinnliche Neigung, da sie, von ihren körperlichen Reizen abgesehen, ihm an ihrem naiven Wesen und ihren seltnen Charaktereigenschaften so viel zu studiren gab, daß das Interesse einer höheren Bildung dadurch großen Theils ersetzt wurde. Er gab ihr auf alle Art Beweise seiner Zuneigung, kaufte ihr die hübschesten Kleider, sah mit Vergnügen ihren Stickereien zu und brachte fast alle seine Mußestunden bei ihr hin. Selima hingegen dachte an nichts, als ihrem Geliebten Freude zu bereiten, für seine Bequemlichkeit zu sorgen, ihm die schönsten Apfelsinen zu kaufen, seine Wäsche schneeweiß zu erhalten, seine Affen und Papageien zu pflegen, ihm beim Nachmittagsschlaf Kühlung zuzufächeln, ihm nach dem Exerciren ein erquickendes Bad bereit zu halten u. s. w. Ihre Zärtlichkeit umstrickte ihn wie eine Schlange, und wenn er sie fragte, ob sie ihn recht lieb habe, wußte sie wirklich keine stärkere Versicherung zu geben, als diese: „ich liebe dich wie eine Schlange!"

So liebten sie sich mehrere Monate ungestört. Da plötzlich erging Befehl, der Truppentheil, zu welchem Lieutenant S. gehörte, soll in's Feld rücken, es sei wieder Krieg ausgebrochen. Sofort wurde Alles in Bereitschaft gesetzt, ein Schiff wartete auf der Rhede

und in drei Tagen sollte das Bataillon auf dem Weg nach der Insel Celebes sein. Der Lieutenant S. konnte sich schwer mit dem Gedanken befreunden, seine treue Selima zurücklassen zu müssen, er wußte aber keinen bessern Plan, als, sie der Obhut ihres Bruders anzuvertrauen. Selima hörte von diesem Plan mit der größten Verwunderung. „Meinst du," fragte sie ihren Officier, „daß ich dir auf der Insel Celebes nicht auch Apfelsinen besorgen, die Wäsche rein halten, Reis mit Kerri kochen, dir Limonade machen und dich lieb haben könne? Ist denn Celebes ein andres Land, als das unsrige? Ich will lieber sterben, als dich allein dahingeben sehn." Ohne zu wissen, wie es sich werde möglich machen lassen, ein weibliches Wesen auf einem Kriegszuge durch ein wildes Land mitzunehmen, sah doch der Lieutenant S. keinen Ausweg übrig. Selima zog also mit in den Krieg. Der Krieg auf der gebirgigen Insel Celebes war eine ununterbrochene Reihe von Mühsalen, Entbehrungen und Gefahren. Bald wateten die Truppen durch Moräste, bald wanden sie sich durch dichte Wälder, bald drängten sie sich durch Schluchten, bald überkletterten sie himmelhohe Berge. Bald erlagen sie dem Regen, bald der Hitze; der Eine starb vor Durst, der Andre blieb zurück wegen Ermattung vor Hunger. Hier wurden sie durch den Feind in offenem Angriff, dort durch versteckte Meuchelei, hier

durch das Schießgewehr, dort durch den vergifteten Dolch, hier durch Waffen, dort durch Fallen bedroht, verwundet, getödtet. Selima kam nicht von der Seite ihres Lieutenants. Niemand ertrug Alles leichter und muthiger, als sie; Niemand wurde verpflegt wie er. Wenn Alles hungerte, Selima hatte wenigstens Reis oder Früchte für ihren Geliebten in Vereinschaft; wenn Alles durstete, Selima wußte eine Wasserspalte in einer Felsenritze oder einen Kokosnußbaum zu entdecken, von welchem sie für ihren Lieutenant mit der Gewandtheit eines Affen grüne Nüsse mit frischer Klappermilch herabholte. Im Gefecht beschützte, im Bivouak bewachte sie ihn. Einst in einer finstern Nacht hatte sich die von dem Lieutenant S. kommandirte Abtheilung auf einem Bergvorsprung gelagert, um von den erlittenen Strapazen auszuruhen. Niemand dachte an Gefahr und sogar die Schildwachen schliefen. Selima, deren feinem Gehör selbst im Schlaf nicht leicht etwas entging, glaubte plötzlich ein schleichendes Geräusch in dem unterstehenden Gebüsch zu entdecken, sie richtete leise ihr Köpfchen in die Höhe und sah mit ihrem scharfen Gesicht in der Nähe ihres Officiers die blinkende Spitze einer langen Lanze wie den Kopf einer züngelnden Schlange aus einem Strauch hervorkriechen. Ein neben ihr liegendes Gewehr ergreifen und mit vorgestrecktem Bajonet in den Strauch hineinrennen, war das

Werk eines Augenblicks. Ein Todesschrei in dem Strauch — und im Nu war Alles auf den Beinen. Ein Makassare lag mit seiner langen Lanze hingestreckt auf dem Boden und rings umher hörte man eine Menge Andere durch das Gebüsch davon fliehen. Selima hatte ihren Geliebten und vielleicht dessen ganze Mannschaft gerettet. In einem Gefecht flog dem Lieutenant S. ein vergifteter Pfeil in den Arm. Selima stürzte sich auf ihn, riß ihm die Uniform herab und sog die Wunde so lang aus, daß das Gift seine Kraft verlor und nur eine bald geheilte Entzündung der leichten Wunde zurückblieb. Sie hatte zum zweiten Mal ihren Geliebten gerettet. In einer Gegend, die man für ganz gesäubert vom Feinde hielt, und die Ueberfluß an Lebensmitteln aller Art darbot, beschloß man eines Abends, sich gütlich zu thun und einen kurz vorher erfochtenen Sieg zu feiern. Alles war guter Dinge, und damit die Lust ihre rechte Würze erhalte, fand sich auch ein Trupp makassischer Tanzerinnen ein. Die kluge Selima glaubte Unrath zu merken und hatte sich als angebliche Gefangene den Tänzerinnen zugesellt, um sich in ihr Vertrauen einzuschleichen. Auf diese Art erfuhr sie, daß jede Tänzerinn mit einer Dosis einschläfernder Mittel versehen war, daß diese in das Festgetränke gemischt und in der Nacht die Schlafenden von einer großen Anzahl Feinde, die in einer benachbarten Schlucht

lauerten, überfallen werden sollten. Selima zog ihren Geliebten auf die Seite und theilte ihm den Plan mit. Der Lieutenant S. ließ sofort die Tänzerinnen fesseln, rückte unter der Leitung einer derselben in aller Stille mit seiner Abtheilung aus, umzingelte die Auflaurer, tödtete eine große Anzahl derselben und nahm die Uebrigen fast alle gefangen. Für diese That wurde er sofort zum Kapitain befördert und erhielt das Kreuz „Voor bewezene moed en dapperheid." Wer ihn abermals gerettet und überdieß zum Hauptmann gemacht hatte, war seine Selima. Selima begleitete, unterstützte und beschützte in solcher Weise ihren Geliebten bis an das Ende des Feldzugs, obschon sie außer ihm nun auch ihren Sohn zu versorgen hatte, den sie ihm heute gebar und morgen schon über Berge und Flüsse nachtrug.

Selima kehrte mit ihrem Hauptmann nach Surabaya zurück. Ihre Liebe hatte in nichts nachgelassen, wenn sie dieselbe jetzt auch zweien zuzuwenden hatte. Der Kapitain S. indessen zeigte sich, nachdem er von der Unruhe des Kriegs wieder zu sich gekommen, weit lauer, als der Lieutenant S. sich gezeigt hatte. Durch Selima selbst verwöhnt, begann er sie allmälig mehr als Magd denn als Geliebte zu betrachten und zu behandeln. Auch mußte sie jetzt mitunter auf einer Schilmatte vor dem Bette ihres Mannes schlafen, ein Platz

den man den Buhldirnen anzuweisen pflegt. Ihre Liebe war indeß zu frisch und unschuldig, ihre Natur zu hingebend und aufopfernd, als daß sie durch das veränderte Benehmen des Kapitains hätte gekränkt oder abgestoßen werden können. Sie nahm Alles als Nothwendigkeit an, ohne sentimentale Betrachtungen anzustellen, ob es anders sein könne, sorgte nach wie vor für ihren Geliebten mit unveränderlicher Aufmerksamkeit und beschäftigte sich während der jetzt öfter vorkommenden Abwesenheit des Vaters um so eifriger mit dem Sohne.

Eines Abends, als der Kapitain S. wieder ausgegangen war, kam Selima's Bruder zu ihr und sprach: „weißt du auch, daß dein Kapitain eine weiße Wittwe heirathen will, die zweimalhunderttausend Rupien reich ist? Jetzt eben ist er wieder zu ihr gegangen. Bald wirst du verstoßen und eine bloße Sundal sein." Selima zitterte und ließ ihr Kind vom Schooß fallen. Darauf gab sie es ihrem Bruder, ließ sich die Wohnung der Wittwe bezeichnen, nahm zehn Rupien aus dem Schrank und eilte hinaus. In wenigen Augenblicken hatte sie Bekanntschaft mit einer Sklavin der reichen Wittwe angeknüpft und sich für vier zehn Rupien Einlaß in das Innere des Hauses verschafft, so daß sie Alles beobachten konnte. Selima sah durch eine halbgeöffnete Thüre hinter einer reichbesetzten Tafel die weiße Wittwe in dem Arm ihres Kapitains, mit welchem sie die zärt-

lichsten Küsse wechselte. Selima fragte sich nicht, ob sie träume, ob der Blick sie trüge. Sie sah schaute, sie sah, was sie sah, und in demselben Augenblick, wo sie ihren Gemal in dem Arm einer Andern sah, fühlte ihr Herz — keine Liebe mehr. Beinah heiter ging sie wieder nach Hause, wenn auch ihr Blick von einem eigenthümlich wilden Feuer leuchtete. Sie gab ihrem Bruder ihr Kind mit, bette bei demselben ein kleines Papier mit unbekanntem Inhalt und wartete die Ankunft des Kapitains ab.

Der Kapitain kam sehr spat zurück. Er war erhitzt, schlafrig und ungemein mürrisch, wahrend Selima ihn, nicht zärtlich, aber zum ersten Mal — schmeichelnd empfing. Er begehrte bald dieß, bald das; was Selima ihm aber zuerst reichte, war die stets bereit stehende Limonade. Als sie ihm das Glas gegeben, machte sie sich im Hinterhause zu schaffen. Nach zwei Minuten, als das in der Stube ihres Gemals laut gewordene Gepolter wieder verstummt war, kehrte sie zurück und fand den vergifteten Kapitain am Boden liegen. Sie zündete mehrere Lichter an und stellte sie um das Haupt des Todten, welches sie auf ein weißes Kissen bettete. Sodann setzte sie sich neben ihn, betrachtete ihn eine Zeit lang und sang dann mit eintöniger, aber lieblicher Stimme folgende improvisirte Worte:

Da liegt der weiße Kapitain,
Der ein Setan (Teufel) war.
Jetzt iſt er weiß, ganz weiß,
So weiß wie die Wittwe mit zweimalhunderttauſend Rupien.

Die arme Wittwe!
Sie muß allein jetzt Wein trinken!
Sie muß jetzt weinen auf dem Grab
Des weißen Kapitains, die arme weiße Wittwe.
Unſchuldig ſchwimmt das Krokodill,
Wie todt, in der Bai von Surabaya,
Und wer es ſehn will in der Nähe,
Den greift es, den frißt es,
Das ſchöne grune Krokodill.
Adieu, weißer Kapitain!
Selima iſt keine Sundal geworden!
Sie iſt gleichfalls Wittwe, eine braune Wittwe.
Suß ſchmeckt der Piſang
In den Waldern der Malaien.

Als ſie dieß Todtenlied geſungen hatte, packte ſie ihre Kleider, alles Geld und alle Pretioſen, die der Kapitain im Beſitz hatte, zuſammen, ſchlich ſich leiſe hinaus und verſchloß die Thüre. Haſt du auch genug mitgenommen, daß wir davon leben können? fragte ihr Bruder, als ſie in deſſen Wohnung ankam. Selima ſprach: nicht um davon zu leben, habe ich das Gold des Kapitains mitgebracht. Du haſt hundert Rupien von ihm empfangen, als ich von dir wegging; du erhältſt hundert Rupien von mir, indem ich wieder zu dir komme. Welche ſind dir lieber? Das Uebrige,

das ich von dem Kapitain besitze, bewahre ich auf als Geschenk, wenn einst ein malaiischer Mann mich liebt.

Am andern Morgen sah man das Haus des jungen Handelsmanns von Militair und Polizei durchsuchen. Der Malaie mit seiner Schwester Selima war verschwunden und die weißen Manner haben sie niemals wieder gesehen.

7.

Ostindische Kriege.

(Meist nach holländischen Relationen, insbesondere nach einer Schrift des Obristen Krieger.)

Ein vollständiges Studium der Kriegswissenschaften findet in den Kriegen mit den ostindischen Völkern, wenigstens auf Java und den benachbarten Inseln, nur theilweise Anwendung. Zu belagern gibt es wenig in einem Lande, wo keine regelmäßige feindliche Städte und Festungen sind; zu befestigen gibt es nur die leicht zu vertheidigenden zerstreuten Forts, und Evolutionen sind in den javanischen Wäldern und Bergen selten anwendbar. Wo dieselben etwa möglich sind, da wird sich nicht leicht ein Feind entgegenstellen, weil die Javaner in offenen Schlachten nicht Stand halten können und lieber wie Guerillas fechten. Wer sich also für den Dienst bei den holländisch-ostindischen Kolonialtruppen etwa vorbereiten will, der mache sich

hauptsächlich auf den kleinen Krieg, auf Tirailleurma
noeuvres ꝛc. ꝛc. gefaßt, wobei es indeß oft sehr ernst
zugeht, denn die Javaner wissen die Gefahren zu ver
größern, indem sie sie vervielfaltigen. Sonderbar ist
die Art ihrer Kriegsrüstung. Wenn durch ihre eigent
lichen Fürsten oder durch Aufrubreberhaupter der Krieg
beschlossen ist, werden zuerst die Priester auf die Beine
gebracht, deren Stola bei den Malaien wie bei den
meisten unkultivirten Nationen die beste Rekrutirfahne
ist. Die Priester gehen im Lande umher und suchen
die Eingeborenen theils durch Schilderung des dem
Volk und Fürsten angethanen Unrechts, durch Sprüche
aus dem Koran und durch vergebliche Eingebungen
Gottes zur bittersten Rache anzufeuern, theils sie durch
das Hinweisen auf die Belohnungen des Himmels und
auf die zu erobernde Beute zum Kampf zu reizen.
Sind auf diese Art die Gemüther gestimmt, so wird
durch den Fürsten oder das Oberhaupt der Tag der
Versammlung anberaumt. Bei derselben erscheinen die
ausgesandten Priester, jeder an der Spitze der gewor
benen und gehörig bewaffneten Mannschaft, auf deren
Mehrzahl großer Ruhm und großes Verdienst gesetzt
wird. In der Regel bietet sich eine große Anzahl
dieser Priester, die, wie die spanischen, nicht bloß zu
beten, sondern auch zu beißen verstehen, zur Anfeue
rung des versammelten Volkes freiwillig an, nicht nur

mit gegen den Feind zu ziehen, sondern auch im Nothfall zur Ueberwindung desselben ihr Leben aufzuopfern. Dieß Beispiel von Heldenmuth und Todesverachtung wird durch eine Menge aus dem abergläubigen und fanatisirten Pöbel befolgt. Nach ihrem Anerbieten legen die Priester vor einem Hohenpriester den Eid ab, welches geschieht, indem sie die linke Hand auf den Koran legen und denselben küssen. Sodann wird auch den übrigen freiwilligen Vorfechtern, welche wie die Priester das Gelübde gethan, entweder zu siegen oder zu sterben, der Eid abgenommen, aber auf andre Art. Der Hohepriester nämlich läßt ein Becken oder Faß mit fließendem Wasser füllen und aus einer kleinen Wunde, die er sich an der Hand anbringt, etliche Tropfen Bluts hineinfallen. Darauf werfen einige, durch den Bund Geheiligte gewisse Kräuter hinzu und lesen über dem Gemisch geeignete Stellen aus dem Koran ab. Nun ist das Wasser geheiligt und die Vorfechter werden vereidet, indem sie einige Tropfen davon trinken, welche ihnen der Hohepriester darreicht. Ist dieß Alles geschehen, so wird jedem der vereideten, dem Tode geweihten Priester und Vorfechter ein weißes Tuch (ein Stück Kattun) ausgetheilt, welches sie als Unterscheidungszeichen um ihre Häupter winden. Alsdann tritt alles versammelte Volk näher hinzu und Jeder benetzt mit dem übrig gebliebenen Wasser seine Waffen,

um sich dadurch, wie die Anderen durch das Trinken, unüberwindlich zu machen oder zu heiligen.

Ihre Waffen sind mannigfacher Art. Die der Javaner sind in der Regel allerlei sehr scharfe, spitzige und vergiftete Dolche (Pedangs, Holeks, Klewangs und Pandels), wovon einige wie Säbel mit hölzernen Scheiden aussehen. Außerdem haben sie noch viele andere lange Schlachtmesser, deren sie sich in Friedenszeiten zugleich zum Bauen ihrer Hütten und zu anderen Arbeiten bedienen. Auch gebrauchen sie Spieße (Tambake) oder Lanzen von 8—12 Fuß Länge, woran mancherlei vergiftete, spitzige und hakige Mordwerkzeuge befestigt sind. Pfeil und Bogen, Blasrohre und Wurfspieße sind bei den Javanern wenig mehr in Gebrauch. Dagegen bringen Einige unter ihnen Schießgewehre mit, z. B. Donnerbüchsen, worauf sie besonderes Vertrauen setzen, weil sie mit viel Pulver und Blei können geladen werden. Andere tragen gewöhnliche Gewehre, wozu sie entweder durch Tausch mit den europäischen Schleichhändlern gegen Kaffee, Zucker und Pfeffer (auf den molukkischen Inseln gegen Muskatnüsse und andere Gewürze), oder durch Seeräuberei und zum Theil durch eigene Verfertigung gelangt sind. Die molukkischen Völkerschaften, wie die Ternatanen, Tidoresen, Helvuresen und Jeramesen, tragen alle sehr scharfe Parangs, Pedangs, Klewangs, Schilde,

Pfeil und Bogen und außerdem lange, dünne Wurfspieße (Assagaien). Mit den beiden letztgenannten Waffen geben sie ungewöhnlich geschickt um, so daß sie damit auf große Entfernung Vögel in der Luft und Fische zu einer beträchtlichen Tiefe in der See treffen und tödten. Fast unglaublich ist die Behendigkeit und Kraft der obengenannten Helvuresen (noch halb wilder Menschen), da sie mit ihren scharfen Parangs nicht allein Kopf, Arme oder Beine auf einen einzigen Sprungschlag vom Rumpf des gegenüberstehenden Feindes zu trennen verstehen, sondern sogar auf der Jagd vermöge ihrer außerordentlichen Schnelligkeit den wilden Schweinen im Lauf Kopf und Füße abhauen. Uebrigens sind die meisten Amboinesen und Sapperonesen außer ihren Parangs, Klewangs und Spießen mit Schießgewehren versehen, welche sie wegen der Uebung auf der Jagd auch im Krieg auf eine bewundernswürdige Art handhaben. Die Buganesen, Rionesen, Bornesen und Sumatresen sind ebenfalls außer ihren Dolchen, Lanzen und Wurfspießen häufig mit Schießgewehren (worunter gezogene Büchsen) bewaffnet, welche sie, wie auch das Pulver, selbst verfertigen und im Kriege ungemein gut zu gebrauchen wissen. Man behauptet, daß in den Kriegen mit den genannten Völkerschaften bisweilen Kanonen zum Vorschein kommen, die von starkem Bambusrohr gemacht und fest

mit Tauen umwickelt seien. Es ist aber nicht abzusehen, wie sich ein solches Geschoß öfter als zu einem einzigen Schuß gebrauchen läßt. Vielleicht werden sie mit Kokosnüssen geladen.

Man kann nicht leugnen, daß die meisten der genannten Waffen, zumal wenn ihre Wirksamkeit auf die gedachte Art durch das heilige Wasser verstärkt werden, in der kräftigen Faust eines wildlinken und grausamen Feindes, der weder Kriegsgefangene noch Parden kennt und der nur angreift, wenn er seiner Sache gewiß zu sein glaubt, dagegen in seinen Wildnissen schwer angegriffen werden kann, dem europäischen Soldaten eine unheimliche Gelegenheit zur Auszeichnung geben. Die Kampfweise der Wilden hat stets etwas Jägermäßiges oder Metzgerhaftes an sich und es liegt nicht so viel Schreckenerregendes in dem Gedanken, daß man im Krieg mit kultivirten Nationen auf eine kultivirte Art aus der Welt geschafft wird als in der Vorstellung, daß man einem Wilden als Wild oder Schlachtvieh dient, zumal wenn man dabei zu erwarten hat, daß Einem auf helvetische Art stehendes Fußes unversehens der Kopf vor die Füße gelegt wird, als ob er vom Himmel gefallen wäre. Wer sich indeß dadurch nicht abschrecken läßt und es mit seinem Bajonet gegen die vergifteten zwölffüßigen Lanzen, mit seiner Patrone gegen die ebenfalls

vergifteten, aus dichtem Gehölz unversehens hervorgeschnellten Pfeile, mit seinem stumpfen „Käsemesser" gegen die zum Rasiren scharfen Holoks und Parangs aufzunehmen gedenkt, der höre zuvor weiter, um seinen Feind noch etwas näher kennen zu lernen.

Sind die versammelten Krieger durch die oben beschriebenen Zeremonien zum Kriege vorbereitet, so stellen sich die Häupter oder Regenten nebst den Priestern und Vorfechtern an ihre Spitze. Doch bevor sie etwas gegen den Feind unternehmen, warten sie, wie die Römer, erst einige Auspizien ab (z. B. die Beschaffenheit und Farbe der Luft beim Auf- und Niedergang der Sonne und des Mondes), wonach sie sich beim Abmarsch und Angriff richten. Auch wird ihnen vorab ein allgemeiner Sicherheitsort für ihre Frauen und Kinder angewiesen, mit dem Versprechen, für deren Unterhalt zu sorgen. Diese Maßregel dient hauptsächlich dazu, die Krieger länger beisammenzuhalten, da ohne jenes Mittel Viele derselben, durch das Umherschwärmen ermüdet und durch Furcht gejagt, zu ihren Weibern desertiren würden, während aus den Sicherheitsorten, die durch zuverlässige Inspektoren bewacht sind, die Deserteurs, welche man bei ihren Weibern entdeckt, sogleich zum Heer zurückgesandt werden.

Sind nun die günstigen Vorzeichen zum Beginn des Krieges erschienen, so brechen die Krieger auf un-

ter fürchterlichem Geschrei, in verschiedene unregelmäßige Haufen vertheilt, die von einem Oberbefehlshaber nebst einigen Priestern und Vorfechtern geführt werden. Die Mittheilung des Planes, den der Hauptanführer entwerfen, so wie der Befehle, welche die Unterbefehlshaber auszuführen haben, geschieht in der Regel öffentlich in Gegenwart des versammelten Volkes — bei Benutzung von [illegible]enen ein großer Vortheil für den Feind. Die Feindseligkeiten, womit sie beginnen, bestehen meistens darin, daß sie diejenigen Landstriche, wo Vorposten mit kleinen Detachements und Civilbeamte stehen, ganz unerwartet überfallen, die Gebäude in Brand stecken, alle Europäer, deren sie habhaft werden, ermorden und deren Habseligkeiten rauben oder zerstören. Aber sobald sie bemerken, daß solche Vorposten oder Beamten auf ihrer Hut und im Stand der Gegenwehr sind, so daß sie hiernach ihre schleichenden Anfalle entdeckt glauben, ergreifen sie sogleich die Flucht. Selten werden sie an dem Tag, wo ihnen ein solcher Plan gescheitert ist, noch etwas Weiteres unternehmen. Auf ihren Rückzügen suchen sie, um die Verfolgung zu erschweren, alle Brücken über die Flüsse so wie alle Postations- und andere Gebäude, die sie erreichen können, zu zerstören und abzubrennen. Alsdann ziehen sie einige Zeit im Lande umher, um ihre Raub- und Rachsucht an Allen, die sie für Feinde halten zu müssen

glauben, auszulassen, oder die friedlichen Landbewohner durch Ueberredung und Zwang zur Mitvereinigung gegen den Feind zu bewegen. Bemerken sie die Annäherung desselben, so sind sie alsbald darauf bedacht, Sicherheitsplätze in den wüsten Gegenden zu suchen, woselbst sie sich namentlich bei Nacht aufhalten. Wegen Mangels an Lebensmitteln können sie selten mehr als drei oder vier Tage in einem solchen Bezirk verweilen. Deshalb schwärmen sie von Neuem umher, ohne daß sie ihren Feind angreifen, bloß darauf bedacht, ihn durch allerlei listige Mittel zu benachtheiligen, abzumatten und aufzureiben. Daher kommt es, daß die holländischen Truppen gemeinlich mehr Menschen beim Verfolgen als beim Angriff verlieren. Die Listen, deren sich die Verfolgten bedienen, sind eben so mannigfaltig als ihre Waffen. Bisweilen setzen sie sich, wo sie den Feind erwarten, in die Bäume und umhüllen sich mit Baummoos oder Blättern; ihr Gewehr binden sie, um sich beim Zielen nicht durch Leibesbewegungen zu verrathen, der Art fest, daß sie es nach allen Seiten drehen und unvermuthet auf den Feind abschießen können. Nach dem Schuß lassen sie sich, bei dringender Gefahr mit Hinterlassung des Gewehrs, aus dem Baum herabfallen und verschwinden im Dickicht. Es soll nicht selten vorkommen, daß Affen in den Bäumen für Malaien angesehen und in der Bestürzung durch ein ganzes

Peletonfeuer heruntergeschossen werden. Sehr sinnreich sind die Wachen und Verpesten ausgedacht, die sie, um selbst keiner Gefahr ausgesetzt zu sein, bei Nacht um ihre Aufenthaltsorte herumstellen. Sie spalten nämlich einen etliche Fuß langen Bambus und zwängen zwischen die Enden der gespaltenen Hälften ein Querholz, woran eine Leine befestigt ist. Diese Leine wird über die Wege hingespannt, so daß, wenn ein Fuß daran stößt, der Bambus mit einem flintenschußähnlichen Knall zusammenschlagt und die Annaherung des Feindes verrath. Es ereignet sich nicht selten, daß bei solcher Verrichtung ein wildes Schwein für einen Hollander gehalten wird und ein ganzes Lager voll Indianer in Bewegung setzt. Wollen sie bei Nacht dem Feind auflauern, so spannen sie über die Wege, wo sie ihn erwarten, Querleinen von 100 bis 150 Fuß Länge. Bei dem einen Ende der Leine verstecken sich im Gebüsch einige mit Gewehren Bewaffnete. Sobald sie nun fühlen, daß etwas an die Leine stößt, schießen sie nach der Richtung derselben ihre Gewehre los und sind fast immer versichert, zu treffen, wenn sie auch ihren Feind eben so wenig sehen, als sie von ihm gesehen werden. In solchen Fallen biegen sie auch wohl starke Bambusholzer krumm und bringen dieselben mittelst einer Spannleine so auf den Wegen an, daß das Bein, welches an die Leine stößt, von dem zurück

schnellenden Bambus unfehlbar zerschlagen wird. Auf verschiedene Art bedienen sie sich des Giftes gegen den Feind. So z. B. graben sie in die Wege Löcher, die sie mit zugespitzten und vergifteten Bambusstücken austapezieren und mit dünnem Reiserwerk und Erde überdecken. Wer in ein solches Loch fällt, ist selten zu retten. Auch gebrauchen sie vergiftete Fußangeln, die sie auf der Flucht hinter sich werfen, um den Feind aufzuhalten. Ferner verfertigen sie trügerische Brücken, unter welchen im Wasser spitzige Bambusse eingepfählt sind. Sie vergiften die Nahrungsmittel auf der Marschroute des Feindes und binden oberhalb desselben in die Flüsse todte mit Gift gefüllte Büffel fest. Außer allen diesen graden, krummen, spitzigen und giftigen Mitteln bedienen sie sich auch der Frauenzimmer zum Kriegführen. Sie schicken nämlich Tänzerinnen in das feindliche Lager, die daselbst einschläfernde Mittel in den Trank zu mischen wissen, so daß die Schlafenden leicht überfallen und überwältigt werden können. Wer sich nicht retten kann, wird in Stücke gehauen, oder auf andere Art zu Tode gemartert.

Die feige Niederträchtigkeit und die tückische Grausamkeit, die sich in der hier beschriebenen Kriegsweise der von den Holländern bekriegten Völkerschaften auf den ostindischen Inseln ausspricht, sind sicherlich keine ursprüngliche Charakterzüge derselben. Die Malaien

sind, was sich unter günstigen Verhältnissen noch immer verräth, durchgängig gutmüthiger Art und keine solche menschenfresserische Unholde, wie z. B. die Neuseelander. Ohne Zweifel hat die willkürliche, treulose und unmenschliche Behandlung, welche jene Völker neben dem Verlust ihrer Freiheit in frühern Zeiten von den Portugiesen und spater von den Holländern zu erdulden hatten, ja zum Theil noch zu erdulden haben, jene Bosheit in ihre Seele gepflanzt, denn Unterdrückung und Sklaverei muß, auch bei dem sanftesten Gemüth, wenn es nicht thierisch indolent ist und die mindeste Reaktionskraft besitzt, Tücke und Rachsucht an die Stelle der betrogenen Offenheit und der geraubten Freiheit setzen. Was die Hollander hiervon ernten, sind meistens selbst gesa'te Früchte. Man darf ihnen übrigens zumuthen, daß sie auch diese Ernte für sich allein behalten und sich hier nicht durch zu große Generosität gegen die Ausländer inkonsequent werden.

8.

Batavische Erbschaften und teutsche Erben.

Es ist bekannt und auch in dem Vorhergehenden genug berührt worden, daß seit Jahrhunderten das Militair- und häufig auch das Civilbeamten-Personal in den holländischen Kolonieen sowohl Ost- als Westindiens sich meistens aus Teutschland rekrutirt hat. Entweder lieferte Holland nicht genug Menschen auf, um den ungeheuren Abgang der durch Kriege und Krankheiten Hingerafften zu ersetzen, oder die mit den überseeischen Verhältnissen besser bekannten Holländer gaben sich nicht zu jenem Ersatz her, oder der abenteuerlichere Geist und die größere Noth der Teutschen machte ihnen den Ersatz aus dem Nachbarlande zu leicht um ihn im eignen suchen zu müssen. Wo die freiwilligen Auswanderer nicht hinreichten, brachte man die Fehlenden durch

List und Gewalt auf. Es braucht in dieser Beziehung nur an die sogenannten Seelenverkaufereien und die damit zusammenhangenden Schandlichkeiten erinnert zu werden. Von jenen Tausenden nun, die aus Teutschland namentlich nach Batavia ausgewandert oder geliefert worden, haben Viele, wie sich schon a priori annehmen lasst, oft ansehnliche, bisweilen enorme Reichthumer erworben, mit denen sie indess selten in das, Manchen für immer unzuganglich gewordene Vaterland zurückgekehrt sind, die sie vielmehr meistens nach ihrem Tode in Ostindien hinterlassen haben. Mit ihren Reichthumern hinterliessen sie dort selten zugleich gesetzmassige Erben zumal da stets eine Menge Malaiinnen bereit sind, ohne den Ring am Finger die Ehefrau und Familienmutter zu ersetzen. Unterdess lebten die Intestat oder Testat Erben in Teutschland vielleicht im Elend und die Verhaltnisse ihrer Erblasser nicht ahnend, oder dieselben langst als verschollen betrachtend. Was etwa geschah, um sie mit dem ihnen widerfahrenen Glück bekannt zu machen, geschah entweder durch unbestimmte Gerüchte oder durch kurze Mittheilungen in hollandischen Blättern, welche in Teutschland nicht gelesen wurden und den Interessenten vielleicht nie zu Gesicht kamen, vielleicht sogar in dieser Voraussicht von den Publikanten als Verechtigungsmittel benutzt wurden, um spater die Stelle der Erben einzunehmen. Unter

diesen Umständen erfüllte die dem Prinzip nach vortreffliche Einrichtung der sogenannten Weeskamer in Batavia und Amsterdam sehr häufig nicht den Zweck, dessen Erreichung bei Publikationen in teutschen Blättern oder bei gewissenhafter Nachforschung nach dem Wohnort der Erben nicht leicht zweifelhaft sein konnte; vielmehr bildete die Weeskamer ein Depot von stets wachsenden Fonds, die in einem Handelsstaat wie Holland schwerlich unbenutzt blieben, die wohl gar auf eine freilich schwer nachzuweisende Art mit den Fonds des Staats oder der ostindischen Kompagnie zusammengeflossen sein mögen. Namentlich ist dies wohl von der Zeit der französischen Usurpation anzunehmen, welche bis in das innerste Getriebe der holländischen Staatsmaschine eingewirkt und Gelder liquide gemacht haben wird, die nur mit einem Testament in der Hand hätten in Empfang genommen werden dürfen. Der Betrag dieser Fonds muß in's Ungeheure gehen. Eine Aeußerung, die ein Beamter aus dem holländischen Finanzministerium gegen einen mir bekannten glaubwürdigen Mann hat fallen lassen, berechtigt zu dem Glauben, daß zur Erstattung der Summen, welche aus nicht reclamirten oder nicht ausgelieferten, für teutsche Erben bestimmten Erbschaften in die Kasse der Weeskamer ꝛc. geflossen, „die Finanzen des Königreichs der Niederlande nicht ausreichen würden."

Holland hat bekanntlich seinen Hauptreichthum aus teutschen Beuteln gezogen; Teutschland hat ihm die Mannschaft geliefert, um die überseeischen Quellen seiner Reichthümer zu bewachen; nun behält es auch noch den Preis der Mühen und Gefahren zurück, denen Teutsche sich zu seinem Besten unterzogen. Es gibt für Freund und Feind keine willigere Milchkuh in der Welt, als die teutsche Bonhommie, welche die ganze Welt ernährt und die eignen Kälber verhungern läßt.

Vielleicht noch mehr Erbschaften, als den teutschen Erben wegen Unbekanntschaft mit ihrem Glück nicht zu Theil geworden, sind denselben unerreichbar geblieben durch die Schwierigkeiten, welche sich ihnen auf dem Weg zur Kasse der Weeskamer entgegenstellten. Es läßt sich denken, daß die Meisten von Denen, welche in Batavia ihr Glück gesucht, in Teutschland nicht nur keine glänzende Lage, sondern auch keine begüterte Verwandten hinterlassen haben. Letztere waren also schon in diesem Betracht selten mit den Mitteln ausgerüstet, welche zur Verfolgung ihrer Interessen nöthig waren. Zu dem Mangel der finanziellen Mittel wird sich in der Regel auch der Mangel an geistigen Mitteln gesellt haben, mithin eine doppelte Hülflosigkeit eingetreten sein, welche sicher Manchen ganz vom Versuch abgeschreckt hat. Wurde indeß der Versuch gemacht, so hintertrieben häufig noch größere Schwierigkeiten das

Gelingen. Es ist unglaublich, welche Barrikaden von Hindernissen dabei zu durchbrechen sind und welch ein schwarzer Schleier von Intriguen, welche dichte Hülle von Schlechtigkeiten bisweilen die ostindischen Schätze bedeckt, zu deren Hebung mehr nöthig ist, als Wünschelrutbe und Zauberformel. Es lassen sich Romane von schauerlichstem Interesse schreiben, deren unglückliche Helden teutsche Erben in holländischen Straßen und Gewölben, oder wohl gar auf javanischen Siechbetten sind.

Kommt ein teutscher Erbberechtigter nach Amsterdam, um seine Erbschaft in Empfang zu nehmen, so ist das Erste wonach man fragt, der Nachweis über das Schiff, womit der Erblasser nach Batavia abgesegelt ist, mag derselbe nun noch so bekannt und noch so lang in den Kolonien angestellt gewesen sein. Nun denke man sich für einen Fremden, für einen der Landessprache Unkundigen die Schwierigkeit, aus tausend aufgeschichteten Schiffsbüchern, wenn deren Einsicht ihm gestattet wird, einen einzelnen Namen herauszufinden. Man denke sich die Zeit, die schon während der Beibringung dieses einzigen Requisits verloren geht, das Geld, das aufgewendet werden muß, die Unannehmlichkeiten, die durch allerlei niedrige Mittelspersonen in den Weg gelegt werden ꝛc. ꝛc. Warum macht man, wenn man ehrlich zu Werke gehen will, nicht Auszüge aus jenen tausend Büchern und legt sie den

Intereſſenten zur Einſicht vor? Iſt es endlich gelungen, auch ohne dieſes Hülfsmittel den geſuchten Namen herauszufinden, dann folgt das Hin- und Her-Schreiben, das Petitioniren an Dieſen und Jenen, das Einſenden von Dokumenten, die vielleicht nach der Einſendung verloren gehen und auf die doch ſpäter Alles ankommt, das Ergreifen verkehrter Maßregeln bei der Unbekanntſchaft mit dem holländiſchen Geſchäftsgang, die Abhängigkeit oder Verrätherei der Mandatarien, das Intriguiren, das Verfolgen, das Zuſammentreffen mit auftauchenden Prätendenten ꝛc. ꝛc. War der Erbe nicht arm, ſo iſt er es unterdeß geworden, hatte er guten Muth, ſo iſt er unterdeß abgeſchreckt und er kehrt, wenn er dazu noch im Stande iſt, troſtlos in die Heimath zurück mit einem Vorrath trauriger Erfahrungen, aber ohne Erbſchaft. Beſſer das ausgedehnteſte droit d'Aubaine, als ſo vortreffliche, aber in der Praxis ſo unſelige Einrichtungen. Wer für meine Behauptungen Beiſpiele und Beweiſe fodert, dem ſtehen ſie zu Gebot. Aus früheren Zeiten iſt namentlich des Paul Wirz, eines Bauernſohns aus der Gegend von Köln, Erwähnung zu thun, welcher 1676 als holländiſcher General-feldmarſchall ſtarb. Das bedeutende Vermögen dieſes Land- und Seehelden wurde von den Holländern unter dem Vorwande der Nichtidentität der Erben zurückgehalten, weil der Admiral ſich nach der Mode der Zeit

des lateinischen us am Namensende bedient und sich zu Zeiten Wirzius (Wirtius) genannt hatte. So schleppte sich denn der Erbschaftsprozeß bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein, wo die Verwandten endlich zur Einsicht kamen, daß ihre Bemühungen fruchtlos waren. Auf ähnliche Weise wird man die Erbschaften Derer unterschlagen, welchen man vor der Abreise falsche Namen gegeben, und so wird denn das Taufen zu Amsterdam einen doppelten Zweck haben.

Die Frage ist nun die, ob bei der Aufdeckung des Uebels nicht auch ein Mittel zur Heilung angegeben werden kann. Dem Anschein nach wäre das natürlichste und einfachste Mittel, sich an die holländische Regierung zu wenden. Allein dieser Weg, der, wenn er sicher zum Ziel führte, so manchen Klagen vorgebeugt haben würde, wird höchstens bei klarer, ausgemachter Sache und bei einer vielleicht schwer zu erlangenden Audienz mit Erfolg betreten werden können. Es dürften auch auf diesem Wege manche Hindernisse nicht bloß den Petenten, sondern selbst einem wirklichen Gerechtigkeitswillen der Regierung entgegentreten und wer kennt alle die wunden Stellen, welche, wenn jene Gerechtigkeit kein Hinderniß achtete, nur unter Schmerzzuckungen des holländisch-ostindischen Finanzkörpers würden berührt werden können! Eine solche Operation kann einem holländischen Regenten, zumal wenn er

ſelbſt Kaufmann iſt, auf die Reklamation einer fremden Privatperſon bin nicht wohl zugemuthet werden. Das wirkſamſte Mittel würde von der Annahme eines Vorſchlags zu hoffen ſein, welchen ein rheiniſcher Juriſt, der mir über obige Angelegenheit aktenmäßige Mittheilungen gemacht, an die Bundesverſammlung hat gelangen laſſen wollen. Sein Vorſchlag geht dahin, die teutſchen Regierungen mögten eine für Teutſchland ſo wichtige Angelegenheit zur Staatsſache erheben und auf diplomatiſchem Wege zu bewirken ſuchen, daß die holländiſche Regierung ihren Konſens zur Bildung einer in Amſterdam eigens niederzuſetzenden Kommiſſion von teutſchen Männern ertheilte, welcher die Einſicht und Benutzung der bezüglichen Notizen, der Schiffsbücher, Regiſter und Journale der Wechſelkammer und des oſtindiſchen Hauſes von Amtswegen wenigſtens in Bezug auf die zukünftigen und die in der Unterhandlung ſchwebenden Erbſchaftsfälle der beſprochenen Art geſtattet würde. Die Funktionen jener Kommiſſion, zu deren Erhaltung die Koſten etwa durch Prozente von den flüſſig gewordenen Erbſchaften beigebracht werden könnten, müßten darin beſtehen, die extrahirten Notizen periodiſch zur Kunde des teutſchen Publikums zu bringen, die Betheiligten wo möglich beſonders in Kenntniß zu ſetzen, alle nöthigen Mittheilungen zu geben, zu empfangen und nöthigen Falls die Sache mandatariſch

zu betreiben. Auf diese Art würden die niederländische Regierung und deren Behörden der vielfachen Recherchen enthoben und von all den lästigen und verdrießlichen Reklamationen befreit, womit sie bestürmt werden. Zugleich würde Holland, wenn in einem von gedachter Kommission zu dekretirenden Präklusivtermin sich keine Prätendenten meldeten, die Beruhigung erhalten, daß es die nicht reklamirten Erbschaften als Staatseigenthum in Besitz nehmen könnte, ohne sich dem Verdacht der mindesten Rechtsverletzung auszusetzen und den Ruhm seiner „braven Vorfahren" irgend zu beflecken.

Ist von dem erwähnten Vorschlag etwas zu hoffen? Wären wir Engländer, es würde gar nicht mehr nöthig sein, ihn zu machen. Die Vertreter des Volks würden längst dafür gesorgt haben, sowohl daß man ihre Vertretenen nicht bethörte, als daß man die Bethörten nicht plünderte. Bei uns ist das anders. Wir sind kein Volk und verstehen unsre Landsleute eben so wenig zu schützen, als zu fesseln. Wie sollte ein Volk, das selbst keine Rechte hat, die Rechte seiner Angehörigen zu vertreten wissen? Es wäre seltsam, wenn wir die pekuniären Erbschaften unserer Auswanderer zu erlangen verständen, während wir unsre eignen Rechtserbschaften in feiger Schlaffheit fahren lassen.

9.

Die Farbe der Augen als Kennzeichen, daß das Menschengeschlecht von wenigstens zwei Paaren abstammen müsse.

An den Augen sollt ihr sie erkennen.

Die Frage, ob das Menschengeschlecht von einem oder von mehreren Stammpaaren seinen Ursprung herzuleiten habe, ist vielfach angeregt worden und die Meisten haben sich bei Beantwortung derselben dahin vereinigt, die Ehre Adams zu retten. Die religiöse Gewissenhaftigkeit hat sich für ihn entschieden, weil ihm die Bibel die alleinige Stammvaterschaft zuschreibt und die historische Kombination ist ihm nicht zu nahe getreten, weil sie sich nicht entschließen konnte, auf den Grund unsicherer und, wie man annahm, stets veränderlicher Merkmale die für die Würde der Menschheit angemessenere Idee einer Abstammung von einem

einzigen allgemeinen Stammvater fahren zu lassen. Wenn man sich den Menschen als ein Ebenbild und als einen Ausfluß Gottes denkt, so scheint er dadurch an Würde zu verlieren, daß man annimmt, Gott sei im Stande gewesen, oder habe sich entschließen können, ein so kostbares Stück Arbeit gleich in duplo oder triplo erscheinen zu lassen. Man meint, Gott habe sparsamer mit seiner Göttlichkeit wie mit den Ausflüssen derselben sein müssen und das große Nest der Erde sei zu klein gewesen, um mehr als einen einzigen solchen göttlichen Kuckuk, wie der Mensch ist, aufnehmen zu können, ihn, dem selbst eine generatio aequivoca keinen Nebenbuhler zu schaffen vermegte. Auch scheint in der Annahme, daß es mehrerlei Menschen, wie z. B. mehrerlei Affen, mehrerlei Bären ꝛc. geben könne, eine beleidigende Gleichstellung mit den Thieren zu liegen. Es bleibt hier dahin gestellt, worin die Würde des Menschen besteht und ob sie durch den Beweis einer mehrfältigen Abstammung beeinträchtigt wird; der Zweck ist hier nur, mit der Freiheit, die jede wissenschaftliche Forschung ansprechen darf, auf ein neues Mittel zur Führung jenes Beweises mit Wenigem aufmerksam zu machen, obgleich Büffon, Kant, Haller, Blumenbach ꝛc. ihre gewichtige Stimme mit der der mosaischen Ueberlieferung vereinigt haben. Sorgfältige und anhaltende Beobachtung der Natur hat das Recht, auch der tiefsten

philosophischen Deduktion entgegen zu treten, wenn die selbe nicht durch die Erscheinungen der Wirklichkeit unterstützt und bestätigt wird.

Bei den Forschungen über die Abstammung des Menschen hat man ihn gemustert von oben bis unten, man hat den Körperbau, die Form des Schädels, die Farbe der Haut, die Art des Haars ꝛc. der Untersuchung unterworfen, bloß Das, womit man alle diese Wahrnehmungen machte, nämlich die Augen selbst, hat man meines Wissens außer Acht gelassen, wenigstens darauf keine Herleitungen bezüglich der Urabstammung gegründet. Und doch sind sie es, die meines Erachtens als die Haltpunkte für alle Merkmale zu betrachten sind, auf welche sich jene Herleitungen bauen lassen. Von früher Jugend auf zu beständiger Beobachtung der Augen unwillkürlich hingezogen, habe ich denselben stets solche Aufmerksamkeit geschenkt, daß ich mich der Augenfarbe aller Menschen erinnere, die ich kennen zu lernen oder zu beobachten Gelegenheit hatte. Man wird zugeben, daß, wenn aus den Augen etwas gefolgert werden kann, zu solchen Folgerungen eine so genaue Beobachtung von Tausenden von Exemplaren berechtigt ist. Mit der Beobachtung von so viel tausend Augen und ihrer vielfachen Nüancen habe ich stets die Beobachtung der mit der Augenfarbe zusammenhangenden Merkmale, z. B. der Haare, der Haut,

der Gesichtsfarbe, der Zähne ꝛc. verbunden. Bei meiner Reise nach Batavia habe ich die vielfache Gelegenheit zur Fortsetzung derartiger Beobachtungen aufs Sorgfältigste benutzt und glaube die gewonnene Ueberzeugung kühn öffentlich aussprechen zu dürfen, von etwaiger Kontroverse gleich sorgfältige Beobachtungen erwartend.

1) Es gibt bei den Menschen ursprünglich zweierlei und nur zweierlei Augen: blaue und braune. Diese verschiedene Farbe ist

2) nicht ohne Zusammenhang mit andern Erscheinungen und Eigenschaften des Körpers, sie ist in Bezug auf ihre Ursachen nicht auf das Auge allein beschränkt, ist nicht eine bloß zufällige Eigenschaft, sondern ein nothwendiges Attribut zu einem so oder so beschaffenen Körper. Das Auge ist gleichsam die Blüthe, woran man die Art und Beschaffenheit des menschlichen Stammes erkennt, wie man z. B. roth und weiß blühende Apfelbäume, rothe und weiße Rosen unterscheidet. Blau- und braunäugig ist also der kürzeste Ausdruck zur Unterscheidung von zwei Menschenarten verschiedener Abstammung und Komposition. Zu ächten blauen Augen gehört, was die äußern Kennzeichen betrifft, blondes, (bei den alten Teutschen hellgelbes) Haar, eine feinere Epidermis und darunter

ein helleres, zartroth, beinahe rosenfarbig durchscheinendes Blut, welches demgemäß die Gesichtsfarbe bildet.

Bei achten braunen Augen dagegen findet sich schwarzes oder braunes Haar, ein dunkleres Blut und demselben entsprechend auch ein dunkleres Roth der Hautfarbe, oder in südlichen Ländern eine gelbe, braune, kupferfarbige oder schwarze Haut. Der Zusammenhang dieser Erscheinungen am ganzen Körper ist so durchgängig und deutlich, daß es einem geübten Beobachter nicht schwer wird, die Farbe der Augen, wenigstens der ungemischten, sogar von der Hand oder vom Fuß abzusehen, was natürlich nur von weißer Haut gemeint ist, da sich bei dunkler Haut die Farbe der Augen sogleich ergibt. Was die innere Verschiedenheit der verschiedenäugigen Menschen betrifft, so läßt sich dieselbe von einem physiologischen Kenner vielleicht nicht ohne Gewinn für die Wissenschaft weiter verfolgen und die sorgfältige Beobachtung derselben in Bezug auf Affekte, Leidenschaften, Empfänglichkeit für Krankheiten ꝛc. könnte einem Arzt vielleicht von Wichtigkeit sein. So z. B. ist die Gicht bei blauäugigen Menschen unendlich öfter zu finden, als bei braunäugigen; so habe ich in Batavia, wo die Cholera eine endemische Krankheit ist, bemerkt, daß die davon Befallenen fast immer braunäugige waren. Daß die asiatische Cholera auch nach Europa und sogar in das nördliche Europa gedrungen,

ist vielleicht einzig oder doch hauptsächlich eine Folge des Umstandes, daß die choleraſähigen, d. i. die braunäugigen Menschen sich allmälig auch nach dem Norden verbreitet haben.

3) Die Farbe der Augen ist keine Gabe des Zufalls in Bezug auf Abstammung. Ein Paar mit beiderseitig ächten braunen Augen kann niemals Kinder mit blauen Augen erzeugen und ebenso ein ächt blauäugiges Paar niemals braunäugige Kinder. Für die Richtigkeit dieses Satzes setze ich, und sollte ich mich mit allen galanten Ehefrauen verfeinden, meine Augen, ja meinen Kopf zum Pfande. Um sie aber nicht unschuldig zu verlieren, muß ich darauf aufmerksam machen, daß es bei der vielfachen Vermischung der blau- und braunäugigen Menschen in unserer Zeit nicht schwer ist, scheinbare Beispiele vom Gegentheil aufzuweisen, die Manchen leicht täuschen könnten. Es gibt jetzt unendlich viel Menschen, welche dem Anschein nach Augen von einer ächten Farbe haben, aber mit einer, nicht auf den ersten Blick erkennbaren fremdartigen Beimischung, welche indeß, innerlich vorherrschend, bei der Fortpflanzung den Ausschlag gibt und eine der der Eltern scheinbar entgegengesetzte Augenfarbe hervorbringen kann. In solchen Fällen gehe man auf die Augenfarbe der Großeltern zurück und man wird entweder bei den mütterlichen oder väterlichen Großeltern diese-

nige Augenfarbe finden, welche bei dem fremdäugigen Enkel nicht zu erklären war. Und sollte man, (um einer Möglichkeit, für die ich noch kein Beispiel gefunden, freies Feld zu gönnen), die Farbe bis zu den Urgroßeltern verfolgen müssen, man wird die Quelle der Abweichung nicht vergebens suchen. Die Abweichungen können in folgender Art entstehen. Angenommen, der Mann habe ächte blaue, die Frau aber ächte braune Augen, so können die Kinder entweder a. blaue, oder b. braune, oder c. gemischtblaue z. B. grünblaue, graublaue, dunkelblaue, oder d. gemischtbraune, z. B. fuchsigbraune, grünlichbraune Augen haben. Vermischt sich nun ein blauäugiger Sohn einer solchen Familie mit einer blauäugigen Tochter einer andern Familie von derselben Grundbeschaffenheit, so halte ich es z. B. für möglich, sage möglich, daß aus dieser Vermischung eines blauäugigen Paares Kinder mit theilweise braunen Augen hervorgehen. Durch die seit so viel Jahrhunderten fortgesetzte Vermischung der blauäugigen und braunäugigen Nationen sind vorzüglich in Europa außerordentlich viele Nüancen aller Art entstanden und verhältnißmäßig wenig ächte Racemenschen, namentlich von der blauen Farbe, übrig geblieben, so daß schon eine ziemlich geübte Beobachtung dazu gehört, die ächte von der unächten immer unterscheiden zu können. Auch die übrigen mit den Augen zusam

menhangenden Merkmale, insbesondere die Farbe des Haars, sind durch die vielfache Vermischung durcheinander geworfen worden. So findet man jetzt sogar schwarzhaarige Menschen, mit hellen blauen Augen, (die man indeß leicht von den ächten unterscheidet) und sogar flachshaarige mit dunkelbraunen Augen. Sieht man sich aber in denjenigen Ländern um, deren Bewohner sich erhalten haben ohne Vermischung mit Menschen einer andern Augenfarbe, so gewinnt man das überzeugendste Resultat. Kein ächter Skandinavier hat braune, kein Chinese im ganzen großen himmlischen Reich hat blaue Augen ꝛc.

4) Die Augen ändern sich nicht durch das Klima. Die Kinder eines ächten Afrikaners und einer Afrikanerinn werden in Schweden dieselben braunen Augen mit zur Welt bringen, mit denen sie in Afrika geboren sein würden und sollte auch nach langjähriger Fortpflanzung die Farbe der Haut, welche wenigstens großen Theils eine Wirkung der südlichen Sonne sein mag, im Norden etwas heller werden, die braunen Augen werden nach tausend Jahren doch nicht blau. Ebenso werden die unvermischten Nachkommen eines ächtschwedischen Paars auf dem Aequator nach tausend Jahren zwar vielleicht eine verbrannte Haut, aber niemals braune Augen bekommen. Beispiele der Unveränderlichkeit der Augenfarbe durch das Klima sind zu Tau-

senden, sowohl bei Europaern in südlichen Kolonieen, als bei Asiaten im nördlichen Asien zu finden.

Ein Beispiel, das wir täglich vor uns sehen, liefern auch die Juden, die, weil sie sich nur durch Verheirathung unter sich fortpflanzen, ungeachtet ihres langen Aufenthaltes unter nordischen und blauäugigen Völkern doch ihre braunen Augen bewahrt haben. Einzelne Ausnahmen stoßen das Beispiel nicht um, denn wo sich ein Jude mit blauen Augen findet, hat jedenfalls, sei es nun bei den nächsten, oder bei entfernteren Vorfahren, eine christliche Intervention Statt gehabt. Solche Beispiele mögen zugleich die Juden mahnen, daß es ihre Bestimmung nicht ist, durch eine ewige orientalische Scheidewand von den übrigen Menschen getrennt zu leben. So oft sie sich in die blauen Augen sehen, sehen sie sich wenigstens hervorlich schon bekehrt. (Bei blauäugigen Juden wird man auch immer die meiste Neigung finden, sich in Sitten und Gesellschaft den Trägern der Blauäugigkeit, den Christen anzuschließen). Zugleich mögen durch jene Kennzeichen einer christlichen Betheiligung an jüdischer Fortpflanzung die Christen an ihre Menschengemeinschaft mit den Juden erinnert werden. Ein Christ kann nicht mehr intolerant sein, wenn er einen Juden mit blauen Augen sieht.

5) Eine endliche Aenderung der Augenfarbe im bloßen Gange der Fortpflanzung ohne fremd-

artige Vermischung und ohne Aenderung des Klima, bloß durch ein geheimes Gesetz der Natur, wird man noch weniger anzunehmen geneigt und veranlaßt sein. Gegen eine solche Annahme ließe sich auch vielleicht die Unveränderlichkeit der Augenfarbe bei den verschiedenen Thieren anführen, die den Wohnplatz nicht wechseln und sich nicht mit anderen Gattungen vermischen.

Abnormitäten, wie die rothhängigen Kakerlaken und Kretinen, wird man hier nicht entgegenstellen wollen, da diese Menschen nur krankhafte Erscheinungen sind, welchen die Natur sogar meistens die Fähigkeit der Fortpflanzung und schon dadurch das Recht versagt hat, in dieser Frage, welche die Quellen der Menschenströme hinter den fernsten Jahrhunderten aufsucht, mitzusprechen. Waren indeß die Kakerlaken ꝛc. nicht Abnormitäten, wären sie in jeder Beziehung gesunde, fortpflanzungsfähige Menschen, wie die anderen, so würden sie nur den Beweis für ein drittes, nämlich ein rothhängiges Stammpaar liefern.

6) Man könnte den Einwand machen, Adam habe z. B. braune und Eva blaue Augen gehabt und aus dieser Verschiedenheit der Augen der Stammeltern sei die Verschiedenheit jener der Abkömmlinge entstanden. Gegen diesen Einwand läßt sich aber die Frage aufwerfen, wie sich die ausschließliche Vertheilung der blauen Augen an das nordwestliche oder doch nördliche

Europa und der braunen an den übrigen Theil der Welt erklären lasse? Warum findet man unter den südlichen Asiaten und Afrikanern keine Nationen mit blauen Augen und unter den nordwestlichen Europäern nur da braune Augen, wo sie aus der Vermischung mit südlicheren Menschen hervorgegangen? Zweitens müßten die ad 3 aufgestellten Erfahrungssätze mit der Genealogie der Adam'schen Familie in Widerspruch gerathen, da es unerklärlich wäre, daß je aus einem Stamm mit gemischten, unächten Augen nur Abkömmlinge mit sich gleich bleibenden ächten Augen hätten erwachsen sollen. Drittens wird man in den meisten Fällen, wo Vater und Mutter verschiedene und zwar gleichächte Augen haben, die Beobachtung bestätigt finden, daß bei den Kindern in Betreff der Augen die Mutter den Ausschlag gibt. Da nun aber bei Weitem der größte Theil der Menschen braune Augen hat, wie sollte es sich erklären lassen, daß dennoch im Allgemeinen Adam, welcher als erster Asiate den ersten Anspruch auf die braunen Augen hatte, den Ausschlag gegeben? Stellt man nun aus alttestamentarischer Gewissenhaftigkeit hiergegen auf, Eva könne dennoch die braunäugige gewesen sein, weil es geschrieben stehe, daß nur ein Stammpaar existirt habe, so hat man darauf viertens auch das alttestamentarische Recht, zu antworten, daß Eva, weil Gott nur einen Menschen geschaffen, aus

einer Rippe Adams entstehen mußte und daher nothwendig mit ihm gleiche Augen gehabt hat. Durch diese Antwort würde zugleich der ganze hier besprochene Einwand widerlegt. Will man Das noch nicht gelten lassen, so wird man es vielleicht durch die Hypothese entkräften können, Adam könne ein blaues und ein braunes Auge gehabt haben und dieß sei durch die Rippe auch auf Eva übergegangen. Könnte sich das aber durch die Rippe vererben, so müßte es noch weit eher durch Zeugung geschehen und diese Folgerung widerlegt uns ein Blick in den Spiegel.

Geht nun aus dem bisher Gesagten hervor, daß die Farbe der Augen keine zufallige, für sich unabhängige, sondern eine der Beschaffenheit des ganzen Körpers entsprechende und von der Abstammung abhängige Erscheinung ist; daß ferner die Verschiedenheit derselben weder durch den Wechsel des Klima, noch im bloßen Laufe der Fortpflanzung endlich entstanden; daß zuletzt jene Verschiedenheit auch nicht durch die Annahme erklärt werden kann, von dem Stammvater rühre die eine und von der Stammmutter die andere Farbe her, so bleibt wohl nichts übrig, als anzunehmen, daß das Menschengeschlecht von wenigstens zwei besonderen Paaren, einem blauäugigen und einem braunäugigen abstammen müsse. Vielleicht hat jede Hauptrace des Menschen-

geschlechts (nach der gewöhnlichen Eintheilung) ein eigenes Stammpaar. Allein, wenn man auch von dieser Annahme abstrahirt und die Merkmale jener Racen als schwankend verwirft, so bleibt wenigstens in den Augen das sichere Kennzeichen für zwei verschiedene Stammpaare übrig. Mag es möglich sein, daß aus dem Stamm eines zirkassischen Apoll ein hunnischer Brückenfabl, daß aus einem chinesischen Zopf ein mohrischer Kraushopf, aus den gutmüthigen Zügen eines Malaien ein türkisches Henkergesicht, aus einem grönländischen Zwerg ein patagonischer Riese entstehe und umgekehrt; mag man in Bezug auf das Aeußere, auf Gestalt, Schönheit, zum Theil auch Hautfarbe ꝛc. die Möglichkeit aller nur denkbaren Bildungen und Veränderungen annehmen: in Bezug auf das Innere und die Farbe der Augen, als die Blüthe jenes Innern, ist die Herleitung gefesselt. Man kann einen Baum schlank aufziehen, man kann ihn zum Krüppel machen, aber man kann ihn nicht zwingen, fremdartige Blüthen zu treiben. Soll er fremde Blüthen tragen, so muß man ihm den Stoff dazu einimpfen; soll aus einem achtbraunäugigen Menschen ein achtblauäugiger werden und umgekehrt, so genügt es nicht, daß sein Haar kraus oder glatt, seine Haut weißer oder dunkler, sein Schädel eckig oder rund, seine Gestalt schön oder häßlich werde, nein, der ganze Mensch vom Kopf bis zur Zehe,

äußerlich und innerlich, muß bis in alle Fasern und Säfte eine andere Beschaffenheit erhalten, er muß neu geschaffen werden. Und wäre es möglich, z. B. einem braunäugigen Menschen blaue Augen einzusetzen, so daß sie wie organisch verwüchsen, die Fortpflanzung würde den aufgedrungenen fremden Stoff ausscheiden und die Nachkömmlinge würden doch wieder braunäugig sein.

Sind die aufgestellten Behauptungen richtig, so bleibt, da der Ursprung der braunäugigen Menschen jedenfalls in Asien zu suchen ist, nur noch übrig, zu ermitteln, wo das blauäugige Stammpaar des Menschengeschlechts seinen Sitz gehabt und wer die Nachkommen desselben sind. Diese Ermittelung wäre in historischer Hinsicht nicht unwichtig, da sie über die Abstammung des einen Volks von dem anderen, über die Bevölkerung des einen Welttheils durch den anderen ꝛc. ꝛc. ein nicht zu verachtendes Licht verbreiten würde. Es wäre zu wünschen, daß die Reisebeschreiber, welche sich bei Beschreibung der verschiedenen Nationen in der Regel auf Angabe der Hautfarbe, des Haars ꝛc. ꝛc., beschränken, den Augen mehr Aufmerksamkeit geschenkt hätten und daß ein Gelehrter sich für die desfalls hier gemachten Bemerkungen so weit interessirte, um die Mittheilungen der Schriftsteller über die Augenfarbe der Völker zu sammeln und daraus vielleicht mit mehr

Sicherheit ein genealogisches Gebäude für dieselben zu konstruiren. So viel meiner geringen Belesenheit bekannt ist, sprechen die historischen Zeugnisse von blauen Augen nur in der Geschichte der Germanen, bei welchen sie als eine bis dahin unbekannte Erscheinung hervorgehoben werden. Die γλαυκῶπις Ἀθήνη (die gemischtblauäugige) und der ξανθὸς Μενέλαος, der bei dem blonden Haar vermuthlich auch die entsprechenden blauen Augen hatte, sind isolirte Erscheinungen und, wenn jene Bezeichnungen nicht als durchaus poetische Erfindungen anzunehmen, verwehte Blätter vom germanischen Stammbaum. Das stimmt auch mit der eisigen, nordischen Kälte jener Göttin überein und für die Teutschen wäre es nicht wenig schmeichelhaft, wenn aus ihrem Lande die Griechen die Göttin der Weisheit hätten holen müssen. Sind nun die Germanen ursprünglich die einzigen blauäugigen Völker, so werden ihre Stammeltern wohl im Nordwesten von Europa gewohnt haben. Ihre spätern Nachbarn, die Sarmaten, Wenden und überhaupt die slavischen Völkerschaften sollen braune Augen und dunkles Haar gehabt haben, konnten also nicht germanischen Ursprungs sein. Auch scheint es, wenn man für die Germanen besondere Stammeltern annimmt und annehmen muß, nicht wahrscheinlich, daß sie, wie die Sarmaten ꝛc. ꝛc., aus Asien herübergekommen, da sie in diesem Fall nicht ihre reine,

unvermischte Blauäugigkeit hatten bewahren können und da es ferner schwer zu erklären wäre, warum sie, der Weise der übrigen Wandervölker zuwider, sich ausschließlich nach dem kalten Norden gewandt und nicht wenigstens theilweise schon gleich Anfangs den einladenden Süden sollten bevölkert haben. Sind sie aber wirklich aus Asien gekommen, so müssen sie, da sie nun einmal wegen ihrer Augen nicht gleiche Abstammung mit den übrigen haben können, wenigstens an der Schwelle von Europa gewohnt und sich frühzeitig genug nach Skandinavien, an die Nordsee ꝛc. ꝛc. gezogen haben, um ihre unverfälschte Ursprünglichkeit bis zum Zusammentreffen mit den nachrückenden Braunaugen bewahren zu können. So viel ich habe beobachten können, haben, außer den teutschen und zu Teutschland gerechneten Völkern, die Tyroler, Schweizer, Holländer, Dänen, Schweden, Norweger, die Völker des nordwestlichen Rußlands zum Theil auch die Engländer blaue Augen. Sie müssen also Alle, selbst wenn die geschichtlichen Nachweisen widersprächen, wenigstens größten Theils aus germanischem Element bestehen. Alle übrigen Nationen, also die ganze Urbevölkerung von Amerika, Australien, Asien, Afrika und Südeuropa, mit Ausnahme einzelner, durch die Völkerwanderungen hier und da hinterlassener Reste, z. B. einzelner Vandalenüberreste im nördlichen Afrika, und der sogenannten

Uiun im innern Aſien (am obern Entzina) — zu vereinzelt und abgeſchloſſen, um als Stammvölker der Germanen gelten zu können —, mögen aus der Wiege von Kaſchemir gekrochen ſein, ſie haben alle braune Augen. Die Germanen aber kommen aus einer andern und zwar weniger ſanften Wiege her. Sie allein ſtehen der ganzen übrigen Menſchenmaſſe der Erde gegenüber als eine beſondere Art für ſich. Die Menſchheit zerfällt alſo in Adamiten und Germanen. Was folgt daraus? Wenigſtens ſo viel, daß die Germanen, insbeſondere die Teutſchen, da ſie nicht von Adam abſtammen, auch nicht der Erbſünde theilhaftig ſind und nicht dafür zu büßen haben. Sie können alſo auch in dieſer Beziehung ein beſſeres Loos erwarten. Die übrigen Nationen ſind im Paradies geboren und wurden in der Perſon ihrer Stammeltern daraus verjagt und verurtheilt, für ihr Brod zu ſchwitzen und zu entbehren; die Teutſchen haben, wenn auch nicht geſchwitzt, doch entbehrt in freudeleeren ſkandinaviſchen Wildniſſen und ſind beſtimmt, allmälig in's Paradies und aus Niflheim nach Mirkelheim zu gelangen.

Es laſſen ſich noch einige Fragen und Bemerkungen hier anknüpfen.

1) Die Erfahrung lehrt, daß die Vermiſchung verſchiedenäugiger Menſchen von ſonſt angemeſſener Grundbeſchaffenheit in der Regel die ſchönſten und

talentvollsten Kinder hervorbringt. Ein schöner blauäugiger Mann wird mit einer schönen blauäugigen Frau nicht so vollkommene Kinder zeugen, als mit einer gleichschönen braunäugigen Frau. Dieß beruht auf einem genetischen Mischungsgesetz, ähnlich dem Gesetz, wonach eine Mischung von zwei verschiedenen Metallen ein drittes festeres gibt. Es scheint daraus zu folgen, daß die Verschiedenartigkeit der Menschen dazu vorhanden ist, um allmälig durch Vermischung das menschliche Geschlecht zu veredlen. Der Germanen sind aber im Verhältniß zu den Braunäugigen sehr wenige. Läßt sich daraus nicht vermuthen, daß sie so viel zum Geschäft mitzubringen haben, als die übrigen alle zusammen? In gewisser Beziehung allerdings. Sie sind nicht zum eigentlichen Produziren, aber zum Befruchten bestimmt. Sie werden wie der Blüthenstaub der Pflanzen über den ganzen Baum der Menschheit verwebt. Für sich selbst richten sie nichts aus, sie sind kein Ganzes, so wie auch die Slaven kein Ganzes sind und sein sollen. Die Romanen scheinen das Mittelding darzustellen und sie sind es, die bis jetzt den größten Antheil an der praktischen Geschichte gehabt haben. Vielleicht wird auch das Vereinigungsgeschlecht der Zukunft das romanische sein, in welchem Germanenthum und Slaventhum aufgeht. Wer weiß, ob nicht alle Anforderungen an die Teutschen ungerecht

ſind, ſo lang nicht ihr Blut hinreichend mit romaniſchem verſetzt iſt. Die phyſiſchen Urſachen werden in der Geſchichte gar zu häufig überſehen und die Vermiſchung der Nationen iſt eins ihrer wichtigſten Kapitel.

2) Wird es über etliche tauſend Jahre noch braune oder noch blaue Augen geben? Welche Farbe wird ſiegen?

3) Welches Paar wird die vollkommenſte Nachkommenſchaft haben, ein blauäugiger Mann mit einer braunäugigen Frau, oder ein gleichſchöner braunäugiger Mann mit einer gleichen blauäugigen Frau? Muß der Mann oder die Frau braune Augen haben? Ich glaube die Frau *).

---

*) Mit dieſer Anſicht ſtimmt auch folgende ausführende Bemerkung Feuerbachs überein:

„Der wahre, der mit dem Leben, dem Menſchen identiſche Philoſoph muß gallo-germaniſchen Geblüts ſein. Erſchrecket nicht, ihr keuſchen Teutſchen, über dieſe Vermiſchung! Schon Anno 1716 haben dieſen Gedanken die Acta Philosophorum ausgeſprochen: „„Wenn wir die Teutſchen und Franzoſen gegen einander halten, ſo haben zwar dieſer ihre ingenia mehr Hurtigkeit, jene aber mehr Soliditat, und könnte man füglich ſagen, das temperamentum gallico-germanicum ſchicke ſich am Beſten zur Philoſophie, oder ein Kind, welches einen Franzoſen zum Vater und eine teutſche Mutter hat, müßte (ceteris paribus) ein aut ingenium philosophicum bekommen.““ (Ganz richtig; nur müſſen wir die Mutter zur Franzöſin, den Vater zum Deutſchen machen. Das Herz, — das weibliche Prinzip, der Sinn für das Endliche, der Sitz des

4) Die blauen Augen bringen die Kraft, die braunen das Leben, die blauen den Zunder, die braunen das Feuer. Es ist bemerkenswerth, daß Napoleon, dieser Erzantiteutsche, zum Theil aus teutschem Stoff entstanden, denn er hatte blaue Augen.

5) Darf Christus mit blondem Haar und blauen Augen gemalt werden? Die Maler wie die Romanschreiber könnten bei Vertheilung der Augenfarben sowohl in Bezug auf Nationalität, als auch in Bezug auf Charakter oft viel naturwahrer zu Werke gehen. Welcher Maler wird einen alten Teutschen mit braunen Augen malen? Warum nun einen Orientalen mit blauen? Dieß möchte man vorzugsweise der Düsseldorfer Schule zur Beachtung empfehlen. Und doch kann eine (künstlerische) Wahrheit darin liegen, daß man Christus mit blauen Augen malt, denn das Christenthum ist seinen Hauptelementen nach durchaus germanisch.

6) Menschen mit violettscheinenden braunen Augen sind niemals gesund. Sie scheinen sich den Kakerlaken zu nähern. Findet sich zu dieser abnormen Bildung die Anlage und Fähigkeit auch unter blauäugigen Men-

---

Materialismus — ist französisch gesinnt; der Kopf — das männliche Prinzip, der Sitz des Idealismus — deutsch. Das Herz revolutionirt, der Kopf reformirt; der Kopf bringt die Dinge zu Stande, das Herz in Bewegung u. s. w."

schen? Sind die Kretinen in der Schweiz nicht ursprünglich Braunäugige gewesen?

7) Sollten weiße Kaninchen, weiße Mäuse ꝛc., welche immer rothe Augen haben, eine eigene Ursattung, oder sollten sie nicht vielmehr die Kakerlaken (Albinos, Kretinen) der Thiere sein? Haben die Eisbaren rothe Augen?

8) Welche Augenfarbe ist vorherrschend bei den Fischen, welche bei den Vögeln? Bei den Säugethieren ist es die braune. Ich kenne außer ein Paar Fischarten nur zwei durchweg blauäugige Thiere: Raben und Gänse.

9) Was ist der chemische Grund der Augenfarbe, ihrer Verschiedenheit und der übrigen mit ihr zusammenhangenden Erscheinungen des Körpers? Die Lösung dieser Frage, die ich von vornherein beantwortet haben würde, wenn ich gekennt hätte, wäre vielleicht im Stande, die wissenschaftliche Bedeutung der Augenfrage entscheidend festzustellen.

10.

Phantaſie auf der Rhede von Batavia.

Ich ſaß im Schatten des Fockſegels auf einer Kanone und ließ meinen Blick bald über die ſchimmernden Piſang- und Kokos-Palmen ſchweifen, welche die Stadt verhüllten, bald über die nahe liegenden Inſeln, die wie grüne Sträuße aus dem Waſſer ragten, bald über die offene Sundaſee, welche hier und da der Kanoe eines Malaien durchſchnitt, bald über die Schiffe, die um uns her in majeſtätiſcher Ruhe vor Anker lagen. Von dieſer ſchwarzen Brigg ertönt franzöſiſches Geſchwätz; vom Maſtkorb jenes Dreimaſters ruft ein engliſcher Bootsmann herab; vom Bord jener ferneren Schiffe ſcheint bald die Sprache von Liſſabon, bald von Kopenhagen, bald von Stockholm zu erſchallen. Da drüben links erheben zwei ſichelförmige Jonken ihre ſpitzen

Hörner; gezopfte Matrosen mit deckelförmigen Sonnenhüten arbeiten emsig an dem zerrissenen Mattensegel und stoßen die schnatternden Töne von Kanten aus. Welch ein Gemisch von Erscheinungen, von Sprachen und Nationen! Warum fehlt hier die teutsche Nation? Warum läßt sie sich nur durch ihre Verwandten repräsentiren, wo sie in Person erscheinen sollte? Es erschallt kein teutsches Wort, es webt keine teutsche Klagge zwischen diesen Inseln. Meine Betrachtungen führten mich auf die Geschichte und den Charakter der verschiedenen Nationen. Beim Chinesen blieb ich stehen und bedachte, daß er so lange Zeit vor den Andern schon den Kompaß und das Schießpulver gekannt, bedachte aber zugleich, daß er beide Erfindungen nicht anzuwenden gewußt, daß auf seine frühe, aber unvollkommene Entwickelung ein so langer Stillstand folgte und der unmittelbare Schritt von dem Stillstand nicht zu weiterer Entwickelung, sondern zum Verfall führen werde. Vom Chinesen wandte ich mich zum Franzosen und bedachte, daß er bei seiner Beweglichkeit zwar den Gegensatz gegen den chinesischen Stillstand darstelle, daß er sich aber in zu feurigem Fortschritt selbst aufreibe und auf dem Höhepunkt seiner Entwickelung umschlagen könne, weil er den Gipfel ersteige, bevor er ihn zu einer sicheren Basis ausgebaut. Der Franzose führte mich auf den Teutschen, der in gewisser Beziehung

zwiſchen jenem und dem Chineſen in der Mitte ſteht. Der Chineſe iſt ihm mit dem Kompaß und dem Schießpulver, der Franzoſe mit der Literatur und Politik und alle zuſammen ſind ihm auf der See zuvorgekommen. Und doch hat er Macht, er hat Bauholz, Häfen und Mannſchaft. Bei Erklärung dieſer Erſcheinung ſetzte ich die geſchichtlichen Hemmniſſe, die den Entwickelungsweg der Teutſchen ſo oft geſperrt, an die Seite und faßte den Charakter des Volks, als die Grundurſache von Allem in's Auge. Der Franzoſe iſt mit fünfzehn Jahren bartig, mit zwanzig ein Mann; dem Teutſchen beginnt im zwanzigſten Jahre vielleicht der Bart zu keimen und er wird Mann, wenn die andern Greiſe ſind. Er iſt ähnlich ſeiner Eiche, die in Jahrhunderten nicht auswächſt, aber in Jahrtauſenden nicht abſtirbt. Die Natur verſchwendet weder Kraft noch Zeit umſonſt und was ſie zum Schaffen an Zeit aufwendet, das erſetzt ſie durch die Haltbarkeit und den Werth ihrer Schöpfung. Wie der körperliche, ſo iſt auch der innerliche Charakter des Teutſchen. Er bedarf im Individuum wie in der Nation Zeit zu ſeiner Ausbildung und beim Bau ſeiner Geſchichte mörtelt er vielleicht noch am Erdgeſchoß, wenn die Andern bereits ſpöttelnd, aus dem Dachfenſter auf ihn herabſchauen. Die Teutſchen ſind die Garde des Menſchengeſchlechts, die nicht zum Tirailliren gebraucht wird, aber mit ungeſchwäch-

ter Kraft und den Kampf entſcheidend dann verrückt, wenn die Andern alle geſchlagen ſind. Iſt es ſo? Vielleicht iſt es auch anders. Vielleicht ſind ſie blos beſtimmt, den philoſophiſchen und ſittlichen Stoff zu liefern, den die Andern praktiſch verarbeiten, und in dieſer gemeinnützigen Thatigkeit aufzugeben, ohne ſelbſt Nutzen davon gezogen zu haben. So viel iſt ſicher: aus den Teutſchen muß etwas Tüchtiges werden, oder ein auserſehenes Volk von Lumpen.

Nichts charakteriſirt den wa'ren Teutſchen ſo allgemein, als der einfache Umſtand, daß er Zeit nothig hat. Keine Nation tragt in ihrem angeborenen Charakter ſo wenig und zugleich ſo viel Fehler, als die teutſche. Ihr hat die Natur die Fehler den Tugenden beigemiſcht, zum Theil ſie in einem Uebermaß dieſer Tugenden dargeſtellt. Daher jene geduldige Gutmüthigkeit, die nur im äußerſten Fall aus Nothwehr widerſtrebt, nachdem das Widerſtreben vielleicht vergeblich geworden; daher dieſe unwandelbare Treue und Ehrlichkeit die kein Betrug witzigt; daher dieſe gläubige Offenheit, die dem Feind das Beſte preisgibt, ehe ſie ihn erkennt; daher dieſe übermäßige Gewiſſenhaftigkeit, die ſich beim erſten Schritt ſo lang aufhält, bis ſie beim zweiten zu ſpat kommt; daher dieſe Tiefe eines Gemüths, deſſen Saiten bei der gelindeſten Berührung bis in den innerſten Grund nachklingen und lange,

lange ausklingen müssen, bis andere können angeschlagen werden; daher diese blöde Bescheidenheit, die selbst das Recht nur auf dem Weg der Schenkung und Gnade in Anspruch nimmt; daher diese Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit, die zuvor den Begriff der Sache nach allen Seiten ausbilden muß, bis sie im Stande ist, zur That zu greifen; daher diese Geistestiefe, die jede Erscheinung von der Wurzel auf muß kennen lernen und erst in der Krone anlangt, wenn Andere die Frucht weggenascht haben. Geduld, Gutmüthigkeit, Treue, Ehrlichkeit, Offenheit, Gewissenhaftigkeit, Gemüthstiefe, Bescheidenheit, Gründlichkeit — es sind an sich Alles gute Eigenschaften, sogar Tugenden; die Teutschen aber verstehen es, sie sämmtlich in Fehler und Lächerlichkeiten umzuwandeln. Sie ermüden mit ihren Fehlern die Geduld und mit ihren Tugenden die Anerkennung. Sie wären im Stande, sogar die Verachtung zu ermüden. Es mag für einen Ausländer interessant sein, sich die Teutschen zu erklären, denn sie liefern ihm eine lange Unterhaltung dadurch; aber sie erklären und zu ihnen gehören — das ist, um des Teufels zu werden.

Meine Betrachtungen verloren sich in Phantasien, meine Phantasien in Träume. Unter dem Druck der Mittagshitze sank ich in Schlaf. Der Traum führte mich durch alle Erdtheile, durch alle Länder, durch alle Meere, unter alle Völker. Endlich firirten sich die

Bilder, die meinen Geist umschwebten, er beschäftigte sich wieder mit meinen nächsten Umgebungen und blieb gefesselt durch eine einzige Erscheinung, die als ein majestatisches Schiff mir entgegenbrauste. Das mächtige Segel, welches das Schiff trug, rollte sich vor meinem Blick herab als kolossale Zeitung, mit teutschen Lettern gedruckt, in welcher ich folgenden Artikel las:

Neuteutschland.

Das Unerhörte ist geschehen. Teutschland hat sich aufgerafft und will vom Dulden zum Handeln, vom Träumen zur That übergehen. Es will nicht mehr den bloßen Fabrikhof für Andre abgeben, es will endlich selbst fabriziren. Es will auch seinen Antheil an der übrigen Welt haben und Kolonieen für seine Auswanderer gründen. Das Volk hat auf gemeinschaftliche Kosten einstweilen, um einen der Nation würdigen Anfang zu machen, zweihundert Transportschiffe gestellt, welche am 1. * * * aus den Häfen von * * * die Stammbevölkerung des neuen Vaterlandes an ihre Bestimmung bringen werden. Diese Bestimmung wird S. sein. Die Bevölkerung, einstweilen auf 100,000 Köpfe berechnet, wird sich in drei Abtheilungen sondern: 1. Soldaten, um die Kolonie zu beschützen; 2. Beamten, um sie zu verwalten; 3. Handwerker, Ackersleute, Kaufleute u. s. w., um sie zu benutzen. Ueberdieß

werden Pädagogen, Künstler, Literaten u. s. w. je nach dem Bedürfniß engagirt werden. Auswanderungslustige, die sich für eine dieser Abtheilungen qualifiziren, können sich zur Einschreibung an ihre Orts- oder Kreisbehörde wenden, nachdem von diesen das Nähere über die ganze Angelegenheit publizirt sein wird. Die Einschreibungen werden am * ten geschlossen und alsdann wird die Auswahl der geeignetsten Individuen bis zu der festgestellten Zahl und je nach dem Verhältniß der Bevölkerung jedes Vereinsstaats Statt finden. Nur körperlich und moralisch Gesunde werden angenommen.

Die neue Kolonie wird unter der Leitung eines Präsidenten und unter der Kontrole eines repräsentirenden Volksausschusses einstweilen von drei Oberbeamten, deren Ressort sich nach den genannten Abtheilungen der Bevölkerung bildet, verwaltet werden. Sobald deren Beschluß einen Zuwachs der Kolonie für nöthig erklärt, wird die zweite Ausschreibung und der zweite Transport folgen.

Freut euch, ihr Söhne Teutschlands! Zwar haben schon viele eurer Brüder sich auf fremden Gebieten niedergelassen und der Grund, den sie dort in die Völker gelegt, wird für uns nicht verloren geben, aber sie Alle haben ihre Hoffnungen nur auf den Zufall gebaut und sind einem ungewissen Schicksal entgegengegangen; ihr hingegen habt eine sichere Bestimmung und einen

ſichern Erfolg vor Augen, denn euer Bürge iſt die Theilnahme des Vaterlandes. Euer Drang nach der Weite hat jetzt ein beſtimmtes Ziel und ihr werdet nicht vom Sold oder der Gewalt der Fremden abhangig ſein, nicht von niederer Habgier tyranniſirt und geopfert werden, ſondern unter der fürſorglichen Leitung eures Stammvolks in ſicheren Wohnſitzen euch ansiedeln. Ihr werdet eure Sitten jenſeit des Meeres nicht abzulegen, eure Geſinnungen nicht aufzuopfern haben und eure herrliche Sprache wird durch die Lufte des Südens —

Ein rohes Geſchrei weckte mich aus meinem Schlaf und meinem Traume. „Mollegezigd (hörte ich rufen) gaat uit de weg, of ik slaa je, god verdomm me, met de handspaak op je donder, dat je de harsens oover boord vliegen! (Meffengeſicht, aus dem Weg, oder ich ſchlage dich, Gott verdamm' mich, mit dem Handſpaak auf den Schopf, daß dir das Gehirn über Bord fliegt!) Es war der Steuermann, der mit einem Schiffsjungen ſprach — figürlich der holländiſche Pygmäe, der den gefeſſelten teutſchen Rieſen in hergebrachtem Ton in ſeine Schranken zurückweiſ't.

So löſen ſich die nationalen Träume über teutſche Größe ohne teutſche Freiheit.

11.

Reise von Batavia bis St. Helena.

Montekukuli sagt: zum Kriegführen gehört erstens Geld, zweitens Geld und drittens Geld. Das Nämliche könnte man vom Reisen sagen, namentlich vom Reisen in fremde Welttheile. Wer von der Reiselust getrieben wird, der reise als unabhängiger Mann, wo möglich mit voller Börse; kann er Das nicht, so opfere er seiner Reiselust nicht seine Unabhängigkeit auf, wenigstens nicht unter Umständen, wie ich es gethan. Er suche lieber ein Mensch Ernst zu werden, wenn er kein Fürst Pückler sein kann. Eine Reise in fremde Welttheile oder um die Welt würde ich auch nach meiner Rückkehr von Batavia, wären keine günstigere Bedingungen zu erlangen gewesen, bei Wasser und Brod mitgemacht haben, wenn ich nur über meine Person und die Einrichtung meiner Reise hätte disponiren

kennen; aber unter militärischem Kommando oder unter pauvrer Abhängigkeit von reden, nur durch charakterlose Unterordnung und durch Geld zu kirrenden Menschen, in deren Gesellschaft weder von Belehrung noch von Unterhaltung Rede sein kann, würde ich keine Seereise mehr gemacht haben und hätte ich zur Entschädigung auf Polstern mit Nektar und Ambrosia bekästigt werden sollen. Schon in der Heimath ist es unsere Abhängigkeit, welche Denjenigen, von denen wir abhangen, so oft die Geißel für uns in die Hand gibt; in der rücksicht- und theilnahme-losen Fremde wird leicht jeder Conjon unser Büttel und seine Geißel dringt bis in Blut und Galle. So wie nun aber die Abhängigkeit in der Fremde uns doppelt fühlbar wird als persönliche Qual, so stellt sie sich auch häufig als unübersteigliches Hinderniß der Erreichung des Reisezweckes entgegen. Dieß zeigt sich im Vorhergehenden und wird sich im Folgenden zeigen. Von meiner Rückfahrt, einer Reise von etwa fünf bis sechstausend Stunden, hatte ich doch nicht viel mehr zu erwarten, als die bloße fahle Wiederkunft ins elterliche Haus! Ein Paar tausend Gulden reicher konnte ich, und zwar mit meinem zurückgelassenen Freund, die interessanteste Rückreise durch Asien oder Afrika machen.

Anfangs Juli bestieg ich auf der Rhede von Batavia das Schiff, welches mich nach Europa zurückbringen

sollte. Ich konnte mich bald überzeugen, daß meine Rückreise nicht angenehmer sein würde, als meine Hinreise. Da das Schiff schon besetzt war, als ich mich beim Kapitain meldete, hatte ich es auf Empfehlung meines Obristen nur dahin bringen können, daß mir für meine 600 Gulden ein Verschlag im Vordertheil des Schiffs, wo die Matrosen hauf'ten, zugesagt wurde. Ich verstand mich gern zu Allem, da ich lieber selbst Matrose geworden, als auch nur einen Monat länger in der batavischen Hölle zurückgeblieben wäre. Auf dem Schiffe angekommen, suchte ich meinen Verschlag vergebens, es war nicht einmal ein Platz dazu vorhanden. Man wies mich daher geradezu in's Matrosenlokal. Dieß war ein auf dem Verdeck befindlicher, nach dem Hintertheil des Schiffes zu offener Raum, welcher oben durch ein auf der Verschanzung ruhendes zweites Verdeck geschlossen war. In diesem Raum hing es gedrängt voll Hängematten, die Betten meiner künftigen Gesellschaft. Mir wurde der beste Platz angewiesen, nämlich zwischen der Hängematte des zweiten Bootsmanns und der des Segelmachers.

Die erste Zeit konnte ich mich nicht entschließen, den mir eingeräumten Ehrenplatz einzunehmen. Ich legte mich daher bei Nacht, in einen alten Kapotmantel gehüllt, auf das platte Verdeck und gedachte es so auch in Zukunft zu halten. Allein ich wurde bald inne, daß

ich dieses Nachtlager gegen das angewiesene würde vertauschen müssen. Legte ich mich der Länge nach auf das Schiff, so rollte ich bei dem Schwanken desselben bald nach dieser, bald nach jener Seite hin; legte ich mich quer, so hatte ich den Kopf bald hoch bald niedrig, so daß ich in der einen wie in der andern Situation die Nachte meist schlaflos zubrachte. Hierzu kam noch manche andere Annehmlichkeit und Abwechselung: bald trieb man mich auf einen andern Platz, weil ich den Matrosen bei Ausführung der Commando's im Wege lag, bald warf man mir ein Tau auf den Leib, bald trat man mir auf die Beine, bald fiel man über mich und fluchte, daß man eine Gänsehaut hätte bekommen können. Als ich mich endlich entschloß, das Matrosenlokal zu beziehen, fehlte mir eine Hangematte. Auf Befehl des Kapitains wurde durch meinen Nachbar, den Segelmacher, aus altem Segeltuch eine zusammengenäht. Sie hielt jedoch nur eine Nacht aus, am andern Morgen hing ich mit den Beinen hindurch und stieg, statt zur Seite, von unten aus dem Bette. Nach mancherlei Aushülfeversuchen machte endlich der Schiffsarzt der Noth ein Ende und lieh mir eine schmutzgeblümte Krankenhängematte. Sie war stärker als die vorige, aber es fehlte mir die Unterlage darin, so daß ich genöthigt war, in oder auf meinen Kleidern zu schlafen. Beim ersten schlechten Wetter wurde mir dieser Uebelstand auf nassem Wege

sehr fühlbar. Da ich grade vor dem Eingang hing, strichen alle die durchregneten Jacken, die aus- und einkrochen, unter meiner Hängematte her, so daß ich des Morgens wie im Wasser lag. Ich wußte diesem Uebel, das ich aus Klugheit nicht verrathen durfte, auf keine andere Art unbemerkt abzuhelfen, als dadurch, daß ich die Hängematte auch bei Tage bis in den Bereich der Jacken und Fäuste herabhangen ließ, wodurch sie in kurzer Zeit äußerlich einen so dicken und so dichten Ueberzug von Fett, Theer ꝛc. annahm, daß kein Tropfen Wasser mehr durchdringen konnte. Die Flüche, die während der Zeit wegen Versperrung des Eingangs gegen mich laut wurden, ließ ich, meinen Zweck im Auge haltend, ruhig über mich wegdonnern. Ich hatte in dieser Beziehung am meisten auszuhalten von einem meiner nächsten Nachbarn, dem originellsten und genialsten Bruder Liederlich, der mir je in meinem Leben vorgekommen. Weil er in Surabaya zu stark an einer malaiischen Blume gerochen, hatte sich der eine Flügel seines gewaltigen Riechorgans ganz abgelöst und dieß Manquement, welches zu seinem gekalfaterten Gesicht die letzte noch nöthige Zuthat war, übte auch auf den Ton seiner Stimme einen entsprechenden Einfluß aus, so daß die Flüche, die aus seinem Mund hervorgingen, doppelt so viel Eindruck machten, als die der andern. Man denke sich das Leben in dieser Gesellschaft, die

Tag und Nacht um mich herum arbeitete, kochte, aß, schnarchte, fluchte, Zoten riß, kurz, jedem Sinn und Gefühl so viel Beschäftigung und Nahrung gab, daß man Beides hätte verlieren mögen. Wie oft habe ich des Spaßes wegen einige von unsern zarten fein zubereiteten Glaçeherrchen an meine Stelle gewünscht, wenn meine „Kameraden" Morgens Toilette um mich herum machten, oder wenn mir bei Nacht ein ausgekautes Tabackbruimchen in die Hangematte flog und ich danach schlug in der Meinung, daß es einer von den tausend Kakerlaken sei, die rings in den Schiffswänden haus'ten, oder wenn mein lebhafter Nachbar, von seinen Händeln in der Kalverstraat zu Amsterdam träumend, mir unversehens einen derben Faustschlag aus seiner Hängematte herüberreichte! Eben so wünschte ich jene Herrchen an meine Stelle, wenn ich bei Nacht im Mondschein neben dem Bugspriet saß und unvermerkt meine dunkelfarbige Hose mit einem Stück weißen Segeltuchs hinterging, oder meiner vorwitzigen Zehe die Aussicht durch eine Gardine von Schurzfellsleder schloß, oder wenn ich, zur Bezahlung von Waschlohn außer Stande, meine Wäsche selbst besorgte. Letzteres geschah auf einfache Art, indem ich die schmutzigen Sachen an einem Stricke eine halbe Nacht durch die See schleppen ließ. Die Hemden büßten dabei durch die schnelle Fahrt zwar häufig einen

Aermel oder Schlippen ein, aber rein wurden sie wie unter den Händen der besten Wäscherinn.

Trotz der radikalen Gemeinheit des Unterhauses, dessen nothgedrungenes Mitglied ich war, kam mir dasselbe, als ich mich einiger Maßen gewöhnt hatte, nicht so unerträglich vor, als das hochnasige Oberhaus, welches im entgegengesetzten Theil des Schiffes seinen Sitz hatte. Diese hohe Gesellschaft bestand aus einem halbverschwitzten Residenten von der Insel Sumatra, einem halb vertrockneten Kapitain von der Insel Java und dem stiefelkrachenden Schiffskapitain als Präsidenten. Ein Kranz holder Frauen, nämlich die seekränkelnde Frau Residentinn (mit zwei allerliebsten Sklavinnen, welche, wie die Damen überhaupt, nicht zu den Unausstehlichen gehörten) und zwei liebäugelnde Wittwen, flecht sich zwischen jene drei Lieblinge hinein, denen sich der Schiffsarzt und die Obersteuerleute günstlings- und adjutantenartig anschlossen. Jeder der drei erstgenannten Herren besaß eine Merkwürdigkeit, um die ich ihn beneidete, nämlich der Herr Resident eine 25 Fuß lange Riesenschlange, die leider beim Kap der guten Hoffnung wegen der Kälte starb, der javanische Kapitain die sechs Fuß lange Haut eines javanischen Tigers, den er selbst erlegt haben wollte und der Schiffskapitain einen schönen bengalischen Schiffskoch in Nationaltracht; nun besaßen die Herren aber noch weit

mehr Merkwürdigkeiten, um die ich sie nicht beneidete, insbesondere der Letztere, eins der unausstehlichsten Exemplare, die jemals einen ehrlichen Menschen ennuyirt haben. Wie dieser Windbeutel, der besser hinter die Gardinen als hinter die Segel paßte, zum Schiffskapitain gelangt war, ist mir unbegreiflich. Eben so weichlich und feige als dünkelhaft und arrogant verkroch er sich bei Sturmwetter stets in seine Kajütte und floh sonderbarer Weise sein eigentliches Element, den Wind; bei gutem Wetter zeigte er sich dafür desto mehr und zog sechsmal den Tag andere Kleider an, um den Damen, vor denen er beständig auf dem Verdeck herumpetitmaiterte, seine Liebenswürdigkeit in immer neuer Gestalt zu produziren. Seine Thätigkeit als Seemann beschränkte sich darauf, die Matrosen, bei denen er aufs Aeußerste verhaßt war, zu kujoniren und Mittags um 12 Uhr mit dem Sextanten, in malerischen Attitüden sich übend, nach der Sonne zu sehen. Ich hatte bald das Unglück, mir den Groll dieser hochfahrenden Person zuzuziehen. An stete Komplimente und Devotion seiner Umgebung gewöhnt, glaubte der Mann von mir dieselben Zeichen der Untergebenheit fordern zu dürfen, die er von den übrigen Bewohnern des Matrosenlokals forderte und hatte die Impertinenz, mich zur Rede zu stellen, als ich, und zwar ohne alle Absicht, meine Mütze nicht vor ihm abgenommen. Meine Antwort brachte ihn

dahin, mir zu bedeuten, es sei nicht akkordirt, daß ich, außer zum Essen, hinter den Mittelmast kommen dürfe; komme ich weiter, so werde er als Kapitain auftreten, den ich nicht für einen meiner Korporale ansehen möge. Ich erwiderte ihm kaltblütig, daß der Kapitain in ihm mir ganz gleichgültig sei, ich betrachte sein Schiff als mein Wirthshaus und ihn selbst als meinen Wirth, von dem ich um so mehr Zuvorkommenheit und Artigkeit glaube erwarten zu dürfen, da er durch Logie und Bewirthung meine 600 Gulden wahrlich nicht verdiene. Er möge das Verhältniß zwischen Wirth und Gast nur festhalten, dann werde vom Mittelmast gewiß keine Rede mehr sein. Meine Antworten verfehlten ihre Wirkung nicht und wenn sie mir auch zur Freundschaft des Kapitains den Rückweg für immer verschlossen, so stellten sie mich dafür bei den Matrosen, die mit schadenfrohem Wohlgefallen zugehört hatten, um fünfzig Procent höher und sicherten mir ihre Gefälligkeit für die ganze Reise.

Die Fahrt von Batavia bis in die Nähe der Insel Madagaskar, die wir indeß nicht zu Gesicht bekamen, lieferte wenig Interessantes. Später fuhren wir kurze Zeit in einer Entfernung von etwa einer Stunde längs der afrikanischen Küste hin, auf welcher wir bei Tag eine Menge Eingeborener hin und her laufen sahen und bei Nacht viele Feuer erblickten. Die Phantasie

der Romantik erhielt dadurch reichlichen Stoff und malte sich alle die reizenden Gefahren in den afrikanischen Wäldern und Wüsten auf's Lebendigste aus. Daß doch die meiste Poesie in den Ländern wohnen muß, dachte ich, wo die wenigste Kultur wohnt? Wie wird es einst sein, wenn die ganze Erde hübsch kultivirt ist, wenn wenige Beter flustern, wo jetzt wilde Kriegstänze lärmen, wenn „königliche" Sergeanten kommandiren, wo jetzt königliche Löwen brüllen, wenn geschminkte Damen lustwandeln, w. jetzt gefleckte Riesenschlangen sich winden, wenn affektirte Dandy's kokettiren, wo jetzt lechzende Tiger lauern, wenn die Münze des Krämers klingt, wo jetzt der Pfeil des Buschmanns schwirrt oder die Lanze des Beduinen saust! Bis dahin hat es allerdings noch viel Zeit, aber kommen muß es doch dahin und wie wird es dann erst mit der praktischen Poesie bestellt sein, die jetzt bereits von den unpoetischen Europäern an die Wilden Afrika's und an die Thiere der Wüste verwiesen ist! Man möchte wünschen, so manchen lieben Nachsten, der als Mensch kein Blattchen Poesie trägt, sondern wohl gar in verwirrter Malice beflissen ist, mit seinem Philister-Knittel die poetischen Blüthen und Früchte vom Baum des Lebens herunterzuwerfen, wenigstens in eine afrikanische Bestie verwandeln zu können, damit er die zusammenschmilzende Zahl der

vierfüßigen Träger der Poesie vermehren hälfe, nachdem die zweifüßigen ihn hatten aufgeben müssen. Welche Lust würde es z. B. gewähren, einen früheren Philister als Elephanten zu jagen, auf einem früheren Büreaukraten als Kamel durch die Wüste zu reiten, einen früheren Devoten als Tiger zu erlegen, einen früheren Höfling als Leibaffen im Käfig mit sich zu führen u. s. w.! Es würde noch Manchem ein unerwartetes Licht über seine poetische Qualifikation aufgeben, wenn man die Macht hätte, alles Verdienst angemessen zu placiren.

In der Nähe des Kaps der guten Hoffnung hatten wir mehrere Tage lang mit einem halbkontrairen Wind zu kämpfen, der bei unbewölktem Himmel mit solcher Heftigkeit blies, daß alle Segel mußten eingerefft oder ganz eingezogen werden. Unser Schiff, das unter der Leitung des unkundigen Kapitains ganz fehlerhaft geladen war, ging mit dem Vordertheil weit tiefer im Wasser, als mit dem Hintertheil und stampfte deshalb bei etwas hoher See mit ungeheurer Gewalt. Es hatte sich dadurch, als der heftige Wind einige Tage angehalten, vorn an mehreren Stellen auseinander gearbeitet, so daß das Wasser gußweise eindrang. Außerdem war das Bugspriet halb durchgebrochen und mußte durch ein neues ersetzt werden. Diesen Umständen hatte ich es zu verdanken, daß ich das Kap der guten

Hoffnung zu sehen bekam. Das Schiff steuerte der falschen Bai zu, welche im Herbst und Winter die sichersten Ankerplätze bietet, während in der übrigen Zeit des Jahres die Tafelbai benutzt wird. Die falsche Bai hatten wir gegen Abend vor uns und da wir unsern Ankerplatz, die Simonsbai, erst am andern Tag erreichen konnten, riethen die Steuerleute, für die Nacht noch die offene See zu halten und erst am folgenden Morgen in eine Bai einzulaufen, deren bloßer Name schon alle Vorsicht anrieth. Der Kapitain aber glaubte seiner höheren Einsicht folgen zu müssen, segelte in die falsche Bai hinein, bis es dunkel war, und ließ dann in der Nähe der Klippenküste auf ungeheurer Tiefe den Anker werfen. Am andern Morgen drehte sich der Wind, trieb das Schiff den nahen Klippen zu und brachte es in solche Gefahr, daß es nur durch schleuniges Kappen des Ankertaues freigemacht und vom Scheitern gerettet wurde. Am Nachmittag gingen wir endlich in der Simonsbai, an der die kleine Simonsstadt liegt glücklich vor Anker.

Zur Reparatur des Schiffs hätten vierzehn Tage vollkommen hingereicht, zumal, da der Schiffszimmermeister (der Mann hieß wegen seines Reichthums der König der Simonsstadt) durch kein anderes Schiff in Anspruch genommen wurde. Der Kapitain aber, der die meiste Zeit in der fünf Stunden entfernten Kapstadt

zubrachte und sich dort besonders zu gefallen schien, wußte unsere Abreise so lange hinauszuschieben, daß erst nach sechs Wochen Anstalten dazu gemacht wurden. Außer dem bereits zurückgelassenen und wieder ersetzten Anker büßte er durch seine geschickten Manoeuver in der Simonsbai noch zwei andere ein, an deren Stelle, unter abermaliger Verschiebung der Abreise, ebenfalls neue aus der Kapstadt mußten herbeigeschafft werden. Bei dieser Gelegenheit erzählte mir ein Matrose Folgendes:

„Mein Oheim, ein Schiffskapitain und vermögender Mann, wurde, nachdem er sich bereits zur Ruhe „gesetzt, unerwarteter Weise Vater zum zehnten Kinde. „Mein jüngstes, sagte er, soll hinter den andern nicht „zurückstehen, ich muß ihm rasch noch 10,000 Gulden „holen. Er nahm darauf ein Schiff an nach Batavia „und ich segelte mit ihm. Im Kanal trafen wir schlechtes Wetter, das alle Schiffe in die Häfen trieb. Mein „Oheim aber hielt die See und spannte Segel auf, so „viel das Schiff nur leiden konnte. Den andern Tag „lagen zwei Masten über Bord und mit dem Rest des „dritten liefen wir am Schlepptau eines englischen „Schiffs zu Plymouth ein. Nach zwei Monaten segelten wir nach Batavia mit neuen Masten und mit der „quittirten Rechnung über eine unverschämt hohe Summe, „wovon der vierte Theil in die Tasche meines Oheims „wanderte. Sein Jüngstes war schon beinahe versorgt,

„ehe wir den Kanal hinter uns hatten. Havarei ist „die beste Ressource für einen Schiffskapitain."

Diese Mittheilung verbreitete mir Licht über Manches, das mir bis dahin unerklärlich war und die darin enthaltene Andeutung mag ahnen lassen, welch' eine Menge großartiger Schurkereien im Reich des Merkurius verübt werden, die keine Zeitung berichtet und die kein Gericht vor sein Forum zieht und ziehen kann.

Der lange Aufenthalt am Kap wurde mir natürlich überaus erwünscht gewesen sein, wäre ich nicht durch die Last meines leeren Geldbeutels in der reizlosen falschen Bai zurückgehalten worden. Während die übrigen Passagiere Ausflüge nach der Kapstadt und der Tafelbai machten, mußte ich mich mit der Ansicht des fernen Tafelberges begnügen, der wie ein behauener ungeheurer Steinblock auf den übrigen Bergen zu liegen schien. Für meine Entbehrungen suchte ich mich zu entschädigen durch Zeichnen, Muschelnsuchen, durch Exkursionen längs dem Strand und in den öden kahlen Bergen, welche rings ihn einfaßten. Auf den Exkursionen in diesen Bergen kam mir außer einer gelben Schlange und einem Paar hottentottenartiger Weiber kein lebendiges Wesen zu Gesicht. Das Bemerkenswertheste, das ich sonst fand, war eine blaue glockenartige Blume, die ganz den Geruch unserer Veilchen hatte. Dieser geringe Fund, wertheoll durch den

.eimathlichen Reiz, erhöhte mir das Poetische meiner Umgebungen, die bei ihrer Verlassenheit und Oede etwas Erhabenes an sich hatten. An diesen kahlen, lebenlosen Bergen hatte die Hand des Menschen noch nichts zu rauben und nichts zu verschönen gefunden; nur die Hand der Natur war es, deren erste, jahrtausendalte Spur noch über sie hingebreitet lag und unverwischt sich in die wilde See verlor, welche die trümmerhafte Spitze des Kaps umdonnert.

An der falschen Bai, 1½ Stunde von unserem Schiff, hatte ich das Glück, einen Wallfisch zu sehen, der den Tag zuvor war gefangen worden. Er lag in der Nähe einer Thranschmelzerei an dem stinkenden Strande, welcher rings umher von den kolossalen Gerippen seiner Vorfahren und von einem Schwarm gieriger Aasgraben bedeckt war. Der Fisch galt für nicht sehr groß, seine ausgeschnittene Zunge hatte indeß allein schon beinah die Größe eines Pferdes. Die Wallfischfänger trugen Trauer um einen ihrer Kameraden, der eine Woche zuvor, wo ihnen ein Wallfisch mit dem Schwanz das Boot umgeworfen, ertrunken war. Wie auf Rache sinnend, saßen sie, obgleich sie erst eben einen Feind erlegt, auf dem hohen Strand und spähten, die scharfen Harpunen zur Seite, nach einer neuen Beute in die Bai hinaus. Bis zu unserer Abreise wurde indeß keine mehr erlegt.

Endlich erſchien der erſehnte Tag, wo wir der falſchen Bai den Rücken kehrten. Es fehlte aber wenig, ſo wäre unſer Aufenthalt noch bedeutend verlängert worden. Der Kapitain nämlich, der ſich bei der Abfahrt im Angeſicht einer eben angekommenen engliſchen Fregatte mit imponirender Geberde in voller Funktion zeigen wollte, machte zum Gelächter der Engländer ein unglückliches Manoeuver, ſo daß ihm das Schiff durch den Wind herumging und mit ziemlicher Schnelligkeit der Küſte zuſteuerte, von der es wegſegeln ſollte. Die eilig ausgeworfenen Anker wollten nicht faſſen und wir hatten die Ausſicht, nach wenigen Minuten das Schiff ſtranden zu ſehen. Aus dieſer kritiſchen Lage befreite uns die Großmuth der Engländer. Im Nu waren alle Boote der Fregatte in Thätigkeit, Werfanker wurden in die Bai hinausgeſchafft und in einer halben Stunde war unſer koloſſales Schiff mit einer Leichtigkeit, als wäre es ein Kahn geweſen, durch die kräftige Mannſchaft von der Küſte wegbugſirt und in die Fahrt gebracht. Um ſolcher Rettung willen war es wirklich der Mühe werth, das Schiff in einige Gefahr zu bringen und nicht ohne Freude konnte man ſehen, wie es von den rüſtigen und geſchickten Engländern gehandhabt wurde. Und alles Dieſes ging mit der größten Ruhe vor ſich, ohne überflüſſigen Lärm, ohne Flüche und leere Redensarten, ſo daß man auch ohne die rothe

[illegible]eidung sogleich die Engländer erkannte, die, wo gehandelt werden muß, handeln, aber nicht schwätzen.

Als wir die falsche Bai einige Tagereisen hinter uns hatten, überfiel uns der fürchterlichste Sturm, den ich auf der ganzen Reise erlebt. Er währte mehrere Tage ununterbrochen fort und nöthigte den Obersteuermann, welcher den vom Sturmfieber befallenen Kapitain vertreten mußte, die Masten halb herabnehmen und die Lucken des Schiffs schließen zu lassen. Die Wellen, welche wüthend über uns wegspülten, wurden so hoch, daß man, wenn das Schiff von ihnen herabschoß, den Boden unter den Füßen zu verlieren glaubte. Selbst die ältesten und robesten Matrosen wurden zuletzt bedenklich und ich glaube nicht, daß unser Schiff den Wellen widerstanden, wenn der Sturm noch zwei Tage so fortgewüthet hätte.

Bis nach St. Helena, wo wir Wasser einnehmen sollten und wohin uns der günstigste Passatwind beförderte, ereignete sich Nichts, das der Aufzeichnung werth wäre.

12.

Die Matrosen.

Was ein Soldat ohne Bart, ja, was ein Löwe ohne Mähne und Gebrüll, das würde ein Matrose ohne Flüche sein. Die Sprache der Seeleute muß, wie ihre Kost, derb und voll Salz und Pfeffer sein. Es hängt mit ihrem gefahrvollen Handwerk zusammen, daß sie sich immer so ramassirt vernehmen lassen, und vielleicht sind die Stürme und Wellenschläge, mit denen sie stets zu kämpfen haben, eine Art Flüche der See, welche aus dem Munde ihrer Beschiffer ein angemessenes Echo herauslocken. Die Sterne, der Mond und die Sonne sind für die Matrosen nur Spielbälle und die Herrgötter sind ihre Puppen, die sie Tag und Nacht über Riffen und Hangematten herumschleppen. Am weitesten haben es im Fluchen unstreitig die holländischen

Matrosen so wie die Holländer überhaupt gebracht, weil ihnen außer einer natürlichen Anlage und dem Genever ihre vierschrötige Muttersprache so trefflich zu Statten kommt. Wenn die teutsche Sprache die der Philosophie, die englische die der Beredtsamkeit, die französische die der Unterhaltung, die italienische die der Liebe und des Gesanges ist, dann ist die holländische die der Flüche. Die Holländer haben, wie alle Amphibien, rothes kaltes Blut und athmen durch Lungen. Ersteres zeigt sich in ihrem Pflegma und Letzteres wird man als Gegenextrem namentlich gewahr, wenn man sie fluchen hört. Kriecht ihnen das Geringste über die Leber, so muß gleich die Lunge es entgelten und wo andere Leute ein Ausrufungszeichen machen, da setzen sie gleich einen Donnerkeil hin. In keinem Zustand, im ungereizten so wenig als im gereizten können sie die Flüche entbehren, sie sind ihnen so natürlich, wie dem Vogel das Singen und sie nehmen mit derselben Gemüthsruhe einen Fluch in den Mund wie z. B. eine Prise in die Nase. Der Holländer kann nicht die Stiefel anziehen, nicht frühstücken, nicht seinen Genever darauf trinken, ehe Gott ihn zuvor ein halb Dutzendmal verdammt hat. Gott muß ihn verdammen, wenn er seine Frau küßt, so wie, Gott verdamm' mich, wenn er sie prügelt. Man sollte sagen, es müsse eine total verdammte Nation sein, die den ganzen Tag selbsteigen

auf ihr Verdammungsurtheil beim höchsten Richter dringt. Von Holländern selbst werden diese beständigen Verbalinjurien gegen Sitte und Geschmack bei der Gewohnheit an die barbarischen Laute ihrer Sprache vielleicht gar nicht einmal bemerkt. Auch glaube man nicht, daß diese Fluchseligkeit bloß bei den niedrigsten Klassen zu finden sei, sie erstreckt sich vielmehr ziemlich hoch hinauf und ich bin überzeugt, daß der brave General Chassé sich eben so gut von Gott hat verdammen lassen, ehe er die Citadelle von Antwerpen übergab, als der unsinnige Lieutenant van Speyk, ehe er in übelverstandener Heldenhaftigkeit seine unschuldigen Kameraden in die Luft sprengte.

Die größte Virtuosität im Fluchen haben, wie gesagt, die holländischen Seeleute errungen. Es ist ein monströses Konzert, wenn man zu der tobenden Grundmelodie, welche die stürmende See brüllt, einen holländischen Matrosen die Variationen fluchen hört. Die geringste Veranlassung reicht ihm hin zu den fürchterlichsten Verwünschungen und jeder Gegenstand ist ihm passend, ihn in einen Fluch zu verwandeln. Einst versprach ein holländischer Kapitain beim Austheilen des Branntweins demjenigen seiner Matrosen, der auf der Stelle einen neuen Fluch erfände, dreifache Portion. Dieß hörte Einer, der eben herzukam und über einen eisernen Ring stolperte, welcher mit einem Bolzen in

das Verdeck befestigt war. Sogleich rief er aus: Gott soll mich ewig ringbolzen! und erhielt den Preis. Es ist sonderbar, daß fast bei allen ihren Flüchen Gott in's Spiel kommt.

Auf meiner Rückreise habe ich mir die beliebtesten und originellsten Flüche und stereotypen Kraftausdrücke der holländischen Matrosen, die ich kennen lernte, aufgeschrieben. Sie füllen einen ganzen Bogen und sind vielleicht nicht weniger interessant und charakteristisch, als Lichtenbergs Trunkenheitsterminologie der Teutschen. Zuerst kommen die monologischen Flüche. Unter diesen steht oben an das unersetzliche und unentbehrliche „Gott verdamm' mich." Wenn dieß nicht hilft, so heißt es z. B.

Gott soll mich lazarussen (mich mit den Uebeln des Lazarus heimsuchen).
Gott lazarussteine mich (lazersteen me).
Gott lazarusstrale mich (lazerstraal me).
Gott lazarusstralsteine mich (lazerstraalsteen me).
Gott sodedonnersteine mich (zododondersteen me) u. s. w.

Bei weitem mannigfaltiger und genialer, als die monologischen, sind die dialogischen Flüche. Auffallend ist, daß das einfache „Gott verdamm' dich" dabei gar nicht vorkommt. Soll Gott einen Andern verdammen, als den Sprecher selbst, so heißt es z. B.:

„Gott ſoll dich kreuzweis verdammen," oder: „Gott ſoll dich dreundſiebenzigmal polnisch verdammen." Will Gott das nicht ſogleich thun, ſo ſagt man z. B.:

Gott donnerſtrale dich.
Gott donnerſteine dich.
Du Donnerſtein.
Du Mondfinſterniß.
Deine Schweſter! } Alles Verwunſchungen oder
Deine Mutter! } Beſchimpfungen.
Dein Vater! }
Spaniſcher Kuckuk, biſt du beblitzt? (beblikseund).
Gott ſoll dich ewig maulefeln.
Gott ſoll dich ſalamanderen.
Gott ſoll dich todt donnern.
Gott ſoll dir doch ein Schaf geben.
Gott ſoll dich dreimal fiselbeln.
Brich ein Ohr.
Der Mond verpuffe dich.
Er ſitzt da, wie die verdammte Luiſe, als ſie durch die Limonade geblitzt war. (Was das heißen ſoll, mögen die Hollander wiſſen).
Brich deine Nackenhaare und dreizehn deiner beſten Rippen.

Bisher hat bloß der Scherz geſprochen, die Jovialität, die freundſchaftliche gute Meinung; es haben bloß

die Schwärmer der gewöhnlichen Unterhaltung umbergezischt. Nun aber fällt der Barometer, plötzlich sammelt sich finsteres Gewölk um die gefurchte Stirne und das drohende Gewitter entladet sich in folgenden Donnerschlägen:

1) Ich wünschte, du bekämst den Scherf so dick, daß dich deine Familie mit einer Leiter von 48 Fuß besuchen müßte.

2) Gott soll dich durch den Mond donnern, daß dir die Sterne an der Seele hangen bleiben.

3) Gott soll dir einen Tritt geben, daß dir die Seele durch die Rippen guckt, wie ein Dieb durch das Gegitter.

4) Ich wünschte, daß dir der Teufel mit einem Messer in den Leib kröche, dir das Fett von den Gedärmen schalte und Kerzen davon machte, um dir zur ewigen Verdammniß zu leuchten.

Ich war im Begriff, noch mehr Proben zu geben, allein die Dinte wurde blaß, als ich die Feder ansetzte. Sollte der Eindruck der gegebenen noch nicht hinreichend sein, so habe man Nachsicht und bedenke, daß sie in der Uebersetzung viel von der Kraft verlieren, die sie im Original besitzen.

Es gibt bei allen Menschenklassen und Gewerben gewisse Feinheiten und Meisterschaftskennzeichen, woran

man die Routine oder Virtuosität eines Menschen in seinem Fach erkennen kann, oder worin er [illegible] das Gefühl dieser Virtuosität ausspricht. Meistens sind solche Meisterschaftskennzeichen Abweichungen von dem normalen Gebrauch, oder Entstellungen der einfachen, natürlichen, vernunftgemäßen Art und Weise. So ruft z. B. ein neuangestellter Nachtwächter die Stunden und, was er dabei zu sagen hat, deutlich aus. Ist er aber längere Zeit im Amt, so fallen alle jene Affectationen und Neulingsbemühungen weg und es wird ihn kein Mensch mehr verstehen können. Eben so die Auerufer, Hausirer ꝛc. ꝛc. Als Beispiele von Meisterschaftskennzeichen und Feinheiten können noch folgende dienen:

Beim Tabackrauchen das Auslassen des Dampfes aus den Winkeln des Mundes und gelegentlich aus der Nase.

Das absichtliche Ueberschütten auf den Präsentirteller beim Präsentiren einer Tasse Thee.

Das gefährliche Werfen der Kellner und Marqueurs mit den Tellern und Schüsseln.

Das drehende Stockschwingen der Korporale und Büttel vor dem eigentlichen Hiebe.

Das Kopfschütteln der Schneider, wenn sie den Faden durchziehen.

Das „Hä" Rufen der Holzbauer.

Das verſatzliche, taktmäßige Vorbeiſchlagen der Schmiede von dem eigentlichen Schmiedeeiſen auf den Amboß.

Beim Zutrinken der Bauern, Fuhrleute ꝛc. das Ueberreichen des Glaſes mit weggewandtem Geſicht.

Das Auf- und Nieder-Schwenken der Hände beim Walzen.

Daß Junker ihren Hunden die ſonſt ſo verpönte Gewohnheit beibringen, ihnen bei jeder Gelegenheit an die Kleider zu ſpringen.

Daß die Gaſtwirthe ihren Gäſten nur dann in die Augen ſehen, wenn ſie mit ihnen ſprechen.

Die entſtellten Kommando's der Soldaten. Der Unterofficier z. B. ſagt: Marrſch! der Lieutenant Arrſch! der Hauptmann: Errſch! u. ſ. w.

Daß ein Staabsofficier beim Wiederſehen ſeine Frau zuerſt auf die Hand und dann erſt auf den Mund küßt.

Das ſchonungsloſe Schlagen der Bänkelſänger mit dem Stock auf die abgemalte fürchterliche Geſchichte, die neulich im Braunſchweigiſchen oder in Italien paſſirt iſt. u. ſ. w. u. ſ. w.

Solcher Feinheiten und Virtuoſitätskennzeichen, die übrigens zur Poeſie des Lebens gehören, gibt es, auch

von höherem Styl, unendlich viele. Bei den Matro
sen bestehen sie, außer dem Fluchen, in der Art, wie si
beim Anziehen der Taue den Signalruf von sich geben.
Wird nämlich an einem Tau gezogen, ein Segel auf
gehißt ꝛc., so gibt gemeinlich derjenige, welcher vorn
steht, taktmäßig durch Rufen das Signal, daß jedes
Mal Alle zugleich mit vereinten Kräften ziehen sollen.
Ein Unroutinirter wird in einem solchen Fall ganz ein
fach rufen: halen (ziehen)! oder hyst hem op (hiß
ihn auf)! Ein Meister dagegen wird diese Worte so
entstellen und sie verhehlen und variiren, daß kein Mensch
sie mehr herausfinden kann und daß man sich die
Ohren dabei zuhalten muß. Ich habe wirklich gefun
den, daß Diejenigen, welche Das am besten verstanden,
die besten und zugleich angesehensten Matrosen waren.
Wenn ich Schiffskapitain wäre, ich würde jedenfalls,
ehe ich einen Matrosen engagirte, ihn vorher mit Va
riationen an einem Tau ziehen lassen. Bisweilen hört
man, was sich sehr spaßhaft ausnimmt, jene Signale
auch dann geben, wenn einer ganz allein an einem Tau
zieht, ohne daß er dabei beabsichtigte, Gehülfen heran
zurufen.

Man sagt, die Matrosen wie die Seeleute überhaupt
würden vom Heimweh nach der See befallen, wenn
sie eine Zeit lang auf dem Lande zugebracht hätten und
glaubt dabei, daß ein romantischer Einfluß des See

lebens oder ein gewisses poetisches Attachement jene Sehnsucht erwecke. Ich gebe zu, daß die Macht der Gewohnheit auch bei den Seeleuten ihre Wirkung hervorbringe und zwar um so mehr, da sie dieselben dem Leben auf dem Lande entfremdet; auch ist das Seeleben von manchen Plackereien frei, denen man zu Lande ausgesetzt ist: es kennt weder Polizei, noch Steuererhebung, weder gesellschaftlichen noch politischen Zwang und verbindet mit sklavischer Beschränkung vielfältige Freiheiten. Allein, was die Macht der Gewohnheit betrifft, so kann sie den Seemann höchstens abstumpfen gegen das Unangenehme seines Lebens, und was die Vortheile dieses Lebens betrifft, so können sie nicht vermögend sein, das Gefühl eines Heimweh's hervorzubringen und die Entbehrungen vergessen zu machen, die man auf der See zu erleiden hat. Für die Naturmerkwürdigkeiten und Schönheiten der fremden Länder hat der Seemann selten Sinn, er würdigt sie kaum eines Blickes, und das langweilige Einerlei von Wasser und Luft bei der gewöhnlichen Fahrt kann ihm nur durch seine unausgesetzte Beschäftigung erträglich gemacht werden. Durch die Gewohnheit abgestumpft, entbehrt er sogar meistens jenes aufgenöthigte Interesse, welches dem Reisenden, der die See nicht handwerksmäßig beschifft, die Angst bei Sturmwetter gewährt. Diese Angst ist zwar auch ein Einerlei, aber die Angst bringt, wenn sie auch stets in der-

ſelben Geſtalt erſcheint, immer Abwechſelung: ein Vergnügen kann uns gleichgültig werden, aber die Angſt nicht, ſie erhält die Seele in einer Spannung, welche keine Langeweile zuläßt, und es knüpft ſich überdieß nach überſtandener Gefahr daran die Freude über die jedesmalige Rettung. Selbſt dieſe nothdürftigen Intereſſen ſind dem eingefahrenen, robgeſtürmten Seemann, wenn er nicht etwa von der Art unſeres Kapitains iſt, fremd. Die Sehnſucht, die ihn nach dem Meere zurückziehen mag, ſcheint mir daher von derſelben Art zu ſein, wie die eines Handwerkers, der am Sonntage ſein Geld verjubelt hat und ſich nothgedrungen nach den ſechs Wochentagen ſehnt, um neues zu verdienen. Nach vollendeter Reiſe feiert der Seemann auf dem Lande ſeinen Sonntag, ſeine Ferien und zwar tüchtig. Iſt das Geld verthan, ſo treibt es ihn wieder nach der See. Gäbe man ihm eine Sinekure, er würde auf das Vergnügen des Seelebens gern verzichten, ohne von jenem heimathlichen Hinzug reklamirt zu werden, womit vielleicht die Romanſchreiber ſein rohes Herz zieren wollen. Die Seeleute kann man ſich im Durchſchnitt nicht rob genug denken und durch ihr Leben, wie durch die unmenſchliche Schule, welche ſie als Schiffsjungen in dieß Leben einführt, müſſen ſie für alles Menſchliche zu ſehr abgeſtumpft werden, um einer Empfindung fähig zu ſein, wie jenes poetiſche Heimweh nach der

See sein würde. Wohl findet man bei den Matrosen bisweilen eine gewisse rohe Naivität und Gutmüthigkeit. Dieselbe hängt aber, wie so häufig bei alten Soldaten, meist mit Liederlichkeit zusammen und besteht eigentlich nur in einer gänzlichen Auflösung und Verfallenheit des Charakters.

13.

St. Helena.

Es war bereits Abend, als wir die Felsen von St. Helena über den Horizont hervorragen sahen. Da wir die Insel vor Einbruch der Nacht nicht mehr erreichen konnten und bei weiterm Fortsegeln durch den südlichen Wind über ihre Höhe hinübergetrieben worden wären, so wurde bis zum andern Morgen beigelegt. Den größten Theil der Nacht war es mir nicht möglich, ein Auge zu schließen. Meine Phantasie war zu sehr mit dem beschäftigt, worauf ich schon so lange gespannt gewesen. Es freute mich um der feierlichen Einsamkeit willen, daß meine theilnahmlosen Reisegefährten ruhig und prosaisch in ihrer Kajüte lagen, während ich auf dem Vordertheil des Schiffs saß und den dunklen Horizont voll Felsen und felsige Helden-

gestalten malte. Wenn ich Napoleon im Leben gesehen, oder ihn gar im Getümmel einer Schlacht beobachtet hätte, ich wäre ihm nie so nah gewesen, als auf den Wellen, die sein Gefängniß und sein Grab umrauschen. Es war, als wandelte sein ernster Geist durch die Dunkelheit auf diesen Gewässern umher und spräche in ihrem Rauschen, wie ein Berggeist in dem Rauschen fabelvoller Wälder. Ein profanes Meer, das nur der Habsucht des Kaufmanns zum reizlosen Transportweg diente, hat das Unglück des ausgezeichnetsten Mannes der Geschichte zu einem historisch-poetischen Heiligthume geweiht, dessen Reiz länger dauern wird, als einst das zauberische Wunderreich des alten Poseidon. Der Mann, der die halbe Erde zum Schauplatz seiner Thaten machte, hat ein ganzes Meer zu seinem Begräbnißplatz gemacht. Dort schläft sein Gebein in dem riesigen Mausoleum, das ihm vor Jahrtausenden die Natur erbaut hat. Sonderbar! Eine Insel war die Wiege und eine Insel das Grab dieses gigantischen Mannes, der in seiner abgeschlossenen Größe selbst wie eine schroffe, wildromantische Felseninsel in der Flut der Geschichte dasteht. Der Kontinent sollte weder sein Wiegengeschrei noch sein Todesröcheln, er sollte nur den verhängnißvollen Flügelschwung seiner Adler und die Posaunen seines beispiellosen Ruhmes hören. Es war, als habe das

Gedanken, der Thaten für seinen Willen hatte, während seine großsprecherischen Verächter Keins von Allem, sondern nur Worte haben. Durch seine Thatkraft aber hat er auch mehr Männner in's Leben gerufen als getödtet und mehr Freie als Sklaven gemacht. In Bezug auf das Resultat sind die Teutschen ihm Dank dafür schuldig, daß er sie aus dem Schlaf gerüttelt, daß er ihnen Gelegenheit gegeben, ihre Männerkraft an seiner Titanenkraft zu erproben, daß er ihnen das freilich wieder eingeschlafene Gefühl hinterlassen, wer einen Napoleon besiegen könne, der brauche auch vor Andern nicht zurückzubeben. Napoleon war für Teutschland der gewaltige Konduktor der Elektrisirmaschine, mit welcher die französische Revolution die Welt erschütterte, und wenn er auch durch tausend zerschmetternde Schläge nach allen Seiten hin Tod und Verderben verbreitet, so hat er doch auch eben durch diese Schläge aus den schlafenden Köpfen der Ueberlebenden Funken gelockt, die ohne ihn vielleicht nie in ihnen wach geworden wären und die ihnen wie Morgensterne vor der Stirne knisterten. Der Franzose ist eine Kugel, die sich leicht nach allen Seiten hin rollen läßt; der Teutsche ist ein Kubus, auf den sich zwar Häuser bauen lassen, der aber, nur über Kanten und Ecken umschlagend, aus der einmal angenommenen Lage schwer fortzubewegen ist. Napoleons herkulische Faust hat den teutschen

Granitblock herumgeworfen, daß er bis in sein innerstes Korn erschüttert und lebendig geworden ist. Möge der Rubus nie seine Ecken und Kanten ganz verlieren, damit er sich nicht zu leichtfertig rollen lasse; möge aber auch seine Trägheit und Indolenz nie wieder einen Napoleon provoziren, sei es auch einer, der unter anderm Namen und durch andere Mittel siegend von einer andern Seite kame.

Uebrigens hat das Menschengeschlecht an Napoleon gesehen, was es, in einem Einzigen vereinigt, hervorzubringen vermag und darum braucht man nicht daran zu verzweifeln, daß die Natur auch in den Nettern der Freiheit zu vereinigen im Stande sein werde, was sie in dem größten ihrer Unterdrücker zu vereinigen vermochte. Vielleicht wird einmal ein Universal- oder Kontinental-Genie der Freiheit erstehen, wie Napoleon ein Universal- oder Kontinental-Genie des Despotismus war. Die größten Männer der Geschichte müssen noch kommen, sie werden seyn Napoleone an Kraft und Washington's an Tugend. Die Zeiten des Genie's, wie man dieß Wort mit fast alleiniger Berücksichtigung der geistigen Kraft zu verstehen gewöhnt ist, scheinen ihr Ende voraussehen zu lassen. Das Genie in rein geistiger Beziehung ist bereits halb verdrängt, paralisirt, ersetzt durch die Allgemeinheit, durch die, man möchte sagen, ansteckende Allgemeinheit des, durch die

schieden, wo er, statt seine Kraft der Menschheit zu weihen, die Kräfte der Menschheit nur für sich zu verwenden begonnen; allein es war doch hauptsächlich, neben der Unwürdigkeit Derer, welche die französische Revolution verloren geben ließen, sein Alles überragendes Genie, was jenen großartigen Egoismus in ihm ausbildete und zum vermessenen Trotz gegen die ewigen Gesetze der Geschichte steigerte. Er fühlte sich in seiner Lage groß genug, die Menschen zu verachten; leider nicht groß genug, die Menschheit anzuerkennen. Er maß sie nach seinem Genie, nicht nach ihrer Bestimmung. Das Genie glaubt sich leicht zu Allem befugt, weil es sich zu Allem ausgerüstet fühlt, und es wird um so eher sein Recht nach seiner Macht messen, je mehr es die Macht sich selbst verdankt. Der Willkür des Genie's, als welches sich selbst die Bahn bricht zu Dem, was es will, ist aber auch theilweise Nachsicht oder Entschuldigung gewiß, wo sie der Willkür der widerwärtigen Mittelmäßigkeit, die nur durch Verhältnisse und duldende Bereitwilligkeit zu ihrem Ziel getragen wird, nimmer zu Theil werden kann. Der Mißbrauch der eigenen, Alles ersetzenden Kraft zum Nachtheil Anderer empört nicht so sehr, als die bloß geliehene oder anvertraute Kraft, zum Nachtheil der Geber verwandt, empören muß. Wer uns mit dem Schwert verwundet, das seine Kraft uns entrissen,

ist bloß unser Feind; wer die Waffe gegen uns kehrt, die ihm zu unserem Schutze anvertraut worden, ist unser Feind und Verräther. Ein Ludwig XV., ein Ferdinand VII. und so manche Andere sind im Grunde mehr zu verdammen, als ein Napoleon, wenn auch durch sie nicht so viel Blut geflossen. Jene mißhandelten die Nationen, nachdem sich dieselben voll Hoffnung und Vertrauen in ihre Gewalt begeben; Napoleon mißhandelte sie, nachdem er selbst sie durch sein Genie in seine Gewalt gebracht. Jene mißbrauchten den Vertrag, Napoleon nur den Sieg.

Wer Napoleons Größe verkennt und ihn so wenig bewundert, daß er ihn verachten zu können glaubt, der besitzt das Recht dieser Verachtung nur dann, wenn er den Muth gehabt, sie ihm in der Zeit seiner Macht zu zeigen. Er mußte sie ihm vor seinen Thron oder in sein Hauptquartier bringen, nicht sie nach St. Helena ihm nachrufen. Wer ihn nachträglich verachtet, der spricht sein eigenes Urtheil, nachdem er sich von dem Verachteten zuvor hatte knechten lassen.

Es gibt so viel Weiber und Zwitter unter dem männlichen Geschlecht, daß man dem Mann, an dem vom Dreikanter bis zum Sporn kein weibisches Härchen zu finden ist, schon um der bloßen Männlichkeit willen seinen Platz gönnen sollte. Napoleon war ein Mann von großartigen Gedanken, der einen Willen für seine

achtung für Andere, es gibt nur einen Napoleon in der Geschichte. Mit der Verachtung öffentlicher Charaktere muß gewissenhaft umgegangen werden, damit sie ihre Kraft nicht verliere bei Denen, welche sie wirklich verdienen. Es darf behauptet werden, daß ein wahrhaftes Genie, auch bei verderblichen Bestrebungen, niemals Verachtung treffen kann und das Genie, die Geistesgröße und die Kraft ist es, was Napoleon vor der Gleichstellung mit Despoten sichert, die uns mit ihren Sünden durch keinen poetischen Reiz großartiger Eigenschaften versöhnen. Wer Napoleon verachten will, muß ihm zuvor sein Genie abgesprochen und moralisch den Mann vernichtet haben, der im 19. Jahrhundert die Liebe seiner Nation wie der Menschheit durch Bewunderung, der die Gerechtigkeit durch Kraft, das Glück seiner Untergebenen durch Ruhm, die Güte durch Größe, die Freiheit durch seine Person und sogar die so schwer aufzuwiegende Legitimität durch eben jenes Genie so lange Zeit zu ersetzen verstanden. Grade daß vor Napoleons Kraft, der Kraft des bürgerlichen Lieutenants, sich alle die starren Verhältnisse des Herkommens beugen mußten, die allen sonstigen Angriffen unerschütterlich widerstanden, das versöhnt uns theilweise mit seinem eignen Despotismus und Egoismus. Er war, indem er selbst fehlte, zugleich ein Bestrafer Anderer; er war, indem er selbst beleidigte, zugleich

ein Rächer gegen andere Beleidiger. Man kann nicht gut einen Mann dauernd hassen, vor welchem alles Unrecht der Gewalthaber gezittert hat. Daß Napoleon die „Bürstenbinder gefürstet“ und die „Fürstenkinder gebürstet,“ wie man sich ausgedrückt hat, das läßt es einigermaßen übersehen, daß er selbst nichts Besseres zu werden wußte, als französischer Fürst. Der positive Republikanismus seines früheren und der negative Republikanismus seines späteren Lebens scheint uns, neben seiner eminenten Persönlichkeit, die Hauptauflösung des Räthsels zu liefern, daß ein solcher Egoist und Despot neben dem Haß der verletzten Nationalen so manche Sympathien der freien Männer, auch in Teutschland, erwecken konnte.

Wer weiß, ob Napoleon nicht unter den Römern ein Kato, ein Gracchus u. s. w. in vergrößertem Maßstab geworden wäre. Seine Zeit mußte ihn zu einem Napoleon machen. Die Menschheit, als deren Ausschuß er eben noch seine Nation in der so würdig begonnenen, aber so unwürdig fortgesetzten Revolution auf eine so schmählich bestandene und in seinen Augen gewiß entscheidende Probe hatte stellen sehen, dünkte Napoleon zu klein, um sie zu beglücken, sie dünkte ihn nur groß genug, um ihm seinen Ruhm zu erwerben und durch die Geschichte zu tragen. Zwar war dieß sein Gericht und von da an war sein Schicksal ent-

beinahe Uebermenschliche, das Dämonische seiner Erscheinung durch die Hinwegrückung seines menschlichen Ursprungs und Endes erhöht werden sollen. Er kam über das Meer und durchtobte Europa mit Donner und Blitzen wie ein lebendiges Gewitter; er ging über das Meer zurück und verschwand hinter dem wogenden Horizont wie ein zerschellter Komet, der an der unverrückbaren Freiheitssonne im System der Weltgeschichte die Schranke seines regellosen Laufs gefunden.... Napoleon ist in Deutschland so vielfach und so bündisch verehrt worden, daß es fast bedenklich ist, ihn noch unparteiisch anzuerkennen, weil man bei der patriotischen Voreingenommenheit Anderer jenes bündischen Kultus ebenfalls verdächtig zu werden fürchten könnte. Doch der Grund solcher Furcht sei in das Kontobuch des schmachseeligen Servilismus eingetragen, der Alles verehrt, was ihm befehlen kann, und dann das Buch hingeworfen. Könnte es (die patriotischen Ultra's sei es gefragt) könnte es entehrend für irgend einen Menschen sein, nach dem Tode eines solchen Dämons, wie der niebeherrschte, nie gebeugte Korse war, durch Staunen und Bewunderung seiner männlichen Kraft und Größe gerecht zu werden? Ist es entehrender, nach beendigtem Kampf die Riesenglieder des besiegten Feindes zu messen, als, in blinder Wuth sie zu verstümmeln? Bietet an Napoleon sich dem Betrachter

nichts Anderes dar, als der Franzose, der Feind, der Despot, der Unterdrücker Teutschlands? Man sollte bedenken, daß es doppelte Schande für Teutschland wäre, wenn sein Unterdrücker nur diese Qualitäten gehabt hätte. Die Schmach der Teutschen wird vermindert so wie ihr späterer Sieg erhöht wird bei würdiger Schätzung des gewaltigen Mannes, dem sie Beides zu danken haben. Dieß beachten am wenigsten jene literarischen und unliterarischen Großsprecher, die sich das Ansehen geben, einen Napoleon sogar zu verachten und die hierdurch den Beweis ihres Patriotismus zu liefern glauben. Diese Mundhelden, deren hohle Redensarten noch widriger klingen, als die entgegengesetzten Anbetungen der Napoleonsdiener und Kaiserverehrer, oder als die cynischen Urtheile à la Thomas Payne, mögte man fragen, ob die Heerde den Löwen verachtet, der sie und ihre Hirten zerreißt und zu Paaren treibt? Sie mag ihn hassen, sie mag sich ihm widersetzen, sie mag ihn niederstrecken, wenn sie kann, aber verachten wird sie ihn so wenig, als er sie achten wird, wenn sie nichts kann, als vor ihm kriechen und fliehen und hinterher über ihn schimpfen. Es ist ein bornirter, ein gemeiner Haß, der sich gegen die Vorzüge des Feindes verblendet. Wenn ihr Napoleon fluchen wollt, so flucht ihm als Freunde der Freiheit, aber flucht ihm mit Bewunderung. Spart eure Ver-

Bildung erſtarkten, Alles ſich aneignenden Talents. In unſerer durchbildeten Zeit, welche nach der Umkehr von dem durch die Genie's eroberten Gebiet der Theorie nur auf das Praktiſche, das Nützliche gerichtet iſt, wird ſelbſt das Genie nur noch Anerkennung und Geltung gewinnen durch Einwirkung auf das Nützliche. Das Nützliche aber kann bei den hohen, nothwendig idealiſchen Beſtrebungen des Genie's nur noch erreicht werden auf dem Weg der Tugend und zwar der höchſten Tugend, der republikaniſchen Tugend. Daher dürfen wir uns nicht im Mindeſten wundern, wenn wir in unſerer Zeit, in der Blüthezeit des Egoismus, bei Gelegenheit vielleicht Männer werden aufſtauchen ſehen, die den alten Römern und Griechen die Spitze bieten. Solche Männer ſtehen zugleich auf einem Gebiet, wo für das Genie keine verdrängende Rivalität des Talents zu fürchten iſt. Sollte es Geiſtesgenie's regnen können: Charaktergenie's regnet es wahrlich nicht.

Als Alexander der Große kaum geſtorben war, ſtritt man ſich ſofort um ſeine Erbſchaft und vergaß über dieſem Streit ſogar, ihn zu begraben. Der große Cäſar, der humaner war, als Alexander, fiel durch den Dolch ſeines Lieblings. Keiner von Beiden war groß und

durch seine Persönlichkeit imponirend genug, um durch die Bewundernswürdigkeit seiner Größe den Eigennutz und die Freiheitsliebe zu überwältigen. Beide hätten im Glück keinen Bertrand, Montholon und Las Kasas gefunden, wie Napoleon sie im Unglück fand. Und wer von Beiden hätte die Kraft besessen, seine Sieger- und Herrscherlaufbahn mit solcher Festigkeit und Würde durch einen sechsjährigen Tod auf jener Felseninsel zu beschließen? Der Sieger in so vielen Schlachten hat seinen größten Sieg auf St. Helena erkämpft. Dort hat er das Schicksal wie die Menschen bezwungen, denen er in Europa unterlegen und er wäre sich treu geblieben, er wäre nicht schwach geworden der korsische Löwe, hätte man auch anstatt eines — zehn englische Bullenbeißer vor seinen Kerker gelegt. Er war ein Despot, aber er war wenigstens ein Genie, ein Mann und ein Charakter.

Bei Tagesanbruch wurden die Segel wieder aufgehißt und die Fahrt fortgesetzt. In wenig Stunden sahen wir schon von der Ebene des Meers an den hohen, starren Felswänden von St. Helena hinauf. An der östlichen Spitze bildet ein hoher, kegelförmiger Felsen gleichsam den Eckthurm der Festung. An seinem Fuß und auf der steilen Spitze ist er mit Forts bepan-

zeit, worauf hohe Fahnen wehen. Als wir uns bis auf Schußweite genähert, fiel von einem der Forts ein Kanonenschuß. Es ist dies ein Signal, worauf die Schiffe beidrehen, ein Boot aussetzen und ihre Papiere an's Land senden müssen, um über ihre Herkunft und Absicht Aufklärung zu geben. Nachdem dies Geschäft abgemacht war, segelten wir an der starren Küste weiter der Rhede zu. So defilirten wir an allen den Felsenvesten vorbei, welche nach Nordosten zu, drohend das Meer überschauen und von Zeiten bis eben, wo irgend ein Versprung oder eine zugängliche Stufe ist, mit Forts und Kanonen bewaffnet sind. Wahrlich, diesen Bollwerken natürlicher und künstlicher Fortifikation sieht man es an, daß hinter ihnen einst die Ruhe und Sicherheit von ganz Europa bewacht werden ist. Endlich langten wir auf der Rhede an und ließen die Anker fallen. Wir fanden eine Menge fremder Schiffe dort, die gleich uns vor Anker lagen, um Wasser einzunehmen. Auch zeigte man uns einen Schooner, der kurze Zeit vorher einem Seeräuber war abgenommen worden. Auf dem Lande sah man in ein langes Thal hinauf, das an beiden Seiten von hohen Felsenmauern eingeschlossen und in der Mitte von der Jakobsstadt ausgefüllt ist. Oben am Ende befindet sich ein dunkles Gebüsch, in dessen Nähe in einem Seitenthal Napoleons Grab liegt. Im Vordergrunde der Stadt, die

nach der See zu von Fortifikationen eingesäumt ist, ragte das große Haus des Gouverneurs hervor, welches einst der General der Kerkermeister bewohnt hat. Rechts die Felsen hinauf führt eine Eisentreppe zu dem Hauptfort der Insel, das mit Kanonen wie mit Borsten bewachsen ist. Die vielen Fahnen auf allen den Forts sind in beständiger Telegraphenarbeit und Korrespondenz unter einander. Ueber die geringste Kleinigkeit wird rapportirt und kommandirt. Man begreift nicht, wozu alle diese Vorsichtsmaßregeln und Wachen noch dienen, nachdem die Insel ihren Hauptdienst längst geleistet hat. Fürchtet man, daß sich Einer in das Innere schleiche und einen Plan aufnehme? Fürchtet man einen Ueberfall? Hat das böse Gewissen wegen Napoleons unwürdiger Behandlung diese Aengstlichkeit erzeugt? Oder ist man etwa auf einen zweiten Napoleon gerichtet?

Weil wir uns nur wenige Stunden aufhielten, beeilten sich die Passagiere, an's Land zu gehen und zu Pferde das Grab Napoleons zu besuchen. Für mich war diese Merkwürdigkeit unzugänglich, weil, wie ich jetzt erfuhr, zu dem Ausflug Geld nöthig war, woran es mir gänzlich mangelte. Auf meiner ganzen Reise, worauf ich so viel habe entbehren und verbeißen müssen, hat mich nichts so sehr geschmerzt, als daß ich das Grab Napoleons nicht besuchen konnte, obgleich ich dem-

selben so nahe war. Mit dem Kapitän war ich so gespannt und ich hatte von ihm nicht blos kein Geld, sondern vielleicht nicht einmal die Gefälligkeit zu erwarten, mit an's Land gesetzt zu werden; was die Passagiere betrifft, so hatte ich mich ihnen nicht genähert, weil es mir eben an dem fehlte, worauf sie den meisten Werth legten und weil unter diesen Umständen eine Annäherung von meiner Seite nur mit einer Art von Demüthigung verbunden gewesen wäre, um deren Preis ich keine holländische Freundschaft erlangen mochte. So wurde mir daher eine Sache der Unmöglichkeit, irgend Jemanden um einige Gulden anzusprechen und so mußte ich denn die kaltherzigen Holländer, die mehr in der Tasche als im Kopf hatten, zum Grabe Napoleons abziehen sehen, während ich, ganz voll von dem Schicksal des mächtigen Helden, ihm mit erzwungen gleichgültiger Miene den Rücken kehrte und dem vorüberrollenden Seewasser zusah. Ich zitirte aber den Geist des Todten auf das Schiff herab, so daß die Holländer da eben nichts fanden, als Trauerweiden, um deren Zweige es ihnen hauptsächlich zu thun war, und einen Stein, so kalt, wie sie.

Nachmittag, nachdem die Wasserfässer und die Passagiere wieder eingeladen waren, wurden die Anker gelichtet. Ich schied von St. Helena mit der Vorstellung,

daß die Insel keine Bewohner hatte, oder plötzlich mit den Gebeinen des großen Korsen in die Tiefe des Meers versanke. Das kleinliche Leben, das kaufmännische Treiben und Spekuliren, welches die Insel bevölkert, beeinträchtigt den Zauber zu sehr, der um jene Felsen schwebt, die ohne ihn so wenig würden genannt werden. Napoleon ist versunken mit seiner Größe, mit seiner Macht. Der einzige Sproß des gewaltigen Stammes sank ihm nach. Sein Blut rollt, wie jener amerikanische Häuptling sprach, vielleicht in keinen menschlichen Adern mehr. Er hatte keinen Vorgänger und hat keinen Nachfolger. Der Geschichte allein gehört, was von ihm ausging. So müßte denn auch selbst sein Grab von der Erde verschwinden, oder hoch und einsam in felsigen Wildnissen schlafen, wo nur Stürme darüber hinsaus'ten und traurig schreiende Vögel, die niemals eine menschliche Gestalt sahen und die fremd und betreffen den selt'nen Wanderer anstierten, dessen Fußtritt in den grauenvollen Felsklüften wiederhallte.

Unser Schiff brauf'te, durch keine fesselnde Betrachtung aufgehalten, rasch und emsig der Heimath zu. Die inneren Höhen der Insel treten hervor, wie der Fuß der andern mehr in die Wellen sinkt. Die menschlichen Schöpfungen entschwinden allmälig dem Auge,

nur die düſtern Felſen ragen noch lang in traurig. Majeſtat über den Horizont. Der Abend ſinkt herab, einzelne Seevögel ſchwärmen noch abwechſelnd um das Schiff, bis auch ſie verſchwinden. Der Wind iſt friſch, noch ein Segel auf! Route Nord Nord Weſt! Adieu, Napoleon.

11.

Die Seeräuber.

Als wir etliche Tagereisen über die sogenannte Himmelfahrtsinsel (eine kleine Insel etwa 10 Grade oberhalb St. Helena) hinaufgesegelt waren, erscholl eines Morgens plötzlich auf dem Schiffe der Ruf: Seeräuber! Seeräuber! Am östlichen Horizont sah man ein kleines Segel schimmern, welches sich, da der Wind etwas schwach war, uns nur langsam näherte. Es war noch so weit entfernt, daß man von dem Fahrzeug selbst nichts wahrnehmen konnte. Der Kapitän, dessen Muth wir schon mehrere Male zu bewundern Gelegenheit hatten und der eben in der Kajüte mit dem Raube von Damenherzen beschäftigt war, stürzte auf die Nachricht, daß er von einem weit ernstlichern Raube bedroht sei, aus dem Verdeck hervor auf das hintere Oberdeck,

wo sein Kommandoplatz war. Sein brabantisches Pinsenreisengesicht hatte in dem Augenblick eine merkliche Veränderung erlitten und die Lilien der Angst blühten schneeweiß zwischen den Rosen seines heißen Temperaments. Als er das verhängnißvolle Segel anmeldig wurde, lief er in der Verwirrung wie ein Tanzmeister auf seinem Kommandoverdeck herum und rollte seine schönen Augen nach allen Himmelsgegenden umher, als wollte er auf der See einen Weg finden, auf dem er sich zu Fuß aus dem Staube machen könnte. Da sich ein solcher Weg unglücklicher Weise nicht finden wollte, beschloß er endlich, seinen Feind näher in's Auge zu fassen und ließ sich alle seine Fernrohre heraufbringen, eins nach dem andern, bis er eine solche Menge dieser Instrumente beisammen hatte, daß man mit ihnen allein, wenn man sie wie Kanonen aufpflanzte, einen Seeraub hätte verjagen können. Seine Anstalten, wenn ihnen auch keine Kriegslist zum Grunde lag, erinnerten mich an jenen Militairmusikanten, der, von einem feindlichen Kavalleristen auf der Ferse verfolgt, sich plötzlich umwandte und mit solcher Malice sein Fagot auf ihn anlegte, daß Jener es für ein Schießgewehr ansah und die Flucht ergriff.

Nachdem unser Kapitain den Korsaren hinlänglich beferrohrt hatte, gab er seiner Mannschaft, die nicht weniger auf seine Befehle, als auf das Resultat seiner

Besichtigung gespannt war, mit bebender Stimme den trostlosen Bescheid, daß es wirklich ein Seeräuber von der afrikanischen Küste sei. Zugleich ertheilte er den Befehl, sich zum Kampf bereit zu machen. Die erste Vertheidigungsmaßregel, die er ergriff, war eine Kriegslist. Er ließ nämlich auf die Mastenspitzen ungeheuere englische Kriegsschiffswimpel aufziehen, welche in Verbindung mit den vielen an den Seiten des Schiffes angebrachten blinden Kanonenlöchern und mit der ungewöhnlichen Größe des Schiffs, demselben durchaus das Ansehen eines Kriegsschiffes geben mußten. Der Pirat indessen, seiner Sache gewiß und die fehlende Größe seines Fahrzeugs durch die Größe seines Muthes ersetzend, ließ sich durch jene Masken nicht abschrecken und rückte mit furchtbarer Langsamkeit seiner Beute näher. Als die Wimpel und Kanonenlöcher nicht helfen wollten, mußten die Kanonen selbst vor die Fronte. Sie wurden in aller Eile durch die Verschanzung (die um das Verdeck laufende Schutzwand) vorgeschoben und eine Menge Pulver, Kanonenkugeln, Traubenkugeln, Säbel, Flinten, kurzum das ganze Arsenal das Schiffs wurde auf das Verdeck geschafft. Um dem Feind alles Ernstes zu zeigen, mit wem er sich einzulassen im Begriff stehe, wurde sogar von den Zündlöchern einiger Kanonen etwas Pulver abgebrannt, so daß der Dampf drohend in die Höhe schlug. Aber Alles umsonst. Der

Seeräuber ſchien ſchon zu viel Pulver gerochen zu haben, als daß er vor einem Wölkchen Dampf umkehren ſollte. Sein Kiel ſteuerte ſicher und feſt auf unſer unglückliches Schiff los. Unſer Kapitain nahm ſeinen letzten Reſt von Kontenance zuſammen und feuerte die Mannſchaft zu verzweifelter Gegenwehr an. Er ſuchte den Muth der Andern zu verdoppeln, um mit dem Ueberſchuß den fehlenden eigenen zu erſetzen. Sogar mir ſchenkte er, trotz der zwiſchen uns eingetretenen Spannung, die Ehre, mich freundlich anzureden und mir zu ſagen, ich würde bald Gelegenheit finden, mich auszuzeichnen. Auf ſeine Aeußerungen bei einer frühe ren Gelegenheit anſpielend, erwiederte ich: davon ſei zwar „nichts zwiſchen uns akkordirt," da ich aber lieber in Europa, als in Afrika wohne, werde ich mein Beſtes thun, im Fall Ernſt aus der Sache würde. Mittlerweile war der Afrikaner ſo nah gekommen, daß man die Größe ſeines Schiffes ungefähr überſehen konnte. Ich bemerkte einigen Matroſen, es ſcheine mir höchſt unwahrſcheinlich, daß ſich ein Seeräuber darin befinde, da doch der Kampf eines ſo kleinen Fahrzeugs gegen ein ſo großes Schiff, wie das unſ'rige, faſt unmöglich ſei. Sie belehrten mich mit kriegsmeiſterlicher Klugheit, worin ſich ihre Angſt mehr als ihre Sachkenntniß ausſprach, meine Unerfahrenheit in ſo gefährlichen Dingen und verſicherten mir, daß die Seeräuber

sich immer so kleiner Schiffchen bedienten und daß die schnellste Fregatte nicht im Stande sei, diese kleinen Schnellsegler einzuholen. Vorn auf dem Schiff hätten sie eine einzige Kanone, die sich nach allen Seiten hindrehen lasse und die noch einmal so weit trage, als die Kanonen der Kauffahrteischiffe, auf die sie Jagd machten. Sobald sie nun auf Schußweite sich genähert, pflegten sie ein Boot auszusetzen und das zu plündernde Schiff zur Auslieferung seiner Schätze oder seiner Passagiere aufzufordern. Werde ihnen bewilligt, was sie verlangten, so sei wenigstens Hoffnung vorhanden, das Leben der Schiffsmannschaft zu retten; trotze man ihnen aber, so rudere das ausgesandte Boot wieder zurück und alsbald fange der Räuber an, aus seiner sicheren Entfernung das widerspenstige Schiff so lange zu beschießen, bis es sich ergebe oder untersinke. Verfolge man ihn, so ziehe er sich schießend zurück; fliehe man, so sei er Einem immer auf den Fersen, so daß es einem Kauffahrer eben so unmöglich sei, diesen anscheinend geringfügigen Feind zu besiegen, als ihm zu entrinnen.

Dieß gefahrdrohende Bild von den Seeräubern schien nirgendwo bei Keinem so lebhaft ausgemalt zu sein, als in der Phantasie unseres unglücklichen Kapitains. Es ist doch ein entsetzliches Uebel, gar keinen Muth zu besitzen, und das Uebel wird doppelt empfindlich,

wenn es sich zeigt, um einen aufgeblasenen Hochmuth zu demüthigen und in seiner wehrlosen Erbärmlichkeit bloßzustellen. Es war mit dem Kapitain so weit gekommen, daß er sich einen Stuhl mußte bringen lassen, auf den er sich wie auf ein Pferd, die Beine auseinander, hingesetzt hatte. Als ich ihn in dieser verkümmerten aber beiammernswerthen Delinquentensituation sah, beschloß ich ohne alle Großmuth, mir für sein frühers Benehmen eine kleine Rache zu erlauben. Ich ging an ihn heran und sagte ihm scherzend: er scheine die Kavallerie zu kommandiren, ob er mir als Sergeanten nicht die Infanterie und Artillerie überlassen wolle? Entweder verstand er mich nicht oder er wollte mich nicht verstehen, denn er antwortete mir mit einem zerstreuten, weinerlichen Lächeln, das aussah, wie süßer Essig: ja wohl, wir wollen uns tapfer halten. Und wirklich hielt er auch so tapfer an seinen Stuhl, daß er nicht fallen konnte, wenn der Stuhl nicht wankel. Unterdessen waren die afrikanischen Unmenschen so nahe gekommen, daß wir jeden Augenblick das fürchterliche Parlamentairboot erwarteten. Sie schienen sich absichtlich im Winde über unserm Schiff zu halten, um nöthigen Falls sogleich zur Verfolgung bereit zu sein, und wenn man auch auf dem Fahrzeug noch keine kriegerische Bewegungen und Vorbereitungen sehen konnte, so hatte es doch ein so geheimnißvolles, beäng-

stigendes, Aussehen, daß man sich auf Alles gefaßt halten mußte. Es schien ein trojanisches Pferd mit Segeln zu sein. Auf unserm Schiff standen die Matrosen zum Theil mit brennender Lunte bei den Kanonen, die man in der Angst oder Unschlüssigkeit vergessen hatte zu laden. Wer nicht Kanonier war, stellte sich in die Nähe eines Säbels oder einer Flinte. Die Passagierdamen eilten in Verzweiflung bald aus der Kajüte auf das Verdeck, bald von dem Verdeck wieder in die Kajüte. Sie glaubten sich, wie es schien, schon auf einen afrikanischen Sklavenmarkt versetzt, wo ein roher kauflustiger Dei musternde Haremsblicke auf sie heftete, obschon sie, was ihre Reize betrifft, vor solcher Gefahr alle zusammen ziemlich ruhig sein konnten. Plötzlich setzte das Räuberschiff das ängstlich erwartete Boot aus. Zwei Mann hatten den unbegreiflichen Muth, dasselbe auf unser Schiff loszurudern. Als sie näher kamen, nahmen die Steuerleute die Fernrohre wieder zur Hand und gaben dem Kapitain, der ihnen in gespannter Erwartung nach dem Munde sah, endlich die himmlische Versicherung, daß das Fahrzeug ein einfacher Kutter und daß die heranrudernden Menschen einfache Matrosen seien. Dieselben hatten unser Schiff bald erreicht und — was wollten sie? Sie sagten, daß sie, vier Mann hoch, auf einer Fahrt nach Südamerika begriffen seien, daß sie unterwegs kontraire Winde und Windstille

gehabt und daß durch diesen Aufenthalt ihr Wasservorrath auf die Neige gegangen sei. Sie baten den Kapitain um Gotteswillen, durch ein Faß Wasser ihrer Noth ein Ende zu machen. Als unser Kapitain diese Sprache hörte, wuchs sein Muth wieder bis an den Mastkorb und er hatte die Herzhaftigkeit, von der Höhe seiner hölzernen Zinnen herab mit vernehmlicher und fester Stimme zu sagen: nein, ich kann kein Wasser missen. Auf diesen Bescheid, der durchaus nicht der Wahrheit gemäß und nichts Anderes war, als eine Rache für die ausgestandene Angst, kehrten die armen Matrosen zu ihrem bescheidenen Kutter zurück, der hinter unserem Koleß sich wie ein abgewiesener Betteljunge hinter einem hochmüthigen Lord verüberschlich.

15.

Sonnenuntergang auf der See.

Wie unter der Linie, insbesondere bei Windstillen, die Tage am unausstehlichsten sind wegen der senkrecht herabbrennenden Hitze, welcher man vergebens unter das Verdeck zu entfliehen sucht, so sind dort die Nächte am schönsten. Nachdem die Sonne den Tag hindurch die Linienbefahrer, die sie Mittags regelmäßig zu Schlemihls macht, hinreichend gequält hat, sucht sie Abends durch ihren schönen Scheideblick sie zu versöhnen. Ehe sie Abschied nimmt, zieht sie noch schönere Kleider an, als ehe sie kommt, und wer wollte da noch zürnen, wenn er so viel Aufmerksamkeit mit so viel Schönheit gepaart sieht! Der Betrachter wischt sich versöhnt den Schweiß von der Stirne und blickt von seinem hölzernen Belvedere über die goldene Fläche

bewundernd der Scheidenden nach. Jetzt setzt sie den Fuß sanft auf den blitzenden Wassersaum und wandelt langsam mit rückwärts gekehrtem Gesicht den nächtlichen Pfad hinab. Wie eine brennende Insel steht sie am Horizont da und zündet unter sich das Meer und über sich den Himmel an, als reichte ihr gewöhnliches Licht nicht aus, die neue Bahn zu beleuchten. Allmälig beginnt der Brand zu erlöschen, sie sinkt erschöpft hinter der Erde hinab und läßt nur einen sanftglühenden Wiederschein in der Dunkelheit zurück. Wie der Schein der abendlichen Lampe aus dem Nachbarfenster in die Kammer eines träumenden Poeten, der still die dämmernde Landschaft betrachtet, spärliche Stralen herübersendet, so gießt die Sonne, die schon einer andren Weltseite scheint, ihren Abglanz noch über die Scheidewand des Horizonts herüber und erfüllt die verlassene Welt magisch mit ihrem schattengemischten Licht. Nach und nach treten die Sterne aus ihrem blauen Hintergrund hervor, schüchtern, als stutzten sie, ihr Bild sogleich in dem unermeßlichen Spiegel unter sich zu erblicken, oder als schlichen sie spähend der Sonne nach, oder als wollten sie auf dem verlassenen Gebiet geheime, verbotene Zusammenkünfte halten. Dann wieder scheinen sie schwärmende Funken zu sein, von dem ausgelöschten Licht des Tages abgestorben, die bald blitzend hervorzucken, bald verglimmend wieder

verſchwinden. Es ſind andre Sterne, als die uns in der Heimath ſchienen, es ſind nicht die täglich wiederkehrenden Wahrzeichen, die uns, wenn die Sonne untergegangen war, an ihrer Stelle zeigten, daß der alte Himmel noch über uns ſich ausbreitete und die Erde unter ihm noch an dem alten Kleben feſthing; es ſind nicht die bekannten Begleiter unſerer duftenden Frühlingsnächte, nicht die vertrauten Zeugen unſerer einſamen Wanderungen durch Feld und Gebirg, unſerer verſtohlenen Freuden in Gärten und Lauben, unſerer ſeeligen Schwärmereien an Wald und Strom. Wir ſehen andre Begleiter, andre Leuchten, andre Meilenzeiger an der Straße unſerer Weltreiſe. Iſt dieß noch die nämliche Erde? Wer verbürgt es uns? Iſt nicht die Bahn, die wir befahren, in eine neue Region des Himmels gehoben oder geſenkt? Was iſt aus unſerer früheren Welt geworden, von der wir nichts mehr ſehen als das täuſchende Waſſer, worauf das Schiff leiſe ächzend ſich wiegt? Was mag während dieſer Verlaſſenheit, wo die altbekannte Sonne von uns geſchieden iſt und uns nur unbekannte Stellvertreter zurückläßt, was mag während dieſer Stille, die kein bekannter Laut unterbricht, mit unſerer Heimath, mit der übrigen Welt vorgegangen ſein? Welch Gefühl würde dich anwandeln, wenn ſich nichts mehr fände, als das Meer und dieſes Schiff? Du würdeſt einen Becher

holen, den größten, der zu finden wäre, ihn füllen mit dem besten Wein und einen Toast ausbringen auf du wüßtes selbst nicht mehr, was.

Dergleichen befremdliche Phantasien umnecken bisweilen die Seele nach dem Untergang der Sonne auf der See. Doch nicht lang, und eine beruhigende Erscheinung verdrängt sie. Ein alter Freund, ein bekanntes Gesicht, ein Zeuge früherer Gefühle und Schicksale tritt aus dem Dunkel hervor und grüßt vertraut von der andern Seite herüber. Er sagt uns, daß noch die alte Erde uns trägt, daß unsre Heimath, die er vor Kurzem verlassen, noch zwischen den alten Bergen, noch an dem alten Strome liegt. Der Freund ist der Mond. Das ist eine schöne Eigenschaft des Mondes, daß er überall derselbe treue Freund bleibt. Er verändert sich trotz seinem Wechsel nicht wie die Sonne, die bald unser Blut kochend durch die Adern jagt, bald unter schrägem Stral uns erfrieren läßt; auch wehrt er nicht, wie sie, seinen Anblick durch blendendes Feuer; er brütet nicht, wie sie, verpestende Dünste aus giftigen Lachen; er entflammt nicht, wie sie, den blutdürstigen Bewohner der Wildniß, der den arglosen Wanderer aus verborgenem Hinterhalt überfällt. Er ist überall der nämliche, überall der sanfte, unschädliche Begleiter, er sieht uns überall mit derselben theilnehmenden Miene an, mag er in blühendem Hag oder in sandiger Wüste, auf

himmelhohen Bergen oder in tiefem Thal, in der traulichen Heimath oder auf unwirthbarer See auf uns herabscheinen. Er ist überall und immer der „gute, liebe Mond.“ Ist irgend eine Veränderung mit ihm vorgegangen, so ist es die, daß er schöner ist, als sonst. Er steigt wie eine riesenhafte, leuchtende Lilie aus der See und der lange Glanzstreifen, der sich vom Horizont bis in die Tiefe unter das Schiff verliert, steht unter der Lilie wie ein schlanker, goldener Stängel.

Nach und nach schleicht die Mannschaft sich unter das Verdeck in die Hängematten oder lehnt sich zu verstohlenem Schlaf an die Seitenwand des Schiffs. Nur der Steuermann bewahrt erwartend seinen Platz am Ruder und bespricht mit dem wachehabenden Schiffs-Officier, ob nicht über Nacht endlich ein fördernder Wind sich erheben und das Schiff von der Stelle erlösen werde, auf der es schon Tage lang wie angeankert daliegt. Auf den sanften, lang hinrollenden Wallungen, welche die See nach jahrelanger Windstille noch bewegen würden und die entweder die Nachwirkungen entfernter Stürme oder des Umschwungs der Erdkugel sind, und die wie riesige Pulsschläge oder wie athmendes Busenwallen der Natur unaufhörlich sich heben und senken, schaukelt das Schiff sich langsam wie eine ungeheure Wiege und wiegt in Schlaf die von Hitze erschöpften Seefahrer, die es in seinem Bauch beherbergt.

Jetzt, wo Alles ruhig geworden, ist für den einsamen Betrachter, der unvermerkt und still an den Vordermast gelehnt noch dasitzt, die Zeit gekommen, wo er ungestört mit den Sternen und dem Mond und der See und der Welt sich unterhalten, wo er die Vergangenheit und die Zukunft und die Unendlichkeit durchschwärmen kann. Das sind Augenblicke, wo er sein Leibliches abgelegt zu haben, wo er bloß ätherische Seele zu sein glaubt, die an der Hand eines mächtigeren Geistes die Regionen der Natur durchwandelt, und wo er in Gebiete hineingeführt wird, in denen weder der Geist ihm den Weg zeigen, noch sein Gefühl die Grenze finden kann. Keine Grenze über ihm in dem unendlichen Himmel, keine Grenze unter ihm in der bodenlosen See. Da droben führen die stillen Gestirne ihren Reihen auf, fremd und doch wieder vertraut, als fürchteten sie in dieser Verlassenheit keinen Beschauer und Belauscher ihrer Geheimnisse; da drunten versenkt sich die Phantasie in ein Reich voll Schauer und Wunder: bald in die Gesellschaft seltsam gestalteter Ungeheuer, bald in die Verschlingungen unerforschlicher Korallenwälder, bald in die Werkstatt nie ergründeter Weltkräfte, bald begegnet sie auf dem tiefen Friedhof der See den Schatten längst versenkter Argonauten und fragt, ob auch hier „Unsterblichkeit" sei?

Die in Betrachtungen verlorene Seele entschwebt

endlich in Regionen, wo der laſſige Leib ſie nicht mehr feſthalt. Er ſchläft. Beglückende Träume über das Wiederſehen in der lang entfernten Heimath umgaukeln den Schlafenden die Nacht hindurch. Plötzlich erwacht er durch den Zuruf und das johlende Geſchrei der geſchäftigen Matroſen; ein murmelndes Rauſchen um das Bord des Schiffes, ein Brauſen am Bug überraſcht ſein Ohr. Stutzend ſetzt er ſich auf dem nun ſchrägen Verdeck zurecht, reibt ſich ermuntert die Augen und ſieht die hohen Segel von einem friſchen Wind geſchwellt, der das Schiff dem erſehnten Vaterland munter entgegentreibt. Die Sonne ſchaut wieder freundlich über den andren Horizont herüber, als erwarte ſie in unſern Blicken die Anerkenntniß zu leſen, daß ſie es ſei, die über Nacht den willkommenen Wind uns hergeſandt.

16.

Weitere Fahrt bis Rotterdam.

Die erste Gefahr, die wir nach dem Abenteuer mit den Seeräubern wieder zu bestehen hatten, war die Gefahr, mit Mann und Maus unterzugehen. Diese Aussicht, in einem Haifischmagen begraben zu werden, verdankten wir, wie so manche andere, der Unkundigkeit unseres Kapitains. Wer diesen Menschen Mittags um 12 Uhr mit seinem Sextanten nach der Sonne stieren sah und dabei die gelehrte Miene und das prätentiöse Wesen, welches er dem Himmel gegenüber annahm, beobachtete, konnte ihn nur für einen Professor in der Seemannswissenschaft halten. Dennoch, obschon der Mann so viel nach dem Himmel sah, wußte er selten recht, wo er sich auf der Erde befand. So erging es ihm auch, als wir in die Nähe der azorischen Inseln

kamen. Daß diese Inseln nicht weit mehr entfernt waren, wußte er zwar, aber er konnte nicht berechnen, ob wir zwischen ihnen durch, ob wir rechts oder links vorbeisegeln, ob wir sie heute oder morgen, bei Nacht oder bei Tage passiren würden, während z. B. der Kapitain auf unserer Hinfahrt die Ankunft in der Straße Sunda beinahe auf die Stunde vorherbestimmt hatte.

Es war an einem neblichten Morgen, kaum nach Tagesanbruch, als zwei Matrosen auf dem Vordertheil des Schiffs, welches von einem sturmähnlichen Winde mit reißender Schnelligkeit vorangetrieben wurde, vor sich zwei Wasserhosen zu sehen glaubten, deren wir bereits am Tage vorher eine gesehen hatten. Während die beiden Matrosen sich über die Gefahr unterhielten, in die das Schiff durch die Wasserhosen gerathen oder nicht gerathen könnte, rief ein dritter vom Vordermast herunter, er sehe Land vor dem Schiff. Wer den Ruf hörte, wurde leichenblaß; wer ihn nicht gehört, erhielt sogleich Kunde davon und im Nu war Alles aus den Betten und auf dem Verdeck, wo die Matrosen und Steuerleute mit verwirrendem Geschrei durch einander liefen. Der uns rettete, war der Matrose am Steuer. Er hatte die Geistesgegenwart und das Glück, das Steuerrad nach der richtigen Seite hinzudrehen und das Schiff sogleich von der Felsenspitze abzulenken. Jetzt sahen wir, in welcher Gefahr

wir geschwebt. Nahe vor uns ragte eine ungeheure, steile Felswand in die Wolken, an welcher die Brandung haushoch hinaufschlug. In sie hinein stürzten sich hoch von den Felsen herab zwei schäumende Wasserfälle und diese waren es, welche die Matrosen durch den Nebel hindurch für Wasserhosen angesehen. Kamen wir eine Stunde früher, als der Nebel noch dichter war, bei der Insel an, oder beschrieb die Felsenküste, die wir vor uns sahen, nicht einen convexen, sondern einen konkaven Bogen gegen uns, so daß das Schiff sich nicht mehr gegen den heftigen Wind aus der Bucht herausarbeiten konnte, dann waren wir unrettbar verloren. Ohne Opfer kamen wir indeß doch nicht davon. Der Matrose, der uns gerettet, wurde unmittelbar nachher durch das heftige Arbeiten des Steuerruders, welches nach dem Drehen des Schiffs die Wellen von der Seite packten, über Bord geschleudert, ohne daß bei dem starken Wind und der hohen See auch nur an einen Versuch zu seiner Rettung hatte gedacht werden können. Es war, als hätte die See sich an diesem einen Opfer dafür gerächt, daß es ihr so viele andere entzog. Die Insel, die wir vor uns sahen, war die Insel Terceira, auf welcher Don Pedro seine Eskadre gegen Don Miguel ausgerüstet.

Oberhalb der azorischen Inseln hatten wir fast

beſtändig kontraire Winde. Sie machten unſere Fahrt um ſo unangenehmer, je mehr die Sehnſucht nach Europa wuchs. Zudem wurde das Wetter ganz unausſtehlich. Der Winter war vor der Thüre und die Kälte nahm von Tag zu Tag zu. Dieß mußte namentlich ich empfinden, der ich, auf eine bloße Sommerreiſe gerichtet, außer einem leidlichen Anzug, welchen ich bis zu meiner Ankunft in Europa bewahren mußte, nur mit abgetragener und dünner Kleidung verſehen war. Ich behielt ſie Tag und Nacht auf dem Leibe und verdickte ſie durch allerlei Hülfsmittel, ſo gut ich konnte. Trotzdem war es mir nicht möglich, auf dem Verdeck in meinem luftigen Quartier, wo Näſſe und Kälte mir immer mehr zuſetzten, länger auszuhalten. Ich beſchloß daher, die Matroſengeſellſchaft zu verlaſſen und mit meiner Hängematte unter das Verdeck zu retiriren. Im Vordertheil des Schiffs befand ſich das ſogenannte Kabelgat, ein finſteres Loch, worin die Schiffstaue, Ankerketten, allerlei Geräthſchaften und Material aufbewahrt wurden. Dieß Behältniß, worin es auffallend warmer war, als auf dem Verdeck, wählte ich zu meinem Aſyl, um darin unterirdiſche Betrachtungen über die Romantik anzuſtellen. Ohne Geſellſchaft blieb ich indeß auch hier nicht. Der Schiffskoch, ein rabenſchwarzer Bengale, der nie in Europa geweſen, der nur an das heiße Klima gewöhnt und

dessen Kleidung noch dünner war, als die meinige, hatte für die Zeit, wo er sich nicht in seiner Küche wärmen konnte, namentlich bei Nacht, ebenfalls Schutz in dem Kabelgat gefunden. Seine Gesellschaft war mir Anfangs anziehender, als die der Matrosen, er unterhielt mich, bis er einschlief, von den indischen Gottheiten, von seinen zurückgelassenen Weibern, seinen Schicksalen, und deklamirte aus dem Koran; bald aber mußte unsere Freundschaft ein Ende nehmen, als ich mit dem dritten meiner fünf Sinne wahrnahm, daß ihn bei Sturmwetter die Angst abhielt, seine Anhänglichkeit an mich und das Kabelgat auch nur auf Augenblicke zu verlaugnen.

Nachdem wir uns bei dem fürchterlichsten November- und Dezember-Wetter gegen vier Wochen in der Gegend von England herumgetrieben, während welcher Zeit meine feste Gesundheit endlich merkbar zu leiden begann, kamen wir so weit, daß wir einen Lootsen an Bord nehmen konnten. Das Schiff war leck geworden und konnte die Fahrt bis Holland unmöglich aushalten, es mußte der Ausbesserung wegen in einen der nächsten Häfen einlaufen. Der Lootse rieth wegen des Wetters und wegen des Zustandes, worin sich das Schiff befand, das nähere Falmouth an; der Kapitain aber wünschte zu Plymouth einzulaufen, weil er dort ein angenehmeres Leben erwarten konnte. Seine

Hoffnung auf ein angenehmes Leben hätte uns beinahe das unserige gekostet. Trotz dem fürchterlichen Wetter und den Warnungen des Lootsen mühte er sich fast einen ganzen Tag lang vergeblich ab, durch Laviren nach Plymouth zu gelangen und kehrte erst nach der Richtung von Falmouth um, als der Nebel, die Dunkelheit und der Sturm der Maßen überhand genommen, daß selbst der Lootse in die größte Besorgniß gerieth. Jetzt mußte dieser unser Retter werden. Ohne zuletzt durch den Nebel hindurch von der Küste mehr als bisweilen den unbestimmten Umriß eines Berges zu sehen, befahl er, schnurstracks auf einen gewissen Punkt loszusegeln, wo er die Hafenmündung vermuthete. Glücklicher Weise hatte ihn sein geübtes Auge nicht getäuscht. Wir ließen nach fünfmonatlicher Fahrt bei sinkender Nacht in der Bucht von Falmouth den Anker fallen. Es war hohe Zeit, denn das Schiff enthielt gegen fünf Fuß Wasser. Sogleich wurden die Pumpen in Bewegung gesetzt und mit dem Seewasser wurde der schon beschwemmte Kaffee und Zucker auf das Verdeck gepumpt. Zwei Tage später hieß es, daß in der Nacht, welche auf unsere Ankunft folgte, achtzehn Fahrzeuge an den benachbarten Küsten gestrandet seien. Nachdem wir in Sicherheit waren, hörte ich den Obersteuermann sagen, er wundere sich, daß wir Europa wieder gesehen, wir seien durch

die Unkunde und den Eigensinn des Kapitains drei Mal in der augenscheinlichsten Gefahr gewesen, unterzugehen.

Das Schiff mußte gänzlich ausgeladen werden und Behufs der Ausbesserung den Winter hindurch im Hafen von Falmouth liegen bleiben. Unter diesen Umständen konnte eine Abfindung hinsichtlich der sofortigen Weiterschaffung der Passagiere diesen wie dem Kapitain nur angenehm sein. Ich, der ich am meisten Ursache hatte, meine Reise zu beschleunigen und am wenigsten durch Gepäck genirt war, nahm das vom Kapitain mir angebotene spärliche Reisegeld sogleich mit Freuden an und reis'te mit dem Dampfschiff nach London, nachdem ich meine Habseeligkeiten unter meine geehrten Reisegefährten, die Matrosen, vertheilt und meinem „maat" (Kamerad) mit dem verlorenen Nasenflügel mit meinem Sergeanten-Kapotrock beglückt hatte. Da ich weder Zeit noch Geld hatte, mich in London weiter als nach dem benachbarten Tower umzusehen, bestieg ich sogleich ein segelfertiges Paketboot und langte nach einer achttägigen ununterbrochen stürmischen Fahrt, auf welcher eine französische Brigg uns beinahe das Bugspriet wegsegelte, in Rotterdam an.

Nie in meinem Leben habe ich eine entzückendere Aussicht gehabt, als damals da ich den ersten Sand

der flachen, traurigen holländischen Küste wieder sah. Doch, ehe ich von meinem Empfang in Holland rede, muß ich, dem Drang meines Herzens folgend, zuvor ein Wort der Erinnerung an zwei Begleiterinnen, einflechten, die mit mir von Batavia gekommen waren, und von denen ich die eine verloren, die andere gerettet habe. Die Begleiterinnen waren: eine Uhr und eine Witwe.

17.

Meine Uhr.

Wenn eine Uhr ein Erforderniß für den Geschäftsmann und ein Luxusartikel für den Sorglosen ist, wem wäre sie dann überflüssiger als dem Studenten? Ihn erinnern an Beobachtung der Stunden höchstens mitunter die Kollegia und auch diesen Mahnern läßt sich leicht genug thun, wenn man, wie es bei mir der Fall war, aus seinem Fenster die Aussicht auf das Zifferblatt des Rathhauses hat und überdieß das Zeitgewissen alle Augenblicke durch einen Ruf von den umherstehenden Kirchthürmen aufgeschreckt wird. Worauf es mit dieser Einleitung hinaus soll, wird einem Menschenkenner sofort klar sein, nämlich auf das Geständniß, daß ich auf der Universität meine schöne, dicke Uhr, durch die ich mich als wohlausgestatteten Sohn anständiger

Eltern legitimiren sollte, als ein überflüssiges Möbel zurückgelassen, daß ich ihr Gold in Silber umgesetzt, daß ich dasjenige, welches die Zeit anzeigt, in dasjenige umgewandelt hatte, womit man die Zeit vertreibt.

Als ich nun dem Studentenleben Adieu gesagt und im Begriff stand, die große Fahrt nach Batavia anzutreten, wurde ich an meine bereits vergessene Uhr zuerst wieder gemahnt durch — die Abschiedsstunde. Die Meinigen standen um mich herum mit verweinten Augen und brachten ihre letzten Herzensanliegen vor, ich selbst stand da mit der einen Hand Händedrücke austheilend und mit der andern das Schnupftuch haltend, da plötzlich schlägt die Thurmuhr, ich greife hastig in die Westentasche, um zu sehen, ob es die Stimme der Abschiedsstunde ist, die mich ruft, und — die Tasche ist leer! Mein Vater, den dieser unwillkürliche Wink an die Ausfüllung einer Lücke mahnte, nöthigte mich, die Abschiedsszene noch um einige Augenblicke zu verlängern, und ging aus der Stube. Als er zurückkam, hielt er eine höchst elegante goldene Uhr mit emaillirtem Zifferblatt in der Hand und überreichte sie mir mit den Worten: „Ich schenke dir als Andenken die goldene Repetiruhr deines verstorbenen Bruders. In Batavia wird sie sich besser bewahren lassen, als auf der Universität. Versprich mir das!" Ich versprach sie zu bewahren wie einen Augapfel, und einige

Minuten nachher rollte mit mir und meiner Uhr der Wagen der holländischen Gränze zu.

Welche Dienste hatte von nun an die schöne Uhr zu verrichten! Auf der kolonialen Hochschule zu Harderwyk hatte sie mich zu erinnern, nicht an die Kollegia, oder an die Stunde eines Burschenturniers, oder an die Stunde eines Gelags, sondern an die Zeit, wo ich mich beim Appell durch mein „Present!" als Nichtdeserteur auszuweisen, wo ich mit der grauen Kompagnie der Aspiranten auf den ostindischen Kirchhof nach der Schimpf- und Fluchschule des Exercirplatzes auszurücken, wo ich als Wachposten einen Ausgang der Stadt an der Südersee zu besetzen hatte, um die teutschen Argonauten von der Flucht vor dem batavischen goldnen Vließ abzuhalten. Wie oft habe ich nach der Uhr gesehen auf dem langen Weg von Harderwyk bis in den Kanal, von dem Kanal nach den Azoren, von den Azoren nach den Kanarischen Inseln, von den Kanarischen Inseln bis zum grünen Vorgebirge, vom grünen Vorgebirge bis zum Aequator, vom Aequator bis Tristan d'Akunba, von Tristan d'Akunba bis zum Kap der guten Hoffnung, vom Kap der guten Hoffnung bis St. Paul und Amsterdam, von St. Paul und Amsterdam bis zur Sundastraße, von der Sundastraße bis Batavia! Wie oft habe ich die Uhr mit ihrer klangvollen Stimme mir die Zeit angeben lassen, wenn ich in den stillen

Nächten auf dem Verdeck saß und die Matrosen sich nach ihrer Ablösungsstunde sehnten, oder wenn ich in dem schwarzdunkeln Schiffsraum, von Hitze und von Phantasien geplagt, schlaflos in der Hängematte gewiegt wurde! Dann kam die böse Zeit in Batavia, wo mich die schöne Uhr auf den Exercirplatz unter den hohen Tamarindenbäumen rief, wo sie mich Abends um die neunte Stunde in der qualmenden chinesischen Restauration zum Aufbruch mahnte, wo sie vor Tagesanbruch mir meldet, daß die malaiischen Höckerweiber mit ihrem Kaffee vor den Kasernen warteten, um die teutschen Auswanderer zu ihrem ostindischen Tagewerk zu stärken, wo sie mir bei Nacht auf der Wache die Zeit angab, wann ich meine großmäuligen malaiischen Untergebenen, die meine repetirende Uhr staunend für einen goldenen Singvogel zu halten schienen, mußte aufmarschiren oder auf ihren einsamen Posten an den militärischen Bagno's und am Jakatra mußte ablösen lassen. Darauf kam die selige, goldene Stunde, wo mir endlich der langsam rückende Finger der Uhr den Minutenstrich zeigte, hinter welchem der Rückweg nach Europa begann. Wie viel unendliche Stunden, Minuten, Sekunden hat der schlanke Zeiger der goldnen Repetiruhr meines verstorbenen Bruders bis zu jenem Augenblick durchlaufen! Und nun der Rückweg bis England — doch der Rückweg ruft mir die Ver-

suchungen in's Gedächtniß, die ich zu überwinden hatte, um das meinem Vater gegebene Versprechen zu halten.

Mensch, selbst wenn du ein rechtgläubiger Christ bist, es gibt Augenblicke, in welchen es trotz deinem Stolz auf die Göttlichkeit deiner Natur und trotz deinem tröstenden Glauben an ein besseres Leben dir klar wird, daß du weniger bist, als das verachtete, sterbliche Thier, wenn du — kein Geld hast, denn das Geld ist das stellvertretende Supplement der Gottheit im Menschen. Aber unter allen Lagen, welche dir deine pekuniäre Menschlichkeit fühlbar machen, gibt es schwerlich eine verdrießlichere, als wenn du eine Reise um die halbe Welt gemacht hast und dann kein Geld besitzest, um ein Andenken an deine große Fahrt mit nach Hause zu nehmen. In der That, ich habe es empfunden, daß eine solche Noth weit bitterer ist, als so manche andre, die durch ihre Folgen weit schwerer in's Gewicht fallt. Von dem Geld, das mir außer der goldenen Uhr mein Vater mit auf den Weg gegeben hatte, besaß ich nach vier Monaten noch eben genug, um mit Zuschuß einer kleinen Summe, die mir mein Christ lieh, meinen Laufpaß einzulösen. Nun stand ich da wie ein Vogel, der die Freiheit des Fliegens mit den Federn seiner Flügel erkauft hat. Sollte ich in dem berühmten Lande, das eine Reise von 6000 Stunden von meiner Heimath trennte, mich nicht weiter umsehen,

als die militärische Fessel gereicht hatte, und sollte ich nicht einmal einige Denkzeichen meines Aufenthalts, einige Merkwürdigkeiten und Geschenke mit nach Europa bringen? Hier gab es seltne Thiere, glänzende Papagaien, niedliche Affen, dort seltne Planzen, schöne Blumen, kostbare Konfitüren; hier gab es chinesische Kunstwerke, dort japanische Seltenheiten; hier gab es allerliebste malaiische Arbeiten, dort schöne javanische Waffen; hier gab es dieß, dort gab es das für verhältnißmaßig wenig Geld zu kaufen. Wie Manchen, wie Manche konnte ich mit all diesen Dingen beglücken! Welchen Familienschatz bildeten sie, wenn ich sie in einer kleinen Sammlung vereinigte! Kinder und Kindeskinder hätten ihren Stolz und ihre Freude dran gehabt. Und wie schön hatte ich mit chinesischer Tusche und mit chinesischen Federn auf dem sanften chinesischen Papier, das man mir vor meiner Abreise zum Kauf anbot, unter teutscher Zensur meine Erlebnisse beschreiben können! Welche Versuchungen alle diese Gedanken in mir erregten und in welche Gefahr sie meine — Uhr brachten, das beliebe sich jeder Leser von Gefühl vorzustellen. Beherzt zog ich meine goldene Uhr, die schon so Manchen lüstern gemacht hatte, mit Ermuthigung bedachte ich, daß in Batavia, wo ich für ein bloßes Uhrglas drei Gulden hatte bezahlen müssen, die Uhr selbst mich zum reichen Mann machen, daß sie mich

in Stand setzen würde, eine ganze Sammlung javanischer Merkwürdigkeiten zu kaufen, daß ich meinen Vater durch eine einzige Seltenheit würde versöhnen können; aber — ich hatte damals noch keine Politika getrieben, das gegebene Versprechen trat wie ein mahnendes Gespenst zwischen mich und den Kaufer und mit verzweifelter Genugthuung steckte ich die goldene Uhr meines verstorbenen Bruders wieder in die Tasche. Mich mit einem früher gekauften javanischen Ring als einzigem Andenken begnügend, nahm ich Abschied von Weltevreden (Wohlzufrieden), dessen Name schon so viel Tausenden wie bitterer Hohn in die Ohren geklungen, und wandte mich der Rhede von Batavia zu, um das Schiff aufzusuchen, das mich nach Europa zurückbringen sollte. Meine Begleiter waren zwei Kuli's (malaiische Träger), die meinen Koffer mit dem Ueberrest meiner Garderobe trugen. Als sie den Koffer am Strande der See niedersetzten, hielt ich folgende stumme Rede an sie:

„Edle Malaien! Eure sanfte orientalische Physiognomie verrath mir, daß ein menschenfreundliches Herz in eurem Busen schlagt. Eure Gesinnung ist nicht durch niedern Eigennutz verhärtet, wie das Herz der Europäer, und Wohlthun ist euch eine Freude. Ein wahrer Stolz aber muß es für euch sein, Wohlthaten einem der Weißen zu erzeigen, die mit Geringschätzung

eure braune Haut zu betrachten pflegen und sie nur für gut genug zum Gerben halten. Ihr habt Gelegenheit, eine edle Rache zu üben. Der weiße Mann, dem ihr den Koffer getragen, besitzt nichts mehr, als diesen künstlich gearbeiteten Ring, den ein Chinese verfertigt hat. Der Ring besteht aus einer goldnen Schlange, die sich dem weißen Mann neun Mal um den Finger windet und womit er seine einstige Braut zu umstricken gedenkt. Wollt ihr ihn nöthigen, sich dieß einzige Kleinod und Andenken von Finger und Seele zu reißen, blos damit er euch den geringen Lohn für euren Trägerdienst zahlen könne? O, ihr werdet es nicht wollen, edle Malaien! Eure Seele schaudert zurück vor solcher Hartherzigkeit! Es liegt euch zu viel an der Zufriedenheit und zugleich an der Achtung eures scheidenden Mitmenschen, als daß ihr ihm nicht den besten Begriff von eurer Edelsinnigkeit und Sympathie mit auf die Reise geben solltet. Nehmt dafür, durch und durch edle Söhne des Südens, den herzlichen Händedruck eures weißen Bruders aus dem Norden und die Versicherung an, daß er im Lande der Weißen sich eurer Rechte und Freiheiten annehmen wird."

Die edlen Malaien konnten auf diese Rede vor lauter Rührung nur drei, aber inhaltschwere Worte erwiedern. Sie sprachen: duhwa rupia, tuwang! Was heißt das? Es heißt: zwei Gulden, mein Herr! Was

sollte ich thun? Die Malaien eben so wenig verstehen, als sie den weißen Mann verstanden, hatte beiden Theilen gleich wenig geholfen. Die Unabänderlichkeit der Umstände forderte kurzen Entschluß. In wenig Minuten befand ich mich in dem bambusgezimmerten Kram eines chinesischen Juden, der mir die goldene Schlange für einen Spottpreis abkaufte. Zwei Rupien erhielten die edlen Ruti's und beinah den ganzen Rest verwendete ich, um als Andenken an Batavia vierzehn dicke Kokosnüsse, einige javanische Stöcke, einen malaiischen Sonnschirm, ein chinesisches Kartenspiel und einige andre wohlfeile Kleinigkeiten zusammenzuhandeln. Auch von diesen Andenken habe ich wenig nach Hause gebracht, da mir das Meiste in einer stürmischen Nacht durch die Wellen aus meiner losgerissenen Kiste, die in dem offenen Ueberdeck unter meiner Hangematte stand, in die See gespült wurde. Weniger, als ich, hat nicht leicht ein Reisender von Batavia mitgenommen, meine — Uhr aber hatte ich noch in der Tasche.

Auf der Reise bis zum Kap hatte ich Manches von der Mißachtung der reichen Passagiere, des Kapitains und selbst der Steuerleute zu leiden, welche auf einen „kahlen Neff" meiner Art als auf ein Wesen hinblickten, dem mit dem Geld auch die Würdigkeit abginge, sich an ihrer edlen Gesellschaft zu betheiligen, und dem sie sogar ihre Verachtung mögen zugewandt

haben, wenn ſie ſahen, daß er das Gefühl jener Würdigkeit dennoch mit doppelter Prätenſion feſthielt. In dieſe Lage gerieth ich übrigens nur den männlichen Paſſagieren gegenüber. Unter den Weibern gibt es überhaupt weit weniger Philiſter, als unter den Männern, und ſo geſchah es denn auch, daß mir trotz meiner „Kahlheit" die Aufmerkſamkeit der weiblichen Paſſagiere nicht entging. Wenn ich nun aber ſo einen männlichen Blick voll holländiſchen Mitleids oder oſtindiſcher Verachtung auf mir ruhen ſah, dann ſtellte ich mich wie abſichtslos in die Nähe des Betrachters, zog mit der wohlhabendſten Nonchalance die ſchönſte Uhr, die das Schiff trug, als holländiſches Wahrzeichen meines Standes unter meinem alten Kapotmantel hervor, ließ revidirend die Uhr repetiren und drehte dem verwunderten Bemitleider mit teutſcher Geringſchätzung den Rücken. Das wirkte. So oft ich die Uhr zog, betrachteten mich die Nabobs und ihre Trabanten nicht wie einen bemitleidenswerthen armen Teufel, ſondern wie ein intereſſantes teutſches Räthſel, deſſen Löſung aber meine einſylbige Zurückhaltung unmöglich machte.

Wir kamen in die falſche Bai am Kap. Die Paſſagiere und der Kapitain beeilten ſich, die Kapſtadt und deren Umgegend zu beſuchen. Der Eine brachte Straußfedern, der Andere Löwenfelle, der Dritte Kapwein, der Vierte allerlei Seltenheiten und Stoffe mit.

Sollte ich nicht auch nach der Kapstadt gehen? Sollte ich nicht dort durch den Einkauf von Seltenheiten nachholen, was ich in Batavia versäumt? Hatte ich nicht von meinem guten Willen, mein Versprechen zu halten, Proben genug abgelegt? Hatte nicht mein Vater bloß von Batavia gesprochen, als er mir das Versprechen abnahm? Sollte ich nicht die Gelegenheit, die mir ein günstiges Gebet des zweiten Steuermanns auf meine Uhr eben an die Hand gab, benutzen dürfen, um die Südspitze Afrika's zu bereisen? Die Versuchung war vielleicht noch größer, als in Batavia, aber meine Enthaltsamkeit war nicht geringer. Ich ließ die kostspielige Kapstadt Kapstadt sein, fing während der Abwesenheit der Andern goldglänzende Knurrhahne, die ganz unentgeltlich an meine Angel kamen, suchte Muscheln, setzte mich an die donnernde Brandung, wanderte umher auf den Bergen der falschen Bai, die so „Kabl" waren, wie ich, und — behielt meine Uhr, obschon die Versuchungen sechs Wochen andauerten.

Wir kamen nach St. Helena. Die Versuchung klopfte zum dritten Mal an und zwar dieses Mal stärker, als in Batavia und am Kap. Sie verbündete sich zu meiner Besiegung mit Napoleons Schatten. Sie setzte sich wie eine andre Lurelei auf die hohen Berge der Insel und winkte mir aus dem dunklen Wäldchen, in dessen Nähe das Grab des Giganten

liegt. Aber ich ließ das Grab des Giganten unbesucht und — behielt meine Uhr.

Wie oft habe ich mir später gesagt, ich sei ein Philister gewesen! Wenigstens habe ich tausend Mal bereut, daß ich meine Uhr auch bei St. Helena nicht verkauft, bereut namentlich aus dem Grunde, weil ich sie — doch nicht wieder nach Hause gebracht habe. Wie manche verzeihliche Sünde würden wir begehen, wenn wir immer die Folgen unserer Tugenden voraus wüßten!

Wir kamen in die Bai von Falmouth. Als ich das leck gewordene Schiff verlassen und mit dem Dampfschiff der Heimath zueilen sollte, überzählte ich mit trostlosen Berechnungen die kleine Summe, die mir der Kapitain zur Abfindung als Reisegeld hatte geben lassen und die ich mit Freuden angenommen, um nur nicht den Winter hindurch auf dem traurigen Schiff zurückzubleiben. Es bedurfte keiner arithmetischen Kenntnisse, um einzusehen, daß ich mit jener Summe nicht weiter, als bis Portsmouth, höchstens bis London würde gelangen können und mich dann dort in hülfloser Lage vergebens nach der nahen Heimath würde herübersehnen müssen. Der gute Rath wurde theurer, als je. Mit dem verhaßten Kapitain mich in ein, vielleicht fruchtloses, Unterhandeln einlassen, wobei ich ihm als Bettler gegenübergestanden hätte, das konnte ich nicht.

länger auf dem Schiff bleiben bei der Möglichkeit, in einigen Tagen mein Vaterland wiederzusehen, das konnte ich noch weniger. Was hätte ein Anderer an meiner Stelle gethan?

Die verzweifelte Lage, in der ich mich befand, schien der Steuermann, der schon am Kap auf meine Uhr geboten, abgewartet zu haben. Er bot auf's Neue und zwar dieses Mal weniger, als früher: er bot mir seine goldene Uhr und dreißig Gulden Geld. Was ich gethan hätte, wenn er bloßes Geld geboten, weiß ich nicht; daß er mir aber eine Uhr dazu geben, daß er mich in Stand setzen wollte, eine goldene Uhr, wenn auch nicht die meines verstorbenen Bruders, doch eine dagegen eingetauschte und ebenfalls nach Ostindien gereis'te Uhr nach Hause zurückzubringen — das beschwichtigte mein Gewissen und ich erlag. Mit gesammelter Herzhaftigkeit zog ich meine Uhr, steckte die dreißig Silberlinge ein und stieg in das Boot, um nach dem Dampfschiff zu fahren. Ehe ich die alte Uhr abgab, setzte ich zuvor die neue nach ihr, um die Aehnlichkeit zu vergrößern. Das ist teutsche Gewissenhaftigkeit bei Kleinigkeiten, während man — doch keine Beichte! Was mich besiegt hatte, das war die Liebe zur Heimath. Sie war damals stärker, als Batavia, das Kap und St. Helena zusammen genommen. Ich

kannte damals noch keine Zenſur und keine vaterländiſche Politik.

Als ich in das Boot geſtiegen war, ſah ich, wie der Steuermann die Uhr meines verſtorbenen Bruders wohlgefällig betrachtete, wie er ſie dann an's Ohr hielt und mit ihrer ſchönen Stimme die Zeit ausrufen ließ. Sie ſchlug zehn Uhr und es war, als riefe ſie mir ein zehnmaliges Lebewohl zu, nachdem ſie mich ſo treu über das Weltmeer hin und her begleitet hatte. Vielleicht trägt ſie jetzt ein malaiiſcher Seeräuberhauptmann, der ſie dem langen, erdolchten Steuermann aus der blutigen Taſche geriſſen.

Die Geſchichte meiner unbelohnten Gewiſſenhaftigkeit und fruchtloſen Selbſtüberwindung war übrigens noch nicht zu Ende. Als ich in Rotterdam landete, war von den dreißig Silberlingen nichts mehr vorhanden, ich mußte ihnen ſogar durch ein „ehrliches Geſicht" zu Hülfe kommen und Alles, was ich noch beſaß, war die goldne Uhr des Steuermanns. Bekanntlich iſt es nur „le premier pas qui coute." Der zweite folgt ihm nicht nur gelaufig nach, ſondern macht ihn überdieß auch leicht vergeſſen. Ich fragte mich: „ſoll ich mich an der holländiſchen Küſte mit der Kaprice wegen des Steuermanns goldener Uhr quälen und vielleicht Wochen lang an einer Uhrkette vor Anker liegen?" Ich war klüger geworden und beſann mich nicht. Die

Uhr des Steuermanns verschaffte mir das Geld, wovon ich bei der Ankunft in Utrecht (s. Kap. 19) noch drei Stüber übrig hatte.

Wofür hatte ich mir denn nun in Batavia, am Kap und bei St. Helena so schwere Opfer auferlegt? Wenn man das Ende hört, wird man mich doppelt auslachen, denn — mein Vater hat nach der goldenen Repetiruhr meines Bruders nie wieder gefragt.

18.

Die holländiſche Wittwe.

Das Schickſal hatte mir alſo auch die Freude zugedacht, die berühmte Stadt London, wenn nicht kennen zu lernen, ſo doch von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. In dieſe Freude miſchte ſich aber ein fatales Gefühl, als mich der Zufall ſofort in ein Quartier führte, wo nur der des Lebens ſicher zu ſein ſcheint, der außer dem Leben nichts zu verlieren hat.

Als ich in Falmouth das Dampfſchiff beſtieg, fand ſich auch eine der liebäugelnden Wittwen ein, die mit mir von Batavia gekommen waren. Obſchon ich unterwegs nie ein Wort mit ihr geſprochen hatte, kam ſie auf dem Dampfſchiff zu mir und bat mich, mit ihr die Reiſe nach Holland gemeinſchaftlich zu machen und ſie unter meinen Schutz zu nehmen. Natürlich war

ich verpflichtet und bereit, das in mich gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen, und nahm die Witwe unter die Flügel meiner Galanterie. In London angekommen, wünschte sie sich ein wenig umzusehen und einige Einkäufe zu machen. Wir gingen am Tower vorüber und kamen in eine Straße, die eine Menge Kramläden enthielt und nebenbei ein verdächtiges Aussehen hatte. Meine Witwe, die nicht minder begierig zu sein schien, sich in ihrem Putz und Schmuck zu zeigen, als, den Putz und Schmuck der Kaufhäuser zu sehen, blieb fast an jedem Hause eine Weile stehen und betrachtete Alles mit der größten Sorgfalt. Während sie so in Betrachtungen verloren war, kam aus einem der Häuser ein Mann und ein sehr hübsches Frauenzimmer zu uns und nöthigten uns unter den einnehmendsten Komplimenten, ihre Waaren zu besehen. Sie schienen uns sogleich als Fremde erkannt zu haben und uns für geeignet zu halten, ein Geschäft mit uns zu machen. Der Mann gab sich alle Mühe, mich vor der Hausthüre zu unterhalten und zu fesseln; während dessen sah ich das Frauenzimmer die Witwe in Beschlag nehmen, vertraulich ihre Hand fassen, und sie mit einem Schmeichelwesen, wie ich nie ein einnehmenderes gesehen, in das hintere Haus hineinführen. Die Witwe, obschon sie kein Wort Englisch verstand, folgte dennoch ihrer Führerin wie willenlos und bezaubert. Anfangs

ohne Verdacht, glaubte ich plötzlich in dem Blick meines Unterhalters eine gewisse schadenfrohe Gaunerhaftigkeit zu entdecken, die ich sofort mit der Liebenswürdigkeit des Weibes in Zusammenhang brachte und die mir eine große Angst für meine Schutzbefohlene einflößte. Ich sah mich nach ihr um, aber sie war bereits verschwunden. Sofort sprang ich in das Haus hinein, eilte durch einen Laden und ein Zimmer, faßte die Witwe, die eben im Begriff war, in eine Hinterthüre hineinzutreten, bei der Hand und zog sie mit Gewalt der Straße zu. Der Ausdruck von Wuth, in welchen die Freundlichkeit des Hausherrn und seines Weibes plötzlich verwandelt war, sagte mir, daß ich mich nicht getäuscht. Die Witwe hatte ebenfalls große Angst ausgestanden, sie sagte aber, das Weib sei eine so verführerische Schlange gewesen, daß sie ihr unwillkürlich habe folgen müssen, was bei einer Holländerin gewiß sehr viel heißt. Was hatte man mit ihr gewollt? Ich vermuthe, daß es bloß auf ihren Schmuck abgesehen war, denn ihr zugleich nach dem Leben zu trachten, wäre unter solchen Umständen etwas gewagt. Wäre sie allein gewesen, so war es wahrscheinlich um sie geschehen.

Als die Witwe einer so ungeahnten Gefahr glücklich entronnen war, verging ihr plötzlich die Lust, noch andere Merkwürdigkeiten der Stadt London zu besehen.

Auch verzichtete sie auf alle Einkäufe, einen einzigen ausgenommen. Ihr Lieblingsgericht bestand in Bückingen, und auf dies lang entbehrte Gericht schien sich nun ihre ganze Kauflust zu konzentriren. Sie kaufte eine solche Menge Bückinge, daß wir beide genug daran zu tragen hatten. Mit den Bückingen beladen eilten wir auf das Paketboot, auf welchem sie zum Lohn dafür, daß ich ihr das Leben oder wenigstens die Juwelen gerettet, während unserer langen Fahrt nach Holland ihr Lieblingsgericht redlich mit mir theilte.

Aber wer kann sich acht Tage auf einer langweiligen Fahrt mit bloßen Bückingen unterhalten? Die Witwe wollte unterhalten sein und ich ebenfalls. Zu meiner Beschämung sei es gesagt, daß die Bemühungen auf Seiten der Witwe größer waren, als auf meiner Seite. Sie war nicht schön, aber auch nicht häßlich, sehr gutmüthig, offenherzig und ungenirt, wie alle Holländerinnen. Aber es fehlte ihr, wie Allem, was Holländisch heißt, das ästhetische Element und dieser Mangel langweilte mich sehr. Sie erzählte mir ihre ganze Lebensgeschichte, setzte mir ihre Verhältnisse auseinander, zeigte mir alle ihre Pretiosen und sonstige wertvolle Sachen, aber sie war und blieb ohne Aesthetik und Poesie. Doch was unsrer Unterhaltung nicht fehlte, das war derber Humor. Je mehr man sich darin gehen ließ, desto lieber war es ihr, und so ist es

mit den Holländerinnen durchgängig der Fall. Da sie in dieser Beziehung als Repräsentantin ihrer Landsmänninnen gelten kann, so habe ich sie nicht aus meiner Erzählung weglassen dürfen. Man höre, wie der Humor sich bei ihr geltend machte. Als Schlafstellen wurden uns zwei über einander befindlichen Kasten in der Seitenwand der Kajütenstube angewiesen. Da ich fürchtete, es werde für die Wittwe eben so genant sein, wenn ich in den untern, als wenn ich in den obern Kasten hineinkriechc, so erbot ich mich, im Vordertheil des Schiffs bei den Passagieren zweiter Klasse zu schlafen. Das wollte indeß meine Begleiterin durchaus nicht zugeben und ich mußte mich entschließen, den obern Kasten einzunehmen. Jetzt aber begann erst die rechte Verlegenheit. Wer sollte sich zuerst entkleiden und zu Bette gehen? Die Kasten waren so eng und niedrig, daß in ihnen die zum Entkleiden nöthigen Bewegungen unmöglich waren, und doch ging es auch nicht an, in den Kleidern zu schlafen. Nach genauer Erwägung aller Schwierigkeiten wurde endlich entschieden, daß die Wittwe zuerst zu Bette gehen und ich so lang auf dem Verdeck spazieren müsse, bis sie in ihrem Kasten liege. Auf solche Weise war wenigstens die Dame salvirt. Aber nun begann die Verlegenheit für mich, da ich an den schlecht geschlossenen Verhängen der Wittwe vorüber in den obern Kasten kriechen mußte. Dies war

unmöglich, ohne die Beine so lang herabhangen zu lassen, bis der Oberkörper sich zurecht gefunden hatte, und während ich mit solchen Bemühungen beschäftigt war, lauerte die Wittwe durch ihre Gardinen und lachte mich aus. Daß sie mich nicht an den Beinen zog, war Alles. Morgens wurden die Rollen vertauscht, dann mußte die Wittwe zuerst hinaus und das Lauern durch die Gardinen war an mir. Die größte Noth hatte ich aber bei Nacht, wo das vom Sturm umhergeschleuderte krachende Schiff mir alle Augenblicke die Gefahr verspiegelte, durch meinen Rasten auf meine Schutzbefohlene zu fallen. Auf solche Weise stand ich viel Angst und Verlegenheit aus, während die Wittwe sich auf das Beste darüber amusirte. Ich mußte mir sogar eine Kritik meiner Beine von ihr gefallen lassen, und wenn dieselbe auch durchaus günstig war, so wird man sich doch vorstellen können, wie ein romantischer teutscher Jüngling dadurch beschämt werden mußte.

Als wir, nach mancherlei Unterhaltungen solcher Art, endlich in Helvoet Sluis ankamen, wollte mich meine Wittwe durchaus nöthigen, mit ihr im Gasthof abzusteigen und über Amsterdam, wo sie zu Hause war, nach meiner Heimath zu reisen. Ich ließ mich indeß nicht halten und reis'te sofort nach Rotterdam. Wenn ich der Einladung der guten Wittwe gefolgt wäre, so hätte ich nicht erlebt, was im folgenden Kapitel berichtet wird.

19.

Eine Nacht in Utrecht.

Quisquis erit vitae scribam color.

In Rotterdam ſetzte ich mich auf die Poſt, um nach Nymwegen zu fahren, von wo ich leicht Gelegenheit finden konnte, meine Heimath zu erreichen. Der Poſtwagen langte Abends gegen fünf Uhr in Utrecht an und hier vernahm ich zu meinem größten Schrecken, daß die Fahrt erſt den andern Vormittag um elf Uhr weitergehen würde. Zu meinem Schrecken, ſage ich, denn mein ganzes Vermögen beſtand noch aus drei holländiſchen Stübern und für einen ſolchen Preis hätte man höchſtens in der Eifel übernachten können. Ueberdieß hatte ich, eben meiner mageren Börſe wegen, den ganzen Tag noch nichts gegeſſen, als eine Semmel und meine vor Kälte ſtarrenden Glieder wie meinen Magen

auf Nymwegen vertröſtet, wo ich auf Kredit leben konnte. Wo ſollte ich nun in Utrecht für meine drei Stuber Nachtquartier und eine Mahlzeit finden? Ich kannte in der ganzen Stadt keine Seele, Kredit hatte ich nirgends zu erwarten und zum Bettler war ich total verdorben, ſeitdem ich das Grab Napoleons nicht geſehen, um keiner zu werden. Endlich fiel mir ein, daß ich auf den Platz im Poſtwagen, den ich bis Nymwegen bezahlt, ein Recht habe, ſo lang man mich nicht an Ort und Stelle geſchafft. Ich ging daher zum Poſtmeiſter hinein, um mein Recht geltend zu machen und ihm zu ſagen, daß ich die Nacht im Poſtwagen ſchlafen würde. Der Poſtmeiſter wollte indeß davon nichts wiſſen und machte mir begreiflich, daß, da der Wagen in der Nähe ſeines Bureaus ſtehe, worin die Kaſſe enthalten ſei und da er mich nicht kenne, er mir die Erlaubniß zu meinem neumodiſchen Nachtquartier verſagen müſſe. Daß der Mann mich ſo mir nichts dir nichts für einen Dieb hielt, kam mir gar zu maſſiv vor, als daß ich mich darüber hätte ärgern können. Ich ſetzte ihm meine Verhältniſſe mit aller Ruhe auseinander, verſicherte ihm mit aller Glaubwürdigkeit, daß ich aus ſeiner Kaſſe ſo wenig nehmen würde, als aus meiner eigenen, kam aber nicht zum Zweck und mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. Als ich vor dem Poſthauſe ſtand und auf ein neues Mittel ſann, zu

einem Nachtlager zu gelangen, hörte ich in einer nahgelegenen Kneipe ein entsetzliches Perroriren, Singen und Lärmen. Die Kalte gestattete mir nicht, lang mit meinem Entschluß zu zögern, ich war genöthigt, rasch einen Plan zu entwerfen. Schlimmer, als bei den Matrosen, hatte ich es in der Kneipe nicht zu erwarten und die Gesellschaft mochte sein, von welcher Art sie wollte, so saß sie doch in einer warmen Stube und es war immer der Mühe werth, sie einige Zeit zu beobachten. Ich ging in die Kneipe hinein, bestellte mir ein Glas Genever und setzte mich an den Kneiptisch. Die Gesellschaft bestand aus etwa zwölf Personen, theils uniformirten Soldaten, theils neu-angeworbenen und noch nicht eingekleideten, theils aus Handwerkern. Alle umschlang das gemeinsame, in vaterländischem Genever getränkte Band des Hasses gegen die Brabänter. Sie zogen zu Felde mit einem entsetzlichen Blutdurst und schlugen ihre Feinde todt, daß es eine wahre Freude war. Geflucht wurde mit solcher Herzhaftigkeit, daß, wenn jeder Fluch ein Flintenschuß gewesen wäre, die zwölf Mann allein ganz Belgien hätten in die Flucht jagen können. Die Hauptperson war ein großer starker Kerl, der, nach seinem Aussehen und seinen Reden zu urtheilen, ein Jäger gewesen sein mußte und der jetzt in die Reihen der Altniederländer eingetreten war, um auf die Neubelgier Jagd zu machen. Er vertrei-

digte während des ganzen Abends den Satz, daß jeder Belgier, den er auf sechshundert Schritte ansichtig würde, „sein sei.“ Machte ihm Einer einen Einwurf dagegen, so erwiederte er immer mit gesteigertem Ton: „Gott verdamm' mich, er ist mein!“ Ließ dann sein Bestreiter noch nicht nach, so nahm der miles gloriosus seinen Stock, lud ihn wie ein Gewehr, legte an, nahm Jeden aus der Gesellschaft mit beängstigender Sicherheit auf's Korn und bewies mit solcher Evidenz, daß Alles sein sei, daß man sich wundern mußte, noch immer am Leben zu sein. Endlich schlug es neun oder zehn Uhr, wo die Helden sich in ihren Kasernen oder Quartieren einfinden mußten. Ich dankte dem Himmel dafür, daß ich von den so lang angehörten ekelhaften Renommagen endlich befreit wurde. Für ein teutsches Frauenzimmer ist der Holländer dann am unausstehlichsten, wenn er zärtlich oder sentimental wird, und einem Manne widersteht er am meisten dann, wenn er im Ernst von seiner patriotischen Kourage spricht. Das Meiste trägt dazu die holländische Sprache bei, welche für das Seederbe, für das Niedrigkomische, für das Obscöne ꝛc. wie gemacht ist, aber allem Ernsthaften und Pathetischen, das in sie eingekleidet wird, einen Anstrich des Lächerlichen oder Abgeschmackten verleibt. Bei Behandlung des Rührenden oder Erhabenen steigt dieß bis zum Ekelhaften. Wer sich von solchem Ekel

lebhaft will durchdringen lassen, wohne der Vorstellung eines holländischen Trauerspiels bei. Holland — Trauerspiel, Kaufmannsseele — erhaben, Kalbfleisch — rührend, Käse — Aesthetik, Kabliau — Ideal.

Während der eben besprochenen patriotischen Abendunterhaltung hatte ich, obschon ich einige Male mit in den Diskurs gezogen wurde und mitblies in die patriotische Trompete, um mich selbst zu salviren, die Hauptsache nicht vergessen, nämlich, meinen Uebernachtungsplan in's Werk zu setzen. Ich hatte mir für meine drei Stüber ein Glas Genever nach dem anderen kommen lassen, spie ihn aber jedes Mal unbemerkt vor der Thüre wieder aus und als nun die Gesellschaft aufbrach, saß ich in simulirtem Schlaf hinter dem warmen Ofen und hatte die besten Verdachtsgründe für mich, betrunken zu sein. Ich hatte darauf gerechnet, daß der Wirth zu Bette gehen und mich betrunkenen Menschen in der warmen Stube meinen Rausch würde ausschlafen lassen. Gelang dieß, so hätte ich ein tüchtiges Feuer in den Ofen gelegt und die Nacht auf einem Stuhl oder einer Bank zugebracht. So wohl sollte es mir indeß nicht werden. Als der Wirth und seine Frau, ein junges Ehepaar, zu Nacht gespeist, während welcher Zeit ich, unter verstohlenen Blicken nach der apetitlichen Mahlzeit, durch künstliches Schnarchen die Tafelmusik gemacht, wechselten sie zum Dessert

einige Zärtlichkeiten und machten sich fertig, zu Bette zu gehen. Es stand oder vielmehr saß ihnen nichts mehr im Wege, als ich. Nachdem sie eine Zeit lang deliberirt hatten, wie ich am besten zu entfernen sei, trat der Mann zu mir, stieß mich vertraulich an und rief mir laut in's Ohr: „Freundschaft, es ist Zeit, zu Bette zu gehen.“ Meine Freundschaft wollte ihn aber nicht verstehen und antwortete mit Schnarchen. Ein wiederholtes Anrufen und Rütteln hatte dieselbe Wirkung. Sollte er ehrlich sein? sagte der Wirth zu seiner Frau. Man darf es nicht riskiren, antwortete die Frau, welche, wie die meisten jungen bürgerlichen Ehefrauen, sehr besorgt und mißtrauisch zu sein schien. „So nimm du ihn bei den Füßen, sprach der Wirth, ich werde ihn beim Kopfende nehmen. Wir wollen ihn vor die Thür' tragen.“ Und wirklich machten sie Anstalten, mich auf diese Art zu Bette zu bringen. Was hatte ich darum gegeben, wenn ich in dem Augenblick als verkappter Herrscher, der seine Unterthanen auf die Probe stellte, hätte aufspringen und das beschämte Ehepaar andonnern können: ich bin Harun al Raschid, ich bin der König von Holland und werde Jedem ein russisches Bad auf öffentlichem Markt geben lassen, der in diesem Wetter einen hülfsbedürftigen Menschen vor die Thüre schickt! Allein es war mir in dem seltnen Moment nur vergönnt, mich bürgerlich zu halten und

auszudrücken. Ich richtete mich, als ich sah, daß meine Verstellung nichts mehr half, ruhig auf und sprach zwar mit Würde eines Herrschers aber mit der Sanftmuth eines verfrorenen Sergeanten: ich bin, gute Leute, nicht betrunken, wie ihr glaubt, ich habe mich nur verstellt in der Hoffnung, daß ihr so menschlich wäret, mich die Nacht hindurch hier ruhig sitzen zu lassen. Ich bin hier fremd, fahre morgen mit dem Postwagen weiter und bin außer Stande, mir bis dahin ein regelmäßiges Quartier zu besorgen. Nun streckt eure warme Hand vor die Thüre in die Luft und dann beschließt. „Das ist Alles gut, gab das Ehepaar nach Art des Postmeisters zur Antwort, allein wir haben hier keine Herberge, überdieß kennen wir Sie nicht und haben einen Laden." Auf diese Antwort besah ich mich von unten bis oben, um zu entdecken, ob ich denn wirklich so auffallende Aehnlichkeit mit einem Spitzbuben habe. Aus meinem Stiefel sah man durch eine wahrhaft physiognomisch gestaltete Ritze die große Zehe sehr verdächtig herauslauern, sie konnte also auf verbotenen Wegen wandeln wollen, das ist wahr; meine blaue Hose, die ich vor der Abreise von Batavia von einem neuangekommenen Unterofficier für einen Gulden gekauft, war für die Jahreszeit gewaltig dünn und etwa einen halben Fuß kürzer, als meine Beine, konnte also fremden Beinen angehören, das ist auch wahr; meinem

Frackrock sah man an, daß er früher eine Uniform gewesen war, er konnte also aus Furcht vor Entdeckung verändert worden sein, das ist ebenfalls wahr; auf meinem Gesicht stand Kummer und Hunger geschrieben, vor dem nichts Eßbares sicher zu sein schien, das ist nicht weniger wahr. Nachdem ich zu solcher Selbsterkenntniß gekommen, konnte ich den guten Leuten ihr Mißtrauen nicht mehr übel deuten, zumal wenn ich noch bedachte, daß ich mir durch meine eingestandene Verstellung wie durch meine eingestandene Armuth eine neue Blöße gegeben hatte. Die Menschen greifen Einem selten unter die Arme, wenn sie Einem nicht auch zugleich in den Beutel greifen können und in meinem Fall war durchaus nicht ausgemacht, daß nicht ich der greifende Theil sein würde. Mich durchschaut und beschamt fühlend wünschte ich gute Nacht und trat vor die Thüre. Nun stand ich wieder, wie früher vor der Post, den Hals in den Kragen zusammengezogen und meinen treuen Gefährten, einen Stock, unter den Arm gekniffen, eine neue Kriegslist zur Eroberung eines Bettes aussinnend. Ich hatte aber dieses Mal mehr Schwierigkeit damit, weil ich alle meine Munition verschossen: in meinen Taschen war, wie Lichtenberg sagt, nichts mehr zu finden, als meine Hände. O Natur, wie schön bist du, wie reich! Wäre ich in Verzweiflung, wäre ich durch das Benehmen des

Wirths und des Poſtmeiſters in miſanthropiſchen Unmuth gerathen, ſo fand ich in der freien Natur ſogleich das vortrefflichſte Mittel, mich abzukühlen und zu heilen. Es war eine herrliche Januarsnacht, in die ich aus der warmen Stube zitternd hineintrat, die Sterne flimmerten ungewöhnlich klar vom Himmel herab und beleuchteten in dem knatternden Schnee blitzende Diamanten, die ich reicher Mann mit Füßen trat. Ein äußerſt munterer Zephyr ſpielte muthwillig neckend mit meiner ſommerlichen Hoſe und mit den ſpitzen, nickenden Schößen meiner Frackuniform. Meine Zähne klapperten wie Kaſtagnetten zu der lebhaften Muſik des Windes und mein hungriger Magen knurrte den Takt dazu. Auch blieb der Tanz nicht aus. Um mich warm zu machen, rannte ich wie beſeſſen durch die Straßen. Als ich einige Straßen durchrannt hatte, hörte ich in einem hellerleuchteten Hauſe, das ich für ein Weinhaus anſah, einen Lärm von der Art deſſen, der mich in die Kneipe neben der Poſt gelockt hatte. Auch hörte ich einige lateiniſche Brocken fallen, wobei das Wort patria immer vorklang. Es fiel mir ein, daß Utrecht eine Univerſitätſtadt ſei und daß die tobenden Gäſte wohl Studenten ſein könnten. Da ich ebenfalls Student, wenn auch kein holländiſcher, geweſen war, ſo hoffte ich an dieſe Qualität ſofort ein geiſtiges Band anknüpfen zu können und dadurch wenigſtens ein Nacht-

quartier zu erlangen, das nicht erbettelt, sondern angeboten oder doch mit Freuden gewährt würde. Ich blieb also vor dem Hause stehn, um zu warten, bis Einer von der Gesellschaft herauskäme. Ich hatte nicht fünf Minuten gestanden, als die Thüre sich ungestüm öffnete und ein ganzer Klumpen Studenten hervorbrach. Als ich dem ersten ungestümen Stoß des Klumpens ausgewichen war, trat ich zu ihm hin und trug mein Anliegen vor. Meine ganze Bitte ging dahin, Einer möge mir die Nacht seinen Sopha einräumen — ein Platz, der auf teutschen Universitäten bekanntlich jedem fremden Studenten zur Disposition steht. Statt mir meine Bitte zu gewähren oder abzuschlagen, ließ man sich gar nicht darauf ein, sondern that allerlei theils ausweichende, theils larvirt verhöhnende Fragen an mich, z. B. wo und was ich studirt, ob ich Cicero's amores und Ovids orator gelesen, ob ich ein Freund der Brabanter sei, was ich von der niederländischen Verfassung halte ꝛc.? Meine Antwort war, ich bate um Entschuldigung, daß ich mich geirrt, ich habe sie für Studenten angesehen; ich sei zu ihnen gekommen, sie um eine kollegialische Gastfreundschaft zu bitten, die ich in meiner Heimath bei erster Gelegenheit zu erwiedern beabsichtigt, nicht aber, um mich examiniren zu lassen. Uebrigens nehme ich meine Bitte zurück, denn, wenn man gesinnt gewesen, sie zu gewähren, so würde

man nicht so viel Umschweife gemacht haben ꝛc. Man gebot mir, zu schweigen und nicht frech zu sein, ich sollte bedenken, daß ich in Niederland sei. Ich erwiederte, Niederland sei ein konstitutioneller Staat, wo Schreib- und Redefreiheit bestehe, deshalb sei es von ihnen, die so viel auf ihr Vaterland hielten, sehr inkonsequent und inkonstitutionell gehandelt, daß sie mir schon wegen einer so kleinen Freiheit Stillschweigen gebieten wollten. „Was? rief Einer von ihnen, will der Niederland beschimpfen? Drauf Jungen! (Drop, Jonges!)" Zum Glück hatte ich einen derben batavischen Rohrstock bei mir, dessen stumme Beredtsamkeit die „Jungen" bewog, mich nicht auch körperlich zu examiniren und ihre Wege zu gehen. Als sie eine Strecke weit gegangen oder getaumelt waren, hörte ich die Mondkalber ein fürchterliches Gelächter aufschlagen. Es waren diese jungen Leute von der Klasse Jener, die man nach der Löwenschen Affaire mit dem sogenannten Verlustorden im Knopfloch umherreisen sah, um das Zeichen des Heldenmuths zur Schau zu tragen, womit sie sich die Uniform hatten anmessen lassen. Ich war im Stand, ihre Berechtigung und Qualifikation zu jener Auszeichnung zu beurtheilen, denn ich lernte hinlänglich ihre martialische Gesinnung kennen, welche sich so wenig verleugnen konnte, daß ich in Gefahr

kam, anſtatt eines Nachtquartiers den Buckel voll akademiſcher Prügel zu bekommen.

Nach der gemachten Probe hatte ich nicht Luſt, bei dem Weinhauſe noch mehr Bekanntſchaften der Art zu ſuchen und da mich bei dem Stillſtehen wieder ſehr zu frieren begann, gab ich mich auf's Neue an's Laufen. Es war ein Wetter, um ſich zum ewigen Juden zu qualifiziren. Ich wurde aber auch das Laufen bald müde, denn meine Beine, die ich auf dem Schiffe fünf Monate lang faſt gar nicht gebraucht hatte, waren mir ganz ſteif geworden. Endlich fiel mir ein, mich zum Ausruhen und zum Schutz vor dem immer ſcharfer werdenden Wind unter einer Brücke an eine zugefrorne Gracht zu ſetzen. Dort ſtellte ich Betrachtungen über meine tragikomiſche Lage an und ich konnte mich der Kühnheit nicht erwehren, Batavia mit Moskau und mich auf der zugefrorenen Gracht mit Napoleon an der Berezina zu vergleichen. Als ich eine halbe Stunde, etwa bis zwei Uhr, an der Berezina geſeſſen hatte, ſah ich eine große Ratze an mir vorüberſchleichen, die, wie es ſchien, auf den Rattenfang ausgegangen war. Ich gerieth auf den Einfall, ſie zu mir heranzulocken, in der Abſicht, ihr ein wenig über den Kopf zu kratzen, und ſie ſpielender Weiſe auf meine halb erfrorenen Füße, namentlich auf meine lauernde große Zehe zu ſetzen. Ich ward indeß bald inne, daß meine Bewer-

bungen fruchtlos ſein würden, als ich hinter der Katze ihren Galan, einen ſchönen, rabenſchwarzen Kater, herſchleichen ſah. Auch verlor ich durch meine Reſignation nichts, denn es zeigte ſich, daß, wenn auch meine Füße kalt bleiben ſollten, zur Entſchädigung meinem Herzen eine deſto angenehmere Erwärmung zugedacht war und zwar durch eine Oper mit der ſchmelzendſten Vokalmuſik. Die Oper ſtellte einen aus übergroßer Zärtlichkeit hervorgehenden Liebezank dar. Nach der Ouvertüre, beſtehend in dem Geſchrei fliehender Ratten und dem Klappen einer zugeſchlagenen Thüre, faßten die Liebenden theatraliſch gegen einander Poſto und nachdem ſie ſich einige Zeit ausdrucksvoll betrachtet und zärtlich-leiſe präludirt hatten, machten ſie ihren Gefühlen mit Ungeſtüm Luft und die Oper begann. Die Scene war ergreifend. Sternen- und mondenhelle Nacht. Gegen zwei Uhr. Jungfräulich-ſchüchterner Verſuch der Katze, ſich wegzuſchleichen. Zudringliche Anſtalten des Katers, zu verfolgen. Augenblicklich wieder entſchloſſene Defenſiv- und Offenſiv-Poſition der Liebe. Demonſtratives Schweifgewedel. Mörderiſcher Diskant. Bald ſympathetiſch klagende, bald verachtungsvoll ſpeiende; bald herzlich zuſagende, bald verzweiflungsvoll drohende; bald ermüdet-gleichgiltige, bald hartnäckigtrotzende; bald dramatiſch-ſanguiniſche, bald lyriſch-melancholiſche, bald epiſch-choleriſche Töne. Glückliche

Geldbeute, die ihr in diesem Wetter noch lieben könnt! Kurze Pause. Kleine Digressionen der Phantasie. Seewenkampf in Afrika. Eingefrorene Schiffe am Nordpol. Erste Liebe in der Geisblattlaube. Association der Ideen. Napoleon auf der Brücke von Arkole. Unsterblichkeit der Seele ohne Himmel und Hölle. Revolution. Entdeckung einer neuen Insel. Erdbeben mit Zahnklappern. Zwei Flaschen Johannisberger Kabinetswein. Toast auf die Einheit Teutschlands, sofern es nicht zwei gibt. Frische Schellfische. Europäisches Gleichgewicht. Abraham a Sankta Klara. Maria Stuart. Beefsteaks mit Kartoffeln. Weitere Regung auf der Bühne und Fortsetzung der Oper. Aufmerksame Blumenbach'sche Beobachtung des Zuschauers in der Parterreloge. Kurzes, aber phantasiereiches Intermezzo einer Weiberfahne. Effektvoller Windstoß über die Scene. Aufathmen und Seufzer der beiden Liebenden. Unvermuthet ein überwältigender Angriff und heldenmüthige Vertheidigung durch die ganze Tonleiter. Unvorhergesehenes Signal des Theaterinspizienten, d. i. die Klapper eines Nachtwächters um die Straßenecke. Plötzliches Zusammenfahren der beiden Liebenden. Aengstliche Erwartung und Unschlüssigkeit. Ungeduldige Furcht des Verlustes von der einen, freudige Hoffnung der Erlösung von der anderen Seite. In der Nachbarschaft schlägt es Zwei auf einer Hausuhr, die zu spät

gebt. Etwas weiter revolutionaires Wiegengeschrei eines Kindes von sechs Wochen. Zweites Signal des Inspizienten über der Brücke. Die beiden Acteurs ab, die Katze rechts in's Mauerloch, der Kater links die Steintreppe hinauf, der Nachtwächter „in der Mitten."

Die Klapper des Nachtwächters war auch mir das Signal zum Aufbruch und ich muß gestehen, daß mir diese Störung nicht unangenehm war, denn es wurde mir eine unheimliche Erscheinung, daß sich die Katzen im Januar liebten, es sei denn, daß ich mich in ihrem Benehmen geirrt und die ganze Komödie ein Zweikampf zwischen zwei Katern, etwa einem holländischen und einem belgischen, gewesen. Als ich unter der Brücke hervorgestiegen kam, blieb der Nachtwächter, an dem ich früher schon einige Male vorbeigerannt war, stehen und hielt mich auf mit den Worten: Sagen Sie einmal, Freundschaft, ich habe Sie schon die ganze Nacht hier herumlaufen sehen, worauf spekuliren Sie eigentlich? Ich war offen wie mein Stiefel und antwortete: ich spekulire auf nichts als auf ein Nachtlager und würde mich nöthigenfalls mit einem Bündel Stroh begnügen. Als ich ihm das Nähere meiner Lage mitgetheilt hatte, rieth er mir, mich auf die sogenannte Klepperwacht (eine Art Bürgerwache) zu begeben, wo ich wenigstens einen warmen Ofen finden würde. Der

Mann mochte bei diesem Rath neben seiner menschenfreundlichen Absicht auch wohl den listigen Gedanken haben, daß man mich, wenn ich ein verdächtiges Individuum wäre, auf der Kleyperwacht festnehmen würde. Das invenirte ich indeß damals trotz den gemachten Erfahrungen nicht, ich nahm seinen Rath als reine Menschenfreundlichkeit mit Dank an und in wenig Minuten war ich an Ort und Stelle, wohin er mir den Weg zeigte. In der Wachtstube waren wenigstens dreißig Menschen versammelt, die theils um den Ofen saßen, theils auf den Bruschen lagen, theils mit Piken bewaffnet aus und eingingen, um zu patrouilliren und zu rapportiren. Ich trat hinein und fragte nach dem sogenannten Kapitain. Man zeigte mir einen schweren, massiven Mann, der mir ein Bierbrauer zu sein schien. Ich machte ihn kurz mit meinen Umständen bekannt und bat ihn um die Erlaubniß, bis zum Tagesanbruch hinter dem Ofen sitzen zu dürfen. „Wat bliksem, rief er mit einer fürchterlichen Brankessselstimme, meinen Sie, daß wir hier eine Herberge haben? Sie sind hier, (Gott verdamm' mich, auf der Kleyperwacht. Im Augenblick (dadelyk) hinaus!" Vor der Thüre begegnete ich einem andern Nachtwachter, dem ich das Vorgefallene mittheilte, indem ich mich über die Grobheit seiner Mitbürger beklagte. Er zeigte mir eine zweite Kleyperwache und bewog mich, dort hineinzugehen, in-

dem er mir eine beſſere Aufnahme verſprach. Ich wurde indeß beinahe auf die nämliche Art empfangen, wie von dem Bierbrauer. Allein dieß Mal fand ich Rath. Eine Reihe aufeinander folgender Unfälle oder Unannehmlichkeiten, zumal von einer und derſelben Art, machen zuletzt das Gemüth nicht bloß gleichgültig dagegen, ſondern ſie bewaffnen es auch mit einem gewiſſen Gefühl von Ueberlegenheit, welches nach den Umſtänden zu einer Art von übermüthigem Humor werden kann. Auch bei mir hatte ſich dieſer Humor eben eingefunden. Ich ſprach das Holländiſche ziemlich fertig, ſo daß ich, wenn ich mich anſtrengte, wohl kurze Zeit als Holländer paſſiren konnte. In dieſer Vorausſicht beſchloß ich, die Wachmannſchaft bei ihrer ſchwachen, d. h. bei ihrer patriotiſchen Seite zu faſſen. Ich trat mitten unter ſie und redete ſie mit feierlichem Straſton alſo an: „Seid ihr Niederländer? Iſt das unſere berühmte (vermaarde) Gaſtfreundſchaft? Ich habe dem Gouvernement in Oſtindien gedient, jetzt bin ich hier, um gegen die Brabänter in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger zu treten, ich bin unterwegs am Kap der guten Hoffnung gelandet, habe unter den Wilden Afrika's eine gaſtfreundliche Aufnahme gefunden und hier unter meinen niederländiſchen Landsleuten renn' ich, Gott verdamm' mich, die ganze Nacht halberfroren auf der Straße umher und man vergönnt mir nicht, mein für

Niederland erstarrtes Blut hinter dem Ofen einer Aler verwache aufzuthauen." Landsman, neemt niet qualyk, sagte der Kapitain gerührt — weiter konnte er nichts herausbringen, er drückte mir warm die kalte Hand und ertheilte statt aller weiteren Explikation den Befehl, mir in der Nähe des Ofens auf der Britsche ein Lager von Wachmänteln zurecht zu machen. Dort schlief ich bis zum Tagesanbruch ganz vortrefflich und hatte alsdann noch die Satisfaction, von Einem der Mannschaft, einem Bäcker, zum Frühstücke mitgenommen zu werden. Der Mann gratulirte mir zu meinem Appetit und wußte nicht, daß ich bei seinem Frühstück zugleich zu Mittag und zu Abend aß. Die Schuld übrigens, in die ich durch seine Gastfreundschaft gerieth, trug ich ihm zehnfach ab durch das geduldige Anhören seiner unermüdlichen Schwätzereien. Vielleicht hatte er mich zum Frühstück in der Hoffnung eingeladen, daß meine Ohren so empfänglich sein würden, als mein Magen. Bis die Post abfuhr, hing er an mir, wie ein Blutigel. Ein Schwätzer hat wirklich mit dem Blutigel die Aehnlichkeit, daß er sich mit dem Munde anhängt, wo er Einen habhaft werden kann, blos die Unähnlichkeit besteht zwischen beiden, daß der Blutigel nicht eher losläßt, als bis er sich gefüllt und der Schwätzer nicht eher, als bis er sich geleert hat.

Daß ich selbst die Zahl dieser Blutigel vermehre,

wird wohl Niemand behaupten, der erkennt, daß ich nur dem Zweck dieser Schrift entsprochen, indem ich dem auf meiner Expedition persönlich erlittenen Ungemach mehr Worte geschenkt habe, als es unter andern Umständen verdient hatte.

So endigte meine romantische Reise nach Batavia. Möge Sie dem Einen zur Lehre, dem Andern zur Unterhaltung dienen.

20.

Die Holländer und Teutschland.*)

Jedem Blick, der seinen Gesichtskreis nicht durch die Schranken des Hergebrachten und der nächsten Umgebungen hermetisch verschließen läßt, muß es heut zu Tage so klar sein, wie die Regel von zwei Mal zwei, daß die Völkerindividuen, die man Nationen nennt, nicht dazu bestimmt seien, ihr abgesperrtes individuelles Leben zum ewigen Ziel ihres Strebens zu machen, sondern daß ihre Gesammtbestimmung auf die Vereinigung gleichsam zu einem einzigen Menschheitsindividuum hinauslaufe. Ist diese Bestimmung einmal anerkannt, so ist gleichzeitig der Werth der nationalen Individualität zu einem relativen gemacht und nur so lang zur Anerkennung berechtigt, als die Menschheit die Aufgabe

*) Umgearbeitet.

ihrer Gesammtvereinigung noch nicht gelöst hat. Bis dahin kann aber der Werth der Nationalität nicht in ihrer individuellen Absperrung und in ängstlicher Wahrung der nationalen Unterschiede bestehen, wodurch vielmehr dem gemeinsamen Ziel nur entgegengearbeitet wird, sondern es muß diejenige Nation die höchste Stufe einnehmen, welche durch ihre Tüchtigkeit und ihre Fortschritte in geistiger und politischer Freiheit der Menschheitsbestimmung am Meisten vorarbeitet. Ein Nationalindividuum kann so wenig als ein Menschenindividuum, einen Werth als bloßes Individuum haben; ihm kann nur das Nämliche Werth verleihen, was auch dem einzelnen Menschen, nämlich seine Eigenschaften und seine menschheitliche Tüchtigkeit in That und Gesinnung. Es kann daher auch keine Tugend und keine Ehre darin bestehen, sich bloß zu einer Nationalgemeinschaft von diesem oder jenem Namen zu halten und ihr anzugehören, sondern die nationale Tugend kann nur in der nationalen Mitwirkung für die hohen Zwecke der Menschheit und die nationale Ehre nur in dem nationalen Ruhm bestehen, für diese Zwecke am Meisten gethan zu haben, d. i. in geistiger und politischer Entwickelung am Weitesten fortgeschritten zu sein. Nur der Wettstreit im Fortschritt gibt ein Recht, ein vernünftiges Recht zur Geltendmachung der Nationalität; nur die Hoffnung auf den Fortschritt

und auf die Fähigkeit, durch ihn Ausgezeichnetes zu erreichen, kann einen aufgeklärten Menschen an seine zurückgebliebene Nation fesseln; nur das Bewußtsein des Fortschritts kann zum Stolz auf die Nationalität veranlassen. Ein Franzose hat mehr Ursache, auf seine Nationalität stolz zu sein, als ein Teutscher, so wie ein Russe mehr Ursache zum Stolz hat, als ein Chinese. Wenn ein Chinese sich seiner Nationalität schämt, so beweis't er, daß er würdig ist, kein Chinese mehr zu sein, nicht aber, daß er kein Gefühl für sein Volk hat, wie die Nationalen sich auszudrücken pflegen. Haben die Teutschen keine Ursache, sich zu schämen? Bei unsern Nationalen ist das „Gefühl für das Volk" in der Regel identisch mit politischer Blindheit, mit romantischer Verworrenheit, mit serviler Gemüthlichkeit, mit sklavischer Energielosigkeit, mit Mangel an Gefühl für die Ehre des Volks. Sie machen sich nichts daraus, Lumpen zu sein, wenn sie nur das tröstende Bewußtsein haben, daß sie nationale Lumpen sind.

Stellt man den nationalen Gesichtspunkt unter den menschlichen, so wird Manches zur Untugend werden, was bis dahin als Tugend gegolten. Die nationale Untugend aber, welche in dem individuellen Egoismus und der beschränkten Auffassung der Verhältnisse besteht, muß sich nothwendig vergrößern mit dem Grade der Kleinheit einer sogenannten Nation. Wenn der

nationale Gesichtspunkt auch da noch der entscheidende sein soll, wo sich eine beliebig kleine Völkerschaft zu einem nationalen Knäuel zusammenzieht, so liegt die Konsequenz sehr nahe, aus jeder Stadt, Landschaft oder Provinz eine Nation zu machen. Diese Konsequenz macht es zugleich anschaulich, daß der forcirte Nationalismus weiter nichts als Philisterei im Großen ist. Die Helden solcher Philisterei kann man bei uns mit Millionen zählen. Bei uns indeß, die wir ein großes Volk bilden, kann sie nur eine vorübergehende Seuche sein. Aber z. B. in dem kleinen Holland ist sie der feste, normale Zustand. Das abgesperrte Philistertum Holland begeht eine größere Sünde gegen den Geist der Geschichte, d. i. gegen das Gesetz der Menschheitsentwickelung, als eine große Nation jemals begehen kann, indem diese wenigstens dadurch der allgemeinen Aufgabe näher tritt, daß sie einen bedeutenderen Theil der Menschheit und somit mehr Elemente einer würdigeren Entwickelung zusammenfaßt.

Was in der geschichtlichen Theorie richtig ist, muß sich nothwendig auch in der Praxis geltend machen. Die Sünde, eine Nation für sich sein und bleiben zu wollen, werden die Holländer büßen müssen und sie haben zu der Buße schon einen unverkennbaren Anfang gemacht.

So lang die Nationalabsperrungen noch nicht gänz-

lich verſchwinden, wird das natürliche Allmaligkeitsgeſetz wenigſtens die Folgen haben, daß die Filial- oder Afternationalitäten von den großen oder wirklichen Nationalitäten, mit welchen ſie verwandt ſind, verſchlungen werden und dieſe Verſchlingung wird eine folgenreiche Vereinfachung der menſchheitlichen Aufgabe der Völker ſein. So wird es ſchwerlich ausbleiben, daß z. B. Portugal von Spanien, Belgien von Frankreich, Holland von Teutſchland verſchlungen wird. Sollte Holland nicht in Teutſchland, ſondern durch deſſen Schuld ebenfalls in Frankreich aufgehen, ſo könnte dagegen kein vernünftiger Menſch etwas einwenden, denn es wäre jedenfalls wünſchenswerther, daß die Herren an der Süderſee von dem großen Volke an der Seine in das Schleppтau des univerſalen Fortſchritts genommen würden, als daß ſie ſich fort und fort unter dem Schutz des teutſchen Michel hinter ihre beſchränkte „Nationalität" verſchanzen könnten.

Daß Holland nicht in Teutſchland aufgegangen iſt, daß im Gegentheil das afternationale Holland in mancher Beziehung das nationale Teutſchland verſchlungen hat, iſt eine wunderbare Erſcheinung, die eben dem mehrerwähnten teutſchen Nationalcharakter zugeſchrieben werden muß. Holland iſt nicht zur Nation geſchaffen und es iſt zeitweiſe eine geworden. Teutſchland beſaß

die Elemente dazu und ist keine geworden. Es hat einstweilen bloß die leeren Prätensionen einer Nation.

Indem Teutschland die Aufgabe hat, Holland zu entnationalisiren, kann Holland dazu beitragen, Teutschland zu einer Nation zu machen. Es kann dieß zum Theil schon durch die unerhörte Behandlung, wodurch es das Konto der teutschen Schande vergrößert und dargethan hat, bis zu welchem Grade der duldenden Erbärmlichkeit ein Volk auch nach Außen hin herabsinkt, das sich im Innern keine freie Stellung zu erringen und von seinen Kräften keinen Gebrauch zu machen weiß. Die Nationalehre der Teutschen kann, wie es scheint, nur auf negativem Wege zum Aufleben gebracht werden: auf dem Wege der Schande.

Was nun die bisherige und die künftige Stellung Hollands zu Teutschland betrifft, so ist diese mit Wenigem anzudeuten. Die Trennung der Holländer von Teutschland, mit dem sie politisch nur noch in der Person ihres Königs durch Luxemburg in Verbindung stehen, ist durch die Gewalt der Ereignisse begonnen, durch die geographische Lage erleichtert und durch den Wiener Congreß unter den Auspizien des teutschen Nationalcharakters vollendet worden. So lang die Fortentwickelung des teutschen National- und Staats-Körpers nicht dahin gelangt, wo sie alle seine Theile ergreift, wo alle eingepflanzte Beziehungen in's Leben

treten, wo sich der Zusammenhang kund thut, dessen Ausprägung organische Nothwendigkeit ist, wo das Naturgesetz, daß der Theil dem Ganzen folgen muß, seine Wirkungen zu äußern beginnt, so lange kann jener abgetrennte Theil für sich selbst, durch Umstände und ursprüngliche Tüchtigkeit begünstigt, leben, wirken und groß werden. Er muß unter diesen Umständen sogar zu dem Glauben gelangen, daß er ursprünglich für sich ein Ganzes ausmache und daß das Ganze, zu dem er eigentlich gehört, nur zu *seinem* Vortheil vorhanden sei. In ihrem Einzelleben haben die Holländer für sich ein geschichtliches Fundament und große Erinnerungen erlangt, aus denen sich ihr, gegenwärtig hauptsächlich auf Eigennutz, auf kaufmännisch-kompletisches Zusammenhalten gegründeter Patriotismus noch immer das Recht und die Mittel zum Fortwandeln auf der alten Bahn vindiziren will. Sie wollen ein Baum sein, während sie nur ein Zweig sind. Der Zweig existirt aber nur, weil der Baum existirt, er kann für sich allein nur eine Zeit lang fortleben, wenn man ihn in *Wasser* stellt. Die Zeit wird kommen, wo der in *Wasser gestellte holländische Zweig* wieder mit dem Blutlauf seines Stammes in Verbindung treten, wo es sich zeigen muß, daß die Bedingungen, unter welchen die Abtretung fortbestehen konnte, aufgehört haben. Diese Zeit

muß man kommen ſehen, wenn man nicht an Teutſchland von vorn herein verzweifelt.

Sieht man aus dieſem Geſichtspunkt auf die Folgen der holländiſchen Abtrennung hin, ſo ſtellen ſich ſchon jetzt namentlich dieſe dar:

Erſtens eingetretene Schwäche und vergleichsweiſe politiſche Unbedeutendheit, welche in dem Gefühl der früheren Größe Erſatz ſucht aber nicht findet. Die Holländer haben bekanntlich (wie denn aus einfachen Gründen faſt alle, noch ſo glänzende Filial-Erſcheinungen in der Geſchichte der Staatenbildungen, z. B. Venedig, Genua, ſelbſt die Hanſa ꝛc. keinen Beſtand gehabt, wenn ſie eine abnorme Separatexiſtenz begründen wollten) an Bedeutung in jedem Betracht ſehr verloren. Sie ſind weder an Macht die Holländer des 17. Jahrhunderts, die anſtatt der Wimpel Kehrbeſen auf den Maſt ſteckten, noch haben ſie, trotz einzelnen großen Erſcheinungen, in geiſtiger Beziehung mit wirklichen Nationen gleichen Schritt halten können. Als Medizin gegen die Schmerzen, die ihnen dieſe Reduktionen erregen müſſen, nehmen ſie die Erinnerung an frühere Zeiten mit großen Doſen ein und blähen ſich auf mit dem Ruhm und Wind des holländiſchen Namens. Der Stolz, Holländer zu *heißen*, muß ihnen die Macht erſetzen, ſich nach Wunſch als ſolche zu *zeigen* und ſie ſteigern in ihrem forcirten National-

gefühl jenen Stolz sogar häufig zu einem hochmüthigen und absurden Trotz, der spießbürgerlich alles Ausländische verachtet und nur Niederland die Krone alles Großen und Schönen zuerkennen will. Die Holländer scheinen zu der Aufgabe berufen zu sein, die Ausartungen des Nationalismus in der lächerlichsten Potenz darzuthun. Einer ihrer genanntesten Dichter, Helmers, hat Niederland in einem Gedicht, das einen ganzen Band füllt, der Maßen besungen, daß man, wenn man nicht eingefleischter Holländer ist, glauben möchte, der Mann habe eine Satire geschrieben. Er sagt unter Anderm:

Zeig' mir, Gallier, Britte oder Teutscher, zeig' mir einen Helden,
Dem Niederland nicht alsbald einen zweiten an die Seite stellt*);
Nag' an der Väter Ruhm, verkenn' ihre Heldenthaten,
Jenen Ruhm, einen Atlas, wirst du nicht von seinem Stand verrucken.

*) Wie sehr die Holländer ihre Helden überschätzen und wie beflissen sie in neuerer Zeit die kleinsten Ereignisse ihrer Geschichte aufgreifen, um sie als frische Blätter in den alten Kranz ihres Ruhms zu flechten, beweis't der Lärm, den sie von dem Lieutenant van Speyk gemacht haben. Sie haben ihn höher erhoben, als einen Leonidas. Der Spartaner wird indeß mit ruhigerem Gewissen in der Unterwelt angekommen sein. Van Speyk ist dort unten sicher vor ein Kriegsgericht gestellt worden, wenn nicht etwa Pluto aus Dankbar-

So weit geläutert Gold dem Kupfer voranſteht,
Die Glut des Edelgeſteins den Glanz des Glaſes verblendet,
An Geſchmack die Ananas die Beere oder Nuß übertrifft,
Das jungfräuliche Silber das Blei unter ſich läßt,
So weit auch übertreffen an Glanz, Glut und Werth
Unſerer Vater Heldenthaten die jedes Volks der Erde.
Ja, aller Glanz verſchwindet in Nebel, Dunſt und Nacht
Neben der unverblendbaren Sonne von Niederlands Vorgeſchlecht.

O Vaterland, o Ruhm, der allen Ruhm verſchlingt,
Dein Glanz ſtrahlt den Glanz aller Völker blind.
Welcher Strich iſt ſo wuſt, welcher Ort ſo verloren,
Daß Niederlands Heldenthaten dort nicht klängen in allen Ohren!

Sahſt du je den Orion am unermeßlichen Himmel blinken
Das geringere Sternenheer vor ihm in's Nichts verſinken? ꝛc
Dann ſahſt du Niederlands Bild ꝛc.

Auf ſolche Art läßt der Dichter Helmers der Reihe nach nicht bloß die Helden, ſondern auch die Künſtler aller Nationen vor den niederländiſchen verſchwinden,

---

keit für den Zuwachs, den ihm der Lieutenant in ſein Reich gebracht, ſich beim Rhadamant für ihn verwendet und ihm Gnade ausgewirkt hat für das wahnſinnige Verbrechen, eigenmächtig und zwecklos ſeine Kameraden in die Luft zu ſprengen, ſtatt ſich männlich zu vertheidigen. Es iſt ein Wunder, daß wir nicht auch den Dampfſchiffkapitän, der kürzlich zu Duſſeldorf wegen des aufgeſteckten Beſens eingeſteckt wurde, auf Pfeifenköpfchen und Tabakspaketen im Namen der Nation renommiren ſehen.

vergeben und verſunken. Der Merkwürdigkeit halber verdient hier noch eine charakteriſtiſche Stelle aus einem Vorgedicht angeführt zu werden, wodurch der Dichter den großen Nationalhymnus einleitet, eine Stelle, die in Holland ohne Zweifel für eine poetiſche Schönheit erſter Klaſſe gilt:

Daß Der verach', der, tief verhaſſert,
Den vaterländiſchen Boden mißkennt,
Den Boden ſeiner Geburt verlaſtert
Und das heilige Grab der Vater ſchändet.
Er lebe, doch leb' er ein Sklav der Sklaven,
Sein Gerippe, weggeworfen und unbegraben,
Sei das Aas, worauf das Gevögel ſich balgt;
Sein Name ſei Jedem ein Fluch in den Ohren
Und ſeine Brut, zur Treuloſigkeit geboren,
Sei ewig mit jenem Fluch belaſtet.

Hier ſehen Sie, meine Herren und Damen, den Patriotismus bis zum Fanatismus ſteigen, hier ſehen Sie die ſchreckliche Begeiſterung, welche die Leichen der Abtrünnigen in heiliger Wuth den Raben auftiſcht und die armen unſchuldigen Nachkommen noch als Deſſert mit auf die Tafel ſchiebt. Chriſtlich und menſchlich iſt es nicht, aber es iſt holländiſch-patriotiſch. Ein Franzoſe z. B. oder ein Engländer kann bei aller Vaterlandsliebe zu ſolchen Ausbrüchen niemals übergehen, weil er ſich ſeiner Sache recht tief bewußt iſt und daher ruhig dabei ſein kann. Der Holländer aber muß durch

Wortkram sich noch selbst zu überzeugen, oder durch erschreckendes Geschrei seine hervorstrebende, anderssprechende Ueberzeugung zurückzutreiben suchen. Nur auf solche Art läßt sich bei dem kalten holländischen Blut solche Berserkerbitze erklären. *) Zum Glück, schon in polizeilicher Hinsicht, sind dergleichen Ergüsse nur unschädliche Selbstüberbietungen des Nationaleifers und wohlgemeinte Kraftausdrücke, es sind poetische Flüche. Die Holländer fluchen in Versen wie in Prosa, in Büchern wie im Leben, ohne dabei so gefährlich zu sein, wie es aussieht.

Bei jenen Aufblähungen Niederlands hat der Dichter Helmers die Gesinnungen seiner meisten Landsleute ausgesprochen, wenigstens ihre patriotische Sprache geredet. Die Holländer können dabei ihren teutschen

---

*) Eine Stimme aus Batavia, die sich im Amsterdamer Handelsblatt über mich hat vernehmen lassen, äußerte sich u. A. also: „Daß der Herr ꝛc. dieß und das über uns gesagt hat, mag noch hingehen, aber daß er dabei unsere Sprache so herabsetzt und öffentlich den allen Vaterlandsfreunden ehrwürdigen Namen unsers unsterblichen Helmers befleckt, indem er dessen Verse, probeweise in's Teutsche übersetzt, als wahnwitzig und lächerlich darstellt, — das kann ich nicht ertragen." Darauf erläßt sie einen Aufruf an sämmtliche vaterländische Schriftsteller; „den leichtsinnigen Teutschen auf den Platz zu setzen, worauf er gehört." Dieß eine Probe von der lächerlichen Nationalverblendung unserer Nachbarn.

Urſprung nicht verleugnen, indem ſie, um ihre Tüchtigkeit zu beweiſen, nichts Beſſeres zu thun wiſſen, als mit den Tugenden und Thaten ihrer Vorfahren zu renommiren. Wie hat nicht auch zu Zeiten in Teutſchland die Klaſſe der hohlen Patrioten, um z. B. unſere Freiheitsliebe zu beweiſen, mit der Römerkette geraſſelt, die Hermann zerbrochen, und ſie überhörten dabei das Raſſeln der Ketten, die ſie am lebendigen Leibe trugen! Aller Hausrath und jede Raritat, die in der nationalen Rumpelkammer aufgebäuft war, wurde hervorgezogen, blank geſcheuert und ausgeſtellt, damit man ſich an dem Familienlüſtre von Philiſtern weide, die wirklich der unerhörten Auszeichnung ſich rühmen konnten, Vater und Vorväter zu beſitzen. Aus dem vermoderten Leichentuch der Altvordern wurden Nationalkokarden gemacht und auf jeden teutſchthümlichen Kopf gehefter, der nicht in Verdacht gerathen wollte, ſeine fünf Sinne bewahrt zu haben.*) Mit patriotiſcher Todtengräberwuth riß man auf dem Kirchhof der Geſchichte die Graber der Vorfahren auf und ſchleppte die morſchen Gebeine umher, um zu zeigen, von welcher kräftigen

*) Die Nationalwütheriche jener Zeit haben es ſo weit gebracht, daß man ſeinen Namen (teutſch ſtatt deutſch) nicht mehr richtig ſchreiben kann, ohne in den Verdacht der Teutſchthumelei zu kommen. Sogar den König Ludwig haben ſie dieſem Verdacht ausgeſezt.

Art man abſtamme, während man ſchlotternd in die Kniee ſank, wie zum Komplimentenmachen und Fußküſſen geboren. Man reichte begeiſtert die teutſche Rechte herum, die von dem Stocke des polizeilichen Schulmeiſters geblaut war, und das vielgerühmte teutſche Herz, von Erinnerungen der Vorzeit triefend, hat man bei den bedeutendſten Anläßen (ich erinnere nur an die polniſche Revolution) in dem teutſchen Blute auf- und abpendeln ſehen, wie in einer Wanduhr. Alle jene äußerlichen Kraftſymptome waren im Grunde nur Zeichen von Schwäche. Man ſetzte ſich den Helm der alten Kraftmänner auf, um ſeine Glatze zu verbergen, und auf ihren Gräbern pflückte man Lorbeern, die man ſich umbangte, als hätte man ſie ſelbſt verdient. Statt zu denken: unſere Vorfahren waren ſo und ſo, ſchämen wir uns, daß wir anders ſind, — dachten Manche: wenn wir auch ſelbſt Schwächlinge ſind, ſo macht das nichts, wir hatten tüchtige Vorfahren, wir ſind national von Adel, wir ſind teutſch. Man ſollte ſich teutſch zeigen und vom Ausland ſo nennen laſſen. Nur darin zeigt ſich das wahre Selbſtgefühl und ſo machen es die Engländer, bis jetzt die erſte Nation der Welt.

Auch bei den Holländern iſt das häufige Berufen auf den Namen und die Vorfahren kein gutes Zeichen. Man nennt ſich ſelbſt, weil man weiß, daß man

von Andern nicht genannt wird; man ſpricht von der Vergangenheit, indem man von der Gegenwart nicht viel zu ſagen weiß; man drückt ſich patriotiſch die Hand, um nur gegenſeitig einen Gehülfen zu finden, der Einen in der ſelbſtbewußten Illuſion ſeiner Kraft und Größe erhalten hilft. Und doch haben die Hollander im Grunde noch mehr Recht, an ihre Vorzeit anzuknüpfen, als die Deutſchen. Sie haben aus früherer Zeit wenigſtens Etwas bewahrt, worum die Deutſchen ſie beneiden könnten, nämlich einen würdigeren Begriff vom Volke, der Gewalt gegenüber. Von jener bürgerlichen Demuth, wodurch ſich gegenwärtig die Deutſchen auszeichnen, iſt in Holland nichts zu finden und das Volk vergißt über dem Königthum nicht die Zeiten der Republik und der Statthalter. Die Hollander haben keinen Begriff von jener Lehre ſklaviſcher Stupidität, daß der Titel „Majeſtät" und dergl. einen eximirten Gerichtsſtand vor der öffentlichen Meinung ſchaffe, hinter welchem man ungeſtraft thun könne, was man wolle; ſie haben keinen Begriff von jener Seeleninnigkeit der loyalen Polizeifurcht, die, um ſich vor dem Verdacht einer männlichen Anſicht über die Rechte der Regierung zu retten, aus der Kriecherei vor der Gewalt einen ſtehenden Kultus macht; ſie haben keinen Begriff von jener loyalen Heuchelei, die jedem Fußtritt, den man dem Volke gibt, eine erhabene Abſicht

zuſchreibt, wenn ſie zu verſtehen geben will, der Fußtritt ſei wirklich empfunden worden; ſie haben keinen Begriff von jener Niederträchtigkeit, die vor „Vertrauen“ greint und winſelt, während die Angſt des Mißtrauens ihr das Herz in die Schuhe drängt; ſie haben keinen Begriff von jener entmenſchten Kurialgeſinnung, die Alles erhaben, groß, edel, geiſtvoll u. ſ. w. nennt, was einen Stock in der Hand hat, um ihr das Gegentheil zu beweiſen. Nein, teutſche National-Landsleute, von dergleichen haben die Holländer keinen Begriff, dergleichen iſt bei ihnen noch nicht „national“ geworden und wenn mancher hohe Herr mit ihnen umſprünge, wie mit andern Leuten, ſie hätten ihn längſt aus dem Lande gejagt, ſo wie ſie es mit ihrer vorigen Majeſtät gemacht haben würden, wenn höchſtſelbige ſich nicht bei Zeiten davon gemacht und in das Stammland der Loyalität zurückgezogen hätte.

Eine zweite Wirkung der holländiſchen Abtrennung und Abſperrung von Teutſchland iſt die kaufmänniſche Einſeitigkeit und ihre Folgen. Indem die Holländer ſich von dem größern, vielſeitigern Leben Teutſchlands losgeſagt, iſt die Richtung, auf welche ſie durch ihre geographiſche Lage leicht hingewieſen wurden, die vorherrſchende geworden und hat beinahe die ganze Kraft und das ganze Intereſſe des kleinen Volkes abſorbirt, welches nicht, wie z. B. die Engländer, groß und um-

faſſend genug war, um ſtets auch für andere Richtungen hinreichende Kräfte vorräthig zu haben. Dabei ſind ſie zwar gute Seeleute, gewandte Kaufleute, dicke Geldleute geworden, haben aber für Herz und Kopf weniger gewonnen, als für ihre Beutel. Für die höhern Beſtrebungen und die edlere Entwickelung der Menſchheit geht die hinter dem Kaſſengitter abgeſperrte holländiſche Nation faſt gänzlich verloren. Man laſſe ſich vor Allem nicht durch das in Holland faſt allgemein zu findende finanzielle Embonpoint, welches der Phyſiognomie des Volkes zugleich den Anſchein von moraliſcher Geſundheit verleiht, imponiren und verleiten. Wer tiefer in die Herzen und ſocialen Zuſtände der Holländer eindringt, als die gewöhnlichen Beurtheiler, welche, durch das äußere, den Neuling ſchon wegen des komiſchteutſchen Idioms entwaffnende Vorkommen und durch gaſtfreundliche Aufnahme in höheren Zirkeln beſtechen, auf ihren kurzen Durchreiſen ſtets die traditionell geprieſenen Tugenden der holländiſchen Verfahren im Auge hatten und, der Sprache nicht mächtig, ſich nicht unter das Volk mengen konnten, oder zu viel Geld hatten, um deſſen Tugenden zu bedürfen, der wird gar zu häufig auf eine Rohheit und Gemeinheit in Weſen und Geſinnung, ja auf eine Verderbtheit ſtoßen, die, einen eigenthümlichen, nationellen Charakter tragend, einen Widerwillen gegen das ganze

Holländerthum erregen müssen. Die holländische Biederkeit, ihre Treue und Redlichkeit *), von der so viel gerühmt werden, mag wohl hauptsächlich noch auf dem Lande und in den friesischen Landestheilen wohnen, wohin der verderbliche Handelsgeist weniger gewirkt, bis wohin die moralischen Schmutzanklebsel, welche die tausendfachen Handelsberührungen und Handelsbewegungen zurückgelassen, weniger nachgefleckt haben; die beliebte Gradheit, die man bei den Holländern finden will, schlägt gar leicht in kaufmännische Grobheit und Arroganz um und was die Gemüthlichkeit und Theilnahme für Andere betrifft, welche in Holland wohnen soll, so hat der kaufmännische Egoismus gar zu viel Platz für sich selbst nöthig, um in so engen Herzen dem Interesse für Andere viel übrig zu lassen. Die alten, ehrwürdigen Tugenden der Holländer sind abgeschlissen wie ihr Geld und eben das Geld ist der beste Probierstein für ihre Tugenden. Wo es auf Geld ankommt, da muß man den Holländer beobachten und man wird erstaunen über die antinationale Gewandtheit, Feinheit, Diplomatenkunst, worein die holländische Vierschrötigkeit durch einen einzigen abgeschlissenen Gulden verwandelt werden kann. Es gibt vielleicht kein Volk in der Welt, das weniger aufrichtig ist und das es wie die

*) In Bezug auf diese Tugenden vergleiche auch das achte Kapitel.

Holländer versteht, Einem „nach dem Mund zu sprechen," wo es die Verfolgung eines Vortheils gilt. Deshalb liefern sie auch bei Weitem nicht die schlechtesten Diplomaten, was sie namentlich bei Abschließung ihrer Handelsverträge an den Tag legen.

Hinsichtlich ihres geistigen Lebens tritt der Nachtheil ihrer Absperrung noch deutlicher hervor. Das geistige Leben eines Volkes, welches nicht groß genug ist, um ein eigenes Reich des Geistes zu schaffen, kann hinreichende Nahrung nur schöpfen aus der Berührung mit andern Völkern, bei denen es theils Bereicherung, theils Anerkennung (kaufmännisch: Absatz) findet. Holland war in dieser wie in anderer Beziehung auf Deutschland hingewiesen. Der geistigen Bereicherung aber stand von deutscher Seite die Schwäche der Einwirkung und von holländischer Seite der bei der pekuniären Bereicherung hintenangesetzte spießbürgerliche Stolz im Wege, welcher „Gott verdamm' mich," von den deutschen Moffen wohl Geld zu empfangen, aber nichts zu lernen hat, und die fremde Anerkennung ist nicht zu hoffen für eine Literatur, deren Geist sich unter solchen Bedingungen entwickelt und deren Organ die barbarischste und geschmackloseste aller zum Büchermachen benutzten Sprachen ist *). Ueber die holländische Litera-

*) Die in Deutschland mit Anerkennung genannten Geister der holländischen Literatur, meist aus früheren Zeiten,

tur und Sprache iſt, wie über das Volk ſelbſt, ein gewiſſer Charakter des Ordinairen, des Starkpopulairen verbreitet, welches indeß bei Andern ſchwerlich jemals populair werden wird; ſie entbehrt jenes edleren, höheren Anſtrichs, der allein Achtung und Sympathie erwecken kann. Die holländiſche Literatur iſt, wie das Volk ſelbſt, aller Aeſthetik und Grazie bar. Das Holländerthum iſt der Ausdruck der materiellſten, nüchternſten Proſa. Und doch macht ihre „nationale" Verirrung bedeutende Anſprüche auf Konkurrenz auch in der Poeſie, in welcher ſie es nie über ein verſifizirendes Affenthum gebracht haben. Ihre ganze Poeſie iſt nur die vergebliche Bemühung eines entſtellenden Echo, eine lebendige Sprache zu ſein. Die holländiſche Poeſie iſt kein Vogel, der ſich ſelbſtſtändig auf ſeinen Schwingen erhebt; ſie iſt ein fliegender Fiſch, der ſich nur ſo lang in der Luft hält, als das fremde Hypokrenenwaſſer nicht an ſeinen Flügeln vertrocknet iſt. Trotz allem dem wundern ſich nationale Enthuſiaſten, daß die holländiſche Literatur und Sprache nicht zu den kurſirenden gehören. Es iſt gedenkbar und iſt verwirklicht, daß alle übrigen Spra-

---

haben bekanntlich faſt nur lateiniſch geſchrieben. — J. Paul nennt die holländiſche Sprache eine Ausgabe der teutſchen auf Löſchpapier. Noch treffender bezeichnet ſie Lichtenberg, welcher ſagt, ein Eſel komme ihm vor wie ein Pferd, ins Holländiſche überſetzt.

chen in allen Ländern aus geistigem Interesse erlernt, studirt werden; wem aber ist es, außer Sprachforschern von Profession, Kaufleuten und dem Gymnasium zu Kleve, jemals eingefallen, Holländisch zu lernen? Die Teutschen besitzen bekanntlich bis zum Uebermaß die Tugend, fremde Vorzüge anzuerkennen und in fremden Geistesgebieten Eroberungen zu machen. Ist es nun nicht eine auffallende Erscheinung, daß trotz dieser Tugend und dieser Eroberungslust unter tausend Teutschen vielleicht nicht zwei einen Schriftsteller ihrer Nachbarn und Stammgenossen, mit denen sie stets in Verkehr gestanden, an die sie stündlich durch Kaffee, Zucker, Käse, Taback ꝛc. erinnert werden, zu nennen wissen, während z. B. die französischen und englischen Namen jedem Schuljungen geläufig sind? Gäbe es keine teutsche Sprache, dann möchte die holländische als Kuriosität schon eher auf Erfolg rechnen können. Daß aber dieß barbarisirte Teutsch, dieß zur Nationalsprache erhobene Platt sich neben dem Hochteutschen geltend machen will, erscheint als eine wahrhaft unsinnige Vermessenheit. Wer wird sich vom Pferd auf den Esel setzen? Bei den niedern Volksklassen interessirt das Platt auch den Gebildeten wegen seiner Naivität, seiner gesunden Derbheit, seiner natürlichen und charakteristischen Volksfarbe; sobald es aber zur Schriftsprache erhoben, nach grammatikalischen Regeln ausgebildet wer-

den soll, ohne dabei den niedern Ton aufzugeben, wird es schon dieser widersprechenden Elemente, dieser monströsen Zwitternatur wegen widerwärtig. Hat es dabei nun noch diesen ausgesucht rohen Anstrich, wie das Holländische, und ist seine Aussprache mit solchem kehlzerreißenden und ohrbeleidigenden Urwäldergetön verbunden, dann muß aller Geschmack ausgewandert sein, wo eine solche Sprache Eingang finden soll. Es muß mit der Zeit den Holländern klar werden, daß ihre Literatur, auch wenn sie Besseres als bisher leisten sollte, niemals ein lebendiger Strom werden kann, der sich auch über die Grenzen des Landes ergießt; sie wird vielmehr eine nationale Gracht bleiben, die zwischen holländischen Schleusen stagnirt, die höchstens jusqu' *à* la mer, schwerlich aber jusque *dans* la mer der europäischen Kultur dringen kann. Wenn die Holländer einen Begriff von geschichtlicher Entwickelung haben und auf die übrige nicht mit Gewalt verzichten, so werden sie ihr durch Anschließen an die teutsche Literatur vorzuarbeiten suchen. Sie müssen vor allen Dingen sich Anerkennungssinn für teutschen Geist zu erwerben und ihn in teutscher Sprache einzubürgern streben. Sie müssen, namentlich in geistigen Dingen, sich an die Möglichkeit gewöhnen, daß es noch eine andere Welt gebe, als die holländische, und daß ihr Dünenland, welches sie gleichsam selbst geschaffen, darum

nicht der Boden für die edelſten Produkte der Menſchen entwickelung zu ſein brauche.

Was in politiſcher und geiſtiger Beziehung der Fall iſt, kann auch in finanzieller Beziehung nicht ausbleiben. Trotz allen bisherigen Reſſourcen wird die geſchraubte holländiſche Separateriſtenz ſich nicht lang mehr halten laſſen, und mit dem Nationalbankerot, der ſchon mehrere Male angepocht hat, wird ſich vielleicht auch eine Nationalrevolution einfinden, die in Holland eher, als irgendwo, durch das Geld hervorgerufen werden kann. Der Ruin der Holländer würde aber ſofort entſchieden ſein, wenn ſie ihre oſtindiſchen Kolonieen verlören, und wer verbürgt ihnen die Erhaltung derſelben? Die Engländer würden ſie ihnen vielleicht langſt genommen oder ihre Blüthe durch Intriguen unter den Eingebornen untergraben haben, wenn es nicht in ihrem Intereſſe wäre, Holland einſtweilen Deutſchland gegenüber möglichſt ſtark und ſelbſtſtändig zu erhalten. Was aber die Engländer nicht thun, können die im Ocean um ſich greifenden Franzoſen gelegentlich thun, und thun es die Franzoſen nicht, ſo wird es vielleicht den Eingebornen ſelbſt gelingen. Die Holländer ſind nicht im Stande, mit ihren „nationalen" Truppen ihre Kolonieen zu erhalten, ſie würden noch weniger im Stande ſein, ſie wieder zu erobern.

Was nun das künftige Verhältniß Hollands zu Teutschland betrifft, so ist, wie schon bemerkt, sein endlicher Anschluß an das große Nachbarland, durch welches es beinah von allen Landseiten eingefaßt wird, nicht zweifelhaft. Ein solcher Anschluß würde von außerordentlicher Wichtigkeit sein. Holland, in der Hand eines großen Volks, könnte eine weltbistorische Aufgabe erfüllen. Aber wann ist ein solcher Anschluß in Aussicht zu stellen und wann würde er die Folgen haben, die er haben kann? Nicht eher als bis die Teutschen statt ein träumendes, ein handelndes d. i. ein freies Volk geworden sind. So lang Holland freier ist, als Teutschland, fehlt diesem die Fähigkeit wie die Würdigkeit, das holländische Volk in seine Bahn zu ziehen. Deshalb ist es eine wahre nationale Dummheit, daß wir vom Standpunkt unseres Nationalinteresse's und unserer Nationalbedeutung aus über die Plackereien der Holländer schimpfen und von ihnen Konzessionen verlangen. Wir wollen vom Gegner die Arbeit verrichtet haben, die wir selbst nicht gegen ihn ausführen können. Unsere fluchwürdige Schwäche wollen wir dadurch überwinden, daß wir über Diejenigen schimpfen, welche sie benutzen. Wir haben den Holländern gegenüber gethan, was wir im Innern noch täglich thun: unter Berufung auf eine Würdigkeit, die wir erst zu bewähren haben, wollen wir etwas erlangen, das von

dieſer Würdigkeit abhängig iſt. Wir nehmen Andern übel, daß ſie uns nicht geben, was wir ſelbſt nicht im Stande ſind zu nehmen. Das iſt aber der Fluch der hohlen teutſchen Nationalität, die ſich auf ihren Namen ſteift und nicht erkennen will, daß der Name ohne die That nicht einen Pfifferling werth iſt, die That dagegen auch ohne den Namen Alles. Der Nationalismus iſt der ſchlimmſte Feind des teutſchen Volkes und es wird niemals dazu gelangen, eine Nation zu werden, wenn es nicht aufhört, „national" zu ſein. Es iſt zum Erbrechen, wenn man in Büchern und Zeitungen täglich die nationalen Zähne nach Frankreich, nach Holland, nach Dänemark, nach England u. ſ. w. weiſen ſieht, während Diejenigen, welche ſich ſo drohend geberden, das innere Bewußtſein beſitzen, daß ſie weder nach der einen, noch nach der andern Seite hin auch nur ein Wörtchen mitzuſprechen haben und nur gelegentlich wie der Hund zum Bellen gebraucht werden. Auf dieſe Weiſe glauben unſre Nationalhelden das Volksbewußtſein erſtarken zu machen, während ſie nur dazu beitragen, das Volk über ſich ſelbſt zu belügen und die einzigen und unumgänglichen Bedingungen der Erſtarrung in den Hintergrund zu drängen. Die Feindſchaft des Auslands gegen Teutſchland darf von Teutſchen nur benutzt werden, um das Schamgefühl des Volkes und das Bewußtſein ſeiner Nichtigkeit zu kitzeln und zu

ſtacheln; dieſe Richtigkeit aber zu ignoriren und mit Truppen, die nicht vorhanden ſind, prahleriſch gegen das Ausland in's Feld zu rücken, das iſt die bornirteſte wie die verderblichſte Nationalkinderei, die ſich denken läßt, und dieſe Kinderei ſieht man in Teutſchland noch täglich zur Tugend und zur Heldenthat machen. Den Teutſchen ſcheint nur eine negative Nationalität bekannt zu ſein, die bloß auf die Abwehr nach Außen, alſo auf den Beruf der Schwäche bedacht iſt; von einer poſitiven, die nach ihrem Inhalt fragt und nöthigen Falls ihn offenſiv zur Geltung bringt, ſcheinen ſie keinen Begriff zu haben. Sie ſtehen alſo noch unter den Holländern und das iſt ein erhebender Troſt! Aber ſelbſt jene negative Nationalität, auf welche Weiſe macht ſie ſich geltend und kann ſie ſich geltend machen? Wir haben hervorgehoben, daß die Nationen wie der einzelne Menſch, wenn ſie auch Individuen darſtellen, doch nicht eine bloß individuelle, abgeſperrte, ſondern eine geſellſchaftliche Beſtimmung haben. So wie aber der einzelne Menſch trotz dieſer Beſtimmung, um es mit dem kürzeſten Ausdruck zu ſagen, ein Lump iſt, wenn er die Ehre und den Stolz ſeines Individuums den andern Menſchen gegenüber nicht zu behaupten weiß, ſo iſt auch eine Nation ein Lump, wenn ſie ſich von den andern Nationen beſchimpfen und mißbrauchen läßt. Die teutſche Nation iſt ein ſolcher Lump. Wir ſind die

Esel und Märtyrer der ganzen Welt, hat schon Luther gesagt. Die teutsche Nation kann aber nicht eher aufhören, nach Außen ein Lump zu sein, als bis sie aufgehört hat, es nach innen zu sein, so wie ein einzelner Mensch Andern gegenüber kein Charaktermann sein kann, wenn er innerlich ein feiger, gesinnungsloser Wicht ist. Die Art nun, wie unsre negativen Nationalen sich nach Außen geberden, drückt die Prätension aus, trotz der innerlichen Lumperei und dem Bewußtsein dieser Lumperei und den Proben dieses Bewußtseins vom Auslande geachtet und gar gefürchtet zu sein! Heißt das nicht, auf dem Chimborasso der Lumperei stehen?

Die negative Nationalität, womit unsre bohlen Patrioten groß thun, ist durchaus offizieller Natur. Wir haben nur eine gouvernementale Nationalität. Die Gewalt gegen das Ausland zu sichern und die Illusionen zu unterhalten, in welchen diese Sicherheit wurzelt, das ist der Zweck und der Kern unserer Nationalität. Wir sind nur nationale Bedienten. Nicht wo das Volk, nur wo die Gewalt betheiligt ist, darf unsere Nationalität sich geltend machen. Man möchte uns zu nationalen Kettenhunden machen. Die Holländer dürfen uns ohne Entgeltung aussaugen, die Russen dürfen unsre Landsleute ungestraft nach Sibirien schleppen. Was macht das? Weder die Holländer noch die Russen bedrohen uns mit Freiheit, und die geschlossenen Ver-

wandtschaften haben keinen Bruch zu fürchten. Sobald aber die Franzosen ihre Freiheit bis an die Rheingränze ausdehnen wollen, darf das Volk ein Wort mitsprechen, der Kettenhund darf sein Gebell erheben in Versen wie in Prosa und wenn die Gefahr wirklich eintritt, wird er sogar zeitweise vom Maul-Korb befreit, bis er die fremde Freiheit abgebissen hat. Das ist der Stolz unserer Nationalität! Schämen sich unsre Skribenten nicht, das Wort auch nur in den Mund zu nehmen?

Wenn nun aber unsre Patrioten wissen wollen, was positive Nationalität ist, so mögen sie in Gedanken das englische Volk an die Stelle des teutschen setzen. Diejenigen, welche uns Holland und namentlich Rußland gegenüber vor aller Welt so schmälich erniedrigt haben, wären in England längst als Volksverräther vor das richtende Parlament gestellt worden. Eher wäre das ganze Volk aufgestanden, ehe es eins seiner Glieder den Knutenhieben der nordischen Barbaren hätte überliefern lassen, und wenn man solche volksverrätherische Konnivenz auf Rechnung von Regierungssympathien schreiben könnte, bei der Ehre Altenglands, die Engländer würden eher einen Minister oder eine andre Person, als einen englischen Bürger auf russischem Boden einquartiren lassen. Ein Volk, das sich des innern Despotismus zu erwehren weiß, wird sehr bald auch mit dem auswärtigen fertig.

Wir Teutſchen ſind ſo unwirſch nicht, und unſre Anſprüche ſind beſcheiden. Wenn wir einen Kartellvertrag „beſcheiden" und „wohlwollend" kritiſiren können, wenn wir die Freiheit haben, ſogar unter Zenſur ſympathetiſch über Schleswig-Holſtein zu ſchwatzen, weil im Sund ein Zollvereins-feindlicher Zoll erhoben wird, den man gern das Verdienſt haben möchte im Intereſſe der teutſchen Nation aufzuheben, wenn wir Gelegenheit erhalten, uns eine nationale Dummheit, z. B. einen „Verein zum Schutze deutſcher Nationalität" von der Polizei verbieten zu laſſen u. ſ. w., dann iſt die Taſche unſeres ſtolzen National Bewußtſeins wieder auf lange Zeit gefüllt und unſre Heldenhaftigkeit muß ſich wieder lange Zeit Ruhe nehmen, um ſich von der ſchweren Arbeit zu neuen Großthaten zu erholen.

Wollen unſre Patrioten wiſſen, was poſitive Nationalität iſt, ſo mögen ſie ſich fragen, was die Engländer befähigen würde, den Ruſſen, Holländern u. ſ. w. gegenüber anders aufzutreten, als wir? Die Antwort lautet: ihre Freiheit. Die Nation iſt das Volk und wodurch exiſtirt ein Volk, wenn nicht durch die Freiheit, ſich als ſolches zu zeigen? Die Sache iſt ſo einfach, daß die verſteckte Dummheit unſrer Nationalen dazu gehört, ſie nicht zu begreifen. Aber ſelbſt dieſer Verſtocktheit gegenüber darf man die Geduld nicht verlieren. Man muß und wird es ihr endlich begreiflich

machen, daß die englische Regierung die Ehre und Interessen des Volkes schützen muß, weil sie von der Presse und dem Parlament würde zur Rechenschaft gezogen werden, daß sie aber nicht von der Presse und dem Parlament würde zur Rechenschaft gezogen werden können, wenn es keine Presse und kein Parlament gäbe; daß es aber keine freie Presse und kein freies Parlament gäbe, wie bei uns, wenn die Engländer so feige Träumer wären, wie wir, und sich selbstgenügsam in dem thatenlosen Bewußtsein ihrer Nationalität berauschten, wie wir, und in diesem nationalen Dusel das Gefühl für die Schande verloren hätten, wie wir, und keinen Grimm gegen die Niederträchtigkeit der Sklaverei besäßen, wie wir, wie wir und unsre Brüder, die Russen!

Wollen unsre Nationalen wissen, was positive Nationalität ist, so mögen sie sich auf einem englischen Schiff durch die Meere tragen lassen und zusehen, wie ein freies Volk die halbe Erde beherrscht und allen Welttheilen den Stempel seiner entwickelten Kraft aufdrückt. Glauben unsre Nationalen, daß die Hand des englischen Volks stark genug wäre, den Herrscherstab über alle Welttheile hinzustrecken, wenn sie, wie die unsrige, die Polizeikette der Knechtschaft zu tragen hätte? Sie mögen sehen, wie die Mission, sich befruchtend über die Erde zu verbreiten, von den Eng-

ländern als Herrschern und von den Teutschen als Dulдern erfüllt wird. Das Schicksal unsrer Auswanderer ist nur das Widerspiel unsrer innern Erniedrigung, so wie die äußere Macht der Engländer nur das Widerspiel ihrer innern Freiheit ist. Man mache die Engländer zu teutschen Polizeiknechten und Thronschemeln, und in wenig Jahren ist ihre ganze Macht vernichtet und sie werden bei Denen betteln gehen, welchen sie jetzt befehlen.

Wahrlich, einem Volk gegenüber, wie die Engländer, sind wir Teutschen nur Lumpen und Bettler. Wir sind es nach Außen, wir sind es nach Innen. Als Teutscher möchte man mitunter aus der Welt hinaus, wenn Einem nicht glücklicher Weise noch übrig bliebe, Mensch darin zu sein.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

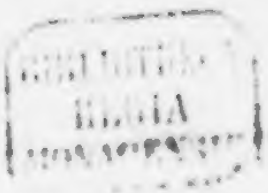
EIN

STECKBRIEF

VON

Karl Heinzen.

SCHAERBEEK
SELBSTVERLAG DES VERFASSERS.
—
1845



I

MEIN VERSPRECHEN.

Einmal zum Gegenstand oeffentlicher Besprechungen geworden und zwar durch den Kampf gegen eine Macht, die eben so wenig von einem Einzelnen als mit einem Schlage zu vernichten ist, trage ich um so weniger Bedenken, fuer meine Angelegenheit noch ferner die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch zu nehmen, da meine Erfahrungen fuer die Allgemeinheit nicht minder lehrreich und interessant sein werden, als fuer den Einzelnen. Zugleich wird sich ein unumwundenes Wort ueber Allgemeineres fueglich damit verbinden lassen.

Meine Absicht ist gewesen, ein offenes, rechtliches, rechenschaftfertiges Handeln selbst der preussischen Bue-

reaukratie gegenueber durchzufuehren (so weit dergleichen ohne leichtsinnige Tollkuehnheit zu unternehmen war), um ein weitgebietendes Unrecht durch die Gewalt des Rechts vor dem Forum des Publikums in ein anderes Geleise hinuebertreiben zu helfen. Bin ich bei diesem Unternehmen zum Theil ein Thor gewesen, so soll wenigstens das *Unrecht* nicht auf Seiten der Thorheit gesucht werden. Was mir in juengster Zeit begegnet ist, eignete sich nur dazu, alle Berechnungen einer offenen Handlungsweise zu durchkreuzen. Es hat gezeigt, dass die Hauptthorheit darin besteht, der Schlechtigkeit gegenueber nicht genug Misstrauen zu besitzen. Ich hatte mit Begeisterung einen Kampf begonnen, in welchem ich die Friedensvorschlaege, das Herz der humanen Versoehnung zwischen den Gegensaetzen der Zeit, unter dem kriegerischen Rocke trug. Man hat die Begeisterung mit dem aetzenden Wasser der Tuecke begossen und das Herz der Humanitaet unter den Fuss der Gewalt treten wollen. Vom Unrecht der Gewalt erwartet man vergebens, dass es in irgend einer Sache sich selbst untreu werden koenne; das Unrecht, in ein System gebracht, verfolgt seine Konsequenzen noch hartnaeckiger, als das Recht, weil es einerseits keine humane Ruecksichten kennt und andrerseits sich der Gewissheit seiner Niederlage zu wohl bewusst ist, als dass es dem Angriff irgend ein Gebiet, selbst im Gerichtsaal, ueberlassen sollte. Das Unrecht *muss* das Recht zum Verbrechen machen, wo es in Konflikt mit demselben geraeth, und kann ihm diess Kunststueck nicht vor der Oeffentlichkeit gelingen, so steht ihm bei der jetzigen Lage der Dinge noch immer die unschaetzbare Huelfe der Heimlichkeit zu Gebot. Man hat meine offene Absicht,

dem Recht und dem Unrecht eine spezielle Arena zu eroeffnen, straeflich befunden; jetzt hat man mich heimlich in die Lage gebracht, die straefliche Absicht nicht ausfuehren zu koennen. Diese zarte Besorgniss fuer mein Seelenheil hat mich denn wenigstens vor der Gefahr geschuetzt, in dem Schmutz zu versinken, den ich aufgeruehrt habe. Das Uebrige sei dem Forum ueberlassen, vor welches die Sache jetzt gebracht wird. Die Probe auf mein Exempel hat nicht gemacht werden duerfen, weil — das Exempel falsch oder richtig war? Die Oeffentlichkeit soll die Frage beantworten, die man in Berlin und Koeln zu einer geheimen zu machen verstanden. Die Oeffentlichkeit soll es erfahren, wie die Gewalt einen aeusserlichen Triumph ueber mich erlangt hat, um innerlich eine um so schimpflichere Niederlage zu erleiden. Ich weiss sehr gut, dass meinen Richtern zu Koeln mein Versprechen, mich ihnen unter Bedingungen zu stellen, keine Verfahrensnorm abgeben, dass es ihnen sogar gleichgueltig sein konnte; aber mir ist es nicht gleichgueltig, dass die Geschichte dieses Versprechens bekannt werde.

Nach der Ankunft meines Buchs ueber die « Preussische Buereaukratie » in Koeln wurde sofort der Prozess gegen mich eingeleitet. Die Anklage, von meinem ordentlichen Gericht erhoben, lautete nach § 151 des Landrechts auf « Erregung von Unzufriedenheit der Buerger gegen die Regierung. » Gegen diese Anklage, die auf ordentlichem Wege sich erhob und, mogte sie sonst begruendet oder unbegruendet befunden werden, sich wenigstens mit Fug auf ein entsprechendes Gesetz stuetzte, hatte ich vom Standpunkt eines preussischen « Unterthanen » aus natuerlich keinen Protest einzulegen; eben so wenig hatte

ich gegen eine etwaige Anklage auf wirkliche Majestaetsbeleidigung, obschon die letztere sich aus meiner Schrift nimmermehr nachweisen liess, oder auf irgend ein anderes vom Gesetz geschaffenes Vergehen eine Einwendung machen koennen, sofern sie von meinem ordentlichen Gericht ausging, gesetzlich auftreten konnte und auf rechtlichem, auf « ordentlichem und gradem » Weg ihren Verlauf hatte.

Das Urtheil von Juristen lautete dahin, dass der eingeleitete Prozess in zwei bis drei Wochen beendigt sein koenne, da die Instruktion die inkriminirte Handlung auf keinen Umwegen zu verfolgen hatte. Meine Handlung lag in der Schrift offen vor; weil sie offen vorlag, konnte sie auch sofort ganz uebersehen werden; weil sie ganz uebersehen werden konnte, wurde auch sofort die Anklage erhoben und konnte der Prozess auch sofort zu Ende gefuehrt werden. Durfte man erwarten, dass jener Anklage spaeter noch eine zweite folgen werde, die, trotz ihrem geringeren Strafmaximum, in Bezug auf das Verfahren des Gerichts wie die Stellung des Angeklagten schwerer wog, als die erste? Konnte man der diensteiferigen, inquisitionsbegierigen Staatsanwaltschaft zutrauen, dass sie grade fuer ein Vergehen blind sein sollte, fuer das sie sonst einen so staunenerregenden offizioesen Scharfblick hat? Sie verdient abgesetzt zu werden, wenn ihr erst von Berlin aus der Staar hat gestochen werden muessen. Ist es nicht straeflich, wenn die Anwaltschaft in jedem Prozess dem Herrn Justizminister die Muehe macht, sich die Akten kommen zu lassen, damit der Herr die Verbrechen aufsuche, die der Blindheit des Dieners entgingen?

Nach dem Rheinischen Gerichtsverfahren musste meine Sache, so lang es bei der ersten Anklage blieb, *oeffentlich* verhandelt werden, *oeffentlich* konnte ich mich vertheidigen, *oeffentlich* musste der Richter sein Urtheil sprechen und begruenden!

Ein oeffentliches Verfahren in einem politischen Prozess in Preussen! In der Rheinprovinz! In Koeln! Ein oeffentliches Verfahren in dem Prozess ueber ein Buch, welches die Heimlichkeiten Preussens an's Licht zu ziehen und auf die preussische Politik die moralische Probe zu machen bestimmt war! Man wird zugeben, dass es sich in dieser Sache um wichtige Dinge handelte und dass ich, als ich diess erkannte, alle Ursache hatte, selbst auf der Erfuellung meines Versprechens, mich der erhobenen Klage vor dem Gericht gegenueberzustellen, so lang als moeglich zu bestehen.

Aber was geschah? Mehrere Wochen nach der Einleitung des Prozesses wird ploetzlich auf Berliner Inspiration eine zweite Anklage erhoben, eine Anklage, durch welche, wenn das Gericht sie zuliess, die Oeffentlichkeit der Verhandlung ausgeschlossen wurde! Und welche Anklage! Man beurtheile sie zunaechst aus folgendem Schreiben, welches ich nach Empfang der Nachricht, dass der Anklagesenat des Appellhofs zu Koeln die Klage zugelassen, zu meiner vollstaendigen Selbstberuhigung wegen der ferneren Schritte, wie zur Dokumentirung einer gewissenhaften Erwaegung der Angelegenheit an mehrere Freunde und Bekannte in Bruessel richtete. Ich nenne unter ihnen als allgemein bekannten Namen F. Freiligrath.

« Ich bitte Sie um die Entscheidung einer Frage, die

fuer mich eben so wichtig ist, als sie fuer sich interessant sein duerfte.

« In der Vorrede zu meiner Schrift ueber die preussische Buereaukratie habe ich Folgendes erklaert :

« Der Verfasser dieser Schrift erwartet keinen Vorwurf einer die Verhaeltnisse missachtenden Unbesonnenheit; er will auch dem Recht sich nicht entziehen und erklaert sich nach ruhiger Ueberlegung bereit, jede rechtgemaesse Probe seiner Ueberzeugungen zu bestehen. Er sieht sich aber, durch die Erfahrungen Anderer gewitzigt, veranlasst, gegen jedes, vom ordentlichen, graden, gesetzlichen Weg abweichende, die freie Vertheidigung beeintraechtigende und die persoenliche Sicherheit vor dem richterlichen Endurtheil antastende Verfahren von vorn herein als eine rachsuechtige Barbarei und Gewaltthat zu protestiren. »

« Der Zweck dieser Erklaerung liegt am Tage. Ich wollte ein Beispiel geben, dass man der Gewalt die Wahrheit sagen muesse ohne sie zu scheuen und ich hoffte zugleich durch den Erfolg des zu erwartenden Prozesses darthun zu koennen, dass die Gewalt trotz ihren bedenklichen Gesetzen zur Erdrueckung oder Abschreckung der Wahrheit nicht ausreiche, wenn sie den « ordentlichen, graden, gezetzlichen Weg » nicht verlasse. Dem gemaess und auf die Wirkung jener Erklaerung mich verlassend, beschloss ich, in Koeln ruhig abzuwarten, was man gegen mich unternehmen werde.

« Am 11ten November traf meine Schrift in Koeln ein. Sofort erfolgte gerichtliche Haussuchung bei den dortigen Buchhaendlern und die Einleitung der Untersuchung gegen mich. Die gerichtliche Vorladung, welche ich am

15ten erhielt, sprach sich gar nicht ueber das mir angeschuldigte Vergehen aus: erst durch den Steckbrief vom 16ten November erfuhr ich offiziell (1), dass dasselbe (nach § 151 des Landrechts) in » Erregung von Missvergnuegen und Unzufriedenheit der Buerger gegen die Regierung bestehen solle. Um die Zeit des Empfangs der gerichtlichen Vorladung wurde mir von mehreren Seiten versichert, dass es im Werke sei, mich nicht bloss zu verhaften, sondern auch, mich nach Berlin zu transportiren. Diese Versicherungen, verbunden mit den Vorstellungen meiner Freunde ueber meine Verhaeltnisse als Versorger einer Familie u. s. w. bewogen mich am 15ten Abends, mich durch die Flucht nach Belgien vorlaeufig in Sicherheit zu bringen. Ob jene Versicherungen mit der Wirklichkeit uebereinstimmten, weiss ich nicht; jedenfalls waren sie mir glaubhaft genug, um mich zu ueberzeugen, dass man die Verwahrung in meiner Vorrede nicht geachtet habe oder nicht achten werde. Da uebrigens mein Wille, »mich dem Recht nicht zu entziehen«, dadurch nicht alterirt wurde, so versprach ich, auf die zitirte Vorrede verweisend und natuerlich im Sinn und zur Wahrhaltung derselben, vor meiner Abreise dem Instruktionsrichter schriftlich *auf mein Ehrenwort*, dass ich mich dem *erkennenden* Richter *jedenfalls* (2), aber auch dem *instruirenden* sofort *dann* stellen werde, wenn man mir die amtliche Versi-

(1) Waehrend dieser Steckbrief vom 16ten November 1844 nur von dem erwaehnten Vergehen spricht, fuegt der »Erscheinungsbefehl« derselben Oberprokuratur vom 14ten Januar 1845 auch noch das zweite Vergehen hinzu, wovon unten die Rede sein wird.

(2) Diess »jedenfalls deutet auf die Nichtmittheilung der Anklage in der Zitation zu wie auf die Voraussicht hin, dass ich mich erst in zweiter Instanz einfinden werde.

cherung gebe, dass meine persoenliche Freiheit nicht vor der richterlichen Endentscheidung werde gefaehrdet werden. »

« Die Antwort auf diess Schreiben an den Instruktionsrichter war der erwaehnte Steckbrief und die Anordnung aller moeglichen Polizeimassregeln zu meiner Habhaftwerdung.

« Der Steckbrief gab mir natuerlich mein Ehrenwort zurueck, indem er dasselbe fuer wirkungslos erklaerte ; dennoch wiederholte ich am 20ten November von Verviers aus in einem Schreiben an den Oberprokurator Grundschoettel zu Koeln, welcher den Steckbrief ausgestellt, die Versicherung, dass ich mein Ehrenwort nicht im Stich lassen und mein Urtheil persoenlich empfangen werde, indem ich damals noch nicht die Moeglichkeit annehmen konnte, dass man durch offene Rechtsverdrehungen mich mit meinem Vorsatz in Kollision bringen werde. Es versteht sich von selbst, dass mein Wille und meine Versicherungen in Betreff meines persoenlichen Erscheinens fortwaehrend nur im Sinn der Vorrede zu meiner Schrift sich auf die Unterstellung gruendeten, es werde nicht vom « ordentlichen, graden und gesetzlichen Wege » abgewichen werden, da ich eben so wenig mein Wort darauf geben konnte, mich z. B. von ausserordentlichen Richtern und nach willkuerlich geschaffenen Gesetzen richten, als mich etwa nach Botany-Bay oder nach Sibirien transportiren zu lassen. Ich konnte und wollte nur ein solchergestalt bedingtes Versprechen geben ; fielen die Voraussetzungen, auf die es sich stuetzte, so musste natuerlich das Versprechen ebenfalls fallen und alsdann mein Erscheinen in mein Belieben gestellt sein.

« Nachdem ich in der Nähe der belgischen Grenze ueber einen Monat auf den Augenblick gewartet, wo die gerichtliche Verhandlung mir oeffentlich Gelegenheit bieten wuerde, mit meinem Recht zugleich mein Versprechen zu behaupten, erfahre ich ploetzlich, dass man, von Berlin aus angewiesen, der Klage des oeffentlichen Ministeriums zu Koeln wegen « Erregung von Unzufriedenheit » nachtraeglich die fernere Klage wegen Majestaetsbeleidigung hinzugefuegt habe, aber nicht wegen einer direkten Beleidigung der regierenden « Majestaet » durch Urtheile oder Aeusserungen ueber diese selbst, sondern wegen meiner Aeusserungen ueber den verstorbenen Koenig, welche « mittelbar » auch den jetzt regierenden als « Sohn und Thronfolger » beleidigen sollen.

« Die §§ des Landrechts, welche von Majestaetsbeleidigung handeln, lauten folgender Massen :

§ 196. « Wer das *Oberhaupt des Staats* in seiner Wuerde PERSOENLICH beleidigt, ohne dass dabei eine hoch- oder landesverraetherische Absicht erhellte, der begeht das Verbrechen der beleidigten Majestaet. »

§ 199. « Wer sich des Verbrechens der beleidigten Majestaet durch ehrenruehrige Schmaehungen des *Oberhaupts im Staate* mit Worten, Schriften, oder andren feindlichen Darstellungen schuldig macht, der hat zwei- bis vierjaehrige Zuchthauss oder Festungsstrafe verwirkt. »

§ 200. « Auch schon andre dergleichen boshafte, die Ehrfurcht gegen den Landesherrn verletzende Aeusserungen ueber — DIE PERSON UND HANDLUNGEN DESSELBEN sollen mit Gefaengniss- oder Festungsstrafe auf sechs Monate bis zu einem Jahr geahndet werden. »

« Die gegen mich nachtraeglich erhobene Anklage wegen «mittelbarer» Majestaetsbeleidigung ist gestuetzt auf den vorstehenden § 200. Ich soll also durch Aeusserungen ueber den *verstorbenen* « Landesherrn » gegen ein

Gesetz gefehlt haben, welches mit den unzweideutigsten, klarsten, unverdrehbarsten, zwingendsten Worten nur von dem *regierenden* redet. Es ist hiernach nicht mehr einzusehen, warum freie Urtheile ueber den grossen Kurfuersten, Friedrich Wilhelm I, Friedrich II, Friedrich Wilhelm II nicht eben so gut zu « mittelbaren » Majestaetsbeleidigungen gestempelt werden koennen, als Aeusserungen ueber Friedrich Wilhelm III. Abgesehen davon, dass ich diesen Friedrich Wilhelm III auf das Schonendste behandelt und mit keiner Sylbe geschmacht habe, ist es ein unerhoertes Verfahren, einen Menschen vor Gericht zu stellen wegen eines Vergehens, das *nur durch die Anklage* geschaffen wird, und dabei sich auf ein Gesetz zu stuetzen, welches der Anklage gradezu widerstreitet.

« Es ist keine groessere Beleidigung eines Richters zu denken, als die Furcht, dasser auf eine solche Anklage ein Schuldig aussprechen werde. In dieser Beziehung konnte ich daher nur ueber dieselbe lachen, so lang ich nicht Erfahrungen machte, welche mir eine durchaus unguenstige Vorstellung von meinen Richtern aufdraengten. Es kam zunaechst auf die *Annahme* der Klage durch das Gericht zu Koeln an. Die Folge dieser Annahme war von der einen Seite, einer Kabinetsordre ueber derartige Faelle gemaess, *Ausschliessung der Oeffentlichkeit* der gerichtlichen Verhandlung, und von der andren Seite fuer mich die begruendetste Voraussetzung, dass ein Gericht, welches eine dem Gesetz so offenbar widerstreitende Klage zuzulassen im Stande sei, auch darauf eine Verurtheilung auszusprechen kein Bedenken tragen werde. Doch abgesehen von dieser Verurtheilung (da nicht die Folgen, sondern nur die Rechtmaessigkeit des Verfahrens fuer mich

massgebend sein duerfen), kommt es in Bezug auf meine Person auf die Frage an, ob nach der Zulassung jener gesetzwidrigen Klage meine Verbindlichkeit zur Erfuellung des gegebenen Versprechens fortbestehen bleibt oder nicht.

« *Die Zulassung der Klage ist jetzt wirklich erfolgt* und es gibt gegen diesen Streich kein Rechtsmittel mehr. Die Rathskammer des Koelner Landgerichts hatte sie in erster Instanz abgewiesen. Der Prokurator appellirte gegen diese Adweisung. Mein Advokat reichte beim Appellsenat eine Schrift ein, worin er darthat, dass die gedachte mittelbare Majestaetsbeleidigung nicht existire und gesetzlich nicht existiren koenne. Das *oeffentliche Ministerium beim Appellhof war derselben Ansicht und trug auf Verwerfung der Klage an.* Dennoch hat der Appellsenat sie zugelassen und somit — *die Oeffentlichkeit der Verhandlung ausgeschlossen.*

« Die Frage, die ich jetzt an Sie als Maenner und als Freunde richte, ist die, ob ich nach dem Vorangefuehrten als Mann von Ehre noch verpflichtet bin, mich aus Ruecksicht auf mein Versprechen meinen Richtern zu stellen, oder nicht?

Bruessel den 21ten Januar 1845.

K. H.

Die Antwort auf diess Schreiben lautet:

« Die nicht zu bezweifelnde Richtigkeit der uns in Ihrem Schreiben vom 21ten Januar mitgetheilten Fakten angenommen, sind wir einstimmig der Meinung, dass Sie

nicht verpflichtet sind, Ihr bedingungsweise gegebenes Wort zu halten, und zwar :

« 1, weil man es Ihnen durch einen *Steckbrief* beant-
» wortet und dadurch von vorn herein *abgewiesen ;*
» 2, weil, ganz abgesehen hiervon, durch die gegen Sie
» nachtraeglich erhobene zweite Klage und deren Folgen
» die Voraussetzungen zerstoert sind, unter welchen Sie
» Ihrer Vorrede gemaess Ihr Versprechen gegeben haben,
» indem

» *a*, jene Klage Sie auf eine nicht « ordentlich » und
» « grade » zu nennende Weise in Ihrer Vertheidigung
» lachmt und
» *b*, dies Resultat erlangt durch Aufstellung einer noch
» weniger « gesetzlich » zu nennenden Verbrechens-Ka-
» tegorie, welcher vielmehr das zitirte Gesetz offen und
» unzweideutig widerstrebt. »

« Unter diesen Umstaenden sind Sie, unsererobenausgesprochenen Ansicht nach, nicht nur nicht verpflichtet, das gegebene Versprechen zu erfuellen, sondern wuerden vielmehr durch solche Erfuellung die Pflichten gegen sich und die Ihrigen, wie nicht minder gegen Ihr Vaterland, unnuetzer Weise verletzen, da Sie nach der von dem Gericht zu Koeln gegebenen Probe sich auf kein wirkliches Recht mehr Hoffnung zu machen haben. »

Brüssel, den 22ten Januar 1843.

(*Folgen die Unterschriften.*)

Diese Beantwortung meines Schreibens bestaetigt gleich allen sonst mir zukommenden Urtheilen meine

Ueberzeugung, dass ich durch das Verfahren des Koelnischen Gerichts meines Versprechens, mich denselben zu stellen, voellig enthunden bin.

Es entsteht jetzt fuer mich die Frage, ob ich nicht dennoch der Sache und mir schuldig sei, nach Koeln zurueckzukehren?

Ich habe mir diese Frage gestellt, sie mit Andern besprochen und sie endlich mit einem entschiedenen Nein beantworten muessen, weil ich unter den gegenwaertigen Umstaenden durch meine Rueckkehr der Allgemeinheit nichts nuetzen und mich mit den Meinigen nutzlos zu Grunde richten wuerde. Nachdem man einmal meine Sache von einer Seite auf-und angefasst hat, dass man kein Bedenken getragen, darin nachtraeglich unter tueckischen Anzeichen (nicht einen Blick in die Akten hat man meinem Advokaten gestattet) gegen den klaren Buchstaben des Gesetzes ein neues Verbrechen aufzustellen, schuetzt mich auch nichts mehr vor der nah liegenden Konsequenz, dass man mich dieses neugeschaffenen Verbrechens in heimlicher Verhandlung fuer schuldig erklaeren, mich sodann nach preussischer Deutungsweise wegen des Mangels « patriotischer Gesinnungen » der glorreichen « Nationalkokarde » und mit ihr meiner schuetzenden Qualitaet als Landwehroffizier, die mir wenigstens Festungsarrest sicherte, berauben, mich « gesetzlich » in eine Strafsektion oder eine andre Anstalt der Humanitaet unter die gemeinsten Verbrecher placiren und durch den Konflikt mit der Gefaengnissjustiz auf den sichern Weg entweder zum Schaffot oder zum Kirchhof bringen werde. Warum? Weil ich die fatalste Wahrheit Preussens aufgefrischt, weil ich sie in einer Weise gesagt

habe, dass die stolze, bajonetereiche Gewalt *gezwungen* ist, entweder sie zu respektiren, oder mit dem Brandmal der Schurkerei an der Stirne sich vor dem Blick des geringsten ehrlichen «Untherthan» zu verbergen. Einem gegen diese Wahrheit einmal in's Werk gesetzten Verfahren ist jedes Mittel recht. Ein Verfahren, welches angebliche Beleidigungen der Todten unter das Gesetz ueber die Beleidigungen, gegen die Lebendigen zu bringen versteht, wird auch nicht viel Mittel aufzuwenden haben, um die Lebendigen zu den Todten zu bringen. Wer buergt mir nach dem Geschehenen dafuer, dass man nicht, selbst wenn ich nur wegen des ersten Vergehens verurtheilt werde, nach meinem Strafantritt mir mit bewachter Erfindungsgabe ein neues Verbrechen ansinnt? Wer buergt mir nach dem Geschehenen dafuer, dass man nicht, selbst wenn ich gaenzlich freigesprochen werde, den Freigesprochenen einkerkert und die Schuld in einer endlosen Untersuchung nachtraeglich darzuthun sucht? Wer buergt mir nach dem Geschehenen noch dafuer, dass man nicht die Geruechte verwirklicht, die ueber das mir zugedachte Schicksal kursiren? Nach dem Geschehenen habe ich in Preussen keinen Muth des Rechts und kein Vertrauen auf die Gerichte mehr; nach dem Geschehenen darfich nur noch Furcht haben. Nach dem Geschehenen duerfte ich mich selbst mit einem preussischen Ministerialpass nicht mehr in Preussen blicken lassen. Nach dem Geschehenen schwebt mir das Loos des edlen Mannes vor Augen, den ein nichtswuerdiger Maitressenknecht seiner beleidigten Erbaermlichkeit in endlosen Martern durch eben so erbaermliche Schergen opfern laesst. Nach dem Geschehenen schlaegt mir das Herz in

sibirischen Weisen; nach dem Geschehenen wittere ich nur Verrath und traeume von Tuecke. Nach dem Geschehenen musste ich auf *Alles* gefasst sein, denn das Unrecht der Gewalt, wenn es einmal aus der Verschleierung der Heuchelei scheulos hervorzutreten wagt, sucht seine einzige Rettung in grausamer Konsequenz, eine Konsequenz, die einem Volk gegenueber den Hals bricht, den Einzelnen aber vernichtet. Wollte ich trotz dem Geschehenen durch Festhaltung meines Versprechens und durch eine energische Vertheidigung vor dem geheimen Tribunal das Unrecht der Gegner forciren, man wuerde mich unfehlbar der Rache seines bedraengten Gewissens zum Opfer bringen und mit seinem Opfer zugleich seine Schuld zu beseitigen trachten. Man hat mir jetzt so viel Unterricht in der buereaukratischen Psychologie gegeben, dass ich unbescheiden genug geworden bin, mit dem Erlernten sogar bis in den letzten Hintergrund des preussischen Inquisitions- und Kasemattenverfahrens vorzudringen.

Vielbeneidetes Rheinland, ich gratulire dir nebenbei zu deinem Gerichtswesen und stimme in das bekannte Lob ueber die Unabhaengigkeit der preussischen Richter ein. Ist es etwa ein Karnevalswitz, dass Menschen, die dem letzten Rechte der Buerger auf so schamlose Weise Gewalt anthun, die « Erregung von Unzufriedenheit » noch bei *Andern* suchen?

Ich habe mein Versprechen oeffentlich gegeben; ich nehme es oeffentlich zurueck. Ich will Wort gehalten wissen und halte es selbst, wo ich dazu verpflichtet bin. Aber ein Narr des gegebenen Worts werden und das Worthalten zur Komoedie herabwuerdigen lassen, das kann ich doch nicht. Ich kann mich nicht nutzlos zum geopferten Helden

solcher Komoedie machen und Denen gegenueber auf dem gegebenen Wort bestehen, denen es nicht um die Erfuellung desselben zu thun war, die es zurueckstossen und die Bedingungen vernichten, unter welchen es gegeben worden. Ich kann nicht ohne Verpflichtung ein persoenliches Beispiel geben wollen, wo dasselbe nicht mehr zur Ermuthigung dienen, sondern nur zur Entmuthigung Gelegenheit bieten wuerde. Ich kann mich nicht mit Gewalt in das Fass des Regulus draengen wollen, bloss um an dessen Naegeln zu verbluten. Ich kann nicht selbst einen Roemer uebertreffen wollen, wenn meine Gegner nicht einmal Karthager sind!

Preussen, lebe wohl! Das Schiff meiner Rueckkehr steht jetzt in Flammen. Ich werde mir eine andre Heimath suchen und muss die Zahl deiner verbannten Soehne vermehren helfen. Ein Jahr Gefaengniss waere ein geringer Preis, um die Rueckkehr in das Vaterland zu erkaufen. Aber da ist fuer mich kein Vaterland mehr, wo der Ekel vor Sklaverei und Schurkerei mein steter Begleiter sein wuerde. Selbst gaenzliche Freisprechung soll mich nicht mehr zurueckrufen: die preussische Polizeiluft, von den Fluchseufzern der Freien und den Angstseufzern der Sklaven geschwaengert, ist mir jetzt voellig unertraeglich geworden. Lebe wohl, glueckliches Preussen, mit deinem heimlichen Gerichtsverfahren; lebe wohl mit deinem hoellischen Landrecht und deinen mittelbaren und unmittelbaren Majestaetsbeleidigungen; lebe wohl mit deiner Zensur und Polizei; lebe wohl mit deiner unromantischen Buereaukratie und deinem romantischen Despotismus; lebe wohl mit deinen Geheimnissen, deinen knechtschaftskuensten, deinen Heucheleien und ueber-

tuechten Schurkereien ohne Mass und ohne Ende!

Mein *teutsches* Vaterland, lebe wohl! Ein kuenftiges hoffentlich, ein freies! Ich hoffe dir stets beweisen zu koennen, dass ich ein treuer Sohn meiner Mutter bin, und dass ich als solcher deine Schurken so wenig vergesse wie dich.

II

ABSCHIEDSWORT AN DEN WUERDIGEN ANKLAGESENAT DES APPELLHOFS ZU KOELN. (1)

Meine Herrn! *Sie* waren bestimmt, *mich* zu richten: Ihre Bescheidenheit hat die Rollen vertauscht und *mich* berufen, *Sie* zu richten. Wohlan, ich werde Sie richten, wie Sie es verdienen.

Meine Herrn! Ich habe Vertrauen zu den Rheinischen Richtern gehabt; Sie haben mir diess Vertrauen genommen und, so weit *Sie* zu diesen Richtern gehoeren, mir Verachtung an die Stelle gegeben.

Meine Herrn! Sie haben die Justiz gebrandmarkt, Sie haben den Richterstand und das ganze Rheinland be-

(1) Ihre Namen haben die Mitglieder dieses Senats mir noch nicht zu kennen lassen, ich werde ihnen sonst die Ehre der Bekanntmachung nicht entziehen. Jedenfalls werde ich bemueht sein, mit den Herrn Bekanntschaft zu machen. Was ihre Handlung betrifft, so werden sie fuer dieselbe als Motive entweder Berliner Empfehlungen oder eine gesetzeskenntniss aufzuweisen haben, die Z. B. mir erst durch die Simonsche Abhandlung zugaenglich geworden ist.

schimpft. Sie hatten den hoechsten Triumph der unabhaengigen Justiz in der Hand und Sie haben den Triumph in eine Schande verwandelt. Sie konnten den Richterstuhl ueber Koenigsthrone und Ministersessel erheben und Sie haben ihn zum Fusschemel der Gewalt erniedrigt. Ich schuette das vollste Fuellhorn der Schmach ueber Ihre Haeupter aus. Koennte Ihr Verfahren seine Stuetzen in das Gebiet hineinstellen, welches dem richterlichen Ermessen von Rechtswegen ueberlassen bleiben muss, so wuerde ich schweigen; aber Ihr Verfahren mit seinen unzweideutigen Absichten rennt schnurstracks alles Recht und Gesetz ueber den Haufen und wuerde seine Natur selbst dem Urtheil eines Kindes nicht verbergen koennen. Sie haben *gegen Ihre Ueberzeugung* geurtheilt, wenn man nicht gradezu temporairen Wahnsinn bei Ihnen supponiren soll, und diess Urtheil mag Ihnen auf der Seele brennen. Nach der abgelegten Probe nehme ich es als gewiss an, dass Sie in einem wichtigeren Fall kein Bedenken tragen wuerden, sich den Richtern des Generals Prim an die Seite zu setzen.

Meine Herrn! Sie hatten die schoenste Aufgabe, die jemals einem preussischen Richter uebertragen worden ist. Sie hatten die unschaetzbare Gelegenheit, nicht bloss die Vorzuege eines offenen Gerichtsverfahrens in einer seltnen Probe sich bewaehren zu lassen, sondern auch unter dem Schutz des Gesetzes und der Gerechtigkeit die Suenden der Grossen *offen vor dem Volk* auf die Waage legen zu lassen, so dass sie gemahnt und belehrt wurden, es gebe noch einen Hort fuer das Recht und die Wahrheit und es gebe auch innerhalb der Staatseinrichtungen noch eine Macht, die hoeher stehe, als die Gewalt der Polizei

und der Bajonete. Diese Aufgabe und diese Gelegenheit haben Sie mit Fuessen getreten, und Ihre Feigheit hat den Vorhang des Geheimnisses vor das Tribunal gezogen, um Den zu verderben, der Ihnen jene Gelegenheit bereitet hatte. Zwar wusste ich von vorn herein, dass ich einer Politik gegenueberstand, bei welcher nach dem Zeugniss der aussern wie der innern Geschichte der scheinheilige Jesuitismus, die gleissnerische Tuecke, der feige Verrath und die perfide Gewaltthaetigkeit stets zu Hause waren: aber ich hatte doch die Hoffnung nicht aufgegeben, dass in unserm die Gradheit liebenden Rheinland trotz allen Berliner Korruptionen wenigstens das Gewissen des Richterstandes noch eine Zufluchtstaette fuer die wahrheitliebende Offenheit und die Gradheit des Rechts bewahrt habe. Sie haben es verstanden, mich und die Welt ueber diese Zufluchtstaette zu belehren. Ihr feiger Arm hat in die Waage der Themis den Dolch der Tuecke geworfen; Ihr Servilismus hat die natuerlichen und berufenen Vertreter des oeffentlichen Gerichtsverfahrens selbst der Verachtung Derer ueberliefert, deren Rechtssinn man in den finstern Gelassen des heimlichen Verfahrens zum Krueppel aufzuerziehen sucht. Ein geheimes Gericht in Ostpreussen hat den Ueberzeugungsmuth gehabt, einen Mann freizusprechen, der zur Zeit von der Gewalt vielleicht mit noch feindlicheren Augen angesehen wurde, als ich, und — *Rheinische* Richter sind feige genug, durch wahre Gewaltthat gegen das Gesetz mich um die ersten Garantien eines unparteiischen Urtheils zu betruegen. Verdienen solche Maenner die Ehre, auch nur dem Scheine nach noch laenger zu den Vertretern jenes Restes von Liberalitaet zu zaehlen, den die lichtscheue

Inquisitions-politik der Berliner Zaarendiener dem geschaendeten Rheinischen Gerichtswesen noch gelassen hat ?

Meine Herrn! Sie haben durch die gewissenlose Zulassung der unsinnigen Anklage auf mittelbare Majestaetsbeleidigung mir ein neues Vergehen angedichtet, um die alten Vergehen Anderer dem Licht zu entziehen. Die Bestimmungen des Landrechts, welche von Majestaetsbeleidigung handeln, bezeichnen dieselbe ausdruecklich nur als direkte, « *persoenliche* » Beleidigungen des lebenden Regenten. Der § 196 sagt : « wer das *Oberhaupt des Staats* in seiner Wuerde *persoenlich* beleidigt, der begeht das Verbrechen der beleidigten Majestaet ; » der § 200, auf dessen Grund Sie mich zum Verbrecher machen wollten, redet nur von « boshaften, die Ehrfurcht gegen den Landesherrn verletzenden Aeusserungen ueber *die Person und Handlungen desselben* » (1). Ich frage Sie, wenn eine Aeusserung nach anderer Seite hin durch « mittelbare » Ueberfuehrung auf die « Majestaet » zur Majestaetsbeleidigung gemacht werden kann, ob dann noch irgend eine Aeusserung in der Welt vor dieser Deutung sicher ist, sobald Ihr vorempfindender Servilismus supponiren darf, dass der Geschmack, oder die Laune, oder das Gewissen, oder meiner wegen die Schwachkoepfigkeit einer preussischen Majestaet dadurch Unbehagen empfinden koennte ? Ich frage Sie ferner, ob der verstorbene Koenig, durch dessen Beurtheilung ich den jetzigen soll « belei-

(1) Diese entscheidende Worte « ueber die Person und Handlungen desselben » hat man in der Zitation *ausgelassen*, waehrend der § 131, welcher ueber die « Erregung von Unzufriedenheit » handelt, vollstaendig darin wiedergegeben ist. Jene Auslassung ist sprechendgenug.

digt » haben, ich frage Sie, ob der Mann, den man vor vier Jahren in Berlin begraben hat, noch das « Oberhaupt des Staats » und der « Landesherr » und als solcher etwa « mittelbar » in den jetzigen uebergegangen ist? Wohlan, wenn diess majestaetliche oder landesherrliche Einschachtelungssystem Propaganda macht, so ist auch der frueher begrabene Ahn jenes begrabenen Mannes, so ist auch Derjenige noch der « Landesherr, » welcher den « Antimachiavell » geschrieben und die Lehre widerlegt hat, dass ein Fuerst nicht an sein Versprechen gebunden sei. Warum nehmen Sie den « Landesherrn » in Schutz, der diese Lehre bestaetigt, und nicht denjenigen, welcher sie verdammt hat? Glaubt Ihr blinder Scharfsinn wirklich die preussische Geschichte heilig sprechen zu koennen, wenn er Die zu Majestaetsverbrechern stempelt, welche die luegnerischen Grabsteine von dem historischen Kirchhof aufheben? Glaubten Sie wirklich, das seit einigen Jahren so eifrig betriebene Geschaeft unterstuetzen zu koennen, welches darauf ausgeht, dem verblichenen Glanz des faulen Absolutismus durch Vertuschung und Verkleisterung der frueheren Suenden eine neue Folie zu bereiten? Wussten Sie nicht, dass es Schulden und Suenden gibt, die selbst unter richterlichem Schutz niemals verjaehren koennen, und die um so lauter mahnen muessen, je laenger sie ungetilgt bleiben? Fast bin ich versucht, Sie als Mitarbeiter an dem dummschlauen, von dem Landtag abgewiesenen Strafgesetzentwurf anzusehen, welcher, so viel ich mich erinnere, eine besondre Bestimmung zum Schutz der verstorbenen Majestaeten und ihres Bluts enthielt, eine Bestimmung, die nur von der Furcht vor den Mahnungen an 1815 und von dem boesen Gewissen

der preussischen Regenten, - Prinzen - und Buereaukraten-Geschichte diktirt sein konnte. Mein Buch kam dieser Bestimmung in einem Hauptpunkt zuvor, ehe sie Gesetz werden konnte. Das hat man in Berlin schmerzlich bedauert und nun suchen Sie die Bestimmung durch das — Landrecht des vorigen Jahrhunderts zu ersetzen. Man hat in Preussen sehr oft Gelegenheit, Etwas zu bewundern, was sehr gross is, naemlich die Klugheit; aber es gibt in Preussen auch Etwas, das noch groesser ist, als diese Klugheit, naemlich die — Dummheit. Diese Dummheit wird nicht eher, als bis sie zu Grunde gegangen, begreifen lernen, dass die groesste Klugheit die — Ehrlichkeit ist.

Meine Herrn! Ihr Scharfsinn hat das Geheimniss entdeckt, die ganze preussische Geschichte unter den Schutz des § 200 des Landrechts zu stellen. Mit Ihrem Scharfsinn ist es ein Leichtes, sogar ein Bonmot ueber Adam im Paradiese zu einer « mittelbaren » Beleidigung der Preussischen Majestaet zu machen, denn Adam hat ohne allen Zweifel Hohenzollerisch gesprochen und ist jeden Falls nur auf die Welt gesetzt worden, um « mittelbar » die preussische Majestaet zu produziren. Unter Ihrem Scharfsinn, der die Lebenden an die Stelle der Todten und die Todten an die Stelle der Lebenden zu setzen versteht, hat kein Ausdruck der Sprache mehr ein Recht auf seine Bedeutung, denn Sie werden alle Bedeutungen nach allen Seiten hin zu vertauschen wissen. Unter Ihrem Scharfsinn ist der Mann nicht mehr sicher, den Gesetzen ueber das Weib, der Vater nicht mehr sicher, den Gesetzen ueber den Sohn, der Kaeufer nicht mehr sicher, den Gesetzen ueber den Verkaeufer zu entgehen, denn die

Mittelbarkeit ist das Band, wodurch sich die ganze Welt zusammenfaedeln laesst. Unter dem Messer Ihres Scharfsinns verblutet auf hoeheres Geheiss die Unschuld so gut wie die Schuld, denn selbst die Unschuld und die Schuld lassen sich « mittelbarr » zusammenkoppeln.

Meine Herrn! Sie glaubten einen klugen Streich zu machen und Sie haben Ihrer lebenden wie Ihrer todten Majestaet einen schlechten Dienst geleistet. Zunaechst haben Sie auf gewaltsame Weise die grosse Zahl der Majestaets-beleidigungen vermehrt, an welchen auffallender Weise Preussen reicher ist, als irgend ein Land der Erde, so dass man fragen muss, ob die Schuld an der Kapriee der Beleidiger, oder an den besondern Eigenschaften der Majestaet, oder an Denen liegt, welche « mittelbar » beide zusammenfuehren. Sie haben die Verlegenheit erhoeht, in die man durch alle die Majestaetsbeleidigungen gerathen muss, so dass man sich ihrer durch einen abgenoethigten Akt der Amnestie wird entledigen muessen, eine Amnestie, von welcher hoffentlich wenigstens kein Fluechtling unter dem jetzigen System Gebrauch machen wird. Sodann haben Sie durch Ihr Urtheil « mittelbar » und offiziell erklaert und festgestellt, dass der Grundsatz des Worthaltens eine Beleidigung fuer die preussischen Majestaeten ist und dass sich trotzdem auf die lebende die fatale Makel des nicht erfuellten Worts der todten « mittelbar » fortgeerbt hat. Wenn ich nun auch nach den Grundsaetzen des gemeinen Rechts, wonach man mit den Activis auch die Passiva uebernimmt, in Bezug auf jenes Forterben voellig mit Ihnen einverstanden bin, obschon man die grosse Passiverbschaft durch schoene Worte und despotische Machtspruche auf alle Weise zu kachiren versucht

hat, so habe ich, der ich mich als einen Republikaner denunzirt, es doch noch besser mit Ihren Majestaeten gemeint, als Ihr kurzsichtiger loyaler Servilismus und die Schlauheit Derer, welche Sie inspirirt haben, denn ich habe noch den Weg anzubahnen gesucht, auf welchem durch nachtraegliche Erfuellung des zur Zeit so prahlerisch verkuendeten und spaeter so klaeglich im Stich gelassenen « koeniglichen Worts » die durch Unredlichkeit rathlos gewordene preussische Politik in eine rechtliche Bahn wieder eingelenkt werden konnte.

Wenn auch von der preussischen Komoedianten-, Jesuiten-und Finten-Politik eine aufrichtige und freiwillige Bekehrung im Grunde nicht erwartet werden durfte, da diese mit der Zeit von jedem Kinde bis in die Nieren durchschaute Politik immer noch an die Wirksamkeit ihrer schaendlichen Spiegelfechtereien zu glauben scheint, so hatte ich meinerseits wenigstens die Moeglichkeit jener Bekehrung offen gelassen, die Sie jetzt « mittelbar » auf offizielle Weise zu schliessen sich bestrebt haben. Ihr Verfahren spricht es « mittelbar » aus, dass auch jetzt, nachdem die Schulden der Regierung auf dem *moralischen* Konto vorgerechnet worden, eine Tilgung derselben nicht Statt finden soll. Sie haben « mittelbar » einen gerichtlichen Sanktionsackt ueber den « koeniglichen » Wortbruch gemacht. Es fehlt bloss noch eine *unmittelbare* Erklaerung, etwa in einem Landtagsabschied, ueber diesen Punkt, so soll jeder preussische « Unterthan, » Beamte und Soldat seines Eides fuer entbunden erklaert sein, denn wenn die Versprechen einmal von Regierungswegen als ungueltig dargethan worden, so sind es auch die Eide, die nichts Anderes sind, als Versprechen mit

Foermlichkeiten. Es ist nur zu hoffen, dass die Landtagsdeputirten endlich die Verfassungssache beim rechten Ende anzufassen und den moralischen Rechtspunkt derselben zum Eklat zu bringen den Muth haben werden. Die Zeit hat der Menschheit mit ihren Ideen schon so weit vorgearbeitet, dass es sogar den Deputirten der geheimen Landtage endlich laecherlich vorkommen muss, noch laenger wie die Kinder mit Petitionen und Abschieden ueber Dinge Fangball zu spielen, ueber die das Volk schon vor dreissig Jahren haette hinweg sein sollen. Es ist ein wahres Rechtsskandal, dass jetzt noch immer im Ton der armen Suender um zollweise Annaeherung an einen Punkt gebettelt werden soll, bis zu welchem man schon vor dreissig Jahren mit einem einzigen Schritt vorzuschreiten sich verpflichtet fuehlte. Es ist empoerend, dass das Volk noch am Spiess der Gnade um Dinge zappelt, die vor dreissig Jahren selbst der Zaehigkeit der Pflicht zu geringfuegig erschienen. Die Schuld von 1815 und zwar mit dreissigjaehrigen Zinsen, nicht ohne diese, muss in kuerzester Zeit abgetragen sein, sonst sagen wir: ein Luegner ist ein Luegner und ein Schurke ist ein Schurke, und haette er seinen Sitz zwischen Donner und Blitzen aufgeschlagen. In diesem Sinn muessen die Landtage zu sprechen beginnen, wenn ihre Wirksamkeit nicht ein Possenspiel bleiben soll. Das nicht erfuellte « koenigliche Wort » ist ein Hebel, womit sich das ganze reaktionaire System aus den Angeln heben laesst, wenn er richtig angesetzt wird. Es sei ein« ceterum censeo » gegen das neue Karthago. Im Jahr 1845 noch um Nennung der Deputirtennamen und derartige Spottkonzessionen petitioniren, das ist wahre Selbstverhoehnung, insbesondre

wenn man es in dem hergebrachten, sich selbst bescheidenden Tone thut, wodurch man in der Petition selbst verraeth, dass man auf deren Gewaehrung nicht einmal Rechnung mache. Das teutsche Petitionswesen ist ein wahres Hundegewedel und es trieft immer von unendlichem Vertrauen, waehrend es auf gar nichts vertraut und vertrauen kann. Moegen die Landtagsdeputirten zeigen, dass sie keine politische Kinder mehr sind, und sollten auch ihre Berathungen unter die Kanonen der Festungen versetzt und ganze Provinzen mit dem unerhoerten Ungluck bedroht werden, in ganzen acht Tagen keinen Orden zu erhalten. Die Landtagsdeputirten moegen die ganze Last der Verantwortlichkeit erwaegen, die auf ihnen ruht, wenn man mit der Zeit, durch die Noth gedraengt, ihnen vielleicht eine Bunsensche, Arnimsche oder gar Metternichsche Scheinverfassung nebst einer durch landrechtliche Schaffote umstellten Pressfreiheit zur Beschwichtigung aufzutischen beliebt. Ohne den moralischen Zwang des Volks und seiner Vertreter ist von Berlin niemals etwas Wahres zu erwarten, moegen die servilen Luegenblaetter davon schwatzen soviel sie wollen. Etwas Wahres aber *muss* erlangt werden. Nachdem man so lange Zeit Alles verweigert, muss man jetzt Alles gewaehren. Etwas Ganzes oder gar nichts. Der absolutistische Hochmuth, der so lang das Recht und die Menschennatur in uns verhoehnt hat, und die Geschichte nur fuer sich geschaffen glaubt, muss und *soll* sich endlich beugen lernen unter die gerechten Foderungen des Volks, oder die aufgestauten Wogen der Zeit werden seine morschen Wehren mit einem Mal in Truemmer brechen. Das Volk und seine Deputirten haben ihn in der Gewalt mit

dem blossen « koeniglichen Wort: » die Zeit ruckt heran, wo das preussische Volk dem « Trugsystem, das mit ihm spielt, » wird *befehlen* koennen, *befehlen mit dem unueberwindlichen Scepter der einfachen Moral!* Sobald ein Volk seiner Regierung moralisch ueber den Kopf waechst, hat es ihre Bajonete wie ihre Polizei besiegt. Das nicht erfuellte Versprechen von 1815 kann die Wurzel der preussischen *Volkssouverainetaet* werden, nachdem die pflichtvergessene *Koenigssouverainetaet* es zum Exekutionsmittel der ausgemachtesten Rechtsfoderungen hat werden lassen. « Es ist die letzte Instanz, wenn von der Politik an die Moral appellirt werden muss » — und diese Instanz ist unerschuetterlich. Man appellire und man hat den Prozess gewonnen!

Meine Herrn! Wenn dieser Prozess gewonnen ist, dann haben wir auch in politischen Dingen oeffentliches Verfahren. Ich suche Sie, obschon Sie so grosse Freunde der Heimlichkeit sind, speziell darauf vorzubereiten, indem ich Sie jetzt eine so grosse Quantitaet Oeffentlichkeit verschlucken lasse. Suchen Sie unterdessen fuer Ihre Handlungsweise nach einer Beruhigung, so will ich Ihnen grossmuethig auch diese an die Hand geben. Moegen Sie Ihre Beruhigung darin finden, dass Sie wieder eine Illusion vernichtet und dem Volk eine grosse Lehre gegeben haben. Sie haben ihm gezeigt, dass die Politik, welche so lang mit ihm gespielt hat, an den Symtomen anzulangen beginnt, wodurch die Geschichte das Nahen ihrer grossen Entscheidungen zu markiren pflegt, denn wo auch die Justiz sich zum Werkzeug der Gewalt herabwuerdigt, da ist die letzte moralische Kraft des Systems gebrochen, da broeckeln die Zeichen herab, dass der Wurm der mora-

lischen Verderbniss sein Werk zu vollenden, sich bis ans Ende durchzufressen im Begriff ist.

Meine Herrn! Ein Bischen Verfolgung und schlechte Justiz gegen meine Person kann mich nicht bewegen, meinen Grundsaetzen oder Ueberzeugungen untreu und aus einem Gegner der Revolutionstheorie ein Anhaenger derselben zu werden. Eben so verleugne ich nach wie vor mein persoenliches Glaubensbekenntniss und schliesse mich in der Praxis z. B. Denen an, die in Preussen noch am Fuss des Konstitutionsberges keuchen, suche nach kraeften die Hand des Bestehenden oder Gewordenen als dienstfertiger Gehuelfe auf dem Weg zum Werdenden festzuhalten und kann nur die Unheilbaren als Feinde der Freiheit entschieden verwerfen. Aber dennoch gestehe ich Ihnen, dass die Politik, welcher Sie gehorchen, von Tag zu Tag mehr Hoffnung hat, nicht bloss mich, sondern auch eine Menge anderer Anhaenger eines « gesetzlichen » oder humanen Fortschrittes, wenn nicht in ihrer Theorie wankend, so doch ihre Theorie ueberfluessig zu machen, und dass die Erweiterung der Glaubensbekenntnisse auf erfreuliche Weise zunimt, so dass sich die Schritte mit der Zeit von Tag zu Tag werden vergroessern lassen. Indem ich Ihnen diess gestehe, damit Sie es bei geschlossenen Thueren geziemend in Berathung nehmen, zitire ich Ihnen folgende, auf Preussen sich beziehende Worte eines beruehmten Schriftstellers, die Ihnen am Besten andeuten werden, wie spaet es an der Zeit ist: « Wohl ist es eine straefliche Thorheit, mit Revolutionen zu drohen, als sei es von kurzweiligem Theaterschrecken, den man wohl fuer den Effekt brauchen koennte. Die Voelker haben andre Mittel, als die plumpe Gewalt,

gelernt, ihre Rechte zu wahren. Gegen ihren *Hass* mag sich z. B., eine Regierung eine Zeit lang halten, *gegen ihre Verachtung auf die Laenge nimmermehr*. »

Meine Herrn! Nachdem ich plötzlich Ihrer Zensur und Ihrem Landrecht entlaufen bin, gedenke ich nicht von meiner neuen Freiheit unwuerdigen Missbrauch zu machen. Sie werden mir daher das Zeugniss geben, dass ich mich, auch ohne Rücksicht auf den § 151, moeglichst gemaessigt habe und sogar mitunter noch immer « wohlmeinend » gewesen bin. Zum Schluss nehme ich Ihre Aufmerksamkeit nur noch fuer *einen* Gegenstand auf kurze Zeit in Anspruch. Es ist der folgende *Steckbrief*, den Sie den gerichtlichen Akten einverleiben moegen, zumal da die Andeutungen dazu schon in meinem Buch ueber die Bureaukratie werden zu finden sein. Ich erwarte, dass die zensirten Zeitungen ihn ebenfalls mittheilen und ihn mit dem Kommentar ihrer unerschoepflichen Loyalitaet begleiten werden.

III

STECKBRIEF.

«Die der Verspottung der» Moralgesetze und desewigen Rechts durch schamlosen Wortbruch und « mittelbar » der beleidigten Volksmajestaet, so wie der Konspiration gegen den freien Geist der Menschheit beschuldigte preussische Politik «hat sich der gegen sie eingeleiteten Untersuchung » durch oeffentliche und geheime Zensur-

instruktionen, so wie durch heimliches Gerichtsverfahren «entzogen.» «Indem ich deren Signalement hierunter mittheile, ersuche ich saemmtliche resp. » ehrliche Leute, « auf dieselbe zu vigiliren, » und, wenn sich sonst kein geeignetes Tribunal darbieten sollte, « dieselbe mir vorfuehren zu lassen. » Ich rechne dabei auf Wahrheit und Gewissenhaftigkeit, insbesondre bei Mittheilungen von Thatsachen, da es nicht darum zu thun und zugleich unnoethig ist, die Beschuldigte durch Unwahrheiten und Verleumdungen zu graviren.

SIGNALEMENT.

Groesse : Keine.

Alter : Da sie sich schminkt, haelt man sie in der Regel noch fuer ziemlich jung und glaubt, dass sie erst am 22ten Mai 1815 geboren sei; sie ist indess weit aelter und die Zeit ihrer Geburt faellt in das vorige Jahrhundert. Aber im Jahre 1815 legte sie den Hauptgrund zu ihrem Ruf.

Geburtsort : Der Eine glaubt, sie sei in Wien, der Andere, sie sei in Petersburg geboren. Sie ist indess eine echte Berlinerinn, und in Wien und Petersburg wohnen bloss ihre Pathen und Schwestern.

Religion : Die schlechteste von allen, naemlich protestantischer Jesuitismus. Dieser Jesuitismus fuegt dem Prinzip des katholischen, die Mittel durch den Zweck zu heiligen, noch das Kunststueck hinzu, den Zweck durch die Mittel zu heiligen. Er dient nicht angeblich «Gott» mit Huelfe des Teufels, er dient wirklich dem Teufel mit Huelfe « Gottes ». Um den Schein, sein Alles und sein

Hoechstes, zu retten, ist er im Stande, das Blut unter dem Henkerbeil sogar mit dem Altarkelch aufzufangen.

Aeusseres: Sie erscheint in der Regel als evangelischer Pfaffe in Soldatenuniform gekleidet und »pflegt stets« ausser dem Korporalstocke, der einen deutlichen Ansatz zum Knutenstiel hat, einen Kirchenschluessel « zu tragen », der aber zugleich ein Kerkerschluessel ist.

Besondere Kennzeichen: Dieser besondern Kennzeichen hat sie eine besondre Menge. Mehrere derselben hat sie zwar mit Andern gemein, aber selbst diese tragen einen besondern Stempel, namentlich den Stempel der oben besagten « Religion. »

Ihr Hauptkennzeichen ist ein *verdeckter*, aber dennoch an seiner charakteristischen Eigensuechtigkeit sofort erkennbarer Despotismus, welcher zugleich ihr hoechstes Prinzip bildet. Dieser Despotismus, in seiner obersten, verhuellten Spitze nur auf Herschsucht, Streben nach Macht und eitle Verherrlichung eines Hauses und dessen Dienerschaft hinauslaufend, soll von einem neuen nordteutschen Kaiserthum, in Verbindung mit einem weltlichen teutschen Pabstthum, und derartigen Dingen traeumen, ja er soll sogar in diesem Traum mit seinem wuerdigen Bruder in Petersburg, der ihm mit seinem griechischen Pabstthum als Vorbild vorleuchtet, ein geheimes eventuelles Theilungskomplott gegen Teutschland gesponnen haben, dessen Verwirklichung auf den Verfall der Tuerkei und die damit zusammenhangenden Verwicklungen, Huelfeleistungen und Ausgleichungen wartet. Deshalb haelt sie auch die Hand vor das Gesicht, sobald man Russisch spricht, und bittet ganz hoeflich durch Vermittlung der Polizei, man moege diese Sprache nicht zu laut

sprechen. Oesterreich, das gluecklich-ungluecklich Oesterreich, kennt diesen Plan und ist nicht damit einverstanden, da es bei seiner aufloesungssuechtigen Beschaffenheit nicht recht weiss, wie es sich ihm, etwa als katholisches Pabstkaiserthum, anschliessen oder sich davor schuetzen soll; aber dennoch hat es mit den beiden Kontrahenten, bei der innern Politik in den Hauptsachen von gleichem Prinzip ausgehend, eine auf Gegenseitigkeit gegruendete Assekuranz des Despotismus geschlossen, welcher die sonstigen teutschen Gehuelfen aus Schwaeche oder aus Blindheit oder aus Egoismus fleissig in die Haende arbeiten. Um einstweilen eine bequeme Polizeiexistenz zu fristen, lassen diese den so genannten teutschen Bund statt zu einem einigenden Mittelpunkt von Rechten, zu einer blossen Polizeianstalt herabwuerdigen, welche die besagten Gebieter mit Huelfe durchtriebener Diplomaten benutzen, so lang sie dient, und umstossen koennen, wenn die Zeit gekommen ist, um ihre Plane durchzusetzen und die bedenklich Ueberhand nehmende Zahl ihrer Prinzen unterzubringen.

Ihr oberstes Prinzip im Auge, sucht Inkulpatinn der Verwirklichung desselben einstweilen auf friedlichem Wege und in der Stille fleissig vorzuarbeiten und bedient sich dabei namentlich des Aushaengeschildes der teutschen Nation und der teutschen Einheit. So hat sie denn auch einen Zollverein geschaffen, der zwar Teutschland mannigfache Vortheile bringen kann, dessen oberste Leitung sie aber in der Hand zu halten weiss und der ihr in gutmuethiger Untergebenheit die bedenkliche Macht zur Vertretung der materiellen Interessen Teutschlands ueberliefert, ausgenommen z. B. Hannover, dessen Des-

pot die Berliner Gehuelfinn fruecher benutzt, um seine Plane durchzusetzen, zugleich aber die Schlaue, die ihn zur politischen Nivellirung ihres kuenftigen Zuwachsgebiets zu gebrauchen glaubte, mit englischem Scharfblick durchschaut hat und jetzt im Stich laesst. Den Zollverein gedenkt sie in einer Zeit, wo eine Begunstigung der materiellen Interessen den Kaufpreis fuer alles Moegliche bildet, zugleich als Foerderungsmittel ihrer aussern Politik zu benutzen und es wuerde in ihren Augen immer als ein guter Handel erscheinen, wenn sie z. B. durch eine Modifikation eines Postens im Zolltarif die Ausweisung unbequemer Schriftsteller erlangen koennte.

Ihre Berechnung stellt sich vor, dass, wenn sie einmal als nominelle oder als wirkliche Vertreterinn der teutschen Einheit gelte, aus der teutschen spaeter leicht eine preussische Einheit werde zu machen sein. In dieser Berechnung fungirt sie nicht bloss als Leiterinn des Zollvereins, sondern sie sucht auch dem uebrigen Teutschland immer wieder von Neuem den bereits traditionell gewordenen Glauben einzuimpfen, dass sie zum Schutz desselben ein Land voll Bajonete unterhalten muesse. Und die Dummheit der nationalen Hohlkoepfe ist stets bereit, diesen unseeligen Glauben aufzunehmen und zu verbreiten. Nebenher wird das nationale Aushaengeschild mit romantischem Schmuck ausstaffirt, damit den poesielosen Stuetzen des Zollvereinsmaterialismus und des Gamaschenheldenthums der umnebelnde Reiz der Gemuethsseeligkeit nicht fehle. So hat man denn auch, auf die bewaehrte Dummheit des Michelthums rechnend, sogar in dem guten koelner Dom einen Anknuepfungspunkt fuer nationale Einheitssympathien auf preussischem Bo-

den zu schaffen gedacht. Und aus dem ganzen Teutschland ist der dumme Eifer der Romantik zusammengelaufen, um in den Dombausteinen neue Grabsteine fuer den politischen Verstand zusammenzutragen. Die guten Teutschen bedachten und bedenken noch immer nicht, dass die teutsche Einheit einzig und allein aus der teutschen Freiheit hervorgehen kann und dass sie bis dahin nur besteht in der teutschen Polizei einerseits und der teutschen Dummheit andrerseits.

Die Berechnung der Inkulpatinn legt es darauf an, an Bildung, Aufklaerung, kurz an geistigem Element immer so viel im Lande « unter den Fittichen (d. i. den Klauen) des Adlers » zu erhalten, dass Preussen durch seinen geistigen Schein zwischen den übrigen Bundesstaaten als Mittelpunkt zu figuriren geeignet bleibe ; niemals aber laesst sie das geistige Element zu einer wirklichen und selbststaendigen Macht werden , damit es nicht dem Egoismus, der es benutzt, ueber den Kopf wachse und ihn in den Dienst des Volks oder der Menschheit hinabzwinge. Sie wuerdigt den Geist herab, indem sie ihn zu heben scheint ; sie kokettirt mit ihm , indem sie ihn in Ketten schlaegt. In derselben Berechnung sucht sie ihre ganze Maschinerie, in welcher jede moralische Kraft avilirt wird , mit einem moralischen Firniss anzustreichen und galvanisirt in steter Bemuehung mit den Mitteln der durchtriebensten und despotischsten Staatsmedizin die Leiche ihrer Korruption in ein moralisches Scheinleben hinein , bis — der Galvanismus seine Wirkung verliert und die Leiche auseinanderfaellt.

Trotz dem Schein aeusserer Perfektion , den sie ihrem Werk mit Huelfe ihrer zahllossen Werkzeuge zu geben

gewusst hat, beginnt ihr doch mit der Zeit bange vor demselben zu werden, da sie auf ihrer Seite jede innere Kraft angefressen oder vernichtet fuehlt und es ihr nicht gelingen will, diese Kraft auf der andern Seite ebenfalls zu vernichten. Sie sucht daher, so weit sie kann, auf dem Wege der scheinbaren Transaktion oder der Ueberlaeuferei zwischen beiden eine Bruecke zu erbauen. So hat sie es verstanden, sich fuer den Augenblick sogar den Anschein eines « sozialistischen » Mittelpunkts zu verschaffen, indem sie, dem Andrang einer aus den untern Staatsschichten hervorbrechenden Macht zuvorkommend, sich durch das Mittel kuenstlich hervorgerufener Scheinvereine fuer die untern Klassen an die Spitze jener Macht zu schleichen suchte, um den Gegner an der Hand buereaukratischer Vermittler und dienstwilliger Kommerzienrathsnaturen in ihr eignes Lager herueberzuspielen. Sie hat damit im Grunde nichts gewonnen, sondern nur eine neue Gelegenheit zur Enttaeuschung Derer geschaffen, die noch etwa glauben, als Werkzeuge einer egoistischen Gewalt einen buergerlichen oder menschlichen Selbstzwek erreichen zu koennen.

So wie durch jene Vereine, sucht sie auch durch andre Puffer oder elastische Einschieber solang es gehen will den aeussern Konflikt mit dem Volk oder der Welt zu verhueten oder zu brechen. Insbesondre wendet sie hierzu ein zur Schau getragenes untergeordnetes Wohlwollen an, welches in einzelnen Faellen der kranken Volkshoffnung einen Ermunterungsbissen zuwirft, aber das Rechtsgefuehl immer auf Wasser und Brod zu erhalten weiss, so dass es weder recht verzweifeln noch sich erholen kann. Diess Wohlwollen versteigt sich nie-

mals zu einem Rechtswollen und gibt nur da, wo es entweder Allmosen der Gnade austheilen oder das Gegebene in jedem Augenblick wieder zuruecknehmen kann. Nur auf Zins, den Zins der Dienstbarkeit zu den Gewaltzwecken, wird dem Volk Etwas gegeben; aber man laesst es niemals so weit kommen, dass es, auf wirkliche, festgestellte Rechte gestuetzt, sagen koennte, es lasse sich nicht zu Zwecken gebrauchen, die ausser ihm selbst liegen. Nach dem Wohlwollen der Gnade muss es geizen und von dessen Beleidigung den Zorn des Himmels fuerchten lernen. Desshalb darf es auch keine Inkonsequenz darin erblicken, wenn die Sammtpfote des gnaedigen Wohlwollens, von der es heute gestrichen worden, morgen ihre Krallen enthuellt; und es kostet dem gnaedigen, goldverschleudernden Wohlwollen keinen einzigen Scrupel, wenn es Menschen, die es trotz den aufgehaeuften, dem Volk abgepressten Millionen heute nicht fuer gut befunden hat vor dem Hungertode zu schuetzen, morgen mit Flintenkugeln kalten Bluts aus seinem Bereich erloes't oder dem Wohlwollen des Buettelstocks ueberliefert. Und ist diese Wohlthat vollbracht, so schreit man, dass alle hungrigen Magen vor Freude zittern: « den Webern soll und muss geholfen werden ». Darauf schleudert man Tausende fuer elende Opern und dergleichen Nichtswuerdigkeiten zum Fenster hinaus und die Weber hungern und zahlen Steuern wie zuvor.

In ihrer Berechnung kultivirt Inkulpatinn nichts so eifrig, als den « Glanz des Hauses » und den Nimbus des Absolutismus. Fuer ihn hat sie ungezaehlte Millionen uebrig, trotz den schlesischen Webern, denn ohne ihn wuerden die schlesischen Weber — keinen Schutz mehr haben.

Fuer ihn ist Alles bestimmt, auf ihn ist Alles berechnet. Sie stuft ihn, ausser in den, mittelst der eigentlichen Staatseinrichtungen geschaffenen Stuetzen, dem Soldatenthum und der Buereaukratie, nebenbei besonders in dem Adel ab, welcher sich gleichsam wie ein romantischer Feudalschweif durch das Land hinunterziehen soll. Ausserdem sucht sie die preussischen Koenige, und waeren sie gefuehllose Tyrannen und Thiernaturen, unter die Goetter zu erheben und ihre Suenden durch Strafgesetze zu schuetzen, damit der « Glanz des Hauses » nicht getruebt werde und wuerdig fuer das zukuenftige Kaiserthum bleibe. Was ihre sonstigen Nebenmittel betrifft, so ist sie namentlich stark in der Erfindung und Einfuehrung stehender Redensarten, die nichts bedeuten, aber bei den gedankenlosen Gewohnheitsmenschen eine bannende Wirkung ausueben. So spricht sie u. A. sehr viel von den « Rechten der Krone », als ob es fuer eine « Krone » andre Rechte geben koenne, als diejenigen, die ihr das Volk gibt und die sie im Namen des Volks ausuebt. Unter ihren « Rechten der Krone » benutzt sie keins fleissiger, als das Recht, die Narren und die Sklaven mit Orden zu brandmarken. Sie fuehrt sogar jaehrlich grosse Ordenskomoedien auf, in welchen Prinzen und Prinzessinnen als Statisten und Figuranten mitspielen, und wenn sie bei diesen « Festen » ihre Knechte mit frischen Sclavenbaendern behaengt hat, laesst sie zum Nachspiel ein feierliches « Tedeum » abhalten, um der Welt zu beweisen, dass es keinen Herrgott gebe, denn gaebe es einen, er haette laengst alle seine Ungewitter ueber solche nichtswuerdige Komoedien losgelassen.

In ihrer Berechnung beguenstigt Inkulpatinn unbescha-

det ihrer beruehmten Intelligenz und Aufklaerung die religioese Verfinsterung, wo sie kann, da sie weiss, dass diese Verfinsterung die maechtigste Alliirte des Despotismus ist. Zugleich aber wuenscht sie, die *Katholischen* Verfinsterer, deren Sympathien sie durch jene Beguenstigung zu erregen hofft, im Gehirnen zu versetzen, damit sie sich allmaelig, nicht zu Protestanten, sondern zu *protestantischen Verfinsterern* qualifiziren lernen. Denn nicht um den eigentlichen Protestantismus mit seinen freien Konsequenzen ist es ihr zu thun, da diese der Gewalt in das unbeherrschbare Reich des Geistes entwachsen wuerden, sondern sie hofft den Protestantismus auf einem nebelhaften Standpunkt, auf welchem Protestanten und Katholiken gleichzeitig neben und durch einander existiren koennten, zu fixiren, damit er nicht die Faehigkeit verliere, ein gouvernementales Mittel des nordteutschen Pabstkaiserthums zu sein. In dieser Berechnung taeuscht sie sich nun zwar auf eine bedauerliche Weise, da die katholischen Verfinsterer, die etwas *Ganzes* bleiben wollen, sie durchschauen und ihr unter Komplimenten und Danksagungen einen Machtzuwachs nach dem andern ablocken, aber sie arbeitet doch fuer den schlimmsten Fall immer der Verfinsterung in die Haende, mit welcher sich zu jeder Zeit noch ein Pakt schliessen laesst, und bleibt moeglich, auch in katholischen Laendern, als « Beschuetzerinn des Glaubens. »

Inkulpatinn ist im uebrigen Teutschland ueberall verhasst, da man theils eine geheime, ahnende Furcht vor ihr hat und theils das Gemisch, das durch die Verfolgung ihrer geheimen Plane aus ihrem Charakter geworden ist, verabscheut. Sogar teutsche Fuersten schimpfen und

spotten ueber sie, d. h. im Geheimen, und in vielen Gegenden Teutschlands hat sie unter dem Volk das Wort «Preusse» zum Schimpfnamen zu machen gewusst. Dennoch versteht sie ihr Uebergewicht einstweilen zu bewahren, was ihr namentlich dadurch gelingt, dass sie gelegentlich den Schein der Fortschrittsbeguenstigung anzunehmen weiss und dass das uebrige Teutschland ueber die Stimmung in Preussen selbst getaeuscht wird. Die Preussen selbst, namentlich aber die Rheinlaender, deren zwar wenig energischer aber doch offener und grader Charakter niemals durch das demoralisirende Gift des Berliner Slaventhums hinlaenglich wird korrumpirt werden koennen, hassen sie im Geheimen wie das Feuer, aber die Furcht vor der Polizei und die in den zensirten Zeitungen sich waelzende Niedertraechtigkeit journalistischer Speichellecker lassen die wahre Gesinnung des Volks nicht an das Licht kommen.

Inkulpatinn besitzt verschiedene Sonderbarkeiten, die ihre Wurzel ebenfalls in dem obersten Prinzip haben. Unter ihren Sonderbarkeiten zeichnet sich namentlich die aus, dass sie eine leidenschaftliche Freundinn von Versprechen ist, dass man aber die meiste Ursache hat, sich vor ihr in Acht zu nehmen, wenn sie von Anfaellen dieser Leidenschaft heimgesucht wird. Sie verspricht nichts ohne Hinterhalt, sie thut nichts ohne Berechnung und sie gibt nichts, ohne eine Handhabe zum Zuruecknehmen anzubringen. Wenn man sich unhoeflich ueber sie ausdruecken wollte, so wuerde man sagen muessen : sie luegt immer. Sie betet und—luegt; sie versichert und—luegt; sie verspricht und—luegt; sie prahlt und—luegt; sie droht und—luegt; sie haelt Reden und—luegt: sie glaubt

und—luegt; sie vertraut und—luegt; sie schreitet fort und—luegt; sie ist « liberal » und—luegt; sie ist « human » und—luegt; sie weint sogar und—luegt. Nur wo sie Feigheit zeigt, wo sie schleicht und wo sie im geeigneten Moment despotisch drein faehrt, luegt sie *nicht*. Ihrer Luegennatur macht natuerlich nichts mehr Noth, als die Wahrheit. Wo sie die Wahrheit gar nicht umgehen kann, da sucht sie wenigstens Wahrheit und Luege zusammenzubringen. Wo man ueber die Anwesenheit der Inkulpatinn zweifelhaft ist, spreche man bloss das Wort Wahrheit aus und man wird sie sofort an ihren Kraempfen erkennen. Sie und ihre beiden Schwestern in Petersburg und in Wien sind die einzigen, welche die Wahrheit auch im Ausland verfolgen. Sie sind die drei Parzen fuer die Wahrheit und die Scheere dieser Parzen — Schande fuer Europa! — beherrscht den Kontinent.

Die Sonderbarkeiten und Eigenheiten der Inkulpatinn sind bald sehr kurzweilig, bald aber sehr langweilig. Immer indess verrathen sie als ihren Ursprung eine masslose Einbildung von dem separaten Beruf und der individuellen Groesse des nordteutschen Hegemonenthums, dessen Ausfluesse unter allen Umstaenden als verehrungswuerdig gelten sollen, so wie eine eben so masslose Geringschaetzung des Volks und des Menschengeistes. In England oder einem andren freien Lande wuerde es niemals der Gewalt in den Sinn kommen koenen, fuer persoenliche Einfaelle und Kuriositaeten die Aufmerkamkeit oder gar Betheiligung des Volks in Anspruch zu nehmen. Inkulpatinn haelt das Volk fuer einen stets bereit gepfluegten Acker, in den sie beliebig jedes Unkraut ihrer Laune hineinsaeen koennte. So

z. B. ist sie fachig, in einem romantisch gelaunten Augenblick, und zwar ausserhalb der Karnevalszeit, ploetzlich wie vom Himmel gefallen aller Welt ihren « Gruss zuvor » zu entbieten und dann im Styl der himmlischen Gluecksseeligkeit die Stiftung eines neuen Ordens der schwanenreinen Jungfrau Maria zu verkuenden. Alle Welt stutzt, sieht sich verwundert an, zuckt die Achseln und bricht in ein boshaftes Gelaechter aus. Darauf zieht Inkulpatinn ihre Verkuendigung verdutzt wieder ein und sinnt darauf, den Eindruck ihrer romantischen Uebereilung durch denjenigen eines despotischen Machtspruchs zu ersetzen, vor welchem die schwanenreine, zarte Jungfrau Maria sich betroffen in ihr Mirakelnkabinet zurueckzieht.

Diess eine Probe von ihren kurweiligen Sonderbarkeiten. Zu den langweiligen gehoeren z. B. folgende. Sie « legt ihr Haupt ruhig in den Schooss jedes Unterthanen » und laesst dabei vor lauter Vertrauen die « Unterthanen » Tag und Nacht mit Polizei, Zensur und allen moeglichen Hetzmitteln verfolgen. Wenn aber gar eine Stube voll « Unterthanen » zusammentrit, um den « Schooss » zu erweitern, so haben die Getreuen gleich eine Revolution im Schilde. Ein andres Beispiel ist dieses : Sie schreit bei jedem Festessen und bei allen sonstigen Gelegenheiten « Vorwaerts! » wie der Marschall Bluecher und sucht dann vor lauter Fortschrittsdrang den Staatswagen aus Leibeskraeften in den Weg der feudalistischen Willkuer und des mittelalterlichen Obskurantismus zurueckzuschieben. Ferner : Sie nimt den Reichsszepter in die Hand, laesst die grosse Trommel des « Unterthanen » — konvents ruehren und droht allen Boesewichtern gross

und klein, dass sie « Gerechtigkeit ueben werde ohne Unterschied der Person. » Darauf laesst sie die verhungerten Gerippe der Armen mit Flintenkugeln zusammenschiessen, weil sie sich an den Meubles ihrer Vampire vergreifen, und die adlichen Kannibalen frei ausgehen, nachdem sie ihre Sklaven zu Tode gepruegelt oder die Liebhaber ihrer Hasen dutzendweise haben niederschiessen und gleich Holzbloecken haben verbrennen lassen. Ferner : Sie legt ihre strenge Moralitaet durch Abschaffung der Hurenhaeuser an den Tag und demoralisirt gleichzeitig auf alle erdenkliche Weise ein ganzes Volk. Auch gehoert folgender Einfall hierher : Sie bemerkt, dass ihre « getreuen Unterthanen » an einer boesen Leidenschaft, am Neide laboriren, indem sie naemlich die Belgier oder Englaender oder Nordamerikaner um ihre freie Verfassung beneiden. Da diese Leidenschaft total unchristlich ist, so beschliesst sie, dieselbe mit einem Mal voellig zu heilen. Sie beruft daher « Ausschuesse » aus den omnipotenten Provinzialstaenden nach Berlin, laesst ihnen sehr gnaedig ein Schloss vor den Mund haengen und verkuendet ihnen zum Beweise des allergnaedisten Vertrauens, dass sie zu schweigen haetten, bis sie gefragt wuerden.

Um diesem psychologischen Signalement noch ein Wort ueber die sonstige Beschaffenheit der Inkulpatinn hinzuzufuegen, so sei bloss bemerkt, dass sie in ihren halbslavischen Zuegen eine grosse Disposition zu bedenklichen Krankheiten verraeth. Insbesondre soll sie stark an zwei fatalen Uebeln, naemlich an dem Verrath Polens und an dem Wortbruch von 1815 laboriren. Manche Aerzte erklaeren diese Uebel fuer unheilbar und wollen daraus die Aufloesung der Patientinn prophezeien.

Diess kurze Signalement macht Anspruch darauf, naturgetreu und mit maessigen Farben gezeichnet zu sein. Es wird einstweilen hinreichen, um Diejenigen, welche Inkulpatinn bisher nicht genauer in's Auge gefasst hatten, auf dieselbe fernerhin aufmerksam zu machen. Da von ihrem Betragen so sehr Vieles bei dem teutschen Fortschritt abhaengt, vigilire man unablaessig auf sie und lasse ihr keine Ruhe, bis sie gebessert oder vernichtet ist. Wir haben uns alle einer suendhaften Traegheit anzuklagen, dass wir im Sicherheitsdienst der Menschheit nicht eifriger darauf bedacht gewesen sind, iene hochmuethige und heuchlerische Gewalt, die fuer uns Alle nur Knechtsdienst und Polizei uebrig hat, endlich in den Bereich *unserer* Polizei zu bringen. Es wird sich zeigen, welche Polizei die wirksamste ist. Das Bollwerk, welches die Politik hinter der Nothwendigkeit der Regierungsautoritaet findet, stuerzt zusammen, wenn diese Politik, die hoechsten aller Ruecksichten, die Ruecksichten auf die Rechte des Volks und den Geist der Menschheit verlachend, sich selbst alles Anspruchs auf Ruecksichten fuer baar erklaert. Sie stehe fortan, wo es nur Freunde der Freiheit und der Wahrheit gibt, unter Polizeiaufsicht. Und reichte der Arm ihrer Verfolgung bis an das Ende der Welt: bis an das Ende der Welt, so lang unser Mund eine Stimme hat und unsre Hand eine Feder fuehren kann, muessen wir es ausrufen und wahrhalten, dass ein Narr ein Narr und ein Despot ein Despot und ein Luegner ein Luegner und ein Schurke ein Schurke ist und haette er seinen Sitz zwischen Donner und Blitzen aufgeschlagen.

Greifen wir in den Koecher unserer Kraft und langen wir den Schild unseres Bewusstseins hervor! Beim ewigen

Geist der Menschheit, es muss, es kann, es wird anders mit uns werden!

Ihr Millionen alle, die ihr heute wie gestern und morgen wie heute gesenkten Blicks und bebenden Herzens unter der Zuchtruthe eurer Draenger daherschleicht und nur mit zagendem Schaamgefuehl an eure freigeborene Menschennatur die Frage richten koennt, fuer *wen* ihr eigentlich in der Welt sei't, ihr muesst, wenn noch ein Fuenkchen von Freiheitstolz in eurem Herzen glueht, euch die anfstachelnde Antwort geben, dass ihr besser im Mutterschooss erstickt waeret, als an die freie Luft des unendlichen Weltenraums hervorgetreten, nur um in jedem Moment eures Daseins willenlose Werkzeuge fremden Willens, fremder Plane, fremden Eigennutzes zu sein. Ihr seid es! Ihr habt eure Existenz, um nicht zu existiren: ihr habt das Pfund eures Lebens auf Zins verschrieben und der Zins ist Sklaverei. Ihr esst euch satt, so weit euch das Loos beguenstigt, und troestet euch mit polizeilich zugemessenem Vergnuegen. Das ist euer Lebensglueck, das ist euer Menschenthum und — ein zweites Leben gibt es nicht, in welchem ihr die Suenden eurer Erniedrigung gut machen koenntet. Nachdem ihr ohne euren Willen gefesselt seid, lasst ihr euch freiwillig vernichten. Wie das Opferthier unter das Schlachtmesser, so beugt ihr gutwillig euer Haupt unter den Zwang, der euch entmenscht. Ihr opfert euch nicht fuer euch, nicht fuer eure Kinder, nicht fuer den Staat, nicht fuer die Menschheit: ihr opfert euch nur fuer die Gewalt, die grade Das von euch ausscheidet, was euch zum Menschen macht, und nur Das an euch braucht, was ihr durch das Thier koenntet remplaciren lassen. Ihr lasst euch missbrauchen

von einer Politik, die der Geringste unter euch an Werth ueberragt, sobald er das Selbstgefuehl des freien und sittlich gewillten Menschen in seinem Bewusstsein sammelt. Ihr dient einer Macht, welcher ihr befehlen koennt, ihr respektirt eine Politik, die ihr verachten muesst. Ihr nehmt mit sklavischem Danke taeglich an, was laengst euer Eigenthum ist und was aufgehoert ein Gut zu sein, wenn man die Gnade hat, es euch zu geben; ihr lasst euch lothweise schenken, was man euch zentnerweise *zahlen* muss; ihr lasst mit euch spielen und ihr wisst es, ihr lasst euch belueegen und ihr wisst es, ihr lasst euch betrueegen und ihr wisst es, ihr lasst euch vernichten und ihr wisst es. Eine Politik, die sich laecherlich macht, wo sie nicht den Muth hat, sich verhasst zu machen, die sich verhasst macht, um sich von der Laecherlichkeit zu erholen, und die sich endlos veraechtlich macht, um zu jedem Preis ihre verrottete Existenz zu fristen — eine solche Politik kann ihrem Grabe nicht mehr fern stehen und sollte sie auch das hochmuethigste Vertrauen in ihre Lebensdauer zur Schau tragen. Und mit dieser Politik wolltet ihr laenger an Veraechtlichkeit rivalisiren, indem ihr fortfahrt, euch ihr zu opfern? Man statuire ein Weltexempel an dieser unheilbaren Politik, man ordne einen universalen Leichenzug fuer sie an und bereite ihr ein Grab, das ihrer wuerdig ist: man begrabe sie unter der Verachtung des Volks und der Welt.

Politiſche und unpolitiſche

Fahrten und Abenteuer.

Von

K. Heinzen.

Erſter Band:

Aeltere Fahrten.

Mannheim.
Bei Heinrich Hoff.
1846.
Selbſtverlag des Verfaſſers.

Vorbemerkung.

Es hieße sich selbst betrügen und den Feinden des Glücks freier Menschen einen sehr überflüssigen Triumph bereiten, wollte man in den trüben und verbitternden Schicksalen des Zeitkampfes sich die Fähigkeit rauben lassen, in das ernste Streben die Abwechselungen der Heiterkeit und Laune zu mischen. Möge der Inhalt dieses Buchs von dieser tröstlichen Fähigkeit einiges Zeugniß ablegen und seine Ursache beim Leser zur Wirkung werden lassen. Ein Theil desselben wird — in anderer Gestalt — dem Einen oder Andern schon früher vor Augen gekommen sein. Es konnte indeß hierin kein Grund liegen, zum Theil Dagewesenes von der Gesellschaft des Neuen auszuschließen, wo sich die Gelegenheit darbot, die verschiedenen Bilder unverwischt in einen gemeinsamen Rahmen zu fassen.

K. H.

Inhalt.

Seite.

I. Glücksfahrt dreier Rheiniſchen Poeten . . 1

II. Fragmente aus den Beobachtungen eines freiherrlichen Badegaſtes 38

III. Wunderbare Wege der Vorſehung 80

1. Selbſtbegräbniß eines Selbſtmörders . 81

2. Was ſich mit zwei teutſchen Gelehrten ereignete 96

IV. Ein germaniſches Ochſenhorn, zwei Doktoren der Philoſophie, ein Schriftſteller und ein Dutzend Philiſter. Eine vaterländiſche Geſchichte 130

V. Ausflug eines wild gewordenen preußiſchen Landwehroffiziers in das teutſche Vaterland 179

VI. Ein Paar von jener Sorte. Literarhiſtoriſch-pragmatiſches Luſtſpiel in drei Aufzügen . 233

I.

Glücksfahrt dreier Rheinischen Poeten.

Es ist eine große Fatalität für die Poeten, daß es nur neun Musen gibt und daß man nicht die Fortuna zur zehnten gemacht hat. Gepaßt hätte sie sich schon dazu, und wenn die übrigen schönen Künste eine Vertreterinn verdienten, so hätte die schwerste von allen, die Kunst sein Glück zu machen, sicher nicht weniger Anspruch darauf. Auch wäre es ganz angemessen gewesen, die Fortuna speziell zur Schutzmuse der Poeten zu machen, denn die Erfahrung zeigt es aller Orten, daß die Poeten dem Glück am Meisten nachjagen und es am Wenigsten erreichen.

Soll denn diese Erfahrung überall ihre Geltung haben? Soll sie es sogar an dem glücklichen Rhein, wo ein Poet durch ein einziges Gedicht

einen Ruhm erlangt hat, an dem ein ganzes Dutzend genug haben würde? Dieſe eine Thatſache genügte, um die drei Poeten, von welchen hier die Rede ſein wird, alle traurige Erfahrungen vergeſſen zu machen und ihnen ein Selbſtvertrauen einzuflößen, wie man es von einem Glücksritter nur immer verlangen kann. Sie dekretirten in geweihter Stunde eine zehnte Muſe, die Muſe Fortuna, und beſchloſſen zugleich, der Neuernannten unverzüglich ihre Aufwartung zu machen. Die geographiſchen Studien, welche ſie zur Entdeckung ihres Aufenthalts zu machen beabſichtigten, wurden ihnen erſpart durch die Verſicherung, daß Fortuna ſich dermalen ganz in ihrer Nähe, in der alten Kaiſerſtadt Aachen niedergelaſſen habe. Dort, ſo hieß es, ſitzt ſie auf der grünen Au der Hoffnung, ihre ewig blühenden, ſilbernen und goldenen Blumen pflückend, die ſie verſchwenderiſch ihren Lieblingen in reichen Bouquets darreicht, um ſie zu beglücken für ihr ganzes Leben.

Ja, in Aachen, wo die warmen Quellen ſind, da iſt die wahre Hippokrene, deren ſilbernes Gewäſſer dem irdiſchen Auge einen hellern Blick verleiht, als alle Quellen des Helikon und des

Parnaß; in Aachen tönt ein goldner Klang, deſſen Muſik das Ohr mehr entzückt; als die goldnen Saiten der Leier. Der Plan der drei Poeten, das goldne Vließ der Aachner Bank zu erobern, fiel in einen Zeitpunkt, wo ſie durch einen poetiſchen Akt der Großmuth, welchen näher zu bezeichnen ihre Beſcheidenheit verbietet, ſich in eine ſolche Hülfloloſigkeit verſetzt hatten, daß ihnen nicht einmal das Reiſegeld zu ihrer Fahrt zur Verfügung ſtand. Aber dieſe Lage war es eben, welche ſie erhob; der innern Kraft und ihrer Glücksanſprüche ſich bewußt, wollten ſie ſich beweiſen, daß ihr Genius ſtets Mittel bereit habe, ſie von der Noth gewöhnlicher Menſchen unabhängig zu machen. Sie geriethen daher auf den kühnen Einfall, ihre künftige Fahrt zu beſchreiben und für die künftige Beſchreibung derſelben das Honorar aufzutreiben, das ſie in Stand ſetzen ſollte, die Fahrt erſt zu machen. Die kühne Genialität dieſes Einfalls wirkte ſo entſprechend und unwiderſtehlich auf den Verleger, daß er ohne Weiteres auf das Anerbieten einging. Das Gelingen eines ſolchen Verſuchs im Lande der Teutſchen gränzt ſo ſehr an's Wunderbare, daß die drei Poeten jetzt an gar nichts mehr verzweifeln

zu dürfen glaubten, und hätte man ihnen die Kasse der Aachner Bank ohne Weiteres angeboten, sie würden sie wahrscheinlich ausgeschlagen haben, damit ihnen das Vergnügen nicht entginge, sie erst zu sprengen.

An einem schönen Tage sah man die oben nicht genannten drei rheinischen Poeten, die zur Fortbewegung ihres körperlichen Antheils sonst immer bescheiden sich ihrer Füße bedienten, in luxuriösester Haltung in einem Fiaker nach dem Kölner Bahnhof am Thürmchen eilen. Mit festem Schritt traten sie in den Wartesaal und Keiner sah ihnen an, daß sie Dasjenige, was dem Mann erst seinen wahren Werth verleiht, noch erst zu holen gedachten. Mit zuversichtlichem Blick musterten sie ihre Kollegen, die umherstehenden Lords und Nabobs, die fast scheu ihre Blicke wegwandten, als fürchteten sie, in ihren Betrachtern Männer von pekuniärer Ueberlegenheit kennen zu lernen. Die holden weiblichen Wesen teutscher und englischer, sogar holländischer Nation, welche wie auf einem Ball in schönster Auswahl umhersaßen, richteten mit interessevoller Aufmerksamkeit ihre schlanken Gestalten empor, und mehrere fremde Familienväter, die mit ihren Töchtern auf einer

Hoffnungsreise begriffen waren, betrachteten die drei Poeten mit aussichtheiterer Miene. Sie aber schauten von Zeit zu Zeit unruhvoll zum Fenster hinaus und warfen ungeduldige Blicke auf die säumige Lokomotive, welche wie ein gefesseltes Genie ihre Kraft in grimmigem, aber thatlosem Kampf in die Wolken vergeudete. Es ist eine folterhafte Spannung, wenn ein Mensch, zumal ein Poet, der eine Bank zu sprengen im Begriff ist, im Wartesaal einer Eisenbahn steht und ungeduldig mit der Hand in der Tasche seinen Honorar-Louisd'or herumtreibt, der wie ein kampflustiger Krieger sich aus seinem Gefängniß heraussehnt, um in die feindlichen Reihen zu brechen und Alles niederzumachen, was den grünen Kampfplatz zu betreten wagt. Diese Unruhe und Ungeduld erhöhte nur den vielversprechenden Ausdruck in dem Wesen der drei Musensöhne, und eine holländische Familienmutter hörte man sogar beschwichtigend ihrem zweifelnden Ehemann die Worte zurufen:

„Die sind gewiß aus einem guten Haus,
Sie sehn ganz vornehm unzufrieden aus."

Da öffnete sich plötzlich die Thüre des Saales, und der ganze bunte Schwarm, die drei

Poeten an der Spitze, strömte auf den Bahnhof. Wäre die Bescheidenheit unsrer Glücksritter nicht gar zu groß, sie könnten erzählen von den unruhigen schönen Augen, welche ängstlich nach dem Wagen spähten, wohin die Poeten ihre Schritte wandten, von dem holdseeligen Bestreben, in diesem Wagen noch einen Platz zu finden, und von der entzückenden Verzweiflung einiger Misses und Ladies, welche von ihren Vätern und Ehemännern in die Diligence genöthigt wurden, während die Poeten sich schlicht mit einem Char-a-Bancs begnügten. Jetzt sitzt Alles auf seinem Platz, beschaut sich orientirend seine Nachbarn und erwartet den sanften Flötenton der Lokomotive, welcher die Mahnung an den Abschied gibt.

„Dampfschnaubend steht das Feuerroß gezäumet,
Von Ungeduld den Eisenbug geschwellt,
Unwillig scheint es, daß sein Herr noch säumet,
Ein Raubroß scheint's des Herrn der Unterwelt.
Doch keine Furcht, ihr holden Proserpinen!
Nur flüchtig trägt's euch durch das Schattenreich,
Kein Pluto schreckt euch mit den finstern Mienen,
Doch ein Elysium erwartet euch."

So sprach beruhigend einer der Poeten zu zwei Holländerinnen, welche zum ersten Mal auf

einer Eisenbahn fuhren und in allerliebster Angst um ihr theevolles Leben dem Schnauben des Dampfwagens zuhörten, den sie für eine große Theemaschine anzusehen schienen. „Wat belieft, myn heer? Ik verstaa geen spaan'sch.“ Indem diese Antwort von ihren zartgerötheten Lippen ertönte, flog das Feuerroß in's Geschirr, und der Wagenzug flog ihm nach.

Mancher Leser wird ebenfalls die Erfahrung gemacht haben, welch' eine verzweiflungsvolle Lage es ist, wenn man, im Postwagen sitzend, gedankenvoll und träumend die Umgebungen der Heerstraße an sich vorüberziehen sieht, und wenn dann plötzlich an irgend einer unglücklichen Station ein Haufen redseeliger Passagiere einsteigt, die es für Reisepflicht halten, die Mitfahrenden zu unterhalten. Mit Stechfliegen und Bienenschwärmen ist besser kämpfen, als mit solchen Klettenmenschen. Je mehr du schweigst, desto mehr sprechen sie, je mehr du dich ennuyirst, desto mehr unterhalten sie dich; das Gefühl ihrer Pflicht wird nur angespornt durch die Schwierigkeit sie zu erfüllen, und sie lassen dir zuletzt kein anderes Mittel übrig, als einen Schlaf zu simuliren und mit ihrer Unterhaltung auch die Aussicht in die schöne Umgebung

zu entbehren. Es ist keiner der geringsten Vorzüge der Eisenbahnen, daß das Getöse ihrer Wagen die mündliche Unterhaltung verstummen macht. Keiner Unterhaltungskette, und besäße sie eine Lokomotivstimme, fällt es da ein, dich in deinen Betrachtungen zu stören. Das ist Marchem freilich fatal, besonders den Damen; wenn man aber den großen Vortheil erwägt, den es nicht bloß einzelnen Menschen, sondern der Menschheit überhaupt bringt, indem es sie zum Nachdenken nöthigt, so müssen selbst die Rücksichten der Galanterie verstummen. Von der ungestörten Freiheit, sich während der Fahrt ihren Betrachtungen hinzugeben, zogen denn auch die drei Poeten möglichsten Vortheil, und damit das Endziel ihrer Reise nicht garzu schnell erreicht werde, soll dem Leser der Gegenstand ihrer Betrachtungen nicht vorenthalten bleiben.

Der Eine machte die Entdeckung, daß die Eisenbahn in mancherlei Beziehung das Abbild unseres Lebens sei. Eilt nicht, so dachte er, unser Leben mit gleicher Industriehast zum Ziel, wie dieser Wagenzug, und zwar im Dienst für den schnöden Erwerb hinter der Lokomotive des Eigennutzes? Ist unser Leben nicht in dasselbe eiserne

Geleiſe gebannt, wie dieſe Lokomotive? Sie ſtürmet daher mit rieſiger Kraft, als wollte ſie Berge über den Haufen rennen, und dennoch verläßt ſie ihren vorgezeichneten Schienenweg nicht, und ein Fingerdruck ihres Führers lähmt ihre ganze Kraft bis zur Ohnmacht. Iſt das nicht das ſchimpfliche Bild eines Volkes, deſſen ganze Kraft durch den Federſtrich eines Herrſchers in Bewegung geſetzt und gehemmt wird? Jetzt kommt eine Ausweichung, wo eine ſpitzige Schienenzunge den Ausſchlag gibt, ob der mächtige Wagenzug in dieſes oder in jenes Geleiſe einfahren ſoll. So entſcheidet mitunter im Leben die Spitze einer haarbreiten Wegeſcheide, ob du glücklich zu deinem Ziele gelangſt, oder ob du dich linksab verlierſt und deine Kraft verwühlſt in einem ſterilen Sandberge. Dort öffnet ſich ein Tunnel, durch den der Zug hindurchſchießt wie durch einen Flintenlauf. Ach, wie viele Tunnels gibt es im Leben! Wie Mancher erhaſcht den Kampfpreis, weil er den kürzeren Weg durch den dunkeln Maulwurfstunnel wählte, während ein Anderer im redlichen Schweiße ſeines Angeſichts die lichten Berge überklettert und am Ende der Arena von dem höhnenden Rivalen empfangen wird, der wie durch

Zauberei ihm zuvorgekommen! Bei diesem Vergleichungspunkt bietet sich nur die Unähnlichkeit des Lebens mit der Eisenbahn dar, daß man dort mitunter durch „Schiebkarren" noch schneller befördert wird, als hier durch Dampfwagen. — In dieser Art setzte der Poet seine Betrachtungen fort, die immer trauriger wurden, so oft er durch einen Tunnel gefahren war, und als der Zug in Aachen ankam, waren seine Gedanken so schwermüthig geworden, daß er ausrief: So verläuft sich auch unsere Lebensbahn in einen Bahnhof, den wir Friedhof nennen, und der Bahnhof-Inspektor, der uns empfängt, ist — der Tod! In diesem Augenblick sah er vor sich das rothe Gesicht eines wie zum Empfang bereit stehenden Croupiers, das zu seinen schwarzen Betrachtungen paßte wie rouge zu noir, und plötzlich war sein Trübsinn wieder verschwunden wie eine Wolke.

Der andere Poet stellte, durch einige wohlbeleibte Nachbarn aus Köln angeregt, Betrachtungen über die Wohlbeleibtheit an. Cäsar, so dachte er, fürchtete sich vor seinen dickbäuchigen Feinden nicht, aber der magere Cassius schien ihm gefährlich. Ach, an unserm gesegneten Rhein gibt es keine Cassius. Vom Hamlet bemerkt der Men-

schenkenner Shakespeare sehr weise, daß er anfange fett zu werden, und erklärt uns durch diesen physiologischen Fingerzeig die ganze sonst räthselhafte Natur des zwar edlen und tiefsinnigen, aber unentschlossenen und energielosen Prinzen. Lord Byron litt mitunter Hunger, weil er fett zu werden fürchtete, und zwar scheute er dieß nicht bloß aus Eitelkeit, sondern auch aus Furcht vor dem Erschlaffen seines Geistes. Wolfgang Menzel, wenn dieser zum Pfaffen gewordene Philister an dieser Stelle genannt werden darf, entsprach früher seinem Vornamen. Er war eine Zeit lang ein wahrer Wolf, der wenigstens das literarische Schaf- und Rindvieh zerriß; seitdem er fett geworden, ist ihm der Wulst über Zähne und Krallen gewachsen. Auch sein Freund Heine klagt über das Fettwerden, und erkennt im Bauch den Vater der Frivolität. Der Bauch! Ja der Bauch ist der Urfeind aller Kraft, aller Regsamkeit, aller Energie. Das Fett nährt die Lampenlichter, aber das Licht des Geistes löscht es aus. Selbst Napoleon war nicht mehr derselbe, seitdem er sich einen Bauch angeschafft, und wer weiß, ob wir die unglücklichen Jahrestage der Schlacht bei Leipzig und Waterloo feierten, wäre Napoleon ohne

Bauch geblieben! Habe ich nicht täglich, so dachte der Poet — indem sein Blick auf seine wohlbeleibten, unterdeß eingeschlafenen Nachbarn fiel — hunderte von Beispielen vor mir, wie der Bauch die Gutmüthigkeit, die Schlaffheit und Geduld nährt, während er den Geist, die Energie und den Willen verschlingt? Wenn man einen Menschen geistig und moralisch schlachten will, so muß man ihn zuvor körperlich mästen. Was ist mit Leuten von der Art meiner dicken Nachbarn anzufangen, die sich vor ihrem Einschlafen so hübsch darüber freuten, daß sie glücklicher Weise „Vieh-à-Vieh" (vis-à-vis) zu sitzen gekommen. Hinter der Flasche sind sie wahre Helden, aber was sind sie vor der Polizei? Es wird mit unserm Volksgeist nicht besser werden, wenn es mit unserm Bier- und Weingeist nicht schlechter wird, und unsere Freiheit wird nicht größer, so lange unsere Bäuche nicht kleiner werden. Der Teufel hole die Polizei und ihre Alliirten, die Bäuche! — Der Poet gerieth in solchen Eifer, daß er vor lauter Grimm gegen die Bäuche von entsetzlichem Bauchgrimmen befallen wurde. Erst die Ankunft in Aachen konnte ihn auf andere Betrachtungen bringen.

Aber nun der dritte Poet? Der hatte fürwahr nicht das schlimmste Theil erwählt, und seine Betrachtungen waren auf ganz andre Dinge gerichtet. Er fühlte, daß ein Paar brennende Funken (aber nicht von der Lokomotive) einen gefährlichen Brand entzündet hatten (aber nicht in den Packwagen, wie zwischen Versailles und Paris). Die beiden Funken waren die dunkelglühenden Augen eines reizenden Mädchengesichts, und der Brand war in seinem poetischen Herzen ausgebrochen. Das Mädchen saß, durch die ganze Länge des Wagens von ihm getrennt, in einer hintern Ecke, und diese Entfernung, welche kein erleichterndes Gespräch gestattete, war eben geeignet, ein immer wachsendes Interesse in seiner Brust anzusammeln. Nur durch Blicke konnte er das Gefühl aussprechen, das sie durch Blicke erweckt hatte, und er that fürwahr sein Bestes, um die Sprache seiner blauen Augen recht überzeugend zu machen. Das Mädchen schien Anfangs die schöne teutsche Muttersprache nicht zu verstehen, denn sie ließ ihre strahlenden Augen beständig durch die Gegend umherschweifen; nach und nach wurde sie aber gelehriger, und sie wußte mit bezaubernder Geschicklichkeit die Störungen, welche

ihr Umherschauen durch die stiebende Asche erlitt, dazu zu benutzen, um beim Wiederaufblicken jedes Mal den ersten Stral auf das seelige Antlitz des Poeten fallen zu lassen. Noch sprechender aber wurden die Blicke, wenn der Wagenzug durch einen Tunnel geschossen kam. Während der Fahrt durch die unterirdische Dunkelheit hielt der Poet immer starr die Augen nach dem Mädchen hin gerichtet, um beim ersten Schein des wiederkehrenden Tageslichts ihren Blick zu ertappen und zu sehen, wohin er sich zuerst wenden würde. Und so geschah es, daß bei der Ausfahrt aus jedem der drei Tunnels sich die Blicke des Mädchens und des Poeten begegneten.

„Und beide schlugen sie die Augen nieder,
Und dachten, wer zuerst sie hebe wieder."

Kein Leser wird daran zweifeln, daß aus diesen Einleitungen sich ein Verhältniß entspinnen mußte, und der Poet selbst dachte daran so ernstlich, daß er schon berechnete, es sei die Bestimmung eines glücklichen Geschickes, daß er auf den Trümmern der gesprengten Aachener Bank den Palast seiner Liebe aufbauen werde. Aber es war einstweilen anders beschlossen. Kaum hielt

der Zug auf dem Aachener Bahnhof an, als das holde Geschöpf von seinen Eltern in einen Fiaker gehoben wurde und im Nu verschwand. Mit welchem Blick sie sich beim Einsteigen noch umschaute, kann jede gefühlvolle Seele sich leicht vorstellen:

„Dein Name ward mir nicht genannt,
Dem Blick bist du entschwunden,
Doch sei dir herzlich nachgesandt
Ein Gruß zu allen Stunden."

Der glückliche unglückliche Poet war kaum zu beruhigen, da er mit Gewalt der schönen Unbekannten nach Belgien oder England folgen wollte. Die kräftigen Mahnungen seiner Kollegen an seinen Reisezweck und sein Reisegeld brachten ihn endlich zur Besinnung, und man machte sich sofort auf den Weg, um einer andern Dame den Hof zu machen, die nicht von ihren Eltern abhängig war: der Dame Fortuna.

Stumm und mit klopfendem Herzen traten die Poeten in den Saal mit den zwei grünen Tischen, deren einer zum Kartenwenden, und deren anderer zum „Rädern" dient. Die Dame Fortuna, von acht Französisch redenden Männern vertreten, saß an der grünen Au der Hoffnung mit den weißen und gelben Blumen. Rings saßen und [illegible]nden

ihre Lieblinge umher, schweigend, wie in einer Kirche. Eine einzige Dame saß unter ihnen, eine schwarze, feurige Koquette, die mit ihren hungrigen Augen die ganze Männerwelt verschlingen zu wollen schien. Sie heftete ihren flammenden Blick mit einer so verfolgenden Unablässigkeit auf einen der Poeten, daß die beiden andern sich nicht enthalten konnten, dies für eine eminöse Demonstration, und die koquette Dame für ein Abbild der Fortuna anzusehen. Der fixirte Poet wurde also auserseben, das gemeinsame Glück zu versuchen, und jeder händigte ihm seinen Honorar-Antheil ein. Mit Selbstgefühl und Muth trat er auch sogleich an den grünen Tisch und begann seine Evolutionen.

„Messieurs, faites vos jeux!" „Messieurs, le jeu est fait!" so scholl unablässig das Kommando von den grünen Schlachtfeldern des Glücks. Während der eine Poet in heißem Kampf sich unter das Heer mischte, beobachteten ihn die beiden andern in einiger Entfernung mit erzwungener Gleichgültigkeit und unterhielten sich bald durch Bemerkungen über die Manipulationen des Spielenden, bald durch Lobeserhebungen des Spiels.

„Er spielt etwas bitzig," sagte der Eine. „Das thut nichts," erwiederte der Andere, „siehst du nicht, wie seine Faust immer dicker wird? Jetzt zieht er das Schnupftuch, weil seine bloße Hand das Geld nicht mehr fassen kann." Sie bemerkten dabei nicht, daß er das Schnupftuch gezogen hatte, um sich den Schweiß von der Stirne zu wischen.

„Wie anregend," ließ sich dann wieder Einer vernehmen, „wie anregend ist doch schon ein so unbedeutender Kampf mit dem Glück, weil man ihm Angesicht vor Angesicht gegenüber steht! Kämpfen wir doch im Leben so oft weit gefährlichere und schönere Kämpfe, und sind ganz gleichgültig dabei, weil wir dem Feind nicht direkt zu Leibe gehen können. Ich lobe mir das Bankspiel. Das Schönste an ihm ist, daß es uns stäts Gelegenheit in die Hand gibt, glücklich zu werden. Sei ein Poet, sei ein Held, sei ein galanter Mann, sei, was du sonst wollest, du bist fast immer verlegen um die Gelegenheit. Es ist so schön, die Gelegenheit zum Glück kommandiren zu können. Es lebe die Gelegenheit! Wenn wir morgen mit voller Tasche nach Köln zurückkehren, woran ich gar nicht zweifle, so mache ich mich

gleich an ein Lobgedicht auf die Gelegenheit, und es soll fürwahr nicht mein schlechtestes werden. Dann schicke ich es in — in welches passende Blatt schicke ich es denn? Siehst du? Da fehlt sofort dem schreibenden Poeten die Gelegenheit, während der spielende sie in Masse zur Verfügung hat. Weißt du, was die Welt und die ganze Menschheit beherrscht, belebt, beglückt? Es ist die Gelegenheit!"

Während die Beiden in dieser Art sich in das Lob der Gelegenheit ergossen, hatten sie die Verlegenheit nicht bemerkt, mit welcher ihr unterdessen ganz leise herzugetretener Kollege ihnen zuhörte. Als sie ihn anblickten, und die trostlose Botschaft vernahmen, daß alle Glückstruppen desertirt oder geschlagen waren, erblaßten sie sehr, und sie mußten ihre ganze Kraft zusammen nehmen, um nicht wie Augustus ihre geistreichen Häupter an den Wänden des Saales zu zerstoßen und in den Ruf der Verzweiflung auszubrechen: Croupier Varus, gib uns unser Honorar wieder! Darauf versanken sie gemeinschaftlich in ein tiefes Stillschweigen, welches eine halbe Stunde währte. Als die halbe Stunde vorüber war, brach einer von ihnen das Stillschweigen mit folgender Apo-

ſtrophe: „Wißt ihr, was die Welt verderbt und zu Grunde richtet? Wißt ihr, was den Menſchen unglücklich macht und zum Böſen führt? Wißt ihr, was uns verleitet und um unſer Honorar gebracht hat? Die Gelegenheit und nichts als die Gelegenheit! Hole der „Schaïtan" die Gelegenheit! Wäre ſie eine greifbare Perſon, dieſe Gelegenheit, ich würde auf der Stelle zum Polizeimann an ihr und führte ſie an einen Ort, wohin kein Stral der Sonne leuchtet. Unglücklich, wer ſich mit dieſer Gelegenheit einläßt. Sie umſtrickt ihn, ſie verführt ihn, ſie entſeelt ihn.

„„Dann wird es dunkel um uns her
Und ſchauerlich und kalt,
Und aller Weſen Kraft erliegt
Des Schaïtans Gewalt.""

Drum Fluch der Gelegenheit!

Dann ſprach derjenige, der ſich zuvor in Lobeserhebungen des Bankſpiels ergangen hatte: „Wenn du fluchen willſt, ſo fluche dem Bankſpiel. Die Gelegenheit hat nicht die Schuld, aber die Einrichtung. Sieh' dieſe Geſichter an! Mit welcher Ruhe und Gelaſſenheit werfen dieſe Croupiers den Köder aus, als dächten ſie an nichts weniger, als an einen Fang! Mit welcher

Unbefangenheit schauen sie sich nach ihrer Beute um, mit welcher freundschaftlichen Gefälligkeit nach ihren Feinden, mit welcher unschuldvollen Miene drehen sie ihnen finanziell den Hals um! Haben sie doch auch unser Honorar mit einer gemüthlichen Bagatell-Physionomie eingescharrt, als wären sie am Zähnestochern gewesen. Und nun die Spieler! Mit welcher Gewalt zwingen sie ihrem Gesichte einen Ausdruck der Unzufriedenheit auf, wenn sie im Glück sind, um nicht durch eine kleinliche Freude ihrer vermeintlichen Männlichkeit Abbruch zu thun, und mit welcher herzzerreißenden Anstrengung affektiren sie eine halbschläfrige Gleichgültigkeit, wenn sie den letzten Thaler spielend zwischen den Fingern wiegen, um nicht den Krampf zu verrathen, in welchem ihre Seele zusammenschrumpft! An dieser weltmännischen Unnatur, in welcher das Herz zu Eis wird, ist nichts Schuld, als die Einrichtung, jene Einrichtung, welche die Menschen wie zu einem Mittagessen, wie zum geselligen Schmause um einen Tisch versammelt, damit sie schweigend wie der Tod in feierlicher Handwerksmäßigkeit der eine am andern zum konventionell-legalen Dieb und alle zusammen zu Heuchlern werden. Läßt sich das Glück denn

nicht auf andre Art versuchen? Man lasse die Gelegenheit, aber man ändere die Einrichtung. — Kommt, fliehen wir diesen Ort des Todes und der stillen Verzweiflung!"

Darauf sprach der dritte Poet, jener, welcher das gemeinschaftliche Honorar verspielt hatte, mit besorgtem Gesicht: „Ihr habt euch da in großer Aufregung über die weltmannische Spielerheuchelei ausgelassen; habe ich mich derselben etwa auch schuldig gemacht?" Diese Frage erregte bei den andern, welche die Verlegenheit des unschuldigen Fragers auf dessen Gesicht so leserlich geschrieben gesehen hatten, ein lautes Gelächter, und im Nu war die fröhlichste Laune wieder an die Stelle der früheren Verzweiflung getreten.

Wenn die Poeten die Kavalleristen im Heer der Literatur sind, so ziemt es ihnen, das koupirte Terrain des Lebens, welches die prosaische Infanterie auf langen Umwegen umgeht, in beherztem Sprung zu überfliegen. Unsre drei Poeten ließen sich an ihren Stand nicht lange mahnen, als sie nun wieder auf der Straße standen und inne wurden, daß nach der Beschaffenheit ihrer Taschen das Bleiben eben so schwierig für sie geworden war, als das Wegkommen. Noch-

mals eine künftige Beschreibung einer künftigen Reise zu verkaufen, wäre ein zu gewagter Streich gewesen. Dieß überdenkend, waren die drei Reisenden in die Domkirche Karls des Großen gekommen, wo der Geist des Herrn sie erleuchtete und ihnen den kühnen Gedanken eingab, die zweite Auflage ihrer Gedichte an den Mann zu bringen. Nach wenig Minuten waren sie im Laden des unternehmendsten Buchhändlers der Kaiserstadt angelangt. „Haben Sie nicht die Gedichte von N. und N. und N.?" Der erstaunte Buchhändler, dem diese Nachfrage sehr unerwartet zu kommen schien, besann sich, gab sich an's Suchen, und fand endlich die begehrten Gedichte in einer bestaubten Ecke.

„Wir kommen nicht, um sie zu kaufen, sondern nur, um uns zu erkundigen, wie sie hier abgehen. Wir sind die Verfasser."

Sehr schmeichelhaft und ehrenvoll, erwiederte der Buchhändler; leider kann ich aber über das Abgehen Ihrer Gedichte nicht viel Erfreuliches sagen. Von den Gedichten des Herrn N. habe ich Ein Exemplar verkauft.

„Und wer war denn diese edle Seele?" fragte der Verfasser.

Es war ein Dorfgeiſtlicher, der glaubte, Sie ſeien ſein Vetter.

„O könnt' ich doch dieſen poetiſchen Vetter umarmen! Glücklich derjenige Poet, der, wenn ihn die Geiſtesverwandtſchaft nicht unterſtützt, ſich wenigſtens einer ausgebreiteten Familienverwandtſchaft erfreut!“

Erlauben Sie mir, meine Herrn, Ihnen einen buchhändleriſchen Rath zu geben. Vor Allem ſpekuliren Sie nicht auf Ihr nächſtes, auf das Rheiniſche, am Wenigſten aber auf das Aachener Publikum. Am Rhein iſt das Leben zu poetiſch (?), als daß man die Poeſie in Büchern aufzuſuchen gedächte. In Aachen aber iſt es zu proſaiſch, als daß man von der Poeſie auch nur eine Ahnung haben ſollte. Die einzige Poeſie, die hier kultivirt wird, finden Sie in den Kirchen. Dort werden Schädelknochen und Schienbeine verehrt, Lappen und Lumpen angebetet, und das genügt für das poetiſche Bedürfniß unſerer Bürgerſchaft. Genügt es aber nicht, ſo rufen unſre Frommen noch die Schweſtern „vom heiligen Herzen“ zu Hülfe, um den heiligen Brüdern beizuſtehen in ihren poetiſchen Werken. Sie ſcheinen die hieſigen Köpfe überſchätzt zu

haben. Lassen Sie sich versichern, daß in diesen Köpfen, wenige Ausnahmen abgerechnet, nichts zu finden ist, als was das Komptoir und die Kirche hineinliefern. Neulich wurde in einer hiesigen Theegesellschaft von einem Hauptwortführer der geselligen Kreise die Frage aufgeworfen, ob der Herr Uhland, von dem eben die Rede war, in Tuch oder in Wolle thue? Diese Frage mag Ihnen den Maßstab liefern zur Beurtheilung der Aachener Geisteszustände.

„Aber Sie haben hier doch eine Gesellschaft für nützliche Wissenschaften? Kann von der keine Anregung ausgehen?"

Der Buchhändler lachte laut auf. Nützliche Wissenschaften! rief er, darunter versteht man hier außer der Langeweile die Botanik, die Technologie und dergleichen polizeiwidrige Gegenstände, genannt „rein wissenschaftliche." Doch seien wir vorsichtig. In den Statuten der „Gesellschaft für nützliche Wissenschaften" ist das Verbot enthalten, daß „kein Mitglied etwas die Gesellschaft Betreffendes durch Rede oder Druck veröffentlichen dürfe." Bedenken Sie, wie gefährlich diese Gesellschaft sein muß, da man gar nicht von ihr reden darf. Mir scheint das Verbot übrigens

ganz überflüssig zu sein, denn, so viel ich weiß, hat die Gesellschaft noch keine Veranlassung dazu erhalten. Es hat noch kein Mensch Notiz von ihr genommen. Und diese todte Gesellschaft, meine Herrn, die blos errichtet zu sein scheint, um in den Geographiebüchern unter den städtischen Instituten zu figuriren, diese Gesellschaft sollte sich mit dem geistigen Leben des Volks in Verbindung setzen und dessen Eindringen in die hiesige Bevölkerung vermitteln? Sie sollte wohl gar, wie Sie sich vielleicht vorstellen, Vorlesungen über politische Poesie halten lassen, oder, was noch kühner wäre, die Poesie und Politik zu den nützlichen Wissenschaften rechnen? Was denken Sie denn? Könnte man die Poesie und Politik in der Technologie verwenden, so mögte noch einige Hoffnung für sie vorhanden sein.

„Also der politische Geist ist hier ebenfalls nicht weit her?"

Spazieren Sie gefälligst vor das Kölnthor und überzeugen Sie sich. Dort wird auf städtische Kosten ein monströses Monument auf den Aachener Kongreß errichtet. Das mag Ihnen eine Probe liefern. Man ist hier im Stande, ein Monument auf die Folter und die Leibeigenschaft

zu erbauen, wenn gewisse Leute dadurch Geheimrath werden oder eine Zierde für das Knopfloch erlangen können. O, meine Herrn, es sieht hier schrecklich, schrecklich aus, und das Alles durch die Pfaffen, die Philister und die Büreaukraten! Die Sache wird sehr ernst, wenn man bedenkt, daß Aachen an 50,000 Einwohner zählt. Der Mensch ist doch eine werthlose Waare, da er so massenweise verschleudert wird! Ob einige Millionen in Dummheit und Verthierung versinken, das rechnet die Geschichte gar nicht; sie läßt die Verthierten ruhig begraben und geht über ihren Kirchhof weiter, als hätten sie gar nicht existirt. Man sollte glauben, es sei nicht genug Geist in der Welt, um die Menschheit ganz damit zu versorgen, und während der eine Theil daran Ueberfluß habe, müsse der andere betteln gehen. Unsre ganze Stadt geht betteln und es findet sich nicht einmal Einer, der den Bettlern ein Allmosen der Aufklärung zuwirft. — Doch ich vergesse meinen buchhändlerischen Rath, der sich noch auf einen zweiten Punkt zu erstrecken hat.

Sie sind alle drei ganz vortreffliche Dichter, wie Jeder weiß, der Ihre Poesien nur angesehen hat, aber Ihre Gedichte haben einen großen

Fehler, der ihnen allen pekuniären Werth raubt, sie sind nämlich mit rheinischen Lettern gedruckt. Wenn Sie wieder eine Schrift herausgeben, so müssen Sie einen Verleger in Stuttgart, Leipzig, Hamburg u. s. w. suchen. Die rheinischen Verlagsartikel sind im Allgemeinen so sehr mißachtet, wie die rheinischen Weine gesucht sind. Man schätzt im Handel den Geist der Rheinischen Berge mehr, als den Geist der Rheinischen Köpfe. Es ist zu hoffen, daß in diesem Schicksal eine Aenderung vorgehen werde, zumal da Sie selbst sich für diese Aenderung aufgeopfert haben: einstweilen aber ist das Loos Ihrer Schriften noch abhängig von der — Druckerschwärze.

Der Rath und die Aufklärungen des Buchhändlers waren den drei Poeten zwar sehr interessant, aber keineswegs angenehm. Sie bildeten ein schlechtes Omen für das Gelingen des Plans einer zweiten Auflage ihrer Gedichte. Doch wer verdient den Namen eines Poeten, wenn ihn im rechten Moment die Phantasie im Stich läßt?

„Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So kommandirt die Poesie."

„Die Muse des grünen Tisches, sprach Einer der Drei zu dem Buchhändler, hat uns genom-

men, was uns die Muse der Schreibtische einbringen sollte. Das Verhältniß muß sich wieder umkehren, wenn es eine poetische Gerechtigkeit in der Welt gibt. Diese Gerechtigkeit, wir selbst werden sie üben. Daß Sie unsre Gedichte in acht Tagen absetzen, dafür sind wir Bürge, denn wir schicken den Bericht über unsre heutigen Erlebnisse in die Zeitung. Es soll zu einer Schande werden, unsre Gedichte nicht zu kennen; unsre rheinischen Landsleute werden eine Ehre darein setzen, die an ihren Dichtern begangenen Sünden wieder gut zu machen, und, glauben Sie nur, in der Zeit eines halben Jahres wird eine zweite Auflage nöthig werden. Verstehen Sie? Genügen Ihnen aber diese Hoffnungen noch nicht, so lassen Sie sich sagen, daß wir uns neuerdings mit — Herrn Gutzkow und der Augsb. Allg. Zeitung alliirt haben.

Durch diesen schlechten Einfall waren die drei Poeten gerettet. Wenn Sie solche Garantien für den Absatz haben, erwiederte der Buchhändler, so nehme ich nicht den mindesten Anstand. Hier eine Abschlagszahlung auf die zweite Auflage!

Das Wetter war schön und der Tag hatte noch eine kleine Weile zu leben; die Glücklichen

beſchloſſen daher, bis zum Abend auf dem Louisberg zuzubringen. Beim Hinaufſteigen ſahen ſie über dem Horizont die untergehende Sonne wie eine goldne Scheibe glänzen. „Das war" — ſprach einer von ihnen in pekuniarer Begeiſterung — „das letzte Goldſtück, das wir heute noch zu verlieren hatten." Die andern ſtimmten in dieſen Abendſeufzer ſympathetiſch ein, und alle drei ſahen eine Zeit lang in ſtiller Andacht den Louis-d'or der Sonne in die weite Taſche des Horizonts hinabſinken.

Auf dem Louisberge war hübſche Muſik und noch hübſchere Geſellſchaft, einige geiſtreiche Lieutenants, welche der übrigen Geſellſchaft das Sprechen erſparten, gar nicht einmal mitgerechnet. Wahrend die Poeten daſaßen und bald in ſtiller Betrachtung der ſchönen Ausſicht ſchwelgten, bald ihre Phantaſie auf den Flügeln der Muſik in das ſchöne Reich der Träume entſchweben ließen, ſahen ſie plötzlich das Geſicht ihres Kollegen, der auf der Eiſenbahn die ſchönſte der drei Betrachtungen angeſtellt hatte, in einer purpurnen Gluth und ſeine Augen in einem heiligen Feuer erglühen. „Was iſt dir denn?" fragten ſie. „Dort ſitzt ſie!" gab er zur Antwort, ohne den Blick von

seinem Gegenstand abzuwenden. Und wer saß da? Es war das schöne Mädchen, mit dem er auf der Eisenbahn das inhaltreiche Augengespräch angeknüpft hatte. „Jetzt muß ich sie sprechen, es koste was es wolle," sprach der Poet, und machte Anstalten, sich zu erheben. Das Mädchen hatte Alles bemerkt, und Unruhe und Ueberraschung sprachen aus ihrem Gesicht. Ihre Eltern saßen neben ihr und hatten den Poeten glücklicher Weise den Rücken gekehrt. „Soll ich zu ihr gehen?" sprach der glückliche Verwirrte. Die Andern, die mehr Lebenserfahrung und Menschenkenntniß hatten, als er, widerriethen ihm dies und entwarfen einen bessern Plan. Sie sprachen: „Sogleich, wenn du wieder siehst, daß du von dem Mädchen bemerkt wirst, gibst du uns ein Zeichen mit dem Fuß; dann erheben wir uns, sprechen einige vernehmliche Worte von der Schönheit des Sonnenuntergangs, und steigen durch die Promenaden auf die Krone des Louisberges hinauf. Wir müßten uns sehr irren, wenn das Mädchen nicht einen außerordentlichen Sinn für Naturschönheiten besäße, und hätten wir heute so zuversichtlich auf die Gunst des Spiels rechnen können, als darauf, daß die Schöne ihren Eltern oben auf dem Louis-

berg den Untergang der Sonne zeigen wird, wir hätten ganz ſicher die Bank geſprengt. Folgt ſie uns nach, ſo knüpfen wir beide mit den Eltern ein Geſpräch an und verwickeln ſie in die alte Geſchichte der Stadt Aachen und in die Sagen von Karl dem Großen, ſo daß Du unterdeß ganz ungeſtört die beſte Gelegenheit haſt, mit dem Mädchen zwölf Schritte zurückzubleiben und ihr mit dem Munde zu beſtätigen, was Du ihr mit den Augen ſchon hinlänglich verſichert haſt."

Der Erfolg zeigte, daß dieſe Berechnung ſehr praktiſch war. Kaum waren die drei Poeten auf der Krone des Louisberges angekommen, als ſie das Mädchen in Begleitung ihrer Eltern durch einen dunkeln Laubgang folgen und aufmerkſam umherſpähen ſahen nach der untergehenden oder nach der aufgehenden Sonne. Wie verabredet, ſo geſchah es. Die alten Eltern waren ganz entzückt über die ſchönen Sagen, über die alten Helden und ihre Abenteuer, die ihnen erzählt wurden. Der Frau gefiel beſonders Karl der Große und ſein Schreiber Eginhard. „Solche Männer gibt es doch jetzt nicht mehr," ſprach ſie. „Sie finden Sie nur noch unter den Poeten," antworteten die Beiden mit berechnender Anzüg-

lichkeit. — „Aber wo ist denn unsere Tochter?“ fragte der Alte, sich umschauend. Und die Tochter kam mit Eginhard zwanzig Schritte hinter den Andern, und sie war so angelegentlich vertieft in das Gespräch mit ihrem Begleiter, daß ihr wohl noch schönere Geschichten mußten erzählt worden sein, als ihren Eltern. Als die Gesellschaft wieder beisammen war, dankte der Alte für die interessante Unterhaltung, bedauerte, nicht länger daran Theil nehmen zu können, weil er sogleich nach Belgien abreisen müsse, und empfahl sich mit den Seinigen bis auf Wiedersehen. Die Poeten waren so entzückt über das Gelingen ihres Plans, daß sie ganz vergaßen, sich nach dem Namen der Familie zu erkundigen, und, echt poetisch, sie abfahren ließen, ohne sie zu kennen. Aber Eginhard? Was er gesprochen und erfahren, das weiß nur er, das Mädchen und ein kleiner schelmischer Knabe, der sie unsichtbar begleitete. Nur so viel durfte er verrathen, daß er nach drei Tagen einen Brief aus Ostende erhalten würde, wohin der Rentier N. mit Frau und Tochter in's Bad reis'te. Und wem hatte er sein Glück zu verdanken? Seinen Gedichten! Das Mädchen lernte in ihm den Verfasser von

Gedichten kennen, die ſie auswendig wußte, und woraus ſie als Erkennungszeichen folgende Strophe wählte, welche ein Boshafter ſehr ironiſch hätte auslegen können:

„Das Auge wende nur getroſt nach Innen,
Bis dorthin ſchlagen nicht des Lebens Wogen,
Dort ſuche Du die Schätze zu gewinnen,
Die ſich dem weltbefangnen Blick entzogen.“

Was weiter erfolgte, iſt mir nicht vergönnt zu berichten. Nur iſt mir erlaubt, einen der drei Poeten namhaft zu machen, denn — er iſt todt. Sein Name iſt: Niklas Becker. Mag der Scherz, den ich hier erzählt habe, ein kleines Andenken auf ſeinem Grabe bilden, denn er hat ein Andenken verdient. Ich meine nicht den Rheinliedsdichter Becker, ſondern deſſen Dichtergemüth; nicht den berühmten Mann, ſondern den beſcheidenen Menſchen. Was die Teutſchen an ihm verbrochen, indem ſie ihn auf ihren nationalen Schild erhoben, das kann man einiger Maßen wieder gut machen, indem man den Menſchen in ihm anerkennt. Die Teutſchen ſind ſchreckliche Leute: ſie illuſtriren, wen ſie haſſen, und richten zu Grunde, wen ſie mit ihrer Liebe heimſuchen. Es iſt eine jämmerliche Sache um

ein Volk, wenn man wegen einer Dummheit von ihm geliebt wird und später die Dummheit verantworten soll, nachdem es zur Besinnung darüber gekommen. Becker hatte an seinem stillnationalen Herzen ein Flämmchen angezündet, womit er den Abend eines freundschaftlichen Zirkels zu illuminiren gedachte; plötzlich fangt das Stroh der nationalen Hohlköpfe Feuer daran und in wenig Wochen stehen dreißig Millionen Köpfe in Flammen. Hatte das Flämmchen die Schuld oder das Stroh? Becker gab unwillkürlich den Teutschen eine glorreiche Gelegenheit, sich für die Nationalität zu blamiren, ehe sie es nur zu einer gebracht hatten.

Dieß ist die einzige wahre Bedeutung, die er für die Geschichte hat, und wird die Lehre, die er auf solche Weise seinen Landsleuten über ihre Lächerlichkeit gegeben, gehörig von ihnen gewürdigt, so ist sein Verdienst immer groß genug. Vorzuwerfen hat man ihm nichts, man behalte die Vorwürfe für sich selbst. Vagabundirende Notizensammler, welche früher sich beeilten, der ungesuchten Berühmtheit des bescheidenen Mannes unter Bücklingen und Komplimenten ihre selbstsüchtige Huldigung darzubringen, waren später

perfid genug, die Persönlichkeit des Arglosen lächerlich zu machen, weil dieselbe ihnen nicht weltmännisch zu imponiren verstanden und nicht zu der Größe jenes aufdringlichen Rufs hatte nachwachsen können. Sie hätten erkennen und bedenken sollen, daß Beckers innere Eigenschaften mehr Werth hatten, als solcher eben so schnell verlorne als erlangte Ruf. Dieser Ruf des Poeten war eben als ein Mittel zu betrachten, die Eigenschaften des Menschen auf die Probe zu stellen, eine Probe, welche keiner jener spekulirenden Egoisten bestanden haben würde. In der Rheinliedsperiode hatte die wahnsinnige Wuth für Becker einen solchen Grad erreicht, daß ihm Alles zu Gebot stand, was er nur wünschen mogte. Man wollte eine Nationalsubskription auf seine Gedichte veranstalten und es bedurfte nur seiner Einwilligung, um den armen Poeten in wenig Wochen zum reichen Mann zu machen; er aber schlug aus Ehrengründen das Anerbieten aus und blieb arm, wie er war. Alle Zirkel standen ihm offen, die Reichen und Vornehmen drängten sich in Massen um ihn und wenig Frauen seiner Umgebung würden die Hand des gefeierten Mannes ausgeschlagen haben; er aber hielt seine Hand

zurück und wartete auf ein wahres Herzensverhältniß, das er ſpäter zu ſeinem Unglück nicht gefunden hat. Die Gunſt der Mächtigen warf alle ihre Strahlen auf ihn herab und eine dreiſte Bewerbung hätte ihm Stellen eröffnet, um die ihn Hunderte beneidet haben würden; er aber dachte nicht daran, einen unverdienten Ruhm durch unverdiente Vortheile zu krönen und ſein Ehrgeiz begnügte ſich mit der beſcheidenen Stelle eines Schreibers am Friedensgericht. Man frage die induſtriellen Naturen unſrer literariſchen Spekulanten, welche auf einen Becker mit höhniſchem Bedauren hinunterblicken, wie ſie ſich an ſeiner Stelle benommen, ob ſie eine gleiche Anſpruchloſigkeit bewahrt haben würden? Sie hätten den ſchnell erworbenen Ruhm ausgebeutet bis auf den Grund und hätten zuerſt an ſich, an die Ehre aber zuletzt gedacht. Es gehörte wahrlich eine ſolide Natur dazu, um in der Epoche des Rheinlieds als Dichter deſſelben nur den Verſtand, geſchweige die Achtungswürdigkeit des Charakters zu bewahren. Becker iſt trotz dem in der ganzen Geſchichte beiſpielloſen Erfolg ſeines Gedichts in jeder Beziehung geblieben, wie er war, ein beſcheidener, ſchlichter, gemüthvoller, edelgeſinnter,

durchaus reeller, wenn auch in mancher Beziehung schwacher Mensch. Nicht was er geworden, sondern was er geblieben, muß den Maßstab für seine Beurtheilung abgeben, und die Anwendung dieses Maßstabes ehrt ihn, wie er es verdient. Man hat ihm nach seinem Tode ein Monument setzen wollen. Ein Monument — angenommen, es habe einen Werth — kommt ihm nicht zu; die Anerkennung seiner Charaktereigenschaften aber durfte ihm nicht entgehen und ich bringe sie ihm dar, wie lächerlich mir auch die Rolle gewesen, die er als Rheinliedsdichter hat spielen müssen. Trotz seinem Rheinlied war er wenigstens mehr werth, als zehn jener „geistreichen" Taugenichtse, die ihn verachten wollen.

Mögen diese Paar Worte eine Gerechtigkeit an ihm üben, die er bis jetzt nicht gefunden hat. Die Gelegenheit dazu war nicht unpassend bei der Erzählung einer fröhlichen Fahrt, die nicht hätte Statt finden können, wenn nicht Becker — ein armer Poet geblieben wäre.

II.

Fragmente aus den Beobachtungen eines freiherrlichen Badegastes.

1.

Die Studenten theilen die Menschen ein in Studenten und Philister. Dieß ganz einfache Kunststückchen setzt sie, wie man die Hand umdreht, in Stand, sich als einen bevorzugten Theil der menschlichen Gesellschaft zu betrachten, der die andern gelegentlich über die rechte Schulter des Humors oder die linke Schulter der Verachtung ansehen darf. Als angehender Beobachter mögte ich den Uebermuth begehen, eine ähnliche Eintheilung, freilich mit mehr innerer Berechtigung, vorzunehmen, die Menschen nämlich in Beobachter und Beobachtete einzutheilen. Der ein-

gebildete Unterschied zwischen Studenten und Philistern ist nicht gröſser, als der wirkliche Unterschied zwischen Beobachtern und Beobachteten. Könnte der Mensch ein sichtbares geistiges Kleid tragen, wie er ein leibliches trägt, wir würden in dem Menschengedränge, das unsre Erdkugel belebt, die Beobachter von dem Beobachteten etwa wie Militair oder Polizei von den Bürgern unterscheiden. Das Wort Polizei erinnert daran, unter den Beobachtern selbst wieder Unterschiede zu machen, etwa wie Yorik unter den Reisenden macht. Aber ich lasse dieß bei Seite und halte mich nur an diejenigen Beobachter, zu denen ich mich selbst zähle, an die harmlosen nämlich, denen es um nichts als das Interesse der Beobachtung selbst zu thun ist. Dieß stört indeß mein Selbstgefühl keineswegs. Das Selbstgefühl des Beobachters besteht darin, daß er die übrigen Menschen gleichsam als seine Werkzeuge betrachten kann, die ihm, sie mögen wollen oder nicht, sie mögen hoch oder niedrig stehen, zu seinen Beobachtungszwecken dienen müssen. Ein General setzt sich auf sein Roß und läßt seine Untergebenen nach Kommando vorbeidefiliren; ich setze mich auf die Bank der Promenade und lasse General wie Soldaten, Herren

wie Damen, Millionäre wie Bettler, ehrliche Leute wie Diebe die Revue paſſiren, und zwar ohne Kommando, ohne die Autorität einer äußeren Stellung, nur kraft der Machtvollkommenheit meiner guten Laune und meiner Einfälle. Iſt das nicht Grund genug zum Selbſtgefühl? Es ereignet ſich nicht ſelten, daß ſo ein reicher Bourgeois an mir vorübergeht und geringſchätzig die Qualität meines Rocktuches tarirt, oder daß ein Stutzer hochmüthig über den ländlichen Schnitt meiner Kleidung ſtutzt, oder daß ein Herr von u. ſ. w. mit verachtungsvollem Blick nach meinen Ahnen fragt, oder daß ein aufgeputztes Fräulein mich neben den lorgnettirenden Bonvivants gänzlich überſieht. Aber indem man ſolchergeſtalt über mich erhaben zu ſein glaubt, habe ich meinerſeits um ſo mehr mein Vergnügen daran und denke: „Meine Werkzeuge machen ſich!“ Wenn die Herren das wüßten, daß Mancher ſie mit ſolchen Augen betrachtet, wie würden ſie ſich ärgern, da es für ſie kein Mittel gibt, dem Beobachtungsſchickſal zu entgehen! Wenn ein Ariſtokrat die Naſe rümpft und ſie wie einen Aſt ſeines Stammbaums über mich erhebt, als wolle er mir die plebejiſche Natur damit ausklopfen, dann ſehe ich ihn humo-

riſiiſch an und ſage: Herr Baron, laſſen Sie ſich gefälligſt ein wenig beobachten! Das klingt ſo einfach, iſt ſo harmlos, und doch mögte der Herr Baron mich darum hängen laſſen. Es liegt ſo etwas Nivellirendes, ſo etwas demokratiſch Gleichmachendes in dem Recht und der Beſchäftigung des Beobachters, daß es mir mitunter ganz gefährlich vorkommt.

Wenn man eine Unterſcheidung unter den Beobachteten ſtatuiren wollte, ſo würde ich dafür ſtimmen, ſie in zwei Klaſſen zu theilen, in die Gemachten und die Natürlichen. Die Erſtern, welche mit wenigen Ausnahmen die gebildetern und höheren „Stände" ausmachen, bilden namentlich in den Städten die Mehrzahl, aber auch ſie bringen es nicht dahin, daß ihnen nicht mitunter die Natur einen Streich ſpielt; und dann ſind ſie doppelt intereſſant. Beſonders läßt ſich dergleichen an Badeorten beobachten, wo ſich Exemplare aller Länder und Stände beiſammen finden und wo ſie, auf ihre Fremdheit rechnend, den Zügel der Selbſtbeobachtung ſchießen zu laſſen pflegen, ſo wie freilich wieder Andre aus dem nämlichen Grunde ſich als etwas darzuſtellen ſuchen, was ſie nicht ſind, z. B. als ehrliche Leute. Es gibt einen köſtlichen

Ausdruck im gemeinen Leben, den man auf Diejenigen anwendet, welche selbvergessen der Natur eine Konzession machen. Man sagt: „Wie die Natur spielt!“ Dieß Spielen der Natur erreicht seine kolossalste Grazie bei den Zärtlichkeiten ländlicher Liebe: ein verliebter Bauer, der sein Herz ergießt und bei seiner vierschrötigen Daphne Gegenliebe findet, ist eine der unterhaltendsten Gegenstände der Beobachtung. Aber das Spielen der Natur ist bei Weitem pikanter und geistiger, wenn es bei der Klasse der Gemachten vorkommt. Freilich hat man hierbei nicht an Liebeshändel zu denken; an der Wirthstafel, auf dem Spaziergange, kurz, bei den alltäglichsten und unbedeutendsten Verrichtungen kann man die Natur in der erbeiterndsten Abstufung bei ihnen spielen sehen. Man fühlt sich um so mehr befriedigt, wenn man darin eine Rache der Natur an einem Benehmen entdeckt, dessen Aufgabe die Unterdrückung und Verwischung jeder Natur und Natürlichkeit ist. So findet es sich denn nach dem Gesetz, daß die Extreme sich berühren, wirklich, daß die gemachtesten Menschen zu Zeiten die natürlichsten sind. Wenn die Herren M., K., P., Z., und die Fräulein B., F., K., L.,

und Mesdames D., F., S., T., wüßten, daß und warum ich hierbei an sie denke, sie würden die Beobachtung auf den Blocksberg und den Beobachter nach Sibirien wünschen. Was kann es aber helfen? Sie müssen sich fügen, sie müssen ihren Tribut zahlen: der Beobachter ist der König der Gesellschaft, und er fühlt sich um so erhabener, wenn die Beobachteten, die von ihnen dargebotenen Blößen oder Beobachtungsreize selbst nicht ahnend, mit einer gewissen naturhistorischen Passivität sich zur Musterung präsentiren. Es fällt mir hierbei namentlich ein Mann ein, der durch sein Aeußeres und besonders durch seinen naturhistorisch gezogenen Bart- und Haarwuchs bei seinem ersten Auftreten hier Jemanden zu dem unwillkürlichen Ausruf brachte: „Ein Llama!" Der Vergleich war so treffend, daß man seitdem den Mann nicht mehr ansieht, ohne zu denken oder zu sagen: „Ein Llama!" Er aber, der sich wahrscheinlich noch niemals im Spiegel der Naturgeschichte gesehen, tritt fortwährend ganz prätensiös auf, setzt sich mit vornehmer Nonchalance in die Gesellschaft, und läßt ganz unbewußt und mit naturgeschichtlicher Passivität „das Llama" an sich studiren. Wie dieser Mann mit äußerlichen, so halten

hundert Andere mit innerlichen Eigenschaften dem Beobachter Stand, ohne das mindeste Widerstreben.

Es gibt Menschen, namentlich aus der feineren Welt, welche, selbst Beobachter, es sofort herausgebracht haben, wenn sie beobachtet werden und in ihrem hiernach eingerichteten Benehmen nichts so sehr erstreben, als den Schein, daß sie sich nicht beobachtet glauben. Es gibt bei dem Beobachtungsgeschäfte keinen größern Spaß, als solche gesellschaftliche Schauspieler durch Beharrlichkeit zur Verzweiflung zu bringen, sie zu dem Zugeständniß zu nöthigen, daß sie sich beobachtet und wohl gar errathen wissen. Auf diese Weise habe ich neulich, ohne unverschämt zu sein, einen vornehmen Weltmann der routinirtesten Sorte sogar genöthigt, einen freundlichen Diskurs mit mir zu beginnen und sich hinterher zu erkundigen, ob ich — zur Polizei gehöre. Uebrigens gibt es noch eine Sorte solcher Weltleute, an denen alle derartige Mittel und Kraftstückchen der Beobachtungskunst zu nichte werden und dies sind die — Diplomaten. Ein wahrer Diplomat ist wie eine lebendige Bildsäule: er hört dich nicht, er sieht dich nicht und hört und sieht doch Alles, aber du merkst es ihm nicht an. Ich verfolge

jetzt einen Diplomaten schon seit vierzehn Tagen, um ihn zur Verzweiflung zu bringen; am Ende bringt er mich dazu.

Wenn man den Beobachter spielt, wie ich mir denn für diese Badezeit zu meiner Unterhaltung vorgenommen habe, so hat man nichts so sehr zu beobachten, als daß man nicht in seiner Eigenschaft erkannt werde. Wenn die Leute einmal wissen, daß sie einen Beobachter vor sich haben, so wird man gemieden und geflohen wie ein Spion. Man ist aber auch ein Spion, und Mancher mag sich lieber von einem Polizei-Spion, als von einem Spion der Menschenkennerei ins Auge gefaßt wissen. Ein Lichtenberg muß für Viele ein gefährlicher Mensch gewesen sein. Nur Wenige können den Gedanken ertragen, daß man ihre Eigenschaften und Manieren in sein Beobachtungsbuch einregistrirt, und das ist ein übles Zeichen der Zeit. In diesen Betrachtungen hatte ich mich vor Kurzem so festgesetzt, daß ich wieder zu einer neuen Klassifikation gelangt war und die Beobachteten eintheilen wollte in solche, die das Beobachten ertragen, und in solche, die es nicht ertragen können. Die Erstern sollten natürlich alle zu den Geistreichen gehören und ein gutes Gewissen

haben, die Letztern nicht. Mit dieser Klassifikation wäre ich indeß bald übel weggekommen. Eine hübsche Dame, die mir ebenfalls den Beobachter angemerkt hatte, suchte mein Beobachterauge durch ihre wiederholte Erscheinung förmlich auf, statt es zu fliehen. Meinem Wunsche, die Geistreiche mit dem guten Gewissen näher kennen zu lernen, entsprach sie endlich unaufgefordert dadurch, daß sie mich zu sich einladen ließ. Ich ging zu ihr und fand, daß ich im Beobachten noch ein großer Stümper gewesen war. Seit der Zeit will sie nicht mehr beobachtet sein.

Soll ich Alles aufschreiben, was ich hier beobachte? Es wäre vergebliche Mühe, denn Anekdoten oder Abenteuer kommen nicht alle Tage vor, und die interessantesten Beobachtungen, die man macht, nehmen sich geschrieben gar nicht aus, lassen sich sogar nicht wiedergeben. Nur ein Paar Skizzen hat mir die Langeweile diktirt, wenn das Podagra mich im Zimmer zurückhielt, und diese reiß' ich aus meinem Notizbuch heraus.

2.

Was ist der Mittelpunkt dieses Ortes? Wo ist sein Kopf, sein Herz oder wie man es nennen

mag? Iſt es die ſchöne Kirche? Iſt es das Rathhaus? Iſt es der Markt? Sind es die Badeanſtalten? Iſt es der Brunnen? Nein, es iſt die — Bank. Alſo gehen wir zur Bank. Wer nicht auf der Bank geweſen, iſt nicht im Ort geweſen, er hat den Leib, nicht die Seele kennen gelernt. Der grüne Tiſch iſt die öffentliche Table d'hôte, wo die ſchöne Fortuna der faſhionablen Welt ſervirt und nach aufgehobener Tafel in der Regel die Bauchgrimmen und Indigeſtionen des Unglücks zurücklaßt. Ich urtheile nicht ſo ſehr rigoriſtiſch über das Bankſpiel, aber dennoch, als ich kürzlich in einer Straße an einem Baderhauſe ein Schild mit der Aufſchrift erblickte: „Hier werden Schröpfköpfe geſetzt" — konnte ich nur ſchwer der Verſuchung widerſtehen, in der nächſten Nacht das Baderſchild über die Thüre des Spielhauſes zu hängen. Meine Anſicht iſt, daß man der Freiheit zu nahe tritt, wenn man den Leuten alle Wege abſchneidet, ihr Glück zu verſuchen; die Gelegenheit, ſein Geld zu verlieren, muß dem freien Mann eben ſowohl freiſtehen, als der Verſuch, Geld zu gewinnen. Dieſe Freiheit ließe ſich bei moderirenden Einſchränkungen der Art und der Höhe des Spiels immer bewahren,

ohne daß ſie bedeutende Mißbräuche zur Folge hätte. Es ſcheint mir alſo nicht recht getban, die Sache bloß aus dem moraliſchen Geſichtspunkte zu betrachten und ſomit das ganze Glücksſpiel zum Tempel hinaus zu jagen. Aber dennoch betrete ich den Spielſaal mit nicht minderer Bitterkeit, als der Moralrichter. Was mich bei dem Spiele empört, das ſind hauptſächlich die Kroupiers. Dieſe Leute iſt man mitunter verſucht, für eine beſondere Menſchenrace zu halten, denn ſie haben etwas an ſich, das man an andern Menſchen gar nicht wiederfindet. Dies Gemiſch von Kaltblütigkeit und dabei von Gier, von Gedankenloſigkeit und dann wieder von Geiſtesgegenwart, von Zuvorkommenheit und dabei von Frechheit, von Zuthulichkeit und dabei von Herzloſigkeit, dies finanzielle Henkerweſen, das die Leute mit einem hergebrachten Anſtande der Berechtigung abthut, wie man eine Taſſe Kaffee trinkt oder eine Pfeife raucht — dies ganze Kompoſitum von Eigenſchaften und Manieren, von denen auch nichts, gar nichts einen menſchlichen Eindruck zurückläßt, iſt mir in der innerſten Seele zuwider und verſcheucht alle Grundſätze der Humanität, wie ein Wolf die Lämmerheerde. Man wird hart, revolutionär,

denkt an Politik, an die Croupiers der Völker und wäre im Stande, Menschenblut zu vergießen. Man mögte geradezu des Teufels werden, wenn man die Herren mit ihren überhangenden Bäuchen, in denen die Resultate ihres Geschäfts verkörpert sind, über den niedrigen Tischen thronen, mit der malitiösesten Monotonie die Orakel der Fortuna verkünden und mit den hölzernen Harken, deren Ton so herzlos-eintönig ist, wie die Stimme ihrer Herren, die Ernten ihrer verführerischen Saat zusammenharken sieht. Man meint übrigens, daß Leute, die eine solche Beschäftigung und mit ihr das Bewußtsein einer gewissen Anrüchigkeit haben, stets um so artiger und demüthiger gegen Diejenigen sich benehmen müßten, denen sie ihre Existenz verdanken. Aber nicht bloß daß sie kein Gran von Mitgefühl und Condolenz gegen die Verlierer besitzen, sie betrachten und behandeln sogar mitunter das spielende Publikum mit Geringschätzung, mit übermüthiger Verachtung. Ich habe sie die empörendsten Glossen über die Fremden machen hören, die sich um den grünen Tisch einfanden. Es ist, als wollten sie mitunter die Spieler fühlen lassen, daß dieselben sich in ihrer Leidenschaft zu Dienern solcher Diener machen, daß ihre Lei-

denſchaft um den Preis der Befriedigung ſich ſklaviſch Alles gefallen läßt, gefallen laſſen muß. Aber auch die Leidenſchaftloſen ſind nicht vor ihnen ſicher. Mir z. B. zog es eine flüſternde, höhniſche Bemerkung eines Croupiers zu, daß ich meiſt den Beobachter ſpielte und nicht den Spieler. Dadurch piquirt legte ich für einen Augenblick mein ſchlichtes, bürgerliches Inkognito ab und ſetzte ganz kaltblütig neben den Croupier eine Rolle mit hundert Friedrichsd'or, die ich eben von meinem Bankier geholt hatte, auf das rothe Feld. Der Croupier ſchlug die Karten um, und — „Roth" hatte gewonnen. Der Menſch verlor zum erſten Mal ſein kaltblütiges Henkerweſen und wurde menſchlich; ich aber ſtrich mit um ſo größerer Ruhe die zweihundert Friedrichsd'or ein, bat den Croupier um ſeinen Namen und empfahl mich. Am andern Tage, als er von ſeinem Geſchäft nach Hauſe kam, fand er auf ſeinem Tiſch eine fünf Fuß lange, aus Holz ſehr ſauber gezimmerte Naſe.

Eine noch größere und anhaltendere Genugthuung verſchaffte mir einer der fremden Spieler, ein alter Mann, abgemagert bis auf die Knochen, mit grauem, ins Grünliche ſpielendem Haar und Bart, mit gelbgrünlicher, tiefgefurchter Haut, tief-

liegenden, halb erloschenen Augen und — mit einer so duftigen, durchdringenden Beredtsamkeit, daß sogar die gegenübersitzenden Spieler ihm auswichen und daß man meinte, man müsse das Gold auf dem Tische grün vor ihm anlaufen sehen. Dieser Mann, der sich regelmäßig und pünktlich am Spieltisch einfand, hatte die Leidenschaft, sich stets dicht neben den besagten Croupier zu stellen, und da er viel sprach und dabei viel gewann, so war er für seinen Nachbar ein Mann von unvermeidlichster Unausstehlichkeit, welche noch um hundert Prozent dadurch im Werthe stieg, daß er taub war und den Croupier stets ins Gesicht fragte, was er gesagt habe. Der Croupier mogte sich geberden und winden, wie er wollte, der Alte ließ nicht von ihm ab und sein Hauch verfolgte ihn wie ein böser Athem der Nemesis. Ich fühlte die süßeste Rache für hundert unglückliche Spieler, wenn ich den Croupier so in verzweifeltem Kampfe mit dem Athem des Alten sah. Ein ganzer grüner Tisch, von solchen ekelhaften Spielern besetzt, wäre der Tod der Croupiers und würde ihrem Geschäft in zwei Tagen auf eine im Kabinetsrath der Nemesis ausstudirte Weise ein Ende machen. Uebrigens gibt es hier noch eine andere Art von

Erwerbern, die nicht durch den Athem der Leute beläſtigt werden, indem ſie hinter ihnen ſtehen. Als ich vor einigen Tagen aus dem Spielſaale gekommen war, vermißte ich in den Rocktaſchen mein Taſchentuch und meine Brieftaſche. Da muß man ja partout bankerott werden, wenn man von vorn und von hinten zugleich geplündert wird.

3.

Es verſteht ſich, daß ich nicht umhin gekonnt habe, auch das hieſige Theater einmal zu beſuchen. Nur iſt es mir ſchwer geworden, zum Entſchluß zu kommen, da die Auswahl der Stücke hier noch geiſtloſer iſt, als anderwärts. Es ſcheinen Geſundheitsrückſichten zu ſein, welche die Direktion beſtimmen, den Beſuchern nicht zu viel Geiſtesanſtrengung zu verurſachen. Heute Oper, morgen Oper, nichts als Oper. Endlich hat man einmal eine Abwechſelung für gut befunden: es wurde Schiller's „Kabale und Liebe" gegeben. Und was war der Erfolg? Es wurde ganz gut geſpielt, aber — beinahe vor leeren Bänken. Seltſam! Wenn auch die Schiller'ſche „Liebe" nicht mehr in der Mode iſt, ſo iſt es doch die „Kabale" um

ſo mehr und die Sympathie für die letztere hätte namentlich in dieſem Orte auf ein größeres Publikum hoffen laſſen.

Uebrigens hat die „Kabale und Liebe" ſehr anſteckend auf mich gewirkt. Nicht die „Luiſe" hat mich in Gefahr gebracht, denn ſie iſt mir zu ſentimental, aber die „Lady Milford". Sie wurde repräſentirt von einer Frau, welche mit einem reizenden Aeußern eine ganz bezaubernde Anlage für ſolche Rollen beſitzt, die mit moraliſchem Salz und Pfeffer beſtreut ſind. Ihre ſonore, leidenſchaftliche Stimme war wie gemacht für die Herausfoderungen der Koketterie und ihre ſtolze Haltung ſprach es aus, daß ſie beſtändig auf der Menſur der Liebe ſtand. Man dachte unwillkürlich: in der That, mit ſolchem Weibe mögt' ich mich in den Pikanterien einer zärtlichen Feindſchaft meſſen. Edelmuth und dabei Intrigue, Hingebung und dabei Stolz, leidenſchaftliche Innigkeit und dabei berechnende Kälte — das ſind Eigenſchaften, die einen Mann nicht befriedigen, aber feſſeln, nicht erheben, aber jedenfalls herausfodern müſſen. Dahin bringt es auch der kälteſte Verſtandesmenſch nicht, daß er nicht für die Reize eines Weibes noch Phantaſie und Romantik übrig hätte. Die

Lady Milford war wirklich reizend und ich habe ihren Liebeshandschuh aufgehoben. Ihre Eigenschaften erhalten allerdings einen schmutzigen Anstrich durch das Amt, welches sie bekleidet, aber das Stück enthält wenigstens nichts, was in den Wirkungskreis ihrer eigentlichen Hofqualität fällt, und dadurch erhielt die darstellende Künstlerin freie Hand, mit dem interessantesten Theil der Rolle zu ihrem Vortheil zu schalten, ohne durch den widrigen Theil derselben benachtheiligt zu werden. Und diesen Vortheil hat sie so vortrefflich auszubeuten gewußt, sie hat ihre Rolle so reizend idealisirt, daß — nun das Weitere hab' ich schon gesagt.

Doch das weibliche Personal hat mich nicht so weit in Anspruch genommen, daß ich nicht auch Aufmerksamkeit auf das männliche verwandt hätte. Namentlich hat mich der Darsteller des Sekretärs „Wurm" befriedigt. Er ließ zwar seinem Präsidenten gegenüber, den er als Mitwisser eines geheimen Verbrechens so zu sagen in der Hand hatte, etwas von jener halben Impertinenz vermissen, welche bei gemeinen Seelen da, wo sie sich sicher wissen, auch durch die größte Devotion hindurchschimmert; im Ganzen aber zeigte er, daß

er die nicht leichte Kunſt verſtand, eine Charakterrolle zu zeichnen. In der Szene, wo er der Luiſe Miller den hölliſchen Brief diktirt, warf dieſe bei einer plötzlichen Aufwallung des Abſcheus die Feder weg. Bei der ſpätern Fortſetzung des Briefs nahm ſie eine andere Feder aus dem Dintenfaß. Indem ſie mit dieſer ſchrieb, zog Sekretär Wurm kaltblütig das Federmeſſer aus der Taſche, hob die hingeworfene Feder auf, ſchnitt ſie mit ſekretäriſcher Kunſt zurecht und in dem Augenblick, wo Luiſe mit dem Brief zu Ende kam, ſpielte er ihr, wie der deutlichern Unterſchrift wegen, die friſchgeſchnittene Feder in die Hand und ſie unterſchrieb damit in opfermäßiger Folgſamkeit ihr Todesurtheil. Dieſer kleine Zug übte eine ganz dämoniſche Wirkung aus. Solche kleine Zuthaten ſind es überhaupt, welche den denkenden Künſtler verrathen, während die gewöhnlichen Schauſpieler auch bei der gewandteſten Geſtikulation und der ſchönſten Deklamation nur Komödianten bleiben. Namentlich bei Seidelmann hatte man Gelegenheit, die Anwendung ſolcher Zuthaten zu beobachten, die aber niemals ſo auffallen dürfen, daß ſie auf die Rolle gepfropft zu ſein ſcheinen. Sie müſſen ſich mehr durch ihre Wirkung als ihre Erſcheinung

verrathen. Ich rechne hierher auch die eigenthümlichen Töne und das teufliſche Blaſen, deren ſich Seidelmann als Mephiſtopheles bediente. Wenn einer ſeinem Beiſpiel folgen will, ſo mögte ich ihm noch ein Kunſtmittel empfehlen, das von erſchütternder Wirkung ſein müßte, nämlich ein aus dem Hintergrunde des Theaters hervortönendes Echo der prägnanteſten Endworte des Mephiſtopheles. Zum Beiſpiel: Mephiſtopheles ſagt:

„Nichts Abgeſchmackteres kenn' ich auf der Welt,
Als einen Teufel, der verzweifelt."

Darauf ſpricht das Echo im Hintergrunde, in gezogenem Ton verklingend: — — — — „zweifelt!"

Die Lehre von den künſtleriſchen Zugaben bei der Darſtellung ſchien ſich heute Abend auch die Frau des Muſikers Miller gemerkt zu haben. Im Stücke ruft ſie irgendwo (es iſt von Luiſen die Rede) ſchmerzlich aus: „das Lamm!" Auf der Bühne rief ſie aus: „das Wurm!" Indem ſie, den Sekretär Wurm im Kopf, von dieſem böſen Geiſte des Stücks einen ſo ergreifenden Gebrauch machte, dachte ſie wahrſcheinlich ſo: wo von einem Frauenzimmer die Rede iſt, darf es nicht heißen „der Wurm"; „die Wurm" geht auch nicht an,

„die Würminn“ noch weniger, es bleibt also nur als juste milieu übrig: „das Wurm!“ Das Publikum rief: da capo!

4.

Unter den Fremden, die ich hier herumspazieren sehe, finde ich keinen amüsantern, als einen gewissen teutschen Literaten oder Poeten, der seine Biographie mit der Erinnerung bereichern will, daß er eine Badesaison verlebt habe. Krank ist der Mann nicht, wenigstens hat er keine Krankheit, die man mit Mineralwasser heilt; das einzige Wasser, das ihm dienen könnte, wäre Lethewasser, damit er seine Eitelkeit ablegen lernte. Was diese gute Seele auszeichnet, das ist der selbstverläumderische Glaube, er sei berühmt. Es ist zum Todtlachen, wenn man ihn mit selbstgenügsam zusammen gezogenem Munde durch die Straßen und Promenaden wandern und die Last seiner Unsterblichkeit hochschulterig umhertragen sieht. Daß man ihn hier am Orte so wenig kennt, als man ihn in der Literatur nennt, glaubt er so wenig, als daß seine Gedichte keinen Heller werth sind. Man muß ihn sehen, wie er nach den Blicken

der Vorübergehenden haſcht und die vermeintliche Ueberraſchung der Fremden über den Anblick des großen Mannes mit ſeitwärts blinzenden Augen belauert; wie er, ſo oft neue Ladungen von Fremden ankommen, mit ſcheinbarer Achtloſigkeit an deren Abſteigequartieren vorüberſtreicht, um die Ankömmlinge gleich mit der Ueberraſchung zu bewillkommnen, daß der große Mann noch da ſei. Es iſt kein Buchladen im Orte, bei dem er nicht ſchon nach ſeinen Gedichten gefragt hätte, und nirgends ſind ſie zu haben — Alles vergriffen. Mitunter geht er ein Paar Tage auf's Land, bloß um ſich bei der Rückkehr von Neuem in die Fremdenliſte eintragen zu können. Zu gleichem Zweck wechſelt er alle vierzehn Tage die Wohnung. Neulich hat er auch das Glück gehabt, in einem Journal, das viel Geſchäfte in Aufenthalts- und Reiſenachrichten macht, der Welt zu wiſſen zu thun, daß außer andern diſtinguirten Perſonen der Dichter N. „zu Bad N." die Saiſon zuzubringen gedenke. An dem Tage, wo das betreffende Blatt anlangte, war er gar nicht von der Straße zu ſchlagen. Die ganze Literatur wird in Bewegung geweſen ſein, als ſie die Nachricht las, daß N. zu N. ſei; in N. aber wurde die

ganze Saison hindurch gespielt, geliebt, getrunken, getanzt, gelustwandelt und, der Himmel weiß, was sonst noch, aber an den Dichter N. hat keine Seele gedacht. Man muß es wohl glauben, daß die Unsterblichkeit eine herrliche Sache sei; was mir aber am Besten an ihr gefällt, ist dieß, daß man sie so hübsch vorwegnehmen kann. Der Dichter N. konsumirt täglich ein solches Quantum Unsterblichkeit, daß zehn Mann genug daran hätten, und ist er gestorben, so hat er seine Unsterblichkeit weg, während Andere sie erst von der Nachwelt erwarten. Es lebe die Unsterblichkeit!

5.

Es gibt hier ein ganzes Heer von Künstlern, welche nothgedrungen und uneigennützig eine öffentliche Kunst ausüben, um deren willen ich sie herzlich bedaure, die aber doch auch ihre humoristische Seite hat. Diese Kunst besteht im Hinken. Hier gibt es alle mögliche Sorten von Hinkenden; der Eine hinkt mit dem Rücken, der Andre mit den Hüften, der Eine mit dem rechten, der Andre mit dem linken Bein, der Eine vorwärts, der Andre rückwärts. Wenn man je-

den Einzelnen betrachtet, so drängt sich nur das Gefühl des Bedauerns auf; wenn man aber eine ganze Gesellschaft beisammen, wenn man die Hinkenden in Masse sieht, so kann man sich wirklich mitunter der Vorstellung nicht enthalten, sie trieben ein Geschäft damit, eine Kunst, die erlernt sein wolle, und in welcher der Eine Anfänger, der Andere Doktor, der Dritte Virtuose sei. Wenn ich über die Hinkenden scherze, so mag mir das erlaubt sein, da ich mit meinem Podagra selbst zu ihnen gehöre. Es muß meinen Kollegen ein Trost sein, wie mir, wenn sie über ihre Atitüden und Figuren lachen können. Freilich mag das nicht immer gelingen. Man sieht mitunter Invaliden aus dem Heere des Amor und des Bachus, die wie lebendige Biographien über die Straße schleichen und die nur warnen, nicht zum Lachen reizen mögen. Welch ein beruhigendes Gefühl für das schöne Geschlecht, daß es unter diesen Leidenden so selten vertreten ist! Hinkende Damen sind Seltenheiten. Auf dem Manöverplatze der Hinkenden sieht man die Schönen nur als Adiutanten, als Stützen am Arm ihrer verlebten Männer und Väter. Unter den Pflanzen

werden die Blumen von den dürren Stäben, unter den Menſchen die dürren Stäbe von den Blumen geſtützt.

6.

Nein, das war fürchterlich! Ich habe ſonſt eiſerne Nerven, aber dieſe Probe war zu ſtark. Heute Vormittag gehe ich in eine Badeanſtalt und laſſe mir eine Zelle anweiſen. Dieſe Zellen befinden ſich alle neben einander, nur durch eine dünne Wand getrennt, welche aber nicht an die Decke reicht, ſo daß die Luft über ſämmtliche Bäder in einem Zug wegſtreichen und man in dem einen Bade ziemlich deutlich hören kann, was im andern vorgeht. Kaum war ich in mein Bad hinabgeſtiegen, als ich in einem benachbarten ganz eigenthümliche, bald ächzende, bald knurrende, bald weinerliche, bald ſcheltende Töne vernahm, ſo daß ich wirklich nicht wußte, ob ſie von menſchlichen oder ſonſtigen Weſen herkamen. Ich lauſchte. Die Töne wurden immer lauter und verworrener. Mitunter miſchte ſich ein lauter Schrei, dann ein wahres Brüllen hinein. Zugleich aber wurde dieſe fürchterliche Muſik durch ein lebhaftes Geplätſcher

im Waſſer akkompagnirt. Anfangs kam mir die Sache lächerlich vor. Als aber das Getön immer lauter, der Lärm immer anhaltender wurde, wandelte mich einige Beſorgniß an. Ich dachte mir, es müſſe Jemand vom Schlage gerührt und in der Gefahr des Ertrinkens ſein. Bei aufmerkſamerm Horchen unterſchied ich jedoch mehre Stimmen; zwei davon waren offenbar Weiberſtimmen, aber ſehr bejahrte und widrige, die dritte war eine Männerſtimme. In den Tönen des Mannes lag etwas Leidendes, Verzweiflungsvolles, in denen der Weiber etwas Zuſetzendes, jedenfalls etwas, das ihre Ueberlegenheit über den Mann kund that. Sollten die Weiber den Mann vielleicht gebunden haben und mißhandeln? Sollten ſie wohl gar im Begriff ſein, ihn zu erſäufen? Wer weiß, welche Furien und Verbrechen ſich in dieſen Aufenthalt aller Racen und Geſinnungen verlaufen mögen! Mit dieſen Gedanken beſchäftigt, überlegte ich, ob ich mich nicht raſch wieder anziehen und dem armen Mann zu Hülfe eilen ſolle. Da wächſt auf einmal das Durcheinander von Geſchrei, Geheul, Geplätſcher und Gepolter zu einem ſo furchtbaren Getöſe an, daß man ſich in einer Menagerie der wildeſten Beſtien

zu befinden glaubt, die ihre Käfige zerriſſen und in wüthendem Kampfgetümmel mit den Wärtern und dem Publikum begriffen ſind. Es war, als hätten ſich die drei Stimmen zu zwanzig, dreißig der verſchiedenſten Art und Stärke vervielfältigt. Jetzt war jeder Zweifel in mir verſchwunden, daß man im Begriff war, ein gräßliches Verbrechen zu begehen. Im Nu bin ich aus dem Waſſer, werfe mir das Hemde über, ſtürme hinaus, rufe mit mörderiſcher Stimme Hülfe und Polizei, und trete mit gewaltigem Stoße an dem Mörderbade die Thüre ein. Was erblicke ich? Zwei alte Weiber, von der aufgeſtoßenen Thüre erfaßt, fliegen mit entſetzten Geſichtern nebſt ein Paar Stühlen in die Ecke, und ſeitwärts blickt mich mit gleich entſetztem Geſicht aus dem Bade ein alter, in einander gekrümmter, mit — Blut überlaufener Mann an. Im Begriff, die beiden Weiber zu faſſen, um ſie den Händen des Badewirths und der Gerechtigkeit zu überliefern, laſſe ich den Blick nochmals auf den unglücklichen Mann fallen und ſehe das Opfer an Beinen, Hüften und Schultern mit ungeheuren kupfernen Nägeln bedeckt, die ihm tief in's Fleiſch geſchlagen ſind. Gräßliches Verbrechen! Zugleich aber einen Blick

auf den Tiſch werfend, ſehe ich auch dort eine Menge dieſer Mordwerkzeuge, aber ohne Spitzen, nur hohle Köpfe .... Ich war wie vernichtet! Ihr werdet mich fragen, ob ich niemals — Schröpfköpfe geſehen hatte? An meiner Stelle würdet ihr nicht ſo raſche Beſinnung gezeigt haben; doch das Räthſel habt ihr gerathen. Der alte Mann war kontrakt, ſo kontrakt, daß er bei der leiſeſten Bewegung vor Schmerz ſtöhnte und ſchrie; die eine der alten Frauen war ein weiblicher Bader und die andere war die beſorgte Ehehälfte des Vielgequälten, welche die Schröpfkur, die nach der Verordnung des Arztes in einem warmen Bade vorgenommen werden mußte, liebend und helfend überwachte. Schickſal, was hatte ich gethan! Nur durch die triftigſten Entſchuldigungen und die glaubhafteſten Aufklärungen über das tragiſche Mißverſtändniß konnte ich mich davor ſichern, daß nicht die Szene ſich umkehrte und die Polizei gegen mich aufgeboten wurde.

Wäre ich übrigens ein Maler, ſo würde ich die Szene malen, welche ſich durch die aufgeſtoßene Thür nach meinem gewaltſamen Eindringen dem erſtaunten Blick der herzugelaufenen Haus-

bewohner darbot, und aus welcher ich mich im Hemde beſcheiden und beſchämt in meine Zelle zurückzog.

7.

Neben meinem Logis wohnt ein Engländer, ein perſonifizirtes Kurioſum. Er iſt ein wahrer Virtuoſe in der Kleinigkeitskrämerei. Für dieſen Mann exiſtirt gar keine Außenwelt, ſeine ganze Welt iſt ſein Häuschen und ſein Gärtchen. In einem Gärtchen von zwanzig Schritt Länge und zehn Schritt Breite iſt er jetzt ſchon ſeit Monaten Tag für Tag vom Morgen bis zum Abend beſchäftigt. Er hat ſo viel Garten-Geräthſchaften, daß er die ſämmtlichen Anlagen meines Freundes Pückler zu Muskau damit bedienen könnte, und dieſe ſämmtlichen Geräthſchaften ſetzt er alle Tage auf einem ſtubengroßen Terrain in Bewegung. Es iſt kein Steinchen in ſeinem Garten, das er nicht kennte und nicht ſchon hundert Mal umhergeharkt, kein Gräschen, das er nicht ſchon beſichtigt, kein Blümchen, das er nicht erzogen, kein Inſekt, das er nicht ſchon verfolgt oder ſonſt in Behandlung genommen hätte. Mit einer wahrhaft

preußiſchen Bevormundungsſucht macht er ſich über Alles her, was in ſein Gebiet gehört: er bevormundet das Sandkorn auf dem Wege und den Grashalm auf dem Raſen. Man ſpricht mitunter von Inſektenſeelen; dieſer Mann muß eine haben, die nicht größer iſt, als eine Maikäferſeele. Uebrigens beſchäftigt er ſich nicht bloß mit dem Mineralreich (der Gartenerde) und dem Pflanzenreich (ſeinen Blumen und Gräſern), ſondern auch mit dem Thierreich. Er hat eine Menagerie. Eigentlich ſollte ſie aus Fliegen, Spinnen, Maikäfern, Schmetterlingen ꝛc. beſtehen, ſie beſteht aber aus vier- und zweibeinigen Geſchöpfen, ja, ſogar aus beinloſen, nämlich Fiſchen. In ſeinem unermeßlichen Park hat er auch einen — Fiſchteich angelegt. Derſelbe mißt zwei Fuß im Durchmeſſer und hat eine Tiefe von mindeſtens ſechs Zoll. In dieſem See ſchwimmen etwa ſechs jener kleinen Stechbarſche umher, die man in Feldgräben zu finden pflegt. In der Nähe des Sees iſt ein Berg angelegt, von wenigſtens vier Fuß Höhe. Darauf ſtellt ſich mitunter der Sohn des meerumſpülten Albion und ſieht in den Fluten unter ſich dem Spiel der Felddelphine zu. So oft ich ihn dort ſehe, wandelt mich immer die Angſt vor einem

Unglück an. Wenn nun, so denke ich mir, die Zeit erscheint, wo die Delphine Eier legen, wenn dann durch die Eier der See zum Ueberlaufen kommt und die Ueberschwemmung plötzlich den neuen Noah ohne Arche umringt, erfaßt, mit sich fortreißt — das Schicksal behüte diesen Mann, der Familienvater ist, vor solchem Unglück! Ich werde sofort zu ihm gehen und ihn auf die Gefahr aufmerksam machen.

8.

Meine Ahnung ist in Erfüllung gegangen. Ich habe seit meinem Hiersein immer gefürchtet, daß ich mit meinen Beobachtungen und Bemerkungen eine Revolution hervorrufen würde. Die ist denn nun wirklich erfolgt und ihre Träger, man denke sich, waren die Vertreter der Harmonie, die Musiker. Gleich Anfangs schon fiel es mir auf, daß alles geistige Interesse, welches in diesem Ort zu finden ist, sich in die Musik gerettet hatte. Auf Bällen Musik, in Konzerten Musik, in den Promenaden Musik, im Theater Musik, in den Gasthäusern Musik, überall Musik. Auch spielten im geselligen Leben die Musiker, die

Sänger, die Sängerinnen, die Virtuoſen, die Dilettanten u. ſ. w. hier überall die Hauptrolle. Das Unweſen wuchs zur höchſten Höhe, als vor kurzer Zeit ein ausgemergelter Prinz mit ſeinem ausgemergelten Hof ſich hier niederließ, um durch eine neue Umgebung ſeine Lebensgeiſter wieder auffriſchen zu laſſen. Da wurde denn muſizirt und dilettirt und fetirt, daß Einem Hören und Sehen hätte vergehen können. Ich kam hierdurch auf den Einfall, dieſer muſikaliſchen und künſtleriſchen Welt auf eine dem Anſchein nach abſichtloſe Weiſe eine Diverſion zu machen und ließ folgende barocke, aus Wahrheit und Uebertreibung abſichtlich zuſammengeſetzte, aber auf die hieſigen Zuſtände und Perſonen genau berechnete Bemerkungen in ein hier erſcheinendes Blatt einrücken:

„1) Wer bloß Künſtler iſt, der iſt nur ein halber Menſch. Die Kunſt iſt nicht das Leben, aber das Leben iſt die Kunſt.

2) Keine Kunſt hat engere Grenzen, als die Muſik. Um das Gebiet derſelben zu erweitern, achtet man die wirklichen Gränzen nicht und macht aus der Kunſt Künſtelei und aus der Künſtelei eine Stärke.

3) Das wahre Gebiet der musikalischen Kunst ist beschränkt auf die Melodie. Die Zeiten der Melodie sind einstweilen vorbei und die meisten Musikkünstler sind paraphrasirende Affen der begrabenen Meister.

4) Ich kenne keine einzige Note und eben aus diesem Grunde traue ich mir ein Urtheil über Musik zu.

5) Eine Musik, die den Laien nicht anspricht, ist ohne musikalischen Werth.

6) Ein Lied mit hübscher Melodie, von einer guten Dreyorgel vorgetragen, macht auf mich mehr Eindruck, als ein ganzes neumodisches Konzert.

7) Die Musikwuth der meisten Menschen beruht auf ihrer Leerheit. Die Musik bietet das geeignetste Mittel, etwas zu leisten, ohne etwas zu sein, und zu unterhalten, ohne Geist zu haben.

8) Könnten wir auf zehn Jahre die Musik aus unserm Leben streichen, wir würden fünfzig Jahre für unsre Vernunftreife dadurch gewinnen.

9) Viel Musik macht den Geist krank und verweichlicht den Charakter; Musik cum grano salis veredelt beide.

10) Ein gutes Schauspiel ist mehr werth, als zehn gute und zwanzig schlechte Opern.

11) Die Oper ist die Klippe für die Musik und der bunte Kirchhof für die Poesie.

12) Der Fluch der Oper haftet nicht bloß an dem Mißbrauch, den sogenannte Künstler so oft von dieser Erfindung machen, sondern auch an der Gattung. Eine gute Oper würde nur eine solche sein, in welcher der Poesie wie der Musik ihr Recht widerführe. Dann hörte sie aber wahrscheinlich auf, Oper zu sein. Unsre jetzige Oper kann nur leben auf Kosten der Poesie und des gesunden Menschenverstandes. Deshalb sagt Müllner mit Recht: „Die Oper ist ein Rührei von Kunst und Unsinn."

13) Die Musik ist die Sprache des unbestimmten Gefühls und der überschwenglichen Phantasie. Diese Sprache beginnt, wo die andere aufhört oder noch nicht begonnen hat. Die Töne lösen die Worte ab, wo diese sich zum Ausdruck unverkörperbarer Empfindungen für unzureichend erklären. Dadurch ist zugleich der Musik ihre Gränze gewiesen. In das Gebiet des Verstandes, dessen Sprache Worte sind, darf sie sich nicht wagen. In der Oper aber wagt sie sich hinein, dort will sie nicht bloß Empfindungen, sondern auch Situationen, nicht bloß Andeutungen, son-

dern auch Bezeichnungen darstellen und ausdrücken. Sie will die Wortsprache verdrängen, statt sie bloß zu begleiten, und damit sie bei dieser Repräsentation die Probe bestehe, bedarf sie der Geistlosigkeit.

14) Ein Vorschlag zu einer Oper. Man schaffe ein vollständiges Drama und lasse, ohne der Natur Abbruch zu thun, einen unsichtbaren Geisterchor, der bald durch Männer-, bald durch Weiberstimmen, bald sogar durch bloße Instrumentalmusik repräsentirt wird, in geeigneten Augenblicken, wo das Gemüth durch die Worte des Stücks gehörig vorbereitet ist, sich in den Gang desselben einmischen und zwar immer so, daß sein Zusammenhang mit dem Stück sich deutlich macht. Am Besten geschähe dies vielleicht am Ende, mitunter auch vor dem Beginn von Akten und Szenen. Die Sprechenden dürften nie durch diese Musik, von deren Existenz sie vielleicht gar keine Notiz zu nehmen hätten, unterbrochen oder in Anspruch genommen werden und nur, wo wirkliche Lieder von den handelnden Personen vorzutragen wären, dürfte die Musik unter dieselben treten. Eine pantominische Notiznahme wäre vielleicht mitunter gestattet. Eine solchergestalt angebrachte

Muſik (ſie ließe ſich ſogar auch im Luſtſpiele verwenden) würde der Poeſie als eine himmliſche Gehülfinn zur Seite gehen, niemals aber mit ihrer hehren Schweſter in Konflikt gerathen und derſelben ihr eigenthümliches Gebiet ſtreitig machen. Sie würde ſogar die Aufführung mancher Stücke erleichtern, die jetzt nur ſelten oder gar nicht zur Darſtellung kommen, weil ſie nicht bühnengerecht ſind. Welche Effekte würde eine wohlangebrachte und dem Text entſprechende Muſik im Fauſt von Göthe hervorbringen! Aber man dürfte nicht, wie es jetzt wohl geſchieht, die Muſik ſich dabei vordrängen laſſen.

15) Es gibt vielleicht nichts Lächerlicheres in der Welt, als das offizielle ſogenannte Phantaſiren, namentlich auf dem Klavier. Höchſtens wird dieſe Lächerlichkeit durch diejenige überboten, daß eine ganze große Konzert-Geſellſchaft mit ernſtem Geſicht ſo einen auf Kommando phantaſirenden Konzertgeber ſein Inſtrument Viertel-Stunden lang kann betaſten und behämmern ſehen und dann in dem Augenblick, wo ſie einzuſchlafen beginnt, plötzlich in rauſchendem Applaus wie eine Kette Feldhühner in die Höhe fährt.

16) Faſt alle Muſikſtücke ſchließen auf gleiche Weiſe mit einem ohrbetäubenden Anlauf. Man glaubt einen Schnelläufer zu ſehen, der in der Nähe des Ziels ſich erſchöpft fühlt, ſich mit einer letzten Kraftanſtrengung nach demſelben hinſchnellt und dann — Plumps! niederſtürzt. Beim Schreiben iſt für die meiſten Leute das Schwerſte der Anfang; beim Komponiren ſcheint das Schwerſte das Ende zu ſein.

17) Die Poeſie iſt die höchſte Kunſt und die höchſte Intelligenz iſt die höchſte Poeſie.

18) Ueber die Eindrücke, welche die Muſik auf den Menſchen macht, hat ſich noch Niemand Rechenſchaft geben können und Keiner hat ſie erklärt. Ich wage eine Hypotheſe. Die Muſik iſt das Produkt der Schwingungen, welche die Töne in der Luft hervorbringen. Die Luft iſt geſchwängert mit Dem, woraus die Seele beſteht. Die Art der Schwingungen in dem Meer dieſes Seelenſtoffs beſtimmt die korreſpondirende Wirkung in der Seele des einzelnen Menſchen. Dieſer Hypotheſe, deren weitere Ausführung ich philoſophiſchen Muſikern überlaſſe, liegt eine materialiſtiſche Anſicht von der Seele zum Grunde. Aber der wahre Materialismus iſt noch bei Weitem nicht genug

erfaßt und der wahre Materialismus ist der höchste — Idealismus.

19) Ein Improvisator ist ein Mittelding zwischen einem Komödianten, einem Poeten und einem Taschenspieler, oder vielmehr ein Kompositum aus allen dreien.

20) Es gibt in unserer Zeit weniger wahre Musiker als wahre Poeten, aber bei Weitem mehr Musikanten als Poetaster.

21) Schon in Griechenland eiferte man zur Zeit gegen die Musik, weil sie das Volk verweichlichte. Wenn es bei uns fortgeht, wie bisher, so werden wir in nicht langer Zeit ein Volk von Fiedlern und Opernhelden werden.

22) Musik und Musik ist ein Unterschied. Als Eduard I. von England sich das freiheitliebende Wales unterworfen hatte, ließ er die Barden ermorden, damit sie nicht durch ihre Gesänge die alte Freiheitslust wieder aufregten. Barden und — Opernsänger!

23) Violinsaiten werden aus Katzendärmen fabrizirt. Der Bogen manches musikalischen Wütherichs erinnert durch die Töne seiner Saiten an die Herkunft derselben.

24) Dem wahren Künſtler iſt die Quelle der Kunſt die Natur; dem falſchen die Kunſt ſelbſt.

25) Die Kunſt, nach Noten nicht blos zu ſingen, ſondern auch zu ſprechen, iſt das non plus ultra der Opernkunſt. In der „weißen Dame“ wird ſogar eine Verſteigerung nach Noten abgehalten. Wir werden es dahin bringen, daß wir nach Noten Regel-de-Tri-Exempel rechnen und unſre Geſchäftsfreunde muſikaliſch alſo anreden: „Acht Tage nach Sicht zahlen Sie gegen dieſen meinen Primawechſel die Summe von 49 Thlr. 29 Sgr. 11 Pf. Preuß. Kour. Werth in Rechnung.“ (Die Noten beliebe der muſikaliſche Leſer ſelbſt hinzuzudenken.)

26) Wie eng die künſtleriſche Sphäre der Muſik iſt, erkennt man daran, daß die geiſtige Sphäre der Muſiker ſo eng zu ſein pflegt, und wie eng dieſe Sphäre iſt, kann man ſofort erproben, wenn man ſich in ſie hineinwagt. Suche die Menſchheit zu einem Zelotenheer zu machen, gefährde das Vaterland, zernichte die Freiheit — die Muſiker beunruhigſt du nicht dadurch und ihr Tempo bleibt wie es war; tritt aber an ihr

Notenbüreau und berühre ihr Instrument — und sofort steht das Orchesterheer der ganzen Gegend wider dich auf und bläs't Sturm. J. J. Rousseau hat sich nicht so viel Feinde durch seine politischen Schriften gemacht, als durch seine musikalischen. Die Musik hat es nur mit dem Gefühl zu thun; kein Wunder, daß der Geist ihr so selten zur Seite steht. Doch hat das Alles wieder sein Gutes. Es ist schlimmer, wenn die Menschen gar nicht, als wenn sie nur durch gewisse Mittel affizirt werden können. Daß sie überhaupt affizirt werden, ist die Hauptsache, und wenn ihr Blut einmal in Zirkulation geräth, so sind sie wenigstens vor dem Schlagfluß gesichert.

27) Ich fragte neulich einen berühmten Komponisteur, warum er nicht einmal den Versuch mache, den Inhalt eines seiner Tonwerke mit Worten anzudeuten? Er antwortete: „Hätten Homer und Virgil Hochdeutsch geschrieben und unsern philologischen Auslegern nichts zu thun gegeben, sie wären nicht halb so berühmt bei uns geworden. Ich werde mich hüten, meine Tonwerke in Worte zu übersetzen, — vorausgesetzt, daß dieß möglich wäre."

28) So lang die Künstler den Despoten nachlaufen, bleibt die Göttin der Kunst zur Hure degradirt.

29) Es gibt Menschen, die so dürr und poesielos sind, daß das schönste Geistesprodukt sie nicht zu affiziren vermag. In einem musikalischen Vortrag dagegen behaupten sie alle Schönheit und Poesie in nuce zu „genießen." Sollen sie aber Rechenschaft über die Art dieses Genusses geben, so verschanzen sie sich hinter die Unaussprechlichkeit. Die prosaischsten Menschen affektiren oft das Privilegium einer Empfänglichkeit, die der größte Poet ablehnen muß.

30) Als ich vor einigen Jahren an der afrikanischen Küste Schiffbruch litt, umringten mich die menschenfressenden Wilden, zündeten ein Feuer an, nahmen ihre Messer in den Mund und tanzten mit wüthenden Geberden um mich herum, indem sie eine ergreifende Frühstücks-Arie improvisirten. Diese Vorstellung machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich mich ganz in die Gewißheit verlor, einer meisterhaften Oper beizuwohnen. In dem Augenblick, wo die hungrigen Wilden ihre Arie in höchster Aufregung beendigt hatten und im Begriff waren, Hand an mich zu

legen, konnte ich mich nicht enthalten, mächtig Beifall zu klatschen und da capo zu rufen. Dieß imponirte den überraschten Wilden der Art, daß sie augenblicklich ausrissen — und ich war gerettet. Dieser Vorfall hat mich zu dem Entschluß gebracht, nächstens in die Oper zu geben und da capo zu rufen. Dr. Nebel."

Diese dreißig Theses waren es, welche den ganzen Badeort in Aufruhr brachten. „Wer und wo ist dieser Dr. Nebel?" So fragten die musikalischen Leser, so fragte die musikalische Polizei, und sogar der ausgemergelte musikalische Serenissimus ließ es sich angelegen sein, nach dem Verfasser zu forschen. Die gesellschaftliche und polizeiliche Inquisition wurde endlich so zudringlich, daß ich mein in mehr als einer Beziehung mir werthvolles Inkognito gefährdet sah und mitsammt meinem Podagra den Badeort verlassen mußte. Hole der Teufel die Musik, wenn er nicht die Musikanten holen will!

9.

. . . . Hier sind eine Menge Blätter aus meinem Notizbuche verloren gegangen. Nur ein

Schlußblatt finde ich noch, worauf eine Jeremiade über die Miseren und die Langweiligkeit des teutschen Badelebens abgesungen wird. Ich will sie hier nicht wiederholen und bringe bloß noch ein Buch über die Regeneration des teutschen Badelebens in Vorschlag, welches reichen und interessanten Stoff finden würde.

III.

Wunderbare Wege der Vorsehung.

(Fragmente.)

Daß die Wege der Vorsehung sehr wunderbar sind, ist von frommen Leuten schon oft behauptet worden. Weniger oft hat man diese Behauptung durch Thatsachen unterstützt. Fabeln hat man zu diesem Zweck genug erfunden, aber sie haben dem Beweis, den sie führen sollten, mehr geschadet, als genützt. Ich versuche es, demselben durch den wahrheitgetreuen Bericht von einigen wirklichen Begebenheiten zu Hülfe zu kommen, welche es unwidersprechlich darthun, daß unser Schicksal weder durch zufälliges Zusammentreffen von Umständen noch durch die Selbstbestimmung des menschlichen Willens, weder durch unsre

Klugheit noch durch unsre Dummheit, weder durch Menschlichkeit noch durch Unmenschlichkeit, sondern allein durch ein höheres Walten geleitet und entschieden wird. Der Finger der Vorsehung ist so lang, daß man ihn durch alle Zeiten und Zonen verfolgen kann, wenn man die Kurzsichtigkeit des menschlichen Dünkels ablegt und sein sterbliches Auge mit einem gläubigen Fernrohr bewaffnet.

1.

Selbstbegräbniß eines Selbstmörders.

Ich besuchte einst das alte Städtchen B., dessen Umgegend als die Heimath vieler Sagen aus der romantischen Zeit bekannt ist. Bei dieser Gelegenheit gerieth ich auch auf den Kirchhof, wo meine Aufmerksamkeit durch einen großen, eingesunkenen Leichenstein gefesselt wurde, auf welchem ein sehr gut aus Stein gemeißeltes, schon halb verwittertes Gerippe eines Hundes kauerte. Sollte hier wirklich ein Hund begraben sein? dachte ich. Eine solche Toleranz würde an's Wunderbare grenzen. Die Sache war mir so interessant, daß ich zur näheren Erkundigung mich an den Todtengräber wandte, der in der Nähe des Kirchhofs

wohnte. Er erzählte mir folgende Begebenheit, festgestellt durch geschichtliche Zeugnisse, denen selbst diejenigen über den ungenähten Rock des Heilands an Glaubenswürdigkeit nicht gleichstehen.

„Vor etwa vier- bis fünfhundert Jahren wurde unser Städtchen förmlich beherrscht und geknechtet durch einen reichen Pfaffen, der, eben so weltlich-stolz als religiös-fanatisch, auf Alles Anspruch machte, sich in Alles mischte, keinen Widerstand duldete und Jeden, der seinem herrschsüchtigen und anmaßenden Sinn widerstrebte, durch die Mittel der Intrigue und seiner Macht so lange verfolgte, bis er vernichtet war. Daß dieser kleine Despot und Finsterling — es war ein katholischer, während wir jetzt hier protestantisch sind — im Allgemeinen nicht beliebt, sondern nur gefürchtet war, läßt sich denken; aber schlau, wie er war, wußte er seinen Einfluß zu sichern durch freundschaftliches Verhältniß mit den reichsten Personen des Orts und der Umgegend, die er durch Heuchelei und Intriguen ganz in seiner Gewalt hatte."

„Dieser Pfaff nun hatte eine Nichte, welche bei ihm wohnte — das schönste Mädchen, das die ganze Berggegend aufweisen konnte. Ihr Oheim mußte ihr bei jeder öffentlichen Gelegenheit

einen Platz neben sich anweisen, um dem Aergerniß zu entgehen, daß die meisten Blicke von seiner sonst so allgemein beachteten Person abgezogen wurden, so oft seine Nichte zugegen war. Das Mädchen hatte ganz die Sinnesart seines Oheims und Erziehers angenommen und war dabei äußerst eitel. Doch ihre Schönheit und der verführerische Reiz ihrer Erscheinung ließen, wenigstens bei dem männlichen Geschlecht, den Eindruck ihrer Untugenden nicht Wurzel fassen. Viele wurden so sehr durch sie verblendet, daß ihnen ihre Untugenden selbst als Reize erschienen; keiner aber hatte sie in der Nähe gesehen oder gesprochen, ohne eine Leidenschaft für sie zu fühlen. Sie erwiderte diese Gefühle keineswegs, nur schien es, als ob sie die Reichern in ihrem Benehmen auszeichne; auch wurde der reichste Erbe der Gegend, ein beschränkter und bigotter Mensch, als ihr zukünftiger Bräutigam bezeichnet. Sie wurde „die Blume der Felsen" und ihr Bräutigam „der goldne Hans" genannt."

„Eine Stunde von dem Ort wohnte auf einer alten, halb verfallenen Ritterburg in der dichtesten Waldgegend ein junger Mann, Namens Franz, den man den Einsiedler nannte. Er stammte von

ansehnlicher Familie, die aber ausgestorben war, ohne ihm Vermögen zu hinterlassen. Deshalb hatte er sich von dem Besitzer der alten Burg, einem Bekannten seines Vaters, als Förster und Verwalter annehmen lassen und in dieser Eigenschaft lebte er still für sich, bald eifrig mit seiner Verwaltung beschäftigt, bald mit seinem treuen Hunde durch die Berge und Wälder jagend, bald träumerisch an Teichen und Bächen umherschlendernd. Wenn er auch mit Niemanden näher umging, so hatten ihn doch Alle gern, da er durch seine Gestalt, wie sein etwas schwermüthiges Wesen Jedem Interesse einflößte und überdieß als Verwalter keine Härte ausübte, sondern den Armen half, wo er konnte."

„Eines Nachmittags war Franz, in der Verfolgung eines angeschossenen Hirsches begriffen, bis in die Nähe des Städtchens vorgedrungen. Die Flinte auf der Schulter aus einem engen Waldweg herausschreitend, sieht er plötzlich neben der Straße unter dem Schatten der Buchen mehrere Mädchen sitzen, die an dem benachbarten Abhang Erdbeeren gepflückt hatten. Als er mit seinem Hund aus dem Gebüsch hervorkam, sprangen die Mädchen erschreckt vom Rasen auf, Eine aus-

genommen — die „Blume der Felsen.“ Wie selbst zum Felsen geworden stand er da, — eine solche Schönheit hatte er nie im Traum gesehen. Sie aber blieb in ruhiger Festigkeit vor ihm sitzen, ihn mit ihren dunklen Augen halb vorwurfsvoll anblickend; dann erhob sie sich majestätisch, um sich nach ihren Begleiterinnen umzuwenden. Franz verstand, daß seine Gegenwart störend war; über und über erröthend, grüßte er die Mädchen mit äußerster Höflichkeit und eilte, was er konnte, in den engen Waldweg zurück. Bei schüchternem Umblicken glaubte er zur Seite durch das Laub flüchtig zu sehen, wie die stolze Gestalt sich wieder nach ihm umwendete und mit Theilnahme ihm nachsah. Ob er sich täusche oder nicht, das zu untersuchen hatte er nicht den Muth, sondern wie verfolgt eilte er immer tiefer in den Wald hinein, bis er endlich an einem Bach anhielt und sich unter eine Eiche auf das Moos niedersetzte. Sein Hund setzte sich neben ihn und sah ihn fragend an, als wolle er den Grund erfahren, warum der angeschossene Hirsch unverfolgt bleibe. Franz aber dachte weder an den Hirsch, noch an seinen Hund, er dachte an Dinge, die für ihn früher nicht dagewesen waren. Seine ganze Phantasie

war erfüllt von dem unbekannten Wesen, das er gesehen, und er fühlte sich plötzlich von einer nie geahnten Leidenschaft entbrennen. Verwirrt eilte er nach Hause; die Nacht verbrachte er schlaflos. Am andern Morgen begab er sich nach dem Städtchen, um Pulver und Blei einzukaufen und unter diesem Vorwand sich nach dem schönen Mädchen zu erkundigen. Man bedachte sich bei der Antwort nicht lange und überall nannte man ihm des Pfaffen Nichte, die „Blume der Felsen!" Er nahm den Rückweg neben des Pfaffen Haus und sah — die „Blume der Felsen" in der Laube des anstoßenden Gartens sitzen mit Stickereien beschäftigt. Als sie ihn erblickte, sprach aus ihrem Auge eine wohlgefällige Verwunderung. Franz deutete sie auf eine Art zu seinen Gunsten, er erkühnte sich aber nicht, mehr zu suchen als einen Blick, und bald erfreut, bald wieder trübsinnig, wanderte er seiner alten Ritterburg zu. Franz war früher an Sonntagen stets in eine benachbarte Dorfkirche gegangen; von nun an ging er regelmäßig in die Kirche des Städtchens. Seine Andacht war nicht groß und sein Auge richtete sich stets nach dem Sitz neben der Kanzel, wo die eitle „Blume der Felsen" regelmäßig ihren Platz

nahm, um der verſammelten Menge ihre Betrachtung zu erleichtern. So oft die Kirche ausging, bemerkte Franz, daß die „Blume der Felſen" ihm bedeutungsvolle Blicke zuwarf, als wolle ſie ihm ſagen, daß er ſich ihr zu erkennen geben ſolle. Da er ſtets einen geſchmackvollen Anzug trug, hatte ſie ohne Zweifel einen Mann in ihm vermuthet, deſſen Rang nicht unter ihren Anſprüchen bliebe; und daß ſeine ganze Erſcheinung mehr Eindruck auf ſie gemacht hatte, als die des „goldenen Hans," würde Keinem unentdeckt geblieben ſein, der von dem Vorhergegangenen unterrichtet war."

„So vergingen beinahe zwei Monate. Blicke waren die einzige Sprache, durch die Franz mit ſeiner Geliebten in Verbindung ſtand. Durch die ſtets wachſende Leidenſchaft aller Ruhe beraubt und aufs Aeußerſte gebracht, faßte er endlich ein Herz und ſchrieb der Nichte des Pfaffen einen langen Brief, worin er ſeine Liebe geſtand, ſeine Verhältniſſe auseinanderſetzte und ſeine alte Burg als ein Aſyl eines ſtillen Glücks im Hintergrunde durchblicken ließ. In marternder Ungeduld wartete er einen, zwei, mehrere Tage, eine ganze Woche. Er erhielt keine Antwort. Er ging in die Kirche,

doch die früheren Blicke suchten ihn nicht mehr. Was war die Ursache? Nach langem Rathen kam er auf den Gedanken, er habe einen Fehler gegen die Schicklichkeit begangen, weil er sich an die Nichte und nicht an den Oheim gewandt. Er schrieb daher einen Brief an den Pfaffen, dem er mit rückhaltloser Offenheit und kindlichem Vertrauen sein ganzes Herz ausschüttete; am Schluß des Briefes kündigte er an, daß er nach einigen Tagen sich dem Oheim seiner Geliebten persönlich zu Füßen werfen werde."

„Halb von Furcht, halb von Hoffnung beklommen betrat Franz des Pfaffen Wohnung. Nachdem er zehn Minuten gewartet hatte, wurde plötzlich eine Thür hastig aufgerissen, und vor ihm stand der Hausherr in der Gestalt eines baumstarken Mannes mit flammendem Gesicht, der ihn mit funkelndem Auge musterte und, ehe er ein Wort vorbringen konnte, ihn mit donnernder Stimme anfuhr. „Er also ist der frevelhafte, lumpige Wicht, der sich erkühnt, mein Haus mit seinen sündhaften Absichten zu beflecken?" Dieß war der Anfang einer mehrere Minuten dauernden Anrede, deren Schluß also lautete: „Gehörte Er zu meinem Sprengel, ich würde Ihn erkom-

muniziren, daß ſein eigner Hund ihn fliehen ſollte; jetzt packe Er ſich von hinnen und komme Er nie mehr weder mir noch meiner Nichte unter die Augen, das ſage ich ihm und das läßt Ihm meine Nichte ſagen.“ Franz ſtolperte aus der Thüre, die ſich klappend hinter ihm ſchloß. Von der Anrede des Pfaffen hatte er nichts behalten, als den Schluß: „das läßt Ihm meine Nichte ſagen.“ Mit dieſem Schluß war ihm auch Alles geſagt, was ihn vernichten konnte. Als Zugabe fand er nach ſeiner Rückkehr zu Hauſe ein Schreiben ſeines Burgherrn, der ihm auf Veranlaſſung des Pfaffen den Dienſt aufkündigte. Am andern Tage wurde der Förſter Franz unter den Buchen, wo er die „Blume der Felſen“ zuerſt geſehen hatte, in dem Blut liegend gefunden, das aus ſeinem durchſchoſſenen Herzen floß. Sein Hund ſaß neben ihm und ſtarrte ihn an.“

„Es war eben Sonntag. Die Kunde von dem Unglück verbreitete ſich raſch, und bald war auch die Urſache allgemein bekannt. Der Pfaffe hatte an der Kirchthüre ein Plakat anſchlagen laſſen, deſſen Gegenſtand der Tod des „Vagabunden“ war. Nachdem daſſelbe deſſen Sünden, welchen durch den Selbſtmord, und zwar ohne

Beichte und Kommunion, die Krone aufgesetzt worden, zum warnenden Exempel der Gemeinde vorgehalten hatte, schloß es mit folgendem Fluch: „Verflucht sei seine Seele, verflucht sei sein Leib, verflucht sei auf hundert Schritt im Gevierte der Ort, wo sein Kadaver liegt, verflucht sei die Hand, welche es wagt, dem Selbstmörder ein andres Grab zu geben, als das er sich selbst gewählt hat. Kein Kirchhof werde durch sein verbrecherisches Blut befleckt; den Menschen zum Exempel und den Thieren zur Speise faule er unter dem Himmel, zu dem sein Verbrechen hinaufschreit, und bis zum jüngsten Tag modre sein Gebein an dem Orte der Schandthat." Der Pfaffe verdammte und brandmarkte die That, um die Schuld derselben von sich abzuwälzen. Durch seine scheinheilige Entrüstung gelang es ihm; alle Welt verabscheute den „Verbrecher," die „Blume der Felsen" entsetzte sich über ihn, der „goldne Hans" beschimpfte ihn und Jeder ging dem Ort, wo er lag, schon auf hundert Schritt' aus dem Wege."

„Franzens Hund saß neben der Leiche und rührte sich nicht. Wenn indeß ein Wanderer aus Unkenntniß in die Nähe kam, knurrte er und

bellte; bei Nacht aber fuhr er als grimmiger Wächter die Thiere der Wildniß an, welche ſich an ſeinem Herrn vergreifen wollten. So wahrte er ſein Amt acht Tage lang, ohne zu freſſen und zu ſaufen. Sein Knurren wurde immer leiſer, ſein Gebell immer ſchwächer und heiſerer. Es vergingen Wochen und noch immer hörte man ihn bellen, wenn man die Straße unterhalb des Abhangs daherkam. Es vergingen Monate und dennoch ließ das Bellen nicht nach; es war aber kein Bellen mehr, es war das Klappern zweier fleiſchloſer Kiefer geworden. Das Gerippe des Hundes bewachte das Gerippe ſeines Herrn. Entſetzt flohen die Leute dieſen Anblick und die ganze Gegend füllte ſich mit geſpenſterhaften Geſchichten über den Mann, der zur Strafe für ſeine Sünden auch als Gerippe keine Ruhe hatte, und von ſeinem eigenen Hunde angebellt wurde. So hatte der Pfaffe die Erſcheinung gedeutet."

„Die Blume der Felſen" war ſeit dem Tode des Einſiedlers nachdenklich und mitunter trübſinnig geworden. Der Pfaffe hatte es bemerkt, er vermuthete ſogar im Geheimen, daß der Förſter ſeiner Nichte, wenn auch dem Rang nach ein Abſcheu, doch der Perſon nach nicht ganz gleich-

gültig gewesen war, und er beschloß daher ihre Verheirathung mit dem „goldenen Hans", der unterdeß eine Erklärung gewagt hatte, zu beschleunigen. Die Hochzeit wurde auf einen hohen Feiertag festgesetzt, eine Menge reicher Gäste wurden geladen und was nicht geladen war, bereitete aus Furcht der Abhängigkeit sich vor, die Feier durch Aufzüge, Verzierungen und sonstige Veranstaltungen zu verherrlichen."

„Der Hochzeittag erschien. Die Braut wurde von den ersten Jungfrauen des Orts geschmückt; der „goldene Hans", der in seinem reichen Anzug seinem Namen Ehre machte, war bereits angelangt; der ganze Ort war in Bewegung und man drängte sich bald um die Pfarrwohnung, bald nach dem Thor, wo die fremden Gäste zu Wagen und zu Pferd einzogen. Schon waren viele Wagen hereingefahren und beinahe war die Zeit herangerückt, wo der Zug sich nach der Kirche verfügen sollte, da wurden plötzlich die Augen der Menge auf einen schwarzen Gegenstand hingezogen, der sich langsam auf dem Weg, woher die übrigen Gäste gekommen waren, nach dem Städtchen hinbewegte. Er rückt näher und näher. Es ist ein Wagen, sagen die Einen. Aber wo

iſt der Kutſcher, wo ſind die Pferde? fragen die Andern. Endlich erkennt man das Gefährt: es iſt der Leichenwagen des Städtchens. Man ſtaunt, man ſchweigt, man erblaßt. Den Wagen zieht kein Pferd, kein Kutſcher lenkt ihn, und ſo fährt er geräuſchlos und langſam das Thor hinein. Der Wagen iſt offen und auf ihm liegt ein aufgeſchlagener Sarg, in dem Sarg ein gebleichtes Gerippe und eine verroſtete Flinte. Hinter dem Sarg geht Schritt vor Schritt das Gerippe eines Hundes mit hangendem Kopf und Schweif. Wer den Wagen noch nicht geſehen, eilt auf das ſeltſame Gefährt zu; wer ſich aber nähert, erſtarrt vor Grauen über die unſichtbare Gewalt, die es bewegt, die es lenkt. So zieht der todte Wagen wie ein lebendiges Geſchöpf ſchweigend durch das Städtchen, nur begleitet von dem treuen Gerippe, das ihm folgt. Endlich langt er vor dem jubelnden Pfarrhauſe an, wo er Halt macht. Alles eilt an die Thüre, in der Meinung, es ſei ein neu angekommener Gaſt zu begrüßen, und Alles verſtummt und erblaßt, der Pfaffe und die „Blume der Felſen" nicht minder, als der Bräutigam und die Gäſte. Als der Wagen ſich mit ſeiner Laſt und ſeinem Begleiter eine Zeit lang von den

starrenden Augen der zitternden Hochzeitgesellschaft hatte betrachten lassen und auf dem Kirchthurm die Stunde schlug, wo der Brautzug beginnen sollte, wandte die unsichtbare Kraft den Wagen um, und langsam, wie er gekommen, bewegte er sich dem Kirchhof zu, von dem Alles geflohen war. Einige Minuten nachher hörte man ein Anschlagen der Kirchenglocken und ein dumpfes Poltern. Am andern Tage sah man, daß der Leichenstein, welcher das Familienbegräbniß des Pfaffen bedeckte, aufgehoben und frisch eingelegt worden war. Auf dem Leichenstein aber, den Sie gesehen haben, lag als Wächter das versteinerte Gerippe des Hundes. Der Leichenwagen fand sich auf dem alten Platz in seinem Schoppen und Niemand wußte, wer ihn abgeholt und wieder hingesetzt hatte."

„Das ist die Geschichte von dem Begräbniß des Selbstmörders, dessen Grab Ihre Aufmerksamkeit erregt hat," sagte der alte Todtengräber sehr feierlich. Aber was ereignete sich mit den Andern? fragte ich. „Die Hochzeitgäste, erwiederte der Todtengräber, eilten entsetzt aus dem Ort hinaus; der „goldene Hans" zog sich zurück, ohne seine Braut nur anzusehen; der Pfaffe wurde am andern Morgen todt in seinem Bette gefunden

und die entrüstete Gemeinde begrub ihn in der Ecke der Verbrecher. Die „Blume der Felsen" aber ging in ein Kloster und beete ihr Leben lang für die Seele des unglücklichen Franz, den sie durch ihre Koquetterie bethört und durch ihren Stolz getödtet hatte. An der Stelle der alten Burg, wo Franz gewohnt, ist jetzt ein Sumpf mit hohem Schilf, aus dem noch einige Brocken Gemauer hervorragen; an der Stelle aber, wo er sich erschossen, irrt noch jede Nacht der Pfaffe umher und zwar verfolgt von einem bellenden Hunde."

„Darin, so schloß der Todtengräber, erkennt man das Walten der Vorsehung, welche Jedem das Seinige zukommen läßt und für alles angethane Unrecht Rache nimmt, also auch für das verletzte Recht des — Todtengräbers!"

Wer sieht nicht im Verlauf dieser ganzen Geschichte den wunderbaren Finger der Vorsehung walten? Daß die Geschichte wahr ist, kann ich zum Theil selbst bezeugen, denn ich habe an dem Ort, wo der Jäger Franz sich erschossen, aus Neugier eine Nacht zugebracht, und als es auf dem Kirchthurm zwölf schlug, öffnete sich plötzlich die Erde, ein großer schwarzer Mann schoß aus

derſelben hervor und hinter ihm her ein weißer Hund, der ihm wüthend in den Allerwertheſten biß. Es gibt nur Eine Vorſehung und ihr Finger iſt lang und dringt in alle Orte.

2.

Was ſich mit zwei teutſchen Gelehrten ereignete.

Als ich von dem Städtchen B., wo ich die wunderbare Geſchichte von dem Selbſtmörder und ſeinem Hund in Erfahrung gebracht hatte, wieder abreiſte, beſchloß ich, zwei in der Nähe wohnende, gelehrte Freunde zu beſuchen, welche dem teutſchen Publikum ſchon hinlänglich bekannt ſein werden und namentlich durch das vielgeleſene Luſtſpiel von Karl Heinzen: „Dr. Rebel oder Gelehrſamkeit und Leben" im ganzen Vaterland ſo berühmt geworden ſind. Die beiden Gelehrten heißen: Dr. Rebel und Dr. Feger. Von dieſen Freunden erfuhr ich ſo wunderbare Dinge, daß ich vollſtändig überzeugt bin, in ihren Schickſalen den Finger der Vorſehung wieder leibhaftig geſehen zu haben.

Ich wußte, daß die beiden ſich entzweit hatten und die ganze gelehrte Welt empfand es tief,

wie nachtheilig dieſe Entzweiung auf die Wiſſenſchaft wirken mußte. Sie wieder zuſammenzuführen, wäre daher ein wahrhaft vaterländiſches Verdienſt geweſen. Aber alle Verſuche einer Verſöhnung ſcheiterten und ſo übernahm denn endlich die Vorſehung das Geſchäft, ſie herbeizuführen.

Für den Fall, daß meine beiden Freunde trotz ihrer Berühmtheit dem einen oder andern Leſer noch nicht bekannt geworden ſein ſollten, ſchicke ich dem Bericht über ihre Wiederausſöhnung ein kurzes Signalement über ihre Perſönlichkeit voraus.

Dr. Nebel war ſo gelehrt, daß die böſe Welt, welche ihn nicht zu faſſen vermochte, ihn geradezu für verrückt erklärte. Er trieb ſämmtliche Wiſſenſchaften zuſammen und noch einige andere obendrein. Er ſprach über Alles und ſchrieb über Alles. Keine Wiſſenſchaft aber feſſelte ihn mehr, als die Aſtronomie, verbunden mit der Aſtrologie, und die letztere nannte er die Wiſſenſchaft der Vorſehung. Nebel war von Charakter gutherzig wie ein Kind, ſelbſtvergeſſen wie ein Narr und naiv wie ein Genie. Von Körper war er groß, hager und verrieth den Gelehrten auf den erſten Blick, namentlich durch ſeinen Anzug. Den letz-

tern vernachläſſigte er exemplariſch, obſchon er ein vermögender Mann war.

Dr. Feger war zwar auch gelehrt, aber ſein Hauptfach war die Philologie. Er hatte ſchon zwölf Klaſſiker mit Noten verſehen, dreitauſend neue Leſearten entdeckt und mehrere noch unbekannte Autoren durch Ueberſetzungen zugänglich gemacht. Eine Anſtellung hatte Feger nicht, wie ſehr er ſie auch verdiente. Er blieb Privatgelehrter. Sein Charakter war nicht beliebt, aber mit Unrecht. Er galt für intrigueant und ſpottſüchtig. Seine Intriguen waren aber eben ſo ungefährlich, wie ſein Spott unſchuldig. Seine Körperlichkeit zeichnete ſich aus durch eine kleine ſchwächliche Figur, einen bedeutenden Höcker, einen ſpitzen, therſitesartigen Kopf und eine lange geröthete Naſe.

Den Dr. Feger laſſen wir einſtweilen bei Seite und beſchäftigen uns einige Zeit ausſchließlich mit Dr. Nebel. Nicht bloß die Spannung, in welche er (durch einen originellen Liebeshandel) mit ſeinem Freunde gerathen war, ſondern auch häuslicher Kummer trübte ihm ſeit mehreren Monaten das Leben, ſeitdem ſeine treue Haushälterin Gertrud, eine ländliche Schöne von vierſchrötigſter Weiblichkeit, durch einen Gemüſebauer, Namens Martin, ent-

führt worden war. Seit diesem Ereigniß lebte Nebel ganz allein und seine einzige Gesellschaft bildete Juno, seine edle Hündin. Nebel hatte auch früher stets einen Hund gehaten, aber keiner war ihm so theuer gewesen, wie Juno. Juno war in Nebel's Studierstube zur Welt gekommen, wo ihre an den Folgen des Wochenbetts verstorbene Mutter Rhea sie in gelehrten Papieren gebettet hatte. Als Juno heranwuchs, stieß sie bei ihren Spielen eines Tages auf ein werthvolles Manuskript ihres Herrn, ein Werk über den Einfluß der Sternschnuppen auf die Staatswissenschaft, und ihre durch den gelehrten Umgang wißbegierig gewordene Natur hatte nicht eher Ruhe, als bis das ganze Manuskript zerkaut und verschlungen war. Nebel entdeckte dies zu spät. Als es aber geschehen war, wußte er sich sehr gut darüber zu trösten, indem er zu dem wißbegierigen Thier eine ganz besondere Zuneigung faßte. Diese ging so weit, daß er ihm sogar Unterricht in der Mathematik zu geben versuchte. Er gab daher seinem Hund das Futter nur in mathematischen Figuren zerschnitten. Heute fraß er spitze, morgen rechte, übermorgen stumpfe Winkel; von den Winkeln schritt er zu den Dreiecken, von den Dreiecken zu

den Vierecken u. ſ. w. fort, ſo daß er nach acht Tagen ſchon den pythagoräiſchen Lehrſatz fraß. Das Quadrat der beiden Katheten verdaute er mit derſelben Leichtigkeit, wie das Quadrat der Hypothenuſe, und merkwürdiger Weiſe war das Ende vom Lied beſtändig die Darlegung der Zirkelung des Quadrats, was gleich iſt der Quadrirung des Zirkels — eine Entdeckung, über welche Nebel eine ſorgfältig ausgearbeitete Monographie ſchrieb.

Eines Tages bei ſchönem Frühlingswetter machte Nebel in Geſellſchaft ſeiner ſchon zur üppigen Jungfrau herangewachſenen Juno einen Spaziergang auf das Land. Juno hatte noch nie geliebt, aber ihr Herz war jeder edlen Neigung fähig und es kam nur auf die Gelegenheit an, um die ſtille Frühlingsflamme ihres Herzens zum Ausbruch zu bringen. Dieſe Gelegenheit ſollte jetzt kommen. Der Spaziergang führte Nebel durch ein Dorf, in welchem eben Kirchmeſſe gefeiert wurde. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen und erfreute ſich an den verſchiedenen Unterhaltungen, welche die herumziehenden Träger der Kunſt ihnen auf offener Straße gewährten. Unter dieſen Unterhaltungen ſtand oben an ein

Theater, geleitet von einem ſtarkbärtigen Direktor und ſeiner gewaltigen Gattinn, einer frühern Marketenderinn. Die Schauſpieler des Theaters hatten zwei Beine mehr als gewöhnliche und wurden im gewöhnlichen Leben Hunde genannt. Bei Nebels Ankunft waren ſie eben in eifriger Aufführung eines Stücks begriffen, welches den Triumph der Liebe vorſtellte. Die künſtleriſchen Hunde hatten ſämmtlich klaſſiſche Namen. Unter ihnen war Cäſar ſo gut wie Hektor, Hannibal ſo gut wie Pompejus, Themiſtokles ſo gut wie Kato zu finden. Das weibliche Perſonal wurde einzig und allein durch Venus repräſentirt. Es galt, der Schönheit den Triumph über alle jene Helden zu erringen. Venus tanzte in ihrer Mitte in ſeidenem Kleid ſehr graziös und koquett, und die rivaliſirenden Liebhaber tanzten liebewerbend in antiker Heldenrüſtung um ſie her. Als ſie eben ihre anmuthigſten Sprünge ausführten, erſchien plötzlich in ihrer Mitte eine Dame, welche die triumphirende Venus an Liebreiz und Schönheit weit übertraf. Es war Juno. Ihr Erſcheinen brachte ſofort eine Störung, dann aber große Verwirrung in die Szene. Sämmtliche Helden wurden auf ſie aufmerkſam und namentlich Kato war im Nu

für ſie entbrannt. Er fiel ſo ſehr aus der Rolle, daß er die angebetete Venus gänzlich vergaß und mit der ſchönen Unbekannten, welche ſich ſeinen Zudringlichkeiten zu entziehen ſuchte, den Schwarm der Zuſchauer durchbrach. Die eigenmächtige Entfernung des ſtrengen Zenſors gab den übrigen Helden das Signal, ſeinem Beiſpiel zu folgen, und in wenig Augenblicken war das ſämmtliche Theaterperſonal verſchwunden. Venus allein blieb zurück, beſchämt und erzürnt zugleich über die unerwartete Niederlage. Das Publikum erhob ein ungeheures Gelächter und ſtürmte der Liebeshetze nach, welche ſich mit der verfolgten Juno auf deren Herrn geſtürzt hatte. Dr. Nebel erſtaunte nicht wenig, als er plötzlich zum Mittelpunkt dieſes aus Menſchen und Hunden zuſammen gewürfelten Aufruhrs wurde. Bei dem Erſtaunen blieb es aber nicht. Der Theaterdirektor und ſeine Ehehälfte, in dem fremden Manne den Urheber der ganzen Störung erblickend, die ihnen ſo großen Verluſt an Geld und Perſonal zu bringen drohte, drängten ſich durch die Menge, um Rache an ihm zu nehmen. Die Direktorinn war zuerſt bei ihm angelangt und ſtürzte ſich wie eine Furie auf ihn, und Nebel überließ ſich in gelehrteſter

Hülflosigkeit als stummes Opfer ihren Klauen. Doch die Vorsehung wachte. Plötzlich hört man eine wüthende Weiberstimme folgende Worte ausrufen: „Du Drachen, willst du dich an meinem Herrn vergreifen? Ich zerreiße dich in Lumpen, daß man zwölf Ries Löschpapier von dir machen soll.“ Die Dame, welche diese Worte ausrief, war Gertrud, Nebels entführte Haushälterinn. Als sie, mit ihrem Martin die Kirchmesse ihres Wohnorts besuchend, ihren früheren Herrn bemerkt hatte, zog sie sich Anfangs scheu zurück, weil sie Vorwürfe von ihm erwartete. Kaum aber sah sie ihn in Gefahr, so war sie an seiner Seite, warf die Theaterdirektorinn mit Macht zur Erde und deckte sie so gewandt mit Schlägen zu, daß sie die Besinnung verlor. Der Theaterdirektor aber, seine theure Hälfte in dieser Lage erblickend, ergriff Gertrud bei den Haaren und riß ihr die neue Mütze vom Kopfe, die Martin ihr zur Kirchmesse geschenkt hatte. Martin sah dieß und stürzte sich so gewaltig auf den Theaterdirektor, daß derselbe zehn Schritte vom Kampfplatz kopfüber zu Boden fiel. Die Prügelei drohte ernst und allgemein zu werden, als glücklicher Weise der Bürgermeister sich in's Mittel legte und dem

Streit ein Ende machte. Um die schöne Juno war unterdeß ebenfalls Krieg ausgebrochen; nach einer mörderischen Beißerei fiel sie als Kampfpreis dem strengen Kato zu. Der Theaterdirektor entschädigte sich durch sie, indem er sie seinem Personal zugesellte und rasch mit ihr den Ort verließ. Sie sträubte sich nicht lange, und hatte im Arm der Liebe ihre mathematischen Studien bald vergessen, um von nun an dramatische zu machen.

Nebel war durch das Wiedersehen seiner entführten Haushälterin auf's Höchste erfreut und durch ihre rettende Hülfe tief gerührt worden. Eine Einladung zum Kaffee nahm er sofort an und im Hause seines neuen Freundes Martin gefiel es ihm so wohl, daß er sein einsames Leben in der Stadt aufzugeben und sich bei Gertrud einzumiethen beschloß. Gertrud nahm den Antrag mit Freuden an, räumte ihrem früheren Herrn das beste Stübchen unter dem Dache ein und hier lebte fortan Nebel ruhig und zufrieden, alle Entbehrungen übersehend und vergessend über seinen Studien und astronomischen Betrachtungen.

Einige Monate nach den so eben berichteten Ereignissen war es, wo der Plan der Vorsehung,

Dr. Nebel mit seinem alten Freund Feger auszusöhnen, zur Reife kam. Wir werden dadurch zu diesem großen Philologen zurückgeführt.

Dr. Feger hatte außer dem Privatunterricht in alten und neuen Sprachen noch einen andern Erwerbszweig, zu welchem er sich aber nur dann wandte, wenn durch außerordentliche Auslagen die Normal-Einkünfte erschöpft, oder wenn sie zum Lebensunterhalt nicht zureichend waren, und dieser Fall trat jetzt öfter ein, als früher, nachdem durch die Entzweiung mit seinem vermögenden Freunde ihm die früheren freundschaftlichen Zuschüsse entzogen waren. Dr. Feger hatte, bevor er zur Philologie sich wandte, eine Zeit lang Medizin studirt, und obgleich er wegen seiner schwächlichen Konstitution dieses Studium, welches starke Nerven erfordert, frühzeitig verlassen, so hatte dasselbe doch nicht bloß manche theoretische Kenntniß in seinem Kopf, sondern auch manche praktische Fertigkeit in seiner Hand zurückgelassen. Vermöge der letztern geschah es, daß der Mediziner dem Philologen oftmals zu Hülfe kommen konnte, und daß der einfachste Theil der Kunst des Hippokrates mehr einbrachte, als der gelehrteste philologische Kommentar zu seinen Aphorismen.

Feger trat nicht als praktiſcher Arzt auf, dazu fehlte ihm die Fähigkeit wie das Diplom; allein im Stillen übte er mit Erfolg einen Theil der Medizin aus, der weniger Kenntniß, als Handfertigkeit, weniger Studium als Uebung erfordert, nämlich die — Zahnarzneikunde. Zur Ausübung dieſer Kunſt gab ihm ſeine kleine bucklige Figur noch eine beſondere Fähigkeit, indem er, ohne ſich zu bücken, mit Ruhe und Sicherheit das Innere des Mundes beſichtigen und, wo es einem Zahn im Oberkiefer galt, ſich mit ſeiner ganzen Körperſchwere an denſelben hängen konnte. Mit dieſen Eigenſchaften ausgerüſtet, ſodann mit einer Zange und einem Paar Fläſchchen in der Taſche, durchſtrich er bisweilen unerkannt die nahgelegenen Dörfer und kehrte überall ein, wo er ein Tuch um ein Geſicht gebunden ſah, oder wo er auf ſonſtige Art einen kranken und ſchmerzenden Zahn ausmittelte. Er war beſcheiden genug, ſeine mediziniſchen Fähigkeiten Jedem, der ihn kannte, ſorgfältig zu verheimlichen, und ſeinen Wohlthätigkeitsgängen gab er immer das Anſehen eines Spazierganges. Dabei hatte er das Glück, daß er ſeine Gänge nicht zu auffallend oft zu wiederholen brauchte, denn er kehrte niemals mit leerer

Tasche heim. Hypokrates sagt: „Lang ist die Kunst und kurz das Leben;“ Dr. Feger konnte füglich den Satz umkehren und sagen: Kurz war die Kunst und lang ist das Leben, denn jeder Spaziergang versorgte ihn für mehre Wochen.

Obgleich es wenig Gebrauch ist, im Winter über Land spazieren zu gehen, so langte doch Dr. Feger auf einem solchen Gang an einem rauhen Dezemberabend in einem Dorfe an, das etwa eine Stunde von der Stadt entfernt lag. Er hatte Nachmittags unter Andern der Tochter eines reichen Oekonomen und der Frau eines Landjunkers zwei hohle Backzähne ausgezogen, und da beide Kuren trefflich von Statten gegangen waren, so hatten die erlös'ten Patientinnen ihm die generöseste Erkenntlichkeit bewiesen. Er war müde, und wünschte irgendwo hinter einem warmen Ofen sich gütlich zu thun, allein wohin er sich wandte, fand er überall die Bauern schon im Bett und alle Riegel geschlossen. Endlich sieht er an einem etwas abgelegenen Gebäude eine Thüre offen stehen, und indem er näher tritt, erblickt er über derselben einen von jenen geweihten Palmzweigen, welche die Landleute einiger Gegenden an ihre Häuser und Scheunen zu stecken pflegen,

um sie durch solche himmlische Nationalkokarden, wie man derartige Zeichen vom Standpunkt der Vorsehung aus benennen könnte, vor Brand und anderem Schaden zu bewahren. Weil Fegers Gesicht nicht das schärfste und er zugleich in himmlischen Dingen nicht sehr erfahren war, sah er den Zweig für einen Wachholderzweig an, und da er die Bedeutung eines solchen sehr gut kannte, so nahm er keinen Anstand, sich der Führung dieses Wegweisers augenblicklich anzuvertrauen. Man glaube nicht, daß Feger etwa dem Trunke ergeben gewesen sei, wie leicht auch die rothe Spitze seiner langen Nase solchen Verdacht erwecken konnte, und man lege es nicht übel aus, wenn er, statt dem Wein, mitunter dem Branntwein zusprach. Man sieht so manchen bemittelten Gelehrten, zur Linken das Dintefaß, zur Rechten eine Flasche Champagner oder Burgunder, mit dem kostbarsten aller Oele des Bachus das Triebwerk seines Genies befeuchten; ach! der arme Feger konnte das nicht, er mußte sich mit dem Oele der Ceres begnügen, und er war schon zufrieden, wenn er davon etliche Tropfen auf die Räder seiner philologischen Dreschmaschine fallen lassen konnte, so oft er, beschäftigt mit seiner neuen

Ausgabe des Cicero, eine neue Erklärung gefunden hatte oder im Begriff war, eine neue Lesart zu entdecken. An der Thür des Bauernhauses hatte er zwar nicht mit Lesearten zu thun, wenn man nicht etwa die eines Wachholderzweigs für einen Palmzweig als solche ansehen will, allein das körperliche Bedürfniß ersetzte die philologische Anregung, denn er war müde und steif vor Kälte.

Er trat durch die offene Thür in einen dunklen Gang, durch den man über einen kleinen Hof das Haus des Wirths schimmern sah. Alles war still, nur den Wind hörte man in den Halmen des Strohdachs wie auf einer Panflöte blasen. Feger trat in den dunklen Gang. Die Stille hatte etwas Unheimliches an sich, und der Wind schien nicht mehr zu blasen, sondern zu sprechen. Er sprach, als wolle er die Nähe der Vorsehung verkündigen. Dennoch trat Feger in den dunklen Gang, mit seinem Stöckchen vorsichtig vor sich hintastend. Aber kaum hatte er einige Schritte gethan, als er durch einen heftigen Stoß an das linke Bein in die entsetzlichste Angst versetzt und an die entgegengesetzte Wand geschleudert wurde. Sobald er an der einen Wand ankam, langte

aus derselben ein noch weit heftigerer Stoß hervor, der ihn zurück an die andere warf. Die Stöße, die in aller Stille geschahen, schienen mit einem massiven und doch zugleich spitzigen Instrument geführt zu sein. Feger ward blaß bis zur Spitze seiner Nase und taumelte entsetzt dem Hause zu. Gerechte Vorsehung, welche Freude kann es dir machen, die ohnehin schwache Gesundheit eines ehrlichen Mannes durch solche Beängstigungen auf's Spiel zu setzen? Kaum hatte Feger das Ende des Ganges erreicht und glaubte der Scylla entflohen zu sein, als er eine noch weit furchtbarere Charybdis, einen schwarzen Hund von übernatürlicher Größe, vor sich auf dem Mist liegen sah, der ihn, wie er glaubte, mit grimmigem, funkelndem Blick anstierte. Feger prallte vor dem schrecklichen Anblick zurück, wie vor einem Abgrund, und wie eingerammt stand er da. Wer hätte den Muth, Fegers Posten einzunehmen? Wenn nun der unbekannte Feind, der die fürchterlichen Stöße ausgetheilt, ihm nachrückte und ihn mit Gewalt in die Tatzen des vor ihm liegenden drängte? Oder wenn die schwarze Bestie mit ihren aufwärts stehenden Rückenborsten sich plötzlich aufrichtete und ihn durch unwiderstehlichen

Angriff den Stößen der andern wieder überlieferte? Feger ſtand zitternd zwiſchen den beiden Gefahren, und indem er den Kopf langſam ein wenig drehte, beobachtete er mit aufgeriſſenen Augen beide zugleich, obwohl er den Blick eigentlich nach keiner hinwandte. Wenn Feger betheuerte oder ſchwur, ſo pflegte er es „beim Cerberus" zu thun; er glaubte nie ſo nahe bei ihm geweſen zu ſein, wie jetzt.

Man denke ſich einen verirrten Wanderer in einer wilden Gegend Afrika's. Ermattet langt er in einem Walde an und ſetzt ſich in den Schatten eines Baumes nieder. Nachdem er eine Weile geſeſſen, wendet er das Auge zufällig nach der Seite und erblickt drei Schritte von ſich, hinter dünnen Blättern und Zweigen, das majeſtätiſche, vernichtende Angeſicht eines auf dem Boden hingeſtreckten Löwen, der ihn mit ſeinen flammenden, ſieghaften Augen gefangennehmend anſieht. Zu beklommen, um zu ſtutzen, ſitzt der Wanderer erſtarrt da, und wie Wolken und feurige Fäden wimmelt es vor ſeinem Auge. Wie brennend die Lüfte ſind, es bricht doch ein eiskalter Schweiß aus ſeinen Gliedern. Einer Ohnmacht nahe, bebt er zuſammen; endlich erholt er ſich wieder, ſeine

Beſinnung kehrt zurück, doch wozu anders, als um ihm die Gewißheit ſeines ſchrecklichen Endes vorzuhalten? Das Ungeheuer ſäumt noch. Was ſoll er thun? Soll er durch eine längere Gegenwart den vielleicht geſättigten Feind lockend auffordern, die Tatzen in ſein Fleiſch zu ſchlagen? Aber wie dieſer lockenden Gegenwart ein Ende machen? Soll er plötzlich die Flucht ergreifen? Das würde den Feind zum Verfolgen reizen. Soll er unvermuthet mit verzerrtem Geſicht gegen ihn aufſpringen und ihn durch ein mörderiſches Geſchrei erſchrecken und in die Flucht jagen? Er ſieht nicht ſehr erſchreckbar aus. Soll er ihn ſcharf und durchdringend anſehen und ihm dadurch eine heimliche Angſt einflößen? Das könnte ihn beunruhigen und ſeinen Muth herausfodern. Indem der Wanderer, der es nicht wagt, das Ungeheuer anzuſehen, die Augen nach einer andern Richtung hingewandt, mit einem halbſchielenden Blick in ſchrecklicher Ungewißheit beobachtend und erwartend daſitzt, legt der Löwe langſam das Haupt auf das Kiſſen ſeiner Vordertatzen, und ſein großmüthig geſchloſſenes Auge ſagt dem Geängſtigten, daß von ihm keine Notiz genommen wird und daß er ſich leiſe davon ſchleichen ſoll.

Der Vergleich war lang, aber in ähnlicher Lage und Angst wie jener Wanderer befand sich Dr. Feger, nur mit dem mißlichen Unterschiede, daß sein Löwe nicht einschlafen zu wollen schien. Hätte die Angst eine schmelzende Kraft, Dr. Feger wäre als klares Wasser über die Erde geronnen. Er sah kein Ende der Gefahr, keinen Weg zur Flucht, kein Mittel zur Gegenwehr. Zwar hatte er die Zange in der Tasche, aber wie sollte er dem Unthier die Zähne damit ausbrechen? Würde es so geduldig gewesen sein, wie die Frau des Landjunkers? Indem Dr. Feger, allen seinen Muth zusammenraffend, den Paroxismus der Angst eben zu übersteigen begann, erhielt dieselbe neue Nahrung durch eine neue Gefahr. Er sah nämlich über den Hof ein großes Gespenst sich in langem weißem Gewande nähern und bei dem großen Hunde niedersetzen. Nach einer kleinen Weile begann das Gespenst sich zu bewegen und den Hund zu reiben und zu streicheln. Durch das offenbar hetzende Reiben und Stoßen gereizt, kam der Hund ebenfalls in Bewegung, er knurrte und schien Miene zum Angriff zu machen. — Armer Feger, wer gab dir ein, jenen Zweig für einen Wachholderzweig anzusehen? Hättest du deine Brille

aufgesetzt, du dächtest jetzt nicht an die Schrecknisse der Hölle, die dich umringen, du säßest ruhig und zufrieden auf deiner Studierstube, und statt der Bestien umgäben dich deine Klassiker. Von solchen, scheinbar geringfügigen Umständen ist das Schicksal der hülflosen Sterblichen abhängig, solche Kleinigkeiten entscheiden über Glück und Unglück, solche unbedeutende Mittel weiß die Vorsehung zur Ausführung ihrer großen Plane zu benutzen! Das eine Schiff segelt unwissend einen Fuß weit an der Klippe vorbei und läuft glücklich und froh in den Hafen der Heimath ein, das andre segelt einen Fuß weiter zur Seite und geht unter mit Allem, was es trägt. Auch du, armer Feger, warst auf die Klippe gerathen, eine schreckliche Klippe, und der Untergang schien dir nahe, dein gebrechliches Schifflein begann schon, buchstäblich, leck zu werden. Dennoch ließ Feger nicht alle Hoffnung fahren, ja er athmete wieder lebensmuthig auf, als ihm von dem geriebenen Hunde her ein Geruch in die Nase drang, den er für den wohlbekannten Branntweinsgeruch hielt. Begierig prüfend streckte er seine lange Nase dem Duft entgegen; da er jedoch bei dieser Prüfung den Feind hinter sich zu sehr außer Acht ließ,

stürzte sich ihm dieser plötzlich mit so erdrückender Gewalt, mit so furchtbarer Umarmung über Kopf und Höcker, daß er leblos zu Boden sank und ihm das Blut aus Mund und Nase quoll. Wer würde sich nach einem solchen Vorfall wundern, wenn Dr. Feger, dies schwache Körperchen, seinen letzten Gang gethan hätte? Uns aber läßt unterdessen der leblose Doktor Zeit, die Auflösung des für ihn so verhängnißvollen Räthsels kurz mitzutheilen.

Das Haus, welches Dr. Feger für ein Wirthshaus angesehen, war kein anderes, als das des ehrlichen Martin und seiner getreuen Gertrud. Martin war, wie er im Winter zu thun pflegte, wo die meisten Nahrungsquellen des armen Landmanns zufrieren, hinausgegangen in seinen Kohlgarten und lauerte am einen Ende desselben auf die Hasen, die sich am andern in den durch die Hecke gelegten Stricken fangen würden. Weil er nach kurzer Zeit wiederzukehren gedachte, hatte er die Thüre des dunklen Ganges, in den Feger hineintrat, offen gelassen. In den lehmenen Seitenwänden dieses Ganges waren kleine Ställchen angebracht, worin das kleinere Vieh unseres Martin, nämlich zwei Ziegen und ein Ziegenbock, einge-

sperrt war. Es ist ein eigenthümlicher Muthwille der Ziegen, daß sie mitunter unversehens und ohne alle Veranlassung gegen fremde Menschen mit ihrer bewaffneten Stirn anrennen. Zufällig hatte die Vorsehung Martins Ziegen mit solchem Muthwillen an jenem Abend in ungewöhnlichem Maße erfüllt und den armen Feger traf das Loos, ihn empfinden zu müssen. Der Ziegenbock hatte begonnen, und seine beiden Weiber auf der andern Seite hatten nicht versäumt, dem Beispiel ihres Gemals kräftig zu folgen. Da es übrigens in dem Gange ganz dunkel war und die Stöße in aller Stille ausgetheilt wurden, so hätten sie wohl einen Herzhaftern erschrecken können, als den Dr. Feger.

In jener Zeit zeigte sich am Himmel ein Komet von ungewöhnlicher Größe, der sowohl den Astronomen als den Astrologen viel zu schaffen machte, zumal da er keinen Kopf, aber einen desto längern Schweif hatte. Da Dr. Nebel Beides zugleich war (nämlich Astronom und Astrologe), so läßt sich denken, daß er durch die merkwürdige Erscheinung doppelt in Anspruch genommen werden mußte. Der Schlaf war ihm ganz fremd geworden, und zum Essen konnte ihn nur das

stürmende, besorgte Nöthigen der guten Gertrud bisweilen vermögen. Den ganzen Tag war er beschäftigt mit Globen, Karten, Zirkeln ꝛc., und bei Nacht verfolgte sein forschendes Auge mit unermüdlichem Eifer das außerordentliche Phänomen, welches mit verdoppelter Schnelligkeit seinen Lauf fortzusetzen schien, als hätte es gefürchtet, durch Nebels Genie sein Wesen, seine Eigenschaften ergründet und die Bedeutung seines Erscheinens verrathen zu sehen. Weil Nebel zur Beobachtung des Kometen die Aussicht von seinem Speicher nicht für frei genug hielt, war er durch das Söllerfenster auf das Dach des Hauses hinausgestiegen und hatte seinen Platz auf dem Plateau des Schornsteins genommen, wo er nach allen Himmelsgegenden hin einen freien Blick hatte. Auf dieser Sternwarte war es ihm schon geglückt, unendlich viel Neues zu entdecken; namentlich hatte er beobachtet, daß der Komet seinen Schweif bald weithin ausstreckte, bald wieder bedeutend einzog. Noch eine einzige genaue Beobachtung, und er war zu einer Hypothese ausgerüstet, die seinen Ruhm über den Kometen würde erhoben haben, dem er ihn verdanken sollte. Ein unglückliches Ereigniß mußte ihm diese schöne Aussicht trüben,

das Schickſal ſchien neidiſch auf ihn zu ſein. Indem er nämlich in ſelbſtvergeſſenem Forſchereifer der Richtung ſeines Fernrohrs mit dem ganzen Leibe zu ſehr folgte, und in dem nämlichen Moment durch einen Schornſteinfunken, der ſich brennend in ſeinen Beinkleidern feſtgeſetzt hatte, auf empfindliche Weiſe aufgeſchreckt wurde, verlor er plötzlich das Gleichgewicht, und in dem Augenblick, wo der Komet ſeinen Schweif wieder um mehrere Grade einzog, fiel Dr. Nebel von dem Dach des Hauſes in den Hof hinunter. Gertrud, die ſchon im Bette lag und den von einem ängſtlichen Ton begleiteten Fall gehört hatte, ſprang heraus; ſie fand ihren ſo geſchätzten frühern Herrn wie todt auf dem Miſt liegen, und, wie es die Weiſe dieſer thatkräftigen Frau war, ohne Geſchrei zu machen oder ihren Mann im Haſenfang zu ſtören, hatte ſie die Geiſtesgegenwart, in das Haus zurückzueilen und ein Glas mit Branntwein, den ſie für ein Univerſalmittel hielt, zum Einreiben des Verunglückten herbeizuholen. Ohne an ſich ſelbſt zu denken, ohne der tödtenden Kälte zu achten, war ſie für nichts beſorgt, als für die Geſundheit ihres Herrn, und halb angekleidet, wie ſie war, kam ſie in eben dem Augenblick aus

dem Hause zurück, wo Feger in Gefahr stand, aus Angst vor seinem früheren Freunde in Ohnmacht zu fallen. Weil ihre Hand nicht sehr zart und ihre Meinung gut war, so hatte ihr heftiges Reiben über Nebels Brust und Hals, welche Theile sie für verletzt hielt, demselben einige Zeichen des Lebens abgenöthigt, welche in Fegers Ohren auf dieselbe Art zum Geknurre wurden, wie er die kupfernen Knöpfe an Nebels Rock für funkelnde Augen angesehen hatte. Während die Kur der guten Gertrud so erfreuliche Folgen zeigte, kam Martin, der bei seinem Geschäft nicht weniger glücklich gewesen war, mit einem mächtigen Hasen durch die Gangthüre. Sobald er hineintrat, sah er am andern Ende des Ganges einen Dieb stehen, der einen vor mehreren Wochen mißlungenen Versuch, die Ziegen zu stehlen, erneuern wollte. Martin, nicht gewöhnt, Worte zu machen, wo gehandelt werden konnte, schlich sich an den Dieb heran, nahm statt des fehlenden Knotenstocks den Hasen und streckte durch einen mörderischen Hieb mit demselben den Dr. Feger zu Boden.

Gertrud erschrak durch den gewaltigen Schlag, und indem sie nach dem Ort hinsah, woher der Schall kam, hörte sie ihren Mann voll Entsetzen

ausrufen: „O weh, er ist todt!“ „„Wenn ich ihn nicht gerieben hätte,““ rief Gertrud. „Wen?“ schrie Martin. „„Unsern Herrn Doktor.““ „Wo?“ „„Hier.““ „Ich meine den Dieb!“ „„Wo?““ „Hier!“ Bei dem Worte „hier“ faßte Martin den Ziegendieb am Arm und zog ihn zu seiner Frau hin. „„Ach Himmel, das ist der Dr. Feger.““ Was? rief Martin, der Fegern zwar nicht kannte, aber vor dem Worte „Doktor“ stäts einen besondern Respekt gehabt hatte und jetzt beim Nennen desselben seinen Hasen fallen ließ. „„Schnell den Branntwein her!““ und kaum hatte Gertrud das Wort ausgesprochen, so stand Martin schon am Schrank, und wie der Blitz war er, die Branntweinflasche in der Hand, wieder beim Dr. Feger. Gertrud ließ ihren bereits halbgenesenen Patienten liegen, um ihrem Manne bei dem andern hülfreiche Hand zu leisten; der Branntwein ward nicht gespart, und nun ging es an ein Reiben, das einen Todten hätte auferwecken können, um wie viel eher den Dr. Feger, der nur scheintodt war.

Er lebt, schrie plötzlich Martin. Er riecht, rief Gertrud. Und wirklich schien Fegers Geruchsinn, wenn auch alle andern Sinne noch bei ihm schliefen, auf den beliebten Branntwein auf-

merksam zu werden. Matt und langsam wandte er das Haupt etwas zur Seite und zog mit schwachem Athemzuge den wohlbekannten Duft in seine Nase. Mehr als ein Zeichen des Lebens brauchte Martin nicht, um von der Angst, daß er einen Mord begangen habe, befreit zu sein, und von dieser Freude zugleich einen Sprung zu thun über alle Besorgnisse, daß sein Patient einigen Schaden gelitten haben könnte. Er packte den Dr. Feger unter seinen rechten, den Hasen unter den linken Arm, und ohne fühlen zu können, wer von Beiden der Schwerste sei, trug er sie in sein Haus. Gertrud transportirte die theure Last des Dr. Nebel. Als die beiden Freunde bereingeschafft waren, wurde der Ofen angezündet, einige Bündel Stroh, einige alte Decken und Matrazen um denselben herumgelegt und auf dieß Lager die beiden Philosophen neben einander hingestreckt. Martins Bette stand in derselben Stube, die außer einem kleinen Vorrathskämmerchen und Nebel's kaltem Dachstübchen die einzige des Hauses war. Sowohl Martin, als auch Gertrud sehnte sich nach Wärme und Ruhe. Deshalb überließen sie die Vollendung ihrer Kuren der Natur, und in wenigen Minuten wetteiferten Beide schon in

derjenigen Art von Muſik, die man Schnarchen nennt.

Der Ofen brannte heftig, große Funken und Feuerklumpen fielen durch den Roſt in den Aſchentrog und warfen einen ſchnell wieder verſchwindenden Schein über die blaſſen Geſichter, die zur Seite lagen. Ihr gutmüthigen, unvorſichtigen Leute! Wenn nun ein Funken herüberrollte, das Stroh anzündete und die unglücklichen, hülfloſen Gäſte durch einen doppelten Tod ihr vielgeplagtes Leben beſchließen müßten! Kennt ihr die grauſamen Launen des Schickſals nicht, das ſich ſo oft ein Vergnügen daraus macht, die Menſchen da zu ſtrafen, wo ſie es am wenigſten verdienen, und da zu quälen, wo ſie es am beſten meinen? Ehrlicher Martin, gute Gertrud, wenn die Flamme eure friedliche Hütte ergriffe, ſich von der Hütte auf eure Scheune ſtürzte, euren ganzen mühſam erworbenen Reichthum, eure zwölf Hühner, eure drei Ziegen, euer Schwein, eure zwei Kühe verzehrte und ihr nichts rettetet als ein elendes Daſein, wenn ihr mit euren lebendig gebratenen Thieren, die wie Menſchen an euch gehangen hatten, den Hunger wie mit einem andern Menſchenfleiſch ſtillen müßtet, wenn ihr euch nur ſo

lange wärmen könntet, als eure Hütte brännte, und dann nackt und hoffnungslos in den Winter hinausirren müßtet! Habt ihr dies Alles nicht bedacht? Doch seid ruhig, ihr habt die Vorsehung bei guter Laune getroffen, sie setzte sich wachend und waltend hinter euren Ofen und begnügte sich, zu ihrem Zeitvertreib bloß eurem Schnarchen ein Ende zu machen.

Die Spatzen und Dohlen der Kirche, aufgeweckt durch die zwölf summenden Schläge der Mitternacht, hatten in der entstandenen Pause das eine ermüdete Bein schon durch das andere abgelöst und standen wieder an einander gedrängt und schlafend in den Ecken und Mauerlöchern des alten, stumpfen Kirchthurms. Der Iltis schlich lauernd über die Dächer der Häuser und Hühnerställe und durstete gierig nach einem warmen Trank. Der Hase saß knappernd an dem halberfrornen Winterkohl und ließ sich in seiner Mahlzeit nur bisweilen stören durch fernes Hundegebell, das kaum vernehmbar in die lauschenden, aufgerichteten Ohren drang. Man hörte nichts, als die pausirenden Anfälle des Windes, der, weil es eben Sonntag geworden war, den Ulmen und Obstbäumen und den Feldern umher reine Wäsche

von frischgefallenem Schnee anzog. Der Mond schien nicht und nur hier und da zeigte ein Stern mit seinem zitternden Lichte, daß der Himmel noch über den Wolken stand. Der halb weiß und von dem Rost halb braun gefärbte Zeiger der Thurmuhr war eben im Begriff, sich durch die Ziffer Eins um einen halben Fuß zu verlängern, als Martin, dessen Phantasie durch den Vorfall mit dem Ziegendiebe sehr erhitzt worden, von einem fürchterlichen Traum überfallen wurde und in Folge desselben die Ruhe der nächtlichen Szene auf eine effektvolle Weise unterbrach.

Martin träumte, indem er in der Abenddämmerung von einem Gange nach der Stadt zurückkehre, sehe er in der Ferne einen Hasen von der Größe eines Pferdes auf sich zu hüpfen. Der Hase hatte blutrothe, aber nicht runde, sondern spitzige Augen, von der Gestalt eines Dolches; anstatt der Ohren hatte er drohend aufgehobene Dreschflegel. Was das Thier am fürchterlichsten machte, war, daß es, wie ein Mensch, abwechselnd aufrecht auf den Hinterfüßen ging und in den Vorderpfoten eine Schlinge von fingerdickem Kupferdrath hielt, die es dem ersten Hasenfeind, welcher ihm begegnete, um den Hals werfen zu wollen

schien. Als Martin das Unthier auf sich zukommen sah, retirirte er seitwärts zwischen ein Paar Gärten in eine enge Zaungasse. Kaum war er bis in die Mitte derselben gelangt, als er ein Geräusch hinter sich hörte und den Hasen mit langsamem Schritt, die Augen in einer ängstigenden, horizontalen Lage starr vor sich hin gerichtet und die Schlinge zum Erwürgen bereit haltend, in die Gasse hereinkommen sah. Martin flieht, aber wohin? Die Gasse ist am Ende geschlossen, wie ein Sack. Er versucht über die Hecke zu springen, aber beklommen und, wie es ein Alptraum mit sich zu bringen pflegt, gefesselt an denjenigen Gliedern, deren er eben am meisten bedarf, ist er zu einem Sprung nicht im Stande. Er weicht bis in den Sack der Gasse zurück, und der Hase ihm nach. Der Hase scheint sich mehr zur rechten Seite hinzuhalten, deshalb drückt Martin, um ihn passiren zu lassen, sich fest an die Hecke zur linken Seite, d. h. an die Wand seines Zimmers. Der Hase wendet sich nach der linken Seite, deshalb retirirt Martin leise auf den Zehen zur rechten hin, d. h. aus dem Bette hinaus, drückt sich in die Hecke an einen dicken Apfelbaum, d. h. an den Ofen, in dem das Feuer unterdessen

ausgegangen war. Der Hase kommt näher und Martin zieht, da der Apfelbaum nicht nachgeben will, Bauch und Brust so viel als möglich ein, um das Monstrum unberührt vorbeigehen zu lassen. Der Hase scheint ihn aber zu firiren, Martin drängt sich mit mehr Anstrengung zurück und zwar so, daß der Apfelbaum abbricht und umfällt.

Die beiden Patienten hatten durch die Wärme des jetzt wieder erloschenen Feuers sich so weit erholt, daß ihr todtähnlicher Zustand in einen bloßen Schlaf übergegangen und keine sehr gewaltsame Störung mehr erforderlich war, sie gänzlich aufzuwecken. Nebel war durch die Fürsorge der Gertrud dem Ofen am nächsten gelegt, Feger hatte den zweiten Platz. Als der Apfelbaum umstürzte, fiel daher der Stamm auf Dr. Nebel, ein Ast desselben, nämlich die Ofenpfeife, auf Dr. Feger. Beide sprangen zugleich auf, Nebel gerieth aber in Berührung mit Martin, und dieser, in der Meinung, daß ihm der Hase zu Leibe gehe, schleuderte das Ungethüm mit Anstrengung aller seiner Kräfte von sich. Dr. Nebel traf sehr gewaltsam auf Dr. Feger, und dieser flog zufällig gegen das Bette. Gertrud glaubte sich auf indezente Weise angegriffen und ihre beleidigte Weib-

lichkeit verſäumte nicht, ſich ihres kräftigen Armes augenblicklich zu bedienen und ihren Feind auf eine Art zurückzuweiſen, daß er an der Wand unfehlbar einige Gliedmoßen zerbrochen haben würde, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, wider ſeinen Freund Nebel geſchleudert zu werden. Dieſer gerieth durch den Stoß wieder dem geängſtigten Martin in die Hände, welcher, noch immer mit dem Haſen beſchäftigt, Alles, was ſich ihm näherte, mit einer halsbrechenden Vehemenz von ſich warf. Auf dieſe Art führten die beiden Doktoren nebſt Stühlen, Ofen, Tiſch u. ſ. w. in der Stube eine gewaltſame Quadrille auf, deren einzelne Pas und deren phyſiognomiſche Seite ſich vor Augen zu ſtellen, ich der Phantaſie des Leſers überlaſſen muß. Das Beängſtigendſte dabei war, daß während der ganzen Bataille kein Wort geſprochen wurde. Martin war zwar durch den Tumult erwacht, wußte aber nicht, wo er ſich befand, und noch halb umdroht von den Schrecknissen ſeines Traumes, wagte er nicht, einen Laut von ſich zu geben, oder ſich von der Stelle zu bewegen. Die beiden Doktoren wußten nicht, ob ſie unter Menſchen oder Thiere gerathen waren, ob ſie ſich in Afrika oder in Europa befanden,

und Schweigen schien ihnen für ihre Lage das Angemessenste. Endlich wagte Gertrud das Schweigen zu brechen. Martin! rief sie etwas laut. Was? antwortete Martin etwas leiser. Gertrud! rief Dr. Nebel. Was? antwortete Gertrud. Martin wollte nicht länger in Ungewißheit bleiben, er bahnte sich über den Ofen und umgeworfenen Tisch einen Weg zum Schrank, nahm Feuerzeug heraus und zündete Licht an. Martin und Gertrud konnten nicht genug erstaunen über die Unordnung, die sich jetzt vor ihren Blicken zeigte. Die beiden Doktoren traten einen Schritt aus ihren Ecken hervor, beide erkannten sich mit sichtbarer Verlegenheit, und indem Nebel das blutige Gesicht Feger's und dieser das mistbefärbte Gesicht Nebel's ansah, und indem sie gleichzeitig in ihre Taschen fühlten — wo ist mein Fernrohr? fragte Dr. Nebel. Wo ist meine Zange? fragte Dr. Feger.

Diese Fragen waren nur die Ableiter der ersten Verlegenheit. Ihnen folgte bald die gegenseitige Aufklärung über die Schrecknisse der vergangenen Nacht, und diese Mittheilungen hatten die vollständigste Aussöhnung der getrennten Freunde zur Folge. Nur auf diese Weise konnte eine Wiedervereinigung zweier Männer solcher Art, die auf

Tod und Leben einander gegenüber gestanden hatten, zu Stande kommen. Nur Feuer und Hammer kann das getrennte Metall wieder zusammenfügen. Aber die Vorsehung hatte die Beiden noch zu großen Thaten ausersehen, deßhalb ließ sie selbst das grausamste Mittel zu ihrer Aussöhnung nicht unversucht, und wenn sie dieselben in der Gelehrtenstube nicht vereinigen konnte, so warf sie sie zusammen in die Schlafstube eines ländlichen Paares.

Nach ihrer Aussöhnung begannen unsre gelehrten Freunde erst ihre interessantesten Fahrten, die noch auf ihren Beschreiber warten. Ein Bruchstück liefert die folgende Erzählung über ein Begegniß zu Rinkhausen, die ich einer Mittheilung des Dr. Feger verdanke.

Als ich meine beiden Freunde wieder verließ — es war ein ziemlich dunkler Abend — begleiteten mich dieselben eine Strecke Wegs zum Dorf hinaus. Bei dieser Gelegenheit rannte Dr. Nebel mit dem Kopf an einen großen, langen Gegenstand, den wir für einen Pfahl oder Baumstamm ansahen. Als wir ihn aber näher untersuchten, fanden wir, daß es der Finger der Vorsehung war, der schlafend aus der Erde ragte.

IV.

Ein germaniſches Ochſenhorn, zwei Doktoren der Philoſophie, ein Schriftſteller und ein Dutzend Philiſter.

Eine vaterländiſche Geſchichte.

(Fragment.)

„O, ſäh'ſt du, voller Mondenſchein,
Zum letzten Mal auf meine Pein!"

Dieſe Worte des nachtwachenden Fauſt hörte die ſtille Nacht häufig von einem Manne wiederholen, der aus dem Nachtwachen ein Geſchäft machte: von dem Nachtwächter zu Rindshauſen. Gottfried Himmel, der Nachtwächter zu Rindshauſen, war ein Mann mit ſtahlblauem, ſchwärmeriſchem Blicke, dabei aber ziemlich wohlgenährt

und mit vollen, scharfgerötheten Wangen, so daß er wohl für einen eingelebten Klosterbruder passiren konnte. Daß er, bei seiner wohlkonditionirten Leibesbeschaffenheit, dennoch so oft in den Ton des lebensüberdrüssigen Faust einstimmte, war die Wirkung eines tiefen Seelenschmerzes, den der gutmüthige und sentimentale Nachtwächter nicht los werden konnte, so lange er nicht im Stande war, das Amt von sich zu werfen, an welches ihn die Noth gefesselt hielt. Gottfried Himmel, ein Mann von guter Familie und ein durch Unglück mancherlei Art verkommenes Talent, hatte Vieles gefühlt und gelesen, sogar den Faust; er besaß also eine andre Bildung, als seine gewöhnlichen Kollegen, dabei hatte er poetische Anlagen und besonders war er musikalisch. Diese letztere Gabe war die Mutter seines ganzen Unglücks, denn seine Pflicht brachte es leider mit sich, daß er jede Nacht auf einem zwei Ellen langen Ochsenhorn blasen mußte, dessen Töne an das horrible Gebrüll wilder Thiere erinnerten und sicher der Stimme des Ungethüms nicht nachstanden, welches das Instrument früher auf seiner brutalen Stirne getragen. Welche Pein, wenn unser Musiker, nachdem er den schönen, freudenvollen Tag pflicht-

gemäß hatte verſchlafen müſſen, das Jahrhunderte alte, von zwanzig Vorgängern übererbte, verhaßte Inſtrument von der Wand nahm und mit dieſem aufgedrungenen Begleiter zum tauſendſten und aber tauſendſten Male in die lautloſe Nacht hinaustrat! Welch Gefühl, wenn er an den angewieſenen Straßenecken das dröhnende Horn an den Mund ſetzte und deſſen erſchütternde Töne zu den funkelnden Sternen hinaufbrüllen mußte, die wie zürnende Augen der Natur auf ihn herabſchauten und unerweicht ſich in ſeinem ſchmerzvollen Blicke ſpiegelten! Welch bitterer Vorwurf, wenn ſeine Freundinn, die flötende Nachtigall, deren klagenden Geſang ſein lauſchendes Ohr mit ſüßem Schmerz auffing, von ſeiner ſchrecklichen Muſik entſetzt davon eilte und fern in den Gebüſchen der Thäler verſtummte! So oft ſchon hatte der unglückliche Mann bei dem Magiſtrat ſich bemüht, mit einem andern Inſtrument verſehen zu werden; ſo oft hatte er ſich um eine andere Stelle, beſonders die Stelle des Organiſten, beworben, die der unmuſikaliſche Schullehrer nur aus Eitelkeit fortbekleidete; aber die Bitten des beſcheidenen und verkannten Mannes, der ſo ſelten Gelegenheit hatte, ſeine Eigenſchaften an den Tag zu legen,

waren nicht nur fruchtlos, sondern er erhielt auch die bittersten Vorwürfe, weil er eine durch langjährigen Gebrauch geheiligte Einrichtung der Vorfahren zu reformiren, weil er einen Gegenstand, an dem so manche Erinnerung klebte, freventlich zu entfernen gedenke. Ja, er war sogar mit Entfernung von seinem Amt bedroht worden, im Fall er seine neuerungssüchtigen, revolutionairen Gesinnungen noch einmal zu äußern sich erkühnen würde. Sein Gesuch um die Organistenstelle aber wurde durch den entsetzlichen Bescheid niedergeschlagen, daß er zur Anwendung seiner musikalischen Gabe durch sein Amt jede Nacht Gelegenheit habe, während die Orgel nur alle Sonntage gespielt werde. Es scheine ihm daher mehr um ein bequemes Leben, als um musikalische Beschäftigung zu thun zu sein. Uebrigens besetze man die Organistenstellen mit gebildeten Musikern, wie der „Herr Schullehrer einer sei, nicht aber mit Nachtwächtern, die sich durch eine dürftige Klimperfertigkeit verleiten ließen, sich über ihren Standpunkt zu erheben. In dieser Art war der Bescheid abgefaßt; in dieser Art wurde Gottfried Himmel beurtheilt. Und so hatte er denn endlich seinen Schmerz stumm in sich verschlossen, und

nur seine einzige Freundinn, die Nacht, hörte ihn seufzend in die oft wiederholten Worte ausbrechen:

„O, säh'st du, voller Mondenschein,
Zum letzten Mal auf meine Pein!"

Dann warf er wüthend sein Horn zur Erde, als hätte er endlich Kraft gewonnen, sich für immer von ihm zu trennen; doch unmittelbar nachher raffte er es hastig wieder auf, besorgt, sein Instrument könne Schaden gelitten haben und beim Magistrat sein Ankläger werden. Wie peinigend, wenn er es dann wieder an den Mund setzen mußte, bloß um sich zu überzeugen, daß sein verhaßter Begleiter, den er so gern für ewig hätte verstummen gemacht, noch unversehrt und bei Stimme sei! Das Horn rührte von einem riesigen, fabelhaften Ochsen her, welcher, wie das Gerücht sagte, in den wilden Waldungen der umherliegenden Berge vor zwei Jahrhunderten erlegt worden war, und es besaß eine Härte und Stärke, die einen Mann, wie Gottfried Himmel war, völlig zur Verzweiflung bringen konnte. Der Ochse hatte im Leben sich der ganzen Einwohnerschaft furchtbar gemacht, man zählte mit Dutzenden die Opfer seiner Wuth auf, und unter

ihnen ſogar den Ortsvorſtand, an dem das Thier ſich aus Verſehen vergriffen hatte; nun ſollte er auch noch im Tode zum Menſchenquäler werden, und ſogar das Siegeszeichen, das die Kunde ſeines Unterganges zum Schrecken aller ſeiner Nachfolger fortzupflanzen beſtimmt zu ſein ſchien, mußte das Unglück eines edlen Mannes ſein. Welches Glück für die Menſchheit, daß nicht die Exiſtenz aller Ochſen eine ſolche Nachwirkung hat, wie die Exiſtenz jenes Rindshauſener, der noch nach zwei Jahrhunderten ſeine Hörner fühlen ließ! Das zweite Horn des Ochſen wurde im Stadtarchiv ſorgfältig aufbewahrt, und dieſe Sympathie des Magiſtrats für die Ochſenhörner raubte unſerm Nachtwächter auch die letzte Hoffnung, wenn bisweilen der verwegene Gedanke in ihm aufſtieg, ſein Horn verloren gehen zu laſſen. Er würde nicht nur zur ſtrengſten Verantwortung gezogen, ſondern, was das Schlimmſte war, zugleich mit dem Reſervehorn verſehen worden ſein. Ein anderes Horn aber unterzuſchieben, oder das Blaſen ganz zu unterlaſſen, durfte er noch weniger wagen, da es nicht an Spionen fehlte, die ſeine Antipathie kannten und, nach ſeinem Poſten begierig, auf das Sorgfältigſte ſeine Funktionen kontrolirten, um beim geringſten Anlaß

ihn zu denunziren. Sogar der argwöhnische Bürgermeister lauerte ihm aus Eifer für das Wohl der Gemeinde bisweilen auf und ließ durch den Stadtschreiber eine geheime Konduitenliste über ihn führen. So war denn der unschuldige Mann gefangen und bewacht von allen Seiten, wie ein verbrechensinnender Bösewicht, und nur eine Hoffnung blieb seiner gedrückten Seele übrig, die Hoffnung, einst Ruhe unter jenen schönen Kirchhofslinden zu haben, deren Anblick, so oft ihn sein nächtlicher Gang an ihnen vorüberführte, ihm unter Seufzen die Worte abpreßte:

„O, fühl du voller Mondenschein,
Zum letzten Mal auf meine Pein!"

Eines Nachmittags fand Himmel, als er sich eben von den Qualen der verwichenen Nacht ausgeruht hatte und im Begriffe stand, vor dem Wiederantritt seiner unästhetischen Dienstverrichtungen seine Seele durch einige wehmüthige Akkorde auf seiner alten Harfe zu trösten, folgenden Brief auf dem Tische liegen:

„Posaunenengel! — Ein Nachtwächter ist nach den Begriffen vernünftiger Leute dazu bestimmt, für die schlafenden Bürger zu wachen, nicht aber,

die Schlafenden zu wecken und ebenfalls zu Nachtwächtern zu machen. Das Nachtwächtern ist keine so beglückende Sache, daß es nöthig wäre, mit Ochsenhörnern Proselyten zu machen. Ein Nachtwächter soll der nächtliche Ortsschutzengel sein, der die Diebe am Einbrechen und das Feuer am Ausbrechen hindert. Es liegt in seiner Bestimmung, daß er, trotz der Dunkelheit, mehr die Augen als den Mund aufthue, aber

„Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage."

wenn der Mann aus brutalem Diensteifer (!) alle zwanzig Schritte in sein viehisches Horn stößt, daß der ruhige Bürger entsetzt aus dem Schlafe auffährt, daß man sich in das Getümmel der Kriegszeit versetzt glaubt und sich alle Augenblicke mit der Vorstellung ängstigt, es seien so eben die feindlichen Truppen in den Ort eingerückt. Selbst auf die Träume wirken diese fürchterlichen, martialischen Töne schreckend ein, und schlief man wunderbarer Weise fest genug, um nicht aus dem Bette zu fahren, so hat man sich wenigstens, wie der Ritter in dem „Kampf mit dem Drachen," die ganze Nacht keuchend im Gefecht befunden. Hat man nun noch dazu das Unglück, in einem

Ort zu Hause zu sein, wo kein zur Schlafstörung bestimmtes Nachtwächterhorn in der Mode ist und wo ein solches Instrument bloß die Stelle der Brandglocke vertritt, so sieht man wachend und träumend die ganze Nacht hindurch seine Wohnung in Flammen stehen, und wenn man dann nach der durchbebten Nacht in unruhigem Morgenschlummer den Postwagen durch die Straßen rollen hört, so denkt man, statt sich auf den Brief zu freuen, den man von seiner Geliebten zu erwarten hat, nichts Anderes, als: Gott sei Dank, daß sie doch endlich mit der Brandspritze kommen! Wenn Sie, schrecklicher Posaunenengel, ebenfalls zu den vernünftigen Leuten gehören, woran ich stark zu zweifeln Ursache habe, so frage ich Sie, wozu kann das dienen, daß Sie die ganze Nacht einen so entsetzlichen Generalmarsch blasen? Hauf't ein nächtliches Korps in diesen Bergen, dem Sie die Kriegsmusik aufspielen?"

In dieser Weise fortfahrend, berührt der Brief sodann des Nachtwächters musikalisches Gehör, seine zarteste Stelle mit folgenden Worten: „Musikalisches Gehör! Wie konnte ich bei dieser Gelegenheit nur auf dieß Wort kommen? Welchen Begriff kann ein Mensch von Musik haben, dessen gestähltes

Trommelfell zum wenigſten die Dicke des Felles von dem verwünſchten Thier haben muß, das ihm ſein Inſtrument gab? Taub müſſen Sie ſein wie ein Grab. Wären Sie nur auch ſtumm wie ein Grab! Sie müſſen einen Fehler am Gehör haben, der am Ohr Das iſt, was am Auge der Staar. Iſt denn Niemand hier, der Sie operiren kann? Ich rathe Ihnen eine Pulverſprengung an, aber nicht mit zu geringen Quantitäten, ſonſt wirkt ſie nicht. Es hat einmal einen Helden gegeben, der zum Schutz gegen den verführenden Geſang der Seejungfern ſich und ſeinen Gefährten die Ohren mit Wachs zuſtopfte. Das Wachs hätten Sie an ſeiner Stelle geſpart, nicht wahr? Die Seejungfern hätten ſich umſonſt ihre ſchönen Kehlen abgeſungen, und Sie wären durch Ihre Tugendſtärke berühmt geworden."

Hierauf macht der Brief allerlei mit Beleidigungen verſetzte Vorſchläge, die Nachtwächter muſikaliſch zu machen, und ſchlieſst dann mit folgenden Worten: „Hier haben Sie nun meinen Vorſchlag, den ich im Namen der leidenden Menſchheit mache. Möge er recht bald zur Ausführung kommen, d. h. bei Ihrem Nachfolger! Um für Ihren Dienſteifer ein würdiges Zeugniß und

Andenken zu hinterlassen, verehre ich Ihnen die folgende Grabschrift, die Sie schon vorläufig auf Ihr hölzernes Grabkreuz können einschnitzen lassen:

Macht euch gefaßt, sündhafte Menschen ihr,
Es ist vorbei mit eurem Thun hienieden,
Der Schreck des jüngsten Tags ist vor der Thür':
Der Hauptposaunier ist schon hinbeschieden!

Sterben Sie ruhiger, als Sie lebten.

Ein Reisender,
den Sie die vorige Nacht leider zu
ihrem Kollegen gemacht haben."

Der Verfasser dieses, auf ein Büffel-Instrument und einen entsprechenden Virtuosen berechneten Briefes war ein junger Schriftsteller, der in der Nähe von Rindehausen wohnte und sich eine Nacht im Ort aufgehalten hatte, um seine von einer Reise zurückerwartete Frau zu empfangen. Soll ich ihn verrathen? Vielleicht würde sein Gewissen dadurch zu sehr affizirt werden, welches, wie die Folge zeigen wird, in diese Geschichte verflochten ist. Das Blasen des Nachtwächters hatte ihn die ganze Nacht wach erhalten, und einen Theil dieser Zeit hatte er dazu benutzt, sich an dem unschuldigen Störer seiner Ruhe, den er natürlich nicht kannte,

durch jenen grausamen Brief zu rächen. Es ist noch nie ein Mann härter verkannt worden, als der Nachtwächter von Rindshausen in diesem Briefe. Wer menschliches Gefühl besitzt, wer jemals den Schmerz einer lieblosen Beurtheilung seiner gefesselten guten Eigenschaften empfunden hat, der wird ermessen, welchen Eindruck die unverdienten Verwürfe auf Himmels weiches Gemüth machen mußten. Sie platzten wie eine Bombe in sein stilles, einförmiges, nächtiges Leben hinein und versprengten auch seinen letzten Rest von Ruhe und Trost. In den Bach seines Daseins, der still in tiefem Schatten unter Nachtvielen und Vergißmeinnicht daher schlich, war ein Felsstück gefallen, das ihn bis auf den Grund trübte und in Aufruhr brachte. Nichts war ihm natürlich bitterer als die Voraussetzung, daß an seinem Blasen der Diensteifer schuld sei und daß es ihm an musikalischem Gehör fehle, ihm, dem nichts verhaßter, als sein Dienst, dem nichts in solchem Grade verliehen war, wie eben das musikalische Gehör. Wenn er nie die Grausamkeit des Geschicks gefühlt hätte, das ihm einen seiner Natur so widersprechenden Beruf verliehen, so mußte sie jetzt mit ihrer ganzen Last auf ihn drücken.

Aetzende Thränen netzten das Papier, das er in der zitternden Hand hielt, konvulsivisch zuckend sah er durch das offene Fenster, in welches der Mond eben hereinzuscheinen begann, zu dem erbarmungslosen Himmel hinauf, und lange konnte er für seinen Schmerz keine Sprache finden, bis er endlich wieder mit schwerem Seufzen in die Worte ausbrach:

„O, sah'st du, stiller Mondenschein,
Zum letzten Mal auf meine Pein!"

In diesem Augenblicke fiel sein Auge auf das verbaßte Horn, von dessen abgescheuertem Kupferbeschlag der Mondschein zurückblitzte, und dieser Blitz durchzuckte sein Herz wie ein Dolch. „Könntest du doch," sprach er, „du qualender Begleiter meines Lebens, könntest du dich doch nach alter Art in ein Trinkgefäß umwandeln, dessen Inhalt tödtendes Gift wäre, ich wollte dich als meinen innigsten Freund begrüßen und auf Einen Zug deine Höhlung leeren!" Mit gepreßter Resignation langte er dann sein Instrument von der Wand herab, hängte es über die Schulter und schickte sich gewaltsam zu seiner gewohnten Wanderung an. Nachdem er eine Zeitlang sich mit vergeblichem Nachsinnen über den unbekannten

Verfaſſer jenes Briefs beſchäftigt, fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräch fort: „Warum ſeid ihr erfinderiſchen Menſchen, die ihr euch und Andere nur zu quälen bedacht ſeid, noch nicht auf den Einfall gerathen, ſtatt eines Menſchen mit einem Ochſenhorn einen Ochſen ſelber zum Nachtwächter zu machen? Fürchtet ihr, daß ſeine euch verwandte Seele ſich in dem Ton ſeiner Stimme weniger ausſprechen werde, als in dem Ton des Auswuchſes, den er auf ſeinem Geiſtesſitz getragen? Kommt es euch Leuten des Fortſchritts aber darauf an, eure Quäler-Einrichtungen von den induſtriellen Erfindungen eures Geiſtes Vortheil ziehen zu laſſen, warum legt ihr nicht eine Eiſenbahn durch eure Straßen an, warum ſetzt ihr nicht den Nachtwächter auf einen Dampfwagen und laßt ihn eure Nachtmuſik durch die Töne des allergreßartigſten aller Inſtrumente, durch die Töne der Lokomotive verſtarken? O, gebt mir einen Dampfwagen, ich will mit ihm durch die Straßen donnern, daß eure Häuſer beben, ich will euch eine Muſik machen, daß das Wort Schlaf aus eurer Sprache verſchwinden ſoll. Einen Dampfwagen! Einen Dampfwagen!"

Vor Zorn glühend, wußte der Nachwächter

seinen Gefühlen keinen Ausdruck mehr zu geben, und wüthend setzte er sein Horn an den Mund und blies, daß die Wände seiner Wohnung dröhnten. Diese Töne brachten ihn endlich wieder zur Besinnung, er dachte zurück an seine Pflicht und an den Bürgermeister, und trostlos ergeben in sein Geschick, trat er hinaus auf die bereits menschenleere Straße. Außer seinem Horn nahm er aber dieses Mal noch einen andern Begleiter mit, der allein noch im Stande war, ihn sein Unglück auf kurze Zeit vergessen zu machen, einen Begleiter, den als letzten Trost so mancher schwache Verzweifelnde ergreift und als langsamen Mörder des Schmerzes aber auch des Lebens sich befreundet: es war eine Flasche, und zwar eine Flasche mit dem besten Kartoffelgeist, den die Kunst der rindehausener Geistfabrikanten zu erzeugen vermochte. Abwechselnd setzte er bald den einen, bald den andern Begleiter an den Mund, bis er endlich sich bloß noch mit dem letztern beschäftigte. Die gute Wirkung blieb nicht aus, und es verging keine Stunde, da senkte der mitleidige Schlaf seine tröstende Hand schon auf das Haupt des Vielgequälten, der lang gestreckt im Angesicht des Rathhauses auf einer Steinschwelle lag.

Es war eine duftige, herrliche Nacht, still und noch schwach erleuchtet von dem untergegangenen Monde, seit langer Zeit die erste, in welche das dröhnende rindsbausener Nachtwächterhorn seine Schrecken nicht durch die Berge sandte. Käuze kreischten in ungewöhnlicher Munterkeit umher, als feierten sie die Befreiung ihres nächtlichen Reiches von der Nachtwächter-Tyrannei, und die Nachtigallen flöteten dazwischen, wie zu einem Konzert vereinigt, in den Vorgärten des Städtchens. Keine menschliche Stimme, kein Fußtritt ließ sich hören, selbst die spionirenden Beobachter Himmel's waren dies Mal unthätig, und der Schlag der Thurmuhr, die eben die zwölfte Stunde verkündete, war der einzige Ton, der an Menschen erinnerte. Doch auch die Unzerstörtheit dieser Nacht sollte in Rindsbausen nicht von langer Dauer sein. Plötzlich erschallten schleppende Fußtritte in dem engen und dunkeln, aus Felsblöcken zusammengemauerten Stadtthore, und zwei Gestalten, eine große und eine kleine, traten schweigend in den Ort. Wer waren diese nächtlichen Reisenden? Ich will sie in aller Eile dem Leser vorstellen: es waren meine alten Freunde, der Dr. Nebel und der Dr. Feger. Ein Ren-

kontre mit einem ſchalkhaften Jäger — er wird ſpäter wieder zum Vorſchein kommen — den ſie im Gebirge ſchlafend gefunden und in ihrer Gelehrſamkeit für todt gehalten hatten, brachte ſie in ſo ſpäter Nacht nach Rindsbauſen. Sie ſuchten ſchon die halbe Nacht nach einem Orte, um die traurige Begebenheit der Behörde anzuzeigen; es wollte ihrer philanthropiſchen Bemühung aber nicht gelingen, in der wilden Berggegend einen menſchlichen Ort ausfindig zu machen, ſie hatten ſich vielmehr immer weiter von allen Wegſpuren verirrt und waren mit Hülfe der unterdeß eingebrochenen Nacht in ein ſolches Labyrinth von Thalſchluchten und Felskuppen, von Sümpfen und Waldern, Strauchwerk und Geſtrüpp gerathen, daß ſie an einem Ausweege völlig zu verzweifeln anfingen. Beſonders ſchwebte Dr. Feger in einer nicht geringen Angſt für ſeinen kleinen Reſt von Leben, und in jedem dunklen Strauch glaubte er einen Banditen oder einen Bären (ursus arctos, wie er ſich trotz der Angſt naturhiſtoriſch ausdrückte) zu erblicken, der ihm ſeine ſchreckliche Umarmung zugedacht habe. Als ſie in dieſer Noth an einer lichten Stelle des Waldes eben berathſchlagten, was zu thun, hörten ſie plötzlich

in der Ferne einen brüllenden Ton, der sie Anfangs nicht wenig erschreckte, der aber bald durch seine regelmäßige Wiederholung seinen menschlichen Ursprung zu erkennen gab und ihnen zuletzt keinen Zweifel mehr übrig ließ, daß er aus dem Horn eines Dorfnachtwächters kam. Was dem armen Gottfried Himmel zur tödtenden Qual, das gereichte den beiden Doktoren zur lebhaftesten Freude. Sie rafften, von Hunger und Müdigkeit auf's äußerste erschöpft, ihre letzte Kraft zusammen, um sich Bahn zu brechen nach der Gegend hin, woher die Töne gekommen waren, und obschon dieselben nach einiger Zeit völlig wieder verstummten, gelang es doch den beiden Verirrten, mit Hülfe dieses Wegweisers nach einer Stunde den Wohnort ihres unbekannten Retters zu erreichen. Ihre erste Sorge war, das Rathhaus auszufinden, theils um endlich ihre verspätete Anzeige über das Abenteuer mit dem todten Jäger zu machen, theils weil sie bei der Stadtwache ein Unterkommen zu finden hofften, das ihnen die verschlossenen Thüren der übrigen Häuser nicht versprachen. Sie erkannten das Rathhaus bald an den hohen Giebelspitzen und Zacken seiner mittelalterlichen Bauart, die sich gegen den

dunklen Himmel abzeichneten; aber eine Nachtwache fanden sie nicht. Durch diese trostlose Entdeckung wurden ihre ohnehin erschöpften Seelen völlig entmuthigt; auch waren sie so todtmüde, daß die Beine ihnen zu weiterem Nachforschen den Dienst versagten. Die Nacht war außerdem, besonders in den engen Straßen Rintshausens, unterdeß stockfinster geworden und die beiden Doktoren beschlossen daher, in der Nähe des Rathhauses auf dem ersten besten Ruheplatze den Tag abzuwarten. Halb tappend, halb fallend geriethen sie auf die Schwelle, wo der schlafende Nachtwächter lag, und legten sich, vor Ermattung aller Unterscheidungsgabe bar, halb auf den Schlafenden ebenfalls zur Ruhe. In zwei Minuten schlief der ganze Knäuel um die Wette, ein Nachtwächter und zwei Doktoren der Philosophie.

Himmels Pflichtvergessenheit blieb mittlerweile nicht ohne rächende Folgen, und wenn er selbst auch schlief, sein Gewissen war nicht mit eingeschlafen. Schon um die Zeit, wo die beiden Schlafkameraden sich ihm näherten, begann das drohende Gewitter eines ängstigenden Traumes in ihm aufzusteigen. Als nun gar die zwei Doktoren sich auf seinen Körper legten, kamen phy-

ſiſche Urſachen den moraliſchen zu Hülfe, und der Druck der philoſophiſchen Fremdlinge verurſachte ihm ein fürchterliches Alpdrücken. In dieſem ſeinem Zuſtande nahm der Traum eine ſchreckliche Geſtalt an. Himmel träumte nämlich, er ſei während der Erfüllung ſeiner Pflicht eingeſchlafen, dieſer Umſtand ſei von zwei Brandſtiftern benutzt worden, um im Ort Feuer anzulegen, und nun ſtehe ganz Rindshauſen in lichten Flammen. Er ſah die rothe Gluth ſich gegen den Himmel aufbäumen, er hörte die grauſige Stimme der Brandglocke, er vernahm das Wimmern der Verbrennenden, er fühlte die Hitze der Luft, er war bedroht von dem Sturz der zuſammenſinkenden Häuſer — und bei allem dem fühlte er ſich gefeſſelt und konnte nicht von der Stelle. Zugleich glaubte er das Rachegeſchrei der Rindshauſener zu hören, die wüthend durch die Straßen rannten, um den Urheber ihres Unglücks, den pflichtvergeſſenen Nachtwächter, zur Rechenſchaft zu ſchleppen; gleichzeitig hörte er ſchon ſeinen Nachfolger auf dem Reſervehorn blaſen und mit ſchrecklichen Poſaunentönen das jüngſte Gericht des Magiſtrats auf ihn herabrufen. Nach langer Anſtrengung unter Windungen und Stöhnen gelang es endlich

dem schweißtriefenden, vor Aufregung glühenden Nachtwächter, zu erwachen, und in einem Nu warf er seine beiden Dränger mit gewaltiger Anstrengung auf die Straße. Diese, die ihrerseits durch den Traum wieder in ihre Bergwildniß zurückversetzt waren, glaubten sich von Bären oder Räubern angefallen, rafften sich in möglichster Hast wieder auf und eilten in wildester Flucht in den Ort hinein. Himmel, dem jetzt der ganze verbrecherische Zusammenhang klar wurde und der die Fliehenden für die Brandstifter hielt, gab sofort mit seinem Horn das Brandsignal und rannte, halb von Zorn, halb von Angst erfüllt, den beiden Doktoren nach, von Zeit zu Zeit sein Signal wiederholend. Es währte nicht zehn Minuten, so war ganz Rindehausen auf den Beinen, und Alles schrie „Brand", obschon Niemand einen Funken Feuer gewahrte. Die Verwirrung war groß; Keiner wußte, wo er helfen, wohin er sich retten sollte; Keiner war bei der Finsterniß im Stande, den Andern zu erkennen, und Manche liefen, von entgegengesetzten Seiten herzueilend, sich gegenseitig im Diensteifer zu Boden; es entstand Streit unter den Helfenden, und an verschiedenen Straßenecken lagen die besten

Freunde haufenweiſe aufeinander und zerbläuten ſich auf's Freundſchaftlichſte. Die rindshauſener Damen liefen zum Theil in ihren Nachtjacken durch die Straßen und ſtreckten ſehnſüchtig die Arme nach einem Retter aus; der Bürgermeiſter hatte in edler Aufopferung ſofort ſeine Pferde hergegeben, ſie aber in der Dunkelheit und Verwirrung irrthümlich, ſtatt an die Brandſpritze, an ſeine Chaiſe ſpannen laſſen und fuhr wie beſeſſen durch das Städtchen umher; der Magiſtrat eilte in corpore hinaus, um ſich in dem Sitzungsſaal auf dem Rathhauſe zu verſammeln, gerieth aber durch Verſehen in den Gaſthof „zum rothen Ochſen"; die Polizei öffnete das Stadtpriſon, worin ſechs betrunkene Schneider ſaßen, anſtatt des Spritzenhauſes und ſchrie nach Waſſer; der ehrwürdige Herr Pfarrer ſtürzte in Unterhoſe und Skapulier aus ſeiner Wohnung und ſeine beſorgte Köchinn verfolgte ihn mit dem Nachtgeſchirr, um zu löſchen; der Küſter rannte mit dem Kirchenſchlüſſel irrthümlich nach dem Lazareth und wurde wegen verſuchten Einbruchs von dem Aufſeher durch die Stadt verfolgt. Kurz, es war eine Verwirrung, eine Geſchäftigkeit und ein Lärm in Rindshauſen, wie niemals vorher, und das

Alles — o Nemesis! — durch ein Ochsenhorn!

Als man trotz allem Schreien und Suchen kein Feuer auffinden konnte, kam man allmälig auf die Vermuthung, der Nachtwächter habe irgend ein Verbrechen entdeckt, und dieserhalb die Einwohnerschaft zu Hülfe gerufen. Dabei war indeß allen ein Räthsel, daß der Nachtwächter selbst sich nicht einfand und sich keine Spuren der Verbrecher zeigten. Während man auf dem Markte sich hierüber beim Scheine unterdeß angezündeter Lichter seine Ansichten mittheilte, wurden von einem Trupp rindshausener Nationalgardisten zwei Fremdlinge vorgeführt, die, von dem blasenden Nachtwächter verfolgt, man aus dem Thor hinaus rennen gesehen und dort eingefangen hatte. Der Nachtwächter selbst war plötzlich verschwunden und verstummt, was natürlich den schwersten Verdacht erregen mußte. Sobald die Fremdlinge vorgeführt und als muthmaßliche Brandstifter oder Diebe oder gar Mörder bezeichnet wurden, überlief ein Schauder der Wuth die Menge, und man machte alle Anstalten, ein sehr strenges Urtheil in demselben Augenblick zu sprechen und zu vollziehen. Besonders die Nationalgarden schienen sich

beeilen zu wollen, um von dem Werke, das sie durch Fahndung der Verbrecher so rühmlich begonnen, sich durch Exekution auch den Ruhm der Vollendung zu sichern. Die beiden Dekoren machten verzweifelte Gesichter, und selbst Dr. Nebel, der bei den gewöhnlichen Anlässen des Lebens selten Worte oder Vorkehrungen für nöthig hielt, begann, als er eine kräftige Faust an der Halsbinde fühlte, die Gefahr zu erkennen und betheuerte seine Unschuld.

Da trat der Pastor, unterstützt vom Schullehrer und einem Stadtrath, in die Mitte des Haufens und ermahnte zur Mäßigung. Er stellte den Bürgern vor, daß sie das Verdienst, welches sie durch Arrestation der Verbrecher sich erworben, durch Ueberschreitung ihrer Befugnißgränzen nur schmälern könnten, daß die einstweilige Untersuchung der Sache zu den hohen Funktionen des Stadtvorstandes gehöre und die Bestrafung der Arrestanten dem Gericht zu überlassen sei. An die religiösen Ermahnungen, die der Pastor noch folgen ließ, knüpfte nach dem Schluß von dessen Anrede der bemeldete Stadtrath mit einem unaussprechlich schlauen Blick die tröstende Versicherung: er werde auf dem Rathhause schon dafür sorgen,

daß die beiden Spitzbuben gehörig „verarbeitet“ würden. Dieſe Troſtgründe wirkten, die beiden Doktoren wurden mit weiteren Thätlichkeiten verſchont und unter entſetzlichem Geſchrei des ſie begleitenden Haufens auf das Rathhaus gebracht. Sogleich trat der zuſammenberufene Magiſtrat zu einer geheimen Sitzung zuſammen und erklärte ſich vorläufig permanent, um das Wohl der Stadt zu ſichern. Sechs Bürger ſtanden Wache vor dem Sitzungsſaal und vor dem Rathhaus verſammelte ſich die übrige Bürgerſchaft. Die beiden Verbrecher wurden vorgeführt, die Magiſtratsmitglieder nahmen patzig ihre Seſſel ein und man machte Anſtalten zum Verhör. Fürchterliche Stille. Obenan ſitzt der Bürgermeiſter mit ſcharfſinnigem Geſicht und wirft abwechſelnd einen forſchenden Blick bald auf die Arreſtanten, bald in die eingelaufenen Steckbriefe, deren ein ganzer Haufen neben ihm liegt. Das Huſten eines hektiſchen Stadtraths unterbricht die Stille. Sein Nachbar, dadurch ermuthigt, flüſtert ihm bedeutungsvolle Worte ins Ohr. Der bereits erwähnte Stadtrath, der für das „Verarbeiten“ Sorge zu tragen verſprochen hatte, notirt ſich omineuſe Dinge auf das vor ihm liegende Papier. Der Stadtſekretär ſchneidet mit drohen-

der Akuratesse die Protokollfeder, wie ein Henker das Messer zurechtmacht. Die Blicke heften sich mit zunehmender Spannung auf die beiden Fremdlinge, deren Aeußeres immer räthselhafter erscheint. Gewöhnliche Verbrecher scheinen sie nicht zu sein. Bald scheinen sie im Aeußern etwas von einem Schullehrer, bald von einem evangelischen Geistlichen, bald von einer Gerichtsperson zu haben. Feger's spitzes Gesicht läßt aber keine Zweifel über ihre bösen Absichten übrig. Einer der Stadträthe, ein Gewürzkrämer, der den Tag zuvor mit einer falschen Kassenanweisung angeführt worden war, glaubt in Feger einen Falschmünzer zu erkennen und bereitet sich schon im Geheimen vor, bei der Fortsetzung der Verhandlungen diesen Punkt zur Sprache zu bringen. Der Polizeiportier bemerkt in Nebel's hinterer Tasche ein Pistol (es war ein Fernrohr) und macht davon dem Stadtsekretär, auf den Fußzehen gehend, geheime Mittheilung. Es wird davon unter angemessenen Geberden Notiz genommen. Durch die Mittheilung des Polizeidieners wird der Stadtsekretär Gegenstand der Aufmerksamkeit und er glaubt dieser gemäß Zeichen seiner Wirksamkeit geben zu müssen. Während nämlich der Bürgermeister noch die Steck-

briefe durchsieht, macht der Sekretär, vorbereitend, sich schon an den Kopf des Protokolls und schreibt mit einer der Wichtigkeit der Sache angemessenen Miene: „So verhandelt zu Rindshausen im Sitzungssaale des Rathhauses am *ten des Monats Juni 18** am Vormittage des frühen Morgens zwei Uhr." Nach ungefähr einer Viertelstunde, als er mit diesen Worten fertig geworden, hat auch der Bürgermeister die Revision der Steckbriefe beendigt und spricht halblaut, zu den Stadträthen gewendet: „Nicht vorhanden!" Darauf wendet er sich zu den Arrestanten und fragt: „Haben Sie Passe?" Dr. Feger tritt vor und antwortet: „Meine Herren! Nachdem unsere Bestürzung über den Vorfall dieser Nacht einigermaßen vorüber ist, sehen wir wohl ein, durch welches Mißverständniß wir in diese Lage gebracht sind, und wir hoffen, daß auch Ihnen der Zusammenhang bald klar werden wird. Bis dahin erlauben Sie uns wenigstens, Platz zu nehmen, denn wir sind müde und dürfen in einer so gebildeten Gesellschaft wohl nichts Anderes erwarten, als honnet behandelt zu werden." Bei diesen Worten schob er seinem Kollegen Nebel einen Stuhl hin, und Beide nahmen Platz. Der Magistrat ward ein

wenig ſtutzig über dieſe halb ſchmeichelhafte, halb vorwurfsvolle Anrede, und man ſah ſich einander an, als wollte man ſich von der gegenſeitigen Verlegenheit überzeugen. Da machte der hekuiſche Stadtrath der Verlegenheit ein Ende, indem er mit rauhem Ton der Meinung war, es ſei angemeſſen, vorher den Paß zu zeigen, ehe man Platz nehme, denn das Platznehmen hange von der Bildung ab, und die Bildung könne ſich des Signalements wegen doch nur aus dem Paß erſehen laſſen. Dieſe ſcharfſinnige Bemerkung fand ſo lebhaften Anklang, daß Alle ſich halb von ihren Sitzen erhoben und mit triumphirenden Blicken und vorgeſtreckten Köpfen das Vorzeigen der Päſſe für nöthig erklärten. Der hekuiſche Stadtrath aber wiegte ſich in ſtolzer Freude hin und her und wiederholte dreimal ſeine Bemerkung. Da trat Dr. Feger abermals auf und ſprach: „Meine Herren! Die Hauptſache im Paß iſt doch nach Ihrer eigenen Erklärung das Signalement, nicht wahr?“ Dieſe Frage wurde einſtimmig bejaht. „Nun“ — fuhr Dr. Feger fort — „wenn das Signalement, dieſe Kopie der Perſönlichkeit, eine Hauptſache iſt, ſo muß die Perſon ſelbſt, als das Original, keinen geringern Werth für Sie ha-

ben. Da wir nun originaliter vor Ihnen ſitzen, ſo glauben wir dadurch die Kopie vollſtändig erſetzen zu können.“ Dieſe ſpitzfindige Replik Feger's machte eine noch größere Senſation, als ſeine frühere. Die Würde der Verſammlung war in augenſcheinlicher Gefahr, da man nichts zu entgegnen wußte. Als die Gefahr aufs Höchſte geſtiegen war und kein Retter ſich mehr vernehmen ließ, faßte endlich der Bürgermeiſter, die Aufgabe ſeiner Stellung begreifend, ſeine ganze amtliche Kraft zuſammen und ſprach: „Ihre Namen, meine Herren?“ Antwort: „Dr. Nebel und Dr. Feger.“ Ungeheures Erſtaunen. Allſeitig gegenſeitiges Anglotzen. Allgemeines Stillſtehen des Verſtandes. Doktor! dachte der Eine; Doktor! dachten die Andern; Doktor! dachten ſie alle zuſammen. Dieſer Aufſchluß über die gelehrte Qualität der Fremdlinge enthielt zugleich eine Aufforderung zu äußerſter Vorſicht, zumal da die Antworten Feger's der Verſammlung bereits nahe gelegt hatten, daß ſie leicht in Gefahr kommen könne, ſich zu blamiren. Der Magiſtrat beſchloß daher, ehe er weiter ging, ſich zu einer geheimen Berathung über das weitere Verfahren in ein Nebenzimmer zurückzuziehen. Gleichzeitig wurde der Polizei-

dienerportier angewieſen, den Saal ebenfalls zu verlaſſen und durch das geheime Beobachtungsloch das Benehmen der Delinquenten zu obſerviren. In der geheimen Sitzung, worin ſich durch die verſchiedenen Debatten ein erſtaunlicher Reichthum an Scharfſinn und Weisheit entwickelt haben ſoll, ſiegte mit zwölf Stimmen gegen keine die Anſicht, man müſſe der Klugheit gemäß ſich mit den Arreſtanten in kein langes Federleſen einlaſſen, ſondern ihnen gerades Weges mit den einfachen Mitteln der väterlichen Inquiſition zu Leibe gehen. Zu dem Ende bereitete ſich der Bürgermeiſter vor zu der kategoriſchen Frage: ob ſie bekennen wollten oder nicht? Außerdem aber zog man die Loyalitätsfrage in Betracht und beſchloß für alle Falle, ſich zu verſichern, ob die Arreſtanten loyale Unterthanen ſeien oder nicht, in welch letzterm Falle man ſie als Demagogen feſthalten könne. Zu dieſem Ende wollte die Verſammlung plötzlich in den Sitzungsſaal treten und ausrufen: „Hoch lebe unſer allgeliebter, innig verehrter Landesvater und nochmals hoch und zum dritten Mal hoch!“ Stimmten die Fremden nicht in dieſen Ruf ein, ſo gaben ſie ſich hierdurch als Staatsverbrecher zu erkennen und bereiteten, mochten ſie ſonſt eines

Verbrechens schuldig sein oder nicht, dem Magistrat das Verdienst, eine strafbare Illoyalität zur Anzeige zu bringen.

Also ausgerüstet trat die Versammlung in den Inquisitionssaal zurück. Sie erstaunte aber nicht wenig, als sie die Fremden, statt zitternd ihr Urtheil gewärtigen, kopfnickend und schnarchend auf ihren Stühlen sitzen sah. Wieder langes, gegenseitiges Ansehen. Mehre der Herren Stadträthe waren geneigt, in diesem Benehmen ein Zeichen von Geringschätzung ihrer Würde zu erblicken; allmählig aber begann man darin einen Beweis von Sorglosigkeit zu sehen, der sich mit einer so schweren Schuld, wie den Arrestanten zugeschrieben wurde, nicht gut vereinigen ließ. Daß diese Sorglosigkeit aber keine Verstellung war, ging aus dem Bericht des Polizeidieners über seine geheime Observation hervor, und allgemein fiel es auf, daß Nebel nicht einmal darauf bedacht gewesen war, das Pistol zu entfernen. Als man nun gar beim Licht des unterdeß angebrochenen Tages den harmlosen Ausdruck, namentlich in Nebel's Gesicht, betrachtete, welches, durch den Schlaf von aller gelehrten Strenge befreit, sich zu einer wahrhaft kindlichen Miene verklärte, wurden die Bedenken

immer größer und man war faſt geneigt, die Beſchuldigten für völlig unſchuldig zu halten, verzichtete aber jedenfalls einſtweilen auf die projektirte Loyalitätsprobe.

In dieſem Augenblicke trat ein Mann in den Saal, welcher in die ganze Lage der Sache eine Aenderung brachte. Er näherte ſich haſtig den Herren Stadträthen, grüßte ſehr freundlich, warf einen humoriſtiſchen Blick auf die beiden Doktoren und ſprach: „Der Lärm, meine Herren, der dieſe Nacht Ihr friedliches Städtchen in Aufruhr geſetzt, iſt über die Berge auch in meine Wohnung gedrungen und ich ahnte gleich, daß ich in der Sache wichtige Aufklärungen würde geben können.“

Er erzählte ſodann, wie er am letzten Nachmittag auf der Jagd, in einem Thal ausruhend, ſich damit amüſirt habe, in ſimulirtem Schlaf Beobachtungen über die Enthaltſamkeit ſeines Hundes anzuſtellen, der es auf den Inhalt ſeiner Jagdtaſche abgeſehen hatte; wie unterdeß die mehrgedachten beiden Doktoren vorübergekommen, ihn in ihrer Gelehrſamkeit für todt erklärt und ſogleich beſchloſſen hätten, von dem Unglück im nächſten Orte Anzeige zu machen. „Wie Sie wiſſen,“ fuhr er fort, „halte ich es für zuträglich, mitunter

einige Veränderung in das hiesige Philisterleben zu bringen. Ich ließ daher die Beiden in ihrer irrigen Meinung, um dadurch einigen Rumor in Rindshausen zu veranlassen und mich an den Früchten der echt teutschen Gelehrsamkeit dieser Herren zu ergötzen, die nicht unterscheiden können, ob ein Mensch schläft oder todt ist. Sie werden nun mit mir der Ansicht sein, daß an dem Lärm dieser Nacht ein Mißverständniß oder der fatale Diensteifer Ihres Nachtwächters schuld sein muß, da diese Herren, die wahrscheinlich zu wissenschaftlichen Zwecken unsere Gegend bereisen, in der besten Absicht nach Rindshausen gekommen sind und eben so wenig an Brandstiften als an Todtschlagen gedacht haben. Ich bitte daher, den gelehrten Gästen keine Schwierigkeiten mehr zu machen, sondern sie ihrem Stande und ihrer Bildung gemäß zu behandeln. Für ihre Unschuld bleibe ich Bürge, denn sie sind, wie gesagt, deutsche Gelehrten."

Der Mann, der also sprach, war jener Schriftsteller, welcher dem Nachtwächter den grausamen Brief geschrieben hatte. Sein Bericht wurde nicht ohne einiges Mißtrauen von der Versammlung aufgenommen, man wagte aber nicht, es laut zu erkennen zu geben. Das Erwachen der beiden

Doktoren löſ'te endlich alle Zweifel, indem dieſelben das gröſste Erſtaunen darüber kund gaben, den Jäger, welchen ſie den Tag zuvor für todt gehalten hatten, jetzt friſch und geſund vor ſich zu ſehen. Einige Erörterungen hin und her klärten nach und nach die ganze Begebenheit auf, und man gerieth darüber in die heiterſte Stimmung, als plötzlich wieder ein neues Ereigniß die Verſammlung mit Schrecken und Trauer erfüllte. Vor dem Rathhauſe entſtand ein drohendes, wüthendes Geſchrei, und das Volk machte Anſtalten, mit Gewalt einzudringen. Der Nachtwächter iſt ermordet! An den Galgen die Mörder! So ließ es ſich drinnen und draußen vernehmen. Der Bürgermeiſter öffnete die Thür, und der Nachtwächter Gottfried Himmel wurde leichenblaß und regungslos in den Saal gebracht und auf den Tiſch gelegt. Man hatte ihn vor dem Thor des Städtchens am Wege liegend gefunden, und ſein Horn lag zwanzig Schritte von ihm. Sofort wurde als Kreisphyſikus der dicke Ortswundarzt gerufen, um die Leiche zu unterſuchen. Unterdeſſen änderte ſich in der ganzen Geſellſchaft die Anſicht über die Unſchuld der Fremden wieder, und man raunte ſich den Verdacht in die Ohren,

daß ſie den Nachtwächter erſchlagen hätten. Der hektiſche Stadtrath hielt die Gelegenheit für günſtig, um dieſelben auf die Probe zu ſtellen und ſich dadurch zugleich an dem ſpitzfindigen Feger zu rächen. Sie haben, ſprach er boshaft, ſich vor kurzer Zeit für Doktoren ausgegeben; wollen Sie nicht über den Ermordeten, ich wollte ſagen, Verunglückten Ihr Urtheil vernehmen laſſen? — Wir ſind keine Mediziner, erwiederte Feger ruhig, wir ſind Doktoren der Philoſophie. — Der Philoſophie! Der Philoſophie! wiederholte ungläubig die ganze Magiſtratsverſammlung, welche von dieſer Erfindung noch nie etwas gehört hatte. Uebrigens, ſprach Feger weiter, auch ohne Mediziner zu ſein, glaube ich behaupten zu dürfen, daß der Mann am Schlag geſtorben iſt.

Am Schlag! Richtig, der Mann iſt am Schlag geſtorben. Dieſe Meinung wurde ſofort von Allen getheilt, zumal nachdem der dicke Wundarzt den Verunglückten unterſucht, ſeinen Puls zehnmal befühlt, ihm den Deckel ſeiner Schnupftabaksdoſe vor den Mund gehalten, um den Athem zu rekognosziren, und mit wichtiger Miene die Entdeckung verkündet hatte, der Nachtwächter ſei in Folge zu heftigen Blaſens an der Apokalypſis geſtorben.

Das Ochsenhorn behielt also die Schuld, doch dieß allein war genug, um gegen die Untersuchung Opposition hervorzurufen.

„Aber wie ist er zu dem heftigen Blasen gekommen?“ fragte der hektische Stadtrath, einen bedeutungsvollen Blick auf die Fremden werfend.

„Ja wie ist er zu dem heftigen Blasen gekommen?“ wiederholte die ganze Rathsversammlung.

„Die Sache wird um so räthselhafter, fuhr der hektische Stadtrath triumphirend fort, wenn man bedenkt, daß der Verstorbene ein großer Feind des heftigen Blasens war, daß er beständig an ein stärkeres Signalgeben gemahnt werden mußte und daß er mehrere Male um ein anderes Instrument beim Magistrat eingekommen ist. Die Versammlung wird daraus mit mir erkennen, daß die Sache immer räthselhafter und bedenklicher wird.“

Die Rathsversammlung erklärte sich völlig damit einverstanden, daß die Sache immer räthselhafter und bedenklicher werde. Der Stadtsekretair nahm dieß sogar zu Protokoll.

In diesem kritischen Augenblick erhob sich der Schriftsteller und sprach: „Meine Herrn, wenn

es mir erlaubt ist, mich an Ihren weisen Erwägungen zu betheiligen, so äußere ich die Vermuthung, daß eben die Abneigung des Verstorbenen gegen sein Instrument, von welcher ich bisher nichts gewußt habe, das Räthsel zu lösen geeignet ist. Sollte er nicht dieß Instrument und seine Lunge zu dem Zweck so gewaltig angestrengt haben, um durch die hervorgerufene Verwirrung Sie zur Wahl eines andern Instruments zu bringen?"

Diese Vermuthung fand, weil sie zur Entdeckung eines Kniffs zu führen versprach, sofort allgemeinen Anklang. Als man sich aber besann, daß das Ochsenhorn noch immer dadurch kompromittirt sei, erhob sich der hektische Stadtrath von Neuem und warf die Frage auf, wie denn das nächtliche Zusammentreffen der beiden Fremden mit den „Ausschreitungen" des Nachtwächters zu erklären sei?

„Allerdings, sprach der Bürgermeister, scheint auch mir dieß der Mittelpunkt der Frage zu sein."

Die übrige Rathsversammlung war ebenfalls der Meinung, und der Stadtschreiber nahm es zu Protokoll, daß man am Mittelpunkt der Frage angelangt sei.

Der Schriftsteller entgegnete, dieser Mittelpunkt sei nichts Andres, als der Anfangspunkt, der ja durch die früheren Aufklärungen schon beseitigt sei, und ein solches Verfahren nenne man eine petitio principii.

Die berechnete Anwendung dieses lateinischen Wortes verfehlte ihre Wirkung nicht und die Versammlung stimmte damit überein und der Stadtschreiber notirte zu Protokoll, daß man an der petitio principii angelangt sei.

„Aber, meine Herrn, so erhob sich der hartnäckige hektische Stadtrath abermals, jetzt haben wir ja gar keinen Schuldigen!"

Diese Bemerkung schien der Rathsversammlung wichtiger zu sein, als alle andren, und man äußerte allgemein seine größte Verlegenheit und das loyalste Bedauern darüber, daß man jetzt gar keinen Schuldigen habe.

„Was wird die Justizbehörde sagen, äußerte der Bürgermeister, wenn wir keinen Schuldigen haben? Einen Schuldigen müssen wir haben!"

„Wollen Sie die Schuldigen sehen? Hier sind sie! Ich bin der eine und da ist der andre." Diese Worte sprach, des Nachtwächters Ochsenhorn auf den Tisch werfend, ein aus dem Hinter-

grund rasch hervortretender, hagerer Mann. Wer war er? Nikolas Wichtig, erster Schullehrer und Organist von Rindshausen!

Nikolas Wichtig war durch den nächtlichen Lärm ebenfalls aus dem Bette aufgeschreckt worden, hatte sich nach Allem erkundigt und namentlich erfahren, daß auf dem Rathhaus der Schriftsteller und zwei Gelehrte zugegen seien. Dieß bestimmte seinen Entschluß und er nahm sich vor, seiner Eitelkeit vor diesen seltnen Zeugen ein großartiges Fest zu bereiten. So trat er denn in die Versammlung und kokettirte in großer Zerknirschung mit der Schuld an des Nachtwächters Tod, den er im Leben als überlegenen Rivalen gekannt und heimlich gehaßt hatte. „Meine Schuld, sprach er nach der Einleitung, will und muß ich büßen. Ich bitte euch im Voraus, meine Freunde, mich nicht von dem Entschluß abbringen zu wollen, den ich unwiderruflich gefaßt habe. Mein Entschluß ist, die Organistenstelle aufzugeben. Am künftigen Sonntag, wo das Todtenamt für den unglücklichen Abgeschiedenen gehalten wird, spiele ich zum letzten Mal. Am Sonntag sollt ihr Zeugen sein, wie ich meine ganze Kunst in mein letztes Spiel zusammendrängen, wie ich die Ge-

fühle jeder Bruſt erſchüttern, wie ich die beleidigte Seele des Todten in unſre Mitte herabbeſchwören werde, um das Sühnopfer zu empfangen, das ich ihm bringe. Dann iſt es aus, dann mögt ihr einen andern Spieler in eure Kirche ſenden, dann wird Nikolas Wichtig nicht mehr eure Herzen erheben, dann mag dieſe knöcherne Hand vollends verdorren, wenn ſie je wieder die Taſten eurer Orgel berührt!“

Nach dieſen Worten zog Nikolas Wichtig ein ungeheures Schnupftuch aus der Taſche, wickelte daſſelbe zu der Geſtalt eines Eichhörnchens zuſammen, wiſchte damit durch ſein gerührtes Geſicht und ſprach zu der ebenfalls ſehr gerührten Verſammlung weiter:

„Damit wir es ganz ermeſſen können, meine Freunde, was wir an dem Verunglückten verloren und, ich muß es wiederholen, was wir an ihm verbrochen haben, ſei es mir erlaubt, eine kurze Ueberſicht über ſeine Schickſale zu geben. Gottfried Himmel kam, wie ihr wißt, vor acht Jahren hierher. In ſeiner Heimath, einer großen öſterreichiſchen Stadt, hatte er ein ſtilles, friedliches Leben geführt und war ſowohl ſeines edlen Charakters als ſeines muſikaliſchen Talents wegen

allgemein geachtet und geliebt. Seine Lage war keine glänzende, da er bei seiner Bescheidenheit und Gemüthlichkeit es nicht verstand, sich auf Kosten Anderer geltend zu machen und aus seinem Talente Geld zu schlagen. Dennoch half er sich nebst seiner Frau und einem Kinde mittelst der Musik anständig durch das Leben. Da brach die polnische Revolution aus. Himmel, dessen leicht erregbares Gemüth, wie für alles Edle, so auch für die Freiheit glühte, dichtete ein Polenlied, komponirte es und war unvorsichtig genug, es bekannt werden zu lassen. Das Polenlied wurde sein Unglück, indem es zugleich zur Bestätigung eines ungerechten Verdachtes wegen politischer Intriguen diente, in welchen der unschuldige Musiker durch musikalische Neider gebracht worden war. Himmel ward als Revolutionär angeklagt und sollte, vielleicht für immer, eingekerkert werden. Mit Hülfe einiger Freunde, denen die drohende Gefahr bekannt geworden, gelang es ihm, nebst Weib und Kind heimlich zu entfliehen. Er hatte nichts mitnehmen können als einen kleinen Geldvorrath und seine Harfe. Das Geld war schon zu Ende, als er kaum die Grenze erreicht hatte, und nun stand er mit den Seinigen entblößt unter

fremdem Himmel. Mit zartem Ehrgefühl begabt, konnte er zum Betteln ſich nicht entſchließen; ſeine Kunſt als Thürenſänger herabzuwürdigen, wurde ihm eben ſo ſchwer. Doch die Noth zwang ihn, einen Entſchluß zu faſſen. Die Kummerblicke ſeines leidenden Weibes, ſeines hungernden Kindes mahnten ihn an die Pflicht des Familienvaters. Er ſang alſo für Pfennige vor den Thüren des Mitleids. So wanderte er ein Jahr lang durch Teutſchland umher, in beſtandiger Gefahr vor der verfolgenden Polizei, verſtohlen und kümmerlich die Tage friſtend. Sein größter Troſt war ſein geliebtes Weib. Doch auch den ſollte er verlieren. Von Elend und von Kummer um das Loos ihres Gatten abgezehrt, erlag ſie der Laſt des Lebens. Gern wäre er ſeinem Weibe gefolgt; aber er war Vater, und das Loos ſeines dreijährigen Kindes trieb ihn weiter. So kam er endlich nach Rindshauſen, wo er, erſchöpft vom Elend und Gram, in eine ſchwere Krankheit verfiel. Ihr wißt, wie er, da man ihn nicht lebendig auf den Kirchhof bringen konnte, halb auf Koſten des Orts, halb auf Vorſchüſſe mitleidiger Wucherer, kümmerlich unterhalten und wie er endlich geheilt wurde. Als er wieder geneſen war, dachte man

an seine Versorgung, aber nicht aus Menschlichkeit, sondern aus Eigennutz, denn er mußte eine Nahrungsquelle haben, um die Schulden abtragen zu können, in die ihn sein Unglück gestürzt hatte. Damals war grade der Nachtwächter gestorben. Man machte also Gottfried Himmel zum Nachtwächter. Und Himmel nahm den Posten an, weil er zu redlich war, um nicht jede Gelegenheit zur Tilgung seiner Schulden und zur Erhaltung seines Kindes zu benutzen. So habt ihr ihn denn acht Jahre lang an seinem Kummerposten schleppen lassen, so habt ihr ihn acht Jahre lang mit dieser widerlichen Viehzierde" (auf das Ochsenhorn zeigend) „durch eure Straßen getrieben, habt aus niedrigem Eigennutz und Philisterdünkel einen edlen gebildeten Mann zum Pöbel hinabgewürdigt, habt ihm einen Beruf aufgenöthigt, der seiner innersten Natur widerstrebte, habt seine Klagen nicht gehört, habt seine Leiden verhöhnt, habt seine Eigenschaften unter die Füße getreten, habt das, wodurch er sein Loos bessern, seine Verbindlichkeiten lösen, sein Leben mit Ehren fortsetzen zu können hoffte, fühllos zum Fördermittel seiner Qual umgewandelt. Dem Geist dieses Todten seid ihr eine Sühne schuldig, und ihr sollt eure Schuld ab-

tragen, wie er sie abgetragen hat. Zuvörderst weihe ich dieses barbarische Erinnerungszeichen so vieler Leiden der Vernichtung."

Hiermit ergriff er das Ochsenhorn und warf es mit Macht in eine Ecke des Rathhaussaales. Dann sprach er weiter:

„Den Magistrat beschwöre ich bei seinem Gewissen und bei seinem menschlichen Gefühl, daß er nie wieder das Gedächtniß an Gottfried Himmels Leiden durch die Töne eines solchen Horns wach rufen lasse."

„Jetzt kennt ihr die Schuld, die ihr abzutragen habt, eine andre habe ich allein zu tilgen. Wie räthselhaft und grausam sind oft die Fügungen der Vorsehung! Ich, der ich selbst es so bitter erfahren, was Verkennung heißt, der ich erfahren, wie oft die Tugend unseres Unglücks Mutter werden muß, wenn unsere Untugend nicht fruchtbar genug ist, es zu zeugen; der ich erfahren, wie schmerzlich es ist, in eine Bahn des Lebens gefesselt zu werden, in der uns bei jedem Schritt die Größe unserer Begabung nur durch die Kleinheit unserer Lage fühlbar wird; der ich erfahren, wie herzvernichtend es ist, all den edlen Drang, den uns ein wohlwollendes Geschick in

den Busen pflanzte, von der Rohheit der Menschen als sündigen Trieb einer verkehrten Natur mit Fußtritten zurückgetrieben zu sehen; der ich erfahren, welchen Fluch uns die Fühllosigkeit der Welt aus den schönsten Gefühlen und den beglückendsten Neigungen zu machen weiß, — ich grade war dazu ausersehen, einem Manne, dessen Herz nur von dem herrlichsten Gefühl erfüllt, dessen Geist zu den edelsten Bestrebungen ausgerüstet war, in kalter Verkennung den Dolch der Geringschätzung in die Brust zu stoßen!"

„Ihr wißt nun, daß Gottfried Himmel ein edler Mensch und ein musikalisches Talent war. Er war aber, wie ich weiß, auch noch etwas mehr: er war ein Dichter. Gottfried Himmel war das tiefste poetische Gemüth, das je durch eure Straßen gewandelt ist. Und am Dichter will ich einen Theil von dem wieder gut machen, was ich am Menschen und Musiker verbrochen habe. Ihr wißt, daß Himmel ein Kind hinterlassen. Es ist ein schönes, sinniges Mädchen. An diesem Kind werde ich meine Schuld gegen seinen Vater abtragen. Es wird eine Subskriptionsliste in Rindshausen zirkuliren, auf welcher die ganze Bürgerschaft auf Gottfried Himmels

Gedichte subskribirt, die ich herausgeben werde. Auf dieſe Art werden wir für die Waiſe des Verſtorbenen ſorgen, die ich überdieß unentgeltlich unterrichte. Auf dieſe Art werden die Gefühle, die Gottfried Himmel dem Papier anvertraut, nicht vergebens ſein edles Herz geſchwellt haben; auf dieſe Art werden wir den Todten verſöhnen, indem wir ihn ehren, und ihn ehren, indem wir ihn verſöhnen. O, beſäße ich außerdem die Macht, dieſen Todten aufzuwecken, und auch an ihm Gerechtigkeit zu üben! Er ſollte mein Nachfolger in dem Tempel des Herrn ſein und an mir ſollte er den Andächtigſten ſeiner Zuhörer finden!"

Als Nikolas Wichtig ſeine lange Rede beendigt hatte, zog er ſein Schnupftuch wieder hervor, wickelte es zu der Geſtalt eines Eichhörnchens zuſammen, wiſchte ſich unter der Naſe hin und her und erntete mit unbeſchreiblicher Miene auf dem Schlachtfelde des magiſtratiſchen Erſtaunens die Lorbeeren ſeiner Ueberlegenheit. Sein Auftreten gewann ſogar die Sympathie des Dr. Nebel, der ſich vornahm, ſich zur Lieferung der Vorrede zu Gottfried Himmels Gedichten zu erbieten.

Indem nun die ganze Verſammlung von Staunen, Reue, Rührung und allen ſonſtigen Mächten des Geiſtes und des Herzens überwältigt daſaß, ſchweigend, feierlich, geſpannt, geſchlagen, vernichtet, vergehend, — — da ſchlägt auf einmal Gottfried Himmel die Augen auf, erhebt ſein Haupt und bittet mit röchelnder Stimme die entſetzte Verſammlung um einen Trunk Waſſer!

Soll man es beſchreiben, wie die Rathsherren von ihren Sitzen auffuhren, wie Alles in neue Verwirrung gerieth, wie der dicke Wundarzt mit ſeiner wiſſenſchaftlichen Verzweiflung kämpfte, wie Nikolas Wichtig in den Abgrund der Verlegenheit zu ſinken glaubte? Unternehme ein Anderer dieß Wageſtück!

Als der ſcheintodte Nachtwächter friſches Waſſer getrunken und ſich völlig wieder erholt hatte, hielt es der Schriftſteller, der ſeine Leute kannte, für praktiſch, den Augenblick zu benutzen und die ſofortige Ernennung Himmels zum Organiſten zur Sprache zu bringen. Seine Vorſtellungen ließen weder dem in die Enge getriebenen Magiſtrat, noch dem verlegenen Nikolas Wichtig irgend eine Ausflucht, und der glückliche Gottfried Himmel wurde als Organiſt und Muſiklehrer von Rindshauſen proklamirt.

Aber mit dieſer Ernennung war die Angelegenheit noch nicht zu Ende. Ein wichtiger und kritiſcher Punkt blieb dem weiſen Magiſtrat noch zu erledigen übrig. Am andern Tage trat derſelbe in einer Plenarſitzung zuſammen, um über angemeſſene Wiederbeſetzung der Nachtwächter-Stelle und ein einzuführendes neues Inſtrument zu berathen. Es war eine heiße Sitzung. Trotz den Beſchwörungen des Schulmeiſters ſpürten mehrere Stadträthe eine ſtarke Verſuchung, das alte Inſtrument beizubehalten, denn eine Neuerung ſchien ihnen ebenſo bedenklich, als ſchwierig. Einige derſelben, wieder abgekühlt und im Gefühl ihrer alten Machtvollkommenheit reſtituirt, auch durch die Vorwürfe des Schulmeiſters ſich noch getroffen fühlend, waren ſogar der Meinung, das Wegwerfen des ehrwürdigen Ochſenhorns ſei eine etwas anmaßliche Handlung geweſen. Alle dieſe Anſichten ſprachen ſich jedoch nur in Andeutungen aus und riefen keinen förmlichen Antrag hervor, da der Bürgermeiſter von vorn herein zu erkennen gegeben hatte, er werde nicht für das alte Ochſenhorn ſtimmen. Eine von demſelben vorgeſchlagene Pfeife ſtieß jedoch auf ſo heftige Oppoſition, daß er ſeinen Vorſchlag

zurücknehmen mußte. Nach lebhaften Debatten und schwierigen Verhandlungen kam man zuletzt überein, zwar kein Ochsenhorn mehr einzuführen, aber doch auch, um auf dem Wege des „organischen Fortschritts und der allmäligen Entwickelung" zu bleiben, sich nicht gar zu weit vom Ochsen zu entfernen. Seitdem bläs't in Rindshausen der Nachtwachter auf einem — Kuhhorn!

Teutscher Fortschritt, dein Geburtsort heißt Rindshausen!

V.

Ausflug eines wild gewordenen preußischen Landwehroffiziers in das teutsche Vaterland.

Es war auf der Exerzierhaide bei dem durch seine Narren berühmten Siegburg, wo mich die Wuth ergriff, eine Reise zu machen. Ob meine Beschäftigung auf der Haide oder ob die ansteckende Nähe jenes Ortes mein Gehirn affizirt hatte, ich weiß es nicht; genug, ich hatte förmliche Desertionsversuchungen zu bestehen, obschon die militarische Uebung nicht länger als vierzehn Tage währte. Nicht länger? Ist das nicht lang genug? Vierzehn Tage lang „mit Gott für König und Vaterland" nach dem Takt des Kalbfells die „Röslein auf der Haide" zu zertreten und dabei an nichts Anderes zu denken, als an die Last des Tschako, der durch seinen phrenologisch vertheilten

Druck alles Denkvermögen seines unglücklichen Trägers allein in Anspruch zu nehmen droht, und an die Absätze des Vordermanns, mit welchem du in stolpernde Kollisionen gerätbst, wenn du, die Nase auf seinem Torniſter, nicht pünktlich im Aufheben und Niedersetzen der Füße mit ihm übereinstimmst — diese Tortur vierzehn Tage lang auszuhalten, nachdem man sie früher schon ein ganzes Jahr lang studirt hat; vierzehn Tage lang seine Füße zu gebrauchen, bloß um sich einzuprägen, daß man einen linken und einen rechten hat; vierzehn Tage lang Hitze, Durst, Langeweile, Untergebenheit, Erniedrigung, Verzweiflung auszustehen, um sich zu überzeugen, daß das Alles in der schönen Welt ganz überflüssig wäre — wahrlich, man muß aufrichtig sein, das ist mehr, als ein wohl organisirter Mensch ertragen kann, ohne in seinen geistigen Funktionen einige Störung zu verspüren.

Soldat zu sein, ist fürchterlich; aber dabei zu denken, daß dies Fürchterliche überflüssig wäre, ist das Fürchterlichste. Daß das patriotische Vergnügen des Flintetragens, „le plaisir d'être soldat," nicht mit der Muttermilch in die Menschennatur hineingeleitet werde oder gar schon dem Embryo eingepflanzt sei, scheinen sogar diejenigen

zu empfinden, die es so eifrig kultiviren. Um denen nämlich, welche es am ersten zu erkennen fähig sind, die Pille zu versüßen, hat man die Erfindung gemacht, daß, wer Geld genug hat, um das Gymnasium zu besuchen und sich das Leben in allen Lagen zu erleichtern, nur ein einziges Jahr die geistreichen Kollegien der Unteroffiziere zu hören brauche, während die armen Teufel, welche ihre Zeit am wenigsten verschleudern können und aller Mittel beraubt sind, sich die Qual des Militärlebens erträglicher zu machen, auf drei Jahre zu dieser Qual verurtheilt werden. Unter allen Strafen, welche von der Gewalt auf das Unglück gesetzt sind, gibt es keine härtere, als diese. Und wer hat sie empfunden, wer hat sie besprochen? Man hat es schon dahin gebracht, die Lüge mit Erfolg homöopatisch zu behandeln durch die Lüge. Die armen Teufel fügen sich ganz geduldig in die Unterscheidung, weil die Reichen ein Recht vor ihnen dadurch erlangen, daß sie — „freiwillig" Soldat werden. Sie entschließen sich, „freiwillig" ein Jahr lang zu thun, was sie im Nothfall mit Flintenkugeln gezwungen werden drei Jahre lang zu thun. Man stellt dem Delinquenten frei, den Kopf entweder selbst auf den Block zu legen oder

ihn durch den Henker darauf legen zu lassen. Herunter muß der Kopf jedenfalls. Diese Lüge der Freiwilligkeit bildet dem Einen ein, daß er ein Recht habe, welches er nicht hat, und dem Andern, daß er ein Unrecht nicht dulde, welches man ihm anthut.

Die Ehre der „Freiwilligkeit" hat später die Ehre des Landwehroffiziers im Gefolge. Mit selbstgekauften Kleidern — wieder „freiwillig" gekauften — angethan, und ein selbstgekauftes, silbernes Kreuz mit der Aufschrift „Mit Gott für König und Vaterland" auf dem Kopfe (der Glaube an alle drei wird vorausgesetzt) — so darf jetzt der Offizier sich an die Spitze seiner unfreiwilligen Kameraden stellen, sie mit dem „vertraulichen Du" anreden und mit ihnen vereint der Vernunft wie den Haideroſen auf den Kopf treten. Wonne ohne gleiche! Man sehe diese abgelegene Haide an, todt und öde wie ein versklavtes Volk; stinkende Marketenderinnen die einzigen Vertreterinnen der Romantik; ein Paar aufgescheuchte Hasen das einzige Leben; die armen Haideroſen die einzige Poesie. Auf dieser Haide flucht ein Mann zu Pferde — es ist der Major; auf dieser Haide schreien ein Dutzend Leute zu Fuß — es sind

ſeine Offiziere; auf dieſer Haide trampeln einige hundert, halb mit Kalbfellen und halb mit Menſchenkleidern bedeckte Maſchinen umher — es ſind die Landwehrmänner. Sind ſie wirklich, was ſie heißen? Sind ſie Männer? Sind ſie Männer des Landes? Sind ſie Männer der Wehr? Sind ſie Männer der Landeswehr gegen des Landes Unterdrücker?

Doch ſeien ſie, was ſie wollen. Genug, ich hatte die Ehre, das ſilberne Kreuz „Mit Gott für König und Vaterland" auf dem Kopfe, in ihrer Geſellſchaft auf den Roſen der Siegburger Haide zu wandeln und dort ergriff mich die Wuth, eine Reiſe zu machen. Kaum war das lang erſehnte Ende der Uebung gekommen, als ich mein Kreuz, ein ſchweres Kreuz, von mir warf und meine Reiſe antrat. Wohin? Ich wußte es ſelbſt noch nicht, ich hatte Luſt zum Reiſen, aber keinen Plan; der Druck meines Tſchako hatte mir ſehr tief das teutſche „Vaterland" eingeprägt und ich wollte durchaus das teutſche Vaterland aufſuchen, um mich dort niederzulaſſen. Vorläufig trat ich eine Wanderung nach der Siegburger Irrenanſtalt an, deren ominöſe Nähe mich auf der Exerzierhaide ſo oft beſchäftigt hatte.

Außer den Genies wüßte ich keine interessantere Menschen, als die Verrückten. Die Verwandtschaft beider rechtfertigt diese Zusammenstellung. Schon Quintilian bemerkt, es gebe kein Genie ohne eine Beimischung von Verrücktheit. Vielleicht läßt sich auch umgekehrt behaupten, es gebe keinen Verrückten ohne eine Beimischung von Genialität. Dadurch wäre zugleich der Weg zur Emanzipation der Dummköpfe gewiesen: sie könnten Genies werden, wenn sie bloß verrückt würden. Doch nein! Denke ich mir meinen General und Major unter die Genies versetzt, so ist meine Sympathie für das Genie mit einem Mal verschwunden und höchstens bleibt die Sympathie für die Verrückten übrig.

Ein verrückter Mensch, wenn er nicht zugleich verthiert ist, hat Etwas an sich, das einem Gescheidten Ehrfurcht einflößt, Etwas, das man mit dem gewöhnlichen Ausdruck „heilig" nennen könnte. Er ist ein lebendiger Todter. Er ist Mensch, ohne es zu prätendiren und er ist unglücklich, ohne es zu wissen. Er ist der erste Provocateur der Humanität, weil sie in ihm den leeren Raum findet für ihren ganzen Inhalt: für die Vernunft. Einem Verrückten die Vernunft wiedergeben, heißt

einen ganzen Menschen auf ein Mal schaffen, und ihm im Leben behülflich sein, heißt die größte Schuldlosigkeit gegen die größte Strafe in Schutz nehmen. Das Hauptinteresse also, das wir an dem Verrückten nehmen, ist ein sittliches. Zu diesem gesellt sich ein eben so großes psychologisches. Wir sehen in dem Verrückten das Gefäß, das früher mit Vernunft gefüllt war und in jedem Augenblick seinen früheren Inhalt zurückerhalten kann. Der Zustand seiner Leerheit, dies Interregnum des Nichts, imponirt uns durch seine feierliche Räthselhaftigkeit. Die Vernunft fühlt sich fast zu dem Mystizismus verleitet, da, wo sie nicht mehr ist, mehr zu vermuthen, als da, wo sie noch wirkt. Dieser Tod beim Leben zwingt ihr die Voraussetzung einer Wiedergeburt des Abhandengekommenen ab und dies geheimnißvolle Werden läßt ihr einen großen Spielraum für die Vorstellung des Werdenden. In einem Kinde die Vernunft allmählig sich ausbilden sehen, gewährt ein großes Interesse; in einem Verrückten, diesem großen Kinde, den Kampf der verdrängten Vernunft um ihr früheres Gebiet zu beobachten, gewährt ein doppeltes Interesse, und so wie wir jeden Kampf, welcher um ein edles Gut geführt

wird, diesem unwillkürlich als Vergrößerung hinzurechnen, so gewinnt auch der Verrückte an seinem Zustand einen Alliirten, welcher unsere Theilnahme für seine wieder zu erlangende Vernunft vergrößert. Es bekundet eine große psychologische Theilnahmlosigkeit, daß man uns über Hölderlin und ähnliche bedeutende Menschen, in denen sich gleichsam das Uhrwerk der Vernunft verrückt hatte, so wenig Beobachtungen mitgetheilt hat, welche uns das Uhrwerk in den Einzelnheiten seines irregulären Ganges vor Augen führen.

Ueberhaupt muß diese Klage allgemein geführt werden. Der Schatz von Beobachtungen, wozu gerade die Irrenhäuser so reiche Gelegenheit bieten, ist und bleibt ein vergrabener. Ich hatte dies namentlich im Auge, als ich mich um den Eintritt in das Irrenhaus zu Siegburg bemühte, obschon zu anhaltenden Beobachtungen ein bloßer Besuch natürlich keine Gelegenheit bieten konnte. Aber auch hierbei hatte ich zu bedauern, daß die Rücksichten der Medizin wie die Rücksichten der Humanität, welche mit Recht die Patienten nicht menagerieartig der besuchenden Neugier bloßstellen, mir keinen andern Anblick gestatteten, als den der Rekonvaleszenten, unter welchen bloß Einige durch

interessante Kopfbildungen und Augen sich bemerkbar machten.

Am meisten bedauerte ich, daß ich nicht zu den weiblichen Patienten zugelassen werden konnte, denn es ist mir noch nie der sträfliche Wunsch in Erfüllung gegangen, ein interessantes Weib zu sehen, das verrückt war. Und doch, welchen Eindruck müßte dies zurücklassen? Wenn es dem Verrückten an Selbstbewußtsein fehlt, so muß damit zugleich alle Berechnung wegfallen, welche auf Verschleierung oder Verbergung des Innern ausgeht. Ein Weib unserer Zeit aber ist — Dank unsern verkehrten Gesellschaftsverhältnissen — nie ganz offen, außer, wie ich mir denke, wenn es verrückt ist. Es ist damit dem schönen Geschlecht keine Beleidigung gesagt. Die Weiber sind im Guten eben so oft zurückhaltend, wie im Bösen; sie bedecken mit dem Schleier ihres Zartgefühls eben so oft die Blumen, wie mit dem Schleier der Klugheit die Disteln ihrer Seele; sie werden vielleicht eben so oft verkannt wegen der schönen Seiten, die sie nicht preisgeben, wie wegen der häßlichen, die sie vermuthen lassen. Ueberdies tragen sie in ihrem Herzen vielleicht eben so viel Schätze, die sie selbst nicht kennen, als solche, die

sie absichtlich nicht schaustellen. Für die Fähigkeit, ihre Schwächen mitunter so geschickt und fein verbergen zu können, scheinen die Weiber von der Natur dadurch gestraft worden zu sein, daß sie so oft ihre liebenswürdigsten Seiten nicht zu erkennen und zu zeigen wissen. Strafe? Doch nein! Sie ist vielmehr ein neuer Vorzug, denn was dem Weibe selbst entgeht, entgeht dem nicht, der es liebt, und daß es der Besitzerinn entging vergrößert eben seinen Werth. „Erkläre mir es doch, wie du mich so lieben kannst!" So drang ein liebenswürdiges Weib in ihren Geliebten. Sie wäre nicht mehr liebenswürdig gewesen, wenn sie es gewußt hätte.

Bei den Männern ist das ganz anders. Das Verhältniß ist sogar häufig umgekehrt: in unserm rohen Dünkel prahlen wir häufig mit unsern Fehlern, statt sie abzulegen, und unterlassen dabei nicht, unsre Vorzüge so viel wie möglich vorzukehren. Wir sind über jene häufiger verblendet und mit diesen weit koquetter, als die Weiber; in unsern Fehlern sind wir dümmer und in unsern Vorzügen — gelehrter, als sie. Der Mann ist für die That geschaffen, deßhalb herrscht bei ihm die Absicht vor und die Berechnung; die Rolle

des Weibes ist die Erwartung, deßhalb sind seine Vorzüge mit den Blumen der Absichtlosigkeit und Bewußtlosigkeit geschmückt. Je mehr sich das Weib dem Mann nähert, d. h. je gelehrter, je absichtlicher, je bewußter, je systematischer, je anmaßender sie wird, desto mehr wird das Vermögen, liebenswürdig zu sein, bei ihr verschwinden. Sie wird höchstens eine Zeit lang interessant sein als — Abnormität.

Aber nun ein verrücktes Weib! Es hätte mir nicht bloß die Schwächen, sondern auch die Vorzüge seines Geschlechts unverschleiert, es hätte mir gleichsam seine Seele nackt gezeigt, es hätte mir einen sichern Anhalt geben können, um den Charakter seines Geschlechts, dessen Linien unsre Kultur so vielfach verwischt, in seinen Hauptumrissen rein, unverfälscht, nach dem Urbild der Natur aufzufassen und darzustellen.

Mit derartigen Gedanken im Kopf hatte ich oft von der Exercierhaide aus — versteht sich in den Pausen, denn beim Exercieren vergeht Einem das Denken total — nach der Siegburger Abtei geblickt, in welcher durch eine boshafte Ironie des Zufalls die Mönche durch die Verrückten verdrängt worden sind; mit jenen Gedanken suchte

ich auch Einlaß in die Gesellschaft der weiblichen Geisteskranken zu erhalten. Aber all mein warmes Interesse scheiterte an dem kalten Gebot, welches keinen profanen Zuschauer in jenem Heiligthum duldet. So mußte ich denn unverrichteter Sache meinen Wanderstab weiter setzen. Hätte die Landwehrübung noch acht Tage gedauert, so wüßte ich wahrscheinlich mehr von dem Innern der Siegburger Anstalt — aus eigner Erfahrung — zu erzahlen. Es ist eine ganz patriotische Vorstellung, sich als einen „mit Gott für König und Vaterland" wahnsinnig gewordenen Landwehroffizier im Narrenhause zu denken, sich dort zu sehen und zu hören, wie man den ganzen Tag „Links!" „Rechts!" schreit, wie man in der Schlafstube den Parademarsch exerziert, wie man mit dem — — salutirt, wie man seine Leidensgefährten als „Wehrmänner" und den Krankenwärter als Major oder General behandelt, wie man Morgens und Abends statt des Gebets — die Kriegsartikel deklamirt und „Hurrah!" ruft, „und nochmals Hurrah!" „und zum dritten Mal Hurrah!"

Von Siegburg reiste ich längs der Abtei Heisterbach nach dem Siebengebirge, dessen schönste Aussicht, was wenig bekannt ist, der allerdings

nicht leicht zu ersteigende Glockenstuhl der Kapelle auf dem Petersberg darbietet. Auf dem Drachenfelsen war ich Zeuge von dem seltnen Glück eines Esels. Der langgebrige Wasserträger des dortigen Wirths hatte seine Last stets sicheren Schrittes auf die Höhe gebracht. Dieß Mal aber, wo man ihm eine geistige Last, nämlich Weinfässer aufgeladen, stürzte er an der steilsten Stelle des Bergs jählings hinunter. Doch die Vorsehung bewachte ihn. Er blieb nach einer Reise von dreißig Fuß im Schlagholz hangen und kam wohlbehalten wieder herauf, während seine geistige Last tausend Fuß tiefer zerschmettert im Thal wiedergefunden wurde. Die Lehre, welche in diesem Ereigniß liegt, mag jeder fromme Leser sich selbst herausziehen.

Vom Siebengebirge stieg ich hinab auf die Insel Nonnenwerth. Wieder eine Abtei! Das ist das Kloster, wo einst „das Fenster klang," während der fromme Ritter gegenüber sich die Schwindsucht an den Hals liebte. Würde Schiller ihn heute noch besingen? Schwerlich! Man merkt den Fortschritt der Zeit und seinen eignen am besten, wenn man die Begeisterung, die man in seiner Jugend für solche schwindsüchtige

Romantik fand und empfand, mit dem Interesse vergleicht, das man jetzt noch dafür gewahr wird oder nicht gewahr wird. Unsre Zeit hat einen großen Schritt dadurch gethan, daß sie ihren Geschmack mit ihren Gedanken in Uebereinstimmung setzt und den Dualismus aufhebt, in welchem uns die Poesienwelt der alten Zeit neben der Gedankenwelt der neuen so lange befangen hielt.

Von Nonnenwerth kam ich nach Remagen, wo ein frommer Graf eine Summe, mit welcher er hundert Familien glücklich machen könnte, an eine Privatkirche im alten Styl verschwendet. Heißt das auch den Geschmack mit den Gedanken in Uebereinstimmung setzen? Allerdings, mit den Gedanken des Grafen. In Remagen wurde mir unwohl. Ich eilte nach der Ahr. Wieder Kirchen, Abteien und Heiligenhäuser die Menge; aber bei dem herrlichen Wein lassen sie sich vergessen. An der Ahr habe ich als Student ein Paar Mal die Ferien zugebracht und bin in der dortigen Romantik heimisch geworden. Man nennt die Ahrgegend die Rheinische Schweiz und mit Recht; Schade drum, daß der freie Geist dort gar keine Zufluchtstatte gefunden.

Doch wozu dieſe Zufluchtſtätte? Iſt doch Bonn in der Nähe! Als ich nach Bonn kam, beſah ich mir die Plakate der Profeſſoren an den ſchwarzen Brettern, um einen Maßſtab für den etwaigen Fortſchritt des akademiſchen Lebens zu finden. Aber an jedem Brett hing ein ungeheurer Zopf, ſo lang und klaſſiſch, wie er jemals geweſen. Da hieß es noch immer: Commilitonibus humanissimis! oder: Commilitonibus salutem! u. ſ. w. Commilitonibus! Wie kommen dieſe friedlichen Leute zu ſo kriegeriſchen Anreden? Es gibt doch keinen widerwärtigeren und lächerlicheren Zopf, als dieſen klaſſiſchen der teutſchen Profeſſoren, die den Gebrauch ihrer Mutterſprache für einen Rückſchritt halten und den Fortſchritt zwei Jahrtauſende rückwärts ſuchen. Das Alterthum hat ſeine bekannten Vorzüge und ſein Geiſt bleibt ewig jung; aber dieſe antike akademiſche Romantik, dieſes Spuken im klaſſiſchen Nimbus, welches dem Alterthum nur die Formen, nicht den Geiſt abzuborgen ſucht, um das Zurückbleiben hinter der Zeit unter dem Schutz einer bleibenden Autorität ſtationär zu machen und auf imponirende Weiſe zu verhüllen — dieß Unweſen iſt dem geſunden

Sinn eben so widerwärtig, als es dem wissenschaftlichen Leben verderblich ist.

Bonn mit seiner Umgegend könnte für einen Menschen, der mit wissenschaftlichem Sinn Natursinn vereinigt, einer der ausgesuchtesten Aufenthaltsorte sein. Aber es liegt etwas in der dortigen Atmosphäre, was den Geist drückt und über diese schimmernde Landschaft trübe Schatten wirft. Zwei Zöpfe sind es namentlich, welche dort in der Natur wie im geselligen Leben sich bei jedem Schritt vor das Auge hängen: der akademische Zopf und der pfäffische. Es versteht sich, daß diesen sich der philiströse getreulich zugesellt. Ja um den rheinischen Musensitz, von welchem aus die Sonne des Geistes das ganze Stromgebiet überstrahlen sollte, hat sich eine Nacht gelagert, welche einen Freund dieser Gegend zur Verzweiflung bringen könnte. Wer sich längere Zeit in Bonn aufgehalten hat, der wird es sich gestehen, daß ihm dort trotz der Gegend und der Universität ein gewisses Etwas, das an den Tod erinnert, ein gewisser Kirchhofsgeist ein Unbehagen verursacht, welches in jede Freude eine drückende Wehmuth mischt und jedem Aufschwung der Seele ein feindliches Gewicht anhängt. „Je mehr die

Natur für uns thut, deſto weniger thun wir für ſie," ſagt Voltaire. Dieſer Ausſpruch ſcheint ſich faſt den ganzen Rhein entlang zu bewähren, wo der rohe Geiſt des Adels und der finſtre Geiſt des Pfaffenthums von je her die ſchöne Natur okkupirt hat, um ſie mit ſeinem mittelalterlichſten Spuk und ſeiner unſinnigſten Romantik zu bevölkern. Schon der Kaiſer Max nannte den Rhein die große Pfaffengaſſe. Der Geiſt, welcher die Burgen und die Gedankenzwinger ſprengt, wird einſt am Rhein eine reiche Arbeit finden, und hat er ſie vollbracht, ſo mögt ihr ſagen: hier wohnt ein glückliches Geſchlecht. Eher aber nicht!

Von Bonn eilte ich nach Hauſe zurück, um meine eigentliche Reiſe anzutreten, denn wenn mir auch den Geiſt der Landwehrübung einiger Maßen wieder los zu werden gelungen war, ſo fühlte ich mich doch bei Weitem noch nicht beruhigt. Wie man vom Eſſen mitunter hungrig wird, ſo wurde ich vom Reiſen erſt recht reiſeluſtig. „Mit Gott für König und Vaterland!" Das ſteckte mir noch immer im Kopf. Gott hatte ich zwar häufig geſehen, ich ſtand ſogar in einem perſönlichen Verhältniß zu ihm; den König hatte ich ebenfalls ſo ziemlich kennen gelernt, aber das Vaterland

noch nicht. „Wo ist des Teutschen Vaterland?“ Wer es herausbringt, erhält den rothen Adlerorden vierter Klasse. Man hat gesagt, das teutsche Vaterland sei in Amerika, wenigstens wird es dort am häufigsten gesucht. So viel ist sicher, daß es in Teutschland nicht zu finden ist. Bei Siegburg hatte ich es vierzehn Tage lang auf dem Kopfe getragen und doch hatte es sich nicht herabgelassen, sich demselben zu präsentiren. Wenn mich nach solchen Erfahrungen ein Gelüste nach der See hin versuchte, so wird man das sehr verzeihlich finden. Ich wandte also meinen Blick nach Holland, dem geliebten Holland, das mir schon einmal, ehe ich es zum Landwehroffizier gebracht, ein Vaterland jenseit des Meers angeboten, aber dafür nur schnöden Undank von mir erfahren hatte.

Doch in Holland hatten sich seltsame Dinge ereignet. Bei einer Militairübung erfährt man Nichts, man kommt bei dem Parademarsch ganz aus dem Marsch der Zeitgeschichte heraus. Das Einzige, was ich mich erinnere, in Reih' und Glied je erfahren zu haben, war vor langen Jahren der Fall Warschau's. Ich stand damals als „freiwilliger“ Musketier auf der Haide bei Geldern unter dem Gewehr und kümmerte mich

noch nicht um Politik. Dennoch entsinne ich mich, daß damals die Kunde von dem Untergang Polens sogar bis auf unsre öde Exerzierhaide drang und daß plötzlich das ganze Regiment in ein dumpfes Brüten versank. Nur auf den loyalen Gesichtern einiger Offiziere sah man ein preußisches Freudenlächeln für „König und Vaterland" glänzen; die Uebrigen, bis zum rohesten Bauer hinab, waren schmerzlich betroffen und das Exerzieren ging von dem Augenblick ab nicht mehr von Statten. Indem ich dieß der Wahrheit gemäß berichte, bin ich zugleich aber weit entfernt, die Vermuthung aufkommen zu lassen, als habe irgend Einer der schmerzlich Betroffenen den kühnen Gedanken gehabt, daß es angemessener sei, sein Gewehr gegen die Russen und deren Alliirte zu tragen, als das schöne Kommando auszuführen: „Achtung! Präsentirt das Gewehr!"

Zur Zeit, als ich auf der Siegburger Haide den Parademarsch exerzierte, hatten sich ebenfalls wichtige, wenn auch weniger tragische Dinge ereignet, von denen ich aber erst etwas erfuhr, als ich wieder nach Hause kam. Dort fand ich folgenden Brief eines holländischen Freundes aus Amsterdam über die Gefahren vor, welche kurze

Zeit vorher das Vaterland jenseit der batavischen Grenzen bedroht hatten:

Motto: „Wenn es uns nur nicht auch so ergeht, wie Denen in Guadeloupe!“
Amsterd. Handelsblatt.

„Die Erde hat Bauchgrimmen gehabt, und es durch Angst und Verzweiflung Allen mitgetheilt, denen „Niederlands Blut in den Adern fließt.“ O ihr herzlosen Deutschen! Hattet ihr denn gar kein Mitgefühl für eure Stammbrüder in den Stunden der Noth? Seyd ihr denn vor lauter Censur-Instruktionen und Landtags-Verhandlungen so theilnahmlos geworden, daß eure Zeitungen keine Zeile übrig hatten für die unerhörte Bedrängniß, in welche das edle Volk an den Dünen durch den geheimen Einfluß des räthselhaften Kometen gebracht worden ist? O Brudervolk, Brudervolk, das hatten wir um dich verdient? So hört denn nachträglich, was wir gelitten, zweifach gelitten haben, weil eure Theilnahmlosigkeit uns mit unserer Verzweiflung allein ließ.

Es war am 10. früh Morgens. Ganz Holland lag noch im Bette und streckte träumend

ſchon die Lippe nach der Theeta[illegible] aus, wie ein unſchuldiger Säugling nach der [illegible] der Mutter. Nirgends Geräuſch, nirgends Leben. Nur ein ſchwacher Wind, der von Gouadeloupe herüberwehte, ſtrich liſpelnd durch das Land, als wolle er den Schlafenden verſtohlen das kommende Ereigniß ankündigen. Ich für meine Perſon war aber erwacht und betrachtete das von der Nachtlampe beſchienene Geſicht meiner jungen Frau, ungeduldig ihr Erwachen erwartend, um nach Niederländiſcher Art mit ihr „durch die Stube zu höppelen" und Verſtecken zu ſpielen. Da plötzlich ein Zucken durch die Erde, durch das Haus; ein Geſchrei durch die Stadt, durch die Straße; ein Rennen und Lärmen, als ſei der Tag gekommen, wo Niederland alle ſeine Schulden bezahlen ſolle. Wir flogen ſofort mit dem ganzen Niederland aus dem Bette und höppelten nicht, ſondern ſtürzten auf die Straße. Welch ein Anblick! Bei der Sündfluth hat man keine größere Menge von Unterhoſen und Nachtjacken beiſammen geſehen, als bei dieſem Erdbeben. Ein förmlicher Schnee von Nachtkleidern wimmelte durch die Straßen umher. Und welche grauſame Verwirrung! Hier eine alte Jungfer mit fliegendem

Haar, die ihre Nachtmütze, dort ein Hagestolz mit glänzendem Schädel, der seine Perücke vergessen; hier ein Schuster mit der Elle, dort ein Schneider mit dem Knieriemen in der Hand; hier eine Freudendame in der Theerjacke, dort ein Matrose im Korset. Der Redakteur des Amsterdamer Handelsblattes hatte seine Zeitung als Schlafrock umgeworfen und konnte nicht zu sich kommen vor Erstaunen, daß selbst ihm von dem Ereigniß keine vorherige Mittheilung gemacht worden war. Der Bürgermeister von Amsterdam ließ anspannen und sich in einem Schlittwagen durch die Straßen schleppen in direkter Richtung nach Ostindien. Die Schütterei trat in Unterhosen unter das Gewehr und erwartete mit Todesverachtung und stummer Ergebenheit ihr und der Welt Ende.

Bis dahin wußte man noch gar nicht, was eigentlich passirt war. In Holland an ein Erdbeben zu denken, wem wäre das eingefallen? Man stellte allgemein die Vermuthung auf, es sei in Belgien ein Dampfkessel einer Fabrik gesprungen, der die Erschütterung in die holländische Nation gebracht habe. Andere glaubten, es sei ein englisches Schiff an der Küste gescheitert, und

habe dem Lande einen Stoß versetzt. Wieder andere meinten, der teutsche Michel habe sich endlich erhoben und sein erster Fußtritt sei auf niederländisches Gebiet gerathen. Ein Professor erinnerte sich, daß in Japan mitunter Erschütterungen hervorgebracht werden, wenn „ein Wallfisch unter dem Lande herschwimmt;" sollte Holland etwa von unten herauf einen Schlag durch den Schwanz eines Kraken erhalten haben? Endlich siegte doch die Ansicht, es habe ein wirkliches Bauchgrimmen die Erde durchzuckt und unter Holland her müsse ein Darm derselben durchlaufen.

Die Richtigkeit dieser Ansicht wurde bestätigt durch die Nachrichten von Außen und der Erfindungsgeist unterließ nicht, an die anzuwendenden Medikamente zu denken. Ein eben hier anwesender Professor aus Leyden kündigte sofort Vorlesungen über die vulkanische Natur der Dünen an und schlug vor, diese Vulkane durch Militärsträflinge abtragen zu lassen. Ueberhaupt ist seit dem Augenblick, wo wir über das Ereigniß Gewißheit haben, unsere Phantasie so vulkanisch aufgeregt, daß man an jedem Rinnstein, der dampfen-

des Theewasser ausgießt, eine heiße Mineralquelle zu sehen glaubt.

Die Nachrichten aus den Provinzen lauten schrecklich. Im ganzen Lande sollen sich „die Schornsteine," wie Lichtenberg sagt, „nach Menschenköpfen umgesehen haben, um sich darauf zu stürzen." Die Kühe haben in den Ställen in den wehmüthigsten Lauten ihre Muttersprache gebrüllt, daß es Einem durch Herz und Nerven ging. Die Hühner vom ganzen Holland haben in einem und demselben Augenblick zu kakeln begonnen, was nicht wenig dazu beitrug, die Verwirrung zu vermehren. Aus der Südsee sind die Fische häuserhoch in die Luft gesprungen, so daß es eine halbe Minute lang Schollen und Kabliaue geregnet hat. In Herzogenbusch soll eine Hausuhr auf dem Fleck stehen geblieben sein, wie versteinert — eine wahre Uhrenniobe, die noch jetzt für Geld gezeigt und nächstens unaufgezogen in's Museum abgeliefert wird. Im Haag ist sogar schon mehreren Leuten der Verstand still stehn geblieben. Eine ungeheuere Verheerung soll in den Freskomalereien vorgegangen sein, indem, wie das Handelsblatt meldet, „in einem Hause der Kalk von den Wänden gefallen ist." An einem Hause zu Gorkum

ſchlug plötzlich die Hausklingel an, und als man ſchleunig die Thüre öffnete, um zu ſehn, wer geklingelt habe, da iſt — man denke ſich die Beſtürzung — kein Menſch zu ſehn, das Erdbeben hatte „ein Schellchen geſetzt!“ In Dortrecht ſind mehre Matroſen, welche die Nacht hindurch gezecht hatten, Morgens auf der Straße in den Rinnſtein gefallen — durch die Schuld des Erdbebens. Dergleichen ſchreckliche Vorfälle könnte ich noch hunderte melden, worüber unſere Blätter ausführlich berichtet haben. Unſere Preſſe war, wie das ganze Land, vollſtändig erſchüttert.

Daß die telluriſche Mahnung, welche der ſchreckliche Stoß unſerm Lande ertheilt hat, einen beſondern Eindruck in Amſterdam machen und die Vergänglichkeit der irdiſchen Dinge in ſchrecklicher Vergegenwärtigung darthun mußte, wird man begreifen, wenn man bedenkt, daß Amſterdam auf Pfählen erbaut iſt. Wir haben nichts Geringeres vor Augen, als urplötzlich alle miteinander zu verſinken. Aber die Gefahr iſt nicht bloß für Amſterdam vorhanden. Der poröſe Zuſtand Niederlands macht unſere Amſterdamer Befürchtung zugleich zu einer nationalen. Ein einziger Ruck — und eine ganze Nation mit all ihrem Ruhm und

Reichthum wäre von der Erde verschwunden. Im gnädigeren Fall wäre wenigstens zu fürchten, daß zum Beispiel der Rhein und die Rheinmündungen gewaltsam durch die Binnengewässer nach Belgien versetzt würden. Unsere Lebensader plötzlich in einen andern Leib verpflanzt, der Transit verschwunden, der Handel vernichtet, das jusqu' à la mer für immer entschieden, entschieden durch ein Erdbeben! Schrecklicher Spiegel, entzieh' uns diese schrecklichen Gesichte!

Also mit einem Wort, Niederland hat in den Spiegel seiner Vernichtung geschaut. Ich komme nun auf das Resultat, welches mich zu der teutschen Theilnahmlosigkeit und Schuld zurückführt. Wir haben nämlich den Plan einer Erdbeben-Assekuranz-Gesellschaft entworfen, um Niederland zu versichern. Da aber der Versicherer ein anderer sein muß, als der Versicherte und eventualiter zu Vernichtende selbst, so soll die Versicherung von dem teutschen Brudervolk ausgehn, welches auf diese Weise zugleich seine Schuld gegen uns abtragen kann. Demgemäß wird der teutsche Bund angegangen werden, uns erstens — auf seine Kosten ein Kontingent aus seinen Professoren zur Verfügung zu stellen, da diese Herren,

welche die Sterne nießen und das Gras wachsen hören, vor allen Andern im Stande sind, im Darm der Erde die knurrenden Vorboten kommender Erschütterungen wahrzunehmen und offiziell davor zu warnen. Auf diese Weise werden sie auch an dem öffentlichen Leben betheiligt. Zweitens tritt uns der teutsche Bund vorläufig die Rheinprovinz und Westphalen ab, damit Niederland Raum habe, sich auf das Avertissement der Erdbebenprofessoren sofort in Sicherheit zu bringen. Niederland verpflichtet sich dagegen, die männlichen Bewohner dieser Provinzen in Ostindien bei den Kolonialtruppen für immer unterzubringen und der weiblichen Bevölkerung ein ganzes Jahr lang das erforderliche Quantum Javakaffee mit Lompenzucker zu verabreichen. Ferner verpflichtet es sich, in diesen Provinzen die Censur auszuüben, und zwar schon deßhalb, weil die Rheinische Presse unsere Noth so böswillig ignorirt hat, macht sich übrigens auch anheischig, das öffentliche Verfahren mit Moderation so lang beizubehalten, bis es zum heimlichen geworden ist. Die Provinzialstände jedoch wird es nicht in ihrer bisherigen Gestalt bestehn lassen, da dieselben mit zu viel Befugnissen ausgerüstet sind und einen zu starken Gegendruck

gegen die Gewalt des Gouvernements ausüben könnten. Die adliche Autonomie behalten wir bei, da uns bei unserm starken Viehstand große Viehweiden an einem Stück durchaus nöthig sind. Ebenso verpflichten wir uns, den Kölner Dom nicht abzubrechen und das Rheinlied monatlich mehre Male absingen zu lassen, damit die teutsche Einheit und Nationalität gesichert bleibe. In dem nämlichen Interesse versprechen wir auch, jeden teutschen Ausländer, er sei Schriftsteller oder nicht, auf Verlangen aus dem Lande zu weisen, so daß also der Klevianer aus Wesel, der Weselaner aus Köln, der Kölner aus Münster ausgewiesen werden kann, wenn er nicht die politischen oder religiösen Grundsätze der Bürgermeister dieser Städte theilt und respektirt."

u. s. w. u. s. w.

Dieser Brief machte meinen Patriotismus nach der holländischen Seite hin völlig scheu und erfüllte meine erhitzte Phantasie mit Vorstellungen der Furcht, wie sehr er mich auch auf's Neue von den vaterländischen Sympathien meiner alten Freunde überzeugte. Die Angst vor dem Erdbeben war noch immer nicht verschwunden, wie die Zeitungen mich überzeugten, und ich konnte

mich nicht entschließen, mein „mit Gott für König und Vaterland“ bestimmtes Leben nutzlos den Explosionen eines mysteriösen Erddarms auszusetzen. Ich wies daher die Einladungen, womit der Brief meines holländischen Freundes schloß, von der Hand und wandte meinen Blick nach andern Seiten. Einige Bekannte riethen mir Berlin an, dort sei der eigentliche Sitz des Vaterlandes. Letzteres schien mir aber dort zu sehr auf Sand gebaut zu sein und in der sandigen Umgebung der Spree glaubte ich eine deutliche Hinweisung zu erblicken, daß man in Berlin den Leuten patriotischen Sand in die Augen streue. Wenigstens hatte ich verschiedene Menschen kennen gelernt, die dort blind geworden waren, und gesunde Augen zu behalten, hielt ich in der jetzigen Zeit für sehr wichtig. Es ist ein eigenthümliches Unglück, wie vor lauter Bäumen den Wald, so vor lauter Vaterländern das Vaterland nicht finden zu können. Was hilft die reiche Auswahl, wenn die Wahl nicht möglich ist? Bei mir hatte das allgemeine Schicksal der Teutschen noch den besondern Haken, daß ich durch meine Qualität an den preußischen Boden gefesselt war, denn die Offiziere liebt man bei uns so zärtlich, daß

man sie gar nicht aus dem Lande hinausläßt. Ein preußischer Landwehroffizier kann mit Erlaubniß seines Majors eine Reise machen, aber auswandern kann er nicht, und das Auswandern war es, offen gesagt, was mir im Kopfe steckte.

Da mir die patriotische Eroberung vor der Hand unmöglich war, mußte ich mich einstweilen mit der Rekognoszirung begnügen, und da es den Rhein hinab nicht gehen wollte, trieb es mich den Rhein hinauf. Baden schien mir nach allen Erwägungen das Land zu sein, in welchem man am Wenigsten vom Menschen aufzuopfern brauche, um als Teutscher noch länger leben zu können. Ich beschloß also, nach Baden zu reisen. So kann ich denn von der Siegburger Haide her das Glück datiren, wenigstens etwas von dem vielbesungenen Vaterland gesehen zu haben, ehe ich ihm für immer den Rücken zu kehren genöthigt wurde, denn bis dahin war mir noch nichts davon vor Augen gekommen, als die preußische Rheinprovinz. Die Erinnerung an Baden ist mir zu werth, als daß ich sie nicht wenigstens in diesen skizzenhaften Aufzeichnungen aufbewahren sollte. Daß man sich an den Kosmopolitismus gewöhnt hat, thut solchen Erinnerungen keinen Eintrag, denn

— Teutschland gehört ja doch mit zur Welt und bildet kein kleines Stück derselben.

Mein Ausflug nach Baden wurde vom schönsten Wetter begünstigt. Einige akademische Bekannte, die in Bonn auf das Dampfschiff kamen, brachten eine treffliche Zugabe von Laune und Wein dazu, und damit nichts zu wünschen übrig bliebe, vereinigte sich auch noch ein humoristischer Engländer mit uns, der eine Reise machte, um Menschen kennen zu lernen, und zu diesem Zweck auf dem direkten Wege nach Egypten war, wo er Mehmed Ali besuchen wollte. Da der Engländer Preßfreiheit hatte, verbreitete er sich mit der größten Kühnheit über Alles und Jedes. Er war ein großer Freund der Romantik und als solcher ließ er sich namentlich sehr bitter darüber aus, daß die Rheinische Romantik mit so viel offiziellem Element versetzt ist. Schon daß man den Felsen von Ehrenbreitstein zur Festung gemacht, ennüyirte ihn sehr, und er bedauerte, daß seine erfinderischen Landsleute ihn noch nicht durch ein neues Explosionsinstrument, wie er es sich dachte, in Stand gesetzt hatten, an den Koblenzer Festungswerken vom Dampfschiff aus zum Rächer der Romantik zu werden. Die Burg zu Stol-

zenfels bombardirte er mit einer ganzen Ladung hochverrätherischer Sarkasmen, und was er über die dortige Einimpfung der Liebe zum angestammten Herrscherhaus auf die abgestorbenen Aeste des Mittelalters sagte, davon würde ich mich nicht unterstehen auch nur eine Sylbe drucken zu lassen. Die Loreley machte ihn etwas schwermüthig, sie erinnerte ihn an Miß Kemble, die ihn durch ihr Singen verliebt gemacht, aber seine Leidenschaft mit einer loreleyartigen Kälte erwiedert hatte. Als er jedoch später in die Gegenden des Johannisbergs kam, war er plötzlich wieder der Alte; was er indessen über jenen Berg, der ihm zu Anknüpfungen an die Apostelgeschichte Veranlassung gab, gesagt und gelästert hat, das darf nicht weiter an's Licht kommen und muß wie ein geheimes Konferenzprotokoll gehütet und verschlossen bleiben.

In Bingen verließ ich meine illoyale Gesellschaft und trug mein patriotisches Herz auf die Burg Klopp hinauf, wo man einen letzten Blick in das preußische Land hinunter wirft. Es wurde schon dunkel, als ich hinaufkam, und die Burg Ehrenfels, den Mäusethurm, den Rochusberg u. s. w. konnte ich kaum noch in den Umrissen erkennen. Doch je weniger ich sah, desto mehr

hörte ich, als der berühmte Wisperwind von dem Mäusethurm her um die Ecke strich und die mittelalterliche Geisterwelt des Rheinlands durch die ergreifenden Töne der Aeolsharfe weckte, welche auf der Ruine Klopp aufgestellt ist. Ich kam in Gefahr, sehr romantisch zu werden, als der begleitende Wärter mich ernüchternd durch die Mittheilung überraschte, daß die Burg Klopp Eigenthum eines hohen Russen sei. Also, dachte ich, sind Preußenthum und Russenthum die Elemente, womit die Romantik sich modernisirt? Und doch will sie noch im Leben bleiben? Auffallend übrigens, daß das preußische „Vaterland", wie es sein Haupt an die moskowitische Brust lehnen muß, so auch an seiner Fußspitze noch ein russisches Denkzeichen in das teutsche Land hineingestellt sieht.

Das Preußenthum und Russenthum gaben mir so viel zu denken, daß ich sie noch nicht los werden konnte, als ich schon in der Bundesfestung Mainz war. Ja, als ich dort die preußischen Soldaten sah, phantasirte ich mir sogar die österreichischen neben ihnen als russische vor, und es wurde mir darüber ganz unheimlich. Mainz ist das oberrheinische Köln. Es hat auch die Festung

mit ihm gemein und das ist seine übelste Eigenschaft. In einer Festung leben und auf einem Kirchhof lustwandeln — das steht sich ganz gleich. Als ich in Mainz die Statue Gutenberg's und eine hinter ihr aufgestellte Menagerie besehen hatte, machte ich mich zum Thor hinaus und eilte über den Rhein nach Wiesbaden.

Wieder ein neues Vaterland! Ich fand es dort still, steif und langweilig. Wiesbaden scheint mir eine von den belles étages der menschlichen Gesellschaft zu sein, deren Langeweile sich bloß dadurch von der sonstigen unterscheidet, daß man sie theurer bezahlt, als par terre. Im Gasthof gerieth ich bei Tisch wieder mit einem Engländer zusammen, einem Deputirten, welcher direkt aus dem Parlament kam, um in Wiesbaden die Ferien zuzubringen. Er sprach ganz gut Teutsch und begann mit mir einen sonderbaren Streit über Teutschland. Er lobte Teutschland und ich lobte England; er tadelte England und ich tadelte Teutschland. Er tadelte die englischen Zustände, ohne sie aufgeben, und lobte die teutschen, ohne sie übernehmen zu wollen; ich lobte die englischen, aber nicht ohne sie übernehmen, und tadelte die teutschen, aber nicht ohne sie aufgeben zu wollen.

Es handelte ſich nur um relative Vorzüge, denn am Ende hatten wir beide am Aufzugebenden Ueberfluß, wenn wir in's Einzelne gingen und an höhere Prinzipien kamen. Die letztern waren es aber, an welchen der Engländer ſein hinc illae lacrymae herauskehrte. Er hatte Angſt vor der Republik und gab zu verſtehen, daß man auf dergleichen gefährliche Dinge mit der engliſchen Freiheit hinauskommen müſſe. Statt aber zuzugeben, daß, wenn 1 auf 3, 2 auf 1, 6 auf 5 u. ſ. w. folge, man auch 4, 5, 6 u. ſ. w. zählen müſſe, wollte er ſtatuiren, man müſſe es gar nicht bis zu dem engliſchen 3 kommen laſſen, ſondern ſich lieber auf dem teutſchen 1 oder 0 halten. Er bewies dadurch, daß die engliſchen Politiker auf ihrer demokratiſchen Höhe dieſelbe Bornirtheit der politiſchen Rechenkunſt beſitzen können, wie die teutſchen in ihrer polizeilichen Tiefe. Uebrigens aber zeigte es ſich bald, daß das ehrenwerthe Parlamentsmitglied, wie viel Kenntniſſe es auch beſaß, für unſre teutſchen Zuſtände, deren Ruhe ſeiner Ferienlaune zu entſprechen ſchien, gar keinen Maßſtab hatte, wie das durchgängig bei den freieren Völkern der Fall iſt. Der Teutſche allein beſitzt die Fähigkeit, ſich in

alle mögliche Zuſtände, ſogar die ruſſiſchen und türkiſchen hineinzuverſetzen, denn ſeine Schule iſt in dergleichen eben ſo vielſeitig, wie ſeine Lehrer gründlich ſind.

Mit den Gedanken an dieſe Gründlichkeit reiſ'te ich nach Frankfurt. Unterwegs bei Hochheim platzte eine Siederröhre in der Lokomotive des Fortſchritts und man ſpannte die Bauernpferde vom Pflug, um uns zur nächſten Station zu ſchleppen, wo eine neue Zugkraft erwartet werden mußte. Endlich langte ich in der berühmten Reſidenz des Merkur und des teutſchen Bundestags an. Dieſe Vereinigung des chriſtlich-germaniſchen Staatsprinzips mit dem heidniſch-orientaliſchen Handelsprinzip in einem und demſelben Ort iſt immer auffallend genug und kann zu mancherlei Betrachtungen führen. Kommt man dadurch auf theologiſche Unterſcheidungen, ſo bleiben die Frankfurter wenigſtens unter Einer Gottheit ſämmtlich geſichert. Sie können vereinigt ausrufen: „est deus in nobis," nämlich deus Mercurius.

Ich beſtieg gleich nach meiner Ankunft einen Fiaker und hatte in einer Stunde um und um und durch und durch das ganze Frankfurter Vaterland kennen gelernt. Kein Haus ohne ein Kauf-

mannsſchild, wie in dem berühmten Reveiaer kein Haus ohne ein Wirthsſchild! Hier die Maria, dort der Merkur! Krämerei hinten, Krämerei vorn! Wie in Frankfurt Göthe und Börne haben exiſtiren können, begreift man nicht. Nichts als Widerſprüche in dieſer Stadt: Chriſtenthum und Heidenthum, Geiſt und Geld, Bundestag und Republik!

Den Frankfurter Nationalcharakter zu ſtudiren gab ich mir keine Zeit, auch hab' ich Rothſchild nicht kennen gelernt, bei deſſen Hauſe ich ſtarke kommuniſtiſche Anwandlungen zu bekämpfen hatte. Eben ſo bin ich mit der dortigen Literatur nicht zuſammengerathen und habe nicht einmal der „Didaskalia" meine Aufwartung gemacht. Ein hübſches Stück Literaturgeſchichte habe ich aber dort erfahren, das in dem unten folgenden Luſtſpiel benutzt worden iſt. Es ſoll ſich zugetragen haben zwiſchen dem 49. und 50. Grad nördlicher Breite.

Von Frankfurt eilte ich, was ich konnte, nach Mannheim, wo es mir behaglicher wurde. Die Stadt iſt wie ein Kaffeekuchen in lauter Vierecke zerſchnitten. Wenn die Bewohner ihr gleichen, ſo ſind ſie muſterhafte homines quadrati. Wäre Paris gebaut wie Mannheim, ſo würde es die detachirten Forts ganz entbehren können; die Stadt

scheint von einem gouvernementalen Artilleristen angelegt zu sein. Bald nach meiner Ankunft traf ich auf dem Weg nach der Eisenbahn mit Hoffmann von Fallersleben zusammen und lernte am Bahnhof Itzstein und Walesrode kennen. Wir fuhren mit einander nach Heidelberg, wo eine ziemlich zahlreiche oppositionelle Gesellschaft, u. A. auch Hecker, Soiron, Bissing, der alte Winter u. s. w., sich zu einem Mittagessen im Freien bei der Schloßruine einfanden. Es war damals gerade die „Verfassungsfeier" begangen worden und die Liberalen waren noch überall in Bewegung.

Wie viel Anstrengungen hat doch der teutsche Liberalismus machen, wie viel Anregungen hat er aufwenden, wie viel Begeisterungen hat er reproduziren müssen, nicht einmal, um etwas zu erlangen, sondern nur, um das Erlangte zu behalten! Wie oft haben namentlich die Ständekammern den Stein des Sisyphus auf eine bescheidene Höhe des Liberalismus hinaufzurollen gesucht, um beim nächsten Zusammentritt dieselbe vergebliche Arbeit von Neuem zu beginnen! Stände unsre Geduld im Erringen nicht unserer Geduld im Ertragen gleich, wir müßten längst die Arbeit aufgegeben haben. Daß die „konstitutionelle Op-

position" dieß nicht gethan, hat man ihr von manchen Seiten verdenken wollen, und zwar sehr mit Unrecht. Die gegebenen Mittel der Opposition auszubeuten, muß unter allen Umständen Grundsatz sein; aber sich mit ihnen begnügen, wo sie nicht ausreichen, und das Prinzip der Opposition nach ihren Mitteln beschränken wollen, das ist ein großer, ein folgenreicher Fehler. Und doch auch wieder, wie ist er ganz zu vermeiden in einem so halben, unentschiedenen Zustand wie der teutsche Konstitutionalismus ist? Kann eine philosophische Anschauung und Konsequenz, die man in Baden so häufig vermißt hat, Platz nehmen auf einem teutschen Deputirtensessel? Und wenn sie sich dazu entschließt, wie soll sie ihren Platz ausfüllen, ohne entweder die Konsequenz oder den Sessel zu kompromittiren? Um auf solchem Posten das Richtige zu treffen, dazu gehört gewiß eben so viel Takt, als Selbstverleugnung nöthig ist, ihn zu behaupten. Will man dabei von Jesuitismus sprechen, so mag man einiger Maßen Recht haben; aber wenn der Jesuitismus aus Noth das einzige Mittel ist, dem Jesuitismus von Profession entgegenzuwirken, wie das denn häufig der Fall sein

mag, so wird man wenigstens schwer dazu übergehen, dem letztern das Feld zu räumen. Die außeramtliche Ehrlichkeit bietet dann wenigstens das Mittel dar, den amtlichen Jesuitismus möglichst von der Person zu trennen; und wenn kürzlich der würtembergische Abgeordnete Römer ehrenwerth genug war, in der Zeitung sich als Freund der Republiken zu bekennen, so hat er dadurch wenigstens erklärt, daß, was am Deputirten fehlt, nicht auf die Rechnung des Mannes zu stehen kommen solle.

Von dem Tadel, den die „konstitutionelle" Opposition in Teutschland zu tragen hat, trifft die badische sicher der kleinste Theil. Wer hätte in ihrer Lage mehr geleistet, als sie? Sie war es zu Zeiten fast ganz allein, die den politischen Sinn wach erhielt. Daß sie ihre Perioden der Befangenheit im eigenen Hause zu überstehen gehabt, vielleicht noch nicht überstanden hat, wer will es ihr zum Verbrechen machen? Sie hat doch auch die Spuren ihrer Entwicklung, sowohl in ihrem Auftreten, als in ihren Prinzipien mitunter deutlich genug an den Tag gelegt, und wenn ihr Liberalismus noch Inkonsequenzen begeht, z. B. die Judenemanzipation mitunter bekämpft, so ist

damit wenigſtens nicht geſagt, daß ſie mit ihrem Prinzip fertig ſei. Nur diejenigen Liberalen ſind par tout zu verdammen, die durch perſönliche oder lokale Verhältniſſe ſich beſtimmen oder einbilden laſſen, fertig zu ſein und dadurch dem Fortſchritt die Thüre vor der Naſe zuwerfen. Ein fertiger Liberaler iſt nichts als ein angehender Reaktionair, und wenn Jemand ſtrikte erklärt, er ſei und bleibe für immer ein Konſtitutioneller, er wolle für immer „Thron und Volk“ treu bleiben, ſo erklärt er dadurch entweder, daß er keiner weitern Entwicklung fähig, oder daß er aus Egoismus ihr Feind ſei.

Was die badiſche Oppoſition vor allen ſonſtigen teutſchen Deputirten auszeichnet, das iſt ihr Geſchick und ihre Regſamkeit in der Bearbeitung und Organiſirung des Volksgeiſtes. Ihre Vertreter ſind nicht bloß Deputirte in der Kammer, ſie ſind es das ganze Jahr hindurch und wiſſen jede Gelegenheit zu paſſenden Anregungen zu benutzen. Freilich iſt es ſchwer, dabei die Grenze zu vermeiden, wo die Rolle der „parleurs“ beginnt, und das Volk von jenem leeren Toaſtliberalismus der patriotiſchen oder „konſtitutionellen“ Gemüthlichkeit fern zu halten, der ſich gern bei

Festessen bereit macht und beim Handeln über kleinen Aufopferungen zu Hause bleibt; aber der Ernst und die Bewußtheit, womit die Häupter der Opposition ihre Stellung auffassen und ausfüllen, laßt annehmen, daß sie damit auch das Volk gelegentlich infiziren werden. Die Regsamkeit, welche sie das ganze Jahr hindurch entwickeln, gibt den Wunsch ein, daß sie sich eine förmlich gesetzliche, tribunenartige Stellung auch außerhalb der Kammer erringen mögten. Dieser Gedanke mag unter teutschen Verhältnissen sehr kühn sein, ist aber auch unter teutschen Verhältnissen, wo der nächste Landtag wieder korrumpirt findet, was der vorhergehende errungen hat, sehr natürlich. Eine perennirende Ueberwachung der Minister durch die Volksdeputirten mit dem Recht der letztern, Beschwerden sofort an das Staatsoberhaupt zu bringen, würde wenigstens einiger Maßen ein Surrogat für die fehlende Ministerverantwortlichkeit oder Exekutivkraft der Kammern sein. Auch muß man sich wundern, daß die badische Opposition nicht mit dem Beispiel vorangeht, den verderblichen preußischen und österreichischen Einfluß offen zu bekämpfen, so wie mit dem Versuch, das Militairwesen, welches auch in Baden eine

so volksfeindliche Rolle spielt, ganz unter die Kontrole der Deputirtenkammer zu ziehen. Hat man in Teutschland schon einmal daran gedacht, daß die Kriegsartikel, diese gesetzlichen Ungeheuer, durch welche die Bürger wegen geringer Vergehen dem Kerker, dem Stock und der Füsillade ausgesetzt werden, eben so gut von den Volksdeputirten abhängig sein müssen, als die Gesetzesartikel über Bestrafung der Diebe und Eintreibung der Steuern? Soll es die Deputirten nicht angehen, ob die Bürger die Muskete Jahre oder Monate lang zu tragen haben? Sollen die Offiziere nicht eben so gut unter ihrer Kontrole stehen, wie die Beamten? Soll es den Vertretern des Volks gleichgültig bleiben, ob dasselbe für müßiges Militair Millionen oder Tausende zahlt?

Der Leiter der oppositionellen Thatigkeit in Baden ist Itzstein. Ich habe wenig Menschen kennen gelernt, die auf den ersten Blick so viel Zutrauen einflößen, wie dieser Mann. Daß er durchaus reell und human ist, diese Ueberzeugung gewinnt man, sobald man ihn sieht, und man wird darin nicht irre durch die sprechende Klugheit seiner Augen in dem ausdrucksvollen, an Göthe erinnernden Gesicht. Itzstein ist ein

Mann, welcher durch die Klugheit, die er der Gegenpartei zu lieb so lange Zeit üben mußte, auch als Mensch nichts von der Vertrauenswürdigkeit bei der eignen Partei eingebüßt hat. Und das ist mehr, als es auf den ersten Blick scheinen mögte. In Teutschland lange Jahre eine Rolle bei der Opposition zu spielen, ohne seine Ehre zu kompromittiren, ist beinah eben so schwer, als eine Rolle bei der Reaktion zu spielen, ohne den Mangel an Ehre zu beweisen. Wenn man die Verehrungswürdigkeit eines Mannes, der wie Itzstein mit Ehre grau geworden ist, der Nichtswürdigkeit so mancher mit Schande grau gewordener Schurken gegenüberstellt, so begreift man nicht, wie das Volk dem Einen noch zur Opposition Veranlassung und den Andern noch zur Reaktion Gelegenheit läßt.

Itzstein führt mich zu dem Heidelberger Schloß zurück. In der That ein hübscher Punkt! Es gibt manchen schönern, aber ich habe keinen gefunden, der die Seele mit einem so seltnen Gefühl von Befriedigung erfüllte. Man empfindet dort eine gewisse Anlehnungsruhe und Geborgenheit, aus welcher man um so empfänglicher sich dem heitern Leben zuwendet, als dessen Sitz die akademische

Stadt mit dem vorbeieilenden Neckar, der malerischen Umgebung und der freundlichen Fernsicht sich darstellt. Es ist, als schaue man wie ein Bild in einem schönen Rahmen gesichert in die offene Welt hinaus. Auf so manchem hübschen Punkt fühlt man sich dennoch unbefriedigt, weil die Seele in der Umgebung keinen Halt und zu viel Auswege zum Zerstreuen oder Entschlüpfen der Empfindungen hat; das Heidelberger Schloß aber bildet gleichsam einen Fokus, aus welchem die Seele unzerstreut ihre Stralen in die sich öffnende Welt hinausschießt. Ich verlebte dort mit der oppositionellen Gesellschaft einen unvergeßlichen Mittag. Wenn sie einmal wieder dort speis't, so will ich mich den weiten Weg nicht verdrießen lassen, um Theil zu nehmen, im Fall sie nämlich zuvor ein Gesetz in's Leben ruft, daß nur Schurken an die preußische Polizei ausgeliefert werden dürfen.

Zu der Tischgesellschaft beim Heidelberger Schloß gehörte auch ein Advokat aus Frankenthal in Rheinbaiern, der uns alle mit einander zu sich in seinen Wohnort einlud. Die Einladung wurde angenommen und am andern Tage bestiegen wir zu Rheinschanze einen rheinbaierischen

Miethwagen, ein seltsames Gefährt, das sehr geeignet war, einer kompakten Masse Opposition mit einem Mal den Hals zu brechen. Ein solches Gefährt und eine solche Art, es zu benutzen, ist mir noch nie vorgekommen. Auf einem gebrechlichen Bretterkasten ruhte mittelst einiger gebrechlicher Stützen ein eben so gebrechlicher zweiter Bretterkasten als Baldachin, der während des Fahrens sich beständig hin und her schob oder den gewaltsamen Umsturz des Bestehenden drohte. In dem eigentlichen Wagenkasten saßen außer dem Kutscher eilf Personen eingepreßt und außerdem hob man auf jenen Baldachin noch vier Rheinbaiern hinauf. So eilte die kompakte Opposition, die Volkssouverainetät über sich, im schärfsten Fortschritt nach Frankenthal, ohne daß sich der mindeste Unfall ereignete. Hätten wir reaktionaire Elemente bei uns gehabt, wir wären nicht lebendig davon gekommen.

In der Gesellschaft unseres freundlichen Frankenthaler Wirthes und seiner trefflichen Hausfrau verlebten wir einen herrlichen Abend. Die übrigen Gäste fuhren in der Nacht wieder nach Mannheim; der Königsberger Randzeichner und ich wurden von unserm Wirth zurückgehalten, um

eine Geſchäftsreiſe, die er am kommenden Morgen nach Neuſtadt an der Haardt zu machen hatte, zu einem Ausflug in jene Gegend zu benutzen. Wir gingen nach ein Uhr zu Bett' und ſaßen gegen drei ſchon wieder im Wagen, einem würdigen Seitenſtück zu der Rheinſchanzer Fortſchrittsmaſchine. Der Zuſtand der rheinbaieriſchen Miethwagen ſcheint ein grundſätzlich ſchlechter zu ſein. Wahrſcheinlich ſind ſie in's Verhältniß zu den Wegen geſetzt, auf welchen ſie benutzt werden. Es gibt allerlei ſchwimmende Dinge in der Welt: auf dem Meer ſchwimmende Inſeln, in China ſchwimmende Dörfer, im Seekrieg ſchwimmende Batterien u. ſ. w.; in Baiern gibt es auch ſchwimmende Chauſſeen. Wenn es geregnet hat, verwandeln ſie ſich in Brei und man könnte ſie zu Schiff wie zu Wagen paſſiren. Vielleicht erlebt man es noch, daß Einem auf dem Weg nach der Walhalla die teutſche Flotte begegnet und daß die Schiffe Chauſſeegeld bezahlen und die Fuhrleute auf den Landſtraßen vor Anker liegen. Dieſe Landſtraßen ſollen aus „Erübrigungen" gebaut ſein. Von dem Stein des Anſtoßes, den man hierin gefunden hat, ſieht man auf den Chauſſeen ſelbſt nichts: reiner, ungemiſchter Dreck iſt die ganze

Grundlage. Wenn in dem frommen Baiern der Weg nach dem Himmel so kothig ist, wie der Weg durch das Land, so werden sicher die meisten der getreuen Unterthanen vorziehen, in die Hölle zu fahren. Als wir nach Neustadt kamen, in welches die Chaussee von einem Hügel herunterführt, waren die Erübrigungen derselben so stark gewesen, daß die Hauptstraße des Orts durch den Regen der vergangenen Nacht mehrere Fuß hoch mit Chausseeschlamm angefüllt war; die Einwohner konnten kaum aus ihren Thüren heraus und waren eben damit beschäftigt, der Chaussee und den anstoßenden Weinbergen die entführte Erde karrenweise zurückzubringen.

Der Weg von Frankenthal aus, wenn auch in der Ebene fortführend, war sehr hübsch. Es begann eben zu tagen. Der Morgenstern blinkte noch träumerisch aus den Gardinen der Wolken hervor und man sah ihm noch an, daß er eben erst aus dem Bette aufgestanden war, worin er sich als Abendstern zur Ruhe gelegt hatte. Allmälig wurde die Natur heller, wie unsre schläfrigen Augen, die ebenfalls ihre Morgendämmerung noch zu überstehen hatten. Rechts und links umgab den Weg ein Wald von Weinreben; rechts

und links war dieser Wald von Bergen eingefaßt, die allmälig ihre Umrisse, ihre Häupter, ihre Züge aus den fortschleichenden Nebelwolken herausdrängten, um den Anblick der eben vom Schein der Frühsonne erglimmenden Gegend nicht zu versäumen: rechts das Haardtgebirge mit dem kolossalen Donnersberg, links der Odenwald mit dem ragenden Melibokus. In der That, Rheinbaiern ist ein schönes Land! Und auch dieses Land liegt danieder unter dem Druck des Pfaffenthums und der Polizei! Haftet nicht ein Fluch an dem ganzen vielbesungenen Rhein? Gibt es in der Welt ein besseres Asyl für die Finsterniß, als sein heiteres Gebiet? Sind nicht fast alle seine Haupt-Städte und seine schönsten Theile von Basel bis zum Niederland von dem Geist des Mittelalters geknechtet und geschändet? Erst wo das Niederland beginnt, weicht der Geist der Finsterniß zurück, um — dem Geist des flachsten Materialismus Platz zu machen.

Unsern Frankenthaler Wirth ließen wir in Neustadt seinen Geschäften nachgehen, nachdem er uns zuvor mit einem Freunde, dem wackern Dr. H., bekannt gemacht hatte, der uns auf das Herzlichste aufnahm. Dr. H. wußte, womit er uns in seiner Gegend die größte Freude bereiten

konnte; mit der freundlichsten Zuvorkommenheit bot er sich zum Begleiter nach dem, eine Stunde von Neustadt gelegenen Hambacher Schloß an. Seine Begleitung war uns von doppeltem Werth, weil er uns zugleich als land- und geschichtskundiger Cicerone zur Seite stand, der Börne gekannt und mit ihm von jener Ruine in das bewegte Land hinabgeschaut hatte. Damals dachte noch kein Mensch daran, daß man das alte Gemäuer einst zu einer „Marburg" umtaufen und die Taufkosten aus loyalen Beiträgen bestreiten würde. In der Nähe der Ruine fanden wir am Weg eine Tafel, wie eine Warnungstafel aufgestellt und mit dem Namen „Marburg" versehen. Dennoch nannten selbst die Arbeiter, die an dem Bau beschäftigt waren, sie noch immer das Hambacher Schloß. Die Zeiten haben sich doch sehr geändert. Die Hambach'sche Komödie mit ihren thatenlosen Reden und ihrem kernlosen Bombast war zwar echt teutsch, d. h. lächerlich; aber wie wäre sie jetzt nur noch möglich? Heutzutage ließen sich weit eher 30,000 Polizeisoldaten, als nur 30 Volksversammler zusammenbringen.

Eine herrlichere Aussicht, als vom Hambacher Schloß hinunter, ist am Rhein schwerlich zu finden.

Obschon der Horizont etwas bezogen war, sahen wir doch rechts bis Landau und links bis nach Worms, und zwischen diesen Endpunkten des Rahmens breitete sich vor uns als Gemälde das lachende Land, ein nur durch freundliche Ortschaften unterbrochener, dicht bepflanzter Rebengarten aus. Wenn in Rheinbaiern in einem und demselben Augenblick alle Trauben platzten, es würde neben dem Strom des Rheins noch ein Strom von Rheinwein entstehen, auf welchem Dreimaster daher fahren könnten. Schade nur, daß der Rhein selbst dem Gebirge, in welchem das Hambacher Schloß liegt, nicht näher ist, denn Wasser ist das Einzige, was der Aussicht dort mangelt.

Wir brachten den Mittag bei dem Dr. H. zu und traten dann die Rückfahrt nach Mannheim an. Unser Begleiter führte uns dieses Mal einen andern Weg, auf welchem wir Gelegenheit erhalten sollten, eine Person von literarischem Interesse kennen zu lernen. Sie gehörte zwar selbst nicht zum Literatenstande, aber dieser Stand hatte ihr wegen ihres Geistes und ihrer Schönheit besondere Aufmerksamkeit bewiesen, so daß sie sogar in den Schriften von Bulwer und Cooper figuriren

soll. Ich meine die Wirthin in den „vier Jahreszeiten“ zu Dürkheim, genannt „die schöne Anna.“ Unser Begleiter ließ uns glauben, daß sie noch in der besten „Jahreszeit“ ihres Lebens sei und daß sie trotz ihrer Schönheit beschlossen habe, gleich der Königinn Elisabeth als Jungfrau zu sterben und in dem benachbarten Kloster Limburg sich begraben zu lassen. Hierin lag für uns ein Sporn, ihrem Entschluß den Krieg zu erklären und einen Operationsplan gegen ihr Herz zu entwerfen. Um uns recht interessant zu machen, datirten wir unsre Herkunft aus fernen Ländern her: Walesrode trat als Russe auf, der gewaltsam den Kordon durchbrochen hatte, um nach Dürkheim zu kommen, und ich verwandelte mich in einen holländischen Buitenzorg, dessen Ostindienfahrer im Ei zu Amsterdam segelfertig lag, um die schöne Anna in seine javanische Plantage zu entführen. Der Kampf unserer Rivalität war so hitzig, daß er gar nicht zur Entscheidung kam und der schönen Anna nichts übrig blieb, als uns beide zu nehmen. Darin handelte sie ganz angemessen, denn leider waren die besten ihrer vier „Jahreszeiten“ schon vorbei — ihr körperlicher Umfang hatte es bis zu einer solchen Stärke

gebracht, daß ihr ein Einzelner nicht gewachsen war und zwei Liebhaber dazu gehörten, sie zu umarmen. Ihr Geist war übrigens jung geblieben und wir brachten in ihrer Gesellschaft ein Paar sehr humoristische Stunden zu. Wenn der Königsberger Randzeichner in dem einsamen Fortifikationsunterricht, den ihm jetzt die preußischen Menschenschinder und „Majestäts"-Hunde ertheilen, Langeweile verspürt, so möge er an die schöne Anna zurückdenken und es wird ihm gewiß kurzweiliger zu Muth.

Nach der Rückkehr nach Mannheim brachte ich dort und in Heidelberg noch ein Paar Tage zu und trat dann wieder die Reise nach dem gelobten Lande an, wo die Herzen „mit Gott für König und Vaterland" schlagen. Ich hatte in acht Tagen ein halb Dutzend Vaterländer kennen gelernt, Baden aber war das beste von allen. Sein Hauptfehler ist nur, daß es zum teutschen Bunde gehört. Wenn die Badener mir eine Tribunenstelle zusichern, so will ich ein gutes Wort bei der Schweizerischen Republik für sie einlegen.

Dieß also eine Skizze von demjenigen Stück des teutschen Vaterlands, dessen Anblick meine patriotischen Erinnerungen für die Zukunft ver-

ſorgen ſollte. Hamburg nicht geſehen, München nicht geſehen, Leipzig nicht geſehen, Berlin nicht geſehen! Doch, mit einem Narrenhauſe hatte ich angefangen — ſollte ich denn auch mit einem ſchließen? Hatte ich doch meinen Tzako zum letzten Male getragen, denn das ſicherſte Mittel, die Soldatenplackerei los zu werden, beſteht darin, anrüchig zu werden als Liberaler! Merkt euch das, meine ehemaligen Kollegen, und ihr werdet erlöſ't werden vom Uebel. Amen!

VII.

Ein Paar von jener Sorte.

Literarhiſtoriſch-pragmatiſches Luſtſpiel

in

drei Aufzügen.

Perſonen.

Brand, Gaſtwirth, früher Literat.
Hofrath Dr. Beutel, „Literat", Redakteur der „Eulalia".
Dr. Schneider, „Literat", Redakteur der „Thalia".
Ritter Bogen, Violinvirtuoſe.
Bengel, Faktor in der Druckerei der „Eulalia".
Typus, Setzer in der Druckerei der „Thalia".
Drath, Schneidermeiſter.

Bemerkung. Dieſes Luſtſpiel abſtrahirt von aller künſtleriſchen Idealiſirung, da der Zweck deſſelben nur in der Darſtellung nackter Wahrheit mittelſt der veranſchaulichenden dramatiſchen Form beſteht.

Erſter Aufzug.

Erſte Szene.

(Zimmer im Gaſthof.)

Brand. Bogen.

Bogen.

Daß ich Sie an dieſem Ort getroffen habe, macht mir doppelte Freude, erſtens der Perſon wegen und zweitens des Orts wegen. In keiner Stadt vermiſſe ich die Menſchen mehr, als in dieſer Hauptſtadt von ſo und ſo viel tauſend Kaufmannsſeelen. Faſt gefällt es mir in unſerer langweiligen Duodezreſidenz noch beſſer, als in dieſer Reſidenz des Geldſacks.

Brand.

Ach ja der Geldſack! Beſter Freund, fliehen Sie dies Ungeheuer, es verſchlingt Sie.

Bogen.

Nicht doch! Wenn ich ihn auch als moraliſche Perſon haſſe, ſo komme ich doch hierher, um ihn als materielle Sache aufzuſuchen. Das abſcheuliche Geld iſt und bleibt der Gott der Virtuoſen! Sie werden ſpotten, mit Recht und mit Unrecht. Betrachten Sie mich als einen Kanal, durch den das Geld aus unwürdigen Händen in würdige rinnt. Aber was führt Sie denn hierher? Es iſt wenigſtens drei Jahre, ſeit wir uns nicht geſehen haben.

Brand.

Mich führt Daſſelbe hierher, was Sie, nur mit dem Unterſchied, daß ich den leeren Geldſack aufſuche, während Sie den vollen.

Bogen.

Sie Glücklicher! Aber wie verſteh' ich Das? Ein Schriftſteller, ein teutſcher Schriftſteller den leeren Geldſack aufſuchen — das iſt ja, ſo zu ſagen, eine Ausnahme.

Brand.

Mit der Schriftſtellerei iſt's vorbei. Ich ſchreibe jetzt höchſtens noch Rechnungen.

Bogen.

Sie werden ja immer räthſelhafter. Sicher ſind Sie aus dem Buchmacher ein Buchhändler geworden.

Brand.

Das nicht: mein gegenwärtiges Geſchäft heißt — Gaſtwirthſchaft. Kommen Sie in meinen Wohnort, ſo ſollen Sie mein Geſchäft und meine Schriftſtellerei zugleich kennen lernen.

Bogen.

Gaſtwirth! Da haben Sie aber einen Rückſchritt gemacht, wenn Sie früher die Geiſter zu Gaſt hatten und jetzt bloß die Leiber.

Brand.

Ich vereinige jetzt Beides. Von der Schriftſtellerei bin ich zurückgekommen durch mich und durch Andere. Die Selbſterkenntniß hat mir geſagt, daß ich nicht zu einem Stand paſſe, der mehr erfodert, als mein Bischen Talent. Ich habe einen zu hohen Begriff vom Literatenſtand, als daß ich ihm länger hätte angehören und das Beiſpiel ſo vieler Federreiter nachahmen ſollen, denen außer dem Talent auch eine würdige Geſinnung fehlt.

Bogen.

Ich habe auch einige von dieser Sorte kennen gelernt.

Brand.

Sie werden sogleich mehr davon hören. Uebrigens gibt es noch etwas Anderes, das mich von meiner früheren Beschäftigung zurückgebracht hat: ich meine die Zensur. Ich bin nicht der Mann dazu, um mich noch unter das Joch dieser himmelschreienden Knechtschaft zu fügen, welches der teutsche Nacken bis an das Ende der Welt tragen zu wollen scheint. Einem Talentvollern würde ich sagen, es sei Unrecht, daß er sich durch dies Hinderniß von seinem Beruf zurückschrecken lasse; aber wenn man nicht viel mehr hat, als seine ehrliche Gesinnung, soll man sie auch nicht beflecken lassen von so einer Schinderfaust, die im besten Fall den Kopf und das Herz abschneidet und dann dem Rumpf gnädigst erlaubt, sich der Welt zu präsentiren.

Bogen.

Freilich muß das kein beneidenswerthes Loos sein. Da haben wir Musiker es besser. Was ich

ſtreiche, das ſtreicht mir kein Anderer. Ich kann Sturm und Revolution auf meiner Geige ſpielen und ſogar die Fürſten klatſchen mir Beifall dazu.

Brand.

Sagen Sie das keinem Andern, ſonſt wird man im nächſten Konzert in Ihrer Geige ein Höllenin*ſtrument* erblicken; und ſollten Sie auch ſpielen: „Guter Mond, du gehſt ſo ſtille," oder „Ich bin ein Preuße, will ein Preuße ſein," ſo wird man doch glauben, ein „allons enfants" gehört zu haben. In Teutſchland würden die Mücken und Maikäfer arretirt werden, wenn man der Polizei anzeigte, daß ſie Politik ſummten. — Doch nun wieder zu meiner Gaſtwirthſchaft. Zur Zeit, als ich die Feder bis zur Erlangung der teutſchen Preßfreiheit, d. i. für immer aus der Hand gelegt hatte, ſtarb zufällig eine vermögende Tante, die mir ihr Geld hinterließ. Ich beſchloß, der Welt auf andere Weiſe zu nützen und wurde Gaſtwirth. Aber keine gewöhnliche Wirthſchaft! Mein Haus iſt der Sammelplatz aller Geiſter und aller freien Geſinnung. Was in unſerer Stadt zu beſprechen iſt, das wird in meinem Hauſe beſprochen; ſo oft es was Politiſches ins Werk zu rich-

ten gibt, sammelt man sich in meinem Hause. Dort ist immer Leben, immer Geist, immer Freude. Durch meine Wirthschaft habe ich der guten Sache schon mehr genutzt, als ich durch lebenslängliche Schriftstellerei gekonnt hätte. Nur freisinnige Männer sind meine Gäste; sie leben bei mir für's halbe Geld und bleiben dafür ganze Leute. Dies ganze Verhältniß beglückt mich. Kommen Sie zu mir und Sie sollen Zeuge sein.

Bogen.

Meine Route führt mich vielleicht in drei Wochen zu Ihnen.

Brand.

Sie treffen bei mir nur Ehrenmänner. Freilich — ich habe auch Schurken kennen gelernt und diese führen mich hierher. Eben weil ich den Literatenstand hoch achte und weil ich Alles thun würde, ihn zu heben, deshalb hasse ich diejenigen, die ihm Schande machen. Unter meinen literarischen Gästen befanden sich zwei, deren Gesinnung, obschon sie eine sehr liberale Zunge führten, mir nach und nach zweifelhaft wurde, da sie niemals ans Bezahlen dachten, obschon sie Geld genug verdienten. Freisinnige Leute müssen auch ehrliche

und ehrliebende Leute sein, sonst sind sie mir nichts werth. Ich beschloß also endlich, mir über die Ehrlichkeit meiner beiden Gäste Gewißheit zu verschaffen. Sie ließen ihre Tugend jedoch nicht zum Eklat kommen und gingen heimlich durch, nachdem sie zwei Jahre wie die Fürsten bei mir gehaust hatten. Sie wohnen gegenwärtig in dieser Stadt. Ich habe beschlossen, den Literatenstand an ihnen zu rächen und besitze Verhaftbefehle gegen sie.

Bogen.

Wie heißen die Burschen?

Brand.

Der eine ist der Hofrath Dr. Beutel und redigirt hier die saubere „Eulalia"; der Andere, Dr. Schneider, redigirt die eben so saubere „Thalia". Jeder von ihnen ist so viel, wie beide zusammen heißen, nämlich ein Dr. Beutelschneider.

Bogen.

Ich dacht' es mir gleich. Uebrigens thun Sie mir den Gefallen, den Verhaftsbefehl in der Tasche zu behalten, bis ich mein Konzert gegeben habe.

Brand.

Wozu das?

Bogen.

Mein Gott, wer soll mich denn loben? Sie wissen, wir Virtuosen haben die Eigenschaft mit den teutschen Ministern gemein, daß wir nur stets gelobt, nie getadelt werden dürfen. Das mag eine Schwäche sein; ich tröste mich darüber mit meinen hohen Vorbildern.

Brand.

Ich muß gestehen, daß Sie bescheiden sind, indem Sie sich mit solchem Trost begnügen.

Bogen.

Was macht es auch aus, wenn man doch einmal Lob verdient, daß man es sich dann auch sichert? Man vermeidet dadurch, um mich prosaisch auszudrücken, Störungen im Geschäftsgang. Ich habe auf Reisen als Sekretär einen gewissen Dr. Zwirnsfaden bei mir, von Gesinnung zwar ebenfalls ein Lump, aber ein gewandter Kerl, der zu gebrauchen ist. Er schreibt mir die Ankündigungen und Rezensionen und vermittelt deren Aufnahme bei den Redakteurs. Nun ist mir aber mein Dr. Zwirnsfaden unterwegs krank geworden und ich bin genöthigt, mein Lob unmittelbar durch

die Redakteurs selbst besorgen zu lassen. Arretiren Sie dieselben, so arretiren Sie einen Theil von mir mit.

Brand.

Ich kann Ihnen nicht helfen, arretirt werden müssen die Lumpen. Ich kann einen Freundschaftsdienst nicht dem Dienst unterordnen, den ich der Allgemeinheit leisten muß.

Bogen.

Sie Grausamer! Sind die beiden Herren denn wirklich so unverbesserliche Lumpen?

Brand.

Sie sind es und sind es so sehr, daß man nur darauf bedacht sein kann, sie unschädlich zu machen. Ich habe noch nachträglich allerlei Dinge von ihnen gehört, die nicht bloß mein literarisches, sondern auch mein menschliches Schamgefühl empört haben. Der Eine von ihnen ist unterdeß Hofrath geworden und soll sogar ein Mouchard sein. Doch mir fällt was ein. Vielleicht läßt sich mit den Galgenvögeln noch eine Komödie aufführen, ehe sie abgeführt werden. Ich will die

Rolle Ihres Dr. Zwirnsfaden übernehmen; sind Sie einverstanden?

Bogen.

Vollkommen, da ich versichert bin, daß ich bei dieser Stellvertretung in Bezug auf mein Lob nicht zu kurz kommen werde.

Brand.

Sie sollen gelobt werden, wie niemals, überlassen Sie Alles mir.

Bogen.

So vertrau' ich Ihnen denn das Höchste an, was es für mich in der Welt gibt, nämlich mein Lob und mein Leben. Ich sterbe, sobald ich getadelt werde. Jetzt lass' ich Sie allein. Entschuldigen Sie mich auf einige Stunden, da ich eine neue Komposition noch einüben muß. (ab.)

Brand (allein).

Gesinnungslosigkeit ist das Privilegium der Künstler und Gelehrten. Sie sind für Jeden zu haben, der ihnen Geld und sogenannte Ehren bieten kann, und lassen mit ihren schimmernden Namen die Eiterbeulen jeder despotischen Gewalt überkleben. Mein Freund Bogen macht wenigstens

insofern eine Ausnahme, als er sich Keinem in dauernden Dienst gibt, und das Geld der hohen Sünder zu würdigen Zwecken verwendet. Als Gegendienst gegen meine Sekretärdienste werde ich mir ausbedingen, daß er den Ertrag seines nächsten Conzerts mir zur Verbreitung von Flugschriften gegen seine hohen Gönner zur Verfügung stellt.

(Ein Bedienter tritt ein.)

Bedienter.

Ein Billet an den Ritter Bogen von dem Redakteur der „Eulalia" (ab).

Brand.

Von dem Lumpen? Ich wittere schon, worauf das hinaus soll. Vermöge meiner Qualität als Geheimsekretär darf ich diese Depesche eigenhändig erbrechen. (Erbricht den Brief und liest.) „Soeben vernehme ich, daß Sie unsere Stadt wieder mit Ihrer Gegenwart beehrt haben und das kunstliebende Publikum in den nächsten Tagen durch Ihre ausgezeichneten Leistungen in Entzücken versetzen werden. Als Verehrer der Kunst und Ihrer Person insbesondere brauche ich nicht erst zu versichern, daß ich es für meine Pflicht halten werde,

mein vielgeleſenes Blatt zum Organ ihres Rufes zu machen. Als Erſatz für kleine Zeitopfer genügen einige Freibillets und drei Thlr. Kourant."

Das iſt ja allerliebſt. Der Lump iſt übrigens in ſeinen Anſprüchen ſehr beſcheiden geworden. Für drei Thaler hätte er früher kein Lob feilgeboten.

(Zweiter Bedienter tritt herein.)

Bedienter.

Ein Billet an den Ritter Bogen von dem Redakteur der „Thalia" (ab.)

Brand.

Die Herrn ſcheinen ſich verabredet zu haben, um mir in die Hände zu arbeiten. (Lieſt.) „So eben vernehme ich, daß Sie unſere Stadt wieder mit Ihrer Gegenwart beehrt haben und das kunſtliebende Publikum in den nächſten Tagen durch Ihre ausgezeichneten Leiſtungen in Entzücken verſetzen werden. Als Verehrer der Kunſt und Ihrer Perſon insbeſondere brauche ich nicht erſt zu verſichern, daß ich es für meine Pflicht halten werde, mein vielgeleſenes Blatt zum Organ ihres Rufes zu machen. Als Erſatz für kleine Zeitopfer genügen einige Freibillets und zwei Thaler."

Der thut es also noch einen Thaler billiger. Wahrlich, der Verhaftbefehl zuckt mir in der Tasche. Doch was mach' ich jetzt? Wie benutz' ich diese Dokumente am besten, um die Kerle zu züchtigen? Soll ich sie drucken lassen? Das verbietet mir die Rücksicht auf meinen musikalischen Freund, sie würden ihn herunterreißen, daß er nicht wieder zu sich käme. Halt! Ich werde die Herrn durch sich selbst blamiren. In den Brief des Dr. Beutel wickle ich einen Louisd'or und sende ihn wie durch einen Irrthum an den Dr. Schneider; eben so spiele ich den Brief des Dr. Schneider dem Dr. Beutel in die Hände. Einen Louisd'or muß ich an Jeden verschwenden, damit das Lob für meinen Freund recht reichlich ausfalle und die Rivalen gegenseitig Stoff zur Eifersucht haben. Wir wollen dann einstweilen abwarten, welches Resultat diese gegenseitige Blamage haben wird. (ab.)

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

(Redaktionsbureau der „Eulalia".)

Hofrath Beutel. Druckereifaktor Bengel.

Beutel.

(Am Redactionstiſch in Papieren wühlend.) Bengel, Sie ſind doch ein wahres Schiff der Wüſte. Sie wiſſen ein für alle Mal, daß ich von ſolchen angehenden Poeten keine unbeſchwerte Zuſendungen annehme. Was ſoll ich nun wieder mit dieſer Gedichtſammlung? Es ſind ganz hübſche, ſogar ſchöne Sachen darin und aus dem Verfaſſer kann was Ausgezeichnetes werden; aber meint ſo ein Flaumbart, ich treibe die Kritik als Vergnügensſache? Wenn ich Einen berühmt machen ſoll, muß ich auch wiſſen, wofür. Frauenzimmer macht man berühmt für Liebesdienſte, Freunde für Kameradendienſte und Fremde für klingende Münze. Geben ſie darauf nicht ein, ſo ignorirt man ſie oder reißt ſie gelegentlich herunter. Prägen Sie

sich ein für alle Mal ein, daß man die Literatur wie jedes andere Geschäft nur aus Spekulation treiben darf, und studiren Sie meinen Freund Gutzkuchen.

Bengel.

Ich weiß das Alles schon, Herr Hofrath, aber gerade weil ich es wußte, glaubte ich im vorliegenden Fall eine Ausnahme machen zu dürfen, da mir der junge Mann sehr talentvoll zu sein schien und ich ihn als eine gute Acquisition für Ihr Blatt betrachtete.

Beutel.

Sie sind ein Schiff der Wüste, sag' ich. Solche junge Leute läßt man sich bemühen, läßt man betteln um einen Platz für ihre Sachen. Und wenn Göthe und Shakespeare als junge Leute sich an meine „Eulalia" drängten, sie sollten betteln wie der fadeste Reimschmied. Sie sollten ihre Unterordnung unter meine Hand anerkennen und die Aufnahme ihrer Poesien als Gnadensache betrachten lernen. Wäre ich sonst auch versichert, daß sie nicht beim zweiten Gedicht schon Honorar forderten? Man muß feste Grundsätze und Charakter haben, lieber Bengel, sonst kommt man nicht durch.

Bengel.

Sie haben Recht, Herr Hofrath, ich werde mich in Zukunft danach zu benehmen wissen.

Beutel.

Sind die Materialien zu der Lebensskizze Sr. Excellenz des Herrn Gesandten noch nicht angelangt?

Bengel.

Noch nicht.

Beutel.

Sehen Sie, derartige Schreibereien haben einen solidern Boden. Ein Orden ist doch auch keine Luftblase und das Weitere findet sich nebenbei. Es gibt da Thoren in der Literatur, die über so eine Excellenz schimpfen und fluchen wie über eine Pestilenz. Sie wittern überall einen „schlechten Kerl." Die Dummköpfe? Was ist ein schlechter Kerl? Wenn die Leute wüßten, wie haarschmal die Scheidewand ist, welche einen sogenannten schlechten Kerl von einem sogenannten braven Kerl trennt, sie würden sich hüten, so inhumane Rigoristen zu sein. Eine geläuterte Weltansicht wie die meinige führt zu humaneren Be-

urtheilungen und läßt Jeden in seiner Art gelten, wenn er nur das einzige und wahre Kennzeichen des ächten Menschenthums, nämlich Verstand hat. Für mich gibt es nicht brave und schlechte, sondern nur kluge und dumme Kerle. Für wen aber soll man klug sein in der Welt? für Andere? Dann müßte ja Jeder für sich selbst nur dumm sein, der Verstand wäre für ihn selbst überflüssig. Ergo —! Sie, lieber Bengel, gehören heute wieder zu den dummen Kerlen, sonst hätten Sie nicht bloß den jungen Poeten zur Einsicht gebracht, sondern auch dieses politische Gedicht abgewiesen, dessen Verfasser Ihnen als ein mißliebiger Opponent bekannt ist. Wollen Sie mein Blatt in ein übles Licht setzen?

Bengel.

Ich glaubte, daß es gegen den Quartalschluß hin günstig auf die Abonnenten wirken werde, wenn man ihnen einmal ein liberales Gericht vorsetzte.

Beutel.

Diese Praxis ist im Allgemeinen richtig, aber man macht dabei Unterschiede. Es gibt einen loyalen und einen illoyalen Liberalismus. Nur der

erstere kann in meinem Blatte Aufnahme finden, obschon Sie wissen, daß mir für mich loyal und illoyal ganz gleich ist. So lang die Regierungen mehr gelten und mehr bieten können, als das Volk, nimmt man auch mehr Rücksichten auf sie. Uebrigens wissen Sie ja, wie leicht man auch unserm Volk mit Liberalismus genug thun kann, ohne illoyal zu sein. Deßhalb weg mit solchen Opponenten! Und haben Sie nicht gesehen, daß der Mensch einen irreligiösen Vers in mein Blatt hat einschmuggeln wollen? (Emphatisch.) Bengel, die Religion ist mir heilig! (Es klopft.)

Bengel.

Herein! (Mit vielen Bücklingen tritt der Schneider Drath herein, eine Rechnung in der Hand, und nähert sich dem Hofrath, welcher eine Feder ergreift und in schwerer Geistesarbeit zu sein scheint.)

Drath.

Herr Hofrath —

Bengel.

Was haben Sie? Ein Gedicht?

Drath.

Sie verzeihen, es ist eine reine Prosa.

Bengel.

Ein Beitrag für die „Eulalia"?

Drath.

Wenn Sie ihn aufnehmen wollten, so mögte das unter Umständen nicht zu meinem Nachtheil sein. Das Publikum würde nämlich daraus ersehen, daß ich erstens für sehr billigen Preis die elegantesten Kleider verfertige, und zweitens mitunter jahrelangen Kredit gebe, wie das jetzt wieder mit dem Herrn Hofrath der Fall ist.

Bengel.

Sie sehen, daß der Herr Hofrath sehr wichtige Geschäfte hat.

Drath.

Er kann kein wichtigeres Geschäft haben, als durch Bezahlung einer bereits zehn Mal abgewiesenen Rechnung endlich seine Ehre —

Beutel.

(Aufspringend und den Schneider mit donnerndem Pathos anfahrend.) Mensch! Sind auch Sie von dem irreligiösen Schwindel der Zeit mit fortgerissen? Kennen auch Sie nichts Heiliges mehr?

Menſch, wiſſen Sie, was Sie in dieſem Augenblicke thun?

Drath.

Vollkommen, Herr Hofrath. Vielleicht nur in ſo fern bin ich im Irrthum, als ich Ihnen zugemuthet hatte —

Beutel.

Herr, beben Sie zurück vor einem Sakrilegium! Wiſſen Sie, daß ich eben beſchäftigt bin mit einer Hymne an die Jungfrau Maria!

Drath.

Ich weiß, daß Sie ſich viel mit der Jungfrau Maria beſchäftigt haben, Herr Hofrath. Aber ich ſehe keine Beleidigung der Jungfrau Maria darin, wenn man ihren Freund und Verehrer daran erinnert, ein ehrlicher Mann zu ſein und ſeine Schulden zu bezahlen.

Beutel.

Das iſt unerhört! Bengel, Ihre Druckergeſellen! Doch nein, ich weiß ein anderes Mittel, die Irreligiöſität zur Einſicht zu bringen. Entweder, mein Herr, verlaſſen Sie dieß Heilig-

thum auf der Stelle, oder in zweimal vierundzwanzig Stunden weiß die ganze Stadt, daß Sie ein irreligiöser Mensch sind, und keine Christenseele wird mehr ein Kleidungsstück bei Ihnen machen lassen. Wissen Sie, daß ich Hofrath, Redakteur eines vielgelesenen Blattes, vertrauter Freund hoher Diplomaten und Mitglied des h. Borromäusvereins bin?

Drath.

Herr Hofrath, bedenken Sie —

Beutel.

Kein Bedenken mehr! Entweder, oder!

Drath.

So werd' ich mir denn über einige Wochen wieder eine bescheidene Anfrage erlauben. Nicht wahr, Herr Hofrath? Empfehle mich gehorsamst, Herr Hofrath. (Will gehen).

Beutel.

Noch einen Augenblick! Ich werde Ihnen zeigen, daß ich religiöse Gesinnung zu achten weiß, sobald sie sich außer Zweifel stellt. Meine Muttergotteshymnen werden nächstens im Druck

erſcheinen. Hier iſt die Subſkriptionsliſte. Wollen Sie auf ein Dutzend Exemplare ſubſkribiren, ſo wird mir das ein Beweis ſein, daß Ihr Sinn für Religiöſität noch nicht —

Drath.

Ein Dutzend?

Beutel.

Für jedes Ihrer Familienglieder wird das Buch ein Segen und eine Zierde ſein.

Drath.

Ich habe nur zwei Kinder —

Beutel.

Sie nehmen Anſtand?

Drath.

Herr Hofrath — (er ſubſkribirt) Alſo bis nächſtens, Herr Hofrath. (Empfiehlt ſich).

Beutel.

Der Menſch hat mich da um das ſchönſte Gedicht gebracht, das mir jemals in den Sinn gekommen!

Bengel.

Sie sind wenigstens nicht ganz ohne Ersatz geblieben. Herr Hofrath, ich muß gestehen, Sie wissen die Menschen zu behandeln.

Beutel.

Nun, was das betrifft, so halten Sie sich die Lehre von den klugen und den dummen Kerlen gegenwärtig. Sie aber, lieber Bengel, müssen sich savoir faire angewöhnen. Es ist möglich, daß ich mitunter Ihnen für einige Tage die Redaktion übertragen muß. Alsdann darf wenigstens in negativer Hinsicht — verstehen Sie? — in negativer Hinsicht nichts verfehlt werden. Wenn Sie auch nicht immer wissen, was ich will, so müssen Sie wenigstens immer wissen, was ich nicht will.

Bengel.

Ich werd' es mir merken, Herr Hofrath, und mich der mir zugedachten Ehre würdig zu machen wissen. Apropos! Heute war der Menageriebesitzer hier und beklagte sich sehr wegen des Berichts über seine Bestien, den er bei Ihnen bestellt hatte. Sie haben ihn nämlich mißverstan-

den und in der „Eulalia“ gesagt, die Bestien seien alle so wild, daß man Grausen in ihrer Nähe empfinde. Dadurch ist das Publikum so abgeschreckt worden, daß kein Mensch die Menagerie besucht, als höchstens die Polizei, welche die Sache für gefährlich gehalten. Der Menageriebesitzer behauptet, Ihnen gesagt zu haben, die wilden Bestien seien so zahm, daß man sich unter ihnen ganz einheimisch fühle.

Beutel.

Und? Sie sind ein Schiff der Wüste und können sich mit in die Menagerie stecken lassen. Da der Mann bezahlt hat, brauchten Sie mich mit solchen Lappalien gar nicht mehr zu inkommodiren. Was gehen mich die Bestien noch an? Setzen Sie in's nächste Blatt, sie seien durch einen Druckfehler wild geworden, sie seien aber in Wirklichkeit so zahm, daß man sich ganz einheimisch unter ihnen fühle. Das lassen Sie bezeugen durch den durchreisenden Sir William Spring, Gouverneur von irgend einer unentdeckten Insel. Was Sie für die Berichtigung erhalten, gehört Ihnen. — Hat der Wirth aus dem „Kaiser von

Oesterreich" keinen Champagner für mich geschickt?

Bengel.

Nichts gesehen.

Beutel.

So heben Sie im nächsten Blatt die Notiz hervor, daß der Prinz von Koburg im „Kaiser von Oesterreich" abgestiegen sei und, wie man vernehme, die Einrichtungen dieses Hotels außerordentlich belobt habe. Ein Bewillkommnungsgedicht für Se. Hoheit werd' ich Ihnen nachher geben. Apropos! Haben Sie erfahren, ob die „Thalia" mit dem Quartalschluß neue Abonnenten zu erwarten hat?

Bengel.

Man schimpft seit einigen Wochen gewaltig über das Blatt. Der Redakteur ist verliebt bis über die Ohren in die neue Tänzerinn und weiß über nichts Andres mehr zu schreiben, als über Liebe, Opern und Tänzerinnen.

Beutel.

Ich werde diesem Schandblatt den Todesstoß geben. Wie hat so ein junger Laffe es wagen

können, mit mir zu rivaliſiren? Es iſt nur die Verblendung des Publikums, was ſeinem vermeintlichen Talent ſo viel Theilnahme zugewandt hat. Ich werde den Leuten die Augen öffnen. Und ſo ein Menſch hat den Vorrang bei der ſchönſten Tänzerinn der Oper erhalten! Bengel, iſt das zu ertragen?

Bengel.

Das Frauenzimmer ſoll ſo verliebt in ihn ſein, daß ſie ihm die Hälfte ihrer Einnahme überlaſſen will, um ſeine Schulden zu bezahlen.

Beutel.

Donner und Teufel! Doch halt, das läßt ſich benutzen.

Ein Bedienter (eintretend).

Ein Brief vom Ritter Bogen an den Redakteur der „Eulalia." (Ab).

Beutel.

Ein Louisd'or? Der Mann iſt anſtändig. Bengel, die Ankündigung über die Ankunft des Ritters Bogen wird groß gedruckt. Doch, was ey' ich? Ein Bettelbrief von meinem Rivalen —

(Er umarmt den Faktor. Der Vorhang fällt).

Zweite Szene.

(Redaktionsbureau der „Thalia.")

Dr. Schneider. Später Typus.

Dr. Schneider (allein).

Seit ich wegen des falschen Wechsels in der Residenz gesessen habe, beschäftigen sich alle Zeitungen mit mir. Ich bin ein Mann von europäischem Ruf geworden. Was etwa noch daran fehlt, werde ich durch eigne Lobartikel oder durch Vermittlung meines Freundes Grünschnabel nachholen. Hier im Ort glaubt man, ich sei wegen meiner „Stimmen aus dem Kerker" arretirt worden. Bin ich das nicht auch? Vor meinen Gedichten hat man Angst gehabt und sich deshalb hinter den falschen Wechsel gesteckt. Ich bin ein politischer Märtyrer, ein Märtyrer für die Sache des Volks. — Und das Volk darf mich verhungern lassen? Wer mir helfen kann, oder mir als Mittel dient, wo ich mir selbst helfen muß, der soll es sich zur Ehre anrechnen! So stellt sich die Sache. Und wenn ich die ganze Welt anpumpe, belüge und betrüge, man soll es sich zur Ehre anrechnen, von mir angepumpt, belo-

gen und betrogen zu werden. Heißt das Achtung vor dem Geiſt, vor dem Genie, wenn man ihm zumuthet, daß es ſich an das Exerzieren kleinlicher Philiſtertugenden verzettele? Schreibt mir da meine frühere Geliebte aus der Reſidenz einen Brief, als ob ich ein Hypothekenbewahrer ſei. (Lieſt): „Daß Du mich um meinen Ruf, meine Ruhe, mein Glück gebracht und im Stich gelaſſen, das vergebe ich Dir, da ich einen Menſchen Deiner Art hätte durchſchauen ſollen und einſehe, daß, wenn es noch ein Glück für mich gibt, dieß wenigſtens nicht bei Dir zu ſuchen iſt; aber daß Du ſchlechter Menſch mir meinen Schmuck und meine Kleider verkauft und mich nackt in die Welt geſtoßen haſt, dieſe Gemeinheit ſoll Dir wenigſtens nicht ſo hingehen.“ — Was ſind das z. B. für Geſinnungen? Statt ſich glücklich zu ſchätzen und in der Erinnerung zu ſchwelgen, daß ſie mit einem Mann meiner Art den Champagner des Lebens genoſſen, kommt das Frauenzimmer hinter mir hergelaufen und reklamirt den Pfropfen von der Flaſche. Pfui über ſolch ein weibliches Philiſterthum! Da iſt meine Tänzerinn ein anderes Weib! Das iſt ein Weib der Poeſie! Ha! Welche Wonne, an der Hand ſolcher üppi-

gen Hingebung ſich in das Meer des Lebens zu ſtürzen! Was ſie iſt und was ſie hat, das gehört mir, mit Wuth gehört es mir, und ihr größtes Glück iſt es, daß es mir gehört. Ich bringe ſie dahin, daß ſie mir ihre ganze Gage zur Verfügung ſtellt. Doch ſie darf nicht merken, daß ich gänzlich ohne Mittel bin, ſie darf keinen Eigennutz ſupponiren können. Hätt' ich nur ſo viel, um heute Abend die Waſſerpartie zu beſtreiten! Ob der Ritter Bogen noch nicht geantwortet hat? — Fanny, du biſt ein edles Weib! Wüßt' ich, daß deine Beine ewig jung blieben und beflügelt, oder könnt' ich ſie kapitaliſiren für ein ganzes Leben, bei meiner Ehre, du ſollteſt meinen Namen tragen.

Typus (eintretend).

Herr Doktor, wir haben wieder für die nächſte Nummer nicht eine einzige Spalte Manuſkript.

Schneider.

Iſt noch kein Brief vom Ritter Bogen angelangt?

Typus.

Bis jetzt nicht. Doch war Ihr Freund, der Dr. Grünſchnabel hier, um Ihnen einen

„sozialistischen" oder kommunistischen Aufsatz über die Ansprüche des Geistes zu bringen.

Schneider.

Grünschnabel ist ein ganz vernünftiger Kerl, er weiß Butter aus der Milch zu machen. Ich werde seinen Rath befolgen und mein Blatt in Zukunft sozialistisch umgestalten. Man ist mit den vielen Liebesgedichten und Kunstartikeln nicht mehr zufrieden.

Typus.

Es waren mehrere Leute hier, die nicht weiter abonniren wollten, wenn das Blatt nicht eine andre Richtung nähme.

Schneider.

Soll geschehen. Der „Sozialismus" ist zeitgemäß und mit ihm lassen sich jetzt die besten Geschäfte machen. Man gewinnt den Ruf als Vertreter der „neuesten Richtung," man steht als Beglücker der Menschheit da, man befestigt seinen Kredit, man gewinnt sogar Einfluß auf das Volk und kann zugleich der Welt im Speziellen auseinandersetzen, in welches Mißverhältniß sie sich zum Geist gestellt hat. Die praktischen Folgen

von allem Dem werden sich in meiner Börse geltend machen. Schicken Sie zu meinem Freund Grünschnabel und lassen Sie seinen Artikel für das nächste Blatt holen. Ich werde Ihnen später auch eine Ode an die Menschheit zustellen. Haben Sie nicht gehört, ob die „Eulalia" mit dem Quartalschluß neue Abonnenten zu erwarten hat?

Typus.

Es heißt allerdings so.

Schneider.

Ich werde den Spekulationen des saubern Hofraths einen Riegel vorschieben. Wie kann das Publikum seine Sympathie einem Menschen zuwenden, der von Ansichten eben so bornirt als von Gesinnung gemein ist? Von der neuesten Richtung hat der Mensch nicht eine Ahnung, und hätte er sie, er würde gar nicht wagen, davon zu sprechen. Ich werde ihm mit dem Sozialismus in einem einzigen Quartal den Garaus machen. Meinen Sie nicht, Typus?

Typus.

Ich weiß nicht, Herr Doktor, ich bin nicht über Alles aufgeklärt, was Sie unter dem Sozialismus verstehen, denn es werden mit dem

Wort jetzt allerlei Sachen neu getauft, die vernünftige Leute früher einfach zur Politik oder zum Leben rechneten.

Schneider.

(Für ſich): Da kann ich ſchon gleich Propaganda machen. (Laut): Ich will ihn Ihnen erklären. Sozialismus iſt die „Wiſſenſchaft", ohne Bourgeois zu leben, ohne Geld Champagner zu trinken, ohne Ehe zu lieben, einſtweilen ohne Freiheit glücklich zu ſein und ſpäter ohne Staat die menſchliche Geſellſchaft einzurichten. Wie gefällt Ihnen das?

Typus.

Das hört ſich für den Plebs ſchon ganz amüſant an. Aber wie Sie das Alles fertig bringen und wie Sie namentlich ohne Freiheit glücklich ſein und ohne Staat die Menſchen zuſammenhalten wollen, das begreif' ich nicht. Auch weiß ich, daß Sie vor acht Tagen noch für Provinzialſtände ſchwärmten und den „Staat" Ihres „allergnädigſten Königs" für den Muſterſtaat erklärten.

Schneider.

Dieſe ſchnelle Wandlung meiner Anſichten

zeugt ja eben um ſo mehr für die Richtigkeit der jetzigen, den früheren gegenüber.

Typus.

Ich gratulire Ihnen zu ſolcher Gewandheit in der Ausbildung Ihrer Anſichten. Andre fühlen aber eine gewiſſe Scheu, eine ſo ſchnelle Wandlung mitzumachen, denn Ueberzeugungen ſind keine Kleider. Der Glaube an die Wahrheit fehlt, und es macht einen fatalen Eindruck, wenn ſo ſchnell erworbene neue Anſichten ſich gleich mit Anmaßung in den Vordergrund drängen und bei Andren Bekehrung erzwingen wollen.

Schneider.

Fühlen Sie das wirklich? Nun, wenn Sie glauben, daß dieß zu ſehr hervortritt, ſo wird mein Freund Grünſchnabel die Sache einleiten. Der iſt heute loyaler Unterthan und morgen genügt ihm die Republik nicht mehr, und übermorgen macht er die Leute glauben, von Kindsbeinen an ſei er über die Republik hinaus geweſen und Fourrier habe ſeine Ideen nur antizipirt, ja der ſei an ihm ſchon vor ſeiner Geburt zum Plagiarius geworden. Mein Freund Grünſchnabel ging als Konſtitutioneller zu Bette, fiel über die

Republik weg am Morgen auf den Kopf und ſtand friſchweg als ſtaatfreſſender Sozialiſt wieder auf. Sie ſehen alſo, daß die Entwickelung kein Herenwerk iſt.

Typus.

Herr Doktor, offen geſprochen, ich halte Ihren Freund Grünſchnabel für einen Lumpenkerl, der jede Form oder Maske anzunehmen weiß, gar keine eigne Ueberzeugung hat, nur Alles aufgreift, was en vogue iſt, mit Allem nur Geſchäfte macht und ſeinen unverſchämten Dünkel füttert.

Schneider.

Was? Und wofür halten Sie mich denn?

Typus.

Für einen dito und nebenbei für einen Schuft!

Schneider.

Typus, Sie ſind ein genialer Menſch! Geben Sie mir die Hand. Solche kühne Scherze zeugen von einem ungewöhnlichen Kopf und ich laſſe ſie mir von einem Ebenbürtigen gern gefallen.

Typus.

Einem Lumpenkerl gebe ich meine Hand nicht und wenn ſie auch von Druckerſchwärze beſchmutzt iſt. Suchen Sie ſich einen andern Faktor, ich werde noch heute dieſe Schandwirthſchaft verlaſſen.

Wenn es Ihnen gleich ist, was Sie schreiben, so ist es mir nicht einmal gleich, was ich drucke.

(Ab.)

Schneider.

J! Das ist ja vortrefflich, daß man diesen dummen Menschen bei Zeiten kennen lernt und los wird. Die Kerle scheinen hier gar nicht eingeschult zu sein. Doch weg damit. Fanny, Fanny, hätt' ich nur zwei Thaler, um heute Abend die Wasserpartie zu bestreiten!

Ein Bedienter (eintretend.)

Ein Brief vom Ritter Bogen an den Redakteur der „Thalia." (ab.)

Schneider.

Ein Louisd'or! Bei meiner Liebe, der Ritter hat Lebensart. Doch wie? Was für ein Brief ist das? Ein Bettelbrief von dem Hofrath? Und dieser Louisdor etwa für ihn bestimmt? Oder deutet der Louis'dor und der Brief auf eine Absicht des Zusenders hin? Ich werde so frei sein, sie zu deuten. Das wird ja eine herrliche Komödie werden. Den Louisd'or werde ich behalten und den Brief soll die ganze Welt zu lesen bekommen.

Dritter Aufzug.

Erste Szene.

Bogen und Brand im Gasthof beim Frühstück.

Brand.

Jetzt, mein Freund, ist es Zeit, daß ich Sie über einen Spaß aufkläre, den ich meinen beiden Arrestanten in spe eingefädelt habe. Nachdem ich vorgestern mein Amt als Ihr Geheimsekretair kaum übernommen hatte, langten sofort wie auf Verabredung ein Paar Bettelbriefe hier an. Im einen machte sich der Redakteur der „Eulalia" für drei, im andern der Redakteur der „Thalia" für zwei Thaler anheischig, Ihre Ankunft und Ihr Lob in die Welt auszuposaunen. Ich kam auf den Einfall, die Briefe zu verwechseln, steckte in jeden einen Louisd'or und sandte das Billet der „Thalia" an die „Eulalia," das Billet der „Eulalia" an die „Thalia," Was erfolgt? In beiden Blättern werden Sie heute mit großen Buchstaben für wenigstens sechs Louisd'or gelobt, und um dem Spaß die Krone aufzusetzen, hat

jeder der beiden Redakteure, die sich aus Brodneid anfeinden wie die Spinnen, den Bettelbrief des Andern mit folgenden einleitenden Worten abgedruckt: „Bis zu welcher Ehrlosigkeit es heutzutage manche sogenannte Vertreter der Literatur gebracht haben, wie schamlos solche Wegelagerer mitunter die Schwachheit und Güte anderer Menschen mißbrauchen; wie bodenlos gemein sie ihr Handwerk treiben und welche Schande sie über den edlen Stand zu verhängen sich nicht entblöden, in den sie sich ohne allen Beruf hineingedrängt haben, davon mag folgender Bettelbrief, welcher durch einen glücklichen Zufall in die Hand der Redaktion gerathen ist, Zeugniß ablegen." — Nun, mein Freund, denken Sie sich das Skandal in der ganzen Stadt und denken Sie sich die Augen, mit welchen die edlen Herren gegenseitig ihre Blätter gelesen haben.

Bogen.

Ich habe ein Gefühl, als ob mich der Schlag rührte. Das ist doch was Unerhörtes!

Brand.

Jetzt frag' ich Sie nochmals, ob ich Unrecht thue, wenn ich die Menschen verhaften lasse?

Bogen.

Sie thun Recht, vollkommen Recht. Ich muß das zugestehen, obschon ich jetzt eben so bei der Verhaftung interessirt bin, wie früher bei der Freigebung, denn bleiben die Kerle auf freiem Fuß, so werden sie mich ihr Prangerstehn entgelten lassen.

Brand.

Davor könnten Sie immer ruhig sein. Wenn Sie ihnen schrieben, daß ein Versehen das Skandal verschuldet habe, und als Pflaster Jedem einen neuen Louis'dor auf die verwundete Ehre legten, Sie würden noch mehr gelobt werden, als früher.

(Der Hofrath Dr. Beutel, Redakteur der „Eulalia," wird angemeldet.)

Bogen.

Wie fertigen wir den Menschen ab?

Brand.

Jetzt wird der Spaß erst seine wahre Höhe erreichen. Halten Sie sich so lang wie möglich fest und dumm. Ich gehe in die Nebenstube und werde im rechten Augenblick dazwischen treten.

(Ab.)

Beutel (eintretend.)

Ich habe wol den Herrn Ritter Bogen vor mir?

Bogen.

Aufzuwarten.

Beutel.

Mein Herr, ein Ehrenmann ſteht vor Ihnen, um ſeine gekränkte Ehre zu vertreten.

Bogen.

Ein Ehrenmann ſteht vor mir? Wir Beide ſind ja allein im Zimmer.

Beutel.

Mein Herr, beſinnen Sie ſich. Ich bin der Hofrath Dr. Beutel, Redakteur der „Eulalia.“

Bogen.

Daran zweifle ich nicht. Was wünſchen Sie, Herr Hofrath?

Beutel.

Mein Herr, Sie ſind ſelbſt ein Ehrenmann und als ſolcher werden Sie wiſſen, wozu Sie einem andren wegen eines angethanen Schimpfs verpflichtet ſind.

Bogen.

Das weiß ich allerdings. Doch wie paßt das hierher?

Beutel.

Entweder begreife ich Sie nicht, oder Sie wollen mich nicht begreifen.

Bogen.

Bei solcher gegenseitigen Schwierigkeit des Begreifens werden wir denn schwerlich zu etwas Weiterm gelangen.

Beutel.

Ich hoffe doch, und werde mich näher aussprechen. Mein Herr, Sie haben meine Ehre schwer gekränkt und dafür muß mir Genugthuung werden.

Bogen.

Da stehen wir ja noch an demselben Fleck. Wie ich Ihre Ehre kränken kann, das ist ja eben, was ich nicht begreife.

Beutel.

Was Sie nicht begreifen? Mein Herr, Sie werfen sich auf Ausflüchte? Sie wollen es nicht

wissen, daß Sie den Brief, welchen ich im Enthusiasmus für Ihre Kunst an Sie geschrieben, meinem Todfeind in die Hände gespielt haben, um mich und den Literatenstand vor aller Welt an den Pranger stellen zu lassen?

Bogen.

Wenn Sie in dem Brief etwa geschrieben hätten, Sie würden mich, wie es eines Literaten würdig sei, nicht für Geld und nur dann loben, wenn ich es verdiene, würden Sie und Ihr Stand alsdann an den Pranger gestellt sein? Schwerlich. Folglich muß das Prangerhafte im Brief selbst liegen.

Beutel.

Sie wollen einen neuen Schimpf auf den alten häufen? Herr Ritter, ich fodre Genugthuung, vollständige Genugthuung.

Bogen.

Welche Genugthuung fodern Sie?

Beutel.

Welche? Mein Herr, ich betrachte Sie als einen Ehrenmann. Sie werden es am Besten

würdigen können, wie sehr — was dazu gehört — wie schwer eine Ehrenkränkung wiegt. —

Bogen.

Wünschen Sie Pistolen?

Beutel (lächelnd.)

Pistolen! Der Ausdruck ist, wie Sie wissen, doppelsinnig. Meine Sinnesart würde sich stets für die humanste Weise der Genugthuung entscheiden.

(Der Dr. Schneider, Redakteur der „Thalia," wird angemeldet.)

Bogen.

Da wird sich's um eine neue Genugthuung handeln. Wo werde ich genug Pistolen hernehmen?

Schneider (eintretend.)

Herr Ritter Bogen?

Bogen.

Steht vor Ihnen.

Schneider.

Ich komme, um Satisfaction zu fodern für den Schimpf, den Sie mir angethan haben.

Bogen.

Davon weiß ich nichts.

Schneider.

Sie haben meinen Brief, welchen ich im Enthusiasmus für die Kunst an Sie geschrieben, diesem Herrn, meinem Feinde, in die Hand gespielt, um mich und in mir den Literatenstand an den Pranger zu stellen.

Bogen.

Das ist ja allerliebst. Dieser Herr stellt die nämliche Foderung und aus denselben Gründen. Ich will Ihnen was sagen, meine Herrn. Mir scheint es, daß Sie, wenn Sie durchaus von Genugthuung sprechen wollen, dieselbe zunächst Jeder sich selbst und dann der Eine dem Andern schuldig sind. Der Schimpf, wovon Sie sprechen, geht nur von Ihnen selbst aus und ich muß Ihnen gestehn, daß ich mich darüber freue, sofern Sie sich dadurch in Ihrer wahren Gestalt gezeigt haben.

Beutel. Schneider.

Mein Herr, wir werden uns gegen Sie vereinigen. Sie sollen uns Genugthuung oder Entschädigung zu Theil werden lassen.

Bogen.

Ich entſcheide mich für die Genugthuung. Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Sekundanten präſentire. (Er ſtellt ihnen Brand vor, der zum groſſen Erſtaunen der beiden Herren eben eintritt.)

Brand.

Ich meine, die Herren ſchon öfter geſehen zu haben.

Beutel.

Es wäre möglich —

Schneider (verlegen).

Wüßte mich nicht zu erinnern —

Brand.

Es würde mich ſehr freuen, wenn ich mich irrte, denn ich habe früher ein Paar ſogenannte Literaten gekannt, die im Aeußern viel Aehnlichkeit mit Ihnen hatten, aber ausgemachte Lumpen waren.

Beutel.

Allerdings drängt ſich manch unwürdiges Subjekt in unſern Stand. Aber was läßt ſich dagegen thun?

Brand.

Ich kenne Leute, die ſich Literaten nennen und

nicht würdig ſind, den Sauſtall zu miſten; Menſchen, die ihr Bischen Talent nur als Freibrief betrachten, um ſich von jeder Pflicht der Ehre und der Ehrlichkeit loszuſagen; Menſchen, die eben ſo wenig Ueberzeugungen haben, als Ehre, und deren Feder für Geld jeder faulen Sache und jedem Schurken zur Dispoſition ſteht; Menſchen, deren Geſinnung ſich in jeder Lage zurechtzufinden und deren Feder Alles und Jedes auszubeuten weiß, wo es gilt, ein Paar Thaler einzuſacken oder literariſchen Wind zu machen; Menſchen, die ſich heute wie Strauchräuber auf den Vorübergehenden werfen, um ihm durch angedrohten Tadel Geld abzupreſſen, und morgen ſich den Mächtigen unter die Abſätze drängen, um als kammerjunkernde Lobhudler ein Paar Broſamen der Gnade zu erhaſchen. Ja, ich kenne Exemplare, die ſogar zu offenen Schurken geworden ſind. Maßloſe Genußſucht und Prätenſion von der einen, leichtfertige Ehrvergeſſenheit und Geſinnungsloſigkeit von der andern Seite — ſo ausgeſtattet, werfen ſie ſich ins Leben, winden ſich durch alle Winkel und Schliche durch, reiſen unter falſchen Namen, meſſen die Tiefe aller Taſchen, betrügen alles Vertrauen, beuten alle Eitelkeiten aus, kurzum treiben Alles

und Jedes, nur nichts Ehrenhaftes, und stehen zuletzt als offene Beutel-Schneider da. Sie wären total verloren, wenn nicht die hohe Reaktion noch Redakteurstellen zu besetzen hätte, wozu man noch gut genug ist, wenn man von der Galeere kommt.

Beutel. Schneider.

Ja es ist traurig, daß unserm Stand solche Menschen beigezählt werden können.

Brand.

Nicht wahr? Es ist aber mehr, als traurig. Es ist sogar empörend. Denn solche Subjekte diskreditiren nicht nur den Literatenstand, sondern sie bieten auch den Dienern der Reaktion vortrefflichen Stoff, um diejenige Sache zu diskreditiren, welcher der Literatenstand sich hauptsächlich weihen soll, nämlich die Volkssache. Das, meine Herren, ist es, was empört und was die Pflicht hervorruft, jene Unwürdigen schonungslos zu demaskiren und aus dem Tempel zu werfen. Meinen Sie nicht auch?

Beutel.

Sie sprechen mir aus der Seele. Doch seh' ich recht? Indem Sie bei Ihrer Expektoration

in Feuer geriethen, war es mir, als erkennte ich in Ihnen einen alten Freund, den nichts so sehr charakterisirte und kenntlich machte, als seine edle Entrüstung gegen Gemeinheit und Servilismus. Sind Sie nicht der frühere Schriftsteller Brand?

Schneider.

Jetzt glaub' ich Sie ebenfalls wiederzuerkennen.

Brand.

Glauben Sie wirklich? Ich bitte, betrachten Sie mich doch genau. Sehen Sie das Profil; sehen Sie jetzt das Gesicht von oben, dann von unten; nun lasse ich das Fensterlicht gerade ins Auge fallen, dann auf die Seite der Nase; betrachten Sie meine Zähne, mein Haar, meinen Ohrlappen. Finden Sie sich jetzt bald zurecht?

Beutel.

Auf Ehre, es ist der Brand! Alter Freund —

Schneider.

Freund —

Brand.

Halt! Sie verkennen mich, meine Herren, sonst würden Sie wissen, daß ich meine Muttersprache

nicht unter die Füße treten lasse. Wissen Sie, was Freund heißt? Ich will mich zu erkennen geben. Sehen Sie her: Ihr alter „Freund" Brand, den Sie so schwer wiedererkannten, hat Sie besser im Gedächtniß behalten. Er hat Ihnen hier einen Akt der Erinnerung mitgebracht, den das Gericht ausgefertigt. Ich werde Sie beide als meine Schuldner verhaften lassen, um Sie im Interesse der Literatur unschädlich zu machen. Sie beide sind die ersten Muster der Musterkarte, welche ich Ihnen vorgeführt habe. Sie sind der Abschaum aller sogenannten „Literaten", die ich kenne, Sie sind — kurz Sie sind so gesunken, daß Sie verdienten, als Redakteurs der Augsburger oder gar der Preuß. Allg. Zeitung und des „Rheinischen Beobachters" engagirt zu werden.

Beutel.

Aber wie? Verehrter —

Schneider.

Seien Sie billig, seien Sie —

Brand.

Gerecht! Nicht wahr? Ich werde gerecht sein! Sie kamen hierher, um Genugthuung für den Lite-

ratenſtand zu holen. Ich werde Ihnen die Mühe abnehmen. In einer Stunde ſitzen Sie auf dem Thurm und können dort Betrachtungen über die Ehre des Literatenſtandes anſtellen.

Bogen (heimlich zu Brand).

Aber Sie gerathen in Hitze, Sie werden grauſam.

Beutel.

Verehrter Herr, (denn Freund wollen Sie nicht mehr genannt ſein,) erlauben Sie, ehe Sie verurtheilen, erſt ein Wort der Verſtändigung. Sie kennen die Welt und kennen die Menſchen, Sie wiſſen, in welche Lagen auch der Beſte gerathen kann und welche Einwirkung die Verhältniſſe auf den Menſchen haben. Sie ſelbſt ſind im Literatenſtand —

Brand.

Ich will Ihnen was ſagen. Ziehen Sie durch die Welt und geben Sie ſich für einen *ſchen Diplomaten, einen Geheimrath, einen Polizeiminiſter oder eine noch höhere Perſon aus und begehen Sie dann alle ſchlechte und perfide Streiche, die Sie nur ausſinnen können. Sie werden dann nicht aus der Rolle fallen, Sie werden keinen Stand

beſchimpfen, ſondern nur charakteriſiren, und ich werde ſagen, daß Sie ein gutes Werk gethan, indem Sie diejenigen, welche ſich durch ihre Stellung gegen alle Verantwortlichkeit zu ſchützen wiſſen, wenigſtens in einer Rolle bloßgeſtellt, welche nicht vor Pranger und Zuchthaus ſicher iſt. Aber daß Sie, indem Sie gemeine Streiche begehen, ſich Literaten nennen, daß Sie die Vertreter des öffentlichen Geiſtes und der Volksgeſinnung durch ſolche Bloßgebungen den legitimen Schurken in die Hände liefern, das iſt es, wofür Sie büßen ſollen. Kein Schriftſteller ſoll ſchlechter ſein, als ſeine Feinde, und als ſeine Feinde ſoll jeder Schriftſteller von Ehre Alles betrachten und behandeln, was nicht für Volk und Freiheit iſt. Das iſt es, was ich will. Jetzt meſſen Sie ſich nach dieſem Maßſtab.

Schneider.

Ich werde Ihren Maßſtab mit Freuden anerkennen und doch mögte ich mir im ſpeziellen Fall Einwendungen erlauben. Ich mögte Ihren Blick auf die Verwirrung und die tauſend Mißverhältniſſe nicht bloß in unſern politiſchen, ſondern namentlich — in unſern ſozialen Zuſtänden hinlenken. Wenn man vom Standpunkt des „So-

zialismus“ aus die Dinge und die Menschen ins Auge faßt, dann wird es schwer, irgend Jemanden zu verurtheilen.

Brand.

Es ist sehr naiv, daß Sie sich in den sogenannten „Sozialismus“ retiriren wollen. Den ungebildeten armen Teufel, der aus Noth schlecht wird, einen Reichen beraubt oder gar todtschlägt u. s. w., einen solchen beurtheile ich nach anderm Maßstab, als dem kriminalistischen oder moralischen; jedoch einem Menschen, der Fähigkeit und Gelegenheit genug hat, sich und Andern zu nützen, ohne seine Moral und Ehre bloßzustellen, einem solchen Menschen ertheilt, wenn er gewissenlos Alles mit Füßen tritt, auch der „Sozialismus“ keine Amnestie. Aber so machen's die Herren. Das Höchste und das Beste kultiviren sie mit erlogenem Eifer, wenn es einen Schlupfwinkel für ihre persönliche Nichtswürdigkeit darbietet, und das Höchste und das Beste würdigen sie mit Bewußtsein herab durch die Motive ihrer Theilnahme. Die Lager, in welche Andere ohne ihre Schuld gerathen, schaffen Sie sich mit Voraussicht, indem Sie zugleich voraussehen, daß Sie sich durch Gewissenlosigkeit daraus befreien werden. Und das

ſoll Ihnen ein Recht geben, ſich auf die Verkettung der Geſellſchaftslage zu berufen und ſich unter die Fahne des „Sozialismus“ zu retten? Mein Herr, Sie ſind nicht werth, das Wort „Sozialismus“ nur in den Mund zu nehmen. Für das Unglück ſoll man ein Herz haben, für die Gemeinheit aber Fußtritte!

Schneider.

Sie ſind hart, Sie berückſichtigen nicht —

Beutel (für ſich:)

Jetzt werd' ich ihn bei ſeiner ſchwächſten Seite faſſen. (Laut:) Wo es ſich um die Entſcheidung handelt, ob Vorwürfe, die man einem Literaten macht, gerecht ſeien oder nicht, da ſollte man vor allen Dingen Eins in's Auge faſſen, was auf den Literaten mehr einwirkt, als auf das Kind die Erziehung und auf die Pflanze die Luft. Ich meine die Zenſur, die ſchändliche Zenſur!

Brand.

Die Zenſur? Wie kommen Sie auf die Zenſur? Unter Preßfreiheit würden Leute Ihres Schlages ja gar nicht Schriftſteller haben werden können.

Beutel.

Wenn ich das zugeſtehen wollte, ſo würde ich

damit nur meine Behauptung unterstützen. Ich weiß mich der Zeit zu erinnern, wo Sie täglich mit bitterster Entrüstung sich über die demoralisirende Wirkung der Zensur aussprachen. Sie wissen es so gut wie wir, daß die Zensur zuerst zum Stylkünstler, dann zum Heuchler, dann zum Feigling, und, wenn nicht ein großer Vorrath von Charakterstärke vorhanden ist, zum schlechten Menschen macht. Ohne es zu merken und zu wollen, nimmt man ihre Wirkungen täglich in sich auf; man lernt etwas sein, was man nicht war, [illegible] verliert das Gute, das man hatte. Von den Mitteln der Gewalt gedrängt, hin und her gezerrt, mürbe gemacht und demoralisirt, verliert man sein eignes Selbst, und ein Mensch, der zum Oppositionsschriftsteller geboren war, endet vielleicht als Serviler. Ein Mensch, der lange Zeit unter Zensur geschrieben, wird zu Allem fähig. Nehmen Sie dieß Geständniß als aufrichtig an.

Schneider.

Ja, bei Gott, das ist wahr!

Brand.

Es ist wahr! Ja, ich gebe zu, daß es wahr ist. Aber wer befiehlt einem Menschen, sein Leben

lang unter Zenſur zu ſchreiben? Warum nicht lieber Stiefelputzer werden, als immer unter Zenſur ſchreiben? Doch, ich werde nicht ungerecht ſein. Mit der Zenſur haben Sie im Ganzen Recht. Ich werde meinen Verhaftsbefehl zerreißen, aber nur unter einer Bedingung. Die Schreibfinger kann ich Ihnen nicht abhauen; aber Sie dürfen und ſollen wenigſtens die Stellung nicht beibehalten, welche Sie ſo nichtswürdig kompromittirt haben. Sie verſprechen mir vor dieſem Zeugen, der Eine, daß er die Redaktion der „Eulalia," der Andre, daß er diejenige der „Thalia" am Ende des Quartals niederlegen und nie mehr übernehmen werde, beide aber verſprechen, daß ſie nie wieder ein neues Blatt gründen wollen! Unter dieſer Bedingung, von welcher ich nicht abgehen werde, ſchenke ich Ihnen Ihre Freiheit und meine Schuld.

Beutel. Schneider.

Wir verſprechen es.

Brand.

So möge in Zukunft ein beſſerer Geiſt Sie geleiten. (Mit Bogen ab.)

Beutel.

Mein Genius, du haſt mich nie verlaſſen und wirſt mich nie verlaſſen. Reibe dir die Augen, mein Genius, um in die Zukunft zu blicken; und dieſen moraliſirenden, bornirten „Ehrenmann,“ der unter Umſtänden daſſelbe geworden wäre, was ein Andrer, möge der Teufel holen. Er ſpreizt ſich mit Eigenſchaften, die gar nicht ſein eigen ſind, und deren eigentlichen Werth er erkennen würde, wenn er — mehr Verſtand hätte. Die klugen Kerle ſollen leben!

Schneider.

Die Umſtände trennen und verbinden die Menſchen. Es kommt mir jetzt vor, als ſeien wir Beide ſtets Freunde geweſen.

Beutel.

Wir ſind Freunde, „ſo lang es dauert.“ Zuvörderſt aber werden Sie anerkennen, daß ich es bin, der uns beide aus dieſer fatalen Situation gerettet hat. Der Brand iſt ein ganz malitiöſer Kerl.

Schneider.

Wenn Sie den Strick durchſchneiden, an welchem Sie ſelbſt aufgehängt ſind, ſo erwerben Sie

ſich um Den kein Verdienſt, der zufällig mit daran hängt.

Beutel.

Lehrt das etwa der Sozialismus? Das Durchſchneiden aber? Das iſt's ja eben!

Schneider.

Uebrigens kommt nichts dabei heraus, wenn wir lang unterſuchen, wer den Strick durchgeſchnitten hat. Die Hauptſache iſt jetzt, daß wir trotz dem Durchſchneiden des Stricks unſre Blätter verlieren.

Beutel.

Wirklich? Was Sie nicht Alles wiſſen!

Schneider.

Sie werden doch Ihr Verſprechen halten wollen? Er würde uns unfehlbar einſtecken laſſen, wenn wir es nicht thäten.

Beutel.

Ich werde mein Verſprechen halten, beſſer halten, als wenn ich ein Landesvater, — ich wollte ſagen, ein „Sozialiſt" wäre, und doch werde ich Redakteur bleiben.

Schneider.

Wie?

Beutel.

Was haben Sie verſprochen?

Schneider.

Die Redaktion der „Thalia“ niederzulegen und kein neues Blatt mehr zu gründen.

Beutel.

Haben Sie damit auch verſprochen, die Redaktion meiner „Eulalia“ nicht zu übernehmen?

Schneider.

(Ueberraſcht.) Und Sie würden die „Thalia“ übernehmen?

Beutel.

Verſteht ſich!

Schneider.

Jetzt muß ich Ihre Superiorität in der Lebensweisheit anerkennen!

Beutel.

Es bleibt alſo dabei: wir tauſchen.

Schneider.

Wir tauſchen, und der Brand iſt geprellt. Jetzt laſſen Sie uns bis zum Quartalſchluß Freundſchaft halten.

Beutel.

Und dann umarmen wir uns auf ewige Feindſchaft! (Sie umarmen ſich.)

Politiſche und unpolitiſche

Fahrten und Abenteuer.

Von

K. Heinzen.

Zweiter Band:

Neuere Fahrten oder Politiſche Romantik.

Mannheim.
Bei Heinrich Hoff.
1846.
Selbſtverlag des Verfaſſers.

Inhalt.

Seite.

I. Feldzug gegen einen teutſchen Kaiſerprätendenten 297

II. Eine Winterfahrt von Brüſſel nach der Schweiz 323

III. Ausflug von Zürich nach dem Wallenſee. Ein * ſcher Geheimrath und die Schweizer . . 397

IV. Der polniſche Hannibal, am Waſſerfall bei Schaffhauſen 437

V. Lord Waterford auf dem Kölniſchen Karneval 472

VI. Die Anadyomene des Bodenſee's 492

I.

Feldzug gegen einen teutschen Kaiserprätendenten.

Der Kelch der politischen Romantik wurde mir zuerst dargeboten, als meine spröde Natur sich, aus Furcht vor übertriebenen Zärtlichkeiten der preußischen Justiz und Polizei, auf belgischem Gebiet von Köln aus in Sicherheit brachte. Ich habe diese Sicherheitsreise in dem Kapitel „Politische Romantik" beschrieben, welches man, wenn man sich für diese Art Reiseliteratur interessirt, in der bei Leske zu Darmstadt erschienenen Schrift „Mehr als zwanzig Bogen" nachlesen kann. Der hier folgenden Reihe von Reiseskizzen hätte ich das erste Bild, welchem sie sich anschließen, gern in etwas anderer Gestalt voraufgehen lassen, um die zusammengehörenden Theile unter Eine Ueber-

ſicht zu bringen; leider aber gehört daſſelbe zu den Erſcheinungen, welche in Teutſchland von Polizei wegen nicht zum zweiten Mal auftauchen dürfen. Man hat auch dieß harmloſe Buch verboten und den Beweis geliefert, daß man in unſerm romantiſchen Vaterland nicht einmal mehr ungeſtraft romantiſch ſein dürfe, wenn man ſeine Romantik nicht aus dem offiziellen Vorrath bezieht. Ja, man hat ſogar behauptet, jene Schrift — ſie wurde in Zeit von vier Wochen und in unverbitterter Laune komponirt — gehöre zu den böswillig angelegten Sprengern, ſie „wolle den Umſturz und athme inſonderheit giftigen Haß und Hohn gegen die teutſchen Regierungen, namentlich gegen die Königl. Preußiſche.“ Ich ſchwöre bei meiner Loyalität, daß ich an die „teutſchen Regierungen“ damals gar nicht gedacht habe, da meine Gedanken ſich faſt einzig mit der „preußiſchen“ beſchäftigten. Gegen die letztere aber „Haß und Hohn zu athmen“, wie ſollte meine unſchuldige Lunge dazu gekommen ſein? Ging ich doch bei der Herausgabe jener „Mehr als zwanzig Bogen“ nur von der Unterſtellung aus, ich werde beim Erſcheinen derſelben mit der Fortſetzung meiner romantiſchen Studien in den Kaſematten zu Weſel oder Ehren-

breitstein beschäftigt sein. Und wie sollte ich mich der Gefahr aussetzen wollen, noch als Gefangener meiner angestammten Regierung des „Haß- und Hohn-Athmens" gegen dieselbe beschuldigt zu werden? Vollends aber des „giftigen Athmens"! Will man die Schriftsteller etwa gar zu den Lindwürmern und Klapperschlangen klassifiziren? Die Thiere, welche von den Klapperschlangen angeathmet werden, vermögen nicht mehr von der Stelle zu gehen. Ist es vielleicht diese Erscheinung, welche uns auf das tertium comparationis führen muß, da gewisse Leute ebenfalls nicht von der Stelle rücken, es sei denn nach Hinten? O hätten wir gewußt, daß euch unser Athem fesselte, wir würden ihn gern eingehalten haben. Aber ließet ihr uns nicht lieber ersticken, als zum freien Athmen gelangen? So ist es denn sehr natürlich, daß der verhaltene Athem sich mit einigem Stickstoff schwängert und die Klapperschlangen sich zu mehren beginnen. Wenn sich ihnen erst das hals- und rippenbrechende Geschlecht der boa constrictor zugesellt, dann ist selbst kein Büffel und kein Tiger, geschweige denn ein Hund und ein Hase mehr des Lebens sicher.

Doch was hilft es, mich gegen die Beschuldigungen des Verbotdekrets zu vertheidigen? Genug, ich werde auf den Introitus meiner romantischen Fahrten verzichten müssen, denn man wird, ehe man eine günstigere Meinung von mir auffaßt, erst thatsächliche Besserungsproben sehen wollen; man wird sich nicht kümmern um die schriftstellerische Verlegenheit, wie die entstandene Lücke angemessen auszufüllen, und der Leser durch etwas Romantisches zu entschädigen sei. Aber „Gott verläßt einen guten Deutschen nicht." Er, grade er, hat mir die Gelegenheit zugeführt, meine Illoyalität durch eine glänzende That, durch den Krieg gegen einen teutschen Kaiserprätendenten gut zu machen, gegen einen Mann, der mit nichts Geringerem umgegangen ist, als mit dem Plan, sämmtliche „deutsche Regierungen und namentlich die Königl. preußische" über den Haufen zu werfen. Durch die Bravour, welche ich gegen diesen gefährlichen Mann bewiesen habe, gelange ich also zu einem Verdienst um die Polizei und zugleich zu dem Glück, die Geschichte einer romantischen Flucht durch die Geschichte eines romantischen Kriegs zu ersetzen. Hoffentlich wird sich mit diesem Ersatz der Leser eben so

zufrieden ſtellen laſſen, wie mit meinem Verdienſt die Polizei.

Ich beſinge nicht mit Virgil arma virumque, ich beſinge virum armaque, denn wir haben es mit einem Mann von einem Kaliber zu thun, welchem kein Waffen-Kaliber vorangeſtellt werden kann. Ihr kennt ihn nicht? Der Name, den er vor ſeiner Krönung trägt, heißt A. A. L. Follen. Unglückliches Teutſchland, wie wäre es dir ergangen, wenn dieſer Mann auf dir gelaſtet hätte! Kein Thron ware ſtark genug geweſen, A. A. L. Follen zu tragen, er hätte das ganze teutſche Vaterland platt geſeſſen und durch dieſe neue Abplattung der Erdkugel den Nordpol in unſre geſegneten Fluren gelockt. Glückliche Fügung des Schickſals, daß er ſich in der Schweiz niedergelaſſen, denn nur das granitene Land der Alpen war im Stande, dem Druck eines ſolchen sacrum os zu widerſtehen. Und an dieſen Mann, ihr Teutſchen, habe ich mich gewagt, an dieſem Goliath bin ich zum David geworden, und ihr zürnt mir noch?

Doch bei der hier und da einreißenden Gleichgültigkeit gegen romantiſche Dinge und Perſonen iſt die frühere Geſchichte unſeres Helden nicht

überall bekannt geworden. Ich muß sie daher in der Kürze erzählen. A. A. L. Follen war auf Universitäten ein Chef jener Truppengattung, die man Burschenschäftler oder „Vaterlandssöhne" nennt. In dieser Stellung wurde er in Anbetracht seiner Verdienste um die Turnpoesie und seiner romantischen Positur von seinen akademischen Reisigen zum deutschen Kaiser designirt. Seine gekrönten Konkurrenten kamen aber hinter die Gefahr, die ihnen drohte, und trieben mit Hülfe jener fliegenden Kosaken, die man Steckbriefe nennt, den schwarz-roth-goldnen Prätendenten aus dem Lande hinaus. Darauf verlegte er die Werkstätte, worin er seine gefährlichen Plane schmiedete, nach Zürich, wo einst sein berühmter Vorgänger, Karl der Große, so gern geweilt haben soll. Obschon er unterdeß „Republikaner" und Bürger einer Republik geworden war, hielt er doch seine gerechten Ansprüche als Nachfolger des großen Karl mit jener Konsequenz, die man an bedeutenden Männern niemals vermißt, fortwährend fest und pflanzte die Erinnerung daran in allerlei Abzeichen und Emblemen aus Geschichte und Naturgeschichte auf das Nachhaltigste fort, so daß man noch jetzt sogar aus der Windfahne

seines Hauses, des „Federheldensitzes", über einem fliegenden Esel, welcher seinen Pegasus vorstellt, eine vergoldete Kaiserkrone hervorragen sieht. Außer diesen Großthaten hat das romantische Genie des Kaisers leider nichts von sich ausgehen lassen, als Maßmannsche Burschenlieder voll turnerischen Thatendrangs, einen Nibelungschen Uebersetzungsversuch, Hymnen an die Jungfrau Maria und ähnliche Antiquitäten. Wenn er auch als kaiserliche Tradition keiner weiteren Garantien seines Nachruhms bedurfte, so hätte er doch die Gnade haben sollen, sein Volk mit reichlicheren Proben seines Genie's zu beglücken. Er beschloß aber in seiner Weisheit, zu schweigen. Da geschah es, daß sich in Zürich zwei anstößige Personen niederließen, welche den Anschauungen und der Mission Sr. Majestät nicht zusagen konnten, nämlich der Antichrist A. Ruge und der gottlose K. P. Heinzen. Der Erstere hatte die Frechheit, unter den Augen des Kaisers ein irreligiöses Buch herauszugeben, und der Letztere war im Begriff, Briefe über Atheismus in die Welt zu schicken. Das verdroß das Gemüth des Kaisers so sehr, daß er von „tiefer Indignation" ergriffen wurde und den Gottlosen die Ruthe seines Zornes zudachte. Er ließ daher sechs Sonette drucken

unter dem Titel: „An die gottlosen Nichts-Wütheriche. Fliegendes Blatt von einem Verschollenen.“ Von einem „Verschollenen“! Diese bescheidene Maske hatte er nur gewählt, um einstweilen als Wohlthäter der Menschheit unbekannt zu bleiben; doch das Genie des Kraftvollen leuchtete zu kenntlich aus seinen Versen hervor, als daß man über den Verfasser lang in Ungewißheit hätte bleiben können.

Als „Motive“ war den Sonetten u. A. vorgedruckt: „Zwei Jahre in Paris, von A. Ruge,“ und die noch nicht einmal erschienenen atheistischen Briefe des zweiten Gottlosen entgingen jenem Schicksal nur auf besondere Verwendung eines Gönners desselben. Man hat in Zürich behaupten wollen, der Zweck der Sonette mit ihren „Motiven“ sei dahin gegangen, jene gefährlichen Menschen bei der Polizei anrüchig zu machen und mit dem Zauberstab der Poesie einen sanften Anstoß zu ihrer Wegweisung zu geben, da man in der Schweiz große Angst vor den „Atheisten“ hat; doch eine so niedere Auffassung zeugt von totaler Unfähigkeit, die Motive eines romantischen und kaiserlichen Gemüths zu ergründen und zu begreifen. Wer das Maß großer Menschen nicht in sich findet,

bleibe von ihrer Beurtheilung fern. Se. Majestät wurde einzig und allein von ihrer „tiefen Ignation" über das Treiben der Menschheitsfeinde und von den Gefühlen geleitet, welche Ihr das so vielfach bewährte „Herz für das Volk" eingab. Wie hätte Sie sonst z. B. zu der weitblickenden „Warnung" gelangen können, daß das Volk, wenn man ihm den Glauben an das Jenseits nehme, nur „flott leben" und „mit seinen Kindern die Schweine füttern werde"?

Als Geschichtschreiber muß man vor allen Dingen gerecht sein. Ich darf daher auch nicht unterlassen, der vorstehenden Apologie das abweichende Urtheil folgen zu lassen, welches genaue Bekannte Sr. Maj. über Herrn A. A. L. Follen fällen. Sie sagen: Der Mann will ein Chorage der Poeten sein und er hat in Versen so wenig, wie in Prosa, etwas Anderes produzirt, als Abgeschmacktheiten; er will die Philosophen meistern und hat nicht eine philosophische Faser am Leibe; er will liberal sein und ist ein Reaktionär in folio; er trieft von lauter „Liebe" und ist die Lieblosigkeit in Person; er geberdet sich, als müsse er allen „Egoismus" der Welt ausrotten, und er fände in diesem Werk nirgendwo so viel zu thun, wie

bei sich selbst; er bekämpft die „Atheisten", weil sie die Menschen zum „flotten Leben" à la „Heine" verführen, und Niemand versteht sich auf das flotte Leben besser, als er; er ist sehr empfindlich gegen das Laster der Grobheit und die Grobheit ist das Einzige, worin er es zur Virtuosität gebracht hat; er mögte aller Welt imponiren als ein mit Anmaßung gehörnter Held Siegfried, und der Poltron besitzt just so viel Muth, wie sein Shakespeare'scher Bruder, von dem unten die Rede sein wird, — kurz, Herr A. A. L. Follen zu Zürich hat die Prätension von Allem und das Verdienst von gar nichts. Und, um nochmals auf den Poeten zu kommen, er verdiente von vier Pegasus' geviertheilt zu werden.

Dies Urtheil über eine so hohe Person ist sehr kühn; da es sich aber mit Macht geltend machte, konnten die angegriffenen „Nichtswütheriche" nicht umhin, ihm zu glauben, und sie entschlossen sich daher, in einem Epigrammencyklus, den sie „Blätter zu dem Lorbeerkranz eines Verschollenen" nannten, dem ungestümen Angreifer zu antworten. Sie bedachten dabei, daß ihr Gegner sich als ein ganz typischer Vertreter jener konfusen und reaktionären romantischen Partei charakterisire, die in

Staat, Kirche und Literatur noch immer eine so bedeutende Rolle spielt und die zu bekämpfen und bloßzustellen man keine Gelegenheit vorbeigehen lassen dürfe. Ich hatte bei diesem Kampf nun noch das besondere Motiv der loyalen Demonstration, wovon im Eingang dieser Geschichte die Rede gewesen ist. Um mein Verdienst gehörig an's Licht zu stellen, theile ich einige von den Antworten mit, welche ich den Angriffen des Prätendenten entgegensetzte. Wenn meine Verse nicht glatt und gemessen genug sind, so schreibe man das nur der Absicht zu, die Sache scheinbar en bagatelle zu behandeln, um nicht durch zu ängstliche Achtsamkeit oder den Anschein poetischer Rivalität den Muth des gefährlichen Gegners zu neuen Angriffen zu provoziren.

„Motive."

Was durch die zweiten oder dritten Hände
Er aus Privatgesprächen hat erhascht,
Das hat er jetzt, als ob's in Büchern stände,
In seinen Trödelkram hineingepascht.
Er will uns zeigen, daß der Gottgeweihte
An der „Allwissenheit" betheiligt sei!
Wie Alles, hat das Ding noch eine Seite:
„Gott" ist allwissend und die Polizei.

Sub hoc signo vinces.

„Sah man profan' und fromme „Kalberſchwänze" u. ſ. w.
Der „Verſchollene".

Du Glaubensſtreiter mit dem „Kalberſchwanze"!
Dient der als Kampfſignal dir oder Lanze?
Die frommen Streiter wählten einſt als Zeichen
Das Kreuz, ſich dem Gekreuzigten zu weih'n;
Soll deinem Zeichen dein Verehrter gleichen,
So kann dein Herrgott nur ein Apis ſein.

Mittel der Bekehrung.

Ein Mittel gibt es nur, uns zu bekehren:
Du mußt uns unſer Unrecht erſt beweiſen!
Vermagſt du's nicht, ſo laſſe dich belehren:
Nur Tröpfe glauben, weil man ſie's geheißen.

Die alten Burſchenſchäftler.

Was ſchwarz-roth-golden, folgt derſelben Werbung,
Trotz ganzen Ladungen „Freiſinnigkeit",
Und wenn ihr irgendwo verſchieden ſeid,
So ſteckt ja doch der ganze Unterſcheid
Im Mehr und Minder nur der ſchwarzen Färbung.
Ob Einer Görres, Menzel oder Follen heißt:
Der Polizeigeiſt treibt ihn und der Pfaffengeiſt.

Wem ſind die Poeten alliirt?

Du mögteſt gern zudringlich proteſtirlich
Alliirte werben unter den Poeten.
Du rechneſt falſch, du biſt nicht ſo verführlich,
(Das zeiget ja Freund Herwegh dir figürlich,)
Für unſrer Neuzeit wahre Muſageten.
Wer ſie mit freiem Blick hat hangen ſeh'n
Im Weltenbau des Geiſtes hehre Ampel,
Der folgt der Zeit auf ihre lichten Höh'n,
Nicht deinem maſtodontiſchen Getrampel
In den verworr'nen Urwald der Romantik,
Wo Finſterniß das Aug' umſtarret wandrick.

Entwickelung.

Die in der alten Zeit Verfolgte waren,
Sie dienen als Verfolger jetzt der Menge.
Sie prahlten mit dem kühnen Blick des „Aaren"
Und haben nichts vom Adler, als die — Fänge.

Das „Prokruſtesbette" der „Nichtswüthriche."

Zu groß iſt Keiner drin, jedoch wer gar zu klein,
Den wirft man, wie du ſiehſt, bloß drunter, nicht hinein.

Das Privatbedürfniß.

Ein Obnegott? Ihr Herrn, da denk' ich weiser;
Ihr drohtet meiner Zukunft großen Schaden:
Wie könnt' ich ohne „Gott" „von Gottes Gnaden,"
Wie könnt' ich werden, werden — teutscher Kaiser?

Ganze Geistesfreiheit oder — Polizeigeist.

Der Glaub' ist frei, Vernunft ist sein Gericht,
Gedanken sind des Geistes heil'ge Thaten;
Nur Zweierlei, ein Drittes gibt es nicht:
Die Freiheit lassen oder sie — verrathen!

Berufung auf frühere Restaurationen.

Seht! Der treue Stallknecht bild't sich was
Auf die Macht des Mistes ein,
Weil es leichter ist, ein Augias,
Als ein Herkules zu sein.

Erfüllte Hoffnung.

Du willst ein erst und zweites Leben haben?
Erfüllt ist längst schon dein Begehr:
Du bist schon vor Dezennien begraben
Und spukest doch noch jetzt umher.

Egoismus.

Du willſt uns Egoiſten nennen?
Die ſind die wahren Egoiſten,
Die, wo ſie nichts begreifen können,
Sich mit dem Trotz der Dummheit brüſten.

Nihilismus, Nichtswütheriche u. ſ. w.

Wir haben uns rein auf das Nichts geſtellt,
Uns macht nur das Nichts Plaiſir:
Wir nehmen beſcheiden die ganze Welt —
Das Uebrige gönnen wir dir.

Rettung.

„Auf, Vaterlandsſöhne, traute Genoſſen,"
Die Fahne gehoben, die Phalanx geſchloſſen,
Gehau'n und gehängt, gewürgt und geſchoſſen!
Wenn wir ihn nicht retten, ſo iſt er verloren,
Der Gott und der Gott und der Gott und der Gott;
Der gottloſe Hannibal ſteht vor den Thoren
Und hat ihm den Untergang frevelnd geſchworen
Dem Gott und dem Gott und dem Gott und dem
Gott!
„Wer iſt denn der Gott und was iſt ſein Gebot?"
Das kümmert uns nicht, genug er hat Noth,

Und wir müſſen ihn retten, wie man uns gelehret,
Wie König und Polizei es begehret,
Den Gott und den Gott und den Gott und den Gott.
Wenn wir ihn nicht retten, ſo muß er ja ſelber
Sich wehren gegen die „Schwänze der Kälber“ —
Und ach! mit Donner und Stürmen und Blitzen
Wie ſoll er ſich bergen, wie ſoll er ſich ſchützen?
Er bringt es nicht fertig, man macht ihn zum Spott,
Steh'n wir ihm nicht bei, dem allmächtigen Gott!
Drum Vaterlandsſöhne, traute Genoſſen,
Zu Fuß und zu Pferd, von ferne und nah,
Die Waffen geſchliffen, die Phalanx geſchloſſen,
Und hinter uns — plebs „sympathetica!“

Was haben unſre Epigramme genützt? Sie haben zwar von der einen Seite das Züricher Publikum, das uns zunächſt zu beurtheilen hatte, im Allgemeinen auf unſre Seite gebracht, dafür aber die Gefahr von der andern Seite bedeutend für uns vergrößert. Unſern Beleidigungen der „tiefen Indignation“ nämlich hatten wir jetzt noch eine Beleidigung der hohen Majeſtät hinzugefügt, und daß nichts unnachſichtlicher beſtraft wird, als ein ſolches Verbrechen, braucht man teutſchen Leſern nicht erſt zu ſagen. Das Gericht

ließ denn auch nicht lang auf ſich warten. Es erſchien plötzlich bei Orell, Füßli u. Comp. in Zürich: „Fliegendes Blatt von Einem Verſchollenen. Zweite, auf's Vierfache vermehrte Ausgabe.“ Unter den Donnerkeilen, wovon dieß Bündel zuſammengeſchmiedet iſt, befindet ſich u. A. folgender:

„An Karl Heinzen.“

„Geklopft hat Er die „Preuß'ſchen Bürokraten“
Mit derbem, doch geſundem Kölner-Witz;
In dieſer ſchlechten Luft war Er ein Blitz —
Warum genügt Ihm nicht an ſolchen Thaten?

Mann von dem Leder, außer ſich gerathen,
Was drängt Er nach der Feder-Helden Sitz?
Nie billt ſich ja zur Nachtigall der Spitz,
Der „grobe Keil“ wird nie doch zum Dukaten.

Mein braver Heinz, bleib' Er bei ſeinem Kuns!
Verwechſel' Er ſich mit Cajus Grachus nie,
Obgleich der beſte Büttel des Tribuns.

Bleib', bon sabreur! bei'm Bengel der Standarten!
Er iſt ja nicht geboren für's Genie
Und ſeinen Kopf verwirr'n die Plan' und Karten!“

„Er," „Er," „Er!" Es ist bitter, es ist die bitterste Hefe der Ungnade, von einem Kaiserlichen Herrn so unteroffiziermäßig angeredet und nicht einmal des „vertraulichen Du" gewürdigt zu werden. Es mogte zwar eine verdiente Strafe sein für mein Attentat auf den „Federheldensitz," aber welcher Mensch ist so wenig Egoist, daß er seiner eignen Bestrafung applaudirte! Doch was soll ich nun beginnen, um mein so mühsam errungenes, loyales Verdienst mir nicht wieder eptgeben zu lassen? Direkt vergreifen darf ich mich doch an einer für einen Thron bestimmten Person nicht; auch habe ich Höchstdieselbe in der Züricher Zeitung schon früher einen Poltron nennen müssen und keine Antwort darauf erhalten, die mich noch weiter in dieser Richtung ermuthigen könnte. Es bleibt mir also wieder nichts Andres übrig, als das Versemachen, wobei mir die alte Moral vorschwebt:

„Persönlich Streit ist schlechter Streit,
Doch wer nicht Ruh' hat, den schlag' breit."

Ich füge dem Follen'schen Sonett noch fünf hinzu, so daß abermals ein halbes Dutzend zusammenkommt, und habe mir vom Shakespeare folgendes Motto dazu geliehen:

„Heinz, wenn du mich in der Schlacht am Boden siehst, so komm' und stelle dich schrittlings über mich, so: — es ist eine Freundespflicht."

Falstaff in „König Heinrich der Vierte."

An A. A. L. Follenius,
Genie und Kaiser in partibus.

I.

O Didaskalia *), so gut und edel,
Die du durch Diefenbach'sche Kur geschaffen
Ein Kraftgenie aus einem Kaiseraffen,
Hab' doch Erbarmen auch mit meinem Schädel!

Wohl gibt es für den Schwung von deinem Wedel
Bei mir kein klingendes douceur zu raffen,
Doch könnt' ich ja bei Weibern und bei Laffen
Rekommandiren deinen Geisteströdel.

*) In der berühmten Didaskalia hatte ein guter Freund für Herrn F. lebhaft Partei ergriffen und ihn seinen Gegnern zum Trotz „genial" genannt. Daher seine Berechtigung, als Taxator des „Genie's" aufzutreten.

Zwar zeigt dir dieſer Reim, daß mir das Reimen
Verſagt, doch fühl' ich „Großes" in mir keimen:
Grobheit hab' ich gelernt an „groben Klötzen,"

Als Ich-Herr hab' ich auch Talent zum Götzen,
Und fehlt mir die Gemeinheit der Geſinnung,
So ſchlag' ich mich zu der romant'ſchen Innung.

II.

Grauſamer Mann, ich hatte frech geglaubt,
Daß ich, wie du, zu den Genie's zu zählen;
Ach! welcher Titel bleibt mir noch zu wählen,
Seit dein Genie den Dünkel mir geraubt?

Ich Tropf! Hätt' ich, in partibus das Haupt
Gekrönt, als fauler Wenzel mich vermählen
Den Göttern laſſen und, ſtatt mich zu quälen,
Mich mit dem Lorbeer vor der That umlaubt!

O hätt' ich feiſt mich auf dem Lotterbette
Wie du geſtreckt und ſchmierte Schimpfſonette!
— Nichts wollen und nichts können auf der Erden,

Als Tagdieb ſein und Geiſtespoliziſt
Und Narr dazu — beim Herkules, das iſt
Das wahre Mittel, ein „Genie" zu werden!

III.

Mein alter Jung', ich kann mir's lebhaft denken,
Wie es dein kaiserliches Herz muß kränken,
Daß, die bestimmt, vor deines Thrones Bänken
Als Unterthanen ihren Blick zu senken,

Dich jetzt zum Hampelmann in Schrift und Schenken
Straflos gemacht mit frevlem Spott und Schwänken.
Wenn auf dein Haupt doch „Gottes Gnaden" sänken!
Du ließest sie natürlich hau'n und henken.

Wenn doch die Kron' aus deines Irrenhauses
Windfahn' herabsänk' auf dein Haar, dein krauses!
Wie würdest du sie züchtigen die Drachen!

Jetzt kannst du Genialischer nur machen
Statt „Ordres" aus „geheimem Kabinete"
In das geheime Kabinet — Sonette!

IV.

Wär' ich doch Einer von den Genialen!
Wenn ich, zum Beispiel, so ein Shakespeare wäre!
Den Stolz von Zürich und Germaniens Ehre
Wollt' ich mit genialem Pinsel malen.

Der Gottesfreund, der Schreck der Radikalen,
Sir John, der neue Fallſtaff iſt's, der Schwere,
Den ich auflüde der beſchwingten Mähre,
Um mit der hochpoet'ſchen Laſt zu prahlen.

Beneidet von den Dichtern ließ' ich reiten
„Hei!" durch das Land zur Schau Fallſtaff den Zweiten,
Falſtaff den Zweiten mit dem heißen Blute,

Falſtaff den Zweiten mit dem Löwenmuthe,
Fallſtaff, den würd'gen Rhadamanth der Geiſter,
Fallſtaff den Zweiten — L. Follenius heißt er!

V.

Du ſagſt, „dein Vater *) pflegte ſtets zu weinen,
So man im Shakespeare las die großen Sachen."
Der Gute! Soll ich dir ein „Licht erfachen,"
Was er im Stillen dachte mit den Seinen?

---

*) Sein Vater war, wie er berichtet, ebenfalls ein „Atheiſt," aber von einer andern Sorte, ein „geborener," „ein Atheiſt von Gottes Gnaden!" Schrecklich!

Der Aermſte mogte wohl ſchon damals meinen,
Daß man noch einſtens ſeiner werde lachen,
Weil er den „großen“ Fallſtaff thäte machen
Und ihn nicht gab zum Dejeuner „den Schweinen.“

„Die Menſchheit iſt Ein Menſch!“ Du umgedrehter
Genialer Jaſon, dich durchſchaut Karl Peter:
Die Menſchheit ſoll für dich ſein reſponſabel,

Den Bärenhäuter laden gar, den dicken,
Großmüthig auf den allgemeinen Rücken?
Nein, Freund, die Menſchheit iſt zu reſpektabel!

Jetzt, lieber Leſer, wollen wir uns „ſchrittlings über ihn ſtellen; es iſt eine Freundespflicht.“ Er aber wird mich jetzt für ein „Genie“ erklären, denn — ich habe Sonette gemacht.

Dieß iſt die „Anabaſis,“ die kurze Geſchichte eines Feldzugs gegen einen Prätendenten, vor welchem meine Landsleute jetzt hoffentlich eben ſo ſicher ſein werden, wie die „deutſchen Regierungen.“ Sie an dieſem Ort noch länger über ihn zu unterhalten, muß ich mir verſagen. Ohne Zweifel wird er aber noch anderwärts auftreten können, denn er iſt ein ganz ausgeſuchtes Exemplar unſerer „friſch-fromm-fröhlich-freien“ Romantiker und das

Leben dieſer Leute ſcheint eben ſo zähe zu ſein, wie ihr Auftreten mitunter amüſant iſt. Man glaube ja nicht, daß ſie im Leben abgethan ſeien, weil ſie es im Prinzip ſind. Sie haben ſich bloß verſteckt oder vermummt und lauren nur auf Gelegenheiten, um die Rohheit ihrer „liberalen" Geſinnung und die Konfuſion ihrer „nationalen" Köpfe zur Geltung zu bringen. Sie ſind verbrüdert, auch ohne es zu wiſſen, ſie aſſociiren ſich, auch ohne ſich zu ſuchen, und verſtehen ſich, auch ohne ſich zu verſtändigen, denn diejenigen (das iſt eine alte Erfahrung), die am Wenigſten Verſtand haben, verſtehen ſich am Beſten. Wem das noch nicht klar iſt, der erkundige ſich in Berlin, wo man dem Follen'ſchen Krieg viel Aufmerkſamkeit gewidmet hat.

*

Nachdem der Burſchenkaiſer vom Kampfplatz zurückgewichen, iſt neuerdings ein von ihm erzogener Schildknappe, der ſonſt ganz talentvolle und ehrenwerthe Züricher Poet Keller, in ſeinen Gedichten (Heidelberg bei Winter) gegen die „Ichel" aufgetreten. Schade, daß der junge Keller in

so üble Hände gerathen ist und nicht bessere Gelegenheiten benutzt, seinem großen Mangel an geistiger Bildung abzuhelfen, statt ihn durch so beschränkte Diatriben gegen Leute vorzukehren, die er nicht zu beurtheilen versteht. Möge er einen Antrieb zum Bessern in einem Sonett finden, das ich ihm nach dem Erscheinen seiner Gedichte zustellen ließ und welches den Schluß dieses gereimten Federkriegs bilden mag:

Du klagst, daß uns der Glaube kam abhanden;*)
Dann aber heißt's, daß uns der Zweifel fehle!**)
Weißt du, was dir fehlt? Logik, gute Seele,
Und Rettung aus des Mystizismus Banden!

Du schiltst uns liebloß, weil wir uns entwanden
Dem „Schmerz" der alten Weiber und Kameele.
Doch, Freund, wir haben „Schmerz" und Schmerzquerele,
Wenn — wir am Pegasus ein Langohr fanden.

---

*) S. an die Ichel, Sonett Nr. 1.
**) S. an die Ichel, Sonett Nr. 2.

Glaub' mir, wer vom Prinzip der Geiſtesfreiheit
Ein Haar nur weicht, der zeugt Unſinn und Blindheit,
Denn Freiheit und Vernunft ſind keine Zweiheit;

Und wer dazu im Dienſte fremder Rindheit
Sinn oder Unſinn hält für Einerleiheit,
Der ſchäme ſich ob ſeiner Freigeſinntheit.

II.

Eine Winterfahrt von Brüssel nach der Schweiz *).

Theure Freundinn.

Wie ich auf meiner Flucht aus Rußland nach Krakau gerathen und endlich nach hundert Abenteuern und Unannehmlichkeiten wohlbehalten in Belgien angelangt bin, habe ich Ihnen bereits gemeldet. Die Theilnahme, womit Ihre Freundschaft meinem Schicksale folgt, erleichtert mir die Erfüllung Ihres Wunsches, auch einen Ueberblick über meine spätern Erlebnisse zu erhalten. Für den Flüchtling gibt es kein tröstenderes Bewußt-

---

*) Die auf gewisse Verhältnisse berechnete Maske, welche in diesem Bericht ursprünglich angenommen war, mag auch hier beibehalten werden.

ſein, als dasjenige, von den theilnehmenden Gedanken einer befreundeten Seele, wenn ſie auch noch ſo fern wohnt, durch die oft ſo unfreundliche Fremde begleitet zu werden. Was ich thue, thue ich mit einem geiſtigen Hinblick auf Sie; was ich erlebe, erlebe ich in Ihrer Begleitung. Begegnet mir etwas Erfreuendes, ſo beeilt ſich meine Feder, Sie daran Theil nehmen zu laſſen; begegnet mir etwas Unangenehmes, ſo erleichtert mir die Pflicht, Ihnen Mittheilung davon zu machen, das Beſtreben, möglichſt Alles von einer humoriſtiſchen Seite aufzufaſſen. Ich hoffe es noch dahin zu bringen, daß mir kein Begegniß mehr etwas anhaben kann, und daß der Ernſt des Lebens, wo er mich recht böſe anſehen will, niemals davor geſichert iſt, vor meinem Blick in Lachen auszubrechen. In der That iſt dies die beſte Rolle, in die man ſich hineinleben kann, ſo lang man dem Schickſale oder der Welt gegenüber in der Defenſive ſteht. Wo gibt es aber einen defenſivern Menſchen auf der Welt, als einen heimathloſen Flüchtling? Verfolgung hinter ſich, Mißtrauen vor ſich, im beſten Falle die Gnade der Gaſtfreundlichkeit über ſich — ſo lebt er in der beſtändigen Bemühung, bald ſich zu retten,

bald sich zu legitimiren, bald sich unanstößig zu benehmen. Bald muß er seine Person, bald seine Ehre, bald seine Selbständigkeit zu salviren suchen. Er hat keinen Schutz, denn er ist fremd; er hat keinen Kredit, denn er ist Flüchtling; er hat keine Rechte, denn er ist Ausländer. Nicht bestohlen und nicht todtgeschlagen zu werden — diese negativen Rechte sind fast die einzigen, die er geltend machen kann, und wer wird, um zu dieser Geltendmachung eine Gelegenheit zu erhalten, es auf das Bestehlen und Todtschlagen ankommen lassen?

Die größte Bitterkeit im Leben des Flüchtlings ist die, daß er überall von der Gnade abhängt. Werde ich **geduldet**? Das ist die ewige Frage, die er sich wiederholt, wo er kommt, wo er sich niederläßt, wo er etwas unternehmen, wo er sprechen, wo er handeln will. Dulden ihn die Gesetze, so ist er wenigstens von der Gesellschaft, duldet ihn die Gesellschaft, so ist er von der Nationalität abhängig. Keiner empfindet, wie der Flüchtling, die Exklusivität der Nationalvorurtheile, besonders wenn er Schutz bei Nationen suchen muß, die aus solchen Vorurtheilen eine Tugend machen und diese Tugend selbst auf Kosten der Ehre — wer nimmt die Ehre eines Volks mehr

in Anſpruch, als ein Schützling? — auszuüben ſich nicht ſcheuen.

Doch alles Das, theure Freundinn, läßt ſich noch ertragen, wenn man ein gehörig legitimirter Menſch iſt; aber wer den Becher der Flüchtlingſchaft bis auf den Grund leeren will, der muß fliehen — ohne Paß. Was ein Paß iſt, meine Freundinn, das wiſſen Sie, und Sie wiſſen auch, was ein Menſch iſt; aber was ein Menſch ohne Paß iſt, das wiſſen Sie nicht. Sie haben ſich ſo oft gewünſcht, ein Mann zu ſein, weil Sie der Meinung ſind, daß Sie als Mann Ihr Menſchenthum beſſer zum Ausdruck bringen und geltend machen könnten. Preiſen Sie ſich glücklich, daß Sie zum ſchönen Geſchlecht gehören, denn das ſchöne Geſchlecht kann die Welt durchreiſen ohne Paß. Der Mann iſt das abhängigſte Geſchöpf von der Welt, denn er darf kaum den Kopf zum Fenſter hinausſtecken ohne Paß; zugleich iſt er das gefährlichſte, denn er wird zu den wilden Thieren gerechnet ohne Paß; auch iſt er das werthloſeſte, denn es gilt nichts ohne Paß. Ob ich ein Menſch bin, danach fragt Niemand, denn ich habe keinen Paß; ob ich ein ehrlicher Mann bin, dadurch läßt ſich Keiner bethören, denn ich habe

keinen Paß; ob ich Gefühl in der Bruſt, ein Herz im Leibe, Blut in den Adern habe und ſo gut wie jeder andere Menſch des Teufels werden kann, das kümmert Keinen, denn ich habe keinen Paß. Mein eignes Ich iſt mir nicht mehr ſicher, denn daß ich Ich bin, kann ich nicht beweiſen ohne Paß. Ja, meine Freundinn, ich habe es an mir erfahren, was es heißt, keinen Paß zu haben. Ich theile ſeitdem die Menſchen in zwei Klaſſen ein: in ſolche, die Päſſe haben und in ſolche, die keine haben. So weit ſind wir mit unſerer Kultur gekommen, daß der nicht mehr zu den Menſchen gehört, der nicht polizeilich dazu geſtempelt, der nicht mit einem gehörigen Paß verſehen iſt. Wer es empfinden will, welche feindſeelige, mißtrauenreiche und menſchheitwidrige Sonderungen der jetzige Zuſtand der Geſellſchaft in der Menſchheit unterhält, der ſetze ſich in die Lage, mit den Nationalitäten und mit dem Paßweſen in Kolliſion zu kommen. Im Ernſt, meine Freundinn, es iſt ſchrecklich, keinen Paß zu haben. Das Requiſit des Paſſes iſt ſo wichtig zur Dokumentirung der indiſchen Menſchlichkeit, daß ein Menſch ohne Paß, der ſich für einen aus den

Wolken gefallenen Mondbürger ausgäbe, alle Aussicht hätte, Glauben zu finden.

Wenn das Christenthum noch nicht in der Welt wäre, die christlich-germanische Polizei allein würde es hindern, hineinzukommen. Man würde Christus mit seinen Aposteln ganz einfach nach ihrem Paß und, wenn sie nach Oesterreich kämen, überdieß nach ihrem Heimathschein fragen. Hätten sie keinen, so würden sie als Vagabunden über die Grenze gewiesen oder als Demagogen in Untersuchung gezogen; hätten sie aber wohl einen, so würden sie all ihren göttlichen Kredit verlieren, denn denken Sie sich den Eindruck, den es machen müßte, in dem Paß des Welterlösers zu lesen: Vaterland — „nicht von dieser Welt;" Eltern: Joseph der Schreiner und Maria die Jungfrau; Geschäft: Religionsstifter u. s. w.

Der Paß ist die menschenfeindlichste, unchristlichste und zugleich die prosaischste Erfindung der Welt. Denken Sie sich einen Odysseus, einen rasenden Roland oder einen sonstigen Repräsentanten der Romantik, wie er mit abgezogner Mütze die Polizeibureaus aufsuchen und den Paß visiren lassen muß. Vor diesem bloßen Gedanken erstarrt alle Romantik der alten und mittlern Zeit und

doch sind die Befehlshaber unserer Polizei so große Freunde der Romantik. Die Unchristlichsten sind die Beschützer des Christenthums, die Unromantischsten sind die Begünstiger der Romantik geworden. Sich auf den Kopf zu stellen, ist für gewisse Leute das einzige Mittel geworden, zu zeigen, daß sie noch einen haben.

Ich mache den Herrn Eugène Sue darauf aufmerksam, welch ein herrliches Attribut des ewigen Juden die Paßlosigkeit wäre. Die Paßlosigkeit allein kann einen Menschen zum ewigen Juden machen. Ein paßloser Mensch ist sogar übler daran, als der ewige Jude, denn er kann nicht blos nicht bleiben, sondern auch nicht fortkommen. Er ist ein wahrer Fangball für die Polizei, sei es die amtliche oder die gesellschaftliche. Ich versichere Ihnen, meine Freundinn, wen die Philosophie nicht zum Kosmopoliten machen könnte, den würde die Polizei dazu machen müssen. Daß doch die Menschen noch immer an ein zweites Leben glauben! Der Paß allein hat mich hundert Mal auf die Frage gebracht: würden die Menschen auch nur einen einzigen Tag noch den Unsinn begehen, sich durch tausend Mittel das Leben zu verbittern oder verbittern zu lassen, wenn sie

den fatalen Glauben an ein Leben nach dem Tode ablegten?

Sie werden sich darüber wundern, daß ich diese Paßjeremiaden mit Rücksicht auf ein Land anstimme, welches durch seine liberalen Institutionen, besonders durch seine Liberalität gegen die Fremden sich auszeichnet, ein Land, worin mir mehrere Monate ein Steckbrief als Legitimation hat dienen können. Ich erkenne mit Freuden die Vorzüge Belgiens an, dessen Gastfreundschaft ich so lange Zeit genossen, aber ich verkenne darum die Einwirkungen nicht, denen auch Belgien, wie die Kontinentalstaaten überhaupt, ausgesetzt ist. Das belgische Volk, im Ganzen gutmüthiger Natur und von französischem Sinn durchzogen, steift sich nicht auf seine „Nationalität" und hat hierdurch ein Ausschließungselement weniger, als andere; es hat auch, seitdem es sich seiner neugeschaffenen Freiheit erfreut, sein Land bereitwillig zum Zufluchtsort von Flüchtlingen gemacht, die auf dem ganzen Kontinent kein Asyl finden konnten, was besonders von den Polen gilt; allein Belgien ist, sollte es sich auch in seiner inneren Politik spezifisch von dem teutschen Nachbarlande unterscheiden, nicht unabhängig von der allge-

meinen Ueberlegenheit der Despotenländer, die sich allmälig geltend macht, wenn die Gegenelemente als zu vereinzelte dastehen. Die Kleinheit und Lage des Landes, die Zollvereins-Verbindungen, der Zustand der Gesellschaft — alles Das übt einen Einfluß aus, dem Belgien sich nicht als Ausnahme entziehen konnte. Belgien hat es nicht dahin bringen können, der Diplomatie die stolze Lehre der Nordamerikaner zu geben, daß sie sich auf ihre eigene Küche zu beschränken habe. Deßhalb hat sich denn auch dort die Lage der Fremden ungünstiger gestellt als früher. Es ist auch dort ein besonderes Fremdengesetz entstanden, welches den Aufenthalt der Flüchtlinge von den Ansichten des herrschenden Systems und von der Gnade der Minister abhängig macht, die schwerlich eines politischen Flüchtlings wegen einen Orden oder eine sonstige Gunst verscherzen, oder gar eine Handelsverbindung beeinträchtigen werden. Zwar ist mir nicht bekannt, daß von jenem Gesetz ein unwürdiger Mißbrauch gemacht worden, aber seine bloße Existenz beweist schon die Disposition, es gelegentlich zu benutzen, und damit ist den Flüchtlingen das Damoklesschwert über den Kopf gehängt. Die Freiheit hat es auf dem Kontinent noch nicht

dahin gebracht, daß man die Fremden mit den Einheimischen auch nur strafgesetzlich gleichstellte. Was ein Belgier drucken läßt gegen das Ausland, das verantwortet er vor Gericht, wenn die Angegriffenen ihn belangen lassen, was sie bei ihrem bekannten guten Gewissen schwerlich thun werden; was ein Fremder in Belgien drucken läßt, das kann ihm auf auswärtige Reklamationen Landesverweisung zuziehen. Ich habe in Brüssel eine kleine Broschüre gegen den Herrscher aller Chinesen herausgegeben. Kaum war sie erschienen, so gerieth die chinesische Gesandtschaft in Bewegung, tobte bei Beamten, bei Verleger und Verkäufer umher und machte einen Lärm, daß ich unfehlbar wäre fortgejagt worden, wenn ich nicht zufällig meine Reise nach der Schweiz schon angetreten hätte. Kämen doch die Chinesen auf den gescheidten Einfall, sich hinter die Belgier zu stecken und deren Preßfreiheit zu benutzen! Sie könnten ihre Gesandtschaft und Diplomatie zur Verzweiflung bringen und sagen, was sie wollten — d. h. in Broschüren, denn von den belgischen Zeitungen hat keine einzige nur die Hälfte des Muths nach Außen, den sie nach Innen haben.

Es hat sich in Belgien eine eigne Sicherheits-

behörde gebildet, welcher die Ueberwachung der Fremden übertragen ist und deren Einfluß man nicht mehr, wie früher, durch den Schutz der Gemeinden oder Provinzialbehörden entzogen werden kann. So nistet auch dort die Büreaukratie sich ein. Wer sich nicht durch einen Paß oder sonstigen Ausweis gehörig legitimiren kann, muß die Erlaubniß zum Aufenthalt (die Autorisation zur Niederlassung geht vom König aus und die Erlangung des Bürgerrechts ist erst nach einem halben Menschenalter möglich), bei jener Sicherheitsbehörde, die ihren Sitz in Brüssel hat, zu erwirken suchen. Findet jene Behörde, oder der Justizminister, welchem sie, wie überhaupt die ganze Polizei, untergeordnet ist, Bedenken gegen den Aufenthalt eines politischen Flüchtlings oder eines sonstigen Fremden, so hindert kein Gesetz daran, ihn an die Grenze führen zu lassen; und da ein aus Belgien Ausgewiesener schwerlich in dem jetzigen Frankreich Zutritt haben würde, so bliebe einem Solchen nichts übrig, als die Reise nach England oder Nordamerika. Vor einer solchen Nothwendigkeit würde selbst die von mir erprobte Humanität des Chefs jener Behörde nicht schützen können, wenn sein Vorgesetzter, der Justizminister, andere

Gesinnungen hegte. Es würde zwar noch ein Mittel geben, dem Fremden auch andere Länder zugänglich zu machen, nämlich die Ertheilung eines belgischen Passes. Aber die internationalen Beziehungen haben eine Bestimmung hervorgerufen, wonach den Fremden keine Pässe mehr gegeben werden dürfen. Blos die polnischen Flüchtlinge machen hiervon eine Ausnahme, da Rußland in Belgien nicht diplomatisch vertreten ist. Diese kurze Auseinandersetzung der Verhältnisse, meine Freundinn, die ich im Interesse der Flüchtlinge überall bekannt zu machen wünschte, wird es Ihnen klar machen, in welche Verlegenheit ich paßloser oder „unpäßlicher" Mensch gerathen mußte, da mein Endziel einstweilen nicht Belgien, sondern unser einziger Vereinigungspunkt, die Schweiz war. Wie sollte ich ohne Paß aus Belgien nach der Schweiz kommen, da auf der französischen Route die Paßkontrole so streng gehandhabt wird, wie in China? Ich habe mich in Belgien Monate lang in der Lage eines Vogels befunden, der, durch die Abenddämmerung an die gewöhnte Rückkehr in die freien Wälder gemahnt, unruhig die Runde durch seinen Drahtkäfig macht und für seinen Freiheitsdrang umsonst einen Ausweg sucht.

Doch ehe ich Sie weiter führe, muß ich den Zwischenraum durch einige Bemerkungen über meinen belgischen Aufenthalt ausfüllen, damit Sie einigermaßen die Eindrücke mitempfinden können, die er auf mich gemacht hat. Ich beschränke mich dabei auf Weniges, da ein Hinüberstreifen in politische Gebiete Sie zu wenig interessiren würde. — Wenn Sie von den politischen Institutionen und den literarischen Zuständen eines Landes absehen, so beschränkt mein Hauptinteresse sich auf drei Punkte: auf den Charakter des Volks und dessen gesellschaftliches Leben, auf die natürlichen wie die geschaffenen Merkwürdigkeiten des Landes und sodann auf interessante einzelne Menschen. Indem ich aus meinem Brief die Politik ausschließe, habe ich dies hinsichtlich der literarischen Zustände gar nicht einmal nöthig, denn eine belgische Literatur gibt es nicht. Die geistige Versorgung Belgiens hat die Natur der Dinge Frankreich zugetheilt und der Nachdruck ist das Vehikel, wodurch Belgien sich an der literarischen Wirksamkeit Frankreichs betheiligt. Taucht in Belgien eine geistige Erscheinung von einiger Bedeutung auf, so wird sie durch den französischen Schwerpunkt sofort nach Paris gezogen. Die bel-

gische Literatur für sich gilt im Lande selbst so wenig, daß belgische Schriften in der Regel nur gegen Erlegung der Druckkosten einen Verleger finden können. Zwar hat sich in Belgien eine vlaemische Literatur als lokale Selbstständigkeit aufzuthun bestrebt, indem deren Vertreter, die in französischer Sprache es zu keiner Bedeutung bringen konnten, dem allgemeinen Schicksal durch Verschanzung hinter die holländische Sprache zu entgehen glaubten. Allein diese Bestrebungen, welche namentlich von der chinesischen Diplomatie als Reaktionsmittel gegen die französischen Sympathien und zwar vergebens begünstigt werden, haben weder ein eigentliches Volkselement im höhern Sinn zur Grundlage, noch können sie es zu irgend einem nachhaltigen Anklang im Lande bringen. Ihr Haupteindruck ist der einer ekelhaften Koquetterie mit der Romantik und dem Chinesenthum, das sich auf Belgien allerlei Hoffnungen macht. Die Natur der Dinge, welche die Gestalt der Völker aus dem Großen macht und deren Schicksal nicht nach besondern lokalen Zufälligkeiten und Spekulationen modelt, hat einmal das freie Belgien in geistiger wie politischer Beziehung dem freien Frankreich untergeordnet oder

wenigstens einstweilen beigeordnet, und daran wird sich auch das spekulirende Chinesenthum gewöhnen müssen.

Der journalistische Theil der literarischen Wirksamkeit in Belgien würde, wenn die Journalistik nicht großen Theils durch die Nothwendigkeit an die Lokalität gebunden wäre, ebenfalls durch Frankreich vertreten werden, was indirekt wenigstens durch französische Redakteurs geschieht. Könnte die belgische Journalistik zu einem Theil der französischen gemacht werden, so würde sie dadurch nur gewinnen, sie würde höhere Gesichtspunkte nehmen und einen größern Einfluß auf die Kultivirung des Volks ausüben, dessen Geschmack durch die lokalen Zankjournale wenig gefördert wird. Gute Blätter, die früher in Belgien erschienen, haben sich wegen Mangels an Theilnahme nicht halten können; die schlechtesten scheinen jetzt die gesuchtesten zu sein. In denselben sucht man vergebens ein höheres Prinzip, sei es ein politisches, sei es ein soziales, sei es ein wissenschaftliches; eben so wenig besitzen sie einen sittlichen Muth; sie richten ihre Tendenz wie ihren Gehalt nur nach der augenblicklichen Unterstützung ein, die sie von dem geldbesitzenden

Pöbel oder aus andern geheimen Quellen zu erwarten haben. Und das ließe sich in Bezug auf innere Angelegenheiten noch entschuldigen, da politische Blätter in einem freien Lande eigentlich nur Parteiblätter sein können und, wenn die bezahlende Partei keine höhere Anforderungen an sie macht, die Schuld eben zunächst bei der Partei selbst gesucht werden kann. Aber die Jämmerlichkeit der belgischen Journalistik tritt, wie ich schon erwähnt habe, ganz unzweideutig dem Ausland gegenüber an den Tag. Da sieht man sich umsonst nach einem freien Urtheil über ausländische Angelegenheiten um, wozu doch so reiche Gelegenheit vorhanden ist, und es sieht in der That so aus, als ob die belgische Presse der Freiheit, welche sie im Inlande genießt, im Auslande durch Präventivmaßregeln verlustig geworden wäre. Ob die Furcht vor auswärtigen Verboten oder sonstige derartige Umstände den belgischen Journalisten die Schreibfinger lähmen, weiß ich nicht, genug, sie schrecken vor keinem Lob, wohl aber vor jedem Tadel des Auslandes zurück, so daß also für das letztere ihre Preßfreiheit ganz verloren geht. Es fehlt nur, daß die Aufmerksamkeit, die sie dem Auslande schenken,

ſich derſelben würdigen Gegenſtände bemeiſtert, auf welche ſie ſich zur Befriedigung des Leſepöbels im Inlande ſo häufig richtet. Es gibt Blätter genug in Belgien, namentlich in Brüſſel, die eine unverzeihliche Lücke in die Beſprechung der Weltfragen und der Geſchichte gebracht zu haben glauben würden, wenn ſie nicht von den Jagdhunden oder Pferden, die der König Leopold dann und wann aus England bezieht, ein vollſtändiges Signalement aufnähmen, oder wenn ſie eine vornehme Theegeſellſchaft mit Stillſchweigen übergingen u. ſ. w. — akkurat wie in China. Das einzige der Beſprechung der politiſchen und ſozialen Verhältniſſe gewidmete Blatt, welches von der allgemeinen Jämmerlichkeit eine wirkliche Ausnahme macht, iſt das „Débat social“ von Bartels, welches leider nur einmal wöchentlich erſcheint. — Der „Observateur“ gilt zwar unter den Tagesblättern für das liberalſte, aber er beſitzt ſo wenig ein höheres Prinzip, durchgreifende Tendenz und allſeitigen Muth, als die andern. Nur in einer Sache gehen die meiſten belgiſchen Blätter mit Eifer und Rückſichtloſigkeit zu Werke und beuten ihre Preßfreiheit vollſtändig aus, nämlich bei der Bekämpfung der Jeſuiten. Wenn

man freilich fragt, was sie dadurch erreichen, so legen die Resultate einstweilen noch kein besonderes Zeugniß für ihr Streben ab. Dieß rührt zum Theil eben daher, daß sie durch ihre sonstige Prinzip- und Haltungslosigkeit den Hauptnerv ihrer Wirksamkeit gelähmt haben; hauptsächlich aber ist es dem Mangel an philosophischer Anschauung zuzuschreiben, welcher die belgische wie die sonstige nicht teutsche Presse hindert, den religiösen Miseren an die Wurzel zu kommen. So kämpfen sie denn umsonst gegen eine Macht, welche über ungeheure materielle Mittel und über die Beschränktheit der Massen gebietet. Außerdem haben die Jesuiten in Belgien, wie auch in der Schweiz, ihren Hauptrückhalt in den Aristokraten und Reaktionsmännern, die sich im günstigsten Fall als „Konservative" darstellen, und da sie mit ihren, an diesen Rückhalt sich anlehnenden materiellen Mitteln zugleich eine feste Organisation und eine aufopfernde Hartnäckigkeit verbinden, so darf man sich nicht wundern, daß zu ihrer Bekämpfung hier und da an die Gewalt appellirt worden ist. Sie werden sich erinnern, daß vor nicht langer Zeit in Verviers die Opposition der Bürgerschaft gegen die Jesuiten in eine offene

Revolte übergegangen. Dennoch haben kurze Zeit nachher die Jünger Loyola's Einen der Übrigen nach Verviers placirt, wo er als Avantgarde seinen gehorsamen Muth auf eine ungewöhnliche Weise erprobt hat. Ich war zur Karnevalszeit in Verviers anwesend und erfuhr in meinem Gasthof, dem Hauptquartier der Antijesuiten, daß die Unruhe der Karnevalstage zu neuen Gewaltthätigkeiten gegen die jesuitische Avantgarde benutzt werden sollte. Dieß bewog mich, das Ende der Sache abzuwarten. Sie wurde bald ruchbar, die Behörden nahmen Notiz davon, die Polizeimannschaft wurde verstärkt, Truppen wurden nach Verviers beordert, polizeiliche Plakate verbreitet u. s. w., kurz die Stadt war in einem halben Belagerungszustand wegen eines einzigen Jesuiten. Gleichzeitig fuhr die Verviers'sche Presse all ihr schweres und leichtes Geschütz gegen den Jesuiten auf. Und was that der Jesuit? Er ließ hölzerne Laden an seine Fenster machen, und — blieb ruhig in Verviers. Die Karnevalszeit ging vorüber, die Ruhe wurde nicht gestört und der Jesuit sitzt noch immer ruhig hinter seinen Fensterladen und trotzt einer halben Stadt. Diesen Muth gibt ihm außer seiner Erziehung nament-

lich das Bewußtſein, daß die Hülfe der reichen „Konſervativen" hinter ihm ſteht. Meine Freundinn, Sie werden keinen ſonderlichen Begriff von unſerm Geſchlecht erhalten, wenn Sie ſehen, daß eine ſchlechte Sache mehr Muth, Unterſtützung und Organiſationsgeiſt bei ihm findet, als eine gute. Ein Grund mehr, ſich darüber zu tröſten, daß Sie zum ſchönen Geſchlecht gehören.

Doch was ſchwatze ich von Preſſe und Jeſuiten? Sie wollen wiſſen, wie es mir ſonſt in Belgien gefallen hat. Aufrichtig geſtanden, im Ganzen nicht zum Beſten. Was ich in Belgien vermißte, war hauptſächlich der Mangel an Verbindung mit dem geiſtigen Leben in Teutſchland. Die Paar teutſche Journale, welche in Belgien gehalten werden, ſind nicht im Stande, jenen Mangel auszugleichen, und literariſche Neuigkeiten gelangen aus Teutſchland nur ſehr ſpärlich und ſpät nach dem Nachbarland. Obſchon an der Thüre Teutſchlands wohnend, ſind die Belgier in geiſtiger Beziehung faſt ganz davon abgeſchnitten. In Paris iſt bei Weitem mehr teutſches Geiſtesleben, als in Brüſſel und dem geſammten Belgien. Den Grund davon ſuche ich in den politiſchen Zuſtänden Teutſchlands und dann im bel-

gischen Materialismus. Der Materialismus verschlingt in Belgien alles Interesse, er liegt dort gleichsam in der Luft. Sogar Ihr Geschlecht entgeht seiner Einwirkung nicht, und es mag wol wenig Länder in der Welt geben, deren Frauen so uninteressant und unliebenswürdig sind, wie die belgischen. Sie sind ein unglückliches Gemisch von niederländischem Materialismus und französischem Feuer. Das Feuer ist nicht stark genug gewesen, die materielle Rohheit umzuschmelzen, sondern hat nur hingereicht, ihr eine schwarze Farbe anzubrennen, und so stehen denn die angebrannten Niederländerinnen in ihrer verfehlten Anlage da und können es weder nach der einen noch nach der andern Seite zu etwas Ganzem bringen. Sie eignen sich großen Theils zum Futter für die Pfaffen, und die versäumen denn auch nicht, ihre Opfer in Sicherheit zu bringen. Meine Freundinn, wo die Frauen nicht liebenswürdig sind, da sind es die Männer auch nicht, da fehlt etwas in der Entwicklung, da hat die Bildung einen Haken. In Belgien sitzt der Haken hauptsächlich im Materialismus. Ich habe mich niemals so materiell und geisteslahm gestimmt gefühlt, wie in Belgien, namentlich in

Brüſſel, und damit Sie nicht etwa die Schuld davon mir zuſchieben, zitire ich Ihnen den bezeichnenden Ausdruck einer Ihrer deutſchen Landsmänninnen, welche ſich in Belgien aufhielt und ihrer Unbehaglichkeit in den Worten Luft machte: „Hier iſt kein geiſtiges Klima für uns.“ Solcher Unbehaglichkeit würde ich eher an jedem andern belgiſchen Ort entgehen zu können glauben, als gerade in der ſchönen Hauptſtadt. Brüſſel erſcheint mir wie ein ſchöner Leib ohne Seele. Niederländiſcher Materialismus mit franzöſiſchem Firniß überzogen und in einen ſchönen Rahmen gefaßt, — ſo präſentirt ſich die belgiſche Hauptſtadt. Es iſt nichts Tieferes und Ganzes in dem dortigen Leben, und man wird ſtets in der Schwebe gehalten zwiſchen den Prätenſionen der ſchönen, durch ihre politiſche und geſellſchaftliche Stellung bedeutenden Stadt und zwiſchen dem unbefriedigenden Inhalt ihres Lebens. Dem Treiben der „hohen Welt“ ohnehin fern ſtehend, und von Natur nicht disponirt, daſſelbe aufzuſuchen, habe ich, außer im Umgang mit einigen intereſſanten Perſonen, Rettung geſucht in dem Materialismus des eigentlichen Volkes. Die Seele des Brüſſeler Volkslebens bilden die Bier-

häuſer, wo das berühmte Faropier in ähnlichen Maſſen konſumirt wird, wie in München der Bock. In dieſen Bierhäuſern ſitzen die Brüſſeler Philiſter jeden Vormittag und jeden Abend in dichtgedrängten Maſſen und genießen geſichterglänzend die Freuden des Faro. Tabakoqualm und ununterbrochenes Diskusgeſumme füllen die Stube. Zwiſchendurch machen Höckerweiber die Runde, welche getrocknete Fiſche, gekochte Seeſchnecken, geſchmorte Kartoffeln und kalte Eier feilbieten, die ohne weitere Umſtände vom Biertiſch, der den Teller bildet, gegeſſen werden. Wenn man in dieſer Umgebung eine Zeitlang geſeſſen, ſo hat man ein derbes Stück Volksleben verzehrt und kommt auf den Weg, vor lauter Materialismus dem Materialismus zu entgehen.

Doch ſagt Ihnen die Einförmigkeit des materialiſtiſchen Philiſterthums der Eſtaminets nicht zu, ſo begleite ich Sie in die „faille déchirée“, wo mehr für Abwechſelung geſorgt iſt. Was iſt die „faille déchirée“? Eine kleine Gaſſe in der Nähe des Rathhausplatzes, auf welchem Egmont enthauptet wurde. In dieſer Gaſſe exiſtirt eine kleine Wirthſchaft mit einer zwanzig Fuß langen und ſieben Fuß breiten Stube, in Form einer Treck-

ſchuitekajüte, in welcher man zu geeigneten Stunden Dandys und Handwerker, Damen und Griſetten, Literaten und Diplomaten durch einander ſitzen und Beefſteaks oder Auſtern eſſen und Bier oder Champagner, oder was ihnen ſonſt beliebt, trinken ſieht. Da das Wirthshausleben nun einmal ein unentbehrliches Element der Geſellſchaft iſt, ſo mögte ich Allen, die nach Brüſſel kommen und eine „gemüthliche Kneipe" ſuchen, die Kajüte in der „faille déchirée" empfehlen. Wenn ich an Brüſſel zurückdenke, ſo vergeſſe ich dabei niemals die „faille déchirée", in welcher die Erinnerung an die teutſchen Emigranten und ihre gefahrlichen Diskurſe ihren geheimen Sitz aufgeſchlagen hat.

Einmal in das Gebiet der Brüſſeler Gaſtronomie hineingerathen, erwähne ich auch noch der „ſozialiſtiſchen" Kartoffelwirthſchaft in der Nähe des Rathhauſes. Dort werden nämlich zu gewiſſen Stunden am offenen Fenſter geröſtete Kartoffelſcheiben verkauft und zwar in ſolcher Menge, daß der Unternehmer mitunter hundert Franken den Tag löſen ſoll, obſchon er ſeine Waare in kleinen Quantitäten, dutenweiſe verkauft. Eine Fünfpfennigsdute heißt eine Vigilante; eine Groſchendute

heißt ein Omnibus. Ich habe Sie oft zu mir gewünscht, wenn ich Abends mit einer Vigilante über die Straße spazierte und die delikaten Kartoffelscheiben verzehrte; wir hätten dann einen Omnibus genommen und uns zweispännig des Lebens gefreut. Genügt Ihnen das noch nicht? So werde ich Sie über die einförmigen Boulevards führen, welche sich ringsum die Stadt ziehen, oder in den prosaischen Park, in welchem die schöne wie die häßliche Welt ihre Paraden abhält, oder durch die Magdalenenstraße, vor deren glänzenden Läden die Menschen sich zum Kauf aufstellen wie die Waaren, oder in die Kaffeehäuser, die so oft als homöopathisches Gegenmittel gegen die Langeweile der Gesellschaft dienen müssen, oder in die Theater, wo Sie Herrn Oriol in Gedanken den Hals brechen und Stücke aufführen sehen, von denen Sie nichts verstehen, oder in Museen, die sich ausnehmen wie alle Museen. Sind Sie mit allem Dem noch nicht zufrieden, so führe ich Sie zu dem „ältesten Bürger von Brüssel", dessen unerschöpfliche Laune ohne Rücksicht Alles übersprudelt, was in seine Nähe kommt, und Ihre Ungenügsamkeit schon beschämen wird.

Mehr Charakter, als im Leben des zwitter-

haften Brüſſel, habe ich in dem walloniſchen Theil Belgiens und in Antwerpen gefunden. In Antwerpen fühlt man ſich ganz nach Niederland verſetzt, und wenn das auch kein Element bezeichnet, in welchem man ſich geiſtig wohl fühlen kann, ſo liefert es wenigſtens, wie Alles, was einen Charakter hat, einen Gegenſatz, an dem man ſich reiben, gegen den man ſich ſtemmen, an dem man ſich fühlen kann, während man in Brüſſel ſich wie zerſplittert und aufgelöſt vorkommt. Ueberdies fühlt man ſich in Antwerpen durch die Seeverbindung und den Hafen mit der großen Natur und dem großen Völkerverkehr in Beziehungen gebracht, welche die Proſa des induſtriellen Lebens mit einer gewiſſen menſchheitlichen Poeſie verſetzen.

Es iſt nicht Ihre Abſicht, meine Freundinn, von mir ein Handbuch über Belgien zu erhalten und noch weniger iſt es meine Abſicht, den Handbüchern in's Handwerk zu pfuſchen. Begnügen Sie ſich daher mit den ſkizzenhaften Bemerkungen, in denen ich Sie auf einige Zeit in mein einſtweiliges Aſyl verſetzt habe. Wären Sie perſönlich zu mir gekommen, ſo hätte ich auch Gelegenheit gehabt, Sie mit einigen intereſſanten Perſonen bekannt zu machen, mit denen ich zu Brüſſel in

Berührung gekommen bin. Es verſteht ſich, daß ich zunächſt von meinen Kollegen, von Flüchtlingen, ſpreche, und daß ich unter dieſen die teutſchen obenan ſtelle. Mehrere derſelben fand ich in Brüſſel ganz eingebürgert; Andere hielten ſich auf ihrer Flucht vor der Polizei nur für unbeſtimmte Zeit dort auf. Doch unter Allen, welchen das Schickſal ein Aſyl in Brüſſel angewieſen hat, wird keiner Ihr Intereſſe mehr in Anſpruch nehmen, als ein Mann mit grauen Haaren, welcher dort Ruhe vor dem Fluch des ruſſiſchen Despotismus gefunden. Dieſer Mann heißt Lelewel. Für einen ſichern Anhänger der Gewalt iſt es ein ſo leichter Triumph, einen Menſchen hülflos ſich abquälen zu ſehen, der in ſtiller Charakterfeſtigkeit kein höheres Ziel kennt und verfolgt, als die Heiligbaltung und Verwirklichung ſeiner Ueberzeugungen; auch iſt das Gewühl des Erdenlebens ſo groß und mannigfach, daß ein Mann, den nicht Stellung oder Ehrgeiz beſtändig in den Vordergrund der Bühne drängen, nach und nach in der Stille verloren gehen kann, ſchlüge auch ſein Herz lauter und edler, als tauſend andere. Wer aber ſelbſt nicht herzlos iſt, dem thut es wohl, einem ſolchen Mann ein Wort der Anerkennung zurufen

zu können, damit er wisse, daß es noch Menschen gibt, die sich die Schätzung seiner Eigenschaften zur Ehre anrechnen. Lelewel ist nicht bloß ein vielgenannter öffentlicher, er ist auch ein großer Privatcharakter, der an längst vergessene Zeiten erinnert, gleich seinem edlen Gesicht, einem der schönsten Gesichter, die ich je gesehen habe. Lelewel ist ganz arm, weil er es sein will, und er will es sein, um unabhängig bleiben zu können. Seine einzige, spärliche Hülfsquelle sind literarische Arbeiten. An seiner bescheidenen Charakterfestigkeit sind alle Unterstützungszumuthungen der Polenfreunde abgeprallt und mit stiller Resignation erträgt er auf seiner einsamen Dachstube alle Entbehrungen, um der Gnade der gastfreundlichen Fremde gegenüber Eins bewahren zu können, das er höher als äußere Stellung schätzt, nämlich den Stolz seiner republikanischen Seele. Ihm zu lieb geht Lelewel, der schwache, gebückte Greis, ärmlich mit seiner alten polnischen Kappe in blauem Kittel daher, so daß man eher einen armen Handwerker, als ein ehemaliges Haupt der polnischen Regierung in ihm vermuthen sollte; ihm zu lieb dauert er ohne Heizung im Winter auf seiner einsamen Kammer aus und umwickelt zum Schutz gegen die

Kälte seine Glieder mit Lumpen; ihm zu lieb begnügt er sich mit spärlicher Kost und depensirt mit einer Tasse selbst gebrauten Kaffees. Ich traf ihn mit dem Studium der polnischen Wappenkunde beschäftigt. Der Inhalt seiner kalten Stube war ein merkwürdiges Durcheinander von Gegenständen seiner Studien und Geräthschaften seiner Häuslichkeit. Hier eine alte Kaffeekanne neben einem Folianten, dort Nähgeräthschaft neben einem Manuskript, dort ein Stück Brod neben einem Wappen. Zwischen diesem Hausrath, der ein anschauliches Bild von dem Leben seines Besitzers liefert, empfängt Lelewel seine seltenen Besucher. In dieser Umgebung hätte ich Stunden lang die edlen Züge dieses Mannes betrachten können. Der Ausdruck seines Gesichts, in welchem eine resignirende Schwermuth nicht zu verkennen, ist bei der Unterhaltung die mildeste Freundlichkeit und eine hingebende Offenheit; aber zugleich sieht man ihm an, daß Dasjenige, was Lelewel als Geheimniß betrachtet, hinter diesen Zügen jedem Scharfblick verschlossen bleibt. Der Mensch beeinträchtigt in ihm nicht den Mann, das hat auch die russische Politik gewußt, als sie so viel Gewicht auf ihn legte. Die polnischen Flüchtlinge sind je nach dem

Grade ihrer Gefährlichkeit in zwölf Proskriptionskategorien eingetheilt. Auf der zwölften Liste, der gefährlichsten, steht ein einziger Name verzeichnet und dieser Name heißt Lelewel, denn — Lelewel ist ein Republikaner. Lelewel liefert durch seinen entsagenden Freiheitsstolz ein hohes Beispiel für Alle, die sich als Opfer ihrer Ueberzeugungen und Freiheitsbestrebungen betrachten können. Dieser alte Mann, meine Freundinn, beschämt uns Alle. Vielleicht wird man ihn eines Morgens erfroren oder an Erschöpfung verschieden auf seinem ärmlichen Lager finden. Dann wird die Welt ihn rühmen als einen Mann von antiker Charaktergröße. Jetzt wird er vergessen oder gemieden, denn er ist arm und ist ein „Revolutionär". Vielleicht, meine Freundinn, schreibe ich einmal ein Buch über die politischen Flüchtlinge. Die Zahl derselben ist so groß, daß es sich dieserhalb schon verlohnt, sie als eine besondere Klasse von Menschen zu behandeln.

Versetzen Sie sich nun aus der kalten Stube des alten Lelewel plötzlich in den noch kältern Wagen der Messagerie, wie er mich und einen Freund, mit dem ich in Brüssel zusammengerathen, Abends spät (es war Anfangs März 1845 zur

Zeit jenes Sibiriſchen Nachwinters) aus dem Thor der belgiſchen Hauptſtadt auf dem Weg nach Namür der franzöſiſchen Grenze zuführt. Sie fragen nach meinem Paß? Dieſe Frage iſt grauſam, denn wenn ich in Verlegenheiten komme, ſo tragen Sie die Schuld. Sie ſind die Veranlaſſung, daß ich nicht länger bleiben, Sie ſind die Veranlaſſung, daß ich Frankreich paſſiren muß, Sie ſind die Veranlaſſung, daß ich nach der Schweiz reiſe, Sie, ja Sie ſind die Amme meiner paßloſen Unruhe. Sie verdienen, daß ich Ihnen kein Wort darüber mittheile, wie ich den kühnen Entſchluß zur Abreiſe faſſen konnte, und daß ich Ihnen die Enthüllung von Geheimniſſen vorenthalte, die für Sie nicht weniger Intereſſe haben würden, als für die Polizei.

Die Fahrt von Brüſſel war ſehr langweilig, obſchon der Kondukteur die halbe Nacht auf ſeinem Klapphorn muſizirte und mein Freund, der einige poetiſche Anlage hatte, aus den verſchneiten Umgebungen heraus uns allerlei Gebilde vorphantaſirte und beſtändig in einer „großen Stadt" zu ſein glaubte. Die übrige Reiſegeſellſchaft war ſehr ordinärer Natur und wir hielten ſie in ihrer Rohheit für fähig, „ihren eigenen Wohlthäter zu

freſſen". Wir hatten ſie zum Futter für die Wölfe ausersehen, von denen damals in der Gegend der Ardennen viele Heldenthaten erzählt wurden, im Fall wir eine Attaque dieſer fahrenden Helden ſollten zu erleiden haben.

Unter den langweiligen Städten unterſcheide ich ſolche, in denen ich nicht leben mögte, und ſolche, in denen ich nicht mögte begraben ſein. Die Feſtung Namür, in der wir Morgens anlangten und bis zum Nachmittag bleiben mußten, gehört zu der letztern Klaſſe, obſchon ſie in ihren Umgebungen recht hübſche Partien hat. In Namür hörte man von nichts Anderm, als von Wölfen, deren dort auch eine große Menge in Schafpelzen ſich aufhalten ſoll, und vom Schnee. Es wurde uns berichtet, daß auf der Tour nach Metz in den Ardennen förmlich der Himmel eingefallen ſei und der weiße Platfond deſſelben häuſerhoch auf den Wegen liege. Das waren ſchöne Ausſichten auf einer Tour, die ſelbſt in der günſtigſten Jahreszeit ſo wenig Unterhaltendes bietet. Wir fanden ſehr bald, daß man nicht übertrieben hatte. Eine ſolche Fahrt, meine Freundinn, habe ich in meinem ganzen Leben nicht gemacht und ich ſtehe nicht dafür ein, daß ſelbſt Ihre Gegenwart ſie

hätte angenehm machen können. Denken Sie sich eine sibirische Kälte und in dieser Kälte eine Fahrt von mehreren Tagen durch eine zugeschneite wilde Gebirgsgegend, in welcher bald der Wagen völlig stecken bleibt, bald ganze Gegenden im Schritt durchfahren werden, bald die Passagiere Stunden weit zu Fuß und bis an die Knie durch den Schnee krebsen müssen, bald das Fuhrwerk umzuschlagen oder in Abgründe zu stürzen droht — und Sie haben einige Züge von dem Bild unserer Reisefreuden. Dieselben waren wirklich mitunter sehr ernster Natur. Der Wagen war oben auf die unvernünftigste Weise mit Koffern und Gütern beladen, so daß der obere Theil schon auf gebahnten Wegen eine große Neigung zum Umschlagen verrieth. Fuhr nun dieser gewaltige Kasten die hohen Berge hinab, deren Wege zum Theil mit Eis bedeckt, zum Theil durch die Glättung des Schnees zu einer Schlittenbahn geworden waren, so schwankte er in beständigen Schlangengeleisen wie eine Schleuder hinter den Pferden her, und ehe man sich's versah, stand er völlig queer und rutschte auf der abschüssigen Seitenchaussee den Gräben zu, und plötzlich hatten die entsetzten Passagiere aus dem zum Umkippen schiefgestellten

Wagen die herrlichste Aussicht in die romantischen Abgründe. In solchen Augenblicken flog dann gleich die Thüre auf, Alles stürzte hinaus, an den obern Theil des Wagens wurde ein Seil angebunden und an diesem Seil mußten die Passagiere dem Kondukteur den Wagen aufrecht erhalten helfen, wenn es gelingen sollte, ihn aus seiner Stellung wieder heraus auf die Mitte der Chaussée zu bringen.

Zu solchen Hindernissen, welche die Elemente schufen, kamen noch allerlei andere hinzu, welche durch die Nachlässigkeit der Fuhrunternehmung entstanden. Bald war das Pferdegeschirr nicht in Ordnung, bald brach der Hemmschuh, bald fand sich sonst ein Aufenthalt. Mit welcher Liederlichkeit das Fuhrwesen der Messagerie gehandhabt wird, davon erlebten wir auf Kosten Ihres Geschlechts ein sprechendes Beispiel.

Auf der Fahrt zwischen Namür und Arlon stiegen auf dem Lande zwei junge Damen ein, die in der Gegend von Arville wieder aussteigen wollten. In der Mitte der Nacht hält plötzlich der Wagen in einer einsamen Waldgegend an. Was soll geschehen? Dem Kondukteur ist eingefallen, daß er zwei Damen im Wagen hat, deren

Absteigeort wir schon eine halbe Stunde vorbeigefahren sind. Nun denken Sie sich, daß diese Damen um Mitternacht durch den Schnee einer Waldgegend, die überall von Wolfsphantasien bevölkert ist, eine halbe Stunde zu Fuß gehen sollen. Es blieb ihnen indeß nichts Anderes übrig, und während der Konduktteur sich der nothgedrungenen Galanterie befleißigte, sie zu begleiten, mußten wir Andern bis zur Weiterfahrt eine Stunde lang Betrachtungen über die Eitelkeit der irdischen Dinge anstellen.

Am andern Mittag kamen wir mit erschöpfter Geduld in Arlon an, wo es uns in einer freundlichen und warmen Wirthsstube wieder menschlich zu Muth wurde. Auch wurde dort mit der aufgethürmten Kofferlast des Wagens zugleich eine schwere Last der Angst von den Herzen genommen. Von Arlon aus ging es im flottesten Trab der französischen Gränze zu, und mein Freund und ich, die wir jetzt allein im Coupé saßen, geriethen in die seeligste Stimmung. Der Gedanke, auf französisches Gebiet zu kommen, hatte in der That etwas Erhebendes für uns, während wir in der vorherigen Nacht die Felder von Waterloo mit nationalster Gleichgültigkeit passirt hatten. Was

hatte uns auch dort in Bewegung ſetzen ſollen? Nöthig ſind die Enttäuſchungen allerdings geweſen, welche ſich unſere Väter mit ihrem Blute dort erobert haben, aber für bloße Enttäuſchungen begeiſtert man ſich nicht, und wenn die Teutſchen ihre Schlacht bei Waterloo nicht gegen ihre andern Feinde wiederholen, ſo kann man nichts mehr bedauern, als daß ſie die Franzoſen beſiegt haben. Man muß die Waterlooſchen Felder als politiſcher Flüchtling paſſiren, erſt dann hat man den rechten nationalen Genuß davon. Meine Freundinn, Sie haben ſich die Politik verbeten; ich wäre ſonſt ſehr aufgelegt, Ihnen einige Waterlooſche Phantaſiebilder mit königlich preußiſchen Farben zu zeichnen. Wenn es ein anderes Leben mit Himmel und Hölle gibt, ſo kann ich mir in der Hölle keine größere Qual denken, als das Bewußtſein, für den teutſchen Polizeidespotismus ſein Blut vergoſſen zu haben. Doch genug davon. Wir ſind alſo im Begriff, zum erſten Mal den Fuß auf den freien franzöſiſchen Boden zu ſetzen. Den freien? Wenn nur die verwünſchte Paßpolizei nicht wäre! Sie werden begierig ſein, zu erfahren, wie ich über die Grenze gekommen.

Der Gränzort heißt Mont-Saint-Martin.

Dort werden von den Douaniers nicht blos die Effekten, sondern auch die Personen revidirt, d. h. die Passe abgefordert. Bei der Visitation unserer Koffer richtete sich die Hauptaufmerksamkeit der jovialen Zollbeamten auf die Bücher. „Haben Sie Bücher?“ Aufzuwarten! „Teutsche oder französische?“ Blos teutsche und russische. „Die können passiren.“ (Es war den Herrn um belgischen Nachdruck zu thun, der in Frankreich streng überwacht wird.) „Haben Sie gar keinen französischen Nachdruck aus Belgien, etwa den juif errant?“ Mit Nachdruck geben wir uns nicht ab, aber wenn Sie vom juif errant das Orginal sehen wollen, so steht selbiges vor Ihnen. Diese Worte, welche eigentlich die Einleitung zu einem mehr als aufrichtigen Bekenntniß der Paßlosigkeit bilden sollten, machten auf die empfänglichen Douaniers einen so erheiternden Eindruck, daß ich plötzlich einen großen Muth faßte, ein sehr paßmäßiges, wie ein Normalsignalement aussehendes Gesicht aufsetzte, und in dem benachbarten Wirthshaus eine Flasche Wein kaufte, um — doch den Paß, Sie wollen den Paß. Denken Sie, was Sie wollen, denken Sie mich untergetaucht wie eine Ente, bis die Gefahr vorüber ist, denken

Sie mich von einem plötzlichen Schlaganfall heimgesucht, denken Sie, ich sei gefallen, und habe von vier Mann in den Wagen gehoben werden müssen, kurz, denken Sie, was Ihnen beliebt, nur verbitte ich mir den Verdacht, als sei ich nach Belgien umgekehrt, denn bald nachher kamen wir in die Festung Longwy, wo — zum zweiten Male, und zwar von Militairpersonen, die Pässe abgefordert werden. Sie können denken, ich sei zum zweiten, sodann in Metz zum dritten, sodann in Straßburg zum vierten Mal untergetaucht — genug, von Saint-Martin bis Straßburg wird vier Mal der Paß abgefordert, und wer keinen hat, der kommt nicht durch.

Jetzt vergessen Sie diese Paßgeschichte trotz ihrer Räthselhaftigkeit und lassen Sie sich von einem grandiosen Abenteuer erzählen, das ich zwischen Longwy und Metz erlebte, oder anrichtete. Zu unserer Reisegesellschaft gehörten u. A. zwei französische Damen, eine Mutter mit ihrer Tochter. Sie sprachen ziemlich viel, wovon ich indeß nichts verstand, theils weil ich in der entgegengesetzten Seite des Wagens saß, theils weil ich des Französischen zu wenig kundig war; aber nichts destoweniger nahm ich großen Antheil an

ihrer Unterhaltung, da ihre wohlklingende Stimme und die zarte Betonung ihrer Sprache in mir die Vorstellung von zwei interessanten und reizenden Geschöpfen von edelster Bildung und zartester Weiblichkeit erregte, — ein Geschäft der Phantasie, das durch die Dunkelheit ungemein begünstigt wurde. Zwischen diesen beiden zarten Damen, welche die rechten Ecken des Wagens einnahmen, und meinem Freund und mir, welche in den linken Ecken saßen, waren noch zwei Herren eingepreßt, die an dem Diskurs lebhaften Antheil nahmen. Mit dieser diskurrirenden Gesellschaft beladen, hält der Wagen plötzlich still, wahrscheinlich weil die Pferde in dem tiefen Schnee eine Pause machen müssen. Ich aber gerathe, ich weiß nicht wie, auf den Glauben, wir seien an einer Station, vielleicht gar in Metz angelangt. Von meinem Freunde angesteckt, glaube ich in den verschneiten Erscheinungen um uns her Theile einer „großen Stadt" zu erkennen, öffne die Wagenthür und steige aus. Während ich — wir waren mitten auf dem Felde in einem koupirten Terrain — mit meinen halberfrorenen Füßen umhertrete und mich in der Dunkelheit nach einem Absteigequartier umsehe, fährt der Wagen getrost

von dannen. Ich höre das zwar an dem Knirschen des gefrorenen Schnee's, glaube indeß, es komme bloß darauf an, in den benachbarten Posthof hineinzufahren. Die Fahrt nach dem Posthof wurde jedoch so lang, daß zuletzt Bedenken in mir aufstiegen. Ich trabe also hinter dem Wagen her, hole ihn nach einer Viertelstunde ein und sehe, daß er sich mühsam zwischen zwei hohen, zu Eis gefrorenen Schneewänden dahinwindet, an welchen die Räder so nahe vorbeistreifen, daß an ein Einsteigen nicht zu denken ist. Ich fasse Geduld und wandere ruhig hinter dem Wagen fort, aber der Hohlweg zwischen den Eiswänden nimmt kein Ende und ein Vorbeikommen bleibt unmöglich. Endlich bemerke ich, daß an der Seite, wo die Damen sitzen, der Weg sich etwas erweitert. Ich nehme den Augenblick wahr und riskire, entweder in einem Satz auf den Wagentritt zu gelangen, im nämlichen Moment die Thüre aufzureißen und mich in das Interieur zu stürzen, oder aber — unter die Räder zu kommen und an der unmittelbar wieder einbiegenden Eiswand zerquetscht zu werden. Die Erwägung, daß der Wagen sechstausend Pfund wog, und zugleich der Gedanke an Sie, meine Freundinn, machten es

möglich, daß mir das Kunststück, in den Wagen hineinzusetzen, gelang. Aber jetzt? Ich hatte zwei Ueberröcke auf dem Leibe und über diesen Ueberröcken einen großen Schlafrock, so daß ich eine ziemlich groteske und kolossale Figur bildete. In dem Augenblick, wo diese Figur die Thür aufreißt, um sich in den Wagen zu werfen, fühlt sie vier wüthende, würgende Hände an der Kehle, die sich unter dem Geschrei „au brigand! au brigand!“ alle mögliche Mühe geben, den Eindringling unter die Räder zu stoßen und ihn einem sichern Verderben zu überliefern. Und diese Hände waren die Hände der beiden Damen von edelster Bildung und zartester Weiblichkeit! Obgleich, wie Ihnen bekannt, sehr eifrig der Galanterie beflissen, vermogte ich doch nicht, diese Tugend so weit zu treiben, daß ich ihr zu lieb mein junges Leben in einem eisigen Wagengeleise hätte lassen sollen; mit ungalantester Kraftentwicklung forcirte ich daher zwischen den zarten Damen und ihren galanten Nachbarn hindurch den Eingang und saß plötzlich wohlerhalten meinem erstaunten Freund gegenüber, der geglaubt hatte, ich sei in das Coupé gestiegen, um mir besser die nächtlichen Schönheiten der „großen Stadt“ betrachten zu können. Das Ge-

ſchrei der Damen hatte übrigens damit kein Ende, ſie hatten plötzlich ihre ganze Zartheit abgelegt und beſchuldigten den „brigand" auf die nachdrücklichſte Weiſe, daß er ihnen — einen Hut geſtohlen habe. Sie können ſich denken, daß dieſe Beſchuldigung, verbunden mit der kundgegebenen Grauſamkeit, welche mir nach dem Leben getrachtet hatte, bei mir, der ich in größter Aufregung über das vollbrachte Wageſtück war, die übelſte Auslegung fand. Die Wuth lehrte mir plötzlich Franzöſiſch ſprechen und von dieſer Wuth beſeelt ſprach ich folgende denkwürdige Worte: Mesdames, vous m'avez voulu tuer, vous êtes des hyênes; vous n'êtes pas mêmes des femmes, vous êtes des — pucelles! Wie ich an dieſe Worte kam, meine Freundinn, weiß ich nicht mehr, ſie machten aber die Szene noch tragiſcher, als ſie ſchon war. Von der einen Seite die Beſchuldigung des Diebſtahls, von der andern die Beſchuldigung eines Mordverſuchs mit der Reminiszenz aus Schiller:

„Da werden Weiber zu Hyanen
Und treiben mit Entſetzen Scherz"

und dann die puçelle von Orleans dazwiſchen und unter den Zuhörern ein banges Schweigen des Erſtaunens — Sie werden ſich die Situation

jetzt selbst vergegenwärtigen können, in welche die Reisegesellschaft mit einem Schlage gerathen war. Aber der Hut? Es ergab sich später, daß ich wirklich bei meinem gewaltsamen Eindringen einen Hut mit fortgerissen hatte, der sich in etwas veränderter Gestalt zwischen den Reisenden wiederfand.

Kurze Zeit nachher kamen wir in einer kleinen Stadt, Namens Urange, an. Ehe wir uns darüber besonnen hatten, daß wir an einer Station angelangt seien, war schon die ganze Reisegesellschaft nebst Kondukteur, Postillon und Pferden verschwunden und mein Freund und ich, die nicht wußten, daß hier eine lange Pause gemacht wurde, denen auch kein Mensch eine Sylbe davon sagte, fanden sich plötzlich mitten in der Nacht im Postwagen allein. Nirgends hörte man einen Laut und keine Seele ließ sich blicken. Blos eine Hundeseele, ein kälbergroßer Bullenbeißer, der mein von der überstandenen Aufregung noch todtblasses Gesicht für den Mond zu halten schien, machte um den Wagen die Runde und bellte uns aus Leibeskräften an. Endlich wurde uns die Situation gar zu langweilig und ich stieg aus, um auf Entdeckungen auszugehen. So ge-

lang es mir denn, einige Minuten vom Wagen entfernt ein Wirthshaus aufzufinden, in welchem der rückſichtvolle Herr Kondukteur, der uns ohne Weiteres im Stich gelaſſen, ganz großartig hinter einer Kaffeekanne ſaß. Ich erkundigte mich nach den beiden Damen, um in der Reue meiner wiedererwachten Galanterie einen Verſuch zur Verſtändigung zu machen, und erfuhr, daß ſie zu Bette gegangen waren. Requiescant in pace! Wer waren ſie? Die Frau eines — Douanenbeamten mit ihrer Tochter. Dieſe Qualität machte allerdings die Unbedenklichkeit, womit ſie einen in Lebensgefahr ſchwebenden chineſiſchen Flüchtling ſofort als „brigand“ attakirt hatten, einiger Maßen erklärlich.

In Metz — eine ſchreckliche Stadt, mit der ſchmutziggelben Todtenfarbe ihrer Häuſer — langten wir Morgens als lebendige Eisklumpen an. Im Hôtel de l'Europe, das ich Jedem empfehle, der Geld zu viel hat, ließen wir uns an einem kleinen Herdfeuer, das 20 Groſchen koſtete, ein Paar Stunden aufthauen und benutzten dann, da der Wagen nach Straßburg ſchon beſetzt war (Beiwagen werden nicht gegeben), die nächſte Fahrgelegenheit nach Nancy, um nur aus dem

fatalen Metz hinauszukommen. Auf der ganzen Tour nach Nançy, die uns übrigens manche hübsche Moselgegend kennen lehrte, begegneten wir überall jener gelben Häuserfarbe von Metz. Ich habe vergebens nachgedacht, um für diese gelbe Leidenschaft eine Erklärung zu finden. Wenn sie auf den Geist der Menschen schließen läßt, so muß Lothringen ein wahrer geistiger Kirchhof sein. Nançy gilt für das schönste Monument auf diesem Kirchhof. Wir kamen bei Nacht dort an und fuhren vor Tagesanbruch wieder ab, so daß wir fast nichts von der Stadt zu sehen bekamen. Der nächste bemerkenswerthe Ort war Lüneville. Dort zwängte sich zwischen meinen Freund und mich ein Familienvater, Schwabe von Geburt, Möbelfabrikant von Geschäft, in das Coupé, um uns bis Straßburg nicht wieder zu verlassen. Der Mann war mitunter sehr langweilig, aber doch der interessanteste Reisekompagnon, den wir bis dahin gehabt hatten. Er hielt uns Anfangs für Engländer, um zu zeigen, daß er Welt besitze, später aber für Teutsche, was wir uns gefallen ließen, um die nationalen Sympathien nicht zu zerstören. Ich erwähne des Mannes weitläufiger, weil er eines der ausgesuchtesten Exemplare jener

Spezies war, deren Seele heißt: Geld. Es ist unsinnig, einen Menschen zu verabscheuen, weil er Geld hat, wie das bei Manchen schon Mode geworden ist; aber ein Mensch, der an gar nichts denkt, als an Geld, und zwar bloß des Geldes wegen, ist ekelhaft. In jedem Worte unseres Reisegefährten, er mogte sprechen, wovon er wollte, hörte man den Klang des Geldes. Der Mann hatte als Handwerksbursche die halbe europäische Welt durchwandert und Manches gesehen und erfahren, bis er sich zuletzt in Lüneville niederließ und es dort zu einem hübschen Wohlstand brachte. Von diesem Wohlstand erzählte er bis in den Keller hinein, worin er 18 Ohm Wein habe (aber nicht zum Trinken, sondern nur um sie zu besitzen oder gelegentlich einen Profit darauf zu machen); auf diesen Wohlstand bezog sich seine Religion, auf diesen Wohlstand seine Politik. Er rühmte Ludwig Philipp als einen großen Mann, unter dem sich in Ruhe ein Wohlstand erwerben lasse, nur seien die Steuern, welche die Industrie- und Gewerbs-Klasse zu zahlen habe, etwas sehr hoch, während die Bauern ihren Wohlstand ohne Steuerdruck erwerben könnten. Algier koste viel Geld, die Pariser Forts ebenfalls, aber Beides

sei doch nothwendig, denn Ludwig Philipp wisse, was er thue, und er sei der Vater des Wohlstandes. O unaussprechliches Glück, einen Wohlstand zu besitzen! Und doch sei dieß Glück nicht unverfälscht, denn wenn er auch zwölf Gesellen halte und so und so viel tausend Franken bereits zurückgelegt habe, so gehöre er doch nicht zu den eigentlichen Bourgeois, die mehr besitzen, als seinen Wohlstand, und mit Geringschätzung auf denselben hinabsehen. Aber nur Geduld! Er reise jetzt nach Schwaben, um eine Erbschaft zu erheben, und dadurch werde sein Wohlstand wieder bedeutend in den Komparativ gebracht. Wohlstand, Wohlstand! Er wisse, was es heiße, einen Wohlstand zu besitzen. Alles, was ihm früher Freude gemacht, sei ihm jetzt gleichgültig geworden, nur die Politik fessele ihn noch, denn davon hange sehr viel ab. „Meine Herren, so schloß er seine Vorlesung, „das Leben bringt große Aenderungen im Menschen hervor; meine Herren, — ich habe den Wolf gesehen!“ Mit dieser Redensart wollte er den Ernst des Lebens, der sich als Noth des Lebens zu erkennen gebe, bezeichnen und zugleich erklären, daß der Mensch Alles d'ran geben müsse, was ihn in die Gefahr

des Nichtwohlstandes bringen könne. Dieß sagte der Mann, weil er sich bewußt war, ursprünglich freisinnig gewesen zu sein. Bei den Aeußerungen dieses angehenden Geldwolfs (er wußte in der That so gut über Politik mitzusprechen, daß er völlig zurechnungsfähig war) konnte ich mich nicht enthalten an Lelewel zu denken. Lelewel, du hast den Wolf gesehen, öfter als unser Bourgeois, und du verkehrst noch täglich mit ihm, aber der Wolf zeigt dir vergebens die Zähne. Ein Wolf frißt nur, was zum Vieh gehört, und es ist entsetzlich, wie viel ein Wolf frißt. Es gibt unendlich viel Politiker und unendlich viel „Freisinnige;" wie Viele gibt es, die den Wolf sehen können? Meine Freundinn, man findet trotz der Masse verächtlichen Gesindels hoher und niederer Art noch manchen Menschen, den man ehren kann; keinen auf der Welt aber ehre ich höher, als den, der da sagen kann: ich bin, was ich war und bleibe, was ich bin und — „habe den Wolf gesehn."

Unter den Wohlstandsunterhaltungen unseres schwäbisch-französischen Bourgeois, der den Wolf gesehen hatte, kamen wir in die Himmelsregion der Vogesen. Was der Winter in den Ardennen

möglicher Weiſe an uns verſäumt haben mogte, das holte er in den Vogeſen doppelt nach. Schnee, Sturm, Eisregen, Nordpolskälte — Alles aus der erſten Hand, und was die Natur unterließ, das richteten die Menſchen aus.

In einem kleinen Städtchen ſtieg eine ſtarkgegliederte, pausbackige Elſaſſerinn auf; ſie ſchien von Geſchäft eine Viehmagd zu ſein. Da im Wagen kein Platz mehr war, mußte ſie mittelſt einer Leiter in die imperialiſchen Regionen des Kondukteurs befördert werden. Der Kondukteur, galant und weinerfüllt, nahm die neue Begleiterinn mit offenen Armen auf. Er war in mehrere ſchwarze Schaf- und Bärenfelle gekleidet, in dieſer Umhüllung beinahe eben ſo breit, wie lang, und würde in der Dunkelheit überall für einen Newfoundländer oder einen Tanzbären gehalten worden ſein. Dieſen Newfoundländer mit ſeiner ebenbürtigen Begleiterinn über uns, gelangten wir glücklich zur nächſten Station. Plötzlich kugelt der bärenfellige Edle wie ein rieſiger Igel von der Imperiale herab und fährt mit der Tatze neben mir durch die Fenſterſcheibe, daß die Trümmer durch das Coupé umherfliegen. Was war geſchehen? Ob eine Brunhildiſche Szene aufgeführt

wurde, oder ob der Newfoundländer beim Absteigen seiner Begleiterinn hülfreiche Hand hatte leisten wollen und wegen seiner Betrunkenheit den festen Fuß verloren, weiß ich nicht — genug, durch die offenen Fensterscheiben strömte von nun an eine solche Quantität Winter auf mich ein, daß der Ueberzug von einem halben Dutzend Bären mich nicht hätte schützen können. Doch was war zu thun? Ich that, was ich schon so oft habe thun müssen, ich faßte mich in Geduld. Wir kommen weiter. Der Postillon hält mitten im Felde an, um etwas am Geschirr in Ordnung zu bringen, und der Kondukteur steigt mit seiner verbundenen, blutigen Hand ebenfalls ab. Als der Postillon wieder aufsteigt, stößt er mit seinem Holzschuh — ein Schutz gegen Schnee und Kälte — die vor mir befindliche Fensterscheibe ebenfalls ein. Jetzt saß ich vollständig im Freien und fühlte mein Ende herannahen. Dieß Gefühl überwand meine Geduld, ich riß die Thür' auf und stürzte mich wüthend auf den Newfoundländer, um ihn dahin zu bringen, daß er die Fensterscheiben reparire und mich vor dem sichern Untergang bewahre. Er wollte mich nöthigen, bis zur nächsten Station zu warten, ich erklärte ihm indeß, daß

ich ihn nicht eher wieder auf den Wagen hinauf-laſſen werde, als bis er die Fenſterſcheiben repa-rirt habe. Der Poſtillon fluchte und ſchlug auf die Pferde. Ich trabte mit dem Newfoundländer neben dem Wagen her und vertrat ihm beſtändig den Weg. Als wir in dieſer Weiſe fluchend und ſchimpfend eine Zeit lang getrabt hatten, begriff ich endlich, daß der Mann mich mit vollem Recht fragen konnte:

Wächſt mir 'ne Fenſterſcheibe in der flachen Hand?

Dieſe Reminiszenz, welche mir es in's Ge-dächtniß rief, daß dem armen Newfoundländer wirklich von ſeinem Fall her die Stücke einer Fenſterſcheibe in der Hand wuchſen, mahnte mich an meine Grauſamkeit und ich machte der Traberei ein Ende. Zum Lohn für dieſe Menſchlichkeit kam ich verfroren bei der nächſten Station (Pfalsburg) an, wo um Mitternacht der Fenſtermacher aus dem Bette geholt werden mußte.

Ich könnte meinen Bericht über unſere Reiſe-annehmlichkeiten noch bedeutend verlängern und Ihnen z. B. erzählen, wie ſogar die Pferde vor unſerm Wagen einander todt ſchlugen, als ſei in der That der jüngſte Tag gekommen; Sie werden

indeß nach den erzählten Begegniſſen ſchon hinlänglich ermeſſen können, was Sie an mir zu verantworten haben, ſeitdem Sie mir ein Rendezvous in der Schweiz gegeben. Ich übergehe alſo allen weiteren Zwiſchenraum, ſelbſt das romantiſche Städtchen Saverne, wo einſt Fridolin „in der Furcht des Herrn" (d. h. des Herrn Grafen) gewandelt hat, und verſetze ſie unmittelbar nach Straßburg, wo wir endlich nach einer beinahe achttägigen Reiſe mit einem ähnlichen Gefühl anlangten, wie die Kreuzritter vor Jeruſalem.

Straßburg hatte ich mir als eine impoſante Stadt gedacht, es hat mir indeß dort nichts imponirt, als der Kirchthurm und der Paßkommiſſär. Den Eindruck, den die äußere Stadt mit ihren alterthümlichen, verkrüppelten, verſchrobenen Häuſern auf mich gemacht, mögte ich in die Worte faſſen: hier ſcheinen viel Wanzen zu ſein. In Straßburg ſcheint ein großartiger Philiſterſinn zu herrſchen, dagegen wenig geiſtiges Intereſſe und noch weniger „teutſcher Sinn," den man nach manchen Darſtellungen vorausſetzen könnte, vorhanden zu ſein. Man beſtrebt ſich dort vielmehr, einen Gegenſatz gegen das Teutſchthum zu bilden, obſchon die teutſche Sprache im gewöhnlichen Leben nach

wie vor die Hauptſprache iſt. Daß die Elſaſſer ſich nicht nach Teutſchland zurückſehnen, kommt den nationalen Stroh-Köpfen verwunderlich vor. Sie wären wahrlich nicht werth, Franzoſen zu ſein, wenn ſie unter den jetzigen Verhältniſſen wieder Teutſche werden wollten. Doch das gehört nicht hierher; Sie wollen keine Politik. So ſteigen Sie mit mir hinauf auf die Plateforme der Münſterkirche und in die berühmten Schneckenſtiegen des großen Thurms, des würdigen Rivalen des Kölner Doms. Trotz der bezogenen Winterluft konnten wir nach der einen Seite hin die Vogeſen, nach der andern den Schwarzwald mit dem Rhein erblicken. Da oben an dem Platze, wo Göthe geſeſſen, einen Sommerabend zuzubringen, muß allerdings wohlthuender ſein, als eine Winterreiſe durch die Ardennen und Vogeſen. Der Wächter zeigt den Beſuchern eine Menge eingemauerter Steine, worauf die Namen der berühmMänner gezeichnet ſtehen, die den Thurm hinaufgeklettert ſind. Unter ihnen befindet ſich auch Voltaire. Von ſeinem Namen ſind indeß, angeblich durch den Blitz, wahrſcheinlich aber durch die Pfaffen, ſo viel Buchſtaben weggekratzt, daß beinahe das Wort Volte herauskommt, ſo daß

man ſagen könnte, der Blitz habe dort oben die Volte geſchlagen.

Wenn Sie nach Straßburg kommen, meine Freundinn, ſo verſäumen Sie ja nicht, Mittags zwölf Uhr in den Münſter zu gehen und die berühmte Uhr ſchlagen zu ſehn. Da wird u. A. der Tod in leibhaftiger Furchtbarkeit, ſodann Chriſtus mit ſeinen Apoſteln und namentlich der famoſe Hahn ſich Ihnen produziren, welcher den Petrus ſo hübſch angeführt hat. Er kräht ſehr ausdrucksvoll, ſchlägt die Flügel mit triumphirender Malice, und das Alles nach den Eingebungen eines chriſtlichen Uhrwerks. Ich muß geſtehen, daß ich nicht leicht etwas Abgeſchmackteres geſehen habe, als dieſen heiligen Marionettenkaſten, belebt durch die künſtlichſte Uhr der Erde. Selbſt die dummſten, gläubigſten Bauerngeſichter verzogen ſich zu einem höhniſchen Lachen vor dieſem Schauſpiel, wie ſehr daſſelbe auch berechnet ſein mag, den Wunderkultus zu unterſtützen. Man mögte davon laufen tauſend Stunden weit, wenn man das Mittelalter in ſeinem kirchhöflichen Aufzug ſo ſchwarz an ſich vorüberſchreiten ſieht, wie es noch in Straßburg konſervirt wird. Ich für meinen Theil werde immer melancholiſch durch ſolchen Kultus

und meine Vernunft zieht ihre Trauerkleider an, so oft sie ihm begegnet.

Da ich Geschäfte hatte, welche mich in Straßburg acht Tage aufhielten, mußte ich meinen poetischen Freund nach der Schweiz vorausreisen lassen. Auch in Straßburg hatte ich Gelegenheit, mit ein Paar teutschen Flüchtlingen bekannt zu werden, die dort indeß sehr ruhig leben und in ihrer Vereinzelung sich wenig bemerkbar machen. Das Bemerkenswertheste, was ich während jener acht Tage gethan, war, daß ich bis auf die Mitte der Kehler Brücke spazieren ging, um eine Flasche mit einem Papier in den Rhein zu werfen, worauf folgende Worte geschrieben standen:

Nahru Batalla Mitubmil Erra,
Sigurin elt ar Mita Biterra.

Wer die Flasche gefunden und die Worte enträthselt hat, wende sich an E. F. Jarison in Straßburg und nehme dort als Prämie fünfhundert Franken in Empfang.

Bei der Fahrt von Straßburg nach Basel durch das Elsaß versetzte ich mich in die Lage eines teutschen Nationalen und wurde dadurch auf fremde Rechnung ganz neidisch gegen die Franzosen

gestimmt, denn es ist Schade um die teutsche Romantik, daß sie ein so schönes Land mit so malerischen Bergen und so romantischen Ruinen in fremden Händen lassen muß. Es mag dort noch manche Marburg und mancher Stolzenfels liegen, die sich trefflich zu Geburtstagspräsenten für gekrönte Häupter eigneten. Wenn wieder ein Krieg gegen Frankreich ausbräche, so bedürfte es nur eines Hinweises auf die Romantik des Elsasses, um die loyalen Teutschen zu Helden zu machen und die „Marken des Vaterland" wieder zu erobern. Endlich langten wir bei dem Gränzort St. Louis an und sahen die erste Schweizerstadt vor uns. So sollte also meine langjährige Sehnsucht, einmal in meinem Leben das Land der Berge zu sehen, seine Erfüllung finden. Freilich hatte ich niemals gedacht, daß es auf solche Veranlassung geschehen würde. Doch so oder so, es gilt gleich: ich sah die Berge vor mir und hatte nur zwei Schritte bis Basel. Vor einer neuen Landesgrenze stehend, setzte ich mich wieder in die erforderliche Position, um der Douanen- und Paßrevision begegnen zu können. Aber wie erstaunte ich, als von dem französischen Grenzbahnhof der Omnibus Menschen und Koffer in das Schweizer-

land hineinführte, ohne daß auch nur eine polizeiliche Seele ſich um ſie bekümmert hätte! Wahrlich, wenn etwas geeignet iſt, beim Eintritt in ein Land ein günſtiges Vorurtheil für daſſelbe zu erwecken, ſo iſt es der freie Eintritt. Wir ſind überall ſo ſehr an Abſperrungen, Kontrollen, Viſitationen, Plackereien und Teufeleien gewöhnt, daß wir in einer neuen Welt anzulangen glauben, wenn wir irgendwo den Strich, den man Grenze nennt, ohne Hülfe von Douaniers und Poliziſten überſchreiten können.

In Baſel mich umzuſehen, fand ich keine Zeit, denn ich benutzte am nämlichen Abend, wo ich ankam, die Poſtgelegenheit, um bis zum nächſten Morgen nach Zürich zu gelangen. Zürich! Mein poetiſcher Freund hatte bei meiner Ankunft ſchon ein Gedicht fertig, das alſo begann:

„An dem See von Zürich,
Welch' ein Leben führ' ich," u. ſ. w.

Meine Freundinn, wenn Sie erſt Zürich geſehen hätten, ſo würde Ihnen der Abſchied von Ihrem Mutterlande viel leichter werden. In Zürich haben Sie Teutſchland und Italien zugleich. Rechts und links von Bergen begleitet,

kommen Sie von Basel her durch freundliche, mit Landhäusern untermischte Dörfer und schöne Fluren in die freundliche Limmatstadt. Nachdem Sie einige Straßen durchfahren, gelangen Sie plötzlich auf die letzte Brücke, welche über die krisallklare Limmat führt, und sehen vor sich den langhin gestreckten Zürichsee. Seine Ufer sind von Zürich aus an beiden Seiten Stunden weit mit Dörfern und Landhäusern in fast ununterbrochener Reihe besä't, in deren Rücken sich rebenbesetzte und bewaldete Bergzüge erheben, welche die ganze schöne Landschaft einfassen. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß Zürich mit den andern Orten des See's sich einst zu einer ungeheuren Weltstadt verbinden werde. Den Zürichsee hinauf, der sich acht Stunden weit erstreckt, erheben sich im Hintergrunde die schroffen Häupter der Glarner Alpen, welche bis zu einer Höhe von 11,000 Fuß den Blick fesseln und bei Abend ihre ewig mit Schnee bedeckten Gipfel von der untergehenden Sonne vergolden lassen. Da haben Sie einige Züge zu dem Bilde der Gegend von Zürich, welche einzeln hinzuzeichnen ich unterlasse, um Sie noch mehr zur Selbstbesichtigung anzureizen. Die ganze Gegend ist ein

Garten, ein Spaziergang, eine Schönheit und — ihre Seele ist Freundlichkeit. Eins nur werden Sie hier vermissen, was Ihnen in Teutschland so viel Vergnügen machte: in der Schweiz gibt es keine Nachtigallen. Doch ist denn die Nachtigall eine Verkünderin der Freude? Darauf kommt ja Alles an. In den Annoncen, welche Wohnungen ausbieten, wird hier als gewöhnlicher Charakter derselben die „Frohmüthigkeit" hervorgehoben: Ein „frohmüthiges Wohngemach." Auf den Schildern verschiedener Wirthshäuser lies't man die Aufschrift: „zum Frohsinn," „zur froben Aussicht" u. s. w. Diese Bezeichnungen gehören sämmtlich in das Lexikon der Umgegend. Die „Frohmüthigkeit" ist ihr Hauptcharakter. Man muß in der That vom Unglück verfolgt werden, oder ein unheilbarer Hypochondrist sein, wenn man am Zürichsee nicht „frohmüthig" gestimmt wird. Ich bin ein ganz anderer Mensch geworden, seit ich nach Zürich kam. Meine Wohnung war so gelegen, daß ich Morgens schon aus meinem Bette den See überblicken, die weißen Landhäuser sich in seinem Spiegel vor lauter „Frohmüthigkeit" auf den Kopf stellen und die jodelnden Schiffer mit ihren schlanken Kähnen

seine glatte Fläche durchfurchen sehen konnte. Die Abende waren noch schöner, und wie müssen sie erst im Sommer sein, wenn man in traulicher Gesellschaft oder bei einem Glase würzigen „Valteliners" oder „Neftenbachers" mit einem schaukelnden Kahn den hallenden See durchrudert, oder von den umherliegenden Bergen aus die blühende Landschaft überträumt! Meine Freundinn, ich würde in Zürich ein Romantiker geworden sein, wenn ich ihn nicht schon hinter mir hätte. Und doch bin ich um eine Zeit dahin gekommen, wo alle Welt in Aufregung und Verwirrung war. Die Romantik des Bürgerkriegs hätte die Romantik der Natur leicht paralysiren können. Es wurde damals grade die Luzerner Affaire eingeleitet. Die Unternehmung der Freischaaren, welche meist bei Nacht ihrem Ziel zumarschirten, bereitete sich ganz in der Stille vor, ohne daß man etwas Anderes von ihr gewahr wurde, als die Zeitungsberichte und verworrene Gerüchte. Kaum aber zeigte sich die Lage der Dinge in der traurigen Niederlage der Freischaaren und dem blutdürstigen Triumph der Jesuitenpartei, so war gleich von allen Seiten das Militär auf den Beinen. In der Nacht hörte ich

die Trommel rühren, und am andern Morgen überraſchte mich ſchon eine wie aus dem Boden aufgetauchte Truppenmacht, Infanterie, Kavallerie und Artillerie. In keinem „Militärſtaat" kann ſchneller das Militär bei der Hand ſein, als in dieſem Freiſtaat ohne ſtehendes Heer. Die Schweiz kann in wenigen Tagen 100,000 Mann auf die Beine bringen. Auch habe ich mich gewundert über die männliche Haltung der ſchweizeriſchen Soldaten, welche bei aller Ungenirtheit und Zwangloſigkeit den wahren Geiſt freier Wehrhaftigkeit an den Tag legte. Ueberhaupt habe ich in wenigen Tagen ganz andere Begriffe von der Schweiz erhalten, als mir die entſtellenden Berichte des Auslands bis dahin beigebracht hatten. Namentlich hat mich die lebendige, erregte Theilnahme, die bis zum Dienſtboten und zum Handwerker hinab Alles für die Politik an den Tag legte, überraſcht und erfreut. Was iſt das doch für ein anderes Leben, als bei uns, wo Jedem ſein Stück Politik von der Polizei zubereitet und zugemeſſen wird! Und ein ſolch erregtes Leben nennt man in Teutſchland ein unglückliches! Wenn man in die Schweiz kommt, ſo denkt man nur an Verwirrung, Anarchie, Banditen und Todtſchlä-

ger. Die Schuld davon trägt die Styl gewordene Verläumdung, namentlich der teutschen Presse. Ich bin in die Schweiz gekommen zu einer Zeit, wo die Zustände mich in ungünstigen Vorurtheilen hätten bestärken müssen, und dennoch behaupte ich, daß die Schweizer durchweg verläumdet werden. Die Schweizer sind ein nüchternes, praktisches Volk, das wahrlich nicht zum bloßen Vergnügen Anarchie treiben wird, und wenn sie ihre Freiheit benutzen, um ihre Theilnahme an ihren Angelegenheiten zu bethätigen, so haben nicht sie die Schuld, daß diese Bethätigung keine glänzendere Früchte trägt. Man entferne die ausländischen Intriguen und mache aus der Schweiz eine Einheit, ein die Kantonalzerstückelung beseitigendes Staatsganzes, und man wird anders über sie urtheilen lernen. Doch — ich verirre mich als gewesener Soldat in das Militär und als politischer Flüchtling wieder in die Politik. Verzeihen Sie mir das, ich werde Sie gleich durch eine Zugabe von Romantik wieder zu besänftigen suchen.

Bevor ich mich in meinem neuen Wohnort einrichtete, wünschte ich, den Züricher See bis in die obere Gegend kennen zu lernen. Es bot sich

mir hierzu eine passende Gelegenheit, als ich in Gesellschaft meines poetischen Freundes einen Ausflug nach Rapperswyl machen konnte, ein Städtchen sechs Stunden von Zürich, wohin man in zwei Stunden mit dem Dampfschiff gelangt und in dessen Nähe mein Freund sich eine reizend gelegene Sommerwohnung gemiethet hat. Ich ließ ihn dort in seiner idyllischen Einsamkeit allein und setzte mit einem Kahn nach einer andern Einsamkeit hinüber, um auf den Besuch bei einem lebenden Poeten den Besuch bei einem todten folgen zu lassen. Errathen Sie, welche Einsamkeit ich meine? Ufnau! Es war ein herrlicher Frühlingstag, ein beinah heißer Aprilmittag, als ich zu der Insel hinüberschiffte. Der See war glatt wie ein Spiegel und schon in ziemlicher Entfernung vom Ufer ließ er durch sein krystallenes Wasser auf den tiefen Grund sehen. Ich zitirte alle Geister aus der Höhe und aus der Tiefe, um in angemessener Begleitung den letzten Aufenthaltsort jenes Mannes zu betreten, der allerdings mehr als hundert Andere einen Anspruch auf unsere Pietät hat, weil er nicht bloß ein kräftiger und kühner Geist, sondern auch ein kräftiger und kühner Charakter war, einer jener

seltenen Charaktere, die nur leben können, wenn sie für ihre Ueberzeugung leben, und die eher Alles in die Schanze schlagen, als ihr Streben nach Wahrheit in feigen Rücksichten untergehn lassen. Der Kahn stößt an's Land und ich betrete die Ruhestätte Ulrichs von Hutten, des Koryphäen der teutschen Flüchtlinge. Indem ich in feierlicher Stimmung der alten Kirche zuschreite, welche in der Ferne zuerst den Blick auf sich zieht, begegnet mir eines jener kleinen Ereignisse, die so oft als Possen des Zufalls das Leben erheitern. Ich sehe nämlich aus einem alten Hause einen gelben Hund von der Größe eines Kalbes auf mich losstürzen. Kein Gebell läßt er hören, aber bald in wilden Sätzen und bald in schleichendem Lauf, mit unverwandtem Blick und einer unheimlichen Tigerhaftigkeit eilt er näher, immer näher. Da mich der Zufall schon häufig in Kollisionen mit großen Hunden geführt, wobei ich immer Sieger geblieben war, so hatte die Annäherung des Ufnauer Tigers anfänglich nichts Beunruhigendes für mich; da er aber lautlos und mit jener eigenthümlichen Angriffshaltung wilder Thiere unverwandt auf mich zukam, hielt ich es doch für nöthig, mich einiger Maßen vorzusehen. Ich hob

daher meinen Stock hoch in die Luft, um ihm per Telegraph zu bedeuten, daß er nicht ungestraft sich an meiner feierlich gestimmten Person vergreifen würde. Aber weder mein Stock noch mein fester Gang imponiren ihm, er schleicht immer näher mit funkelndem Blicke und schon schickt er sich an zu einem Tigersprung. Ist denn kein Mensch in der Nähe, der dem Unthier die Rückkehr gebieten kann? Niemand läßt sich sehen. So bin ich also nach Ufnau gekommen, um dem edlen Ulrich von Hutten meinen Besuch abzustatten, und werde von so einer gemeinen Hundsbestie empfangen, muß mit dieser Bestie einen Kampf auf Leben und Tod bestehen. Indem ich mich eben zu diesem Kampf anschicke — fühle ich die Bestie schon an meinem Halse. Mit einem plötzlichen Satz kommt sie meinen Maßregeln zuvor und umarmt mich wie ein Bär. Sie werden denken, jetzt sei es um mich geschehen. Was würden Sie aber denken, wenn Sie mich, die Bestie am Halse, plötzlich in ein gewaltiges Lachen ausbrechen sähen? Meine Freundinn, ich habe durch diesen Hund erfahren, welch ein Unglück es ist, wenn man sich nicht verständlich machen kann. Der Hund von Ufnau, das gutmü-

thigſte Thier der Welt, kam nicht, um mich anzugreifen, ſondern um mich zu begrüßen, und mein aufgehobener Stock ſchreckte ihn nicht zurück, weil er in ſeiner inſulariſchen Unverdorbenheit eine feindſelige Begegnung nicht einmal als möglich annahm. Er war die Freundlichkeit ſelbſt, aber das Organ der Freundlichkeit fehlte ihm: der Schwanz. Dem armen Hund hatte die grauſame Kultur den Schwanz bis auf die Wurzel abgebauen, und erſt als er mich umarmte, merkte ich an der Bewegung des kurzen Nachwuchſes, daß der Freundliche im eifrigſten und herzlichſten Wedeln begriffen war. Ein glücklicher Zufall hatte ihn davor bewahrt, ſeine freundliche Begrüßung mit einem mörderiſchen Stockhieb erwiedert zu ſehen. Möchte dies Beiſpiel eines grauſamen Mißverſtändniſſes dazu beitragen, daß man Jedem das Seine laſſe und namentlich keinen Hund der Sprache des Herzens beraube. Bei einem dreſſirten Hunde iſt der Schwanz das Organ der Servilität, bei einem freien iſt er das Organ der Herzlichkeit, denn ſelbſt ein Hund erhält und verliert ſeinen Werth mit der Freiheit. Ich weiß nicht, ob meine Sympathie für den Freiheitshelden Ulrich von Hutten dem Wächter ſeines

Grabes mit zu gut kam, genug in Begleitung des Hundes verlebte ich einen ganzen Tag auf der Insel und das unbedeutende Begebniß beim Empfang war für meine Stimmung nicht wenig entscheidend.

Ich hatte in Rapperswyl schon einen Platz auf der Post bezahlt, die ich Nachmittags in Stäfa zu treffen gedachte; als ich aber zu Ufnau angekommen war, schickte ich meinen Fährmann zurück und bestellte ihn auf den andern Tag. Es gefiel mir auf der Insel gar zu gut, wenn sie auch weiter keine Reize hat, als die Erinnerung an ihren einstigen Schützling und die herrliche Rundschau auf die Berge und den See. Soll ich Ihnen erzählen, was ich während der vierundzwanzig Stunden auf der Ufnau gemacht habe? Ich habe dort Vorstudien zu der Kunst des wissenschaftlichen Reisens gemacht. So sei Ihnen z. B. das mineralogische Bekenntniß abgelegt, daß die Insel Ufnau mir aus Konglomerat und Schieferfelsen zu bestehen scheint. In botanischer Hinsicht habe ich von quercus vulgaris, crocus intervinalis, stumpus haselstockius u. s. w.; in zoologischer Hinsicht, außer von obbemeldetem Thier, von anser schnalterificus, lacerta langschwanzia

u. ſ. w. zu berichten. In anthropologiſcher Beziehung iſt zu ſagen, daß die Inſel bewohnt iſt von einem Pächter nebſt Frau, vier Töchtern und drei Söhnen. Wär' ich nun ſchon ein Mann der Wiſſenſchaft, ſo könnte ich Ihnen noch einen reichen Schatz von Früchten meines Aufenthalts darreichen. Aber als naturwüchſiger Sohn des Lebens muß ich mich, außer dieſen wiſſenſchaftlichen Bemerkungen, auf die rohen Erlebniſſe und Beobachtungen der Perſon beſchränken. Ich betrachtete alſo zuerſt die Gebäulichkeiten der Inſel und berichte Ihnen darüber im Einzelnen, weil Sie ſich ſo ſehr für das Aſyl Huttens intereſſiren. Unter den Gebäuden ſteht oben an die alte verkommene Kirche, in welcher aber doch noch Morgens fünf Uhr von dem Sohn des Pächters die Frühglocke geläutet wird. Unter der Kirche befindet ſich ein Beinhaus mit einer Menge weißer Schädel. Ich habe ſie alle mit phrenologiſcher Neugier betrachtet in der Hoffnung, einen unter ihnen zu finden, der mözlicher Weiſe der Schädel Hutten's ſein könnte. Allein ſie ſahen alle ſo patzig darein, daß ich ſie nur für Schädel obscurorum virorum halten durfte. Außer der Kirche ſind noch zwei alterthümliche, zum Theil ver-

fallene Gebäude vorhanden, die sich sehr gut zu Sommerwohnungen einrichten ließen; aber auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß die Eigenthümer der Insel, die Mönche des Klosters Einsiedeln, außer ihrem Pachter keinen Bewohner auf ihrem Besitzthum dulden, auch dasselbe zu keinem Preise abtreten wollen. Ob sie etwa fürchten, das Andenken Hutten's könne auf eine antijesuitische Weise ausgebeutet werden, weiß ich nicht. Die Angelegenheit mit dem Auge der neuen Zeit betrachtend, prophezeie ich demjenigen ein schnelles Reichwerden, der die Insel (vielleicht auch die benachbarte kleinere, die ich hiermit Neuufnau taufe) an sich bringt, sie mit einem Gasthof, hübschen Anlagen, Badeanstalten versieht und sie zu einem Halteplatz der Dampfschiffe macht. Jedenfalls wird sie dann gemeinnütziger verwendet als jetzt, wo sie nur zur Produktion von ein Paar Ohmen Wein für die Mönche und einem Stall voll Heu für ihre Ochsen benutzt wird. Der Stall für diese Ochsen bildet das vierte und das alte Haus des Pächters, in welchem ich auf einer alten Bodenkammer übernachtete, das fünfte Gebäude auf der Insel. Der Haupttheil derselben besteht in einer Graefläche, von spärlichem Ge-

büſch und ein Paar Hügeln unterbrochen. Neben einem der Hügel fand ich etwas, das ich Ihnen zeigen zu können wünſchte: ein ganzes Thal voll Veilchen. Eine ſolche Veilchenpracht habe ich nie und nirgends geſehen. Um ſagen zu können, ich habe mich in Veilchen gewälzt, würde ich ſelbiges gethan haben, wenn bei dem Vergnügen nicht zu viel Hummeln und Erdſpinnen konkurrirt hätten. Als ich mir die Inſel betrachtet und mich an dem vortrefflichen „Leutſchen Wein", einem Produkt des Kloſters Einſiedeln, gelabt hatte, das der Pächter verzapft, beſtieg ich mit deſſen zwölfjährigem Sohne einen Kahn, um die Inſel zu umſchiffen und zu fiſchen. Wir fingen jedoch nichts, weil es zu hell war. Den andern Morgen aber zogen wir mit den ausgeſtellten Netzen zwanzig Fiſche heraus, von welchen mir ein treffliches Frühſtück bereitet wurde. Was wollen Sie neben dieſen wichtigen Ereigniſſen noch weiter über meine Erlebniſſe auf der Inſel wiſſen? Ich war „kreuzfidel," wie Hutten ſagt, würde aber langweilig werden, wenn ich beſchreiben wollte, wie ich es war. Genug, der Geiſt Ulrichs, des Koryphäen der Flüchtlinge, war in mich gefahren, und ich habe ihm nicht durch Kopfhängerei meine

Huldigung dargebracht. Ich habe mit ihm und seines Gleichen über alle Teufel gesprochen, ich habe mit ihm gesprochen, als ich an dem Ufer der Insel umherstrich, ich habe mit ihm gesprochen, als ich sie umschiffte, ich habe mit ihm gesprochen, als ich Abends die dämmernden Alpen hinaufsah und das ferne Jodeln von den Seedörfern und Schifferbooten zu mir herüberschallte, ich habe mit ihm gesprochen, als vor Sonnenaufgang das Pfeifen der Strandvögel durch mein zerbrochenes Fenster drang, ich habe mit ihm gesprochen einen ganzen Tag, und mehr als eine Flasche auf sein und Ihr Wohl getrunken. Lassen Sie es damit genug sein.

Man weiß nicht mehr, an welcher Stelle Hutten begraben ist. Was liegt daran? Die ganze Insel ist sein Grab. Sein Grab heißt Ufnau. Heut zu Tage wär' es ihm nicht einmal gegönnt worden; so wechseln die Zeiten und Zustände. Hätte Hutten jemals gedacht, daß in der Nähe seines Kirchhofes im Jahr 1845 der Jesuitismus triumphiren, ja daß sein Kirchhof Eigenthum der Jesuiten werden würde? Ich prophezeie den schwarzen Herren, daß in nicht langer Zeit auf der Insel Ufnau für Ulrich von Hutten

ein Denkmal wird errichtet werden. Damit iſt zwar der Sieg des freien Geiſtes noch nicht proklamirt, aber der Schweiz ſchon ein bedeutungsvoller Wegweiſer geſetzt.

Nun, meine Freundinn, geht es wieder nach Zürich zurück. Sie erwarten gewiß noch eine Darſtellung des geſelligen Lebens, einen Bericht über die dortigen Menſchen u. ſ. w. Ich muß Sie darauf einſtweilen warten laſſen, da ſich dergleichen nicht, wie eine Gegend, mit einem Blick überſchauen läßt, ſondern längere Zeit ſtudirt oder wenigſtens beobachtet ſein will. Eine Bemerkung über die Schweiz und die Schweizer aber, die ſich mir ſofort aufgedrängt hat, kann ich ſchon hier nicht unterdrücken. Ich habe nämlich eine auffallende Aehnlichkeit der ſchweizeriſchen Geſellſchaftszuſtände und Menſchen mit den — holländiſchen gefunden. Nicht bloß zeichnet ſich die Schweiz, wie Holland, durch ihre Viehzucht, ihren Käſe und ihren induſtriellen Geiſt aus, ſondern auch die Sitten und der Volkscharakter beider Länder ſtimmen in manchen Stücken auffallend überein. Dieſelbe Geldſucht, dieſelbe Nüchternheit des Verſtandes und Entfremdung vom Idealen, dieſelbe diplomatiſche Pfiffigkeit bei äußerer Treuherzigkeit,

dieſelbe Abhängigkeit von alten Sitten, welche Gutes wie Schlechtes konſervirt, weil es hergebracht iſt, und namentlich bei der Geldariſtokratie mitunter eine gewiſſe patriarchaliſche Biederkeit fortpflanzt, dieſelbe häusliche Propretät, dieſelbe Stereotypie in der Redeweiſe der Konverſation, dieſelbe „nationale“ Einbildung, dieſelbe Abneigung gegen die Teutſchen! Sogar in körperlichen Aeußerlichkeiten, namentlich in der holzſchnittartigen Maſſivität mancher Geſichter, ſo wie auch in den forcirten Kehllauten der Sprache findet ſich die Aehnlichkeit wieder. Man merkt es bald, daß den Schweizern daſſelbe fehlt, was den Holländern, nämlich die Durchknetung mit fremdem Sauerteig. Die Iſolirung iſt ihr größtes Gebrechen und das größte Hinderniß ihrer Kultur. Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich die Schweizer nicht den Holländern gleichſtelle; ſie ſind nicht ſo korrumpirt und gemein, wie dieſe, und bei Weitem kräftiger angelegt. Dabei ſtellt ihr politiſcher Sinn im Allgemeinen ſie ſo hoch über ihre Konkurrenten im Käſemachen, wie ihre Käſe größer ſind als die holländiſchen. Was dagegen einen Theil von ihnen tief unter die Holländer ſtellt, das iſt die alte Gewohnheit, den

auswärtigen Despotismus, ja ſogar die Todfeinde ihrer eigenen Freiheit, mit Söldlingen zu verſorgen. Dieſer Kretis iſt für die Schweizer, was die Sklavenzüchterei für die Nordamerikaner iſt. So lang die Schweiz nicht Diejenigen als Scheuſale ausſtößt, welche in Rom und Neapel die Freiheit morden helfen, ſo lang haftet auf dem Namen Schweiz ein blutiges Mal der ſchändlichſten Schande.

III.

Ausflug von Zürich nach dem Wallensee. Ein *scher Geheimrath und die Schweizer.

Allerlei Schreibereien, die beendigt sein mußten, weil die *sche Polizei Mangel an Beschäftigung hatte, ließen mir lange keine Zeit, einen Blick in die eigentliche Schweizernatur zu thun, deren ferne Vertreter, die beschneiten Alpen, ich jeden Tag aus dem Fenster zu einem Besuch einladen sah. Einige Erholungstage, die ich endlich erübrigte, beschloß ich zu benutzen, um einen Ausflug zu machen, der mir in möglichst kurzer Zeit möglichst viel und verschiedenartige Erscheinungen der schweizerischen Natur vor Augen führen

ſollte. Der Rigi, welcher von Zürich aus in einem Tage erreicht werden kann, bietet zwar in dieſer Hinſicht Reichthum genug; aber das Panorama, das man von ihm aus überblickt, liegt mit ſeinen Einzelnheiten dem Zuſchauer zu fern, als daß er ſeine Neugier im Speziellen befriedigen könnte. Ueberdieß gewährt ſchon der Uetliberg bei Zürich einen allgemeinen Ueberblick über die Alpenkette vom Sentis bis zur Jungfrau. Man rieth mir daher eine Tour nach dem Wallenſee und nach Glarus an. Ich fuhr mit dem Dampfſchiff nach Rapperswyl, in deſſen Nähe der poetiſche Freund, welcher mit mir von Brüſſel gekommen war, damals noch eine ländliche Zurückgezogenheit kultivirte, und fand in ihm einen bereitwilligen Reiſegefährten.

Von Rapperswyl fährt man mit dem Dampfſchiff nach Schmerikon, am Ende des Züricher See's gelegen, und von hier aus gelangt man mit der Poſt in einigen Stunden nach Weeſen, wo der Wallenſee beginnt.

Der Weg von Schmerikon führt durch ein breites, vom Linthkanal durchfloſſenes Thal, an deſſen beiden Seiten ſich die erſten Bergrieſen in zunehmender Größe aufgeſtellt haben. Unter ihnen

zeichnet sich der 6000 Fuß hohe „Speer“ mit seiner seitab gekehrten Spitze aus. Bei Weesen theilt sich das Thal in zwei neue: das rechts fortlaufende führt nach Glarus, das links gelegene wird vom Wallensee ausgefüllt.

Weesen hat eine ungemein schöne Lage und man bedauert, daß der Platz, auf welchem es liegt, nicht zur Anlage einer großen Stadt benutzt worden ist. Nach der hintern Seite sieht man in das Glarner Thal hinein, welches von dem kolossalen, mit Schnee und Gletschern überzogenen Glärnisch (8000 Fuß hoch) beherrscht wird; nach der vordern Seite überblickt man den Wallensee, umstarrt von zackigen Felskuppen. Unter diesen fällt namentlich der mehr in's Land hineingelegene Mürtzenstock, ein Hauptasyl der Gemsen und Murmelthiere, in die Augen, dessen zierliche, gothischen Thurmverzierungen ähnelnde Spitzen aus ihrer mehr als 7000 Fuß betragenden Höhe die vordern Umgebungen des See's überschauen. Diese Umgebungen werden immer wilder und ungewöhnlicher, je weiter das Dampfschiff von Weesen aus den See hinauffährt. Namentlich zeichnet sich das linke Ufer aus. Es besteht aus einer ununterbrochenen Reihe zackiger und zerklüfteter Felsen

von den verschiedenartigsten Formen, welche steil aus dem See heraus zu einer durchschnittlichen Höhe von 6—7000 Fuß in die Luft hinaufstarren. Von einem derselben stürzt ein Wasserfall über 1000 Fuß hoch herab, oder vielmehr er stürzt nicht, sondern spinnt sich, durch den Widerstand der Luft zertheilt, wie ein zerfasertes seidenes Band den Felsen herunter. Aehnlicher Wasserfälle, jedoch von geringerer Höhe, finden sich mehrere dort. Außer ihnen bilden vereinzelte Tannen, Graeplätze und Sennhütten, welche zum Theil ohne einen erkennbaren Zugang wie Schwalbennester hoch an die Seiten der Felsen geklebt sind, die Abwechselungen jenes starren Ufers. Dasselbe hat in der That etwas Schauerliches an sich und erinnert an die Gegend der Lorcley. Es bildet eine fortlaufende Mauer von Lorcleyfelsen, jedoch von einer Größe, daß der rheinische sich wie ein Hut auf ihre Häupter pflanzen ließe. An den Rhein wird man auch durch die geringe Breite des übrigens schauerlich tiefen See's erinnert, welche es möglich macht, vom Dampfschiff aus beide Ufer ganz genau zu betrachten. Der See ist vier Stunden lang. Am Ende desselben liegt Wallenstadt, wo er einen seiner schönsten Punkte darbietet: ich meine „die

ſieben Kurfürſten," ſieben neben einander ſtehende, mehr als 7000 Fuß hohe Felſen von einer wahrhaft architektoniſchen Form und Schönheit. Einem Landſchaftmahler läßt ſich nicht leicht ein ſchönerer Gegenſtand empfehlen, als dieſe ſieben Kurfürſten, oder, wie ſie wahrſcheinlich richtiger benannt werden, Kuhfürſten.

In Wallenſtadt ließen wir die übrige Reiſegeſellſchaft mit der Poſt nach Sargans weiter fahren, und beſchloſſen, da das Dampfſchiff erſt am andern Tage ſich wieder in Bewegung ſetzte, ſofort zu Fuß nach Weeſen zurückzugehen. Dieß war nur an der dem Lorelay-Ufer entgegengeſetzten Seite möglich und auch dort nur auf einem Wege, der mitunter alle Aufmerkſamkeit erforderte, wollte man nicht einige hundert Fuß tief in den Wallenſee hinabſtürzen. Der Spaziergang lohnte reichlich die aufgewendete Mühe und darf auch Andern empfohlen werden. Beſonders lohnend iſt er da, wo er an einer überhangenden Felſenmauer vorbeiführt, durch welche ein Sturzbach ſich eine trümmervolle Schluchten-Bahn gebrochen, links und rechts durch die ſteilen Wände des durchbrochenen Berges hoch überragt. Am ſpäten Abend langten wir wieder in Weſen an, em-

pfangen von der holdseligen Tochter des Hauses zum „Schwert.“

Der Wallensee ist für die Kahnfahrt sehr gefährlich, weil die Winde von den nahgelegenen Bergen oft unvermuthet auf ihn herabstürzen und sein leicht erregbares Gewässer in Aufruhr bringen. Schon ein gewöhnlicher Wind ist im Stande, in wenigen Minuten bedeutende Wellen aufzuregen. Von dieser Erregbarkeit wird der See auch seinen Namen haben. Benvenuto Cellini erzählt in seiner Lebensbeschreibung, daß er bei einer Fahrt von Wallenstadt nach Weesen in die größte Gefahr gekommen und die Schiffer mit dem Degen in der Hand genöthigt hat, an's Land zu rudern, weil er mit seiner Gesellschaft zu ertrinken fürchtete. Von solchen Gefahren hat jetzt kein Reisender mehr zu leiden. Gäbe es aber auch kein Dampfschiff auf dem See, so würde ich doch Jedem anrathen, auf einer Schweizerreise jene interessante und auffallender Weise so wenig empfohlene Fahrt nicht zu unterlassen.

In Weesen hofften wir mit einem *schen Geheimrath zusammenzutreffen, der, wie wir gehört hatten, sich in jener Gegend umhertrieb, um das republikanische Terrain zu rekognosziren. Leider

war der hohe Herr, von deſſen Geſellſchaft wir uns ein vaterländiſches Vergnügen verſprochen hatten, wieder abgereiſt. An ſeiner Stelle unterhielt uns die holdſeelige Tochter des Hauſes, die mit ihren Eltern vor Kurzem aus dem Neuenburgiſchen nach Weeſen gezogen war. Die Preußen haben vor den ſonſtigen Teutſchen in der Schweiz einen großen Vorzug: ſie finden dort ihre republikaniſchen Landsleute und bleiben der Gelegenheiten verſichert, ihre Loyalität an den Mann bringen zu können *). Als unſre Neuenburgiſche Landsmänninn hörte, daß wir Preußen ſeien, faßte ſie ſofort eine lebhafte Neigung zu uns und tauſchte ihre patriotiſchen Gefühle mit uns aus. Sie

*) Spätere Anm. Am Neujahrstag 1846 begaben ſich der Stadtrath und die Offiziere des Kreiſes Neuenburg in den großen Saal des Schloſſes, um dem Präſidenten des Staatsraths ihre Unterthanengefühle für den König von Preußen auszudrücken. Ein Pfarrer, der im Namen Aller ſprach, ſagte u. A.: „Wünſche für den König ſagen, heißt ſo viel, als ſolche für uns ſelbſt und unſer glückliches Land ausſprechen. Warum ſollten wir nicht fühlen, was Alles der König für uns iſt? Der religiöſe Hüter dieſer ſchützenden Inſtitutionen, die mächtige Hand, die ſie ſchirmt, die lebendige und feſte Grundlage, welche ſie aufrecht hält!“

(Schweizeriſche Bl.)

ſprach vom König von Preußen, den ſie den republikaniſchen Monarchen nannte, mit Begeiſterung, und als wir ſie fragten, wie ſie dazu komme, ſagte ſie, er habe den Felsbergern 10,000 Franken geſchenkt und ſeine Beamten rühmten ihn ſehr und riefen beſtändig: „vive le roi!“ Wir überraſchten ſie mit der Nachricht, daß mehrere Kantone in Berlin Unterhandlungen angeknüpft hätten, um preußiſch, oder wenigſtens teutſch zu werden, ſie ſtellten aber zur Bedingung, daß ihnen der heilige Rock und mehrere Prinzen abgetreten werden ſollten. Leider ſei dieſe Bedingung ſchwierig, denn man könne bei uns weder den erſtern noch die letztern entbehren. Vielleicht laſſe ſich aber Rath ſchaffen, da man kürzlich zu Trier in einem Nonnenkloſter auch eine heilige Hoſe entdeckt habe, und was die Prinzen betreffe, ſo ſei zu empfehlen, daß man den Mürzenſtock und die ſieben Kurfürſten zur Anlegung von Luſtſchlöſſern anbiete, vorläufig auch einige ſchweizeriſche Adler einfange und zum dynaſtiſchen Privatgebrauch abrichte, man könne ſich dann wenigſtens Hoffnung auf die Verlegung der Sommerreſidenzen nach dem Kanton St. Gallen machen. Unſre Landsmänninn war hoch erfreut über dieſe Ausſichten, ſie ſprach ſogleich davon, ihrem Gaſthof

außer dem republikaniſchen „Schwert" noch einen andren Namen zu geben, einen ächt teutſchen oder cheruskiſchen, und bat uns, ihr einen vorzuſchlagen, der einen recht romantiſchen und patriotiſchen Klang habe. Wir ſchlugen ihr vor: „Zum Olim dem Großen" oder „Zum großen Olim," denn Olim ſei der Kaiſer der Urteutonen geweſen und ſein Name vereinige Alles in ſich, was einem romantiſchen und patriotiſchen Gemüth theuer ſein könne, er bezeichne das Ur- und Vorbild aller Patrioten und aller Romantiker. Sie war ſehr gerührt davon, holte uns von ihrem beſten Wein, ſtieß mit uns an und trank in ihrer hiſtoriſchen Konfuſion auf die Zukunft — „Olims des Großen," den ſie unter das demokratiſche „Schwert" zu hängen beſchloß.

Unſre Landsmänninn hatte uns ſo in Affektion genommen, daß ſie, als die mündliche Unterhaltung erſchöpft war, uns mit ihrem muſikaliſchen Talent zu unterhalten fortfuhr. Sie hatte ein klavierartiges Inſtrument, das auf on endigte, neben unſerm Schlafzimmer ſtehen und ſang zu ihrem Spiel allerlei hübſche Lieder, zuerſt ſchweizeriſche, z. B. „Von der Alpe tönt das Horn," „Der Gemsbock ſpringet Eins, Zwei, Drei" u. ſ. w.,

sodann aber patriotische, z. B. „Heil dir im Siegerkranz," „Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein" u. s. w. Sie sang, bis uns „die Augen thäten sinken," und überließ uns dann unsern preußisch-helvetischen Träumen, die von schwarzweißen Gemsböcken, loyalen Murmelthieren, abgerichteten Adlern u. s. w. bevölkert waren.

Am andern Morgen machten wir uns zu Fuß nach Glarus auf den Weg. Wir sollten dort die Schweizerische Natur in noch größern Erscheinungen kennen lernen. Die Straße führt an dem kolossalen Glärnisch vorüber und ein Paar Stunden hinter Glarus hat man vom Stachelberger Bad aus einen freien Blick auf den 11—12,000 Fuß hohen Tödi.

Was ist die Ursache und der Inhalt des Vergnügens, welches wir beim Anblick schöner Gegenden und ungewöhnlicher Naturformen empfinden? Ich glaube, die Erklärung ist einfacher, als es scheint, obschon man sich über diesen Punkt so selten Rechenschaft gibt. Der Phantasie Gelegenheit zur Beschäftigung geben — darin liegt die ganze Erklärung. Weder das leibliche, noch das geistige Auge des Menschen wird durch Etwas beschäftigt — sei es eine Lektüre oder eine

Gegend, — deſſen Erſcheinung er nicht überſchritte, deſſen Inhalt er nicht mit Zuthaten bereicherte, deſſen Natur ihn nicht zu Schöpfungen anregte. Dieſer ſein geiſtiger Spiegel iſt es, woraus ſeine Selbſtthätigkeit die Wirkung des betrachteten Gegenſtandes zurückwirft als bereichertes Geſchöpf ſeiner Phantaſie. Eine flache Gegend, namentlich eine bebaute, welche als ſolche nur ein Bild des proſaiſchen Broderwerbs darbietet, läßt den Naturſinn völlig gleichgültig, iſt ihm ſogar widerwärtig, weil ſie ſofort vollſtändig überblickt wird und der Phantaſie nicht den mindeſten Anhalt zum Schaffen, nicht das mindeſte Geheimniß zum Enträthſeln, nicht den mindeſten Spielraum zum Bevölkern darbietet. Der Menſch kann in ſie nichts übertragen und deßhalb nichts aus ihr zurückempfangen. Was er in eine Gegend übertragen kann, wenn auch durch deren Anblick angeregt, das allein verleiht ihr einen Reiz für ihn. Dieſe Anregung kann aber nur hervorgehen aus dem Leben und dieſes intereſſirt uns wieder am Meiſten durch ſeine Hauptgebiete, das menſchliche und das thieriſche Leben. Die Anregungen, welche eine Gegend der Phantaſie aus dem Fond des menſchlichen Lebens gibt, ſind entweder bloß hiſtoriſche,

oder bloß poetiſche, oder beide zugleich. Entweder reizt eine Gegend die Phantaſie durch Dasjenige, deſſen geſchichtlicher Schauplatz ſie war, oder durch Dasjenige, zu deſſen Schauplatz ſie ihrer Natur nach ſich eignen würde, oder das Geſchichtliche vereinigt ſich mit dem Poetiſchen und bietet dadurch der Phantaſie ein um ſo reicheres Feld des Schaffens dar. Was das Poetiſche betrifft, ſo wird die Korreſpondenz der Natur mit dem Menſchen-Geiſt zwar von der Stimmung des Betrachters abhängig ſein, welcher mit der Phantaſie menſchliches Leben in ſie hineinverlegt; dennoch aber laßt ſich hierbei der Natur ein Geſetz vindiziren und vielleicht die Behauptung aufſtellen, daß Gegenden derſelben Art unter denſelben Umſtänden keine Willkür in Bezug auf den Eindruck zulaſſen, den ſie machen. Man kann dieß einfach den Charakter oder die Seele einer Gegend nennen, in welche die menſchliche ſich überträgt. Ein Waſſer, das dieſem gemäß z. B. zur Luſtfahrt, ein Wieſenland, das zum Spiel, ein Gebüſch, das zu Abenteuern der Liebe einladet, beſtimmt hiernach, wenn nicht die Erinnerung an geſchichtliche Zuthaten einen andern Ausſchlag gibt, das Geſchäft der Phantaſie am einen Ort wie am

andern, und empfängt nur durch seine bestimmte Fähigkeit, sich von der Phantasie bevölkern zu lassen, seinen eigenthümlichen Reiz. Menschliche Schöpfungen, z. B. Kunstanlagen, Häuser u. s. w. vollenden denselben, und daß die Höhe dieses Reizes durch die Wirklichkeit oder die Möglichkeit eines menschlichen Lebens bedingt wird, zeigt uns am deutlichsten der Anblick hoher, unbewohnbarer Berge. Ein hoher Berg kann uns durch seine Massen imponiren, kann Staunen in uns erregen, aber Raum für ein lebendiges und dauerndes Interesse kann uns sein hoher Rücken nicht darbieten, weil er die Sphäre der menschlichen Thätigkeit und Kultur überragt. Er ist nicht zu bebauen und ist nicht zu bewohnen; auf ihm lebt nichts und ereignet sich nichts, was näher mit uns verwandt wäre. Er gibt der Phantasie nur Räthsel der anorganischen Natur, welche auf die Urformationen der Erde hinleiten, oder Räthsel einer menschenscheuen Thierwelt auf, welche seine Regionen allein bevölkert. Ein solches Interesse ist aber immer ein mehr oder weniger rohes oder untergeordnetes. Nur so weit das menschliche Leben reicht, reicht auch das wahrhaft menschliche Interesse.

Die Erde mit Allem, was ſie außer dem Menſchen trägt und produzirt, iſt zunächſt nur der Menſchheit wegen da. Gäbe es keine Menſchheit, ſo würde es keine Erde geben, ungefähr wie es keine Pflanzen geben würde, wenn es keine Blüthen und Früchte gäbe. Das Intereſſe des Menſchen kann ſich vernünftiger Weiſe auf der Erde nur Dem zuwenden, was mit ihm in näherer oder fernerer Beziehung ſteht, was ihm verwandt, adäquat iſt. Hiernach beſtimmt ſich denn auch das Intereſſe, das er an der ſchönen Natur nimmt. Sofern ſie menſchlich (kultivirt) iſt oder werden kann, intereſſirt ſie ihn geiſtig, und je menſchlicher (kultivirter) der Menſch ſelbſt iſt, um ſo mehr wird ſein Intereſſe ſich derjenigen Natur zuwenden, welche kultivirt iſt oder werden kann. An einer Wüſte z. B. kann ein Menſch vernünftiger Weiſe ein eigentliches Intereſſe nicht nehmen. Wenn er es dennoch thut, ſo iſt das ſein Drang, etwas Lebloſes zu beleben, etwas Oedes zu bevölkern, etwas Unmenſchliches zu vermenſchlichen. Das Intereſſe iſt dann mehr ein negatives, ſofern es auf der Unleidlichkeit Deſſen beruht, was kein Leben, keinen Geiſt hat. Alles muß Geiſt und Leben haben, das will der Geiſt und das Le-

ben; Alles muß mittelbar oder unmittelbar menſchlichen Geiſt und menſchliches Leben haben, das will der menſchliche Geiſt und das menſchliche Leben.

Auf mich machen hohe Berge auf die Dauer einen Eindruck der Leerheit. Dieſe aufgethürmten Maſſen, welche den Blick über alle andere Erſcheinungen hinaufziehen, ſind ja doch in den Hauptſachen nur Repräſentanten des Todes. Ewiger Schnee bedeckt ihre kahlen Häupter; unzugänglich und vereinſamt erheben ſie ihre umſtürmten Gipfel in die eiſige Luft; nur vereinzeltes Leben der Pflanzen- und Thierwelt verirrt ſich auf ihr Gebiet; von der Menſchenwelt und ihrer Kultur ſind ſie — ausgeſchloſſen. Sind ſie es für immer? Ich glaube das nicht und kann mir nicht denken, daß jene hohen Gipfel nicht einſt durch Veränderungen in der Natur und durch Erfindungen unſeres Geiſtes dem Menſchengeſchlecht zugänglich gemacht werden ſollten. Ich betrachte ſie ſchon im Voraus als Stationspunkte für die Fahrten, welche der Menſch einſtens auch über der Erde machen wird. Die Aufgabe, welche ſie bis jetzt erfüllen, nämlich die Regler der Atmoſphäre und die Vorrathsverwalter für die Bewäſſerung der

Erde zu ſein, kann nicht ihre einzige bleiben. Der Menſch muß ſie, gleich der unwirthbaren See und dem geheimnißvollen Innern der Erde, in ſeine Gewalt bringen, er muß ſelbſt ihren höchſten Spitzen den Stempel ſeiner Kultur aufdrücken, und erſt dann werden ſie den wahren Reiz für den Betrachter der Natur erlangen, vielleicht einen um ſo höheren, je ſchwieriger ihre Kultivirung dem Menſchen geworden war.

Einen intereſſanten Gegenſtand in dem Kapitel über die Naturbetrachtung bildet die Gruppirung der Erſcheinungen. Nothwendige Beſtandtheile einer ſchönen Gegend ſind Waſſer, Wald und Berge; aber die Vertheilung derſelben führt auf die Hauptfrage, man mögte ſagen, einer Wiſſenſchaft der ſchönen Natur. Vielleicht wird dieſer Gegenſtand an einem andern Ort weiter ausgeführt. Hier nur noch eine Bemerkung über die Quelle des Vergnügens an ſchönen Gegenden und die Diſpoſition dazu. Daſſelbe findet ſich, in Uebereinſtimmung mit dem oben Bemerkten, nur bei denjenigen Völkern, welche reich mit Phantaſie begabt ſind, bei den romantiſchen, namentlich den germaniſchen. Die alten Römer kannten es nicht und in ihren Dichtern findet ſich

kaum eine Spur davon. Die Römer waren ein Volk des thätlichen, nicht des geistigen Schaffens, ein Volk des Verstandes, nicht der Phantasie. Die Teutschen sind die wahren Freunde der schönen Natur. Im Grunde aber ist ihnen dieser Vorzug nur als eine Schwäche anzurechnen, so lange er seine Entstehung eben so sehr einer Einseitigkeit verdankt, wie bei den Römern die Gleichgültigkeit gegen die schöne Natur. Der Naturſinn der Teutschen ist meistens nur ein Theil ihres Mystizismus; sie sind Romantiker in der Natur, wie sie es in der Geschichte sind. Erst wenn ihr Phantasie- und Gemüthsleben in das richtige Verhältniß zu dem Erkenntniß- und Charakterleben zurückgetreten ist, wird auch ihr Naturſinn seine mystische Ueberschwänglichkeit verlieren und jenen bewußten Naturgenuß erzeugen, welcher, indem ihm die Fähigkeit nicht abgeht, die Natur zu bevölkern, sich nicht so weit verirrt, daß er über dem selbstgeschaffenen Gebilde die Wahrheit und Wirklichkeit übersieht. Wer von uns, um z. B. von dem geschichtlichen Element der romantischen Natur zu reden, hat nicht vorzugsweise in solchen Gegenden geschwärmt, deren Naturschönheit versetzt war mit Erinnerungen an eine verabscheuens-

werthe Vergangenheit? Oder ist es etwa Humanität, was in diesem romantischen Felsennest wüster Raubritter, ist es Aufklärung, was in jener Bettkaserne ekelhafter Mönche gewohnt hat? Nur die Hineinverlegung menschlichen Lebens überhaupt mittelst der Phantasie kann einer nicht historisch schon bezeichneten Gegend Reiz verleihen; weht aber schon der Geist der Geschichte in ihr, so sollte man den Eindruck, den sie hierdurch hervorbringt, nur wirken lassen je nach dem Gehalt jener Geschichte. Ist dieser Gehalt kein rein menschlicher, edler, so suche man lieber die schöne Gegend in der Vorstellung von ihrer Geschichte zu befreien, als daß man sich durch den Eindruck der letztern überwältigen läßt, denn solche Schwäche ist des menschlichen, ist des freien Geistes unwürdig. Und das haben alle unsere Romantiker nicht bedacht! Ja sie begeistern sich vermöge derselben Konfusion noch für die distinguirten Absurditäten der Gegenwart, vermöge welcher sie sich für die distinguirten Rohheiten der Vergangenheit begeisterten.

Zu Bemerkungen über den Eindruck der schönen und der „großen" Natur bot der Weg von Weesen nach Glarus mannigfache Gelegenheit, ob-

ſchon heraufgezogene Regenwolken uns nur flüchtige Blicke auf die hohen Maſſen der Berge gewährten. Die Annäherung an dieſe Bergrieſen gewöhnt allmälig an ihre Größe, ſo daß man ſich nicht mehr mit ihnen begnügt und ſie immer höher haben will. Da die Maſſe ihr Hauptvorzug iſt, ſo müſſen ſie ſich gefallen laſſen, daß man dieſen mit einem einzigen Blick ausgemeſſenen Vorzug immer wieder vergrößert zu ſehen wünſcht. Der Glärniſch, dieſer mächtige Felskaſten, mit ſeinem ewigen Schnee und ſeinem ewigen Eispanzer — was iſt er zuletzt? Seine imponirende Maſſe hat ſelbſt den ziemlich proſaiſchen Bewohnern ſeiner Umgegend nicht genügt, der Menſchengeiſt iſt ihm zu Hülfe gekommen und hat ſeine wildeſte Zinne „Veronika's Gärtlein“ (Vreneli's Gärtli) genannt. Dadurch hat er gleich an der Phantaſie eine Alliirte erhalten und nun denkt man ſich unwillkürlich auf jene beſchneite Spitze anſtatt einer Gemſe eine kühne Schweizerinn hinauf. Die kühne Schweizerinn, deren Bild die Phantaſie dort oben erblickt, belebt nun — den ganzen, großen, mächtigen Glärniſch, der ohne ſie nichts wäre, als ein geiſtloſer, todter Felskaſten.

Glarus liegt zwiſchen dieſem Glärniſch und

dem „Schilt“, einem schönen, über 7000 Fuß hohen Felskegel. Schade, daß wir nicht Zeit hatten, ihn zu besteigen, wozu ein ganzer Tag erfoderlich ist. Er soll eine vorzügliche Aussicht gewähren. Im Grunde ist der Hauptvorzug eines Berges die Aussicht, welche er auf seinem Gipfel darbietet. Gleich einem Pferde soll man diese Ungethüme nicht eher tariren, als bis man sie bestiegen hat. Dulden sie das Besteigen nicht, so sollte man sie von vorn herein in den Bann der Kultur thun und sie aus deren Bereich schon durch strafende Namen ausschließen, nicht aber sie gar mit edlen Benennungen beehren, wie z. B. die unbesteigbare oder unbestiegene „Jungfrau“.

Glarus, obschon zwischen Bergen verloren, sieht nicht eben unfreundlich aus. Merkwürdigkeiten bietet es aber nicht dar. Wir benutzten daher die Zeit, welche uns bis zur Rückfahrt mit der Abendpost noch übrig blieb, um mit einer Chaise das Stachelberger Bad zu besuchen, welches ein Paar Stunden weiter das Thal hinauf liegt. Dort sollte sich auch der *sche Geheimrath vorfinden, welchen wir in Glarus wieder verfehlt hatten. Auf der Fahrt dorthin ermüdeten uns die Augen fast von allem Umschauen nach all den

Bergen und Wasserfällen, die rechts und links sich erhoben und herabstürzten. Das Stachelberger Bad ist ein einzelnes, zugleich als Gasthof eingerichtetes Haus, in der Nähe eines Wasserfalls zwischen hohen, dicht bewachsenen Bergen sehr romantisch gelegen. Wir erkundigten uns sogleich nach dem Geheimrath; der Unerreichbare war aber kurz vor unserer Ankunft schon wieder abgereist. Als wir in den Speisesaal traten, fanden wir einen langen Tisch mit zahlreichen Gästen beiderlei Geschlechts besetzt. Wir hatten schon gespeist und ließen uns Kaffee geben. Da gerieth der ganze lange Tisch, in dessen Nähe wir uns niederließen, plötzlich in die lebhafteste Bewegung. Man sah sich allseitig nach uns um, blies sich allerlei in die Ohren und mequirte sich auf das Augenscheinlichste; besonders von den Damen wurden wir sehr boshaft belächelt. Wir zogen sofort den Geheimrath in Verdacht und vermutheten, derselbe sei von unserer Reise unterrichtet gewesen und habe uns im Stachelberger Bad einen Streich gespielt. Er sollte uns das Stachelberger zum Stichelberger Bad gemacht haben. Wir überzeugten uns indeß bald, daß wir dem Edlen Unrecht gethan und entdeckten die Ursache der Sticheleien

in dem Umstand, daß wir — man denke — lumpig genug waren, Kaffee zu trinken, während die Philister es leisten konnten, daß sie mit Familie und Bekannten an der table d'hôte saßen! Das waren also die geselligen Freuden des Stachelberger Bades. Als wir hinter das Geheimniß gekommen waren, begannen wir sofort das Werk der Rache. Wir fuhren alles schwere und leichte Geschütz der Laune auf und unterhielten im Rücken der fressenden Gesellschaft ein so lebhaftes Lachfeuer, daß das feindliche in wenig Augenblicken verstummte und der philisterhafte Uebermuth der schrecklichsten Verlegenheit Platz machte. Die Chikane war verschwunden, die Unterhaltung gelähmt; die Blicke der Männer lauerten voll Besorgniß, die Blicke der Damen baten um Verzeihung und Erbarmen. Wir aber ließen uns nicht erweichen, denn mit Philistern darf man kein Mitleid haben, und ruhten nicht eher, als bis wir die ganze Gesellschaft, die kaum noch einen Bissen in den Mund zu nehmen wagte, mit der Artillerie unserer Laune aus einander gesprengt hatten. Trotz dem Regen flüchtete sie sich in die Gärten und Gebüsche umher und ließ uns mit unserm Triumph auf der Wahlstatt allein. Leider mußte uns dieser Sieg

Erſatz bieten für die Ausſicht, welche uns das Regenwetter verſperrte. Wir verließen Stachelberg, ohne das geſehen zu haben, was uns hauptlich dorthin gezogen hatte, nämlich den Tödi und nebenbei den Geheimrath.

In dem Poſtwagen, der uns von Glarus nach Rapperswyl zurückbrachte, hatten wir zwei Reiſegefährten. Der eine war ein Schweizer, der andere (wir kannten ihn, er uns nicht) war der rekognoszirende Geheimrath. Der Schweizer war Einer von der dunkeln Farbe, einer von den geiſtſcheuen, jeſuitenfreundlichen Volksverräthern. Er führte die Unterhaltung auf die Angelegenheiten der Schweiz, auf Luzern, auf die Freiſchaaren und ſtellte in allem Ernſt den Grundſatz auf, die Schweiz könne ſich ſelbſt nicht mehr helfen, ſei ihrer Freiheit unwürdig geworden und werde nicht eher Ruhe erhalten, als bis das Ausland ſich ihrer annehme und mit dem Bajonet in der Hand intervenire. Der Geheimrath hörte ſehr wohlgefällig zu, faßte große Sympathie für den würdigen Schweizer und ſpann im Sinne deſſelben die Unterhaltung weiter aus. Für uns lag darin die dringendſte Aufforderung, uns ebenfalls hineinzumiſchen. Wir vertraten alſo die Schweiz und

die Republik, wie der folgende Dialog darthut, in welchem wir uns der Kürze halber als eine redende Person zusammenfassen.

Geheimrath. Thut man einen Blick in die Geschichte, so gewahrt man überhaupt, daß kleine Staaten nicht bestimmt und nicht fähig sind, ihr isolirtes Leben lang fortzuführen. Sie erreichen ihre Bestimmung nur, indem sie einem größern Ganzen einverleibt und in dessen Bahn gezogen werden.

Die Republikaner. Allerdings haben Sie darin Recht. Jedoch vergessen Sie zu berücksichtigen, daß es bei der Frage des Fortbestehens kleiner Staaten vor Allem darauf ankomme, welche Idee sie repräsentiren. Ist diese Idee eine kleinliche, unwürdige, handelt es sich z. B., wie wir das an Holland wahrnehmen, nur um die Abschließung eines rohen Egoismus in ein Gehäuse, das man Nationalität nennt, so mag der kleine Staat je eher je lieber einem großen einverleibt werden, er ist dann nicht werth, für sich zu existiren. Stellt aber ein kleiner Staat sich als Träger einer hohen Idee, als Bewahrer eines edlen Prinzips, als Wächter eines vorgeschrittenen Zustands dar, so nimmt ihm seine Kleinheit nicht

den Anſpruch auf die ſeparate Exiſtenz und es kann ihm alsdann vernunftgemäß nur Vergrößerung gewünſcht werden, damit er Dasjenige, was er vertritt, beſſer entwickeln und bethätigen könne.

Geheimrath. So halten Sie alſo die Schweiz für die Vertreterinn eines edlen Prinzips? Dann iſt es entweder für das Prinzip oder für die übrigen Staaten nicht ſchmeichelhaft, daß daſſelbe ſich außerhalb der Schweiz ſo wenig Anhänger verſchafft hat.

Die Republikaner. Das Prinzip leidet unter dieſer Wahrnehmung, wenn ſie auch eine ganz richtige ſein ſollte, keineswegs, ſo wenig, als ein gebildeter Menſch dadurch an Werth verliert, daß er von ungebildetem Pöbel umgeben wird. Er gewinnt im Gegentheil dadurch, und ſollte er auch die Bildung ſehr unvollſtändig repräſentiren, ſo wird ſie ihm doch um ſo höher angerechnet werden, je ungebildeter ſeine Umgebung iſt. Mit der Schweiz iſt dies eben ſo der Fall. Sie vertritt das republikaniſche Prinzip noch ſehr unvollſtändig, aber ſie iſt der einzige Staat, der es in Europa vertritt. Dieß gibt ihr Anſpruch auf die Sympathie aller Derer, welche ſich zu jenem Prinzip bekennen, und ſolcher Bekenner gibt

es im Geheimen mehr, als Sie wünschen. Lassen Sie einmal Ihre Polizei und Ihre Soldaten abtreten, versammeln Sie dann das Volk und lassen Sie es frei berathen, ob es monarchisch bleiben oder republikanisch werden solle, und Sie werden über den Erfolg erstaunen. Das wissen Sie auch sehr wohl, wozu unterhielten Sie sonst so viel Polizei und Soldaten?

Der Geheimrath. Sie sind sehr befangen in republikanischen Vorurtheilen, wenn Sie sich solche Vorstellungen machen. Die Liebe zum angestammten Herrscherhaus ist in unserm Volke, Gott sei Dank, so tief gewurzelt, daß sie durch nichts ausgerottet werden kann, am Wenigsten durch einzelne Verirrte, welche Republikaner sind, weil sie die Republik nicht kennen. Nur in Gott ist unser Heil und ohne Religion geht die Menschheit zu Grunde; im Königthum aber verkörpert sich die Gottheit gleichsam unter den Menschen und diese Abstufung des Göttlichen ist so nothwendig und natürlich, daß man behaupten kann, wahre Religion sei dort nicht möglich, wo kein Königthum existirt, weil ihr dort das verbindende Mittelglied zwischen Himmel und Erde fehlt. Unser Volk aber ist durch und durch religiös, es umfaßt

mit seiner Gefühlsinnigkeit die Religion ganz und wahrhaft, und es würde, wenn man ihm die Gottheit nehmen könnte, sie eher im Königthum wieder zu finden suchen, als sich auch dieses nehmen lassen.

Die Republikaner. „Nach Ihrer Theorie muß man annehmen, die Gottheit existire bloß des Königthums wegen. Doch Sie haben uns da auf ein Gebiet gebracht, an welchem unser Weg vorbeiführen sollte. Wir als Republikaner hatten uns nicht in die Religion geflüchtet; Sie als Royalist nehmen sie sofort zu Hülfe. Wollten wir näher in Ihr Thema eingehen und uns von Ihnen bekehren lassen, so würden wir zu der Konsequenz kommen, die Schweiz müsse schon allein zu dem Zwecke, ihre Religion komplett zu machen, royalistisch werden. Von dieser Konsequenz aber müßten wir sehr bald zu der ferneren gelangen, die Schweiz würde der Vorzüge des Königthums wie der Religion am Vollständigsten dann theilhaftig, wenn sie sich einem Herrscherhaus unterordne, welches die Verkörperung der Gottheit auf Erden am Vollständigsten darstellt, nämlich dem Herrscherhaus zu Rom. Die Jesuiten thun ihr Bestes, um der Schweiz ein solches Glück zu be-

reiten, und man ſchimpft ſie ſehr undankbar dafür aus. Thun ſie aber etwas Anderes, als anderwärts die proteſtantiſchen Jeſuiten? In Ihrem Lande müſſen Sie, wenn Sie gerecht ſein wollen, den römiſchen Jeſuiten gleichfalls völlig freie Hand laſſen.

Geheimrath. Wenn Sie erlauben, wenden wir uns wieder dem urſprünglichen Thema zu. Sie verfechten alſo das republikaniſche Prinzip. Um ſich für ein Prinzip zu entſcheiden, muß man nicht bloß deſſen rationelle, ſondern auch deſſen praktiſche Seite in Erwägung ziehen.

Die Republikaner. Ganz gewiß. Sollen unſere gegenſeitigen Prinzipien von der rationellen Seite erwogen werden, ſo ſchenken wir Ihnen die Kontroverſe ganz.

Geheimrath. Wie? Sie wollen damit etwa behaupten, daß mein monarchiſches Prinzip gar keine rationelle Seite habe?

Die Republikaner. Wir begnügen uns, Ihnen zu bemerken, daß Ihr Prinzip ein Glaubensprinzip iſt. Sie ſagen ja ſelbſt, es knüpfe an die Gottheit an, und werden Sie es wagen, dem Göttlichen mit der Vernunft zu nah' treten zu wollen? Sie werden glauben, aber nicht

prüfen. Wenn Sie Ihrem König nicht mehr glauben, so ist er verloren, oder Sie sind es. Um übrigens auf Ihre Unterscheidung der rationellen und der praktischen Seite eines Prinzips zurückzukommen, so halten wir dafür, daß das rationellste auch das praktischste ist. Damit das Letztere sich erprobe, ist für das Erstere bloß der geeignete Boden nöthig. Daß die Vernunft in der Praxis Unvernunft sein sollte, kann eben nur ein Unvernünftiger glauben und behaupten.

Der Geheimrath. Jedenfalls aber muß die Vernunft sich bequemen, in der Praxis und durch die Praxis die Probe auf sich machen zu lassen.

Die Republikaner. Ohne Zweifel. Aber verlangen Sie nicht, daß die Probe günstig ausfalle, wenn in der Praxis die Unvernunft noch alle Elemente auf ihrer Seite hat. Versuchen Sie, in Rußland die Republik einzuführen, und die Republik wird durchfallen. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß sie dort immer durchfallen werde, und daß man sie deßhalb nicht vorbereiten dürfe, weil sie nicht wie eine Minerva fertig in die Welt kommen kann. Man soll, sobald man dazu im Stande ist, sogar dann einen Versuch zu

ihrer Einführung machen, wenn man weiß, daß er verunglückt, denn ein richtiges Prinzip hat vor einem unrichtigen den großen Vorzug, daß sogar seine Niederlagen den Samen zu seinem Sieg ausstreuen. Sein Sieg ist entschieden, sobald es nur zum Kampf gelangt; es hat nur so lang keine Hoffnung, als es Friede hat. Mit dem Ihrigen ist es umgekehrt; seine Hoffnung ist dahin, sobald sein Frieden dahin ist.

Der Geheimrath. Ich merke, wo Sie hinaus wollen. Sie suchen Ihre Theorie nach den Schwächen Ihres Prinzips und nach den Blößen einzurichten, welche dessen praktische Ausführung in der Schweiz darbietet. Hier ist Kampf, wie Sie sagen, aber Kampf Aller gegen Alle. Ein solcher Kampf ist Anarchie und die Anarchie ist unvermeidlich, sobald ein leitendes Haupt fehlt, welches eine über den Gehorchenden erhabene Stellung einnimmt, denselben durch seine höhere Autorität imponirt und als ein von ihnen abgesondertes Wesen segnend und strafend in der geheimen Werkstätte ihres Schicksals waltet.

Die Republikaner. Wir laden Sie ein, mit nach Zürich zu reisen. Dort werden wir Ihnen den ersten Beamten des Kantons, welcher

jetzt zugleich Bundespräsident der Schweiz ist, jeden Abend in einem ordinären Bierhause zeigen, wie er mit den übrigen Gästen sich unterhält und seine Scherze macht, sie als Gleichgestellte behandelt und von ihnen als Gleichgestellter behandelt wird. Herrscht darum in Zürich Anarchie? Gehorcht deßhalb das Volk weniger der Obrigkeit? Wenn Sie in Zürich das Staatsoberhaupt mit den Bürgern öffentlich Bier trinken sehen, so werden Sie schwerlich daraus die Nothwendigkeit herleiten, daß das Ihrige mit seinen Günstlingen heimlich Champagner trinken müsse, namentlich aber, wenn man Ihnen zeigt, daß das Volk sich bei dem republikanischen Bier besser befindet, als bei dem royalistischen Champagner.

Der Geheimrath. Besser befindet? Sie werden sagen, dieß beziehe sich darauf, daß es mehr Mittel in Händen habe, seinen Willen geltend zu machen, daß es, was ihm Recht scheint, nicht von der Staatsgewalt Unrecht nennen, daß es sich nicht mit abschläglichen Bescheiden regieren lasse u. s. w. Das sind wieder Dinge, um die sich streiten läßt; aber wie steht es mit dem materiellen Theil, wie steht es mit der Verwaltung u. s. w.?

Die Republikaner. Sehen Sie sich nur um. Sie werden weit weniger Armuth und Unglück finden; Sie werden sehen, daß die Steuern geringer sind, als bei Ihnen, und daß die zahlenden Bürger weit weniger Lasten, weit mehr praktische Rche und weit mehr wirkliche Vortheile haben, als die Ihrigen; Sie werden Alles wohlgeordnet oder doch die Mittel vorfinden, das Bessere einzuleiten. Wo die Freiheit besteht, das erkannte Gute praktisch geltend zu machen, da kann die praktische Wirklichkeit niemals sehr weit von der theoretischen Erkenntniß der Bürger differiren, während bei Ihnen die bessere Erkenntniß todt ist, weil die schlechtere die Mittel der Ausführung in Händen hat. Wir wissen sehr wohl, daß der Schweiz noch viel fehlt, um eine wirkliche Republik zu werden. Sie muß noch manche Rohheit ausstoßen, muß vom jesuitischen und diplomatischen Ausland emancipirt sein, muß die Bildung besser in's Volk treiben, muß sie unentgeldlich zum Gemeingut für Alle machen, muß vor allen Dingen die „sozialen" Elemente der Entwicklung in sich aufnehmen, welche die neueste Zeit so nachdrücklich hervorgezogen hat; aber alles Dieses —

Der Geheimrath. Sie wollen immer gleich auf klingende Theorien und Möglichkeiten der Zukunft hinaus. Ich halte mich an's Praktische und Nahliegende. Wenn es mit dem materiellen Wohl hier so vortrefflich gestellt ist, wie kommt es denn, daß ich — nicht wohlfeiler reise, als bei uns? Wie kommt es, daß man hier nicht billiger lebt, als bei uns?

Die Republikaner. Sie stellen sehr überraschende Fragen. Wir antworten: weil man bei Ihnen nicht so billig lebt, als man sollte. Kürzlich haben wir in einem schweizerischen Blatt nachweisen sehen, daß man bei Ihnen, wenn Sie Republikaner wären, weit billiger und besser leben würde, als man gegenwärtig lebt, und daß dieß auf das Leben in der Schweiz eine entsprechende Wirkung ausüben müßte. In materiellen Dingen ist die Wechselwirkung der Völker noch weit mächtiger und directer, als in geistigen. Die kleine Schweiz mit ihren wenigen Hülfsmitteln muß außerdem materiell mit dafür büßen, daß ihre großen Nachbarstaaten keine Republiken sind. Das Geld, das Sie also hier mehr bezahlen, als Sie unter andern Verhältnissen bezahlen würden, bringen

Sie nicht der Schweiz, sondern — Ihrem Prinzip zum Opfer.

Geheimrath. Aber es beweis't ja doch die Geldgier, welche man hier überall antrifft, daß man vom Ueberfluß und der materiellen Zufriedenheit weit entfernt iſt.

Die Republikaner. Die Schweizer ſind von Natur ſehr nüchternen und praktiſchen Verſtandes und es wäre ſehr gut, wenn ſie ſich etwas von der idealen Seite der Teutſchen aneigneten; aber nüchtern und praktiſch, wie ſie einmal ſind und im Zuſammentreffen mit einer unergiebigen Natur vielleicht nicht anders werden konnten, richten ſie ihr Streben mit Eifer auf die Mittel der Exiſtenz, auf den Eigenthumserwerb. Sie ſind auf dieſem Wege raffinirt im Handel geworden, raffinirter, als man es ihrer äußern, händedrückenden Treuherzigkeit anſehen ſollte. Aber ſelbſt ihre Raffinirtheit binden ſie an Regeln der Zuverläſſigkeit und ſtecken ihr nicht ſo weite Grenzen, wie Andre. Sie ſuchen im Handel hohen Gewinn zu erlangen, aber ſie ſuchen den Gewinn nicht ohne Handel, durch bloßen Betrug; ſie ſpekuliren, aber ſie ſtehlen nicht. Weil der Erwerb des Eigenthums ihr Höchſtes iſt, achten

ſie es auch bei Andern. Und mit welchem Recht will man dieſem Volk vorwerfen, was den andern in weit höherem Grade vorzuwerfen iſt? Man hört ſo oft Leute, welche daheim entweder als Gewalthaber oder als Kapitaliſten das arme Volk bis auf's Blut ausbeuten, in der Schweiz darüber klagen, daß man ihnen die Börſe erleichtere. Dieſe Blutigel glauben Anſpruch darauf machen zu können, daß ein Volk von Republikanern und Hirten mit romanhafter Uneigennützigkeit und kindlicher Hingebung ihnen entgegenkomme und ſich von ihnen auslachen laſſe! Seltſame Zumuthung! Die Schweiz iſt gewöhnt, ihre Beſucher, die in der Regel Ueberfluß an Geld haben, heute kommen und morgen wieder abreiſen zu ſehen. Wer kann ſich wundern, unter ſolchen Umſtänden in der Schweiz zu erfahren, was er überall erfahrt? Laſſe man es doch die Schweizer nicht entgelten, daß die romantiſche Dummheit ihnen eine idylliſche Unſchuld und eine abſurde Unnatur angedichtet hat.

Geheimrath. Sie erklären, was Sie erklären können. Ich aber bin der Meinung, daß, wenn ein Volk nicht in ſolcher Ungebundenheit lebt, alsdann auch nicht ſeine Natur ſich ſo ausſchließlich auf die materielle Seite werfen könne

und mehr Sinn für ideale Intereſſen behalten müſſe.

Die Republikaner. Die idealen Intereſſen (von denen wir uns übrigens ſehr verſchiedene Vorſtellungen machen) würden ſich finden, wenn das Land größer wäre und nicht durch das Ausland abgehalten würde, eine politiſche Einheit zu bilden. Wie wollen Sie hohe Anſichten und umfaſſende Ideen ſich entwickeln ſehen in Staaten, welche nicht viel größer ſind, als anderwärts die Gemeinden?

Geheimrath. Aber findet ſich die Raffinirtheit, die Sie für den ſozialen Verkehr zugaben, nicht auch in dem politiſchen, und kommt ſie dort nicht auf Rechnung der Ungebundenheit?

Die Republikaner. Sie kommt wieder auf Rechnung der Kleinheit der Verhältniſſe. Durch dieſe werden ſich die Bürger unmittelbar auf den Leib gerückt, es entſtehen häufig Kämpfe der Perſönlichkeiten, wo in einem größern Staat Kämpfe der Sachen ausgefochten werden, die Schärfe der politiſchen Beobachtung wandelt ſich um in die Spitze der perſönlichen Auflauererei, die Leidenſchaften erhalten unaufhörlich Nahrung und ſuchen nach den Mitteln, ſich geltend zu machen, wäh-

rend die öffentliche Meinung, die Kantonalzerstückelung mitmachend, ihre veredelnde und zum Großen erziehende Macht verliert. Dabei sind denn zugleich die historischen Antezedentien in Betracht zu ziehen. Einer unserer teutschen Freunde, der lang in der Schweiz gelebt hat, erklärte den Mangel an Ehre und Gesinnungsadel, der in den Kämpfen und dem Leben der Schweizer häufig nicht mit ihrer Freiheit im Verhältniß steht, zum Theil daraus, daß die Schweiz keinen Ritter-Adel, sondern nur Geldaristokratie gekannt habe. Diese Bemerkung hat ihr Richtiges. Der Adel war früher, wo er noch nicht als Träger der Unvernunft dastand, der Träger der Ehre und dieß Verdienst kann die Gerechtigkeit ihm nicht absprechen. Uebrigens wird die Schweiz es auch ohne Adel zur Ehre bringen, wenn die besprochenen Verhältnisse wegfallen, welche der Ehre durchaus feindlich sind.

Geheimrath. Von der Ehre der Schweizer können am Allerwenigsten die Teutschen hohe Begriffe haben, denn die Schweizer hassen und beeifersüchteln die Teutschen, während sie ihnen im geistigen Gebiet fast Alles zu verdanken haben, und beweisen ihnen die größte Perfidie, nachdem

ſie dieſelben benutzt und ausgebeutet. Werden Sie auch Das zu beſchönigen wiſſen?

Die Republikaner. Nicht zu beſchönigen, aber zu erklären. Die Kleinheit der Verhältniſſe erzeugt nothwendig Eiferſucht. In einer kleinen Stadt muß jeder Fremde zurückſtehen, eben weil er fremd iſt, und wagt er gar, ſich auszuzeichnen, ſo iſt er verloren. In einer großen Stadt wird ihm weder ſeine Fremdheit noch ſeine Auszeichnung übel vermerkt. Wie mit Städten, ſo iſt es auch mit Staaten. Es gibt ein ſtaatliches Philiſterthum, wie es ein ſtädtiſches gibt. Die Schweizer betragen ſich gegen die Fremden häufig roh und philiſterhaft. Sie würden es nicht mehr thun, wenn ſie durch die Verhältniſſe von der Rohheit wie von der Philiſterhaftigkeit emanzipirt würden. Die Verhältniſſe aber haben ſie, wie ſchon bemerkt, nicht allein in der Gewalt und was die Teutſchen von den Schweizern zu leiden haben, das leiden ſie zum Theil mittelbar — von ihren eignen, royaliſtiſchen Landsleuten. Die Hinweiſung auf dieſe Quelle hat ihr doppelt Richtiges, erſtens ſofern das royaliſtiſche Ausland die Schweizer hindert, aus Kantonsphiliſtern Republikaner zu werden und zweitens, ſofern die teutſchen Roya-

liſtenſklaven ſich ſelbſt den Kantonophiliſtern verächtlich machen. Ein Franzoſe findet ſchon eine ganz andre Begegnung, wie ein Teutſcher, weil er das Vorurtheil des freien Mannes für ſich hat.

Geheimrath. Ich ſehe wohl, es gibt gar keinen Vorwurf für die Schweizer, den Sie zugäben.

Die Republikaner. Viele, nur Ihnen nicht. Wir geben nicht zu, daß ein andres Volk an der Stelle der Schweizer beſſer ſein würde, als ſie ſind, und wir geben nicht zu, daß die Vorwürfe, die man ihnen gewöhnlich macht, auf Rechnung des Volkes und ſeiner Freiheit kommen dürfen. Die Wurzel der Hauptübel, an welchen die Schweiz laborirt, haften allein im Auslande und namentlich in Teutſchland. Die Schweizer aber verdienen, als Träger des freieſten Prinzips in Europa, daß man ſich die Mühe nehme, ihre Fehler zu erklären, ehe man ſie ihnen vorwirft, und beſitzen von vornherein einen Vorzug, der alle ihre Fehler dem Auslande gegenüber aufwiegt.

Geheimrath. Und der wäre?

Die Republikaner. Sie ſind eben Republikaner!

Geheimrath. Damit iſt am Ende wieder nichts geſagt.

Die Republikaner. Und doch einſtweilen Alles!

Geheimrath. Um Vergebung, ſind Sie Schweizer?

Die Republikaner. Wir ſind Teutſche!

Geheimrath. Poſtillon — (fällt in Ohnmacht.)

IV.

Der polnische Hannibal, am Wasserfall bei Schaffhausen.

Ich und die Meinigen hatten weiblichen Besuch aus Teutschland bekommen. Die Besuchenden wünschten ihren Rückweg über Schaffhausen zu nehmen und veranlaßten mich, sie bis dahin zu begleiten. Die Gelegenheit, den berühmten Wassersturz zu sehen, ließ ich nicht unbenutzt und reis'te mit. Als wir eine kurze Strecke gefahren waren, kam das teutsche Vaterland in die Quere und warf sich in den Weg. Der Zufall brachte uns nämlich auf die Entdeckung, daß die Straße, welche über Eglisau nach Schaffhausen führt, das badische Gebiet durchschneidet. Wo aber teutscher Boden ist, da ist auch teutsche Polizei, und was das zu bedeuten hat, weiß Jeder, der tugendhaft genug

war, es mit ihr zu verderben. Ganz abgesehen von dem Stolz, welcher es verschmähen muß, Vergnügens halber sich durch ein „Vaterland" zu stehlen, das man nicht offen betreten darf, muß schon die Klugheit und die Pflicht der Selbsterhaltung namentlich einem Teutschen in solchem Fall die größte Vorsicht und Zurückhaltung empfehlen. Der schmale Streifen teutschen Landes, welcher sich zwischen den Kanton Zürich und Schaffhausen hereindrängt, mag zwar keinen Anspruch auf die gewöhnliche Sorgfalt der polizeilichen Bewachung haben; aber ein Risiko war es immer, ihn zu passiren, und ich kenne keinen thörichteren Muth, als den, sich den übermächtigen Fängen der Polizei auszusetzen, wo es nicht gilt, um eines ernsten Zweckes willen ein Zusammentreffen mit ihr zu entriren. Vollends der teutschen d. i. der preußischen Polizei! Gehörte die Spitze des Chimborasso zu den teutschen d. i. preußischen Bundesstaaten, ich würde nicht daran verzweifeln, dort Steckbrief und Signalement vorzufinden. Ich glaube meine Leute durch und durch zu kennen und setze mich lieber jeder andern Gefahr aus, als der Gefahr, meinen Leuten einen Triumph darüber zu bereiten, daß ich sie nicht genug ge-

kannt habe. Ueberdieß traue ich mir so lange eine große polizeiliche Bedeutung zu, als ich dieselbe an der Angst meiner Gegner zu messen Gelegenheit habe. Sobald die preußische Regierung Preßfreiheit gewährt und nicht mehr wegen einer einzelnen Broschüre sämmtliche Bundesstaaten in Bewegung zu setzen braucht, werde ich ohne Angst ihr Gebiet d. i. das teutsche Gebiet betreten; bis dahin habe ich Furcht vor der — Furcht Anderer. Die Furcht der Gewalt und die polizeiliche Dienstfertigkeit der teutschen Natur, das sind Feindinnen, denen sich ohne Vorsicht bloßzustellen nur ein leichtsinniger Thor für Muth erklären kann. Alle diese Rücksichten so wie die Lamentationen meiner weiblichen Begleitung, welche buchstäblich Bauchgrimmen vor Angst bekam, als sie mich noch unschlüssig sah, bewogen uns, von der eingeschlagenen Straße abzulenken und den Weg über Winterthur zu wählen. Die Gegend, welche wir passirten, ist im Ganzen nicht übel, wenn man aber an die schöne Umgebung Zürichs und an den Anblick der Alpen gewöhnt ist, so würdigt man ein gewöhnliches Wald- und Hügelland kaum mehr eines Anblicks. Winterthur ist ein etwas alterthümliches, wenig belebtes Städtchen in einer anmuthigen, mit Wein-

reben reich bepflanzten Gebirgsgegend. Es liefert in ſeinen Umgebungen die beſten Weine der nördlichen Schweiz, beſonders den Neftebacher u. ſ. w., Weine, die durch ihren eigenthümlichen Geſchmack und ihr Feuer auf überraſchende Weiſe an Spanien erinnern. Der Neftebacher hat die auffallendſte Aehnlichkeit mit Maderawein.

Auf dem Weg über Winterthur thut man am Beſten, nicht direkt nach Schaffhauſen zu gehen, ſondern vorher links abzubiegen und an dem Waſſerfall überzuſetzen. Wir ließen uns ebenfalls direkt nach dem Rheinfall fahren, welcher eine halbe Stunde tiefer liegt als Schaffhauſen. Ich hatte mir dieſen Waſſerfall als ſehr großartig gedacht und bildete mir ein, man werde ſtundenweit durch das Brauſen des Fluſſes von ſeiner Nähe unterrichtet. Ich hatte Leute geſprochen, die ganz in Ekſtaſe geriethen, wenn ſie von dem Rheinfall ſprachen, die dort auf die Knie geſunken waren und in dem Schauſpiel Gott den Herrn leibhaftig geſehen und gehört hatten. Solche übertriebene, kindiſche Vorſtellungen muß man zu Hauſe laſſen, ſelbſt wenn man ein frommer Chriſt iſt. Wir hörten von dem Waſſerfall nicht eher etwas, als bis wir ihm auf einige Minuten nah gekom-

men waren. Dort führt der Weg durch ein Gehölz steil den Berg hinab nach einem, als moderne Ruine aufgeführten, einem Maler zugehörigen Hause, aus welchem man unter sich den Rhein seinen berühmten Sprung thun sieht. Man erlegt dafür à Person einen französischen Franken, denn die schöne Natur läßt sich ihren Anblick bezahlen, wo sie kann. Besagter Maler hat den Wasserfall auf der linken Seite des Flusses der Art umbaut und verpallisadirt, daß er, wenn es ihm einfiele, das Schauspiel völlig schließen könnte. Schade, daß er den Strom nicht durch seine Burg leiten kann, er würde sonst zu seinem Kunst- und Souvenir-Laden noch eine Gastwirthschaft errichten, so daß man den Wasserfall neben der table d'hôte hätte. In seinem Garten hat er Brüstungen erbaut, auf welchen man senkrecht in das tobende Wassergewühl hinabsieht und von dem umherstiebenden Schaum, welcher bei Sonnenschein einen stetigen Regenbogen bildet, benetzt wird. Der Mühe werth ist dieser Anblick allerdings; die Wassermassen des Rheins, welcher dort noch eine schöne grüne Farbe und eine krystallene Durchsichtigkeit hat, wälzen sich in ewiger Reproduktion wie ein Walzwerk hinab und verwandeln sich

plötzlich in mächtige, wallende Schaumbüschel, welche in demselben Augenblick wieder vergehen, wo sie sich bilden, und sich wieder bilden, wo sie zergehen. Durch zwei, kaum hausboch aus dem Wasser hervorragende Felsk.gel wird der Sturz der Breite nach getheilt, welche etwa hundert Schritte betragen mag. Die Höhe des Falles ist unbedeutend, man kann ihn nicht einmal hausboch nennen. Das ist der ganze berühmte Wasserfall. Unterhalb desselben bildet der Rhein ein wallendes Becken, aus welchem er dann in sich selbst gewaschen und beruhigt nach Teutschland eilt. Er scheint sich die Stelle seines Falles von der republikanischen Höhe herab in der Nähe der teutschen Grenze gewählt zu haben, um dort, in sich selbst zergehend, eine andre Beschaffenheit, gleichsam ein neues Signalement anzunehmen, damit man ihn durch die Lande der Loyalität ruhig passiren lasse. Ich wünschte ihm glückliche Reise und war froh, daß ich seinem Beispiel nicht zu folgen brauchte.

Den Eindruck des Großartigen macht also der Rheinfall bei Schaffhausen eigentlich nicht, zumal wenn man nach der rechten Seite des Flusses übersetzt, wo er sogar einer Fabrik einen Theil

seiner Kraft zum Treiben der Räder hergeben muß. Eine einzige Woge der See, vom Sturm herangetrieben, hat in meinen Augen mehr Imponirendes, als der ganze Rheinfall. Seine Umgegend so wie die Lage von Schaffhausen ist übrigens recht hübsch, und wenn die Schweiz auch tausend interessantere Punkte bieten mag, so würde ich doch Niemanden abrathen, dem Rheinfall einen Besuch abzustatten, wenn er nach dem Lande der Berge reis't.

Als meine weibliche Begleitung die Rückreise nach dem gelobten Lande der Polizei angetreten hatte, beschloß ich, in der Nähe des Wasserfalls noch eine Weile durch die Umgegend umherzuschlendern, wozu der freundliche Herbstabend besonders einlud. Dort hatte ich ein seltsames Rencontre, woran ich wahrlich in dieser Gegend nicht gedacht hatte. Bei einem erhöhten, mit Gebüsch gekrönten Punkt angelangt, wurde ich plötzlich durch den Ton einer Harfe und den Gesang einer sonoren Männerstimme überrascht, welche das benachbarte Brausen des Stroms übertönte. Ich blieb stehen, um zu lauschen, und hörte folgendes Lied zur Harfe singen:

„Schön muß es ſein, ein Vaterland zu haben,
An ſeinem Ruhm ſich, ſeinem Glück zu laben,
Sich ſeinem Ruhm und ſeinem Glück zu weih'n
Und ſeiner Freiheit Schirm und Hort zu ſein!

Mein Vaterland lebt nur in der Geſchichte
Und ſeine Freiheit nur in dem Gedichte,
Ein Pole werd' ich nur zum Spott genannt,
Denn nur der Freie hat ein Vaterland.

Rinnt, herbe Thränen, in des Bartes Haare,
Ein ſterbend Vaterland auf blut'ger Bahre
Liegt Polen da, der weiße Adler ſchwebt
Um's Grab, das tief der Moskowiter gräbt.

Verwaiſ't durch fremde Lande muß ich klagen,
Den Heimathſchmerz durch alle Zonen tragen,
Dem Bann des Siegers und dem Mitleid preis
Durchirr' ich ruhelos der Erde Kreis.

Troſt ſuchend floh ich in die freien Lande
Am Miſſiſippi- und Oheioſtrande;
Troſt fand ich nicht: nur Trauer, Grimm und Scham
War mein Gefühl, wenn ich zu Freien kam.

Dann ſucht' ich Troſt, wo keine Freiheit wohnte,
Wo Druck und Haß der Männertugend lohnte,
Doch doppelt herb ward Trauer, Grimm und Scham,
Wenn Polen gleich kein Land an Unglück kam.

Dann wollt' ich kehren zu der Väter Herde,
Mich feſſeln laſſen auf der heim'ſchen Erde,
Freiwillig ſteigen in des Kerkers Gruft,
Zu athmen nur die vaterländ'ſche Luft;

Doch ach! ſelbſt dieſen Troſt durft' ich nicht hoffen,
Für mich iſt ſelbſt kein heim'ſcher Kerker offen,
Für Freiheit ſelbſt iſt Polens Luft nicht feil:
Sibirien nur, Sibirien nur mein Heil!

O Polen! Könnt' ich meine müden Glieder
Nur legen einſt in dir zur Ruhe nieder!
Dem Todten ſelbſt winkt keine Wiederkehr,
Kein Grab hat Polen zu vergeben mehr.

Grauſamer Schmerz, der meinen Muth verklaget,
Niemüder Wurm, der mir am Leben naget,
Nieſatter Geier, der mein Herz verſchlingt —
Mein Polen hin! Kein Gott, der's wiederbringt!

Mein Vaterland lebt nur in der Geſchichte
Und ſeine Freiheit nur in dem Gedichte,
Ein Pole werd' ich noch zum Spott genannt:
Ach! nur der Freie hat ein Vaterland!"

Als das Lied mit ſeiner gewaltigen Melodie zu Ende war, ſchwieg der Sänger und ſeine Harfe. Der Geſang hatte mich ſehr ergriffen, und, wie es ſchien, den nicht minder, von welchem er herrührte. Es entſtand eine feierliche Pauſe, ausgefüllt nur von dem ewigen Brauſen des Stroms, der als verſinnlichter Strom der Geſchichte vor meiner Seele vorüberſtürmte, Staaten und Völker, Leiden und Schickſale unaufhaltſam in ſeinen Sturz hinabwälzend. Als das Schweigen einige Minuten gewährt hatte, begann die Harfe wieder zu klimpern, keck und lebendig, als leihe ſie ihre Töne einer wieder auflebenden, ſich ermannenden Seele, dann heftig und ſtürmend, als kündige ſie einen Ausbruch des Zornes und der Thatenluſt an; endlich vereinigte ſich wieder die Stimme des Sängers mit der ihrigen und ergoß ſich trotzigen Ton's in folgende Worte:

„Polen iſt noch nicht vergeſſen
Und verloren war es nie;
Auf, zum Lande der Tſcherkeſſen,
Rettet Polen, rettend ſie!

Liegt auch Polens Arm in Banden,
Iſt Tſcherkeſſiens Fauſt doch frei!
D'rum herbei aus allen Landen,
Ruſſenfeinde, ſtürmt herbei!

Mit dem Blute der Barbaren
Löſchet eures Haſſes Glut;
In der Schlacht nur läßt ſich paaren
Polenblut und Ruſſenblut.

Rube bieten und verſöhnen
Kann uns dieſe Welt nicht mehr,
Bis wir mit des Sturmes Dröhnen
Brachen die Tyrannenwehr;

Bis der letzte Wurf gerichtet
Ueber uns mit Weib und Kind,
Bis wir unſern Feind vernichtet,
Oder ſelbſt vernichtet ſind.

Auf, ihr Rächer, auf, ihr Freunde!
Nach den Höh'n des Kaukaſus!
Dort iſt's, wo das Herz der Feinde
Unſre Rache ſuchen muß.

Durch den Wall der Sklavenleichen
Brecht euch Bahn zum Vaterland,
Bis auch dort des Feindes Weichen
Packt die Rache, neu entbrannt;

Bis zerhau'n er mit der Knute
Unter unſern Ferſen liegt
Und mit ſeinem gift'gen Blute
Unſrer Leiden Quell verſiegt.

Dann vom Kuban bis zum Ende
Polens reißt die Kett' entzwei,
Die geſtreckt Europens Hände
Feſſelt an die Tyrannei."

Die Aufeinanderfolge dieſer beiden Lieder, welche trotz ihrer verſchiedenartigen Auffaſſung eines und deſſelben Gegenſtandes einer und derſelben Geſinnung entſprungen zu ſein ſchienen, ließ die Abſicht erkennen, das Gemüth zuerſt

recht troſtlos hinabzuſtimmen, um es dann um ſo kühner zu erheben, zuerſt den Schmerz und dann den Zorn, zuerſt die Verzweiflung und dann den Muth aufzuregen. Dieſen Zweck fühlte ich in dem Eindruck, den der Geſang auf mein Gemüth gemacht hatte, vollkommen erreicht. Je mehr mich derſelbe aber aufgeregt, um ſo begieriger war ich geworden, die räthſelhafte Perſon kennen zu lernen, welche ſich mit einer Harfe in die Umgebungen des brauſenden Rheinfalls verirrte, um Polenlieder zu ſingen. Natürlich vermuthete ich einen Polen in ihr; nach einer kleinen Pauſe hörte ich ſie indeß reden und zwar meine Mutterſprache. Eine Knabenſtimme antwortete ihr. Ferneren Geſang hatte ich allem Anſcheine nach nicht mehr zu erwarten; ich beſchloß daher, mich mit dem Sänger bekannt zu machen und ſtieg den Hügel hinan.

Oben angelangt, ſah ich einen ſchönen Mann von etwa ſechs und dreißig Jahren auf einer Bank ſitzen; neben ihm ſaß ein Knabe, etwa vierzehn Jahre alt, deſſen Aeußeres ich auf den erſten Blick wenig beachtete. Sein Vater, denn als ſolchen ſah ich den ſchönen Mann an, machte mich durch ſein Aeußeres ſtutzen. Schwarzes Haar

von mittlerer Länge umkränzte seine hohe Stirne; in dem blassen Gesicht, dessen untern Theil ein schwarzer Bart einfaßte, glühten ein Paar große, dunkle Augen, aus welchen ein schwärmerisches Feuer, noch mehr aber eine entschlossene Festigkeit sprach. Um den sprechenden Mund lag ein Zug schmerzlicher Bitterkeit, als Ausdruck einer edlen Seele, deren Leidenschaft für das Höhere durch langen und vergeblichen Kampf erprobt war. So stellte sich mir das Bild des Mannes auf den ersten Anblick als ein sehr interessantes und ungewöhnliches dar.

Ich grüßte und redete ihn an. Sie werden, sprach ich, es mir nicht übel deuten, wenn ich, durch den Zufall zum Zuhörer Ihres Gesanges gemacht, ein Interesse daran finde, auch die Bekanntschaft des Sängers zu machen.

Er blickte mich einige Augenblicke forschend an, als sei er zweifelhaft über die Absicht, die mich zu ihm führte. Dann sagte er: „Das Interesse kann ein gegenseitiges werden. Sie sind ein Teutscher?“

Ja.

„So sind wir, was die Abstammung betrifft, Landsleute.“ Auf die „Abstammung“ legte

er einen besondern Ton, als wolle er andeuten, daß mit der Gemeinsamkeit derselben eine große Verschiedenartigkeit in andern Dingen verbunden sein könne.

Um seine Zweifel in dieser Hinsicht zu heben, erwiederte ich: und in Bezug auf die Gesinnung sind wir es auch, wenn ich auf die Ihrige einen Schluß von Ihrem Gesang ziehen darf.

Diese Erklärung führte zu weitern. Wir sprachen über Dieß und Jenes, zuletzt über unsere persönlichen Verhältnisse. „Ich werde in Ihren Augen, bemerkte der Fremde endlich, eine romantische Erscheinung gewesen sein, und über die Romantik denken nicht alle Leute gleich. Ich meinerseits lache sehr häufig über die Romantik, obschon ich so romantisch mit einer Harfe durch die Welt umherziehe; aber unsere Welt hat es auch zu einer zeitgemäßen Romantik gebracht, die ich die politische nennen mögte, und diese kultivire ich, freiwillig oder gezwungen."

Auffallender Weise sind wir auch in diesem Punkt Schicksalsgenossen. Ich befleißige mich ebenfalls seit einiger Zeit der politischen Romantik, als deren Schöpferinn ich die Polizei ansehe.

„Welche Bewandtniß es mit meiner politi-

schen Romantik hat, sagte der Fremde, würde ich Ihnen gern auseinandersetzen, wenn ich Ihrer Geduld versichert wäre, denn meine Erzählung müßte ziemlich lang ausfallen."

Ich beruhigte ihn in Bezug auf meine Geduld vollkommen, worauf er seine Harfe an einen Baum stellte, den Knaben bat, uns einige Minuten allein zu lassen, und mir Folgendes erzählte:

„Vor dem Ausbruch der polnischen Revolution studirte ich noch in Berlin. Dort lernte ich einen jungen Polen kennen, der ebenfalls zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung die Berliner Universität besuchte. Begütert und schon verheirathet, beabsichtigte er nicht, sich zu einer amtlichen oder derartigen Stellung den Weg zu bahnen; er studirte bloß aus Interesse an den Wissenschaften und um sich zu einem Mann zu befähigen, der einst seinem Vaterlande durch eine freie Thätigkeit von Nutzen sein könnte. Er besaß viel Talent, eine feurige Gesinnung und eine schwärmerische Freiheitsliebe. Unsre Bekanntschaft wurde sehr bald zur intimsten Freundschaft, an welcher seine Frau, als Dritte im Bunde, sich auf das Lebhafteste betheiligte. Diese Frau! Ein herr-

licheres Weib hat nie die Erde betreten. Was wissen Sie, wenn ich Ihnen sage, das sie edel und geistreich, daß sie kühn und feurig, daß sie schön und bezaubernd war? Malen Sie sich ihr Bild beliebig aus, Sie erreichen die Wirklichkeit nie. Sie stammte durch ihren Vater aus Frankreich her und hieß Luise; mein Freund hieß Stanislaus.

„Stanislaus stand mit den polnischen Vereinen, welche die Revolution vorbereiteten, in beständiger Korrespondenz und weihte auch mich in diese geheime Bewegung ein. Wir entwarfen für Polens Freiheit tausend Plane und schwärmten in der schönsten Zukunft. Luise war nicht weniger davon erfüllt, als wir. Als die Bewegung der Gemüther in Warschau so weit gediehen war, daß sie Thaten verkündete, beschlossen wir alle drei, nach Polen zu gehen. In Warschau wurde ich sehr bald mit den Patrioten bekannt und nahm gleich meinem Freunde an ihrer Thätigkeit den lebendigsten Antheil. Das Gewitter zog sich immer dichter zusammen und brach endlich los. Welche Thätigkeit wir dabei entwickelten, in welcher Erregung wir waren — ich kann es nicht beschreiben. Noch weniger aber kann ich Ihnen

ein Bild entwerfen von der begeisterten Erregtheit Luisen's, dieses großartigen Weibes, das unwiderstehlich zu großen Entschlüssen und Thaten hingedrängt zu werden schien. Die Lebhaftigkeit der Französinn mit dem Heroismus der Polinn in sich vereinigend, setzte sie Männer und Weiber in Flammen, riß die Unschlüssigen mit fort, erfüllte die Zaghaften mit Muth und war die revolutionaire Seele des Kreises zu nennen, in welchem wir uns bewegten. Ihr Zustand — sie war hochschwanger — hielt sie nicht zurück; sie dachte nur an die Freiheit Polens und an die Rolle, welche ihrem Stanislaus von der heranrückenden schönern Zeit zugedacht werden würde.

„Das Schwert wurde gezogen und Stanislaus und ich nahmen es gleichfalls zur Hand. Luise wäre mitgezogen, wenn ihr Zustand es nicht unmöglich gemacht hätte. Sie kennen die Geschichte des Blutes, das damals vergebens vergossen wurde. Ich erhielt eine Wunde und mußte nach Warschau zurück. Stanislaus blieb im Felde und übertrug mir die Beschützung seines Weibes, das seine Niederkunft erwartete. Unglückliche Botschaften und diese Niederkunft trafen zusam-

men. Luiſe gebar einen Knaben und war nach der Geburt — wahnſinnig geworden!

„Denken Sie ſich das Fürchterliche unſerer Lage. Stanislaus — ich lernte ihn bei dieſer Gelegenheit als einen großen Menſchen kennen — hatte ſich durch die ſchreckliche Nachricht von dem Unglück ſeines ſo leidenſchaftlich geliebten Weibes nicht wankend machen laſſen in der Erfüllung der Pflicht, die er gegen die Freiheit übernommen. Er blieb bei dem Heer und ließ mir ſagen, daß er aus meiner Sorge für Luiſe alle Beruhigung nehme, die ihm ſeine perſönliche Anweſenheit nur verſchaffen könnte. Meine Wunde war beinah geheilt und ich that das Meinige, um ſeinem Vertrauen zu entſprechen. Fürchterliche Aufgabe! Wie durch einen Druck das Spiel eines Inſtrumentes ſich ändert, ſo war die Seele Luiſens, dieſes ſchrecklich reizenden Weibes, durch den Wahnſinn in eine völlig andere Welt der Anſchauung gerückt. Ihre Theilnahme für Polen war dieſelbe geblieben und in ihrer wilden Phantaſie ſpiegelte ſich das Schickſal ihres Vaterlandes in tauſend wunderbaren Bildern ab; aber wer war es, vor deſſen Blick ſie dieſe Bilder entfaltete? War es ihr Stanislaus? Sie kannte

ihn nicht mehr und hielt mich für ihren Gatten! Ich weiß nicht, ob es der Freund oder der Mann in mir war, der die größte Probe zu bestehen hatte, aber es war mir eine Aufgabe voll höllischer und himmlischer Qual zugleich, von diesem Weibe mit dem Namen meines Freundes angerufen, von ihren Küssen bedeckt, von ihren Umarmungen umschlungen, von ihrer Leidenschaft der — Kälte beschuldigt zu werden, diese Leidenschaft erwiedern zu müssen, ohne ihr zu erliegen, sie doch nicht zu erwiedern und ihr auch nicht entfliehen zu können. Sie werden sich mit mir wundern, daß dieses Weib, dessen wahnsinnige Zärtlichkeit mich Tag und Nacht nicht von ihrer Seite ließ, mich in solcher unerhörten Lage nicht ebenfalls wahnsinnig machte. Denken Sie sich, wie sie mit flammendem Blick, mit einer unheimlichen Wuth der Freude mir ihren Säugling darreicht und mich auffordert, meinen Sohn zu herzen!

„Ich habe die Probe bestanden, hatte sie noch lang zu bestehen und außer ihr noch andere. Stanislaus bestand keine leichtere. Er sah Polen unter den Streichen der Petersburger Henker dahinsinken, er stand dem sinkenden bei bis zum letz-

ten Augenblick, er kam fliehend in sein Haus zurück und sein Weib kannte ihn nicht mehr und umschlang nur den Hals seines Freundes! Wäre ich ein Romanschreiber, ich könnte Bände voll schreiben über die Situationen, in welche wir vier, Stanislaus, sein Weib, sein Sohn und ich durch den Fall Polens und den Wahnsinn Luisens gebracht wurden.

„Doch wir hatten erst das Vorspiel des Drama's erlebt, in welchem uns so schreckliche Rollen zugetheilt waren. Alle Hoffnung lag zu Boden, die barbarischen Sieger drangen auf blutiger Bahn immer weiter vor und es galt nur noch, sich vor ihrer Henkerfaust zu retten. Verrath und Gefahr belauerten alle Wege. Stanislaus packte seine werthvollsten Habseligkeiten zusammen und wir mußten mit seiner Familie die Flucht versuchen. Wo die Schurkerei triumphirt, ist die Tugend nur unter den Kleidern der Schurken sicher. Ich verkleidete mich als russischer Oberst, Stanislaus wurde mein Bedienter; so brachten wir Luise mit ihrem Kind in einen Wagen und eilten der preußischen Grenze zu. Die Wahnsinnige nannte meine Kleidung einen Ballanzug und freute sich kindisch auf den Ball, dem sie

entgegenreiſ'te. Wir erreichten glücklich das preußiſche Gebiet, jedoch auch dort war die Verfolgung ſchon geſchäftig. Die Gefahr und der Zuſtand Luiſens, welcher durchaus Ruhe in einem ſichern Zufluchtsort und Entfernung aus den bisherigen Umgebungen erheiſchte, trieb uns nach der Nordſee, wo wir ſogleich ein Schiff beſtiegen um nach Amerika überzuſetzen.

„Die Anker wurden gelichtet und die See lag vor uns; hinter uns das ſterbende Polen, wo jetzt der Henker aus den Trümmern unſerer Hoffnungen mit Muße ſeine blutigen Trophäen errichtete. Hätten wir das unglückliche Land gleich unſern Kleinodien flüchten, hätten wir es mitnehmen, ja hätten wir es vernichten können! Aber es mit unſern gefangenen Freunden zurücklaſſen zu müſſen in der Gewalt des Verfolgers, zu ſehen, wie er mit hölliſcher Wonne das Werk der Marterung an ihm beginnt, wie er ſich blutſaugend auf den Nacken des wehrloſen Opfers lagert, wie er das zuckende unter ſeinen Klauen zum Fraße zubereitet, wie er ſeine tyranniſche Beſtialität an dem zubereiteten ſättigt, — dann das Herz des verſchlungenen noch unter den Weichen des Ungeheuers klopfen zu ſehn, leiſe

und immer leiser, zu denken seinen allmäligen Tod und hinter dem Tod nichts als die scheußliche, gesicherte Mast des viehischen Ueberwinders mit dem Blut und Glück eines vernichteten Volkes, — dies Alles zu sehen und zu denken und fern zu stehen, und keinen Blitz der Rache in der Hand zu haben, um das Scheusal zu vernichten, und mit dem Fuß zu stampfen, ohne das Angesicht des Todfeindes darunter zu sehen, und ohnmächtig mit den Zähnen zu knirschen, ohne ihn zerreißen zu können — — verzeihen Sie meine Aufregung, aber jene Lage war gräßlich, sie war es auch ohne den Wahnsinn der unglücklichen Luise!

„Luise! Ich werde sie sogleich noch einmal nennen und dann ist sie — beseitigt. Unsere Fahrt ging Anfangs gut und rasch von Statten und wir begannen uns allmälig zu beruhigen, so weit es unter solchen Umständen möglich war. Wir hofften in einigen Tagen die Küste von Nord-Amerika zu erblicken; da ändert sich der Wind, der Himmel verdüstert sich und es überfällt uns ein Sturm. Das Meer wird wild und immer wilder, der Sturm wüthend und immer wüthender. Zwei Tage und zwei Nächte lang umheult er uns ununterbrochen und schleudert das schwache

Schiff umher, als dürfe er nicht ruhen, bis er es vernichtet habe. Sein Werk gelang. Die furchtbaren Schläge der Wellen trieben die Fugen am vordern Kiel allmälig aus einander und das verbrauchte Schiff wurde leck; der Kapitän verwendete umsonst alle Kräfte der Mannschaft an den Pumpen: es sank und sank immer tiefer. Die Gefahr wuchs von Minute zu Minute und Alles machte sich gefaßt auf den plötzlichen Untergang. Luise war, seit der Sturm wehte, in einer seltsamen, stillen, nachdenklichen Aufregung gewesen; Stanislaus und ich bewachten sie mit ängstlicher Sorge und suchten sie mit ihrem Kinde unter dem Verdeck und im Bette zu halten. Als die Gefahr des Untergangs herannahte, waren wir genöthigt, sie heraufzubringen, um die Möglichkeit zu ihrer Rettung, wenn sich irgend eine solche darbieten sollte, sofort benutzen zu können. Stanislaus harrte am Eingang zur Kajüte, während ich hinabeilte, um sein theures Weib und ihren Säugling zu holen. Doch kaum bin ich unten an der Treppe angelangt, als sie mir mit aufgelöstem Haar, ihr Kind auf dem Arm, entgegenstürzt und hinaufeilt. „Stanislaus, Stanislaus, rette dein Kind!“ Dies rief sie mit einem markdurchdringenden Ton und

klammerte sich an den Hals ihres Gatten. Die gewaltige Aufregung des Elements hatte ihre Seele wieder in die alten Fugen gerückt, sie hatte plötzlich ihre Besinnung zurückerhalten und erkannte vor dem Untergang ihren Stanislaus wieder. In diesem Augenblick fühle ich das Schiff sich auf die Seite werfen, ein gewaltiges Dröhnen durchfährt es vom einen Ende bis zum andern und ein mächtiger Wasserguß stürzt sich durch den Eingang in die Kajüte. Fast athemlos unter demselben geworden und kaum noch meiner Sinne mächtig, erreiche ich mit größter Anstrengung die Treppe wieder und arbeite mich hinauf — Luise und Stanislaus waren verschwunden! Eine furchtbare Welle war über das Schiff gestürzt und hatte sie mit sich hinabgerissen in den Abgrund. Vergebliches Schauen, vergebliches Besinnen! Sie sind verloren, sie sind dahin für immer und das Brausen der Wogen und das Heulen des Windes tobt wüthend über ihr Grab.

„Ich war wie erstarrt und hielt mich mit Mühe an die Umschanzung des Kajüteneingangs. Da höre ich hinter mir das ängstliche Geschrei eines Kindes. Es war Luisens Sohn. Als die Welle sich über sie stürzte, hatte ein Matrose, der

sich gefahrenkundig an ein Seil geklammert hielt, mit kräftiger Faust nach ihr gegriffen, um sie zu retten, aber die heftige Schwankung des Schiffs überlieferte sie zu schnell der Gewalt der Sturzwelle und die rettende Matrosenhand ergriff nur den dargereichten Säugling.

„Kaum hatte ich das Kind von dem Matrosen übernommen, als ich die Mannschaft in aller Hast nach der Seite des Schiffs eilen und unter lautem Geschrei in das hinabgelassene Boot stürzen sah. Mich rasch besinnend stürze ich ihnen nach und gelange, mit der einen Hand das Kind, mit der andern ein Tau festhaltend, glücklich in das Boot, das in dem Drang der Wellen heftig auf- und niederfuhr. In dem Augenblick, wo ich mich hineinwerfe, wird es abgestoßen und von den Wellen erfaßt. Kaum hat es sich eine kleine Strecke entfernt, so beginnt das Schiff, dessen Bord nur noch ein Paar Fuß das Wasser überragt, gewaltig zu schwanken und schießt dann, die hohen Masten pfeilschnell nachziehend, plötzlich in die Tiefe, von einem ungeheuren Wogenschwall überstürzt.

„Unsere Lage war entsetzlich. Die Rettung in dem kleinen Boot, das furchtbar umhergeschleu-

dert wurde und jeden Augenblick von einem Wassersturz begraben werden konnte, schien nur durch ein Wunder möglich zu sein. Ich hatte alle meine Kräfte aufzubieten, um das schreiende Kind auf dem Arm zu halten und mit der andern Hand mich an das Bord des schwankenden Bootes festzuklammern. Die Geschicklichkeit des Kapitäns, welcher auf bewundernswerthe Weise durch Steuern und Rudern den Sturzwellen auszuweichen wußte, rettete uns. Es währte nicht lange, so legte sich der Sturm, und am folgenden Morgen, nach einer angstvollen Nacht, erblickten wir ein amerikanisches Schiff, welchem wir zuruderten. Wir wurden freundlich aufgenommen und rechneten uns nun wieder zu den Lebenden.

„Mein Kind — ich mußte von jetzt ab das elternlose so nennen — war durch Schreien und Hunger so erschöpft, daß ich fast an seiner Rettung verzweifelte. Dennoch gelang sie mir durch sorgsame Pflege, und nach einigen Tagen, als wir zu New-York einliefen, hatte es sich völlig erholt. Ich gab ihm eine Wärterinn und hatte die Freude, es von Tag zu Tag herrlicher gedeihen zu sehen. Ihm hatte ich jetzt meine Liebe und meine Thätigkeit allein zu weihen.

„Meine Mittel bestanden nur in einer mitgenommenen Börse und dem Ertrag einiger Juwelen. Auch hatte ich von Hause nichts zu erwarten, da meine Eltern verstorben waren. Ich verlegte mich daher auf Unterricht in Sprachen und Musik und zwar mit so glücklichem Erfolg, daß ich Ersparnisse für die Erziehung des Kleinen zurücklegen konnte. Er wuchs heran und entwickelte sich immer erfreulicher. Er legte eine Genialität des Geistes und eine Energie des Charakters an den Tag, die mich an dem Knaben oft in Erstaunen setzten. Der Glaube, daß er für große Dinge bestimmt sein könne, befestigte sich immer mehr in mir und ich berechnete hiernach seine Erziehung. Soll ich Ihnen sagen, was ich aus ihm zu machen gedenke? Einen Rächer seines Vaterlandes! Ich habe meine Mußestunden benutzt, um erst mich selbst und dann ihn in Allem zu unterrichten, was ihm für seine einstige Aufgabe von Nutzen sein kann. Er versteht außer andern Sprachen Russisch und Polnisch, er kennt die Geschichte Rußlands und Polens im Detail, und über die Kriegswissenschaften hat er schon einen vollständigen Ueberblick. Den meisten Unterricht aber hat er im Russenhaß erhalten

und dieſer Unterricht iſt ſo trefflich bei ihm angeſchlagen, daß das Feuer des H ſſ o ſein junges Leben verzehren würde, wenn ich es nicht überwachte.

„Als der Knabe mehr heranwuchs, hielt ich es für nöthig, ihn die Welt und die Menſchen kennen zu lehren. In ſeiner Begleitung durchzog ich als Konzertgeber mit meiner Harfe das ganze Nordamerika. Mit der Aufgabe, ihm die Welt und das freieſte Land derſelben zu zeigen, ſuchte ich aber zugleich eine andere zu vereinigen. Ich dichtete und ſang Polenlieder, um unter den Völkern die Sympathie für Polen und den Haß gegen die Petersburger Tyrannei nicht einſchlafen zu laſſen. Daß meine Propaganda nicht erfolglos geweſen iſt, davon habe ich ſprechende Beweiſe; und ich hoffe, ſie wird auch da wirken, wo die Mitſchuldigen an dem Morde Polens noch immer ſklaviſche Söldlinge gegen das unglückliche Volk bewaffnen. Als ich Nordamerika durchzogen hatte, wandte ich mich nach England, von wo ich wieder auf den Kontinent gekommen bin, um meine begonnene Rolle weiter zu ſpielen, und ſo haben denn auch Sie mich hier in meinem Beruf, bei der Einübung neuer Lieder angetroffen.

„Jetzt kennen Sie den Inhalt meiner poli-

tiſchen Romantik. Ich weiß, daß Ihnen dabei manche Bedenken aufſtoßen können. Sie werden ſagen, es verlohne ſich auf einem höhern Standpunkt der Mühe nicht, ſich für ein Volk zu begeiſtern, das in Unwiſſenheit verſunken, das in der Hand des Adels und der Pfaffen ſei und in dieſer Verſunkenheit hinlängliche Beweiſe ſeines politiſchen Unverſtandes gegeben habe. Ich will zugeben, daß dieß richtig, und daß der Heroismus der Polen nicht im Stande ſei, ihre Fehler aufzuwiegen. Was aber bei meinem Intereſſe für ſie den Ausſchlag gibt, das iſt ihre Entgegenſetzung gegen Rußland. Ueberblicken ſie im Geiſt die Fernen der Zukunft und entſcheiden Sie ſich: ſoll und wird Rußland, dieſer vom Deſpotismus künſtlich zuſammengeknetete Staat, oder ſoll und wird Polen, dieſer trotz ſeiner Zerriſſenheit und ſeiner namenloſen Leiden durch die zäheſten Sympathien zuſammengehaltene Volksbund, eine Zukunft haben? Müſſen Sie ſich für die künftige Exiſtenz Polens entſcheiden, ſo müſſen Sie auch für das polniſche Prinzip Partei ergreifen, ſo weit wenigſtens, als es ſich gegen die auswärtige Unterdrückung geltend macht. Ich bin nicht mehr befangen in Nationalvorurtheilen; ich erkenne eine

Nationalität nur an, sofern sie einen würdigen Inhalt hat und dieser Inhalt kann hauptsächlich nur die Freiheit sein. Aber hat nicht die polnische Nationalität diesen Inhalt wenigstens relativ, im Gegensatze zu Rußland? Wäre Rußland ein freier Staat, so würde ich Polen ihm so bald als möglich einverleibt wünschen, denn so wie die Nationalität nur Werth erhält durch die Freiheit, so hat auch die Freiheit die Macht, die Nationalität zu absorbiren und zu ersetzen.

„Rußland will die polnische Nationalität vernichten, ohne sie zu ersetzen. Unsinniges Unternehmen! Unterdrückung ist die Lebensnahrung der Nationalität. Es wird eine Zeit kommen, wo der Nationalitätsfabrikant zu Petersburg vor seinem Werk erschrecken soll. Mag er mit den polnischen Patrioten sein Sibirien bevölkern, mag er sie lebendig in Kerker begraben, mag er sich in Erfindungen erschöpfen, um ihnen das Gedächtniß wegzukünsteln, mag er ihnen die Zunge russisch zuschneiden und ihnen sogar das polnische Pfeifen verbieten, ja mag es ihm gelingen, die polnische Luft russisch zu machen und die polnischen Adern mit russischem Blut zu füllen — Polen bleibt und stirbt nicht. Und sollte Polen im Innern gemordet werden können,

es wird im Auslande fortleben. Die Geschichte hat das Mittel erfunden, die Freiheit der Völker in den Emigranten fortzubewahren, wenn sie daheim keine Stätte mehr hat. Die polnische Emigration ist das geistige Polen geworden; sie wird es in Eltern und Kindern fortbewahren; sie wird den Unterdrücker des Mutterlandes als Rachegespenst umschwärmen und sich auf ihn stürzen, wenn die Zeit gekommen ist.

„Die Zeit wird kommen und — mein Pflegesohn wird Zeugniß von ihr ablegen! Empfangen in revolutionärer Erregung, getragen unter einem revolutionären Herzen, gesäugt mit revolutionärer Milch, schon als Säugling unter die revolutionären Flüchtlinge in die Welt hinausgestoßen und erzogen in dem Haß gegen den Mörder seiner Eltern und seines Vaterlandes — so soll, so wird er ein Rächer und ein Befreier werden. Sobald er ein Jüngling ist, sollen die Polen seinen Namen erfahren, und wenn er ein Mann ist, soll er ihr Führer werden.

„Glauben Sie übrigens nicht, daß es bloß Polen sei, dessen Zukunft ich bei meinen Bemühungen gegen die russische Tyrannei im Auge habe; bei Weitem mehr noch treibt mich die Hoffnung

für die Freiheit überhaupt. Rußland ist das böse Prinzip in Europa. Dieser kolossale Bau ist die Verschanzung für allen Despotismus des Kontinents. Direkt oder indirekt zieht Rußland jede Schlinge zusammen, womit die europäische Freiheit erdrosselt wird. Ohne Rußland hätte die Reaktion längst ihren Halt verloren, trotz dem Beistand des Fürsten Metternich, und ohne Rußlands Beispiel machte sie sich keine Hoffnung mehr, daß das Kunststück gelingen könne, durch Druck und Verschlechterung ganze Völker auf lange Jahre hin todt zu machen. Rußland vernichten heißt Europa befreien, und Polen retten heißt Rußland vernichten.

„Dieß sind die Ueberzeugungen, welchen meine schwache Kraft gewidmet ist; ich diene ihnen auf diejenige Weise, welche mir nach den Umständen meiner Persönlichkeit die zweckmäßigste zu sein scheint. Schelten Sie mich daher nicht, daß ich eine so romantische Rolle spiele und wenigstens da singe, wo das Sprechen verpönt ist — ich bin jetzt auf dem Wege nach Teutschland!“

Als der Fremde geendigt hatte, sah er mich mit freundschaftlichem Lächeln an und drückte mir die Hand. Ich mogte seine edle Begeisterung

nicht durch Gegenbemerkungen trüben, am Wenigsten durch die Bemerkung, daß es mir eine verfehlte Berechnung zu sein scheine, unter den Teutschen Bekämpfer gegen fremde Unterdrückung zu werben, während die eigene Unterdrückung ihre Galle so wenig affizirt habe. Auch wollte ich keine Erörterung über die Frage hervorrufen, ob die Handhabe für die allgemeine Befreiung nicht anderwärts zu finden sei, als in Rußland und Polen. Der Geist und Charakter des Fremden hatte Anspruch darauf, daß ich keine Versuche machte, ihm in irgend etwas seine Bahn zu vertreten. Uebrigens war ich auch weit entfernt, diese Bahn für eine verfehlte zu halten, und das Streben des Fremden flößte mir nicht weniger Interesse ein, als seine Person und seine seltnen Schicksale.

Der Rheinfall ließ fort und fort seine brausende Stimme erschallen und brach die Begleitung zu unserer Unterhaltung nicht mit dieser ab. Wir saßen eine Weile schweigend da und ließen von dem brausenden Strom unsere Gedanken mit fortführen. Dann verabredeten wir — es begann schon zu dunkeln —, gemeinschaftlich einen Gast-

hof aufzusuchen und noch einen Tag beisammen zu bleiben.

Als wir uns erhoben, fand sich auch der Knabe wieder ein, der während unseres Gesprächs zu seiner Unterhaltung Steine in den Rhein gerollt hatte. Jetzt erst faßte ich ihn mit Interesse in's Auge und erstaunte über den energischen Ausdruck dieses schönen Gesichtes. Wenn das Aeußere eines Menschen ein Recht gibt, auf sein Schicksal zu schließen, so mußte ich allerdings die Ansicht theilen, daß diesem Knaben eine ungewöhnliche Zukunft bevorstehe. Ich sah ihn eine Weile an, gab ihm die Hand, und fragte ihn, wie er heiße? „Ich heiße," sprach er sanft errötbend — und seine Augen glühten wie ein Widerschein aus dem Brande von Moskau — „ich heiße Hannibal!"

V.

Lord Waterford auf dem Kölnischen Karneval.

Eines Morgens besuchte mich unerwartet ein kölnischer Bürger von jovialster Gutmüthigkeit und begann nach den üblichen Begrüßungen folgende Unterredung:

Kölnischer Bürger. Lieber Mitbürger, wir haben uns oft gedacht, daß es Ihnen mitunter recht schwer um das Herz sein müsse, seitdem Sie unsere lustige Stadt verlassen haben.

Ich. Wohl gebe ich zu, daß ich unter meinen Bekannten und auf heimischem Boden lieber thätig wäre, als in einem fremden Lande. Wenn aber in der Heimath alle Bedingungen zu einer menschlichen, d. h. freien Thätigkeit für mich fehlen, so werden Sie zugeben, daß ich trotz Ihrer

Luſtigkeit in der Fremde beſſer daran bin, als zu Köln, denn das Glück des Menſchen beſteht doch einzig darin, daß er ſeine menſchliche Natur bethätigen könne.

Köln. B. Darin haben Sie Recht. Man muß ſeine menſchliche Natur bethätigen können. Aber die menſchliche Natur iſt ſo vielſeitig, daß uns immer noch eine Menge Seiten übrig bleiben, wenn uns einige zugeklebt werden. Sie würden doch bei uns noch nimmer —

Ich. Ich würde noch manchen Schoppen im „Marienbildchen“ und im „Prinz Karl“ mit Ihnen trinken können, ohne daß die Polizei etwas dawider hätte, das iſt wahr, und kein Menſch würde beſtreiten, daß ich dadurch meine menſchliche Natur bethätigte.

Köln. B. Ich weiß wohl, was Sie ſagen wollen; aber es iſt doch hart, ſo von ſeinen Mitbürgern getrennt zu ſein. Ich hielte das nicht aus, wenn auch der Züricher Wein eben ſo ſauer wäre, wie der kölniſche.

Ich. Bin ich denn etwa hier weniger Ihr Mitbürger, als in Köln? Ich bin es bei Weitem mehr. In Köln würde ich nichts mehr für Sie wirken können und dabei in die Kaſematten ein-

gesperrt werden; hier kann ich Manches für Sie wirken und werde nicht in die Kasematten gesperrt. Ist das nicht ein bedeutender Unterschied? Wenn meine Mitbürger Interesse genug für mich bewahren, um meine Schriften zu lesen, und die Buchhändler Muth genug, um sie zu verlegen, bin ich dann nicht beneidenswerther, als alle Schriftsteller an Ihrem „freien deutschen Rhein"? Sie glauben nicht, mein trefflicher Mitbürger, welch ein Glück es ist, ohne Polizei- und landrechtliche Rücksichten sein Herz von Dem erleichtern zu können, was man so lange Zeit in sich hat verschließen müssen. Seit ich Köln Adieu gesagt, habe ich schon zehn Zentner von meiner Seele geladen, und doch ist sie noch belastet wie ein Seeschiff. Daß die Leute in unserm Lande nicht des Teufels werden, begreif' ich jetzt noch weit weniger als früher.

Köln. B. Ich sehe wohl, daß ich wenig Aussichten habe, den Zweck zu erreichen, welcher mich zu Ihnen führt.

Ich. Haben Sie denn noch einen besondern Zweck?

Köln. B. Ehe ich davon spreche, muß ich mich und Ihre sonstigen Bekannten entschuldigen, daß wir Ihnen nicht öfter schreiben, denn Sie

haben, wie wir hören, schon mehrere Male die sonderbare Erfahrung gemacht, daß Ihnen Siegellack eben so wenig treu ist, wie Oblaten. Wer sollte es denken, daß in solchem todten Material eine verrätherische Gesinnung stecke? Und doch soll es konstatirt sein, daß, wenn ein Schurke einen Brief in die Hand nimmt, der Siegellack und die Oblate sogleich das Maul aufthun und Alles ausplaudern, was darin steht.

Ich. Unglaublich! Vollends unglaublich aber, daß es unter Ihnen Schurken geben sollte.

Köln. B. Das hab' ich ja auch nicht gesagt, lieber Mitbürger: wie sollt' ich dazu kommen, die Rheinländer zu beschimpfen? Sie wissen ja, wie verhaßt uns Rheinländern die Schurken sind und daß wir sie bei der ersten Gelegenheit aus dem Lande jagen werden. Aber ein Brief hat mitunter allerlei Verbindungen —

Ich. Haben Sie Geduld, ich werde mich bemühen, einen liberalen Siegellack zu erfinden, an dem sich die Schurken die Finger verbrennen. Doch nun Ihr eigentlicher Zweck?

Köln. B. Der Hauptzweck meiner Hierherkunft ist, Sie zum kölnischen Karneval einzuladen.

Ich. Liebſter Mitbürger, wo denken Sie hin? Wenn Sie Ihren Funken die Polizei übertragen, ſo bin ich bereit.

Köln. B. Ja, Ihnen ſteckt die Polizei im Kopf. Sie ſind gar zu ängſtlicher Natur. Ich aber verſichere Ihnen, daß Sie nicht das Mindeſte zu befürchten haben, obgleich von Ihrem Steckbrief ſchon die zweite Auflage im Amtsblatt erſchienen iſt. Vollends dann haben Sie vor der Polizei keine Noth, wenn Sie als Narr in's Land kommen; bloß geſcheidte Leute ſind vor ihr nicht ſicher.

In dieſer Weiſe fuhr mein jovialer kölniſcher Mitbürger fort, mir zuzureden. Ich war aber halsſtarrig genug, ſeiner verführeriſchen Einladung zu widerſtehen, doch mußte ich verſprechen, dem Karneval wenigſtens „im Geiſt" beizuwohnen. Das habe ich denn gethan und zwar in der Perſon eines Mannes, welcher vermöge ſeiner Eigenſchaften dem Karneval nicht minder konveniren muß, als der Polizei. Wer kennt nicht den berühmten Freund der Nachtwächter und Kneipwirthe, den geiſt- und geldreichen Lord Waterford? Ich zog alſo im Geiſt als Lord Waterford auf den kölniſchen Karneval und berichte nun, was der berühmte Lord daſelbſt erlebte und ausführte.

Schon bei seinem Einzug in Köln erlebte Se. Lordschaft ein seltsames Abenteuer. Als er nämlich an die „vier Winde", den belebtesten Theil der Stadt kam, wurde er mit seinen Pferden von mehreren Krokodilen angefallen. Diese Krokodile waren aus Aegypten gekommen, wo sie den Schlamm des Nils, der ihnen wegen ihrer zunehmenden Größe zu seicht geworden war, verlassen hatten, um nach Köln auszuwandern und sich in dessen berühmtem Straßenschlamm häuslich niederzulassen. Zum Glück hatte der Lord ein Paar seltsame Begleiter zu seinem Privatvergnügen hintenauf sitzen, welche durch ihr bloßes Angstgeschrei die Angreifer zurückschreckten. Diese Begleiter waren Herr Barribal und Herr Spitz, ein Paar seltene Exemplare jener verbissenen und verschlissenen Demagogen, welche früher auf der patriotischen Bühne Fiasko gemacht und darauf das Geschäft übernommen haben, Alles herunterzumachen, was nach ihnen auftreten wollte. Sie waren früher sehr gefährlich und hatten die Absicht, die Welt vom 40. bis zum 60. Grad nördlicher Breite rein aufzufressen, da sie aber die Zähne gar zu geographisch, ohne alle philosophische Berechnung, ansetzten, so brach ihnen schon auf dem 50. Grad, mit welchem sie

ihr Werk anfingen, das nationale Gebiß ab und seitdem erheben sie einen erschrecklichen Lärm über Alles, was bessere Zähne hat, als sie. Es ist, als fürchteten sie, daß sie selber mitgefressen würden. Seit sie ihr Gebiß verloren, fressen sie statt des Vaterlands bloß noch Bibeln und Nibelungen, auch mitunter Hegelianer und „Radikale", und statt zu beißen schreien sie. Ihre Kriegsart gehört nicht mehr in die Taktik, sondern in die Akustik, und wenn sie schon über einen Menschen, der ihnen die Zähne weist, ein Mordgeschrei erheben, so kann man sich einen Begriff von ihrem Geschrei machen, als sie die Zähne der Krokodile vor sich sahen. Barrikal brüllte im Baß und Spitz bellte im Diskant, daß die halbe Stadt in Bewegung gerieth.

Als die Krokodile die Flucht ergriffen hatten, wurde Lord Waterford sogleich von einer Deputation der Bürgerschaft angegangen, ihr den Barrikal und den Spitz zum städtischen Gebrauch zu überlassen. Der Lord aber, welcher weislich berechnete, welche Dienste ihm seine Begleiter noch würden leisten können, wies das Ansinnen der Deputation ab und fuhr weiter.

An der Ecke einer andern Straße überraschte ihn abermals eine thierische Szene. Ein Hund

in kläglichſter Geſtalt ſaß in der Straßenrinne und war im Begriff zu verhungern. Mit rührendem Blick flehte die Beſtie das Mitleid der Menſchen um einen Biſſen an, der ihr das Leben rette. Niemand gewahrte ſie. Da kommt endlich eine Perſon, die viel bündiſche Sympathien hat, und reicht dem Hungernden ein Stück von ihrem Kommisbrod. Der edle Hund aber weiſ't den Wohlthäter mit Verachtung zurück und verhungert mit den Worten: „von dir nimmt ſelbſt kein rheiniſcher Hund etwas an!“ Wer war der Zurückgewieſene? Es war der „Rheiniſche Beobachter.“

Endlich langte Lord Waterford in ſeinem Gaſthof an, wo ihn ſeine karnevaliſtiſchen Freunde empfingen. Er ließ den Barribal und den Spitz in ein beſonderes Zimmer ſperren, ihnen zweihundert Bibeln zur Befeſtigung und ſechshundert Nibelungen zur Unterhaltung geben, und bereitete ſich dann zu ſeinen gemeinnützigen Unternehmungen vor. Auf dem Markt trat er unter die verſammelte Menge und hielt eine Rede über den Karneval. Er ſetzte dem Volk auseinander, daß es eine unwürdige Auffaſſung des Karnevals ſei, welche denſelben zu einer bewußt- und zweckloſen

Tollheit mache, denn die Tollheit als Prinzip sei etwas Thierisch-widerwärtiges und erinnere an die rohen Aufzüge der Wilden; bringe man aber Zweck und Methode in die Tollheit, so werde sie etwas Würdiges und Geistiges. Der Karneval sei zeitgemäß nur als eine Gelegenheit zur Vereinigung Derer aufzufassen, welche den angesammelten Stoff der Volkssatyre benutzen wollten, um in corpore die Zeiterscheinungen auf eine drastische Weise an den Pranger der Lächerlichkeit zu stellen und der demokratischen Laune der Bürger zu überliefern. Den Kölnern sei zwar diese Auffassung nicht ganz fremd, aber der Karneval werde von ihnen nicht genug im höhern Styl betrieben; auch sei ihre Tollheit zu unschuldiger Natur, da sie noch nicht einmal der Polizei zu toll geworden, und das sei doch alles Mögliche u. s. w.

Ehe noch Lord Waterford ausgesprochen, drängte sich ein anderer Redner hervor, ein großer, dicker Mann mit pustigem Gesicht, der in Köln schon allerlei Rollen gespielt hatte und auf dem Wege des Hochschreiens noch eine höhere Rolle zu spielen gedachte. Er erging sich in Lobeserhebungen des Karnevals und schloß seine Rede also: „ich erlaube mir demnach, den Gefühlen Luft zu machen, welche die

Bruſt eines Jeden von uns in dieſen freudigen Stunden erfüllen, und bitte Sie, mit mir einzuſtimmen in den Ruf: „hoch lebe unſer allergnädigſter, allverehrter, edelgeſinnter, ſegenſpendender —!" Ehe er das Wort noch ausgeſprochen, erſcholl aus dem „Munde des Volks" ein dreimaliges, donnerndes —

Herunter und herauf wogte das Volk durch die Straßen, um die Rede des engliſchen Lords anzuhören. Waterford hatte Mühe, ſeine unterbrochene Rede zu beendigen. Nach ihm trat abermals der dicke Hochſchreier mit dem puſtigen Geſicht auf und rief: „da wir ſelten in ſo großer Zahl verſammelt ſind, wie heut, ſo laßt uns diejenigen Gefühle ausſprechen, welche am Allgemeinſten die Bruſt des Bürgers, namentlich des Kölners erfüllen. Ich fodere daher jeden ächten Karnevalsfreund, Kölner und Rheinländer auf, mit mir einzuſtimmen in den Ruf: „hoch lebe unſer allergnädigſter, allverehrter, edelgeſinnter, ſegenſpendender —!" Ehe er das Wort noch ausgeſprochen, erſcholl aus dem „Munde des Volks" ein dreimaliges, donnerndes —

Herunter ſtieg der dicke Redner und bereitete ſich vor auf einen neuen Vortrag, denn er war

ein unerschöpflicher Tribun. Waterford machte unterdeß allerlei Vorschläge über die Einrichtung der Karnevalsstände, über die Konstitution des Festes, über die nach Beendigung desselben zu erlassenden Karnevalsabschiede u. s. w. Sie wurden sämmtlich mit Beifall angenommen, nachdem der dicke Mann in jeder Pause ein Hoch auf seinen allergnädigsten (versteht sich, Hanswurst) ausgebracht hatte. Der umfassendste und wichtigste Vorschlag des Lords bezog sich auf den Karnevalsbund. Sämmtliche Städte des Vaterlands nämlich, Königsberg nicht ausgenommen, sollten sich vereinigen zu einem Karnevalsbund, welchem die Gesetzgebung und Obsorge über allgemeine Angelegenheiten übertragen werden sollte. Als Sitz der allgemeinen Versammlungen wurde die kleine Stadt Siegburg vorgeschlagen, damit die Absicht der Großen, den Bund zu beherrschen, nicht in die Augen fallen und Eifersucht erregen könne. Der Hauptzweck des Bundes sollte dahin gehen, den Betheiligten eine Autorität zu schaffen, welcher sie Befehle auftragen könnten, um sie als fremde von ihr wieder zu empfangen, und sich auf diese Art vor Anfechtungen zu sichern. Hält man es z. B. für dienlich, zum Karneval den Leuten Ohr-

feigen zu geben, oder die Fenſter einzuwerfen, oder Pechpflaſter auf den Mund zu ſchlagen, ſo macht man darüber einen Antrag beim Karnevalsbund und der Antrag geht natürlich durch. Beklagen ſich dann ſpäter die Leute über Ohrfeigen, zerbrochene Fenſterſcheiben und Pechpflaſter, ſo ſichert man ſich ganz einfach durch Hinweiſung auf den Karnevalsbund, welcher ſeinem hohen Beruf gemäß die Ohrfeigen, das Fenſtereinwerfen und die Pechpflaſter zum allgemeinen Beſten angeordnet habe. Eine derartige Einrichtung hielt der Lord für durchaus nothwendig, theils um ein gleichmäßiges Verfahren in den einzelnen Städten des Karnevalsbundes herbeizuführen, theils um durch die Autorität dieſes Bundes der Gegenpartei zu imponiren, im Fall dieſelbe Einwendungen gegen das karnevaliſtiſche Verfahren machen ſollte. „Will dann, ſo ſchloß der Lord ſeine Rede, die Gegenpartei uns etwas anhaben, ſo iſt ſie wenigſtens genöthigt, den ganzen Bund zum Teufel zu jagen, und das hat ungleich mehr Schwierigkeiten, als das Wegjagen eines einzelnen Gliedes, zumal wenn die Glieder ſich ſämmtlich ihre Sicherheit nach Innen und nach Außen garantiren.“

Mit dieſem Bund glaubte der Lord ein Meiſterſtück ſeiner karnevaliſtiſchen Politik geſchaffen zu haben. Als er alle ſeine Vorſchläge gemacht und der große, dicke, puſtige Mann ſechshundert „Hoch's" auf ſeinen „allergnädigſten" (verſteht ſich, Hanswurſt) ausgebracht hatte, zogen ſich die Vorſtandsmitglieder zurück, um über die Inthronisation des ſchwarzen Rocks zu berathen, welche am andren Tage Statt finden ſollte. Der ſchwarze Rock war ein räthſelhaftes Ding, ein gewiſſes Etwas, ein unerklärbares Phantom, in welches Jeder hineinlegen konnte, was er wollte. Man hatte den ſchwarzen Rock in einer Trödelbude gefunden, wo er in einem komiſchen Krieg mit einem rothen Rock begriffen war. Dieſe Oppoſition gegen den rothen Rock, welcher der Geſchichte zufolge bekanntlich das Abzeigen der Tyrannei iſt, hatte den liberalen Karnevalsfreunden gefallen und ſie beſchäftigten ſich daher, bloß um den rothen Rock zu ärgern, auf das Eifrigſte mit Ehrenbezeigungen gegen den ſchwarzen Rock, ohne ſich zu fragen, ob dieſer nicht ebenfalls ein Symbol der Tyrannei, vielleicht gar des Todes ſei. Sie hatten alle mögliche Röcke, wenigſtens hundert an der Zahl, aus jedem Säkulum und jeder Ge-

ſchichtsentwickelung im Karnevalslokale aufgehängt, und als Gebieter von allen ſollte der ſchwarze Rock über die ganze Verſammlung gehängt werden. Hinter jedem Rock ſollte ſich ein Karnevalsmitglied verſtecken und im Sinn deſſelben eine Rede halten, dem ſchwarzen Rock aber war dabei das erſte und das letzte Wort zugedacht. Dieß war die Idee des Stücks, das am andern Tag aufgeführt werden ſollte.

Lord Waterford, von Hauſe aus eine proteſtirende Natur, hatte wenig Geſchmack an dieſer Verherrlichung des ſchwarzen Rocks. Er opponirte daher auf das Kräftigſte, ohne aber die Kölner von ihrer dummen Lieblingskaprice abbringen zu können. Es war unterdeß ſpät in der Nacht geworden und man hatte ſich in große Hitze geſprochen und getrunken. In dieſem Zuſtande paſſirte die Geſellſchaft auf dem Heimgang den ſogenannten Steinweg, eine Straße in der Nähe des Heumarktes.

In dieſer Straße ſteht an der Hausthüre eines Gewürzkrämers ein ſeltnes Kunſtwerk der Skulptur. Wie ſo oft die Anerkennung an dem ſtillen Verdienſt vorübergeht, um ſich dem Scheinverdienſt auf dem lauten Markt zuzuwenden, ſo hat auch

jenes Kunſtwerk bisher gar keine Beachtung gefunden und ſelbſt der große kölniſche Kunſtkenner Ernſt Weyden hat ihm keine Aufmerkſamkeit geſchenkt. Dem geübten Blick des Lords Waterford aber fiel in der Mitte der Nacht auf, was Anderen am hellen Tag entgangen war. Die Büſte iſt eine aus Stein gehauene, ritterliche Figur von etwa 4—5 Fuß Höhe: Arbeit, Geſchmack, Ausdruck — Alles ausgezeichnet. Der ausgezeichnetſte Theil derſelben aber iſt eine etwa ſechs Zoll lange Naſe von markigſter Kraft, welche der vorſorgende Künſtler — ſein Name iſt leider verloren gegangen, wie der Name des Dombaumeiſters — aus Eiſen verfertigt hat, damit ſie dem Nord- und Weſtwind der Zeit Trotz bieten könne. O du ſchöne, ſeltne, ausdrucksvolle Naſe! Sie war ſanft gerötbet von dem veredelnden Reſt der Jahrhunderte und ragte mit ſtummer, geheimnißvoller Beredſamkeit in die Nacht hinaus. So ſtand der Lord vor ihr in andächtige Betrachtung verloren, und die übrige Geſellſchaft ſtellte ſich in neugieriger Feierlichkeit um ihn her. Es war, als ob die Naſe Leben erhalten habe, als ob ſie athme und durch ihre Oeffnungen ſich mitunter ein tiefer Seufzer aus der Bruſt des ſteinernen Unbekann-

ten hervorstehle. Plötzlich stürzte sich der Lord mit schluchzender Rührung über die Büste hin, umarmte sie, küßte die geistvolle Nase und rief: „So sind' ich dich endlich an diesem Orte, du vielgeschmähter, vielverfolgter, edeler Geist! Wer hätte es gedacht, daß mir das Glück aufgespart sei, dich zu retten und zu rächen! Komm' in meine Arme, begleite mich, und ich werde dir den Platz anweisen, welchen das Volk deinem Verdienste bestimmt, der Geist der Finsterniß aber die vorenthalten hat! Seht, meine Freunde, setzte der Lord mit Begeisterung hinzu, dieß ist die berühmte Büste des edlen Byron, welche noch vergebens auf ihren Einzug in die Westminsterhalle wartet. Lassen wir dem großen Mann sein Recht widerfahren und statt der Inthronisation des schwarzen Rocks stellen wir morgen die Büste Byron's in eurem großen Westminsterdom auf!"

Die interessante Entdeckung und der kühne Vorschlag des Lords elektrisirte die ganze Gesellschaft, und man beschloß, die Inthronisation des schwarzen Rocks aufzugeben und Lord Byron nach Westminster zu bringen. Sogleich wurden die einzelnen Rollen des Akts vertheilt und Einer aus der Gesellschaft, ein Maler, erhielt den Auftrag,

eine Fahne für den Domkrahn, auf dessen Plateau schon mancher romantische Trunk gethan worden ist, mit der karnevalistischen Aufschrift „*Potatori!*“ anzufertigen. Der Lord übernahm es, die Festrede zu halten. Um dieselbe aber gehörig einstudiren zu können, wollte er den Helden des Festes von Angesicht zu Angesicht in seiner Nähe behalten und lud daher die Büste Byrons auf seine Schultern.

Tückisches Schicksal! Vornirte, neidische, ingrimmige Macht! In schwarze Mäntel gehüllt, als ständen sie im Dienst des schwarzen Rocks, kamen plötzlich ein halbes Dutzend jener mit Stöcken bewaffneten Männer der Sicherheit, welche zu Köln sich bei Nacht in den Straßennischen verstecken, hervorgestürzt und sprengten die begeisterte Byronsgesellschaft auseinander. Alles floh. Nur der hochherzige Lord Waterford hielt Stand. Wie konnte er erwarten, daß man seine edle Absicht verkennen und ihn als Dieb des „steinernen Mannes“ attaquiren werde? Und doch geschah es so. Seinen verehrten Byron auf der Schulter mogte er versichern, was er wollte, mogte er von Pantheon und von Westminster sprechen — genug, die Männer der Sicherheit bemächtigten

ſich ſeiner und ſchleppten ihn mit ſammt ſeinem Byron in das ſtädtiſche Gefängniß, „Violine“ genannt. Da ſaß er nun mit dem Sänger des „Don Juan“ und des „Ritter Harold“ auf der „Violine!“ Daß er die ganze Nacht kein Auge ſchloß, wird man begreifen können. Namentlich aber ſtörte ihn eine ſchreckliche Muſik, welche aus den unterſten Löchern des Gefängniſſes herauftönte. Sie rührte von den Geiſtern jener zwei Zenſoren her, welche einſt, mit der Bekriegung der Geiſter in der „Rheiniſchen“ und „Kölniſchen“ Zeitung noch nicht zufrieden, die verſcheuchten Muſen ſogar in den Schlupfwinkeln der kölniſchen Aspaſien aufſuchten und an deren Thüren und Fenſtern ein ſolches Talent zur Nachtmuſik verriethen, daß man ſie bis zum andern Tag ſtatt der Zeitungen die „Violine“ ſtreichen ließ. Und dieſer Geiſt des Streichens hat ſich ſeither nicht mehr aus der „Violine“ verloren und verfolgt bei Nacht deren unglückliche Bewohner.

Am andern Tag kam Lord Waterford in's Verhör und jetzt zeigte ſich erſt, in welche Gefahr er ſich verwickelt hatte. Man kam nämlich durch Signalements und Steckbriefe auf den Verdacht, daß er ein landesflüchtiger „Erreger von Mißver-

gnügen" sei und machte Anstalten, ihm einen unübersehbaren, pennsylvanischen Kriminalprozeß anzufertigen. Seine Geistesgegenwart rettete ihn. „Für meine Freilassung, mache ich mich anheischig, ein Lösegeld zu zahlen, wie es noch nie gezahlt worden ist. Ich disponire über zwei Personen, welche im Stande sind, das ganze Vaterland zu ruiniren, und diese Personen liefere ich Ihnen aus, wenn Sie mir die Freiheit schenken. Wollen Sie wissen, was das für Personen sind? Es sind landesflüchtige Demagogen!"

„Demagogen!" riefen die Inquirenten erschüttert aus. „Geben Sie her Ihre Demagogen und Sie sind frei!"

Lord Waterford führte die ganze Inquisition zu seinem Gasthof. „Um Ihnen zu zeigen, meine Herren, sprach der Lord, von welcher gefährlichen Art meine Demagogen sind, lasse ich durch meinen Wirth bezeugen, daß denselben gestern zu Bekösti-gung zweihundert Bibeln und zur Unterhaltung sechshundert Nibelungen in ihren Behälter geworfen worden sind, — und nun schauen Sie!"

Die Inquisition fiel beinahe vor Schreck und Staunen in Ohnmacht, denn sämmtliche Bibeln und Nibelungen waren mit Stumpf und Stiel

konsumirt! Man ließ den Barrikal und den Spitz sofort durch die bewaffnete Macht festnehmen und nach Pennsylvanien bringen. Den Lord aber entließ man unter vielen Danksagungen.

Lord Waterford hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich über die Grenze zu machen, wo er den Ausgang der Sache abwarten wollte. Schon am andern Tage sah er auf der Eisenbahn seinen Spitz und Barrikal ebenfalls anlangen, über die Grenze eskortirt von dem siebenzigjährigen Weibe eines Polizeidieners. Sie berichteten, daß man ein entsetzliches Gewitter von Untersuchungen über ihrem Haupte zusammengezogen, als man aber ihr Gebiß untersucht und ihr schwarz-rothgoldenes Unterfutter gesehen, habe man sie sofort für „durchaus unschuldig" erklärt und freigelassen unter gewaltigem Schimpfen über den Lord, welcher die Inquisition so landesverrätherisch betrogen habe.

VI.

Die Anadyomene des Bodenſee's.

Der Zufall iſt der Kuppler der Romantik und der Reiſegefährte der Vagabunden. Und ein Vagabunde? Wer wollte ſich ſchämen, einer zu ſein! Es wird eine Zeit kommen, wo alle Menſchen Vagabunden ſein werden. Was in den Zeiten der Polizei Ausnahme iſt, wird in den Zeiten der Freiheit Regel ſein; was die Philiſtermeinung jetzt in den Bann thut, wird einſt der kulturrechtliche Charakter freier Menſchen werden. Die Invaliden hinter den Feſtungsmauern der Polizei glauben einem freien Menſchen Alles zur Schmach angethan zu haben, wenn ſie ihn einen Vagabunden nennen; die Thoren fühlen nicht, daß ſie in der Freiheit der Andern nur ihre eigene Sklaverei

beſchimpfen. Beneidenswerthes Glück, erhabener Stolz, ſich als Hüter an den Rand des Baches oder der Miſtpfütze zu ſetzen beim Anblick des unermeßlichen Meeres! Wenn die Menſchen uns nicht an die Kette feſſeln, ſo feſſeln wir ſelbſt uns an die Erdſcholle und ſchaffen uns Pflichten gegen Sand und Steine. Der wahre Menſch — freilich der Menſch der Zukunft, der in der Gegenwart keine Anerkennung findet — weiß nichts von einer Heimath, wo nicht die Freiheit ſie ihm bereitet, und ſollte er als ewiger Jude der Freiheit nachrennen müſſen, er wird nicht an dem Heimathsrecht auf die ganze Erde verzweifeln. Ja, die Erde iſt die gemeinſame Wohnung aller Menſchen und der gemeinſame Tummelplatz aller Kräfte! So lang wir die Menſchen und die Kräfte noch an die Pfähle binden, womit wir die Erde in Gefängniſſe abtheilen, ſind wir Philiſter, höherer und niederer Ordnung. So lang wir das Recht, das jeder Menſch auf die Erde hat, nicht zu verwirklichen wiſſen, ohne die Ziviliſation zu gefährden, ſind wir Stümper in der Ziviliſation. Glücklich der, welcher die Zeiten der menſchlichen Befreiung wenigſtens zu einem kleinen Theil vorwegnehmen kann! Der Vagabunde thut es, er,

den kein Schneckenhaus der Heimath mehr belästigt, keine Stallfütterung der nationalen Zünftigkeit mehr zurückzieht, keine Hundehütte der Polizei festhält. Schüttelt das Vorurtheil ab, das sich einen Vagabunden nur denken kann mit langen Fingern in fremden Taschen oder mit dem Dolch des Wegelagerers auf der Brust seines Mitmenschen! Eure Kultur hat ja längst das Mittel erfunden, auch die Besten zu Vagabunden zu machen. Drum, ihr Polizisten und Philister: es leben die Vagabunden! Und, ihr Vagabunden, es lebe der Zufall!

Zufall, ich bete zu dir, wie Andere zu ihrem Herrgott. Ich bitte dich nicht bloß um das „tägliche Brod" und die „Vergebung meiner Schuld", nein lasse mich verhungern und köpfen, wenn du mir nichts Besseres bringen kannst. Aber um etwas Andres bitte ich dich, das die Christen in ihrem Vaterunser vergessen haben: lasse mich mitunter einen Menschen, einen ganzen Menschen finden, einen Menschen, der nicht unverständig ist vor Gefühl und nicht gefühllos vor Verstand; der sich seiner Menschlichkeit nicht schämt und nicht schamlos ist vor Rohheit; der nicht zu „zivilisirt" ist zur Lebenslust und vor Lebenslust nicht flach;

der Geiſt hat, ohne charakterlos, und wahr iſt, ohne einfältig zu ſein; der poetiſch genug iſt, um mit dem Quark des alltäglichen Lebens unzufrieden zu ſein, aber auch vernünftig genug, um keinem Utopien nachzujagen; der romantiſch genug iſt, um Sinn für die Ritterlichkeit des Geiſtes und Charakters zu haben, aber auch geſund und klar genug, um kein vorzeitlicher Romantiker zu ſein; der Materialiſt, ohne gemein, und innerlich frei iſt, ohne frivol zu ſein; der Natur iſt durch und durch und doch nicht ungenießbar vor Natur; der die Flügel ſchwingt vor Luſt nach dem Idealen und doch kein Phantaſt iſt vor Idealität. Weißt du keine Männer zu finden, ſo führe mich zu Weibern, aber nicht häßlich laß ſie ſein und nicht zu vornehm.

Er hat mich erhört, der treffliche Zufall. Er hat mich zuſammengeführt mit einem ſeltenen Weibe, das ich für das ſchönſte Europa's erkläre: mit der Anadyomene des Bodenſee's. Wer und was iſt die neue Anadyomene? Sie iſt — wer hätte es erwartet? — eine Teutſche, iſt eine Tochter des teutſchen Griechenlands, iſt aus den geſegneten Landen des teutſchen Königs Ludwig. Doch glaube Keiner, es ſei auf teutſchem Boden

geweſen, wo mir der Zufall ein ſo ſeltenes Zuſammentreffen bereitete. In den Landen der Polizei kann es ſelbſt keinen Zufall geben, denn der Zufall iſt ein Sohn der Freiheit.

Der Reiſegefährte der Vagabunden führte mich in die Thäler und Wälder der ſüdlichen Ufer des Bodenſee's. Der Frühling verkündete ſeine Ankunft. Von ſeinen grünen Boten war noch keiner erſchienen, aber die Gährung ſeiner belebenden Kräfte weckte ſchon die Zweige der Bäume aus ihrer winterlichen Erſtarrung und ſchwellte die Adern humanitäterfüllter Vagabunden. Die Luft war friſch und doch milde, und nicht bloß das, ſie war auch frei. Meine Lunge dehnte ſich und wogte, ſie ſchlug mit ihren Flügeln, wie ein eingeſperrter Vogel. Der Weg führte mich bald über Höhen, von denen ich in der Ferne den Spiegel des Bodenſee's glänzen ſah, bald durch duftige Tannenwälder, bald durch anmuthige Thäler. Das Ziel meiner Fußwanderung war ein kleiner Ort, wo ich am Abend die Poſt zu treffen gedachte, um bis zum nächſten Morgen wieder in dem „frohmüthigen" Zürich zu ſein. Der Ort lag in einer breiten Thalebene, welche nach einer Seite hin von einem blinkenden Flüßchen, nach

der andern von waldgekrönten, auf der Flanke mit Reben bedeckten Bergen begrenzt war. Es lag auf dieser Gegend jener Charakter idyllischer Anmuth und Befriedigung, welcher das Herz empfänglicher Menschen mit lebensmuthiger Lust und mit poetischem Wohlwollen erfüllt. Es gibt Gegenden, welche Tage lang die Gesellschaft ersetzen können. Fehlen die Menschen, mit welchen der Mensch in Gedanken und Empfindungen gemeinsame Sache machen kann, so wendet er sich gern zurück an die Gesammterhalterinn und Quelle des Lebens, an die Natur. Hat er in ihr aber einen Ort gefunden, wo er sich wohl fühlt, so sehnt er sich um so mehr, ihn mit Menschen zu theilen, die im Stande sind, seine Gedanken einzutauschen und seine Empfindungen zu erwiedern.

Mit wem sollte ich auf meiner einsamen Wanderung oder in der leeren Wirthsstube Gedanken und Empfindungen austauschen? Und doch war ich sehr gesellig gestimmt und ungewöhnlich aufgelegt, mich auf das Leben einzulassen. Ich kehrte zunächst in eine Schenke ein, um mich auszuruhen. Doch das Ausruhen ist ein prosaisches Geschäft. Sollte ich mich aber langweilen? Nur die Narren langweilen sich. Ich fragte den Wirth

nach seinen Weinsorten. Er empfahl mir seinen „alten," der an dem Seitengeländer der anmuthigen Berge gewachsen war, an welchen die Straße mich vorübergeführt hatte. Der „alte," obschon er gleich den meisten Schweizerweinen ein wenig nach der Mutter Natur schmeckte, war ein ganz guter Gesellschafter und ein trefflicher Vermittler zwischen mir und meinen Umgebungen. Ich habe noch immer gefunden, daß es kein besseres Mittel gibt, sich mit dem Geist der Natur völlig vertraut zu machen, als den Umgang mit dem Geist, den sie in tropfbarer Gestalt produzirt. Als ich zwei Schoppen von dem „alten" meines rothwangigen Wirths getrunken hatte, war ich heimisch bei den Menschen wie bei der Natur, die mich umgaben.

Der Abend begann zu dämmern. Ich hatte mich hinlänglich erholt, und um meine Zeit so gut wie möglich zu benutzen, trat ich noch eine kleine Wanderung durch die Straßen und nächsten Umgebungen des Ortes an. Als ich eben im Begriff war, in mein Absteigequartier zurückzukehren, faßte mich Jemand — es war der Herr Zufall — an der Hand und bat mich, das große Plakat anzusehen, das dort den Fensterladen des

gelben Wirthshauſes zierte. Ich ging und las: „Groſſes Panorama der Natur und Menſchheit!“ Dieſe Entdeckung verſprach mir mehr, als ich in der Verlaſſenheit dieſer Gegend irgend hätte erwarten können. Eben beſchäftigt mit der Natur und der Menſchheit ſollte ich ſie nun auch in Bildern der Kunſt mir vorüberführen ſehen! Ich trat alſo hinein. Als ich in der Wirthsſtube nach dem Beſitzer des Panorama fragte, präſentirten ſich mir ein kleiner, ältlicher, ſchneiderartiger, verſchrumpfter Mann mit einer köſtlichen Künſtlerſüffiſance in Haltung und Sprache, nebſt ſeiner geliebten Ehehälfte, einer tonnenartigen Marketenterinnenfigur mit glänzendem, ſpeckgelbem Antlitz, welches überdieß mit einem räucherigen Hauch kosmopolitiſcher Zigeunerhaftigkeit angeblaſen war. Wer nicht durch das vielverſprechende Panorama allein wäre eingeladen worden, den hätte die Gelegenheit, ein ſolches Ehepaar in künſtleriſcher Funktion zu ſehen, zum Eintritt in dieß Theater vermögen müſſen. Ich konnte mich nicht enthalten, dem Künſtler und ſeiner Gattin von vorn herein mein Wohlgefallen durch eine angemeſſene Titulatur zu erkennen zu geben, indem ich ihn zum Theaterdirektor und ſie zur

Frau Direktorinn machte. Das Selbſtgefühl des Künſtlers hatte gegen dieſen Titel nichts einzuwenden und der Ausdruck ſeiner Miene ſchien höchſtens zu ſagen: wenn du auch vielleicht Scherz treibſt, ſo erlaubt mir doch mein Verdienſt, deine Worte als Ernſt aufzunehmen; jeden Falls wird dir das Scherztreiben vergehen, ſobald du meine Leiſtungen kennen gelernt haſt. Die Direktorinn dagegen konnte ſich eines verſchämten Lächelns nicht enthalten und auf ihrem glänzenden Antlitz ſtanden ganz leſerlich die Worte geſchrieben: „Der Herr ſeind ſehr gietig!“

Der Herr Direktor nebſt Gattin entfernten ſich, um im obern Stock auf dem Tanzſaal, wo ſich das Panorama befand, die Lichter anzuzünden und Alles zur Beſichtigung bereit zu machen. Die Vorbereitungen dauerten ziemlich lang. Während dieſer Zeit ging ich in der dunkeln Wirthsſtube auf und ab, von Zeit zu Zeit einen Blick auf die zwei oder drei Geſtalten werfend, welche in den Ecken umherſaßen oder ſtanden. Es war die Wirthinn mit ihrem Kinde, ein alter Handwerker hinter ſeinem Schoppen und ein fremdes Frauenzimmer, das bei meinem Eintritt ſich vom Fenſter weg in die Ecke neben dem großen Steinofen

geſtellt und von dort aus in der Stille meine Unterhandlungen mit dem Theaterdirektor beobachtet hatte. Bei dem dämmerigen Licht, welches durch die niedrigen Fenſter in die braunbewandete Stube drang, hatte ich ihr Geſicht nicht näher betrachten können, nur waren mir bei einem flüchtigen Blick die regelmäßigen Umriſſe deſſelben aufgefallen.

Nach einiger Zeit kam die Frau Direktorinn mit einem Licht herab, um ihrem hohen Gaſt anzukündigen, daß das Stück beginnen könne. Ich empfand eine ſeltſame Ueberraſchung, als der Schein ihrer Kerze die Ecke neben dem Steinofen beleuchtete. Gibt es hier einen Phidias oder Praxiteles, der aus künſtleriſcher Kaprice in dieſem Winkel eine Büſte der Venus verborgen hat? Zum Glück fiel mir ein, meine Ueberraſchung dadurch zu verbergen, daß ich die ſchöne Unbekannte fragte, ob ſie nicht ebenfalls Luſt verſpüre, die Leiſtungen des Herrn Direktors zu bewundern? Mit dem Ton einer naiven Wehmuth, der mich betrübt haben würde, wenn nicht ſofort eine liebreizende Munterkeit ſie wieder verdrängt hätte, antwortete die Unbekannte: „es koſtet zu viel!“

„Es koſtet zu viel!" Dieſe Antwort nöthigt mich, der ferneren Erzählung ein Paar Worte über die Verhältniſſe der Anadyomene, wie ſie von nun an heißen ſoll, vorauszuſchicken. Daß ſie keine Gräfinn oder Baroneſſe iſt, wird man ſich ſchon gedacht haben; ſie iſt aber auch nicht einmal eine gräfliche Förſterinn oder Pächterinn. Anadyomene, jetzt drei und zwanzig Jahre alt, hatte als ſiebenzehnjähriges Mädchen in ihrer baieriſchen Heimath einen ſchweizeriſchen Handwerker kennen gelernt, welcher ſie nach kurzer Bekanntſchaft als Frau in ſein Vaterland führte. Als er Vater zweier Kinder geworden war, reichte ſeine Arbeit nicht mehr zur Erhaltung der Familie aus; ſeine Frau wurde daher genöthigt, ebenfalls auf Erwerb bedacht zu ſein und dazu fand ſie nur Gelegenheit, indem ſie mit Handarbeiten ihres Mannes und einigen hinzugekauften Waaren hauſirend die benachbarten Dörfer beſuchte. Dieß Geſchäft hatte ſie auch in den Ort geführt, wo ich ſie kennen lernte. Das Haus, worin der Theaterdirektor ſeine Bühne errichtet hatte, war ihr Gaſthof, in dem ſie — welcher Luxus! — für einen Batzen übernachtete. Für einen Batzen! Sie würde in Paläſten übernachten, wenn das

Unglück sie, statt in die Arme eines Handwerkers, in die Arme eines Prinzen geführt hätte. Ein Weib, für deren Kuß ein allgeliebter Landesvater den Reichthum einer halben Unterthanenschaft hergäbe, schleppt eine Last von Kramwaaren durch Wind und Wetter über Berg und Thal umher, müht sich ab wie eine Sklavinn, übernachtet für einen Batzen in einer Fuhrmannskneipe und überwindet sich bei einer seltnen Gelegenheit, auf den Anblick eines Schauspiels zu verzichten, das ihre kindliche Neugier schon bis auf's Höchste gereizt hat, denn — „es kostet zu viel," es kostet abermals einen Groschen. Deutet denn das auf Ordnung in der Welt? Gibt es denn keinen Prinzen oder Kaufherrn von Geschmack mehr, der die Ordnung herstellt, das schönste Weib Europa's aus seiner Noth erlöst und die Gnade hat, sie zur Hure zu machen? Wünscht Niemand ihre Adresse? Für zehn Millionen verkaufe ich sie.

Doch man weiß noch nicht Alles. Anadyomene ist unglücklich und hat in wenigen Jahren schon mehr gelitten, als hundert andere in ihrem ganzen Leben. Ich habe es nicht verrathen wollen, um sie zu schonen, kann es aber nicht länger verschweigen. Ihr Mann ist der Aufgabe, durch

anhaltenden Fleiß eine Familie zu erhalten, nicht gewachsen gewesen, er ist liederlich, ist ein Säufer geworden, er mißhandelt sogar seine Frau thätlich und — Anadyomene muß durch Sparsamkeit und Anstrengung einholen, was der Unwürdige versäumt, ja sie muß nicht blos ihre beiden Kinder sondern auch ihren Mann ernähren! Sie ist mit feuriger Lebenslust und blühenden Hoffnungen in das Leben getreten, das zeigen schon beim ersten Blick ihr Auge, ihre Züge, ihr ganzes Wesen; und nun hat sie nichts gefunden als ein Leben voll Kummer und Noth und hat schon an der Grenze der Jugend vielleicht für immer ihr schönes Haupt unter das Joch des Elends beugen müssen. Und dennoch ist ihr froher Muth nicht erlegen und die Kraft ihrer Entsagung überwindet das Härteste. Nicht einmal eine Klage kommt über ihre Lippe, sie verbirgt vielmehr ihr Unglück, und erst als ich durch die Wirthinn über ihre Verhältnisse unterrichtet war, stand sie mir Rede auf meine theilnehmenden Fragen. Sie ist eine von jenen ächten weiblichen Naturen, welche den Drangsalen des Lebens durch eine unverwüstliche Laune trotzen, ohne die wahre Tugendhaftigkeit einzubüßen, und deren Frohsinn nicht durch das

Unglück Gefahr läuft in ordinairen Leichtsinn umzuschlagen. Wünscht noch Jemand ihre Adresse? Ich lasse sie jetzt schon billiger, ich verkaufe sie für eine Summe, welche hinreicht, um Anadyomene von ihrem Mann scheiden zu lassen und sie mit ihren Kindern vor Noth und Sorgen zu sichern.

„Es kostet zu viel!" Ich beruhigte Anadyomene wegen der großen Kosten und bat sie, an dem Schauspiel des Direktors Theil zu nehmen. Sie zierte sich nicht und begleitete mich nach kurzem Bedenken. Doch es wäre sündhaft, wollte ich in meiner Beschreibung die Bilder des Theaterdirektors dem Bilde vorausgehen lassen, welches mich durch sein bloßes Erscheinen das ganze Panorama hätte können vergessen machen. So sei es denn gestanden, daß Anadyomene in meinen Begriffen von Schönheit eine wahre Revolution hervorgebracht hat. Ich habe schon manches schöne Weib gesehen, aber weder im Leben, noch an einem Gemälde, noch an einer Statue habe ich die gemeißelte Regelmäßigkeit der Züge, die edle Zierlichkeit der Formen und den liebreizenden Ausdruck vereinigt gefunden, welche das Gesicht der armen Anadyomene auszeichnen. Sie gehört nicht

zu den sogenannter frappanten Schönheiten, denn weder rabenschwarzes Haar, noch große Augen, noch feurige Wangen machen auf sie aufmerksam. Ihr Haar ist braun, ihre kastanienbraunen Augen sind von gewöhnlicher Größe und ihre Wangen nur von einer leichten Röthe überflogen, so daß ihre Schönheit bei dem wenig veredelten Geschmack ihrer Umgebung vielleicht gar nicht zu besonderer Anerkennung gelangt ist. Aber sie ist wie ein verkörpertes Ideal griechischer Künstler, veredelt durch eine germanische Zugabe. Eben ein gewisser griechisch-germanischer Charakter der Cypris war es, wodurch ihre Erscheinung mir sofort auffiel, und deshalb habe ich sie auch Anadyomene genannt. Ich mogte an ihr betrachten, was ich wollte: jede Einzelnheit war für sich so vollkommen, wie der ganze Kopf. Vor den griechischen Köpfen hatte der ihrige aber den Vorzug einer höhern und gewölbteren Stirne. Wenn etwas an den griechischen Idealen fehlt, so ist es der Ausdruck der geistigen Regsamkeit und Unternehmungslust. Unsrer Anadyomene fehlt dieser Ausdruck nicht und das Holde, Gewinnende ihres Gesichts erhält eine kräftigende Erhöhung durch die kecke und doch gemüthliche Schalkhaftigkeit,

welche mitunter darin aufblitzt. Die alte Venus war nicht witzig und humoriſtiſch genug; unſrer Anadyomene ſieht man an, daß ſie Beides ſein kann. Doch vergeſſen wir ihren Wuchs nicht. Er war ebenfalls der Größe wie den Formen nach der Wuchs der Venus. Trotz ihrer nachläſſigen, ländlichen Kleidung, welche eher zur Verdeckung als zur Schauſtellung der Schönheit erfunden zu ſein ſchien, entging meinem aufmerkſamen Kennerblicke ein Schwung und eine Ueppigkeit der Formen nicht, die meiner Phantaſie das Geſchäft ſehr leicht machten, ſich das Ideal einer Venus ganz vorzuſtellen, und die Manchem Zweifel einflößen könnten, ob das äſthetiſche Intereſſe, welches ich an dieſer Schönheit, und das humane, welches ich an ihrem Schickſal nahm, beſtändig das überwiegende geweſen ſei. Wer unterſteht ſich, mich hierüber auszufragen? Ich würde mit der Frage antworten: glaubt ihr, ich ſuche eine Ehre darin, ein fühlloſerer Klotz zu ſein, als ihr? Glaubt ihr, ich werde die Farbe des Veilchens bewundern und ſeinen Duft verabſcheuen? Ich für meinen Theil mag meine Menſchennatur nicht durch eine unſinnige Heuchelei entſtellen, ich ſuche am Weib in jeder Beziehung

das Weibliche, verhärte mich in keiner Beziehung gegen deſſen Reize und finde keinen Geſchmack an Weibercharakteren, welche man durch Zutheilung abſtoßender oder durch Hinwegnahme anziehender Eigenſchaften zu Idealen machen will. Weder eine Diana oder Pallas, noch eine Maria oder „Neue Heloiſe," noch ſonſt eine unnatürliche oder krankhafte Figur der Mythologie und Romane, der Poeſie und Malerei, ſondern die friſche, lebenvolle, liebeweckende und liebeverheißende Venus allein führt mich, eine edle Geiſtigkeit vorausgeſetzt, zu einem Ideal des Weibes. Die Körperlichkeit, die Sinnlichkeit iſt bei ihm natürlich kein Nebenelement, da der Liebreiz ſeine Haupttugend iſt. Deshalb ſcheint mir auch die Venus Urania eine verfehlte oder überflüſſige Figur zu ſein, denn man ſoll, wie nirgendwo, ſo am Wenigſten beim Weibe die Geiſtigkeit und die Sinnlichkeit trennen wollen. Zwiſchen der Venus Urania und der Vulgivaga gibt es noch einen mittleren Platz auszufüllen. Neben der ſinnlichen Liebenswürdigkeit der Weiber beſteht freilich auch eine von ihr unabhängige, bloß innere, die Liebenswürdigkeit der Herzensgüte. Aber bei dieſer Liebenswürdigkeit, welche ſich von der ſpezifiſch

weiblichen in die allgemein menſchliche verliert, kann ich für meinen Theil, wenn ſie allein ſteht, es bloß zur Verehrung bringen; ſie kann Freundſchaft einflößen, nicht Liebe. Finden ſich beide Liebenswürdigkeiten beiſammen (wie es z. B. bei unſrer armen Anadyomene der Fall iſt), ſo „hat das Herz Alles, was es begehrt"; ſoll ich aber zwiſchen der bloßen Liebe und der bloßen Verehrung, alſo zwiſchen der Geliebten und der Freundinn wählen, ſo werfe ich mich, denn die Liebe, die Geſchlechtsliebe iſt das Band zwiſchen Mann und Weib, ohne Bedenken der Venus in die Arme und laſſe dem guten Geſchmack des ganzen Menſchen ſein Recht wiederfahren, ſoweit nicht eine wirkliche Pflicht Anſprüche auf — „Tugend" macht. Göthe ſagt mit Recht: „ohne die Liebe wäre die Welt nicht die Welt"; wie ſollte denn ohne die Liebe das Weib noch Weib ſein? Und wie ſollte der ein Mann ſein, der die Weiber verehrt — „ohne die Liebe", die ganze Liebe? Wer ein Knecht der Venus iſt, den verachte ich, wer gegen die Reize der Venus ſtumpf iſt, den bedaure ich. Wer die Weiber nicht liebt, iſt kein Mann, und wer kein Mann iſt, kann auch kein Menſch ſein. — Doch vergeſſen

wir über der Liebe ihre neue Repräsentantinn nicht.

Also Anadyomene hat einen schönen Kopf und einen schönen Wuchs; aber sie hat auch noch eine dritte Eigenschaft, bei deren Beurtheilung man in der Regel zu blind oder zu nachsichtig ist, nämlich jene reine, weißzähnige, vollständige Gesundheit, ohne welche der Begriff wahrer Schönheit nicht bestehen kann. Der verweichlichte oder raffinirende Geschmack läßt sich so oft durch Erscheinungen fesseln, welche nur die Wirkungen krankhafter Ursachen sind. Eine „interessante Bläße", ein „schmachtendes Auge" u. s. w. erscheint Manchem als ein höchstes Attribut der Schönheit, während ein gesunder Geschmack und Blick sofort die Folgen und Nebeneigenschaften zu beurtheilen weiß, welche mit solchen Attributen in der Regel zusammenhängen. Eine allgemeine Doktrin läßt sich über dies delikate Thema nicht gut aufstellen; man muß es dabei auf die Beurtheilung des besondern Falles ankommen lassen. Bei unsrer Anadyomene bietet sich ein solcher Fall dar. In's Einzelne gehen kann ich aber bei ihr nicht; genug, sie war schön und war gesund, gesund von Kopf, gesund von Herzen, gesund von

Körper, gesund und rein wie eine Blume des Frühlings.

Anadyomene, da stehst du schüchtern und anspruchlos in deiner Schönheit, von der du selbst nichts weißt, und der ungestörte Anblick dieser Schönheit muß mir zu Theil werden für ein Paar Batzen! Du begreifst das Interesse nicht, das der fremde Mann dir beweis't, du machst deine große Armuth und Verlassenheit zum Maßstab der Güte, die du ihm zuschreibst, und in seiner Gesellschaft erhebt dich der Anblick von geschmacktödtenden Bildern, die ein gemeiner Pfuscher dir vorführt, hoch über das Elend, welchem dein junges Leben und deine Schönheit nutzlos zum Opfer wird. Warum konnte der Zufall, welcher mich zu dir geführt hat, keine Gelegenheit schaffen, deinen Geist zu bilden, und keine Mittel, deine Schönheit aus den Klauen der Sorge zu reißen! Anadyomene, gib mir deine Hand! Sie gab mir schüchtern ihre Hand und diese Hand war der einzige Theil, der nicht zu ihrer Schönheit paßte, denn sie war hart und rauh von entwürdigender Arbeit. Anadyomene, woran denkst du, wenn in einzelnen Augenblicken leichte Falten deine schöngeschwungene Stirne verunstalten? „Ach,

man kann es nicht ganz aus dem Kopfe bringen, daß man so viel schaffen muß und immer schaffen!“ Die kleine Freude dieses Abends reichte schon hin, ihr einen mahnenden Abstand neben der Freudlosigkeit ihres sonstigen Daseins zu zeigen und ihre begrabenen Hoffnungen als Gespenster heraufzubeschwören. Doch sie ließ sich dadurch nicht zur Schwermuth verleiten, und wenn eine Wolke an ihrer Seele vorübergeflogen war, lächelte sie wieder, als habe sie niemals kennen gelernt, was Sorge und Unglück ist.

Als der Theaterdirektor uns Hand in Hand an seinen Guckkasten treten sah, ließ er uns im Empfang seiner Komplimente gemeinsame Sache machen, indem er seine Einleitungsrede mit den Worten begann. „Meine hohen Herrschaften, Sie sehen hier die Natur und die Menschheit in der Auswahl!“

Anadyomenens Hand zuckte und sie sah, beschämt über die „hohen Herrschaften“, zu Boden. Um ihr wieder Muth zu machen, warf ich einen Scherz in die Gesellschaft und fragte den Direktor, ob er bei seiner Ankündigung seine Frau mit gemeint habe und ob die zur Natur oder zur Menschheit gehöre? Der Herr Direktor ließ sich

eine Störung seiner künstlerischen Feierlichkeit auf Kosten seiner Ehehälfte gern gefallen und stellte mir frei, wohin ich die Außerordentliche rechnen wolle. So rechne ich sie denn, erwiederte ich, zur Natur. Wollen Sie nicht die Güte haben, uns an der Frau Direktorinn die Wirkung der Vergrößerungsgläser Ihres Panorama zu zeigen und die Zierliche in einen Guckkasten zu stellen? Ich habe heute hinter den Wolken des Horizonts den hohen Sentis nicht zu Gesicht bekommen können. Ihre Frau hinter dem Vergrößerungsglas würde mir für das Schauspiel hinreichenden Ersatz bieten; der Berg Sentis mißt in der Höhe bloß 7000 und in der Breite zwanzig tausend Fuß."

Der Herr Direktor und seine Gattinn lachten sehr wohlgefällig über diese Schmeichelei, als hätten sie sagen wollen: „Der Herr werden sicher die Scherze, die er sich mit uns erlaubt, reichlich bezahlen, das sieht man seiner Stimmung und seinem ungewöhnlich humanen Wesen an." Anadyomene lachte nicht minder und ihr Blick sprach unverkennbar ihr wachsendes Vertrauen zu dem fremden Manne aus. Die Weiber sind die besten Lebensphilosophen und sie schließen sich am Lieb-

ſten dem an, welcher ſie in heitere Stimmung zu verſetzen weiß, vorausgeſetzt, daß er dabei ihnen die Achtung beweiſ't, die ſie verdienen. Zum Weib gehört die Freude wie zur Blume der Frühling. Einer von jenen Narren, welche die Weiber durch Sentimentalität oder Serioſität einzunehmen ſuchen, hätte weder bei der Anadyomene, noch bei der — Theaterdirektorinn das Glück gemacht, das mir wiederfahren ſollte.

Erſtes Bild.

Der Direktor: „Hier ſehen Sie das große Weltmeer. Von den drei Schiffen, die Sie dort erblicken, gehen vier zu Grunde, denn es weht ein fürchterlicher Sturm. Bei dieſer Gelegenheit ſind zweihundert Menſchen umgekommen; bloß zwei wurden gerettet. Das Weltmeer iſt ſo tief wie der Mont-Blanc und ſchmeckt ſalzig. Unten auf dem Grunde wächſt nichts als Ungeheuer und Krallen."

Anadyomene war außer ſich vor Staunen und Bewunderung. Sie meinte, das Weltmeer müſſe noch größer ſein, als der Bodenſee.

Das Weltmeer, ſprach ich, iſt ſo unendlich und tief wie die Liebe. Deshalb haben auch die ſinnigen Alten die Göttinn der Liebe aus dem Meer

emporſteigen laſſen und ſie Anadyomene, die Emporgetauchte, genannt. Andere nennen ſie Venus. Sie iſt hervorgeblüht aus dem Schaum der See, welcher auf den Spitzen der Wogen glänzt, wie der Schnee auf den Alpen, und rein iſt wie eine Blume. Ihr Blick war wie Sonnenglanz auf den Matten und ihr Lächeln wie der Frühling. Wen ſie anſah, den bezauberte ſie, und wem ſie die Hand gab, deſſen Blut wallte wie die Wogen des Meeres. Sie war ſchön genug, um von Allen geliebt zu werden, aber nicht Alle waren weiſe genug, ſie zu lieben. Sie ſtürzte ſich wieder in's Meer, als die Menſchheit begann, altklug und hypochondriſch zu werden. Nach ihrem Tode drängte ſich in ihren Tempel eine ſchwindſüchtige Frau, Namens Maria. Jetzt weinte die Menſchheit, wie ſie früher ſich gefreut hatte, und vertauſchte die Blumen der Freude mit den Dornen des Schmerzes. Daran haben die Narren ſchon achtzehnhundert Jahre lang ihre Herzen aufgeſpießt und geblutet. Aber ſie verjüngen ſich zum zweiten Mal, ſie kommen jetzt wieder zur Beſinnung, ſie waſchen ſich beſchämt die Flecken ihres dummen Blutes ab und ſäubern ſich die vergreinten Augen. Die Nemeſis des

Weltgeſetzes hat es ſogar gefügt, daß die Befreierinn von dem thränenreichen Unſinn in dem Lande erſtanden iſt, wo faſt die meiſten Thränen und das meiſte Blut auf den Altar des „Schmerzenreichen" gefloſſen ſind. In dem Lande Baiern iſt eine neue Göttinn der Liebe erſchienen, welche man die Anadyomene des Bodenſee's nennt, aus deſſen Schaum ſie emporgeſtiegen. Sie wird neues Blut in die gedörrten Herzen gießen, ſie wird die dumpfen Köpfe mit dem Stral ihres Blicks erleuchten und — die Nonnenklöſter in Venustempel verwandeln. Sie wird die griechiſche Anadyomene in die Erinnerung zurückrufen, aber ſie mit der tiefern Innigkeit ihres germaniſchen Blutes bereichern. Haben Sie noch nicht von ihr gehört? Wenn der König Ludwig ſie kennte, ſo würden Sie ihr Bild in Ermangelung eines Spiegels in der Walhalla ſehen können."

Anadyomene verſtand mich nicht ganz und lachte. Der Herr Direktor lächelte ebenfalls und gab ſich die Miene, als verſtehe er mich. Die alte Direktorinn, das verwünſchte Zigeunergeſicht, glaubte mich am Beſten zu verſtehen.

Ich fuhr fort: Auf dem mittelſten der Schiffe, welche hier zu Grunde gehen, erblicken Sie ein

ſchönes Weib mit ſchwarzem Haar und rothem Gewand, das ſich die Hände ringt. Sie war zu Schiff gegangen um ihren Geliebten aufzuſuchen, den die Seeräuber mitgenommen hatten. Den Geliebten, welcher unterdeſſen den Räubern entkommen war, erblicken Sie ihn dort auf dem andern Schiff, welches, auf der Heimkehr begriffen, zufällig demjenigen ſeiner Geliebten begegnet. Sie ſtreckt ihm ſehnſüchtig die Arme entgegen, doch in dem Augenblick, wo er ſie bemerkt, geht er zu zu Grunde. Sie aber wird gerettet von einem teutſchen Flüchtling, der auf ihrem Schiff nach Amerika reiſen wollte; dieß ſind die zwei geretteten Perſonen, von welchen der Herr Direktor geſprochen hat. Was hätten Sie an der Stelle des ſchönen Weibes in Amerika gethan?

Anadyomene ſprach: ich hätte mich todt geweint oder —

Oder mich auch in das Meer geſtürzt, wollte ſie ſagen. Aber ſie beſann ſich, denn Anadyomene war keine Närrinn.

Wiſſen Sie, ſprach ich, was jenes ſchöne Weib that? Sie weinte ſich faſt die Augen aus. Aber ihr Retter tröſtete ſie als treuer Freund und darauf liebte ſie ihren Retter nicht minder, als

ſie den Verlorenen geliebt hatte. That ſie daran recht?

Anadyomene ſprach: Das kann Niemand wiſſen, der nicht ſelbſt in ſolcher Lage geweſen iſt.

Zweites Bild.

Der Direktor: Hier iſt Seine Königliche Hoheit der Herzog von Orleans zu ſehen wie er aus dem Wagen ſpringt, weil die Pferde wild werden; er ſtürzt mit dem Kopf auf einen Stein und —

Ich (ihn unterbrechend): Sie ſehen hier, meine Freundinn, den Kaiſer Olim den Großen, wie er den Hals bricht.

Der Direktor (beleidigt): Es iſt der Herzog von Orleans —

Ich: Olim der Große war —

Der Direktor: Sie erlauben, ich muß das beſſer wiſſen, es iſt der Herzog von Orleans, der Sohn von —

Ich: Verzeihen Sie, Herr Direktor, ich habe Olim den Großen perſönlich gekannt und dieß Bild gleicht ihm auf ein Haar. Alſo, meine Freundinn, Olim der Große war ein großer Narr und Despot. Er glaubte der größte Kopf ſeiner Zeit zu ſein und Alles beſſer zu wiſſen,

als andre Leute; dabei hatte er einen so kurzen Hals, daß er sich einbildete, er könne nicht geköpft werden, wie es andern Despoten begegnet ist, und deshalb regierte er mit seinen dummen Ministern drauf los wie besessen. Aber mit seinem Hals verrechnete er sich wie mit seinem Kopf. Der Wagen, den Sie hier sehen, ist der Staat; die zwei Lakaien sind die Minister des Innern und des Kultus; die wild gewordenen Pferde sind das Volk. Olim hatte dem Volk die Zügel zu scharf anziehen lassen, deshalb wurde es unruhig, ging ihm durch und zeigte ihm an diesem Prallstein, daß man einen Hals, der zu kurz ist, um geköpft zu werden, desto leichter brechen kann. Da liegt Olim nun mit gebrochenem Hals. Sehen Sie den gebrochenen Hals! So sieht ein gebrochener Kaiserhals aus. Sehen Sie gern einen gebrochenen Kaiserhals? Mögten Sie lieber einen gebrochenen oder einen ungebrochenen Kaiserhals umhalsen? Ha! Sie an einem Kaiserhals! Ich würde Sie mit diesem Uhrschlüssel erschießen. Dort im Hintergrund sehen Sie eine schwarze Gestalt um die Ecke eilen, die aussieht wie ein wildes Schwein. Es ist aber der Teufel, der heraneilt, um Olim den Großen zu holen.

Glauben Sie an den Teufel? Es gibt natürlich so wenig einen Teufel als sein Gegentheil, aber man kann ihn im gewöhnlichen Leben noch nicht entbehren, wenn man gewisse Leute will holen lassen. Frau Direktorinn, was halten Sie vom Teufel? Sie sind jeden Falls vor ihm sicher, denn wollte er Sie holen, so müßte er so viel Gehülfen mitbringen, daß unterdessen in der unbewachten Hölle eine Revolution ausbrechen würde. An Olim dem Großen, der hier etwas zu schmächtig abgebildet ist, hat er zwar auch genug zu tragen, aber bei dessen Transport hat er keine unterirdische Hülfe nöthig, weil ihm Olims getreue Unterthanen freudigen Beistand leisten. Herr Direktor, Sie müßten Olim etwas mehr Korpulenz und dem Teufel etwas mehr Ausdruck geben, bloß ein Paar Pinselstriche —

Der Direktor: Mein werther Herr, Sie irren sich mit dem Teufel wie mit dem Kaiser Olim. Die schwarze Figur ist ein Priester, welcher dem sterbenden Herzog den letzten Dienst leisten will!

Der Direktor nahm ein ganz religiöses Air an, wurde sehr ernsthaft und machte eine Miene, als habe er Lust mir zu sagen, ich sei verrückt. Anadyomene aber lachte laut auf über seinen

Aerger und die Direktorinn nicht minder, um ſich wegen des Bergs Sentis zu rächen.

Drittes Bild.

Der Direktor: Was Sie hier ſehen, iſt die Krönung Sr. Majeſtät des Kaiſers Nikolaus von Rußland. Um den Thron Sr. Majeſtät herum —

Ich: Dieß Bild, meine Freundinn, iſt ein ſogenannt romantiſches, es zeigt Ihnen die Krönung Sr. Majeſtät des Kaiſers A. A. L. Follen von Zürich.

Der Direktor: Des Kaiſers Nikolaus, mein Herr!

Ich: Der Kaiſer Follen war früher Student, er ſtudirte Nibelungen, Kameralia, die Haſenhaide und teutſches Kaiſerthum; beim Examen ließ ihn die Polizei aber durchfallen, worauf er im Ausland Republikaner wurde. Das that er indeß bloß, um den Brutus zu ſpielen, und dieſe Rolle ſpielte er ſo gut, daß die teutſche Polizei ihn wirklich für einen Anhänger der Republik hielt, und da ſie vor ſolchen Republikanern ſich völlig ſicher weiß, den umgekehrten Brutus einlud, wieder in's Land zu kommen. Dort ſammelte aber der Schlaue im Geheimen ſeine Turnvaſallen, erließ eine Proklamation in Sonetten, ſtellte

seine Sache unter den Schutz der Jungfrau Maria und turnte seine Nebenbuhler aus dem Lande hinaus. Bloß Heinrich der Zweiundsiebenzigtausendste hielt ihm Stand, weil der ebenfalls Absichten und Ansprüche auf die teutsche Kaiserkrone hatte. Bei der Hauptstadt Neuß-Kreuz-Steiß-Schwerenoth kam es zum Treffen, worin Heinrich der Zweiundsiebenzigtausendste, vergebens auf „seinem Prinzip herumreitend", und seine sämmtlichen Truppen, aus sechs Nachtwächtern, zwei Polizisten und einem Landstürmer bestehend, nach heißem Strauß in die Flucht geturnt wurden. Dort auf dem Bild sehen Sie die Sieger von Neuß-Kreuz-Steiß-Schwerenoth ihren kaiserlichen Gebieter in Staatsuniform umgeben. Sie sehen ihnen zwar an, daß sie trotz ihrer Beschränktheit sämmtlich gescheidter sind, als Se. Majestät, aber eben aus diesem Grunde geben sie ihm den Vorzug, denn bei einer Krone kommt es wie bei einer Perrücke nur auf einen gehörigen Stock an, der sie trägt. Sie nennen sich sämmtlich Romantiker und das neue Reich germanisch-romantisches Kaiserreich. Die tapfersten unter ihnen heißen Einhorn, Schilling, Dörres, Wenzel, Löwe, Stutenberg u. s. w., lauter Namen aus den drei Naturreichen, in

welchen die Romantik urſprünglich zu Hauſe iſt. Sie paſſen zwar perſönlich ſchlecht zuſammen, aber eben deshalb vertragen ſie ſich; ſie nennen das organiſch, ſobald ſie nur über die Romantik im Allgemeinen einverſtanden ſind, deren Weſen darin beſteht, daß ſie Alles zu einem Ganzen zuſammenbringt, was ſeine Exiſtenz nicht rechtfertigen kann durch die Vernunft. Doch Sie ſehen mich ſo betroffen an. Billigen Sie etwa meine Worte nicht? Es iſt ſo ſüß, Opium zu trinken und dann zu träumen. Sind Sie etwa nicht eine germaniſche Griechinn, ſondern eine germaniſche Mahomedanerinn? Erblicken Sie dort den Zauberer Merlin? Er verwandelt auf der Stelle Alles, was Sie ſehen und empfinden. Der Eichwald brauſet, die Wolken ziehn und ſieben Ritter freien ein einziges Fräulein. Der Orden des Schwans ſtralt durch die Helle der Nacht und ſämmtliche Hunde bellen inbrünſtig zu ihrem Herrn empor, denn die Sage der Vorzeit iſt der Brunnen aller Vernunft. Unter den Fittigen der ſanften Glockentöne, welche aus der Enge des Thals herüberklingen, ziehen die Mägdelein ihre Trauerkleider an und der Hirſch dürſtet nach der Quelle, denn Gott iſt die ewige Liebe. Sechs aufge-

hängte Mönche stürmen das Schloß des Frevlers und das Jagdhorn erschallt durch die Wälder der Finsterniß, denn die Sündhaftigkeit der Herzen schreit nach Veilchenduft und Rache durch die Hallen des Mondscheins in Germanien. Doch als der Mord des Grafen vollbracht war, erbebten die Kellergewölbe des hohen Doms von den Schlägen der Ewigkeit und die organische Entwickelung der Unterwelt prangte im Glanze der Wahrheit, denn die Unterthanentreue ist die edelste Tugend eines ritterlichen Herzens. Selbst Balduin, den niemals ein Weib gerührt hatte, war betroffen von so viel Hoheit, denn die Tautousie schwang sich auf den Fittigen der Offenbarung über die Kluft der Heterousie in die Arme der Homousie. Während aber die Tafelrunde versammelt war, girrten die Meistersänger in der süßen Harmonie des Friedhofs für Gott, Kaiser und Vaterland und Emma lächelte sanft und der Kaiser legte seine Hand auf das Haupt des Neugebornen, denn der Herr ist der Herr und sein Wort ist unser Hort und die Pforten der Hölle sollen den Unsinn nicht überwältigen ewiglich. — Wissen Sie, meine Freundinn, was Romantik ist?

Anadyomene: Von Dem, was Sie mir da erzählt haben, wird mir ganz dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Ich: Recht ſo! Jetzt wiſſen Sie, was Romantik iſt.

Direktorinn: Mein Gott, lieber Herr, wie ſchön haben Sie da geſprochen! Was Sie für einen Verſtand haben, daß Sie ſo ſchöne Dinge auswendig wiſſen! Wollten Sie nicht die Güte haben, ſie auch meinem Mann zu lehren? Wir würden doppeltes Geld verdienen.

Ich: Ich will Ihnen ein Empfehlungſchreiben an den Kaiſer Follen und ſeine Berliner Freunde mitgeben, die lehren Ihnen noch weit ſchönere Dinge.

Viertes Bild.

Direktor: Dies Bild wird den hohen Herrſchaften beſonders gefallen. Es ſtellt den Sultan von Konſtantinopel vor, wie er im Schooße ſeiner Sklavinnen daſitzt und ſeine Pfeife raucht. Er hat mehrere hundert der ſchönſten Weiber aus dem Lande Zirkaſſius, die er alle gekauft hat, und kein Mann darf ſie ſehen und ſie kommen niemals an die Luft.

Anadyomene: Schade, daß ich ihnen mein Ge-

ſchäft nicht übertragen kann! Sie würden dann genug an die Luft kommen.

Ich: Sie verſtänden ſich alſo vielleicht zu einem Tauſch?

Anadyomene: Was denken Sie? Ich ſollte eine Sklavinn werden?

Ich: Sind Sie es jetzt nicht auch?

Anadyomene: Wohl bin ich es, aber nur ſo lang ich will. Glauben Sie, es zwinge mich ein Anderer, als ich ſelbſt? Und dieſe Frauenzimmer ſind noch dazu gekauft! Pfui! Wie kann ein Mann ein Frauenzimmer lieben, das er gekauft hat, und wie kann ſich ein Frauenzimmer kaufen laſſen?

Ich: Anadyomene, wenn ich ſo reich wäre, wie der Sultan, und ich böte eine Million für Sie, würden Sie ſich nicht entſchließen, mein zu werden?

Anadyomene (etwas aufgeregt): Nicht für hundert Millionen! Wenn ich aber frei wäre und Sie böten gar nichts —

Bei dieſen Worten hielt ſie plötzlich ein, wurde roth, riß ihre Hand aus der meinigen, kehrte ſich um und wollte entfliehen, um nicht den Folgen ihrer liebenswürdigen Uebereilung ausgeſetzt zu ſein. Ich holte ſie aber ein und führte ſie, um

ihrer Verlegenheit ein Ende zu machen, vor ein neues Bild.

Fünftes Bild.

Direktor: Jetzt erblicken Sie die berühmte Julirevolution in der Hauptstadt Paris, wo die Franzosen ihre Freiheit und ihren König verloren —

Ich: Schrecklich! Die Freiheit und den König verlieren! Wenn es doch bloß die erstere gewesen wäre! Aber den König dazu, das ist zu hart. Uebrigens, meine Freundinn, lassen Sie sich von dem Herrn Direktor nichts vormachen. Was Sie da sehen, ist nicht die Julirevolution, sondern die Revolution unserer Landsleute, der Teutschen. Die können eher einen solchen Streich wagen, als die Franzosen, denn Freiheit haben sie nicht zu verlieren und an Königen haben sie solchen Ueberfluß, daß der Vorrath durch ein Paar Dutzend Revolutionen noch nicht erschöpft wird. Es ist übrigens weder die Freiheit, noch ein König, was die Revolution hervorgebracht hat, die Sie hier sehen. Mit solchen Nebensachen geben sich unsere Landsleute nicht ab. Aber zwei ganz andere Dinge sind es, wodurch sie rebellisch gemacht werden: ihre Revolution kommt entweder aus dem Bier-

haus, oder aus der Kirche. Sie revoltiren nicht mit dem Kopf, sondern nur mit dem Unterleib. Dies Bild zeigt Ihnen eine Revolution, die entstanden ist, weil die Wirthe die Biergläser von den Deckeln befreien und die Pfaffen die Hostien zur Abwechselung viereckig machen wollten. Diese wichtigen Dinge sind es, wofür unsere Landsleute im Namen des Volks und im Namen ihres Gottes todtschlagen und sich todtschlagen lassen. Man mag sie beschimpfen, man mag sie schinden, man mag sie mit Füßen treten: solche bloß äußere Affektionen kümmern sie nicht, wenn sie nur ihr Inneres, ihr Ideal, ihr Heiligstes unversehrt erhalten, wenn man ihnen nur die althergebrachten Biergläser mit Deckeln und runde Hostien läßt. Die Glücklichen! Sehen Sie, wie sie triumphiren! Ihre Revolution ist gelungen und der Mann des Volkes, den Sie dort auf dem Balkon zu der begeisterten Menge sprechen sehen, schließt seine Rede mit folgenden Worten: „so trage denn die Geschichte mit ihrem erhabenen Griffel in das Tagebuch der Ewigkeit den ewig denkwürdigen Tag ein, an welchem wir unser Herzblut vergossen und nicht umsonst vergossen haben für die höchsten Güter, welche dem sterblichen Auge winken als

himmlischer Preis des irdischen Strebens! Sie zeichne die Begeisterung auf, welche uns erfüllt, sie zeichne die Aufopferung auf, mit welcher wir für das heilige Recht der Vorfahren gestritten, sie zeichne die Treue auf, mit welcher wir dabei am angestammten Herrscherhaus festgehalten, sie zeichne zur Einleitung einer neuen Epoche die hohen Güter auf, welche wir im Dienst der Menschheit für immer errungen haben. Denkt euch unsere Biergläser ohne Deckel, denkt euch die Hostien in der höllischen Gestalt des Vierecks! Nein, wir hätten es nie, nimmermehr ertragen, die Schmach würde uns erdrückt haben. Doch freuen wir uns jetzt der glücklichen Zukunft, die uns winkt, und zum Beweis, ihr Brüder, daß ihr unser Glück vollständig zu würdigen wißt, stimmt mit mir ein in den Ausdruck des Gefühls, das in mir gährt und aufhüpft, wie der göttliche Geist des Biers in der frischgefüllten Tonne: hoch lebe unser heißgeliebter König Radisius, unter dessen erhabenem Szepter wir fortan in alle Ewigkeit Bier aus bedeckelten Gläsern trinken und runde Hostien zu uns nehmen können!"

Sie sehen, meine Freundinn, Alles, was lebt, stimmt ein in den begeisterten Ruf. Sogar den

Todten gibt er Leben. Sehen Sie dort nicht an der Straßenecke ein weißes Frauenzimmer zu Boden stürzen? Es ist eine marmorne Büste der Freiheit, welche in Ohnmacht fällt vor lauter —

Sechstes Bild.

Direktor: Zum Schluß noch ein sehr schönes Bild. Ein Lustschloß des Königs von X.

Ich: Des Sultans von X., wollten Sie sagen. Meine Freundinn, der Herr Direktor mögte Ihnen einbilden, daß zwischen einem König von X. und einem Sultan von Konstantinopel ein Unterschied sei. Es ist der Unterschied zwischen einem Alligator und einem Krokodil. Uebrigens merkt man unserm Herrn Direktor an, daß er ein guter Teutscher ist. Unter seinen sechs Bildern, welche uns die „Natur und die Menschheit in der Auswahl" vorführen, haben fünf mit Königen, Kaisern und Sultanen zu thun. Ja, wenn wir genau zusehen, so entdecken wir auf dem sechsten auch noch ein gekröntes Haupt, vielleicht den Kaiser des Meeres, den Haifisch.

Doch nun, Anadyomene, lassen Sie uns dies Lustschloß etwas näher betrachten. Wie reizend es sich auf der kleinen Insel erhebt, welche vor der romantischen, üppig bewaldeten Felsküste wie

ein Brautschmuck an dem Busen der See prangt! Welch ein milder, blauer, wollüstiger Himmel! Welche trauliche, gesicherte Einsamkeit! Kein Wesen ringsum, kein Schiff, kein Kahn, kein Ruhestörer, kein Verfolger! Nur dort in der kleinen Bucht die zierliche Gondel, welche nach der Liebe rathen läßt, die sich eben in diese Einsamkeit gestohlen hat. Wahrlich, Anadyomene, dieses träumende Schloß mit seinem geheimnißvollen Bau muß ein Asyl der Liebe sein. Dorthin sich zu stehlen in zärtlichem Einverständniß, dort verschollen zu sein in einsamer Seligkeit, in jenen traulichen Gemächern sich zu verstecken, in diesen Gebüschen zu träumen, in jenen Grotten zu ruhen, auf diesen Wellen sich zu schaukeln — wer vermag die Freuden auszudenken, deren Paradies diese Insel sein muß!

Und doch, Anadyomene, auf dieser schönen, stillen Liebesinsel brütet der Ekel und der Fluch! Dort wohnt nicht die Liebe, dort wohnt das Laster, denn die Liebe, welche in dieser Einsamkeit schwelgt, ist die Liebe von Despoten. Glauben Sie, daß ein Despot lieben könne? Nur wer den Menschen achtet, kann den Menschen lieben, und nur Der achtet ihn, der ihn frei wissen will, und nur

Der will ihn frei wissen, der ihn sich gleichstellt. Wer sich als ein bevorzugtes Wesen von den übrigen Menschen absondert, ist ihr Feind; wer sich als Herrn und die Andern als Diener betrachtet, der gebraucht die Menschen nur als verächtliches Werkzeug des rohesten Egoismus. Ein Despot kann keinen Freund, sondern nur Höflinge haben; eben so kann er keine Geliebte, er kann nur Maitressen haben, und Maitresse eines Fürsten zu sein ist schmachvoller, als Kebsweib eines Bettlers zu sein. O könnte man, nachdem die Ehrlosigkeit der Männer unheilbar geworden, wenigstens die Menschenwürde der Weiber sicher stellen, könnte man ihre Herzen mit kochendem Abscheu vor der Erniedrigung erfüllen, als Buhlerinnen in den Armen eines Menschenverächters zu liegen! Buhlt doch keine Taube nach der Umarmung des Habichts, und ist etwa zwischen der Taube und dem Habicht ein größerer Unterschied, als zwischen einem edlen Weibe und einem aus der Menschheit herausgetretenen Gewaltwesen? Fliehen sollte Alles, was Schönheit zu verschenken und Zärtlichkeit auszutauschen hat, vor diesen herzlosen Lüstlingen, welche das herrlichste Weib nur betrachten können wie eine käufliche Frucht, deren

Schale sie unter die Füße treten, wenn sie das Herz verzehrt haben. Einsam sollten sie dastehen in der Liebe, wie sie einsam dastehen wollen in den Rechten, und selbst kein Auswurf der Bordelle, die sie bevölkert haben, möge sich mehr ihrer allerhöchsten Brunst erbarmen!

Blicken Sie dieses Schloß noch einmal an! Erscheint es Ihnen noch im Schimmer der Freude? Seine Abgeschiedenheit wird jetzt zum Gefängniß, seine Einsamkeit wird Tod. Wie manches Weib, von dem geistlosen Prunk der fürstlichen Stellung bestochen, von den geübten Lügen der höfischen Verführung betrogen, mag dort seine Erniedrigung gefeiert und den Wurm des Verderbens in sein Herz aufgenommen haben! Wie manche Unschuld, wie manches Glück mag dort durch die Mittel der Gewalt, der Intrigue, der Schlechtigkeit den krankhaften Begierden entnervter Lüstlinge geopfert worden sein! Ja, meine Freundinn, Sie werden Ihrer Phantasie keinen Vorwurf der Ungerechtigkeit zu machen haben, wenn Sie auf dem Boden des Meers, das so unschuldig und traulich sich um diese stille Insel schmiegt, die versenkten Leichen von Unglücklichen sehen, welche der gesättigten Lust unbequem geworden und nicht mit glei-

cher Gefügigkeit dem Ueberdruß weichen konnten, womit sie der Begierde gefolgt waren.

Anadyomene, wie kann dein Geschlecht sich noch preisgeben den entarteten Trägern der Gewalt! Gibt es keine Männer, keine Menschen mehr, denen ihr eure Liebe schenken könnt? Müßt ihr sie wegwerfen an die Unmenschen und Popanze? Die sogenannten Männer mögten mit dem Zwang der Gewalt ihre Entwürdigung entschuldigen; aber ist es auch Zwang, was euch Weiber entwürdigt? Wird eure Liebe von der Polizei gefodert, wie der Gehorsam der Männer? Kommt doch endlich in der Macht eurer Liebenswürdigkeit zum Selbstgefühl und Bewußtsein und fragt, ehe ihr eure Liebe verschenkt, nach der Würdigkeit Dessen, der sie fodert. Anadyomene, ich erhebe dich auf den Thron! Ich theile dir die Rolle der Beglückerinn zu. Hausire nicht mehr um deinen See, hausire durch die Welt und klopfe an den Thüren der Freien an und der Despoten. Wer ein freies Herz im Busen trägt, den belohne mit deinem beseligenden Kuß und in der Brust der Despoten zünde die Hölle hoffnungsloser Leidenschaft an. Ja, Anadyomene, „gehe hin in alle Welt und lehre," lehre die Liebe, die stolze Liebe, die Liebe,

welche der Preis der Freiheit ist. Entflamme dein Geschlecht! Begeistere es mit den Gedanken der Freiheit! Ja, ihr Weiber, ihr müßt uns helfen die Freiheit erringen! Wenn ihr bedächtet, daß die Zeit eures wahren Glückes und eurer wahren Ehre nur mit dem Morgen der Freiheit anbrechen wird, ihr würdet eifriger nach ihr ringen, als die Männer, welche, so lang ihr Weiber noch vorhanden seid, ihren elenden Trost darin zu finden scheinen, daß sie, selbst Sklaven der Despoten, wenigstens Gebieter von — Sklavinnen sind!

Anadyomene hatte meinen Deklamationen sehr aufmerksam und nachdenklich zugehört. Der Herr Direktor und seine Ehehälfte langweilten sich bis zum Gähnen und mehrere Male ließ mich der gähnende Berg Sentis in einen Krater hinabsehen, welcher zu dem Bild der italienischen Liebesinsel eine ganz vesuvische Staffage bildete. Es wurde Zeit, daß ich ein anderes Thema auf die Beine brachte. Ich lud daher die Gesellschaft ein, ein Glas Wein mit mir zu trinken und bat die Frau Direktorinn, die Ehre des Hauses wahrzunehmen. Ihr Gesicht strahlte in neuem Glanz bei dieser angenehmen Ueberraschung und in wenig Minuten

hatte sie ein kleines Gelag arrangirt. Sie bediente uns mit bestem „alten" und vergaß zugleich nicht, für die Damen einige Süßigkeiten zu besorgen. So saßen wir denn in malerischer Gruppirung um den Tisch und ließen die Funken unserer Geister umhersprühen. Der Herr Direktor war, als ich ihm einige Male hinter einander aus der breithalsigen großen Flasche eingeschenkt hatte, die Gesprächigkeit selbst geworden und begann seinen reichen Anekdotenschatz zu leeren. Später fiel mir auf, daß er von Zeit zu Zeit verschwand und nach einer Minute immer wieder hinter seinem Glase saß. Als ich dem Geheimniß nachforschte, ergab es sich, daß er zwei Fliegen mit einer Klappe schlug, indem er abwechselnd in die Wirthsstube hinunter lief, um die Gäste zur Besichtigung seines Panorama zu haranguiren. „Hier ist zu sehen das große Panorama, oder Auswahl der Natur und der Menschheit." So war er fortwährend in Aktivität, oben dem Glase zusprechend und unten den Gästen. Glücklicher Weise fand sich kein Publikum ein, uns zu stören. Die arme Anadyomene, deren schöne Lippen lange kein Wein benetzt haben mogte, ließ sich auf mein Zureden den „alten" ebenfalls wohl schmecken. Ihre Wangen

färbten ſich mit dem blühendſten Roth und ihre Augen blitzten in lodernder Munterkeit. Ihre Laune wagte ſich immer kecker hervor und ſie half mir redlich den Berg Sentis mit Gloſſen überſchütten. Sie war noch weit reizender als zuvor, ſo daß ich mich nicht enthalten konnte, meine Bewunderung ihrer Schönheit offen an den Tag zu legen.

Die Frau Direktorinn oder die Frau Sentis, deren Theilnahme am Diskurs ſich bis dahin faſt nur auf Lachen und Trinken beſchränkt hatte, wurde bei meinen Bemerkungen über Schönheit von gewaltigen Seufzereruptionen heimgeſucht, überzog die räucherigen Speckſeiten ihres Geſichts mit dem Flor tiefer Schwermuth und brach dann in die erſchütternden Worte aus: „Ach, Schönheit! Auch ich habe meine Zeiten gehabt! Als ich noch jung war, ſprachen mehr Leute mit mir, als jetzt, und keine geringe! Uebrigens kommt ſehr viel auf den Anzug an, und heute“ — bei dieſen Worten ſah ſie auf ihren Buſen und lächelte verführeriſch-anmuthig. Anadyomene und ich (der Herr Direktor war eben in der Wirthsſtube) platzten in ein ſchallendes Gelächter aus, worein die Direktorinn einſtimmte, als ich den Berg Sentis in

einer ganz neuen Applikation wieder zur Sprache brachte. Dann ergriff ſie ihr Glas und ſchlug vor, auf meine Geſundheit zu trinken. „Wir wollen den artigen Herrn leben laſſen, der uns ſo viel Ehre erweiſ't und — ſetzte ſie mit einer kupplerischen Hindeutung auf Anadyomene hinzu — und Ihnen gewiß noch viel Ehre erweiſen wird!“

Anadyomene verſtand den Wink nicht und trank unbefangen auf meine Geſundheit. Mir aber hatte die Kupplerfratze, welche ich plötzlich durch die Züge der Alten hervorgrinſen ſah, großen Ekel verurſacht. Nicht als hätte ſich durch ihre Zumuthung meine Tugendhaftigkeit empört gefühlt, denn ich würde es ſogar für eine Beleidigung gehalten haben, wenn man mir an der Seite der ſchönen Anadyomene eine tugendhafte Unempfindlichkeit zugetraut hätte; aber daß ſich zwiſchen dieß ſchöne, unbefangene Weib und mich jener alte Zigeunerpudel als Kuppler zu drängen und die vorausgeſetzten Möglichkeiten unſeres nur von der ordinairſten Seite aufgefaßten Verhältniſſes durch ihre ſklavenhaften Begriffe von „Ehrerweiſung“ zu entwürdigen begann, dieß war durchaus geeignet, auch einem Abgehärteten die Stimmung zu verderben. Ich erwiederte den Toaſt der Alten

mit einem Toaſt auf Anadyomene, „welche allein an dieſem Abend Ehren erweiſe, indem ſie ſogar in Geſellſchaft von Leuten ſitze, die nicht werth ſeien, ihr die Schuhriemen aufzulöſen.“

Die Alte meinte, ich ſei gar zu beſcheiden, und verleitete durch dieß naive Mißverſtändniß auch Anadyomene, meine Worte für eine ihr erwieſene Schmeichelei zu halten. Ich wurde dadurch genöthigt, noch einen dritten Toaſt folgen zu laſſen, worin ich das gute Gewiſſen der Frau Direktorinn leben ließ.

Die Frau Direktorinn und meine Uhr hatten mich an die Poſt erinnert. Ich nahm alſo Abſchied, und zwar möglichſt kurzen, obſchon Anadyomene deutlich genug verrieth, daß es ihr nicht um das Abſchiednehmen zu thun war. Ich nahm ſie bei Seite, drückte ihre Hand und flüſterte ihr etwas in's Ohr. Was war es? Ich verrathe es nicht. Wenn mich aber Jemand auf's Gewiſſen fragt, ob ich nichts Weiteres zu geſtehen habe, ſo antworte ich: ich habe es mit keinem Wort veranlaßt, daß, als ich die Treppe hinunter war, Anadyomene mir bis vor die Hausthüre nachgeſchlichen kam, ſich mir um den Hals warf, mir einen brennenden Kuß auf die Lippen

drückte, dann in großer Bewegung ſich losriß und verſchwand. Bis jetzt habe ich ſie nicht wiedergeſehen.

Ich war der einzige Paſſagier und konnte mich im Poſtwagen ungeſtört den nächtlichen Reiſebetrachtungen überlaſſen. Nach einer Weile wurde die Thätigkeit meiner Phantaſie plötzlich unterbrochen, indem mir Jemand auf die rechte Schulter klopfte und ſich eine Frauenſtimme neben mir vernehmen ließ. War es Anadyomene? Ich konnte es in der Dunkelheit nicht entſcheiden, doch errathe man es aus folgender Anrede:

„Du glaubſt heute Abend einen Spaß erlebt zu haben; denkſt du auch an den Ernſt? Wenn es dir vielleicht keine Qual verurſacht, ohne jenes Weib zu ſein; wird es auch ihr keine Qual verurſachen, fortan ohne dich zu ſein? Deine Welt iſt reicher, als die ihrige, und an deinem Geiſt gehen hundert Gedanken und Erſcheinungen vorüber, welche die Erſcheinung der armen Anadyomene verdrängen können; aber biſt du in ihrer Welt nicht als eine Erſcheinung aufgetaucht, welche dieſelbe ganz auszufüllen im Stande iſt? Hinterläſſeſt du ihr jetzt nicht die Qualen einer tödtenden Leere? Hat je ein Mann deiner Art dem armen Weibe ſo viel Aufmerkſamkeit und Freund-

lichkeit bewieſen, und jetzt ſtürzeſt du ſie plötzlich zurück in die alte Verlaſſenheit? Haſt du nicht unerwartet ihre Phantaſie mit Bildern überwältigt, welche eine Umwälzung in ihrer ganzen Gedankenwelt hervorbringen können? Wenn ihr jetzt ihre Lage völlig unerträglich geworden, wenn es ſie jetzt nach einer unbeſtimmten Aenderung drängt, wenn ſie neue Wünſche, neue Anſprüche, neue Hoffnungen kennen gelernt hat und wenn die Nichtbefriedigung ſie doppelt unglücklich macht — wer trägt die Schuld? Hat nicht ihre Aufregung es deutlich genug ausgeſprochen, daß du ihr eine Zukunft eröffnet haſt, die du nicht verwirklichen kannſt? Haſt du nicht ihre Phantaſie erhitzt und biſt du dabei deſſen eingedenk geweſen, was dir einſt ein Weib erklärt hat, welches der Anadyomene an Schönheit nichts nachgab und geiſtvoller war, als ſie, „daß nämlich die Phantaſie beim Weibe die offene Thüre des Herzens ſey?“ Wenn du durch dieſe Thüre in das Herz der Wehrloſen auch nicht den Brand hineingeworfen haſt, um es brennen zu ſehen, mußteſt du nicht die Folgen voraus berechnen und die ganze Szene vermeiden? Haſt du nicht in der Meinung, der Armen und dir einen heitern Abend zu bereiten, ein leicht-

fertiges Spiel mit ihr getrieben? Weißt du nicht, daß es unter den gegenwärtigen Gesellschaftsverhältnissen mitunter grausam sein kann, menschlich zu sein? Du hast ihr verrathen, daß sie schön ist; wer erkennt ihre Schönheit an? Du hast ihr gezeigt, daß sie Theilnahme verdient; wer beweis't ihr Theilnahme? Du hast ihr gesagt, daß sie glücklich sein müsse; wer macht sie glücklich? Früher hat sie sich gefügt in ihr Schicksal, weil ihr Niemand den Glauben an die Möglichkeit einer Besserung verrathen, sie hat als Frau und Mutter mehr als ihre Pflichten erfüllt und in dieser Pflichterfüllung sich an ihr Unglück gewöhnt; wer bürgt ihr dafür, daß sie sich noch länger daran gewöhnen könne, daß nicht ihre Jugend alle ihre Rechte geltend machen, sie zur Empörung gegen ihr Loos treiben und aus einem alltäglichen Unglück ein tragisches machen werde?"

Meine Dame, antwortete ich, wir sind Landsleute; ich erkenne das an Ihrer Antipathie gegen die Revolution und an Ihrer Neigung, das Unrecht zu konserviren, weil das Recht nicht, wie das Unrecht, ohne Geburtsschmerzen in die Welt kommen kann.

Doch die Unbekannte ließ sich in ihrem Ser-

mon nicht stören und fuhr fort: „Es gibt noch andre Bedenken, welche deine Phantasie beunruhigen können, solltest du durch meine Worte etwa eitel geworden sein. Du glaubst, eine poetische Situation erlebt, gleichsam poetische Studien gemacht zu haben, und deine Eitelkeit bildet dir vielleicht ein, die Zuneigung, welche du dem armen Weibe eingeflößt hast, komme blos auf Rechnung deiner Persönlichkeit und deiner tollhäuslerischen Phantasien. Beneidenswerther Triumph! Würdest du denselben Eindruck gemacht haben, wenn du ohne Geld und in der Kleidung eines Handwerkers erschienen wärst? Ist es nicht zum größten Theil die Ueberlegenheit deiner äußern Stellung, [illegible] Anstrich eines „vornehmeren Standes," wodurch du der an Armuth, Entbehrung, Beschränkung, Zurücksetzung und Erniedrigung gewöhnten Frau im Augenblick einer generösen Laune imponirt hast? Hätte nicht jeder Voyageur oder Fabrikant dieselbe Wirkung hervorbringen können? Wo bleibt also auch das, was du auf die Rechnung poetischer Menschlichkeit, und wo bleibt das, was du auf Rechnung menschl[illegible] Freiheit schreiben mögtest? War es nicht vielmehr die arme Sklavinn, als das freie Weib, das sich dir anvertraut und an den Hals geworfen hat?"

Die zudringliche Predigt begann mich sehr zu langweilen. Ich bemerkte daher der Dame, der Kondukteur habe mir versichert, daß ich allein reise; hätte sie nicht einen so ungemeinen Scharfblick an den Tag gelegt, so würde ich annehmen müssen, daß sie ein blinder Passagier sei.

Doch auch dieß störte die Predigerinn nicht und sie nahm ihren Faden von Neuem auf: „Du bildest dir ein, an diesem armen Weibe die Menschenwürde geachtet und das Prinzip der Gleichheit zur Geltung gebracht zu haben. Sprich, würdest du gegen eine Dame von Stand dich auf die nämliche Weise benommen haben, wie gegen diese Frau eines Handwerkers? Hast du es nicht von vorn herein gewissermaßen als eine Pflicht derselben angesehen, sich auf deine Einfälle einzulassen, dir gleichsam als Werkzeug deiner Laune zu dienen? Hast du sie nicht mit einem gesellschaftlichen Ueberlegenheitsgefühl behandelt, das du an „Höheren" höchlich getadelt haben würdest? Hast du nicht ihre Reize mit einer anmaßenden Ungenirtheit gemustert, wie ein Sultan? Hast du nicht psychologisch mit ihr experimentirt? Doch noch mehr. Hast du auch bedacht, daß die schöne Anadyomene eines Andern Weib ist? Wo bleibt

dein Gleichheitsprinzip? Wäre sie dein, mit welcher Miene würdest du es ansehen, wenn ein Anderer ihre Schönheit untersuchte und die volle Freiheit, ihr Interesse einzuflößen, ausüben wollte? Würdest du nicht jeden Blick eines solchen Experimentators für ein Verbrechen an ihrer Würde, und nicht jede Liberalität, mittelst welcher sie selbst den Verkehr mit ihrer Liebenswürdigkeit gestattete, für ein Verbrechen an ihrer Pflicht der Selbstachtung erklären? Verringert etwa die größere Unempfindlichkeit, die du ihrem Mann zutrauen magst, die Unrechtmäßigkeit deiner Eingriffe? Fühlst du jetzt nicht, du Schutzredner der Vagabunden, daß dein Fuß auf dem Weg der Verwirrung aller moralischen Begriffe steht? Hüte dich, hüte dich, daß du nicht auch in der moralischen Welt ein Vagabunde wirst!"

Langweilige Person, schrie ich das Frauenzimmer an, wäre Ihre Predigt so poetisch, wie sie philiströs, und so neu, wie sie dumm ist, so würde ich aus Rücksicht auf Ihr Geschlecht mich wenigstens zwingen, sie bis zu Ende zu hören. Jetzt aber setze ich alle Galanterie an die Seite und kündige Ihnen an, daß ich, Sie mögen Ihren Platz bezahlt haben oder nicht, Sie

ganz unmoraliſch aus dem Wagen werfen werde, wenn Sie nochmals den Mund aufthun.

Das wirkte. Doch wer war die Dame? War es Anadyomene? Es war ein ſehr bekanntes Frauenzimmer, die Harpyie der Poeſie, die Schweſter der Furcht, die Mutter des Katzenjammers, die Schutzgöttinn der alten Jungfern, das Ideal der Philiſter (welche hiermit gebeten werden, mich mißzuverſtehen), mit einem Wort, es war die Frau — Moral.

Als die Dame zur Rechten zum Schweigen gebracht war, klopfte es mir auf die linke Schulter und eine ſüße Stimme ſprach: „Thörichter Freund, fürchteteſt du denn, nur heute Abend fahre die Poſt nach dem „frohmüthigen" Zürich? Vergebens habe ich dir nachgeblickt: ach! das Rad des Poſtwagens wie das Rad der Zeit hemmt kein Blick und kein Seufzer. Ich habe in dir meinen Lehrer gefunden und mich ſelbſt haſt du zur Lehrerin eingeſetzt, aber ach! wo iſt meine Schule, wo ſind meine Schüler?"

Ich erkannte das Echo von Anadyomenens Stimme und ſeufzte, wie aus Reue über meine große — Ungeſchicklichkeit.

Epilog an Anadyomene.

Arme Anadyomene, dein Lehrer wird dich lange nicht, vielleicht niemals wiederſehen. Seit jenem heitern Abend hat ſich wieder Manches geändert und es winkt mir jetzt eine andere Anadyomene, die das Herz noch mächtiger treibt und anzieht, als du. Sie iſt ein ſtolzes Weib, das über eine halbe Erde gebietet, und ihr Gebot iſt ſo viel mächtiger, denn das deine, als ihr Reich größer iſt, denn dein Bodenſee. Sie iſt nicht freundlich wie du, ſondern ſie blickt ernſt und düſter; ſie liebt nicht wie du, ſondern ſie ſtreitet und haßt. Und dieſer haſſenden Schönen ſoll ich folgen über das Meer? Ja, ich will und ich muß. Doch ſei unbeſorgt; fürchte nicht, daß ich als ein Prieſter des Haſſes aus den Umarmungen deiner großen Nebenbuhlerinn hervorgehen werde. Sie haßt nur, weil ſie liebt, ja ſie liebt auch dich; ihr Haß gilt nur den Haſſenden, gilt nur

den Feinden wahrer Liebe, denn nur die Freiheit kennt eine wahre Liebe. Wenn das stolze Weib, dessen Herz von verhaltener Liebe, deren Angesicht von edlem Hasse glüht, ihren Kampf ausgekämpft und unsre Feinde vernichtet hat, dann erst wird sich ihre Miene aufheitern in freundlichem Wohlwollen und sie wird dir die Hand reichen als deine zärtliche Schwester. Bis dahin, Anadyomene, mußt du dich mit Hoffnungen trösten und verlassen harren einer schöneren Zeit. Ich fodre dich nicht auf, mitzuziehen über das Meer und deine Schwester zu begrüßen. Sie würde von dir fodern, was du ihr nicht zu gewähren vermögtest, sie würde dich auffodern zu hassen. Ihr teutschen Weiber seid nicht geschaffen für den Haß und eure Männer sind zu schlaff dazu. Wohlan, könnt ihr nicht hassen, so enthaltet euch wenigstens, zu lieben. Entschließt euch und verschwört euch, mit eurem Kuß und eurer Umarmung keinen Sklaven mehr zu beglücken und keinen Despoten, und findet ihr keine Männer, die frei sind, so liebt mindestens nur solche, die es werden wollen.

Erſt reine Luft,

dann

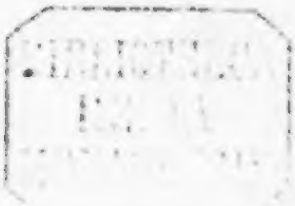
reinen Boden!

Von

A. Heinzen.

Bern, 1848.
Gedruckt bei Jenni, Sohn.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.



Vorbemerkung des Herausgebers.

Die vorliegenden Briefe sind wunderbarer Weise in dem polizeilichen, von Despoten und Pfaffen so schwer gedrückten Deutschland erschienen, nämlich in der Zwanzigbogenschrift: „die Opposition," welche K. Heinzen in Mannheim bei dem wackern und muthigen Buchhändler H. Hoff herausgegeben hat. Sie sprechen es endlich in verständlicher, unverhüllter und populärer Sprache öffentlich aus, was die Philosophie so lang unverständlich gelehrt und die Aufgeklärten so lang heimlich gedacht haben, und ziehen aus der Befreiung vom theologischen Glauben die praktisch n, moralischen sowohl als politischen Konsequenzen. Daß dieß geschehe, war so nothwendig. und daß es endlich geschehen ist, scheint uns so wichtig, daß wir uns nicht enthalten konnten, jene Briefe in einem besondern Abdruck zu veröffentlichen, um sie auch dem unbemittelten und den größern Literaturerscheinungen ferner stehenden Leser zugänglich zu machen. In unserer Zeit gilt es, von der

einen Seite, daß die frommen Heuchler strikte widerlegen, was ihnen entgegengesetzt wird, oder aber die Ungläubigen ruhig gewähren lassen; von der andern Seite, daß die Halben oder Unentschiedenen, mögen sie sich Lichtfreunde oder Neukatholiken nennen, endlich ebenfalls einen ganzen Schritt thun und die Kleider der alten Zeit vollständig ausziehen. Es wird in naher Zukunft keine andere Wahl mehr übrig bleiben, als sich entschieden entweder zu den Pfaffen und Despoten oder zu den von beiden frei gewordenen Menschen zu halten.

I.

Briefe eines „Atheiſten“ an einen „Frommen.“

Von

K. Heinzen.

Ein „Atheiſt“ an einen „Frommen.“

Wenn Sie ſich Ihren „Gott“ wirklich ſo denken, wie Sie ihn darzuſtellen ſuchen, ſo frage ich Sie, wer ihn mehr beleidige, ich, der ich ihn leugne, oder Sie, der Sie ihn gegen mich in Schutz nehmen? Was iſt das für ein „Gott,“ der geſchützt werden muß von ſeinem Geſchöpf, das ohnmächtig und demüthig vor ihm auf den Knieen liegt? Was iſt das für ein Gott, den man ſoll gefährden können, indem man ihn leugnet? Was iſt das für ein Gott, den man ſoll erzürnen können, wenn man als ſein Geſchöpf zu verblendet iſt, um ihn zu erkennen? Was iſt das für ein Gott, deſſen Exiſtenz man dadurch beweiſen will, daß man diejenigen verfolgt, welche an dieſe Exiſtenz nicht glauben? Was iſt das für ein Gott, dem die Polizei zu Hülfe kommen muß, um ihn zu retten? Mein Herr, Sie lügen, wenn Sie ſagen, daß Sie an einen Gott glauben, denn wer an ihn glaubt, muß ſich

ihn auch vorstellen, und wer sich ihn vorstellt, der muß sich eine würdigere Vorstellung von einem Gott machen, als daß er ihn des königlich preußischen oder kaiserlich österreichischen oder irgend eines andern Polizeischutzes für bedürftig erklären sollte. Wie wollen Sie mir zumuthen, an einen Gott zu glauben, den Sie nur als einen Inbegriff des Hasses und zugleich der Ohnmacht darstellen? Sie können Ihrem Gott kein größeres Armuthszeugniß geben, als indem Sie ihm noch weniger zutrauen, als sich selbst, denn Sie darf ich leugnen, ohne daß Sie für Ihre Existenz fürchten, oder mich verfolgen; leugne ich aber Ihren Gott, so halten Sie ihn für gefährdet und verfolgen mich. Ich muß also annehmen, daß nicht Sie das Geschöpf Ihres Gottes sind, sondern daß Ihr Gott Ihr Geschöpf ist. Sie legen sich Ihren Glauben an Gott gleichsam als ein Amt bei und eben so amtlich behandeln Sie den Unglauben an Gott. Der und der ist ein Atheist, sagen Sie, so wie man von Einem sagt: er ist ein Schinder. Ihr Amt soll besser und einflußreicher sein, als mein Amt, darauf kommt es mit Ihrem ganzen Glauben hinaus, nicht darauf, daß Ihr Glaube vernünftiger und richtiger sei, als mein Unglaube.

Wollen Sie mir wehren es auszusprechen, daß ich nicht an einen Gott glauben kann? Wollen Sie Ihrem Gott zu Ehren mich zum Lügner an demselben machen? Wollen Sie behaupten, daß man aus Rücksicht auf Ihren Gott nicht denken dürfe, wie man seiner Natur nach muß, und nicht sagen dürfe, wie man denkt? Sind Sie der Zensor Ihres Gottes? Denken Sie, was Sie können, und glauben Sie, was Sie wollen, und sagen Sie, was Sie glauben; aber erlauben Sie mir das Nämliche, sonst müssen Sie zugeben, daß ich ohne Beistand eines „Gottes“ toleranter und „göttlicher“ verfahre, als Sie an der Hand und im Namen Ihres „Gottes“ thun. Mögen Sie aber

intolerant sein und wehren was Sie wollen: so wenig, als Sie das Weib hindern, zu gebären, was ihr Schooß trägt, so wenig sollen Sie meine Natur hindern, ihrer Nothwendigkeit zu folgen und als ihre geistige Frucht das Bekenntniß der neuen Zeit in verständlicher Sprache an's Licht zu setzen.

Nach Ihren Grundsätzen mag es konsequent sein, mich zu bedauern, daß ich des „Trostes" entbehre, an einen Gott zu glauben; wenn Sie mir aber darum zürnen, so handeln Sie im höchsten Grade inkonsequent, denn einen Menschen zum Glauben an Gott zwingen wollen, heißt, ihn im Zweifel an Gott bestärken. Ich bitte Sie, was den „Trost" betrifft, so überlassen Sie mir, meinen Prozeß mit „Gott" unter vier Augen abzumachen, wenn Sie glauben, daß ich mit ihm in Kollision kommen werde. Fürchten Sie so wenig für Ihren Gott, als sich für mich, so können Sie mir diese Bitte leicht gewähren. Sie müssen sie mir aber auch gewähren, denn ist es ein Frevel nicht an „Gott" zu glauben, so sind Sie höchstens berechtigt, in dem Prozeß als Zeuge, nicht aber als Richter aufzutreten. Wie wollen Sie Richter sein in Sachen eines Wesens, das Sie nicht begreifen und das nach Ihrer Versicherung Sie selbst richten wird? Ist dieß Wesen so beschaffen, wie Sie es sich denken, so müssen Sie zugeben, daß es allein fähig ist, Richter in seiner Sache zu sein.

Wie mit Ihrem Gott, so treiben Sie es auch mit der an ihn angeknüpften Offenbarungsreligion. Sie rühmen ihre Macht, ihre Unvergänglichkeit, ihre Unerschütterlichkeit, und doch schreien Sie Zeter und klagen über „Untergrabung alles Göttlichen," sobald man sie mit dem Messer einer ungläubigen Kritik berührt. Läßt sich etwas Lächerlicheres denken, als dieß Verfahren, und gibt es zugleich ein sprechenderes Zeugniß gegen die Festigkeit Ihres

eignen Glaubens? Wenn Ihnen ein Knabe ſagt, daß er den Chimboraſſo mit einem Kieſelſtein zertrümmern wolle, werden Sie dann den Knaben hindern die Probe zu machen, und werden Sie ihm zürnen, weil er Ihnen Gelegenheit gibt, ihn von ſeiner Thorheit zu überzeugen? Wohlan, Sie geben Ihren Gott und Ihre Religion für einen Chimboraſſo aus, und geben ſich das Anſehen, die Kritik für den Knaben mit dem Kieſelſtein zu halten: warum laſſen Sie ihn denn nicht gewähren, warum laſſen Sie ihn denn nicht dazu gelangen, die Ueberzeugung von der Unerſchütterlichkeit des Chimboraſſo durch eigene Erfahrung zu gewinnen und auch Andern mitzutheilen? Muß Ihnen die Kritik nicht weit eher erwünſcht, als verhaßt ſein, wenn Sie an Ihre Unwirkſamkeit glauben? Ich erkläre Ihnen, daß Sie ein Lügner an Ihrem Gott und Ihrer Religion nicht minder, als an ſich ſelbſt ſind, wenn Sie Bann und Feuer gegen Diejenigen predigen, welche Ihnen Gelegenheit geben, Das zu erproben, was Sie zu glauben vorgeben. Sie wiederholen unermüdet: „Die Pforten der Hölle ſollen ſie nicht überwältigen;“ kaum öffnen ſich aber die Pforten der Vernunft, ſo halten Sie Alles für verloren. Mit Ihren himmliſchen Dingen ſteht es genau ſo, wie mit den Dingen der irdiſchen Götter, die ebenfalls ſo hochmüthig auf ihre Felſendauer pochen und dabei nicht acht Tage lang ihrer lächerlichen Exiſtenz noch ſicher zu ſein glauben, wenn Sie nicht mehr durch Zenſur und ſonſtige Gewalt- und Lügenmittel die Aufdeckung Ihrer Blößen hindern. Nehmen Sie allzuſammen doch ein Beiſpiel an mir und meines Gleichen. Was wir glauben und ſind, das ſtellen wir ohne Furcht und ohne Rückhalt jeder Kritik zu Gebot, wenn dieſe Kritik nur eine Hülfe verſchmäht, die wir unſrerſeits eben ſo wenig wünſchen als beſitzen, und die, wie Sie zugeſtehen werden, nirgendwo übler angebracht iſt, als an der Seite

eines Gottes: ich meine die Hülfe von Gensdarmen!

Sie sagen, man dürfe das Heilige nicht antasten. Aber was ist denn heilig? Wie kann Etwas seine Kraft und „Heiligkeit" bewähren, wenn ich es von vorn herein für unantastbar erkläre? Wie kann Etwas durch die „Pforten der Hölle" auf die Probe gestellt werden, wenn ich von vorn herein erkläre, daß es nicht damit in Berührung gebracht werden dürfe? Ist nicht die Behauptung solcher Heiligkeit ein nacktes Armuthsattest? Worauf gründet sich die Heiligkeit? Auf die Natur des Heiligen selbst unmöglich, denn wenn das Heilige das Bewußtsein eines Kränkchens „Rühr mich nicht an" hat, daß es nämlich keine Berührung ertragen könne, so ist es wahrlich auch nicht werth für heilig gehalten zu werden! Worauf denn? Auf den Willen Derjenigen, die das Heilige verehren? Wohlan, so frage ich wieder, worauf sich dieser Wille gründe? Unmöglich auf das Vertrauen, daß das Heilige wirklich unverletzlich, d. i. probehaltig sei. Was bleibt Ihnen gegen diese Behauptung anders übrig, als die Probe wirklich machen zu lassen? Wollen Sie das nicht, soll also diese „Heiligkeit" blos von Ihrer Willkür abhangen, so nehme ich für mich dieselbe Freiheit in Anspruch, die Sie für sich, und erkläre Ihnen hiermit, daß ich meinen Unglauben an Ihren Gott und Ihre Religion ebenfalls für heilig gehalten wissen will. Sie reden von Gewissensfreiheit, wollen Sie sie nur für sich allein? Glauben Sie mir, daß mir meine Ueberzeugungen in gewissem Betracht heiliger sind, als Ihnen Ihr Glaube. Der Unterschied besteht bloß darin, daß ich meinen Ueberzeugungen das Recht vindizire, sich prüfen zu lassen, und Sie Ihrem Glauben das Recht, sich der Prüfung zu entziehen. Für mich gibt es nichts Heiligeres in der Welt,

als die Wahrheit, und die Wahrheit will und fordert eben, daß man sie prüfe.

Frommer Mann, bleiben Sie mir vor allen Dingen mit Ihrer „Heiligkeit“ vom Leibe, denn die Heiligkeit ist der Schild für den Despotismus der Lüge. Es gibt nichts Heiliges in der Welt, als das Recht von der einen und die Pflicht von der andern Seite. An diesen Heiligthümern, die auf dem Grunde der Wahrheit gebaut sind, mögen Sie rütteln und kritisiren, wie Sie wollen: sie bleiben, was sie sind, und die Vernunft baut sie stets wieder auf, wenn die Lüge sie zerstört hat. Daß ich aber unter Recht und Pflicht etwas Anderes verstehe, als Sie, werden Sie später erfahren.

Derselbe an Denselben.

Sie fragen mich, warum ich nicht an einen „Gott“ glaube? Antwort: weil ich nicht kann. Warum ich nicht könne? Weil dieser Glaube meiner Vernunft widerstrebt. Die Gründe, welche Sie in der Regel für das Dasein eines „Gottes“ anführen, sind nicht mit dem Zweifel an Gott, sondern nur mit dem Glauben an Gott zusammengekommen, und deshalb für mich keine Gründe. Ich muß mir nun einmal das Recht vorbehalten, wenigstens an Allem zu zweifeln, was ich nicht begreife, und alsdann meinen Glauben von den Gründen abhängig zu machen, die sich für und wider ergeben. Nicht der Glaube, sondern der Zweifel ist die Wünschelruthe der Wahrheit. Bis jetzt hat der Glaube an Gott in der Welt vorgeherrscht und der Unglaube tritt dem Glauben entgegen. Hätte bis jetzt der Unglaube vorgeherrscht und der Glaube sollte an die Stelle treten, so würde die Beweisführung eine ganz andere sein müssen. Denken Sie sich, daß Ihnen kein verbreiteter Glaube zur Seite stände,

daß Sie allein ihn begründen wollten, in einer gebildeten Welt, die von vorn herein nur Das bekennte, was ich an die Stelle des Glaubens an Gott setzen möchte, und dann fragen Sie sich, welche Gründe Sie für diesen Glauben beibringen würden? Fragen Sie sich das einmal ernstlich, und Sie werden wenigstens dahin gelangen, Ihre Vernunft mehr anzustrengen, als Sie bis jetzt gethan haben. Wollen Sie aber durchaus den Glauben voranstellen, so fordere ich von Ihnen, daß Sie mir vom Dasein Ihres Gottes vorab unzweideutige Beweise und von seinem Wesen bestimmte Anschauungen verschaffen, sonst leugne ich ihn einfach in contumaciam.

Es soll keine Wirkung ohne Ursache, mithin keine Schöpfung ohne Schöpfer möglich sein. Das ist das Haupt- und eigentlich das einzige der Prüfung würdige Argument, worauf Sie wie Andere sich stützen und stützen können. Ich muß Ihnen darauf einfach bemerken, daß ich keine Schöpfung annehmen kann, wo Nichts gewesen ist, mithin nur eine Veränderung des bereits Vorhandenen für denkbar halte. Sie wollen mit Ihrem Satz beweisen, daß es einmal keine Welt gegeben habe und daß dieselbe von einem Wesen, welches Sie Gott nennen, erschaffen worden sei. Mithin muß dieß Wesen früher existirt haben, als die Welt. Aber, frage ich Sie, wo hat dieß Wesen und was hat wieder vor diesem existirt? Wer hat wieder dieß Wesen geschaffen? Sie antworten: Es existirt von Ewigkeit her. Wohlan, wenn Ihnen nichts übrig bleibt, als das Zugrundelegen dieser Ewigkeit, über welche ich einstweilen so wenig hinaus kann, als Sie, und welche die Frage nach einer Grundursache eigentlich gar nicht zuläßt, so frage ich Sie, warum Sie den Prozeß nicht viel kürzer machen und gleich erklären: die Welt existirt von Ewigkeit her!? Wenn Sie sich einen Gott denken können, der von Ewigkeit her existirt, so können

Sie sich weit eher eine Welt denken, die von Ewigkeit her existirt. Ich behaupte, daß Sie sich eben so wenig einen Gott *ohne* Welt, als einen Gott *außerhalb* der Welt denken können. Mithin sind Sie genöthigt, Ihren Gott und die Welt zusammen und zwar von Ewigkeit her existiren zu lassen. Ich nun unterscheide gar nicht diesen Gott und diese Welt, sondern denke mir *einfach eine Welt*, die von Ewigkeit her existirt, aber in ihrer Entwickelung viele *Veränderungen* durchgemacht hat und noch machen wird. Ich kann mir nicht vorstellen, daß diese Welt oder das Material zu derselben einmal *nicht* existirt habe, und daß sie im Lauf der Zeit, wie Sie sagen, aus Nichts entstanden sei, denn aus Nichts kann nun und nimmer ein Etwas entstehen. Nehme ich einmal an, die Welt könne aus Nichts entstanden sein, so *bin ich wahrlich auch nicht mehr gehindert, sie ohne Zuthun eines „Gottes" entstehen zu lassen*. Will ich mir aber durchaus vorstellen, daß die Welt aus einem „Gott" geboren worden, einem Gott, der nothwendig, da aus Nichts nichts entstehen kann, alles Material zur Welt in sich muß gehabt haben, so sehe ich nicht ein, warum ich nicht lieber anstatt jenes Gottes, den ich außerhalb der Welt nicht zu lassen weiß, die Welt selbst annehme, mir unter „Gott" die Welt denke und einfach erkläre, die Welt habe sich aus sich selbst geboren, d. i. entwickelt? Die einfache Lösung Ihres Zweifels ist also die, *daß Ursache und Wirkung zusammenfallen, daß Schöpfer und Geschöpf Ein und dasselbe ist, nämlich die Welt*. Weitere Fragen führen mich, was die Art der Welt-Entwickelung und den „*Urstoff*" derselben betrifft, in die chemische, geologische und astronomische Wissenschaft; was ihren *Anfang* und ihren *Urimpuls* betrifft, so komme ich eben wieder auf die Ewigkeit, vor welcher Sie mit Ihrem Gott eben so still stehn,

wie ich ohne Gott, sowie denn überhaupt die Theologie alle ihre Vorstellungen einfach dem gewöhnlichen Menschenverstande entlehnt hat, um sie ihm in mysteriöser Gestalt als etwas Höheres wieder aufzudringen. Auf seine Zweifel läßt sie sich dann nicht mehr ein und seinen Fragen weicht sie hochmüthig aus. Fragen Sie sich z. B. ganz einfach, wo eigentlich Ihr Gott geblieben sei, nachdem er die Welt geschaffen, oder geboren? Denken Sie ihn sich, nochmals diese Frage, etwa außerhalb der Welt? Können Sie das? Sie sagen selbst, er sei „allgegenwärtig," was Ihnen wieder nur der gewöhnliche Menschenverstand an die Hand gegeben. Ist er aber „allgegenwärtig," ist er in allen Theilen der Welt gegenwärtig, so ist er einfach auch ein Theil aller Theile derselben, untrennbar von ihr, selbst Welt. Es bleibt, will man das Wort „Gott" beibehalten, nur ein weltlicher Gott oder eine göttliche Welt übrig, nicht aber ein Gott und eine Welt. Dieß Wörtchen und entscheidet Alles. Also sagen sie lieber mit dem gewöhnlichen Menschenverstand: Gott ist die Welt oder die Welt ist Gott, oder frei'n Sie ganz konsequent und sagen Sie: die Welt ist — die Welt.

So wie ich mir nichts außerhalb der Welt denken kann, so kann ich mir auch nicht mehr Welten denken, als eine. Diese eine Welt, die allumfassende, einige kann ich mir eben so wenig endlich in dem Raum, als in der Zeit denken und eben so wenig endlich in der Entwickelung. Die Spitze dieser Entwickelung läuft aus in den seiner selbst bewußt gewordenen Geist und dieser Geist manifestirt sich im Menschengeschlecht. Ich nehme zwar an, daß es auf den übrigen Himmelskörpern ebenfalls Wesen gibt, in welchen sich der Geist der Welt auf ähnliche Weise, vielleicht in noch höherer Potenz, manifestirt, als im Menschengeschlecht; aber so lang das Menschengeschlecht nicht mit jenen Wesen in Berührung tritt (eine Berührung,

die ihm übrigens keine gegen seine Entwickelung laufende Aufschlüsse geben könnte, da sonst diese Entwickelung nicht zu diesen Aufschlüssen hätte führen können), hat es keinen andern Boden der Erkenntniß, als sich selbst; so wie es keinen andern Zweck hat, als seine Entwickelung, welche zugleich Weltentwickelung ist. Der Zweck seiner Entwickelung aber ist nichts Andres, als Erkenntniß und Glück. Möge der Mensch erkennen, daß er selbst sich Zweck ist, so wird er den Zweck auch erreichen.

Derselbe an Denselben.

Wie Sie wissen, gibt es sogenannte Pantheisten, welche die ganze Welt zu Gott machen. Sie selbst sind zum Theil ein solcher Pantheist, indem Ihr Glaube lehrt, Gott sei allgegenwärtig. Der Pantheismus ist im Grunde ein Unding und dem Wesen nach mit dem Atheismus ganz gleich. Er scheut sich, den „Gott" offen und ehrlich zu negiren und glaubt beide Parteien dadurch zufrieden zu stellen, daß er Gott überall hin versetzt, statt ihn zu verdrängen durch das, worein er ihn versetzt. Er glaubt den Gott zu retten, indem er ihn auf einem Umweg abschafft. Er kommt mir vor, wie Jemand, der, um den Adelsstand nicht geradezu abzuschaffen und doch auch den Bürgerstand nicht vor den Kopf zu stoßen, alle Bürgerliche adlich macht. Wenn ich die ganze Welt zu Gott mache und den Gott also auch theilweise und hauptsächlich in den Menschen verlege, so ist dieß im Grunde dasselbe, als wenn ich den theilweisen Gott zum Menschen mache; thue ich dieß aber, so ist der persönliche, außerhalb der Menschheit und der Welt existirende, spezifisch verschiedene Gott abgeschafft und dieß ist eben das Entscheidende. Die Ausflucht, es könne in der Welt etwa einen Mittelpunkt,

gleichſam ein Herz geben (was zu dem Begriff der Unendlichkeit gar nicht paßt), in welchem der Weltgeiſt ſeinen Ur-Lebensſitz habe, und in welchem er früher, als in der Menſchheit, zum Bewußtſein gekommen, ändert an der Sache gar nichts. Es wird dadurch, um auf ſolche Annahme einzugehen, nicht in Abrede geſtellt, daß, wie der hauptſächlich im Kopf ſich konzentrirende Menſchengeiſt mit dem Menſchenkörper, ſo der Weltgeiſt mit dem Weltkörper, ein untheilbares Ganze, und daß von dieſem Ganzen die Menſchheit einen untrennbaren, nothwendigen und gleichberechtigten Theil bildet. Hierauf aber kommt es eben an. Wenn der Weltgeiſt auf einem andern Welttheil in andern Geſchöpfen oder durch ein ſonſtiges Mittel ſich vielleicht ſchon vor der Exiſtenz des Menſchengeſchlechts entwickelt und mit Selbſtbewußtſein manifeſtirt hat, ſo kann uns dieſes eben ſo wenig kümmern, als wenn innerhalb der Menſchheit deren Geiſt eher in Europa, als in Afrika zum Bewußtſein gekommen iſt. Die Afrikaner ſind darum eben ſo gut Menſchen, wie wir. In gleicher Weiſe iſt unſer Geiſt eben ſo gut Weltgeiſt, wie etwa derjenige, der auf der Sonne oder anderswo thätig iſt und vielleicht ſchon vor uns thätig war. Ob wir dieſen Geiſt Gott und ſomit den Menſchengeiſt göttlich, oder ob wir ihn Menſch und ſomit den Gottesgeiſt menſchlich nennen, iſt ganz gleich. Auf den Namen kommt nichts an und ich verwerfe nur deshalb den Namen Pantheismus, weil mit dem theologiſchen Worte ſtets der alte Begriff eines beſondern Weſens verbunden iſt, zu welchem die Menſchheit in ein Verhältniß der Ungleichartigkeit, der Abhängigkeit, der Subordination, der Verehrungspflicht, der Rechtloſigkeit, der Demüthigung, der Entwerthung, der Erniedrigung, der Aufopferungsverbindlichkeit geſetzt wird. Ich würde mich auch des Wortes Atheismus nicht bedienen, wenn ich einen paſſenden andern Ausdruck einführen

könnte, indem Atheismus blos etwas Negatives, bloß die Entgegensetzung gegen etwas nach meiner Ueberzeugung nicht Existirendes ausdrückt. Einen Lebendigen nennt Niemand einen Nichttodten, sondern man nennt ihn bloß einen Lebendigen. So sollte man eigentlich einen Atheisten bloß etwa einen Weltmenschen oder kurzweg einen Menschen nennen, statt einen Nichtgottgläubigen oder Gottlosen.

Derselbe an Denselben.

Sie sehen also, daß ich kein persönliches, außerhalb der Welt stehendes oder nur von ihr und der Menschheit trennbares Wesen, das Sie Gott nennen, mir denken und annehmen kann. Ich abstrahire gänzlich von dem Begriff wie von dem Namen „Gottes" und denke mir bloß eine Welt, mich selbst aber mit meinen Mitmenschen denke ich mir (gleich wie Blumen, Thiere u. s. w.) als Theile dieser Welt, in welchen sie ihr Leben entwickelt und fortpflanzt, und zwar muß ich als die Spitze dieses Lebens den Geist erkennen, der in der Menschheit offenbar wird. Ueber dem Menschengeschlecht kann ich nichts kennen und anerkennen, indem Das, was ich erkenne, nicht über mir ist, und das, was ich nicht erkenne, für mich noch nicht existirt. Alles, was für mich existirt, muß ich auch erkennen lernen, und dieß Erkennenlernen ist die menschliche Entwickelung, der Weg des menschlichen Glückes. Für das Menschengeschlecht gibt es kein höheres Ziel, kann es kein höheres Ziel geben, als Erkenntniß und Glück, oder, wenn man will, bloß Glück, da die Erkenntniß den Haupttheil des Glücks ausmacht. Zur Erreichung dieses Ziels aber ist der Mensch von Natur hinlänglich ausgerüstet, da die Welt zur Erreichung ihres Ziels hinlänglich ausgerüstet ist, und der Mensch von ihr einen

an ſeinem Platz thätigen Theil, einen Haupt-Ausdruck bildet.

Indem ich alſo aus meinen Vorſtellungen Alles, was Sie an den Namen „Gottes“ knüpfen, rein abſchneide, mithin keine ſogenannt theologiſche Welt für mich mehr exiſtirt, ſchneide ich natürlich auch Alles ab, was der Menſchengeiſt im Lauf ſeiner unklaren Entwickelung an jene theologiſche Welt geknüpft hat, alſo Alles, was von Außen her ihm mitgetheilt ſein und nach Außen hin aus ihm nach einer beſondern Quelle zurückfließen ſoll, alſo Offenbarungsreligion und Unſterblichkeit nach dem bisherigen Begriff. Wenn kein Gott außerhalb der Menſchheit oder der Welt exiſtirt und exiſtiren kann, ſo kann er auch dem Menſchen nichts von Außen her geoffenbart haben; dem Menſchengeiſt offenbart ſich nichts, *als was er aus ſich ſelbſt und durch ihn die Welt aus ſich entwickelt*. So wie ferner der Geiſt nicht von Außen in die Welt gekommen ſein kann, ſondern immer in ihr geweſen ſein muß, ſo kann er auch nicht aus ihr hinaus; er kann nicht zu einem „Gott“ zurückkehren, von dem er nicht hergekommen, er bleibt alſo ruhig in der Welt. Inſofern glaube ich auch an die Unſterblichkeit, da ich an Unſterblichkeit der Welt glaube. An eine *perſönliche* Fortdauer des Menſchen glaube ich natürlich nicht, kann ich nicht glauben, ſie intereſſirt mich auch nicht weiter, nachdem ich ſie einmal als unmöglich erkannt habe. Selbſt Ihnen wird ſie gleichgültig ſein müſſen, wenn Sie nicht geradezu an eine Auferſtehung des Fleiſches mit Haut und Haaren glauben. Denn aus welchem andern Grunde wünſchen Sie fortzubeſtehen *), als weil Sie hoffen, nach

*) Dieſes Wünſchen einer Wiederauferſtehung nach dem Tode wird und muß ſich immer mehr verlieren, je mehr die Menſchen lernen, ihr Leben gehörig auszufüllen, ſich vernünftig auszu-

dem Tod Ihr individuelles Leben und zwar wo möglich mit andern Menschen, deren Individualität Ihnen werth ist, fortsetzen zu können? Was aber bildet Ihre Individualität? Nur die Vereinigung Ihres Fleisches, Ihres Bluts, Ihrer Nerven u. s. w. Lösen Sie diese Vereinigung auf, zerstören Sie nur einen einzigen Theil aus dieser organischen, leiblichen Zusammensetzung, so ist das Produkt derselben, Herr N. und Frau N. mit Kindern und Freunden u. s. w., ebenfalls verschwunden oder geändert, und selbst wenn Sie nach dieser Auflösung eine aparte Fortdauer des Geistes annehmen wollen, so können Sie sich diesen „Geist" doch nur als völlig indifferent denken, im Fall Sie ihn nicht eben mit den übrigen Theilen Ihrer Persönlichkeit wieder zusammensetzen. Ich denke mir den Geist nicht apart, im Menschen so wenig als in der ganzen Welt, sondern denke mir Geist nicht

---

leben. Thun sie dieß, so werden sie mit Gleichmuth vom Leben Abschied nehmen. In sechzig Jahren kann ein Mensch so viel leben und erleben, daß er vollkommen befriedigt ist, vorausgesetzt natürlich, daß erst die Menschheit ihre gesellschaftlichen Zustände durchaus menschlich eingerichtet hat. Jetzt besteht das Leben der meisten Menschen nur in einer Reihe von Mühen und Qualen, die ihnen durch ihre Nebenmenschen unnöthiger Weise auferlegt werden. Vernichtet eure Despoten, vernichtet eure Pfaffen, vernichtet eure Blutsauger, die euch Freiheit, Verstand, Existenzmittel, Kurzum Alles rauben, was zu einem menschlichen Leben erforderlich ist, und ihr werdet so gestellt sein, daß ihr den „Himmel," auf welchen eure Betrüger euch immer verweisen, hier auf der Erde findet. Ist die Menschheit erst so weit fortgeschritten, so wird und muß dieß auch Einfluß auf die natürliche Begabung jedes Einzelnen haben: Gesunde und frohe Eltern werden gesunde und frohe Kinder zeugen und Diejenigen, welche vor der Zeit vom Leben Abschied nehmen müssen, ohne ihre „Unsterblichkeit" vorweggenommen, ohne sich ausgelebt zu haben, werden zu den seltenen Ausnahmen gehören, während sie jetzt die Regel bilden.

ohne Exiſtenz und Exiſtenz nicht ohne Leben, und Leben nicht ohne „Materie“ und Materie wieder nicht ohne Leben *). Die ganze Welt iſt gleichſam ein chemiſches und magnetiſches, elektriſches u. ſ. w. Laboratorium, in welchem die Lebenskraft des allgemeinen „Geiſtes“ ihre unaufhörlichen Wechſel und Geſtaltungen treibt. Wo die eine Geſtaltung aufhört, beginnt wieder die andere. Sogar die Leiche des Menſchen lebt; aber es iſt kein menſchliches Leben mehr, es iſt nur das Leben der „unorganiſchen“ Natur, zu welcher das menſchliche Gebilde nach ſeiner Auflöſung zurückkehrt und aus welcher die „organiſche“ Natur ſich reproduzirt. Etwas Todtes gibt es in der Welt nicht und ſterben heißt bloß, ſich wieder verwandeln in das Material des Geſammtlebens. Soll aber der beſtimmte Geiſt, um den es ſich handelt, alſo der Geiſt des einzelnen Menſchen wieder zum Vorſchein kommen, ſo muß ſich aus jenem Material auch wieder ein organiſches, menſchliches Gebilde entwickeln, und wie Sie ſich die Wiedererſtehung aller der Millionen individueller menſch-

*) Dieß iſt ja Materialismus, wird man ausrufen. Ja, es iſt Materialismus! „Materialismus“ iſt in gleicher Weiſe wie „Atheismus“ zu einem Schimpfnamen geworden, womit Unverſtand und böſer Wille Das belegen, was ſie nicht begreifen oder was ihnen unbequem iſt. Ich behaupte, daß es in der Welt gar nichts rein Immaterielles geben könne. Und was iſt dadurch verloren? Iſt der Gedanke, die Seele, das Gefühl u. ſ. w. dadurch weniger Gedanke, Seele, Gefühl, daß ich ſie nicht von der Materie trenne? Wollt ihr den Duft der Blume ohne die Blume haben? Das Schimpfen auf den „Materialismus“ iſt das Dümmſte, was es auf der Welt nur geben kann. So lang man noch nöthig hat, das Sinnliche und Materielle, d. i. das Exiſtirende zur Anerkennung und zu Ehren zu bringen, ſo lang kann von einem allgemeinen Glück, und einer allgemeinen Vernünftigkeit noch keine Rede ſein. So lang die Leute ſtatt des Weſens der Dinge Geſpenſter der Dinge bedürfen, ſo lang werden ſie ſich quälen mit Undingen.

licher Gebilde, welche in jenes Material zurückgekehrt sind, denken wollen, das bleibt Ihnen überlassen. Wo bleibt der Duft der Blume, wenn sie verwelkt ist? Wo bleibt der Geist des Menschen, wenn er gestorben ist? Mit demselben Recht, womit Sie eine Auferstehung des Menschen fordern, können Sie auch eine Auferstehung der Blumen fordern. Und daß auf Ihre „Unsterblichkeit" die Thiere so gut Anspruch haben, wie Sie, versteht sich von selbst.

Derselbe an Denselben.

Sie haben sich auf eine mir unerwartete Weise überwunden und mich wenigstens in der Kürze sagen lassen, was ich in den Hauptpunkten glaube und nicht glaube, wenn Sie auch vielleicht nicht die Toleranz gehabt hätten, mich mein Glaubensbekenntniß im Gegensatz zu dem Ihrigen näher begründen zu lassen. Auch wird das nicht erforderlich sein, da die Kritik Ihres Christenthums schon anderwärts erschöpft ist. Nun fragen Sie mich, was ich denn eigentlich gewonnen habe, nachdem ich Ihren Gott, Ihre Religion und Unsterblichkeit abgeschnitten, nachdem ich die Welt und Menschheit auf sich selbst reduzirt und dem Menschen die Aussicht auf ein „besseres Leben" versperrt habe?

Was ich gewonnen? Viel, sehr viel. Ich kann mir für die Menschheit einstweilen keinen größern Gewinn denken, als den Verlust Ihrer theologischen Vorstellungen und Dessen, was Sie unter „Religion" und „Unsterblichkeit" verstehen. Glauben Sie nicht, daß ich die Sache frivol traktire, ich nehme sie sehr ernst. Auch bitte ich Sie, Ihren Schreck über meine Gotteslengnerei auf einige Zeit kaltblütig zu überwinden und die bornirte, philisterhafte Vorstellung fahren zu lassen, ein sogenannter Atheist

müſſe gleich ein Kapitalverbrecher oder ein Unmenſch ſein, weil er vielleicht noch allein und abgeſondert daſteht. Wiſſen Sie auch, daß es Zeiten geben kann, in denen ein einziger Menſch die Menſchheit bildet? Schätzen Sie nicht den Werth eines Menſchen nach der Größe ſeiner Geſellſchaft und nicht den Werth eines Bekenntniſſes nach der Zahl ſeiner Bekenner. Seien Sie verſichert, daß ein Atheiſt es beſſer mit ſeinen Mitmenſchen meinen kann, als tauſend und abermals tauſend Anbeter „Gottes," ja daß er es beſſer meinen müſſe, weil er dem Menſchen die eigentliche Selbſtberechtigung zuerkennt. Laſſen Sie mich nun in der Kürze andeuten, was das poſitive Reſultat meiner Negationen iſt.

1) Der Glaube an einen Herrn des Geiſtes iſt der Vater aller Geiſtesknechtſchaft; die Abſtreifung dieſes Glaubens iſt die Mutter aller Geiſtesfreiheit. Sobald der Geiſt einen Herrn anerkennt, iſt er nicht ſelbſt Herr, ſondern wird einfach Diener der Phantaſien, die er über ſolchen Herrn ſich bildet. Er hat dadurch aufgehört, Geiſt zu ſein, denn das Weſen des Geiſtes beſteht in der herrenloſen, in der freien Erkenntniß. Es gibt keinen größern Widerſpruch als Geiſt und „Gott." Es gibt nur einen Geiſt; exiſtirt der über der Menſchheit, ſo exiſtirt er nicht in der Menſchheit; exiſtirt er aber in der Menſchheit, ſo kann ihm die Menſchheit nicht untergeordnet ſein. Das Höchſte in der Menſchheit wie überhaupt iſt der Geiſt. Dieß nicht anerkennen, heißt auf den Geiſt verzichten und ſich zum Sklaven von Etwas machen, das jedenfalls dem Geiſt fremd iſt. Wer auch nur um eine Haarbreite auf den Geiſt verzichtet, hat ſeinen Geiſt vernichtet, hat ſich preisgegeben, iſt Sklave Deſſen, der ſeine Geiſtloſigkeit benutzt. Und da der gläubige Menſch ſich als Träger des Geiſtes, den er über ſich anerkennt, ſich immer nur einen Menſchen, einen ſeiner Nebenmenſchen denken kann,

ſo wird der Gottglaube in der Praxis einfach Sklavenglaube.

2) Wenn die Menſchheit ihr Auge von einem Weſen und einer Welt, die nicht exiſtiren, wegwendet und den Blick allein auf ſich und in die wirkliche Welt richtet, ſo lernt ſie ihre Stellung wie ihren Werth erkennen und ihre Sorge allein ſich ſelbſt zuwenden. Sie lernt einſehen, daß ſie ein berechtigter, ein hoch berechtigter Theil der Welt, nicht ein unberechtigtes Geſchlecht iſt, das eine bloße Gnadenexiſtenz führe und den Anſpruch auf ſein Glück einem eingebildeten Herrn zu verdanken oder gar aufzuopfern habe. Sie lernt ſich als ihren eigenen Herrn und ihren eigenen Zweck erkennen und zugleich dadurch ſich dem Geſammtzweck der Welt anſchließen. Sie lernt ihr Streben allein auf ihr Glück richten, wenn ſie verlernt hat, das Unglück als ihre höhere Verpflichtung anzuſehen; ſie lernt ihr Glück hier ſuchen, wenn ſie einſieht, daß es ſonſt nie und nirgends zu finden iſt. Sie lernt erkennen, daß es Thorheit und Frevel iſt, ihre Glieder von einem Glück auszuſchließen, das nur in ihr ſelbſt ſeine Quelle hat, und damit dieſer Frevel aufhöre, wird ſie aus dem Menſchenglück eine gemeinſame Menſchheitsſache machen, ſie wird für das Menſchenglück ſolidariſch ſorgen lernen. Sie wird zuſammenhalten lernen, nachdem ſie erkannt hat, daß ſie auf ſich ſelbſt beſchränkt iſt, und ſie wird ihrer Beſtimmung mit Bewußtſein zuſtreben, ſobald der Kreis derſelben ſie in der erkennbaren Nähe umſchreibt und aus den nebelhaften Gebieten phantaſtiſcher Vorſtellungen entrückt iſt. Sie wird das, was Sie chriſtliche Liebe nennen, zur Wahrheit machen und die chriſtliche Liebe in wirkliche Menſchheitsliebe verwandeln. Auf ſich ſelbſt wird ſie die Liebe richten, die Sie außerdem einem unerreichbaren und undenkbaren Weſen wollen zugewendet

wiſſen, einem Weſen, dem, wenn es exiſtiren könnte, ſolche Liebe offenbar ſehr gleichgültig ſein müßte.

3) Nachdem der Glaube an einen „Gott“ aufgehört, hört auch jede Verpflichtung auf, welche Sie dem Menſchen gegen Gott auferlegen wollen, und nur die Pflicht des Menſchen gegen ſich ſelbſt bleibt übrig. Die Moral wird alſo vereinfacht und zum Theil völlig umgewandelt, die „theologiſche“ Moral wird zur menſchlichen gemacht. Dieſe Moral wird keine andere Pflichten mehr kennen, als die der eine Menſch gegen den andern zu erfüllen hat; als die Quelle für dieſe Pflichten wird das gemeinſame Menſchenrecht erkannt werden und bei der Nichterfüllung dieſer Pflichten wird der Ausweg, ſich auf „höhere“ Pflichten zu berufen oder darauf zu verweiſen, rein abgeſchnitten ſein. Mit den Pflichten gegen den Nebenmenſchen kann keine ſogenannte höhere Pflicht mehr in Kolliſion kommen; eben ſo wenig mit dem Menſchenrecht ein ſogenanntes höheres Recht. Weder ein Despot noch ein Pfaffe kann ſich mehr auf „Gottes Gnade“ und auf „Gottes Wille“ berufen, wo er den Menſchen ihre Rechtsgleichheit abſprechen, ſie ausbeuten und zu andern Zwecken verleiten will, als die auf dem Wege ihres Menſchenglücks vorgeſchrieben ſtehen; die theologiſche Rangordnung unter den Menſchen, welche Einzelne wie halb „göttliche“ Weſen in einem künſtlichen Nimbus über die Andern erhebt, wird ihres Fundaments beraubt ſein und zuſammenſtürzen. Iſt jener entwürdigende Kultus menſchlicher Götter, die Majeſtäten, etwas Andres, als ein Reflex des theologiſchen Kultus? Iſt ferner der Adelsglaube etwas Anderes, als ein Reflex des Majeſtätsglaubens? Pflanzt der Druck des Gottglaubens ſich nicht vom dem Mann zu Rom, wie von dem Mann zu Petersburg und all den andern Männern des majeſtätiſchen Gelichters durch alle Stufen der Geſellſchaft bis zum Küſter

und Kosaken hinunter fort? Beruht die Erniedrigung europäischer Völker im Grunde auf einem andern Fundament, als z. B. die Erniedrigung der Chinesen? Ist nicht das politische wie soziale Leben der ganzen zivilisirten Welt noch von den Fiktionen und Erniedrigungen der Theologie durchdrungen und verdorben? Ist die Theologie nicht das Mittel, wodurch überall der eine Theil der Menschheit sich äußerlich über den Menschen erhoben hat, um den andern Theil unter den Menschen erniedrigen zu können? Gäbe es einen König von Preußen, wenn es keinen königlich preußischen Herrgott gäbe? Würde das Volk sich die Schmach anthun, seine Freiheit und sein Glück einem solchen Menschen aufzuopfern, wenn es den Nimbus zerstört hätte, in welchem derselbe existirt und sich heiligt? Dieser ganze Bau der menschlichen Erniedrigung muß und wird niedergerissen werden. Ja niederstürzen mit seinem ganzen Gerüst und Anhang wird der jahrtausendalte Marionettenkasten, in welchem sich die hohen Puppen, welche man Majestäten, Hoheiten, Eminenzen, Excellenzen u. s. w. nennt, an „göttlichen" Fäden aufhängen, um zur Fristung ihrer Komödiantenexistenz dem gaffenden Volk den Sklavenzoll opfernder Bewunderung abzupressen.

Wenn es nur einen einzigen Menschen auf der Welt gäbe, könnte dieser böse Handlungen begehen? In keiner Weise, da er keinen andern Menschen in seinen Rechten verletzen und zu menschenwidrigen Zwecken mißbrauchen könnte. Nur im Verhältniß des einen Menschen zum andern ist eine schlechte Handlung möglich. Also die menschliche Moral ist nichts, als das Gesetz der gegenseitigen Achtung des Menschenrechts. Wohl unsittlich könnte der Mensch auch für sich selbst sein, sofern Unsittlichkeit auch an sich eine Verletzung der Vernunft und des menschlichen Gefühls, eine Beleidigung der Ehre des Menschen

bedeutet. Die freie Selbstbestimmung von der einen, aber die freie Selbstbeherrschung von der andern Seite ist das Rechts und Links der Sittlichkeit, und das Gebot jener Selbstbeherrschung besteht beim einzelnen Menschen in der Rücksicht auf seine Vernunft und seine Menschenehre, beim Verhältniß zu Andern außerdem in der Rücksicht auf das gemeinsame Menschenrecht. In Allem, was dieß Gebiet nicht verletzt, ist der Mensch vollkommen frei und das ist die Krone seiner Existenz.

4) Da die Moral nicht mehr an ein eingebildetes Wesen anknüpft, welchem man allerlei naturwidrige Forderungen untergeschoben, so wird das Gebot der Natur emanzipirt und der Weg zum Glück von all den Hindernissen frei gemacht, welche in etwas Anderm bestehen, als den Rücksichten auf den Mitmenschen und auf die Menschenehre. Sowie die Moral auf den Boden des menschlichen Rechts reduzirt wird, besteht das „Böse" nur noch in der Ausartung des menschlichen Egoismus, der sich gegen den Nebenmenschen kehrt, und jenes geheimnißvolle Böse, das Ihnen und Ihresgleichen so viel Noth gemacht hat, ist abgeschafft. Die Kunst aber, etwas „bös" zu machen, das nothwendig und natürlich ist, hat damit ebenfalls aufgehört. Erinnern Sie sich, um hierüber in's Klare zu kommen, nur an den berühmten Sündenfall Ihres Stammvaters Adam. Wenn Sie aufrichtig sein wollen, so müssen Sie zugeben, daß unter diesem Sündenfall im Grunde nichts Anderes zu verstehen ist, als der geschlechtliche Akt, durch welchen Adam und Eva (diese Personen als „Stammeltern" angenommen) den Grund zu ihrer Nachkommenschaft legten. Nun fragen Sie sich, warum und in wiefern dieser Akt eine Sünde gewesen? Ohne den Sündenfall hätte ja der gute Adam die Nachkommenschaft, welche durch ihn die Sünde der Fortpflanzung geerbt haben soll, gar nicht auf die Welt

ſetzen können. Mußte er nicht, um den Sündenfall zu vermeiden, auf die Nachkommenſchaft verzichten, welcher dieſe Vermeidung zu gut kommen ſollte? Iſt es nicht die großartigſte Abſurdität, wenn dieſe Nachkommenſchaft von ihrem Stammvater verlangt, er ſolle ſie gemacht haben, ohne ſie zu machen? Und ſteht der Stempel dieſes Unſinns, dieſer unſittlichen Sittlichkeit, nicht noch heut zu Tage auf den Vorſtellungen von Millionen geängſtigter Gläubigen, die fähig wären, im Eſſen und Trinken, ja ſogar in ihrer Exiſtenz, eine „Sünde" zu erblicken? An dieſem Beiſpiel mögen Sie erkennen, wohin man kommt, wenn man die wüſten Fabeln einer kindiſchen Welt zu Dogmen einer fortgeſchrittenen und die „Sünde" zum Deckmantel für den Mangel an Erkenntniß macht. Die Quelle aller dieſer Verirrungen aber iſt der Glaube an einen „Gott," in welchen der Menſch ſeine Thorheiten wie ſeine Leidenſchaften verlegt, um ſie zu heiligen und ſie Andern aufzudrängen. Sie werden wiſſen, daß der Adamiſche Sündenfall nicht die einzige Abſurdität und Unmenſchlichkeit Ihrer theologiſchen Moral bezeichnet. Die menſchliche Moral aber denkt nicht daran, die Natur zu knebeln und zu verunſtalten, ſie macht ſie vielmehr zum Geſetz unter Aufſicht des gemeinſamen Menſchenrechts und der menſchlichen Ehre (der Vernunft).

5) Da die Moral nur noch in dem Gebot der Achtung des Menſchenrechts und der Menſchenwürde beſteht, ſo wird die Immoralität nur in der Verletzung dieſes Menſchenrechts und dieſer Menſchenwürde beſtehen. Diejenigen werden alſo die ſchlechteſten Menſchen ſein, welche ihren Mitmenſchen das Menſchen-Recht oder die Mittel zum Glück ſchmälern und ſie zu Mitteln ſelbſtiſcher Zwecke herabwürdigen. Die „Sünder" werden fortan anderswo geſucht werden, als bisher. Die Egoiſten werden die größten Sünder

ſein und die größten Egoiſten, die um ihrer willen die größte Zahl Menſchen ihres Rechts und der Mittel zum Glück berauben. Das menſchliche Recht und die Mittel zum menſchlichen Glück beſtehen aber in der Freiheit und in der angemeſſenen Betheiligung an den Gütern dieſer Erde. Wer uns die Freiheit und die Mittel zur menſchlichen Exiſtenz raubt oder ſchmälert, der begeht das höchſte Verbrechen, der iſt ein Feind der Menſchheit, und die Freundſchaft „Gottes“ kann ihn nicht mehr retten. Ein „höheres“ Tribunal ſpricht ihn nicht mehr frei und wir allein bilden das Tribunal, das ihn richtet. Sehen Sie ſich um in Ihrem Kreiſe, zählen Sie Ihre Frommen und Ihre Freiheitsfeinde und Sie werden erſchrecken vor dem Berg von Anklageakten, der ſich in dem Augenblick erhebt, wo die theologiſche Moral abgeſchafft und die menſchliche eingeführt wird. Sie werden erſchrecken vor der Zahl derer, welche bisher im Namen und unter dem Schutz „Gottes“ ihre Mitmenſchen gedrückt, gemißhandelt, ausgebeutet und um ihre Menſchenbeſtimmung betrogen haben. Sie werden erkennen, daß die koloſſalen und dabei „legitimen“ Verbrechen dieſer Menſchheitsfeinde nach gewöhnlichem Kriminalmaß gemeſſen, ein furchtbares Gericht auf ſie herabrufen müſſen. Beim Gedanken an ſie ſieht man die Sünden-Waagſchale der Themis himmelhoch in die Luft ſchnellen und alle Guillotinen der Welt gerathen in's Zucken. Wäre ich ein frommer Mann, wie Sie, und nicht ein Menſch, ich würde lehren: man zücke die Dolche und laſſe die Beile fallen!

Den übrigen Menſchen aber muß es mit der Zeit klar ſein, warum ihre Feinde ſo eifrig darauf bedacht ſind, ſie in der „Gottesfurcht“ zu erziehen, ſie, was man ſo nennt, „religiös“ zu machen und ihnen den Glauben an ein „beſſeres Leben“ zu erhalten; es wird ihnen klar ſein, warum „Gott“ und „Religion“ gerade in den ſchlech-

testen Staaten am Meisten unter dem Schutz der Polizei gestellt sind und warum Diejenigen von Despoten und von Pfaffen mit Kerker und Bann verfolgt werden, welche den Menschen zum Menschen machen und ihn aus der Abhängigkeit von dem tyrannisirenden Glauben an mysteriöse Mächte befreien wollen, in deren Namen er durch ihre irdischen Vertreter seines Glücks und seiner Würde beraubt wird; es wird ihnen klar sein, daß mit dem Glauben an jene Mächte auch deren angeblichen Vertretern der Boden unter den Füßen weggezogen wird und daß, so lange dieser Boden feststeht, aller Kampf gegen Despoten wie gegen Pfaffen, gegen Volksbedrücker wie gegen Jesuiten ein fruchtloser, ein die Wurzel der Uebel nicht berührender bleibt. Ist der nicht ein Thor, welcher, statt das Unkraut mit der Wurzel auszureißen, im Schweiße seines Angesichts bloß die Schößlinge mäht, um morgen wieder wachsen zu sehen, was er heute gemäht hat? Es ist kläglich anzusehen, wie man an allen Enden gegen Jesuiten und Konsorten zu Felde zieht, und gleichzeitig den Acker, in welchem das Unkraut wächst, auf's Eifrigste pflegt, bestrahlt und beschützt. Dringen wir vor in das eigentliche Lager unserer Feinde, statt uns bloß mit ihren Vorposten und Plänklern abzumühen! Bieten wir denen als Mensch die Hand, welche aus Irrthum eine Stellung gegen uns einnahmen und, den Irrthum erkennend, zu uns zurückkehren; wer aber wissentlich und geflissentlich eine falsche Stellung gegen die Menschheit einnimmt und festhält, der soll uns nicht verwehren, ihn für unsern Feind zu erklären, und ihn, sobald wir können, unschädlich zu machen.

Derſelbe an Denſelben.

Nachdem Sie gehört haben, was ich durch Beſeitigung des Glaubens an Gott u. ſ. w. gewonnen habe, wünſchen Sie auch noch zu wiſſen, wie ich Das erſetzen wolle, was angeblich dadurch verloren gegangen iſt. Ich muß Ihnen offen erklären, daß mir dieſe Zumuthung etwas kindiſch vorkommt, da es mir ſchwer fällt, mich in alle Vorausſetzungen eines Glaubens zurückzudenken, über den ich gänzlich hinweg bin; dennoch will ich Ihnen zu lieb mich auf ein paar Hauptpunkte einlaſſen, da ich die Hoffnung nicht aufgebe, daß, obſchon Sie mir als Heuchler bekannt ſind, Ihren Fragen wenigſtens einiges Intereſſe an der Wahrheit zum Grunde liegen werde.

Sie fürchten, die „innere Zufriedenheit" gehe verloren. Ich aber behaupte, ſie werde befeſtigt. Nehmen Sie es als ein unumſtößliches Geſetz an, daß Derjenige, welcher fähig iſt, zu einer wahren Erkenntniß zu gelangen, auch fähig iſt, ſie zu ertragen. Aber nicht bloß Das. Je mehr und je geordnetere Erkenntniß, deſto mehr und feſtere Zufriedenheit. Als ich noch zwiſchen dem anerzogenen Glauben an eine andere Welt und deren angeblichen „Herrn" und den durchgebrochenen Zweifeln meiner Vernunft getheilt war, habe ich wahre Seelenmartern empfunden; ſeitdem ich in den Gebieten, woher früher meine Hauptzweifel auftauchten, reine Bahn gemacht, bin ich etwas Ganzes, bin ich ein in mir ſelbſt feſtgegründeter, ein zufriedener Menſch geworden, ſo weit der nach immer klarerer Erkenntniß ringende Menſch zufrieden ſein kann und darf. Glauben Sie mir, es liegt ein ſoliderer Grund der Zufriedenheit in dem Bewußtſein, ein berechtigtes, ſelbſtſtändiges, von keiner Willkühr abhängiges, auf der Bahn unverrückbarer Naturgeſetze frei fortſchreitendes Glied des großen Weltganzen zu ſein, als in dem Glauben, man

folge in blinder Abhängigkeit einer unbekannten Macht und zwar zu einem Ziel, wovon sich kein Gläubiger eine Vorstellung machen kann. Jenes Bewußtsein wird aber eine um so festere Basis der Zufriedenheit werden, je allgemeiner es die Menschheit durchdringt, je mehr die Menschheit sich in sich selber stützt, sich gegenseitig trägt. Es genügt nicht, daß der Einzelne mit sich selbst in Harmonie ist, er muß die Harmonie auch in dem Verhältniß zu seinen Mitmenschen finden. Jetzt ist schon die Anfeindung der Andersdenkenden im Stande, Manchem die Zufriedenheit zu verkümmern, die er in seiner Erkenntniß gefunden hat. Wer nach der Nothwendigkeit seines Vernunftgesetzes und in lauterster Absicht die Menschen von ihren trügenden Vorstellungen frei zu machen und ihnen ihre wahre Stellung anzuweisen bestrebt ist, der wird allerdings, wenn er rings umher seinem Streben von Denen, für die er strebt, nur Verkennung und Verfolgung entgegensetzen sieht, das persönliche Glück als Nebensache ansehen müssen, im Fall er es nicht allein im Bewußtsein der Wahrheit findet. Wenn er für sich Alles beseitigt hat, worauf der gewöhnliche Mensch sich in der Bedrängniß stützt und vertröstet, und nun anstatt der gesuchten Menschen, in welche er alle Stütze und allen Trost verlegen wollte, nur Feinde vor sich sieht: wenn er keinen „Gott" mehr hat und nun auch keine Menschen findet; wenn er Alles und Alles auf die Menschen setzt, und nur solche ihm begegnen, die zu bornirt sind, um ihn zu begreifen, oder zu egoistisch, um ihn zuzulassen: dann muß er allerdings seine Weltanschauung und seinen Charakter auf eine Höhe gebracht haben, worauf sie allen Anfechtungen entnervender Schwäche und menschenscheuer Wehmuth unzugänglich sind. Es ist nicht Jedermanns Sache, solche Prüfungen durchzumachen. Die Meisten werden lieber Heuchler und lassen es mit ihrem Bekenntniß auf Zeiten

ankommen, wo daſſelbe ſich Sicherheit und freie Aeußerung errungen haben wird. Es verſteht ſich indeß, daß die Situation jenes angefeindeten Alleinſtehens von Einzelnen entrirt und ertragen werden muß, ſollte auch wirkliches perſönliches Unglück ihr Loos ſein. Man wird dann wenigſtens erkennen, daß die Quelle ſolches Unglücks nicht in der Lehre liegt, ſondern in der Unmenſchlichkeit Derer, welche ſie verkennen und verfolgen. Wenn mehr Aufrichtigkeit unter den Menſchen wäre, ſo würde dieß ſchon jetzt von ſehr vielen Seiten zugeſtanden werden. Aber die Anfeindung und nochmals die Anfeindung, frommer Mann! Die Furcht vor dieſer Anfeindung iſt es allein, die ſo Viele zurückhält, ſich der beſſeren Erkenntniß anzuvertrauen. Nicht die lächerliche Furcht vor Höllenſtrafen, jüngſtem Gericht und dergleichen Unſinn, ſondern die Furcht vor Denen, welche an ſolche göttliche Abſurditäten glauben, iſt es noch, welche Tauſende zurückhält, aus den Reihen der „Gläubigen" auszutreten. Und das nennen Sie Zufriedenheit? Ich bedaure Sie von Herzen, Sie Zufriedener, der Sie in der ewigen Furcht vor Ihrem „Gott" und Ihren Mitmenſchen Buch führen über „Sünden," die Sie nicht thun, und diejenigen, die Sie thun, für Tugenden halten. Seien Sie verſichert, daß die fortgeſchrittene Menſchheit einſt keinen Gott mehr vermißt, wenn ſie nicht mehr in dem Glauben an ihn erzogen wird, und daß ſie um ſo zufriedener ſein wird, je mehr ſie die Quelle der Zufriedenheit in ſich ſelber ſuchen gelernt hat. Freilich wird es noch eine lange Zeit währen, bis ſie allgemein ſo weit gelangt, denn Sie und die Ihrigen haben die Welt nach allen Seiten hin ſo weit mit Schreckbildern bevölkert, daß ein halbes Weltmeer von Lethewaſſer der beſſern Erkenntniß ausgetrunken werden muß, bis ſie alle werden vergeſſen ſein. Ihren Gott haben Sie zum Geſpenſt der Welt gemacht, und Ihr Glaube iſt

nichts, als ein universeller Gespensterglaube. Ja, im Verhältniß zur Menschheit ist Ihnen Gott gleichsam der Polizeimeister der Welt und Ihre Sittlichkeit ist göttliche Polizeifurcht. Und durch Gespensterglauben und Polizeifurcht wollen Sie die vernunftbegabte, freigeborne Menschheit zur Zufriedenheit bringen? Wenn ich Sie nicht bedauern müßte, würde mir nichts übrig bleiben, als Sie zu verabscheuen.

Von der andern Seite meinen Sie, die Unglücklichen und Schwachen verlören ihre letzte Stütze, sobald man ihnen den Glauben an einen „himmlischen Vater" nehme. Aber, von Anderm abgesehen, bedenken Sie doch, daß, wie die Menschheit sich von jenem Glauben in sich selbst zurückzieht, sie auch entsprechende Fortschritte in der Wissenschaft und dem Bestreben macht, das Unglück zu verringern, welchem jener Glaube zur Stütze dienen soll. Kommen wir, wie oben bemerkt worden, erst dahin, die Mittel zum Glück, nämlich Freiheit und Betheiligung an den Gütern dieser Erde allgemein zu erlangen, so wird die große Zahl derer, welche man in Druck und Noth auf eine andere Welt verweist, verschwunden sein und sie werden im Schooß der Menschheit zufriedener ruhen, als im Schooß Abrahams u. s. w. Erkennen Sie doch, daß die Menschheit selbst es ist, welche das Unglück schafft, zu dessen Ertragung sie die Zuflucht zu einer eingebildeten Welt nimmt. Wenn aber von unvermeidlichem und unverschuldetem Unglücke die Rede ist, welches Einzelne trifft und stets treffen wird, so ist es wieder die Menschheit, welche dieselben tröstet und entschädigt, so weit sie kann, und solche Entschädigung einer Menschenliebe, welche dem Nebenmenschen durch ein gebietendes Recht garantirt wird, ist, däucht mir, doch etwas Reelleres und Wirksameres, als der vage Glaube an eine Entschädigung durch ein unbekanntes Wesen nach dem Tode. Wie wenig die wahre

Menſchenliebe bis jetzt trotz oder wegen des Anknüpfens an „höhere“ Inſtanzen Fuß gefaßt und gewirkt hat, das ſehen Sie an dem Zuſtande des Menſchenrechts. Hören Sie nicht an allen Enden und Ecken von Schwachköpfen und Schurken Liebe predigen, während ſie die Vernichtung des Menſchenrechts in Millionen Individuen gutheißen oder betreiben? Iſt die ſogenannte Menſchenliebe nicht bis jetzt eine verſteckte Feindin des Menſchenrechts geweſen, deſſen Verwirklichung ſie ſein ſollte? Was iſt die Menſchenliebe ohne Begründung des Menſchenrechts? Eine Lüge, eine verabſcheuungswürdige und menſchenmörderiſche Lüge, die verfluchenswertheſte Lüge der ganzen Welt. Dieſe Lüge aber wird zerſtört werden, ſobald die Menſchheit zu ſich ſelbſt zurückkehrt. Wir werden und müſſen es zu einer andern Liebe bringen, als jene kranke, betrübte, ſchwächliche, ſentimentale oder gar perfide Glaubensliebe iſt, die entweder in unfruchtbaren Worten beſteht, oder ſie aszetiſch übertreibt, oder als verkappte Liebloſigkeit den Mitmenſchen unglücklich macht. Wir müſſen eine friſche, Fleiſch und Leben gewordene, aus freiem Bewußtſein hervorgegangene, auf feſtem Boden ſtehende Liebe haben, welche dem gemeinſamen Rechts- und Pflichtgefühl der in ſich ſelbſt fußenden Menſchengeſellſchaft entſpricht. Die Menſchheit wird nicht eher wirklich human in der Geſinnung, als bis ſie wirklich human in den Vorſtellungen wird. Alle nicht menſchliche, alſo alle theologiſche Anſchauung, iſt menſchenwidrig, iſt von Grund aus inhuman und kann auch nur zu Inhumanitäten führen. „Human“ ſein wollen im Namen oder mit der Vorſtellung eines „Gottes“ heißt frei ſein wollen im Namen oder mit der Vorſtellung eines Despoten. Schneidet man aber der Menſchheit Alles ab, d. h. denkt man ſich nichts über ihr, was nicht vorhanden iſt, ſo wird man erſt menſchlich frei

und rein menſchlich, lernt den Menſchen als ſolchen achten, dichtet ihm nichts „Böſes“ und nichts „Sündhaftes“ an und macht ihn zu ſeinem eigenen Muſter und Zweck. Was man einem „Gott“ opfert, entzieht man der Menſchheit. Man opfere den „Gott“ und man gewinnt den Menſchen. Nur, indem man den Glauben an „Gott“ fahren läßt, erreicht man Das, was man durch jenen Glauben zu erringen hoffte. Deßhalb beſorgen Sie nicht, ich habe, indem ich Ihre theologiſche Menſchenliebe anfechte, eine Liebe im Auge, die im Grunde auf Dasſelbe hinauskomme. Ich will Ihnen ſogar das Bekenntniß ablegen, daß die Liebe, welche ich meine, ſich eigentlich gar nicht auf die Aufopferung, ſondern auf den Egoismus, nicht auf das Gefühl, ſondern auf die Vernunft gründet. Eine eigentliche Liebe kenne ich nur im Verhältniß einzelner Perſonen, eine allgemeine Menſchenliebe kenne ich nicht. Und doch predige ich ſie? Und doch, nachdem ich den Egoismus bekämpft und Andern vorgeworfen, will ich den Egoismus zur Maxime machen? Ja. Der Egoismus iſt die Seele der Welt. Er iſt die erſte Nothwendigkeit, er iſt das Leben. Können Sie ſich einen Menſchen denken, der von ſich keinen Begriff hätte, für ſich nicht wirkſam wäre, von ſich nicht ausginge und doch lebte? Ich nicht. Er würde ein Stein ſein, kein Menſch. Alſo der Egoismus iſt die Baſis der Exiſtenz, iſt die Exiſtenz ſelbſt. Aber indem ich dieß für meine Perſon anerkenne, muß ich es für meine Mitmenſchen, die mir als gleichartig und gleichberechtigt gegenüberſtehen, ebenfalls anerkennen. Das ſagt mir meine Vernunft und dieſe Vernunft ſagt mir ferner, daß ſie nicht befriedigt ſei, als bis jeder einzelne Egoismus zu ſeiner Geltendmachung und Verwirklichung gelangt iſt. Wenn ich auf dieß Motiv allein meine Menſchenliebe gründe, ſo ſteht ſie feſter, als auf Ihren „göttlichen“ Geboten. Dieß Motiv ſagt mir:

„was du willſt, daß dir geſchehe, oder gelaſſen werde, das ſollſt du auch Andern thun oder laſſen", während Ihr Gebot bloß ſagt: „was du nicht willſt, das dir geſchehe, das ſollſt du auch keinem Andern thun." An Aufſtellung eines Menſchenrechts hat Ihr Gebot ſich gar nicht gewagt, es begnügt ſich mit vager Abwehrung des Unrechts. Ich aber will auf das Menſchenrecht, welches ich Jedem zugeſtehen muß, die Menſchenliebe und das Menſchenglück gründen. Ich mache jeden einzelnen Menſchen zum Egoiſten, aber ich mache ihm das Recht ſtreitig, das Gebiet des fremden Egoismus zu überſchreiten. Ich laſſe alſo Jedem die Freiheit, die ich ſelbſt will, und indem dieſe einzelnen Freiheiten ſich auf der allgemeinen Baſis miteinander verſtändigen und vereinigen, entſteht ein ſittliches, ein menſchliches Verhältniß. Ich kann mich alſo z. B. nicht glücklich in der Liebe zu einem Weibe fühlen, das ſich nicht glücklich in der Liebe zu mir fühlt; ich kann keinen Menſchen zum Freunde haben, der zugleich mein Diener wäre; ich kann keine Gewalt über meine Mitmenſchen üben wollen, wenn ſie mir nicht ſolche Gewalt freiwillig zu gemeinſchaftlichem Zwecke übertragen; ich kann mich nicht glücklich im Ueberfluß fühlen, wenn ich meinen gleichberechtigten Mitmenſchen darben ſehe; ich kann mich nicht meiner Freiheit freuen, wenn ich meinen gleichberechtigten Mitmenſchen in Sklaverei ſehe. Ich muß ihn ebenfalls glücklich, ebenfalls frei ſehen, und geſchähe es bloß meiner eigenen Perſon wegen. Meine Vernunft, mein Egoismus will es ſo haben, muß es ſo haben. Oder ſoll man die Vernunft mit ihren Anforderungen nicht zum Menſchen, nicht zur Perſon, nicht zum Egoismus rechnen? Daß der Egoismus vernünftig werde, darin beſteht die ganze Kunſt und die ganze Aufgabe. So gut wie mein Egoismus will, daß ich mich ſatt eſſe, ſo gut will er auch, daß alle Menſchen frei und glücklich ſeien. Sie

ſehen alſo, daß meine Menſchenliebe und mein Egoismus himmelweit verſchieden ſind von jener theologiſchen Liebe und jenem ausgearteten Egoismus, die es auf das Schönſte mit ſich zu vereinigen wiſſen, daß ſie Millionen fremde Egoismen, Millionen fremde Leben, die ihnen ganz gleichartig und gleichberechtigt gegenüberſtehen, ſich unterwerfen, unterordnen, opfern. Ein Mann Ihrer Art könnte ganz ruhig Kaiſer von Rußland oder ein ähnlicher Menſchenfreund ſein; ein Menſch meiner Art würde als Kaiſer von Rußland oder als König von Preußen der erſte Rebell gegen ſich ſelbſt ſein müſſen.

Sie fürchten, mit dem „Glauben" ſtürze die Baſis des Gewiſſens zuſammen. Ich behaupte, daß das wahre Gewiſſen jetzt erſt zum Vorſchein kommen wird. Denken Sie an Das zurück, was ſo eben geſagt worden. Was verſtehen Sie unter Gewiſſen? Ihr Gewiſſen iſt die Einbildung und die Furcht, mein Gewiſſen iſt die Vernunft und die Ehre. Ich verſtehe unter Gewiſſen die Empfindung des Widerſpruchs, in welchen der ſittliche Menſch mit ſich ſelbſt geräth, ſobald er gegen die Vernunft und Menſchenwürde oder gegen das allgemeine Menſchenrecht ſich verſündigt. Dieſer Widerſpruch beunruhigt und ſtört den Menſchen wie ein chemiſch-heterogener Zuguß die Flüſſigkeit, und die bloße Anlage und Nothwendigkeit ſeiner Natur treibt ihn, muß ihn treiben, den Widerſpruch wieder auszuſcheiden. So wie das Gefühl ſich gegen den Schmerz, ſo ſträubt die Vernunft ſich gegen die Unvernunft. Sie muß ſich dagegen ſträuben. Dieß würde der vernünftige Menſch ſelbſt dann verſpüren, wenn der Widerſpruch der Vernunft gegen die Unvernunft ſich auch nicht in dem Mißverhältniß wiederholte, in welches eine Verſündigung an der Vernunft und dem Recht den Menſchen zu ſeinem Nebenmenſchen verſetzt — ein Mißverhältniß, welches erſt dann ſeine ganze, ſtrafende Macht

ausüben wird, wenn nicht mehr durch Lügen und Autoritätsglauben die Beleidiger des Rechts wie die Beleidigten zur Vertuschung des Naturgesetzes gebracht werden können. Mit Ihrem Gewissen kann ich die größten Verbrechen gegen die Menschheit vertuschen, wenn es mir nur gelingt, Ihnen eine Stelle aus ihrem Dogmenmischmasch aufzuheften; das reine menschliche Gewissen aber vertuscht nichts, gar nichts, was in seinen Bereich fällt. Sie müssen Ihr religiöses Gewissen geradezu zum Henker wünschen, wenn Sie bedenken, welche Schandthaten und Unmenschlichkeiten jeder Art es nicht bloß geduldet, sondern sogar geheiligt hat und noch täglich heiligt. Das rein menschliche Gewissen hat, so lang die Welt steht, noch nie eine Unmenschlichkeit gebilligt und seine einzige Sünde hat von jeher nur darin bestanden, daß es die Basis Ihres unseligen theologischen Gewissens verlassen und verworfen hat.

Die Beschränktheit stellt mitunter die Besorgniß auf, daß das Volk, wenn es nicht mehr an eine theologische Welt und Unsterblichkeit glaube, sein Leben viehisch ausbeuten und dem rohesten Egoismus den Zügel schießen lassen werde. Ich sage nichts davon wie roh es ist, den Menschen mit seiner Sittlichkeit nicht an die Vernunft, sondern an die Furcht zu verweisen; aber ich gebe zu bedenken, welch eine thörichte Voraussetzung es ist, daß das Volk, wenn es nicht mehr an jene Dinge glaubt, noch das nämliche Volk sein werde, welches man jetzt fürchtet. Die Gesammtabstreifung eines solchen Glaubens geht nicht in einem Tage vor sich. Wo sie aber Statt findet, da ist sie nothwendig mit einer Umwandlung der ganzen Vorstellungsweise und mit einer Bildung verbunden, welche alle Furcht vor einreißender Bestialität fern hält. Der Pöbel wird, dessen sei man versichert, niemals durch Unglauben verwildern, weil er eben nicht mehr

Pöbel iſt, wenn er den Glauben fahren läßt. Das ſollten doch die frommen Hüter der Sittlichkeit beſſer bedenken!

Sie fürchten ferner, mit dem Glauben an „Gott" u. ſ. w. gehe dem Menſchen „die höhere Anſchauung," „das höhere Streben," „die höhere Entwickelung" verloren. Ich behaupte, ſie werden ihm durch Abſchaffung des Glaubens zu Theil. Fragen ſie ſich, ob Ihr Glaube ſich ſchon etwas Höheres hat vorſtellen können, als was der Menſchengeiſt im Staat, in der Kunſt und in der Wiſſenſchaft an's Licht gebracht hat? Worin beſtehen dann die hohen Anſchauungen in ihrem Glaubensgebiet? Was iſt denn der Inhalt derſelben? Sagen Sie mir das doch. Das Höchſte, wozu Sie kommen, iſt die nebelhafte Vorſtellung von einem Weſen, dem Sie den höchſten Grad menſchlicher Eigenſchaften beilegen und von dem Sie hoffen, daß es ſie weiter führen werde, als Ihr Glaube, nämlich zur Erkenntniß. Ich aber ſage Ihnen, daß Sie, ſelbſt die Exiſtenz eines Gottes vorausgeſetzt, auf jene Hoffnung einmal nicht den geringſten Anſpruch, geſchweige einen vernünftigen Grund dazu haben, da Sie die Erkenntniß gewaltſam unterdrücken, um einſt — dazu zu gelangen. Warum laſſen Sie denn nicht lieber den Glauben fahren und fangen gleich an, zu erkennen, ſo weit Sie es vermögen? Wie kommen Sie zu der abſurden Eintheilung und Folgerung, wonach man „hier" auf die Erkenntniß verzichten ſoll, um „dort" fähig dazu zu werden? Wenn Ihre Religion, Anſchauung Gottes verheißt, warum fangen Sie nicht gleich damit an, auf dieſe Anſchauung einzudringen? Es wird ſich ergeben, daß in die „Anſchauung Gottes" nichts gelegt werden kann, als die Erkenntniß der Welt, und dieſe Erkenntniß iſt es ja, von der Sie nichts wiſſen wollen. Sie halten feſt an dem theologiſchen Grundſatz, man

müſſe im Leben ein Dummkopf zu ſein ſtreben, um nach dem Tode ein Schlaukopf zu werden. Man würde ſolchen Glauben ſehr verwunderlich nennen, wenn man nicht wüßte, daß eben die Schlauköpfe ihn unterhalten, um die erforderliche Anzahl Dummköpfe zur Verfügung zu haben. Das ſind mir ſchöne „höhere Anſchauungen," die gleich damit beginnen, alle Anſchauungen gefangen zu nehmen. Ich aber mache mir andere Anſchauungen von dem Weg der Menſchenentwickelung. Ich weiß, daß der Menſch nur im Leben Geltung hat, daß nichts exiſtiren kann, als die Welt, daß folglich der Menſch kein anderes Ziel wie keinen andern Gegenſtand der Erkenntniß haben kann, als wieder die Welt, und daß nichts höhere Anſchauungen u. ſ. w. gewähren kann, als abermals die Welt. Die Wiſſenſchaft aber iſt der Strom, auf welchem der erkennende Menſchengeiſt durch dieſe Welt getragen wird. Blicken Sie ſich um und fragen Sie ſich, ob in ihr nicht ein würdiges Feld für die Arbeit Ihres Geiſtes ſich darbietet? (Wie Mancher Ihrer Art iſt zu geiſtesfaul, um die Regel von zwei Mal zwei einzuſehen, und doch macht er vermöge ſeines „Glaubens" Anſpruch auf die einſtige „Anſchauung Gottes!") Fragen Sie die Geſchichte der menſchlichen Erfindungen, Entdeckungen, Fortſchritte, kurz der geiſtigen Entwickelungen des Menſchengeſchlechts nach allen Richtungen und Gebieten hin und erkennen Sie, daß ſich nach dieſen Vorarbeiten und Errungenſchaften noch eine unendliche Reihe von Fortſchritten als erhebende Aufgabe des Menſchengeiſtes verabſehen läßt, daß dem Menſchengeiſt gar keine Grenze der Entwickelung geſetzt iſt, und daß auf jedem erſtiegenen Berg der Erkenntniß wieder ein höherer und ſchönerer Berg ſich ſeinen Blicken darbietet. Aber halten Sie dabei zweierlei im Auge. Erſtens verlangen ſie eben keine abgeſchloſſene vollendete Erkenntniß, denn damit ver-

langen Sie einen Zustand des Todes, etwas Unmögliches, was allein Sie schon bestimmen sollte, an einem „vollkommenen“ und „allwissenden Gott“ zu zweifeln; zweitens würdigen Sie gehörig die sicht- und greifbare Welt, außer welcher Sie immer eine mysteriöse Geister- oder Gespensterwelt annehmen wollen. Erwägen Sie, was in dieser greifbaren Welt noch alles für die Menschen zu denken und zu thun ist. Verlieren Sie sich z. B. in die unzählige Schaar der Sterne, welche sich in dem unendlichen Raum der Welt bewegen, denken Sie sich, daß die Bekanntschaft mit diesen Sternen, ja vielleicht die verständigende Verbindung mit den Bewohnern derselben *)

---

*) Man hat gelacht über die aufgetauchten Projekte einer Mondfahrt u. s. w. Ich halte dieß Lachen für sehr kurzsichtig. Ich kann es mir sehr gut denken, daß, wenn die Menschheit erst den Erkenntnißkreis, welchen ihr die Erde darbietet, mehr ausgefüllt hat, sie mit Hülfe neuer Erfindungen, die immer mit der sonstigen Erkenntniß gleichen Schritt gehen, sich auch in der übrigen Welt, auf welche sie ja gleichfalls ihr mittelbares Anrecht hat, näher umsehen wird. Nil mortalibus arduum est. Wenn wir plötzlich in der Zeitung lesen, es habe einer ein Fernrohr erfunden, womit man die Mondbewohner sich bis auf hundert Schritte nahe bringe, wenn man darauf durch die Beobachtungen des Treibens auf jenem Himmelskörper allerlei ungeahnte Aufschlüsse erhält, wenn dessen Bewohner gleichzeitig ebenfalls eine Erfindung machen, wodurch sie die Erde in ihren Gesichtskreis ziehen, wenn dann allmälig eine Zeichensprache der Verständigung zwischen den Erd- und Mondbewohnern auftaucht u. s. w. u. s. w., dann wird man, statt zu lachen, diese Fortschritte ganz natürlich finden und sie dem Geist anrechnen, der jetzt zu demüthig sein will, sie als möglich anzunehmen. Es wird sich dabei nur wiederholen, was schon so oft der Fall gewesen ist. Daß man Amerika entdecken, daß man mit einem Fingerhut voll Pulverkörner auf tausend Schritte ein Menschenleben in seiner Gewalt haben, daß man eine Laus

dem Menſchen noch vorbehalten iſt, kurz, laſſen Sie Ihrer Phantaſie freien Lauf, wohin Sie wollen, Sie brauchen beim Hinblick auf die Fortſchritte, welche die menſchliche Erkenntniß ſchon gemacht hat, nach keiner Seite hin zu fürchten, daß ihr Kreis zu eng und zu deſſen würdiger Erweiterung der Glaube an eine außerweltliche oder außermenſchliche Hülfe erforderlich ſei. Was Sie aber erkennen oder ſich noch als erkennbar vorſtellen, das genüge Ihnen als zur Welt gehörig und laſſen Sie das kindiſche Kunſtſtück fahren, Allem, was Sie wahrnehmen, ſtatt eines Naturlebens und Naturgeſetzes noch einen beſondern Impuls oder einen beſondern Rückhalt unterzulegen (ſowie die unwürdige Schwäche, ſich deßhalb eine Glaubenswelt zu bilden, weil es noch eine Welt von Problemen gibt). Jene Kinderei, welche den Blitz nicht ſehen kann, ohne ſich eine Geiſterhand zu denken, die ihn geſchleudert, und den Donner nicht hören, ohne eine zürnende Stimme „Gottes" hineinzulegen, und dem Untergang der Sonne nicht beiwohnen, ohne in in ihrem Schein eine Koketterie des „Schöpfers" nach der „Anbetung" ſeiner Menſchenkinder zu erblicken — jene Kinderei, die nichts für ſich und in ſeinem wahren Weſen und Naturzuſammenhang nehmen kann, ſon-

---

zu einem Elephanten vergrößern, daß man den Waſſerdampf zum Renner machen, daß man das Gewicht der Sonne uns vorwägen werde u. ſ. w. — wer hat das zu Zeiten geglaubt und für möglich gehalten? Jetzt halten wir es größtentheils für ſo natürlich, daß wir den ehemaligen Unglauben gar nicht mehr begreifen. Aber freilich paßt es in den Kram gewiſſer Leute, Demuth und Impotenz des Geiſtes zu predigen, und Diejenigen, welche einſt die Erde wollten ſtill ſtehen laſſen, hätten es gar zu gern dahin gebracht, daß uns auch der Verſtand ſtill ſtände.

dem hinter Allem ein gespensterhaftes oder komödiantisches Geheimniß annehmen muß, ist doch mit der Zeit zu abgeschmackt geworden, als daß man sie noch zur Retirade für die hohen Aussichten des Gottglaubens machen könnte. Die Furcht ist die Mutter Ihres Gottes und der Mangel an Nachdenken der Vater Ihrer Furcht. Suchen Sie auch ein göttliches Geheimniß hinter dem Braten, den Sie essen? Denken Sie sich etwa, daß in ihm sich ein Stück Weisheit, Güte u. s. w. des Schöpfers offenbare und in ihren Magen versenke? Die tägliche Gewohnheit und handgreifliche Vertraulichkeit haben Sie von der Verehrung eines theologischen Beutens oder Schinkens befreit, er ist Ihnen etwas ganz Natürliches und Erklärliches geworden, obschon er im Grunde den nämlichen Anspruch auf „höhere Anschauung" hat, wie jeder andere Gegenstand der Natur, wohlan, es steht gar nichts entgegen, daß sie sich mit dem Blitz, dem Donner, der Sonne und der ganzen Welt auf ähnliche Weise wie mit dem Braten mehr oder weniger vertraut machen. Ist erst die Vertrautheit die Erkenntniß, ja auch nur die Ahnung der Erkenntniß vorhanden, die eben keine Grenze hat, dann verschwindet auch die Theologie, so wie die Entfernung der Theologie der Weg zu jener Erkenntniß ist. Die Abschaffung der Theologie ist der Eintritt des freien Menschen in die unendliche Welt, in welcher er bis dahin nur antechambrirender Sklave war. Damit ist die Bahn der geistigen Welteroberung, der „höhern Anschauung" und Entwickelung gebrochen, nicht, wie Sie meinen, abgeschnitten. Nicht je tiefer der Mensch erniedrigt, sondern je höher er erhoben wird, desto höher steht er. Diese Wahrheit begreift der dummste Schulknabe, nicht aber der gelehrteste Theologe

Frommer Mann, geben Sie mir die Hand und lassen Sie uns die Unermeßlichkeit der Natur durchschreiten.

Sehen Sie den Blitz, er schießt unschädlich herab in die Scholle, die wir ihm durch einen eisernen Stab zum Begräbniß anweisen; hören Sie den Donner, er ist nur eine Musik der Natur und bloß geeignet, Kinder zu schrecken; hören Sie den Sturm, er brüllt vergebens um unser Schiff, das die aufgethürmten Wogen durchfliegt, und nur seine Flügel darf er uns bieten; sehen Sie die Sonne, sie ist unsre Leuchte und muß es sein, sie kann nicht anders, und zündeten wir selbst ihr Feuer an, sie würde uns nicht näher angehören, als jetzt, wo die Natur ihr Licht anzündet; dringen Sie in den Schwarm der Sterne, sie harren nur der Stunde, wo eine neue Erfindung sie offen vor unser Auge stellt. Wohin Sie sehen, ist der Mensch zu Hause. Die ganze Natur ist sein Eigenthum, so weit er sie erobert, und seiner Eroberung sind keine Grenzen gesetzt. Und hemmt ihn auch noch in tausendfacher Weise die Kraft der Elemente, dennoch wohnt in ihm die unendliche Fähigkeit, sie zu überwinden, und je mehr er in seiner Entwickelung fortschreitet, desto mehr geht ihm die Natur zur Hand und überwindet sich selbst. Denken Sie zurück an die Zeit, wo die rohen Elemente noch wild durcheinander gohren, wo Ueberschwemmungen und Erdbeben, wo Elementarerscheinungen und Seuchen ihren stets wiederholten Umzug um die Erde hielten. Und diesem Zustand entsprach der wilde, rohe, unentwickelte Zustand der Menschheit. Wie aber haben sich diese einander entsprechenden Zustände im Lauf der Jahrhunderte beiderseitig schon geändert, gebessert, gemildert! Alles geht in der Natur Hand in Hand, weil sie eben ein Ganzes ist, und mit der Menschheit entwickelt sich zugleich Himmel und Erde bis in die höchsten Milchstraßen und die tiefsten Bergschluchten hinein. Wo aber die rohe Kraft der Elemente dem Menschen noch Meister wird, wo das Meer ihn noch verschlingt und Seuchen ihn noch hin-

raffen: ſoll er da ſich demüthigen vor einem eingebildeten Herrn, der in Geſtalt der Meereswogen und Peſtbeulen auf ihn eindringe? Nie und nimmer! Er fügt ſich, wie der Fromme es trotz ſeinem Glauben nicht minder thun muß, in das Unvermeidliche des Naturgeſetzes, er erfüllt als Theil dieſer Natur mit Bewußtſein ſein Schickſal, und was kann ihm dabei Schlimmeres widerfahren, als was ohnehin unſer aller Loos iſt? Kann ihm etwas Schlimmeres widerfahren, als — Sterben? Frommer Mann, lernen Sie leben, und Sie werden auch zu ſterben wiſſen. Lernen Sie Herr Ihrer Lage werden und Sie werden es auch zu bleiben wiſſen. Lernen Sie wahrer Menſch ſein und Sie werden „Gott" ſein. Und wenn es in dem Entwickelungsgeſetz der Welt geſchrieben ſtehen ſollte, was Ihr Glaube prophezeiht, daß die Erde einſt in Scherben gehen werde, ſo liegt darin dennoch kein Grund für den Menſchen, ſein Selbſtgefühl als Theil der Welt und ſeine Haltung zu verlieren.

Si fractus illabitur orbis, impavidum ferient ruinae.

Derſelbe an Denſelben.

Sie ſind der Meinung, ich komme oder wolle, was das praktiſche Zuſammenleben der Menſchen betrifft, mit meiner Doktrin auf den ſogenannten Kommunismus oder Sozialismus hinaus. Dagegen bemerke ich zunächſt, daß ich meine Ueberzeugung nicht unter einen ephemeren Schul- oder Parteinamen bringen laſſen kann. Sodann aber erkläre ich, daß ich den Weg, welchen der Kommunismus und Sozialismus zur Löſung ihrer ſchönen Probleme einzuſchlagen ſuchen, in weſentlichen Punkten für verfehlt

halte. Das Gute wird durch keinen Namen ſchlecht gemacht, welcher der Polizei gehäſſig geworden. So wird auch die Aufgabe des ſogenannten Kommunismus und Sozialismus, welche mit einem Wort nur in der Befreiung und Beglückung des Menſchengeſchlechts beſtehen kann, nicht dadurch herabgeſetzt, daß Dummheit, Egoismus und Polizei mit ſolchem Streben nicht einverſtanden ſind. Die Frage iſt nur, ob die Anhänger jener Lehre nicht zum Theil ſelbſt ihrer Aufgabe durch zu weitgehende Konſequenzen und verkehrte Mittel entgegenarbeiten, und dieſe Frage kann ich nur bejahen. Von der projektirten Aufhebung alles Privateigenthums, der demnächſtigen Feſſelung der individuellen Freiheit an einen gemeinſamen Brodkorb und der Auflöſung des ſtaatlichen Verbandes kann ich keine geſellſchaftliche Ordnung und kein dauerndes Glück für die Menſchheit erwarten. Doch es iſt hier der Ort nicht, auf dieß Thema weiter einzugehen, da ich die Anhänger des Sozialismus und Kommunismus mit Ihnen nicht auf die gleiche Linie der Gegnerſchaft ſtellen kann. Einſtweilen ſollten Sie nur überzeugt werden, daß man Ihr Gegner ſein kann, ohne in die ſchon üblichen Rubriken der Polizei hineinzupaſſen. Deßhalb laſſen Sie ſich noch ſagen, daß ich den Staat, natürlich den demokratiſchen Staat, für völlig geeignet halte, den Menſchen ſeinem Ziel zuzuführen, wenn derſelbe ſich aller der Mittel bedient, welche ſolche Staatsform ihm zur Verfügung ſtellt.

Derſelbe an Denſelben.

„Alſo die Republik?“ Ja frommer Mann, die Republik! Auch vom „Atheismus“ führt der gerade Weg in

die Republik, in die „soziale“ Republik. In der Republik liegt die Zukunft der Welt. Die Zukunft ist Republik. Wenn Sie zu Bette gehen, mein Herr, so bekreuzen Sie sich und denken Sie an die Republik. Sie ist es, nach welcher das Herz der Völker unbewußt wie eine Wünschelruthe hinüberschlägt; sie ist es, vor welcher sich alle Gewalt des Unrechts im Geheimen entsetzt und zu deren Abwehr alle Federn ihrer Maschinerien in Thätigkeit sind. Was wird es nützen? Die Republik ist ihrer Sache gewiß, sie wird weder durch Beten noch durch Gewalt zurückgetrieben, sie schreitet an der Hand der Naturnothwendigkeit mit sicherem Schritt ihrem künftigen Reiche zu und dieß Reich ist die Erde und zunächst Europa. Noch steht eine letzte, großartige, ungeheure Erhebung der alten Zeit und der alten Macht gegen die neue Welt der Republik bevor und die Anstrengung, sie für immer zu vernichten, wird riesig sein. Aber die junge Kraft wird die alte zerschmettern und was für ewig sie vernichten sollte, wird sie für ewig sichern. Die Völker werden den Herren „von Gottes Gnaden“ beweisen, daß ein König akkurat ein Mensch ist wie der Musketier, der sich noch für ihn todtschießen läßt; daß es der größte aller Frevel an der Menschheit ist, sich als eine „göttliche“, unverletzliche und unfehlbare Person der andern auf den Nacken setzen zu wollen, daß jeder Strich an euren „Kabinetsordres“ und euren Strafgesetzen ein Verbrechen gegen die Menschheit war; daß es eher die Füsillade als Duldung verdient, wenn ein Mensch seinem Dünkel oder Egoismus die Freiheit der Andern opfert und für sich und seine Kreaturen so viel von den Gütern des Lebens in Anspruch nimmt oder verschlingt, als zur Beglückung von Millionen Nebenmenschen ausreichte; dieß, frommer Mann und Royalist, wird in Zukunft gelehrt und exekutirt werden, um die gedrückte und gemißhandelte Menschheit frei und glück-

lich in die Republik einzuführen. Wer ein Auge der Zeit hat, der lasse es nicht durch die kleinen Zwischenerscheinungen ablenken, er schaue in die Zukunft und befreunde sich mit der Republik, der wahren Republik. Sie, frommer Mann, bekreuzen Sie sich und schauen Sie nach dem Kirchhof.

Bei Jenni, Sohn, in Bern iſt ferner erſchienen:

Heinzen, K., Meine Ausweiſung aus Zürich. br. 3 Bog. 1847. 7½ ſgr. 24 kr.

— — Teutſche Revolution. Geſammelte Flugſchriften. 46 Bog. 1847. 1 Rthlr. 20 ſgr. 3 fl.

Krakau's Fall, geh. 1 Bog. 1847. 2 ſgr. 6 kr.

Fürſtenlieder, deutſche, von einem Rheinpreußen. br. 7½ ſgr. 24 kr.

Mazzini, Joſeph, Italien, Oeſterreich und der Papſt. Ein Brief an Sir James Graham, Bart. Aus dem Engliſchen. 13 Bog. 1847. br. 15 ſgr. 54 kr.

Ludwig Philipp, König der Franzoſen, iſt nicht der Sohn des Herzogs Joſeph Philipp von Orleans (damaligen Herzogs von Chartres), ſondern das ausgetauſchte Kind eines italieniſchen Gefangenwärters! Aus dem Franzöſiſchen überſetzt nach dem Brüßler Abdruck der Broſchüre, betitelt: „Maria Stella, Austauſch einer Fürſtentochter gegen einen Büttelsſohn," welche bei dem berüchtigten Prozeſſe des Ordenskaſſiers Affenaer in Paris bei den Jeſuiten aufgefunden wurde. br. 15 Bg. 1847. 15 ſgr. 1 fl.

Feuerbach, Friedrich, die Religion der Zukunft. Für Leſer aus dem Volke bearbeitet von W. Marr. geh. 1 Bog. 1846. 2½ ſgr. 8 kr.

— — Die Kirche der Zukunft. Eine Reihe von Aphorismen. br. 4 Bog. 1847. 10 ſgr. 36 kr.

Fournier, Marc, Rußland, Deutſchland und Frankreich. Aufſchlüſſe über die ruſſiſche Politik. Nach den Notizen eines alten Diplomaten. 1846. 18¾ ſgr. 1 fl.

Börne, Ludw., Menzel der Franzoſenfreſſer, Suppltbd. zu beiden Ausgaben von Börnes ſämmtlichen Werken. br. 20 ſgr. 1 fl.

— — franzöſiſche Schriften. Herausgegeben von Cormenin und überſetzt v. E. Weller. br. 13 Bog. 1847. 15 ſgr. 1 fl.

Briefe, unterſchlagene. br. 4 Bog. 1846. 10 ſgr. 30 kr.

Bauer, Ed., der Streit der Kritik mit Kirche und Staat. br. 1 Rthlr. 15 ſgr. 2 fl. 42 kr.

— — Preßprozeß über den Streit der Kritik, Aktenſtücke. 25 ſgr. 1 fl. 20 kr.

Dalei, Benedikt, ſchwarze Lieder. 1846. (zweite Aufl.) 18¾ ſgr. 1 fl.

Die Helden

des

teutſchen Kommunismus.

Dem Herrn Karl Marx gewidmet

von

K. Heinzen.

Bern.

Druck und Verlag von Jenni, Sohn.

1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Verbesserungen.

Seite	5	lies	Zeile	14 v. o. treiben statt schreiben.
„	6	„	„	7 v. u. dem st. den.
„	10	„	„	4 v. o. meinem st. meinen.
„	15	„	„	2 v. u. fein nach „Fahnen“.
„	22	„	„	17 v. o. auch st. auf.
„	22	„	„	2 v. u. entscheidendes st. entscheidender.
„	24	„	„	17 v. o. aber st. oder.
„	25	„	„	1 v. o. ihm st. ihn.
„	27	„	„	7 v. o. Siegburg st. Sceizburg.
„	28	„	„	4 v. u. Sie st. sie.
„	28	„	„	7 v. u. Ihre st. ihre.
„	31	„	„	17 v. o. ihnen st. Ihnen.
„	33	„	„	1 v. u. Augsburg.

I.

Unter dem Fluch der unpraktischen teutschen Bücherweisheit und Stubenhockerei haben auch die teutschen Kommunisten leiden müssen, obschon die Fragen, mit denen sie sich abgeben, am unmittelbarsten in das praktische Leben eingreifen. Durch keine Betheiligung an einem freien, praktischen Staatsleben erzogen und nur in das Gebiet der „Wissenschaft" und der Phantasie verwiesen, haben sie sich gar nicht fassen können, vor lauter Fortschritt, als sie von Frankreich und England aus die Seeligkeiten des Kommunismus zu kosten bekamen; und statt die Wahrheiten aus den kommunistischen Lehren herauszuwählen, um sie praktisch in die Politik zu verarbeiten, wie es in England und Nordamerika geschieht, warfen sie die Politik sofort gänzlich über Bord, um in dem kommunistischen Ballon von der praktischen Erde weg sich in die glückregnenden Wolken der Träume zu erheben. Die da unten blieben, wurden von den übermüthigen, plötzlich so hoch erhobenen Weltregierern verdienter Maßen mit Steinen beworfen und mit Hohn überschüttet. Nachdem die Luftsegler sich vergebens eine Zeit lang nach der neuen Welt umgeschaut hatten, sahen sie sich endlich genöthigt, das Ventil zu öffnen und wieder auf die Erde zurückzukehren. Statt aber, durch ihre Uebereilung belehrt, den auf der Erde zurückgebliebenen Politikern Recht zu geben und einen Vereinigungspunkt

zu suchen, behielten sie auch jetzt den Dünkel ihrer Ueberlegenheit bei und suchten durch Manöver, deren wir unten einige kennen lernen werden, zu vertuschen, was sie nicht gestehen, und zu verwirren, was sie nicht anerkennen wollten. Sie hofften, auf diese Weise ihre Gegner zu beseitigen und zugleich ihren Rang als die Ersten der „Bewegung" zu behaupten. Rangläuferei war den Leithämmeln die Hauptsache.

Die Politiker handelten anders. Sie waren nicht eifersüchtig auf die Mitwirkung der Kommunisten, warfen ihnen vielmehr die Nichtmitwirkung vor, da es ihnen um Erreichung eines würdigen Ziels, nicht um Triumphe der Rangläuferei zu thun war. Sie erkannten das Verdienst, die sozialen Fragen hervorzuziehen, offen an, konnten aber nicht vor lauter Anerkennung dahin gelangen, einseitig der Politik den Rücken zu kehren und sich geduldig von Denen herabsetzen zu lassen, welche in solcher Einseitigkeit eine Auszeichnung suchten. Gleichzeitig bemühten sie sich, die politischen und sozialen Bestrebungen zu kombiniren, indem sie erkannten, daß Derjenige eben so wohl ein Narr und unnützer Streiter sei, der bloße Politik, als Derjenige, der bloße Sozialreformen will. Wie nahmen die Kommunisten diese Bestrebungen auf? Sie erklärten sie nicht bloß für verwerfliche Halbheiten, sondern machten auch den Politikern, denen sie früher Ausschließung der sozialen Fragen vorgeworfen, jetzt die Beschäftigung mit denselben zum Vorwurf. Daß die Republikaner die sozialen Fragen „nicht haben ignoriren können", soll für dieselben eine Demüthigung sein, als liege eine Schande darin, seinen Gesichtskreis zu erweitern, die Forderungen der Zeit anzuerkennen und das Erkannte in seine Bestrebungen aufzunehmen. Es galt aber nur, den kindischen Triumph zu feiern, daß sie, die Kommunisten, die Ersten

gewesen, daß man von ihnen etwas angenommen, von ihnen, die auch rein gar nichts aus sich selbst genommen, sondern Alles in Frankreich und England zusammengerafft hatten. Man sieht, zu welchen kindischen Persönlichkeiten unsre Menschenbeglücker allgemeine Angelegenheiten machen.

Man begreift dieß aber auch leicht, wenn man die Personen in's Auge faßt, aus welchen die Kommunisten ihre „Partei" bilden. Die eigentlichen Soldaten ihrer Armee, welche aber hier nicht mitzählen können, sind am ehrenwerthesten; sie bestehen aus Proletariern, die zu sehr durch die materielle Noth gedrückt sind, um nicht eine Lehre, welche sie ein für allemal auf dem kürzesten Wege beglücken will, als eine neue Religion zu begrüßen, zugleich aber zu ungebildet, um das Verkehrte dieser Religion zu erkennen. Sie haben sich mit Politik nie beschäftigen können, ihr Blick ist nach dieser Seite hin völlig beschränkt; kein Wunder also, wenn sie ihr ganzes Interesse einseitig da konzentriren, wo sie zunächst der Schuh drückt, und da ihnen der Kommunismus in wenigen allgemeinen Sätzen jede mögliche Aussicht eröffnet, ohne viel Einsicht in Anspruch zu nehmen, so huldigen sie ihm mit religiöser Schwärmerei, die sich sehr häufig als Sektenfanatismus offenbart. Der Kommunismus ist in mancher Beziehung, trotz dem teutschen Atheismus nur ein neu aufgelegtes Christenthum, dessen allgemeine Liebe ihm ja auch oft genug zur Folie hat dienen müssen.

Schlimmer, als mit den eigentlichen Soldaten, sieht es mit den Officieren, Unterofficieren und Trommelschlägern aus. Unter ihnen figuriren in erster Reihe junge Literaten, die eigentlichen Träger jenes kindischen Uebermuths, der in der Ueberraschung einer plötzlichen, vermeintlichen Erleuchtung sich gar nicht denken kann, daß es noch Leute gibt, welche sich die neue Waare erst

anſehen, ehe ſie davon kaufen. Dieſe jungen Vorkämpfer, welche zugleich mit einer angelernten Frivolität ausgerüſtet zu ſein pflegen, wiſſen niemals die Grenze zu beobachten, wo die Konſequenzen einer Doktrin auf das Gebiet der Lächerlichkeit und die Konſequenzen einer Maxime auf das Gebiet der Gemeinheit hinüberſtreifen. Dadurch gewähren ſie allerdings die Beruhigung, daß ſie die Verkehrtheiten, welche ſie proklamiren, ſelbſt wieder in Mißkredit bringen; unterdeſſen aber haben ſie Hunderte von Köpfen in Verwirrung gebracht und wenn man Zeuge des verderblichen Einfluſſes geweſen iſt, den ſie namentlich auf die ungebildeten Arbeiter ausgeübt, ſo wird man die Anregungen, welche ſie anderwärts gemacht haben, kaum in Anſchlag bringen können.

Die literariſchen Vorkämpfer theilen ſich wieder in allerlei Graden und Nüancen ab. Da findet man gutmüthige Phantaſten, die mit etwas gutem Willen und edlen Stimmungen die Sache abgethan glauben; da gibt es induſtrielle Spekulanten, die ſich der „Bewegung" anſchließen, um ſie finanziell auszubeuten; da gibt es eitle Narren, die mit den Proletariern kokettiren und dadurch zu Demagogen zu werden glauben; da gibt es „wiſſenſchaftliche" Bearbeiter, die durch Breittreten fremder Ideen an die literäriſche Spitze des Jahrhunderts zu gelangen meinen.

Dieſen Vertretern ſchließt ſich noch eine Menge moraliſch und geiſtig verkommener Subjekte an, die im Kommunismus unterzukommen ſuchen. Der Kommunismus bietet nämlich allerlei Bequemlichkeiten dar, welche man anderwärts vergeblich ſucht; in geiſtiger Beziehung ſetzt er durch das bloße Bekenntniß in Stand, ein Mann der „neueſten Richtung" zu ſein; in moraliſcher Beziehung emanzipirt er von allen Rückſichten, ohne die Gefahr, von einer ſo ehrenhaften „Partei" ausgeſchloſſen

zu werden; in Bezug auf Charakter erspart er jede Männlichkeit und Kraft, weil er durch Ausschließung der Politik die Hauptschwierigkeiten umgeht und nur mit Feinden in Berührung bringt, die nicht unmittelbar gefährlich werden können. Es lebe der Kommunismus!

Ließe sich nur ein einziger gereifter Mann unter den Kommunisten finden, so würde man die geistigen Kräfte, welche unter ihnen wirksam sind, weniger für verloren ansehen; und hätten sie außer einigen Verirrten ehrenwerthe Charaktere aufzuweisen, so würde man sie nicht in Bausch und Bogen verurtheilen können. Die ehrenwerth unter ihnen sind, repräsentiren selten ihre Intelligenz, und die ihre Intelligenz repräsentiren, sind selten ehrenwerth. Da die Teutschen Alles gründlich schreiben, kann es leicht kommen, daß die teutschen Radikalen sich eintheilen in ehrenwerthe Leute und in Taugenichtse. Jene werden die Republikaner, diese die Kommunisten sein. Bevor die „Bewegung" der partie honteuse auf diesem Punkt der Gründlichkeit angelangt ist, wollen wir uns einige Vorläufer näher ansehen, die bis jetzt als die Hauptrepräsentanten des teutschen Kommunismus aufgetreten sind und mit denen ich die Ehre gehabt habe, der Reihe nach in Krieg zu gerathen. Ich habe natürlich in dies Wespennest gestochen mit der bestimmten Voraussicht, daß der ganze Schwarm seine Malice und Gemeinheit an mir üben werde. Daran werde ich nicht sterben. Wird nur der Zweck erreicht, durch Vorführung der Hauptrepräsentanten des Kommunismus, diesen selbst in das rechte Licht zu setzen, so kann man sich die Anfeindungen jener Burschen schon gefallen lassen. Persönlichkeiten sollen dabei nicht vermieden werden, namentlich so weit sie von der andern Seite selbst provozirt worden sind. Der Kommunismus hat als ein vages Gebilde, als ein Kulturgespenst die Phantasie der Leute

berückt; kennt man die Hauptperſonen, welche ihn predigen, vertreten, benutzen, ſo wird das Urtheil über ihn ſich bedeutend ernüchtern.

Zuerſt gerieth ich mit dem Herrn Karl Grün an einander, den ich jetzt nennen darf, nachdem ſein früherer Kollege Engels ihn perſönlich in die Debatte gemiſcht hat. Ich beſchränke mich darauf, zu bemerken, daß die Hauptkommuniſten denſelben jetzt als einen „Induſtriellen" zu desavouiren ſuchen, was aber wahrſcheinlich nicht geſchehen ſein würde, wenn er nicht ohne höhere Erlaubniß das ganz verdienſtliche Buch über die ſoziale Bewegung in Frankreich und Belgien geſchrieben hätte.

Auf Herrn Grün folgte Herr Püttmann, dem es nicht an achtenswerthen Eigenſchaften fehlt, den aber die Kommuniſten als eine bedauerliche Null nicht gern unter ihren Repräſentanten nennen hören.

Herr Püttmann wurde durch Herrn Engels abgelöst. Herr Engels iſt ein frivoles, arrogantes Bürſchchen, ſonſt einer der praktiſchen Kommuniſten, in welchem indeß die kaufmänniſche Art und die hegelſche Schule zu einem etwas langweiligen Gemiſch ſich vereinigt haben.

Herr Engels wurde durch Herrn K. Marx gegen mich in Schutz genommen.*) Ueber dieſen kann ich hier weitere Worte ſparen, da er unten weitläufiger charakteriſirt wird.

Den Herrn Marx ſekundirte in etwas verſtohlener Weiſe Herr Moſes Heß, ein herzensguter unſchuldiger Jüngling, der, nachdem er der Gefahr entgangen war, durch den Hegelianismus närriſch zu werden, ſich be-

*) Der Titel der Marx'ſchen Polemik heißt: „Die moraliſirende Kritik und die kritiſirende Moral. Beitrag zur deutſchen Kulturgeſchichte. Gegen Karl Heinzen von Karl Marx."

fleißigt hat, durch den Kommunismus möglichst dumm zu werden.

Der Kampf mit Herrn Engels entspann sich durch eine Bemerkung der „Brüßeler Deutschen Zeitung", deren Redakteur, der berühmte Herr von Bornstadt, auf kommunistische Inspiration (er selbst wußte von der Sache nichts) mir den Vorwurf machte, ich habe den Krieg mit den Kommunisten begonnen. Eine Erklärung, worin ich diese Unwahrheit zurückwies und zugleich ein Paar allgemeine Bemerkungen über Kommunisten und Kommunismus machte, nahm Herr Engels als Fehdehandschuh auf. Meine Antwort auf seine Artikel folgt unten.

Herr Engels schwieg. Nach einigem Zaudern trat für ihn Herr Marr in die Schranken, zunächst mit einer „kurzen Erklärung", daß er mich (auffallender Weise nicht als Antikommunisten, sondern) als einen Erneurer der „grobianischen Literatur" des 16ten Jahrhunderts in Behandlung nehmen werde. Ich sandte eine Gegenerklärung ein, in der Meinung, daß die Marrsche Behandlung erst später, vielleicht in einer besondern Broschüre, folgen werde. Ich hatte Ursache, eine solche Zögerung vorauszusehen, nachdem ich mir vor einigen Jahren schon vergebens von dem drohenden Marr hatte in die Hand versprechen lassen, daß er gegen mich schreiben, daß er mich „vernichten" werde. Seine Behandlung unter dem vorerwähnten Titel folgte aber in der Brüsseler Zeitung nach.

In meiner, ganz gelind gehaltenen Erklärung hatte ich mich zugleich gegen die Parteilichkeit der Redaktion jenes Blattes verwahrt, welche meine Polemik auf alle Weise zu benachtheiligen suchte und sich für den Abdruck meines Artikels gegen Herrn Engels von einem meiner Verwandten sogar Geld hatte zahlen lassen. Der Herr von Bornstadt benutzte diese Gelegenheit durch Zurück-

weisung meines Artikels und durch die Erklärung, daß sein Blatt mir fortan gänzlich verschlossen bleiben werde, sich und Herrn Marr mit einem Mal aus dem Gefecht zu bringen. Die gelinden Wahrheiten, die ich ihm und Herrn Marr gesagt, waren dem würdigen Manne zu „unwürdig." Gleichzeitig ertheilte er sich einen Freibrief, von nun an in seinem Blatt mich vollständig und ungestört zu ruiniren.

Da ich dem Herrn Marr nicht in dem angreifenden Blatt antworten konnte, folgt die Entgegnung unten, nach der dem Herrn Engels gewidmeten, welche letztere zum Verständniß der erstern wieder abgedruckt werden mußte. Dem Herrn von Bornstadt machte ich mir unterdessen den Spaß, folgenden Brief zu schreiben, durch welchen dieser literarische Industrieritter hinlänglich gewürdigt wird:

„Mein Herr!"

„Nicht gewöhnt, mit Leuten Ihres Schlages viel Federlesens zu machen, wenn sie meine Geduld oder Nachsicht so unverschämt forciren, stelle ich Ihnen folgende Fragen:

1) Wissen Sie nicht, daß es eine „industrielle" „Unwürdigkeit" ist, für die Aufnahme meiner Polemik gegen die Kommunisten, welche mich in Ihrem Blatt unentgeldlich angreifen durften, Bezahlung zu fordern?
2) Wissen Sie nicht, daß eine Redaktion, welche Angriffe aufnimmt, aber die Vertheidigung zurückweißt, eine ehrlose Redaktion ist?
3) Wie kann ein durchaus impotenter Mensch, der nicht zwei Zeilen Teutsch zu schreiben versteht und von Publizistik keine Ahnung hat, es über sich gewinnen, die angebliche Bezeichnung Anderer, daß

er ein „famöser Publizist“ sei, in seinem eigenen Blatt abzudrucken und überhaupt die Unverschämtheit der Selbstberäucherung bis zum Wahnwitz zu treiben?

4) Wie konnten Sie sich unterstehen, im Beginn des Jahrs, (wo Ihr Blatt noch loyal auftrat und dieserhalb nicht ziehen wollte) über mein Buch „die Opposition“ zu kritteln, obschon Sie dasselbe nie gesehen haben?

5) Warum setzen Sie, „Industrieller“, die im Abonnementstermin begonnenen, so genannten Memoiren über den preußischen Hof nicht fort, wozu Ihnen angeblich der in Aachen verstorbene Herr von Rochow den Stoff geliefert?

6) Wie können Sie sich unterstehen, Abonnenten mit der Anwartschaft auf ein Exemplar der Memoiren des Fräuleins Tschech zu ködern, während Sie weder wissen, ob und wann Fräulein Tschech Memoiren herausgeben wird, noch, ob Sie „armer“ Mann im Stande sein werden, dieselben zu kaufen?

7) Warum senden Sie Fräulein Tschech das Geld nicht, welches Sie für dieselbe gesammelt und angeblich beigesteuert haben?

8) Schämen Sie sich des frechen Servilismus nicht, den Ihrer Unfähigkeit imponirenden Kommunisten zu lieb über alle Personen und alle Dinge zu schimpfen, über welche die Kommunisten schimpfen?

9) Sie, der Sie jetzt mit Ihrer Armuth und mit den Proletariern kokettiren, ist es wahr, daß Sie, als Sie vor 2 — 3 Jahren nach Brüssel kamen, die Windbeutelei in dortigen Blättern, daß Sie sich dort ankaufen würden, selbst veranlaßt oder geschrieben haben?

10) Ist es wahr (wie mir und Andern Ihr jetziger

Freund Marr in Brüßel erzählt hat), daß Sie in Paris wegen „Eskroquerien“ verfolgt worden ſind?

Nachdem Sie meinen Artikel über Ihr Benehmen in meiner Sache und gegen den Sophiſten Marr die Aufnahme wegen „Unwürdigkeit“ verweigert, ſtelle ich Ihrer Würdigkeit die Zumuthung, dieſes Schreiben vollſtändig in der nächſten Nummer Ihres Blattes abzudrucken und obige zehn Fragen genügend darin zu beantworten. Thun Sie es nicht, ſo werde ich daßelbe anderwärts abdrucken laſſen, ſofern Sie ſich unterſtehen, vom Datum des Empfanges ab auch nur ein einziges Wort noch gegen oder über mich zu ſchreiben oder aufzunehmen.

Genf, den 19. November 1847.“

Ach, wie weh thut es einem teutſchen Herzen, daß die Teutſchen im Ausland ſich immer einander in den Haaren liegen! Ach, wie ſtört es ein teutſches Gemüth, zu ſehen, wie ſie ſich perſönlich angreifen und die Hiſtoriographen ihrer Nichtswürdigkeit werden! Ich kann den teutſchen Gemüthern nicht helfen. Wer durch Unwürdigkeit ſchadet, muß demaskirt werden; und wer ohne meine Schuld und Veranlaſſung mir und meinem Streben mit Unwürdigkeiten entgegentritt, der ſehe ſich vor wegen ſeiner eigenen Würdigkeit. Ich ziehe Keinen ohne Noth hervor, aber ich ſchenke auch Keinem etwas, der mich ohne Noth provozirt. Ich biete Jedem die Hand, der für die allgemeine Sache bemüht, das Einverſtändniß mit Andern nicht von ſich ſtößt; aber ich werde auch den Unwürdigſten nicht ſchonen, wenn er durch geſuchten Zwieſpalt perſönliche Zwecke auf Koſten allgemeiner zu fördern ſucht. Es iſt eine Ehre, alle ſchofeln Subjekte zu Feinden zu haben, und es iſt eine Pflicht, ſie gelegentlich nicht zu ſchonen.

Hiermit mag die Polemik gegen die kommuniſtiſchen Perſonen geſchloſſen ſein. Ich laſſe ihr noch einige Bemerkungen über die Sache folgen.

Gibt es ein Privateigenthum oder nicht?

Iſt die Aufhebung deſſelben rechtlich und nöthig, oder die Beibehaltung?

Es kann Niemanden verübelt werden, dergleichen Fragen noch zu ſtellen, denn ſie ſind trotz allen Abhandlungen noch immer nicht überzeugend beantwortet. Ich maße mir nicht an, definitiv darüber entſcheiden zu wollen, ſondern begnüge mich, meine Ueberzeugung möglichſt kurz auszuſprechen, indem ich Jedem überlaſſe, ſie zu verwerfen oder zu billigen. Wegen Kürze der Zeit muß dabei Manches übergangen werden, was vielleicht ſpäter beſprochen wird.

Es gab kein geſondertes Privateigenthum, ſo lang es keine Kultur gab und die Erde aus ihrem allgemeinen Vorrath Jedem ohne Weiteres darbot, was er brauchte. Das Privateigenthum aber entſtand in dem Augenblick, wo der erſte Menſch auf den Einfall kam, die rohen Produkte der Erde zu verarbeiten. Das Zuthun des Menſchen, ſein Geiſt, die von ſeiner Perſon ausgehende kultivirende Veränderung der Naturprodukte drückte dieſen den Stempel des Privateigenthums auf. Im Naturzuſtand gibt es nur ein allgemeines Eigenthum; das Privateigenthum iſt Produkt der Kultur. Der erſte Wilde, der einen Pfeil oder Bogen ſchnitzte, war der erſte Privateigenthümer. Wie die Kunſt zu ſchwimmen, zu malen, zu ſchreiben u. ſ. w. mein Eigenthum wird durch meine Uebung, ſo wird das aus dem allgemeinen Vorrath der Natur genommene Produkt mein Eigenthum durch meine Arbeit. Dieß ſchließt die Aneignung des von Andern Erarbeiteten nicht aus, ſei es nun, daß ich dagegen mein Arbeitsprodukt oder meine Arbeitsfähigkeit austauſche.

Alſo die Arbeit iſt die Quelle des Privateigenthums

und zwar die alleinige Quelle. Die Fähigkeit zu arbeiten gibt das Recht zur Arbeit, und das Recht zur Arbeit gibt das Recht auf Privateigenthum. Alſo jeder Menſch hat das Recht, ſich Privateigenthum durch Arbeit zu erwerben. Es iſt hierbei folgende Alternative zu ſtellen: entweder hat der Menſch das Recht, ſein Bedürfniß, Privateigenthum zu erwerben, mit roher, urſprünglicher Rückſichtsloſigkeit zu befriedigen, ſich alſo nöthigenfalls die Gelegenheit dazu zu erzwingen, oder aber, wenn man ihn in ein ſittliches Gemeinweſen verweiſt, ſo hat dieß Gemeinweſen die Pflicht, ihm nach ſeinen Fähigkeiten Gelegenheit zur Erwerbung von Privateigenthum zu verſchaffen. Wenn ein Wilder Hunger, Froſt, Unbequemlichkeit u. ſ. w. erleidet, ſo kommt das auf Rechnung des rohen Zufalls; wenn ein Staatsbürger das Nöthige entbehrt, ſo kommt das auf Rechnung des Staates oder Derer, welche ihn ausbeuten. Der Hungernde u. ſ. w. hat das Recht, einen ſolchen Staat umzuſtürzen oder Diejenigen zu ſtürzen, welche ihn ausbeuten.

Es kommt nicht darauf an, das Privateigenthum aufzuheben, ſondern es kommt darauf an, das Recht jedes Einzelnen auf Privateigenthum zu einer Wahrheit zu machen.

Um dieß zu können, muß der Staat Jeden zur Erwerbung von Privateigenthum geiſtig befähigen, d. h. ausbilden, und ihn materiell befähigen, d. h. ihm Gelegenheit und Mittel verſchaffen.

Alſo die Erziehung und Exiſtenz jedes Einzelnen ſteht unter Garantie des Staates.

Es entſteht nun die Frage, wie der Staat zur Leiſtung dieſer Garantie in Stand zu ſetzen ſei?

Zunächſt muß der Staat und das Stück Natur, auf welchem er beſteht, nicht getrennt gedacht werden. Die Natur kann nicht Privateigenthum werden, ſondern nur das

Naturprodukt und das aus diesem bearbeitete Kunstprodukt. Der Staat muß Eigenthümer der Erde sein, auf welcher die Staatsbürger wohnen. Ist er dieß, so hat er die Hauptmittel in der Hand, seine Garantie vollständig zu leisten.

Aber auch schon vorher hat er die Mittel, sie annäherungsweise zu leisten, sofern er nur ein wirklicher, ein Staat für Alle, nicht eine Anstalt zur Aufrechthaltung von Privilegien, zur Ausbeutung der Allgemeinheit im Interesse Einzelner ist. Bevor die Privilegien abgeschafft sind und die Gewalt vernichtet ist, welche sie aufrecht erhält, bevor die Gleichberechtigung Aller der leitende Grundsatz geworden, kann von Geltendmachung der aufgestellten Forderungen nicht die Rede sein. In einer Monarchie gründliche Sozialverbesserungen erwarten, ist daher von vornherein ein Widerspruch, ein Unsinn.

Bei Vorschlägen von Maßregeln und Einrichtungen, wodurch der Staat zur Lösung seiner Aufgabe, die er wähnte Garantie zu leisten, allmälig in Stand gesetzt wird, darf man natürlich nur von den Voraussetzungen der Revoluzion ausgehen, denn es gibt augenblicklich vielleicht keinen einzigen Staat, der das Prinzip der Gleichberechtigung vollständig anerkennte. Die Zweckmäßigkeit jener Vorschläge, welche zum Theil von den jedes Mal gegebenen Zuständen abhängig ist, bleibt Gegenstand der Diskussion; wer aber die Berechtigung dazu abstreitet, muß die Voraussetzung des Staates ganz fallen lassen.

Die Kommunisten thun dieß; mit welchem Recht, haben sie noch nicht bewiesen. Selbst wenn man die Sache rein theoretisch auffaßt, kommen sie nicht aus dem Staat heraus; faßt man sie aber praktisch auf, so stehen die Ochsen leibhaftig am Berge.

Sie müssen anerkennen, daß jetzt absolute und konstitutionelle Monarchien bestehen. Diese Thatsachen können sie leider nicht ableugnen, sonst thäten sie es sicher. Fragt

man ſie aber, was nach dem Sturz der Monarchien kommen werde, ſo behaupten ſie eher: der jüngſte Tag, als die Republik. Sollte man ſie aber dahin bringen, zuzugeſtehen, daß die Republik kommen müſſe, ſo werden ſie es wenigſtens Unſinn nennen, die Republik zu erſtreben oder Republikaner zu ſein. Sich nach dem Staat der Zukunft zu nennen, der in der bisherigen Entwickelung ſeine Grundlagen und wenigſtens theilweiſe ſeine Muſter hat, iſt ihnen eine Bornirtheit, ein Verbrechen an der „ſozialen" Entwickelung. Sie leugnen die Berechtigung der Republik noch ab, wo ſie ihre Unumgänglichkeit zugeſtehen müſſen. Solche Leute ſind im Grunde nicht mehr zurechnungsfähig.

Ueber die Form des Staats der Zukunft kann unter vernünftigen Menſchen kein Zweifel mehr obwalten, ſie muß die republikaniſche ſein. Der Streit kann ſich einzig nur um den „ſozialen Inhalt" des Staats drehen, und dieſen Inhalt theoretiſch zu beſtimmen, iſt jetzt die Aufgabe der Schriftſteller, ihn praktiſch zu beſtimmen, wird die Aufgabe der handelnden Revolutionnärs ſein. Die Fähigkeit der Revolutionnirenden und die Gunſt der Umſtände werden es allein ſein, von denen die praktiſche Löſung der Aufgabe des heranrückenden neuen Staats abhängt.

Wer die vorherige Diskuſſion des republikaniſchen Staats der Zukunft und ſeiner möglichen Form für beſtimmte Länder beſeitigen will, der übernimmt die Verpflichtung, die entſtehende Lücke durch Entwerfung eines Bildes ſeiner Zukunft auszufüllen. Ich habe mich auf die teutſche Entwickelung verwieſen, für eine teutſche Republik intereſſirt und zwar eine teutſche Föderativrepublik. Für das Föderativſyſtem iſt Teutſchland nicht bloß ſeiner Geſtaltung nach in ähnlicher Weiſe vorbereitet, wie Nordamerika es war, ſondern das Föderativſyſtem iſt auch überhaupt eine Nothwendigkeit. Es iſt eine doppelte

Nothwendigkeit, erstens eine staatsmechanische, weil ein reines Zentralisationssystem ohne individuelle Selbstständigkeit einzelner Theile in einem großen Staatsganzen mechanisch gar nicht durchzuführen ist (man hat daher sogar in Monarchien die Nothwendigkeit der Gemeinden anerkannt), zweitens eine rechtlich politische, weil nur eine föderative Gliederung eine freie Entwickelung aller Theile und deren Geltendmachung garantirt. Teutschland ist für eine Republik seiner politischen oder nationalen Gestaltung nach weit eher geeignet, als Frankreich. Will man nicht in Frankreich nach der nächsten Revolution selbstständige Bundesstaaten (departementsweise?) improvisiren, was allerdings große Schwierigkeiten haben wird, so bleibt nur die Umwandlung des bisherigen monarchischen Zentralisationssistems in ein republikanisches übrig, und ein solches System würde sehr bald seine Verderblichkeit offenbaren.

Die Kommunisten haben meine Andeutungen über eine künftige teutsche Föderativrepublik sehr wegwerfend bekritelt, aber keiner von ihnen hat seine Kritik unterstützt durch positive Vorschläge, welche die meinigen verdrängen könnten. Keiner von ihnen steht Rede, wenn man ihn fragt, was denn nach seiner Ansicht aus Teutschland werden soll; Keiner steht Rede, wenn man ein Bild seines Staats verlangt. Nur kriteln können diese Sophisten und absprechen; positives Zeug haben sie nicht für zwei Kreuzer im Leibe.

Eine Revolution kehrt nothwendig ihre Gewalt gegen diejenige, welche sie zu stürzen hat. Dieser Kampf zweier Gewalten, der erstehenden mit der bestehenden, gibt von vorn herein der neuen Entwickelung Richtung und Namen. Nicht „es lebe die Bourgeoisie!“ und „es lebe der Kommunismus!“ sondern „es lebe der König!“ und „es lebe die Republik!“ wird die Aufschrift der Fahnen, um welche in dem herannahenden Entscheidungskampf Europa's sich

die Streiter ſchaaren. Unter dieſe beiden Parteibezeichnungen (Royaliſten und Republikaner) werden ſich auf beiden Seiten die Nüancen ſtellen, wenn ſie ſich nicht vom Kampfe völlig ausſcheiden, d. i. in den Keller verkriechen oder aus dem Lande gehen wollen. Während des Kampfes wird man nicht viel von Induſtrie, Bourgeoiſie, Proletariat u. ſ. w. ſchwatzen; iſt aber der Kampf entſchieden, d. h. hat die republikaniſche Partei geſiegt, ſo wird man diejenigen Männer, welchen das Volk die meiſte Einſicht, Rechtlichkeit und Aufopferungsfähigkeit zutraut, zur einſtweiligen Regierung des Landes und zur Entwerfung einer Verfaſſung berufen. Ich frage die Kommuniſten: welcher Art wird dieſe Verfaſſung ſein? Wird ſie republikaniſch oder koſakiſch ſein? Neben einer Entwerfung der Verfaſſung wird die Aufgabe der an die Spitze berufenen Männer die energiſche Durchführung aller derjenigen „ſozialen„ Maßregeln und Reformen ſein, welche das Bedürfniß erheiſcht und die Lage der Dinge möglich macht. Stellen ſie einen Theil des Proletariats, welches jedenfalls die Majorität bildet, und daher das Recht der Konſtituirung entſcheidet, ſo lang unter die Waffen, bis der neue Zuſtand der Dinge begründet iſt, ſo hat man für die Zukunft deſſelben nichts mehr zu fürchten.

Die Kommuniſten (namentlich Herr Moſes Heß) denken ſich, wie die Ausführungen in der Brüſſeler Zeitung zeigen, die kommende Revolution nur als eine Sache der Fabrikarbeiter, welche ſich der Fabriken bemächtigen und dann ohne Republik und dergleichen Schwärmereien drauf los produziren, daß es eine Freude iſt. Wenn ſolche Leute eine Revolution durchzuſetzen hätten, die geſtürzten Könige ſäßen in vierzehn Tagen wieder auf ihren Thronen und tyranniſirten, daß es eine noch größere Freude wäre. Herr Heß und Konſorten thun ſich was drauf zu

gut, daß sie nicht mehr von „Prinzipien", sondern von „Interessen" ausgehen. Daß es noch andere Leute gibt, welche Interessen geltend zu machen haben, als die Fabrikarbeiter, fällt einem Philosophen nicht ein, dessen ganze Welt von der Fabrik umschlossen wird; auch fällt ihm nicht ein, daß das Prinzip das Kriterium für das Interesse sein muß; auch fällt ihm nicht ein, daß nur die eine Tyrannei mit der andern vertauscht wird, wenn das augenblickliche Interesse einer „Klasse" und nicht das dauernde Interesse der Allgemeinheit maßgebend ist; auch fallt ihm nicht ein, daß die Voranstellung eines Klasseninteresse jede Rohheit und Barbarei mit in den Kauf nimmt. Herr Heß kann dem König von Berlin nicht vorwerfen, daß er Zensur, Beil, Kasematten u. s. w. beibehält, denn der hohe Herr thut das in seinem „Interesse" und fragt so wenig wie Herr Heß, nach dem rechtlichen, vernünftigen oder menschlichen Prinzip. So fallen diese kommunistischen Philosophen von einem Extrem in das andre. Früher war das Prinzip ihnen Alles und da ihnen die vernünftigen Prinzipien nicht ausreichten, schufen sie allerlei wahnsinnige dazu, mit der Forderung, daß die Welt sich sofort nach denselben umzuformen habe. Nachdem die Welt eigensinnig genug gewesen, dieß nicht zu thun, warfen unsre Philosophen sich mit Wuth auf die andre Seite, auf die bloßen rohen Interessen. Schade, daß man den Kerlen nicht vier Beine ansetzen kann, sie rannten schnurstracks in die Wüste und würfen sich blutdürstig auf ihre „Interessen," d. h. sie fräßen vier- und zweibeinige Geschöpfe roh und lebten im Ideal ihres Staats.

Wären die Herren beim Prinzip geblieben, so würden sie sich längst überzeugt haben, daß das wahre Prinzip mit den wahren Interessen zusammenfällt. Es gibt kein höheres Prinzip, als das der Freiheit. Dieses

Prinzip duldet weder einen Sclaven der Gewalt, noch einen Sclaven des Geldes. Es will jeden Einzelnen zum freien, selbstständigen Individuum machen und deßhalb nimmt es ihm von der einen Seite die Fessel der Gewalt ab und gibt ihm auf der andern sein Privateigenthum. Jeder Mensch hat das Recht für sich zu leben, Keiner soll des Andern Diener sein. Deßhalb soll er auch nicht die Frucht seiner Arbeit dem Andern, dem Kapitalisten so wenig wie dem Frohnherrn, überliefern. Die Aufgabe, jeden Einzelnen auf diese Stufe der Freiheit zu erheben, wird der Staat der Zukunft schon lösen, ohne die Bornirtheit, die Fabrik zu seinem Ausgangspunkt wie zu seinem Ziel zu machen. Der größte Theil der Menschheit besteht bis jetzt aus Nichtmenschen, welche sich eintheilen in solche, die nicht Menschen sein *wollen* und in solche, die nicht Menschen sein *können*. Trotz dem knabenhaften Hohn der Kommunisten über das Menschenthum, das sie einst so eifrig kultiviren wollten, sind es immer die wahren *Menschen* gewesen und werden es immer die wahren *Menschen* sein, welche die Nichtmenschen auf den Weg ihrer Bestimmung und ihres Glückes geführt haben und führen. Die prinziplosen *Fabrikhelden* wird man auslachen.

Die Kommunisten, die nicht mehr von einem „Prinzip" ausgehen, halten wenigstens das Prinzip der Tyrannei fest. Die Aufgabe des Staats lösen sie durch eine Zwangsanstalt, wobei sie entweder voraussetzen müssen, daß die Staatsfabrikarbeiter sämmtlich auf den Zwang versessen sind oder daß ein Despot vom reinsten Wasser sie unter das allgemeine Fabrikinteresse mit eiserner Ruthe beugt. *Die Assoziation im Sinne der Kommunisten kann niemals Sache des Zwangs und der Allgemeinheit, sondern sie kann nur Sache der Freiheit und des Privatinteresse*

ſein. Kaufleute aſſoziiren ſich, Arbeiter aſſoziiren ſich. Familien aſſoziiren ſich, weil ſie zuſammen paſſen und durch ihre Vereinigung das Intereſſe ihres Geſchäfts, ihres Gewerbes, ihrer Hauswirthſchaft fördern. Eben ſo trennen ſie ſich wieder nach Belieben, wenn die Aſſoziation ihnen nicht mehr dient. Die ganze Bevölkerung eines Staats in eine Aſſoziation hineinzwängen, aus welcher ſie natürlich nicht mehr heraus könnten, ohne zu verhungern, wäre eben ſo ſehr eine unerhörte Barbarei wie es eine unerhörte Unmöglichkeit iſt. Aber zu dieſer barbariſchen Unmöglichkeit oder unmöglichen Barbarei kommt man nothwendig durch die Aufhebung des Privateigenthums, und es iſt eine kindiſche Lächerlichkeit, ſich aus dieſer peinlichen Abſurdität dadurch retten zu wollen, daß man aus der Unmöglichkeit, das Privateigenthum in der bisherigen Geſtalt aufrecht zu erhalten, die Folgerung zieht, es werde durch die „Entwickelung", „die Thatſachen", „die Bewegung" von ſelbſt aufgehoben werden.

Dieſelben Leute, welche von „Intereſſen", nicht von „Prinzipien" ausgehen, ſtellen an jeden Einzelnen die Forderung, er ſolle für ſich kein „Intereſſe" haben, ſondern er müße für die „Geſellſchaft" arbeiten. Er ſoll ſein freies Intereſſe mit dem aufgezwungenen vertauſchen und das etwaige Unbehagen darüber durch den Troſt niederſchlagen, daß er für die „Geſellſchaft" ernire. Dieß machen ſie uns auch durch Beiſpiele ganz plauſibel. So meinen ſie, daß man, wenn man für die Republik Kriegsdienſt leiſte u. ſ. w., ſicher auch für die Geſellſchaft Arbeitsdienſte leiſten werde. Daß ich in der Republik, für die ich gelegentlich als Theilhaber an den Vortheilen derſelben die Waffen ergreife, ſelbſtſtändige Privatperſon bleibe, während ich dem kommuniſtiſchen Staat meine ganze Privatperſon und Indi-

vitualität zum Opfer bringen soll, diesen Unterschied zu erkennen, darf man keinem Kommunisten zumuthen.

Zum Schluß noch ein Paar Worte über die Frage, worauf es hauptsächlich ankomme, um dem Staat der Zukunft Bahn zu brechen.

Ich habe behauptet, was jedes Kind einsieht, daß es zunächst auf den Sturz der privilegirten Gewalt ankomme. Die Kommunisten, welche die Politik nur anerkennen, wo sie in die Fabriken hineinreicht oder aus den Fabriken herauskriecht, wollen vom Dasein einer privilegirten Gewalt nichts wissen. Ihnen zufolge gibt es keine andre Gewalt als diejenige, welche die „Bourgeois", namentlich durch Vermittlung der Deputirtenkammern, ausüben. Ob sie die Gewalt aus Blindheit ignoriren oder aus Furcht, bei der Anerkennung derselben an die Pflicht zu ihrer Bekämpfung erinnert zu werden, ist noch nicht entschieden. In jenem Ignoriren aber leisten sie Erstaunliches, namentlich Herr Marr. Herr Marr ist im Stande zu behaupten, daß früher eine Faust gebraucht worden, um Geld zu schlagen, und den geldlosen Nebenmenschen zu kaufen, als um den schwächern Nebenmenschen auf den Kopf zu schlagen und ihm sein Eigenthum zu rauben. Herr Marr wird mich auslachen, wenn ich auf die Raubritter zurückgehe, welche durch die bloße Gewalt Eigenthümer nicht bloß des Geldes, sondern auch des Leibes ihrer Mitmenschen wurden. Herr Marr wird mich auslachen, wenn ich an die vierundreißig gekrönten Nachfolger jener Raubritter erinnere, welche durch die bloße Gewalt alle materielle Entwickelung niederhalten, Millionen Menschen ökonomisch ruiniren, Millionen Thaler für ihre Verschwendungen rauben und das ungeheure Staatseigenthum, welches zur Aufbringung der Staatsausgaben ausdrücklich bestimmt ist, durch den Einfluß ihrer Gewalt (wie es in Nassau

und Hannover geschehen und in Preußen beabsichtigt wird) als Privateigenthum an sich bringen. Herr Marr wird mich auslachen, wenn ich Napoleon nenne, um darzuthun, daß man, ohne „Bourgeois" zu sein, durch das einfache Mittel der Gewalt Eigenthümer eines halben Welttheils werden und ganze Länder verschenken kann. Alle solche Beispiele können den Blödsinn eines Marr nicht überzeugen. Es bliebe höchstens noch übrig, ihn mit den Fäusten eines Sackträgers oder Straßenräubers in Berührung zu bringen, um ihm klar zu machen, daß die bloße Gewalt, mag sie eine organisirte Polizei und Armee, oder bloß eine tüchtige Faust zur Verfügung haben, ein probates Mittel ist, andrer Leute Taschen zu leeren, ohne daß dabei die Bourgeoisie auch nur zur Sprache kommt.

Indem die Kommunisten das Dasein der privilegirten Gewalt, der Gewalt von Gottes Gnaden, ignoriren oder ableugnen, erkennen sie gleichzeitig an, daß die „Bourgeoisie" dieselbe stürzen werde. Sie müssen dieß thun, um auf ihren eigentlichen Punkt zu kommen, nämlich auf die „Herrschaft der Bourgeoisie" Feudale Gewalthaber oder Könige herrschen nicht, aber die „Bourgeoisie" herrscht. Deßhalb ist auch keine Revolution nöthig und möglich, wo keine Bourgeoisie ist; die Bourgeoisie muß erst herrschen und durch ihr Herrschen ein Fabrikproletariat fabriziren, welches revolutionirt, um seinerseits zu herrschen. Teutschland hat keine Aussicht zur Revolution; das Proletariat, welches die 31 Blutsauger mit ihrem Anhang geschaffen haben, erhalten und täglich vermehren, kommt nicht in Betracht. Es hat weder Veranlassung noch Recht zum Revolutioniren, denn es trägt bloß den Unterthanen-, nicht den Fabrik-Stempel; es muß geduldig hungern und verhungern, bis aus Teutschland ein England geworden. Die Fabrik

iſt die Schule, welche man abſolvirt haben muß, um revolutioniren und ſoziale Verbeſſerungen einführen zu können. Die franzöſiſche Revolution iſt nur ein Irrthum geweſen und dieſer Irrthum wiederholt ſich nicht, ſeitdem die Geſchichte durch die Kommuniſten belehrt worden iſt. Früher hat der Feudalismus die Revolution gemacht; jetzt macht er keine mehr, er muß erſt warten, bis die Bourgeoiſie ihn abgelöst hat. „Die Menſchen müſſen im Lauf ihrer Entwickelung die materiellen Bedingungen einer weiter entwickelten Geſellſchaft ſelber erſt produciren.“ So belehrt uns Herr Marr in der Fabrikſprache. Daß die 34 Beſitzer Teutſchlands ſchon eine erkleckliche Maſſe negativer materieller „Bedingungen produzirt“ haben, will er nicht anerkennen, und daß, wenn dieſe Bedingungen die Revolution produziren, es dann nur in der Hand der Leiter derſelben liegen wird, auf die poſitiven „Bedingungen „einer weiter entwickelten Geſellſchaft ſelber zu produziren,“ wird er nicht zugeſtehen, es ſei denn, daß zu ſolcher Produktion eine Dampfmaſchine oder ein ſonſtiges Fabrikationsinſtrument erfunden würde. Die „Kraftanſtrengung der Geſinnung oder des Willens“ hat kein Gewicht bei Menſchen, die weder Geſinnung noch Willen haben, und ſollte auch einer Kraftanſtrengung, wie die franzöſiſche Revolution ſie gemacht hat, alle die Erkenntniß und Belehrung hinzutreten, um welche ſeitdem die Menſchheit reicher geworden iſt, ſo reicht das doch alles nicht hin, um mit Erfolg zu revolutioniren, ſo lang nicht die Bourgeoiſie das Stichwort geworden iſt.

Man kann die Wichtigkeit der Induſtrieverhältniſſe für die allgemeine Entwickelung anerkennen, man kann die Wahrheit zugeben, daß die materiellen Intereſſen beim Ausbruch von Revolutionen ein entſcheidender Moment abgeben (hat doch bei der Empörung der Holländer gegen

die Spanier der ausgeſchriebene zehnte Pfenning von Verkäufen bewirkt, was die ganze Tirannei Alba's nicht vermochte, und hat ja auch in Nordamerika eine verhältnißmäßig geringe materielle Benachtheiligung den Ausſchlag gegeben!). Aber ich kann es nur eine Bornirtheit nennen, wenn man die Revolution ſelbſt in unſerer Zeit nur aus der Fabrik hervorgehen läßt und die Lage der Dinge, namentlich in Deutſchland, ſo verkennt, daß man die ganze Entwickelung nur an die Reaktion der „Bourgeoiſie" knüpft.

Das ganze Gerede von der Bourgeoiſie beginnt eben ſo ekelhaft zu werden wie es lächerlich iſt. Der Anfangspunkt in unſerer geſchichtlichen Entwickelung liegt in der Gewalt. Die Gewalt gab den erſten Schlag und die Freiheit den Rückſchlag. So iſt es fortgegangen bis auf unſere Zeit. So lang ſich keine Gewalt gründete und konzentrirte, um Andre erſt zu führen und dann zu beherrſchen, ſo lang ruhte die Entwickelung oder es mangelte ihr der beſtimmte Anſtoß. Der Gewalthaber ſetzt ſich aus natürlichen Gründen auch in den Beſitz eines möglichſt großen materiellen Eigenthums, ſei es direkt oder indirekt. Da das Eigenthum die Bedingung des Lebens und aller Annehmlichkeiten deſſelben iſt, ſo beherrſcht der Gewalthaber als Herr des geraubten Eigenthums nicht bloß Diejenigen, die nicht todtgeſchlagen ſein, ſondern auch Diejenigen, die nicht verhungern wollen. Je mehr ſich aber die Beherrſchten nach und nach von dem Gewalthaber wieder emanzipiren, wie früher die bevorzugten Haudegen durch gleiche Gewalt und ſpäter die Handels- und Gewerbsleute durch Betriebſamkeit oder in Städtevereinigungen ebenfalls durch Gewalt, deſto mehr wird die oberſte Gewalt veranlaßt, ſie entweder auf den alten Fuß der Abhängigkeit zurückzubringen, oder, da dieß ſelten angeht, ihnen eine gewiſſe Anerkennung

zu Theil werden zu laſſen. So gehen die Rechtsverhältniſſe allerdings mit den Eigenthumsverhältniſſen, die Theilnahme am Staat mit der ökonomiſchen Stellung, Hand in Hand, aber was erlangt wird, erlangt man doch nur von der Gewalt. Je mehr von dieſer erlangt wird, deſto mehr werden natürlich die Erlangenden indirekt an ihr betheiligt. Sie werden auch im Allgemeinen eben ſo natürlich in ihrem Intereſſe auf ſie einzuwirken ſuchen. Dieſe Einwirkungen aber gelingen ihnen nur, wenn ſie der Gewalt einen Gefallen thun, ſie „ſtärken," wie Herr Hanſemann ſagt. Alſo wieder die Abhängigkeit von der Gewalt, das Unterhandeln mit dem Stärkern. Die Gewalt bedarf der Unterhandelnden, da ſie nicht die ganze Unterthanenſchaft zu ihren Beamten machen konnte und die Mehrzahl nöthig wurde, um die Mittel zur Erhaltung ihres Gebäudes herbeizuſchaffen, oder ſie bedient ſich ihrer, indem ſie ihrer bedarf. Früher beſtanden dieſe Unterhandelnden hauptſächlich oder ausſchließlich aus dem Adel, dieſem bloß konſumirenden Theil der Bevölkerung; in neuerer Zeit beſtehen ſie in Folge der Induſtrieentwickelung großen- oder größtentheils aus produzirenden Gliedern der Geſellſchaft. Aber dieſe Produzenten ſowohl wie jene Konſumenten ſind immer nur Diener der alten Gewalt, ſo lang ſie dieſelbe nicht ſtürzen, um eine Ariſtokratie mit republikaniſchen Staatsformen zu gründen. Erſt als Geldariſtokratie würde die Bourgeoiſie wirklich herrſchen, wie ſie es z. B. in den Schweizerrepubliken gethan hat und zum Theil noch thut.

Es heißt die Blindheit zum Grundſatz machen, wenn man nicht erkennen will, daß auch in den Ländern, wo die Bourgeoiſie vorzugsweiſe „herrſchen" ſoll, die Königsgewalt den Mittelpunkt bildet, um den ſich alle Intereſſen drehen und die alle ihre Intereſſen durchſetzt. Louis Philipp dient wahrlich weniger der Bourgeoiſie, welche er

begünstigt, als diese ihn, so wie der Eroberer nicht den Soldaten dient, die er besoldet; und würde Louis Philipp plötzlich Revolutionär und Republikaner, der seine, außerhalb der Bourgeoisie ihm zustehenden Gewaltmittel den Nichtbourgeois zuwendete, so wären die „herrschenden Bourgeois" in vierzehn Tagen vernichtet.

Zwischen den eigentlichen Proletariern und den eigentlichen Gewalthabern stehen noch andere Leute, als die eigentlichen „Bourgeois". Es ist wahrhaft abgeschmackt, Alles, was nicht Proletarier oder Fabrikarbeiter, aber auch nicht Alliirter der Gewalt ist, unter dem Namen Bourgeois der „arbeitenden Klasse" als Feind gegenüberzustellen, mit Ausschluß aber der Hauptfeinde. Die „Pairs", die Torys", die „Ritter", die „Mediatisirten" u. s. w. — alle diese Drohnen kümmern die Kommunisten nicht, so wenig wie die obersten Drohnen, die Fürsten nämlich, an deren Gewalt jene untern Drohnen am meisten betheiligt sind; erst wenn diese Drohnen Fabriken errichten und Diejenigen, welche für sie existiren, ernähren sollten, statt sie verhungern, prügeln, todtschießen zu lassen, erst dann würden sie dem Gericht der Kommunisten verfallen. Fabrikherr und Fabrikarbeiter — andre Gesichtspunkte kennt der Kommunist nicht mehr.

Aus natürlichen Gründen werden in Republiken, z. B. in Nordamerika, wo die Gewalt für sich, die rohe Gewalt, die gottentsprungene Königsgewalt verschwunden und die vernünftige, die rechtmäßige, die volkentsprungene Staatsgewalt an die Stelle getreten ist, diejenigen am meisten sich indirekt an ihr zu betheiligen suchen, welche im Besitz materieller Mittel die weniger Bemittelten zu benutzen oder zu beherrschen wünschen. Aus natürlichen Gründen sucht ferner in Freistaaten sich das egoistische Eigenthum durch die Staatsgewalt, wie in Feudalstaaten die egoistische Gewalt durch das Eigenthum,

zu kompletiren. Aber aus eben so natürlichen Gründen werden die Aermern von ihrem gleichen politischen Recht Gebrauch machen, um der Herrschsucht de Reichern entgegen zu treten. Daß in Nordamerika nicht die „Bourgeois" die Herrschenden sind, geht schon daraus hervor, daß sie in der Regel die Opposition, die reaktionäre Opposition bilden. Sobald in Nordamerika das Mißverhältniß zwischen den Besitzenden und Nichtbesitzenden sich bis zum gebieterischen Bedürfniß der Abhülfe steigert, werden die letztern die Mittel solcher Abhülfe leicht finden, da einerseits ihr Staatsbürgerrecht nicht vom Eigenthum abhängt und andrerseits keine außerhalb des Volkes organisirte Gewalt ihnen die Revolution erschwert. Sie werden also entweder auf gesetzlichem oder auf revolutionärem Weg sehr wahrscheinlich zu ähnlichen Maßregeln kommen, wie sie für Teutschland, im Fall es eine Revolution macht und hierdurch die Hauptbedingungen zur Ausführung jener Maßregeln „produzirt," vorgeschlagen worden sind. Damit kommen sie aber wahrlich noch nicht zum Kommunismus. Deßhalb hätte auch Herr Marr die vor mir ausgebreitete nordamerikanische Gelehrsamkeit, welche unter andern die bekannte Thatsache einer Vermehrung der Armen in den Seestädten zu beweisen sucht, gänzlich sparen können. Sie beweist für ihn nicht das Mindeste.

Was nun wieder unser Teutschland betrifft, so wird, denke ich, kein vernünftiger Mensch mehr zweifelhaft darüber sein, daß unsere nächste Aufgabe die Untergrabung und der Sturz der Fürstengewalt mit Allem, was daran hängt, und unsre zweite Aufgabe die Errichtung einer Föderativrepublik mit zweckdienlichen sozialen Einrichtungen sein muß. Unterdessen können wir ganz gut eine Theilung der Arbeit vornehmen, wornach der Eine mehr die sozialen, der Andere mehr die politischen Fra-

gen ins Auge faßt. Wer aber von der Politik, nämlich von der Gewalt, die jetzt herrscht, und von der Republik, die auf den Trümmern dieser Herrschaft errichtet werden muß, ganz abstrahirt, um Predigten über die langweilige Bourgeoisie und den wahnwitzigen Kommunismus zu halten, dem sollte man den Rücken kehren oder freies Quartier in der kommunistischen Anstalt zu Sceizburg anweisen. Herr Marr hätte dort die beste Gelegenheit, Studien über das „Elend" seiner „Philosophie" zu machen.

Genf, den 1. Dez 1847.

II.

Antwort an Herrn Engels.

Durch meine unvorsichtige Erklärung in Nr. 77 der D. B.-Z. hätte ich, wie ich sehe, in eine nicht geringe Gefahr gerathen können. Wie Ziehten aus dem Busch, stürzt als Rächer der Kommunisten Hr. F. Engels auf mich los, und begeht sogar die Grausamkeit, die Kriegsmanifeste, worin er mir mein Ende ankündigt, zu „unterzeichnen!" Hätte die Natur mich dem Engels'schen Niveau angepaßt, die zwei langgezogenen Hiebe, die der kleine Scharfrichter nach meinem literarischen Halse führt, hätten mir sicher den Garaus gemacht. Einem Naturfehler verdanke ich meine Rettung. Schon lang plagte mich eine Ahnung, daß ich durch die Hand eines kommunistischen Achilles fallen würde. Jetzt, nachdem mich ein Thersites attaquirt, macht die Abwendung der Gefahr mich wieder dreist, und ich begehe nicht bloß die Unbescheidenheit, noch zu leben, sondern auch den Engels'schen Rath,

ich möge „mich still halten", und Hrn. Engels und Comp. allein das Wort gönnen, unbefolgt zu lassen. Es ist nicht meine Schuld, wenn ich den Raum der Deutschen Brüsseler-Zeitung dieses Mal etwas stark in Anspruch nehmen muß. Ich mußte entweder ausführlich entgegnen, oder, was gemißdeutet worden wäre, gänzlich schweigen.

Herr Engels nennt mich mit einem sehr fühlbaren Nachdruck den „unwissendsten Menschen des Jahrhunderts," und in einer spätern Anwandlung von Gnade wenigstens „einen der unwissendsten." Hat Hr. Engels dabei an meinen Glauben gedacht, daß es unter den Kommunisten noch ehrenwerthe und talentvolle Männer gebe, so gestehe ich meine Unwissenheit in diesem Punkte in so fern ein, als der Repräsentant Engels sein Bestes thut, meinen Glauben Lügen zu strafen. Es spricht weder für sein Talent, daß er durch ein Paar Schülerbravaden mich abthun will, noch spricht es für seine ehrenwerthe Gesinnung, daß er einem Gegner, welcher seine kleine Person niemals zu berühren sich veranlaßt gesehen, beim ersten, selbstgewählten Zusammentreffen nur Persönlichkeiten, und zwar in der Gestalt von Lügen, an den Kopf wirft. Sie haben mich, Hr. Engels, zum einstigen Bataillonskommandeur designirt. Hüten Sie sich, etwa als Korporal oder Hornist in mein Bataillon zu treten: Sie hätten alle Aussicht, wegen falscher Rapporte oder Signale die deutsche Revolution als Arrestant und gar ohne Nationalkokarde mitzumachen. An den Laternenpfal, den ihre doch gar zu furchtsame Phantasie in meiner Erklärung entdeckt, habe ich in der That nicht gedacht. Wenn Sie so hoch hingen, würde ja kein Mensch sie wieder finden.

Sie behaupten, ich stelle mich als Repräsentant der nichtkommunistischen deutschen Radikalen hin. Sie verwechseln Vertheidiger mit Repräsentant. Repräsentanten

bestellen sich bekanntlich nicht selbst. Sie werden entweder von den Repräsentirten gewählt, oder von den Gegnern der Repräsentirten bezeichnet. Gewählt bin ich nicht, aber Herr Engels bezeichnet mich (wie ich denn auch Hrn. Engels und früher Hrn. Puttmann bezeichnet habe). Wenn ich dagegen nichts einwende, so geschieht es nicht, weil ich mich etwa für den Würdigsten oder Intelligentesten der nichtkommunistischen Radikalen Deutschlands halte, sondern weil ich weiß, daß die Würdigsten und Intelligentesten mit mir in den Hauptsachen, namentlich was den Kommunismus betrifft, einverstanden sind, und ich vor ihnen den Vortheil voraus habe, meine Meinung ganz sagen zu können und zu sagen. Hiernach ist es auch gleichgültig, ob Herr Engels mich für fähig hält, ein Parteischriftsteller zu sein. Einem Mann gegenüber, der noch so wenig prästirt hat, und den Akt seines Parteiergreifens mit Lügen beginnt und mit Albernheiten schließt, kann jene Qualität überhaupt nicht in Betracht kommen. Ueber das, was ich als Parteischriftsteller leiste, lasse ich Diejenigen entscheiden, die mit mir halten, nicht Diejenigen, die mich bloß ausschimpfen können. Sollte übrigens Herr Engels bei seiner Musterung wünschen, daß ich zur Legitimation ihm eine Liste der nichtkommunistischen radikalen Partei aufstelle, so würde ich bedauern müssen, ihm damit schon aus polizeilichen Gründen nicht aufwarten zu können. In diesem Punkt haben die deutschen Kommunisten vor mir und der Partei, zu welcher ich gehöre, nicht wenig voraus. Uebrigens läßt sich vielleicht negativ der Schaden gut machen. Ich nenne demnach Hrn. Engels Diejenigen, welche nicht zu meiner Partei gehören, mich vielmehr seit Jahren, zu meiner größten Genugthuung, mit allen erdenklichen Mitteln kleinlichster Erbärmlichkeit oder impotenter Wuth anfeinden, und mich um Alles in der Welt als Partei-

*

schriftsteller" unschädlich machen möchten: die Serviliſten, die Poliziſten und — die Kommuniſten.

Herr Engels gehört alſo zu den letzten, und legitimirt ſich, wie geſagt, zunächſt durch Lügen.

Sie behaupten, Herr Engels, im Beginn Ihrer Perſonalkritik, daß ich „noch im Jahr 1844 für die deutſch-konſtitutionelle Miſère geſchwärmt und höchſtens im Vertrauen leiſe" mich zur Republik bekannt habe. Das ſind zwei Lügen in einem Athem. In dem „ſchlechten Buch über die Büreaukratie," welches 1844 geſchrieben wurde, habe ich mich ausdrücklich als Republikaner hingeſtellt, was um jene Zeit manchen Leuten als eine Verwegenheit erſchien, und dem Anſchein nach noch jetzt von Manchem für bedenklich gehalten wird. Zugleich habe ich damals ausdrücklich erklärt, und ich erkläre es noch, daß ich die konſtitutionelle Miſère als Uebergangsſtufe zur Republik im gewöhnlichen Verlauf der Dinge für unumgänglich halte, und in dieſem Sinn habe ich, wie ebenfalls ausdrücklich geſchrieben ſteht, zur Erreichung der Uebergangsſtufe mitzuwirken geſucht. Ich bin Republikaner geweſen, Herr Engels, ſo lang ich mich mit Politik beſchäftige, und meine Ueberzeugungen haben ſich nicht unſtät und haltlos gedreht, wie die Köpfe ſo mancher Kommuniſten, die in Zeit von 24 Stunden monarchiſch, kommuniſtiſch und wieder monarchiſch waren oder vor lauter Fortſchritt ihren eigenen Standpunkt nicht mehr kannten.

Sie kumuliren die Lüge, indem Sie ſagen, ich ſei erſt nach meiner Flucht ins Ausland Republikaner geworden, während, wie vorhin erwähnt, in dem Buch, welches die Flucht veranlaßte, ſchon gedruckt ſtand, daß ich es ſei. Revolutionär bin ich allerdings erſt im Ausland geworden, nur nicht aus den von Ihnen angegebenen Gründen. Es gehört zur Taktik der Kommu-

niſten, daß ſie, im Bewußtſein ihrer eigenen Unverbeſſerlichkeit, ihren Gegnern Vorwürfe machen, wenn ſie ſich beſſern. Sie wollen nun zwar, wie Sie ſagen, mir meine revolutionäre Bekehrung nicht vorwerfen (die Ehre der Blutdürſtigkeit muß ich dabei ablehnen), aber Sie ſuchen anzudeuten, Herr Engels, daß ich, wie gewiſſe andre Leute, in Deutſchland den „geſetzlichen Weg" würde im Munde geführt haben, wäre ich auch Revolutionär geweſen. Dafür haben Sie weder Beweiſe noch Vermuthungsgründe, da ich ſtets Das bekannt habe, was meine Ueberzeugung diktirte. Daß ich bloß durch „perſönliche Verhältniſſe, nachdem mir die Rückkehr abgeſchnitten war," Revolutionär geworden, iſt einfach eine Lüge, was Sie ſchon aus dem „Steckbrief" erſehen, durch welchen ich mir die Rückkehr abſchnitt, und worin ich noch als Mann des geſetzlichen Fortſchritts figurire. Es werden ſich vielleicht noch Kommuniſten in Brüſſel erinnern, daß ich Ihnen im Jahre 1844 in Köln vorgehalten habe, ſie wollten Revolution, müßten ſie konſequenter Weiſe wollen, wagten aber nicht, dieſe Konſequenz zu bekennen; ſollte ich mich einmal von der Rechtmäßigkeit der Revolution überzeugen, ſo werde ich mich auch offen als Revolutionär ausſprechen. Nun, ich habe mich ſpäter davon überzeugt und mich ausgeſprochen. Was wollen Sie mehr? Seitdem ich vorangegangen, ſind Andre nachgefolgt. Ob Herr Engels zu ihnen gehört, weiß ich nicht. Einſtweilen ſpreche ich ihn noch vom Verdachte frei.

Sie tiſchen ferner die Lüge auf, in der Schweiz habe mir Ruge ſeine Philoſophie beigebracht, und dieſer Unterricht habe mich zu meiner ferneren Thätigkeit ausgerüſtet. Ich ſchwöre Ihnen, Herr Engels, daß ich in der „Philoſophie" jetzt noch eben ſo unwiſſend bin, wie im Jahr 1844. Mein Lehrer in der Philoſophie iſt nach

wie vor einzig der gesunde Menschenverstand. Mich hat weder Ruge, noch Engels, noch Hegel geschult, auf dessen mir noch immer unverdauliche Sprache sich einst Herr Engels und andere so viel zu gut thaten. Meine Hauptschule ist das Leben gewesen, und darin habe ich an der Hand des vorerwähnten Lehrers allerdings Manches gelernt, was sich weder mit dem Engels'schen Kommunismus, noch mit dem Ruge'schen Humanismus vertragen will. Zugleich bin ich dadurch vor der Gefahr sicher geblieben, meine Schule zu verleugnen. Es ist ein Kampfmittel kommunistischer Ohnmacht, mich als unselbstständigen Politiker und als Schüler des durch Beschimpfungen ebenfalls vielgeehrten Ruge darzustellen, weil wir zufällig beide in Zürich gelebt und gegen die Kommunisten Krieg geführt haben. Ich sehe nun zwar ebensowenig eine Schande darin, von einem gescheidten Mann, als von den Verhältnissen etwas zu lernen, aber Lügen sollen nicht Thatsachen werden. Herr Engels möge sich erinnern, daß ich die später ausführlicher geführte Polemik übereinstimmend schon im Jahr 1844, also zu einer Zeit begonnen, wo ich mit Ruge noch kein Wort über „Philosophie" und Kommunisten gesprochen hatte. Uebrigens hat Ruge wegen „seiner Philosophie", in wie manchen Dingen ich ihm auch beipflichte, von mir mehr Widerspruch erfahren, als von Hrn. Engels und Anderen, die zur Zeit der „Jahrbücher" seine Jünger und Verehrer waren. Daß ich ihn dennoch für persönlich achtenswerther und für geistig bedeutender halte als sämmtliche Kommunisten, werden mir nur die Letztern nicht vergeben wollen.

Herr Engels möchte mir dieselbe Gefügigkeit im „Proselyt" — werden zuschreiben, welche gewisse andre Leute an den Tag gelegt haben. Mancher Kommunist kann Hrn. Engels (und dieser weist selbst darauf hin) aus persönlicher Erfahrung eines Bessern belehren, und

wer die Probe bestanden hat, sogar den überlegenen Predigern des „neuen Evangeliums“ unzugänglich gewesen zu sein, der hat gewiß vor sonstigen Proselytenmachern keine Noth.

Trotz alledem soll ich, als ich meine Revolutionspropaganda begann, mich rechts auf Ruge und links auf Freiligrath gestützt haben. Ist dieß nicht Unsinn, so ist es wieder eine Lüge. Als Freiligrath revolutionäre Gedichte schrieb (ich nehme an, daß Gedichte den Stoff zu einer Flugschriftenpropaganda liefern könnten), hatte ich schon mehre meiner revolutionärsten Broschüren in die Welt geschickt. Ich bin also eben so wenig durch Freiligrath Revolutionär, als durch Ruge „Philosoph“ geworden. Herr Engels hat ein eigenes Bedürfniß, meinen publizistischen Beruf auf äußere Veranlassungen zu reduziren, und den Weg meiner Entwickelung mit Gewalt durch fremdes Gebiet zu leiten. Dies Bedürfniß erkläre ich mir aus dem Bewußtsein des Hrn. Engels, daß er seine ganze Weisheit nur aus fremder Quelle geschöpft hat. Ein Wupperthaler Studiosus, oder Kaufmannslehrling, der sich in Ermangelung eines sonstigen Berufs aus abgetragenen französischen und englischen Lappen mit Hegelschem Zwirn zum Kommunisten hat zusammenschneidern lassen, sollte nicht die Unbesonnenheit begehen, einen Menschen, der nur aus einer stets selbstständigen Persönlichkeit heraus in den Stürmen eines viel gerüttelten Lebens sich entwickelt hat, zum Nachweis seiner geliehenen, völlig überflüssigen Existenz herauszufordern.

Wie ich Ihnen bis jetzt nachgewiesen, Herr Engels, haben Sie gleich im Introitus Ihrer Polemik ein halbes Dutzend Lügen gegen mich in's Feld geführt. Waren Lügen eine unentbehrliche Waffe für Sie, so hätten Sie sich wenigstens nicht durch deren ungeschickten Gebrauch dem Hrn. Kolb in Augsburg gleichstellen sollen.

Von den Lügen steigen Sie herab zu Kleinlichkeiten. Sie glauben z. B. meine Polemik gegen die Kommuniſten zu entkräften, wenn Sie erzählen, ich ſei einſt ein liberaler Beamter geweſen. Wären Sie es ebenfalls geweſen, Sie hätten ſich vielleicht mehr, als es der Fall zu ſein ſcheint, über die „verwickelte Stellung der einzelnen Klaſſen in Deutſchland einander und der Regierung gegenüber in's Klare geſetzt" und ſich gegen die Regierung ſtatt gegen die Bourgeois ereifert. Jetzt ſind Sie, wie alle Kommuniſten, unfähig geworden, den Zuſammenhang der Politik mit den ſozialen Zuſtänden zu erkennen und haben es bloß mit Feinden zu thun, die Geld, nicht aber mit ſolchen, die außer dem Geld auch noch die Gewalt beſitzen. Dabei ſteht ſich übrigens Ihre Perſon beſſer, als die meinige.

Sie halten mir vor, daß mir „die Bourgeois Geld für meine Agitation„ gegeben haben. Leider bin ich nicht in der Lage, mein Geld bloß von einem reichen väterlichen „Bourgeois" beziehen zu können, wie Hr. Engels; auch bin ich nicht, wie er, möglich geblieben in der polizeilichen Sphäre des deutſchen Buchhandels, ſo daß ich, wollte ich meine Propaganda nicht einſtellen, ſtatt der Honorare der Buchhändler Unterſtützungen der „Partei" ſuchen mußte. Auch geſtehe ich, von Niemanden Geld erhalten zu haben, der keins hatte (es iſt übrigens aus allen Klaſſen der oppoſitionellen Geſellſchaft, am Wenigſten aus derjenigen der „Bourgeois" gekommen), und wer etwas hat, heißt bei den Kommuniſten „Bourgeois." Aber, Herr Engels, was hat das mit unſerer Sache zu thun? Und wie rechtfertiget das den Kommunismus?

Sie geben ſich beſondre Mühe, mich zu einem ſchlechten Schriftſteller zu machen. Dabei irren Sie ſehr, wenn Sie glauben, daß bei mir, wie bei andren Leuten der

Literatengesichtspunkt der vorherrschende sei. Ich hoffe, daß dereinst alles aparte Literatenthum ein Ende haben wird. Wenn Sie mich als Schriftsteller herabsetzen, so beirrt mich das ebensowenig, als wenn Andere mich als Schriftsteller erheben; es amüsirt mich aber ungemein und bringt mich nicht in mindeste Entrüstung, in der Schriftstellerei Unterricht zu erhalten von einem Schulmeister, der in einen so faden und ledernen Styl *) seine entlehnte Weisheit kleidet. Ich würde Sie übrigens, trotz Büffon, des bloßen Styls wegen nicht verwerfen, Herr Engels, wenn Sie nur mit etwas mehr Kompetenz etwas weniger Anmaßung vereinigten. Ich für meine Person schreibe stets wie mir der Schnabel gewachsen ist, und betrachte die Schriftstellerei nicht als Zweck, sondern nur als Mittel. Sie ist mir das Mittel, die Vernunft, so weit Sie in der Person K. Heinzen Fleisch und Bein wird, andern Personen, z. B. der Person Engels gegenüber, zur Geltung zu bringen, und könnte ich das etwa durch Besenbinden oder Barbiren besser, als durch Schriftstellerei, so würde ich die Feder ohne Ueberwindung niederlegen, und Besenbinder oder Barbier werden. Uebrigens, Hr. Engels, habe ich als Schriftsteller bis jetzt keine Ursache, mich über mein Publikum zu beklagen oder Sie um das Ihrige zu beneiden. Sollte Ihnen das Ihrige nicht genügen, so geben Sie sich an's Erobern wie Andre. Man gewinnt nun einmal kein Publikum durch Herabsetzung Derer, welche eins haben.

---

*) Kleine Leute schlägt man mit Kleinigkeiten. Herr Engels sagt u. A.: „zum Parteischriftsteller gehöre mehr, als eine Stentorstimme, dazu gehöre namentlich ein guter Styl" u. s. w. Sagen Sie mir doch, Hr. Engels, wie sieht eine geschriebene oder gedruckte Stentorstimme aus? Oder welchen Ton hat eine Stentorstimme, schwarz auf weiß? Soll mir das etwa ein Stylmuster sein?

Ihre Polemik, Herr Engels, beſteht faſt nur aus leidenſchaftlichen und kleinlichen, mit den Haaren herbeigezogenen Perſönlichkeiten, die um ſo mehr auffallen müſſen, da ich mit Ihnen perſönlich nie etwas zu thun hatte und in meinen verſchiedenen Aufſätzen gegen die Kommuniſten im Allgemeinen, faſt jeden Punkt ihrer Doktrin behandelt habe. Was ſoll ich nun aus Ihrem Auftreten ſchließen? Nichts Andres, als daß die Ruthe, womit ich kommuniſtiſche Ungezogenheiten und Thorheiten gezüchtigt, den rechten Fleck getroffen, daß die Perſon Engels dieß Bewußtſein theilt und durch das Letztere zu einem Racheverſuch getrieben worden. Soll ich alle ihre Perſönlichkeiten erwidern? Ich thue es nicht weiter, als Sie es mit Gewalt provoziren und es zu meinem Zweck die Art, die Anmaßung und Lächerlichkeit eines Kommuniſten vom reinſten Waſſer zur Schau zu ſtellen, nöthig war. Dieſer Zweck brachte es mit ſich, durch Beleuchtung deſſen, was mein Gegner ſagt, zugleich darzuthun, was er iſt. Die kleine Perſon, welche mir gegenüberſteht, erkläre ſich die Mühe, die ich mir mit ihr mache, nur aus ihrer kommuniſtiſchen Qualität.

Nachdem Herr Engels, wie ich ihm nachgewieſen, ſeine Angriffe auf meine Perſon aus Lügen und Kleinlichkeiten zuſammengeſetzt, bildet er die Angriffe gegen meine Wirkſamkeit aus Lügen und Lächerlichkeiten.

Sie ſagen, Herr Engels, ich „agire für eine ſofort zu errichtende deutſche Republik.“ Die Eile, welche Sie mir hier andichten, ſtimmt ſchlecht mit der „Ausdauer,“ welche Sie mir ſpäter zuſchreiben. Aus meinen Schriften können Sie ſich überzeugen, daß ich mit der Republik mehr Geduld habe als Andre mit dem Kommunismus. Bringen wir ſie in zehn Jahren zu Stande, ſo bin ich für meine Perſon zufrieden, obſchon ich durchaus nichts

dawider habe, wenn sie schon morgen sich einfindet. Uebrigens können Sie sich aus meinen Schriften auch überzeugen, daß die schwarz-roth-goldne Schwärmerei, womit Sie Ihre Erdichtung verzieren, Niemanden lächerlicher ist, als mir.

Sie sagen, „meine Republik sei aus amerikanischen und 1793er Traditionen und einigen den Kommunisten entlehnten Maßregeln zusammengesetzt." Was zunächst diese kommunistischen Maßregeln betrifft, so habe ich mich schon anderwärts weitläufiger über die unkommunistische Monopolsucht der Kommunisten ausgesprochen, welche die Behandlung jeder ökonomischen Frage als ihr ausschließliches Eigenthum in Anspruch nehmen, und am Ende aus bloßer Originalitätseifersucht den Nichtkommunisten das Essen und Trinken verbieten werden. Ich habe schon den Herrn Püttmann, an welchem Herr Engels durch seinen Vorwurf ein Plagiat *) begeht, auf die Inkas, auf Kampe's Kinderschriften und auf Montesquieu verweisen müssen, welche jene „Maßregeln" zum Theil adoptirt haben, obschon sie nicht bei Hrn. Engels in die Schule gegangen sind. Ich habe also sehr alte und verschiedenartige Mitschuldige. Mit ihnen führe ich Herrn Engels,

*) Ich finde in der Engels'schen Polemik auch Reminiscenzen aus einem Machwerk, welches ein kommunistischer Gamin oder „Commis voyageur" in Bern gegen mich hat drucken lassen. Derselbe gehört, wie man mir aus Bern schreibt, zu denjenigen Kommunisten, welche kürzlich in Paris eine Anzahl meiner Broschüren der Polizei überliefert haben, „weil sie sich nicht mit so revolutionären Sachen befaßten" und ist aus diesem Grunde von dem Buchhändler Jenni, Sohn, mit seiner Weisheit abgewiesen worden. Daß Herr Engels ihn lobt und ihm Nachfolger wünscht, ist begreiflich. Ich meinerseits, wie gern ich auch mit einem Arbeiter mich in Erörterungen eingelassen hätte, kann in der Insolenz kein Mittel erkennen, die Kompetenz zu ersetzen.

dem Allwiſſenden, auch noch die Genfer Ariſtokraten, meine filzigen Herrn Nachbarn, vor. Dieſe bergdicken, bis in die Nieren anti-kommuniſtiſchen „Bourgeois“, deren etwa dreißig ungefähr tauſend Millionen Franken wiegen ſollen, haben vor langen Jahren ſchon eine Progreſſivſteuer eingeführt, und es iſt mir nicht zu Ohren gekommen, daß ihnen Herr Engels Unterricht über dieſe „Maßregel“ oder die Erlaubniß dazu ertheilt hätte. Ja, einer dieſer reichen Herren, ein Profeſſor, hat ſich ſogar unterſtanden, eine Schrift über Verwandlung des Privat-Grundeigenthums in Staats-Eigenthum herauszugeben, ohne daß ihm Herr F. Engels oder irgend ein anderer Kommuniſt die Feder geführt hätte. So muß Herr Engels ſich mit ſeiner Eiferſucht auf die kommuniſtiſche Originalität ſogar von Peruanern und Ariſtokraten beſchämen laſſen, Herr Engels, der nie einen eigenen Gedanken g habt hat, und von oben bis unten nur aus Dem beſteht, was er an franzöſiſchem oder engliſchem Tiſch aufgeſchnappt und eingeſteckt, Herr Engels, jeder Zoll ein Plagiat, jedes Glied ein angeſetztes Stück Komptoir- oder Fabrikſtatiſtik.

Sie treiben die Lächerlichkeit auf die Spitze, Herr Engels, wenn Sie mir vorwerfen, daß Frankreich einſt eine Republik geweſen, und daß ich das nordamerikaniſche Föderativſyſtem auf die teutſche Republik angewandt wiſſen wolle. Ich beſcheide mich, wie eine Blume nur aus Blumenblättern, ſo eine Republik nur aus republikaniſchen Elementen zuſammenſetzen und für Teutſchland keine beſſere politiſche Form auffinden zu können, als die eines republikaniſchen Bundesſtaates. So lange Sie keine beſſere angeben, bleiben Sie auf dem knabenhaften Vorwurf ſitzen, daß ich — die beſte gewollt habe, welche die bisherige Staatskunſt ausgemittelt. Die beſte? Nein; Herr Engels hat leichtes Spiel, er wird ſagen: die beſte

iſt die kommuniſtiſche. Wie iſt ſie beſchaffen? kommuniſtiſch! Wie wird ſie in's Leben gerufen? Durch den Kommunismus! Was iſt denn der Kommunismus? Der Kommunismus iſt der Kommunismus, oder, um das Geheimniß ganz zu verrathen, — die „Bewegung!“

Sie ſagen, ich „erkläre die Fürſten für die Haupturheber alles Elendes und aller Noth.“ Nicht die Fürſten für ſich, Herr Engels, ſondern das Fürſtenthum, das politiſche Götterthum mit ſeinem Apparat und ſeinen Abſtufungen, die Konzentrirung, Verherrlichung und Heiligung der Gewalt über alle Andern in einzelnen Perſonen und zwar zu deren Privatzwecken. Ich kann nun einmal nicht dafür, daß dieſe Ungeheuerlichkeit die abgeſtumpften Nerven der Kommuniſten, welche durch Hetzereien gegen die Bourgeois den Fürſten eine revolutionäre Fontanelle zu ſichern ſuchen, unberührt läßt. Ich kann nicht dafür, daß Herr Engels und andere Kommuniſten zu blind ſind, um einzuſehen, daß die Gewalt auch das Eigenthum beherrſcht und die Ungerechtigkeit in den Eigenthumsverhältniſſen nur durch die Gewalt aufrecht erhalten wird. Ich kann nicht dafür, daß Herr Engels nicht einſieht, man müſſe erſt mit vereinigten Kräften die Beſatzung ſchlagen, ehe man in die Feſtung einziehen und ſich darin einrichten könne. Auch kann ich nicht dafür, daß ich weniger empört werde durch einen zufällig zum „Bourgeois“ gewordenen „Unterthan“, welcher ein Dutzend andere Unterthanen ohne Gewaltzwang für Lohn arbeiten läßt, als durch einen Deſpoten, welcher mittelſt einer organiſirten, als Syſtem und Dogma geſetzten und geheiligten, jede Wahl aufhebenden Gewalt Tauſende, ja Millionen, „Bourgeois“ ſowohl als Proletarier, nicht bloß ökonomiſch, ſondern auch ſittlich benutzt und unter die Füße tritt. In meiner Unwiſſenheit bin ich der Meinung, daß Herr Engels keinen einzigen Bourgeois be-

ſiegen werde, bevor er die Fürſten beſiegt hat, und daß es Unſinn ſei, die Proletarier bloß gegen ihre Mitunterthanen, die Bourgeois, zu hetzen, aber ſie gegen die Gewalthaber, welche die Bourgeois benutzen und beſchützen, gleichgültig zu machen. Um den unfreien und einſeitigen Standpunkt der Kommuniſten ohne fernere Wiederholung zu bezeichnen, muß ich ein Paar Worte aus einer Flugſchrift zitiren:

„In unſerer Zeit hat man ſehr gründlich die Frage des Privateigenthums abgehandelt. Man hat gefragt, ob es recht ſei, daß der eine Menſch Alles, der andere nichts beſitze, man hat gefragt, ob der einzelne Menſch überhaupt etwas beſitzen dürfe, man hat ihm ſogar das Recht auf Dasjenige abgeſprochen, was er mit eigenen Händen aus herrenloſem Material ſchafft und mühevoll hervorzaubert. Während dies Alles aber verhandelt wird, geht man gedankenlos an der monſtröſen Frage vorüber, ob die Gewalt über zehn, zwanzig Millionen freigeborener Menſchen Privateigenthum, ſogar erbliches Privateigenthum eines Individuums und einer Familie ſein dürfe? Wenn es ein Privateigenthum in der Welt gibt, ſo beſteht es zunächſt in der freien Beſtimmung jedes einzelnen Menſchen über ſich ſelbſt. Das iſt das erſte und höchſte Privateigenthum. Und dieſes heiligſten Eigenthums ſeht ihr Millionen eurer Mitmenſchen berauben durch Einzelne und ihr ſchweigt? Einen Thoren oder einen Feigling nenne ich Jeden, der einen Bourgeois wegen ſeines Gelderwerbs anfeindet und einen König wegen ſeines Gewalterwerbs in Ruhe läßt!"

„Ihr wollt den Accent der Zeit auf die ſozialen Fragen legen, und ihr ſeht nicht ein, daß es keine wichtigere ſoziale Frage gibt, als die nach Königthum oder Republik? Gehört es nicht zum Sozialismus, daß ein einzelner Menſch den Staat für ſich in Beſchlag nimmt,

und ein ganzes Volk nicht bloß materiell, sondern auch moralisch seiner Person und deren Anhang mehr oder weniger aufopfert; daß er gradweise die Erniedrigung in ihm abstuft, es wie mageres und fetteres Vieh in Stände unterschieden abtheilt und im Grunde bloß seiner einzelnen Person zulieb jedes Mitglied der Staatsgesellschaft offiziell zum Feind des andern macht? Ist das Alles nicht Sozialismus? Ist es nicht sozial, daß man den Menschen nicht bloß ihre Handlungen, sondern sogar ihre Gedanken vorschreibt, daß man sie mit dem Polizeiknittel in die offiziellen Abrichtungsanstalten der Kirchen und Schulen treibt, um sie zu entwürdigten Werkzeugen der Gewalt zu erziehen? Ist ferner ein Bourgeois, der seine Schätze wenigstens erworben hat, etwa ein größerer Geldwolf, als ein König, der sie im Namen des „Gesetzes" täglich raubt? Ist ein Fabrikherr, der wenigstens seine Arbeiter nicht umsonst benutzt, ein größerer Erpresser, als ein Despot, dem man seine Erpressung noch bezahlen muß? Ist ein Fabrikherr mehr entmenscht, als ein Beamter, ein Proletarier mehr, als ein Soldat? Empört der Unterschied zwischen einem Fürsten und einem Unterthan weniger das menschliche Gefühl, als der Unterschied zwischen einem Brotherrn und seinem Arbeiter? Ihr Menschenfreunde, die ihr die Menschheit glücklich machen wollt ohne sie frei zu machen, die ihr „Sozialismus" predigen wollt ohne Politik, erkennt die Gefahr, in der ihr schwebt, die Gefahr nämlich, entweder wegen Blindheit lächerlich oder wegen Feigheit verächtlich genannt zu werden."

Indem Sie auf die Fürsten zu sprechen kommen, Herr Engels, geben Sie uns zugleich eine Probe von Logik zum Besten, welche für den Uebermuth eines ehemaligen jungbegelschen Philosophen wie für die ganze kommunistische „Partei" sehr „blamabel" ist. Sie sagen:

„Behauptet Herr Heinzen, daß die Fürsten so viel Unheil anrichten können (worüber Herr Engels die Geschichte nachlesen mag), so gesteht er ihnen damit auch die Macht zu, eben so viel Wohlthaten erweisen zu können u. s. w.“ Indem ich Ihnen selbst überlasse, an die Stelle des Wortes Fürsten das Wort Bourgeois zu setzen und den „Herrn Heinzen“ mit dem Herrn Engels zu vertauschen, um diesen mit der Nase auf die eigene Weisheit zu stoßen, komme ich Ihrem Denkvermögen noch durch ein Paar erläuternde Beispiele zu Hülfe. Der Wolf kann das „Unheil anrichten“, eine ganze Heerde Schafe zu zerreißen, folglich — kann er „auch die Wohlthat erweisen“, eine ganze Heerde Schafe auf die Welt zu setzen. Die Klapperschlange kann mich durch ihren Biß vergiften, folglich — kann sie mich auch durch ihren Biß kuriren und so wird sie plötzlich durch die bloße Logik des Herrn Engels zum Mediziner. Solche Logik muß zu dem Gerüste dienen, von welchem aus der „Parteischriftsteller“ mit dem schweren Geschütze seiner Abfertigungen meine zitternde Unwissenheit und Unfähigkeit bombardirt. Wenn Sie sich etwas darauf zu gut thun*), Herr Engels, sich vom „Philosophen“ wieder emanzipirt zu haben, so sollten Sie sich wenigstens nicht vor lauter Abscheu gegen die Philosophie auch vom Denken emanzipiren.

Sie sagen, ich fordere zu einem „sofortigen Aufstande“ auf, ich „predige und brülle“ gleich den früheren „Demagogen“ bloß das Wort Revolution u. s. w.“ Das ist wieder eine alberne Lüge, Herr Engels. Ich habe fast in allen meinen Broschüren der Folgerung, daß

*) Ich habe schon mehrfach auf die knabenhafte Ostentation hingewiesen, womit die Kommunisten nach wirklicher oder eingebildeter Ueberschreitung einer Entwicklungsstufe über ihre früher verehrten Lehrer herfallen, um ihr „Avancirtsein“ zu dokumentiren.

eine Revolution (nicht sofort, sondern bei guter Gelegenheit) gemacht werden müsse, eine Kritik der gegenwärtigen Zustände und der gangbaren Begriffe vorausgehen lassen. (Der kommunistischen Bornirtheit, die Menschen bloß klassenweise anzureden oder je nach dem Handwerk auf einander zu hetzen, habe ich mich dabei freilich nicht schuldig gemacht, weil ich der Möglichkeit Raum lasse, daß das Menschenthum nicht immer durch die „Klasse" oder das Maaß des Geldbeutels bestimmt werde.) Mein Streben ist gewesen, teutsche Gemüthlichkeit und Demuth durch politischen Verstand und Kühnheit zu verdrängen. Ich habe mich bemüht, die Gewalt ihres Nimbus zu berauben, den Zusammenhang ihrer Bestrebungen und Einrichtungen nachzuweisen, ihre Verderblichkeit darzuthun und sie in den Vorstellungen der Unterthanen zu untergraben. Ich habe die schlechte Gegenwart mit einer bessern Zukunft verglichen, meine sentimentalen Landsleute an das unsentimentale Mittel, aus der einen in die andere zu gelangen, zu gewöhnen und ihnen den Weg, den sie zu gehen haben, anzugeben gesucht. Kurz, ich glaube in Bezug auf das Kapitel „Revolution" vielseitiger, radikaler und konsequenter zu Werke gegangen zu sein, als irgend ein Anderer. Entweder hat nun Herr Engels meine Schriften nicht gelesen, aber doch darüber abgeurtheilt, und dann ist er schamlos; oder er hat sie wohl gelesen, aber absichtlich entstellt, und dann ist er gewissenlos. Ich lasse ihm die Wahl.

Sie belehren mich, daß Teutschland nie eine Revolution von sich aus machen könne oder werde. Die Richtigkeit dieser gewagten Behauptung erkenne ich zwar nicht an, aber ich habe auch nie das Gegentheil behauptet, weßhalb die Belehrung unnöthig war. Ich bin zufrieden, wenn ich dazu beigetragen habe, das in Sachen der Revolution so weit zurückgebliebene Teutschland dahin zu

bringen, daß es gelegentlich mit andern Ländern Schritt halten kann. Ob es mit andern Ländern oder ohne sie revolutionirt, das ist mir ganz gleichgültig, wenn es nur dazu kommt und die Revolution durchsetzt, woran ich nicht zweifle, wenn uns Herr F. Engels bis dahin erhalten wird.

Sie sagen, „ich richte meine revolutionären Moralpredigten vor Allen an die kleinen Bauern.“ Wieder eine rein aus der Luft gegriffene Lüge. Die Dummheit, bei der dummsten und stumpfsten Klasse anzufangen, ist mir nie in den Sinn gekommen. Ich habe eher, als Sie sie entdeckten, die einfache Wahrheit gekannt, daß der Fokus der Befreiung mit dem Fokus der Intelligenz zusammenfällt und daß diesen Fokus die großen Städte bilden, welche überdieß den Vortheil einer Konzentrirung der unzufriedenen Massen voraus haben. Deßhalb habe ich es auch nie so hoch, wie Andere, angeschlagen, daß es z. B. in Preußen eilf Millionen Bauern gibt, welche der Mehrzahl nach schlechte Parteigänger der Revolution sind. Sie werden von den Städtern fortgerissen oder im Schach gehalten werden. Wie kommt nun Herr Engels dazu, mir etwas vorzuwerfen, das mir nie in den Sinn gekommen, und mich über etwas zu belehren, das jedem Kinde von selbst einleuchtet? Die Erklärung ist einfach: Herr Engels ist ein Kommunist.

So hält er auch, um mich meine Unwissenheit recht tief empfinden zu lassen, mir unter Anderm die bodenlos tiefe Weisheit vor, „daß die Eigenthumsverhältnisse einer jeden Zeit nothwendige Resultate der Produktions- und Verkehrsweise dieser Zeit seien u. s. w.“ Solche genialе Entdeckungen lassen für Herrn Engels eine große Zukunft voraussehen. Ehe ich den Horizont derselben abzumessen wage, lasse ich es nur noch darauf ankommen, ob Herr Engels uns nächstens etwa mit der Entdeckung über-

raſchen werde, daß der Apfel „ein nothwendiges Reſultat“ des Apfelbaumes ſei.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Herr Engels die „ſozialen Maßregeln“, welche nach meinen Vorſchlägen eine aus der Revolution hervorgehende Republik zu ergreifen hätte und welche ich aus dem Weisheitsſchatz der Kommuniſten geſtohlen habe, tadeln muß, da ſie, „ohne Sinn und Verſtand“ willkürlich improviſirt und zugleich definitiv, nicht aber — eine bloße Einleitung zum Kommunismus ſind. Da liegt der Haſe im Pfeffer. Was übrigens dies „Definitivum“ betrifft, ſo bin ich der Meinung, daß es (Abſchaffungen ausgenommen) eben ſo wenig jemals eine definitive „Maßregel“ geben werde, als es jemals eine gegeben hat, und nur ein Polemiker von der Art des Herrn Engels kann mir die Bornirtheit unterlegen, einen Fortſchritt als Mittel zum ewigen Stillſtand betreiben zu wollen. Ich bin aber beſcheiden genug, der Zukunft auch etwas zu überlaſſen und greife ihr nicht mit haltloſen Forderungen in Dingen vor, die wir nicht im Voraus überblicken oder beſtimmen können. Bringen wir es einmal zu einer Republik mit den (von Herrn Engels erfundenen und von mir ſehr unmaßgeblich vorgeſchlagenen) „Maßregeln“, ſo können wir es getroſt auf den weiteren Fortſchritt ankommen laſſen. Führt alsdann dieſer Fortſchritt zum Kommunismus und erleben wir dieſe ſelige Zeit, ſo werde ich Herr Engels als reuiges „Gattungsweſen“ um den Hals fallen und in bewundernder Demuth das Zugeſtändniß machen, daß er weiter geblickt habe, als ich. Einſtweilen aber muß er mir erlauben, die Beſcheidenheit nicht zu übertreiben und für ſeine und ſeiner Unglücksgenoſſen Bekehrung mit aller mir möglichen Andacht zu beten. Da übrigens Herr Engels jedenfalls für den Anfang in „ſozialen“ Dingen nichts Anderes zu wollen ſcheint, als ich, und da wir

von dieſem Anfang noch eine gute Strecke entfernt ſind, ſo kommt es mir ungemein lächerlich vor, die Ereiferung über das zweifelhafte Ende ſo früh vorwegzunehmen. Was mich betrifft, ſo habe ich mich in Bezug auf dieſen Punkt ſchon an anderm Orte verwahrt. Ich bin auch weit entfernt, die Kommuniſten für gefährlich zu halten, wenn es einmal losgeht" Sie werden in der Revolution, ſollten ſie dann noch leben, entweder verſchwinden, oder ſich noch lächerlicher machen, als Herr Engels. Aber jetzt, bei den Vorbereitungen zur Revolution, wirken ſie verderblich, verwirren ſie die Köpfe, zerſplittern ſie die Kräfte, lenken ſie den Sturm von den Breſchepunkten ab, drängen ſie der Gewalt jeden Beſitzenden als Alliirten zu, demoraliſiren ſie die Geſinnung der auf die Revolution Verwieſenen, helfen ſie durch Quertreibereien aller Art die Zeit der Entſcheidung hinausſchieben, und aus dieſen Gründen bekämpft man ſie, muß man ſie bekämpfen. Lebten wir in Nordamerika, wo mit der Nothwendigkeit einer Abſchaffung der Gewalt zugleich die Möglichkeit wegfällt, einer Phantaſie durch den Mangel an Freiheit zu praktiſchen Verſuchen das Leben zu friſten, ſo würde man von den Kommuniſten im Allgemeinen gar keine Notiz mehr nehmen. Es hat ſich ja auch gezeigt, daß ſie dort ſehr bald beſeitigt oder kurirt werden.

Bei dieſer Gelegenheit kann ich übrigens meine Verwunderung darüber nicht unterdrücken, daß Herr Engels und Konſorten, welche durch keine „ſchwarz-roth-goldene" Sympathie an die teutſche Entwickelung gebunden ſind, nicht einen Boden aufſuchen, worauf ihnen alle die verdrießlichen und anſtrengenden Vorarbeiten zur Ausführung ihrer Doktrin, mit welchen wir uns dieſſeit des Meeres noch abmühen, von vorn herein erſpart ſind. In Nordamerika kann weder der Herr Oberbürgermeiſter von Karnap eine kommuniſtiſche Verſammlung unterſagen,

noch der Herr Oberpräsident eine Zeitungskonzession verweigern, noch der Herr Zensor „die Forderungen der Partei“ durchstreichen. Dort kann Herr Engels als „Parteischriftsteller“ wirken wie er will und so weit sein „Styl“ oder seine „Stentorstimme“ (?) nur reichen mag; dort hat er volle Freiheit zur Agitation und zur Organisation seiner „Partei“; dort kann er sogar, wenn ihm die politischen Schranken doch noch hinderlich sein sollten, mit seinen Gesellschaftern oder Gattungswesen für wenig Geld das Terrain zu einem neuen Staat ankaufen, der ihm tabula rasa zur „Formulirung“ aller möglichen „industriellen Nothwendigkeiten und ökonomischen Maßregeln“ mit und ohne „Sinn und Verstand“ darbietet. Kann Herr Engels mehr verlangen? Und doch bleibt er noch in Europa, wo es sehr zweifelhaft ist, ob er es einst auch nur zum revolutionären Korporal bringen werde? Das begreife ich in der That nicht. Wäre ich von der Idee des Kommunismus so innig, so glühend, so versuchslustig, so maßregelungsmuthig und siegesgewiß durchdrungen, wie Herr Engels, ich säße schon längst mit einigen Millionen meiner „Partei“, mit „Kleinbauern“, „Proletariern“ und sonstigen „Klassen“ in den Urwäldern jenseit des Missisippi und wüßte sehr bald auf ein Haar, ob sich die vielfach verunglückten Versuche im Kleinen etwa mit besserm Erfolg im Großen wiederholen ließen, ich bliebe nicht so lange, wie Herr Engels, im Zweifel, ob mein Reich von dieser Welt sei, oder ob es bloß über den Wolken meiner Phantasie existire. Hält aber Herr Engels den Kommunismus in dem freien Amerika nicht für ausführbar, so ist mir die Zuversicht, welche er auf das geknechtete Europa gründet, ein doppeltes Räthsel. Es würde wenigstens eine gegen alle Logik streitende Annahme sein, daß sich eine Idee auf einer tabula rasa schwerer ausführen lasse, als auf einem Boden, der im

günſtigſten Falle mit ſehr maſſiven Trümmern und ſtets wieder aufſtrebenden Reſten eines überwundenen Zuſtandes bedeckt wäre. Soll man etwa annehmen, die Engels'ſche Weisheit friſte ihr Leben mit Bewußtſein von der Ungunſt der europäiſchen Verhältniſſe, welche dem Kommunismus zum Vorwande der Nichtausführung dienen? Oder hüllt ſich dieſer Vorwand in das neue Kleid der „Bewegung"? Ich weiß nicht, was ich davon denken ſoll. Vielleicht wird die Sache ſpäter klarer werden. Hat Herr Engels aber wirklich ſeine Hoffnung auf Europa geſtellt, ſo begreife ich wieder die Selbſtverblendung nicht, womit er mir ſo weiſe Rathſchläge ertheilt. Mein guter Herr Engels, der Sie mir mit triumphirendem Selbſtgefühl Mangel an Berechnung der praktiſchen Verhältniſſe, der vorhandenen Schwierigkeiten, der wirklichen Lage der Dinge vorwerfen, ich dächte, Sie hätten ſeit dem Beginn des Jahres 1845, wo Sie in der königlich preußiſchen Stadt Elberfeld den Kommunismus durch öffentliche Verſammlungen einleiten zu können glaubten und nebſt Ihren Kollegen durch den bloßen Herrn Oberbürgermeiſter auf Befehl der „hochlöblichen Regierung" ſehr bald wieder ſtumm gemacht wurden, durch die Zähigkeit der beſtehenden Verhältniſſe ſo viel Belehrung über die unpraktiſchen „Schwärmereien" der Kommuniſten erhalten, daß Sie billiger Weiſe etwas ſchüchterner mit Ihren Vorwürfen gegen Andere auftreten ſollten. Wer die praktiſchen Verhältniſſe ſo verkennt, wie die Kommuniſten bei jeder Gelegenheit, wo ſie mit ihren nächſten und mächtigſten Feinden zu thun haben, der hat wenig Ausſicht, von einem Andern als Rathgeber in ſolchen Dingen anerkannt zu werden.

Doch, es war ja nicht auf's Rathgeben abgeſehen. Herr Engels will mich tödten, will mich umbringen, der böſe Mann. Weßhalb? Nun, er ſagt es ja ſelbſt. Es

iſt die zarte, zuvorkommende Sorge für die Wirkſamkeit und das Anſehen der — „Demokraten," was ihm das Schwert in die Hand drückt. Durch eine Wendung, welche ſeiner kommuniſtiſchen Dialektik alle Ehre macht, ſteht er plötzlich nicht mehr bloß als Repräſentant der Kommuniſten, ſondern auch als Sachwalter der „Demokraten" da. In der gerechten Beſorgniß, daß die wahren Motive ſeiner Manifeſtationen gegen mich etwas zu deutlich hervorgetreten, häuft er ganz unaufgefordert ein ganzes Schock Verſicherungen wegen ſeiner edlen demokratiſchen Abſichten zuſammen; und in der fernern Beſorgniß, daß die von der Politik abſtrahirende, in die Luft verwieſene „Partei" mit der Zeit etwas zweifelhaft werden könne, ſucht er zeitig „die anti-kommuniſtiſche demokratiſche Partei," zu welcher ich gehöre, in ſein Intereſſe hineinzuziehen, wodurch dem verdienten Manne der Weg gebahnt wäre, die unhaltbar werdende Stellung des „wahren" Kommuniſten mit der des unwahren Demokraten zu vertauſchen. Mit ſolchem Uebergang, Herr Engels, bin ich aber nicht einverſtanden. Sie ſollen vor der Hand Kommuniſt bleiben; ich will es ſo haben (denken Sie!), ich halte Sie an den kommuniſtiſchen Ohren feſt. Die Kommuniſten haben kein demokratiſches Intereſſe zu vertreten; die Kommuniſten haben die Demokraten nur blamirt, ſie ſollen nicht die Frechheit begehen, ſich dafür als ihre Sachwalter zu geberden oder gar als ihre Elite figuriren zu wollen. Sie ſollen den Verſuch unterlaſſen, ſich auf fremde Koſten wieder zu Ehren zu bringen. Daß Sie gegen mich ſchreiben, Herr Engels, iſt mir ſehr lieb und es wäre mir ganz recht, wenn die ganze kommuniſtiſche „Partei" gegen mich aufſtände; aber meine Dankbarkeit für das Vergnügen, das Sie mir bereiten, geht nicht ſo weit, daß ich mich dazu verſtehen könnte, Ihre verächtlichen Simulationen auf ſich beruhen zu laſſen.

Sind Sie bloß deshalb gegen mich aufgestanden, weil ich ein „schlechter demokratischer Schriftsteller" bin, weil ich eine „Partei kompromittire," zu der Sie nicht gehören, so ist es sehr auffallend, daß Sie diese usurpirte demokratische Pflicht so spät erfüllen, daß Sie eine so mangelhafte Kenntniß meiner Wirksamkeit verrathen und daß Sie sich mehr mit meiner Person als mit meinen Schriften beschäftigen. Die Entscheidung der Frage, ob ich „der teutschen Demokratie nützen könne," ist Sache Derer, für die ich schreibe, nicht Sache Derer, die sich die Spuren meiner Ruthe reiben. Sie, Herr Engels, haben dasselbe Interesse, mich zum schlechten Schriftsteller machen zu wollen, welches die preußische Polizei hat, mich zum schlechten Menschen machen zu wollen. So lang die preußischen Polizisten bloß gegen mich schimpfen, amüsiren sie mich; sobald sie sich aber den Anschein geben, als verfolgten sie mich im Interesse der Freiheit, widern sie mich an.

Sie werden mir entgegenhalten, ich habe die Kommunisten ebenfalls im Interesse der Demokratie zu bekämpfen vorgegeben. Aber ich habe meine Polemik motivirt, habe das Thun und Treiben der Kommunisten beleuchtet, habe ihre Doktrin geprüft, habe deren Tollheit oder Verderblichkeit nachgewiesen und nie die Lächerlichkeit begangen, mit einem Schriftsteller, den ich als solchen für so unbedeutend halte, wie Sie mich, „im Interesse der Demokratie" mir so viel Mühe zu machen, wie Sie sich mit mir machen.

Sie nennen Herrn K. Grün, welcher auf kommunistischer Seite den Krieg gegen mich angefangen hat. Sie werden aber nicht finden, daß ich mir mit diesem Manne mehr zu schaffen gemacht hätte, als das Bedürfniß augenblicklicher Abwehr erheischte. Ebenso werden Sie schwerlich erleben, daß ich Herrn F. Engels als Schriftsteller

auch nur erwähne, wenn nicht er oder ein Anderer mich durch besondere Provokation dazu nöthigt. Eine Bekämpfung der Kommunisten, als deren Repräsentant Herr Engels (wie früher Herr Grün u. A.) auftritt, ist von Interesse; ein Feldzug gegen den „Partei-Schriftsteller" F. Engels wäre eine Blamage.

Sie wollen Herrn Grün (der übrigens bei seinem Krieg gegen mich durch eine ganze Klique unterstützt wurde) als Kommunisten desavouiren und suchen dies nachträgliche Desavouiren durch das frühere von Marx zu decken. Aber, Herr Engels, wer hat Ihnen das Recht dazu und wer hat Ihnen ein kommunistisches Monopol ertheilt? Sind Sie der Hüter und Hohepriester des Heiligthums, von dem Sie ausschließen und in welches Sie hineinlassen können, wen Sie wollen? Wie nun, wenn Herr Grün Kommunist sein wollte und Herrn Engels ausschlösse? Herr Grün hat mehr über Kommunismus geschrieben, als Sie, er war durch seine Thaten Kommunist, er war ein Hauptlärmmacher der Kommunisten, und daß er als solcher auch anerkannt war, will ich Ihnen sogar durch die Aeußerung eines Kommunisten beweisen, der Ihnen eine unfehlbare Autorität ist. Auf meine Bemerkung, daß ich als Kommunist meine Sache nicht durch Alliirte von der Art des Herrn Grün würde kompromittiren lassen, äußerte der Bezeichnete: „solche Trommelschläger benutzt man, so lang sie dienen; später schlägt man sie todt" — eine Aeußerung, deren kommunistische „Biedermännigkeit" dem Herrn Engels, welcher sich von Herrn Grün nur durch mehr Geld und weniger Federfertigkeit unterscheidet, die Aussicht läßt, ebenfalls auf den Weg alles Fleisches geschickt zu werden, sobald er ausgedient hat! Ich verspreche ihm, eine Thräne der Erinnerung auf seinem Grabe zu weinen.

Sie treten einen sehr schimpflichen Rückzug an, Herr

Engels, wenn Sie Ihre früheren Alliirten verläugnen. Es ist dies eben so schimpflich, als es vergeblich ist, die Rechnung der Kommunisten durch eine sehr gesuchte, nachträgliche Unterscheidung zwischen ihnen und den „wahren Sozialisten" säubern zu wollen. Wenn Sie bloß an die von Herrn Püttmann herausgegebenen „Jahrbücher" zurückdenken, werden Sie diese Bemühung etwas bedenklich finden; und wenn ich bloß Weitling zitire, der gescheidter ist, als Sie, und gewiß für einen Kommunisten gelten kann, so gerathen Sie sehr in Verlegenheit mit der Prätension, nur Die als Kommunisten anerkennen zu wollen, die im Oktober 1847 zu Brüssel den Stempel der Aechtheit empfangen haben.

Ich habe zur Zeit den Kommunisten in corpore ein ellenlanges Register von Tollheiten und Ungezogenheiten vorgehalten, die jeden Tag sich breit machten. Wenn sie jetzt, wie Herr Engels behauptet, verstummt sind, will man daraus eine Ungerechtigkeit meiner frühern Vorwürfe herleiten? Und wenn einzelne ganz ächte Kommunisten einzelne Tollheiten, z. B. die Lehre von der Aufhebung des Staats, von der Abschaffung des Geldes, von dem Gattungswesen, von der Liebe u. s. w., jetzt wirklich abgethan haben sollten, werden sie dadurch berechtigt, die Miene anzunehmen, als sei nie an dergleichen gedacht worden? Die Kunst, heute mit der größten Geringschätzung über Das loszuziehen, womit man gestern noch prahlte, ist nirgendwo so im Flor, wie bei den Kommunisten.

Ich bin übrigens nicht darauf ausgegangen, die Rumpelkammer der Kommunisten auszuleeren, oder, wie Herr Engels in seinem Musterstyl sich ausdrückt, frühere „Schwärmereien wieder auszugraben." Um so mehr aber mußte es mich interessiren, den Kommunismus in seiner jetzigen, verjüngten Gestalt kennen zu lernen, und da er

keine bestimmte Organe mehr hat, kommt mir die Gelegenheit, durch einen seiner übrig gebliebenen Repräsentanten belehrt zu werden, natürlich sehr erwünscht. Wie Marx, den Herr Engels neben sich nennt, gegenwärtig den Kommunismus versteht, weiß ich nicht, da mir sein neues Buch nicht zu Gesicht gekommen; ich nehme aber an, daß Herr Engels den Kommunismus in seiner Reinheit darstellt. Sehen wir zu, wie er das macht.

„Herr Heinzen bildet sich ein, der Kommunismus sei eine gewisse Doktrin, die von einem bestimmten theoretischen Prinzip als Kern ausgehe und daraus weitere Konsequenzen ziehe. Herr Heinzen irrt sich sehr. Der Kommunismus ist keine Doktrin, sondern eine Bewegung. Er geht nicht von Prinzipien, sondern von Thatsachen aus" u. s. w. Also keine Doktrin, Petrus Engels? Was werden die früheren französischen Messiasse dazu sagen? Was sagen alle die hundert Eiferer und die hundert Bücher, welche den Kommunismus theoretisch und praktisch doziren und aus dem „Kern" ihre Konsequenzen ziehen? Muß nicht dies ganze Heer gegen Herrn Engels als gegen einen Verräther am Kommunismus protestiren? Da ist doch der Schneider Weitling ein ganz anderer Mann, als der Studiosus oder Philosoph Engels. Er hat die „Ehrlichkeit" und zugleich den Geist (welche beide Herrn Engels mangeln), aus seinem Prinzip die praktischen Konsequenzen zu ziehen und uns ein Bild seiner Gesellschaft zu entwerfen, das freilich toll genug aussieht, aber doch von einem originellen und organisirenden Kopfe zeugt. Herr Engels dagegen kann bloß in jungenhaftem Ton Andere ausschimpfen, seine Schule verläugnen und — einen eben so feigen als lächerlichen Rückzug antreten.

Ich wollte die praktischen Konsequenzen urgiren, ich wollte die „Repräsentanten" des Kommunismus dahin

bringen, jene Konsequenzen anzuerkennen und all den Unsinn zu vertreten, den sie würden zu Tage gefördert haben. Herr Engels aber war klug und weise, er, erschrack vor jener Aufgabe und da er doch von Amts wegen reden zu müssen glaubte, retirirte er aus der „Theorie" in die „Thatsachen," aus dem „Prinzip" in die „Bewegung." Von meinen einstweilen gemachten Einwürfen hat Herr E. nur einen berührt. Wenn ich sage, der Kommunismus führe zur Zerstörung der Freiheit und Individualität, so hat er darauf nichts zu erwiedern, als daß bei dem jetzigen Proletariat nichts zu zerstören sei. Es fällt ihm nicht ein, daß man an Den, der die Menschen befreien zu wollen erklärt, andre Anforderungen machen muß, als an Den, aus dessen Gewalt sie befreit werden sollen.

Damit sind wir aber nicht zu Ende, Herr Engels. Ich frage jetzt nach dem Wesen Ihrer „Bewegung." Ist sie eine Gemüthsbewegung? Ist sie die „schöne Bewegung," worunter Herr Dr. Bluntschli zu Zürich seine Jesuitenpolitik versteht? Ist sie die „soziale Bewegung," wovon Ihr Kollege, Herr K. Grün, schreibt und womit er Ihnen zuvorgekommen ist, so daß Sie für Ihre langweilige Repetition keinen Verleger finden konnten? Ist der Sozialismus, über den Sie jetzt so hoch erhaben sind, nicht auch eine Bewegung? Paßt auf ihn nicht fast Alles, was Sie in sehr allgemeinen Redensarten dem Kommunismus zuschreiben? Wir hätten also noch immer nicht den eigentlichen, spezifischen, greifbaren Kern des Kommunismus gefunden, der Kommunismus wäre also zu einer kernlosen, tauben Nuß geworden, bloß damit Herr Engels nicht genöthigt werde, in den Kern zu beißen. Er nimmt sogar die ganze „bisherige Geschichte," welche nie vom „wahren" Kommunismus geträumt hatte, und welcher früher diese Erfindung um Alles in der Welt

nicht wäre gegönnt worden, „zur Voraussetzung desselben," leitet seine Wurzeln bis unter den Baum des Paradieses hinab und kompromittirt das ganze Menschengeschlecht, nur um für seine Person weniger kompromittirt zu werden. Das ist nicht menschenfreundlich gehandelt, Herr Engels.

Sie mögten (um Ihre Worte durch verständlichere zu ersetzen) den Kommunismus reduziren auf das allgemeine Bedürfniß, die sozialen Uebelstände, welche das Resultat der bisherigen Entwickelung, namentlich der Industrieentwickelung sind, abzustellen. Aber, Herr Engels, wenn ich ein solches Bedürfniß (das übrigens jedem Nichtkommunisten die Theilnahme am Kommunismus gestatten würde) ausdrücken will, so wähle ich nicht ein Wort, das schon durch seinen nicht zu verkennenden „Kern" auf etwas ganz Anderes hindeutet; und will ich „die Bedingungen" zur Befriedigung jenes Bedürfnisses „zusammenfassen," so muß ich, wenn ich nicht völlig kopflos verfahre, diese Bedingungen auf ein bestimmtes Prinzip zurückführen und die Konsequenzen dieses Prinzips anerkennen.

Herr Engels glaubt sich der Anerkennung seines Prinzips entschlagen zu können, indem er die Aufhebung des Privateigenthums den bloßen Ereignissen überliefert, sie als eine „Folge" der Entwickelung, als ein einfaches Nothmittel darstellt, statt von den Ereignissen bloß die Gelegenheit zur Verwirklichung des vorher entwickelten Prinzips zu erwarten. Kann man geistloser verfahren, Herr Engels? Und kommen wir nicht auf diesem geistlosen Wege zu dem alten Punkt zurück? Ob wir das Privateigenthum von vorn herein theoretisch aufheben, oder die Aufhebung den „Thatsachen," den „Dimensionen der Maschinerie" u. s. w. zuschieben, aufgehoben ist aufgehoben und das verleugnete Prinzip wird sich später

immer wieder melden. Da Sie die „Thatsachen" mit Ihrem weitblickenden Geist so weit voraus dirigiren können, daß Sie sicher wissen, sie werden bei der Aufhebung des Privateigenthums herauskommen, werden Sie Ihren Blick auch gütigst auf diejenige Lage der Dinge werfen, welche nach der Aufhebung des Eigenthums kommen muß. Sie kennen ja die „Bedingungen" der Aufhebung, deren Unkenntniß Sie meiner Unwissenheit vorwerfen; Sie Allwissender werden doch auch die „Folgen" kennen? Stellen Sie sich kühn auf den Boden der Zukunft, Genius Engels, bewähren Sie Ihren Seherblick, fassen Sie die Aufhebung des Eigenthums, diese Ihnen von der Fluth der „Thatsachen" vor die Füße gespielte „Folge" dreist beim Schopf und zeigen Sie uns die Folge dieser Folge, zeigen Sie uns, was Ihre Freundin, die Geschichte, aus dieser Folge machen wird. Sie wollen nicht? Sie sind grausam.

Ohne mit „nationalökonomischen Studien" zu prahlen, wie Diejenigen zu thun pflegen, welche jede frische Acquisition einer fremden Weisheit durch ein ostensibles Achselzucken über Andere konstatiren, die sie noch nicht in gleichem Besitz glauben, wird jeder vernünftige Mensch sich aus der Lage der Dinge leicht überzeugen, daß eine „soziale" Revolution so gut bevorsteht, wie eine politische. So wie aber die politische nicht den Staat aufheben, sondern auf vernünftigen Grundlagen konstituiren wird, so wird die „soziale" nicht das Eigenthum aufheben, sondern die Eigenthumsverhältnisse nach vernünftigen, anderwärts hinlänglich erörterten Grundsätzen regeln. Dies ist meine Meinung. Indem ich diese Meinung hege, lasse ich die „Thatsachen" ihren Lauf vollenden, wie Sie auch, Herr Engels; aber ich trage unterdessen mein Prinzip ohne Scheu mit mir herum und werfe es nicht hinter die Hecke, wenn mich Jemand danach fragt. Ich suche nicht,

großer Mann, meinen Beruf als „Parteischriftsteller“ dadurch darzuthun, daß ich die Partei im entscheidenden Augenblick verleugne oder im Stich lasse.

Was würden Sie sagen, Herr Engels, wenn ich den Republikanismus als eine „Bewegung“ bezeichnen wollte, statt sein Wesen zu entwickeln und ein Bild der Republik und zwar einer bestimmten Republik zu entwerfen? Sie würden mich auslachen, und mit Recht. Dasselbe lasse ich jetzt Ihnen widerfahren, so gut wie der Dichter des Atta Troll es thun wird, den die Kommunisten sich bemüht haben als einen der ihrigen erscheinen zu lassen, der aber nur seinen Spaß an ihnen hat. In Ihrer „Bewegung,“ die sich am Ende auf eine Bewegung des Zwerchfells reduzirt, kulminirt Ihre Lächerlichkeit und Ihr Kommunismus zerplatzt durch sie als Luftblase. Ist der Kommunismus eine Bewegung, eine Bewegung nach einem Ziel (dessen Erreichung die Aufhebung des Privateigenthums bezeichnen soll), so steht bei seiner Verwirklichung natürlich die Bewegung still, oder sie muß dann in eine neue Bewegung übergehen. Der Kommunismus ist also zu Ende, sobald er verwirklicht ist, und existirt bloß, so lang er nicht verwirklicht ist. Allerdings eine seltsame Erscheinung, bei deren Erklärung ich den Philosophen Ruge werde zu Hülfe rufen müssen. Die „Proletarier“ und sonstigen „Klassen“ aber werden sich verwundert fragen, wie man diese Erscheinung zubereite, um sie essen zu können.

Was soll ich nun noch weiter mit Ihnen machen, ridikuler Herr Engels? Soll ich mich auf die schweißtriefenden Bemühungen einlassen, womit Sie mir angebliche Sylbenfehler nachzuweisen suchen? Soll ich Ihrer Insektenkleinheit und Kleinlichkeit noch weiter folgen? Sie werden mir das nicht zumuthen. Nur einen Punkt muß ich noch kurz berühren, nämlich die von Ihnen hervorgehobene Biedermännigkeit. Ich habe über Moral, die

ich nicht in das Gebiet teutſcher Gemüthlichkeit oder Bornirtheit verlege, ziemlich kühle Anſichten und mache durchaus keinen Anſpruch auf teutſche Biederkeit. Aber ich kann mich nicht ſo weit emanzipiren, daß ich Treu' und Glauben, wie alten „Styls" ſie auch ſeien, unter vernünftigen Weſen für überflüſſig halte; ich halte vielmehr Jeden kurzweg für einen Schuft, der ſolche Rückſichten verwirft, und den halte ich für einen doppelten Schuft, der ſich groß damit thut, von ihnen emanzipirt zu ſein. Ich würde dies Urtheil ſogar da nicht ändern, wo Jemand behaupten ſollte, er mißbrauche den Glauben oder das Vertrauen Anderer zu höheren Zwecken; ich könnte es namentlich auch da nicht ändern, wo Jemand aus einer bloßen Verſchiedenartigkeit der Anſichten das Recht herleiten ſollte, den Andern auf dem Kriegsfuß zu behandeln, gegen ihn zu intriguiren, ihn zu betrügen, oder eine Sektenpolizei mit Horchern und Lügnern gegen ihn zu organiſiren. Gegen die Moral des bekannten heiligen Schuhmachers habe ich nichts einzuwenden, aber es dürfen auch hier gewiſſe Rückſichten nicht hinzutreten. Ich will mich durch ein Beiſpiel näher erklären. Vor einiger Zeit beſuchte mich ein talentvoller und im Allgemeinen von den beſten Intentionen beſeelter junger Mann, der aber von kommuniſtiſchen Ideen à la Engels angeſteckt war. Im Verlauf des Geſprächs äußerte er, er würde ohne Bedenken Rothſchild ſeine überflüſſigen Schätze abnehmen, wenn er könnte. Ich gab ihm darin nicht Unrecht, ſetzte aber die Bedingung voraus, daß er das Weggenommene nicht zu gemeinen Zwecken verwenden würde. Aber, fragte ich ihn, was würden Sie thun, wenn Rothſchild Ihnen ſein Geld anvertraute unter der von Ihnen angenommenen Bedingung, es ihm ſpäter zurückzugeben? Ich würde es ihm auch dann nicht wiedergeben, verſetzte der junge Mann, worauf ich ihm

antwortete: so wären Sie ein Schurke. — Auf dieß und ein paar andere Punkte, Herr Engels, reduzirt sich meine ganze Biedermännigkeit.

Sollten Sie die Polemik fortsetzen, so können Sie von mir nur dann eine weitere Antwort erwarten, wenn Sie etwas würdiger und mit weniger knabenhafter Anmaßung auftreten. Persönliche Katzbalgereien, wobei nichts für die allgemeine Sache herauskommen kann, sind auf die Dauer langweilig und können je nach der Persönlichkeit des Gegners widerwärtig werden. Auch macht es mir kein Vergnügen, fortwährend einen Gegner zu trumpfen, der so schlecht mit falschen Karten spielt.

Genf, den 11. Oktober 1847.

III.

Antwort an Karl Marx.

Karl Marx hat früher manchen schönen Artikel in die „Rheinische Zeitung" geschrieben. Er laborirte zwar schon damals an der Schwäche, seine Stärke darin zu suchen, daß er Fensterscheiben mit Kanonen einschoß und gegen jede spezielle Frage eine ganze Artillerie von Logik, Dialektik, Stylistik und Gelehrsamkeit aufführte; aber im Ganzen war er lobenswürdig, zumal da er damals nur gegen die Reaktion ankämpfte. Später indeß verließ er diesen Weg und suchte seine Lorbeern im Kampf gegen die Opposition. Er gab sich alle erdenkliche Mühe, das Amt eines literarischen Todtengräbers auf dem oppositionellen Schlachtfelde zu verwalten. Dadurch hat er sich

das Unglück bereitet, eine wichtige Person im Staat und dennoch dem Hauptpublikum eine unbekannte Größe zu ſein. Wer kennt überhaupt den Todtengräber? Die Lebenden begehen in der Regel die Unart, ſich nicht um ihn zu kümmern, und die Todten die Grobheit, gar keine Notiz von ihm zu nehmen. So ſitzt er verlaſſen an ſeinem Beinhaus und feiert im Stillen ſeine Triumphe bei'm Anblick ſeiner knöchernen Trophäen, zugleich auf neue Opfer ſeines kirchhöflichen Geſchmackes lauernd. Marr lebt, wie andre Todtengräber auch, nur vom Tod, und Marr iſt, wie andre Todtengräber auch, gerecht bis zur Undankbarkeit. Heute zieht der Todtengräber die Mütze vor dir ab, morgen ſteckt er dich ungerührt in's Loch. Marr verbindet mit dieſer Funktion auch noch die des Todtſchlägers und wird dadurch ſein eigner Lieferant. Der Erſte, den er todtſchlug, war Bruno Bauer. Anfangs war er mit Bauer auf das Engſte liirt; darauf wird Bauer eine genannte Perſon und flugs bringt Freund Marr ihn auf den Kirchhof und ſetzt ihm mit Hülfe ſeines Adjutanten Engels ein ſchön titulirtes Grabmal von einundzwanzig Bogen, die ſich viel auf ihre Gelehrſamkeit und ihren Geiſt, am Meiſten aber auf ihre „Boshaftigkeit" und „Tücke" zu gut thaten. Dem Verleger ſoll das Unglück paſſirt ſein, daß er trotz der Gelehrſamkeit, dem Geiſt, der Boshaftigkeit, der Tücke und dem ſchönen Titel mehr Exemplare zurück erhalten, als er verſandt hatte, ein Räthſel, welches „boshafte" Leute durch die Annahme zu löſen ſuchten, daß ſelbſt die Freiexemplare zurückgekommen ſein mußten. Uebrigens aber war B. Bauer, wie ſich von ſelbſt verſteht, nebſt ſeinem Bruder Edgar todt und begraben. Dann kam Ruge an die Reihe. Anfangs verehrte Marr ihn ſehr und freute ſich inniglich der Ehre, von ihm nach Paris gezogen zu werden; dort aber ſah er plötzlich ein, daß Ruge reif für den Kirchhof

war, er brach raſch eine Todtengräbergelegenheit vom Zaun und Ruge ward abgethan und begraben. Auf Ruge folgte Proudhon. Ich habe die franzöſiſche Leichenrede, die Marr, ſein früherer Verehrer, ihm hält, noch nicht geleſen; aber ich bezweifle keinen Augenblick, daß Proudhon todt und begraben iſt. Auf dem Grabe Proudhons gerieth Marr in einige Geſchäftsverlegenheit, da juſt keine Leute mehr bei der Hand waren, die innerhalb ſeines Verkehrskreiſes von ſich reden machten. Da mußte es der Zufall fügen, daß ich Aermſter ihm in den Wurf kam, und in Ermangelung eines Beſſern beſchloß er, mit mir fürlieb zu nehmen. Bis wann er mich unter der Erde haben wird, weiß ich noch nicht, denn das Maß meiner „Grobheit" ſcheint mit ſeinem Kirchhofsmaß noch nicht recht übereinzuſtimmen; jedenfalls habe ich Urſache, mich auf mein Ende vorzubereiten, weßhalb ich nach einigen Herzenserleichterungen ſpäter mein Teſtament folgen laſſe.

Wenn Marr, wie wir geſehen haben, bloß Leute der Oppoſition auf ſeinen Kirchhof bringt, ſo darf man an dieſer Liebhaberei keinen Anſtoß nehmen. Man darf nicht etwa glauben, daß Marrens Schriftſtellerei ein bloßer Ausfluß „tückiſcher," zankſüchtiger Kapricen, oder eine Sache des perſönlichen Ranglaufens ſei, oder daß er, in der Unfähigkeit an ſeinen Namen eine „Bewegung," eine „Richtung," eine „Wiſſenſchaft" zu knüpfen, die Rancüne der Unfruchtbarkeit, die Malice einer mißrathenen, unbefriedigten Natur an Denen auszulaſſen ſuche, welche er nicht an ſolchem Mangel laboriren oder zu einiger Anerkennung gelangt ſieht. Nein, Marr lebt nur für die Sache, für die Idee, für die Wahrheit. Es treibt ihn nur der tiefinnere Drang und Druck der Fortentwickelung. Er ſchlägt nur todt, um zu beleben, und begräbt nur um der Auferſtehung willen. Er will bloß anregen, will fördern, will oppoſitioneller Marſchall Vorwärts ſein.

„Bei Gott," das will Marx, sonst nichts! Wie Marx ein „kritischer Kritiker" ist, so ist er auch ein oppositioneller Opponent, ein revolutionirender Revolutionair, ein kommunistischer Kommunist. Die Opposition der Andern genügt ihm nicht, deshalb opponirt er ihnen. Es wäre ihm eine Kleinigkeit, alles Das zu leisten und zu wirken, was die von ihm Begrabenen geleistet und gewirkt haben; auch wäre es ihm eine Kleinigkeit, zu thun, was Andere nicht gethan haben. Aber solche Geringfügigkeiten sind ihm nicht der Mühe werth, die Kirchhofsgeschäfte sind wichtiger und auf den Gräbern der Opponenten blühen ganz von selbst die Blumen des „Völkerfrühlings."

Wenn ich mich in diesen Trost nicht sofort finden kann, so kommt das auf Rechnung meiner „Dummheit." Ich bin nämlich eins von jenen seltnen Exemplaren, die „bei allen Dummheiten und Gemeinheiten" sich ihrer eignen Dummheit bewußt, „mit Ueberzeugung dumm," mithin — „Kerle von ganzem Zeug" sind, während gewöhnliche Dummköpfe ihr Wesen dadurch offenbaren, daß sie den Schlegel'schen Spruch bewahrheiten: „Geist ist eine Gabe, deren Mangel Niemand selbst erkennt." Als Dummkopf mit Selbsterkenntniß fahre ich fort, meine Schwäche muthwillig zur Schau zu tragen.

Karl Marx ist, wie er an verschiedenen Orten zu erkennen gibt, nach dem Abdruck meines „Manifestes" gegen Herrn Engels, in die Schranken getreten

1) aus „geschichtlichem" und „literaturgeschichtlichem Interesse,"
2) um in diesem Interesse das Aufleben einer neuen „grobianischen" Literatur zu konstatiren;
3) um einen „Beitrag zur Kulturgeschichte" zu liefern;
4) um das Wortspiel von der „moralisirenden Kritik und der kritisirenden Moral" durchzuführen;
5) um mich „nicht zu widerlegen;"

6) weil ich „der Analyse belustigenden Stoff darbiete."

Die endlose Polemik, welche diese verschiedenen Zwecke nach und nach vorkehrt, flößt mir den „tückischen" Verdacht ein, daß Herr Marr, wie sicher er seiner Sache auch immer ist, gar nicht wußte, was er eigentlich wollte. Auftreten mußte er, denn die Zumuthung drängte ihn von zwei Seiten als Retter des Vaterlandes; aber seine gerechte Sache konnte nicht sofort zu dem gerechten Operationsplan gelangen. Um doch endlich den Beginn einer lang vorher angekündigten „kurzen Erklärung" zu konstatiren und wenigstens eine Position einzunehmen, fing der Retter nach seiner Gewohnheit mit einem Wortspiel an, wie der Poet mit einem Vers; aber wie der Poet durch den Reim, welchen er zu seinem Anfangsverse sucht, mitunter zu ganz andern Dingen kommt, als er ursprünglich sagen wollte, oder wie er den ersten Vers dem zweiten zu lieb wieder ändern muß, so ist auch Marr das Unglück pasürt, daß die Folge seiner Polemik nicht die Folge des Anfangs dieser Polemik ist. Verlegen von einem Zweck auf den andern, von einem Angriffsmittel auf das andere überspringend, ist er in jeder Nummer ein Anderer, um im Ganzen nichts zu sein, als was er stets gewesen, ein Sophist. Das literarhistorische Interesse am Grobianismus tritt sehr bald in den Hintergrund und wird nur mühsam fortaffektirt durch gewaltsame Wiederholung des Stichworts; der Grobianismus selbst kommt nur, und zwar ziemlich platt und geistlos, in den Ausdrücken seines Historikers zum Vorschein; die „Kulturgeschichte" wird nur durch ein Sophistenexemplar in der Person Dessen bereichert, der ihr ein Geschenk mit fremden Merkwürdigkeiten machen wollte; der Gegensatz des sehr dunkeln Titelwortspiels ist der anfänglichen schalen Ironie sehr bald wieder abhanden gekommen; die „Widerlegung" ist, wie angekündigt, allerdings nicht erfolgt,

aber nicht weil mein „Manifeſt keiner Widerlegung bedurfte," ſondern weil das Marx'ſche Beſtreben, mich trotz dem Nichtbedürfen durch ellenlange Ausführungen und gelehrte Ueberſichten zu widerlegen, durchaus nicht zum Ziel gelangen konnte; und was endlich „der Analyſe beluſtigenden Stoff" betrifft, ſo bedaure ich den kommuniſtiſchen Sonderbund in Brüſſel von Herzen, wenn er bei den langen Winterabenden keine beſſere Beluſtigung findet, als dieſen langweiligen „Beitrag zur Kulturgeſchichte." Marx iſt alſo, wie es mir vorkommt und ſchon zum Theil dargethan iſt, mit ſeinem Debüt ſehr unglücklich geweſen. Das kommt davon, wenn man kein „Prinzip" und keine „Moral" mehr hat.

Ich war unterdeſſen moraliſch genug, den armen Marx ſogar zu bedauern, als er im Beginn aus ſeinen edlen Klaſſikern ganze Seiten herausreißen mußte, um die Lücken ſeines ſatyriſchen Geiſtes zu verdecken oder die durchlöcherte Uniform ſeines Adjutanten zu flicken; als er ſich aber ſpäter nothgedrungen erholte und, von ſeinem zweiten Adjutanten Moſes Heß unterſtützt, die Bahn des kritiſchen Ernſtes, ſogar der belehrenden „Widerlegung" einſchlug, ging mein moraliſches Bedauern in unmoraliſches Lachen über und ſo hat Marx denn den Zweck der Beluſtigung wenigſtens nach einer Seite hin erreicht. Um nicht als Egoiſt dazuſtehen, muß ich auch Andre einigen Antheil daran nehmen laſſen. Ich würde aber das Gegentheil des Beabſichtigten erreichen, gleich wie Marx, wollte ich den rothen Faden durch ſeinen, in den Hauptſachen ſchon oben gewürdigten langen Artikel zollweiſe verfolgen. Auch gibt es nichts Unerquicklicheres, als eine einläßliche Polemik mit Leuten, die auf die eigentliche Sache gar nicht eingehen und ſtets auf Nebenwegen zu entkommen, oder fremde Dinge in den Streit zu miſchen ſuchen. Sie ſind wie der Aal, der ſich vorwärts mit dem

Kopfe loswindet, wenn man ihn beim Schwanz, und rückwärts mit dem Schwanz, wenn man ihn beim Kopfe gefaßt hat. Wer will solches Spiel auf die Dauer fortsetzen? Ich begnüge mich, aus der Marx'schen „Kulturgeschichte" Das herauszugreifen, wodurch di ses Haupt der philosophischen Kommunisten Teutschlands am besten charakterisirt wird. Man wird ihn kann in einigen Genrebildern, die ich der leichtern Auswahl wegen numerire, deutlich genug vor Augen haben.

1) Warum greift K. Marx im heißesten Streit um die kommunistische Ehre den Grobian an und nicht den Antikommunisten? Wird der Kommunismus gerettet, wenn K. Marx den Beweis liefert, daß K. Heinzen ein grober Mensch ist? Ist es eines „Parteischriftstellers" von den Gaben und dem Beruf des Herrn Marx würdig, das Vaterland zu verlassen, wenn es in Noth ist, und abseits des Kampfplatzes, „an der Sache vorbeistreifend," verfehlte Karrikaturen des Feindes zu zeichnen? Muß K. Marx sich in die „Literaturgeschichte" retten wie F. Engels in die „Folge," Marx in die „Kulturgeschichte" wie Engels in die „Thatsachen," Marx in die „Moral" wie Engels in die „Bewegung," Marx in die „Grobheit" wie Engels in die „Unwissenheit?" Die Grobheit könnte ja dem Kommunismus nur neuen Schaden bringen, wenn ich mir nochmals die Mühe nähme darzuthun, daß die Kommunisten längst über alle Grobheit hinaus, daß sie auf dem Gipfel der Jungen- und Flegelhaftigkeit angelangt sind, wo man ihnen die Grobheit zentnerweise an den Kopf werfen muß. Die Grobheit, lieber Herr Marx, ist zu Zeiten eine große Tugend, die man sich nicht verkleinern lassen darf, auch wenn man kein „Börne" ist. Ich bin überzeugt, daß die teutschen Despoten meine Grobheit eben so zu schätzen wissen wie die teutschen Kommunisten, und hätte ich beide mit Feinheit behandelt, so

träfe mich vielleicht das Unglück, sie nicht zu Feinden zu haben. Das grobe Geschütz gilt im literarischen Kriege so gut wie im militärischen und wird mit Recht höher angeschlagen als das Kleingewehr. Die Grobheit soll übrigens, wie man mir versichert hat, gleich dem Witz nur dann ihre Wirkung thun, wenn sie die Wahrheit spricht, wogegen sie sich selbst vernichtet, wenn sie lügt. Als ich Herrn Marr schon vor einigen Jahren sagte, er sei ein Sophist, beging ich eine Grobheit; aber diese Grobheit hat sich nicht vernichtet, sie lebt vielmehr noch jetzt, weil K. Marx noch lebt. Sehen wir gleich am „Grobianismus" selbst, ob jene Grobheit eine Wahrheit war.

Ich bin nicht so bewandert in der Literaturgeschichte des 16. Jahrhunderts wie Marr und sein Freund von Borutstedt, welcher Marr'sche literarische Anmerkungen unter dem Namen der Redaktion abdruckt. Wenn sich aber damals die Leute wirklich durch Grobheit sehr ausgezeichnet haben, worin z. B. Luther gleich allen entschiedenen Opponenten ziemlich stark war, so erkläre ich mir die Sache mittelst des „gesunden Menschenverstandes" ganz einfach. Es scheint mir überaus natürlich zu sein, daß sich der Angriff nach dem Feinde richtet, und wenn die Uebelstände und Mißbräuche so massenhaft aufgehäuft sind, daß sie mit feinen Waffen nicht umgestürzt werden können, so nimmt man grobe zu Hülfe. Die Verstärkung der Oppositionsdosen tritt in's Verhältniß zu der Verstärkung der Reaktionskrankheit und sie hat das, mit Erlaubniß des Herrn Marr, nicht bloß im 16. Jahrhundert, sondern in allen Umschwungszeiten gethan. Man hat es sogar erlebt, daß, wo grobe Worte nicht mehr halfen, grobes Eisen an die Stelle trat. Ist nun die Grobheit weiter nichts, als ein natürliches Oppositionsmittel, gemäß dem Sprichwort „auf groben Klotz einen

groben Keil," so wird sie später, wenn die Opposition durchgedrungen, ein natürlicher Ausdruck von Freiheit. Die Schweizer sind grob, die Engländer sind grob, die Nordamerikaner sind grob, sogar die polirten Franzosen sind grob, namentlich gegen Herrn Guizot, und zwar alle aus dem ganz einfachen Grunde, weil sie Preßfreiheit haben, weil sie an dem „Völkerfrühling" der Freiheit, den ich Teutschland als grobe „Schwalbe" erst ankündigen soll, schon angelangt sind. Die Teutschen dagegen sind die zartesten und bescheidensten Leute der Welt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie Zensur haben, Zensur mit der ausgesprochenen Bestimmung, sogar den „Anstand" der Sprache zu erzwingen, denn Friedrich Wilhelm hat sehr wohl gefühlt, daß Grobheit sofort an Freiheit erinnern würde. Diejenigen Teutschen nun, welche grob sein können und sind, nehmen ganz einfach die teutsche Preßfreiheit vorweg und verfallen konsequenter Weise in die Untugend, nicht mehr zensirt zu sein. So löst sich das Räthsel von der Grobheit ganz einfach, und die so wissenschaftlich auftretende Marr'sche Entdeckung, sie in eine besondere Literaturkategorie zu bringen, verwandelt sich in eine „wissenschaftlich"-sophistische Fiktion, die einem Zensor mehr Ehre gemacht haben würde, als einem auf dem Gipfel der Opposition stehenden „Demokraten."

2) Unwillkürlich wird durch das Auftreten eines Schriftstellers der Leser an irgend eine charakteristische Figur erinnert, mit deren Hülfe er sich den vor ihm operirenden Geist verkörpert. Marr hat sich durch mich in die Geschichte der „Recken" führen lassen; ich bin durch ihn in die Naturgeschichte geführt worden. Namentlich hat mich das Bild eines Affen verfolgt, den ich vor einigen Jahren zu Mainz in einer Menagerie gesehen. Der Aermste war so rettungslos, wie zwischen den Wahrheitssäulen des gesunden Menschenverstandes, zwischen den

Gittern und Wänden seines Käfigs vor dem Entweichen gesichert. Als ein zähnefletschender Dialektiker sprang er ohne Unterlaß wie These und Antithese hin und her. Die Belustigung des Publikums über seine Anstrengungen ärgerte ihn dabei noch mehr als seine Einsperrung. Endlich setzte er sich in Positur, grinste das Publikum drohend an und es wurde ganz offenbar, daß er, könnte er sprechen können, eine Nachschrift angekündigt haben würde unter dem vernichtenden Titel: „Das Publikum der Menagerie und die Menagerie des Publikums.“ Das Publikum der Menagerie aber lachte lautauf und der Dialektiker blieb sitzen, wo er saß.

Neben dem Affen figurirt in meiner Vorstellung das Nagethier. Das Nagethier gehört bekanntlich nicht zu jenen starken und noblen Thierarten, die ihren Feind kurzweg niederschlagen oder zerreißen; es schleicht sich in heimlicher „Tücke“ an irgend eine schwache Stelle, in die es sich hineinfressen, oder sucht irgend einen Appendix zu erhaschen, den es benagen zu können glaubt. Später erstaunt man über die Sorgfalt, womit das Nagethier unbemerkt sein Werk vollbracht, und über den großen Berg Nagemehl, in welchen es auch den kleinsten Gegenstand zu verwandeln weiß. Es braucht freilich viel Zeit dazu und muß vielleicht vorher nächtliche „Studien“ machen; dafür bleibt ihm aber auch der Triumph, eine Maus oder ein Bohrwurm zu sein.

Wenn nach Marrens Tode einer der Schriftsteller, die er „vernichtet“ hat, plötzlich in der Schublade seine sämmtlichen Werke von einer Maus benagt oder von einem Mottenwurm angefressen findet, kann er dreist ausrufen: ich glaube an die Seelenwanderung!

3) K. Marr sucht sehr bezeichnend seine Hauptstärke im bloßen Spiel, im Antithesenspiel, im Wortspiel, welches er dem Shakespeare (vielleicht auch dem Salomon

und Morolf) abgelernt, und auf deſſen „kritiſche“ Handhabung er ſich in der Schule der hegel'ſchen Dialektik eingeübt hat. Erkühnt ſich Jemand zu behaupten, daß zwei mal zwei vier ſei, ſo iſt dieſer Wahrheitsverdreher kritiſch ad absurdum zu führen, und das geſchieht einfach durch die Entgegnung: vier iſt zwei mal zwei. Sagt Jemand: die Wahrheit iſt einfach, ſo ſchlage man ihn durch den Satz: die Einfachheit iſt wahr. Proudhon hat ein Buch geſchrieben über „die Philoſophie des Elends.“ Marr hätte ſchwerlich etwas dagegen geſchrieben, wäre nicht der Titel ſo verführeriſch und ſo hübſch umzudrehen geweſen in: „das Elend der Philoſophie.“ Damit iſt Proudhon geſchlagen und Marr triumphirt auf ſeinem Grabe. Hätte Proudhon über das Elend der Philoſophie geſchrieben, ſo hätte Marr ihn mit der Philoſophie des Elends überraſcht. Marr wäre ſicher ſchon früher gegen Proudhon aufgetreten, weil dieſer Mann für ſo äußerſt radikal und ſcharfſinnig galt; aber es ſtand leider ein fatales Hinderniß im Wege. Das Wort „das Eigenthum iſt der Diebſtahl“ ließ ſich nämlich durchaus nicht herumdrehen in: der Diebſtahl iſt das Eigenthum.

4) Es gäbe für die Kommuniſten keinen härtern Schlag als die Verwirklichung ihrer Lehre oder „Bewegung“: ſie verlören dadurch die einzige Beſchäftigung, wozu ſie fähig ſind, nämlich, gegen das Eigenthum und die Bourgeois zu ſchreiben. Ich hatte Marr das Talent zugetraut, über ſolche dürftige Negativität endlich hinauszukommen; aber ich beurtheilte den Mann zu generös. In dem ganzen Marr ſteckt nicht ein Gran Poſitivität. Er iſt trotz ſeinen „Studien“ und ſeinem ſophiſtiſchen Scharfſinn im Grunde doch nur ein dürftiger Kopf, dem Andre den Stoff liefern müſſen. Deshalb gilt und wirkt er auch nichts, und wenn man fragen wollte, was der Mann denn eigentlich ſei, ſo könnte die Antwort ſich nur

nach der augenblicklichen Gelegenheit richten und etwa lauten: er ist ein Anti-Bourgeois, oder ein Anti-Bauer, oder ein Anti-Ruge, oder ein Anti-Proudhon u. s. w. Sein Vorname heißt immer Anti und den Zunamen müssen ihm Andere geben.

5) Den Beweis seiner Dürftigkeit liefert unser Herr Anti auch durch Das, worin er seine Stärke sucht, nämlich durch seine polemischen Kunstgriffe. Ohne Zitate kann er nicht eine halbe Seite schreiben. Sein Kopf gleicht einer Scheune, die sich mit fremden Früchten vollpfropft, auf deren eignem Boden aber nichts wächst und mitunter viel leeres Stroh gedroschen wird. Marx greift immer in fremden Vorrath hinein, wie denn überhaupt die unproduktiven Köpfe die rezeptivsten zu sein, und die Kraft der Originalität durch einen Vorrath von Gelehrsamkeit zu ersetzen pflegen. Leute der That sind selten oder niemals gelehrt, weßhalb denn auch Moses Heß, von dem die „Philosophie der That" herrührt, von nichts Anderem weiß als von Fabrikthaten. Marx pflegt, im Drang seiner Bedürftigkeit, entweder den Shakespeare abzuschreiben, oder er produzirt eine sonstige Beute der Belesenheit, oder er flickt Zitate aus den Worten des Gegners und zwar wo möglich aus einem der vorliegenden Sache ganz fremden Zusammenhang ein, um durch den ihnen aufgenöthigten schiefen Sinn seine Unfähigkeit zum Widerlegen zu maskiren und scheinbar den Gegner mit dessen eignen Worten zu schlagen. Sehr oft begnügt er sich auch mit bloßen Zitaten ohne die Mühe künstlicher Anfügung. Er glaubt sich dadurch wenigstens den Schein einer Würdigung sämmtlicher Theile der gegnerischen Schrift zu geben. Ein solches Mittel ist sehr wohlfeil und unschuldig, dabei aber etwas zudringlich. Es wird nämlich dem Leser zugemuthet, daß er beim Lesen dieselben „boshaften" oder „tückischen" Grimassen mache, die Marx beim Abschreiben

machte. Man kann aber solche physiognomische Operationen nicht von Jedem verlangen, zumal wenn er nicht von Natur so vortrefflich dazu ausgestattet ist wie K. Marr.

6) Herr Engels, in dessen Artikel ich eine Menge Reminiszenzen aus den Kundgebungen Marr'scher Beurtheilungskraft wiedergefunden, so daß ich ihn als ein Marr'sches Echo ansehen kann, wirft mir vor, ich habe Philosophie studirt; kaum aber habe ich meine unphilosophischen Hände in Unschuld gewaschen, so wirft sein Patron Marr mir vor, ich habe nicht Philosophie studirt. Ich muß also doch dafür büßen, daß ich das „Elend der Philosophie," das Marr in einem ganzen Buche lehrt, nicht aus eigener Erfahrung kennen gelernt habe. Marr scheint neidisch deshalb zu sein, was ich ihm nicht übel nehme. Ist es aber nicht genug, das Elend der Philosophie durch die Erfahrungen so exemplarischer Vorgänger kennen zu lernen? Es gibt Leute, die eine Sonnenbahn der „Entwickelung" durchgemacht zu haben glauben, wenn sie mit Hülfe der Philosophie die einfachste Wahrheit des gesunden Menschenverstandes herausbringen oder auch nicht herausbringen; soll der gesunde Menschenverstand diese lange Bahn rückwärts beschreiben, um sich einen philosophischen Stockschnupfen zu holen? Wenn Marr die wurmstichig gewordene „Wissenschaftlichkeit" des Philosophen, der mit Gewalt von seiner Philosophie kurirt sein will, dennoch der frischen Gesundheit des Menschenverstandes entgegenhält, so hilft sich dieser mit der einfachen Frage, was besser sei, ein gesunder Menschenverstand ohne „Philosophie" oder ein „Philosoph" ohne gesunden Menschenverstand?

7) Marr macht, wie sein Schüler Engels, sich viel mit meinem Styl zu schaffen. Zuerst läßt er sich über meine „Breite" aus und stellt mir gleichzeitig als Muster eine Polemik entgegen, die ein Bild der Unendlichkeit

abgeben kann. Dann entsetzt er sich wie eine nervöse Jungfrau über die Grobheiten oder Derbheiten meiner Schreibart, er muß sich sogar „überwinden," solche unästhetische Schreibereien in Behandlung zu nehmen; gleichzeitig aber geht der nervöse Kritiker so weit, als Vomitivverschreiber mich durch die Engels'sche Medizin zum „Expektoriren" eines „Breies" zu bringen, der so dick ist, daß die Wahrheiten als Knocken („knöcherne Wahrheiten") „darin schwimmen." Das erinnert in der That an Abraham a Sankta Klara, der irgendwo Jemanden „musiziren" (sich „expektoriren") läßt, „daß die Säue die Noten fressen."

8) Marr geräth, wie alle kleinen Kritiker, Haarspalter, Drahtschmiede, Wortklauber und Sylbenreiter, in eine rührende Freude, wenn er irgend ein Wörtchen, und sollte es auch nur als Druckfehler sich erwischen lassen, „kritisch" satteln und zu Tode reiten kann. Der einfache Umstand, daß der Korrektor in Brüssel unterlassen hat, das von mir angeführte Wort „Erdengüter" mit Gänsefüßchen zu versehen, „belustigt" unsern Marx und seine Jünger nun schon Wochen lang. Genügsame Leute, die man mit einem Paar Gänsefüße so lang beköstigen kann! Daß man in Brüssel gedruckt hat, ich sei „Revolutionair geworden," statt, wie es im Manuskript heißt, ich sei es „im Ausland geworden," gibt unserm stoffreichen Kritiker Gelegenheit zu den scharfsinnigsten und schlagendsten Beweisführungen. Es ist ein wahrer Kunstreitergenuß, solch ein Marrchen solch ein Druckfehlerchen einfangen, satteln, zäumen, besteigen und im Zirkus einer ganzen Spalte umhertummeln zu sehen. Zum Lohn für diese Belustigung werde ich ihn eigens in meinem Testamente bedenken.

9) Marr hat uns aber noch weitere Kunstproben zugedacht. Vom Kunstreiter kommen wir zum Taschenspieler. Marr ist der erste logische Taschenspieler Teutschlands.

Eben so fertig, wie er dir Das, was du gesagt und gewollt hast, vor den Augen wegeskamotirt, weiß er dir dafür etwas Anderes, das du weder gesagt noch gewollt hast, in den Mund zu legen, um an dieses Kunststück eine Reihe anderer zu knüpfen. Hier einige Beispiele:

a. Ich entgegne Herrn Engels, ich sei Republikaner nicht im sichern Ausland geworden, wie er behauptet, sondern schon im preußischen Inland gewesen. Darauf bemächtigt sich Marr des Wörtchens „gewesen," läßt aber alles Uebrige weg, um bei seiner kritischen Zubereitung nicht gehindert zu sein. Ebenso entgegne ich Herrn Engels, die von ihm angegebenen Gründe, aus welchen ich Revolutionair geworden sein solle, seien nicht die wahren. Darauf bemächtigt sich Marr des Wörtchens „geworden" und läßt alles Uebrige weg, um seiner wortklaubenden Sophisterei ein kleines Fest bereiten zu können.

b. Ich habe Herrn Engels vorgeworfen, daß er knabenhaft seine Schule verleugne (theils um frühere Absurditäten zu verdecken, theils um mit seiner Entwickelung zu prahlen). Darauf zeigt uns Marr in langer Ausführung sonnenklar, daß „Verleugnung" mit „Veracinung" gleichbedeutend, und daß jeder Fortschritt in der Entwickelung eine „Verneinung" der früheren Entwicklungsstufe sei, woraus denn folgt, daß der Vorwurf des Biedermanns Heinzen nur ein Lob, und die „moralische" Zurechtweisung eine logische Bornirtheit war. Ein Sophist von der Art des Herrn Marr wäre, wenn er z. B. die Bibel auslegte, im Stande, den Apostel Petrus darzustellen wie er durch die Verleugnung seines Herrn dessen Entwicklungsstufe verleugnet, d. i. verneint, d. i. überschreitet.

c. Ich rede irgendwo von dem Gewaltsystem der teutschen Regierungen. Marr ignorirt auf eine ganz unverschämte Art meine ganze, weitläufig entwickelte, auf

das Klarſte ausgeſprochene Intention und dreht mit Hülfe einiger ſophiſtiſcher Taſchenſpielereien meinen Vorwurf, daß die Kommuniſten zu blind ſeien, um die ſozialen Wirkungen des teutſchen Gewaltſyſtems zu erkennen, in den Vorwurf herum, daß ich zu blind ſei, um die Abweſenheit der Gewalt da zu erkennen, wo es keine (feudale) Gewalt mehr gebe, wo nämlich die ſogenannte Bourgeoiſie die Hauptperſon im Staate ſein ſoll. Damit wird noch die fernere Folgerung verbunden, daß das Geld unter allen Umſtänden die Gewalt beherrſche, und zum Beweiſe ſogar daran erinnert, daß zu einer Zeit, wo die kleinen teutſchen Gewalthaber durch den großen franzöſiſchen geplündert waren, dieſelben — von engliſchen Subſidiengeldern abhängig geweſen ſeien. Sie erhielten nicht Geldunterſtützung, um im gemeinſchaftlichen Intereſſe Krieg gegen Napoleon zu führen, ſondern ſie führten Krieg für England gegen Geld. Hat man je eine größere Gedankenloſigkeit neben einer größern Sophiſtik geſehen?

d. Ich hatte, von Teutſchland und den teutſchen Kommuniſten redend, geſagt, daß die Frage nach Fürſtenthum oder Republik einſtweilen auch die wichtigſte „ſoziale" Frage der Zeit ſei. Der Taſchenſpieler Marr weiß dieſe Frage ſofort nach — Nordamerika hinüber zu ſpielen und überraſcht uns nach langen Belehrungen meiner Unwiſſenheit mit der ſtaunenswerthen Neuigkeit, daß in Nordamerika „der Kampfruf der Nationalreformer keineswegs Fürſtenthum oder Republik, ſondern Herrſchaft der Arbeiterklaſſe oder Herrſchaft der Bourgeoiſieklaſſe" (jedenfalls übrigens nicht Kommunismus) ſei. Sollten die Nordamerikaner in der That keine Fürſten einführen wollen oder abzuſchaffen haben? Ich hoffe bald dorthin zu kommen und werde mich genau erkundigen. Uebrigens frage ich: kann ein Sophiſt kindiſcher ſein, als K. Marx?

e) Die „Eigenthumsfrage," ſo weit ſie in meiner

Polemik zur Sprache gekommen, begreift mit keinem Wort die verschiedenen Gestaltungen der Eigenthumsverhältnisse zu verschiedenen Zeiten, sondern ausdrücklich nur die kommunistische Aufhebung des Eigenthums. Darum dreht sich ja der ganze Streit. Das ignorirt aber der scharfsichtige Marr gänzlich oder klüglich, um in belehrendem Ton die Eigenthumsfrage in die zu verschiedenen Zeiten vorgekommenen sozialen „Bewegungen" zu verwandeln, und an diese Bewegungen läßt der Taschenspieler dann die heutige sich anschließen, um die „Bewegung" seines Freundes Engels zu retten, und gleich diesem den Kommunismus — hübsch am Kommunismus vorbeispaziren zu lassen. Ja er stellt zuletzt als den „wahren" Kommunismus den „kritischen" dar, d. h. denjenigen, der Alles herabsetzt, aber niemals Rede steht, und im „kritischen" Augenblick mit einem sauve qui peut Alles „verleugnet," d. i. „verneint," d. i. „überschreitet" bis in das allgemeine Meer besagter „Bewegung," worin er sich in Sicherheit bringt wie eine Tauchente vor dem Schuß. Uebrigens sieht der scharfsichtige Marr nicht ein, daß, wenn der „wahre" Kommunismus nicht ein positives System, hervorgegangen aus dem Prinzp der Aufhebung des Privateigenthums, bildet, der wahre Kommunismus schon existirt haben muß, ehe es Kommunisten gab, denn „Bewegungen" hat es immer gegeben und es gab darin auch immer Leute, die „kritisch" verfuhren. Erbärmliche Retirade, den Kommunismus auf die Kritik der Eigenthumsverhältnisse zurückführen zu wollen! Noch erbärmlichere Simulation, mir es als Borniertheit aufhalsen zu wollen, daß ich den „kritischen," d. i. Marr'schen, d. i. sophistischen, d. i. fahnenflüchtigen Kommunismus nicht als den „wahren" erkannt und respektirt habe!

10) Wir haben nun also so ziemlich die Repräsen-

tanten des Kommunismus, aber, um Marrisch zu reden, noch immer nicht den Kommunismus der Repräsentanten kennen gelernt. Wir haben weiter nichts erfahren, als daß der Kommunismus eine hauptsächlich durch „Maschinen“ und „Kritik“ betriebene „Bewegung“ ist, welche mit Hülfe des willkürlich angenommenen Bankerotts aller Privatindustrie zur Aufhebung des Eigenthums führen soll. Vor der Hand halte ich keinen Bankerott für so ausgemacht, als den des Kommunismus. Zuerst kam die Prophezeiung, daß die Privatindustrie zu Grunde gehen werde; die Tochter dieser Prophezeiung war die, daß das Eigenthum aufgehoben werde; die Enkelin aber, die Hauptperson, nämlich die Prophezeiung über den Zustand und die Einrichtung der Gesellschaft nach der Aufhebung des Eigenthums, hat trotz allen meinen Akkoucheurbemühungen das Licht der Welt noch nicht erblicken können. Arme Repräsentanten!

Gibt es einen wirklichen, einen ganzen Repräsentanten des teutschen Kommunismus, so heißt er — ich wiederhole es dem flüchtigen K. Marx zum Trotz — Wilhelm Weitling. Dieser Schneider allein ist das Haupt. Vor diesem Schneider flüchten die „Philosophen“ durch ein Nadelöhr. Sie haben bloß eine gelehrtere und philosophische Bildung voraus und diese hat ihnen bisher zur Erhaltung eines Nimbus gedient, der den Unkundigen imponirte. Ist der Nimbus zerstreut, so bleibt nichts übrig als Jungen, Narren und Taschenspieler.

11) Außerdem ist auch noch ein Machwerker aufgetreten. Herr Marx beruft sich ebenfalls auf den Handwerker oder Machwerker Stephan Born, dessen Machwerk ich keiner Besprechung für werth gehalten, obschon seine Simplizitas sich einbildet und in der Brüsseler Zeitung zur Förderung des Absatzes seiner Brochüre der Welt zu wissen thut, daß er mir „Veranlassung“ gegeben habe,

„meine Polemik gegen die Kommunisten wieder anzuknüpfen." Ich widme ihm jetzt eine möglichst kurze Beleuchtung, um dadurch seinen Patron Marx zu beleuchten, welcher seine Schrift vor dem Druck revidirt zu haben scheint.

Zunächst legt der Machwerker einen Aufsatz aus dem 2ten Heft des „Tribun" zum Grunde, der unglücklicher Weise gar nicht von mir herrührt. Ich bin zwar im Allgemeinen mit dem Inhalt desselben einverstanden, werde mich aber nicht der Zumuthung fügen, die ganze Ausdrucksweise und sämmtliche Ausführungen des Verfassers im Einzelnen einem sophistischen Kommunistenlehrling gegenüber zu vertreten.

Auf die Grundlage einiger Stellen des gedachten Aufsatzes baut nun der Machwerker ein langes, den triumphirenden Neophytendünkel in jedem Wort ausprägendes Raisonnement, dessen Sinn darauf hinauskommt, es gebe kein vernünftiges Staatsprinzip, von welchem aus man seine Foderungen bei der Reformirung oder Revolutionirung politischer Gemeinschaften stellen könne, sondern man müsse sich rein an das eben Bestehende halten und der bestehende Zustand drücke das durchgängige und maßgebende Bewußtsein und Bedürfniß Derer aus, welche unter ihm leiden. Aus dieser rohen Weisheit folgt, daß die Chinesen, die er als Beispiel anführt, chinesische Sklaven bleiben müssen, weil sie es einmal sind; es folgt daraus, daß die geistige Einwirkung der Fortgeschrittenen auf die Zurückgebliebenen eben so wenig berechtigt als von Erfolg sein kann; kurz es folgt daraus die brutale Garantie für das Fortbestehen jedes möglichen Unsinns, versteht sich mit einer Ausnahme für die Kommunisten, welche das Privilegium haben, an das Bestehende die Foderung zu stellen, daß es sich ihrer Lehre füge. Die französische Revolution ist nur durch ein Wunder zu

erklären, denn Diejenigen, welche „das Selbstbewußtsein“ des französischen Volks in kurzer Zeit so weit änderten, daß es die stumme Dulderschaft der Unterthanen mit der heldenmüthigen Begeisterung für die unserm Machwerker so anstößigen „sittlichen Tendenzen“ des Staats vertauschte, können vor der Schülerweisheit eines solchen Kritikers nicht in Betracht kommen. Ihm kann die Revolution höchstens ein Produkt blinder Nothwendigkeit oder der bloßen Reaktion sein — eine Annahme, welche natürlich weder geistige Einwirkung noch geistige Leitung auf Seiten der Opposition zuläßt. Eine solche Auffassung stimmt ganz mit den Ansichten des Herrn Marr u. Komp. überein und kommt ganz einfach wieder auf den alten Naturwuchs hinaus. Von der einen Seite maßen diese Leute sich an, durch ihre „Kritik“ Alles ausrichten zu wollen; von der andern Seite schlagen sie den Geist mit den Knitteln des blinden Naturwuchses todt.

Die Unterscheidung zwischen einem „wirklichen Staat“ (wie er nämlich nach den Foderungen der Vernunft und bisherigen Entwickelung sein soll) und zwischen den „vermeintlichen Staaten“ der Gegenwart ist natürlich vor der Weisheit unsers Kommunistenschülers ebenfalls nicht berechtigt. Das Recht zu solcher Unterscheidung würde ich aber augenblicklich erlangen, wenn ich die „vermeintlichen Staaten“ Bourgeoisiestaaten nennte und ihnen als „wirklichen Staat“ den kommunistischen entgegenstellte.

Die Motive und den Impuls zur Revolution verlegt unser Kritiker mit großer Selbstzufriedenheit in die „Partei“ oder die „Klasse,“ welche der „Unterdrückung“ wegen die „Herrschaft“ über die zu stürzende erlangen soll, bloß um mir den Unsinn unterlegen zu können, ich wolle die Revolution, damit das „ganze Volk,“ d. h. sämmtliche Bewohner des Landes, auch die gestürzten „Fürsten,“

„Prinzen“ und sonstigen Volksverbrecher zur „Herrschaft“ gelangen.

Indem er einige der von mir (zur Anregung einer Diskussion) gemachten Vorschläge zu „kritisiren“ beginnt, fragt er triumphirend: wer will in Teutschland die vorgeschlagenen Reformen, wer will Republik, wer will No. 4, wer will No 6 u. s. w.? Wenn Niemand sie wollte, so wäre das freilich noch immer kein Beweis gegen sie, denn Neuerungen hat man niemals sofort gewollt. Unserm Kritiker genügt aber, daß ihm auf seine Fragen Niemand aus Teutschland antwortet, dieß beweist sonnenklar, daß in Teutschland Niemand die Republik u. s. w. will. Er hätte sich fragen sollen: wer wollte in den Achtziger Jahren in Frankreich die Republik? wer wollte Freiheit? wer wollte Gleichheit u. s. w.? Es gab damals „keine Partei,“ welche auf jene Fragen antworten konnte, und „nur eine starke Partei“ (wie z. B. die der Kommunisten, Landjäger und Luftschiffer) „kann eine Revolution vollbringen.“ Die französische Revolution ist dennoch gemacht worden und kommt also abermals auf die Rechnung der Wunderthäter.

Nach dieser abermaligen Entdeckung macht „unser Held“ sich „ein Vergnügen daraus, mich mit meinen eignen Worten zu schlagen.“ Dieß Vergnügen besteht einfach darin, daß er an meine Worte, „die konstitutionelle Misere sei für den politischen Entwickelungsgang Teutschlands unumgänglich“ gewesen, meine ganze Intention und alle Logik an die Seite werfend, die Folgerung knüpft, die teutschen Deputirten (der Bourgeoisie) würden die Konstitution nicht als Uebergangsmittel zu Dem benutzen, was ich und Andre (unter ihnen vielleicht doch auch „Bourgeois“ und „Deputirte“) für Teutschland erstreben. Dieser überzeugenden Folgerung setzt er als Krone die abermalige Frage auf den Kopf: „wer will in Teutschland die

Republik?“ Und da ihm abermals Niemand antwortet, hat der Mann das Vergnügen gehabt, mich mit meinen eignen Worten zu ſchlagen.

Meinen Satz, daß die Einzelexiſtenz, der Einzelerwerb und der Einzelbeſitz mit der Einzelperſon beſtehen bleiben müſſen, glaubt er damit abzuthun, daß er mir meine Foderung, das Grundeigenthum in Staatseigenthum zu verwandeln, und die dadurch bedingte Aufhebung des „Einzelbeſitzes“ der „Bauern“ entgegenhält. Es fällt ihm natürlich nicht ein, daß Dasjenige, was der Benuzer von Staatseigenthum (von dem durch Beſchlagnahme der Domainen u. ſ. w., durch Expropriationen, durch Modifikationen des Erbrechts entſtandenen Staatseigenthum) ſich durch deſſen Bebauung erwirbt, eben ſo gut von demſelben „beſeſſen“ wird, wie der jetzige Grundeigenthümer ſein Korn und das dafür gelöſ'te Geld beſitzt. Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß gegen die Aufhebung des Grundeigenthums, wenn ich ſie vorſchlage, ſofort alle Bauern rebelliren, daß dieſe ſich aber ſubmiſſeſt fügen werden, ſobald ein Kommuniſt jenes Verlangen ſtellt. Das hat aber ſeine aparten Gründe. Die Kommuniſten verſtehen nämlich keinen Spaß. Denn „ich ſage euch,“ die Kommuniſten führen „ein ſehr ernſtes Regiment und wehe Dem, der ſich dieſer herrſchenden Klaſſe nicht vernünftig fügen wollte.“ Glaubt man nicht, einen betrunkenen Schulbuben peroriren zu hören, der mit drei betrunkenen Kameraden die Welt ſtürmen will? Der Schulbube hat ſich aber trotz dieſer neophytiſchen Trunkenheit die Inſtruktion ſeiner Lehrer genau gemerkt; er belehrt mich ebenfalls, daß ich „ohne die geringſten nationalökonomiſchen Kenntniſſe („Studien“) ſchrieb,“ daß ich „Eigenthum nicht von Beſitz zu unterſcheiden weiß“ u. ſ. w. Auch verräth er durch ſeine Sophiſtik, daß er ein ganz brauchbarer Schüler von K. Marx

und Komp. iſt. Wenn ich z. B., vom Königthum redend, erkläre, dasſelbe weiche nur der Gewalt, ſo weiß der Sophiſtenlehrling mir ſofort die Dummheit anzudichten, daß „nur das Königthum," nicht aber auch „jede andre Gewalt" durch das Mittel der Gewalt zu beſeitigen ſei.

Dieſelbe Sophiſtik übt er, und zwar mit der üblichen Triumphatormiene des Schulbuben, an dem von mir vorgeſchlagenen Maximum und Minimum. Die Folge der Einführung eines Maximums (daß dieſelbe auch indirekt durch Progreſſivſteuern bewerkſtelligt werden ſoll, verſchweigt er) muß nach ſeiner Folgerung die Verwandlung des Staats in eine Wohlthätigkeitsanſtalt ſein, welche das dem Ueberſchreiter des Maximums Genommene dem „Armen" als „Minimum" ſchenke, „um ihn vom Hungertode zu retten." So „verzehre denn der Staat ſeine Kapitalien, bevor ſie gearbeitet" u. ſ. w. Daß aber die Annahme einer hungernden Armuth in die ganze Berechnung von vorn herein nicht paßt, ſieht er nicht ein, oder will er nicht einſehen; und daß das Minimum nicht in einem Almoſen gegen das Hungerleiden, ſondern in der pflichtmäßigen Ausſtattung des Staatsbürgers durch unentgeltliche Erziehung und durch Beſchaffung der Mittel zur Betreibung ſeines Berufsgeſchäfts beſtehen ſoll, wie es ausdrücklich geſchrieben ſteht, das Alles verſchweigt unſer Sophiſtenſchüler. Er hätte ſich ſonſt einen Schulbubentriumph abgeſchnitten.

Ferner beſchäftigt er ſich mit der Möglichkeit, daß die Staatsinduſtrie, welche durch kein Maximum beſchränkt ſei, durch ihre Konkurrenz (die ich aber eine Konkurrenz ohne den Egoismus der Konkurrenz genannt hatte) die Privatinduſtrie ruinire und verſchlinge. In dieſem Fall „löſe ſich der Heinzen'ſche Staat vollſtändig in Kommunismus auf." Daß die Folge jener Konkurrenz eine Verwandlung der Arbeiter in Aſſociés ſein könne, wie ich

in der „Opposition“ schon angedeutet, will ich nicht weiter erwähnen; ebenso die willkürliche Annahme, daß die Privatindustrie durch die Staatsindustrie ruinirt statt gefördert werden soll. Ich bemerke nur, daß der Staat eben so wenig durch Industrieanstalten wie durch Forstbetrieb oder Kornmagazine kommunistisch wird, und daß die Folge eines Ruins der Privatindustrie durch die Staatsindustrie eben so wenig der Kommunismus ist, als man Louis Blanc, welcher diesen Ruin will und systematisch berechnet, jemals zu den Kommunisten gezählt hat.

Schließlich gibt unser Schüler mir auch den üblichen Unterricht in der Stylistik, ja sogar in der Aesthetik, und diese muß dem preußischen Unterthan, der plötzlich den Gensdarmen im Leibe spürt, zugleich als Mittel dienen, die Wirkung der revolutionairen Anläufe seines Machwerks durch ein sehr gesuchtes Parteiergreifen für Friedrich Wilhelm IV. aufzuheben. Er ist indignirt über meine „unwürdige Beschreibung“ (wieder die kommunistische Würde!) seines Landesvaters; er ist es anfänglich (gleich seinem Freund Engels) aus Sorge für die Würde der „Partei,“ welche — man denke sich! — „Respekt einflößen“ soll; dann auf einmal ist er es aus rein ästhetischen Gründen und er kleidet diese ästhetische Indignation in die schlagenden Worte ein: „Karrikaturen müssen gezeichnet sein, geschrieben sind sie ekelhaft.“ Daß unser Schüler den Aristophanes, den Cervantes u. s. w. kennen sollte, welche durch „geschriebene Karrikaturen,“ statt ekelhaft, sehr beliebt und überdieß berühmt geworden sind, ist ihm nicht zuzumuthen; wenn er aber diese thatsächliche Rechtfertigung der geschriebenen Karrikatur nicht kennt, so wollen wir ihn mit einer theoretischen gern verschonen. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß meine Beschreibung des Landesvaters Friedrich Wilhelm IV. keine Karrikatur, sondern ein naturgetreues Portrait ist, gezeichnet zur

Blamirung derjenigen Landtagsdeputirten, welche mit dem Original allerunterthänigste „Liebschaft" treiben.

Wir kennen jetzt die „Kompetenz" unseres Schülers; um die Insolenz des „Gamin" kennen zu lernen, wird man mit Folgendem genug haben.

Ich hatte dem Kommunismus vorgeworfen, daß er „die Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit des Einzelnen völlig verwische." Darauf antwortet unser ästhetischer, für die demokratische Würde stylistisch besorgter Gamin: „Heinzen braucht nicht zu fürchten, daß es in einem kommunistischen Staat nicht auch Platz für eigenthümliche und selbstständige Narren geben werde u. s. w. Ein jeder Hammel wird ein exemplarischer Hammel, ein jeder Esel ein möglichst kultivirter Esel werden können und dabei auch ein äußerst selbstständiger und eigenthümlicher, in so weit seine Selbstständigkeit(!) und Eigenthümlichkeit Andre nicht — belästigt(!), denn sonst — müßte man ihm (dem Selbstständigen) das Maul stopfen." Da haben wir mit einer „demokratischen" Stylprobe zugleich eine kommunistische Freiheitsprobe.

Unser Maulstopfer, der sein erstes schriftstellerisches Schülerdebüt in solchem Ton zum Besten gibt, wird mir von Herrn Engels als Schriftstellermuster entgegengestellt und Herr Marx beruft sich mit großer Satisfaktion auf seinen Schüler als Gewährsmann, den ich ausschimpfe, weil ich ihn nicht widerlegen könne. Ein sauberes Kleeblatt, diese drei „Kritiker" und Gewährsleute! Herr Marx nimmt es mir sogar mit demokratischer Ostentation übel, daß ich als Demokrat von einem Arbeiter Bescheidenheit verlange. Allerdings, Demokrat Marx, verlange ich sie, wenn ich Niemanden persönlich Anlaß zur Unbescheidenheit gegeben habe, und wer mir mit Flegeleien beginnt, dem weise ich einfach die Thüre, mag er Handwerker oder Philosoph sein. Das Nämliche möge mir

widerfahren, wenn ich mich bei Jemanden à la Stephan introduzire oder ohne Provokation benehme. Es kann sehr bald dahin kommen, daß die Kommuniſten ihre demokratiſche Würde hinſichtlich ihres Benehmens in gaminmäßiger Flegelei, wie hinſichtlich ihres Aeußern in ſäuiſcher Unſauberkeit ſuchen. Dann wird die Harmonie mit dem Uebrigen vollſtändig ſein.

Zum Schluß benachrichtigt uns der ſaubere Herr Marr, daß „die franzöſiſche Polizei, wahrſcheinlich im Einverſtändniß mit Herrn Heinzen, 100 Exemplare der Stephan'ſchen Brochüre konfiszirt hat“ (Schade um die Polizei!). Durch dieſe Inſinuation glaubt der Demokrat Marr den Demokraten Stephan zu rächen, welchem ich die poſitive Behauptung Anderer nachgeſagt, er „habe zu denjenigen Kommuniſten gehört,“ welche in Paris eine Anzahl meiner Brochüren (ein von Andern, zum Theil von Kommuniſten, ohne meine Betheiligung auf ihre Koſten veranſtalteter und verſandter Nachdruck) der Polizei überliefert. Dieſe Nachricht iſt mir neulich bei perſönlicher Erkundigung in Bern nochmals durch Leute beſtätigt worden, denen ich mehr Glauben ſchenke, als gewiſſenloſen Sophiſten. Dennoch beſchuldige ich Herrn Stephan perſönlich durchaus nicht als den Thäter; genug wenn ſeine Kameraden die Heldenthat verübt oder veranlaßt haben. Exiſtirt eine Schuld, wovon ich direkt nichts wiſſen kann, ſo fällt ſie auf die Kommuniſten im Allgemeinen, die in politiſchen Dingen nur zu oft Alliirte der Poliziſten ſind. Republikaner ſind zu ſolchen Rollen nicht zu gebrauchen, ſie ſind zu „bieder,“ zu germaniſch, zu „reckenhaft,“ zu „grob“ und haben überdieß zu viel „Moral.“

Was endlich noch dieſe Moral betrifft, ſo wirkt dieſelbe ſogar auf einen Sophiſten anſteckend. Herr Marr macht mir, um mir „Treu und Glauben“ zu verleiden,

den moraliſchen Vorwurf der Lüge, weil ich nämlich geſagt habe, Herr K. Grün ſei dem Herrn F. Engels mit dem Buch „die ſoziale Bewegung in Frankreich und Belgien“ zuvorgekommen, ſo daß der letztere für ſeine langweilige Repetition keinen Verleger habe finden können. Das Triumvirat Marr, Heß und Engels beabſichtigte ſchon vor ein paar Jahren ein voluminöſes Werk über die ſozialiſtiſchen Bewegungen des Auslands herauszugeben. In dem „deutſchen Bürgerbuch für 1846“ kündigt Herr Engels, nachdem er Mancherlei über Fourier und die ſozialen Bewegungen, namentlich in Frankreich, geredet, ſein Unternehmen mit Namensunterſchrift an, und ſagt dabei u. A.: „Alle bisher hierüber erſchienenen Bücher ſind ohne Ausnahme ſchlecht“ u. ſ. w. (das Grün'ſche war 1845 erſchienen). „Mehrere deutſche Kommuniſten, unter ihnen die beſten Köpfe der Bewegung (die Köpfe der Bewegung!), haben ſich zu dieſem Unternehmen vereinigt“ u. ſ. w. Für dieſes Unternehmen wurde nun ein Verleger geſucht. Unter Andern wandten ſich die ſtolzen „Köpfe der Bewegung,“ Marr an der Spitze, auch an das „literariſche Komptoir“ in Zürich, deſſen Chef der von Herrn Marr ſo tief verachtete „Pommeraner Ruge“ war. Die Köpfe der Bewegung wurden aber abgewieſen, u. A. aus dem Grunde, weil das Grün'ſche Buch über die Hauptbewegung ſchon einen hinreichenden Ueberblick gewährte. Denn das Publikum hat die Schwäche des Grobians K. Heinzen, ſeine Zeit und ſein Geld nicht an bändereiche „Studien“ über Dinge verſchwenden zu wollen, die theils ſchon bekannt, theils Phantaſtereien (Herr Marr, der im vorigen Jahr einen Verleger dafür ſuchte, nennt ſie jetzt ſelbſt „utopiſtiſche kommuniſtiſche Syſteme!“) und theils dem „geſunden Menſchenverſtand“ von vorn herein ſchon zugänglich oder doch mit wenig Worten zugänglich zu machen

ſind. So iſt denn das große „langweilige," „utopiſtiſche" Unternehmen nicht zur „Bewegung" aus der Schreibſtube gekommen, zum größten Schaden der unbeweglichen Welt. Was mich nun aber betrifft, habe ich gelogen? Sehen wir noch näher zu. Marx beſchuldigt mich der „abſurden Lüge," „Engels habe auch" eine „ſoziale Bewegung in Belgien und Frankreich" „ſchreiben wollen." Hat Herr Engels den Grün'ſchen Titel für ſein „Unternehmen" gewählt? Allerdings nicht. Habe ich ihm die Wahl dieſes Titels zugeſchrieben? Allerdings auch nicht. Wer hat nun gelogen? Der moraliſirende Grobian oder der moraliſirende Sophiſt? Es iſt doch ein übl s Ding, wenn die „kritiſirende Moral" keine moraliſche Kritik übt!

Jetzt bleibt mir

12) noch übrig, das angekündigte Teſtament zu machen, woran mich außer der Marx'ſchen Tootengräberqualität noch eine weite Reiſe erinnert, die ich binnen Kurzem antreten werde. Ich vermache daher meinem Freunde Marx, als Zeichen beſonderer Affektion und Werthſchätzung, Folgendes:

a. Meine Moral. Sie iſt zwar im Ganzen etwas dumm, meint es aber ziemlich gut, ſogar mit K. Marx, dem ſie u. A. folgende Ermahnungen widmet: „Du haſt kritiſches Talent; warum haſt du kein kritiſches Gewiſſen? Du haſt viel Studien gemacht; warum ſind ſie für die Welt verloren? Dein Talent iſt verloren, weil ihm der ſittliche Zweck der Anwendung fehlt, und deine Kenntniſſe ſind verloren, weil du nur Gebrauch davon machſt, wo du bei Andern den Mangel derſelben nachweiſen zu können glaubſt. Dein ganzer Zweck hat bisher beſtanden in dem Triumphiren des Schriftſtellers Marx über andre Schriftſteller, ein Zweck, deſſen Lächerlichkeit ſeiner Verächtlichkeit gleichkommt, da der Triumph bloß in deiner Einbildung und in dem kleinen Kreiſe deiner Adjutanten

gefeiert wurde. Willst du die Schriftsteller der Opposition kritisiren, so ist dieß nicht zu tadeln und wird sehr anregend wirken, wenn dich eine edle Absicht leitet; deine Absicht gibt sich aber sofort als eine unedle durch deine Art zu erkennen, indem du die Männer der Oppositionspartei mit derselben Feinseligkeit behandelst, welche die Männer der Reaktionspartei verdienen. Hoffe nicht, als der Allervorderste anerkannt zu werden, weil du die Vordersten angreifst; du theilst dieses Verdienst einfach mit der Polizei. Du lässest deine kritische Rancüne nur aus, um — verachtet zu werden. Wer dich aber näher kennt, lacht dich zugleich aus, wenn er deine Bemühungen gewahrt, den kritischen Mephistopheles zu spielen. Zum Mephistopheles bist du zu klein und nicht kaltblütig genug. Statt ein Mephistopheles zu werden, bringst du es höchstens zu einem kleinen Kobolt mit etwas Fratze und etwas Gestank, verziert nebenbei durch den Zopf des teutschen Stubengelehrten. Ueberdieß ist der Mephistopheles, der sich auf seine Boshaftigkeit und Tücke etwas zu gut thut, durchaus unschuldig, er ist ein Knabe. Wird es dir niemals möglich sein, ein Mann zu werden? Es gibt keine höhere Aufgabe und keinen größern Stolz für einen Mann, als die Geltendmachung von Recht und Vernunft Denen gegenüber durchzusetzen, welche die meiste Macht haben, Unrecht und Unsinn aufrecht zu erhalten. Weißt du jetzt, wohin du deine Waffen zu richten hast? Wenn nicht, so qualifizirst du dich zum Narren oder zum Hofrath!"

b. Vermache ich K. Marr Platons Gespräch „Euthydemos." Wenn er dasselbe angesehen, wird ihm klar werden, daß seine „grobianische" Analogie keinen Kreuzer werth ist im Vergleich mit derjenigen, welche mir die Helden jenes Gesprächs darbieten. Diese Helden sind die griechischen Sophisten, welche sich reimen auf die Kommunisten, wie die Grobianer auf die Republikaner.

Jene Sophiſten wußten Alles, glaubten aber ſelbſt nicht, was ſie wußten. Sie verdrehten Alles, behaupteten Alles, leugneten Alles. Unfähig, das Leichteſte zu begreifen, waren ſie ſtets fähig über das Schwerſte abzuurtheilen. Sie waren eben ſo ſchamlos wie ſpitzfindig, eben ſo gemein wie — „prinziplos," eben ſo ehrlos wie gewandt. Auffallender Weiſe fanden ſie ihre Hauptbekämpfer und Verächter in der ſokratiſchen Schule, deren Haupt bekanntlich einer der ausgezeichneteſten Vertreter der — „Moral" und des „geſunden Menſchenverſtandes" war. Dieſe Antipathie von beiden Seiten iſt leicht erklärlich. Was den geſunden Menſchenverſtand betrifft, ſo duldet der keine Winkelzüge, und was die Moral betrifft, ſo iſt ein Sophiſt, in die Praxis überſetzt, weiter nichts als ein gemeiner Intrigueant, ein Betrüger, ein Taugenichts. Es verſteht ſich alſo von ſelbſt, daß ein Sophiſt nicht gern mit der Frau Moral zu thun hat, weil dieſe eine leidenſchaftliche Ueberſetzerin iſt, welche die Theorie ſofort in die Praxis überträgt. Noch iſt zu bemerken, daß die griechiſchen Sophiſten, dieſe „Demokraten," nicht die mindeſte Antipathie gegen die Höfe empfanden und namentlich viel nach Sizilien hinüber liebäugelten. Als Probe ihrer geiſtvollen und gewiſſenhaften Beweisführungen theile ich aus dem oben erwähnten Geſpräch ein Beiſpiel mit. Beſitzeſt du einen Hund? fragt Einer den Andern. Antwort: Ja. Hat er Junge? Antwort: Zwei. Schluß: Folglich beſitzeſt du deinen Hund nicht bloß als Hund, ſondern auch als Vater, folglich iſt er dein Vater, folglich ſind ſeine Jungen deine Brüder.

c. Vermache ich K. Marx das nach Brüſſel geſandte Manuſkript meines Artikels gegen Herrn Engels. Bei Vergleichung dieſes Manuſkripts mit dem Abdruck wird er noch ein halbes Dutzend unentdeckte und unberittene Druckfehler finden, die ſchon geſattelt ihres Reiters harren.

d. K. Marr kann nichts ſchreiben ohne Shakespeare. Von jeher hatte er ſtets den Shakespeare neben ſich liegen, um aus dieſem reichen Arſenal Hülfswaffen für ſeine über allen Begriff „boshafte“ und „tückiſche,“ aber leider nicht immer wohl ausgerüſtete Polemik zu holen. Durch den häufigen Gebrauch iſt ſein Exemplar jedenfalls ſehr abgegriffen. Ich vermache ihm daher „Shakespeare's dramatiſche Werke, überſetzt von A. W. von Schlegel und L. Tieck. Berlin, G. Reimer, 1840“ — in Schweinsleder gebunden.

e. Boshafte, boshaftere, boshafteſte Kommuniſten haben gegen K. Marr einen „Steckbrief“ erlaſſen, den ich glücklicher Weiſe aufgefangen habe und ihm hiermit übermache. Derſelbe beginnt: „Der der Verleugnung des wahren Kommunismus, alſo des Verraths an der Partei beſchuldigte Sophiſt K. Marr hat ſich der gegen ihn eingeleiteten Unterſuchung durch ſeine Flucht in die allgemeine Bewegung entzogen“ u. ſ. w. Das Signalement theile ich hier nicht mit, da ich an keiner Boshaftigkeit Theil haben will.

f. Endlich vermache ich K. Marr das Werthvollſte, das ich beſitze, nämlich eine Anzahl ausgezeichneter Stoffe zu „wiſſenſchaftlichen“ Werken. Sie ſind das Reſultat vielfacher Studien, werden aber von mir wegen zu frühen Hinſcheidens nicht mehr benutzt werden können. Ich überlaſſe Marr, ob er ſeinem Freund Heß, der mich in der Brüſſeler Zeitung ſo poſſierlich von der Seite angeknurrt und dadurch zum Dank verpflichtet hat, von jenen Stoffen einige überlaſſen will. Sie ſind folgende:

1) Die Schönheit der Gegend und die Gegend der Schönheit.
2) Das Licht des Tages und der Tag des Lichts.
3) Der Mondſchein und der Scheinmond.

4) Die Naturgeſchichte der Thiere und die Thiere der Naturgeſchichte.
5) Der Haushund und das Hundshaus.
6) Die Wunder der Welt und die Welt der Wunder.
7) Die Schwäche der Kritik und die Kritik der Schwäche.
8) Die Qual der Langeweile und die Langeweile der Qual.
9) Die Kleinheit der Tücke und die Tücke der Kleinheit.
10) Die Oppoſition der Sophiſten und die Sophiſten der Oppoſition
11) Der Fluch der Lächerlichkeit und die Lächerlichkeit des Fluchs.
12) Die Geſchichte von der Moral und die Moral von der Geſchichte.
13) Der Bankerott der Philoſophie und die Philoſophie des Bankerotts.
14) Die Verzweiflung des Kommunismus und der Kommunismus der Verzweiflung.
15) Die Konfuſion des Rattenkönigs und der Rattenkönig der Konfuſion.
16) Das Ende vom Lied und das Lied vom Ende.
17) Die Gemeinheit der Tendenz und die Tendenz der Gemeinheit.
18) Die Beluſtigung der Analyſe und die Analyſe der Beluſtigung.

Teſtirt Genf, den 29. November 1847.

K. Heinzen.

Als Zeuge beſcheinigt die Aechtheit vorſtehenden Teſtaments

Stephan Bohrſteck,
geweſener Kommuniſt.

IV.

Nachwort.

Die vorſtehenden Polemiken, gegen Ende des vorigen Jahrs, wenige Tage vor meiner Abreiſe nach Nordamerika, raſch auf das Papier geworfen, ſollten in möglichſt kurzer Zeit veröffentlicht werden. Aber eine langwierige Krankheit des Verlegers verzögerte den Druck, ſo daß ich nach meiner Rückkehr (im April d. J.) nur die drei erſten Bogen abgezogen fand. Da trat abermals ein Hinderniß ein. Einer der Angegriffenen nämlich, von Bornſtedt, ſollte in dem badiſchen Freiſchaarenkrieg, und zwar nach tapferer Gegenwehr, gefallen ſein. Auf dieſe Nachricht ließ ich den Druck ſofort ſiſtiren. Später ergab ſich zwar, daß Bornſtedt nicht gefallen, ſondern bloß gefangen war; dennoch glaubte ich unter den damaligen Umſtänden die Schrift unterdrücken zu müſſen. Unterdeſſen aber haben Gründe, die aus dem Folgenden erhellen, meinen Entſchluß wieder geändert, und ſo mag denn die Schrift jetzt unverkürzt an das Licht treten.

Als Menſch ſchenke und wünſche ich dem Herrn von Bornſtedt, wie jedem andern Opfer der Reaktion, alle mögliche Theilnahme; als Republikaner aber kann ich meine Meinung über ihn nicht durch ſeine Betheiligung

am Freiſchaarenzug ändern laſſen. Ich halte dafür, daß ſeine Eigenſchaften am wenigſten mit den Anſprüchen korreſpondiren, die er macht, und die er, jetzt zum Märtyrer des Republikanismus geworden, nach ſeiner ohne Zweifel bald erfolgenden Freilaſſung nur erhöhen wird, zum Nachtheil der Sache, welcher er ſich angeſchloſſen. In neuerer Zeit haben wir aber ſo viel traurige Erfahrungen mit Perſonen gemacht, welche die plötzliche Wegräumung alter Schranken nur als das Signal betrachteten, die republikaniſche Bewegung durch eitle Geltendmachung ihrer Perſon, oder durch Vordrängung ungemeſſener Anſprüche, oder durch Befriedigung ſchlechter Leidenſchaften auszubeuten, daß es durchaus nöthig iſt, bei Zeiten ein ſtrenges Maß der Würdigkeit anzulegen. Daß Herr von Bornſtedt zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten der teutſchen Republik deſignirt war, mag allerdings nur als Kurioſum aufgenommen werden; aber ich kenne Leute von weniger Fähigkeit und Würdigkeit, als Herr von Bornſtedt hat, die ſich nicht bloß zu Miniſtern ſondern zu Präſidenten zu beſtimmen die Anmaßung hätten und Jedem todtfeind würden, welcher ihre Würdigkeit in Zweifel ſtellte. Solche prätenſionenreiche und charakterarme Leute gehören gewöhnlich zur kommuniſtiſchen „Partei," oder ſchlagen ſich wenigſtens aus nahe liegenden Gründen in der Praxis zu ihr. Daß man ihnen entgegen trete, haben die neueſten Erſcheinungen in Frankreich und Teutſchland als unabweisbare Pflicht dargethan. Zur Erfüllung dieſer Pflicht, welche der ganzen republikaniſchen Partei obliegt, werden die vorliegenden Blätter Manches beitragen, und ſchon dieſe politiſche Rückſicht mußte die perſönliche auf Herrn von Bornſtedt, der ohnehin nur als Nebenfigur beiläufig beſprochen wird, endlich überwiegen. Ich habe eingeſehen, daß es Schwäche wäre, aus Rückſicht auf den gefangenen Freiſchärler Diejenigen

länger zu ſchonen, auf die es hauptſächlich ankommt, nämlich die moraliſch verfaulten oder zerfreſſenen kommuniſtiſchen Demagogen*); und dieſe Schwäche will ich um ſo weniger begehen, da viele Republikaner ſich nicht

---

*) Beiläufig erwähne ich auch des unſchätzbaren Zuwachſes, den die Kommuniſten in jüngſter Zeit durch die Rückkehr des Herrn Dowiat erhalten haben, dieſes Kagliostro II., wie man ihn nicht unpaſſend genannt hat. Nachdem dieſes durch und durch frivole und blaſirte Subjekt auf Rechnung des Neukatholizismus in Teutſchland ſo viel „ſoziale“ Streiche gemacht, daß ihm nur die Auswanderung nach der neuen Welt noch übrig blieb, hat er ſich auch in New-York binnen Kurzem moraliſch todt gelebt, und glaubt jetzt nach der neuen Umrüttelung der Dinge wieder in Teutſchland als kommuniſtiſcher Revolutionspfaffe und Marktſchreier möglich zu ſein. Für die Ausſicht auf Beräucherungen, Champagnerſoupers und unverzinsliche Darlehen hält dieſer Komödiant und Plagiarius mit dem ſchönſten Anſchein der Ueberzeugung Reden über alle mögliche Themata; heute über Katholizismus, morgen über Neukatholizismus, übermorgen über Atheismus, dann über Kommunismus, Republikanismus u. ſ. w., u. ſ. w. Wenn er die Wohlhabenderen ausgebeutet, iſt er „ſozial“ genug, ſich an die Armen zu wenden, und nachdem er die Männer als „Redner“ geſättigt, ſucht er die Weiber als Kagliostro heim. Daß dieſer inkurable Menſch der Großmuth Derer mit Schmähungen hinter dem Rücken lohnt, welche ihn nicht moraliſch todt ſchlugen, um ihm einen humanen Wink zur Umkehr zu geben, iſt nicht der Hauptgrund, warum man ihm keine Schonung mehr angedeihen laſſen darf. Der Hauptgrund iſt, daß er als ſtudirter Heuchler und Schwätzer Beutel und Ehre aller Derer bedroht, die ihn nicht näher kennen, und daß er jeder guten Sache Schande bringen muß, deren Farbe er aufſteckt. Ob nicht ein Menſch dieſer Art auch noch zu andern Beſorgniſſen berechtigt, laſſe ich dahingeſtellt. Jedenfalls iſt zu hoffen, daß die Republikaner ihm überall die Thüre weiſen und die Sünde wieder gut machen werden, einen ſolchen Menſchen, den ein geſunder Blick auf den erſten Moment durchſchauen muß, als großen Mann und Freiheitsapoſtel verſchrien zu haben. Man weiſe ihm ſeinen Platz unter der Elite

ſchämen, jene rührigen, um kein Rachemittel verlegenen, namentlich in der Verleumdung ſehr geübten und bei ihren Machinationen gewöhnlich durch eine leicht beſtimmbare Maſſe unterſtützten Feinde zu fürchten, und ſie daher entweder ſtillſchweigend gewähren zu laſſen, oder ihnen ſonſtige Konzeſſionen zu machen, oder gar mit ihnen Hand in Hand zu gehen. Es iſt Mode in revolutionairen Zeiten,

---

der Kommuniſten an; der Kommunismus allein iſt das wahre Waſſer für ſolche faule Fiſche.

Nachſchrift.

Genf, den 25. Juli 1848.

So eben erhalte ich aus New-York einen Brief von Tyſſowski, datirt vom 22. Juni d. J., der über die Größe Dowiat Folgendes berichtet (es iſt von einer Unterredung mit einem Dr. Ludewig, einem teutſchen Advokaten in New-York, die Rede):

„Wir kamen auf Dowiat. Ich nannte den Kerl bei ſeinem wahren Namen. Da verfärbte ſich Ludewig und ſagte mit Entrüſtung: Der Kerl iſt noch ärger, als Sie denken. Er war hier an zwei Orten, wo man mit ſo was kommen kann, und machte den Vorſchlag, alle Fäden der hieſigen, für die teutſchen Fürſten gefährlichen Umtriebe anzugeben, wenn man ihm 150 Dollar auf die Reiſe und eine Anweiſung nach Europa gebe. — Ich fragte Ludewig, ob ich dieſe Nachricht benutzen könne, da ſie mir erſtens wichtig für Diejenigen zu ſein ſcheint, in deren Vertrauen ſich Dowiat in Europa einzuſchleichen ſuchen ſollte, zweitens wichtig im Allgemeinen, da dieſer Schritt Dowiats zu beweiſen ſcheint, es gebe hier bezahlte Spione in New-York ſelbſt. Ludewig antwortete: ich könne dieſes nach Europa melden und er wolle die Thatſache im Nothfalle beſchwören. Er kenne ſelbſt die zwei Herren, bei welchen ſich Dowiat gemeldet. Er gab mir zu verſtehn, es ſeien dieß zwei Konſuln und ſie hätten bereits hiervon amtliche Anzeige an ihre Höfe gemacht, jedoch Dowiat ſchnöde zurückgewieſen."

„Herr Dowiat wird, wie man mir aus Köln ſchreibt, von ſeiner Partei wegen ſeinen ſchönen Reden „vergöttert."

daß gewiſſe Leute Liſten von den Köpfen entwerfen, die ſie ihrer Perſon opfern wollen, und es gibt Republikaner, welche die kommuniſtiſchen Gouillotinenliſten fürchten. Statt dieſe Lächerlichkeit zu begehen, ſollten ſich alle ehrbaren Republikaner, denen es um Durchſetzung der Republik nach allen Seiten hin Ernſt iſt, offen vereinigen, um die eigenſüchtigen Intrigueanten und die frechen Schreier bei Zeiten auf das verdiente Maß des Einfluſſes zu reduziren. Es iſt das zwar ein unerfreuliches Geſchäft und es wäre angenehmer, ſich mit der Bezeichnung würdiger Volksführer abgeben zu können; aber theils würde hierin eine Anmaßung liegen, theils hat man nicht alle Tage Gelegenheit, Demokraten von unbeſtrittener Befähigung und unzweifelhaft reinen Abſichten genauer kennen zu lernen. Macht man die Schlechten bei Zeiten unſchädlich, ſo finden die Beſſern von ſelbſt eine ungeſtörtere und erfolgreichere Wirkſamkeit. Auf den vorauszuſehenden Einwurf, daß ich ſelbſt mich zu den Auserwählten gezählt wiſſen wolle, bemerke ich ſchon jetzt beiläufig, daß ich keinen höhern Ehrgeiz habe, als überall meine ganze Ueberzeugung zu ſagen und dabei die Feinde der Republik, mögen ſie auf der oppoſitionellen oder auf der reaktionairen Seite ſich finden, nach unveräußerlichen Grundſätzen offen zu bekämpfen. Iſt einſt die Republik errungen, ſo wird man mich für meine Perſon beſcheiden genug finden. Ich fühle gar zu wohl, welche praktiſche Kenntniſſe, welche Fähigkeiten, welche Tugenden, welche Leidenſchaftloſigkeit, welche Erfahrungen bei der Leitung und Erhaltung eines freien Staatsweſens erforderlich ſind. Zum Staatsmann gehört mehr als zum Revolutionair; und daß jeder Schwätzer und Intrigueant ſich für fähig dazu hält, iſt zum großen Theil auf die Rechnung ſogenannter Parteirückſichten zu ſchreiben.

Die Reinigung der Partei iſt ein delikater und ſchwieriger Punkt; man hat ſich dabei auf Vorwürfe und Haß der bitterſten Art gefaßt zu halten. Aber hat man nicht die Kraft und den Muth, wenigſtens aus der Region der leitenden Perſonen alle Unwürdige unbedingt fern zu halten, ſo wird man bald erkennen, daß man es nicht mehr in der Macht hat, die Folgen ſolcher Schwäche zurückzudrängen. Namentlich ſei man auf der Hut vor den ſogenannten Rednertalenten. Sie kommen am Erſten zu Einfluß und verdienen ihn am Seltenſten. Meine Meinung über die Reinigung der Partei im Speziellen darzulegen, werde ich ohne Zweifel bald durch „Republikaner“ eben ſo wohl Veranlaſſung erhalten wie durch Kommuniſten.

Jetzt bloß von den letztern. Ihre Berechnungen haben durch die neueſten Ereigniſſe einen gewaltigen Stoß erlitten. Man wird ſich erinnern, wie ſie noch vor wenig Monaten keine größere Bornirtheit kannten, als das Streben nach der Republik, und wie ſie namentlich mich wegen dieſer Bornirtheit verſchrien haben; als aber Frankreich eine Republik wurde und Teutſchland die nämliche Fahne aufzuſtecken begann, zogen unſre Kommuniſten plötzlich ihre Siebenmeilenſtiefel aus und ſtellten ſich, Herrn Marr an der Spitze, mit den „Foderungen der kommuniſtiſchen Partei“ in Reih' und Glied auf der Heerſtraße zur „einigen und untheilbaren teutſchen Republik“ auf.

Man wird ſich erinnern, daß ſie alles Heil der Welt von England erwarteten. Aus den engliſchen Fabriken ſollte die Befreiung Europa's hervorgehen. Die engliſche Rohheit ſollte uns die Fahne der Entwicklung vorantragen, und namentlich Teutſchland war naſſes Stroh für den Zunder der Revolution, weil es keine engliſche Induſtrie hatte. Und ſiehe da, Frankreich und Teutſchland machen Revolutionen und das zähe England fabrizirt trotz den

„nationalökonomiſchen Studien“ unſerer kommuniſtiſchen Weiſen einſtweilen ruhig weiter und wird durch ſeine Fabrikaufklärung ſo wenig wie früher gehindert, der Alliirte der europäiſchen Reaktion zu ſein.

Man wird ſich erinnern, daß ſie ſich ſtündlich gefaßt machten, den Tag des Heils, den ſie ſo emſig vorbereitet hatten, anbrechen zu ſehen; keine Republik, kein Staat, kein Geſetz, — das Alles intereſſirte ſie nicht mehr, das Alles ſollte von ſelbſt kommen und raſch von ſelbſt wieder verſchwinden, um dem Reich des „wahren“ Kommunismus Platz zu machen. Und jetzt werden ſie von Berlin, Frankfurt und Paris aus belehrt, welche Rieſenarbeit erforderlich iſt, um auch nur den erſten Grund zur Republik zu legen. Fatale Ueberraſchungen für ſo weit blickende, ſo weit vorausgeeilte Staatskünſtler und Menſchheitsbeglücker! Worte und Gründe konnten ſie nicht belehren; durch die Thatſachen ſind ſie wenigſtens genöthigt worden zu verſtummen, und ſelbſt die „Foderungen der kommuniſtiſchen Partei“ hat man einſtweilen beſcheiden wieder ad acta gelegt. Unter dieſen „Foderungen“ waren mehrere, die jeder vernünftige Menſch, ſo gut wie den Anſpruch auf Licht und Waſſer, theilen muß, ohne darum zur kommuniſtiſchen „Partei“ zu gehören. Es war eine eben ſo abſurde als anmaßende Erwartung, noch als kommuniſtiſche „Partei“ auftreten zu können, nachdem man ſich genöthigt geſehen, zu der Partei der Republikaner überzutreten. Aber Herr Marx wollte nicht auf den Ruhm und die Genugthuung verzichten, Haupt einer Partei in partibus zu ſein.

Man wird mir einen Vorwurf daraus machen, daß ich das von den Kommuniſten nothgedrungen angeknüpfte Band einer ſcheinbaren Vereinigung wieder zu zerreißen ſuche. Sind ſie einmal thätig für die Republik, wird man ſagen, ſo benutze man dieſe Thätigkeit, man benutze das

Talent, das hier und da unter ihnen auftaucht, und beschwöre aus Rücksicht auf die Gegenpartei nicht die alte Zwietracht wieder herauf.

Solche Ermahnungen sind nur scheinbar im Recht. Die Schwäche, Mesalliancen zu schließen gegen einen gemeinsamen Feind, ist stets verderblich. Entweder ist der Verbündete, mit dem man sich in eine Mesalliance einläßt, schwach, und dann versuche man lieber, ohne ihn fertig zu werden; oder er ist stark, und dann ist man genöthigt, den Sieg mit ihm zu theilen oder ihm gänzlich zu überlassen. Was nun gar die Kommunisten betrifft, so sind sie nicht einmal Verbündete gegen den gemeinsamen Feind. Der Feind, gegen den sie kämpfen, ist nach wie vor nur die sogenannte Bourgeoisie. Ihre alten Gegensätze haben sie auf das republikanische Gebiet unversehrt herübergebracht, und theilt man als Republikaner diese Gegensätze, so kommt man in Gefahr, für einen unaufrichtigen Bundesgenossen fünfzig aufrichtige zu verlieren. Daß das Privateigenthum ein Uebel und Derjenige ein Menschenfeind sei, der sich Privateigenthum rechtlich erworben — diesen Wahnsinn zu theilen, darf sich kein vernünftiger Republikaner in Gefahr bringen, und dieser Wahnsinn ist der eigentliche Kern des Geschreies gegen die „Bourgeoisie" — ein Wort, welches man den Kommunisten gerne gönnen würde, wenn sie es bloß zur Bezeichnung der Geldphilister und Geldaristokraten gebrauchten.

Was die Kommunisten unter Republik verstehen, ist nichts als eine Anstalt, in welcher einem teutschen Blanqui der Sessel bereitet werden soll für die kommunistische Diktatur. Herr Marx will daher auch keine teutsche Föderativrepublik, denn sie würde die Sicherung der Individualitäten zum Grundsatz haben und eine Bürgschaft für die Erhaltung der Gesammtfreiheit darbieten; die „einige

und untheilbare deutſche Republik" dagegen mit einem Pariſer Zentraliſationsſyſtem würde es möglich machen, das ganze Volk von oben herab kommuniſtiſch zuzuſtutzen. So denkt man ſich die Sache. Daß an die Verwirklichung nur ein blinder Kommuniſt glauben kann, verſteht ſich von ſelbſt.

Ich halte Den für ſehr kurzſichtig, der an ein aufrichtiges Zuſammenwirken der Kommuniſten mit den Republikanern zu glauben vermag. Die nicht bloß in kurzem Phantaſierauſch ſich zum Kommunismus bekannten, ſondern längere Zeit ihn praktizirt haben, ſind unheilbare Feinde des Republikanismus. Sie ſind noch Kommuniſten aus perſönlichem Bedürfniß, wenn ſie ſogar das kommuniſtiſche Bekenntniß verleugnet haben. Ihre aus den Banden der Grundſätze und des Charakters völlig herausgegangene Natur fühlt ſich einzig in der kommuniſtiſchen Schlaraffenſphäre wohl und haßt den Republikanismus wie der ungerathene Zögling die Schule. Der Kommunismus iſt ein Gift, das den Charakter total zerfrißt und auf die Dauer auch die tüchtigſte Natur zum Hallunken oder zum Weibe macht. Die Kommuniſten können nur darauf ausgehn, die Republikaner zu benutzen d. i. zu dupiren. Zögern wir nicht, ſie aus dieſem Traume aufzuwecken.

Unter den teutſchen **Handwerkern** gibt es eine von Manchen nie geahnte Menge Geiſtes- und Charakter-Elemente, deren Tüchtigkeit eben ſo viel Vertrauen wie Achtung einflößen muß. Wo indeß dieſe kernigen Naturen vom Gift des Kommunismus inſizirt werden, da iſt ihre Vertrauenswürdigkeit in der Regel bald dahin. Ihren geſunden Verſtand ſucht man durch Sophiſtereien, ihren Eifer durch Intriguenſucht und ihren Rechtsſinn durch Frechheit zu verdrängen. Die Handwerker ſind es gerade, in welchen die Kommuniſten ihre Stütze ſuchen. Sie

finden unter ihnen nicht bloß die geeignetſte Schule und die beweglichſten Propagandiſten für ihre Doktrin, ſondern ſie verlaſſen ſich auch auf ihre Fäuſte. Die Handwerker ſollen ihre Garde ſein und ihnen die Kaſtanien aus dem Feuer holen. Deshalb ihre ausſchließliche Zärtlichkeit. Sie werden mitunter gradezu zu Schmeichlern und Schleppträgern der „arbeitenden Klaſſen.“ Daß es noch nicht eine förmliche Ariſtokratie der Fauſtarbeit gibt, iſt nicht die Schuld der Kommuniſten. Sie unterſcheiden nicht zwiſchen Faullenzern und Thätigen, zwiſchen Staatsdrohnen und Staatsbienen, ſie unterſcheiden nur zwiſchen Handarbeitern und Bourgeois, zwiſchen „arbeitenden Klaſſen“ und Bourgeois, zwiſchen arbeitsfähigen oder arbeitsluſtigen Armen und Bourgeois. Das iſt ſehr einfache Staatsweisheit. Es zeugt von großer Beſcheidenheit der „arbeitenden Klaſſen,“ daß ſie noch Leute als Menſchen anerkennen, die nicht den Hammer ſchwingen, den Hobel ſchieben, die Nadel führen und den Pechdraht ziehen. Zugleich iſt es auffallend, daß ſie noch nicht auf den Einfall gekommen ſind, den Arbeitsmaßſtab an ihre kommuniſtiſchen Lehrer zu legen, denn nirgends findet man mehr Feinde einer nützlichen Arbeit und mehr Ausbeuter fremder Taſchen, als unter den kommuniſtiſchen Apoſteln. Gehören dieſe Apoſtel demnach zu den „Bourgeois“ oder zu den „arbeitenden Klaſſen?“

Es handelt ſich nicht darum, den Handarbeitern ein Separatrecht in den Kopf zu ſetzen und ſie auf einen Grad der Anſprüche hinaufzuſchwindeln, worauf ihr Mangel an Bildung ſich nicht zu rathen weiß. Es kann ſich unter Handarbeitern wie unter allen übrigen Menſchen nur darum handeln, auf die Vernichtung jedes äußern oder ſtipulirten Vorrechts hinzuarbeiten und die einzig berechtigte Ariſtokratie übrig zu laſſen, die es gibt: die Ariſtokratie des Geiſtes und des Charakters.

Dieſe Ariſtokratie werden die Arbeiter ſo gut anerkennen wie alle übrige Menſchen, und glauben ſie darüber hinausgekommen zu ſein, ſo weiſe man ihre Rohheit und Frechheit in die erfoderlichen Schranken, ſtatt ihnen zu ſchmeicheln mit unbedingter Erhebung der „arbeitenden Klaſſen.“ Ein Handwerker von Kopf und Charakter iſt ſo viel werth wie ein Miniſter von gleichem Kopf und Charakter; aber hat er keins von beiden, ſo wird das Inſtrument, das er führt, ihm keinen Anſpruch verleihen vor irgend einem andern Menſchen von gleichen Eigenſchaften. Daß man ſolche Trivialitäten hervorheben muß, iſt Folge jener wahnſinnigen Doktrinen, welche alle Rechtsbegriffe zu verſchieben und ihnen durch willkürliche Abtheilungen der Geſellſchaft neue Grundlagen zu ſchaffen ſuchen.

Die teutſche Dispoſition zu gründlicher und umfaſſender, wenn auch langweiliger und verſpäteter Erörterung der öffentlichen Fragen hat die gute Folge gehabt, daß der Begriff der Republik in Teutſchland viel erweiterter auftrit als anderwärts. Einſeitig politiſche Republikaner gibt es in Teutſchland nur noch wenige; die meiſten ſezen ſofort auch die ſozialen Anfoderungen der Republik voraus. Daher kommt es denn auch, daß ſchon in der kurzen Zeit, wo die Republik in Teutſchland öffentlich verhandelt wird, die Republikaner einen Gegenſaz nicht bloß gegen die Anhänger der politiſchen, ſondern auch gegen diejenigen der ſozialen Vorrechte bilden. Daher auch die erbitterte Anfeindung der Republikaner durch alle Diejenigen, welche fürchten, der Neugeſtaltung der Geſellſchaft ein rechtswidriges Proſitchen opfern zu müſſ.n. Je mehr nun aber in Teutſchland ſich die Anforerungen der Sozialreform mit denjenigen des Republikanismus verſchmelzen oder identifiziren, deſto mehr ſoll man dahin arbeiten, jene Anfoderungen auf der Linie des Möglichen zu halten,

deſto mehr muß man Alles vermeiden, was die Republik unverdienter Maßen zum Schreckbild ihrer eignen Anhänger machen kann, und deſto mehr muß man auf Zerſtörung jener wahnſinnigen Extravaganzen bedacht ſein, welche die Kommuniſten den „arbeitenden Klaſſen" in den Kopf ſetzen, und wodurch ſie die Republik am erſten Tag nach ihrer Gründung wieder zur Reaktion zwingen würden.

Wem iſt das ſchreckliche Loos jener Helden in der Blouſe zuzuſchreiben, welche jüngſt in Paris gefallen oder in die Kerker geworfen worden ſind? Ich glaube, weniger den Umtrieben der royaliſtiſchen Reaktionairs als den Lehren der Kommuniſten. Hätte man den Pariſer Arbeitern ſtatt unmöglicher Theorien vernünftige und praktiſche Anſichten vom Staate in den Kopf geſetzt, ſie würden bei den Wahlen wie bei ſonſtigen Gelegenheiten die Mittel der Republik beſſer ausgebeutet haben; auch hätten ſie nicht reaktionairen Intriguen zu Werkzeugen gedient, deren Verderblichkeit nur Mangel an politiſcher Bildung überſehen konnte; und hätten die Kommuniſten nicht dafür geſorgt, daß im Ohr jedes Beſitzenden das Wort Arbeiter und Eigenthumsräuber gleichbedeutend geworden, es hätte Mancher die Partei der Arbeiter ergriffen, der jetzt an ihrer Vernichtung ſich betheiligt, und die Republik hätte nicht wenig Wochen nach ihrer Geburt ſchon einen militairiſchen Vormund erhalten. Wer es in Frankreich mit den Arbeitern wohl meinte, der mußte vor Allem dafür ſorgen, daß die Republik

1) dem Arbeitsunfähigen die Exiſtenz durch Verſorgung auf Staatskoſten,
2) dem Arbeitloſen die Exiſtenz durch Arbeitlieferung,
3) allen Staatsbürgern die Befähigung zum Arbeiten, nämlich die Ausbildung der angeborenen Fähigkeiten durch unentgeltlichen Unterricht, verfaſſungsmäßig garantirte,

4) die Aufbringung der Staatslaſten den Unbemittelten gänzlich abnahm — (die Abſchaffung alles Zenſus natürlich vorausgeſetzt).

Dieſe Garantie und Erleichterung (der vorgelegte Verfaſſungsentwurf enthält ſie ſchon großen Theils) konnte die „brüderliche“ Republik nicht von der Hand weiſen, ohne daß die Nationalverſammlung ſich offen als Feindinn der „arbeitenden Klaſſen“ und unbemittelten Staatsbürger erklärte. Hätte ſie dieß gethan, ſo war ſie in einer Weiſe kompromittirt, daß eine Arbeiterrevolution nicht bloß berechtigt, ſondern auch ſiegreich ſein mußte; gab ſie aber jene Garantien, ſo hatten die Arbeiter einen Boden unter den Füßen, auf welchem ſie mehr erreichen konnten als durch voreilige Blanqui'ſche Experimente *).

Und was denkt man in dieſer Beziehung in Teutſchland? Glaubt man nicht, daß unſre Kommuniſten nach Erringung der Republik wieder die Trommel rühren würden, um das mühſam Errungene durch künſtliche Verwirrung zu gefährden? Wer ſie näher kennt, wird keinen Augenblick im Zweifel ſein. Auch iſt es gewiß, daß die Maſſen, wenn man ſie in der Schule der Kommuniſten läßt, ſpäter jedem fürſtlichen Spekulanten bei der erſten, beſten Gelegenheit für ein Trinkgeld und lockende Verſprechungen wieder zugänglich ſein würden. (Herr Weitling, der Freund und Reiſegefährte des Herrn Dowiat, dozirt

*) Ich weiß ſehr gut, daß in Frankreich die Revolution noch viel nachzuholen hatte, um eine gründliche Durchführung von Sozialreformen möglich zu machen (ſiehe in dieſer Beziehung u. A.: Plan zur Revolutionirung und Republikaniſirung Teutſchlands, von G. Struve und K. Heinzen); aber nachdem ſie dem Volk ſo viel Mittel in die Hand gegeben, um ſich nach und nach ſicher zu helfen, war es ein Wahnſinn, durch einen improviſirten Schlag Alles wieder auf das Spiel zu ſetzen ohne die Ausſicht, etwas Rechtes zu erlangen.

ſchon jetzt ganz offen, daß die Frage nach Königthum oder Republik eine völlig gleichgültige ſei). Man geht nicht zu weit, wenn man die Kommuniſten gradezu als Alliirte der Royaliſten anſieht. Verſäumen wir daher nicht, ſie bei Zeiten unſchädlich zu machen. Zugleich aber ſei man darauf bedacht, den zahlloſen, von ihnen mißleiteten Arbeitern vernünftige und praktiſche Anſichten vom Staat beizubringen und ſie zu überzeugen, daß die Republik und nur die Republik die Wahrerinn aller gerechten Anſprüche iſt.

Auf, ihr Arbeiter, verlaßt die Hörſäle der Kommuniſten und ſchließt euch ehrlichen und ehrenhaften Republikanern an! Die wahren Republikaner ſind eure beſten Freunde, die wahren Kommuniſten, bei Licht beſehen, eure ſchlimmſten Feinde.

Bern, den 20. Juli 1848.

Ammann, Fr. S., Oeffnet die Augen, ihr Klösterver-
theidiger! oder: Blicke in die Abgründe mönchischer
Verdorbenheit. Erlebnisse aus seiner klösterlichen Lauf-
bahn. 4te Aufl. 1841. 10 sgr. 30 kr.

— — Schweizervolk, erkenne deine lügnerischen Mönche!
oder: die Verfasser der Schrift „die aargauischen Klöster
und ihre Ankläger" als schamlose Lügner und Heuchler
öffentlich hingestellt. 10 sgr. 30 kr.

— — Die Teufelsbeschwörungen, Geisterbannereien,
Weihungen und Zaubereien der Kapuziner, od.: Dar-
stellung des himmelschreienden Unsinns und Aberglau-
bens, den diese hl. Väter im 19. Jahrhundert zum
Hohne alles gesunden Menschenverstandes, und um
ihre Beutel zu füllen, mit dem Volke treiben. Aus
dem lateinischen Benediktionale gezogen und übersetzt.
7½ sgr. 24 kr.

— — Die Liebschaften des ehrwürdigen Paters J. Ma-
rell, aus der Gesellschaft Jesu; wie sie aus den Ar-
chiven der Provinz des obern Deutschlands in Mün-
chen an's Licht gestellt sind. Zur Beleuchtung des Je-
suitenordens herausgegeben. 5 sgr. 16 kr.

— — Die Befeindung der katholischen Kirche in der
Schweiz, begangen durch Friedrich Hurter, gewesenen
Antistes, deren vorgeblichen Vertheidiger. Aus desse-
ben neulich unter obigem Titel erschienenen Schrift
selbst dargestellt. 20 sgr. 1 fl.

— — Zum Himmel schreiende Geschichte der heil. Päbste,
oder Hauptzüge aus dem schändlichen Leben und Trei-
ben derjenigen, die sich frevelhafter Weise „Statthalter
Gottes auf Erden" nennen. Mit Vignetten. 20 sgr. 1 fl.

— — Die Geldgier des Papstthums und der Hierarchie;
historisch und an den von den Päpsten aufgestellten
Geldtaxen zum Abkauf der Sünden nachgewiesen. Mit
Holzschnitten. 20 sgr. 1 fl.

Fichte, J. G., Beitrag zur Berichtigung der Urtheile
des Publikums über die franz. Revolution. 2 Thle in
1 Bd. br. 1 Rthlr. 15 sgr. 2 fl. 42 kr.

Blik, ein, in den faulen Sumpf des Pietistenthums. Her-
ausgegeben zur Warnung für die „sündige Welt." Eine
wahre Geschichte nebst einem Anhange pietistischer Anek-
doten. 1842. 10 sgr. 30 kr.

Bei **Jenni, Sohn,** in Bern, ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ammann, Fr. S., Oeffnet die Augen, ihr Klöstervertheidiger! oder: Blicke in die Abgründe mönchischer Verderbenheit. Erlebnisse aus seiner klösterlichen Laufbahn. 4te Auflage. 1841. 7 bz. 10 ngr. 30 kr.

Bauer, Ed., der Streit der Kritik mit Kirche u. Staat. br. 40½ bz. 1 Rthlr. 15 ngr. 2 fl. 42 kr.

— — Preßprozeß über den Streit der Kritik, Aktenstücke. 20 bz. 25 ngr. 1 fl. 20 kr.

Börne, Ludw., Menzel der Franzosenfresser. Supplementband zu beiden Ausgaben von Borne's sämmtlichen Werken. br. 15 bz. 20 ngr. 1 fl.

Christenthum, das entdeckte und das unentdeckte in Zürich, und ein Traum. Eine Bagatelle, Auszüge aus der in Zürich konfiszirten Bauer'schen Schrift enthaltend, und dem christlichen Blutschit gewidmet vom Antichrist. 1843. 4 bz. 5 ngr. 16 kr.

Dalei, Benedikt, schwarze Lieder. 1846. (zweite Aufl.) 15 bz. 18¾ ngr. 1 fl.

Fichte, J. G., Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die franz. Revolution. 2 Theile in 1 Bd. br. 40 bz. 1 Rthlr. 15 ngr. 2 fl. 42 kr.

Fournier, Marc, Rußland, Teutschland und Frankreich. Aufschlüsse über die russische Politik. Nach den Notizen eines alten Diplomaten. 1846. 15 bz. 18¾ ngr. 1 fl.

Fromm, L., Ruchlosigkeit der Schrift: „Dies Buch gehört dem König," ein unterthäniger Fingerzeig. br. 6 bz. 7½ ngr. 24 kr.

Fürstenlieder, deutsche, von einem Rheinpreußen. br. 6 bz. 7½ ngr. 24 kr.

Glaßbrenner, Ad., die jüngste Walpurgisnacht. Mit einem Kupfer und allegorischem Umschlag. 8 bz. 10 ngr. 32 kr.

Heinz und Kunz, politisch-sociale Gedichte. br. 15 bz. 20 ngr. 1 fl.

Katzenjammer, der, heilbar! eine frohe Botschaft von 7. — 1842. 6 bz. 7½ ngr. 24 kr.

Kritik der protestantischen Freunde. 4 bz. 5 ngr. 16 kr.

Lieder. Von einem norddeutschen Poeten. 1846. br. (2te Aufl.) 16 bz. 20 ngr. 1 fl.

Pillen, präparirt für deutsche und andere Michel, von W. M. 6 bz. 7½ ngr. 24 kr.

Proudhon, Was ist Eigenthum, oder Untersuchungen über den letzten Grund des Rechts und des Staates überhaupt. Aus dem Französischen, von Fr. Meier. br. 40½ bz. 1 Rthlr. 20 ngr. 3 fl. rh.

Rechte, die, jedes Menschen. br. 15 bz. 20 ngr. 1 fl.

Rothspoon, W. v., Einfälle und Gedichte aus dessen höchstpersönlichen Akten. 20 bz. 25 ngr. 1 fl. 20 kr.

Einige Blicke

auf die

badiſch-pfälziſche Revolution.

Von

K. Heinzen.

Bern.
Gedruckt bei Jenni, Sohn.
1849.

Wer mir noch zuverläßige Mittheilungen im Sinne der vorliegenden Brochüre machen kann, wird ersucht, mir dieſelben baldigſt und auf zuverläßigem Wege durch Vermittlung der Jenni'ſchen Buchhandlung in Bern zukommen zu laſſen.

Der Verfaſſer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Mit Recht werden Diejenigen abgewiesen, welche guten Rath in Fülle post festum zu ertheilen wissen, während sie zur rechten Zeit rathlos waren. Auch verachtet man mit gleichem Rechte jene politischen Schulmeister, die den Leitern eines Unternehmens, nachdem dasselbe verunglückt ist, auf das Angelegentlichste nachzuweisen sich bemühen, wie sie es hätten machen sollen, aber vorher sich jenen Leitern auf das Fügsamste anbequemten.

Ich bin vor dem einen wie vor dem andern dieser Vorwürfe gesichert, denn eines Theils habe ich Alles, was in diesen Blättern zusammengefaßt ist, sowohl mündlich als schriftlich zur rechten Zeit*) und bei jeder Gelegenheit zur Sprache gebracht, anderstheils habe ich mich von der in Baden eingeschlagenen Richtung schon losgesagt, nachdem ich wenige Tage Gelegenheit gehabt, sie zu beobachten.

Es ist in Baden und in der Pfalz viel verloren gegangen, was hätte gerettet werden können; doch noch ist nicht Alles verloren. Vielleicht tragen diese Zeilen Einiges dazu bei, auf den rechten Weg zur Wiedergewinnung des Verlornen hinzuführen.

Beim Beginn einer Revolution gibt es für die Leiter nur eine Wahl: entweder man habe den Muth und die Entschiedenheit, sofort alle zur Durchführung der Bewegung erforderlichen revolutionairen Maßregeln anzuwenden, oder man habe die Ehrlichkeit und Resignation, trotz der Berufung des vertrauenden Volkes sofort seine Unfähigkeit einzugestehen und seine Hände von dem Werke zurückzuziehen. Eine Revolution ohne revolutionaire Mittel, auf „legalem“ Wege und durch halbe Maßregeln einleiten,

---

*) Man vergleiche namentlich die schon im Mai erschienene Flugschrift: „Was ist zu thun?“

heißt sie von vorn herein verrathen und verderben. In Baden aber ist dieß geschehen und deßhalb ist Baden an den Rand des Verderbens gekommen.

Daß Baden sich von vorn herein im Zustand der Revolution befand, darüber konnte nur die größte Kurzsichtigkeit im Zweifel sein. Abgesehen davon, daß im Innern durch Zerbrechung des fürstlichen Soldatenjochs zu Rastatt und zu Karlsruhe die größte revolutionäre That des neuen Teutschlands geschehen war, brachte auch die Koalition des geflohenen Großherzogs mit dem preußischen Absolutismus das Badische Land nach Außen hin sofort in die richtige revolutionaire Stellung. Und diese Stellung war namentlich nach dem Uebergang des Frankfurter Parlaments der Art, daß Baden sich ohne weitere Vorbereitung zum Heerd nicht bloß der badisch-pfälzischen, sondern auch der allgemeinen teutschen Revolution umgestaltete.

Diese große Stellung des kleinen Landes erforderte sofort die geeignete Leitung und die geeigneten Maßregeln nach Innen wie nach Außen, aber die Leitung war und blieb eine kleine, eine bloß badische, und die Maßregeln waren und blieben eher geeignet, dem Feind die Rückkehr vorzubereiten, als sie ihm unmöglich zu machen.

Es soll dieß Alles im Einzelnen nachgewiesen werden.

1. Die Leitung.

Ehe man, wie natürlich, den weitern Verlauf der Bewegung voraussehen konnte, war aus der Offenburger Versammlung ein regierender „Landesausschuß" hervorgegangen, welcher bei seiner Zusammensetzung und der Zahl seiner Mitglieder eher geeignet war, den Willen zu einer allseitig-demokratischen Vertretung des Landes zu bekunden, als eine kräftige und einheitliche Leitung der allgemeinen Angelegenheiten zu sichern.

Man überzeugte sich hiervon auch sehr bald, indem man aus jenem zahlreichen Ausschuß einen aus 5 Mitgliedern bestehenden neuen Ausschuß als provisorische Regierung wählte. Doch auch diese provisorische Regierung wurde bald wieder abgeschafft und machte ein diktatorischen Triumvirat Platz.

Bei diesen verschiedenen Umgestaltungen der obern Leitung blieb man sich in Bezug auf zwei folgenreiche Mängel konsequent:

1) die wahrhaft revolutionairen Elemente wurden möglichst an die Seite geschoben;
2) die Leitung blieb eine exklusiv badische obschon man beim dritten Wort eine allgemeine teutsche Bewegung durchführen zu wollen erklärte.

Derjenige Mann, welchem die Beibehaltung dieser Mängel hauptsächlich zu verdanken ist, indem er seine badische Popularität und advokatische Gewandtheit zu einem seine Kollegen beherrschenden Einfluß zu benutzen wußte, heißt Brentano. Brentano ist in der wichtigen badischen Revolution die Hauptrolle und die Hauptschuld zugefallen.

Was ist Brentano? Der Abstammung nach ist er ein Italiener. Aber was ist er der politischen Gesinnung nach? Man hat ihn bisher für einen Republikaner gehalten, aber die Rolle, die er in der badischen Revolution gegen die Republikaner und für das alte System gespielt, hat seinen Republikanismus in bedenkliche Zweifel stellen müssen. Er hat eine Rolle gespielt, die dem Beurtheiler nur die Wahl läßt, in ihm entweder den beschränktesten politischen Kopf oder den durchtriebensten Verräther der Revolution zu erblicken. Seine Beschränktheit in Bezug auf politische Ideen und politische Umschau ist unzweifelhaft; in Bezug auf äußeres Auftreten und advokatische Gewandtheit in der politischen Praxis aber hat er Talent bewiesen. Dieses Talent hat sich namentlich gezeigt durch richtigen Instinkt bei Veranschlagung der konservativen, d. i reaktionären Elemente, auf die er sich stützte, und hierin hat er zugleich seine Verurtheilung als Revolutionair ausgesprochen.

Was die Antezedentien betrifft, so hat Herr Brentano niemals eine entschiedene Gesinnung bekundet und niemals eine entscheidende Handlung begangen, kurz er hat niemals die Brücke zu den konstitutionellen Nichtswürdigkeiten vollständig hinter sich abgebrochen, und ist stets möglich geblieben als Minister à la Römer. Seine Popularität verdankt er nur geringfügigen Leistungen, Umständen und

Zufälligkeiten, namentlich seinen Vertheidigungsreden in politischen Prozessen und den Insolenzen, womit man ihn in der Paulskirche wegen einer Aeußerung über den Prinzen von Preußen beehrte. In Teutschland ist es mehr als in irgend einem andern Lande der Zufall, der populair macht. Der Zufall ist dort im Stande, Verstand, Gesinnung und Verdienst, welche allein zur Popularität verhelfen sollten, auf lange Jahre zu ersetzen. Dieß ist um so gefährlicher, da Leute, welche das Unglück hatten, auf so wohlfeilem Wege Männer des Volkes zu werden, selten Selbsterkenntniß genug besitzen, ihre Fähigkeit und Berechtigung auf das richtige Maß zurückzuführen, sondern in der Regel ihre Ansprüche nicht kleiner bemessen, als ihr Mangel an Verdienst ist. Auch werden solche Männer gemeinlich zu Werkzeugen der Reaktion, indem sie einestheils selten Bedenken tragen, falsche Stellungen anzunehmen, sofern dieselben nur äußere Bedeutung geben; anderntheils aber sich durch ihre falsche Popularität leicht verleiten lassen, den Gang der Zeit beherrschen zu wollen, ohne daß ihr Geist mit derselben Schritt zu halten vermöchte, so daß sie, nothwendig heute oder morgen durch die vorgeschrittene Opposition gedrängt, durch ihre gewaltsam genährte Eitelkeit verführt werden, diese Opposition feindlich zu behandeln, und in dieser Feindseligkeit von einem reaktionairen Schritt zum andern überzugehen. Am wenigsten in revolutionairen Zeiten sollte das Volk sein Schicksal Männern anvertrauen, die um wohlfeilen Preis zur Popularität gelangten, denn sie erliegen der Eitelkeit und dem Ehrgeiz; noch weniger aber solchen, die nicht vollständig die Brücken hinter sich abgebrochen haben, denn sie bieten keine Garantie gegen Vermittlung und Verrath. Man hat Herrn Brentano die Revolution anvertraut, obschon er früher in der Kammer für die Verhaftung Hecker's gestimmt und später im Landesausschuß eine Unterhandlung mit dem Großherzog gewollt hat. Und dieß Vertrauen war eine Dummheit und keine kleine!

War Herr Brentano wirklicher Republikaner, so mußte er als Mitglied der Regierung auch wirklicher Revolutionair sein. Als solcher mußte er aber seine wichtige Stellung benutzen, um die reaktionairen, d. i. antirepublikani-

ſchen Elemente von vorn herein ſyſtematiſch zu verdrängen, und ebenſo ſyſtematiſch mußte er die revolutionairen d. i. republikaniſchen Elemente zur Geltung zu bringen ſuchen. Er that aber das Gegentheil. Er ſah, nachdem im Landesausſchuß die Verhandlung mit dem Großherzog nicht durchgegangen war, ſich im Lande nach den reaktionairen Elementen, namentlich den großherzoglich Geſinnten und den Geldphiliſtern um, machte nach dieſen ſeine politiſchen Berechnungen bei der Fortführung der Bewegung, oder ſtützte ſich geradezu auf ſie beim Antagonismus gegen die Forderungen der Revolutionaire. Am 6. Juni, als dem „Klub des entſchiedenen Fortſchrittes," der nichts Anderes wollte, als ehrliche und kräftige Durchführung der begonnenen Revolution, auf die geſtellten Foderungen geantwortet werden ſollte, ſtützte ſich Brentano auf die Bajonette der Karlsruher Bürgerwehr, derſelben durch und durch reaktionairen Bürgerwehr, auf welche ſich auch der deſertirte Großherzog, Herr Beck, Herr Mathy u. ſ. w. geſtützt hatten. Herr Brentano hatte den Republikanern gegenüber die Rolle des Mathy übernommen, ja er war mehr als Mathy geworden, denn nur der Mangel an Muth verhütete es, daß dem Herrn Brentano zu lieb an jenem Tage in Karlsruhe, wo Kanonen und Flinten die Politik der „Mäßigung" vertraten, alle entſchiedenen Republikaner durch fanatiſirte Hoflakaien und Stockbadenſer nicht bloß verhaftet, ſondern auch maſſakrirt wurden. Und als ſpäter dieſe Hoflakaien entwaffnet werden ſollten, war es Herr Brentano, der ſich mit Händen und Füßen dagegen ſträubte, denn er fürchtete, ſeine treueſte Leibgarde zu verlieren.

Ein bekanntes Sprichwort heißt: „Sage mir, mit wem du umgehſt, und ich werde dir ſagen, wer du biſt." Dieß Sprichwort läßt ſich in politiſchen Dingen ganz zutreffend alſo parodiren: „Sage mir, auf wen du dich ſtützeſt, und ich werde dir ſagen, was du willſt." Diejenigen, auf welche ſich Herr Brentano bisher eigentlich geſtützt, oder die er am meiſten geſchont hat, waren die Reaktionaire, die Geldleute und die erkluſiven Badenſer, vielleicht auch die — Pfaffen. Ganz folgerichtig ging er in dieſem Sinne auch bei der Wahl ſeiner Beamten zu Werke. Zum Kriegsminiſter — einer der wichtigſten Poſten in dieſer Zeit, — und militairiſchen

rechten Arm nahm er einen gänzlich unfähigen Menschen, der aber von der einen Seite gut herzoglich gesinnt war, indem er sich nicht schente, kürzlich zu Karlsruhe sogar an offener Wirthstafel zu äußern: „wenn der Großherzog zurückkehrt, soll er wissen, wer ihm Alles so schön in Ordnung gehalten" — und der von der andern Seite das erforderliche Quantum beschränkten Exklusivismus besaß, indem er u. A. an nicht badische Offiziere die absurde Anfoderung machte, sie sollten vor der Annahme beweisen, daß sie „Außerordentliches zu leisten," z. B. etwa, wie Herr Bügeaud, mit „vier Mann und einem Korporal" gegen den Feind zu marschiren oder mit Schlüsselbüchsen Landau zu nehmen vermögten. Von diesem Kriegsminister, Namens Meyerhofer, später mehr.

Als Herr Brentano Diktator wurde, sorgte er dafür, daß ihm die Wahl der Minister zufiel. Und welche Minister hat er gewählt? Nur Männer, von denen mindestens behauptet werden muß, daß ihre republikanische Gesinnung und Charakterfestigkeit sich nicht in einem Grade bewährt hatten, daß man sie zur rücksichtslosen Durchführung einer Revolution für geeignet halten konnte. Auch für den erforderlichen Zusatz von Frömm'gkeit hat er gesorgt, denn einer der Minister soll mehr Christlichkeit besitzen, als für einen revolutionairen Christen gut ist. Herr Brentano selbst soll sehr fromm-katholisch sein, was bemerkenswerth genug ist. „Sage mir, welche Minister du willst, und ich werde dir sagen, wo deine Regierung hinaus-will." Das gilt nicht bloß von dem Reichsverweser und Ludwig Napoleon, sondern auch von dem Herrn Brentano. Herr Brentano vertritt im günstigsten Fall mit seinem Ministerium die sogenannten „Bourgeois," für welche sich zu opfern, keinem wahren Revolutionskämpfer eingefallen ist.

Der Wahl der Gehülfen, die sich Herr Brentano zugesellte, entsprach auf der andern Seite die Entfernung Derer, welche er nicht zu Gehülfen wollte. Unter den Badensern waren dieß namentlich Blind und Struve, denen weder an Talent, noch an Charakter, noch an radikaler Gesinnung ein mir bekannter Badenser vorangeht. Des kecken Blind entledigte man sich durch eine Sendung nach Paris, und den trefflichen Struve beseitigte man einstweilen durch

Verläumdungen, indem man ihn zum Schreckbild der Besitzenden und Ordnungsliebenden, zum Anführer von Mordbrennern und Banditen zu machen suchte. Fürchtete man, Blind und Struve würden für den Augenblick zu weit gehen oder vorläufig unausführbare Foderungen stellen, so war es Schuldigkeit und einem ehrlichen Republikaner sehr leicht, sich mit ihnen gütlich auseinander zu setzen, denn es war ihnen, wie allen rechtschaffenen Republikanern, nur um Garantien für das Gelingen der Revolution zu thun; aber man suchte in ihnen die prinzipiellen Gegner zu entfernen, ja man that dieß mit Ostentation, um sich ein Bildchen bei den „Gemäßigten" zu verdienen, und dieß ist es, wodurch man sich verurtheilte.

Sei es Zufall oder Absicht, genug, neben Struve und Blind wurden auch alle Andern entfernt, die Herrn Brentano durch entschiedenes Entgegentreten in ein anderes Geleise hätten drängen können. Siegel trat aus der Regierung auf das Schlachtfeld und Fickler vertauschte Karlsruhe mit dem Hohenasberg. So war denn Herr Brentano ziemlich unumschränkter Herr, denn es ist nicht bekannt geworden, daß einer seiner andern Kollegen um den Preis der Verfeindung mit ihm etwas Entscheidendes durchzusetzen gesucht hätte.

Wenn in einer Politik keine Logik ist, so fehlt es ihr entweder an Verstand oder an Ehrlichkeit. Die Politik des Herrn Brentano war von Anfang an durch und durch unlogisch. Man schloß mit der Pfalz eine militairische Union und ließ sie militairisch ganz im Stich; man wollte Revolution machen und hielt mit verzweifelter Aengstlichkeit am gesetzlichen Wege fest; man wollte die Republik vorbereiten und schonte alle großherzoglichen Elemente; man wollte die Reaktion vernichten und gab den reaktionairen Verräthern sogar die Freiheit wieder, wenn man sie in Händen hatte; man wollte eine allgemeine teutsche Revolution vertreten und stellte an ihre Spitze nur — badische Köpfe.

Wir kommen hiermit auf den zweiten Hauptpunkt.

Da Baden zufällig zunächst das Terrain, die materiellen Mittel und die größte Zahl Arme zur Organisirung und Durchführung der teutschen Revolution darbot, war

es allerdings natürlich, daß ſich auch die Badenſer, denen es ohnehin hier und da nicht an partikulariſtiſchem Geiſte fehlt, zunächſt für berufen hielten, die Leitung in die Hand zu nehmen. Allein es war eine Beſchränktheit oder ein Verrath, hierbei exkluſiv zu verfahren. Schon der Umſtand, daß kein einziger Kopf von allgemeiner Bedeutung badiſcher Seits an die Spitze geliefert wurde, mußte in einer ſo wichtigen Sache das Bedürfniß hervorrufen, ſich anderwärts nach leitenden Häuptern umzuſehen. Dann aber war leicht zu berechnen, daß die badiſche Revolution im übrigen Deutſchland nicht die gewünſchte Sympathie hervorrufen konnte, wenn ſich das übrige Teutſchland nicht bei der obern Leitung vertreten, ſondern immer nur Größen des Kantons Baden vor ſich ſah. Ferner aber machte auch die große Zahl und qualitative Geltung nichtbadiſcher Zuzügler, welche ihr Leben nicht einer partikulariſtiſchen Leitung zur Verfügung zu ſtellen geſinnt ſein konnten, es zur Pflicht, denſelben in der Zuziehung allgemein anerkannter nichtbadiſcher Demokraten eine Garantie für die Durchführung einer allgemeinen teutſchen Revolution zu geben. Was den Umſtand betrifft, daß vorläufig Baden allein das Terrain und die materiellen Mittel lieferte, ſo konnte hieraus weder ein Recht noch ein Intereſſe für Baden hervorgehen, die allgemeine Sache bloß durch badiſche Kräfte zu leiten, denn nur in der Ausbreitung der Revolution über die Grenzen Badens hinaus konnte dieſes eine Gewährſchaft dafür finden, daß ſeine Mittel nicht völlig umſonſt hergegeben wurden; bei jener Ausbreitung aber mußte auch die exkluſiv-badiſche Leitung von ſelbſt aufhören, und es mußte daher für eine zeitige Erweiterung des leitenden Kollegiums eine umſichtige Politik von vorn herein beſorgt ſein. Ueberdieß mußte man darauf rechnen, daß, wenn die Revolution auch im übrigen Teutſchland ſiegreiche Fortſchritte machte, Baden für die dargebrachten Opfer reichlich würde entſchädigt werden.

Trotz allen dieſen auf der Hand liegenden Gründen war Herr Brentano von vorn herein auf das Eiferſüchtigſte und mit dem beſten Erfolge bemüht, Nichtbadenſer, namentlich wenn ſie Verſtand hatten und vor der Umkehr geſicherte Republikaner waren, von aller entſcheidenden Einwirkung

auf den Gang der Dinge fern zu halten. Man ließ sie nur als Militairs zu, weil sie als solche unentbehrlich waren und zugleich als Werkzeuge angesehen wurden. Vor dem Geist hatte man in Karlsruhe einen wahren Horror, und da selbst der badische Ursprung den Geist nicht in Kredit bringen konnte, wie hätte ein auswärtiger Geist vor dem Genius eines Brentano Gnade gefunden? Höchstens konnten solche Männer, die durch die Frankfurter Kollegenschaft einige Ansprüche auf Zulassung, und als Mitglieder der Paulskirchenversammlung eine vor direkter Zurückweisung sichernde Autorität hatten, sich Hoffnung machen, in der Residenz Karlsruhe wenigstens eine Meinung an den Mann bringen zu dürfen. Aber auch diesen gegenüber ging man mit besonderer Berechnung zu Werke. Herrn Raveaux benutzte man ganz pfiffig und wählte ihn sogar in die Regierung, weil er den Nichtrepublikanern keinen Schrecken einflößte, eine mit dem Wohlwollen der Philister nicht kollidirende Popularität besaß und die Stelle als Regierungsmitglied nicht annehmen konnte, da er zur Zeit in Stuttgart fungirte. Andere hörte man gelegentlich an mit dem Vorbehalt, ihren Rath nicht zu befolgen, oder man gab ihnen Funktionen, worin man sich ihrer für versichert halten konnte.

Wieder Andere suchte man durch Aufträge zu entfernen, und dann ließ man die Aufträge fallen. So wurde eines der ausgezeichnetsten Mitglieder der Frankfurter äußersten Linken nach Kaiserslautern gesandt mit dem Auftrag, die politische Vereinigung der Pfalz mit Baden in's Reine zu bringen. Dem Beauftragten gelang es, die Grundlagen dieser Vereinigung so weit festzustellen, daß dieselbe nur noch des Schlußaktes in Karlsruhe bedurfte. Als er aber nach Karlsruhe zurückkehrte, wurde er faktisch desavouirt und Herr Brentano ließ die Vereinigung auf sich beruhen.

Als in Baden eine konstituirende Versammlung berufen werden sollte, wurde beantragt, daß jeder Teutsche wählbar sein solle. Herr Brentano setzte die Verwerfung dieses Antrages durch, so daß die Wahl nur auf Badenser beschränkt blieb. Ebenso wurde der Vorschlag, Demokraten, die sich Verdienste um die Freiheit erworben, durch

Verleihung des badischen Bürgerrechts wählbar zu machen, von der Hand gewiesen, indem man sich auf die vergessenen und in diesem Falle völlig unbrauchbaren „Grundrechte" berief. Herr Brentano war also auch von Seiten der „konstituirenden Versammlung" vor jeder Konkurrenz von Politikern gesichert, die ihn aus seiner reaktionairen badischen Kantonalpolitik hinaustreiben konnten.

Obschon man von der einen Seite das spezifische Badenserthum für die konstituirende Versammlung zum Grundsatz machte, dekretirte man auf der andern, daß in dieselbe Versammlung für Baden alle der badischen Revolution beitretende Länder Deputirte wählen dürfen. Man machte also das Badenserthum zur Grundlage, um hierauf das Teutschthum zu basiren. Mit solcher Logik vertritt Herr Brentano die allgemeine teutsche Revolution.

Die Frage, ob es an der Zeit war, eine konstituirende Versammlung zu berufen, möge auf sich beruhen bleiben. So viel ist aber sicher, daß man weder in ihr, noch in der Regierung exklusiv verfahren durfte, wenn man darüber im Reinen war, daß Baden die teutsche Revolution vertreten sollte, und wenn man Willens war, diese Revolution durchzuführen. Das Wenigste, was geschehen mußte, war die Zuziehung eines Kollegiums nichtbadischer Demokraten, welches als eine Art Staatsrath auf die Regierung einwirkte. Aus diesem Kollegium konnten die Gesandten, konnten Minister, konnten Regierungsmitglieder, konnten bei weitern Fortschritten der Revolution deren Kommissarien gewählt werden. Hätte man eine solche Einrichtung geschaffen, so erhielten die reichen Kräfte, welche aus allen Theilen Teutschlands sich in Baden einfanden, geeignete Verwendung, und so mancher nicht wieder gut zu machende Mißgriff wurde verhütet. Aber — dann wäre auch der beschränkte Herr Brentano nicht allmächtiger Diktator geworden, und das Spießbürgerthum und einige andere Potenzen hätten nicht ihre Rechnung gefunden.

Und die Schwarzröcke?

Was Herr Brentano eigentlich wollte, würde vollständig schon klar geworden sein, wenn nicht der nothwendige Gegensatz zum Preußenthum ihm den Schein des

Revolutionairs bewahrt und ihn nach und nach in eine Stellung gedrängt hätte, worin er auch nach Innen die konservative Politik nicht immer beibehalten konnte. Wäre statt Preußens Oesterreich oder Baiern in Baden eingerückt, so würden, davon sind wir überzeugt, auch bei Brentano's blindesten Anhängern keine Zweifel mehr über seine Richtung bestehen.

2. Der Terrorismus.

Kossuth verdient nicht bloß deshalb vielleicht der größte Mann seiner Zeit genannt zu werden, weil er ein genialer Geist, ein seltner Redner, ein ausgezeichneter Schriftsteller und ein produktiver Staatsmann ist, sondern namentlich deshalb, weil er sofort den Muth und die Energie hatte, allen schwächlichen Bedenken gewöhnlicher Politiker zum Trotz den Terrorismus zum Schirmer und Exekutor der Revolution zu machen. Nächst Kossuths Geist ist es Kossuths Terrorismus, der Ungarn gerettet hat, und der Terrorist Kossuth g'lt bei allen Demokraten als ein edler Mann, als ein „Messias".

Baden befand sich in einer ganz ähnlichen Lage wie Ungarn: im Innern durch Verrath, von Außen durch einen übermächtigen Feind bedroht. Ja Baden befand sich in einer noch weit kritischeren Lage, indem die Verräther nicht blos nach Außen konspirirten, sondern auch im Innern eine Reaktion herbeizuführen suchten, die in Ungarn zur Zeit keiner Partei nächstes Bedürfniß war. Baden mußte daher um so eher den Terrorismus in Wirksamkeit setzen zur Unschädlichmachung aller Elemente, welche die Revolution nach Innen und Außen zu gefährden drohten. Und Baden konnte terrorisiren, denn es erhielt in zahlreichen Freischaaren hinreichende Exekutionstruppen, auf die es sich bei allen Maßregeln der Entschiedenheit verlassen konnte.

Aber die Brentano'sche Politik, die Politik der Beschränktheit oder des Verraths, wollte die Revolution trotz allen in Teutschland schon gemachten Erfahrungen nicht bloß auf „legalem", sondern auch auf „humanem" Wege durchführen. Die geflohenen Officiere, die man als Deserteurs und Volkemörder mit Kriegsgesetz und Strang

hätte verfolgen sollen, wurden — es klingt unglaublich — gütlich eingeladen zurückzukehren und ihren Posten wieder einzunehmen zur Theilnahme am Kampf für — die Freiheit. Diejenigen, die von ihren eigenen Soldaten gefangen wurden und die man als Verräther bestrafen oder als Geisseln einsperren mußte, ließ man wieder laufen, damit sie in den Reihen der Preußen das Badische Volk bekämpfen konnten. Die Beamtenstuben, aus denen man von oben bis unten den reaktionären Mist total ausfegen mußte, ließ man gefüllt mit Verräthern des Volks und noch jetzt wimmelt es in Baden sogar von Ministerialräthen, Postdirektoren, Zollinspektoren, Gerichtsbeamten, Bürgermeistern und andern einflußreichen „Staatsdienern", die in ihrer Stellung den Ruin der Revolution abwarten und schon auf passivem Wege bestens befördern. Diese Milde gegen die Reaktionaire mußte um so mehr auffallen, da man, wie wir oben gesehen, gegen die Revolutionäre beim geringsten Anlaß Bajonnete und Kanonen in's Feld führte.

Jüngst hörte ich einen Freischärler sagen: Die teutschen Revolutionaire gleichen den bedenklichen Patienten, die ein Brechpulver nehmen sollen. Statt herzhaft das ganze Pulver zu nehmen und sich in fünf Minuten zu erleichtern, nehmen sie es nur halb, kommen nicht zum Brechen und verlängern ihr Unwohlsein Tage lang, bis sie zuletzt, total herabgekommen, dennoch das ganze Pulver verschlucken müssen. Diesen treffenden Vergleich würde man auch auf Herrn Brentano anwenden können, wenn Herr Brentano nicht am 6ten Juni gegen die Republikaner Kanonen hätte auffahren lassen. Aber nachdem er diese Probe von Terrorismus abgelegt, haben wir gelernt hinter seiner Schonung der Reaktionaire andre Motive zu suchen als die des Patienten mit dem Brechpulver. Daß Herr Brentano kein Kossuth ist, ließe sich verzeihen, wenn er nicht den Kossuths den Weg verträte; aber daß er den Henker gegen die Republikaner gespielt hat, wird ihm nicht verziehen werden.

3. Geld.

So wie von der einen Seite zur Unschädlichmachung der Reaktionaire und Verräther, so mußte der Terrorismus

von der andern Seite zur Herbeiſchaffung der nöthigen Mittel dienen, ohne welche die Revolution unmöglich iſt. Entweder verzichte man von vorn herein auf die Revolution, oder man ſchaffe ihr die nöthigen Mittel um jeden Preis. Die badiſche Revolution, welche nur Ausſicht und Werth hatte, wenn ſie eine allgemeine teutſche Revolution wurde, mußte gleich von vorn herein auf die großartigſte Eröffnung von Hülfsquellen bedacht ſein. Und ſie hatte dieſe Hülfsquellen. Sie hatte ein Paarhundert Millionen Staatsgüter, ein Paarhundert Millionen Kirchengüter und das Vermögen einer reichen Reaktion zur Verfügung. Und wie hat die Brentano'ſche Politik ihre Hülfsquellen benutzt? Sie hat die teutſche Revolution mit den Hülfsmitteln des badiſchen Büdgets zu machen geſucht, um den Philiſtern ihre Sparſamkeit vorrühmen zu können, und endlich ſich mit Angſt und Sträuben zu einem Angriff auf die bald erſchöpfte Amortiſationskaſſe entſchloſſen. Das war Alles. Mit einem Zwangsanleihen, das ſogar die rheinpfälziſche Regierung von ſich aus zu machen den Muth hatte, mußte die badiſche erſt auf die konſtituirende Verſammlung warten, bis die Revolution ſchon begann banquerott zu werden. Die Emiſſion von Papiergeld, die gleich am erſten Tag nach dem Ausbruch der Revolution verbreitet werden mußte, hielt man unter allerlei Vorwänden hin. Das baare Geld, das man Zwangsweiſe durch Staatsbons einwechſeln mußte, um es nach Außen hin verwenden zu können, während im Innern das Papiergeld am Platz war, ließ man durch die Reaktionaire Karrenweiſe aus dem Lande führen, ſo daß es in der Schweiz den Banquiers ſogar gegen ein Prozent Verwahrungskoſten übergeben wurde. An Abweſenheitsſteuern dachte man nicht. Die Millionen, welche in überflüſſigen Kirchenſchätzen ſteckten, nur anzutaſten, fiel Niemandem ein, denn das Wohl Teutſchlands galt weniger als das Geſchrei einiger Pfaffen. Die leicht zu verwerthenden Gegenſtände, welche der deſertirte Großherzog zurückgelaſſen (es ſollen allein für einige 100,000 Gulden Wein in ſeinem Keller gelegen haben), wurden wie Heiligthümer geſchont und verwahrt. Und warum das Alles? Der Vorwand war: „Das Eigenthum iſt unverletzlich". Es lebe das geſtohlene Eigenthum und die Revolution gehe zu Grunde!

Das arme ehrliche Volk dagegen ließ man beisteuern nach Kräften. Das Volk, das treffliche, betrogene Volk zeigte sich in seiner ganzen Größe, es gab nicht bloß seine Söhne, sondern auch seine letzten Mittel freiwillig hin. Als man zu freiwilligen Gaben aufforderte, brachte das arme Volk ganze Magazine von Lebensmitteln aller Art in wenig Tagen zusammen, während die reichen Reaktionäre unangefochten Champagner tranken auf den Untergang der Revolution, oder durch die Kleinheit ihrer Gaben — freiwillige Gaben von der Reaktion! — die Volkssache verhöhnten. Auf der Insel Mainau im Bodensee lebt eine frühere Maitresse eines verstorbenen Großherzogs, ein Weib, das zehn Millionen gestohlenes Volkseigenthum besitzen soll. Und dieß Weib fand die Sammler mit 30 Gulden ab! Ein reicher Baron der Nachbargegend gab 6 Gulden. Eine reiche Reaktionairin war ehrlich genug gar Nichts zu geben. Aus den Kellern der Markgrafen wurden ungestört ungeheure Vorräthe werthvoller Weine in der Eile verkauft, damit sie nicht von der Armee in Anspruch genommen würden. Der Fürst von Fürstenberg ging ruhig außer Landes und man nahm weder seine Gewehrsammlung noch seine Reichthümer in Anspruch. Die armen Bauern und Städter aber ließ man ihr Letztes hergeben, denn Herr Brentano ist zu demokratisch, um den Ueberfluß der Reichen und Fürsten in Anspruch zu nehmen. So schafft die Brentano'sche Politik die Mittel zur Revolution! Und dieser Brentano, der den Muth hatte, das von der Fürstenpartei dem Volk gestohlene „Eigenthum" für unverletzlich zu erklären, hatte nicht den Muth, von sich aus dem armen Volk die mittelalterlichen Zehnten, Gülten u. s. w. abzunehmen, sondern mußte diese Angelegenheit erst vor die konstituirende Versammlung bringen, welche wahrscheinlich ein kürzeres Leben haben wird als die Gülten und Zehnten. Dieser Umstand ist für Herrn Brentano so bezeichnend wie möglich.

4. Ausbreitung der Revolution und auswärtige Verbindungen.

Jeder Politiker, dessen Gesichtskreis nicht durch seine vier Pfähle begränzt war, mußte nach dem Ausbruch der badischen Revolution sofort alle Konsequenzen der Stellung voraussehen, welche die Feinde der Revolution gegen sie einnahmen. Er mußte mit voller Gewißheit auf die Stürme rechnen, welche von allen Seiten gegen sie anziehen würden, und er mußte diesen Stürmen gegenüber namentlich dreierlei sofort ins Werk richten:

1) Rüstung der Militairmacht nicht bloß zum Zweck der Vertheidigung, sondern auch zum Zweck der bewaffneten Propaganda,
2) Beschäftigung oder Lähmung des auswärtigen Feindes in dessen eignem Lande durch Begünstigung von Unruhen und Propaganda aller Art,
3) Anknüpfung mit allen auswärtigen Mächten und Personen, welche bei dem Fortschritt der Revolution interessirt oder zur Unterstützung derselben geneigt sein konnten.

Was den ersten Punkt betrifft, so wird jeder Augenzeuge anerkennen, daß bei der Aufstellung der Armee eine bewundernswerthe Thätigkeit entwickelt worden ist, wenn auch bei der Wahl der leitenden Personen und der Organisation der Militairbehörden große Fehler begangen wurden. Aber bei der Verwendung der Militairmacht hat man gar keinen revolutionairen Plan befolgt, man würde sonst nicht die Pfalz preisgegeben haben, wovon in einem besondern Kapitel die Rede sein wird, und, statt vor vollbrachter Deckung der Flanken nach Hessen hin zu operiren, die Revolution zunächst in das damals sehr empfängliche Würtemberg getragen haben. Erst nachdem die Pfalz gesichert und Würtemberg gewonnen war, durfte die Offensive nach dem Main hin ergriffen werden.

In Bezug auf den zweiten Punkt hat man sich fast allein auf schlecht stylisirte Regierungsproklamationen beschränkt, die zur Zeit täglich die Karlsruher Zeitung füllten. Man mußte das Geld hunderttausendweise in's Aus-

land werfen, um Flugblätter zu verbreiten, um Emissäre zu unterhalten, um auf die Journalistik einzuwirken, um Soldaten zu gewinnen oder Unruhen anzuzetteln. Man mußte in allen Revolutionsgeschäften seine Fonds, in allen Unternehmungen gegen die Reaktion seine Hand haben. Man mußte in Italien wie in Tyrol, in Baiern wie in Würtemberg, in Hessen wie in Preußen, in Schleswig wie in Hannover seine Agenten haben. Vielleicht erlebte man dann auch nicht das empörende Schauspiel, daß, während Baden sich für ganz Teutschland schlug, ganz Teutschland gegen Baden gleichgültig blieb. Aber sich einen so weiten politischen Horizont zu ziehen, durfte man Staatsmännern à la Brentano nicht zumuthen. Die leitenden Köpfe in Baden waren so eng wie das Bädget und es fiel ihnen nicht ein, daß hinter der badischen Grenze auch ein Terrain war, auf welchem der Saame der Revolution ausgestreut werden mußte. Baden war ja Teutschland; wozu sich die Mühe nehmen, auf nicht badischem Terrain zu operiren? Man hatte fast alle revolutionaire Kräfte Teutschlands zur Verfügung: Redner für Volksversammlungen, Literaten, Deputirte, Geschäftsleute, kurz Revolutionaire aller Art, die man nach allen Seiten hin verwenden konnte. Aber man sah in diesen Kräften eher Feinde als Gehülfen. Wer selbst keinen Geist hat, weiß auch mit dem Geist Anderer nichts zu machen.

Dieselbe Beschränktheit legte man an den Tag in Bezug auf die offiziellen Verbindungen mit dem Ausland. Nach Paris schickte man zwar, durch die entgegenkommenden Sympathien der Montogne veranlaßt, einen Gesandten, aber damit hatte man sich auch erschöpft. Die benachbarte, so wichtige Schweiz ließ man bloß flüchtig durch einen mit den dortigen Personen und Zuständen völlig Unbekannten ohne hinreichenden Zweck und vernünftige Vollmacht bereisen; aber einen Gesandten nach Bern zu schicken kam Herrn Brentano nicht bei, obschon das entfernte Rom und Ungarn die Wichtigkeit einer solchen Sendung sogar für ihre Angelegenheiten sofort erkannt haben. Ob Herr Brentano bei der Vernachlässigung der Schweiz besondre Absichten hatte oder bloß aus Beschränktheit handelte, mögen Diejenigen untersuchen, die ihm näher ge-

ſtanden. Ein höchſt auffallender Umſtand iſt jene Vernachläſſigung jeden Falls.

Wer übrigens als Vertreter einer allgemein teutſchen Revolution die benachbarte Schweiz vernachläſſigte, erregt keine Verwunderung darüber, daß er nicht in der Vorausſicht möglicher Ereigniſſe darauf bedacht war, mit Italien und Ungarn Verbindungen anzuknüpfen. Vielleicht würde Herr Brentano das Eine oder Andre gethan haben, wenn er voraus gewußt hätte, daß man in Paris ſeine Geſandten arretiren und dadurch ſeinen durch die Pariſer Miſſion völlig in Anſpruch genommenen auswärtigen Blick nach andern Seiten hin entfeſſeln werde. Und vielleicht kommt Herr Brentano, wenn Baden durch das Ausland verſchlungen ſein wird, ſogar auf den Einfall, daß man das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten gehörig unterſtützen müſſe, woran er früher vielleicht aus dem Grunde nicht gedacht hat, weil er überhaupt an die Hauptſachen nicht denkt, die auswärtigen Angelegenheiten aber für das kleine Baden die Hauptſache ſind.

5. Die Pfalz.

Der Anſchluß der Pfalz an Baden war zur Sicherung der Revolution eben ſo nothwendig wie er der geographiſchen Lage und der politiſchen Verwandtſchaft wegen natürlich war. Wäre die Pfalz nicht im Revolutionszuſtand geweſen, Baden hätte ſeine ganze Kraft aufbieten müſſen, ſie zu revolutioniren. So wichtig war die Pfalz für Baden und die teutſche Revolution. Und dieſe wichtige Pfalz, die Baden von ſelbſt zufiel, die ſich ihm an den Hals warf, die der Feind ihm beinah ſechs Wochen lang zur Bearbeitung und Sicherung überließ, dieſe wichtige Pfalz hat die badiſche Regierung ſo gut wie gar nicht unterſtützt, hat ſie — preisgegeben.

War das Dummheit, ſo mußte man die Dummheit ſo ſchnell als möglich von ihrem Poſten entfernen; war es Verrath, ſo mußte man des Exempels wegen nach dem erſten beſten Strick greifen.

Das Schickſal der Pfalz und ſomit Badens und ſomit der teutſchen Revolution hing an der Feſtung Lan-

dau. War die Feſtung Landau genommen, ſo hatte die Pfalz zunächſt dasjenige, woran es ihr faſt gänzlich gebrach, nämlich Flinten und Kanonen. Sie konnte ihr ganzes Bergvolk bewaffnen, konnte wahrſcheinlich alle ihre Zugänge durch Kanonen ſperren. Ferner erlangte ſie eine feſte, dominirende Poſition in dem coalitionsfreien Hochlande und überdieß machten die Hülfsmittel Landau's die Einnahme Germersheims möglich. War aber auch Germersheim gefallen, ſo hätten ſchwerlich 100,000 Preußen hingereicht, die Pfalz in dieſem Sommer zu nehmen, da man ſie von Baden und von den Bergen der Pfalz aus zu gleicher Zeit beſchäftigen und bedrohen konnte.

Das Alles war Jedem, der geſunden Menſchenverſtand beſaß, ſofort klar, wenn er nur den oberflächlichſten Begriff vom Kriegsweſen hatte. Noch klarer aber mußte es Jedem ſein, daß, wenn man den Preußen Zeit ließ, Landau und Germersheim zu entſetzen, ihnen dann mittelſt der Germersheimer Brücke der Weg in das Herz Badens geöffnet und die Abſchneidung der Neckararmee ein Leichtes war. Und dieß Alles iſt in Karlsruhe bei jeder Gelegenheit hervorgehoben und Landau iſt bei jeder Gelegenheit zum ceterum censeo gemacht und die Herren in Karlsruhe ſind Wochen lang von der Pfalz um Unterſtützung an Geſchütz und Mannſchaft auf das Dringendſte angegangen worden und dennoch hat die badiſche Regierung Landau nicht genommen und die Pfalz im Stich gelaſſen.

Oder war die Einnahme Landau's etwa zu ſchwierig und Baden zu arm an Mitteln, um ſie zu bewerkſtelligen? Der Zuſtand der Feſtung liefert die Antwort. Der größte Theil der Beſatzung war deſertirt oder vom Kommandanten entlaſſen worden, weil er unzuverläſſig war. Die Zernirung durch wenige hundert Mann Freiſchaaren reichte ſchon hin, die Zufuhr faſt ganz zu verhindern. Die Außenwerke waren verlaſſen, ſo daß die Freiſchaaren das Trinkwaſſer abſchneiden und durch Stauungen eines Baches die Keller u. ſ. w. unter Waſſer ſetzen konnten. Krankheiten und Noth drohten die kleine Beſatzung wie die Bürgerſchaft zur Verzweiflung zu bringen. So war der Zuſtand und ſo war er Wochen lang. Es bedurfte bloß einiger Bataillone zur vollſtändigen Zernirung und einiger Mörſer,

womit man bei Nacht ohne Gefahr die Festung in Brand schießen konnte. Die Ermüdung einiger Nächte und der Brand einiger Häuser hätte hingereicht, Besatzung wie Bürgerschaft zur Uebergabe zu zwingen. Das wußte man, das wurde in Karlsruhe geltend gemacht und dennoch schickte man von Karlsruhe weder Militair noch Mörser. Erst als Mieroslawski angekommen war, geschah etwas. Ich eilte nämlich, wenn auch ohne Auftrag, nach Kaiserslautern in dessen Hauptquartier und erwirkte sofort den Befehl zur Absendung des nöthigen Geschützes von Karlsruhe. Die Absendung geschah, aber — mit den Mörsern waren auch die Preußen schon angelangt.

Man sollte in der That glauben, in Karlsruhe sei man eine Militairunion mit der Pfalz bloß deshalb eingegangen, um sie militairisch für den Feind unschädlich zu machen. Das Einzige, was man meines Wissens für die Pfalz that, war, daß man ihr auf langes Bitten ein Dutzend schlechte Kanonen — verkaufte.

Das ganze Unheil, das die badische Armee und die Revolution schon getroffen, ist meiner Ueberzeugung nach dem Preisgeben Landau's und der Pfalz zuzuschreiben. Alles Blut, das schon unnütz vergossen worden, kommt auf Diejenigen, welche Landau und die Pfalz preisgegeben haben. Und Niemand zieht sie zur Rechenschaft?

Wer den Gründen des Preisgebens der Pfalz nachforscht, wird auch sofort an den Verrath bei Philippsburg denken müssen. Bei Philippsburg hatte der alte Obrist Raquilliet das Kommando. Dieser ebenso wachsame wie erfahrene Officier hatte alle Vorsorge gegen einen Uebergang der Preußen getroffen. Aber kurze Zeit vor diesem Uebergang wurde Raquilliet (durch wen, ist mir nicht bekannt) von seinem Posten fort nach Freiburg gesandt und das Kommando Demjenigen übertragen, der von dem Brückenschlagen der Preußen während der Nacht nichts wahrgenommen hat und am andern Tag von seinen eigenen Truppen als Verräther verhaftet worden ist. Wie hängt dieß Alles zusammen? Wer es weiß, der decke es auf!

Zum Schluß dieses Kapitels noch ein Kuriosum. Als ich aus dem Hauptquartier Mieroslawski's, wo ich die erwähnten Mörser ausgewirkt, nach Kaiserslautern zurückkeh-

ren wollte, begegneten mir unterwegs ſchon flüchtige Mitglieder der pfälziſchen Regierung und überraſchten mich mit der Nachricht vom Anmarſch der Preußen. Ich reiste ſofort nach Karlsruhe, traf dort im Pariſer Hof ein Mitglied der Regierung und einen Deputirten zur konſtituirenden Verſammlung, denen ich die erwähnte Nachricht mittheilte, und legte ihnen dringend an's Herz, augenblicklich Sorge dafür zu tragen, daß ſo bald als möglich wenigſtens der auf badiſchem Gebiet liegende Brückenkopf bei Germersheim genommen und die Brücke zerſtört werde. Man nahm ſofort den am Tiſch ſitzenden Kriegsminiſter Meierhofer (der ſich, wie die Zeitungen melden, ſpäter ſo auffallender Weiſe in Karlsruhe von den Preußen verhaften ließ) und den zum Volkswehrkommandanten gemachten Handlungsreiſenden Doll an die Seite und verſicherte mir, Herr Doll werde in der kommenden Nacht den beſagten Brückenkopf nehmen. Herr Doll nahm indeß den Brückenkopf nicht, ſondern der Obriſt Raquilliet erhielt einen von Herrn Brentano, damals Miniſter des Innern oder der Juſtiz, unterſchriebenen Befehl, den mit 8 Geſchützen beſetzten Brückenkopf wegzunehmen und die Brücke zu zerſtören mit einem Bataillon, das aus — 450 Rekruten beſtand. Raquilliet iſt abmarſchirt, um keinen Zweifel an ſeiner Bereitwilligkeit und ſeinem Muth zu erregen, aber der Brückenkopf von Germersheim iſt natürlich in den Händen Derer geblieben, die den 450 blöden Rekruten acht Kanonen und eine beliebige Anzahl Veteranen entgegenzuſtellen hatten.

Es ſind in Baden Dinge geſchehen, von denen ſich die Welt noch nichts träumen läßt. Ich für meine Perſon, der ich in nichts näher eingeweiht worden bin, habe nur Gelegenheit gehabt, äußerliche Beobachtungen anzuſtellen und dieſe haben hingereicht mich zu überzeugen, daß, wenn ein Revolutionair von Scharfblick, Verſtand und Charakter an die Spitze käme, ſein erſter Gedanke Narrenhaus, Kaſematten und Füſilladen ſein müßten.

6. Polizei.

Die rechte Hand einer Regierung, welche mit einer andern Partei auf dem Kriegsfuß ſteht, iſt eine wachſame

und zuverläſſige Polizei. Ohne Polizei wäre die Reaktion bald verloren; die Revolution aber bedarf der Polizei ſo gut wie die Reaktion.

Gleich nach dem Antritt ihrer Funktionen mußte die proviſoriſche Regierung, wenn ſie wirklich revolutionär war, eine beſondere revolutionaire Polizei unter einem energiſchen Chef gegen den innern wie gegen den äußern Feind organiſiren. Die beſſern Elemente der früheren Polizei konnte ſie nur zum öffentlichen Sicherheitsdienſt u. ſ. w., nicht aber zu politiſcher Wirkſamkeit verwenden. Für den politiſchen Polizeidienſt hatte ſie Kräfte genug zur Verfügung. Sie konnte mit deren Hülfe die reaktionaire Partei im Innern, die Verbindungen mit dem Ausland, die Spionerie des Feindes überwachen, ohne daß die übrige Polizei nur eine Ahnung davon hatte. Zugleich aber konnte und mußte ſie die politiſche Polizei zur Organiſation des Spiondienſtes gegen den Feind benutzen. Dieſe ganze wichtige Branche der revolutionairen Wirkſamkeit iſt in Baden vernachläſſigt worden. Die reaktionaire Partei brauchte ſich bei ihren Umtrieben ſo wenig zu geniren, daß man in Karlsruhe ſich offen auf die Ankunft der Preußen freuen durfte. Dem Verrath war Thür und Thor geöffnet, während jedem Verräther der Strick unſichtbar über dem Kopf hangen mußte, und wo irgend ein Spion oder reaktionairer Agent eingefangen wurde, da verdankte man es in der Regel dem Zufall und der unorganiſirten Wachſamkeit des Volks. Und dieſe Wachſamkeit war nicht allzugroß. Dem Volkscharakter in Südteutſchland iſt eine Sorgloſigkeit, eine Vertrauensſeeligkeit eigen, die mich, namentlich der preußiſchen Politik, der Politik der umſichtigſten Perfidie gegenüber, wahrhaft erſchreckt hat. Einer antipreußiſchen Vorausſicht ſind die Südteutſchen nicht fähig und es ſcheint in der That, als müßten ſie erſt eine Zeit lang durch Preußen in die Schule genommen werden, um zu jenem akuten Mißtrauen zu gelangen, wodurch allein man ſich gegen die preußiſchen Pfiffe ſchützen kann.

7. Republik.

Die Ungarn haben die Republik erſt proklamirt, nachdem ſie den Feind geſchlagen hatten. Sie thaten darin

sehr wohl, denn die Republik war in dem wenig vorbereiteten Ungarn etwas Neues und ein Wagestück; auch war die nationale Entgegensetzung als begeisterndes Element einstweilen die Hauptsache. In Baden, wo schon vor einem Jahr drei Viertel der Bevölkerung republikanisch waren, stand die Sache ganz anders. Dort mußte das erste Wort der konstituirenden Versammlung die Republik und jede Handlung der provisorischen Regierung ein republikanischer Akt sein. Wenn ein Kind gesund zur Welt kommt, meldet es sich an durch einen Schrei. Der erste Schrei des wiedergeborenen Badens mußte sein: es lebe die teutsche Republik! Es ist wahr, die Revolution hat mit Heucheleien beginnen müssen, aber man mußte wenigstens dafür sorgen, daß man die Heucheleien so bald als möglich entbehren konnte. Ein verdecktes Prinzip ist kein Revolutionsprinzip, wenn der Bruch vollständig vorhanden ist. Nachdem die Unmöglichkeit der teutschen Verfassung an den Tag getreten, mußte man dieß offen zugestehen und herzhaft die Fahne der Republik entfalten. Jedenfalls mußte man den Umstand, daß der desertirte Großherzog die Preußen ins Land gerufen, sofort benutzen, denselben für einen Landesverräther zu erklären, ihn zu entsetzen, sein Vermögen zu konfiszieren, und ihm den Prozeß zu machen. Dann knüpfte sich das Uebrige von selbst daran. Fürchtete man durch republikanisches Verfahren für den Augenblick die Sympathie und Mitwirkung der Nachbarländer, namentlich Würtembergs zu verlieren, wo man nur das Schild der unmöglich gewordenen Verfassung aufhängen zu dürfen glaubte, so mußte man auf der andern Seite derjenigen Wirkung vertrauen, welcher ein richtiges Prinzip bei kühnem Auftreten und vernünftiger Motivirung immer versichert sein darf. Die man durch Proklamirung der Republik in Baden und in der Pfalz für den Augenblick stutzig gemacht, hätte man bei festem, konsequentem Auftreten sehr bald wieder gewonnen und zwar für immer.

Der Erfolg hat gezeigt, welchen Anhang die bald verstoßene Verfassungsfahne gefunden. Das verfassungschreiende Baden ist vom ganzen verfassungschreienden Teutschland im Stich gelassen worden. Heuchelei und Feigheit werden niemals Anhang gewinnen. Die Verfassungs-

fahne aber war, nachdem die Verfaſſung zur Unmöglichkeit geworden, nur die Fahne der Heuchelei und Feigheit. Man hat dieß auch gefühlt, indem man die Fahne immer ſeltner produzirte und ſie zuletzt faſt ganz bei Seite ließ. Aber indem man ſich genöthigt ſah, die falſche Fahne zu verhüllen, hatte man nicht den Muth, die rechte aufzuſtecken. So hat man denn einen Krieg begonnen ohne beſtimmt ausgeſprochenen offenſiven Zweck, und indem man den phyſiſchen Muth hatte, ſein Leben auf das Spiel zu ſetzen, hatte man nicht den politiſchen, zu ſagen, wofür man ſich opferte. Wahrlich, es ſteht ſchlimm um die Republik, wenn ihre Anhänger ſich ſcheuen ſie zu nennen und mitten im Gewühl des Kampfs gegen den Todfeind der Republik die heuchleriſche Beſinnung behalten, ſich ihrer Fahne zu ſchämen. Man hat ſich damit ausgeredet: der Name thue nichts zur Sache. Aber das Verſchweigen des Namens thut Alles, wenn es Mangel an Vertrauen auf die eigne Sache bekundet und zu einem Buhlen um halbe Anhänger wird. „Wer nicht wagt, der gewinnt nicht“ und „Ehrlichkeit währt am Längſten“. Dieſe Sprüchwörter behalten ſtets ihre Geltung, im politiſchen wie im gewöhnlichen Leben.

Man hat in Baden nicht „gewagt“ und man iſt in Baden nicht „ehrlich“ geweſen. Das arme Volk muß dafür büßen, und wenn das republikaniſche Baden unterliegt, ſo hat es nicht einmal die Genugthuung, der Republik eine neue Poſition in der teutſchen Geſchichte erkämpft, ſie durch einen republikaniſchen Verſuch auf ihrem Entwickelungsweg markirt und in das Fundament ihres Baues einen republikaniſchen Grabſtein eingefugt zu haben. Ich wüßte dem Grabſtein keine andre Aufſchrift zu geben, als: „Baden und die teutſchen Republikaner, gefallen für die teutſche Halbheit unter dem Advokaten Brentano.“

8. Hecker.

Zu derſelben Zeit, wo man Hecker zurückrief, wandelte man mit großherzoglichen Füßen den Weg der „Mäßigung“. Hecker iſt bei Vielen, namentlich in Baden, zur Fahne der Revolution und Republik geworden. Sein Name ſtößt

alles Großherzogliche ab, schließt alle Zweifel über Republik oder Konstitutionalismus völlig aus. Nun merke man sich diese Logik, welche den Vertreter der Republik zurückruft und doch es von vorn herein darauf anlegt, die Republik an die Seite zu schieben, sie wenigstens dem Zweifel zu überlassen. Diese Logik konnte, entweder den Großherzog nicht wollen und dann mußte sie entschieden republikanisch auftreten, oder sie konnte Hecker nicht wollen und dann mußte sie ihn nicht zurückrufen. Ich wiederhole es: einer Politik, in der keine Logik ist, fehlt entweder der Verstand oder die Ehrlichkeit.

Ich bin kein Heckerverehrer und hege überhaupt die Meinung, daß es verderblich sei, das Schicksal des Volks an eine einzelne Person zu heften, namentlich wenn dieselbe nicht eine große Geschichte abgelegter Proben hinter sich hat, wie z. B. Kossuth oder Washington. Dennoch hätte ich um Alles in der Welt Hecker herbeigeschafft, wäre es mir möglich gewesen. Denn so wie Hecker in Baden der einzige Mann war, dessen Einfluß bei Zeiten den Herrn Brentano beseitigen konnte, so war auch mit Gewißheit darauf zu rechnen, daß er die Politik der Halbheit beseitigt hätte. Hecker konnte niemals eine Politik befolgen, welche sich auf die Karlsruher Bürgerwehr stützte; er konnte niemals mit der fürstlichen Reaktion unterhandeln wollen und ich traue ihm auch Verstand genug zu, um gewiß zu sein, daß er die Pfalz nicht vernachlässigt oder gar preisgegeben hätte.

Wer mir den Glauben zumuthet, dem Herrn Brentano sei es mit der Zurückberufung Heckers Ernst gewesen, der muthet mir zu viel zu.

9. Welches Interesse würden die Jesuiten bei einem Unterliegen der badischen Revolution haben?

Man hat mitunter sonderbare Anwandlungen. So kommt mir denn jetzt der Einfall, einmal die Möglichkeit vorauszusetzen, daß in der badisch-pfälzischen Revolution die Jesuiten ihre Vertreter hätten. Ich spreche von der

Möglichkeit, denn wie ſollte ich zu der Bosheit kommen, gleich an die Wirklichkeit zu glauben?

Will man über die Sache nachdenken, ſo muß man ſich klar werden über das Intereſſe der Jeſuiten in Baden und in der Pfalz.

Zunächſt ſind die Jeſuiten nicht dabei intereſſirt, daß in Baden und in der Pfalz die Demokratie zur Herrſchaft gelangt, weil dort die Elemente im Allgemeinen nicht geeignet ſind, um, wie in den Urkantonen der Schweiz und in den Irländerbezirken Nordamerika's, am Beſten bei demokratiſcher Freiheit ausgebeutet werden zu können.

Sodann konnten die Jeſuiten davon ausgehen, daß der Kampf in Baden, wenn er ſiegen würde, als Minimum der Freiheit für das ganze Teutſchland die in Frankfurt aufgeſtellten Normen ſichern werde und dieſe Normen ſind bekanntlich in kirchlichen Dingen nicht nach den Wünſchen der Jeſuiten ausgefallen.

Das Intereſſe der Jeſuiten bei einem Unterliegen der badiſchen Revolution iſt alſo klar. Es könnten nun noch Zweifel entſtehen durch Diejenigen, welche die badiſche Revolution bekämpfen oder beſiegen ſollen. Wären dieß Oeſterreich und Baiern, in vorderſter Reihe, ſo würden jene Zweifel nicht auftauchen. Da aber Preußen, der Vertreter des Proteſtantismus, die Pfalz und Baden beſiegen ſoll und ſich dieſen Sieg beſtens zu Nutze machen würde, ſo könnte man ſich fragen, ob das Intereſſe der Jeſuiten nicht eine Unterſtützung der badiſchen Revolution geböte? Dieſe Frage muß verneint werden, ſchon aus dem Grunde, weil kluge Leute unter zwei Uebeln das kleinſte wählen. Da der König von Preußen ein proteſtantiſcher und ſein Gehülfe Radowitz ein katholiſcher Jeſuit iſt, können die Jünger Loyala's ſich ſogar die Hoffnung machen, durch Unterſtützung der verhaßten preußiſchen Macht, deren Hülfe und Ausbreitung bis zum Endpunkt nun einmal nicht zu umgehen war, Einfluß auf dieſelbe zu gewinnen und ſie dann um ſo ſicherer auszubeuten oder zu untergraben. Vielleicht haben auch die Jeſuiten auf eine erfolgreiche Operation Preußens nach Neuenburg gerechnet und hieran die Hoffnung auf ein neues Erſtarken der ſchweizeriſchen Ariſtokratie, der treuen Bundesgenoſſin des Sonderbunds,

geknüpft. Da nun einmal Oesterreich nicht im Stande ist, solchen Dienst zu leisten, so verstanden sich die Jesuiten schon dazu, ihn von Preußen anzunehmen.

Geht man auf die einzelnen Mittel zur Erreichung des Zwecks ein, so findet man, daß die Jesuiten namentlich interessirt wären, Verräthereien im Heer zu ermitteln, geheime Mitglieder des Jesuitenbundes in Militair- und Zivilstellen einzuschmuggeln, das Briefgeheimniß heilig zu halten, die Errichtung einer revolutionairen Polizei zu verhindern, die Unverletzlichkeit des Eigenthums zu predigen, die Schweiz von der Theilnahme an dem badischen Kampf abzuhalten, sie also badischer Seits vernachlässigen zu lassen, den Seekreis den Oesterreichern offen zu halten, in der einmal wieder gewonnenen Pfalz möglichst bald die Preußen durch Baiern ablösen zu lassen u. s. w. u. s. w.

Ich überlasse Andern, aus solchen Andeutungen je nach den Umständen Winke zu machen.

Anhang.

Persönliche Erfahrungen.

Wenn man für die Revolution Alles gethan, was man leisten, und Alles erduldet hat, was man erleben konnte; wenn man zugleich durch seine Wirksamkeit zu einiger Anerkennung und durch diese Anerkennung zu der Hoffnung gelangt ist, gelegentlich zur praktischen Fortführung eines Werkes zugelassen zu werden, das man so lange Jahre theoretisch hat vorbereiten helfen — so ist es sehr natürlich und menschlich, daß man als lange Exilirter bei der ersten Gelegenheit in sein Vaterland zurückeilt, mit der Aussicht, eine angemessene Wirksamkeit zu finden.

Ich gehöre zu Denen, welchen diese Menschlichkeit passirt ist. Zu den vielen Enttäuschungen aber, die ich schon hinter mir habe, sollte auch diejenige hinzukommen, welche mich darüber aufgeklärt hat, daß man in Teutschland die Zulassung von Revolutionairen zur Unterstützung der Revolution als Gnadensache betrachtet, statt über die Hülfe erfreut zu sein. Das kommt daher, daß meine Landsleute im Allgemeinen zu große Egoisten sind, welche in Gehülfen nur Konkurrenten erkennen, und zu große Philister, welche kleine Rücksichten höher achten als große Zwecke.

Ich habe guten Muth behalten und ausgedauert in Zeiten, wo ich auch die Entschiedensten verzweifeln sah. Auch jetzt bin ich vom endlichen Sieg der Republik und Humanität so fest überzeugt wie je. Aber ich gestehe offen, daß ich jetzt die Lust, mich für meine teutschen Landsleute zu opfern, einstweilen verloren habe. Ich war in etwa

fünf Jahren nicht in Teutſchland geweſen und hatte viel geträumt von den vortheilhaften Veränderungen, die unterdeſſen mit meinen Landsleuten vorgegangen ſeien. Aber wo ich früher zenſirte Philiſter gefunden, da fand ich jetzt nur unzenſirte, und ich muß bekennen, die zenſirten haben mir beſſer gefallen als die andern. Die Erfahrung, die ich ſchon unter meinen Landsleuten in Amerika gemacht, habe ich unter denen in Teutſchland beſtätigt gefunden: ſie wiſſen ſich in dem Uebergang von der Sklaverei zur Freiheit nicht zu faſſen und benutzen die letztere meiſtens nur, um ihren kleinen Egoismus auf alle Weiſe und nach allen Richtungen zur Geltung zu bringen, unbekümmert um ihre Würdigkeit und ihre Fähigkeit. Deßhalb ſchließen ſie ſich Denen an, welche den ordinairſten Schwächen dienen, und betrachten als Feinde alle ſelbſtſtändigen Charaktere, welche um jeden Preis nur die allgemeine Sache durchſetzen wollen.

Ich glaube, die Schule des neu entfeſſelten, noch nicht zur Haltung gekommenen Egoismus müſſen meine Landsleute noch eine Zeit lang durchmachen, ehe ſie der Reaktion gewachſen ſind.

Als ich in der Fremde war, dachte ich an Teutſchland und als ich wieder in Teutſchland war, dachte ich an die Fremde. In Teutſchland bin ich mir weit fremder vorgekommen als in Frankreich und in der Schweiz. Ich bin weit entfernt, alle meine Landsleute verdammen zu wollen; aber wenn ich ſie loben ſoll, ſo ſtehen mir, einige politiſche Freunde abgerechnet, faſt nur der Kern der Freiſchaaren, die ſchlichten Landleute und die Handwerker vor Augen. Am Unausſtehlichſten kamen mir die durch die neue Freiheit nur patziger gewordenen, legionenweiſe geſchaarten Bierphiliſter und die politiſchen Intriguanten vor. Dieſe Rangläuferei nach kleinen Zielen, dieſes ſcheelſüchtige Vordrängen, dieſes intriguante Operiren hinter dem Rücken, dieſes ephemere Kliquemachen für lokale oder perſönliche Erbärmlichkeiten, dieſe kleinliche Aufgeblaſenheit wegen der unbedeutendſten Funktionen, dieſes arrogante Wichtigthun bei öffentlichem Auftreten iſt etwas ſo Widerwärtiges, daß es Einem die ganze Politik verleiden könnte. Dabei dieſe winzigen Maßſtäbe der Beurtheilung und dieſer Mangel an Sinn und Verſtändniß für einen größeren Willen, wobei

ein Menſch, der ſich nicht auf alle kleinen Standpunkte einzulaſſen verſteht, ſich entweder ganz iſolirt fühlt oder gegen ſeine Umgebung bei der beſten Abſicht in eine feindliche Stellung geräth. Der edelſte Wille iſt in Gefahr, ſich die gemeinſten Motive untergeſchoben zu ſehen, und die gemeinſten Intriguanten und Schwätzer ſind oft die gefeierteſten „Volksfreunde“. Die rationellſte Behauptung wird beſeitigt durch den Hohn der Verſtandloſigkeit und die bornirteſte Suffiſance kann ſich als angeſtaunte Weltweisheit breit machen. Dieß ſind einige Pinſelſtriche zu dem Bilde, welches in meiner Erinnerung die dominirende Maſſe Derer zurückgelaſſen, in welchen ich nach etwa fünfjähriger Abweſenheit in Baden meine Landsleute repräſentirt geſehen.

Habe ich falſch beobachtet, ſo wird es mir lieb ſein; habe ich richtig geſehen, ſo iſt dieſe Gelegenheit nur benutzt worden, um neuerdings der oppoſitionellen Partei ſo gut die Wahrheit zu ſagen wie der reaktionairen.

Mancher wird von mir erwartet haben und ich habe es ſelbſt erwartet, daß ich an der badiſch-pfälziſchen Bewegung einen wirkſamen Antheil werde nehmen können. Wenn das Gegentheil eingetreten, ſo wird man nicht mir die Schuld beimeſſen, nachdem man Folgendes geleſen.

In der Mitte des Monats Mai reiste ich auf die erſte Kunde von dem Abfall der Pfalz nach der teutſchen Grenze ab. Unterwegs erfuhr ich die Vorgänge in Baden und ging darauf direkt nach Karlsruhe. Dort traf ich verſchiedene alte Freunde, beſuchte einige der Häupter der Bewegung und reiste abwärts, um mich, bevor ich Gelegenheit zur Betheiligung ſuchte, einigermaßen unter den Volkselementen zu orientiren. Ich kam nach Karlsruhe zurück, ohne, trotz manchen Lücken, bei deren Ausfüllung ich gern behülflich geweſen wäre, irgend eine Einladung zur Mitwirkung zu erhalten. Auch waren die leitenden Herren zu wenig zugänglich, als daß ein zum Antichambriren und Nachlaufen nicht gemachter Politiker andre als Wirthshaus-Gelegenheiten gefunden hätte, einen Rath oder eine Meinung an geeigneter Stelle geltend zu machen; und was die Preſſe, die Hauptreſſource in dieſer Beziehung betrifft, ſo war außer der Karlsruher Zeitung, dem offiziellen Organ, kein Blatt von einiger Bedeutung zur Hand, ſo daß ich

meine Meinung im Allgemeinen in einer Broſchüre depo-niren mußte.

Daß man bei mir die Erwartung vorausſetzte, Gelegenheit zur Förderung der Revolution zu erhalten, erfuhr ich durch die Offenherzigkeit eines Regierungsmitgliedes, eines Mannes von mehr Gutmüthigkeit als politiſcher Begabung, der mir gelegentlich ſein Bedauern über mein Zerwürfniß mit Hecker äußerte und mir dabei das Geheimniß verrieth, daß ich, ſo lang ich nicht mit Hecker ausgeſöhnt ſei, in Baden keine Stellung finden werde. „Entweder Sie müſſen weichen oder Hecker!“ Ich beruhigte ihn über dieß Entweder — Oder, indem ich bemerkte, daß vor der Ankunft Heckers die badiſche Revolution entweder verloren oder auf Gebiete vorgeſchritten ſein werde, auf welchen der badiſche Partikularismus die Macht verliere, Dieſen oder Jenen auszuſchließen. Man faſſe übrigens die Revolution ſehr klein auf, wenn man ſie zum Monopol einzelner, ſogar abweſender Perſonen mache und ſtelle ſich zugleich ein Zeugniß großer Abhängigkeit und des Bewußtſeins großer Schwäche aus, wenn man ſolche perſönliche Rückſichten voranſtelle. Zugleich klärte ich ihn darüber auf, daß die von ihm vorgekehrte Verleumdung, die ich wegen Heckers Abreiſe verbreitet haben ſollte (er ſei für dieſe Abreiſe von der Reaktion erkauft worden), die lügenhafte Erfindung Anderer ſei, daß zu meinem Zerwürfniß mit Hecker nicht ich die Veranlaſſung gegeben habe u. ſ. w. Auch erklärte ich ihm, daß ich mir niemals die Zumuthung könne machen laſſen, die fernere Mitwirkung für die allgemeine Sache durch eine perſönliche Demüthigung zu erkaufen und daß ich auf eine Ausſöhnung mich nie einlaſſen werde, wenn ſie nicht von der Seite ausgehe, von welcher der Anlaß zu dem Zerwürfniß ausgegangen ſei.

Das Regierungsmitglied gab mir nicht Unrecht, blieb aber dabei, daß man Hecker nicht durch meine Zulaſſung beleidigen dürfe! Ich habe Grund zu vermuthen, daß dieſes bedauernswerthe Motiv, welches aber vielleicht auf die Beſchränktheit der Maſſe rechnen dürfte, gewiſſen Leuten nicht Grund, ſondern nur Vorwand meiner Ausſchließung war. —

Die gezwungene Unthätigkeit inmitten einer revolutio-

nairen Bewegung ſagte mir begreiflicher Weiſe wenig zu. Endlich bot man mir Beſchäftigung in einem „litterariſchen Büreau“ an, das namentlich Artikel für die verſchiedenen demokratiſchen Blätter liefern ſollte. Ich nahm das Anerbieten an und ſchrieb Artikel, die in die „Karlsruher Zeitung“ aufgenommen wurden. Die Mitwirkung an dieſem Blatt übrigens, das täglich die Zenſur Brentano's oder Anderer paſſiren mußte, war mir drückend, und als Brentano am 6. Juni die Maske abwarf, zog ich mich ganz davon zurück.

Da ich in politiſcher Beziehung keinen entſprechenden Wirkungskreis gefunden, hatte ich auf politiſch-militairiſchem Wege zu nützen geſucht, obſchon ich vom Militärweſen keine ſpezielle Kenntniß habe. Ich erbot mich zur Errichtung einer teutſch-ſchweizeriſchen Legion, welche den dreifachen Zweck erfüllen ſollte:

1) für beſondere Unternehmungen eine zuverläßige Kerntruppe zu bilden;
2) eine gegen alle Eventualitäten ſchützende Garde der Revolution zu ſein;
3) ein gemeinſames Handeln der ſchweizeriſchen und teutſchen Demokraten einzuleiten.

Der Zweck war wichtig genug, jeder Kundige intereſſirte ſich für deſſen Errichtung, und der damalige Kriegsminiſter Sigel gab mir ſofort ſeine Vollmacht. Ich ſollte in der Charge eines Majors die Organiſation leiten, politiſcher Chef des Korps werden und die Offiziere nebſt dem Oberkommandanten ernennen. Aber die Regierung wies das Anerbieten wiederholt von der Hand. Ueber die Gründe mag ich nicht weitere Vermuthungen aufſtellen und begnüge mich mit der Mittheilung einiger Stellen aus einem Schreiben vom 4. Juni, wodurch ich meinen Plan in weitere Erinnerung brachte:

„Als der ſpartaniſche Bürger Päſaret nicht, wie man erwartet hatte, in den Rath der Dreihundert gewählt wurde, ſagte er: ich freue mich, daß Sparta noch dreihundert Männer hat, die beſſer ſind als ich.“

„Ich würde in Bezug auf meinen Plan wie Päſaret ſprechen, wenn die Ausführung deſſelben einem Würdigeren oder Fähigeren übertragen worden wäre. Hat man aber

meinen Plan meiner Person wegen fallen lassen, so muß ich dieß für ein großes Unrecht erklären, wenn anders der Plan für die allgemeine Sache von Wichtigkeit war."

„Diese Wichtigkeit tritt mir um so lebhafter vor die Augen, je deutlicher ich die Gefahren erkenne, welche von allen Seiten der Revolution drohen, deren Brennpunkt einstweilen Baden ist. Ich erkläre die badische Revolution für verloren, wenn sie nicht auf großartigere und energischere Weise durchgeführt wird, als bisher. Zur Durchführung einer Revolution aber gehört vor allen Dingen geeignete und rücksichtlose Benutzung der revolutionairen Kräfte."

„Was meine Person betrifft, so ist es mir nie eingefallen, in die innere Politik eines Landes mit eingreifen zu wollen, dessen Einrichtungen mir nicht näher bekannt sind, und mit dessen partikularistischen Sympathien und Antipathien in Kollision zu kommen ich keine Lust habe. Aber die badische Revolution soll eine teutsche Revolution sein oder werden, und dieß berechtigte mich zu der Aussicht, die Bewegung nach Außen hin mit den mir zu Gebot stehenden Mitteln unterstützen zu können. Die äußern Angelegenheiten scheinen mir jetzt gerade die wichtigsten zu sein u. s. w."

„Für mich knüpfte sich an diese Ansichten die Verpflichtung, meine auswärtigen Beziehungen zur Unterstützung einer Sache zu benutzen, welche so gut eine preussische ist, wie eine badische. Ich bot mich daher zur Ausführung eines Planes an, welcher weniger meinen Neigungen entsprach, als eine politische Thätigkeit. Ich glaubte, der allgemeinen Sache einen wichtigen Dienst leisten zu können, und erbot mich daher zur Uebernahme von Geschäften, für die ich im Grunde gar nicht gemacht bin" u. s. w.

„Man übertrage die Angelegenheit einem Andern. Ich sehe dabei von persönlichen Rücksichten völlig ab und würde sogar dann auf das Bereitwilligste mitwirken, wenn die Uebertragung an einen Andern als eine öffentliche Demüthigung für mich erschiene. Man demüthige mich, ich nehme es in dieser Weise hin, aber man lasse nicht meiner wegen eine Sache fallen, die für die Allgemeinheit von der höchsten Wichtigkeit ist" u. s. w.

Man wird zugeſtehen, daß ich einer ſolchen Regierung gegenüber Selbſtverleugnung genug geübt habe. Mein Schreiben wurde aber ad acta gelegt und mein Plan ebenfalls. Wenn die Karlsruher Herren flüchtig an der Murg anlangen, werden ſie vergebens wünſchen, einige Schweizerregimenter als Schutzwehr zu finden.

Als ich in Karlsruhe die Hoffnung aufgegeben, wendete ich mich nach der Pfalz. Dort fand ich indeß vor dem Einrücken der Preußen nur noch Gelegenheit, bei der Aufbietung des Landſturms behülflich zu ſein, und ging dann nach Baden zurück.

Es kamen die Ereigniſſe in Paris. Ich eilte den Rhein hinauf, um mich über die möglichen Reſſourcen zu vergewiſſern, welche die Pfalz und Baden in einer Erhebung des benachbarten Frankreichs finden konnten. In einem Bericht hierüber (vom 18. Juni) ſuchte ich alle Hoffnung auf franzöſiſche Hülfe der Wahrheit gemäß abzuſchneiden, und um ſo mehr auf Entfaltung der eigenen Mittel, namentlich auf die Offenſive gegen Würtemberg und die Benutzung des Seekreiſes zu dringen. Es heißt in dem Bericht u. A.:

„Es ſcheint mir die Zeit gekommen, das bis jetzt ververnachläßigte Operationsfeld am Bodenſee zu betreten. Von der Pfalz aus, deren beide Feſtungen dem Feind ſo mächtige Stützpunkte bieten, in der Flanke bedroht, wird Baden ſich darauf vorbereiten müſſen, ſeine Streitkräfte aufwärts zu ziehen. Es muß ſich dann um ſo mehr am Bodenſee Luft zu machen ſuchen, da es nicht fehlen kann, daß dort, wenn man nicht zuvorkommt, Oeſterreich, Baiern und Würtemberg gemeinſchaftlich die Revolution abzuſchneiden oder zu erſticken ſuchen werden. Ueberdieß ſoll dort oben die Stimmung ſehr günſtig ſein u. ſ. w. Was Baden und die Pfalz am Rhein verloren, müſſen ſie an der Donau wieder zu gewinnen ſuchen. Die Kräfte dazu werden nicht fehlen, wenn wirklich revolutionaire Hebel angeſetzt werden“ u. ſ. w.

Dieſe Erinnerungen wurden ebenſo wenig beachtet, wie mein militairiſcher Plan. Die Intention des Verraths oder die Süffiſance der Bornirtheit waren erhaben über meine Vorausſicht. Man überließ den Seekreis ſich ſelbſt

und dem Prinzen von Preußen die Schärfung des staatsmännischen Blicks der Karlsruher Weisen.

Der Seekreis erschien mir so wichtig, daß ich beschloß, auf eigene Faust dort Vorbereitungen zu treffen, wenn dergleichen möglich war. Bei meiner Abreise richtete ich an eines der Regierungshäupter folgendes Schreiben (vom 21. Juni):

„Ihrem Charakter und Ihren republikanischen Grundsätzen schenke ich Vertrauen; deßhalb deponire ich bei Ihnen die folgende Expektoration."

„Seit etwa fünf Wochen bin ich wieder in Teutschland. Mit dem besten Willen, für die Befreiung unseres Vaterlandes mitzuwirken, bin ich auf das erste Signal aus langem Exil zurückgekehrt. Aber seit fünf Wochen sehe ich mich in Baden wie in der Pfalz vergebens nach einem entsprechenden Wirkungskreise um. In der Pfalz wurde mir in der letzten Zeit die Gelegenheit durch die Schnelligkeit der Ereignisse abgeschnitten; in Baden durch Ursachen, die ich nicht näher zu bezeichnen brauche, da sie auch Ihnen hinlänglich bekannt sein werden. Ohne für meine Wirksamkeit die Stellung, welche ich in unserer Revolutionsgeschichte ansprechen zu dürfen glaube, zum Maßstab zu nehmen, habe ich mich zu Allem erboten, wozu ich dienen konnte, ohne mich wegzuwerfen. Ich habe es aber zu nichts Anderem bringen können, als zu der zeitig wieder aufgegebenen Ehre, in der Karlsruherzeitung als Aushängeschild einer Politik zu figuriren, welche das Gegentheil von dem that, was sie in ihrem offiziellen Organ proklamirte."

„Alles hat seine moralischen Grenzen. Aber auch die materiellen weiß ich nicht länger zu umgehen.*) Ich habe der Revolution, die ihre thätigen Diener wenigstens ernähren sollte, nichts mehr zu opfern, und da ich hier

---

*) Es war in der That rührend anzusehen, wie die reaktionairen Blätter sich in ihrer Empörung überschlugen, weil der „Heinzen und andere Blutmenschen vom Marke des Volkes schwelgten," während ich in einem der bescheidensten Gasthäuser Karlsruhe's meine letzten, mühsam zusammengetriebenen Thaler im Zuwarten auf die Revolution verzehren mußte.

auch einſtweilen nichts mehr nützen kann, muß ich an mich, an die Meinigen und an einen andern Wirkungskreis denken. Ich theile Ihnen dieß mit im Augenblick meiner Abreiſe, denn Bettelei iſt ſo wenig meine Sache, wie Aufdringlichkeit."

„Ich war neuerdings im Hauptquartier, wo ich, da ich nicht Militair von Fach bin, wenigſtens als Publiziſt und Herausgeber eines revolutionairen Blattes für die Armee wirken zu können glaubte. Aber ich fand die geeigneten Stellungen und Mittel ſchon in Anſpruch genommen. Jetzt wende ich mich nach dem Seekreis, der wohl bald der Schauplatz wichtiger Ereigniſſe werden könnte. Finde ich auch dort keine paſſende Wirkſamkeit, ſo betrachte ich meinen Tribut an Bemühungen als abgetragen und kehre einſtweilen dahin zurück, woher ich gekommen, von der einen Seite mit dem Bewußtſein, allen möglichen guten Willen bewieſen zu haben, von der andern Seite mit der Abſicht, im Auslande unſrer Sache auch ferner zu nützen, wo ich kann. Meine Landsleute können mich abſtoßen, die Freiheit nicht."

„Die Zeit muß kommen, wo es ſich zeigen wird, wer die Revolution richtiger beurtheilt hat, diejenigen, welche ſie in der Pfalz und in Baden, ſei es abſichtlich oder bloß thatſächlich, verrathen haben, oder ich und meine Geſinnungsgenoſſen, die mit Rath und That ſyſtematiſch an die Seite geſchoben wurden. Kommt dieſe Zeit, ſo wird die Revolution auch an mich ihren Ruf ergehen laſſen, und ich werde ihm nur dann nicht folgen, wenn es zu ſpät iſt."

Ich ging alſo in den Seekreis. Aber auch dort fand ich mich getäuſcht. Die Regierung hatte dieſen Landestheil total vernachläßigt. Auch nicht das Mindeſte war angemeſſen vorgeſehen. Sogar der Oberkommiſſair fehlte, ſo daß die revolutionairen Lokalbehörden nicht einmal eine Inſtanz zwiſchen ſich und der Regierung hatten. Der ernannte Oberkommandant war völlig im Stich gelaſſen worden. Man gab ihm weder Offiziere zur Organiſation des Heeres, noch Inſtruktoren, noch Waffen, noch Geld. Er bezahlte zuletzt den Sold aus eigener Taſche! Bei dieſer Vernachläßigung durfte es nicht Wunder nehmen, daß der wichtige Seekreis politiſch ganz todt war und keine Aus-

ſicht darbot, auf die Nachbarländer einwirken zu können. Ich ſuchte durch Proklamationen, Schreiben, Rathertheilen u. ſ. w. einigermaßen nachzuhelfen, aber da ich weder Mittel noch Stellung hatte, konnten dieſe vereinzelten Bemühungen nicht weiter getragen und nicht gehörig geltend gemacht werden. Ich erblickte nun die letzte Hoffnung in der Schweiz, deren eigenes Intereſſe eine Intervention gebot, und ſuchte in dieſem Sinne zu wirken. Mit ſolcher Intervention erwartete ich auch den Sturz Brentano's. Zu einem längern Bleiben ermunterte mich ebenſo wenig der Zuſtand des Seekreiſes, wie meine Geldmittel es zuließen. Vor meiner Abreiſe richtete ich an das ſchon erwähnte Regierungsmitglied noch folgendes Schreiben vom 27. Juni:

„Meinen Brief vom 21. werden Sie erhalten haben. Ich habe mich unterdeſſen im Seekreis umgeſehen und gefunden, daß derſelbe auf das Nichtswürdigſte und Unverantwortlichſte vernachläßigt worden iſt von einer Politik, die eine allgemein teutſche Revolution machen wollte und nicht einmal ihren engen badiſchen Horizont zu überblicken vermochte. Verrätherei und Bornirtheit haben die Revolution in Baden banquerott gemacht. Die man von der Mitwirkung ausgeſchloſſen, haben wenigſtens den Troſt, daß ſie keine Verantwortlichkeit trifft. Wenn Herr Brentano als Flüchtling den fremden Boden betritt, wird er uns wieder gleichſtehen, und dann ſoll das militairiſche Standrecht, das er gern gegen die Republikaner gekehrt hätte, ſich wenigſtens in ein moraliſches gegen ihn verwandeln, denn er trägt die Schuld an allem Unheil."

„Ich habe auch hier keine Stellung und keine Exiſtenz gefunden. Auch könnte einem bevorſtehenden Eindringen der Oeſterreicher ich ſo wenig mehr wehren, wie der völlig im Stich gelaſſene K. Mein längeres Hierbleiben hätte keinen Zweck mehr. Deßhalb kehre ich in die Fremde zurück und überlaſſe das verrathene Baden ohne Konkurrenz ſeinen Verräthern."

„Die Bitterkeit, womit ich dieß Land verlaſſe, hindert mich nicht, ihm noch mit dem letzten Rath zu dienen, den ich zu geben weiß, und deſſen ſchleunige Befolgung noch Rettung brächte. Schicken Sie ſofort eine Geſandtſchaft

in die von der bornirten oder verrätheriſchen Politik Brentano's auf das Schändlichſte vernachläßigte Schweiz und laſſen Sie dieſelbe um 30,000 Mann Interventionstruppen erſuchen. Einige der Motive, welche die Schweiz zu einem Eingehen auf dieſes Geſuch veranlaſſen könnten, finden Sie in beikommendem Artikel." *)

Wer dieſe Ueberſicht meiner Bemühungen in Baden geleſen, wird wiſſen, warum ich dort nichts leiſten konnte, und mir nicht übel deuten, daß ich einſtweilen die teutſchen Politiker nicht mehr mit meiner Hülfe inkommodiren will. Man kann Undank ertragen und Verkennung; aber es ſtreitet gegen alle Vernunft, Menſchen dienen zu wollen, welche dieſen Dienſt für überflüſſig halten, und es ſtreitet gegen allen Charakter, ſich für diejenigen aufzuopfern, die man verachten muß.

Was bliebe mir auch noch zu thun übrig? Sollte ich mich durch Liliputaner etwa zur Verzweiflung treiben laſſen und ihnen zum Trotz die Muskete nehmen, um mich für ihre Dummheiten todtſchießen zu laſſen? Ich war ſtets geſonnen, auf einem angemeſſenen Poſten auszuharren trotz Einem; aber ich bin nie geſonnen geweſen, mich aus Verzweiflung wegzuwerfen. Jüngſt fragte mich ein junger, neugebackener Deputirter in Karlsruhe mit füffiſanteſter Ueberlegenheit: „Warum ſind Sie nicht bei der Armee, Bürger Heinzen?" „Wenn ich badiſcher Deputirter wäre," antwortete ich, „ſo würde ich gleich den ungariſchen wahrſcheinlich bei der Armee ſein. Aber, Bürger X., zum Korporal fühle ich mich nicht berufen." Es iſt ſehr bezeichnend, daß dieſe Herren, die unſer Einen von aller geeigneten Wirkſamkeit fern zu halten ſuchten, ihn doch für werth hielten, ſich als ordinaires Kanonenfutter für ſie in den Riß zu ſtellen. Ich will Diejenigen nicht tadeln, welche ſich zu ſolcher Aufopferung entſchloſſen haben; aber ich habe die Politiker von Ehrlichkeit und Verſtand nicht ſo dick geſäet gefunden, daß ſie ſich für berufen halten könnten, der Brentano'ſchen Politik als Musketier zur Schutzwehr zu dienen.

---

*) Dieſer in den Seeblättern erſchienene Artikel „Preußen und die Schweiz" folgt am Schluß.

Vielleicht kommt noch eine Zeit, wo Teutſchland auch mich gebrauchen kann. Dieſe Zeit kann aber noch ziemlich fern ſein. Ich weiß zu reſigniren und bin zu lang an das Leben unter der Menſchheit gewöhnt, um an einen Theil derſelben gebunden zu ſein. Uebrigens wäre ich nicht ungeneigt, folgende Stellen eines Briefs an eine Freundin zu unterſchreiben, worin ein geweſener Flüchtling ſich neulich von Baden aus expektorirt hat:

„Wenn in allen Ländern die Leute der Revolution ſo ſind wie in Teutſchland oder in Baden, ſo geſtehe ich, daß ich überhaupt nicht zum Revolutinoair gemacht bin, daß ich mich zur Mitwirkung nicht eigne. Wenn jeder Schwätzer ein großer Mann iſt, wenn jeder gemeine Kerl ſich in einflußreiche Stellen drängen kann, wenn jeder Intriguant im Stande iſt, das Verdienſt zu beſeitigen, wenn jede Entſchiedenheit ein um ſo größeres Verbrechen iſt, je nöthiger ſie geworden, wenn offenbare Verräther populaire Perſonen bleiben, wenn jeder Philiſter mit ſeinem Geburtsſchein mehr gilt, als Andere mit ihrem Geiſt, wenn die Männer der Revolution durch deren unwürdige Leiter mehr bedroht ſind, als die Männer der Reaktion, wenn unter Denen, welche am meiſten die Freiheit, das Vaterland u. ſ. w. im Munde führen, es vielleicht nicht Einen gibt, dem es wirklich um die Freiheit und nicht um Stellen, Wichtigthuerei u. ſ. w. zu thun iſt, wenn die Feigheit den Muth durch Hochmuth erſetzen kann und der geiſtige Muth zur Narrheit gemacht wird, wenn die widerwärtigſte Imbezillität ſich blähen kann auf Koſten der Intelligenz und Tüchtigkeit, kurz, wenn Verſtand und Charakter da Fehler und Verbrechen ſind, wo ſie gerade recht am Platz wären, — dann wirſt du zugeſtehen, daß mehr als Verſtand und Charakter dazu gehört, ſich mit dieſen teutſchen Freiheitsleuten noch abzugeben und ſich mit ihrer Beglückung zu beſchäftigen. Ich fühle in der That, daß ich zu dieſen Leuten nicht paſſe, und es iſt mir, als könne ich unter ihnen nur exiſtiren als unabhängiger Publiziſt der, ohne auf den Verkehr mit Einzelnen verwieſen zu ſein, geiſtige Bomben in die Allgemeinheit hineinwirft.“

„Du wirſt es erklärlich finden, wenn ich mit der Zeit begreife, daß Göthe zur Zeit der teutſchen „Befreiungs-

kriege" chineſiſch ſtudirte. Ich würde Göthe Recht geben, wenn er im Ganzen mehr Mann geweſen wäre, und nicht ſeine ſonſt gerechtfertigte Antipathie gegen die „Freiheits"-Renommagen der Teutſchen durch Servilität nach anderer Seite hin verdächtigt hätte. Ich bin weder ein Göthe an Geiſt noch an Servilität, aber in einer Beziehung komme ich ganz auf ſeine Stellung hinaus. Ich meine diejenige Stellung, in die ſich der Einzelne, der ſich über die Verachtungswürdigkeit der meiſten ſogenannten Politiker klar geworden, aus ihrem wüſten Treiben auf das Gebiet des Menſchen zurückzieht, und worin er, wenn auch als Egoiſt, ſich diejenige Sphäre zu bilden ſucht, in welcher er wenigſtens theilweiſe die humanen Zwecke erreicht findet, denen alle Revolutionskämpfe als Mittel dienen. Ja, noch eine Enttäuſchung, und ich mache mich anheiſchig, nie wieder die teutſche Freiheit durch Unterſtützung der teutſchen Freiheitskämpfer zu kompromittiren. Dann kehre ich in die Fremde zurück, um Holzhacker oder ſonſt was zu werden, wodurch ich die Meinigen und mich über dem Erdboden erhalten und — den Göthe ſpielen kann. Dann wollen wir noch manchen frohen Augenblick verleben, denn, wenn ich auch als teutſcher Politiker endlich verzweifeln könnte, als Menſch verzweifle ich nicht."

Dieſer Flüchtling ſcheint mir nicht ſo Unrecht zu haben, und ſeine Reſignation hat mich ganz idylliſch und agrikulturhiſtoriſch geſtimmt. Den Geſchmack am Holzhacken theile ich indeſſen nicht, obſchon daſſelbe der Geſundheit ſehr zuträglich ſein ſoll, und die Holzzucht würde mir beſſer zuſagen. Sollte irgend ein reicher Republikaner ein Landgut in einer ziviliſirten Gegend eines freien Landes haben, ſo empfehle ich mich als Rentmeiſter oder Verwalter. Ich verſpreche gewiſſenhafte Verwaltung und bitte mir nur nebenbei einige Muße aus, um die Griechen, Göthe und die Theorie der Künſte zu ſtudiren und in Augenblicken beſonderer Inſpiration Romane der Zukunft zu ſchreiben.

Geſchrieben in den erſten Tagen des Juli 1849.

Preußen und die Schweiz.

Als nach der Heckerschen Schilderhebung Frankreich und die Schweiz das badische Land ohne Einspruch den eindringenden Reaktionstruppen überließ, sagten wir voraus, daß die Reaktion, wenn sie in Baden siege, ihren Sieg durch ganz Europa verfolgen, daß sie „ihre ganze Vergangenheit reklamiren werde."

Man erinnere sich, was sie seitdem gethan, was sie namentlich in Teutschland und Italien, den die Schweiz am meisten interessirenden Nachbarländern, Alles „reklamirt" und wie sie dabei der Schweiz mitgespielt hat. Jetzt kommt Baden abermals an die Reihe, und jetzt, wo Preußen die Reaktion in Baden repräsentirt, drücken wir unsere Prophezeiung speziell dahin aus, daß Preußen, wenn es in Baden siegen sollte, zum mindesten Neuenburg „reklamiren" werde.

Es ist eine alte Wahrheit, daß eine Dynastie von ihren „Rechten" und Traditionen nichts aufgibt, so lange sie noch Mittel hat, dieselben geltend zu machen. Daß aber der, vom Dünkel der Majestät und der hohenzollerischen Mission völlig aufgeblasene König von Preußen von seinem Recht auf Neuenburg durchdrungen geblieben, ist ebenso gewiß, als es bekannt ist, daß die Traditionen der preußischen Dynastie auf ein absolutes teutsches Kaiserthum hinauslaufen. Was nun aber die Gelegenheit betrifft, die Ansprüche auf Neuenburg geltend zu machen, so ist es klar, daß der Besitz von Baden dazu eine nothwendige Bedingung ist. Baiern und Würtemberg hätten niemals preussischen Truppen den Durchmarsch nach der Schweiz gestattet, auch würde von Seiten dieser Länder der Bodensee zu große Schwierigkeiten darbieten; der Krieg in Baden

gibt Preußen endlich die erwünſchte Gelegenheit, ſich die Straße nach „Neuenburg und Valendis“ zu bahnen und ſich am Rhein und Schwarzwald eine Operationsbaſis zu ſchaffen, die, wenn ſie einmal okkupirt iſt, von der Schweiz nicht mehr wird durchbrochen werden können.

Die preußiſche Politik handelt ſtets mit ebenſo viel Vorausſicht als Vorſicht. Wir ſind feſt überzeugt, daß ſchon in dem Moment, wo der Plan entworfen wurde, ſich in den Feſtungen der Pfalz feſtzuſetzen und dann von da aus Baden zu überziehen, Neuenburg ein Zielpunkt der preußiſchen Expedition war. Wir ſtellen die Gewißheit, daß, wenn Preußen Baden unterjochen ſollte, es in die Schweiz einfallen werde, um ſich Neuenburgs zu verſichern, als eine ganz ausgemachte, als eine unumſtößliche auf, und derjenige ſchweizeriſche Staatsmann, der nicht dieſe Gewißheit annimmt, und danach handelt, wird durch Kurzſichtigkeit oder durch Mangel an Muth zum Verräther ſeines Vaterlandes werden. Man behalte dieſe Mahnung im Gedächtniß!

Preußen hat, einmal im Beſitz Badens, die vortheilhafteſte Poſition, die irgend eine Macht der Schweiz gegenüber haben kann. Abgeſehen von der trefflichen, ſchon erwähnten Operationsbaſis, wobei noch der Beſitz Raſtatts vorausgeſetzt werden muß, führt es Krieg in einem fremden Lande, alſo auf fremde Koſten, wobei ihm der Ruin Badens keine Gewiſſensſkrupel machen wird, es kann alſo die Schweiz ſchon durch die bloße Nothwendigkeit einer Obſervationsarmee auf die Dauer finanziell ruiniren, zweitens ſind die benachbarten Kantone der Schweiz in ſtrategiſcher Beziehung ſo wenig haltbar, daß die Eidgenoſſenſchaft, um ſie zu decken, ihre halbe Macht aufbieten müßte; drittens aber verliert Preußen, wenn es zurückgeſchlagen werden ſollte, immer nur das okkupirte fremde Terrain, ſein eigenes Land wird alſo niemals unmittelbar von den Folgen der Niederlage getroffen, und ein neues Vorrücken würde ihm nur dann abgeſchnitten, wenn die Schweiz, was ſie nicht könnte, einen großen Theil Teutſchlands beſetzte.

Es muß demnach auch dem Kurzſichtigſten klar ſein, daß es für die Schweiz eine Lebensfrage iſt, dafür zu ſorgen, daß

ſie nicht Preußen zum Nachbar erhält. Vertröſte ſich Niemand damit, daß Frankreich einen Einmarſch preußiſcher Truppen in die Schweiz nicht dulden werde. Die Politik Ludwig Napoleon's, die keinen „legitimen" Anſprüchen entgegentritt, iſt ſo gut wie vollſtändig enthüllt. Wäre Preußen nicht mit ihm einverſtanden, es hätte niemals die Okkupation der Pfalz und Badens auf eigene Fauſt gewagt, und es wäre nur nach der einfachſten Konjekturalpolitik gerechnet, wenn man annähme, daß in demſelben Augenblick, wo Preußen im Einverſtändniß mit Louis Napoleon den Weg nach Neuenburg einſchlüge, der franzöſiſche Kaiſer-Kandidat im Einverſtändniß mit Preußen die Beſetzung Genfs zum „Schutze Frankreichs" anordnen würde.

Wir haben die Schweiz, trotz manchen Mängeln, zu ſehr lieb gewonnen, als daß wir jemals geſinnt ſein könnten, ſie zum Mittel für fremde Zwecke zu mißbrauchen. Wir ſind aber der Meinung, daß namentlich in der vorliegenden Frage die Schweiz und Teutſchland ein gemeinſames Intereſſe zu vertreten haben. Es iſt unſere feſte Ueberzeugung, daß, was wir in dieſem Artikel ſagen, das Intereſſe der Schweiz eben ſo nah angeht, wie das Intereſſe Teutſchlands. Wir erklären daher mit derſelben Wärme, wie wenn wir Bürger der Eidgenoſſenſchaft wären, daß die Schweiz, wenn ſie nicht alle ihre Mittel aufbietet, um der preußiſchen Nachbarſchaft zuvorzukommen, geradezu einen Selbſtmord begehen wird. Gegen die Reaktion ſich zu ſchützen, gibt es nur ein Mittel: man muß ihr zuvorkommen. Denn ihre Berechnungen ſind konſequent und ihr Gang iſt unwandelbar, wenn ſie einmal Fuß gefaßt hat. Will die Schweiz nicht von Baden aus den Fuß des Eroberers auf ihr Gebiet ſetzen ſehen, ſo vertrete ſie dem Eroberer in Baden ſelbſt den Weg.

Wir nehmen zwar keineswegs die Gewißheit an, daß die badiſche Revolutionsarmee den preußiſchen Henkern erliegen werde. Aber die Uebermacht, gegen welche ſie zu kämpfen hat, macht es dem Politiker zur Nothwendigkeit, wenigſtens die nahe Möglichkeit des Erliegens in die Berechnung zu ziehen. Der Hauptkampf ſteht erſt bevor, wenn die badiſche Armee nach Raſtatt hinaufgedrängt werden ſollte; dann aber iſt auch die Zeit gekommen, wo Al-

les aufgeboten werden muß, dem Feind das weitere Vordringen unmöglich zu machen. Dann weicht die Schweiz der Alternative nicht mehr aus, ob ſie durch Zuvorkommen den Feind fern halten, oder durch Zuwarten zur Bekämpfung deſſelben im eigenen Hauſe ſich zwingen laſſen; ob ſie ihre Neutralität zum eigenen Schutze ſelbſt brechen, oder ob ſie dieſelbe zu ihrem Verderben durch Andere brechen laſſen will. Das Ende der Neutralitätspolitik iſt gekommen; die Frage iſt nur, durch wen und zu weſſen Vortheil ſie werde gebrochen werden.

Wir erwähnten vorhin der vortheilhaften Stellung, die Preußen der Schweiz gegenüber durch die Okkupation Badens gewänne. Dagegen muß auch in's Auge gefaßt werden, daß die Schweiz keinem Feind gegenüber vortheilhafter geſtellt ſein kann, als Preußen gegenüber, ſofern ſie demſelben in Baden entgegentritt. Für's Erſte iſt der Weg, den die Schweiz Preußen in Baden vertreten muß, der einzige, auf welchem der ehmalige Beſitzer Neuenburgs der Eidgenoſſenſchaft beikommen kann. Zweitens betritt die Schweiz in Baden ein Freundesland, das ihrem Zuzug mit offenen Armen entgegen kommen wird. Sodann aber iſt der Augenblick, wo Oeſterreich ſich außer Stand befindet, die Schweiz zu bekriegen, völlig geeignet, nach dieſer Seite hin Beruhigung zu gewähren; ebenſo iſt Baiern und Würtemberg militäriſch wie politiſch nicht fähig, Preußen gegen die Schweiz wirkſam zu unterſtützen. Und was Frankreich betrifft, ſo wäre eine franzöſiſche Intervention zu Gunſten Preußens eine politiſche Unmöglichkeit, zumal da die Schweiz keinen andern Zweck haben könnte, als Preußen aus Baden fern zu halten.

Die Schweiz hätte alſo bei einer Intervention in Baden nach keiner Seite hin ernſtliche Beſorgniſſe zu hegen, wogegen ſie durch Beſiegung der Reaktion in Baden die Gewißheit gewänne, von dieſem Alp für immer befreit zu ſein. Denn ein Sieg der Revolution in Baden würde ein Sieg für das ganze Teutſchland ſein. Schickte die Schweiz 20—30,000 Mann nach Baden, mit deren Hülfe die ganze preußiſche Invaſionsarmee vernichtet werden könnte, ſo würde man die ſämmtliche in Baden ſtehende Streitmacht zur Bekämpfung der übrigen Feinde verwenden können.

Mögen die Schweizer dieſe wichtige Angelegenheit ſchleunig und ernſtlich in Erwägung nehmen. Mögen ſie, wenn der Aberglaube der Neutralitätspolitik noch immer nicht zerſtört ſein ſollte, endlich erkennen, daß die Interventionspolitik, welche die Ruſſen nach Ungarn, die Franzoſen nach Rom, die Oeſtreicher nach Ankona und die Preußen nach Baden geführt hat, zur Regel geworden iſt bei allen Mächten, welche nach ihrem Intereſſe handeln. Will die Schweiz allein ihr Intereſſe einem Aberglauben opfern, einem Aberglauben, der von Niemanden reſpektirt werden wird, als von ihr ſelbſt?

Sollte aber die Schweiz noch nicht förmlich und offen in Baden interveniren wollen, ſo möge ſie wenigſtens vorläufig das Minimum gewähren, das ſie in ihrem und Deutſchlands Intereſſe ohne Bedenken gewähren kann; ſie möge nämlich keinem ihrer Bürger ein Hinderniß in den Weg legen, der in der badiſchen Armee für die Sicherheit ſeines eigenen Vaterlandes, wie für die Freiheit Deutſchlands zu kämpfen Luſt hat! Die hier und da aufgetauchte Hetzerei gegen Betheiligung an dem deutſchen Freiheitskampf, wobei man in ganz falſcher Anwendung die Beſchlüſſe über die Kapitulationsfrage zum formalen Vorwand genommen, ſind zum Mindeſten eine Beſchränktheit; ſie ſind aber zugleich eine Unwürdigkeit und können in ihren Wirkungen ein Vaterlandsverrath ſein.

Nachtrag.

Es iſt ein trauriges Geſchäft, die Kaſſandra ſpielen zu müſſen; aber noch trauriger iſt die Genugthuung, die vergeblich gemachten Prophezeiungen auf Koſten einer gerechten Sache beſtätigt zu ſehen. Viele der beſten Demokraten theilen mit mir dieſe Genugthuung, ſo wie ſie zur Zeit das Loos theilten, gehemmt und bedroht durch die Macht des hochmüthigen Diktators Brentano, das verblendete Volk in's Verderben führen zu ſehen, ohne ihm die Augen öffnen zu können.

Die vorſtehenden Blätter waren beſtimmt, dem Trauerſpiel wenigſtens den fünften Akt ſparen zu helfen. Sie kommen leider zu ſpät. Schneller als man erwarten konnte, iſt die Entwickelung zu Ende geeilt, beſchleunigt durch die Flucht des Haupthelden, des von der konſtituirenden Verſammlung zu Freiburg als feiger Verräther gebrandmarkten Brentano*). So hat denn die Demokratie wieder dasſelbe Loos gehabt wie die Monarchie: ein einziger Menſch konnte ein ganzes Volk in's Verderben führen, weil das Volk an ihn glaubte, ohne ihn erprobt zu haben.

Verlohnt es ſich der Mühe, einige kleine Berichtigungen nachzutragen in Bezug auf einen Menſchen, auf welchem mehr Fluch laſtet, als hundert zu tragen vermögen? Kein andres Wort ſei ihm mehr geweiht, als Worte des Fluches, jenem Elenden, der am 6ten Juni durch Hoflakaien Kanonen gegen die ehrlichen Republikaner auffahren ließ

*) S. das unten abgedruckte Dokument.

und ihnen jetzt, mit Hülfe erbärmlicher Lügen*), als Flüchtling auf fremden Boden vorausgeeilt ist. Ich habe ihm in dem oben abgedruckten Schreiben an einen seiner Kollegen das „moralische Standrecht" angekündigt. Einer Exekution bedarf es nicht mehr, er ist gerichtet und hoffentlich vernichtet, so daß wenigstens in Zukunft das Volk vor ihm und seines Gleichen gesichert sein wird.

Das nächste Wort sei jetzt an die Schweiz gerichtet. Die Schweizer werden jetzt so gut wie die Teutschen erkennen, daß es nur die entschiedenen Republikaner waren, welche die badische Revolution zu einem entscheidenden Siege führen und dadurch auch die Schweiz von einer gefährlichen Nachbarschaft befreien konnten. Möge die Schweiz daran das Zugeständniß knüpfen, daß nur jene entschiedenen Republikaner ihre wahren Alliirten sind, mit deren Sache die schweizerische Sache steht und fällt. Der Schweiz stehen ernste Prüfungen bevor. Wenn der Angriff, dem sie nicht zuvorgekommen ist, erfolgt, so möge sie das Bündniß mit Denen nicht verschmähen, welche mit ihr gemeinschaftliche Feinde und gemeinschaftliche Zwecke haben. Alle teutschen Republikaner, welche eine Zuflucht auf ihrem Boden gefunden, werden bereit sein, mit ihr gemeinschaftliche Sache gegen den gemeinschaftlichen Feind zu machen. Hat sie durch das Beispiel Badens etwas gelernt, so wird sie die ihr zu Gebot stehenden teutschen Kräfte, militairische wie politische, zu benutzen wissen und sie sei versichert, daß diese Kräfte in der Sache der Schweiz ihre eigne erblicken und unterstützen werden. Das jüngste Unglück der Revolution in Baden ist als ein neues geschichtliches Mittel anzusehen, die natürliche Gemeinschaft der teutschen und schweizerischen Demokratie zum gegenseitigen Bewußtsein zu bringen, und im Angriff des teutschen Despotismus auf die Schweiz würde das Mittel sein können, jene Gemeinschaft für immer zu sichern. Die Zeit der kleinlichen Auffassungen sei vorüber. Nur große Gesichtspunkte führen in dieser großen Zeit auf den Weg zum Sieg und zur

*) Als man ihn unterwegs auf seiner Flucht anhielt, half er sich durch mit der Lüge, daß er auf 36 Stunden beurlaubt sei zur Besorgung eines Geschäfts und dann zurückkehren werde.

Freiheit, denn es gibt jetzt keinen Sieg und keine Freiheit mehr, wenn sie nicht allgemein sind.

Die Sache der Freiheit hat seit einiger Zeit wieder schwere Schläge erlitten. Die Schwankungen der großen Waage, worin für die europäische Menschheit Freiheit und Knechtschaft gewogen werden sollen, haben noch immer nicht aufgehört, weil die Partei der europäischen Reaktion sich mit all ihrem verfügbaren Gewicht gegenseitig aushilft, um jede einzelne Volkskraft, welche die Schaale der Freiheit beschwerte, schleunigst wieder aufzuwiegen. Die Augenscheinlichkeit dieses Resultats hat die Partei der Freiheit noch immer nicht dahin bringen können, der Solidarität der Reaktion eine Solidarität der Revolution entgegenzustellen. Es hat erst dahin kommen sollen, daß die Repräsentanten der Revolution, einer nach den andern, sämmtlich von der Reaktion bedroht oder angegriffen werden, damit das direkt oder in letzter Instanz gefährdete Interesse der Selbsterhaltung bewirke, was die natürliche Voraussicht oder die politische Sympathie nicht zu bewirken vermochten. Es scheint, daß die Schweiz zunächst an die Reihe kommen werde, um diese Behauptung zu bestätigen, und nach der Schweiz würde Frankreich folgen.

Ist es ein Gesetz, daß die Freiheit nicht von selbst aggressiv zu Werk geht, sondern immer erst von der Reaktion herausgefordert werden muß, so darf man sich nicht darüber wundern, daß dieses Gesetz sich unter verschiedenen Staaten eben so geltend macht wie unter den Parteien jedes einzelnen Staates. Allein jenes Gesetz ist nicht eine vom Willen unabhängige Naturregel, es ist nur ein Erfahrungsgesetz über die durchgängige Trägheit eines Egoismus, welchen abzulegen es nur der Erkenntniß und des Willens bedarf. Sollte aber weder Frankreich noch die Schweiz sich zu dieser Erkenntniß erheben und zu diesem Willen ermannen können; sollte unter den Streichen der vereinigten Reaktion das ganze Teutschland erliegen müssen, wie das ganze Italien und Ungarn, wie Polen, so ist dieß dennoch kein Grund, am Sieg der Freiheit zu verzweifeln. Der Schweiz und Frankreich bleiben ihre letzten Stützen, und diese Stützen können wanken aber nicht fallen. Sie werden mit ihrer aufgesparten Kraft einen Kampf zu füh-

ren haben gegen eine Reaktion, die ihre besten Kräfte schon abgenützt, ihre Hauptmittel schon erschöpft haben wird und in deren Rücken die allgemeine Revolution nur auf eine Niederlage ihrer Feinde wartet, um sich von allen Seiten rächend zu erheben. Die Schweiz und Frankreich können nicht unterliegen, wenn sie beim Kampf gegen die reaktionaire Koalition Europa's sich mit der harrenden Revolution verbünden. Daß aber Frankreich jener Koalition noch lang dienen, also den Kampf mit ihr noch lang umgehen werde, glauben wir nicht, denn wir glauben nicht an eine Umkehrung der Natur.

Für den Augenblick ist es außer dem vereinzelten Venedig nur das heldenmüthige Magyarenvolk, welches der Reaktion bewaffneten Widerstand leistet. Wenn es nicht durch besondre Ereignisse begünstigt wird, so fürchten wir, daß es dieses Mal der Uebermacht unterliegt. Aber die Rache für diese Niederlage ist schon gesichert. Oesterreich ist in der Lage, sterben zu müssen an einem Sieg, ohne den es nicht leben kann, und Rußland hat durch seine Betheiligung einen Riß in sein starres System gebrochen, durch welchen die Luft der Revolution unaufhaltsam eindringen muß. Beim Oeffnen der Thüre, durch welche Rußland in die benachbarte ungarische Republik eingedrungen, ist der Geist der Revolution vorbeigehuscht und dieser Geist wird nicht müßig sein hinter dem Rücken der Eindringlinge.

Was Teutschland betrifft, so scheint es, daß Preußen der Verwirklichung seiner so lang genährten Plane endlich nahe rücken soll. So viel Ausdauer und Schlauheit verdiente allerdings einigen Erfolg. Aber dieser Erfolg wird Preußen gereuen. Diejenigen Preußen, die nicht teutsch werden konnten, so lang sie dem übrigen Teutschland als Gegner fern standen, werden das Preußenthum ablegen, nachdem sie Teutschland erobert haben, und das feindliche Preußenthum wird zurückschrumpfen auf seinen Ursprung, auf die Dynastie und ihre Satelliten. Das Exempel der preußischen Herrschaft war furchtbar, so lang man nicht allgemein die Probe darauf machen konnte. Diese Probe wird jetzt gemacht werden. Was zur Einheit und Einigkeit der teutschen Revolutionspartei fehlte, wird ihr gegeben

werden durch den allgemeinen Gegensatz gegen das Preußenthum, ein Gegensatz, der sich in Baden durch den glühendsten Preußenhaß ausgesprochen hat. Dieser Preußenhaß wird getheilt werden von dem bessern Theil der Preußen selbst. Daß die Preußen sich jetzt zur blutigen Unterdrückung des badischen Volks haben gebrauchen lassen, entscheidet nichts in Bezug auf das, was sie vielleicht nach einigen Monaten thun werden. Auch im badischen Militair ist der Umschwung von einem Extrem zum andern rasch erfolgt und es hat seine Schuld getilgt durch den Kampf gegen die Tyrannen.

Der Schmerz über unsre Niederlage tritt zurück vor dem Zorn über die verrätherische Vergeudung von Kräften, die uns den Sieg hätten sichern können. Aber da diese Kräfte nur überwunden, nicht vernichtet sind, bleiben sie eine Bürgschaft für künftige Siege um so mehr, da der Zuwachs nicht ausbleiben kann. Deshalb endige dieser Kampf mit Hoffnungen wie er mit Hoffnungen begonnen hatte und die erneuten Hoffnungen der Zukunft werden sich die betrogenen der Vergangenheit zu Nutze machen.

Auszug aus einer Proklamation der badischen konstituirenden Versammlung.

Mitbürger!

Als das badische Volk sich erhob, um ein unerträgliches Joch zu zerbrechen, da trat es in den Kampf mit den sämmtlichen Tyrannen Teutschlands; und jeder Freund des Vaterlandes faßte den Vorsatz, auf seinem Posten auszuharren bis zum Ende.

In der öffentlichen Sitzung der konstituirenden Landesversammlung vom gestrigen Tage wurde demgemäß auch beschlossen:

„Der Krieg gegen die Feinde der teutschen Einheit und Freiheit wird mit allen zu Gebote stehenden Mitteln fortgesetzt und jeder Versuch einer Unterhandlung

mit dem Feinde als Verrath am Vaterlande betrachtet und bestraft."

Gegen die zweite Hälfte dieses Satzes erhob der Diktator Brentano Einsprache, indem er behauptete, es läge darin ein Mißtrauensvotum gegen ihn, ungeachtet ihm das Gegentheil ausdrücklich von der Versammlung erklärt worden war. Als jene Stelle des Beschlusses dennoch angenommen wurde, legte er zuerst seine Stelle als Mitglied der Regierung, kurz darauf auch diejenige eines Mitgliedes der konstituirenden Versammlung vermittelst zweier an den Präsidenten derselben gerichteten Schreiben nieder, und verließ im Dunkel der Nacht mit den Mitgliedern der Landesversammlung Ziegler von Karlsruhe und Thibaut von Ettlingen den Sitz der Regierung und der Landesversammlung, ohne vorher die gesetzlich gebotene Rechenschaft von seiner Amtsführung abgelegt zu haben und ohne eine Nachricht über den Ort zurückzulassen, wohin er sich zu begeben gedenke.

Die konstituirende Landesversammlung muß diese Flucht des Bürgers Brentano als einen feigen Verrath am Vaterlande betrachten und kann in dem Vorgeben desselben, er ziehe sich zurück, weil er ein Mißtrauensvotum erhalten habe, nur den Versuch erkennen, sein Verbrechen zu beschönigen. Sie setzte daher sofort eine Untersuchungskommission nieder, welche den Auftrag hat, gegen den Bürger Brentano und seine Begleiter einzuschreiten, um sie zur wohlverdienten Strafe zu ziehen. Ueber die Resultate dieser Untersuchung werden wir dem Volke Badens so bald als möglich ausführliche Mittheilung machen.

Freiburg, den 29. Juni 1849.

Die konstituirende Landesversammlung für Baden, und in deren Namen

Das Präsidium:

Damm.

Die Sekretaire:

Dänzer, Rotteck, Steinmetz.

Trabanten, freie, v. Wilh. M..r. 1813. 12 bz. 15 ngr. 48 kr.

Börne's französische Schriften. Herausg. von Cormenin und übersetzt v. E. Weller. br. 13 Bogen. 1847. 15 bz. 18 ngr. 1 fl.

Briefe, unterschlagene, br. 4 Bog. 1846. 7 bz. 10 ngr. 30 kr.

Edelmann, der neu eröffnete. Auswahl aus Edelmanns Schriften. br. 7 Bog. 1847. 10 bz. 12½ ngr. 45 kr.

Feuerbach, Friedrich, die Religion der Zukunft. Für Leser aus dem Volke, bearbeitet von W. Marr. geh. 1 Bog. 1846. 2 bz. 2½ ngr. 8 kr.

— — Die Kirche der Zukunft. Eine Reihe von Aphorismen. br. 4 Bog. 1847. 8 bz. 10 ngr. 36 kr.

Heinzen, K., Meine Ausweisung aus Zürich. br. 3 Bog. 1847. 4 bz. 7½ ngr. 24 kr.

— — Teutsche Revolution. Gesammelte Flugschriften. 46 Bog. 1847. 45 bz. 1 thlr. 20 ngr. 3 fl.

— — Erst reine Luft, dann reinen Boden. 1848. br. 5 bz. 6 ngr. 21 kr.

— — Die Helden des teutschen Kommunismus. Dem Hrn. Karl Marx gewidmet. br. 9 bz. 10 ngr. 36 kr.

Nauwerk, Karl. Ein Tutzend Artikel. 8. br. 6 bz. 7½ ngr. 27 kr.

Krakau's Fall. Geh. 1 Bog. 1847. 1½ bz. 2 ngr. 6 kr.

Mazzini, Joseph, Italien, Oestreich und der Papst. Ein Brief an Sir James Graham, Bart. Aus dem Englischen. 13 Bog. 1847. br. 13¼ bz. 15 ngr. 54 kr.

Ludwig Philipp, König der Franzosen, ist nicht der Sohn des Herzogs Joseph Philipp von Orleans (damaligen Herzogs von Chartres), sondern das ausgetauschte Kind eines italienischen Gefangenwärters! Aus dem Französischen übersetzt nach dem Brüssler Abdruck der Brochüre, betitelt: „Maria Stella, Austausch einer Fürstentochter gegen einen Büttelssohn", welche bei dem berüchtigten Prozesse des Ordenskaissers Affenaer in Paris bei den Jesuiten aufgefunden wurde. br. 15 Bogen. 1847. 15 bz. 15 ngr. 1 fl.

Cabet, M., der dem Kommunismus geworfene Handschuh vom Jesuiten Fournier von Virginien ꝛc. br. 3 bz. 3¾ ngr. 14 kr.

Eigenthum, das, in Gefahr! oder was haben Deutschland und die Schweiz vom Kommunismus und Vernunftglauben zu fürchten. 1843. 15 bz. 20 ngr. 1 fl.

Noah. Sechs Blatt komische Umrisse mit Versen. Mit Musikbegleitung von Reissiger. 1842. 18 bz. 20 ngr. 1 fl. 12 kr.

Leben und Tod des Bürgermeisters Tschech, welcher am 26. Juli 1811 auf den König von Preußen schoß und den 14. Dez. 1811 in Spandau hingerichtet wurde, herausgegeben von seiner Tochter, Elisabeth Tschech. Mit Tschechs Portrait. 1849. 20 bz. 20 ngr. 1 fl. 12 kr.

P. germ.
596 hd . [Zinzen]

Ein neues Wintermärchen.

Beſuch im neuen deutſchen Reich

der Gottesfurcht und der frommen Sitte

von

(Heinrich Heine.)

Preis 25 Cents.

Boſton 1872.

Expedition des „Pionier“.

Entered according to Act of Congress, in the year 1872, by
Karl Heinzen, in the office of the Librarian of Congress,
at Washington, D. C.

1.

Macht Platz auf dem deutschen Büchermarkt,
Ich bin der Heinrich Heine;
Ihr habt schon lang euer Zeug gequarkt,
Nun hört auch wieder das meine!

Ihr glaubt, daß ich in der Hölle drin
Geschmort und gebraten werde,
Weil ich ein Schlingel gewesen bin,
So lange mich trug die Erde?

Ihr irrt euch; es gibt keine Hölle mehr,
Das will ich euch gleich verrathen;
Es gibt keine Hölle, kein Flammenmeer,
Kein Rösten und kein Braten.

Längst war überfüllt der Hölle Schlund
Von Verdammten in tollem Gehäufel;
Das wurde dem lieben Gott zu bunt
Und er jagte die Hölle — zum Teufel.

Er löschte die lodernden Flammen aus,
Spedirte die Seelen zum Himmel
Und jagte in alle Welt hinaus
Der Teufel schwarzes Gewimmel.

Ich, der ich ein halber Teufel war,
Ich passe nicht zu den Heil'gen;
Drum kann ich auch nicht mit der Seeligen Schaar
An der Himmelfahrt mich betheil'gen.

Doch bin ich auch wieder zum Teufel zu gut,
Trotz meinen hölliſchen Tücken,
Drum laſſ' ich auch nicht mit der andern Brut
Als Teufel zur Welt mich ſchicken.

Was ſoll ich thun? Die Hölle iſt aus;
Da kann ich doch nicht bleiben!
Wohlan, ſo will ich im Erdenhaus
Ein wenig herum mich treiben!

Ich will zum ſonnigen Tagesſtrahl
Der ſchönen Welt mich kehren,
Und mein liebes Deutſchland wieder einmal
Mit einem Beſuch beehren.

Der Kobes von Köln, das alte Weib,
Iſt neulich zu mir gekommen,
Von dem hab' ich zum Zeitvertreib
Viel Sonderbares vernommen.

Doch war ich, was der Kobes geſchwätz
Darüber nicht recht im Klaren;
Nur ſo viel ſchien, daß den Deutſchen jetzt
Ein großes Heil widerfahren.

O deutſches Volk, wie's das Herz mir ſchwellt.
Ich habe dich nie vergeſſen!
Du biſt jetzt gewiß das erſte der Welt,
Nicht nur im Saufen und Freſſen!

Wie freu' ich mich, dich wieder zu ſeh'n,
Da du ein Mann geworden;
Da du als Mann wirſt vor mir ſteh'n
An Thaten und an Worten!

Ein Mann mußt du geworden ſein
Der Freiheit und des Rechtes!
Der Freiheit, — o wie will ich mich freu'n
Des freien deutſchen Geſchlechtes!

2.

In Baden, der alten Bäderſtadt,
Bei der alten Schwarzwaldquelle,
Da, ſpricht die dortige Sage, hat
Ihr Ausgangsthor die Hölle.

Dort bin ich auch an's Tageslicht
Eines Morgens heraufgegangen,
Ich ſah mich nicht um und ſäumte nicht,
Nach Frankfurt zu gelangen.

An Frankfurts Thor erhob ich den Blick
Und fragte mit ſtolzer Betonung:
„Der Präſident der Republik,
Der deutſchen, wo iſt ſeine Wohnung?“

Da trat ein ſchulternder Kerl vor mich
Und wies ſein blankes Eiſen,
Und ſchmetterte: „Republik is nich,
Wir ſind man gute Preußen!“

Und richtig, das preußiſche Wappenvieh
War groß an's Thor geheftet,
Doch nicht mehr mit ſteifem Hals und Knie,
Dürr, ſtruppig und entkräftet;

Nein, dick und geſchwollen war ſein Kopf,
Die Auge trieften von Schmalze;
Das Thier war voll vom Bauch zum Kropf,
Vom Schwanze bis zum Halſe.

„Zum Henker,“ rief ich, „was iſt geſcheh'n?
Was hat das Alles zu ſagen?“
„Da müſſen Sie zur Polizei man geh'n
Dort kann man nach Allem fragen!“

Er ſprach's und machte Rechtsumkehrt
Nach ſeinem Schilderkaſten,

Ich aber trollte mich unbelehrt,
Um zur Polizei zu haſten.

Das Preußenthier, ſo dachte ich,
Sternhagelvoll gefreſſen,
Da wird ſich gewiß ganz wunderlich
Die deutſche Freiheit bemeſſen.

Ich kenn' ihn ja längſt, den preußiſchen Aar,
Und war ſchon oft ſein Tadler,
Der immer ein frecher Spatz nur war
Und nie ein richtiger Adler.

Ein Spatz, im Schreien und Stehlen frech,
So frech, wie keiner im Leben,
Iſt der nicht des deutſchen Volkes Pech,
So kann es kein Pech mehr geben.

Doch was ſoll ich zur Polizei mich bemüh'n,
Zu bitten um Beſcheidung?
Ich gehe viel lieber in's Kaffeehaus hin
Und leſe die neueſte Zeitung.

3.

Jetzt weiß ich's. — Wär' ich nicht manchen Tag
Geſeſſen ſchon in der Hölle,
Ich glaube faſt, es hätte der Schlag
Gerührt mich auf der Stelle.

O Kobes von Köln, jetzt iſt's gefehlt
Gefehlt an allen Orten;
Sie haben einen Kaiſer gewählt,
Und du biſt's nicht geworden!

Sie haben einen Kaiſer gemacht
Und ließen die Böller knallen,

Doch du, trotz deiner Dummheit Pracht,
Biſt glänzend durchgefallen!

Denn dümmer, als du, du Kobes von Köln,
— Und das will gewiß viel heißen —
Sind alle die ſchofeln deutſchen Geſell'n,
Bis hinauf zum König von Preußen.

Den Zollernſtamm, den Roſſeknecht
Mit ſeinen klumpigen Hufen,
Den hat das deutſche Narrengeſchlecht
Zum Kaiſerthrone berufen.

Gebt Acht, wie wird der Zollernhuf
Die deutſchen Blüthen zerſtampfen,
Wie werden die Fluren beim Schlachtenruf
Von Rauch und Blute dampfen!

Wie wird das märkiſche Soldknechtſpiel
Die deutſchen Jungen kuranzen,
Wie wird der preußiſche Peitſchenſtiel
Auf dem deutſchen Rücken tanzen!

Der Kaiſer, das iſt der Kartätſchenprinz,
Die Kartätſche von Gottes Gnaden,
Der blutige Kriegsknecht in jeder Provinz
Von Sachſen bis nach Baden;

Das iſt der Prinz, der die Freiheitsſchaar
Vom Manne bis zum Knaben
Zuſammenkartätſchte Paar um Paar
Zu Raſtatt im Feſtungsgraben!

Fürwahr, ein prächtiger Kaiſergeſell,
Wie prächtiger keiner zu finden;
Er iſt es werth, ein Kaiſerfell
Ihm um die Schulter zu binden!

Er iſt es werth, ihm die knorrige Hand
Mit dem Kaiſerſtecken zu ſchmücken,

Und das Nerozeichen, das Kaiserband,
Ihm auf die Stirne zu drücken!

Wohlan, du dummer Kobes von Köln,
Du magst es zum Troste dir lesen:
Du bist der dümmste der dummen Gesell'n
Noch lange nicht gewesen!

4.

Berlin muß Kaiserstadt jetzt sein
Und kaiserstädtisch prangen;
Drum stieg ich im Bahnhof zu Frankfurt ein,
Um nach Berlin zu gelangen.

Im Wagen drängte sich allerlei Zeug,
Als deutsches Volk gepriesen;
Das war der alte deutsche Teig
Von Köpfen, Händen und Füßen;

Das war das alte dumme Gesicht,
Die Augen blau und glotzend,
Von Hundetreue und Hundepflicht
Die ganze Haltung strotzend;

Das war von Bedienten die alte Schaar,
Mit dem Rücken bestimmt zum Gerben,
Die nach dem gröbsten Fußtritt sogar
Tiefehrfurchtvollst ersterben.

Ersterben? Das Wort das paßt nicht recht
Zu solchem Speichelleden;
Ich weiß ein andres, das klingt nicht schlecht,
Es heißt: Gehorsamst verrecken!

Es fehlt den Deutſchen zum Hunde nur
Ein richtiger Schwanz zum Wedeln; —
O du grundgütige Mutter Natur,
Du Spenderin alles Edeln,

Gib doch den Menſchenhunden ihr Recht,
Ihr eigenſtes Recht auf Erden,
Und laß das nächſte deutſche Geſchlecht
Mit Schwänzen geboren werden!

Das ziemt ſich dem Pack, das ſich ohne Scheu
Läßt ſchimpfen ein Volk der Denker;
Das nichts iſt als Futter für Pulver und Blei
Und Heerdvieh für ſeine Henker.

Das Volk der Träumer, das geht noch an,
Das Volk des allmächtigen Duſels,
Das um ſo himmliſcher träumen kann,
Je gemeiner ſein Rauſch des Fuſels.

Denn wißt, ihr dummen Deutſchen, wer denkt,
Der träumt nicht von Himmel und Sternen;
Der regt ſeine Fäuſte zum Handeln und hängt
Seine Schinder an die Laternen!

Wer denkt, läßt nicht am Gängelband
Von Fürſten und Pfaffen ſich führen;
Wer denkt, ſteht feſt und iſt im Stand,
Als Mann ſich ſelbſt zu regieren!

Ihr lieben Deutſchen, glaubt mir doch,
Ihr denkt nicht und gleicht noch den Kindern,
Und darum gehört euch lange noch
Die Ruthe auf den Hintern!

5.

Ja, ja, ſie haben es weit gebracht
Im Stechen, Schießen und Morden;
Sie ſind von den Völkern über Nacht
Die beſten Schlächter geworden!

Wie ſtehen ſie da, es iſt ein Stolz,
Mit der Jacke voll bunter Tupfen,
Ein ſtrammer Hanswurſt von bemaltem Holz
Mit der Schnur daran zum Zupfen.

In eine blecherne Spitze geht
Nach oben zuſammen die Stirne,
Und wie aus dem Schädel gewachſen ſteht
Das Blech dem Denkergehirne.

Ha, wie ſie raſen mit Schuß und Stoß,
Ein Jeder an Wuth ein Orlando,
Ein einziger Mörder rieſengroß
Das ganze Volk auf Kommando!

Das Volk in Waffen ein reißendes Thier,
Das nicht in den Käfig geſetzt wird,
Das packt und zerfleiſcht mit blinder Gier,
Auf wen es grade gehetzt wird!

Es ſchaut nicht rechts, es ſchaut nicht links,
Es ſchaut nur auf die Henker;
Zum Mordwerk genügt's des gegebenen Worts, —
Das iſt das Volk der Denker!

Hab' ich doch gewarnt euch mit gutem Bedacht,
Ihr lieben kleinen Französlein:
Nehmt euch vor den groben Deutſchen in Acht,
Sonſt klopfen ſie euch die Höslein!

Ihr habt euch nicht daran gekehrt,
Habt ſie nicht in Ruhe gelaſſen;

Nun haben ſie euch mit Keilſchrift gelehrt,
Daß ſie nicht länger ſpaſſen.

Sie haben das loſe Maul euch geſtopft
Und geprügelt die ſchlanken Leiblein;
Sie haben die Höslein euch ausgeklopft
Bis auf das letzte Stäublein

Ihr ſchreit nach Rache? Was fällt euch ein?
Wozu die tödtliche Feindſchaft?
Ihr müßt ja den Deutſchen dankbar ſein
Viel eher für ihre Freundſchaft!

Sie haben die Kaiſerſchurkerei
Von eurem Nacken gewunden
Und barmherzig das Joch, von dem ihr frei,
Auf das eig'ne Genick gebunden!

Sie haben aus eurer verzärtelten Haut
Die Kaiſerbeule geriſſen
Und wie in die Wurſt mit Sauerkraut
Heißhungrig hineingebiſſen!

Jetzt ſchwören ſie zum Kaiſermiſt
Wie zu ihrer Götter-Dreiheit; —
Franzoſen, wollt ihr euch rächen, ſo iſt
Die beſte Rache — die Freiheit!

6.

„An Leipzig, der deutſchen Bücherſtadt,
Darf ich vorüber nicht gehen;
Da muß ich das neueſte Börſenblatt
Mir einmal wieder beſehen.

Da muß ich höflich zum Beſuch
Des Herrn Verlegers laufen
Und des deutſchen Geiſtes neueſtes Buch
Zur Weiterreiſe mir kaufen."

Ich ging in den nächſten Laden hinein
Und frug mit lauter Stimme:
„Wer ſchrieb des Volkes Schmach und Pein
Mit ſeinem gewaltigſten Grimme?

Wo iſt der edle Ritter vom Geiſt
Der wackere Streiter der Wahrheit,
Der die Knechtſchaft nicht als Freiheit preiſ't
Und die Finſterniß nicht als Klarheit?

Wo iſt der Mann, der in hohem Muth,
Im heiligen Zorn des Gedichtes
Herunterreißt der Tyrannenbrut
Den Maskentrug des Geſichtes?

Wo iſt der Mann, der mit brennender Scham
Rothfärbt des Volkes Stirne,
Der zum Thatenfieber in Schmerz und Gram
Aufſtachelt die Männergehirne?

Wo ſind die Lieder vom Sängerfluch,
Die Geſänge voll Dornen und Ketten,
Wo iſt von Rückert's Sohne das Buch
Mit geharniſchten Sonetten?"

Erſt machte der Schwengel ein dummes Geſicht,
Dann ſprach er mit höflichem Tone:
„Die Ketten und Dornen halten wir nicht,
Und ich weiß nichts von Rückerts Sohne.

Doch mit Sonetten kann ich ſogleich
In beſter Auswahl dienen;
Das Lied vom neuen deutſchen Reich,
Das iſt ſoeben erſchienen.

Das Lied hat Herr Oskar von Redwitz fein
In lauter Sonetten gedichtet;
Der Kaiser, der Kronprinz, Jeder hat ein
Dankſchreiben an ihn gerichtet.

Ein Thaler blos das berühmte Gedicht;
Und hier iſt das Neu'ſte der Meſſe;
Es iſt der Stenographenbericht
Vom Altkatholikencongreſſe."

„Der Redwitz? Gebt mir das Heiligenbild
Mit der romantiſchen Schelle,
Der mit einem Auge zum Himmel ſchielt,
Mit dem andern nach dem Bordelle!

Und legt mir auch den Bericht dazu
Vom Congreß der Altkatholiken;
Das will ich Beides dann in Ruh'
Auf der Fahrt nach Berlin zerpflücken."

7.

Das alſo iſt das Heldengeſchlecht
Im neuen deutſchen Reiche?
Das ſind die Führer im Geiſtesgefecht,
Die Meiſter im wuchtigen Streiche?

Das Lied vom neuen deutſchen Reich
Von Oskar von Redwitz, dem Dichter,
Das iſt ein Ding, dem keines gleich
Von all dem Poetengelichter.

Das iſt ein apocalyptiſches Thier
Mit ſiebenundzwanzig Köpfen,
Mit dem Maul vom Löwen, dem Horn vom Stier,
Und der Blähung von hundert Kröpfen.

Aus ſeines Röckleins ſchimmerndem Glanz
Guckt langgeöhrt der Eſel;
Ganz Deutſchland durchfegt ſein langer Schwanz
Schweifwedelnd von Danzig bis Weſel.

Von München kann bis zur Kaiſerſtadt her
Die lange Zunge ſich ſtrecken,
Um Kaiſer und Königg und Kronprinz und Heer
In einem Zuge zu lecken.

Der Don Juan in der Kutte hat
Den Säbel um ſich geſchlungen,
Und auf's Chriſtushaupt an der Dornen Statt
Die Pickelhaube gezwungen.

Das Heiligenbild im Rittergewand
Scherwenzt um Bänder und Orden;
Die fromme, lüſterne Amaranth
Iſt Soldatentirne geworden.

O größter Dichter im deutſchen Reich
Mit dem Schmarren im breiten Geſichte,
Du verdienſt es, daß man für deinen Seich
Ein Denkmal dir errichte.

Ein ſolches Denkmal haſt du ſchon,
Ich erfuhr es jüngſt in der Hölle,
Zufällig, und weißt du noch nichts davon,
So meld' ich es dir auf der Stelle.

Zu München hinter dem Siegesthor,
Wo die Häuſerreihe ſich lichtet,
Dort war deine Wohnung ehebevor,
Dort haſt du gelebt und gedichtet.

Doch wo du geküßt einſt die Muſenbraut,
Die ſchattige, lauſchige Halle,
Die iſt jetzt verwandelt und umgebaut
Zu einem — Hühnerſtalle.

Und wo du einſt als Münchens Schwan
Gelebt und geliebt und geſungen,
Da gackſen die Hühner, da kräht der Hahn,
Da piepſen und trippeln die Jungen.

Sie gackſen und piepſen und kräh'n im Verein
Dein Lob nach allen Seiten: —
Das ſoll dein würdiges Denkmal ſein
Bis hinaus in die fernſten Zeiten!

8.

„Döllinger, der erzinfame Pfaff",
So hab' ich ihn einſt geſcholten,
Und habe dafür von den Alpen zum Haff
Als Liberaler gegolten.

Doch heute hat ſich das Blättchen gedreht,
Döllinger iſt Gegner der Pfaffen,
Und vor ihm gleich einem Heiligen ſteht
Der Troß der Fortſchrittsaffen.

Es reut mich tief, du großer Mann,
Daß ich ſo dich mitgenommen,
Und führ' ich nicht auf der Leipziger Bahn,
So wär' ich zu dir gekommen.

Und ging' ich gerade nicht nach Berlin,
So käm' ich nach München gegangen,
Ich würfe mich reuvoll zu Füßen dir hin,
Um Vergebung von dir zu erlangen.

Denn ach, ich habe dich ſehr verkannt,
Du Geiſtesheld des Jahrhunderts;
Wer immer im ganzen deutſchen Land
Dein Wort vernimmt, der bewundert's.

Du haſt zurück von falſcher Bahn
Das verirrte Volk gerufen,
Du führſt es zurück vom politiſchen Wahn
Zu ſeines Altares Stufen.

Du haſt des geſammten Volkes Sinn
Auf's Ewige wieder geleitet,
Haſt weg von der Welt und zum Himmel hin
Die Wege wieder bereitet.

Du haſt die alte Theologie
Erhoben zur alten Ehre,
Es tummelt ſogar ſich im Stall das Vieh
Auf der theologiſchen Mähre.

Ja, ja, das iſt das erhabene Ziel
Der Neuzeit unverhehlbar;
Und wenn darüber die Welt zerfiel',
Der Papſt iſt nicht unfehlbar!

Die Altkatholiken, das iſt ganz klar,
Die haben den rechten Glauben; —
Wohlauf, ſeid einig in Noth und Gefahr,
Laßt euch dies Kleinod nicht rauben!

Was thut's, daß mit Steuern und Militär
Das Volk den ſchwerſten Stand hat,
Wenn nur der Profeſſor Friedrich mehr
Als ein einziges Meßgewand hat!

Was thut's, daß mit gnädigem Bismarkstritt
Der Reichstag wedelnd nach Haus geht,
Wenn nur dem Pfarrer Renftle damit
Die heilige Salbe nicht ausgeht!

Das Alles haſt du zu Stande gebracht,
Du Held, den ich einſtens verhöhnte!
Wie reut's mich, wie ſehn' ich mich Tag und Nacht,
Daß ich mit dir mich verſöhnte!

Wohlan, ich bin zur Sühne bereit,
Du ſollſt mein Bußwerk wiſſen:
Wenn du Papſt biſt, will ich im Harlekinskleid
Zuerſt den Pantoffel dir küſſen!

9.

O arme deutſche Literatur,
Wohin biſt du gerathen?
Du biſt der Rammelboden nur
Für Pfaffen und Soldaten!

Durch Pfaffengezänk und Kanonengekrach,
Mit Heucheln und mit Morden,
Iſt die deutſche Literatur gemach
Zur Lotteratur geworden.

Mit dem Lied vom neuen Reich in der Hand,
Dem trommelnden Heldengedichte,
Beginnt der Deutſche den erſten Band
Der neueſten Weltgeſchichte.

Von der Wiſſenſchaft hellſtrahlendem Licht,
Vom gründlichen deutſchen Prozeſſe,
Zeugt mächtig der Stenographenbericht
Vom Altkatholikencongreſſe.

Glückauf, mein Deutſchland, du große Nation,
Im Glauben groß und im Wiſſen,
Die goldne Sonne der Zukunft hat ſchon
Das ſchwarze Gewölk zerriſſen;

Der Zukunft, wo auf jedem Altar
Der Kaiſerpapſt verehrt wird,
Und das ganze Volk in gedrängter Schaar
Zum goldenen Kalbe bekehrt wird.

Ein Bürger der Zukunft bin ich nicht,
Mein Zeitpunkt iſt längſt vergangen,
Drum weiß ich mit dem Stenographenbericht
Nur Eines anzufangen.

Ich ziehe das Fenſter des Wagens empor
Und werfe den Wiſch geſchwinde,
Es tanzen die Blätter in wirbelndem Chor
Und flattern hinaus in die Winde.

Sie tanzen und flattern hin und her,
Wie Kinder, die ſpielend ſich necken;
Doch ſinken ſie endlich und werden ſchwer
Und fallen herab in die Hecken.

Dort mag ſie einſt im buſchigen Thal
Der Landmann finden und nützen,
Wenn ihn ein ländlich Bedürfniß einmal
Treibt hinter die Hecke zum Sitzen.

Und wenn er zur Hand mit feſtem Griff
Den Bericht und das Kinn genommen,
Dann mag er den allerbeſten Begriff
Vom deutſchen Weſſen bekommen.

Ich aber lehne in ſtolzer Ruh'
Das Haupt in meine Ecke;
Der Schlaf drückt bald mir die Augen zu; —
Gebt Acht, daß Keiner mich wecke!

10.

Das war ein ſonderbarer Traum,
Wie ich geträumt noch keinen:
Ich ſah auf der Haide am Waldesſaum
Ein Mädchen ſtehen und weinen.

Drei Männer, vom Scheitel zur Sohle gehüllt
In ſtarrende Wehr und Waffen,
Die machten ſich mit dem Frauenbild
Gar emſiglich zu ſchaffen.

Der Eine zog ihr ein Panzerkleid
Mit Kugeln garnirt um die Lenden,
Und machte ein ſchweres Eiſengeſchmeid'
Ihr feſt an Hals und Händen.

Der Andre warf darüber ſogleich
Den Mantel den großen und ſchweren,
Von Außen an Gold und an Purpur reich,
Doch innen voll Stacheln und Speeren.

Der Dritte ſtülpte auf's Haupt ihr ſodann
Die preußiſche Pickelhaube,
Und hing ihr ein Reifwerk von Zipfeln daran,
Von Schellen und blühendem Laube.

Erſt ſchrie das Mädchen und ſträubte ſich ſehr
Bei Panzer- und Kugelgarnirung,
Doch ward ſie ruhig und weinte nicht mehr
Bei Gold- und Purpurverzierung.

Und als ſie die Pickelhaube trug
Mit Zipfeln und Schellen und Bändchen,
Da lachte ſie hell und jauchzte und ſchlug
Laut klatſchend in ihre Händchen.

Drauf nahm der Dritte das Mädchen beim Arm
Und führte ſie weg von der Haide,
Rings häufte ſich Volk in großem Schwarm
Und gab dem Paar das Geleite.

Und lang und länger wurde der Zug,
Und wuchs mit rieſiger Schnelle,
Ein gläſerner Wagen kam und trug
Das Paar zu der nahen Kapelle.

Dort ſtand ein Pfaffe in ſchwarzem Talar,
Mit Pickelhaube und Degen;
Mir ſchien's, er gab zuſammen das Paar
Und ſprach einen langen Segen.

Drauf ſtiegen die zwei zum Altar empor,
Rings ſah ich die Andren knieen,
Und hörte, wie ſie noch lange im Chor
„Erbarme dich unſer!“ ſchrieen.

Das iſt das Traumbild, das ich ſah,
Ich ſchwör' es mit heiligem Schwure;
Das Mädchen hieß einſt Germania,
Jetzt iſt ſie — preußiſche Hure.

Das iſt der Traum, der mir erſchien,
Als ich in die Ecke mich ſchmiegte
Und nach der Kaiſerſtadt Berlin
In raſſelndem Zuge mich wiegte.

11.

„Berlin“, rief endlich der Schaffner aus;
Das waren mir goldene Worte;
Ich wickelte langſam mich heraus
Und ſchritt durch die offene Pforte.

Ich bog die Friedrichsſtraße hinauf
Und drängte mich durch das Gewimmel,
Das war von Menſchen in ſummendem Hauf
Von Wagen und Vieh ein Getümmel!

Ich drückte mich links an die Häuſer hinan
In eines Thorwegs Niſche;
Drin ſang und drehte ein Orgelmann
Sein Zeug in ſchrillem Gemiſche.

Er ſtreckte ſein hölzernes Bein daher
Halb über des Thorwegs Breite;
Ein Aermel hing und baumelte leer
Herab von ſeiner Seite.

Er trug ein blankes Kupferſtück
An der Bruſt mit farbigem Bande;
Hohl waren die Wangen, erloſchen der Blick
Und abgeſchabt die Gewande.

Er ſpielte und ſang mit krächzendem Ton
Vom friſchen fröhlichen Kriege,
Vom Heldenkaiſer, vom Heldenſohn,
Von der Feldſchlacht und vom Siege;

Er ſang vom frechen franzöſiſchen Hahn,
Vom Adlerhorſt auf der Eiche,
Von der herrlichen deutſchen Siegesbahn
Und vom germaniſchen Reiche.

Du armer Mann, dich haben ſie auch
Geſchleppt zum Völkerkriege,
Und haben dich dann, ſo wie es der Brauch,
Entlaſſen nach dem Siege!

Du ließeſt für ſie an Fuß und Arm
Zum hülfloſen Krüppel dich ſchießen,
Bis ſie hinaus in Noth und Harm
Dich auf die Straße ſtießen!

Du haſt mit deinem Gut und Blut
Milliarden ihnen erworben,
Und zu Hauſe ſind mit gebrochenem Muth
Dir Weib und Kind verdorben.

Und als du deine Pflicht gethan
Mit Sengen und Brennen und Morden,
Und als du ein armer, elender Mann,
So elend wie Keiner geworden,

Da nähten ſie dir ein Kupferſtück
An die Bruſt mit farbigem Bande,
Und jagten dich von der Schwelle zurück
Als Bettler hinaus in die Lande!

Du armer Mann, du ärmſter der Welt,
Wie biſt du zu beklagen!
Wohlan, ich will Dir all mein Geld
Auf deinen Teller tragen!

So ſprach ich zu mir, von Mitleid weich,
Und durchſuchte die Taſchen alle;
Doch hielt ich zurück und beſann mich ſogleich
Und es ſtieg mir plötzlich die Galle.

Du deutſcher Michel, warſt du ſo dumm,
Und ließeſt zum Krüppel dich ſchlagen,
So bettle die Füße dir lahm und krumm,
Du haſt dich nicht zu beklagen!

Wenn du ſo dumm warſt und ſtellteſt dich auf
Und opferteſt Blut und Leben,
Und ließeſt dir dann auf den Hintern hinauf
Einen gnädigen Fußtritt geben,

Und biſt noch ſtolz auf die Schmach des Tritt's
Und durchplärrſt das Land mit Geſängen
Vom Heldenkaiſer, vom Heldenfritz,
Von Schlachtluſt und Siegesklängen, —

So laſſ' ich getroſt den Beutel zu,
Und will dich nicht weiter verletzen,
Sonſt würd' ich dir ſicher in aller Ruh'
Auch meinen Fußtritt verſetzen!

12.

Ich ſtand gegenüber dem Königsſchloß
Mit ſeiner hohen Altane;

Um eine Stange ſchlampte greß
Die ſchwarz-weiß-rothe Fahne.

Die Farben ſchwarz und weiß und roth,
Das ſind die neuen Farben,
Die ſich die Deutſchen durch Krieg und Tod
Zum Banner des Reichs erwarben.

Das iſt nicht das alte Schwarz-roth-gold,
Das ſchwarz wie der Tod der Tyrannen,
Und roth wie Blut in der Fauſt ſich entrollt
Der goldenen Freiheitsmannen!

Das iſt nicht das Banner, das Volksdrang
Dem zollerſchen Charlatane
Das Haupt einſt herab auf den Buſen zwang
Dort auf der hohen Altane!

Das iſt das Schwarz, das die Knechtſchaft prägt
Auf der Völker Herz und Gehirne,
Das iſt das Weiß, das den Stempel trägt
Des Grams auf der bleichen Stirne!

Das iſt das Roth, das brennendheiß
Die Scham treibt auf die Wangen,
Wenn einſt die Farben ſchwarz-roth-weiß
Die Denker zum Denken zwangen!

Das Schwarz iſt der deutſchen Freiheit Tod
Und die große zoller'ſche Lüge;
Das Weiß iſt des Krieges fahle Noth
Und des Jammers verblaßte Züge!

Das Roth iſt die Schmach, die Zollerns Hand
Auf Deutſchlands Nacken geſchwungen,
Das Schandkleid, das um das deutſche Land
Die Zollernfauſt geſchlungen!

Das zoller'ſche Schwarz, das zoller'ſche Weiß
Und das Schamroth der deutſchen Lande,

Das ist ein Banner, wie keines ich weiß
Vom Nil bis zum Nordpolstrande!

Das ist das zoller'sche Schwarz-weiß-roth,
Das Banner der Todtschlagsfarben,
Das sich die Deutschen in Krieg und Tod
Zum Banner des Reichs erwarben!

Ihr Deutschen, das ist ein Banner für euch,
Ihr braucht drob nicht zu erbosen;
Das paßt für euch, für des Todtschlags Reich,
Das Reich des Todtschlags im Großen!

Doch nein, das paßt doch nicht; — gemach!
Ich muß das Roth entfernen;
Denn ihr Deutschen werdet ob eurer Schmach
Doch nie euch schämen lernen!

Bloß weiß und schwarz, das ist genug,
Ist einfach und doch auch scheckig;
Jetzt paßt das Banner und heißt mit Fug:
Helldreckig und dunkeldreckig!

13.

Indeß ich mich so in den Zorn hinein
Um das schlampige Banner gesprochen,
War längst mit des Gaslichts flackerndem Schein
Die Nacht hereingebrochen.

Ich machte daher mit spöttischem Schnitt
Dem Banner noch eine Fratze
Und wandte mich dann mit raschem Schritt
Hinweg vom Königsplatze.

Ich dachte hin und her im Lauf,
Was jetzt wohl anzufangen;
Das Beste war, ich machte mich auf,
Ein Nachtquartier zu erlangen.

Doch während ich so noch im Zweifel ging,
Nach welchem Gasthaus ich schreite,
Da streifte plötzlich heran und hing
Ein Mädchen mir an der Seite.

Das ist in Paris mir oft passirt,
Drum war ich nicht eben betroffen;
Doch hatte das Mädchen sich sehr geirrt, –
Von mir war nichts zu hoffen!

Denn ein Mensch, der im höllischen Flammenmeer
Schon fünfzehn Jahre gebraten,
Dem regt sich schon längst der Drang nicht mehr
Nach zärtlichen Liebesthaten.

Doch wies ich das Mädchen auch nicht davon,
Denn ich sehnte mich nach Unterhaltung,
Und sie schien mir so fein in Wuchs und Ton,
So edel an Gang und Haltung;

Und als das nächste Laternenlicht
Auf ihrem Antlitz glänzte,
Da sah ich ein allerliebstes Gesicht,
Das sechzehnmal kaum lenzte.

Ich preßte daher des Mädchens Arm
An der Seite mir fest ohne Zaudern,
Und lauschte, wie sie so lieb und warm
Mit mir begann zu plaudern.

„Geh nur mit mir, du bleicher Mann,
Mit dem finstern, mürrischen Blicke,
Ich leite dich sicher den Pfad hinan
Zu deinem verborgenen Glücke!

Ich weiß ein Plätzchen, so lieb und hold,
Von dämmerndem Zwielicht umnachtet;
Da ſchmeicheln die Lüfte, da gleißt das Gold,
Und ein liebendes Herzlein ſchmachtet!

Da wirſt Du von glühenden Lippen geküßt,
Und von ſchwellenden Armen umſchlungen;
Da wird dir des Herzens kühnſtes Gelüſt
An zitterndem Buſen bezwungen!

Dann ſchlürfſt du am ſchäumenden Kelche dich ſatt
Und träumſt dich im Götterreiche,
Und es wird die finſtere Stirne dir glatt,
Und es flieht von den Schläfen die Bleiche!

Drum komm nur mit mir, du Menſchenkind
Mit den hohlen gebleichten Wangen;
Ich will dich führen, du ſollſt geſchwind
Zu deinem Glücke gelangen!" —

„Und kann auch nimmer die Liebe mir blühn,
Und darf mir kein Glück mehr ſproſſen,
So folg' ich dir dennoch überall hin, —
Wohlan, ich bin entſchloſſen!"

14.

Das war ein großer herrlicher Saal
Mit glänzender Tafel zur Seite;
Drauf ſtand bereitet ein leckeres Mahl,
Dem Hunger willkommene Beute.

Von tauſend Kerzen flammt's in der Rund'
Und Wohlgerüche flogen,
Und rauſchender Klang der Muſik kam bunt
Durch den weiten Raum gezogen.

Von Menſchen war es ein dichtes Gewühl
In Fräcken und Uniformen,
In Atlaskleidern, in Spitzen und Tüll,
Mit verhüllten und offenen Formen.

Wir ſaßen zu Tiſche, zur Seite mir
Mein Mädchen von der Gaſſe,
Und rechts und links in langem Spalier
Der Taſter ſcheckige Maſſe.

Ich regte mich nicht und ſchwieg und ſaß
Selbſt ſtumm vor den ſtummen Fiſchen;
Das Mädchen plauderte, trank und aß
Und plauderte wieder dazwiſchen.

„Die dort mit der ſchwarzen Schnur um den Hals
Und dem roſenrothen Bande,
Das iſt die Frau eines Generals,
Eine Dame von hohem Stande;

Statt daß ſie in's Theater geht,
Wie der Gatte meint und die Leute,
Gibt hier ſie ein zärtliches Tête-à-tête
Dem Hauptmann an ihrer Seite.

Die Andere dort in Silbergrau,
Mit dem Sträußchen von Hyacinthen,
Das iſt eine reiche Bankiersfrau
Und öfter hier zu finden.

Der Geſchäftstheilhaber ſitzt bei ihr,
Ganz glücklich angeheitert;
Denn iſt der Mann verreiſ't von hier,
Wird die Compagnie erweitert.

Die Schönheit links, die von eifrigen Zwei'n
Verfolgt wird mit Liebesgeflüſter,
Das iſt ein Geheimrathstöchterlein,
Ihr Vater iſt Rath beim Miniſter.

Der Aufwand iſt größer als das Gehalt,
Der Gläub'ger ſind mehr als der Zahler,
Drum verdient ſich des Töchterleins hübſche Geſtalt
Hier jeden Abend zehn Thaler.

Die Blonde mit blauem Kleide dort,
Die iſt im gleichen Falle;
Ihr Vater ſelber ſchickt ſie fort
Faſt jede Nacht zum Balle!"

So ſchwatzte das Mädchen an mich her,
Und trank und ſpeiſ'te dazwiſchen,
Doch endlich ſah ich die Tafel leer
Und die Paare zum Tanzen ſich miſchen.

Das war ein Gleiten, Wallen und Müh'n,
Ein Wogen und Wehen und Wiegen;
Das war ein Faſſen und Schlingen und Glüh'n,
Ein Halten und Drücken und Schmiegen!

15.

Wir ſaßen im traulichen Dämmergemach,
Im würzigen ſtillen Kloſette,
Nur ſelten dumpf aus der Ferne brach
Das Schrillen der Klarinette.

Ich zog das Mädchen an mich heran,
Und bog ihr das Köpfchen zurücke,
Und ſah ihr tief in die Seele hinan,
Und verſchlang ſie mit forſchendem Blicke,

Und ſtrich ihr das Haar und die Wangen gelind
Und fragte ſie tief beklommen:
„Doch du, mein armes, roſiges Kind,
Woher biſt du gekommen?"

Da barg ſie das Köpfchen an meine Bruſt
Und Scham überzog ihr die Stirne:
„O daß du ſo mich fragen mußt,
Du ſo mich — eine Dirne!

Doch geb' ich gern den verlangten Beſcheid:
Mein Vater iſt Dorfſchulmeiſter,
Er wohnt in Pommern dahinten weit,
Und Friedrich Müller heißt er.

Er hat nur zwanzig Thaler Gehalt,
Für ſich und Frau und Kinder,
Für Hunger und Durſt, für Warm und Kalt,
Für Sommer und für Winter.

So kam ich früh ſchon nach Berlin,
Und um nicht Hungers zu ſterben,
Da gab ich mich endlich der Liebe hin,
Es iſt das ſchnellſte Erwerben.

Was willſt Du? Gegen den Hungertod
Iſt die Liebe noch immer am Beſten
Und ſo kann ich noch in der bittern Noth
Zu Hauſe die Eltern tröſten.

Doch weiß der Vater nichts davon,
Und ſollteſt du einſt ihn ſehen,
Nicht wahr, ſo ſchweigſt du darüber ſchon,
Was mit ſeinem Kinde geſchehen?"

Ein Strom von Thränen bethaute heiß
Die Hand mir bei ihren Worten:
„Du armes trauriges Kind, ich weiß,
Warum du ſo geworden!

Ich weiß, wer im Ueberfluſſe ſich wiegt
Und ſpielt mit Szeptern und Kronen,
Ich weiß, wer ſich Milliarden erſiegt
Und Länder und Dotationen!

Ich weiß, wer die Einen zum Kriegswerk zwingt
Und die Andern zu Noth und Entbehrung;
Ich weiß, wer die Einen zu Sklaven dingt
Und die Andern zu Schmach und Entehrung!

Du armes Kind, ich weiß es wohl,
Doch ſtill, der Geiſt hält Wache!
Bald leuchtet der Tag von Pol zu Pol,
Der Tag der entſetzlichen Rache!

Bald werden die Völker den lodernden Brand
In die Schlöſſer der Könige tragen,
Und Szepter und Kronen und all' den Tand
In ſprühende Fetzen zerſchlagen!

Bald wird der fürſtliche Henkerſchwarm
Am eigenen Galgen baumeln,
Und die Völker befreit rings Arm in Arm
Von Feſten zu Feſten taumeln!"

16.

Noch lag das Mädchen an meiner Bruſt,
In Schmerz und Scham befangen;
Ich ſtrich ihr des Haupthaars lockigen Wuſt
Und die thränenbefeuchteten Wangen.

„Du armes Kind! Und kann ich auch nicht
Dir deinen Verdienſt gewähren,
So ſollſt du dennoch für deinen Bericht
Nicht meines Dankes entbehren!

Ich will —" Da fuhr ich plötzlich empor;
Von fernher hob ſich ein Brauſen,
Ein wilder Tumult, ein grollender Chor,
Ein drohendes Sturmwindſauſen.

Ich riß mich weg und ſtürzte hinaus
Und ſtand an des Saales Schwelle –
Das war in buntem, wimmelndem Graus
Der größte der Prügelbälle!

Da ſauſ'te der Stuhl, da krachte der Tiſch,
Da dröhnten die wuchtigen Hiebe,
Gejohl und Geſchrei in tollem Gemiſch
Entklang dem geknäulten Getriebe.

Ich ſchob mich langſam zur Seite her,
Das Ausgangsthor zu gewinnen;
Da wälzte ſich plötzlich das ganze Heer
Auf mich und zog mich nach Innen.

Und eh' ich's verſah, war ich einverleibt
Dem Schwarme der tobenden Hölle,
Und abgeprügelt und abgeſtäubt
Mit kabelmäßiger Schnelle;

Und eh' ich entſchloſſen den Nächſten gepackt,
Selbſt dreinzuſchlagen befliſſen,
Da ſah ich mich ſchon in geviertelтem Takt
Hinaus auf die Straße geſchmiſſen.

Da lag ich und rief nach der Polizei
Und fluchte und ſchimpfte nach Noten;
Allein kein Schutzmann eilte herbei,
Als wäre das Helfen verboten.

Von ferne nur im Laternenſchein
Sah einen Mann ich ſchreiten;
Ich raffte mich auf und holte ihn ein
Und klagte ihm meine Leiden.

Da ſah mich der Mann mißtrauiſch an,
Als wär' ich der Schurken Einer:
„Ihr wünſcht einen Schutzmann?“ ſprach er dann
„Ja, ſeid Ihr denn ſelber keiner?“

„Ach nein, wenn ich ein Schutzmann wär',
Wie wollt' ich die Kerle reiten!"
So ſprach ich und zählte von Neuem her
Die Kette meiner Leiden.

Da hörte der Mann mir emſig zu,
Als ich mein Unglück klagte;
Dann ſchüttelt' er in bedächtiger Ruh
Das Haupt vor ſich und ſagte:

„Ihr ſeid auch nicht von Berliner Flur,
O Freund, ſonſt müßtet ihr wiſſen:
In jenem Hauſe da werden nur —
Schutzmänner hinausgeſchmiſſen!"

17.

Ich ſaß geſichert im Kaffeehaus
Und machte mich wieder munter;
Ich ruhte von meinen Strapazen aus
Bei einer Flaſche Burgunder.

Manchfaches Volk durchdrängte den Raum
Und aß und trank und ſpielte;
Doch ſahen die Einen die Andern kaum
Vor Rauch, der den Saalbau füllte.

Zu meiner Linken an einem Tiſch
Von Wolkendampf umnachtet,
Da ſtand ein Knirps und redete friſch,
Doch ward er von Keinem beachtet.

Er ſprach vom herrlichen deutſchen Reich
Und vom Beruf der Germanen,
Vom fröhlichen Krieg, vom wuchtigen Streich
Und von den geſetzlichen Bahnen;

Vom Kaiſerthum, das ſich wieder erneut,
Vom freundlichen Bundesrathe,
Vom guten Willen, von Einigkeit
Und von der Regierungen Gnade;

Vom Volk, das in jubelndem Dankesgefühl
Zufrieden und glücklich ſich preiſe,
Von der Vorſehung, die dem Reiche ſo viel
Des göttlichen Segens erweiſe.

Das ſchnatterte luſtig und klapperte hell,
Wie das Rad in der Mühle ſich ſchaukelt,
Das rauſchte und brauſ'te in raſchem Gefäll,
Wie der Waldbach vom Felſen gaukelt.

Und ob auch Niemand am ganzen Ort
Das geringſte Gehör ihm gönnte,
Das focht ihn nicht an und er orgelte fort,
Als ſäß' er im Parlamente.

„Wer iſt der Knirps, der da oben ſteht
Mit dem großen unſterblichen Maule,
Dem das Schwadroniren vom Flecke geht
Wie das Furzen dem alten Gaule?

Wer iſt der Kerl, der es unternimmt
Im Namen des Volkes zu pochen,
Dem nicht ſchon längſt die Hörer ergrimmt
Die Spindelbeine zerbrochen?"

Ich frug's; da zupfte mein Tiſchnachbar
Mich leiſe am Gewande:
„Ihr kennt ihn nicht? Dann iſt es klar:
Ihr ſeid nicht aus dieſem Lande.

Das iſt im Reichsſtall der tüchtigſte Gaul,
Der größte Redner auf Erden,
Dem, wenn er ſtirbt, noch extra das Maul
Muß todtgeſchlagen werden.

Hat die Reichsregierung auch noch ſo ſehr
In den Dreck den Karren geſchoben,
Er leitet darüber ein Phraſenmeer
Und hebt den Karren nach oben.

Doch iſt ihm die ewige Rederei
Schon ſehr in's Blut gegangen;
Er ſteht nicht und geht nicht, ohne dabei
Eine Rede anzufangen.

Der Nationalliberalen Held,
Des Schwaderns geübteſter Meiſter,
Das iſt der berühmteſte Mann der Welt,
Und — Eduard Lasker heißt er!"

18.

Die Fürſten, die Herren vom andern Geblüt,
Die Pächter der göttlichen Ehre,
Die Fürſten, das iſt das alte Lied,
Das Lied von der deutſchen Miſere.

Die fünfundzwanzig gnädigen Herrn
Mit der Sippſchaft von tauſend Agnaten,
Das iſt in der deutſchen Nuß der Kern,
Der Kern von Gottes Gnaden.

Von Gottes Gnaden mit vollem Recht,
Denn wäre nicht Gottes Gnade,
So wäre ſchon längſt das ganze Geſchlecht
Verfault unter Galgen und Rade.

Der Eine, ein ganzer Kaſernenheld,
Ein Meiſter im Drillen und Knuten,
Betrachtet als Roßſtall die ganze Welt
Und die Menſchheit als Zucht von Rekruten.

Der Andre, zum würdigen Seitenſtück
Von ſeines Ahnherrn Gefudel,
Treibt Tag und Nacht mit Schnurrantengeſchick
Sein ewiges Wagner-Gedudel.

Der Dritte büßt, was er Jahre ſchon
Verlottert in Saus und Brauſe;
Und wär' er nicht ein ſo hoher Patron,
So ſäß' er im Irrenhauſe.

Der Vierte rühmt ſich insgeſammt
Als Kenner der weiblichen Sphären,
Und man könnte getroſt das Spitalarztamt
Im Syphilishaus ihm gewähren.

Und weiter hinab bis zum letzten Mann,
Das ſind gar ſtattliche Helden;
Sie eſſen und trinken und ſchlafen ſodann,
Sonſt — gibt's nicht viel zu melden.

Ein Spiel, eine Jagd, ein neues Ballet,
Dazwiſchen ein wenig Lieben,
Das iſt's, was die Herren vom Cabinet
Jahraus jahrein getrieben.

Doch wenn es gilt, dem Volke das Fell
Zu ziehen über die Ohren,
Da finden ſie ſich vollzählig zur Stell',
Und keiner geht verloren.

Da ſchreiben ſie aus in trotz'gem Verein
Das Gebot des zollern'ſchen Alten:
Du ſollſt bezahlen, Soldat ſollſt ſein,
Und ſollſt das Maul dazu halten!

Das Volk, das ſtellt ſich gemächlich hin
Und läßt den Beutel ſich leeren,
Und trägt den Kuhfuß mit ernſtem Sinn,
Und läßt kein Wörtchen hören.

O deutſches Volk, wenn ich dich ſo ſchau'
Im Zwangsſtuhl der Fürſten ſitzen,
Wie ſie handwerksmäßig grün und blau
Dich ſchlagen und treten und ſitzen;

Wie ſie das Geld aus dem Sack dir zieh'n,
Dich drillen und beuteln und ſchinden,
Und auf das geduldige Maul dir hin
Ein breites Pflaſter binden,

Dann fühl' ich des ſtoßenden Ekels Gewicht
Durch Leib und Seele mir zucken,
Und es reizt mich die Luſt — auf die Fürſten nicht,
Nein, auf dich ſelber zu ſpucken!

19.

Der Reichstag? — Ach, ich vergaß ihn beinah';
Wie wunderſchön das geſagt iſt:
Ein Reichstag des deutſchen Volks iſt da!
Nur ſchade, daß er vertagt iſt!

Denn ach, ich hätte ſie gern geſeh'n
Auf ihren grünen Sitzen,
Wie ſie demuthsvoll vor dem Meiſter ſteh'n,
Die Ohren hängen und ſchwitzen;

Wie ſie kommen und wieder von dannen geh'n
Auf leiſer behutſamer Pfote,
Wie ſie ſprechen und ſtimmen und ſtramm hinſteh'n
Nach allerhöchſtem Gebote;

Wie ſie jeden Fußtritt mit Eſelsruh
Geduldig zu ſich ſtecken,
Und den tretenden Fuß und den Schenkel dazu
Bis hinauf zum Hintern belecken,

Die Volksvertreter im deutſchen Reich,
Zertreter des Volks und Verräther!

O ſtünd' ich im Sitzungsſaale vor Euch,
Dann wär' ich Euer Zertreter!

O wär' ich Bebel —" Da plötzlich ſchlug
Mich ein Mann mit der Fauſt, der geballten;
Wenn er offen nicht den Polizeiſtock trug,
Ich hätt' ihn für Simſon gehalten.

Er fuhr mich mit rauher Betonung an:
„Ihr habt verbot'ne Gedanken;
Drum müßt Ihr als ſtaatsgefährlicher Mann
Gleich mit mir vor die Schranken!"

Da aber fuhr ich plötzlich auf
Und rief in zorniger Bleiche:
„Iſt das der Gerechtigkeit Verlauf
Im neuen deutſchen Reiche?

Kann jede Dirne den käuflichen Leib
Auf offenem Markte verwerthen,
Können Strolche und Gauner zum Zeitvertreib
Zu Räubern und Mördern werden?

Wagt ſelbſt die löbliche Polizei
Sich nicht in die Höhlen der Laſter;
Schleicht jeder Schutzmann ängſtlich vorbei
An dem verdächtigen Pflaſter?

Kann jeder Spitzbub' in tollem Gehetz
Mit den Ehrlichen ſchalten und walten;
Sind ſelbſt die Wächter von Recht und Geſetz
Von Strolchen im Zaume gehalten?

Und ſoll der bloße Gedanke allein
Verfallen dem Häſcherſtreiche,
Soll mir das Denken verboten ſein
Im neuen deutſchen Reiche?

Iſt das das Reich mit dem edlen Duft
Der Gottesfurcht und der Sitte,

Wo das Erſte ein Strolch iſt, das Zweite ein Schuft,
Und eine Hure das Dritte?

Iſt das" — Der Mann, der ſprach kein Wort,
Und zuckte nicht im Geſichte;
Er packte mich feſt und ſchleppte mich fort
Zum nächſten Stadtgerichte.

20.

Sie fanden keine Schuld an mir
Und ſetzten mich nicht gefangen,
Und ſo bin ich dem freien Quartier
Für diesmal noch entgangen.

Für diesmal? Nein, beim hölliſchen Heer,
Das iſt für immer zu Ende;
Sie ſollen mich nie und nimmermehr
Bekommen in ihre Hände!

Sie ſollen nicht an den freien Arm
Die Schergenfauſt mir legen;
Sie ſollen nicht zu dem andern Schwarm
Von Leckern und Schuften mich fegen!

Viel eher will ich den Marken entflieh'n,
Die der eiſerne Fluch getroffen,
Will eher zum Meer und zur Wüſte zieh'n,
So weit die Welt mir offen!

Viel eher will ich des Hemdes Saum
Zum Stricke mir drehen und zwängen,
Und an den nächſten beſten Baum
Zum Rabenfraße mich hängen!

Viel eher ſteig' ich wieder hinab
Zum einſamen Pfuhl der Hölle,
Und grabe mir ſelbſt dort ein ſtilles Grab,
Und lege mich nieder zur Stelle!

Ja, ja, zu der Hölle ſtinkendem Spalt
Will ich mich wieder begeben;
Und iſt ſie auch leer und öde und kalt,
So läßt ſich doch frei drin leben!

Dort will ich liegen und warten und ruh'n,
Bis andere Zeiten gekommen,
Bis die Deutſchen ihr Schickſal mit kräftigem Thun
Selbſteigen zur Hand genommen!

Bis ſie mit heiliger Zornesglut
In Fetzen die Throne zerſchlagen,
Und bis ſie die ganze Tyrannenbrut
Zur Guillotine getragen!

Bis der verpeſtete deutſche Sumpf
Von Henkern und Heuchlern und Strolchen
Iſt ausgerodet bis auf den Stumpf
Mit Knüppeln und Meſſern und Do'chen;

Bis der nationalliberale Geſtank
Mit glühenden Kohlen geputzt iſt,
Und mit den Pfaffen der pfäffiſche Zank
An Schwanz und Ohren geſtutzt iſt;

Bis das Volk ein Volk in Wahrheit iſt,
Nicht bloß eine Heerde von Schöpſen,
Die der Treiber verkauft und ſchlachtet und frißt
Und füttert den hungrigen Möpſen;

Bis die Deutſchen ein Volk in Wahrheit ſind
Von Männern, die ſelber denken,
Die feſten Trittes und freigeſinnt
Sich ſelber führen und lenken!

O deutſches Volk, wenn du einſtens ſo
Dich aufgerafft zum Handeln,
Dann will ich wieder friſch und froh
Hinauf zum Beſuche wandeln;

Dann erheb' ich wieder zu Frankfurt den Blick
Und frage mit ſtolzer Betonung:
„Der Präſident der Republik,
Der deutſchen, wo iſt ſeine Wohnung?“ *)

Dann hab' ich nicht vergebens gefragt;
Man weiſ't mich nach der Stelle,
Wo hoch das deutſche Volkshaus ragt,
Und ich beſchreite die Schwelle,

Und trete ſtolz in den Saal heran,
Wo die Edeln ſich reih'n auf dem Sitze,
Und grüße den alten würdigen Mann,
Der oben ſteht an der Spitze,

Und rufe laut, und mit feuchtem Blick
Nachdonnern es All' in der Runde:
„Es lebe die deutſche Republik
Mit der Völkerfreiheit im Bunde!“

Du deutſches Volk, das währt noch lang,
Bis ich einſtens ſo dich beſuche;
Drum duſ'le nur fort den gewohnten Gang,
Und ärgere dich an dem Buche.

Doch wenn noch ein einziger Funken Verſtand
Zum Denken dir übrig geblieben,
So wiſſe, das hab' für mein Vaterland
Ich, Heinrich Heine, geſchrieben!

Ich war kein Charakter, doch ein Genie
Und ein Schlingel dazu, ein vertrakter;
Doch heute, in deutſchnationaler Brüh',
Heut' wär' ich der größte Charakter!